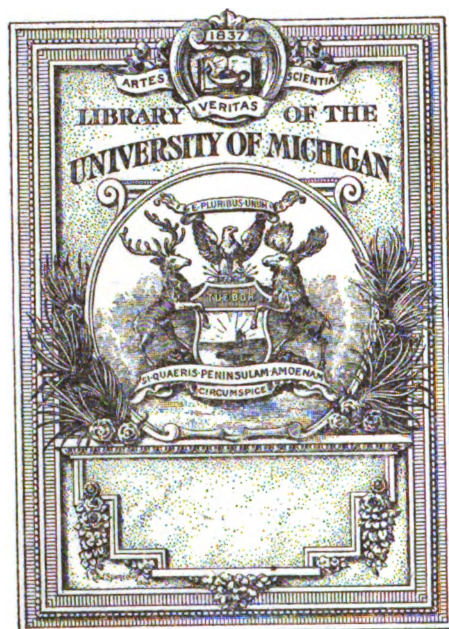



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

GRUNDRISS

DER

GERMANISCHEN PHILOLOGIE.

I. BAND.

GRUNDRISS

DER

GERMANISCHEN PHILOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG VON

K. VON AMIRA, W. ARNDT, O. BEHAGHEL, A. BRANDL, B. TEN BRINK, H. JELLINGHAUS, K. TH. VON INAMA-STERNEGG, KR. KÅLUND, FR. KAUFFMANN, F. KLUGE, R. KÖGEL, R. VON LILIENCRON, K. LUICK, A. LUNDELL, J. MEIER, E. MOGK, A. NOREEN, J. SCHIPPER, H. SCHÜCK, A. SCHULTZ, TH. SIEBS, E. SIEVERS, B. SYMONS, F. VOGT, PH. WEGENER, J. TE WINKEL, J. WRIGHT

HERAUSGEGEBEN

VON

HERMANN PAUL

ORD. PROFESSOR DER DEUTSCHEN SPRACHE U. LITERATUR AN DER UNIVERSITÄT FREIBURG I. B.

I. BAND.

BEGRIFF UND GESCHICHTE DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE. — METHODENLEHRE. — SCHRIFTKUNDE. — SPRACHGESCHICHTE. — MYTHOLOGIE.

MIT EINER RUNENTAFEL UND ZWEI KARTEN.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.
1891.

G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.

VORWORT.

Die Idee zu diesem Unternehmen ist von dem Verleger ausgegangen. Er wollte damit ein Pendant zu dem von G. Gröber herausgegebenen Grundriss der romanischen Philologie schaffen. Er besprach sich darüber im Jahre 1884 zuerst mit F. Kluge, dann auch mit mir. Wir waren darüber einig, dass es am angemessensten sein würde, wenn E. Sievers die Leitung übernähme. Dieser erklärte sich auch bereit dazu und stellte einen Plan auf, der sich noch näher als der jetzige an den Grundriss der rom. Phil. anschloss. Diesen Plan legte er mir vor, und wir berieten uns über die für die einzelnen Abschnitte zu gewinnenden Mitarbeiter. Bevor aber die Verhandlungen mit denselben eingeleitet waren, sah sich Sievers veranlasst zurückzutreten. Nicht ohne schwere Bedenken übernahm ich an seiner Stelle die Redaktion. Die Vereinbarungen mit den Mitarbeitern wurden grösstenteils im Frühjahr 1885 abgeschlossen. Für manche Abschnitte gelang es erst später, einen Mitarbeiter zu finden, für mehrere mussten die Gelehrten, welche ursprünglich zugesagt hatten, durch andere ersetzt werden, einige, die ursprünglich geplant waren, mussten fortfallen, andere kamen neu hinzu. Die Disposition des Ganzen verschob sich dabei nicht unwesentlich. Der Termin für Ablieferung der Manuskripte war auf Ende 1887 festgesetzt. Aber erst im Juli 1888 konnte mit dem Druck begonnen und erst im Mai 1889 konnte die erste Lieferung ausgegeben werden. Auch jetzt war ein gleichmässiger Fortgang des Druckes nicht möglich. Dies gab die Veranlassung, dass vor Vollendung des ersten Bandes auch der zweite in Angriff genommen, und dass dann dieser wieder in zwei Abteilungen zerlegt wurde. Auf diese Weise ist eine rasche Förderung des Ganzen möglich geworden. Der Umstand, dass die angelsächsische Literatur noch im März dieses Jahres einem andern Bearbeiter übertragen werden musste,

hat bisher den Abschluss der ersten Abteilung des zweiten Bandes verhindert. Die zweite ist bis auf das Register schon seit längerer Zeit fertiggestellt.

Der Unvollkommenheit des Werkes bin ich mir wahrscheinlich so gut bewusst wie irgend jemand anders. Ich weiss insbesondere sehr wohl, wie gross die Ungleichmässigkeit in der Behandlung der einzelnen Abschnitte ist, und wie viele Lücken noch auszufüllen wären. Ich habe alle Ursache, um gütige Nachsicht zu bitten, die vielleicht ein billiger Beurteiler nicht verweigern wird, welcher sich die Schwierigkeiten klar macht, mit denen man bei einem solchen Unternehmen zu kämpfen hat. Vielleicht gelingt es in späteren Auflagen, die Mängel des ersten Versuches mehr und mehr zu beseitigen.

Freiburg i. B. im Juli 1891.

H. Paul.

INHALT.

BERICHTIGUNGEN.

S. 17, Z. 7: 1665—1714, lies 1565—1614. Z. 17: *vetuti*, l. *vetusti*. Zu Z. 24 ff. vgl. jetzt die manches berichtigende Darstellung von Zangemeister in Westdeutsche Zschr. f. Geschichte u. Kunst VII, 345 ff. S. 23, Z. 7 v. unten: 1818, l. 1618. S. 25: vor § 16 ist die Überschrift „England", vor § 17 „Skandinavien" ausgefallen. S. 27, Z. 8 v. unten: Torfsson, l. Torfason. S. 28, Z. 17 v. unten: westgotischen, l. westgötischen. S. 34, Z. 12 v. unten: Erörterung, l. Eröffnung. S. 63. Unter § 53 sind folgende Literaturangaben vergessen: Bartsch, *Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1801 - 1808*. Heidelberg 1881. F. Pfaff, Einleitung zu *Arnims Trösteinsamkeit*. Freiburg u. Tübingen 1883. S. 101, Z. 10 v. unten: M. Schlyter, l. C. J. Schlyter. S. 121, Z. 18: 1876, l. 1867. S. 144, Z. 9 v. unten: *bokmenta-*, l. *fornleifa-*. S. 351, Z. 14 v. unten: *sk vjan*, l. *skevjan*. S. 351, Z. 8 v. unten: die -, l. die *ê-*. S. 411, § 5, Z. 5: de sogeen., l. den sogen. S. 413, Z. 5 v. unten: Auslaut, l. Anlaut. S. 414, Z. 6: Silbenauslaut, l. Silbenanlaut. S. 417, Z. 10: schwedisch-sprachliche, l. schwedisch-sprachliches S. 419, Z. 22 v. unten: diesen, l. dieser. S. 447, Z. 17: diesem, l. dieses. S. 448, Z. 23: diesem, l. dieses S. 483. § 153, 1 schmelzen, l. verschmelzen. S. 485, letzte Z.: Speis, l. Speise. *đ*, l. *d*. S. 486, 2: Speis, l. Speise. S. 494, Z. 16: gewöhnlichem, l. gewöhnlichen. S. 494, Z. 14 v. unten: diese, l. dieser. S. 512, 3 bildet, l. bilden. S. 515, Z. 12 *-a-*, l. *-đ*. S. 572, Z. 7: Tatin, l. Tatian. S. 583, letzte Z.: *n*, l. *ss*. S. 589, Z. 12 *đaspe*, l. *daspe*. S. 606, Z. 5 von unten: als, l. also. S. 613, Z. 7: *u*-Stämmen, l. *n*-Stämmen.

ERKLÄRUNG DER ABKÜRZUNGEN.

Aarbøger oder Aarb. = Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie. Kopenhagen 1866 ff.
A. Ball. a. S.[2] = Ancient Ballads and Songs, ed. J. Ritson. 3. Ed. 1877.
Abh. = Abhandlungen.
Abt. = Abteilung.
Acta fenn. = Acta societatis scientiarum fennicae, Helsingfors 1842 ff.
ADBiogr. = Allgemeine deutsche Biographie hrsg. durch die historische Commission bei der Münchener Ak. d. Wissensch. Leipz. 1875 ff.
AdGr., vgl. Holtzmann.
adän. = altdänisch.
adj. = adjectivum.
adv. = adverbium.
ae. = altenglisch (angelsächsisch).
AfdA = Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literaturgeschichte.
afranz. = altfranzösisch.
afries. = altfriesisch.
ags. = angelsächsisch.
agutn. = altgutnisch (gotländisch).
ahd. = althochdeutsch.
air. = altirisch.
aisl. = altisländisch.
al. = alemannisch.
Ald. Ed. = The Aldine Edition of the British Poets and Poetical Works of Geoffrey Chauer, ed. R. Morris. New edition.
altd. = altdeutsch.
Altd. Bl. = Altdeutsche Blätter von Haupt und Hoffmann. Leipz. 1835—40.
AM = Arne-Magnæanus(-a) (vgl. I, S. 28).
Am. Journ. Philol. = American Journal of Philology.
amd. = altmitteldeutsch.
an. = altnordisch.
andd. = altniederdeutsch.
Andr. = Andreas (ags. Gedicht).
A. N. E. D. = Murray, A new English Dictionary.
Angl. oder Anglia = Anglia, Zeitschrift für englische Philologie, hrsg. von Wülker. Halle 1878 ff.
Annaler = Annaler for nordisk Oldkyndighed (og Historie). Kopenhagen 1836 ff.
Ann. f. Oldk. = dasselbe.
Ant. tidskr. = Antiquarisk Tidskrift udg. af det K. Nordiske Oldskriftselskab. Kopenhagen 1843—64.
Ant. tidskr. f. Sv. = Antiqvarisk Tidskrift för Sverige utg. genom Bror Emil Hildebrand. Stockholm 1864 ff.
Antrop. sekt. = Antropologiske sektionens tidskrift. Stockholm 1878 ff.
Anz. f. d. Vorzeit = Anzeiger der Kunde für deutsche Vorzeit (vgl. I, S. 102)
Arch. = Archiv, *für sich* = Archiv für das Studium der neueren Sprachen.
Ark. f. nord. Fil. = Arkiv for Nordisk Filologi. Christiania 1883 ff.
aruss. = altrussisch.
asl. = altslavisch.
aslov. = altslovenisch.
bair. = bairisch.
Bannatyne Ms. = The Bannatyne Manuscript, compiled by George Bannatyne 1568.
Bb *oder*
B. Beitr. = Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, hrsg. von A. Bezzenberger. Gött. 1877 ff.
Ber. = Berichte.
Beow. = Beowulf.
Böddeker = Altenglische Dichtungen des Ms. Harley 2253, hrsg. v. Böddeker 1878.
Brit. P. = The Works of the British Poets from Chaucer to Cowper by Johnson and Chalmers.
Brugmann = Brugmann, Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. Strassb. 1886 ff.
Bsk. = Biskupa Sögur gefnar út af hinu íslenska bókmentafélagí. Kop. 1858. 78.
Chaucer stud. = Ten Brink, Chaucer. Studien zur Geschichte seiner Entwicklung und zur Chronologie seiner Schriften I. 1870.
Child, Pop. Ball. = The English and Scottish Popular Ballads, ed. by Child. 1882 ff.
Chra = Christiania.
Chron. Scot. Poet. = Chronicle of Scottish Poetry ed. J. Sibbald 1802.
C. Jur. SG = Corpus juris Sveo-Gotorum antiqui, ed. Schlyter.
CN = Carmina Norrœna ed. Th. Wisén. Lund 1886.
Collier, Engl. Dr. Poet.[2] = Collier, The History of English Dramatic Poetry. 2. Ed. 1879.
Cpb = Corpus poeticum boreale ed. by G. Vigfússon and Y. Powel. Oxf. 1883.
DAK = Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde.
Danm. gamle Folk. = Danmarks gamle Folkeviser, udg. af Sv. Grundtvig 1853—83.
Diemer D. Ged. = Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhs. hrsg. von Diemer. Wien 1849.
Diez = Diez, Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen.
DHB = Deutsches Helden buch, Berlin 1866—1870.

d Hist. Tidsskr. = Historisk tidsskrift udg. af den danske historiske forening. Kop. 1840 ff.
Dipl. = Diplomatarium.
Diss. = Dissertation.
DM = Die deutschen Mundarten, hrsg. von Frommann.
DWb = Deutsches Wörterbuch von J. und W. Grimm etc, Berlin 1854 ff.
EEP = Ellis, On Early English Pronunciation.
EETS = Early English Text Society.
EFS = Siebs, Zur Geschichte der english-friesischen Sprache. Halle 1889.
engl. = englisch.
Erl. Beit. = Erlanger Beiträge zur Englischen Philologie 1889 ff.
EScotTS = Early Scottish Text Society.
EStud. = Englische Studien, hrsg. von E. Kölbing. Heilbronn-Leipzig 1877 ff.
EtWb = Etymologisches Wörterbuch.
FAS = Fornaldar sögur Nordrlanda, útgefnar af Rafn. Kop. 1829—30.
Finl. nat. o. folk. = Bidrag till kännedom af Finlands natur ock folk utg. af Finska vetenskaps-societeten. Helsingfors 1858 ff.
Finsk tidskr. = Finsk tidskrift, Helsingfors.
Firm. oder Firmenich = Germaniens Völkerstimmen, hrsg. von Firmenich. Berlin.
Flbk. = Flateyjarbók, vgl. Ftb.
FMS = Fornmanna Sögur, Kop. 1825—37.
Forsch. = Forschungen.
frz. = französisch.
Fs. = Fornsögur hrsg. von Vigfússon u. Möbius. Leipz. 1860.
FSS = Fornsögur Sudrlanda utg. af Cederschiöld. Lund 1877—9.
Ftb = Flateyjarbók, hsg. v. Vigfússon u. Unger. Christiania 1860—68.
GdS = J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. [3] 1853.
germ. = germanisch.
Germ. = Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde, hrsg. v. Pfeiffer etc., Stuttgart—Wien 1856 ff.
Germ. Stud. = Germanistische Studien hrsg. v. Bartsch. Wien 1872. 5.
Ges. = Gesellschaft.
ges. = gesammelt.
Gesch. = Geschichte.
Geschbl. = Geschichtsblätter.
Gl. = Glossen, *speziell* = Die althochdeutschen Glossen gesammelt von Steinmeyer und Sievers. Berl. 1879 ff.
Goedeke = Goedeke, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung, Hannover—Dresden 1859 bis 1881. [2] Dresden 1884 ff.
got. = gotisch.
Gött. gel. A. = Göttinger gelehrte Anzeigen.
gr. = griechisch.
Graff = Graff, Althochdeutscher Sprachschatz. Berlin 1834—42.
Grág. = Grágás.
Gram. = Grammatik.
Grd. = Grundform.
Grein B. = Grein, Bibliothek der angelsächsischen Poesie 1857—63.
griech. = griechisch.
Grim. = Grimnismál.
Grundtvig, Utsigt = G., Utsigt over den nordiske Oldtids heroiske Digtning. Kop. 1867.
Guđrkv. = Gudrúnarkviđa.
Gulb. = Gulaþingsbók.
Hagen Germ = Germania, hrsg. von F. H. v. d. Hagen. Berlin 1836—53.
Hartstorne AMTale = Ancient Metrical Tales ed. Hartstorne 1829.
Hazlitt, Rem. = Remains of the Early Popular Poetry of England ed. Hazlitt. 1864.
hd = hochdeutsch.
Hel. = Heliand.
Herrigs Archiv = Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen. hrsg. von Herrig. Braunschweig 1846 ff.
Hds. = W. Grimm, Die deutsche Heldensage [2] Berl. 1867.
HH = Helgakviđa Hundingsbana.
Hkr. Heimskringla.
Hms. = Heilagra manna sögur udg. af Unger. Christiania 1877.
Hmskr. = Heimskringla.
HoES = Sweet, History of English Sounds. [2] Oxford 1888.
Holtzmann AdGr = Altdeutsche Grammatik von Ad. Holtzmann. Leipzig 1870. 75.
hrsg. = herausgegeben.
Hs. = Handschrift.
Hss. = Handschriften.
Hyndl. = Hyndluljóđ.
Krit. Vjschr. = Kritische Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft.
indog. = indogermanisch.
ir. = irisch.
IS = Islendinga sögur. Kop. 1843—47.
isl. = isländisch.
Islenzk. Fornkv. = Islenzk Fornkvæđi, veđ Grundvig og Sigurđsson. Kop. 1854.
KBeitr. = Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung, hrsg. v. Kuhn und Schleicher. Berlin 1858—76.
Kbh. = Kjøbenhavn (Kopenhagen).
kelt. = keltisch.
kent. = kentisch.
Kl. Schr. = Kleine Schriften.
Koberstein = Kobersteins Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Fünfte Aufl. von Bartsch. Leipz. 1872—73.
Koberstein[6] = Sechste Aufl. 1884.
Kock Fsv ljudl = A. Kock, Studier öfon fornsvensk ljudlära. Lund 1882—6.
KZs = Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, hrsg. von Ad. Kuhn etc. Berl. 1852 ff.
L. = Lex.
Lachm. Schr. = Lachmann, Kleinere Schriften zur deutschen Philologie.
Laing, Sel. Rem.[2] = Select Remains of the Ancient Popular and Romance Poetry of Scotland ed. by Laing. 2 Ed. 1885.
lat. = lateinisch.
LB = Lesebuch.
lett. = lettisch.
Lexer = Mittelhochdeutsches Handwörterbuch von Lexer Leipz. 1869—78.
LG = Literaturgeschichte.
lit. = litauisch.
Lit. = Literatur.
Lit. Centralbl. = Literarisches Centralblatt herausg. von Zarncke.
Literaturbl. = Literaturblatt für germanische und roma-

nische Philologie hrsg. von Behaghel und Neumann. Heilbronn—Leipzig 1880 ff.
Lit. Ver. = Publicationen des literarischen Vereins in Stuttgart.
Loks. = Lokasenna.
L. Sal. = Lex Salica.
LL = Leges.
MA = Mittelalter.
MF = Minnesangs Frühling hrsg. von Lachmann u. Haupt.
Mahlow AEO = Mahlow, Die langen Vokale A E O in den indogerm. Sprachen. Berl. 1879.
Maurer Altn. = K. Maurer, Über die Ausdrücke: altnordische, altnorwegische und isländische Sprache (Abh. d. bayr. Akad. d. Wiss. I. Cl., XI. Bd., II. Abt. S. 457—706) München 1867.
me. = mittelenglisch
mhd. = mittelhochdeutsch.
Mhd. Wb. = Mittelhochdeutsches Wörterbuch von Müller u. Zarncke. Leipz. 1854—61.
mlat. = mittellateinisch.
mnd. = mittelniederdeutsch.
mnl. = mittelniederländisch.
Mod. Lang. Not. = Modern Language Notes.
Mon. Germ. = Monumenta Germaniae historica.
MS = Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte (hrsg. v. Bodmer) Zürich 1758.9.
Ms. = Manuscript.
MSD = Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII. — XII. Jahrhundert, hrsg. v. Müllenhoff u. Scherer. Zweite Aufl. 1873.
MSH = Minnesinger hrsg. von F. H. v. d. Hagen. Leipz. 1838.
MU = Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen von Osthoff u. Brugmann. Leipzig 1878 ff.
Myth. = J. Grimm, Deutsche Mythologie. Vierte Ausg., besorgt von E. H. Meyer. Berl. 1875—8.
n. = neutrum.
NArkiv = Ark. f. nord. Fil.
nd. = niederdeutsch.
ndl. = niederländisch.
ne. = neuenglisch.
Ned. = Nederlandsch.
NEDict. = Murray, A new English Dictionary.
NenZ = Noord en Zuid, Culemborg 1876 ff.
NF = neue Folge.
nhd. = neuhochdeutsch.
nHist. tidsskr. = Historisk tidsskrift udg. af norske historiske forening. Kristiania 1871 ff.
nl. = niederländisch.
nnd. = neuniederdeutsch.
nnl. = neuniederländisch.
NO = Nordiske Oldskrifter udg. af det nordiske Literatur-Samfund. Kop. 1847 ff.
Nord. tidskr. = Nordisk tidskrift för vetenskap, konst och industri.
Norg. g. L. = Norges gamle Love udg. ved Keyser og Munch. Christiania 1846 bis 49.
Norv. = Norvegia. Tidskrift for det norske folks maal og minder. udg. ved. J. Storm og M. Moe. Kristiania 1884.
NSkr. = Norrøne Skrifter af sagnhistorisk Indold udg. af G. Bugge.
NVid. Selsk. = Det kongel. norske videnskabers. selskabs skrifter. Throndhjem 1879 ff.
Ný Fél = Ný Félagsrit, gefin út af nokkrum Islendingum. Kop. 1841 ff.
OET = The Oldest English Texts ed. by Sweet. Lond. 1885.
on. = ostnordisch.
ostfrs. = ostfriesisch.
ostgerm. = ostgermanisch.
Osthoff Perf. = Osthoff, Zur Geschichte des Perfects im Indogermanischen. Strassb. 1884.
PBB = Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache u. Literatur hrsg. von Paul u. Braune.
Percy Fol. Ms. = Bishop Percy's Folio Manuscript ed. by Hales and Furniwall. 1867.
Phil. hist. Samf. = Kort udsigt over det philologisk-historiske samfunds virksomhed. 1883 ff.
prät. = präteritum.
Princ. = Paul, Principien der Sprachwissenschaft. Zweite Aufl. Halle 1886.
Progr. = Programm.
QF = Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker, hrsg. von Ten Brink u. Scherer etc. Strassburg 1874 ff.
RA = J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer.
RBS = Berum Britannicarum Medii Aevi Scriptores.
RCelt. = Revue Celtique.
Rds. = Riddara Sögur hrsg. von Kölbing. Strassb. 1872.
Rel. Ant. = Reliquiae antiquae. Scraps from Ancient Manuscripts, ed. by Wright and Halliwell 1845.
RG = Rechtsgeschichte.
Robson 3 MRom = Three Early English Metrical Romances ed. by Robson. Camden Society 1842.
SB = Sitzungsberichte.
Schmidt Vok. = J. Schmidt, Zur Geschichte des indogermanischen Vokalismus. Weimar 1871.5.
Schmidt Pluralb. = Joh. Schmidt, Die Pluralbildungen der indogermanischen Neutra. Weimar 1890.
Schr. = Schriften.
SE = Snorra-Edda.
S. F. S. S. =
Sigk = Sigurđarkviđa.
skr. = sanskrit.
Shaksp. JB = Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft.
Sharp, Dissert. = Th. Sharp, A Dissertation on the Pageants or Dramatic Mysteries anciently performed at Coventry. 1825.
Skt. = Skáldatal.
SnE Snorra Edda.
Ssp = Sachsenspiegel.
st. = stark.
Stammbildgsl. = Kluge, Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialecte. Halle 1886.
Sthlm. = Stockholm.
Streifz. = Einenkel, Streifzüge durch die mittelenglische Syntax. Münster 1887.
Stud. = Studien.
Sturl. = Sturlungasaga hrsg. von Vigfússon. Oxf. 1878.
Sv. landsm. = Nyare bidrag til kännedom om de Svenska landsmålen ock Svenskt folklif utg. af J. A. Lundell. Stockholm 1878 ff.
sw. = schwach.

Swsp. = Schwabenspiegel.
Taalk Bijdr. = Taalkundige Bijdragen. Haarlem 1877—79.
Taalgids = De Taalgids, Utrecht 1859—67.
Techmer Zs. = Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft hrsg. von F. Techmer. Leipz. 1884 ff.
ten Br. Chaucers Spr. = ten Brink, Chaucers Sprache Verskunst.
TenLtbode = De Taal en Letterbode (Red. Verwijs en Cosijn) Haarlem 1870—76.
Tidskr. f. Filol. = Nordisk Tidskrift for Filologi og Pædagogik.
Tijdschrift = Tijdschrift voor Ned. Taal- en Letterkunde. Leiden 1881 ff.
Tobler, Beitr = A. Tobler, Vermischte Beiträge zur Grammatik des Französischen 1877 ff.
Uhland Schr. = Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Stuttg. 1865—73.
Unters. = Untersuchungen.
Urkb. = Urkundenbuch.
Uss = Untersuchungen.
Vafrm. = Vafþrúðnismál.
verb. = verbum.
Vgtakv. = Vegtamskviða.
Vlsp. = Vǫluspá.
VS = Vǫlsunga Saga.
Vsp. = Vǫluspá.
Wack. Schr. = W. Wackernagel, Kleinere Schriften. Leipz. 1872—4.
Ward, Catal. = Ward, Catalogue of Romances in the Departement of Manuscripts in the British Museum I. 1883.
Weber, M. Rom. = Metrical Romances of the 13. 14. and 15. Centuries, published by H. Weber. 1810.
westfrs. = westfriesisch.
westgerm. = westgermanisch.
W. Grimm Schr. = W. Grimm, Kleinere Schriften. Berl. 1881 ff.
Wids. = Widsíð (ags. Gedicht).
wn = westnordisch.
Wright, Pol S. = The Political Songs of England from the Reign of John to that of Edward II, ed. by Th. Wright. Camden Soc. 1839.
Wright PPS = Political Poems and Songs related to English History, composed during the Period from the Accession of Edward III to that of Richard III, ed. by Th. Wright. BBS. 1859.
Wright S. a Car. = Songs and Carols from a Manuscript in the British Museum, ed. by Th. Wright. 1856.
Wz. = Wurzel.
Yng. = Ynglingasaga.
York Pl. = The Plays performed by the Crafts, or Mysteries of York on the Day of Corpus Christi, ed by Lucy Toulmin Smith. 1885.
ZE = Müllenhoff, Zeugnisse und Excurse zur deutschen Heldensage (ZfdA 12, 253).
ZfdA = Zeitschrift für deutsches Altertum (und deutsche Literaturgeschichte).
ZfdMth. = Zeitschrift für deutsche Mythologie.
ZfdPh. = Zeitschrift für deutsche Philologie hrsg. von Zacher etc.
Zfd. öst. Gymn. — Zeitschrift für die östreichischen Gymnasien.
Z. f. vgl. Spr. = Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung.
ZGDS = W. Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache.
Zs. f. d. ö. G. = Zeitschrift für die östreichischen Gymnasien.
Zs. f. Gymn. = Zeitschrift für das Gymnasialwesen.
Þrymsk. = Þrymskviða.
Þs = Þiðreks saga.

I. ABSCHNITT.

BEGRIFF UND AUFGABE DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE

VON

HERMANN PAUL.

Ueber den Begriff der Philologie ist viel herumgestritten. Diese Streitigkeiten beziehen sich hauptsächlich auf die klassische Philologie; doch, was dabei von dieser behauptet ist, muss auf jede Art von Philologie anwendbar sein.

Nach der weitesten Fassung des Begriffes, wie sie von Boeckh vertreten ist, fällt der Philologie die gesamte menschliche Kultur als Gegenstand zu. Ich schliesse mich dieser Auffassung insofern an, als ich der Überzeugung bin, dass die einzelnen Gebiete, in welche man das Kulturleben eines Volkes zu zerlegen pflegt, in der wissenschaftlichen Untersuchung nicht isoliert werden dürfen. Zwar ist es für den einzelnen Forscher nicht möglich, das gesamte Gebiet zu umspannen. Eine Teilung der Arbeit ist nicht zu vermeiden. Aber diese Teilung darf nicht zu gegenseitiger zunftmässiger Abschliessung werden. Der Arbeiter auf dem einen Gebiete darf die anderen nicht ignorieren, er darf sich auch nicht mit der blossen Annahme der auf diesen gewonnenen fertigen Resultate begnügen, vielmehr ist zur Erledigung vieler Fragen selbständiges Urteil auf mehreren Gebieten erforderlich, müssen Thatsachen kombiniert werden, die verschiedenen Gebieten angehören. Die Teilung muss so eingerichtet werden, dass die Arbeitsfelder der einzelnen Forscher sich gegenseitig durchschneiden, damit auch die gehörige Vereinigung der Resultate erzielt wird.

Wenn ich mich so mit Boeckh einverstanden erkläre hinsichtlich der Idee einer einheitlichen Kulturwissenschaft, so muss ich anderseits betonen, dass seine Auffassung dieser Wissenschaft noch nicht dem Ideale entspricht, welches wir heute aufzustellen haben. Bezeichnend dafür ist seine oft wiederholte und oft gepriesene Definition: Philologie ist das Erkennen des Erkannten. Diese Definition ist zwar auch für das, was ihm vorschwebte, nicht zutreffend, und er hätte besser gethan, wenn er, ohne sich von dem Reiz einer geistreich klingenden Pointe bestechen zu lassen, bei der vorausgeschickten Formulierung stehen geblieben wäre: Philologie ist das Erkennen des vom menschlichen

Geist Producierten. Aber die Definition hätte nicht aufgestellt werden können, läge nicht die Anschauung zu Grunde, dass den Anforderungen der Wissenschaft Genüge geleistet wäre, wenn es gelänge, sich in den Ideenkreis und die Zustände, denen die auf uns gekommenen Kulturprodukte entstammen, zurückzuversetzen, nachzudenken und nachzuempfinden, was vor uns gedacht und empfunden ist. Wir müssen jetzt etwas Weiteres fordern. Wir müssen versuchen, auch in solche seelische Vorgänge einzudringen, von denen diejenigen, an denen sie sich vollzogen haben, kein klares Bewusstsein hatten. Wir müssen uns bemühen, soweit als möglich den Kausalzusammenhang zwischen den überlieferten oder erschlossenen Einzelheiten aufzusuchen und den Prozess der geschichtlichen Entwickelung zu begreifen. Das ist nicht mehr blosse Rekonstruktion von etwas schon Dagewesenem, sondern Schöpfung von etwas Neuem, was seinen eigentümlichen Wert hat. Von einer weiter ins einzelne gehenden Bestimmung der Aufgabe sehen wir hier ab, da wir sonst unvermeidlich gleich in die Methodenlehre hineingeraten würden.

Es ist aber zweifellos, dass der hier aufgestellte Begriff einer allgemeinen Kulturwissenschaft sich nicht mit dem deckt, was der Sprachgebrauch, so schwankend er auch im übrigen sein mag, unter Philologie versteht. Wie können wir dem Sprachgebrauch gerecht werden? Man hat verschiedene Versuche gemacht, eine engere begriffliche Begrenzung zu finden. Die engste Fassung ist die, dass die Philologie überhaupt keine Wissenschaft, sondern nur eine Methode oder eine Kunst sei. Dass diese Begriffsbestimmung dem herrschenden Sprachgebrauche entspräche, lässt sich gewiss nicht behaupten. Wäre die Philologie Nichts als Methode, so gäbe es nur eine Philologie, so könnte man überhaupt nicht von einer klassischen, germanischen, romanischen Philologie etc. reden. Man spricht von Philologie erst dann, wenn eine bestimmte Methode zur Anwendung kommt, und die Anwendung ist nicht möglich ohne eine Summe von positiven Kenntnissen auf einem gewissen Kulturgebiete, die man unter dem Worte Philologie mit einbegreift. Usener, welcher am geistreichsten die Definition der Philologie als einer Kunst vertreten hat, stellt doch anderseits die Forderung auf, dass der Philologe keiner Frage der Geschichtswissenschaften ausweichen solle. Daraus erhellt, dass sein Versuch einer begrifflichen Loslösung der Philologie von der allgemeinen Kulturwissenschaft im Grunde gescheitert ist. Nach einer anderen verbreiteten Auffassung würde der Philologie die kritische Konstatierung der einzelnen Thatsachen zufallen, während der Aufbau derselben zu einem historischen Zusammenhange besonderen Wissenschaften überlassen bliebe. Wir werden in der Methodenlehre klar zu legen haben, dass beide Thätigkeiten nicht von einander zu trennen sind. Ebensowenig kann die Meinung gebilligt werden, dass es die Philologie mit Zuständen, die Geschichte mit auf einander folgenden Begebenheiten zu thun habe. Darstellung von Zuständen ist ein unentbehrliches Hülfsmittel für alle Geschichtswissenschaften, weil sie es mit einer Vielheit zeitlich nebeneinander liegender Faktoren zu thun haben, die doch nur nacheinander zur Anschauung gebracht werden können. Auch die politische Geschichte kann dieses Hülfsmittels für die Darstellung nicht entraten, und wenn sie auch gewöhnlich sich der fortlaufenden Erzählung bedient, indem sie die Thaten einzelner hervorragender Individuen aus der Massenbewegung heraushebt, so wird sie doch nicht umhin können, mehrere solcher Thatenreihen, die zeitlich einander parallel laufen, nach einander zur Darstellung zu bringen. Ebenso aber ist auf allen anderen Kulturgebieten die Feststellung eines Zustandes nur Hülfsmittel für die Lösung der höheren Aufgabe des Erfassens der Entwickelung. Und dieser Aufgabe kann sich der Philologe gar nicht entziehen, weil er unter allen Umständen die Eigentüm-

lichkeiten der verschiedenen Zeiten, mit denen er zu schaffen hat, beachten muss. Hierfür aber gilt wieder der Satz, dass die Einzelheiten nicht richtig bestimmt werden können ohne Rücksicht auf ihre geschichtlichen Beziehungen zu einander.

Keiner von den Versuchen, die Philologie als einen besonderen Zweig der Kulturwissenschaft zu definieren und gegen die übrigen Zweige abzugrenzen ist gelungen und keiner wird gelingen. Wenn man ein System der Kulturwissenschaft aufstellen will, welches den heute zu stellenden Anforderungen entsprechen soll, wird man das Wort am besten ganz fallen lassen. Die Vorstellungen, die sich damit verbunden haben, sind von Anfang an nicht genau fixiert gewesen, haben sich allmählich verschoben und sind immer schwankend geblieben. Es ist nicht zu erwarten, dass sich dieselben logisch abgrenzen und systematisieren lassen. Man gebrauchte das Wort zuerst nur von der Beschäftigung mit der griechischen und römischen Literatur, woran man alles anschloss, was man zum Verständnis derselben für notwendig hielt. Die Beschäftigung mit den Produkten der Kunst und des Handwerks entwickelte sich erst später, von Wenigen als Hauptwerk betrieben, meist als ein nicht gerade notwendiges Nebenwerk des Philologen. Allmählich konnte man an die Philologie die Anforderung stellen, wie es F. A. Wolf that, dass sie die gesamte Kunde vom griechischen und römischen Altertum umfassen sollte. Diese Anforderung hat zwar vielfach Widerspruch gefunden, hat sich aber doch allmählich in weiten Kreisen Anerkennung verschafft, so jedoch, dass man bei dem Ausdruck Philologie immer noch vorzugsweise an die Beschäftigung mit den literarischen Erzeugnissen denkt. Indem man dann anfing die Literatur und Kultur anderer Völker in analoger Weise zu behandeln, übertrug man auch auf diese Beschäftigungen die Bezeichnung Philologie. Von germanischer Philologie hat meines Wissens zuerst Harsdorffer gesprochen in seinem sonst unbedeutenden *Specimen Philologiæ Germanicæ* (1646). Aber eingebürgert hat sich die Bezeichnung erst in unserem Jahrhundert. Niemals hat man darunter die Beschäftigung mit der gesamten germanischen Kultur von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten verstanden. Man schloss die Neuzeit aus, abgesehen von der Tradition in den niedern Volksschichten, soweit man in derselben eine Bewahrung von Resten des Altertums zu erkennen glaubte. Nur mit der Sprache wurde eine Ausnahme gemacht, weil es hier unmittelbar einleuchtete, wie notwendig zur Aufklärung der jüngeren Verhältnisse die Vergleichung mit den älteren sei. Dagegen hat man erst in jüngster Zeit angefangen, die Bearbeitung der neueren Literatur in die germanische Philologie einzubeziehen. Was die älteren Epochen betrifft, so pflegt man die Beschäftigung mit Sprache und Literatur als unumgängliches Erfordernis für den germanischen Philologen anzusehen, während man es mehr der besonderen Neigung des Einzelnen anheimstellt, wieweit er die übrigen Kulturzweige in den Kreis seiner Studien hineinziehen will. Diese sind denn auch zum Teil von anderen Forschern bearbeitet, die man nicht als germanische Philologen zu betrachten pflegt. Einige derselben sind selbständig organisierten Wissenschaften zugefallen, namentlich der (politischen) Geschichte, der Jurisprudenz und der Kunstgeschichte.

Diese thatsächlich bestehenden Verhältnisse können zwar nicht als schlechthin und für immer massgebend betrachtet werden, aber sie müssen doch durch die Natur der Sache einigermassen berechtigt sein. Es muss Zweckmässigkeitsgründe geben für eine derartige, wie wir gesehen haben, ja immer nicht scharf gezogene Abgrenzung des Arbeitsfeldes, welches man dem Philologen überhaupt und speziell dem germanischen zuweist. Mit Recht findet man die Zusammenfassung der verschiedenen Kulturgebiete für die älteren Epochen mehr

angezeigt als für die jüngeren. Je näher der Gegenwart, um so reichlicher und zu gleicher Zeit zuverlässiger wird das Quellenmaterial, um so weniger ist es für die Kraft des Einzelnen möglich Alles zu umspannen, um so weniger ist aber auch diese Umspannung notwendig, um zu Resultaten zu gelangen; man kann sich um so eher für die einzelne Disziplin auf ein besonderes Quellengebiet beschränken, welches ihr zunächst dient, während bei dem beschränkten Vorrat für die ältere Zeit jede einzelne Quelle nach allen Richtungen hin ausgenutzt werden muss und keine Belehrung verschmäht werden darf, die sie ausserhalb ihres eigentlichen Zweckes nur zufällig nebenher bietet. Wir treten ferner an einen Stoff der neueren Zeit, zumal wenn er zugleich unserem Volkstum angehört, mit einer Reihe von Vorkenntnissen heran, die wir ohne besondere wissenschaftliche Schulung mit der allgemeinen Zeitbildung aufgenommen haben, während wir die entsprechenden Vorkenntnisse für die ältere Zeit erst eigens erwerben müssen. Vor allem sind für diese besondere Sprachkenntnisse erforderlich. Kritische Behandlung, die freilich häufig auch bei ganz jungen Texten erforderlich ist, kann bei den alten niemals entbehrt werden. Auf das, was man im engeren Sinne Philologie nennt, wird sich daher die Bearbeitung eines jeden beliebigen Zweiges der älteren Kultur stützen müssen.

Wenn man einige Gebiete aus der allgemeinen Kulturwissenschaft aussondert, an die man vorzugsweise die Bezeichnung Philologie anheftet und die man den gleichen Forschern zuweist, so muss eine besondere Nötigung vorliegen diese Gebiete zusammen zu bearbeiten, abgesehen von der allgemeinen Nötigung, die für alle Gebiete vorhanden ist. Die Absonderung beruht zunächst auf der Natur der Quellen. Philologie ist dem Wortsinne nach die Forschung, welche sich mit den Sprachdenkmälern abgibt. Ihr stellt sich die Forschung über die Denkmäler der Kunst und des Handwerks gegenüber. Diese beiden Arten von Quellenmaterial dürfen allerdings nicht isoliert behandelt werden. Auf wie unsicherer Grundlage die Archäologie ruht, wenn sie nicht durch schriftliche Zeugnisse unterstützt wird, das zeigen die weit auseinander gehenden Hypothesen, die sich auf dem Gebiete der sogenannten prähistorischen Archäologie bekämpfen. Erst durch schriftliche Quellen wird eine gesicherte Chronologie ermöglicht. Erst durch sie erfährt man etwas von den schaffenden Künstlern und vieles Andere, was über Herkunft und Bestimmung der Denkmäler Aufschluss gibt. Erst durch sie vermag man die aus der Geschichte, der Religion, der Poesie entnommenen Stoffe der Darstellung richtig zu deuten. Umgekehrt ist die Archäologie zum vollen Verständnis der schriftlichen Denkmäler unentbehrlich. Viele Wörter sind für uns tote Zeichen, so lange nicht die Anschauung des Gegenstandes, den sie bezeichnen, hinzutritt. Ein Bild von der äusseren Erscheinung des Lebens der Vorzeit gewinnen wir nur durch ein gleichzeitiges vergleichendes Ausbeuten der beiden Hauptarten des Quellenmateriales. Auch die religiösen Vorstellungen werden nur dadurch klar werden. Dabei mag man noch ganz absehen von der Aufklärung, welche die Vergleichung des Entwickelungsganges der bildenden Kunst eines Volkes mit dem seiner Literatur über die Entwickelung der beiden zu Grunde liegenden geistigen Eigenart gewährt. Bei alledem kann man doch der auf die Sprachdenkmäler basierenden Forschung eine relative Selbständigkeit zugestehen. Ihr Material muss jedenfalls zunächst auf Grund einer besondern Technik verarbeitet werden, welche sich in den beiden in engster Wechselwirkung unter einander stehenden Funktionen, der Interpretation und der Textkritik äussert. Die Ausübung derselben ist dasjenige, was von allen Seiten als Aufgabe der Philologie anerkannt wird. Und doch können sich dieser Aufgabe auch solche Kulturforscher nicht entziehen,

welche man nicht zu den Philologen rechnet. Der Rechthistoriker kann die Erklärung und Berichtigung seiner Quellen nicht dem Philologen im gewöhnlichen Sinne überlassen. Denn das exakte Verständnis der Rechtsterminologie erfordert Vertrautheit mit den Rechtsverhältnissen und juristische Schulung. Und so ist überhaupt besondere Fachkenntnis zum Verständnis einer jeden Terminologie erforderlich. Wenn man von dem Philologen im engeren Sinne eine besondere Pflege der Interpretation und Textkritik erwartet, so wird sich dieselbe nicht sowohl auf solche besondere Fachkenntnis zu stützen haben, wiewohl er vielfach gedrängt sein wird sich dieselbe anzueignen, als vielmehr auf die Beherrschung alles desjenigen, was für die Beurteilung der literarischen Produktion an sich in Betracht kommt. Dazu gehört genaue Kenntnis des allgemeinen Sprachgebrauches und der Besonderheiten in der Sprache des Schriftstellers, um den es sich handelt, ferner Einsicht in die Komposition, den Stil, die Metrik des betreffenden literarischen Produktes. Es sind also Elemente der Sprachwissenschaft und der Literaturwissenschaft, die mit dem Geschäfte des Kritikers und Interpreten von Fach unter allen Umständen verbunden sein müssen. Sprach- und Literaturwissenschaft sind Zweige der allgemeinen Kulturwissenschaft wie Rechts- oder Religionswissenschaft, die einen geschichtlichen Aufbau verlangen, der nach Möglichkeit die Entwicklungsbedingungen erkennen lässt. Es fragt sich nun, ob diese beiden Wissenschaften auch in ihrer historischen Konstruktion mit der Technik der Textbehandlung und diese mit ihnen, daher natürlich auch beide unter einander eng verbunden sein müssen, oder ob die Verteilung dieser drei Gebiete unter verschiedene Bearbeiter mindestens mit keinen grösseren Nachteilen verknüpft ist als etwa eine Verteilung der Sprach- und der Rechtsgeschichte. Die Entscheidung dieser Frage kann für uns nicht zweifelhaft sein, nachdem wir uns bereits ganz im allgemeinen dagegen erklärt haben, dass Konstatierung der Einzelheiten und historischer Aufbau von einander getrennt werden dürfen. Es ist nicht ohne Grund, dass wir J. Grimms Grammatik, die Grundlegung der historischen Sprachwissenschaft, zugleich als dasjenige Werk betrachten, wodurch die germanische Philologie zu dem Range einer Wissenschaft erhoben wurde. Es ist nicht ohne Grund, dass Lachmanns erste textkritische Arbeiten zu diesem Werke sehr fördernde Beisteuern geliefert haben. Auch die Fortschritte, welche neuerdings in der Behandlung der germanischen Sprachgeschichte gemacht sind, beruhen mit in erster Linie auf exakter Untersuchung des Schreibgebrauches der einzelnen Denkmäler und auf Schlüssen aus dem Versbau derselben, also auf philologischer Thätigkeit im engsten Sinne, die aber erst fruchtbar werden konnte durch innige Verbindung mit sprachwissenschaftlicher Auffassung. Es ist ein schwerer Irrtum, wenn man meint, die Feststellung des individuellen Sprachgebrauches eines Schriftstellers von der des allgemeinen Sprachgebrauches sondern zu können. Die Untersuchung hat eben erst zu zeigen, was individueller Sprachgebrauch ist und was Gebrauch einer Gemeinschaft und welche Grenzen diese Gemeinschaft hat. Es hat sich ferner jetzt die Überzeugung Bahn gebrochen, dass die historische Sprachforschung nur durch sorgfältiges Beobachten der individuellen Modifikationen des Sprachusus die Umwandlungen des Usus selbst verstehen kann. Die Sprache der auf uns gekommenen Denkmäler ist nach Ort und Zeit sehr mannigfach variiert. Dem Textkritiker, welcher die gewöhnlich nicht rein überlieferte Mundart eines Denkmals herzustellen hat, kann diese Aufgabe nur dann annähernd gelingen, wenn er dasselbe nicht isoliert betrachtet, sondern ihm seine räumliche und zeitliche Stelle anweist und die in ihm auftretenden Erscheinungen in die Gesamtentwicklung der Sprache einreiht. Richtige Bestimmung der Entstehungszeit und des Entstehungsortes der überlieferten Texte

ist eine Fundamentalaufgabe, die genau so der Sprachgeschichte wie der Literaturgeschichte angehört. Sie können dieser Aufgabe nur gerecht werden, wenn sie sich wechselseitig in die Hände arbeiten, wenn das, was jede mit den ihr eigentümlichen Mitteln zu leisten vermag, der andern voll zu Gute kommt. Wer nur die Mittel der einen zu handhaben vermag, wird leicht ratlos dastehen oder sich in verhängnisvolle Irrtümer verstricken. Die Geschichte der neueren Literatur allerdings ist nur selten auf sprachwissenschaftliche Argumente angewiesen und sie hat daher eine gewisse Selbständigkeit behaupten können. Indessen der Zusammenhang zwischen Sprache und Literatur ist tiefer im Wesen der Sache begründet, wie schon Herder richtig erkannt hat. Die Sprache ist der Stoff, aus welchem der Dichter und Schriftsteller sein Werk gestaltet, und eine Kenntnis der Natur dieses Stoffes ist notwendig, um seine Arbeit zu würdigen. Der Literaturhistoriker bedarf so gut wie der Sprachforscher einer Einsicht in die allgemeinen Lebensbedingungen der Sprache. Diese ist die Grundlage für die Beurteilung des Stiles. Dass Kenntnis des besonderen Sprachstoffes erforderlich ist, ist selbstverständlich. Wie wichtig ist es auch für die Beurteilung des modernen Schriftstellers, dass man den Anteil der einzelnen Faktoren, welche seine Sprache bestimmen, richtig zu sondern weiss, die allgemeine schriftsprachliche Norm, die angestammte Mundart, die Anlehnung an besondere Muster, z. B. das absichtliche Streben nach volkstümlichen oder archaischen Wendungen, fremdsprachliche Einflüsse, endlich die eigene schöpferische Thätigkeit.

Wir konnten die Frage nach der Zusammengehörigkeit der einzelnen Disziplinen nicht behandeln, ohne doch schon die Methodenlehre zu streifen. Ich würde nicht so ausführlich darauf eingegangen sein, wenn sich nicht neuerdings eine starke Tendenz geltend machte, gerade Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte von einander loszulösen. Ist doch Schuchardt so weit gegangen, zu behaupten, dass es zweckmässiger sei, das Studium der verschiedensten, auch unverwandten Sprachen mit einander zu vereinigen, als die Erforschung der Sprache eines Volkes mit der seiner Literatur. Es hat ihm nicht an Zustimmung gefehlt. Gewiss ist es dem einzelnen Forscher unverwehrt, die Sprache zum Mittelpunkt seiner Bemühungen zu machen, und er ist genötigt dazu, wenn er es sich zur Aufgabe gestellt hat, die historischen Zusammenhänge zwischen einer Reihe von verwandten Sprachen zu ermitteln. Die vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft ist daher als ein besonderes Universitätsfach anerkannt. Und doch haben die Vertreter desselben sich gegen literargeschichtliche Forschung nicht völlig abgeschlossen. Zu läugnen ist ferner nicht, dass die Vergleichung ganz unverwandter Sprachen untereinander, wodurch die Kraft des Einzelnen noch mehr absorbiert wird, wichtige Aufschlüsse über das allgemeine Wesen der Sprache zu liefern vermag. Aber verwahren müssen wir uns dagegen, dass eine Kombination von Studien, die gewisse unläugbare Vorteile gewährt, ja im Haushalt der Gesamtwissenschaft nicht zu entbehren ist, darum zu der ausschliesslich berechtigten gemacht werden soll. Verfall in Oberflächlichkeit wäre die unausbleibliche Folge einer solchen Isolierung der Sprachwissenschaft, an die wohl auch nur derjenige ernstlich denken kann, dem sie im wesentlichen in Lautlehre aufgeht. Und doch ist auch diese, wenigstens die historische Lautlehre, nicht möglich ohne Etymologie und Etymologie nicht, ohne dass der Bedeutung die gleiche Beachtung wie dem Laute geschenkt wird, Erforschung der Bedeutung aber ist Erforschung eines bestimmten Kulturgehaltes. Selbst für die Erkenntnis der Grundbedingungen des Sprachlebens ist die allseitige Beobachtung eines engeren Kreises, den man zu beherrschen vermag, erspriesslicher als ein Herumnaschen auf entlegenen Gebieten, mit denen man sich nicht intimer vertraut gemacht

hat. Schuchardt hat bei seiner Aufstellung auch wohl nur das Interesse der Sprachwissenschaft vor Augen gehabt. Er hat die Dienste nicht berücksichtigt, welche dieselbe aller Kulturwissenschaft und in erster Linie der Literaturgeschichte zu leisten hat, und um derentwillen diese ein Interesse haben die Verbindung mit ihr aufrecht zu erhalten.

So wenig wie ein einzelner Zweig der Kultur darf die Gesamtkultur eines einzelnen Volkes isoliert betrachtet werden. Dieselbe hat sich niemals so selbständig entwickelt, dass nicht andere Völker darauf Einwirkungen gehabt hätten. Diese sind soweit als möglich zu verfolgen. Noch nach einer anderen Richtung muss in der Regel über die Grenzen des einzelnen Volkes hinausgegriffen werden. Hat sich dasselbe aus einer älteren Gemeinschaft losgelöst, aus der noch andere selbständige Völker entsprungen sind, deren Kultur uns zugänglich ist, so ist die Aufgabe gestellt, durch Vergleichung der Kulturverhältnisse der verschiedenen verwandten Völker den älteren einmal allen gemeinsamen Zustand zu ermitteln und mit Hülfe des Erschlossenen wieder Aufklärung über die Entwickelung des einzelnen Volkstums zu gewinnen. Welchen Vorteil es daher auch gewährt, wenn man seine Studien auf ein bestimmtes Volk konzentriert, so darf doch die Konzentrierung nie so weit gehen, dass man sich gegen die vergleichende Heranziehung anderer Völker abschliesst, und es wird immer erforderlich sein, dass einige Forscher diese Vergleichung zu ihrer Hauptaufgabe machen.

Die germanischen Stämme haben die tiefgreifendsten Einflüsse von aussen erfahren. Ihre nationale Kultur ist frühzeitig und immer von neuem durch römische, griechische und jüdische Elemente reichlich durchsetzt. Mit den romanischen Nationen haben sie das Mittelalter wie die Neuzeit hindurch immer in engem Zusammenhange gestanden. Dazu kommt eine Fülle sonstiger Einwirkungen, die weniger in die Augen springen. Das Verhältnis der nationalen zu den fremden Elementen richtig zu bestimmen und ihre Verschmelzung zu verfolgen ist eine der Hauptaufgaben der germanischen Philologie, die sich so auf Schritt und Tritt über ihre engeren Grenzen hinausgewiesen sieht und namentlich nicht ohne eine innigere Beziehung zur romanischen Philologie auskommen kann. Die nationalen Grenzen haben nicht für alle Kulturzweige die gleiche Bedeutung, die grössten für die Sprache und dasjenige, was durch die Besonderheit der Sprache bedingt ist. Wenn sich daher die Vertreter der mittleren und neueren Kunstgeschichte überhaupt nicht in Germanisten und Romanisten zu scheiden pflegen, so findet dies seine naturgemässe Begründung darin, dass die bildende Kunst nicht wie die literarische Produktion ein nach Nationen verschiedenes Material bearbeitet hat. Indessen hat man im Mittelalter und in der Zeit der Renaissance auch ein internationales sprachliches Material neben dem nationalen bearbeitet, das Latein. Es ergiebt sich daher als eine unabweisbare Aufgabe, das Verhältnis der mittleren und neueren lateinischen Literatur, dieses wichtigen Bindegliedes zwischen den Völkern des Abendlandes, zu den einzelnen Literaturen in der Volkssprache zu untersuchen.

Die Germanen haben sich aus dem indogermanischen Urvolke ausgesondert. Die Kultur dieses Urvolkes ist die Grundlage für die Entwickelung der besonderen germanischen Kultur. Die germanische Philologie muss daher immer in Zusammenhang bleiben mit der Erforschung der urindogermanischen Kulturverhältnisse, von denen wenigstens ein Zweig, die Sprache höchst erfolgreich bearbeitet ist.

Die Germanen treten uns von Anfang an nicht als ein einziges Volk entgegen, sondern als eine Gruppe von Völkern, die wenigstens von der Zeit an, aus der wir zusammenhängende Sprachdenkmäler haben, sich deutlich gegen einander abschliessen und allmählich noch schärfer sondern. Der

gemeingermanische Kulturzustand kann ebenso wie der indogermanische nur durch Rückschlüsse mit Hülfe der Vergleichung der verschiedenen Abzweigungen unter einander gewonnen werden. Wer es als zum Wesen der Philologie gehörig betrachtet, dass sie sich auf die Kultur eines einzelnen Volkes beschränkt, der kann überhaupt keine germanische Philologie anerkennen, sondern nur eine deutsche, englische etc. Sehen wir zu, wie der Betrieb der Wissenschaft sich in Wirklichkeit gestaltet hat, so finden wir, dass die Beschränkung auf ein einzelnes Volk und die Verbreitung über das ganze Gebiet immer neben einander hergegangen sind. Es ist selbstverständlich, dass die älteste Epoche unserer Überlieferung die meiste Aufklärung über die urgermanischen Verhältnisse liefert und umgekehrt am meisten der Ableitung aus diesen bedarf, dass daher für sie zusammenfassende Bearbeitung des ganzen germanischen Gebietes zur Notwendigkeit wird, während die jüngern Epochen eher einem Spezialisten überlassen werden können. Doch darf nicht übersehen werden, dass bei der Mangelhaftigkeit unserer Überlieferung nicht selten noch die Verhältnisse einer jungen Epoche zur Aufhellung der Urzeit herangezogen werden müssen.

Diese Erörterungen können dazu dienen, den Plan unseres Grundrisses zu rechtfertigen. Sprache und Literatur sind in den Vordergrund gestellt. Die übrigen Kulturzweige sind kürzer behandelt, und abgesehen von der volkstümlichen Tradition sind nur die Verhältnisse der älteren Zeit bis zum Ausgange des Mittelalters berücksichtigt. Wenn auch die Darstellung der neueren Literatur nicht mit aufgenommen ist, so war bestimmend hierfür, dass bei den meisten Benutzern des Werkes schon so viel Bekanntschaft derselben vorausgesetzt werden kann, dass ihnen mit einer knappen Orientierung, auf die man sich hier doch hätte beschränken müssen, nicht mehr recht gedient sein würde. Wünschenswert wäre es allerdings gewesen, die deutsche Literaturgeschichte bis zu Opitz zu führen, und wenn das nicht geschehen ist, so liegt dies nur daran, dass es nicht gelungen ist, für das sechzehnte Jahrhundert einen geeigneten Bearbeiter zu finden. Bei der Metrik, die ja eigentlich nur ein Teil der Literaturgeschichte ist, war der angeführte Grund für eine derartige zeitliche Begrenzung nicht vorhanden. Dagegen schien zu einer kurzen Orientierung über die politische Geschichte und ihre Quellen gleichfalls kein Bedürfnis vorzuliegen, zumal da es an geeigneten Hülfsmitteln nicht fehlt.

Eine systematische Gliederung der Wissenschaft ist nicht versucht. Eine solche ist auf geschichtlichem Gebiete unmöglich. Für die gewählte Abteilung sind Zweckmässigkeitsrücksichten massgebend gewesen, zum Teil Rücksichten auf die Persönlichkeit der Mitarbeiter.

Allgemeine Literatur. F. A. Wolf. *Darstellung der Altertumswissenschaft* (Museum der Altertumswissenschaft I, 1—145) 1801; neue Ausg. von Hoffmann, Leipz. 1833. Boeckh, *Encyclopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*, herausg. von Bratuschek Leipz. 1877; 2. Aufl. 1886. Usener, *Philologie und Geschichtswissenschaft*, Bonn 1882. Urlichs im *Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft*, herausg. von Iwan Müller, I, 3 ff. (Nördlingen 1886). Gröber in dem von ihm herausgegebenen *Grundriss der romanischen Philologie* I, 140 ff. (Strassburg 1888). Brugmann, *Sprachwissenschaft und Philologie* (Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft 1 ff., Strassburg 1885). Weitere Schriften bei Boeckh S. 33, Urlichs S. 26, Gröber S. 154.

II. ABSCHNITT.

GESCHICHTE DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE

VON

HERMANN PAUL.

Allgemeine Literatur. J. G. Eckhart, *Historia studii etymologici linguae Germanicae hactenus impensi*, Hannover 1711. Rd. v. Raumer, *Geschichte der germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland*, München 1870. (Dies Werk ist natürlich die Hauptgrundlage für die nachfolgende Darstellung gewesen). W. Scherer, *Jacob Grimm*, Zweite verbesserte Auflage, Berl. 1885 (enthält auch eine geistreiche Skizze der Entwickelung der germ. Phil. vor Grimm). — Reichards *Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst*, Hamb. 1747. Rüdiger, *Uebersicht der neuern Litteratur der deutschen Sprachkunde seit Gottscheden* (im Neuesten Zuwachs der deutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde 4 St., Leipz. 1785). H. Rückert, *Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache*, Leipzig 1875. Socin, *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit*, Heilbronn 1888. R. Wülker, *Grundriss zur Geschichte der angelsächsischen Litteratur*, Leipz. 1885. Th. Möbius, *Ueber die altnordische Philologie im skandinavischen Norden*, Leipz. 1864. A. Noreen, *Aperçu de l'histoire de la science linguistique Suédoise* (Extrait du Muséon), Louvain 1883. — Heinr. Hoffmann, *Die deutsche Philologie im Grundriss*, Breslau 1836. K. v. Bahder, *Die deutsche Phil. im Grundriss*, Paderborn 1883. Gallée, *Register op Tijdschriften over Nederlandsche Taalkunde*. Tweede druk Kuilenburg 1886. K. Elze, *Grundriss der Englischen Philologie*, Halle 1887. Joh. Storm, *Englische Philologie. I. Die lebende Sprache*, Heilbronn 1881. Möbius, *Catalogus librorum Islandicorum et Norvegicorum aetatis mediae*, Leipz. 1856. Derselbe, *Verzeichnis der auf dem Gebiete der altnordischen Sprache und Literatur von 1855—1879 erschienenen Schriften*, Leipz. 1880. Derselbe, *Dänische Formenlehre* (Kiel 1871) S. 123 ff. — K. Bartsch, *Bibliographische Übersicht des Jahres 1862* in der Germania 8 (1863), fortgesetzt durch die allmählich immer vollständiger gewordene *Bibliographische Übersicht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie im Jahre 1863* etc. (bis 1884, Germ. 9—30). *Bibliographie des Jahres 1876. 77. 78* zusammengestellt von der Gesellschaft f. deutsche Philologie zu Berlin (ZfdPh 9—10). *Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie*, hsg. v. der Gesellsch. f. deutsche Phil. in Berlin, Berl. Leipz. 1880 ff. Zur Ergänzung desselben bestimmt ist das *Verzeichnis der auf dem Gebiete der neueren deutschen Litteratur im Jahre 1884 ff. erschienenen wissenschaftlichen Publicationen* von Ph. Strauch (AfdA 11 ff.). Das *Arkiv for nordisk filologi* bringt jährlich ein Verzeichnis der die nordischen Sprachen betreffenden Werke (seit 1881), die *Anglia* eine Übersicht der auf dem Gebiete der englischen Philologie erschienenen Schriften (seit 1876). Berichte über die Fortschritte der germanischen Philologie enthalten auch die *Transactions of the Philological Society* (seit 1877), worunter ein bis 1840 zurückgehender Bericht über die niederländische Philologie von Gallée (1877). — Von biographischen Hülfsmitteln sind ausser den allgemeinen encyklopädischen Werken hervorzuheben: *Allgemeine deutsche Biographie*, hsg. durch die Historische Commission bei der Münchener Ak. d.

Wissenschaften, Leipz. 1875 ff.; Allibone, *A Critical Dictionary of English Literature and British and American Authors*, Philadelphia u. London 1859—75; *Dictionary of National Biography* ed. by Leslie Stephen, Lond. 1885 ff. Dazu die von Möbius, Catalogus 4 ff. und Verzeichnis 1 aufgeführten Werke; ferner Halvorsen *Norsk forfatterlexikon 1814—1880*, Christiania 1881 ff. und *Dansk biografisk Lexikon* udg. af Bricker, Kopenhagen 1887 ff. Die Germania hat seit Jahrg. 13 (1868), die ZfdPh von Anfang an Nekrologe gebracht. Einige enthält auch der AfdA, die Anglia und das Arkiv f. nord. Fil. Auf diese sei hier ein für alle Mal verwiesen.

Die wissenschaftliche Behandlung eines Gegenstandes ist von der dilettantischen nicht durch einen schroffen Riss getrennt, vielmehr führen allerhand Übergänge mit leisen Abstufungen von dieser zu jener hinüber. Jeder Versuch einen bestimmten Punkt anzugeben, wo eine Wissenschaft anfängt, ist daher einigermassen willkürlich. Ändert sich doch auch der Masstab, wonach man bestimmt, was als Wissenschaft anzusehen ist. Was ein früheres Zeitalter unbedenklich als strenge Wissenschaft anerkannte, erscheint später von einem höheren Standpunkt aus als Dilettantismus. Die Geschichte der Wissenschaft hat sich um alle solche dilettantischen Bemühungen nicht zu kümmern, welche neben einer schon vollkommeneren Behandlung ihres Gegenstandes einhergehn, wohl aber um diejenigen, die zu ihrer Zeit noch nichts Höheres über sich haben und die Keime in sich bergen, aus denen dieses Höhere emporzusprossen bestimmt ist.

Dilettantische Ansätze zu philologischer Thätigkeit heften sich naturgemäss an alle Überlieferung an. So sind z. B. die Anfänge der Conjecturalkritik uralt. Wie wir heute im Lesen so manchen Druckfehler verbessern, so hat man von jeher Entstellungen des Überlieferten als solche erkannt (freilich auch oft fälschlich zu erkennen geglaubt) und dann auch bei weiterer mündlicher oder schriftlicher Überlieferung, was man nach dem Zusammenhange für das Richtige hielt, eingesetzt. Zwischen dem dunklen Gefühl, wonach ein solcher primitiver Kritiker verfährt, und dem klaren Bewusstsein eines streng geschulten Philologen ist ein grosser Abstand, aber dieser Abstand wird durch viele Zwischenstufen ausgefüllt, für welche leicht reichliche Beispiele zu finden sein würden. Entsprechend verhält es sich auf allen übrigen Gebieten der Philologie.

Wahre Wissenschaft ist nicht möglich ohne ein reines, von allen ausserhalb liegenden Zwecken unabhängiges Streben nach Erkenntnis. Aber diese ausserhalb liegenden Zwecke sind darum doch stets von wirksamem Einfluss auf die wissenschaftliche Thätigkeit. Sie pflegen bestimmend zu sein zu einer Zeit, wo von rein wissenschaftlichem Interesse noch gar keine Rede ist. Sie rufen die dilettantischen Bestrebungen hervor, aus denen nach und nach die Wissenschaft erwächst. Für die Beschäftigung mit der Kultur einer vergangenen Zeit oder eines fremden Volkes ist in der Regel zunächst nur die Bedeutung massgebend, welche dieselbe für das Leben der Gegenwart und des eigenen Volkes hat, sei es, dass diese Bedeutung schon von lange her besteht und zu ihrem ferneren Bestande einer erhaltenden Thätigkeit bedarf, sei es, dass diese Bedeutung sich erst frisch geltend macht, erst von Einzelnen empfunden wird, die für ihre Sache Propaganda zu machen suchen. Auch eine genauere Beachtung der in der Gegenwart bestehenden Verhältnisse wird zunächst durch das Bestreben hervorgerufen, praktisch auf dieselben einzuwirken. Nur muss berücksichtigt werden, dass, wo ein rein wissenschaftliches Interesse auf einem Kulturgebiet erzeugt ist, dasselbe auf ein anderes übertragen werden kann. Dies bemerkt man bei der vorbildlichen Wirkung der klassischen Philologie auf die germanische, die aber doch nur ein Moment in der Begründung unserer Wissenschaft und bei weitem nicht das vornehmste gewesen ist.

Wir gliedern unsern Stoff in 7 Abteilungen, ich möchte nicht sagen Perioden, da ich mich nicht an eine streng chronologische Abgrenzung binden werde: 1. Das Mittelalter; 2. Von der Reformation bis auf Franz Junius; 3. Von Junius bis auf Gottsched und Bodmer; 4. Von Gottsched bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts; 5. Das Zeitalter der Romantik; 6. Die Begründung der germanischen Philologie als einer selbständigen Wissenschaft; 7. Die Neuzeit.

1. DAS MITTELALTER.

§ 2. Den ersten Anstoss zu grammatischem Nachdenken über die eigene Sprache gibt die Umsetzung des gesprochenen Wortes in das geschriebene.[1] Die Einführung der Buchstabenschrift führt zu einer Analyse der Sprachlaute. Dass unter den althochdeutschen Schreibern manche die Natur der Laute sorgfältig beobachtet haben, ergibt sich aus ihren Schreibsystemen. Aber keine systematische Anleitung zur Orthographie ist uns erhalten, dagegen das bekannte Zeugnis Einhards über Karl den Grossen (Vita cap. 29): *inchoavit et grammaticam patrii sermonis.* Nach allen sonstigen Analogieen dürfen wir vermuten, dass diese *grammatica* sich auf orthographische Vorschriften beschränkt hat. (Vgl. noch J. Müller S. 190). Eine Nachfolge scheint dieses Vorbild bis auf die Humanistenzeit nicht gefunden zu haben.

Frühzeitig werden naive Versuche in der Etymologie gemacht. Diese betreffen zunächst zusammengesetzte oder wegen ihrer Länge als zusammengesetzt erscheinende Wörter, deren Teile nicht ohne weiteres verständlich sind, namentlich Eigennamen, die man als bedeutungsvoll zu erkennen bestrebt ist. Sie dringen zum Teil ins Volk ein und veranlassen auch Umgestaltungen der Wörter (Volksetymologie). Einer der ältesten und bemerkenswertesten etymologischen Versuche ist der des Abtes Smaragdus († 817), der in seiner lateinischen Grammatik gotische Eigennamen ausdeutet (vgl. Müller 194[23]).

Einen gewissen philologischen Sinn hat Karl der Grosse auch dadurch bekundet, dass er der Erhaltung der bis dahin nur mündlich überlieferten epischen Lieder in der Volkssprache seine Sorge zugewendet und dieselben zur Aufzeichnung gebracht hat (ebenfalls nach Einhard cap. 29). Freilich ist auch diese That so gut wie spurlos vorübergegangen.

Eine kritische Aufmerksamkeit auf die literarischen Verhältnisse regt sich bei den höfischen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts. Gotfrid von Strassburg entwirft in seinem Tristan 4619 ff. eine meisterhafte Charakteristik seiner dichterischen Zeitgenossen. Dies gibt seinem Nachahmer Rudolf von Ems die Veranlassung, in zweien seiner Werke, dem Alexander und dem Wilhelm von Orlens ein Verzeichnis der epischen Dichter und Dichtungen seiner und der nächstvorangehenden Zeit zu liefern. Andere derartige Aufzählungen von geringerem Umfange finden sich namentlich bei lyrischen Dichtern.[2]

Liebhaberei im Sammeln literarischer Produkte, verbunden mit Achtsamkeit auf die Urheberschaft zeigt sich zuerst auf dem Gebiete der kunstmässigen Liederdichtung. Um die Grenzscheide des 13. und 14. Jahrh. war der Züricher Patrizier Rüdeger Manesse ein eifriger Sammler von Liederbüchern (vgl. MSH II, 280[b]). Um die selbe Zeit wurden die grossen Sammelhandschriften angefertigt, welche jetzt die Hauptquellen für unsere Kenntnis des Minnesangs bilden. Noch mehr von einem gelehrten Liebhaberinteresse hat im 15. Jahrh. die Beschäftigung mit der älteren ritterlichen Dichtung. Die ritterlichen Ideen feiern zu dieser Zeit zum ersten Male vorübergehend eine Art von Renaissance,

namentlich am bairischen Hofe, die in merkwürdiger Weise mit den Anfängen des Humanismus zusammenstösst. Die für uns interessanteste Erscheinung dabei ist der bairische Rat Jacob Püterich von Reichertshausen, ein leidenschaftlicher Handschriftensammler, der uns in seinem Ehrenbrief an die Herzogin Mechthild von Östreich (ZfdA 6, 32 ff.) ein Verzeichnis seiner reichhaltigen Bibliothek hinterlassen hat, worin die Ritterdichtungen des 13. Jahrh. die vornehmste Stelle einnehmen. Den Abschluss dieser Richtung bildet Kaiser Maximilian I., dessen Interesse für die ältere Literatur wir die unschätzbare grosse Ambraser Sammelhandschrift verdanken.

[1] Joh. Müller, *Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts.* Gotha 1882. [2] Zusammenstellung der literarischen Stellen MSH IV, 863 ff.

§ 3. Bedeutender als in Deutschland sind die Ansätze zu wissenschaftlicher Behandlung auf Island gewesen. Was von den grammatischen Bemühungen der Isländer auf uns gekommen ist, liegt in vier Traktaten vor, welche in die prosaische Edda eingefügt sind, von Hause aus aber jedenfalls nicht alle zu derselben gehört haben.[1] In der ersten Hälfte des 12. Jahrh. verfasste Þórodd Gamlason eine kleine Abhandlung, in welcher er eine Reform des Runenalphabets durchführte, die hauptsächlich in der Hinzufügung neuer Zeichen für die Diphthonge bestand. Um die Mitte des Jahrhunderts entstand ein vortreffliches Schriftchen (I), worin die Anpassung des lateinischen Alphabets an die isländischen Lautverhältnisse durchgeführt wird. Der unbekannte Verfasser benutzt dabei das angelsächsische Alphabet und die Reformen Þórodds, stützt sich aber vor allem auf eine selbständige genaue Beobachtung des isländischen Lautsystems. Seine Vorschriften sind massgebend für die isländische Orthographie geworden. Von viel geringerer Bedeutung ist eine andere nach 1200 entstandene Abhandlung (II) über das isländische Alphabet mit populären phonetischen Bemerkungen, wie sie sich auch sonst in mittelalterlichen Quellen finden. Sie scheint von Anfang an einen Bestandteil der prosaischen Edda gebildet zu haben und von Snorri herzurühren (nach Mogk, Lit. C.-Blatt, 1887, Nr. 16). Über das Orthographische hinaus geht eine umfänglichere Arbeit (III) von Óláf Þórdarson, einem Neffen des Snorre Sturluson († 1259). Er wandelt darin die Wege der mittelalterlichen lateinischen Grammatiker. Der erste Hauptabschnitt handelt über die grammatischen Begriffe auf Grund von Priscians Institutiones, ein zweiter über die rhetorischen Figuren und die Verstösse im Ausdruck auf Grund des dritten Buchs von Donats Ars major, wozu reichliche Belege aus Skaldendichtungen gegeben werden. Benutzt sind daneben mittelalterliche lateinische Quellen und die genannten isländischen Abhandlungen, insbesondere scheint die in ihrer ursprünglichen Fassung verlorene Abhandlung Þórodds hineingearbeitet zu sein. Im 14. Jahrh. ist eine Fortsetzung angefügt (IV), die hauptsächlich auf dem Abschnitte «de figuris grammaticis» in dem Doctrinale des Alexander de Villa Dei beruht.

Die dritte und vierte Abhandlung führen auf das Gebiet der Poetik hinüber. Diese hat auf Island eine gewisse wissenschaftliche Fassung erhalten. Es war dies die Folge davon, dass die Skaldendichtung sich zu grosser Künstlichkeit entwickelte und zugleich einen antiquarischen Charakter annahm, indem man auch in der christlichen Zeit mit dem Materiale nicht nur der alten Heldensage, sondern auch der heidnischen Mythologie arbeitete. So stellte sich das Bedürfnis nach einer systematischen Unterweisung heraus, welches in der prosaischen *Edda* (vgl. Abschn. 8 B[a]) seine Befriedigung fand, die in ihrer ursprünglichen Gestalt auf Snorre Sturluson († 1241) zurückgeht. In drei Hauptabschnitten wird dem Skalden das Nötige für seine Kunst an die Hand gegeben, eine Mythologie, eine Aufzählung und Erklärung gelehrter Benennungen

und poetischer Umschreibungen und eine Metrik. Wir haben darin die Zusammenfassung eines umfänglichen historischen Materials, welches der neuern Behandlung dieser Gegenstände als Unterlage gedient hat.

[1] *Den forste og anden grammatiske afhandling i Snorres Edda*, udg. af Verner Dahlerup og Finnur Jónsson (Samfund XVI). Kobenhavn 1886. *Den tredje og fjærde grammatiske afhandling i Snorres Edda* udg. af *Björn Magnússon Ólsen* (Samfund XII). ib. 1884. Olsen handelt in der Einleitung ausführlich über die isländische grammatische Literatur, sowie in einer früheren Abhandlung *Rúnerne i den oldislandske literatur*.

2. VON DER REFORMATION BIS AUF FRANZ JUNIUS.

§ 4. Zwei Richtungen laufen in diesem Zeitraum neben einander her, die als Vorbereitungen für die germanistische Wissenschaft angesehen werden können, eine gelehrt-antiquarische und eine praktische, auf den derzeitigen Zustand der Sprache und Literatur gerichtete. Beide berühren sich nur sehr wenig mit einander, so dass wir sie getrennt behandeln wollen.

A. DIE ANTIQUARISCHE RICHTUNG.

§ 5. Seit dem Anfang des 16. Jahrh. führen in Deutschland verschiedene Momente zu einem schroffen Bruche mit den mittelalterlichen Kulturverhältnissen. Die Kirchenreformation suchte an das Urchristentum anzuknüpfen und glaubte die dazwischen liegende Zeit, aus der sie selbst doch auch herausgewachsen war, ignorieren zu dürfen, während natürlich die katholisch bleibenden Teile der Bevölkerung den Zusammenhang mit dem Mittelalter besser bewahrten. Stärker ward der Riss durch die eindringenden antiken Kulturelemente. Sehr schnell ward das römische Recht recipiert. In den bildenden Künsten wurde die Gotik durch die Renaissance verdrängt. Was das literarische Gebiet betrifft, so waren die meisten Humanisten gänzlich von der Muttersprache abgewendet. In die deutsche Literatur drang eine Menge antiken Stoffes ein, ohne aber zunächst den Grundcharakter derselben zu verändern, so dass während des 16. Jahrh. in formaler Beziehung fast durchaus, vorwiegend auch in materieller die alte Tradition bewahrt blieb, während die Anhänger des antiken Geschmackes es vorzogen, lateinisch zu schreiben. Daher konnten denn auch noch manche Erzeugnisse des Mittelalters im Druck erscheinen und Leser finden. Um so gründlicher war der Bruch, als diejenige Richtung, die in der französischen Renaissancedichtung ausgebildet war, durch Opitz zur allgemeinen Herrschaft in der deutschen Kunstliteratur gelangte. Die mittelalterliche Tradition wucherte nun hauptsächlich in den unteren Schichten der Bevölkerung weiter.

Günstiger für die mittelalterliche Kultur war die Entwickelung in England. Wie sich in Recht und Verfassung das mittelalterlich-germanische Wesen behauptete, so auch in der Poesie, wo es in der Schule der dem Mittelalter noch nicht entfremdeten italienischen Frührenaissance, dann auch unter direkter, aber gemässigter Einwirkung der antiken Literatur zu ästhetischer Vervollkommnung gedieh und sich mit den Ideen der neuen Zeit erfüllte. So waren namentlich die Dichtungen Shakespeares naturgemäss dazu berufen, einmal die Brücke zu bilden, über die ein jüngeres Geschlecht zu der mittelalterlichen Kultur zurückgeführt werden konnte. Wenigstens bis zu Chaucer rückwärts hatte man im Zeitalter der Elisabeth die Fühlung noch nicht verloren. Für die angelsächsische Periode musste sie freilich erst von neuem gewonnen werden. Seit

Ausgang des 17. Jahrh. hat sich dann allerdings der Einfluss des französischen Klassizismus auch in England geltend gemacht, doch nie in solcher Stärke und nie bis zu solcher Unterdrückung des älteren heimischen Charakters.

Noch besser als in England wurde die nationale Tradition in den skandinavischen Ländern bewahrt. Für die reichen Schätze der altisländischen Literatur war es besonders günstig, dass die Sprache auf der Insel keine sehr einschneidenden Veränderungen erlitten hat (namentlich nicht in der schriftlichen Aufzeichnung), so dass sich für den Einheimischen dem Verständnis keine grossen Schwierigkeiten in den Weg stellten.

DEUTSCHLAND UND DIE NIEDERLANDE.

§ 6. So sehr die allgemeine Zeitströmung vom deutschen Altertum abführte, so fehlte es doch nicht an Veranlassungen, die wenigstens einige Gelehrte zu einer gelegentlichen Beschäftigung mit demselben bestimmten. Die Humanisten fanden bei den römischen Geschichtsschreibern die Berichte über die Zustände und Begebenheiten der germanischen Urzeit. Das Bekanntwerden der Germania und der Annalen des Tacitus verbreitete über diese Epoche plötzlich einen ungeahnten Glanz, der den Patriotismus entflammen musste. So finden wir denn schon um 1500 eine Gruppe von Humanisten, die sich mit Begeisterung der germanischen Vorzeit zuwenden. Sie suchen zum Teil ihren Stützpunkt ebenda, wo der ersterbende mittelalterliche Geist noch einmal auflebte, am Hofe Maximilians. Der Elsässer Jacob Wimpheling und der Schwabe Heinrich Bebel feierten die Leistungen Deutschlands und ihrer speziellen Heimat. Conrad Celtis (1459—1508) arbeitete an einer *Germania illustrata,* worin eine Darstellung der altgermanischen Völkerverhältnisse auf Grund der antiken Berichte gegeben werden sollte. Ein ähnliches Werk wurde wirklich zur Ausführung gebracht von Beatus Rhenanus, der sich auch als Herausgeber der für das germanische Altertum besonders wichtigen antiken Schriftsteller verdient gemacht hat, in seinen *Rerum Germanicarum libri tres* (Basel 1531). Von den antiken Geschichtsschreibern schritt man fort zu den lateinischen Geschichtsquellen des Mittelalters. Einige der wichtigsten unter denselben wurden durch Peutinger (1465—1547) und andere herausgegeben. Es bildeten sich die Anfänge einer mittelalterlichen Geschichtsforschung. Schon der Abt Johannes Trithemius (1462—1516) erlangte einen grossen Ruf als Kenner auf diesem Gebiete, freilich zum Teil durch gewissenlose Fälschungen. Johannes Turmair oder, wie er sich nach seinem Geburtsort nennt, Aventinus (1477—1534), ein Schüler des Celtis beschäftigte sich sowohl mit germanischer Urgeschichte in seiner *Chronica von vrsprung, herkomen, vnd thaten der vhralten Teutschen* (gedruckt Nürnberg 1541), als mit der mittelalterlichen Geschichte seines engern Vaterlandes in seinen *Annalium Boiorum libri septem* (Ingolstadt 1554, vollständiger Basel 1580) und in der deutschen Umarbeitung der Annalen, die als Johannis Aventini *Chronica* Frankfurt 1566 erschienen ist. Mehr Patriot als kritischer Historiker benutzte er in ausgedehntem Masse sagenhafte Überlieferungen, darunter deutsche Gedichte aus der Heldensage und der Karlssage und historische Lieder, schenkte auch den Mundarten und der Deutung der Eigennamen seine Aufmerksamkeit. Ähnliches wie Aventin für Baiern, leisteten für die Schweiz Tschudi (1538) und Stumpf (1547). Der Wiener Arzt und Historiograph Ferdinands I Wolfgang Lazius verfolgte den Ursprung und die Schicksale der germanischen Völkerschaften und ihrer nächsten Nachbarn in einem umfänglichen Werke, *De gentium aliquot migrationibus, sedibus fixis, reliqviis, linguarumque initiis & immutationibus ac dialectis libri XII* (Basel 1557). Wie schon der Titel zeigt beachtet er auch die sprachlichen Eigentümlichkeiten. Er vergleicht deutsche Wörter mit

griechischen und lateinischen, beobachtet Unterschiede zwischen den lebenden Mundarten, und sucht sich auch von den älteren Sprachzuständen eine Vorstellung aus Handschriften, die ihm gerade zugänglich sind, zu bilden, was ihn denn auch zu gelegentlicher Mitteilung von Proben veranlasst. Als eine geschichtliche Quelle benutzt er das Nibelungenlied, von dem hier zum ersten Male einige kleine Stücke im Druck erscheinen.

Die Juristen konnten bei allem Respekt vor dem römischen Recht doch die Rücksichtnahme auf das mittelalterliche nicht entbehren. Denn es blieben immer genug Einrichtungen und Rechtsverhältnisse, auf welche jenes nicht anwendbar war. So verfielen denn auch die wichtigsten Rechtsbücher des späteren Mittelalters niemals ganz der Vergessenheit und wurden häufig gedruckt (der Sachsenspiegel zuerst 1474).[1] Aber das Interesse, welches man an diesen Quellen nahm, war kein wissenschaftliches, sondern ein praktisches, und der Text wurde in den Drucken so wenig kritisch behandelt wie in den früheren Abschriften. Dagegen war es ein reines Gelehrteninteresse, was zu den älteren lateinischen Volksrechten hinführte.[2] Indem man die wichtigsten und ältesten Quellen des römisch-byzantinischen Rechts hervorsuchte, fiel auch auf die des germanischen ein Seitenblick. So gelangte J. Sichardt zuerst zu einer Veröffentlichung des ripuarischen, alemannischen und bairischen Rechts (Basel 1530). Mit einer vollständigeren Sammlung der Leges folgte Herold (Basel 1557). Eine nicht ganz so umfassende war wahrscheinlich schon vorher in Paris gedruckt und wurde 1573 mit einem Titel versehen.

Protestantische Theologen wurden zur Beschäftigung mit mittelalterlicher Literatur durch das Verlangen getrieben, Vorläufer für die Ideen der Reformation zu finden. Diesem Verlangen entsprungen ist das Werk des Flacius Illyricus *Catalogus testium veritatis* (Basel 1556. ²1562). Unter den Zeugen für die evangelische Wahrheit erscheint in der zweiten Ausgabe auch der Mönch Otfrid von Weissenburg,[3] den zuerst Trithemius aus der Vergessenheit hervorgezogen, und aus dessen *Evangelienbuch* zuerst Beatus Rhenanus eine kleine Probe nach der Freisinger Hs. mitgeteilt hatte. Der mit Flacius befreundete Augsburger Arzt Gassar hatte eine Hs. des Evangelienbuchs in der Bibliothek seines Gönners Ulrich Fugger gefunden (die jetzige Heidelberger) und 1560 eine Abschrift davon genommen. Dem Eifer des Flacius gelang es nach mehrfachen vergeblichen Bemühungen Gassars dessen Abschrift nebst einem Glossar und anderen Beigaben 1571 in Basel zum Drucke zu befördern. Dies ist bei allen Mängeln die wertvollste Publikation des 16. Jahrhunderts.

Interesse an den germanischen Sprachen um ihrer selbst willen bekundet vornehmlich der grosse Conrad Gessner in einem Werke, welches die Sprachenkenntnis seiner Zeit übersichtlich zusammenzufassen sucht, dem *Mithridates* (Zürich 1555), ausserdem in der Vorrede zu Maalers Wörterbuch (vgl. § 13). Er hat einigermassen richtige Vorstellungen von dem Umfange und der Gliederung der germanischen Sprachfamilie.

[1] Stobbe, *Geschichte der deutschen Rechtsquellen* I, 290 ff. [2] Ib. I, 8 ff. Stintzing, *Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft.* [3] Kelles Ausgabe des Otfrid, 3. 23. 99.

§ 7. Die Niederlande werden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., namentlich seit der Gründung der Universität Leiden (1575) zu einem Hauptsitze der europäischen Wissenschaft und insbesondere der philologischen Studien. Neben den klassischen Sprachen werden auch die orientalischen eifrig betrieben. Dies befördert eine gewisse Universalität und eine Neigung zur Sprachvergleichung, die in Verbindung mit dem kräftig erwachten nationalen Selbstgefühl auch zur Beschäftigung mit der Muttersprache und deren nächsten Verwandten hinführt. Die erste Anregung ging von den südlichen Provinzen

aus, die bald hinter den freigewordenen nördlichen zurücktreten sollten. Freilich erzeugte hier der Patriotismus eine seltsame Verirrung, indem Goropius Becanus in seinen *Origines Antwerpianae* (Antwerpen 1569) und in seinen *Hermathena* (ebenda nach seinem Tode 1580 erschienen) den Beweis zu führen suchte, dass das Niederländische die Ursprache des Menschengeschlechts gewesen sei. In ähnlichen Bahnen bewegt sich noch Abrah. Vander-Milii *Lingva Belgica* (Leiden 1612), worin mit Hülfe der üblichen dilettantischen Wortvergleichung die Verwandtschaft des Holländischen mit vielen anderen, insbesondere den beiden klassischen Sprachen erwiesen werden soll und zugleich die grössere Ursprünglichkeit desselben. Das Persische wird zur Vergleichung mit dem Niederländischen herangezogen von Raphelengius (nach Mitteilung des gleich zu erwähnenden Vulcanius, S. 49) und von dem bekannten Philologen Justus Lipsius (in einem 1605 gedruckten Briefe), welcher letztere auch bereits die Ähnlichkeit der Flexionsformen bemerkte. Die sprachwissenschaftlichen Studien des aus Schlesien stammenden, aber in Leiden lebenden Arztes Johann Elichmann († 1639), sind nicht zum Abschluss gekommen.

Fördernder als diese Ansätze zur Sprachvergleichung war zunächst die Bekanntmachung wichtiger alter Denkmäler. Niederländer haben das Verdienst, zuerst auf die Reste des Gotischen hingewiesen zu haben. Geborene Niederländer, die sich in Köln aufhielten,[1] scheinen auf den damals in Werden befindlichen codex argenteus der gotischen Evangelien aufmerksam geworden zu sein und Notizen daraus gemacht zu haben, die zunächst handschriftlich anderen Gelehrten bekannt wurden. Auf Grund ihrer Aufzeichnungen sind in drei Werken Proben des Gotischen gedruckt. Zuerst teilte Becanus in seinen *Origines* das Vaterunser und einige sonstige kleine Fetzen mit. Einige weitere Stücke kamen hinzu in dem Schriftchen *De Literis & Lingua Getarum sive Gothorum*, welches von Bonaventura Vulcanius als die Arbeit eines «Anonymus» Leiden 1597 herausgegeben wurde. Zum Teil Anderes bringt dann Janus Gruter in seinen *Inscriptiones antiquae* (1602). Vulcanius hatte noch eine Anzahl kleiner Beigaben hinzugefügt, darunter den kurz vorher (1595) bekannt gewordenen Bericht seines Landsmanns Busbeck über die Reste der Goten in der Krim,[2] mehrere nordische Runenalphabete (worunter eins nach Olaus Magnus cf. § 10) und Runeninschriften, die ihm zum Teil durch Jos. Scaliger vermittelt waren, Proben aus der althochdeutschen Übersetzung der dem Tatian zugeschriebenen Evangelienharmonie, aus Willerams Paraphrase des hohen Liedes und aus dem Annoliede, die von dem Geschichtsschreiber Nidhard überlieferten Strassburger Eide, König Alfreds Vorrede zu seiner angelsächsischen Übersetzung von Gregors Cura pastoralis, den Anfang einer isländischen Bibelübersetzung. So war auf kleinem Raume eine Fülle von anregenden Hinweisungen zusammengedrängt, denen denn auch die Folgezeit nachgegangen ist. So veröffentlichte schon 1598 Paulus Merula den ganzen *Willeram* nach der Leidener Hs. mit einer niederländischen Übersetzung des Juristen Castricomius und Anmerkungen von dem selben, Pontanus 1616 mehrere Kapitel des *Tatian*. Aus dem ältesten Denkmale des Niederländischen, einer *Interlinearversion der Psalmen* veranstaltete Justus Lipsius 1599 eine Glossensammlung, die 1605 gedruckt wurde, und Vander-Mylius teilte daraus den 19. Psalm mit.

[1] Massmann, ZfdA 1, 306. Schulte ib. 23, 51. 318. 24, 324. [2] Massmann ib. 1, 345. Tomaschek, *Die Goten in Taurien*, Wien 1881.

§ 8. Die niederländischen Anregungen wirkten auch auf Deutschland. Hier beginnt im Anfang des 17. Jahrh. eine lebhaftere Thätigkeit, die hauptsächlich von Juristen und juristisch gebildeten Historikern ausgeht.

Die Leges Barbarorum fanden 1613 einen neuen Herausgeber in dem Hamburger Friedr. Lindenbrog, der in Leiden gebildet war. Durch einen Aufenthalt in England angeregt, ging derselbe auch zur Beschäftigung mit den angelsächsischen Gesetzen und von da zu lexikalischen Arbeiten über, aber ohne dass die Früchte dieser Studien veröffentlicht wurden.

Um die Erschliessung der älteren Literatur erwarben sich zwei Männer grosse Verdienste, der Augsburger Marquard Freher (1665—1714) und der Schweizer Melchior Goldast (1576—1635), beide von Hause aus Juristen, der letztere vorwiegend als Historiker thätig. Sie wirkten mehrfach im Verein mit einander, teilweise auch in Verbindung mit dem Sanctgaller Schobinger (1566—1604). Eins ihrer Hauptverdienste war die Hinweisung auf die reichen Sprachschätze St. Gallens. Bisher hatte nur Tschudi (1538) die Sanktgaller Hs. des Tatian erwähnt und Stumpf in seiner Schweizer Chronik (1547) das Notkersche Vaterunser und Credo veröffentlicht auf Grund einer Mitteilung des Sanktgallers Vadianus († 1551). Eine Schrift desselben, in welcher auf Notkers Psalmenübersetzung hingewiesen war, wurde erst durch Goldast in seinen *Alamannicarum rerum scriptores aliquot vetuti* (1606) veröffentlicht. Ebenda wurden Mitteilungen aus der Sanktgaller Übersetzung der Benediktinerregel und aus dem sogenannten Hrabanischen Glossar gemacht. Schon vorher (1601) hatte Goldast ein Stück aus Notkers Psalmenübersetzung bekannt gemacht. Freher veröffentlichte 1609 die älteste Sanktgaller Übersetzung des Paternoster und des Credo. Er bereitete eine Ausgabe des Williram und des Otfrid vor. Erstere erschien nach seinem Tode 1631, sowie *Emendationes et annotationes* zu Otfrid 1639. Fast noch wichtiger war es, dass die Minnesinger, von welchen nur in der verworrenen Tradition der Meistersinger eine dunkle Kunde fortlebte, wieder ans Licht gezogen wurden. Im Schlosse Forsteck im Besitze der Freiherrn von Hohensax entdeckte Freher die grosse, später Pariser, jetzt wieder Heidelberger Handschrift der Minnesinger und betrieb den Erwerb derselben für die Heidelberger Bibliothek. Goldast machte die ersten Veröffentlichungen daraus 1601, bedeutendere 1604 in seinen *Paraenetici veteres,* worin König Tyrol von Schotten, der Winsbecke und die Winsbeckin mit Kommentar abgedruckt wurden. Hieran konnte sich neben dem gelehrten Interesse ein ästhetisches anknüpfen. Bekanntschaft mit manchen anderen Werken der mittelhochdeutschen Literatur zeigt Goldast in Citaten.

Eine Reimchronik des 13. Jahrh., das *Fürstenbuch des Jans Enenkel* wurde 1618 von Hier. Megiser herausgegeben. Aus der Übergangszeit vom Ahd. zum Mhd. veröffentlichte Opitz 1639 das Gedicht vom heiligen *Anno.*

Während sich gerade Juristen um die ältere Sprache und Literatur verdient machten, ward ein philologisch gebildeter Arzt Hermann Conring[1] der erste Begründer der deutschen Rechtsgeschichte durch seine Schrift *De origine juris Germanici* (1643). Sein Bestreben war zunächst darauf gerichtet, der Tradition ein Ende zu machen, dass das römische Recht durch ein Gesetz Kaiser Lothars eingeführt sei. Indem er nachwies, dass dasselbe seine Geltung vielmehr nur der allmählichen Aufnahme durch den Usus verdanke, zeigte er zugleich, dass das ältere deutsche Recht niemals förmlich abgeschafft sei und in dem bestehenden Rechte nachwirke, so dass also die Beschäftigung damit auch für die Gegenwart Bedeutung habe.

[1] Stinzing, *Geschichte d. deutschen Rechtswissenschaft* II, 165 ff.

ENGLAND.

§ 9. In England war es in viel höherem Grade als in Deutschland das theologische Interesse, was zum Studium der alten Denkmale trieb. Zunächst freilich wirkte die Reformation ungünstig, indem bei der Aufhebung der Klöster

viele handschriftliche Schätze zerstört wurden, worunter jedenfalls manches Altenglische gewesen sein wird. Doch bald machte sich eine Reaktion dagegen geltend durch den für die Engländer charakteristischen Sammeleifer, und dieser Sammeleifer war im Anfang wesentlich getragen von kirchlichem Interesse, indem man begierig alles aufsuchte, was in den älteren Schriften zu der neuen Lehre zu stimmen schien. Als Handschriftensammler wirkte seit 1533 John Leland in einer offiziellen Stellung, als «the King's Antiquary». Viel bedeutender noch wurde die Thätigkeit des Leiters der englischen Kirche, des Erzbischofs Matthew Parker, dessen Sammlungen nach Cambridge übergeführt sind. Er bediente sich dabei der Unterstützung seines Sekretärs Joscelin. In seinen Werken benutzte und citierte er altenglische Texte und gab die Veranlassung zu den ersten Veröffentlichungen. Diese beginnen mit dem Büchlein *A Testimonie of Antiquitie* (London, ohne Jahr, wahrscheinlich 1566 oder 1567), worin eine Predigt Aelfrics, für die man sich wegen des Abendmalstreites interessierte, zwei Briefe desselben und einige katechetische Stücke enthalten waren. Herausgeber war vermutlich Joscelin. Gleichfalls auf Parkers Veranlassung gab Fox 1571 die älteste englische Übersetzung der vier Evangelien heraus. Parker selbst teilte 1574 in seiner Ausgabe der Lebensgeschichte König Aelfreds von Asser die Vorrede Aelfreds zu seiner Übersetzung von Gregors *Cura pastoralis* mit. Unabhängig von Parker hatte sich frühzeitig Lawrence Nowel in das Studium des Angelsächsischen vertieft, durch welchen wieder William Lambarde angeregt wurde. Letzterer brachte mit Hülfe Nowels die erste Ausgabe der angelsächsischen Gesetze zu Stande, welche unter dem Titel *Αρχαιονομία* London 1568 erschien. Einige angelsächsische Stücke brachte er auch in *A Perambulation of Kent* (London 1576). Es trat dann zunächst eine Pause in den Veröffentlichungen ein, von einigen Kleinigkeiten abgesehen. Unterdessen aber wirkten die eifrigen Sammler Thomas Bodley (1544—1612), der Begründer der Bodlejana in Oxford, und Rob. Bruce Cotton (1570—1631) der Begründer der Cottoniana im Brittischen Museum. Vorarbeiten zu umfassenden Veröffentlichungen machte William L'Isle, wovon aber nur 1623 ein Traktat Aelfrics mit einer neuen Ausgabe des Testimonie erschien. Neubelebt wurden die angelsächsischen Studien durch Henry Spelman († 1641), der sogar aus seinen Mitteln in Cambridge eine Professur für angelsächsische Literatur und Kirchengeschichte begründete, die jedoch bald wieder einging. Von ihm erschien 1639 der erste Band einer Sammlung von kirchlichen Verordnungen und Urkunden; ein zweiter wurde auf Grund seiner Vorarbeiten 1664 veröffentlicht. Sein Sohn John Spelman gab 1640 eine angelsächsische Interlinearversion der Psalmen heraus, der erste Inhaber der von Spelman begründeten Professur Abraham Whelock 1643 Aelfreds Übersetzung von Bedas Kirchengeschichte. H. Spelman hatte auch die Anregung zu dem *Monasticon Anglicanum* gegeben, welches Dodsworth und Dugdale 1655 veröffentlichten, mit vielen auf kirchliche Stiftungen bezüglichen Urkunden.

Das Studium der Denkmäler war äusserst erschwert, so lange es gar kein Hülfsmittel zum Verständnis der alten Sprache gab und jeder einzelne mit der Entzifferung derselben von vorn anfangen musste. Zwar arbeiteten schon Nowel und Joscelin angelsächsische Wörterbücher aus, letzterer auch eine Grammatik, aber ohne dass etwas davon an die Öffentlichkeit kam. Henry Spelman unternahm es zuerst ein von ihm ausgearbeitetes angelsächsisches Glossar auf seine Kosten drucken zu lassen, gelangte aber nur bis zu dem Buchstaben L. Endlich lieferte 1659 William Somner, Whelocks Nachfolger in Cambridge, in seinem *Dictionarium Saxonico-Latino-Anglicum* ein brauchbares Hülfsmittel, auf das die Folgezeit fussen konnte.

SKANDINAVIEN.

§ 10. In Dänemark und Schweden knüpfte sich die Beschäftigung mit der heimischen Vorzeit zunächst an die *Gesta Danorum* des Saxo Grammaticus, eine Quelle, die auch dem übrigen Europa frühzeitig zugänglich war. Der erste Druck erschien zu Paris 1514. Eine gelehrte Ausgabe mit Kommentar gab Steph. Joh. Stephanius 1644 zu Kopenhagen heraus. Darin war eine Fülle von Sagen mitgeteilt, sogar Übersetzungen alter Lieder und viele Nachrichten über Glauben und Kultus der heidnischen Zeit. Frühzeitig erwachte hier auch ein Interesse, welches dann bis auf die neueste Zeit immer sehr lebhaft gewesen ist, das Interesse für die Monumente und Gerätschaften des Altertums und damit für die Inschriften, für die Runen.

Unter den schwedischen Geschichtsschreibern des 16. Jahrh. befinden sich die beiden letzten katholischen Erzbischöfe von Upsala, die Brüder Joannes und Olaus Magnus. Von dem ersteren haben wir eine *Gothorum Sveonumque Historia* (Rom 1554), von dem letzteren eine *Historia de gentibus Septentrionalibus* (Rom 1555), ein geographisch-kulturwissenschaftliches Werk, in welchem die Natur der nordischen Länder und die Sitten ihrer Bewohner eingehend geschildert werden. Neben den Zuständen seiner Zeit berücksichtigt er auch die der Vergangenheit, zum Teil im Anschluss an das Werk seines Bruders, natürlich vor allem auch an Saxo. Das ganze dritte Buch ist der ehemaligen Religion der Skandinavier und ihrer nächsten Nachbarn gewidmet, im ersten wird unter andern über die alten Grabdenkmale gehandelt und werden einige, zum Teil mit Runen, abgebildet, auch ein Runenalphabet mitgeteilt. Der Umstand, dass das Werk in Rom gedruckt war, begünstigte seine Verbreitung. Ein Nachdruck erschien in Basel 1567 und ein in Holland veranstalteter Auszug wurde wiederholt gedruckt (zuerst Antwerpen 1558) und hat auch Anregungen gegeben (cf. § 7).

Ein eingehenderes Studium der Runeninschriften beginnt am Ende des 16. Jahrh. in Schweden mit J. Bure (Bureus). Seine Veröffentlichungen (1599—1624) haben aber wenig Verbreitung gefunden. Ausserdem beschäftigte er sich auch mit der mittelalterlichen schwedischen Literatur. Er publicierte das Werk *Um styrilse kununga ok höfdinga* (1634). Vorangegangen war ihm Messenius mit der Veröffentlichung schwedischer Chroniken. Bure hat auch lexikalische Sammlungen aus älteren schwedischen Texten angelegt, Aufzeichnungen über Mundarten gemacht, und selbst eine grammatische Arbeit von ihm wird erwähnt. Mitteilungen aus seinen Collectaneen hat Klemming (Samlaren 4, 12. 5, 71 und Svenska landsmålen h. 24) gemacht.

In umfassenderer Weise wurden die Runenstudien von dem gelehrten Arzt Ole Worm (Olaus Wormius) in Kopenhagen (1588—1654) in Angriff genommen. Angeregt von Bureus war er bemüht sich Abbildungen von sämtlichen Runeninschriften zu verschaffen, die er im dänischen Reiche aufspüren konnte und dieselben mit Erläuterungen zu veröffentlichen (seit 1628). Seine Hauptwerke sind *Runer seu Danica literatura antiquissima* (1636) und *Danicorum monumentorum libri sex* (1643). Bei aller Mangelhaftigkeit der Nachbildungen und vielen Fehlern in der Deutung hat er doch eine tüchtige Unterlage für die Runenkunde geschaffen.

Geschichtliches Interesse veranlasste den Historiker Vedel, der auch den Saxo ins Dänische übersetzt hat, zur Sammlung alter dänischer Lieder, die er 1591 herausgab. Unter ihnen waren mehrere, in denen noch die Stoffe der altgermanischen Heldensage fortlebten.

Auf die altnordische (norwegisch-isländische) Literatur musste man in Dänemark zuerst durch die Beschäftigung mit der norwegischen Geschichte geführt

werden. Schon 1594 veröffentlichte J. Mortensön einen dänischen Auszug aus der unter dem Namen *Heimskringla* bekannten grossen norwegischen Königsgeschichte. Eine 1599 von Claussön verfasste Übersetzung gab Ol. Wormius 1633 heraus.

Um 1600 wurde auch auf Island das Interesse für die ein Jahrhundert lang vernachlässigte heimische Literatur von neuem erweckt.[1] Diese Bewegung beginnt mit Arngrím Jónsson (1567—1648), der durch mehrere lateinische Schriften über die Insel und ihre Geschichte auch auswärts das Interesse weckte. Ferner sind zu nennen Magnus Ólafson, Björn Jónsson, Jón Gizursson, die Bischöfe Odd und Brynjúlf Sveinsson von Skalholt und Thorlák Skúlason von Holar. Fast alle diese stehen in Verbindung mit Olaus Wormius, ja sie sind grösstenteils zuerst von ihm angeregt. Es bedurfte der Teilnahme Dänemarks, um den Isländern einiges Zutrauen zu dem Werte ihrer älteren Literatur beizubringen. Hohe Zeit war es. Denn die Handschriften waren, abgesehen von der direkten Vernichtung behufs anderweitiger Benutzung des Pergaments, durch das Klima und durch die häuslichen Einrichtungen einer raschen Zerstörung ausgesetzt. Man machte sich nun daran, die noch vorhandenen Handschriften zu sammeln und besser aufzubewahren, neue Abschriften zu nehmen und Übersetzungen und Auszüge herzustellen. Es begann dann auch seit 1628 die im Interesse der Erhaltung wie der Benutzung so wünschenswerte Überführung der Handschriften nach dem Festlande. Ol. Wormius war der erste, der isländische Handschriften erwarb. Diese haben den Grundstock zu den altnordischen Schätzen in der königl. Bibliothek zu Kopenhagen gebildet. Neben ihm legte auch Stephanius eine Sammlung an. Gedruckt wurde von den Arbeiten der ausser Arngrím genannten Isländer zunächst nichts ausser einigen Mitteilungen, die sie dem Wormius für seine Werke geliefert hatten, und dem Ansatz zu einem altnordischen Wörterbuch, den Magnus Ólafson gemacht hatte und der durch Wormius 1650 veröffentlicht wurde, bezeichnenderweise in Runentypen, daher *Specimen lexici runici* betitelt.

[1] Gudbrand Vigfusson, Prolegomena zur *Sturlunga Saga*, § 27.

B. DIE PRAKTISCHE RICHTUNG.

DEUTSCHLAND UND DIE NIEDERLANDE.

§ 11. Praktische Bedürfnisse führten zur Behandlung der lebenden Sprache. Die ältesten hierher gehörigen Schriften[1] wollen dem Unterricht im Lesen und Schreiben dienen. Sie zerfallen in zwei Klassen. Die eine ist wesentlich für elementare Unterweisung der Kinder und des Volkes im Lesen bestimmt. Die andere gibt solchen, welche diese ersten Elemente hinter sich haben, Anweisung zur richtigen Schreibweise, und zwar im Anschluss an allgemeine Anweisungen zur Abfassung von Briefen und sonstigen Schriftstücken.

Bis gegen 1400 scheint man das Lesen und Schreiben immer zugleich mit den Anfangsgründen des Lateinischen erlernt zu haben. Seit dem Beginn des 15. Jahrh. sehen wir überall teils private, teils städtische deutsche Schulen entstehen. Durch die Erfindung des Buchdrucks wurde die Beschaffung der Mittel zum Lesen ganz bedeutend erleichtert und zugleich die Lesekunst zu einem immer allgemeiner werdenden Bedürfnis erhoben. Die kräftigsten Anregungen aber zum Leseunterricht für das Volk gab die Reformation mit ihrer Forderung, dass der gemeine Mann die Bibel und den Katechismus in seiner Muttersprache lesen solle. Das älteste uns erhaltene Hülfsmittel für diesen Unterricht, die älteste deutsche Fibel ist der *Modus legendi* des Christoph

Hueber aus Landshut vom Jahre 1477 (bei Müller, S. 9). In der Reformationszeit wurde epochemachend Valentin Ickelsamer aus Rothenburg a. d. Tauber, ein Anhänger Karlstadts (vgl. über ihn Müller S. 396 und Weigand bei Fechner). Er gab zuerst ein Büchlein heraus unter dem Titel *Die rechte weis auffs kürtzist lesen zu lernen*, wahrscheinlich 1527, nur in einer späteren Auflage von 1534 erhalten (danach bei Müller S. 52 und bei Fechner). Diesem folgte *Ein Teutsche Grammatica*, in drei Ausgaben vorhanden, wahrscheinlich zuerst 1534 gedruckt (bei Fechner, bei Müller S. 120, besondere Ausgabe von Kohler, Freiburg i. B. 1881). Das letztere Werk beginnt zwar mit sehr verständigen Ideen für eine künftig einmal zu schreibende vollständige deutsche Grammatik, im übrigen bietet es aber, abgesehen von einem kleinen etymologischen Abschnitt, wie das frühere nur eine Orthographie. Ickelsamer ist ein Vertreter der erst neuerdings zur Herrschaft gelangten Lautiermethode. Seine Bemerkungen über die Natur der einzelnen Laute bekunden ein über das praktische Bedürfnis hinausgehendes theoretisches Interesse. Er zeigt bei manchen Wunderlichkeiten in der Beschreibung eine Genauigkeit der Beobachtung, wie sie in Deutschland bis auf unser Jahrhundert von keinem seiner Nachfolger wieder erreicht ist. Unter dem Einflusse Ickelsamers stehen andere Elementarbücher wie Peter Jordans *Leyenschůl* 1533 (Müller S. 110 und Fechner), Jacob Grüssbeutels *Stymmenbüchlein* 1534 (bei Fechner, vgl. Müller S. 408), Ortholph Fuchspergers *Leeszkonst* 1542 (Müller S. 166). Unabhängig dagegen ist das *Enchiridion* von Joan̄n Kolrosz, deutschem Lehrmeister zu Basel (zuerst 1530), welcher die Absicht verfolgt, solche, die durch mündlichen Unterricht ein wenig im Lesen geübt sind, durch weitere Unterweisung in den Stand zu setzen, die heilige Schrift zu lesen.

Schon im frühen Mittelalter gab es Mustersammlungen von Briefen und Urkunden in lateinischer Sprache, denen sich dann auch theoretische Unterweisungen zur Anfertigung solcher Schriftstücke beigesellten. Seit dem Ausgang des 15. Jahrh. erschienen dergleichen Bücher auch deutsch unter dem Titel *Formulare* oder *Teutsch rethorica*, auch *Canzleybüchlein* oder *Titelbüchlein*, die grösseren für Schreiber, die kleineren für jedermann bestimmt. Einige derselben nun geben in einem besonderen Teile auch eine deutsche Orthographie. Die älteste findet sich in dem 1527 verfassten und zu Köln erschienenen *Schryfftspiegel* (Müller S. 382). Viel umfassender ist die *Orthographia* des Schlesiers Fabian Frangk, die als Anhang zu seiner *Cantzley* Wittenberg 1531 erschienen ist (Müller S. 92). Noch vor Ickelsamer weist dieser auf die Notwendigkeit einer vollständigen deutschen Grammatik hin. Unbedeutender ist die *Orthographia*, die in dem *Handbüchlein* des Schwaben Meichszner (1538) enthalten ist (Müller S. 160).

Die erwähnten Arbeiten haben es fast durchgängig nur mit dem Verhältnis von Schriftzeichen und Laut zu thun. Sie wollen noch keine für ganz Deutschland massgebende feste Orthographie schaffen. Das Enchiridion von Kolrosz ist im Baseler, der Schriftspiegel im Kölnischen Dialekte abgefasst, und die Verfasser haben ihre Regeln dem Schweizerischen und Kölnischen Lautsysteme angepasst. Dagegen Frangk, der dem Ausgangspunkt der neuhochdeutschen Schriftsprache von Geburt nahe steht, erkennt schon ausdrücklich die kaiserliche Kanzlei und Luthers Schriften als massgebend an.

[1] Joh. Müller a. a. O. und *Vier seltene Schriften des 16. Jahrhunderts*, hrsg. von H. Fechner.

§ 12. Zu einer systematischen Behandlung der ganzen Grammatik führte zuerst das Bedürfnis der Unterweisung von Ausländern in der deutschen Sprache, weshalb denn auch die lateinische Sprache dazu verwendet wurde. Erst in zweiter Linie stand zunächst ein anderes Bedürfnis, welches allmählich

immer mehr in den Vordergrund trat, das der Inländer, welches daraus entsprang, dass die Schriftsprache von jedem Einzelnen, der zunächst in seiner heimischen Mundart aufgewachsen war, ebenso wie eine fremde Sprache künstlich erlernt werden musste. So war der Strassburger Notar Albert Oelinger zur Ausarbeitung einer Grammatik veranlasst durch den Unterricht, den er einigen französischen Edelleuten erteilte. Sein Werk erschien unter dem Titel *Vnterricht der Hoch Teutschen Spraach: Grammatica seu institutio verae Germanicæ linguæ* etc. Strassburg 1574 (im Druck vollendet 1573). Dieser Versuch ist recht mangelhaft, auch wenn man von allen wissenschaftlichen Forderungen absieht und ihn lediglich als Hülfsmittel für die praktische Aneignung betrachtet. Der Verfasser schliesst sich mechanisch an das Schema der lateinischen Grammatik an, wodurch er auch veranlasst wird, sein Werk mit manchem überflüssigen Ballast zu beladen. Das Material ist sehr unvollständig, besonders dürftig die Syntax. Anzuerkennen ist, dass wenigstens ein Versuch zur Scheidung von Conjugationsklassen gemacht ist (vier werden aufgestellt), wobei aber noch ganz Verschiedenartiges zusammengeworfen wird. Von den gerügten Mängeln hat sich die deutsche Grammatik überhaupt nur sehr langsam mehr und mehr los gemacht. Oelinger behauptet, er habe seine Arbeit eigentlich noch nicht veröffentlichen wollen; eine unrechtmässige Benutzung seines Manuscriptes habe ihn zur Beschleunigung veranlasst. Diese Behauptung kann man nur beziehen auf die kurz vorher (1573) in Augsburg erschienene *Teutsch Grammatick oder Sprach-Kunst. Certissima ratio discendæ, augendæ, orandæ, propagandæ, conservandæque linguæ Alemanorum siue Germanorum* etc. per Laurentium Albertum Ostrofrancum. Eine Menge wörtlicher Übereinstimmungen beweisen einen Zusammenhang zwischen beiden Werken. Aber es muss in Zweifel gezogen werden, ob es mit der Anschuldigung von Seiten Oelingers seine Richtigkeit hat und nicht vielmehr er der Plagiator ist (vgl. Reifferscheidt, ADB 24, 302). Die stärksten Übereinstimmungen finden sich bei der Behandlung des Substantivums. Daneben bietet Albertus vieles, was ihm allein eigen ist. Er rechnet neben den Ausländern auch schon auf deutsche Benutzer. Er sucht seinem Werke einen mehr wissenschaftlichen Anstrich zu geben durch gelegentliche Vergleichungen älterer Formen und fremder Sprachen. Die Wortbildung wird eingehender behandelt als bei Oelinger. Diese beiden ältesten Grammatiker wollen nicht mehr eine Mundart, sondern die Gemeinsprache darstellen. Sie haben aber noch keine ganz feste Norm, indem sie nur im allgemeinen die Druckereien bestimmter Städte als massgebend bezeichnen. So geschieht es, dass sie noch manche Eigentümlichkeiten ihrer Mundart als mustergültig hinstellen. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die dritte, sonst vielfach auf sie fussende deutsche Grammatik, wie schon der Titel der ersten Auflage besagt: *Grammatica Germanicae linguae* M. Johannis Claij Hirtzbergensis: *Ex Bibliis Lutheri Germanicis et aliis eius libris collecta* (Leipzig 1578). Der strenge Anschluss an Luthers Sprache war es wohl vornehmlich, was dieser Grammatik eine höhere Autorität als ihren Vorgängerinnen verschaffte. Im übrigen übertrifft sie dieselben zwar in Bezug auf Vollständigkeit, aber nicht in Bezug auf die Disposition des Stoffes, ja sie bezeichnet in der Darstellung der Conjugation sogar einen Rückschritt gegen Oelinger, indem die Verba einfach nach den Endsilben geordnet werden. Der Grammatik des Clajus gelang es in die Schulen einzudringen. Merkwürdigerweise wurde sie trotz ihres ausgesprochenen Protestantismus besonders in den süddeutschen Jesuitenanstalten verwendet. Eine elfte Auflage erschien noch 1720. Sie hat die Grundlage für die Grammatiken des 17. Jahrh. gebildet.

§ 13. Lateinisch-deutsche Vocabularien gab es schon seit dem 8. Jahrh. In diesen war aber das Deutsche nur Mittel zur Verdolmetschung des Latei-

nischen. Indem die Humanisten Übersetzungen aus der Muttersprache in das Lateinische einführten, ergab sich das Bedürfnis von Wörterbüchern mit Voranstellung des Deutschen in alphabetischer Ordnung.[1] Das erste dieser Art ist der *Teuthonista* des Gerhard v. Schueren (Köln 1477, neue Ausg. Leiden 1804) in der Mundart von Cleve, lateinisch-deutsch und deutsch-lateinisch. Viele andere folgten. Das erste Wörterbuch, welches nicht mehr bloss dem Lateinunterricht dienen wollte, in dem das Deutsche Selbstzweck wurde, veröffentlichte Josua Maaler[2] unter dem Titel *Die Teutsch spraach* Zürich 1561. Angeregt war er dazu durch C. Gesner, der das Werk mit einer Vorrede einführte, und den Züricher Rektor J. Frisius. Wie bei den ältesten systematischen Grammatiken war ein Hauptzweck, Ausländern das Verständnis des Deutschen zu erschliessen. Zu Grunde gelegt wurde das lateinisch-deutsche Wörterbuch von Frisius, welches seinerseits eine Bearbeitung des lateinisch-französischen von Rob. Stephanus war. So ist eine grosse Reichhaltigkeit erlangt, aber die Umsetzung ist zu mechanisch gemacht, und man merkt überall, dass nicht das Deutsche, sondern das Lateinische den ursprünglichen Ausgangspunkt gebildet hat. Eine viel selbständigere Arbeit ist das *Etymologicum* (ursprünglich *Dictionarium*) *Teutonicae linguae* des Kilianus Duflæus (Kiel aus Duffel in Brabant), Antwerpen 1574, dritte Ausg. 1599. Es verzeichnet den Sprachschatz des Brabantischen mit Berücksichtigung schon veralteter Wörter, erstreckt sich aber auch über die übrigen niederfränkischen Mundarten, und schliesst auch das Sächsische und selbst das Oberdeutsche nicht ganz aus. Mit der praktischen Tendenz vereinigt sich hier ein wissenschaftliches Streben, indem in der dritten Ausgabe vielfach Etymologieen beigefügt sind, die der Verf. mit Sorgfalt und nicht ohne eine gewisse Kritik aus verschiedenen Autoren zusammengetragen hat. Diese respektable Leistung hat denn auch noch lange Wert behalten. Sie ist nach seinem Tode 1623 und 1632 von Potter herausgegeben und noch einmal 1777 von Hasselt mit reichhaltigen Anmerkungen. Sehr umfänglich angelegt ist der *Thesaurus linguae et sapientiae Germanicae* von Georg Henisch, der aber nicht über den ersten Teil (Augsburg 1616) hinausgekommen ist, welcher bis G reichte. Henisch hat hierin den Versuch gemacht, auch die Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten, die man seit der Humanistenzeit (natürlich nicht aus kulturgeschichtlichem, sondern aus praktisch-moralischem Interesse) su sammeln angefangen hatte,[3] in das Wörterbuch einzufügen.

[1] Joh. Müller a. a. O. S. 274. [2] Bächtold, N. Zürcher Zeit. 1884, Nr. 33. [3] Zacher, *Die deutschen Sprichwörtersammlungen*, Leipz. 1852. Suringar, *Erasmus over Nederlandsche Spreekwoorden*, Utrecht 1873.

§ 14. Im 17. Jahrh. wirkten zwei Momente fördernd auf die schulmässige Behandlung der deutschen Grammatik. Erstens die pädagogischen Bestrebungen des Wolfgang Ratichius, zu dessen Forderungen es gehörte, dass der Sprachunterricht mit der deutschen Grammatik beginnen sollte. Zweitens die Bemühungen um die Veredelung der deutschen Poesie und Sprache, insbesondere die Thätigkeit der nach italienischem Muster gestifteten Sprachgesellschaften. Die Methode des Ratichius ist angewendet in der ältesten in deutscher Sprache verfassten und für den Elementarunterricht bestimmten deutschen Grammatik von Joh. Kromayer (Weimar 1818). Sie eröffnet eine lange Reihe von Grammatiken mit ähnlicher Tendenz. Der bedeutendste Grammatiker des Jahrhunderts, Justus Georg Schottelius, geboren zu Eimbeck 1612, gestorben zu Wolfenbüttel 1676, von Hause aus Jurist, war Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und eifriger Verfechter ihrer Ideen. Ihm genügte aber die spielende Art nicht, mit der die Sprachgesellschaften bei Verfolgung ihrer löblichen patriotischen Ziele verfuhren, er unternahm es, mit weit mehr Ernst und Gründlich-

keit wirklich Hand ans Werk zu legen, freilich nicht mit allseitig durchgreifendem Erfolge. Er wird nicht müde, die angestammte Herrlichkeit der deutschen Sprache zu preisen; er bemüht sich um ihre Reinigung, Regelung und Bereicherung, damit sie ein würdiges Werkzeug für die deutsche Literatur werde, damit sie auf allen Gebieten zur Anwendung kommen und das Lateinische wie das Französische verdrängen möge. Zu diesem Zwecke sollte sie grammatisch und lexikalisch bearbeitet werden. Seine *Teutsche Sprachkunst* (1641. 2. Aufl. 1651) zeichnet sich vor allen früheren Versuchen durch Vollständigkeit aus. Freilich besass er nicht gerade die Eigenschaften, die für schulmässige Behandlung der Grammatik besonders erforderlich sind. Dazu war er eine zu romantisch angelegte Natur. Man vermisst Bestimmtheit der Vorschriften und Präcision der Darstellung. Das Gesamtresultat seiner Sprachstudien fasste Schottelius zusammen in seiner *Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache* (1663). Die Sprachkunst war darin aufgenommen, aber umrahmt von einer Anzahl von Abhandlungen, die sich zum grösseren Teile mit Sprachgeschichte und Etymologie beschäftigen und zeigen, dass sich Schottelius mit den bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete wohl vertraut gemacht hat. Die praktische und die antiquarische Richtung vereinigen sich hier. Indessen ist die Verbindung doch eine mehr nur äusserliche. Es ist kein Versuch gemacht die Grammatik der lebenden Sprache historisch zu fundieren. Die historische Erläuterung beschränkt sich auf die lexikalische Seite, welche namentlich vertreten ist durch den zweiten Traktat des fünften Buches «De nominibus propriis veterum Teutonicorum seu Celticorum populorum», der allerdings noch von Verkehrtheiten wimmelt, und den sechsten «Die Stammwörter der Teutschen Sprache». In der zehnten Lobrede des ersten Buches entwickelt er einen sehr verständigen und umfassenden Plan zu einem deutschen Wörterbuche. Dasselbe sollte nicht nur die allgemein gebräuchlichen Wörter enthalten, sondern namentlich auch die in den verschiedenen Gewerben und Wissenschaften üblichen Kunstausdrücke, es sollten auch die Mundarten und die älteren Schriften benutzt und die Ableitung angegeben werden. Schottelius rechnet für die Ausführung des Planes auf ein gemeinsames Zusammenwirken verschiedener gelehrter Männer.

§ 15. Neben die grammatische Bearbeitung der lebenden Sprache stellt sich die Behandlung der poetischen Technik, insbesondere der Metrik. Auch hier beginnt man mit Regeln für die Praxis, die keinen wissenschaftlichen Charakter haben, die aber doch als Vorstufen und Materialsammlungen für die spätere historische Forschung nicht ganz übergangen werden dürfen. In den Schulen der Meistersinger, in denen die Poesie zu einer blossen Technik wurde, ist zuerst ein Kodex von Regeln ausgebildet. Adam Puschmans *Gründtlicher Bericht des Deutschen Meistergesangs* (1571) ist die älteste für den Druck veranstaltete Bearbeitung und Erläuterung dieses Regelkodex, der manche unbedeutendere Versuche gefolgt sind. Die von den alten Meistern geschaffene Terminologie ist von der modernen Metrik verwertet. Nach dem Muster ihres lateinischen Vorbildes mussten auch die deutschen Grammatiken des 16. Jahrh. einen Teil *de prosodia* enthalten, wobei sie sich teils an das herrschende Prinzip der Silbenzählung, teils an experimentierende Neuerungen anschlossen. Eine besondere *Teutsche Prosodia* von Joh. Engert, die 1583 erschienen sein soll, ist verloren gegangen. Reflexionen über den deutschen Versbau mussten sich von selbst mit den Reformbestrebungen auf diesem Gebiete verbinden. Die Renaissanceliteratur des 17. Jahrh. baute sich dann ganz auf einer theoretischen Grundlage auf, wie sie ihr Opitz in seinem *Aristarchus* (1618) und ausführlicher in seinem *Buch von der Deutschen Poeterei* (1624) gab. So unselbständig und oberflächlich diese Schriftchen waren, so lag in ihnen doch der Keim zu einer Literaturwissenschaft. Sie hatten ein zahlreiches Gefolge von Poetiken

und Prosodien, die allmählich viel ausführlicher wurden und die teils besonders, teils in Verbindung mit den Grammatiken erschienen. Schon Opitz hatte einige historische Rückblicke angeknüpft, sogar auf die mittelalterliche deutsche Poesie im Anschluss an Goldast. In der Folge sollte man darin weiter gehn.

Zu diesem Par. vgl. Borinski, *Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der litterarischen Kritik in Deutschland.*

§ 16. In England ist das Bestreben der ältesten grammatischen Schriften[1] (seit 1547) teils Ausländer oder nichtenglische Angehörige des Königreichs in der Aussprache zu unterweisen, teils die schwankende und komplicierte Orthographie zu vereinfachen. Vollständigere Grammatiken wurden zuerst verfasst von Alexander Gill (*Logonomia Anglica* 1619. ²1621) und von Ben Jonson (*The English Grammar* 1640). Den Höhepunkt der Leistungen in diesem Zeitraum bildet die *Grammatica Lingvae Anglicanae* des John Wallis (1653. ⁵1699, neu gedruckt London 1765). Wallis war Professor der Geometrie in Oxford. Er gehörte einem Kreise von Männern an, die durch Baco angeregt sich mit Hülfe exakter Beobachtung der Dinge über blosse Fortführung der Schultradition erhoben. Er ist als einer der ersten Begründer der wissenschaftlichen Phonetik (Lautphysiologie) zu nennen. In einer einleitenden Abhandlung entwirft er ein allgemeines System der Sprachlaute mit einer viel exakteren Beschreibung ihrer Bildungsweise, als sie bis dahin versucht war. Neben dem Bestreben, Ausländer zur Erlernung der englischen Aussprache anzuleiten war es noch ein anderes praktisches Ziel, das ihn zu seinen Beobachtungen geführt hatte, der Unterricht von Leuten, die mit einem Sprachfehler behaftet waren, ja von Taubstummen. Sein System war genügend, um damit im Taubstummenunterricht gute Erfolge zu erzielen. Eine Anweisung dazu hat er in einem Briefe an Thomas Beverley gegeben (der Londoner Ausgabe der Grammatik beigedruckt). Zwar war dieser Unterricht schon früher in Spanien von Pietro Ponce († 1584) erfunden und Bonet hatte in einer 1620 zu Madrid erschienenen Schrift ein Lautsystem dafür aufgestellt (vgl. Brücke, Grundzüge der Physiol. der Sprachlaute S. 4. 5). Aber Wallis scheint davon ganz unabhängig zu sein. Jedenfalls ist er der erste, der auf ein solches System die Lautlehre einer Sprache basiert hat in seinem ersten Kapitel: *De Linguae Anglicanae pronunciatione.* Auch die übrigen Teile seines Werkes heben sich vorteilhaft von andern früheren und späteren Grammatiken ab durch die Einfachheit der Darstellung und, was damit zusammenhängt, durch die bewusste Emancipation von den Fesseln der lateinischen Grammatik und Anschmiegung an den besonderen Charakter der englischen Sprache.

[1] Aufzählung bei Ellis, *Early English Pronunciation* I, 31 ff.

§ 17. Später als in Deutschland und England beginnt die Behandlung der lebenden Sprache in den skandinavischen Ländern. Von besonderer Wichtigkeit wurden die *Grammaticae Islandicae Rudimenta* von Runolfus Jonas (Runolf Jónsson), die Kopenhagen 1651 erschienen. Auch dieses Werk verdankt der Ermunterung des Olaus Wormius, wenn auch nicht die erste Ausarbeitung, so doch die Vollendung und Veröffentlichung. Es war wie die deutschen Grammatiken nach dem Muster des Donat gearbeitet, aber verhältnismässig vollständig und verständig disponiert. Wiewohl es nur die damals gesprochene Sprache behandelt, hat es lange Zeit doch auch als Hülfsmittel für das Studium des Altisländischen dienen müssen. Ähnlich verhält es sich mit dem von Gudmund Andreae († 1654) verfassten *Lexikon Islandicum,* welches erst von Resenius (vgl. § 19) 1683 herausgegeben ist.

3. VON JUNIUS BIS AUF GOTTSCHED UND BODMER.

FRANZ JUNIUS.

§ 18. In dem Zeitalter der Polyhistorie konnte es nicht ausbleiben, dass der allgemeine Wissensdrang auch die Reste des germanischen Altertums in seinen Bereich zog. Anderseits aber war eben die übliche Ausbreitung des Wissens einer Konzentrierung auf ein engeres Gebiet nicht günstig. Doch tritt uns jetzt wenigstens ein Mann entgegen, bei dem zum ersten Male die germanischen Studien zur Hauptsache werden.

Dieser Mann, mit dem für uns eine neue Epoche beginnt, ist Franciscus Junius (François du Jon). Er wurde geboren 1589 zu Heidelberg von einem französischen Vater und einer niederländischen Mutter. Die Niederlande aber wurden seine eigentliche Heimat, da der Vater schon 1592 als Professor der Theologie nach Leiden berufen wurde. Des früh Verwaisten nahm sich sein Schwager der berühmte Philologe Gerhard Vossius an, der einen wesentlichen Einfluss auf seine Bildung hatte. Junius widmete sich dem geistlichen Stande, der ihm aber durch die damaligen Parteistreitigkeiten verleidet wurde. So kam es, dass er 1621 nach England hinüberging, wo er als Erzieher vornehmer junger Leute von manchen Reisen abgesehen bis 1651 weilte, um dann bis kurz vor seinem Tode in den Niederlanden ein stilles arbeitsames Leben zu führen. Er starb zu Windsor 1671.

Junius ist, wie bemerkt, der erste Gelehrte, der das Studium der altgermanischen Denkmäler nicht bloss als Nebenbeschäftigung getrieben hat. Es gilt dies allerdings nur von der letzten Epoche seines Lebens. In England hatte er sich neben seiner erzieherischen Thätigkeit noch vorzugsweise mit klassischer Archäologie beschäftigt. Zugleich ist er der erste, der die Kenntnis der verschiedenen altgermanischen Mundarten in sich vereinigt und das, was bis dahin vereinzelt hie und da geleistet war, zusammengefasst hat. In den Niederlanden war schon vorher die meiste Konzentration gewesen, und man war etwas über den Kreis des Einheimischen und des Deutschen hinausgegangen (vgl. § 7). Während seines langen Aufenthaltes in England machte sich Junius auf das eingehendste mit der englischen Sprache bekannt, auch mit den älteren Stufen derselben, z. B. mit der Sprache Chaucers. Er eignete sich an, was bis dahin auf dem Gebiete des Angelsächsischen geleistet war, und ging vom Gedruckten zum Studium des Handschriftlichen über. Was von den Arbeiten der Skandinavier veröffentlicht war, blieb ihm nicht unbekannt. Kurz nach seiner Rückkehr aus England hielt er sich zwei Jahre lang in Friesland auf, um die lebende Sprache zu erforschen und mit Hülfe derselben zur Kenntnis des Altfriesischen zu gelangen. Von besonderer Wichtigkeit aber war es, dass es ihm durch die Gunst der Umstände gelang, das Gotische in den Kreis der germanistischen Studien einzuführen.

Die Art, wie Junius diese Studien betrieb, war wesentlich die gleiche wie die, welche damals in der klassischen Philologie, zumal in Holland üblich war, nur dass natürlich nicht gleich ebenso bedeutende Resultate erzielt werden konnten. Er macht Ausgaben mit erläuternden Anmerkungen, Observationen zu einzelnen Stellen mit Heranziehung vieler Parallelen, lexikalische Zusammenstellungen mit etymologischen Versuchen, wie sie namentlich auch Gerhard Vossius liebte. Dagegen fehlt jeder Versuch zu einer systematischen Bearbeitung der Grammatik. Dies ist seine schwache Seite, und darum bleibt auch sein Etymologisieren wie bei seinen Vorgängern ein mehr oder weniger glückliches Raten.

Nur den kleinsten Teil seiner Arbeiten hat Junius selbst veröffentlicht. Er begann mit den *Observationes in Willerami Abbatis Francicam Paraphrasin Cantici canticorum* (Amsterdam 1655), die bereits seine ausgedehnte Belesenheit zeigen. In dem selben Jahre erschien *Caedmonis monachi Paraphrasis Poetica Geneseos* etc., die jetzt in der Bodlejana befindliche Sammlung angelsächsischer poetischer Bearbeitungen von historischen Partieen des alten Testamentes, welche Junius zuerst an den Namen des von Beda erwähnten Dichters Cädmon anknüpfte. Diese Veröffentlichung war bahnbrechend für die Erschliessung der angelsächsischen Poesie, da mit Ausnahme eines unbedeutenden Stückes bis dahin nur prosaische Denkmäler herausgegeben waren. Kurz vorher war der Codex argenteus der gotischen Evangelien in den Besitz des Isaac Vossius gelangt, welcher denselben dem Junius, seinem Oheim, zu freier Benutzung überliess. Dies gab die Veranlassung zu der wichtigsten Publikation des Junius, die nach zehnjähriger eifriger Arbeit Dordrecht 1665 erschien unter dem Titel *Quatuor D. N. Jesu Christi Euangeliorum Versiones perantiquae duae, Gothica scil. et Anglo-Saxonica.* Den gotischen Evangelien war die schon von Fox herausgegebene angelsächsische Übersetzung der Evangelien beigefügt auf Grund neuer Kollationen des Junius. Die Bearbeitung derselben hatte der Engländer Thomas Mareschall besorgt, der auch Bemerkungen zum gotischen Texte beigefügt hatte, während Junius ein Glossar dazu geliefert hatte. Zwar war der Abdruck an den Stellen, wo der Codex argenteus schwer zu lesen war, voll von Fehlern, aber immerhin stellte sich die älteste erreichbare Gestalt des Germanischen deutlich genug vor die Augen, um zu eindringenderen Studien zu reizen und lohnende Ausbeute zu versprechen.

Unter dem Nachlasse des Junius, den er der Bodlejana vermacht hat, befinden sich zum Druck vorbereitete Werke, z. B. eine Ausgabe des Tatian, viele Abschriften von althochdeutschen und angelsächsischen Texten, Nachträge zu seinen früher veröffentlichten Werken, eine Anzahl Glossare, die er zu seinem Privatgebrauch angelegt hatte, und ein *Etymologicum Anglicanum,* welches erst 1773 mit eigenen Zusätzen von Lye herausgegeben ist, so dass ein anderes, ungefähr gleichzeitig ausgearbeitetes etymologisches Wörterbuch des Englischen, das *Etymologicon Linguae Anglicanae* von Stephen Skinner (1671) ihm zuvorkam. Dieser Nachlass ist in der Folge vielfach verwertet bis in unser Jahrhundert hinein, und dies darf nicht übersehen werden, will man die Wirksamkeit des Mannes voll und ganz würdigen.

SKANDINAVIEN.

§ 19. In Dänemark setzten sich die Bestrebungen der früheren Zeit fort. Ähnlich wie Ole Worm wirkte Petrus Resenius (1625—1688) im Zusammenhang mit isländischen Gelehrten. Er bekleidete einige Zeit lang die Professur der Ethik in Kopenhagen. Daher entsprang sein Interesse für die ethischen und religiösen Anschauungen der Vorzeit, und dies veranlasste ihn 1665 einen grossen Teil der prosaischen *Edda* heraus zu geben. Er selbst hatte freilich an der Arbeit nur einen kleinen Anteil. Es war eine lateinische Übersetzung beigefügt, die von den Isländern Magnus Ólafsson, Stephan Ólafsson und Thormódr Torfsson herrührte, und eine dänische, die Stephanus Stephanius hinterlassen hatte. In dem selben Jahre veröffentlichte Resenius auch aus der von Brynjúlf Sveinsson aufgefundenen und von ihm als *Edda Saemundi* bezeichneten Sammlung die beiden umfänglichsten Götterlieder, die das meiste ethische Interesse boten, *Vǫluspá* und *Hávamál* mit Benutzung der Arbeiten von Stephan Ólafsson und Gudmund Andreae. Nach Resenius erwarben sich namentlich die Gebrüder Bartholin Verdienste um die Altertumsforschung. Unter den Isländern hat niemand so viel für die Konservierung

der heimischen Literatur gethan als Arni Magnusson (1663—1730).[1] Mit unermüdlichem Eifer und echt philologischer Sorgfalt brachte er alle noch in Island auffindbaren Manuskripte sowie einige norwegische in seinen Besitz. Von seiner alle andern an Reichhaltigkeit übertreffenden Sammlung ging zwar einiges bei dem grossen Brande von Kopenhagen 1728 verloren, aber die Hauptmasse wurde gerettet und von ihm der Kopenhagener Universitätsbibliothek vermacht. Ausserdem bestimmte er sein Vermögen zu einer Stiftung, die bis auf den heutigen Tag segensreich gewirkt hat, indem auf Kosten derselben Gelehrte, die sich dem Studium der altnordischen Literatur gewidmet hatten, unterstüzt und eine Reihe von Literaturdenkmälern herausgegeben worden sind.

In dieser Zeit fängt man auch an die lebende Sprache zu praktischen Zwecken zu bearbeiten. Es erschien die *Grammatica Danica* von E. Pontoppidan (1668) und *Den Danske Sprog-Kunst* von P. Syv (1685). Der Purismus spielte wie in Deutschland eine grosse Rolle und führte zum Teil dazu, dass man den Wortschatz der Mundarten beachtete, um mit Hülfe desselben die Fremdwörter zu verdrängen.

Schon erwarb sich auch ein dänischer Gelehrter Verdienste um das Althochdeutsche, F. v. Rostgaard (1671—1745), namentlich durch eine Kollation der damals im Vatican befindlichen Heidelberger Otfridhs., die er Schilter zur Benutzung überliess, ohne dass sie gehörig verwertet wurde (vgl. § 24).

[1] Jón Olafson und Werlauff in Nordisk Tidskr. 3, 1 ff.

§ 20. Grosser Eifer, leider ohne Besonnenheit wurde während dieses Zeitraumes in Schweden entfaltet. Die einheimischen Altertümer, namentlich die Runen blieben im Mittelpunkt der Forschung, dazu kam die altnordische Literatur, namentlich der poetische und mythologische Teil derselben und das Gotische, zu dem man wegen des Namens der Provinz Gothland eine besonders enge Beziehung zu haben glaubte. Einen viel vermögenden Protektor fanden diese Bestrebungen in dem Reichskanzler Magnus Gabriel de la Gardie (1622—1686). Er gründete das Antiquitätskollegium zu Upsala 1667. Er kaufte den Codex argenteus zurück (vgl. § 18) und schenkte ihn der Universität Upsala. Er sammelte mit Hülfe des Isländers Rugman altnordische Hss. und erwarb die von Stephanius gesammelte Bibliothek, die nach seinem Tode an die Universitätsbibliothek in Upsala kam. Der erste Vorstand des Antiquitätskollegiums Georg Stjernhjelm veranstaltete 1671 eine neue freilich nicht sehr sorgfältige Ausgabe des Ulfilas nebst einem Glossar, woran sich sprachwissenschaftliche Versuche sehr phantastischer Art anschlossen. Derselbe veröffentlichte 1663 eine Ausgabe des westgotischen Gesetzbuches. Ein anderes Mitglied des Kollegiums Olof Verelius (1618—1682) gab ausser Arbeiten über schwedische Altertümer eine Anzahl altnordischer Sagas heraus mit schwedischer Übersetzung, zum Teil mit Hülfe von Rugman. Auch verfasste er ein allerdings wenig brauchbares altnordisches Wörterbuch (*Index linguae veteris scytho-scandicae* 1691). Die Runenforschung wurde gefördert durch Magnus Celsius und Johan Hadorph. Letzterer wirkte ausserdem als Herausgeber altschwedischer Texte. Durch ihn und Claudius Joh. Ackerman (Agræus) wurde ein grosser Teil der schwedischen Rechtsquellen veröffentlicht, die zum Teil von dem Holsteiner Loccenius ins Lateinische übersetzt wurden. Für die wissenschaftliche Behandlung des schwedischen Rechts machte Joh. Stjernhök Epoche mit seiner Schrift *De jure Sueonum et Gothorum vetusto* (1672). Das meiste Aufsehen aber erregte Olof Rudbeck (1630—1703), Professor der Anatomie und Physiologie in Upsala. Durch Verelius angeregt warf er sich auf die skandinavischen Altertümer mit ebenso viel Eifer wie verkehrtem Patriotismus und verschrobener Phantasie. In seinem vielen imponierenden grossen Werke *Atland eller Manheim* (1679 bis 1698),

glaubte er nachweisen zu können, dass von Schweden alle älteste Kultur der Menschheit ausgegangen sei. Gegen ihn konnte die nüchterne Kritik nicht aufkommen, wie sie von J. Schefferus, einem geborenen Strassburger († 1679), geübt wurde. Unter den jüngeren Gelehrten erwarben sich als Herausgeber altnordischer Texte Verdienste Johan Peringsköld, der 1697 die von ihm sogenannte *Heimskringla* und 1715 die *Vilkina Saga* (*Þidreks Saga*) veröffentlichte, sein Sohn J. F. Peringsköld und E. J. Björner, in dessen *Nordiska Kämpadater* (1737) unter andern wichtigen Denkmälern die auf die nordische Gestalt der germanischen Heldensage bezüglichen erschienen. Alle drei haben sich, wie es für Schweden fast selbstverständlich ist, auch mit Runenforschung beschäftigt, Björner ganz in der phantastischen Weise Rudbecks. Dagegen wurde ein kritischer Standpunkt in der Runenlehre eingenommen von O. Celsius und dem Erzbischof Erik Benzelius († 1743). Der letztere übertrifft alle seine Zeitgenossen durch Vielseitigkeit und Scharfblick. Er hat altschwedische Texte herausgegeben; er hat die Dialektforschung in Schweden begründet durch seine freilich nicht gedruckte *Dialectologia Suecica*, welcher allerdings schon einige, gleichfalls Manuskript gebliebene schwache Ansätze zu Arbeiten auf diesem Gebiete vorangegangen sind; er hat eine neue Ausgabe des Codex argenteus mit wesentlich berichtigtem Texte vorbereitet, die erst durch Lye Oxford 1650 veröffentlicht ist.

ENGLAND.

§ 21. In England gruppiert sich die Forschung in dieser Periode um George Hickes (Hickesius), geboren zu Yorkshire 1642, gestorben zu London 1715. Er war Theologe und als eifriger Anhänger Jakobs II. stark in die Parteikämpfe verwickelt, welche der Revolution von 1688 folgten. Auch bei ihm waren es noch theologische Interessen, die ihn zur Beschäftigung mit dem Angelsächsischen hinzogen. Aber die durch Junius gegebenen Anregungen führten ihn darüber hinaus. Er zog wie dieser den ganzen Kreis der altgermanischen Sprachen in seinen Bereich. Sein Hauptverdienst aber besteht darin, dass er zuerst eine grammatische Bearbeitung dieser Sprachen nicht bloss in Angriff genommen, sondern auch ausgeführt und veröffentlicht hat, und dass er dabei wenigstens teilweise vergleichend zu Werke gegangen ist.

Die Arbeiten des Hickes sind niedergelegt in einem grossen Sammelwerke, welches unter Mitwirkung verschiedener anderer Gelehrten Oxford 1705 abgeschlossen ist. Es führt den Gesamttitel *Antiquæ Literaturæ Septentrionalis libri duo*. Der erste Teil hat den besonderen Titel *Linguarum Vett. Septentrionalium Thesaurus grammatico-criticus et archæologicus*. Früher erschienen waren die *Institutiones Grammaticæ Anglosaxonicæ et Moeso-gothicae*, Oxford 1689. Diese sind in verbesserter Gestalt in den Thesaurus übergegangen.

Hickes geht von der Anschauung aus, dass die Sprache der im Codex argenteus erhaltenen Evangelien, deren gotische Herkunft er übrigens bezweifelt, die gemeinsame Mutter sei, aus der zunächst die drei Hauptgruppen des Germanischen entsprungen seien, das Angelsächsische, das Deutsche und das Nordische. So kommt er dazu in seinen *Institutiones* die grammatische Darstellung des Gotischen mit der des Angelsächsischen zu verbinden. Muster ist auch ihm dabei Donat. Von einer eigentlichen Lautlehre ist noch keine Rede. Auf ein kurzes Kapitel über die Buchstaben folgt als die Hauptmasse die Lehre von den Redeteilen, wobei sich Bemerkungen über Wortbildung und Syntax mit der Flexionslehre mischen, dann noch in einem besonderen Kapitel (16) einige zerstreute syntaktische Beobachtungen. Belegstellen aus den Quellen werden ziemlich zahlreich gegeben. In jedem einzelnen Kapitel werden zuerst die angelsächsischen, dann die gotischen Verhältnisse dargestellt, nur in den

Kapiteln vom Pronomen und vom Zahlwort, werden gleich die korrespondierenden Wörter neben einander gestellt. Von einer wirklich vergleichenden Darstellung ist Hickes noch weit entfernt. Die Deklinationsklassen des Substantivums, die Hickes für beide Sprachen aufstellt, entsprechen einander nicht. Die Darstellung der Verbalflexion ist noch ganz unvollständig. Direkt vergleichend ist nur Kapitel 18, in welchem auf die Ähnlichkeit hingewiesen wird (aber nur hingewiesen), welche auch das Isländische mit den beiden behandelten Sprachen in der Flexion einiger Pronomina und Hülfszeitwörter zeigt, namentlich aber die durch alle drei Sprachen durchgehende doppelte Flexion des Adjektivums angemerkt wird. In zwei langen Kapiteln (20. 21) werden dann noch die Abweichungen des Nordhumbrischen und die der poetischen Sprache behandelt, wobei freilich Hickes zu dem bei den älteren Sprachforschern überhaupt beliebten Mittel greift, diese Abweichungen durch Sprachmischung zu erklären, indem er dänischen und auch deutschen Einfluss annimmt. Nachdem schon vorher vielfach das Mittelenglische mit herangezogen, auch gelegentlich das Verhältnis zum Neuenglischen berührt ist, wird Kapitel 22 hauptsächlich der jüngeren Sprachentwicklung, namentlich der Übergangsperiode, dem sogenannten Halbsächsischen gewidmet.

Schon der ersten Ausgabe der *Institutiones* war die isländische Grammatik des Runolphus Jonas beigefügt, die auch im *Thesaurus* wieder erschien mit einem Wortregister von Hickes, welches sich zu einem kleinen isländischen Wörterbuche mit Vergleichungen aus den verwandten Dialekten gestaltet hatte. Neu hinzu kamen im Thesaurus die *Institutiones Grammaticae Franco-Theotiscae.* Unter der «lingua Franco-Theotisca» versteht Hickes das Althochdeutsche und Altsächsische, die er nicht auseinander hält. Das letztere kennt er aus der Cottonschen Hs. des *Heliand,* aus dem hier zum ersten Male etwas an die Öffentlichkeit tritt. Für das erstere hat er ausser dem Gedruckten den handschriftlichen Nachlass des Junius benutzt. Die Grammatik ist nach dem selben Schema gearbeitet wie die angelsächsisch-gotische. Auch hier ist die Darstellung der Verbalflexion sehr dürftig. Zur richtigen Einsicht in die grammatischen Verhältnisse fehlt vor allem eine Vorbedingung, die Scheidung der verschiedenen Dialekte und der verschiedenen Zeiten. Allerlei Irrtümer sind untergelaufen.

Kann man so die Grammatikensammlung des Hickes noch nicht als eine vergleichende Grammatik der altgermanischen Sprachen bezeichnen, so lieferte sie doch Materialien und Anregungen zu einer solchen, und jedenfalls war eine Grundlage für das Studium dieser Sprachen geschaffen, die über viele Schwierigkeiten hinweghalf, mit denen bisher jeder einzelne zu kämpfen gehabt hatte.

Hickes hat ausser verschiedenen Vorreden noch eine *Dissertatio epistolaris ad Bartholomaeum Showere* beigefügt, in der er eingehend auseinander setzt, welchen Nutzen die Kenntnis der altgermanischen Sprachen für jede Art geschichtlichen Studiums habe.

In allen Teilen des Thesaurus sind Textproben eingestreut, worunter manches bis dahin noch Ungedruckte, ferner Schrifttafeln, Nachbildungen von Handschriften, Urkunden und Inschriften.

Auf den Thesaurus folgt als *Antiquae Literaturae Septentrionalis liber alter* ein von Humphred Wanley verfasstes, noch jetzt unentbehrliches Verzeichnis der in den englischen Bibliotheken befindlichen angelsächsischen Handschriften mit ausführlicher Inhaltsangabe und Textproben. Im Anschluss daran werden auf Grund von Berichten skandinavischer Gelehrten die altnordischen Handschriften in dänischen und schwedischen Bibliotheken verzeichnet, sowie der handschriftliche Nachlass des Junius.

Wir können demnach sagen, dass in den *Antiquae Literaturae Sept. libri duo* eine wirkliche Konzentration der gesamten bisherigen germanistischen Studien vorliegt, und dass dieselben daher auf lange Zeit das Hauptwerk bleiben mussten, auf das immer wieder zurückgegriffen wurde.

Unter den mittelenglischen Texten erregten zuerst die historischen wegen ihres Inhalts Aufmerksamkeit. Thomas Hearne veröffentlichte neben vielen lateinischen Geschichtsquellen auch die Reimchronik des *Robert von Gloucester* (1724) und die Übersetzung der Chronik des *Peter Langtoft* von *Robert Mannyng* (1725).

DEUTSCHLAND.

§ 22. Wir haben zunächst zweier Männer zu gedenken, die mehr zusammenfassend und anregend, als forschend gewirkt haben.

Daniel Georg Morhof (1639—1691) vereinigt in einer Person den Dichter und Theoretiker der Dichtkunst mit dem Polyhistor. Er war in Kiel zuerst Professor der Beredsamkeit und Poesie, dann der Geschichte. Diese Vereinigung zeigt denn auch sein *Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie* (Kiel 1682). Die beiden ersten Teile sind geschichtlich. Der erste «Von der teutschen Sprache» zeigt, dass sich Morhof mit den bisherigen etymologischen und sprachvergleichenden Arbeiten, auch denen des Auslands bekannt gemacht und sich eigene Ansichten gebildet hat. Aber bei aller Gelehrsamkeit und manchen glücklichen Gedanken fehlt es an gründlichem Eindringen in die Sachen und an gesunder Kritik, selbst den Phantastereien Stjernhelms und Rudbecks gegenüber. Bedeutsamer ist der zweite Teil «Von der Teutschen Poeterey Ursprung und Fortgang», der erste Versuch zu einem Überblick über die Geschichte der deutschen Dichtung nicht nur, sondern überhaupt der europäischen, so gut, wie er eben nach dem dürftigen Material, was damals bekannt war, gegeben werden konnte. Mit wohlthuender Wärme tritt er der gangbaren Meinung von der Wertlosigkeit der älteren Dichtung entgegen. Besonders hervorzuheben ist, dass er mehr als irgend jemand anders vor Herder die mündlich überlieferte Volkspoesie beachtet und schon recht gut zu schätzen weiss. Er geht dabei über den Kreis der europäischen Nationen hinaus. Auch in dem dritten Teile «Von der Teutschen Poeterey an ihr selbst» ist die Theorie mit mancher historischen Betrachtung durchsetzt. Am eingehendsten wird darin die Metrik behandelt, zuerst aber die Sprache als der Stoff der Poesie, wobei Bemerkungen über den Unterschied der poetischen und der prosaischen Sprache gemacht werden.

Die vielseitigen Anregungen, die von Leibniz ausgegangen sind, haben sich auch auf die germanische Philologie erstreckt. Er berührt sich darin mehrfach mit Schottelius, dessen Arbeiten ihm wohlbekannt waren. Wie dieser hat er für die deutsche Sprache ein praktisch-patriotisches Interesse. Dies bekundet sich in einer kleinen um 1680 verfassten, aber erst 1846 veröffentlichten Schrift *Ermahnung an die Teutsche* etc., dann in den *Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache,* die wahrscheinlich um 1697 verfasst und in seinen *Collectanea etymologica* 1717 gedruckt sind. Er fordert nach dem Vorgange anderer Nationen eine Akademie der deutschen Sprache. Im Unterschied von den verwandten Bestrebungen der älteren poetischen Gesellschaften verlangt er vor allem die Ausbildung einer guten Prosa für die Gesamtheit der Gebildeten. Er selbst freilich hat sich der allgemeinen Zeitrichtung unter den Gelehrten, die er hier bekämpft, nicht entzogen, und überwiegend lateinisch und französisch geschrieben. Als eine Hauptaufgabe für die Akademie stellt er dann die Bearbeitung des deutschen Sprachschatzes hin, wofür er ähnliche Anforderungen wie Schottelius stellt.

Jedoch will er die Ausführung auf drei verschiedene Werke verteilen. Auch betont er viel energischer die Bedeutung der alten Sprache und der Mundarten und greift damit über das praktische Bedürfnis hinaus. Ein rein theoretisches Interesse entspringt bei ihm einerseits aus seiner Erkenntnistheorie, die ihn zur Reflexion über das Verhältnis der Sprache zum Gedanken veranlasst. Anderseits erkennt er in der Etymologie und Sprachvergleichung ein Hülfsmittel für die geschichtliche Forschung, welches weiter zurückführt als irgend ein anderes. Diesen Gedanken verfolgt er in seiner *Brevis designatio meditationum de originibus gentium ductis potissimum ex indicio linguarum.* In seinen Etymologieen, die Eckhart als *Leibnitii Collectanea etymologica* 1717 herausgegeben hat, ist er freilich auch nicht über das willkürliche Raten hinausgekommen.

[1] Schmarsow, *Leibniz und Schottelius. Die unvorgreiflichen Gedanken untersucht und herausgegeben* (QF 23), Strassburg 1877. Neff, *Über die Abfassungszeit von Leibnizens Unvorgreiflichen Gedanken.* Progr. Durlach 1880.

§ 23. Die unmittelbare Einwirkung Leibnizens zeigt sich am deutlichsten bei Joh. Georg Eckhart (1674—1730). Er diente jenem als Gehülfe bei seinen historischen Arbeiten und wurde sein Nachfolger als hannoverischer Historiograph. In seinen Schriften sind Gedanken und Materialiensammlungen von Leibniz verwertet. War für ihn auch die Beschäftigung mit der alten Sprache und Literatur der Geschichtsforschung untergeordnet, die seinen eigentlichen Lebensberuf bildete, so gelang es ihm doch auch auf jenem Gebiete die umfassendsten Kenntnisse zu erwerben, wozu ihm die vielen Reisen, die er zur Durchforschung der deutschen Bibliotheken machte, treffliche Dienste leisteten. Wie bei Leibniz ging sein Interesse vorzugsweise auf Etymologie, die er wie dieser in den Dienst der allgemeinen Geschichtsforschung stellt. Ihren Nutzen für dieselbe zu erweisen schrieb er die Dissertation *De usu et praestantia studii etymologici in historia* (Helmstädt 1706). Die Ausdehnung seiner Studien tritt uns am deutlichsten entgegen in seiner *Historia studii etymologici linguae Germanicae hactenus impensi* (Hannover 1711). Dieselbe beschränkt sich nicht, wie es nach dem Titel scheinen könnte, auf die Leistungen in der Wortforschung, sondern sie ist wirklich eine Geschichte der gesamten germanistischen Thätigkeit, und zwar von einer erstaunlichen Vollständigkeit, die in wesentlichen Stücken zu übertreffen auch heute nicht möglich sein wird. Das Werk war für die nachfolgenden Forscher eine sehr wertvolle Unterlage, ungefähr gleich unentbehrlich wie das grosse Werk von Hickes. Für Eckhart selbst sollte es nur die Vorarbeit sein zu einem grossen *Lexicon etymologicum,* dessen Plan er im letzten Kapitel mitteilt, das aber niemals zum Abschluss gekommen ist. Er spricht einige gute Grundsätze aus: dass man immer zuerst die nächstverwandten Mundarten heranziehen, dass man auf die ältesten erreichbaren Formen und Bedeutungen zurückgehen müsse. Aber diese Grundsätze konnten ihn doch nicht vor dem willkürlichen Raten schützen, solange die Erkenntnis fehlte, dass die Lautentsprechungen unter allgemeine Regeln gebracht werden müssten. Die Etymologieen sind es daher gerade nicht, weshalb man bedauern muss, dass der Plan nicht zur Ausführung gekommen ist, aber darauf war es auch nicht allein abgesehen, sondern zugleich auf die Erklärung alles dessen, was in den älteren Quellen unverständlich geworden war. Noch zwei andere grosse Pläne beschäftigten Eckhart nach der Vorrede zu der Hist. stud. et.: ein Buch *De Diis Veterum Germanorum* und eine *Historia Poëtarum Germanorum,* die bis an das Ende des 15. Jahrh. reichen sollte. Doch blieben seine wirklichen Leistungen auf die Herausgabe und Kommentierung althochdeutscher Texte beschränkt. 1713 erschien von ihm *Incerti Monachi Weissenburgensis Catechesis Theotisca,* die erste Ausgabe des so-

genannten Weissenburger Katechismus, der die übrigen schon früher veröffentlichten katechetischen althochdeutschen Stücke angehängt waren. Der Kommentar kann uns eine Vorstellung davon geben, wie etwa das beabsichtigte Wörterbuch eingerichtet gewesen sein würde. In dem *Veterum monumentorum quaternio* (1720) wurde zuerst das lateinisch-deutsche Gedicht auf die Versöhnung Ottos des Grossen mit seinem Bruder Heinrich veröffentlicht. Eine ganze Anzahl von Denkmälern enthielten die nach Eckharts Tode erschienenen *Commentarii de rebus Franciae orientalis*, darunter das *Hildebrandslied* und mehrere wichtige Glossensammlungen. An vielen starken Fehlgriffen bei der Erklärung der veröffentlichten Denkmäler fehlt es nicht, und doch war Eckhart gewiss auf diesem Gebiete allen seinen Zeitgenossen überlegen.

§ 24. In der Erschliessung neuen Quellenmaterials, worauf sich auch Eckarts positive Leistungen trotz seiner universelleren Pläne wesentlich beschränkten, liegt überhaupt das Hauptverdienst der deutschen Gelehrten während dieses Zeitraums. Der grössere Teil der althochdeutschen Literatur wird, wenn auch in mangelhafter Textgestalt, doch überhaupt zugänglich gemacht, dazu einige mittelhochdeutsche Dichtungen, namentlich der früheren Zeit.

Peter Lambeck (Lambecius) berücksichtigte in seinen *Commentarii de Bibliotheca Caesarea Vindobonensi* auch die altdeutschen Schätze der Wiener Hofbibliothek. Am wichtigsten war die Veröffentlichung des Gedichts von der Samariterin und die Mitteilungen aus der Wiener Hs. des Otfrid, die bis dahin so gut wie unbekannt war, und der Wiener Hs. von Notkers Psalmen.

Eifrig betrieb das Studium des Althochdeutschen Diederich von Stade (1637—1718), angeregt zum Teil durch die gleichzeitigen schwedischen Altertumsforscher, zu denen er in persönliche Berührung getreten war. Er arbeitete an einer neuen Ausgabe des Otfrid, wofür er auch eine Grammatik der Sprache Otfrids nach dem Muster des Hickes verfertigte. Erschienen ist aber nur ein *Specimen Lectionum antiquarum Francicarum ex Otfridi monachi Wizanburgensis libris euangeliorum* (1708). Er ist übrigens auch der erste gewesen, der sich mit den veralteten Ausdrücken von Luthers Bibel beschäftigte. Von ihm angeregt war Joh. Phil. Palthen, der 1706 den *Tatian* veröffentlichte nach der Abschrift, die Junius von der Handschrift des Vulcanius genommen hatte (vgl. § 7), und im Anschluss daran eines der ältesten und wichtigsten althochdeutschen Denkmäler, die Übersetzung der Schrift des Isidor *Contra Judaeos.*

Aber alle bisherigen Publikationen wurden an Umfang bei weitem überboten durch ein Unternehmen, welches von Strassburg ausging. Es ist dies Johannis Schilteri *Thesaurus antiquitatum Teutonicarum.* Schilter, geboren 1632 zu Pegau in Sachsen, gestorben als Ratskonsulent und Professor zu Strassburg 1705, fand bei mannichfacher juristischer Schriftstellerei noch Zeit Ausgaben vieler deutschen Schriften und ein altdeutsches Wörterbuch auszuarbeiten. Den kleinsten Teil davon brachte er selbst zur Veröffentlichung. Seine Arbeiten fanden eine wertvolle Ergänzung durch seinen ihm an Sprachkenntnis überlegenen Schüler Joh. Georg Scherz (1676—1754) und wurden mit dieser Ergänzung sowie mit Benutzung der Arbeiten mancher anderer Gelehrten in dem *Thesaurus* zum Druck befördert, der unter der Leitung von Joh. Frick zu Ulm 1726—8 in drei Foliobänden herauskam. Das Werk enthielt, abgesehen von einigen wichtigen Rechtsquellen so ziemlich alles, was bis dahin von althochdeutscher Literatur veröffentlicht war: Otfrid, Willeram, Isidor, Tatian, die kleineren katechetischen Stücke, die Samariterin, das Ludwigslied, welches Schilter selbst vorher zum ersten Male besonders herausgegeben hatte (1696), das Annolied. Zum ersten Male, oder wenigstens zum ersten Male vollständig erschienen hier Notkers Psalmen und die dem Kero zugeschriebene Benediktinerregel. Den Denkmälern, welche nicht Übertragungen aus dem lateinischen waren, war eine lateinische

Übersetzung beigefügt. Die mittelhochdeutsche Literatur war ausser einer Erneuerung von Goldasts Publikationen aus den Minnesingern vertreten durch das Rolandslied des Pfaffen Konrad und dessen Umarbeitung durch den Stricker. Mangelhaft war besonders noch die Otfridausgabe. Schilter hatte den Gassarschen Text zu Grunde gelegt, den er mit Hülfe der Arbeiten von Freher und Lambeck verbesserte. Diese Herstellung wurde von Scherz belassen und die Berichtigungen, die Rostgaard in Rom nach der Heidelberger Hs. gemacht hatte, sowie eine Abschrift der Wiener von P. Schmid nur in den Anmerkungen benutzt. Den dritten Band füllt ein *Glossarium Teutonicum,* wofür nicht bloss die Texte der beiden ersten Bände, sondern auch viele andere gedruckte und handschriftliche Quellen ausgezogen sind. Der ursprünglichen Arbeit von Schilter sind viele Beiträge von Scherz und anderen eingefügt, das Ganze schliesslich redigiert von Elias Frick, dem Bruder des Joh. Frick. Es sind darin viele eingehendere sachliche Erörterungen enthalten, namentlich auf Rechtsverhältnisse, auch auf Geographie und Geschichte bezüglich. Indem Formen aus dem achten bis sechzehnten Jahrh. und aus sehr verschiedenen Dialekten durcheinander geworfen werden, ergibt sich freilich ein sehr verworrenes Bild von den grammatischen Verhältnissen der alten Sprache, in welche die Verfasser auch sehr geringe Einsicht haben. Die Flexionsendungen sind ganz gewöhnlich falsch angesetzt. Bei alledem ist der Thesaurus für die althochdeutsche Literatur das Grundwerk bis weit in unser Jahrhundert hinein geblieben. Scherz veröffentlichte ausserdem in *Philosophiae moralis Germanorum medii aevi specimina* (1704—10) 51 Fabeln von Boner.

Verdienste als Herausgeber erwarben sich auch die beiden Melker Benediktiner Bernhard und Hieronymus Pez. Dem ersteren verdanken wir die Veröffentlichung des Wessobrunner Gebets und wichtiger althochdeutscher Glossen (1721), dem letzteren die der österreichischen Reimchronik des Ottokar (1745).

Goldasts und Morhofs Anregungen spürt man in J. Chr. Wagenseils *Buch von der Meister-Singer Holdseligen Kunst Anfang, Fortübung, Nutzbarkeiten und Lehr-Sätzen,* welches als Anhang zu seiner *De civitate Norimbergensi Commentatio* 1697 erschienen ist. Er sucht auf Grund von Erkundigungen und gedruckten und handschriftlichen Quellen ein Bild von dem Wesen des Meistergesangs zu geben. In der Beurteilung der Tradition von dem Ursprung desselben fehlt es ihm freilich an aller Kritik.

Was die lexikalische Bearbeitung des Altdeutschen betrifft, so war Scherz, abgesehen von seinem Anteil am Thesaurus mit der Ausarbeitung eines eigenen Wörterbuches beschäftigt (vgl. § 41). Neben ihm ist zu nennen Joh. Georg Wachter, der 1737 ein *Glossarium Germanicum* veröffentlichte, welches die sämtlichen germanischen Dialekte heranzieht und vozugsweise etymologisch ist.

Einige Norddeutsche Gelehrte beschäftigen sich speziell mit dem skandinavischen Altertum. So der Schleswiger Trogillus Arnkiel. Dessen Hauptwerk *Ausführliche Erörterung, was es mit der Cimbrischen und Mitternächtlichen Völker als Sachsen etc. ihrem Götzendienst vor eine Bewandtnis gehabt* (Hamburg 1703) ist der zweite Versuch einer germanischen Mythologie, der auf Grund der Veröffentlichungen von Resenius viel reichhaltiger ausfallen konnte als der erste, welchen Elias Schedius in seinem bei allem Umfange in Bezug auf die positive Unterlage dürftigen Buche *de diis Germanis* (Amsterdam 1648) gemacht hatte. Nach Arnkiel sind zu nennen der Lauenburger Keyssler (*Antiquitates selectae Septentrionales* 1720) und der Flensburger Joh. Moller (1661—1725).

§ 25. Die grammatische und lexikalische Behandlung des Neuhochdeutschen verfolgt auch in unserem Zeitraum praktische Zwecke, doch macht sich nebenher nach dem Vorgange des Schottelius das Bestreben geltend, die bisher gewonnene

Kenntnis der älteren Sprache gelegentlich zu verwerten. Unter den Grammatiken sind hervorzuheben J. Bödikers *Grundsätze der deutschen Sprache im Reden und Schreiben* (1690), ausgezeichnet durch bündige Fassung der Hauptregeln, denen aber verkehrte sprachvergleichende Erläuterungen beigegeben sind, und die *Kurtze und gründliche Anweisung zur deutschen Sprache* von dem Breslauer Arzt Christ. Ernst Steinbach, bemerkenswert, weil darin der Versuch gemacht ist, die sogenannten unregelmässigen Verba in Klassen zu ordnen. Wörterbücher verfassten Caspar Stieler und mit mehr Geschick Steinbach: *Deutsches Wörterbuch* (1725) und *Vollständiges deutsches Wörterbuch* (1734). Die Leistungen der Genannten wurden weit übertroffen durch Joh. Leonh. Frisch, geboren zu Sulzbach in der Oberpfalz, nach sehr wechselnden Lebensschicksalen 1698 in Berlin angestellt, wo er als Rektor des Gymnasiums zum grauen Kloster 1743 gestorben ist. Er stand zu Leibniz in persönlicher Beziehung und wurde von ihm angeregt. In den Schriften der preussischen Gesellschaft der Wissenschaften, deren Mitglied er wurde, veröffentlichte er eine Reihe von sprachgeschichtlichen Abhandlungen. Bödikers Grundsätze gab er 1723 neu heraus, indem er die Erläuterungen desselben durch bessere ersetzte. Aber die Hauptarbeit seines Lebens war auf die Ausarbeitung eines umfassenden Wörterbuches gerichtet. Als Anhang zu den Grundsätzen gab er ein paar Probeartikel von grosser Vollständigkeit und Genauigkeit. An der Disposition erkennt man deutlich die Einwirkung der von Leibniz in den Unvorgreiflichen Gedanken gemachten Vorschläge. Freilich hätte zu einer derartigen Behandlung des ganzen Wortschatzes die Arbeitskraft eines Einzelnen kaum ausgereicht, auch wussten die Zeitgenossen ein solches Werk noch nicht zu würdigen. Daher entschloss sich Frisch zu kürzerer Fassung, und so erschien 1741 sein *Teutsch-Lateinisches Wörter-Buch.* Es ist ein wirklich historisches Wörterbuch, indem bis in das 15. Jahrh. zurückgegriffen wird, ungemein reichhaltig, mit Belegen für die nicht mehr allgemein üblichen Wörter und Gebrauchsweisen und mit vorsichtigen Etymologieen. Den Arbeiten von Scherz und Wachter wollte Frisch keine Konkurrenz machen. Er ergänzt sie auf das vortrefflichste.

DIE NIEDERLANDE.

§ 26. In den Niederlanden fanden Junius und Hickes einen ebenbürtigen Nachfolger in Lambert ten Kate, geboren zu Amsterdam 1674, gestorben ebenda 1731. Von dem Boden aus, den diese beiden Vorgänger geschaffen hatten, ist es ihm gelungen, in der Behandlung der Sprachgeschichte erheblich über sie hinaus und unter allen älteren Forschern dem Standpunkt J. Grimms am nächsten zu kommen. Mit der Behandlung der holländischen Schriftsprache, worin ihm Moonen mit seiner *Nederduitsche Spraakkunst* (1706) voranging, verband er das Studium der verwandten Sprachen und älteren Entwicklungsstufen. Auch den lebenden Mundarten schenkte er seine Aufmerksamkeit. Nachdem er zuerst eine Schrift unter dem Titel *Gemeenschap tussen de Gottische Spraeke en de Nederduytsche* (1710) veröffentlicht hatte, legte er die Hauptresultate seiner Untersuchungen in einem grossen zweibändigen Werke nieder unter dem Titel *Aenleiding tot de Kennisse van het verhevene Deel der Nederduitsche Sprake* (1723). Ausserdem hat er umfängliche ungedruckte Arbeiten hinterlassen.

Der erste Teil seines Hauptwerkes ist grösstenteils in Gesprächsform abgefasst. Nach allgemeinen Erörterungen über den Wert der Sprachwissenschaft folgt eine geographische und historische Darstellung der Verbreitung der europäischen und speziell der germanischen Sprachen; darauf eine Laut- und Flexionslehre des Niederländischen nebst Erörterungen über die Funktion

der Flexionsformen. Dieser Teil zeigt grosse Ähnlichkeit mit den deutschen praktischen Grammatiken, mit denen ten Kate auch manche Mängel teilt, namentlich mit der Grammatik des ihm wohlbekannten Schottelius. Aber immer hält ten Kate an dem Grundsatze fest, dass der Grammatiker die Gesetze der Sprache nicht machen, sondern finden müsse, und in reichlichem Masse werden die verwandten Sprachen zur Vergleichung herbeigezogen. Bei weitem am bedeutsamsten ist der nun folgende Abschnitt: *Regelmaet en Rangschikking der Nederduitsche Werkwoorden* (S. 543—696). Hier kommt ten Kate auf das Gebiet, welches, wie er in der Vorrede ausspricht, von Anfang an, den Mittelpunkt seines Interesses gebildet hat. Von der Überzeugung durchdrungen, dass sich überall in der Sprache Regel und Ordnung zeigen müssen, hat er nicht glauben können, dass eine solche Ordnung den sogenannten ungleichfliessenden (d. h. den starken) Verben fehle, und er hat nicht geruht, bis er zu einer Gliederung derselben auf Grund ihres Ablautes in Haupt- und Unterabteilungen gelangt ist. Er gibt eine solche Gliederung nicht nur für das Holländische, sondern auch für die übrigen germanischen Sprachen, soweit ihm dies auf Grund des zugänglichen Materiales möglich ist. Er zeigt damit die wesentliche Übereinstimmung derselben unter einander und das hohe Alter des Ablautes. Allerdings leidet seine Klassifikation noch an vielen Mängeln, die hauptsächlich daraus entspringen, dass er vom Neuniederländischen ausgegangen ist.

Auf Grund der so gewonnenen Resultate wird nun im zweiten Teile der Versuch zum Aufbau einer Etymologie gemacht, in Europa wohl der erste, dem man eine wissenschaftliche Unterlage nicht absprechen kann. Der Verfasser setzt in der ersten einleitenden Abhandlung die Grundsätze aus einander, denen er folgt. Schon im ersten Teile S. 175 findet sich die Äusserung, er unterwerfe sich bei Behandlung der Ableitung einem so strengen Gesetze, dass er keinen einzigen Buchstaben zu verändern, zu verstellen oder hinzuzufügen oder wegzunehmen suche, ausser kraft einer durchgehenden Regel. Hält man sich lediglich an diese Äusserung, so könnte man zu der Ansicht kommen, dass ten Kate schon denjenigen Standpunkt einnimmt, der heute in der Sprachwissenschaft vertreten ist, mit dem selben Rechte, wie man das wegen ähnlicher Äusserungen von Schleicher behauptet hat. Aber II, S. 6 wird die Forderung der gesetzmässigen Entprechung auf den sachlichen Teil des Wortes, d. h. auf die Wurzelsilbe beschränkt, und weiterhin (S. 7. 28 ff.) wird Berücksichtigung der Euphonie verlangt, d. h. des Lautwechsels innerhalb des nämlichen Dialekts, ohne dass für diese Gesetzmässigkeit gefordert wird. Um sein Prinzip durchzuführen hat der Verf. eine Tabelle über die gegenseitigen Entsprechungen der Vokale und Konsonanten in den verschiedenen germanischen Dialekten entworfen, welche bei aller Unvollständigkeit doch in den Hauptzügen richtig ist und einen ersten Grundstock einer vergleichenden Lautlehre der germanischen Dialekte bildet. Von durchschlagender Bedeutung ist dann die Erkenntnis, dass der Ablaut nicht nur durch die Konjugation, sondern auch durch die Wortbildung hindurchgeht, und dass kein willkürliches Überspringen aus einer Reihe in die andere stattfindet. Die Beobachtung des Ablautes verhilft ihm auch bereits zu der Einsicht (S. 20 ff.), dass bei manchen scheinbaren Ausnahmen von den Lautgesetzen keine wirkliche Lautentsprechung stattfindet, indem eine Ausgleichung zwischen verwandten Formen eingetreten ist. Auch seine kurzen Bemerkungen über Bedeutungswandel (S. 25 ff.) sind sehr treffend. Eine zweite Abhandlung (S. 34—96) enthält die Grundzüge einer germanischen Wortbildungslehre. Darauf folgt (S. 99—578) ein alphabetisch geordnetes etymologisches Wörterbuch des Niederländischen mit reichlicher Vergleichung der verwandten Sprachen, wobei immer die starken Verba

als der eigentliche Grundstock betrachtet werden. In einem besonderen Teile (S. 581—778) werden die im Niederländischen verloren gegangenen starken Verba der verwandten Sprachen mit ihren zum Teil auch im Niederländischen erhaltenen Ableitungen behandelt. Dass es dabei nicht ohne viele Irrtümer abgehen konnte, wird jedermann begreiflich finden. Namentlich ist ten Kate allzu geneigt bei jeder lautlichen Übereinstimmung auch etymologischen Zusammenhang anzunehmen.

Wie nahe in mancher Hinsicht ten Kate der Sprachwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts kommt, so kann er sich natürlich nicht mit einem Male in allen Stücken über seine Zeit erheben. Als ein Kind derselben zeigt er sich besonders in den Anschauungen von der ursprünglichen Entstehung der Sprachformen und in der Art, wie er sich Beeinflussungen einer Sprache durch die andere denkt.

4. VON GOTTSCHED BIS GEGEN DAS ENDE DES ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

§ 27. Unter den Tendenzen, welche dem Zeitalter, zu dem wir uns jetzt wenden, sein eigentümliches Gepräge geben, steht die von Frankreich her sich ausbreitende Aufklärung oben an. Dieselbe konnte insofern den germanistischen Studien nicht günstig sein, als durch sie der Gegensatz zu den Anschauungen der Vergangenheit noch verschärft, das Mittelalter in ein noch ungünstigeres Licht gestellt wurde. Dennoch kam sie nach manchen Seiten hin den Geschichtswissenschaften zu gute. Sie regte zur Kritik der Überlieferung an. Voltaire lenkte von der einseitig politischen Behandlung der Geschichte ab zur Geschichte der Kultur und Literatur. Montesquieu führte die Verschiedenheit in Verfassung und Gesetzgebung auf die Verschiedenheit des Nationalcharakters zurück, und seine Methode liess sich auch auf die übrigen Kulturgebiete übertragen. In Rousseau endlich gelangte die Aufklärung gewissermassen zu einer Selbstvernichtung. Die nüchterne verstandesmässige Reflexion hatte alles in Zweifel gezogen, was bis dahin als heilig und unantastbar gegolten hatte, aber es war ihr nicht eingefallen, an sich selbst zu zweifeln, an ihrem Vermögen, alle Fragen der Wissenschaft und des praktischen Lebens zu entscheiden. Rousseau stritt ihr dieses Vermögen ab. Den Resultaten des Verstandes stellte er die unabweisbaren Bedürfnisse des Herzens gegenüber. Und von diesem Standpunkte aus gewann er einen neuen Massstab für die Beurteilung der Kultur. Dem Bildungsstolze des 18. Jahrhunderts gegenüber pries er die Herrlichkeit des verlorenen Naturzustandes. So unhistorisch nun auch Rousseaus Vorstellungen von diesem Naturzustande waren, so gaben sie doch die Anregung zu einer Versenkung in die einfachen Zustände älterer Zeiten, woraus eine echt historische Auffassung erwachsen konnte.

In Deutschland beginnt mit Gottsched ein angestrengtes Ringen nach Schaffung einer klassischen Nationalliteratur. Ein Weg, der dazu eingeschlagen wird, ist, dass man sich bemüht die Poesie in eine engere Beziehung als bisher zum wirklichen Leben der Gegenwart zu bringen. Aber so stark auch dieses Bestreben ist, daneben zieht man immer wieder die poetischen Leistungen der Vergangenheit heran, um sich an ihnen emporzuarbeiten. Und während Gottsched noch einseitig dem Muster der französischen Renaissanceliteratur nacheifert, fängt man bald an immer weiter um sich zu greifen nach den verschiedensten Seiten hin, und tiefere Naturen begnügen sich nicht damit rohen Stoff oder Äusserlichkeiten der Form zu entlehnen, sie bemühen sich

den inneren Geist der vorzüglichsten Erzeugnisse verschiedener Länder und Zeiten zu erfassen und in die deutsche Literatur zu verpflanzen. Auf diese Weise wird nicht nur die Poesie, sondern die gesamte Lebensanschauung befruchtet, wie ja überhaupt die Entfaltung der Poesie im 18. Jahrhundert Hand in Hand geht mit der Entfaltung neuer, höherer Lebensideale. Diese Versenkung in die Erzeugnisse der Vergangenheit zu praktischen, ethischen und poetischen Zwecken und die darauf beruhende Nachbildung waren die Vorbedingungen zu dem Aufblühen der historischen Wissenschaften in unserem Jahrhundert. Unter den Kulturelementen, die so in die deutsche Literatur aufgenommen werden, gewinnen die germanisch-mittelalterlichen, die bisher ganz zurückgedrängt waren, rasch an Bedeutung und werden in der Sturm- und Drang-Periode ein wesentlicher Bestandteil. Die gelehrte Forschung bleibt dabei in mancher Hinsicht sogar hinter der früheren Zeit zurück. Aber es stellt sich ein viel innerlicheres und auf weitere Kreise sich erstreckendes Verhältnis zu der nationalen Vergangenheit her.

SKANDINAVIEN.

§ 28. In Dänemark steht im Mittelpunkt der nordischen Altertumsforschung Peter Frederik Suhm (1728—98). Er hat die ältere Geschichte Dänemarks und der skandinavischen Länder überhaupt auf das eingehendste und mit gesunder Kritik behandelt. Sein Hauptwerk, die bis 1400 reichende *Critiske Historie af Danmark* erschien zum Teil erst nach seinem Tode (1782—1828) in 14 Bänden. Er hat dabei auch die altnordische Literatur in ausgedehntem Masse benutzt. Die meisten Veröffentlichungen daraus sind durch ihn angeregt und nicht wenige auf seine Kosten veranstaltet. Seiner Initiative ist es auch hauptsächlich zu danken, dass das Legat des Arne Magnusson zu richtiger Verwendung gelangte, indem 1772 die Arna-Magnæanische Kommission eingesetzt wurde, die von da an bis auf den heutigen Tag die Herausgabe altnordischer Texte betrieben hat. Die Herausgeber waren überwiegend Isländer. Die bedeutendsten Veröffentlichungen in diesem Zeitraume waren die *Heimskringla,* Bd. I—III durch Schöning und Skule Thorlacius (1777—83) und der erste Band der Arna-Magnæanischen Ausgabe der *Edda Rhythmica seu antiquior* (1787). Dieser enthielt die mythologischen Lieder, aber noch mit Ausschluss der schon von Resenius herausgegebenen. Es war eine Kollektivarbeit von der Art, wie sie durch Resenius üblich geworden war und bei den Arna-Magnæanischen Publikationen auch ferner üblich blieb. Hülfsmittel für das Studium der altnordischen Sprache wurden von mehreren Isländern verfasst. Halfdan Einarson schrieb eine *Sciagraphia historiae literariae Islandicae* (1777. ²1786), der auch sonst mannigfach thätige Jón Ólafsson (Olavius) ein Werk *Om Nordens gamle Digtekonst* (1786) worin die Metrik und die Besonderheiten der poetischen Sprache abgehandelt wurden. Björn Haldorsson († 1794) kam einem der nächsten Bedürfnisse entgegen, indem er ein ziemlich reichhaltiges Wörterbuch verfasste, welches aber erst als *Lexicon Islandico-Latino-Danicum* 1814 von Rask herausgegeben wurde. Skule Thorlacius lieferte in seinen *Antiquitatum borealium observationes miscellaneae* (1778—1801) Beiträge zur Sittenkunde und Mythologie.

Norwegens Anteil an der wissenschaftlichen Thätigkeit beschränkt sich fast ausschliesslich auf die *Samling af Gamle Norske Love* von Hans Paus (1751. 2) in dänischer Übersetzung.

In die folgende Periode ragt hinüber Rasmus Nyerup, geb. auf Fühnen 1759, 1796 Professor der Literaturgeschichte in Kopenhagen, † 1829. Er vereinigte mit dem Studium der altnordischen Literatur das der dänischen.

Auch auf das Althochdeutsche hat sich seine Thätigkeit erstreckt in den allerdings schon von Sandvig vorbereiteten *Symbolae ad litteraturam Teutonicam*, in denen namentlich von Junius gesammelte Glossare mitgeteilt wurden. Grosses Verdienst hat sich N. um die Verpflanzung der nordischen Studien nach Deutschland erworben durch seine bereitwilligen Mitteilungen an deutsche Gelehrte, in diesem Zeitraum an Gräter (vgl. § 43).

Schon zeigte sich auch der Einfluss der Altertumsforschung auf die Nationalliteratur, namentlich in den Dramen Ewalds, *Rolf Krage* (1770) und *Balders Tod* (1773) und in dem Epos *Starkodder* von dem Norweger Christ. Pram.

Die praktischen Fragen in Bezug auf die lebende Sprache, namentlich die orthographischen wurden lebhaft behandelt. Unter den Grammatikern ist hervorzuheben, namentlich wegen seiner phonetischen und syntaktischen Beobachtungen J. Höysgaard (*Accentuered og Raisonnered Grammatica* 1747, *Dansk Syntax* 1752).

§ 29. In Schweden fand auch noch bis in unseren Zeitraum hinein die phantastische Richtung Rudbecks manche Vertreter. Zu diesen gehört Joh. Göransson (1712—69). Sein Standpunkt charakterisiert sich dadurch, dass er die prosaische Edda 300 Jahre vor der Erbauung Trojas, die ältesten Runensteine 2000 Jahre vor Christi Geburt entstanden sein lässt. Bei alledem hat er sich verdient gemacht nicht so sehr durch seine Ausgabe der *Gylfaginning* (1746) und der Vǫluspá (1750), als durch eine Sammlung aller bekannt gewordenen schwedischen Runeninschriften, die unter dem Titel *Bautil* 1750 erschienen ist. Die Zeichnungen dafür waren freilich schon durch Hadorph geliefert.

Die lebende Sprache für das praktische Bedürfnis grammatisch und lexikalisch zu behandeln hatte man in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts begonnen. (S. Columbus, N. Tiällmann, O. Aurivillius). Im achtzehnten entfaltete sich auf diesem Gebiete eine rege Thätigkeit. Verschiedene Tendenzen bekämpften sich. Neben der im allgemeinen siegreichen Richtung, die mit möglichstem Anschluss an den bestehenden Usus eine festere Regelung anstrebte, standen revolutionäre Experimente. Der Purismus regte sich. Besonders stark aber war die Neuerungssucht auf dem Gebiete der Orthographie, indem namentlich Durchführung einer phonetischen Schreibweise gefordert wurde. Mit der Teilnahme an diesen praktischen Bestrebungen verband Sven Hof mundartliche Studien, dessen *Dialectus Vestrogothica* (1772) als die vorzüglichste unter den älteren Dialektarbeiten zu nennen ist. Von den Bemühungen um die Regelung der Schriftsprache ist auch die germanistische Thätigkeit eines Mannes ausgegangen, der alle seine älteren Landsleute bedeutend hinter sich gelassen hat, ich meine Joh. Ihre (1707—1780). Die mannigfache Unsicherheit, die im Gebrauch der schwedischen Sprache herrschte, veranlasste ihn in Upsala, wo er seit 1737 als Professor angestellt war, Vorlesungen über dieselbe zu halten, wovon ein Abriss auch im Druck erschienen ist (1745—51). Um über die Schwankungen und Mängel ins klare zu kommen, sah er sich veranlasst einerseits die lebenden Mundarten, anderseits die ältere schwedische Sprache zu studieren, und von hier aus wurde er weiter zum Studium der verwandten Sprachen geführt und die Etymologie trat in den Mittelpunkt seines Interesses. Er setzt dabei die Bestrebungen von Benzelius fort. Seine Hauptarbeit auf dem Gebiete der Mundartenkunde *Svenskt Dialect lexicon* (1766) ist auf der *Dialectologia* des Benzelius basiert. Verschiedene andere Gelehrte haben geholfen, das Material dafür herbeizuschaffen. Auf die Betrachtung des skandinavischen Altertums wendete er überall die Grundsätze einer gesunden Kritik an, so in einem Briefe von 1759 über eine 1758 erschienene Darstellung der altschwedischen Litteratur von *Stjernman*, in mehreren runologischen Abhandlungen (1769—73), in einem Briefe über die

prosaische Edda (1772). Besonders wertvoll waren seine gotischen Studien. Er veranlasste Er. af Sötberg, der ihn auch sonst bei seinen Arbeiten unterstützt hat, zu einer neuen Collation des Codex argenteus, wonach derselbe 1752—55 veröffentlicht wurde. Daran schlossen sich eine Reihe von Abhandlungen Ihres (1754—69), wozu er auch schon das von Knittel 1762 herausgegebene Wolfenbüttler Fragment des Römerbriefes benutzen konnte. Sie sind zusammengestellt und für Deutschland zugänglich gemacht durch A. F. Büsching unter dem Titel Johannis ab Ihre *Scripta versionem Ulphilanam et linguam Moesogothicam illustrantia* (Berlin 1773). Sie enthielten Berichtigungen und Erläuterungen des Textes, etymologische Behandlung des Wortschatzes, namentlich aber eine viel genauere Darstellung der Flexionslehre, als sie Hickes gegeben hatte. Das Hauptwerk Ihres ist sein *Glossarium Suiogothicum* (1769), ein historisches Wörterbuch des Schwedischen mit reichlichen Belegen aus den älteren Denkmälern, namentlich den Rechtsquellen, mit Vergleichung der verwandten germanischen Sprachen und des Griechischen und Lateinischen. Sein etymologisches Verfahren hat Ihre durch Tabellen über die Lautentsprechungen zu rechtfertigen gesucht, die freilich noch Richtiges und Falsches in bunter Mischung bieten (vgl. § 72).

ENGLAND.

§ 30. Der bedeutendste Kenner des Angelsächsischen in diesem Zeitraume war Edward Lye († 1767), den wir schon als Herausgeber des Benzeliusschen Ulfilas und des Juniusschen Etymologicums kennen gelernt haben (vgl. § 20. 18). Er ersetzte Somners Wörterbuch durch ein vollständigeres Werk, in welches nach dem von Hickes auf grammatischem Gebiete gegebenen Beispiele auch der gotische Wortschatz aufgenommen wurde. Dasselbe erschien nach Lyes Tode von Owen Manning zum Abschluss gebracht 1772 als *Dictionarium Saxonico- et Gothico-Latinum*. Unter den Textpublicationen ist nur eine bedeutendere, die von Alfreds Übertragung des *Orosius* durch Barrington unter Beihülfe von Manning (1773).

Von 1770 an gab die Society of Antiquaries eine Zeitschrift unter dem Titel *Archaeologia* heraus, welche aber zunächst wenig Literarisches brachte.

Für die näher liegenden Epochen der englischen Litteratur bemühte man sich das Interesse in weiteren Kreisen neu zu beleben. Diese Bestrebungen wirkten noch mehr auf Deutschland als auf England. Youngs *Conjectures on Orginal Composition* (1759) wiesen, indem sie eine nicht von Nachahmung der Alten lebende urwüchsige Dichtung forderten, auf Shakespeare als das grosse Beispiel einer solchen hin. Schon vorher war ein grosser Teil der älteren Dramen wieder zugänglich gemacht durch Dodsleys *Select Collection of Old Plays* (1744). Die alten volkstümlichen Balladen hatten immer auch unter den Gebildeten einige Liebhaber gefunden. Im 17. Jahrhundert wurden handschriftliche Sammlungen veranstaltet, von denen noch jetzt verschiedene vorhanden sind. Auch verschmähten es manche Kunstdichter nicht, gelegentlich einen verwandten Ton anzuschlagen. In weite Kreise, auch ausserhalb Englands drang der Preis, den Addison im *Spectator* der alten Ballade von der Jagd in Cheviat spendete. Von durchgreifender Wirkung auf die englische und deutsche Literatur wurden Thomas Percy's *Reliques of Ancient English Poetry* (1765). Percy hatte es nicht gewagt, die alten Dichtungen so, wie er sie vorgefunden hatte, dem grossen Publikum zu bieten. Sie waren von ihm zum Teil stark überarbeitet und ergänzt, ausserdem mit Produkten moderner Kunstdichter untermischt. So unphilologisch dies Verfahren war, die unmittelbare Wirkung wurde durch eine solche Zurechtstutzung für den herrschenden Geschmack nur befördert.

Für die Kenntnis der mittelenglischen Literatur wurde ein bei aller Mangelhaftigkeit grundlegendes Werk geschaffen, welches überhaupt wie bisher kein anderes in die romantische Literatur des Mittelalters einführte, durch Thomas Warton in *The History of English Poetry from the Close of the 11 Century to the Commencement of the 18 Century* (1774—81, unvollendet, nur bis ins 16. Jahrh. geführt). Zahlreiche Proben wurden darin mitgeteilt.

Percys Sammlung hatte eine tiefeingreifende Wirkung auf die zeitgenössische Dichtung. Sie gab aber auch neben Wartons Werk Anregung zum Studium der volkstümlichen und mittelalterlichen Literatur. Am kräftigsten zeigt sich die Wirkung in Schottland. John Pinkerton (1758—1826) war selbst Balladendichter und zugleich Herausgeber schottischer Volksballaden und sonstiger älterer Dichtungen, z. B. des *Bruce* von *John Barbour* (1790). Joseph Ritson (1752—1803), entfaltete eine umfassende Thätigkeit als Altertumsforscher und Literat, namentlich als Herausgeber von Volksliedersammlungen und mittelenglischen Gedichten. Seine wichtigste Publikation, *Ancient English Metrical Romances* erschien erst 1802. George Ellis (1745—1815) eröffnete 1790 die oft wieder aufgelegten *Specimens of the Early English Poets*, denen 1805 die *Specimens of Early English Romances* folgten.

Die Beschäftigung mit der älteren englischen veranlasste auch Hinwendung zur skandinavischen Literatur, die ja durch Hickes Thesaurus in den Gesichtskreis der Gelehrten gerückt war. In viel weitere Kreise durch das ganze civilisierte Europa hindurch wurde jetzt die Bekanntschaft mit nordischer Poesie und Mythologie verbreitet durch ein französisches Werk, Mallets *Histoire de Danemark* (1756). Mallet beschränkte sich, den Anregungen Voltaires folgend, nicht auf die politischen Verhältnisse. Er brachte im ersten Bande als Einleitung zum Ganzen eine Übersetzung des mythologischen Teiles der jüngern Edda nebst Proben aus Liedern. Macphersons falscher Ossian (1760—3) trug sehr viel dazu bei, das Interesse für die volkstümliche Dichtung und das Altertum der nordischen Völker überhaupt zu wecken. So zog Hugh Blair in seiner *Critical Dissertation on the Poems of Ossian* (1765) die skandinavische Dichtung zur Vergleichung heran. So wurde auch Percy durch Ossian auf dieselbe geführt. Nachdem er schon 1763 eine Übersetzung altnordischer Gedichte geliefert hatte, veröffentlichte er 1770 eine Bearbeitung der Malletschen Einleitung mit eigenen Zusätzen unter dem Titel *Northern Antiquities*, wovon noch 1847 eine dritte Ausgabe erschienen ist, mit mannigfachen Zusätzen vermehrt durch Blackwell.

Die praktische Richtung hat in diesem Zeitraume ihren berühmtesten und einflussreichsten Vertreter gefunden in Samuel Johnson (1709—84). Literarische Kritik stand im Mittelpunkte seiner mannigfachen Thätigkeit. Sein *Dictionary of the English Language* (1755) übertraf alle früheren Versuche bei weitem an Reichhaltigkeit und hat lange ein fast unbedingtes Ansehen genossen. Seine *Lives of the most eminent English poets* (1779—81) waren bei aller Beschränktheit des Standpunkts nicht verächtliche Ansätze zu literargeschichtlicher Betrachtung.

DEUTSCHLAND.

§ 31. Der Mann, welcher im Beginn unserer Periode an der Spitze der literarischen Bestrebungen steht, Gottsched nimmt auch einen ehrenvollen Platz in der Entwickelung der germanischen Philologie ein. Beschäftigung mit der lebenden Sprache zu praktischen Zwecken und historische Studien laufen bei ihm neben einander her, ohne sich noch gegenseitig zu durchdringen. Indem er systematisch bemüht war, eine deutsche Literatur hervorzurufen, welche der

des Auslands an die Seite gesetzt werden könnte, fasste er frühzeitig den Plan zu drei Lehrbüchern, die ihm als unentbehrliche Unterlage für diesen Zweck erschienen. Von diesen erschien seine *Redekunst* 1728, seine *Critische Dichtkunst* 1730. Am längsten arbeitete er an dem dritten Werke, welches, durch verschiedene Aufsätze in Zeitschriften vorbereitet, endlich 1748 als *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst* herauskam. Es war keine Leistung, die an Gründlichkeit und Originalität erheblich über die der nächsten Vorgänger hinausging. Sie hatte den Vorzug, der Gottsched überhaupt eigen war: Klarheit und Fasslichkeit ohne tieferes Eindringen. Was sie aber besonders charakterisiert, ist die Entschiedenheit, mit der die Durchführung fester Regeln für den Gebrauch angestrebt wird. Demgemäss wird auch die Mustersprache genauer, als es bisher geschehen war, bestimmt. Es ist die Umgangssprache der Gebildeten in Obersachsen und der Gebrauch der besten neueren, namentlich obersächsischen Schriftsteller. Die Mustergültigkeit der älteren, aus denen bis dahin die Grammatiker noch vielfach geschöpft hatten, auch die Luthers und selbst Opitzens wird abgewiesen. Gottsched vertritt hier wie überhaupt in der ersten Periode seiner Wirksamkeit durchaus das Moderne und Zeitgemässe. Dieser Umstand wird nicht wenig zu seinem Erfolge beigetragen haben. Dieser Erfolg war allerdings bedeutender als der irgend eines früheren Grammatikers, wiewohl sein literarisches Ansehn bei dem Erscheinen der Sprachkunst schon ziemlich erschüttert war. Es sind bis 1776 sechs Auflagen erschienen, wobei das Werk allmählich erheblich erweitert wurde; dazu ein Auszug als *Kern der deutschen Sprachkunst* in acht Auflagen 1753—1777. Erst durch Adelungs Arbeiten wurden beide Bücher verdrängt.

Nur vereinzelt hat Gottsched den Versuch gemacht, seine Studien auf dem Gebiete der älteren Sprache und Literatur für die Sprachkunst zu verwerten. Auch mit seinen literarischen Bestrebungen haben dieselben nur einen losen Zusammenhang. Er ist der Überzeugung, dass die deutsche Sprache und Poesie sich bis auf seine Zeit stätig verbessert hat, und es kann ihm nicht einfallen aus der älteren Zeit Anregung für die Gegenwart zu schöpfen. Vermittelt hat er allerdings eine solche Anregung, ohne es zu wollen, durch seine Ausgabe des *Reineke Vos* mit prosaischer Übersetzung (1752), auf der Goethes Bearbeitung beruht. Im allgemeinen steht auch er der älteren Literatur als gelehrter Polyhistor gegenüber, nur dass allerdings ein gewisser patriotischer Eifer mit im Spiele ist, der zeigen will, dass Deutschland doch auch in der früheren Zeit Einiges hervorgebracht hat. Dazu kommt, dass er viel zur Popularisierung der altdeutschen Studien beigetragen hat, indem seine kleineren Arbeiten auf diesem Gebiete, abgesehen von einigen lateinischen Programmen über Heinrich von Veldeke (1745), über die deutsche Heldensage (1752) u. a. deutsch geschrieben und in seinen Zeitschriften veröffentlicht sind, die sich an weitere Kreise wendeten. Besondere Aufmerksamkeit wendete Gottsched, seiner allgemeinen Neigung entsprechend, der dramatischen Literatur zu. Nachdem er schon in seiner *Schaubühne* Verzeichnisse von älteren Dramen geliefert hatte, erschien 1757 sein *Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst,* eine sehr reichhaltige Bibliographie. Er hat sogar (1746) die Absicht ausgesprochen, eine vollständige Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters zu schreiben.

§ 32. Ganz anders verhält es sich mit Gottscheds Gegnern, Bodmer und Breitinger. Sie sind es, bei denen zuerst als treibendes Motiv für die Beschäftigung mit der älteren Literatur an Stelle des antiquarischen Interesses das ästhetische tritt. Geweckt ist dasselbe, wie begreiflich, zuerst durch Goldasts Veröffentlichungen aus den Minnesingern. Den Gedankengang der Winsbeckin teilt Bodmer 1734 in seinem *Character der Teutschen Gedichte* mit als eine

Probe für die feinere Ausbildung der Poesie im Hohenstaufischen Zeitalter. Gottscheds Vorgang ist dann gewiss anregend für die Schweizer gewesen. In Schilters Thesaurus fanden sie ein reiches Material. Aber die althochdeutschen Texte und die sprachliche und juristische Gelehrsamkeit der Herausgeber kümmerten sie wenig. Dagegen erregten Mitteilungen von Scherz, aus denen zu ersehen war, dass der von Goldast benutzte Kodex sich jetzt in Paris befinde, bei Bodmer das lebhafte Verlangen, denselben in seine Hände zu bekommen. Der Gedanke, dass die deutsche Poesie schon unter den Hohenstaufen eine erste Blütezeit gehabt habe, wurde von ihm weiter ausgeführt, freilich auf Grund sehr dürftigen Materiales in der 1743 erschienenen Abhandlung *Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause.* Die grosse Verehrung, welche Bodmer und Breitinger für Opitz hegten, brachte sie auf die Idee, eine kritische Ausgabe seiner Gedichte zu veranstalten. Es ist das der erste und wirklich bedeutsame Versuch der Art, der aber nicht über den ersten Band (1745) hinausgekommen ist. Darin war auch Opitzens Ausgabe des Annoliedes von neuem abgedruckt, für welches sie sich lebhaft begeistern. Noch wichtiger war, dass es ihnen durch Vermittlung Schöpflins gelang, zuerst (1744. 5) Stücke der Pariser Liederhandschrift in einer in Scherzens Besitz befindlichen Abschrift, dann (1746) den Kodex selbst geschickt zu bekommen. Es kam jetzt noch ein lokalpatriotisches Interesse für sie hinzu, indem sie auf Grund eines missverstandenen Zeugnisses bei dem Minnesinger Hadlaub glaubten annehmen zu dürfen, dass die Sammlung auf den Züricher Patricier Rüdeger Manesse zurückzuführen sei. Es erschien zunächst eine Auswahl unter dem Titel *Proben der alten schwäbischen Poesie des dreyzehnten Jahrhunderts. Aus der Manessischen Sammlung,* Zürich 1748 mit Anmerkungen über die Sprache und einem kleinen Glossar. Genauere sprachliche Studien waren freilich nicht ihre Sache, aber auf der anderen Seite kam ihnen ihre Mundart für das Verständnis sehr zu statten. Erst nach vielen Schwierigkeiten gelang es ihnen einen Verleger für den Abdruck der grossen Hds. zu finden, der *Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte,* Zürich 1758. 9. Für die Erklärung und Kritik geschah darin nichts. Es war ein blosser Abdruck mit manchen Lesefehlern und mit Auslassung vieler Strophen. In der Vorrede konnten sie auf eine zweite Minnesingerhandschrift, die Jenaer hinweisen, aus der kurz vorher (1754) durch die *Proben* angeregt Wiedeburg Einiges veröffentlicht hatte. Schon bevor die Minnesinger hatten zum Druck befördert werden können, waren die Schweizer mit zwei anderen wichtigen Publikationen hervorgetreten, beide Zürich 1757 erschienen. Die erste waren die *Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger,* deren Verfasser (Boner) ihnen damals noch unbekannt war. Sie folgten hierin den Anregungen von Scherz. Die zweite führte den Titel *Chriemhilden Rache, und die Klage; zwey Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitpuncte. Samt Fragmenten aus dem Gedichte von den Nibelungen und aus dem Josaphat.* Bodmer macht hier Mitteilungen aus zwei Handschriften in Hohenems, auf die er durch den Lindauer Arzt J. H. Obereit[1] aufmerksam gemacht war. Die eine davon war die jetzt in Donaueschingen befindliche Nibelungenhs. (C). Bodmer hat es noch nicht gewagt, das Ganze zu veröffentlichen. Er beschränkt sich, von einzelnen Proben abgesehen, auf den Schluss des Nibelungenliedes von dem Auszuge der Burgunder an, den er als «Chriemhilden Rache» bezeichnet und die Klage. Man ersieht daraus, wie schwach und unsicher immer noch sein ästhetisches Urteil war.

Unter diesen Veröffentlichungen fand das Nibelungenlied bei den Zeitgenossen die geringste Aufmerksamkeit und übte auch keinen Einfluss auf die Literatur, ausser dass Bodmer selbst 1767 unter dem Titel *Die Rache der*

Schwester eine hexametrische Umdichtung der von ihm herausgegebenen Partie erscheinen liess, wie er schon früher (1753) einen ähnlichen Versuch mit dem Parzival gemacht hatte. Die Fabeln entsprachen am meisten der herrschenden Zeitrichtung, konnten aber eben darum nicht modifizierend auf dieselbe einwirken. Am stärksten, wenn auch immer nicht sehr bedeutend, war die Einwirkung der Minnesinger. Gleim, der überhaupt bei aller Geringfügigkeit seines Vermögens doch das Verdienst hat mehrfach neue Richtungen zuerst angebahnt zu haben, war nach einem kaum beachteten Versuche von Bodmer selbst (1745, vgl. ZfdA 16, 85) der erste, der sich in Nachbildungen versuchte. Ihm folgten mehrere Dichter des Hainbundes.

[1] Crueger, *Der Entdecker der Nibelungen*, Frankf. a. M. 1883.

§ 33. Lessing, der einerseits die deutsche Poesie durch die mannigfachsten Anregungen von Seiten der Literatur anderer Völker und Zeiten zu befruchten und vielseitiger zu gestalten suchte, der anderseits auch abgesehen von aller Einwirkung auf die Gegenwart die verschiedensten Gebiete historischen Wissens berührte, konnte auch an den germanistischen Studien nicht achtlos vorübergehen. Sein energischer Hinweis auf Shakespeare, seine Verteidigung des deutschen Volksschauspiels nebst dem ersten Versuch zur Bearbeitung eines Volksstückes, des *Dr. Faust* trugen wesentlich zur Kräftigung des volkstümlich-germanischen Elements in der deutschen Literatur bei. Dagegen reiht sich seine gelegentliche Beschäftigung mit der Literatur des Mittelalters seinen rein gelehrten Studien ein, wenn sie auch nicht ohne jegliche Beziehung zu seinen poetischen Bestrebungen ist, und er ist hier am nächsten mit Gottsched zu vergleichen. Gleims Kriegslieder führten ihn 1758 auf die altdeutsche Kriegspoesie. Er begann Untersuchungen über das Heldenbuch. Was uns von seinen Aufzeichnungen erhalten ist, zeigt, dass er in der Hauptsache auf seltsame Irrwege geraten ist. Bei seiner bibliothekarischen Thätigkeit in Wolfenbüttel kamen ihm natürlich auch manche altdeutsche Manuskripte und Drucke in die Hände. Dies führte ihn zu Entdeckungen über die von den Schweizern herausgegebenen Fabeln des Bonerius, die er unter der Überschrift *Über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger* 1773 und 1781 veröffentlichte. Ausserdem gehört aus seinem Nachlasse manches hierher. Sein Interesse ist wesentlich nur denjenigen Gattungen der Poesie zugewendet, die er selbst früher gepflegt hatte, und die seiner Natur am nächsten lagen, der Fabel und der lehrhaften Spruchdichtung, und demgemäss den letzten Jahrhunderten des Mittelalters. Anders steht es mit Lessings Bemühungen um die ältere neuhochdeutsche Sprache und Literatur. Hier treten wieder praktische Gesichtspunkte in den Vordergrund. Er vereinigte sich 1758 mit Ramler zur Herausgabe einer Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, wovon aber zunächst nur Logaus Sinngedichte (1759) erschienen. Hierbei war es nicht auf kritische Behandlung, sondern auf zeitgemässe Modernisierung abgesehen. Dagegen ist das von Lessing zu Logau ausgearbeitete Wörterbuch eine wirklich philologische Arbeit, die auf sorgfältiger Beobachtung und Vergleichung des Sprachgebrauchs beruht. Er hatte die Absicht, auf diese Weise allmählich den ganzen neuhochdeutschen Sprachschatz zu bearbeiten, und Sammlungen dazu haben sich in seinem Nachlass gefunden. Es kam ihm auch hierbei nicht bloss auf wissenschaftliche Feststellung an, sondern er wünschte, dass möglichst viel Brauchbares, was die Sprache seiner Zeit ausgestossen hatte, neu belebt werden möchte.

§ 34. Während die mittelhochdeutschen Dichtungen nur erst einen sehr beschränkten Einfluss auf die dichterische Produktion zu gewinnen vermochten, gelang dies schon besser den noch auf mittelalterlicher Grundlage ruhenden Erzeugnissen der Renaissancezeit. Man fing an aus denselben Stoffe und Formen zu entlehnen, die zunächst wenigstens den Reiz der Neuheit hatten und dazu

dienten, etwas Abwechslung in das ermüdende Einerlei der späteren Renaissancedichtung zu bringen. Freilich trat man an das mittelalterliche wie an das volkstümliche Wesen zunächst mit selbstgefälligem Bildungsstolz heran, man sah darin nur das Rohmaterial für die eigenen höheren Geisteswerke, man behandelte es mit ironischer Überlegenheit. Allmählich aber sehen wir sich das Verhältnis verschieben zu Gunsten des anfangs Verachteten, so dass Ironisierung und Idealisierung oft dicht neben einander stehen und sich auch seltsam mit einander vermischen.

Will man diesen Prozess verfolgen, so darf man dabei auch den Einfluss der romanischen Poesie nicht ausser Acht lassen, da dadurch die Stellung zu der einheimischen mitbedingt ist. Für die ältere italienische Literatur von Dante bis zu Ariost brach Meinhard Bahn durch seine *Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter* (1763. 4). Weiter zurück führte die von dem Marquis de Paulmy und dem Grafen de Tressan herausgegebene *Bibliothèque universelle des romans* (1775—8), indem in derselben viele Stoffe des altfranzösischen Epos auf Grund der späteren Prosabearbeitungen für das Lesebedürfnis des grossen Publikums zurecht gemacht waren. Die Nachahmung blieb nicht aus. Gleim veröffentlichte 1765 *Petrarchische Gedichte*, freilich in ganz verfehltem Ton. Ihm folgten Klamer Schmidt und andere. Wichtiger war es, dass Wieland das Ariost'sche Epos nachzubilden unternahm. Dieses lag einem Dichter des 18. Jahrhunderts noch verhältnismässig nahe, weil darin das mittelalterliche Rittertum bereits ironisch behandelt wurde. Aber doch war in dem ersten Versuche Wielands, dem *Idris* (1768) die Ironie eine weit plumpere als bei Ariost, und derselbe stand der komischen Erzählung in der Manier Lafontaines, wovon Wieland ausgegangen war, noch viel näher. Bezeichnend für seine Auffassung ist es schon, dass Idris in der ersten Auflage als heroisch-komisches, in der zweiten als romantisches Gedicht bezeichnet wird. Später gelang ihm eine grössere Annäherung an Ariost, vorzüglich im *Oberon*, indem er sich den altfranzösischen Erzählungsstoffen in der Bibliothèque universelle zuwandte.

Die Neubelebung des germanischen Mittelalters wurde in erster Linie durch Shakespeare vermittelt. Wir können hier nicht das allmähliche Bekanntwerden Shakespeares und die Steigerung der Wertschätzung desselben im einzelnen verfolgen. Ich erinnere nur an einige Hauptmomente: den energischen Hinweis auf ihn durch Lessing im siebzehnten Literaturbriefe, der mit dem von Young (vgl. § 30) zusammentraf, welcher auch in Deutschland rasch bekannt wurde; dann die Übersetzung Wielands, die Propaganda, welche Gerstenberg in den *Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur* machte und die neue Verherrlichung durch Lessing in der Dramaturgie.

Die Stellung der deutschen Dichtung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu den volkstümlich-mittelalterlichen Kulturelementen zeigt sich nirgends so charakteristisch in allen Wandlungen und mannigfachen Schattierungen als auf dem Gebiete der Romanze und Ballade. Diese volkstümliche Gattung musste in die Kunstliteratur erst neu eingeführt werden. Es geschah dies bezeichnender Weise zunächst nicht durch Zurückgreifen auf die guten alten Lieder, sondern durch Anlehnung einerseits an die Parodie der echten Romanze durch den Spanier Gongora und den Franzosen Moncrif, anderseits an die entartetste Gestalt der deutschen Volksballade, die zur Drehorgel gesungene Schauer- und Mordgeschichte. Auch hier war es Gleim, der den Ton angab mit seinen *Romanzen* (1756). Er hatte Erfolg und fand viele Nachahmer in verwandter Manier, von denen einige auch bereits deutsche Volkssagen behandelten. Zwar protestierte Erich Raspe in der Bibl. der schönen Wissenschaften 1766 gegen diese Auffassung der Gattung mit Berufung auf die altspanischen heroischen

Romanzen, aber sein eigener Versuch einer ernsthaften Romanze, *Hermin und Gunilde* (1766) ist gänzlich missglückt und nur durch die ausführliche Einleitung bemerkenswert, in welcher gegen die Verachtung des gotischen, d. h. mittelalterlichen Geschmackes geeifert wird, da doch der Grund unserer Gesetze, unserer Sitten und fast unsere ganze Lebensart gotisch sei und bleibe. Ein Umschwung sollte erst durch Percys *Reliques* herbeigeführt werden, auf die zuerst in Deutschland aufmerksam gemacht zu haben, gleichfalls ein Verdienst Raspes ist.

§ 35. Wesentlich anderer Art ist eine Richtung, welche ihre sittlichen und poetischen Ideale in den ältesten germanischen Kulturverhältnissen sucht. Patriotische Verherrlichung der germanischen Urzeit auf Grund der Berichte des Tacitus war seit der Humanistenzeit immer wieder einmal versucht. Klopstock betrat diese Bahn zuerst 1752 mit der Ode *Hermann und Tusnelda*. Zunächst ward dies patriotische Interesse bei ihm durch das religiöse wieder in den Hintergrund gedrängt, bis es seit 1767 die entschiedene Vorherrschaft gewann. Neue Nahrung war ihm jetzt durch Mallets Einleitung zur *Histoire de Danemark* (vgl. § 30) geboten. G. Schütze, der schon in verschiedenen Abhandlungen die nordische Mythologie herangezogen und ihre Wichtigkeit betont, auch Proben aus der Edda mitgeteilt hatte, veranstaltete eine Übersetzung (1765. 6). Gerstenberg verwendete den hier dargebotenen Stoff zu eigener Dichtung (*Gedichte eines Skalden*, 1766) und besprach in den Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur auch Gegenstände aus der nordischen Poesie und Mythologie. Seinem Beispiele folgte Klopstock. Er betrachtete die nordische Mythologie als die urgermanische und kombinierte damit die aus den römischen Geschichtschreibern geschöpften Vorstellungen von der germanischen Urzeit. Dazu traten als drittes Element die angeblichen Gedichte Ossians auf Grund der schon lange üblichen Identifikation der Kelten und Germanen. Der so kombinierte Ideenkreis, durch eigene Phantasieen willkürlich ausgestaltet, beherrschte fortan seine Odendichtung und seine dramatischen Bardiete, drängte sich auch in seine Prosaschriften. Nicht wenige Nachahmer schlossen sich an. Freilich war es ein seltsames Trugbild, das auf diese Weise von der vaterländischen Vorzeit entworfen wurde. Aber auch dieses Trugbild hat dazu beigetragen, zum Studium der echten Quellen anzureizen.

Klopstocks Bardendichtung zeigte seine gänzliche Unfähigkeit zu einer reinen Auffassung des geschichtlich Gegebenen. Dieselbe Unfähigkeit sowie der Mangel eines ausdauernden Studiums bei aller Liebe für das germanische Altertum bekundet sich auch sonst. Daher hat auch sein gelegentliches Interesse für die althochdeutsche, altsächsische und angelsächsische Dichtung wenig zu bedeuten, und der Plan zu einer Herausgabe des Heliand blieb unausgeführt. Seine zahlreichen grammatischen und metrischen Arbeiten zeigen bei manchen sonstigen Vorzügen doch den gänzlichen Mangel an historischem Sinn.

§ 36. An dieser Stelle muss auch der Wirksamkeit gedacht werden, die Justus Moeser durch seine *Osnabrückische Geschichte* (1765 ff.) gehabt hat und durch viele seiner kleinen Schriften, wie sie in den *Patriotischen Phantasieen* gesammelt vorliegen. Mit liebevollem Verständnis suchte er in den Sinn der mittelalterlichen Institute und Gebräuche einzudringen und möglichst viel davon gegen die nivellierenden Tendenzen der Aufklärung zu schützen. Seine Bestrebungen auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete wirkten auch auf die literarischen Verhältnisse hinüber, indem namentlich Herder und Goethe stark davon beeinflusst wurden.

§ 37. Alle Bemühungen um Befruchtung der deutschen Literatur durch die poetischen Leistungen anderer Völker und Zeiten und namentlich durch

die volkstümliche Dichtung fanden ihren Mittelpunkt in der Person Herders. Rousseau hatte ihn auf die Spur des einfach Natürlichen geleitet, Hamann ihn gelehrt, die Quellen der Poesie in sinnlich-lebendiger Anschauung und leidenschaftlicher Bewegung zu suchen; Montesquieu hatte ihn auf Beobachtung der nationalen Eigenart gewiesen, Winkelmann ihm das grosse Beispiel der Entwickelungsgeschichte eines bestimmten Kulturgebietes gegeben. Aus solchen und anderen Anregungen, die hier im einzelnen zu schildern nicht der Ort ist, erwuchs ihm jene nie vor ihm dagewesene Befähigung zum Verständnis und zur unbefangenen Würdigung fremder Eigenart, die ihn zum Erwecker des geschichtlichen Sinnes gemacht hat. Herders Standpunkt ist ein kosmopolitischer. Er sucht jede bedeutende Entfaltung menschlichen Wesens, wo sie sich auch finden möge, zu erfassen. Aber wiederholt begegnet bei ihm die energische Betonung einer auf nationale Eigenart gegründeten Literatur. Und so sehr auch ihm die Einwirkung auf die Literatur und die Bildung seiner Zeit am Herzen liegt, so stark ist doch schon bei ihm ein von diesem praktischen Zwecke unabhängiges Streben nach reiner historischer Erkenntnis entwickelt.

Gleich die erste grössere Schrift Herders, die drei Sammlungen von Fragmenten *Ueber die neuere deutsche Literatur* (Riga 1767, zweite Ausgabe der ersten Sammlung 1768), bot eine Fülle von Anregungen zu historischer Behandlung der Literatur nicht nur, sondern auch der Sprache. Mit der letzteren beschäftigt sich fast die ganze erste Sammlung. Ideen Hamanns werden darin zur Klarheit entwickelt. Zum ersten Male wird der für eine wissenschaftliche Behandlung der Literatur so fruchtbare Gedanke durchgeführt, dass der Dichter wie der prosaische Schriftsteller bei seiner Produktion durchgängig bedingt ist durch die Natur seiner Sprache als des Materiales, aus welchem sich sein Werk zusammensetzt. Hierin liegt zugleich eine tiefere Fassung des Unterschiedes zwischen den einzelnen Sprachen, die Erkenntnis, dass jedes Individuum mit der Sprache, die es erlernt, auch eine bestimmte Auffassungsweise der Welt und des Lebens sich aneignet. Hiermit aber gewinnt die Sprache ein selbständiges Interesse, unabhängig von ihrem Dienstverhältnis zur Literatur. In Herders Auffassung von Sprache und Literatur und ihrem Verhältnis zu einander bekundet sich überall der Respekt vor der geschichtlich gewordenen Eigenart gegenüber den nivellierenden Tendenzen der Zeitphilosophie. Er skizziert den allgemeinen Entwickelungsgang der Sprache, indem er die einzelnen Entwickelungsstufen mit den Lebensaltern des Menschen vergleicht. Diese oft wiederholte Parallele hat freilich viel Schiefes. Aber für den Augenblick bezeichnete sie doch einen Fortschritt. Die herrschende Ansicht, dass sich die Sprache mit dem Fortschreiten der Kultur zu immer höherer Vollkommenheit entwickelt habe, wurde dadurch auf das Gebiet des rein Verstandesmässigen eingeschränkt, dagegen den älteren Sprachstufen die grössere Fähigkeit für die Poesie zuerkannt. Damit war aber auch die Poesie nicht mehr als ein Produkt höherer Kultur aufgefasst, sondern vielmehr in den Anfang der Entwickelung zurückgeschoben. Hierin ganz besonders schloss sich Herder an Hamann an. Von unmittelbar praktischer Bedeutung, aber zugleich auch anregend für die deutsche Philologie war es, dass Herder dazu mahnte die deutsche Sprache aus den Mundarten und den älteren Schriftstellern zu bereichern und ihr dadurch ein eigentümliches Gepräge zu geben.

In der zweiten und dritten Sammlung wird das eigentliche Thema in Angriff genommen, die Beurteilung der neueren deutschen Literatur. Seine Art der Kritik ist prinzipiell verschieden von der der Literaturbriefe, an die er überall anknüpft. Für ihn besteht die Hauptaufgabe des Kritikers darin, dass er sich in die Eigentümlichkeit des Schriftstellers versenkt und aus derselben

heraus sein Werk zu verstehen sucht. Die Kritik wird so zur Charakteristik. Die kritische Behandlung geht über in die literargeschichtliche. Die Fragmente sind noch keine Literaturgeschichte, aber auf dem Boden derselben stehen die späteren literargeschichtlichen Arbeiten der Romantiker. Das Ideal einer Literaturgeschichte, zunächst der griechischen schwebt ihm bereits vor, und Winkelmanns Kunstgeschichte ist ihm dafür das grosse Muster. Von einem literargeschichtlichen Gesichtspunkte aus gruppiert er auch die Erzeugnisse der deutschen Literatur, nämlich nach ihren fremden Vorbildern. Indem er die gewöhnliche Art der Nachahmung verwirft, weist er auf zwei Wege hin die deutsche Literatur auf eine höhere Stufe zu erheben, die denn auch beide eingeschlagen sind. Einerseits verlangt er ganz im Sinne Youngs, man solle den fremden Dichtern nicht Materialien entlehnen, sondern ihnen nur das Geheimnis ihrer Produktionsweise ablauschen, man solle sich bemühen ebenso eigenartig national zu sein, wie es jene, namentlich die Morgenländer und Griechen sind. Zu diesem Zwecke empfiehlt er, was uns hier besonders angeht, den Wahn des eigenen Volkes und die Sagen der Vorfahren zu studieren, sich nach alten Nationalliedern zu erkundigen, um tief in die poetische Denkart der Vorfahren zu dringen. Auf der anderen Seite aber möchte er doch wieder die fremden Schätze für Deutschland erobern, zunächst durch Übersetzungen, die auf einer reineren und tieferen Erfassung der fremden Eigenart beruhen, als man sie bisher erreicht hatte. So sehr nun auch dieses Bemühen, das Verständnis für die verschiedensten Denk- und Empfindungsarten zu wecken von dem Einheimischen ablenkte, so musste es anderseits doch auch dem Verständnis für die vaterländische Vergangenheit zu gute kommen.

Seine Spekulationen über die Sprache nahm Herder wieder auf in der Ende 1770 geschriebenen und 1772 gedruckten Preisarbeit *Über den Ursprung der Sprache*. Die Bedeutung derselben liegt nicht sowohl in der Abweisung des göttlichen Ursprungs, sondern darin, dass er die Sprache nicht als eine willkürliche Erfindung auffasst, sondern als etwas unabsichtlich Gewordenes, und zwar als etwas, was mit Notwendigkeit aus der menschlichen Natur entspringen musste. In der Art, wie sich Herder diesen Process und auch die weitere Entwickelung der Sprache vorstellt, nimmt er vieles ahnend voraus, was die Sprachwissenschaft unseres Jahrhunderts auf Grund einer breiteren empirischen Basis und einer genaueren psychologischen Analyse bestätigt hat.

Eine Gesamtdarstellung seiner Geschichtsauffassung hat Herder zweimal gegeben, zuerst in der Schrift *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* (1774), dann viel ausführlicher in den *Ideen zur Philosophie der Menschheit* (1784—91). Bei aller Übereinstimmung in den Grundanschauungen besteht doch eine wesentliche Verschiedenheit zwischen den beiden Werken. In dem früheren überwiegt die Polemik gegen die herrschende Auffassung der Aufklärungsphilosophie so sehr, dass der Verf. geradezu in das entgegengesetzte Extrem fällt, indem er die älteren Epochen auf Kosten der Gegenwart erhebt. Es wird für eine falsche Beurteilung erklärt, wenn man den Fortschritt nur nach der Entwickelung des Verstandes bemisst. «Herz, Wärme, Blut, Menschheit, Leben», das ist es, worauf es ankommt. Hieran hat es den sogenannten barbarischen Zeiten nicht gefehlt. Überhaupt ist keine Zeit nur da gewesen, um eine spätere vollkommenere vorzubereiten, sondern in jeder entfaltet sich eine eigentümliche, für sich wertvolle Seite des menschlichen Wesens. Von diesem Gesichtspunkte aus gestaltete sich denn auch bei Herder das Urteil über das Mittelalter ganz anders, als man es gewohnt war. Es lagen hier die Keime zu der romantischen Auffassung wie zu einer unbefangenen Würdigung.

Der kurze Hinweis auf die Volkspoesie, wie er in den Fragmenten gegeben

war, steigerte sich zu einer rhapsodischen Verherrlichung in dem Briefwechsel *Über Ossian und die Lieder alter Völker*, der zusammen mit dem Aufsatz über Shakespeare in den Blättern *Von deutscher Art und Kunst* 1773 erschien. Der Briefwechsel samt den darin eingestreuten Proben zeigt einen kosmopolitischen Charakter, desgleichen die dadurch vorbereiteten *Volkslieder*, wie sie 1778. 9 erschienen sind. Vorher aber hatte H. eine Sammlung nach einem beschränkteren Plane zusammengestellt, die unter dem Titel *Alte Volkslieder. Erster Teil. Englisch und Deutsch* 1774 erscheinen sollte, aber aus der Druckerei zurückgezogen wurde. Sie war in vier Bücher geteilt, deren jedem eine Einleitung voranging. Aus diesen Einleitungen hat dann H. den Aufsatz hergestellt, der unter dem Titel *Von Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst* 1777 im Deutschen Museum erschienen ist. Er hat beobachtet, dass die ältere deutsche Dichtung den gleichen Grundcharakter hat wie die englische, dass aber diese Übereinstimmung nicht mehr besteht, und er führt dies mit Recht darauf zurück, dass die grossen englischen Dichter auf der volkstümlichen Grundlage weitergebaut haben, während die deutsche Kunstdichtung sich davon losgelöst hat. Als Consequenz daraus ergiebt sich natürlich die Forderung, dass man suchen müsse, die verlorene Anknüpfung wiederzugewinnen. Diese Forderung gestaltet sich, indem H. nicht bei dem unmittelbar praktischen Zweck stehen bleibt, zu einem lebhaften Aufruf zur Begründung unserer Wissenschaft, der deutschen Philologie, und zwar ganz in dem Sinne, wie dieselbe von den Brüdern Grimm namentlich in ihrer ersten Periode aufgefasst ist. Auf der einen Seite verlangt er Erschliessung der im Staube vergrabenen handschriftlichen Schätze, auf der anderen Sammlung der «gemeinen Volkssagen, Märchen und Mythologie». Auch wird auf die Männer hingewiesen, die in England und Deutschland auf diesem Gebiete etwas Erheblicheres geleistet hatten. Übrigens bleibt H. auch hier nicht auf dem nationalen Standpunkt stehen, sondern schliesst mit Ausblicken auf eine allgemeine Völkerkunde.

§ 38. Während es ziemlich lange dauerte, bis die von Herder ausgestreuten Anregungen auf dem Gebiete der eigentlichen historischen Forschung die rechten Früchte trugen, wurde sein nächstes praktisches Ziel, die Befruchtung der deutschen Literatur und Kultur mit neuen Elementen rasch erreicht. So machte denn auch die Anschmiegung an das volkstümlich-mittelalterliche Wesen rasche Fortschritte.

Herders Preis des Volksliedes fand einen kräftigen Wiederhall bei Bürger. Frühzeitig war in ihm die Liebe zu den Liedern und Sagen seiner Heimat lebendig gewesen. Eine Zeit lang auf andere Bahnen abgelenkt, wendete er sich mit bewusster Entschiedenheit ganz dem Volkstümlichen zu, nachdem er in Göttingen die Percysche Sammlung kennen gelernt hatte. Die *Lenore* (1774 erschienen) war die herrlichste Frucht seiner Bestrebungen in dieser Richtung. Sie ist begonnen, bevor ihm Herders Briefwechsel über Ossian zur Hand gekommen war, aber zu Ende geführt unter dem Einflusse der darin niedergelegten Ideen. Nach so vielen missglückten Versuchen war es Bürger endlich gelungen, den Ton des edlen epischen Volkslieds kunstmässig nachzubilden, wenngleich nicht ohne wesentliche Umbildung; es war ihm ferner gelungen, was vielleicht noch mehr sagen will, die von der Aufklärung und von dem gebildeten Geschmack verpönten mythischen Gestalten der Volksphantasie in einer Weise zu verwerten, die ihres Eindrucks auf jedes fühlende Herz sicher sein musste. Von den späteren Balladen Bürgers reiht sich hier wenigstens *der wilde Jäger* einigermassen ebenbürtig an. Auch theoretisch ist Bürger für die Volksdichtung eingetreten in seinem *Herzensausguss über Volkspoesie* (Deutsches Museum 1776).

Am vielseitigsten ist das mittelalterlich-volkstümliche Element in Goethes Dichtungen vertreten, grösstenteils in unmittelbarem Anschluss an Herders Anregungen. An dessen Volksliedersammlung beteiligte er sich durch Beiträge aus dem Elsass. Wie viel er als Lyriker vom Volksliede gelernt hat, ist bekannt. Als Balladendichter bildet er Herders und Bürgers Weise selbständig weiter zu noch reinerer, edlerer Form. Auch er erzielt grossartige Wirkungen mit den mythischen Anschauungen des Volkes, so schon im *Erlkönig* und *Fischer*. Auf dramatischem Gebiete lässt er sich durch keine konventionellen Schranken mehr abhalten, dem freien Gange Shakespeares zu folgen. In Anlehnung an dessen Historien behandelt er im *Götz von Berlichingen* einen Stoff aus der deutschen Vergangenheit. Dies geschieht aber in einer Art, wie sie Shakespeares historischen Stücken ganz fern liegt. Der Grundgedanke Rousseaus, dass der Übergang von den älteren einfachen Verhältnissen zu den komplizierteren der modernen Civilisation notwendig sittliche Entartung zur Folge hat, ist hier unter dem Einflusse der Möserschen Ideen eigentümlich spezialisiert. Durchgängig wird das untergehende Mittelalter als eine zwar etwas rohe, aber kraftvolle, ehrliche und zuverlässige Zeit mit dem neuen feineren, aber schwächlichen und hinterlistigen Zeitalter kontrastiert. Das Stück ist so zu einem Tendenzdrama geworden, und zugleich, weshalb es eben uns hier angeht, gewissermassen zu einem kulturgeschichtlichen Drama. Das historische Colorit ist mit bewusster Absicht erstrebt und, von der Einseitigkeit des Standpunktes abgesehen, auch meisterhaft erreicht, wozu nicht wenig der Umstand beigetragen hat, dass der Stoff unmittelbar aus der Selbstbiographie des Helden geschöpft ist. Kaum hat irgend ein anderes Werk so viel dazu beigetragen, Interesse für das Mittelalter zu erwecken und das Urteil über dasselbe umzugestalten. Die im Götz vertretene Auffassung des Mittelalters ist lange für weite Kreise massgebend gewesen, hat insbesondere auch die poetische Darstellung desselben beherrscht. Dem 16. Jahrhundert war auch sonst die Neigung des jungen Goethe zugewendet. In seinen Fastnachtsspielen und in einigen kleineren Gedichten versuchte er die Manier Hans Sachsens nachzubilden. Manchen Freund gewann er dem alten Meister durch die zwar etwas idealisierte, aber doch vortrefflich charakterisierende Schilderung desselben in dem Gedicht *Hans Sachsens poetische Sendung*. Er wagte es sogar, den Stil der Fastnachtsspiele ins Erhabene umzubilden im *Ewigen Juden* und vor allem im *Faust*. Mit diesen beiden Werken griff er wieder in die Welt des 16. Jahrhunderts zurück. Die aus dieser Zeit in der Gunst des Volkes erhaltenen Produkte, die Volksbücher hatten überhaupt früh seine Phantasie befruchtet. Mit dem Faust lehnte er sich zugleich an die noch lebendige Volksbühne, der er näher blieb, als es Lessing beabsichtigt zu haben scheint. Endlich bemächtigte er sich auch hier der Volksmythologie, allerdings der christlichen, in ihr die höchsten Ideen symbolisierend.

Theoretisch hat Goethe die Würdigung des Mittelalters nach einer bis dahin ganz vernachlässigten Seite hin gefördert durch seinen Aufsatz *Von deutscher Baukunst*. In der Hinwendung zur bildenden Kunst des Mittelalters ist er durchaus originell, nicht von Herder beeinflusst, doch aber ist dabei der Zusammenhang mit der allgemeinen Geistesrichtung Herders nicht zu verkennen.

§ 39. Die geschilderten Tendenzen setzen sich durch die letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts fort bis in das Zeitalter der Romantik, welche sie vorbereiten helfen. Wieland findet Nachfolger in der Ariostischen Manier. Die dem Götz eigene Charakterisierung des Mittelalters wiederholt sich verroht und veräusserlicht in einer Reihe von Ritterdramen. Sie wird übertragen auf das Gebiet des Romanes und da mit moderner Sentimentalität durchsetzt. In die Romanze wird sie zuerst durch Fr. Leop. v. Stolberg eingeführt.

Die meisten Produkte dieser Gattung bleiben noch der rohen Schauergeschichte näher als den schon gelieferten edleren Mustern. Noch mehr als früher werden darin Volkssagen behandelt. Auch in Prosa fing man an Volkssagen zu bearbeiten, zunächst wieder so, dass man sie willkürlich für den Geschmack des Lesepublikums zurecht machte. Musaeus schloss sich in seinen *Volksmärchen der Deutschen* (1782—7), die nach der Terminologie der Brüder Grimm vielmehr als Volkssagen zu bezeichnen wären, an Wielands ironische Manier an. Andere Bearbeitungen lehnten sich mehr an die Ritterromane an, von denen diese Gattung überhaupt nicht scharf zu trennen ist.

§ 40. Bei Bodmer erwachte in seinen letzten Lebensjahren noch einmal recht lebhaft das Interesse für die mittelhochdeutsche Literatur. Er verschaffte sich Abschriften von mehreren Hauptwerken der Blütezeit, unter andern auch von dem früher vernachlässigten vorderen Teile des Nibelungenliedes.[1] Er hatte dazu noch einmal die früher benutzte Hs. von Hohenems erbeten, erhielt aber statt deren (1779) eine andere, die jetzige Münchener (A). Während er noch im Zweifel war, ob es ihm gelingen würde, einen Verleger für das Gesammelte zu finden, erbot sich ihm 1780 Chr. Heinr. Myller, ein geborener Züricher, damals Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, die Herausgabe zu übernehmen. Eine Subskription wurde eröffnet, mit Hülfe deren das Unternehmen zu Stande kam und unter dem Gesamttitel *Sammlung deutscher Gedichte aus dem XII., XIII. und XIV. Jahrhundert* herauskam. Der erste Band (1782—84) enthielt ausser einigen kleineren Stücken das Nibelungenlied, den Parzifal, den armen Heinrich; der zweite (1785) den Tristan Gotfrieds von Strassburg mit der Fortsetzung Heinrichs von Freiberg, Flore und Blanscheflur von Konrad Fleck, den Iwein, den Freidank, Ergänzungen zu den Minnesingern aus der Jenaer Hs. Bei dem dritten Bande, in Konrads von Würzburg Trojanerkrieg blieb die Ausgabe stecken. Das meiste war von Bodmer geliefert. Es waren nur Abdrücke einzelner Handschriften ohne irgend welche Beigabe zur Erleichterung des Verständnisses. Immerhin aber war es von höchstem Werte, dass nun zu den Minnesingern auch die Hauptleistungen der mittelhochdeutschen Epik, wenn auch in noch so mangelhafter Gestalt, doch überhaupt einmal an die Öffentlichkeit traten.

Der Myllerschen Sammlung stellen sich einige andere Veröffentlichungen zur Seite, ebenfalls nur Handschriftenabdrücke: die Weltchronik Rudolfs von Ems von Schütze (1779—81), Wolframs Willehalm mit Ulrichs Vorgeschichte von Casparson (1782—84), der Iwein nach einer anderen (der Ambraser) Hs. von Michaeler (1787).

Dass diese Dichtungen, zumal in der verderbten Gestalt, in welcher sie zunächst erschienen, nicht gleich lebhafte Teilnahme in weiteren Kreisen finden konnten, ist sehr begreiflich. Selbst Herder fand keine Zeit und Lust sie zu lesen. Dagegen fanden sie einen begeisterten Lobredner in demjenigen Manne, der zuerst Herders Ideen in den fachmännischen Betrieb der Geschichte eingeführt hat, in Joh. v. Müller, zuerst in den Göttinger Anzeigen, dann in seiner Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft (1786). Er war es, der zuerst das Nibelungenlied als das bedeutendste Erzeugnis der mittelalterlichen Literatur hinstellte und zuerst den oft wiederholten Vergleich mit der Ilias wagte. Durch seine Auffassung der mittelalterlichen Poesie, sowie überhaupt durch seine liebevolle Schilderung der mittelalterlichen Verhältnisse hat er der romantischen Auffassung wesentlich vorgearbeitet.

[1] Crueger, *Die erste Gesamtausgabe der Nibelungen.* Frankfurt a. M. 1884.

§ 41. Die antiquarische Richtung der früheren Zeit hatte immer noch einige Vertreter. Christian Gottlob Haltaus (1702—1758), ein Schüler Burkhard Menckes und Mitarbeiter an dessen *Scriptores rerum Germanicarum,*

schuf in seinem *Glossarium Germanicum medii aevi* (Leipzig 1758) ein wertvolles Hülfsmittel für das Verständnis der Rechtsbücher und Urkunden. Die sonstige Literatur fand dabei wenig Berücksichtigung. Nur von Seiten der Jurisprudenz konnte man auf das Studium des Altfriesischen geführt werden. Der Jurist Tileman Dothias Wiarda (1746—1826), der Geschichtschreiber Ostfrieslands, verfasste eine *Geschichte der alten friesischen oder sächsischen Sprache* (Aurich 1784) und ein *Altfriesisches Wörterbuch* (1786). Er hat sich noch im Anfang unseres Jahrhunderts durch die Herausgabe altfriesischer Rechtsbücher verdient gemacht.

Der Historiker Schlözer beschäftigte sich eingehend mit der skandinavischen Geschichte und in Folge davon auch mit der altnordischen Literatur, insbesondere mit den Edden, vgl. *Isländische Literatur u. Geschichte* I (1773). Er nahm der Überlieferung gegenüber einen sehr negativen Standpunkt ein.

In Strassburg wird die Richtung von Schilter und Scherz durch Jer. Jak. Oberlin (1735—1806) fortgesetzt. Derselbe folgt aber gleichzeitig auch den von Bodmer und Breitinger ausgehenden Anregungen. Er hat einige verdienstliche Monographien über Gegenstände aus der mittelhochdeutschen Literatur geschrieben, unter andern über Konrad von Würzburg (1782). Seine Hauptleistung aber war die Vervollständigung und Herausgabe des von Scherz handschriftlich hinterlassenen Wörterbuches (*Scherzii Glossarium Germanicum medii aevi potissimum dialecti Suevicae* ed. Jac. Oberlinus, Strassburg 1781—84). Oberlin hat einen sehr wesentlichen Anteil daran. Die mittelhochdeutsche Dichtung ist darin reichlich ausgezogen, und es bildete auf längere Zeit das brauchbarste Hülfsmittel zum Verständnis derselben.

§ 42. Die Kenntnis der Handschriften und der älteren Drucke wurde am Ende des Jahrhunderts nicht unerheblich gefördert durch Männer, die teils an Gottsched und Lessing, teils auch schon an Bodmer und Myller anknüpften. Unter diesen ist Lessings Schüler Eschenburg zu nennen, der an verschiedenen Stellen, namentlich aber in seinen *Denkmälern altdeutscher Dichtkunst* (1799) auf wichtige Handschriften aufmerksam machte und Proben daraus mitteilte. Friedr. Adelung brachte *Nachrichten von altdeutschen Gedichten, welche aus der Heidelb. Bibl. in die Vatik. gekommen sind* (1796. 9). Eine Bibliographie der ältesten Drucke gab Panzer in seinen *Annalen der älteren deutschen Literatur* (1788. 1805). Für Kenntnis der niederdeutschen Literatur wirkten Kinderling (*Geschichte der Nieder-Sächsischen Sprache* 1800) und Bruns (*Romantische und andere Gedichte in altplattdeutscher Sprache* 1798). Wichtig war die Auffindung der verschollenen jetzigen Münchener Hs. des Heliand zu Bamberg durch Gley (1794). Flögel berücksichtigte in seiner *Geschichte der komischen Literatur* (1784—87) auch die älteren deutschen Denkmäler.

Versuche zu einer Zusammenfassung dessen, was man bisher von der mittelalterlichen Literatur wusste, wurden mehrere gemacht ohne selbständigen Wert. Ein entschiedenes Verdienst erwarb sich Erduin Julius Koch durch sein reichhaltiges *Compendium der deutschen Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf Lessings Tod* (1790. [2]1795.8), welches für längere Zeit eine brauchbare Unterlage der Forschung gebildet hat.

§ 43. Hauptsächlich durch Klopstock für das germanische Altertum begeistert war Friedr. David Gräter, geb. 1768 in Schwäbisch-Hall, † 1830. Ihm lag demnach am meisten das Studium der nordischen Poesie am Herzen und er hat dafür in Deutschland die Bahn gebrochen, wenn auch seine Verdienste sich im wesentlichen auf die Popularisierung der Leistungen nordischer Forscher beschränken. In seinen *Nordischen Blumen* brachte er Übersetzungen altnordischer Poesie mit Erörterungen untermischt. 1791 gründete er eine

Zeitschrift unter dem Titel *Bragur. Ein Literarisches Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit.* Anfangs war Chr. Gottfr. Böckh Mitherausgeber, dann für kurze Zeit J. H. Häslein. Bd. 4—7 erschienen mit dem Nebentitel *Braga und Hermode* (1796—1802). 1812 folgte noch ein achter Bd. mit dem Nebentitel *Idunna und Hermode,* dann eine Fortsetzung unter dem letzteren Titel 1814—6. Für die nordische Literatur hatte Gräter darin einen Mitarbeiter an Nyerup. Seine eigene Thätigkeit erstreckte sich ausserdem hauptsächlich auf Mitteilungen von Volksliedern. Denn er war auch ein begeisterter Verehrer Herders, der in Bezug auf Sammlung deutscher Volkslieder bisher abgesehen von Nicolais höhnendem *Feynen kleinen Almanach* (1777. 8) nur durch eine kleine Sammlung von Elwert (*Ungedruckte Reste alten Gesangs* 1784) Nachfolge gefunden hatte. Er suchte ferner die Minnesinger durch Übersetzungen zugänglich zu machen. Unter seinen Mitarbeitern finden sich verschiedene der schon genannten Literatoren der Zeit sowie manche andere. Abdrücke altdeutscher Texte, Beschreibungen von Handschriften, Abhandlungen über volkstümliche Sitte und über Mythologie, in der That alles, was Herder gefordert hatte, war hier vertreten, so dilettantisch es sein mochte.

§ 44. Abseits ursprünglich sowohl von den antiquarischen Studien wie von der Behandlung der Schriftsprache zu praktischen Zwecken liegt die Beschäftigung mit den deutschen Volksmundarten. Es macht sich dabei wie bei der Dialektdichtung, welche bei aller Erstarkung der Schriftsprache doch immer einige Vertreter fand, ein lokalpatriotisches Interesse geltend. Naturgemäss richtete sich die Aufmerksamkeit zunächst nur auf die Abweichungen von der Schriftsprache im Wortschatz und in der Wortbedeutung. Schon Leibniz gab Anregungen in dieser Richtung, nach ihm besonders Frisch. Die ersten handschriftlichen oder gedruckten Versuche von Dialektwörterbüchern reichen bis in das 17. Jahrhundert zurück. Das erste umfassendere Unternehmen war das *Idioticon Hamburgense* von Michael Richey (1743. ²1755), welches bald weit übertroffen wurde durch den *Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuches,* herausg. von der bremischen deutschen Gesellschaft (1767—1771). Dasselbe berücksichtigte auch die älteren schriftlichen Denkmäler und ist bis auf die neueste Zeit das beste Hülfsmittel zum Verständnis des Mittelniederdeutschen gewesen. Unter den übrigen Arbeiten sind hervorzuheben Dähnert, *Platt-Deutsches Wörter-Buch nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart* (1781); Zaupser, *Versuch eines baierischen und oberpfälzischen Idiotikons* (1789); Schmid, *Versuch eines schwäbischen Idiotikons* (1795).

§ 45. Der eigentümlichste unter den Dialektforschern des 18. Jahrhunderts ist Friedrich Karl Fulda, geboren zu Wimpfen 1724, gestorben als Pfarrer zu Ensingen in Würtemberg 1788. Seine Hauptwerke auf germanistischem Gebiete sind *Über die beiden Hauptdialecte der teutschen Sprache* (Göttinger Preisschrift), Leipz. 1773; *Sammlung und Abstammung Germanischer Wurzel-Wörter, nach der Reihe menschlicher Begriffe,* Halle 1776, *Grundregeln der teutschen Sprache* Stuttgart 1778 (ursprünglich in dem von Nast 1777—8 herausgegebenen *Teutschen Sprachforscher*); *Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung,* Berlin und Stettin 1788. Fulda verbindet mit der lexikalischen die grammatische Behandlung und mit dem Studium der lebenden Mundarten das der altgermanischen und praktische Bemühungen um die Regelung der Schriftsprache. Seinen eigentlichen Ausgangspunkt aber bilden aprioristische Spekulationen. Er will die Gesamtheit der menschlichen Begriffe in ein System ordnen und den ursprünglichen Zusammenhang zwischen Laut und Bedeutung ausspüren. So finden sich bei ihm die wunderlichsten Konstruktionen untermischt mit richtigen Einsichten. Befangen in seiner schwäbischen Mundart und in seinen allgemeinen Theorieen will er vielfach die Schriftsprache

danach modeln. Anderseits aber gelingt es ihm für mehrere wesentliche Eigentümlichkeiten der Mundart den Zusammenhang mit dem älteren Sprachzustande nachzuweisen, namentlich die Bewahrung alter Unterschiede, die in der Schriftsprache verloren gegangen sind, und somit der Einsicht Bahn zu brechen, dass die Mundarten nicht Entstellungen aus der Schriftsprache, sondern organische Fortsetzungen der älteren Sprachzustände sind.

Besonderen Eifer hatte Fulda dem Gotischen zugewendet, wobei er Ihres Forschungen benutzte. Er hatte eine Ausgabe vorbereitet mit einer Grammatik, die freilich nicht frei von den ihm eigenen Seltsamkeiten war, die aber doch durch Reichhaltigkeit und Korrektheit, sowie durch die Disposition des Stoffes einen erheblichen Fortschritt bezeichnete, und mit einem Wörterbuche, das sich vor den älteren namentlich durch die grammatische Basierung auszeichnete. Zur Veröffentlichung wurde die Ausgabe erst gebracht mit manchen eigenen Zuthaten durch Zahn (1805). Derselbe hatte Fuldas Grammatik, Reinwald dessen Glossar bearbeitet und brauchbarer gemacht.

§ 46. Nachdem schon von vielen Seiten her für die Neubelebung der vaterländischen Vergangenheit und Erweckung historischen Sinnes gearbeitet war, trat ein Mann auf, der, alle diese Bestrebungen ignorierend oder sich ihnen feindselig gegenüber stellend, die unhistorische, schulmeisterlich regelnde Behandlung der Schriftsprache auf ihren Höhepunkt brachte. Dies war Johann Christoph Adelung, geboren in Spantekow bei Anklam 1732, kurze Zeit Lehrer am Gymnasium zu Erfurt, dann als Privatgelehrter in Leipzig thätig, 1787 als Oberbibliothekar nach Dresden berufen, wo er 1806 starb. Adelung war ein Polyhistor, der auf sehr verschiedenen Wissensgebieten eine umfassende schriftstellerische Thätigkeit entfaltet hat. Aber er stellt der herrschenden Zeitströmung gemäss sein Wissen in den unmittelbaren Dienst des praktischen Nutzens. Er ist ein entschiedener Anhänger der Aufklärung. In seinem philosophischen System schliesst er sich hauptsächlich an Locke an, an Wolff namentlich in der Unterscheidung zwischen niederen und höheren Seelenkräften und demgemäss zwischen einer dunklen sinnlichen und einer klaren vernünftigen Erkenntnis. Nüchterne Verstandesmässigkeit ist sein Ideal. Er sieht daher auch den Fortschritt der geistigen Kultur in nichts Anderem als in dem Fortgang von dunklen zu klaren Begriffen. Er vertritt also in schroffster Ausprägung den von Herder bekämpften Standpunkt, wiewohl er mit dessen Abhandlung über den Ursprung der Sprache sich in vollkommener Übereinstimmung zu befinden glaubt.

Zu seinen Hauptarbeiten über die deutsche Sprache ist Adelung durch zufällige Anlässe bestimmt. Gottsched hatte gegen das Ende seines Lebens an seine Sprachkunst noch ein Wörterbuch anschliessen wollen, welches aber nicht über den ersten Bogen hinausgekommen ist. Nach seinem Tode wurde vom Verleger Adelung aufgefordert, den Plan des Verstorbenen auszuführen. So entstand sein *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart,* Leipzig 1774—86. Eine zweite Ausgabe, welche sich nicht mehr bloss als Versuch bezeichnete, erschien 1793—1801. Das Ansehen, welches er sich durch das Wörterbuch erworben hatte, veranlasste den preussischen Minister v. Zedlitz ihn zur Abfassung einer deutschen Grammatik aufzufordern, die gemäss einer Verordnung Friedrichs des Grossen (1779) in den preussischen Schulen eingeführt werden sollte. Infolge davon schrieb Adelung seine *Deutsche Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königlich Preussischen Landen* (Berlin 1781). Da das Buch für den Zweck etwas umfänglich ausgefallen war, veranstaltete er einen Auszug (1781), auf den er dann anderseits eine noch vollständigere Fassung folgen liess unter dem Titel *Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache,* Leipzig 1782. 3. Dazu kamen

noch mehrere besondere Bearbeitungen der Rechtschreibung und ein Buch *Über den deutschen Styl.* (1785). Von 1783—4 gab er ein *Magazin für die deutsche Sprache* heraus.

Adelungs Bedeutung liegt viel weniger in dem wissenschaftlichen Ertrag seiner Arbeiten als in dem Einfluss, den er auf die Fixierung und Ausbreitung der Schriftsprache gehabt hat. Es muss dabei nicht nur die direkte Wirkung in Anschlag gebracht werden, die er durch die grosse Verbreitung seiner Bücher geübt hat. Er hat überhaupt die schulmässige Behandlung der deutschen Sprache in eine Abhängigkeit von sich gebracht, die in vieler Beziehung noch heute andauert. Unterstützt wurde er darin gewiss durch die autoritative Stellung, die seiner Sprachlehre von oben her gegeben wurde. Es war ihm beschieden in dieser Beziehung Gottscheds Erbe anzutreten und, was dieser schon mit so vielem Erfolge begonnen hatte, durch mehr Konzentrierung, durch viel umfassendere und gründlichere Arbeit zu Ende zu führen. Einen besonders starken Einfluss hat er auf die Orthographie gehabt. Unsere heutige Schreibweise, namentlich wenn wir von der neuesten offiziellen Umgestaltung absehen, weicht nur in wenigen Punkten von seinen Vorschriften ab. Das gleiche gilt auch hinsichtlich der Flexionslehre. Die grössere Strenge und Genauigkeit der Konstruktionsweise, wie sie heutzutage im Gegensatz auch noch zum vorigen Jahrhundert gefordert wird, mag zum nicht geringen Teile auf seinen Einfluss zurückzuführen sein. Nicht den gleichen Erfolg haben seine rigorosen Vorschriften hinsichtlich des Wortgebrauches gehabt, wir müssen sagen glücklicherweise.

So heilsam in vieler Hinsicht der Einfluss Adelungs war, so lag doch in der einseitigen Durchführung seiner Prinzipien eine grosse Gefahr. Als mustergültig betrachtete Adelung in Übereinstimmung mit Gottsched die Sprache der gebildeten Kreise Obersachsens und der in Obersachsen ihren Mittelpunkt findenden Schriftsteller aus der Mitte des Jahrhunderts. Während aber für Gottsched dieser Standpunkt ein durchaus zeitgemässer war, war er für Adelung der eines in der Entwicklung Zurückgebliebenen. Zwar galt es noch immer, für einen grossen Teil Oberdeutschlands der Schriftsprache erst die volle Anerkennung zu erkämpfen. Aber soweit war man doch gekommen, dass man, ohne Gefahr zu laufen die wesentliche Einheit zu zerstören, versuchen konnte, die Sprache für höhere poetische Zwecke tauglich zu machen, indem man ausser eigenen Neuschöpfungen das willkommene, von Herder ausdrücklich empfohlene Material benutzte, welches die Mundarten und ältere Schriftsteller darboten. Für Adelung existierten diese poetischen Zwecke nicht. Verständlichkeit war ihm das einzige Erfordernis der Sprache. Er stand der sprachlichen Bewegung der siebenziger Jahre ebenso ablehnend gegenüber wie der literarischen. Gerade im Widerspruch gegen diese Bewegung ist sein Standpunkt immer einseitiger geworden. Im Beginne seines Auftretens urteilte er noch viel unbefangener und nicht durchaus ablehnend gegen jede Bereicherung der Schriftsprache von Oberdeutschland her. Aus dem Kampfe zwischen den Tendenzen der Sturm- und Drangperiode und Adelungs starrer konservativer Richtung hat sich allmählich ein gewisses Gleichgewicht ergeben.

Von einer historischen Behandlung der Sprache ist Adelung so weit entfernt als irgend einer seiner Vorgänger. Er war zwar nicht unbekannt mit den bisherigen Forschungen auf dem Gebiete der älteren Sprache und Literatur, ja er hat selber eigene Forschungen auf demselben angestellt, so namentlich in seinem Magazin, worin sich unter andern ein *Chronologisches Verzeichnis der Dichter und Gedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkte* findet, und in seiner Schrift *Jac. Püterich von Reicherzhausen* (1788). Aber es handelt sich dabei nur um gelehrten Notizenkram. Seinem allgemeinen Standpunkte

gemäss sieht er in den altgermanischen Verhältnissen nur die äusserste Roheit und im Mittelalter höchstens den Übergang zu etwas erträglicheren Zuständen. Er kann daher nicht nur der alten Poesie keinen Geschmack abgewinnen, auch die ältere Sprache scheint ihm tief unter der modernen zu stehen. Mit der selben Geringschätzung sieht er auf die Mundarten, wie überhaupt auf alles Volkstümliche herab. Was er vor seinen Vorgängern voraus hat, ist nur der allerdings sehr viel grössere Reichtum des gesammelten Materiales, die geschickte Anordnung desselben und die klare und verständige Darstellungsweise. In sein Wörterbuch ist der Sprachschatz der älteren neuhochdeutschen Denkmäler nur soweit aufgenommen, als dieselben noch zu seiner Zeit allgemein gelesen wurden. Eine grosse Menge «niedriger» Wörter und Bedeutungen, die er gesammelt hatte, hat er absichtlich bei Seite gelassen. Andere sind hauptsächlich aufgenommen um davor zu warnen. Selbst die Sprüchwörter werden von ihm grösstenteils verschmäht als in die niedrige und pöbelhafte Sprache gehörig. Die angegebenen Gebrauchsweisen durchgängig zu belegen ist Adelung nicht in den Sinn gekommen. Seltenere Verwendungen werden meist durch ein Citat illustriert, gewöhnlich aber nur mit Nennung des Verfassernamens. Eine rühmliche Ausnahme ist mit der Lutherschen Bibel gemacht. Etymologische Exkurse mit Berücksichtigung der älteren germanischen Dialekte sind vielfach aus den älteren Wörterbüchern übernommen, aber ohne Konsequenz und mit vielen Fehlgriffen. Und doch ist das Wörterbuch noch viel historischer als seine Sprachlehre. Denn in dieser beruht alles, was zur Erklärung der bestehenden Verhältnisse vorgebracht wird, auf aprioristischer Konstruktion.

DIE NIEDERLANDE.

§ 47. Balthasar Huydecoper (1695—1778), selbst Dichter und zunächst von dem Bestreben geleitet, etwas zur Vervollkommnung seiner Muttersprache beizutragen, ging zu einem liebevollen Studium der älteren Sprachstufen über. Zunächst wandte er seinen Fleiss vorzugsweise der näher liegenden Epoche zu in seiner *Proeve van Taal- en Dichtkunde, in vrijmoedige aanmerkingen op Vondels vertaalde Herscheppingen van Ovidius* (1730). In das Mittelalter griff er zurück mit seiner Ausgabe der *Rijmkronijk van Melis Stoke* (1772), die von reichhaltigen Anmerkungen begleitet war. Ihm folgte Jak. Arnold Clignett (1756—1827) mit einer Ausgabe von *Maerlants Spiegel historiael* (1784) und anderen Arbeiten. 1766 wurde in Leiden die Maatschappij van Nederlandsche Letterkunde gegründet, deren Thätigkeit natürlich zunächst keine eigentlich wissenschaftliche sein konnte.

5. DAS ZEITALTER DER ROMANTIK.

§ 48. Wenn auch die Erscheinung, die man mit dem Namen der Romantik zu belegen pflegt, eine speziell deutsche ist, so zeigen sich doch auch in den übrigen germanischen Ländern verwandte Richtungen, die teils ganz unabhängig von der deutschen Entwickelung sind, teils durch dieselbe beeinflusst, und zwar weniger schon durch die eigentliche Romantik als durch die Tendenzen, die dieser vorangehen und sie vorbereiten. Überall, wenn auch in verschiedener Stärke finden wir den Übergang zu einer idealisierenden Auffassung der heimischen Vorzeit, wodurch das Interesse dafür in weite Kreise verbreitet wird und das Studium einen lebhaften Aufschwung nimmt.

SKANDINAVIEN.

§ 49. In Dänemark [1] erreichte der in der vorangehenden Periode begonnene Anschluss der nationalen Dichtung an das nordische Altertum seinen Höhepunkt in Öhlenschläger, dessen bedeutendste Werke zwischen 1805 und 1819 fallen. Als Dichter in gleicher Richtung wirkte der einflussreiche Theologe Nik. Fred. Sev. Grundtvig (1783—1872). Auch durch populärwissenschaftliche Darstellungen, z. B. *Nordens Mythologi* (1808) und Übersetzungen suchte dieser Kenntnis der nordischen Vorzeit zu verbreiten und trat energisch für eine auf altnationaler Grundlage ruhende Bildung ein. Wissenschaftliche Behandlung fand die altnordische Literatur ausser durch Nyerup (vgl. § 28 u. 43) namentlich durch Peter Erasmus Müller (1776—1834). Seine Untersuchungen, hauptsächlich auf die historische Glaubwürdigkeit der Quellen gerichtet, verbreiteten sich auch eingehend auf Mythologie und Geschichte der Sage. Die bedeutendste Wirkung hatte seine *Sagabibliothek* (I 1817. II 1818. III 1828), welche grundlegend für die Geschichte der nationalen nordischen Prosaliteratur war. Im zweiten Bande wurde die Heldensage behandelt und dabei auch das Verhältnis zu der deutschen Überlieferung. In nahem Zusammenhange mit der Sagabibliothek steht ein anderes Werk, *Critisk Undersögelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie* (1823—30), Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der historischen Werke Saxos und Snorres. Vorzugsweise Historiker im engeren Sinne war auch Er. Christ. Werlauff (1781—1871). Der Herausgabe und Untersuchung altnordischer Texte gewidmet ist die Thätigkeit von Börge Thorlacius (Þorláksson) († 1829). Über Rask vgl. § 68. In dieser Periode beginnen auch schon die Arbeiten des Isländers Finn Magnusson (1781—1847). Einen Mittelpunkt für die Studien bildete das *Skandinavisk Museum* (1798—1804), abgelöst durch *Det skandinaviske Literaturselskabs Skrifter* (1805—23). Der durch Suhm angeregte Eifer in der Veröffentlichung altnordischer Quellen hatte nicht lange angedauert. Die Arnamagnæanischen Publikationen waren ins Stocken geraten. Erst 1818 erschien der zweite Band der älteren Edda, die Heldenlieder enthaltend. Durch Gudmund Magnusson und Jón Jónsson, die den ersten Teil besorgt hatten, war auch der zweite 1793 fertig gestellt, wurde dann aber von Jón Ólafsson umgearbeitet, und erst Finn Magnusson brachte die Arbeit zu Ende; B. Thorlacius schrieb eine Vorrede. Der dritte Teil, welcher die zuerst ausgelassenen mythischen Lieder brachte, ist dann erst 1828 erschienen, von Magnusson besorgt. Dieser lieferte auch eine dänische Übersetzung der Edda mit Erläuterungen (1811—23). Auch die Ausgabe der *Heimskringla* wurde erst nach längerer Unterbrechung wieder aufgenommen. Bd. IV—VI erschienen 1813—26, unter mannigfacher Beihülfe anderer Gelehrter besorgt von B. Thorlacius und Werlauff.

Die ältere dänische, namentlich die volkstümliche Literatur war das Hauptgebiet für die Thätigkeit Nyerups. Aus seinen zahlreichen Arbeiten sind hervorzuheben: *Den danske Digtekunsts Middelalder* (1805—6), woran auch Rahbek Anteil hatte; eine neue Ausgabe der Kämpeviser unter Beteiligung von Rahbek und Abrahamson (*Udvalgte danske Viser fra Middelalderen* 1812—14); eine Übersicht über die dänischen Volksbücher (*Almindelig Morskabsläsning i Danmark og Norge* 1816).

P. E. Müller und Nyerup zogen auch die Archäologie [2] in den Kreis ihrer Beschäftigungen, letzterer namentlich in *Historisk-statistik Skildring af Tilstanden i Danmark og Norge* (1803—6). Nyerup legte 1806 den Grund zu einem Museum für nordische Altertümer. 1807 wurde eine königliche Kommission zur Aufbewahrung der Altertümer eingesetzt, deren Wirksamkeit aber

zunächst noch nicht erheblich war, bis 1815 Chr. J. Thomsen (1788—1865) Vorsteher des Museums und Sekretär der Kommission wurde. Von 1812—27 gab sie eine Zeitschrift heraus, *Antiquariske Annaler* (nur 4 Bände), deren Redakteur B. Thorlacius war.

Der Isländer Thorkelin († 1829), der schon in den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts sich als Herausgeber altnordischer Texte verdient gemacht und speziell auf England bezügliche Stücke zusammengestellt hatte, verschaffte sich 1786 zwei Abschriften des *Beowulf*. Eine danach ausgearbeitete Ausgabe wurde 1807 ein Raub der Flammen, was ihn nicht hinderte eine neue anzufangen, die 1815 erschien unter dem Titel *De Danorum Rebus Gestis Secul. III & IV Poema Danicum Dialecto Anglosaxonica*. Grundtvig hatte das Gedicht schon in seiner *Mythologi* benutzt und veröffentlichte 1820 eine freie Bearbeitung. Er blieb auch weiterhin der Beschäftigung mit der angelsächsischen Literatur treu.

[1] Zu diesem und dem folgenden Par. vgl. W. Grimm, *Die altnordische Literatur in der gegenwärtigen Periode* (1820, jetzt Kl. Schr. 3, 1—84). [2] Worsaae, *Om Bevaringen af de fædrelandske Oldsager og Mindesmærker i Danmark* (Aarbøger 1877, französisch in Mém. des antiquaires du Nord 1877).

§ 50. Die schwedische Literatur machte im Anfang des 19. Jahrhunderts eine grosse Revolution durch, die zu einem kräftigen Aufschwunge führte und in viele Gebiete des Lebens eingriff. Die Bewegung hatte eine grosse Ähnlichkeit mit der deutschen Romantik. Neben einer mehr kosmopolitischen Richtung her ging eine nationale, die eine Neubelebung des altskandinavischen Geistes anstrebte. Diese Richtung, welche in den Dichtungen Tegnérs ihren Gipfel erreicht hat, fand ihren Mittelpunkt in dem 1811 gestifteten gotischen Bunde. Von diesem ging ein neuer Antrieb zur Erforschung der heimischen Vorzeit aus. Die anfangs ziemlich dilettantischen Bemühungen gewannen unter Rasks Einfluss allmählich einen wissenschaftlicheren Charakter. Zu den ältesten Mitgliedern des Bundes, deren Hauptthätigkeit grösstenteils erst in die folgende Periode fällt, gehörten J. Adlerbeth († 1844), der eigentliche Begründer, N. H. Sjöborg († 1838), Erik Gustav Geijer (1783—1847), hervorragend als Dichter und später als Geschichtsschreiber Schwedens, Arvid Aug. Afzelius (1785—1871), der zu Rask in persönliche Beziehung trat (vgl. § 68), J. H. Schröder († 1757) und L. Rääf († 1872). Sjöborg, dessen Thätigkeit noch in das 18. Jahrhundert zurückreicht, war in diesem Zeitraume der Hauptvertreter der archäologischen und runologischen Forschung. Geijer und Afzelius veranstalteten eine Sammlung schwedischer Volkslieder, an der auch Rääf Anteil hatte: *Svenska Folk-Visor från Forntiden* (1814—16). Es zeigt sich darin der Einfluss Herders.

ENGLAND.

§ 51. Das Studium des Angelsächsischen wurde neu belebt durch Sharon Turners *History of the Anglo-Saxons* (1799—1805). Hierin wurde auch die Literatur eingehend behandelt, viele Stücke in Übersetzung, manche auch im Urtext mitgeteilt, aus andern Auszüge gegeben, darunter auch aus dem *Beowulf*. Eine Reihe kleinerer Texte und Textproben, zumeist aus dem Exeterbuch, sowie literargeschichtliche und metrische Abhandlungen veröffentlichte Conybeare, namentlich in Vol. XVII der *Archaeologia* (1814). Seine Hauptarbeit aber blieb noch lange ungedruckt.

Poetische Verklärung fand das Mittelalter in den Gedichten und den historischen Romanen Walter Scotts. Dieser war einerseits durch Percys Reliques angeregt, anderseits durch die Literatur der deutschen Sturm- und Drangperiode, aus welcher er frühzeitig Bürgers Leonore und wilden Jäger und Goethes Götz übersetzte. Noch bevor er als Dichter berühmt wurde, trat er als Heraus-

geber volkstümlicher und mittelalterlicher Dichtungen auf. 1802—3 erschien seine Balladensammlung *Minstrelsy of the Scottish border*. 1804 veröffentlichte er den mittelenglischen *Sir Tristrem*. Neben ihm und Ritson und Ellis, deren Thätigkeit noch in diese Zeit hinüberreicht, war noch sein Ammanuensis Henry Weber, der Sohn eines deutschen Vaters, als Herausgeber mittelenglischer Texte thätig (*Metrical Romances* 1810), Das lebhafte Interesse für die schottische Dichtung rief auch eine eingehende Behandlung des schottischen Wortschatzes hervor, das *Etymological Dictionary of the Scottish Language* von John Jamieson (1808—9). In dem Kreise der genannten Männer setzte sich auch das durch Percy erregte Interesse für die skandinavische Literatur fort, und Weber vermittelte die Bekanntschaft mit dem deutschen Volksepos, vgl. das Sammelwerk *Illustrations of Northern Antiquities* (1814 von Weber, Jamieson und Scott).

DEUTSCHLAND.

§ 52. Unter den Häuptern der romantischen Schule erwarben sich die Brüder Schlegel zunächst das Verdienst, dass sie die Begründer einer eigentlichen Literaturgeschichte wurden. Sie setzten nicht nur Herders positive charakterisierende Kritik fort, F. Schlegel wagte zuerst mit seiner, freilich Bruchstück gebliebenen *Geschichte der Poesie der Griechen und Römer* (1798) den Versuch, der von Herder geforderte «Winkelmann in Absicht der Dichter» zu werden, woran sich dann andere literargeschichtliche Werke beider Brüder angeschlossen haben. Ihre literarischen Interessen waren zunächst universell wie die Herders. Sie stellten sich in Opposition zu der Aufklärung und dem in der Tagesliteratur herrschenden Geschmack, aber ohne eine ausschliessliche Vorliebe für ein Volk oder ein Zeitalter.

Anders steht es mit Tieck. Bei ihm fehlte eine nähere Beziehung zum klassischen Altertum. Seine Jugend war genährt von der Literatur der Sturm- und Drangperiode. Götz von Berlichingen beherrschte seine Phantasie. Dem entsprach es, dass er sich frühzeitig in Sheakespeare vertiefte, den er zuerst in der Eschenburg'schen Übersetzung kennen gelernt hatte. Dazu traten dann Cervantes und Calderon. Von der mittelhochdeutschen Poesie scheint er zunächst keine Notiz genommen zu haben, wiewohl er schon während seines ersten Studienjahres (1792/3) mehrfach darauf hingewiesen wurde durch seinen Schulfreund W. H. Wackenroder, der sich damals von E. J. Koch in der älteren deutschen Literatur unterrichten liess. Einen starken Einfluss gewann derselbe auf ihn, als sie Ostern 1793 gemeinsam die Universität Erlangen bezogen, jedoch nach einer anderen Richtung hin. Wackenroders Interesse war der Musik und den bildenden Künsten ebenso sehr wie der Poesie zugewendet. Bei häufigen Ausflügen nach Nürnberg entzündete sich in ihm eine lebhafte Begeisterung für die altdeutsche Kunst, insbesondere für die Malerei, und er teilte diese Begeisterung seinem Freunde Tieck mit. Beide setzten nunmehr fort, was Goethe 20 Jahre früher angeregt hatte. Zum Ausdruck gelangten ihre Anschauungen in den von Wackenroder verfassten und von Tieck überarbeiteten *Herzensergiessungen eines kunstliebenden Klosterbruders* (1797), in einer gemeinsamen Arbeit beider, den *Phantasien über die Kunst* (1799) und in *Franz Sternbalds Wanderungen* von Tieck. Den hier ausgesprochenen Stimmungen entspricht denn auch Tiecks Hinwendung zu den Volksbüchern, die ja auch schon durch seine frühesten Jugendeindrücke und Goethes Beispiel vorbereitet war. Literargeschichtliche Betrachtung, wie sie die Brüder Schlegel übten, lag ihm im allgemeinen fern. Dagegen entsprach es seiner Natur, alles, was ihn anzog, sich durch Bearbeitung zu eigen zu machen. So ging er denn auch an die Modernisierung einiger Volksbücher, die in den *Volksmärchen*

(1797) und in den *Romantischen Dichtungen* (1799) erschienen. Aber nur in den *Haimonskindern* hatte er einigermassen den Ton des Originals festhalten können. Die übrigen werden von der schrankenlosen Subjectivität des Dichters, die ihm eine rein geschichtliche Auffassung überhaupt unmöglich machte, überwuchert. Noch freier schaltete er später mit diesen Stoffen in seinen Dramen (*Genoveva, Oktavianus, Fortunat*).

Während Tieck in der Verherrlichung des Mittelalters den Brüdern Schlegel vorangegangen ist, scheint er zur Beschäftigung mit der mittelhochdeutschen Literatur doch erst durch A. W. Schlegel angeregt zu sein. Dieser seinerseits steht dabei unverkennbar unter dem Einflusse von J. v. Müller. Im Anschluss an diesen preist er 1799 im Athenäum das Nibelungenlied und stellt Vermutungen auf über dessen Entstehungsweise und geschichtliche Grundlage. In den Jahren 1799 und 1800 consolidierte sich die romantische Schule in Jena durch den persönlichen Verkehr ihrer Häupter, der einen gegenseitigen Austausch und eine Ausgleichung ihrer Ideen zur Folge hatte. Bald darauf finden wir Tieck wie A. W. Schlegel mit der mittelhochdeutschen Poesie beschäftigt, die auch mehrfach den Gegenstand der zwischen ihnen geführten Correspondenz bildet. Bei Tieck führte diese Beschäftigung wieder zu modernisierender Bearbeitung. 1803 erschienen von ihm *Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter*. Sein Verfahren war hier ein ganz anderes als bei den Volksbüchern. Er hatte sich mit der Rolle des Übersetzers begnügt, war aber dabei in ein entgegengesetztes Extrem verfallen. Die Übersetzung beschränkt sich vielfach auf die Umsetzung in die neuhochdeutsche Lautform, während viele veraltete Flexionsformen und Konstructionsweisen stehen geblieben sind, auch ausgestorbene Wörter, die noch nicht ganz unverständlich schienen, und, was das schlimmste ist, Wörter, deren Sinn nicht mehr der gleiche wie im Mhd. ist Diese Weise mittelhochdeutsche Texte zu behandeln hat in der nächstfolgenden Zeit vielfach Nachahmung gefunden. So verwerflich uns diese Halbheit jetzt erscheint, so mag sie doch seinerzeit nicht so ganz unzweckmässig gewesen sein, um in weiteren Kreisen Interesse zu wecken. Tiecks Minnelieder jedenfalls haben auf die Zeitgenossen ganz anders gewirkt als Bodmers Minnesinger, freilich auch deshalb, weil sie sich auf eine geschickt gemachte Auswahl beschränkten. Dazu kam eine sehr anregende Einleitung, in welcher eine Charakteristik nicht nur des Minnesangs, sondern der gesamten mittelhochdeutschen, ja der mittelalterlichen Literatur überhaupt versucht wurde. Diese Charakteristik war hinabgeführt bis auf Tasso, Cervantes und Shakespeare, und darauf hingewiesen, wie diese jüngeren, schon allgemein so hochgeschätzten Dichter im Mittelalter wurzelten. Den Minnesingern sollte eine ähnliche Übertragung des Nibelungenliedes folgen, dem weitere Stücke aus der deutschen Heldensage eingefügt werden sollten. Während seines Aufenthaltes in Rom (1805—6) beschäftigte sich Tieck mit den deutschen Handschriften des Vaticans. Aber seine Pläne sind Fragment geblieben. Nur eine Bearbeitung des Frauendienstes von Ulrich v. Liechtenstein hat er noch vollendet (1812).

Unterdessen wirkte A. W. Schlegel durch seine Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst, die er während dreier Winter (1802—4) in Berlin vor einem auserlesenen und zahlreichen Publikum hielt. Er benutzte dabei seine eigenen früheren Schriften wie die der übrigen Romantiker. Es wird sich nicht genau feststellen lassen, wieviel von den ausgesprochenen Ideen sein ausschliessliches Eigentum ist. Jedenfalls war die übersichtliche Zusammenfassung sein Werk, und diese Zusammenfassung war nicht nur von höchster Bedeutsamkeit für die Ausbreitung der romantischen Anschauungen, sondern wir dürfen sie auch als den ersten Versuch zu einer wahrhaften über den Kreis der antiken Literatur hinausgehenden Literaturgeschichte betrachten. Der Grund-

anschauung der Romantiker entsprechend, die noch lange nachgewirkt hat, war die neuere Literatur teils als Fortsetzung der antiken, teils als Fortsetzung der mittelalterlichen betrachtet, und so die Gesamtliteratur der europäischen Kulturvölker in die beiden Gruppen der klassischen und der romantischen geteilt. Die Darstellung der letzteren, die im dritten Winter gegeben wurde, berührte sich sehr nahe mit Tiecks kurz vorher erschienener Einleitung zu den Minneliedern, übertraf dieselbe aber bei weitem an Reichhaltigkeit. Sie enthielt eine Fülle von Anregungen für die germanische und romanische Philologie. Die mittelalterliche Poesie war dabei allerdings wesentlich nur betrachtet als die stoffliche Unterlage für die romanische und englische Frührenaissance, die als der Höhepunkt der romantischen Literatur angesehen wurde, und für eine erst im Werden begriffene neuromantische Literatur. Es war gar kein Versuch gemacht, dichterische Individualitäten herauszuheben, was freilich bei der Unvollkommenheit der vorliegenden Texte noch schwer auszuführen war. Aber darin bestand auch gerade nicht zum wenigsten das eigentümlich Neue der Betrachtungsweise, dass die gemeinsamen Züge ganzer Epochen und ganzer Gruppen von Dichtungen aufgefasst und dadurch die historische Bedingtheit des Einzelnen in ein klares Licht gesetzt wurde. Das Verhältnis der deutschen zur französischen und provençalischen Poesie wurde schon im ganzen richtig bestimmt, das Nibelungenlied und das Heldenbuch wurden als eigentümlich deutsch abgesondert und das erstere verständnisvoll gewürdigt. Schlegel erkannte auch richtig, dass die historische Unterlage des Liedes in die Zeit der Völkerwanderung zurückreichte. Aber indem er sich dazu neigte, das Gedicht selbst, abgesehen von geringeren Veränderungen, in eine so alte Zeit zurückzuversetzen und einen sehr engen Anschluss an die geschichtlichen Begebenheiten anzunehmen, bekundete er wie überhaupt durchgängig, dass er sich die mittelalterliche Tradition viel zu starr vorstellte, dass er von der im Leben der Sage immerfort wirksamen, umgestaltenden Kraft der Phantasie noch keine Vorstellung hatte. Es begreift sich dies wieder daraus, dass ihm die Quellen noch verschlossen waren, die zur richtigen Erkenntnis führen konnten, vor allem die Heldenlieder der Edda.

Friedr. Schlegel versenkt sich seit 1800 immer mehr in eine ehrfurchtsvolle Betrachtung des deutschen Mittelalters. In seinen in diesem Jahre im Athenäum erschienenen «Ideen» bezeichnet er den Geist der deutschen Kunst und Wissenschaft im 16. Jahrhundert als den eigentümlich deutschen, der immer der unsere bleiben müsse. In seiner Europa (1802) kontrastiert er nicht bloss wie Tieck die Poesielosigkeit, sondern auch bereits das politische Elend des damaligen Deutschlands mit der ehemaligen Herrlichkeit. Er setzt die Bestrebungen Wackenroders fort. Sein Aufenthalt in Paris (1802—4) gab ihm die günstigste Gelegenheit zur Ausbreitung seiner Kunstanschauungen. Aber die altdeutsche Malerschule stand im Mittelpunkte seines Interesses. Die Beschäftigung mit derselben wurde fortgesetzt während des darauf folgenden Aufenthaltes in Köln, von wo aus mannigfache Ausflüge, auch in die Niederlande gemacht wurden. Die mittelalterliche Baukunst trat jetzt hinzu. Die Früchte seiner Studien legte Schlegel nieder in der Europa und in seinem poetischen Taschenbuche für das Jahr 1806.

§ 53. Die Erschütterung der Gemüter, welche durch die Niederwerfung Preussens im Jahre 1806 in Norddeutschland hervorgerufen wurde, trug auch dazu bei, den Tendenzen der Romantiker eine andere Richtung zu geben. Sie hatten alle ein lebhaftes Gefühl für die Leiden des Vaterlandes, waren alle bereit ihr Teil zur Wiedergeburt desselben beizutragen. So geschah es, dass der weltbürgerliche Universalismus, wie ihn anfangs namentlich die Schlegel vertreten hatten, mehr und mehr einer Konzentration auf das

Nationale Platz machte. Noch mehr schlugen einige der jüngeren Romantiker einen nationalen Ton an, unter ihnen namentlich Fouqué, der auch das nordische Altertum dichterisch zu behandeln unternahm.

Um diese Zeit wurde Heidelberg für einige Jahre ein Mittelpunkt romantischer Bestrebungen. Clemens Brentano weilte dort, doch mit mannigfachen Unterbrechungen, von 1804—8. Er zog 1805 seinen Freund Achim von Arnim aus Berlin nach, der dann noch etwas länger als Brentano blieb, jedoch gleichfalls mit Unterbrechungen. Zu ihnen gesellte sich als dritter Joseph Görres, der vom Herbst 1806 bis in den Sommer 1808 an der Universität Vorlesungen der heterogensten Art hielt.

In diesem Kreise fand die altdeutsche Literatur eine liebevolle Pflege, soweit zum Verständnisse derselben nicht besondere sprachliche Schwierigkeiten zu überwinden waren. Schon seit einiger Zeit berührten sich Arnim und Brentano in der Liebe zum Volksgesang. Bei dem letzteren kam dazu eine Neigung, alte, sonst verachtete Schriften aufzustöbern und zu sammeln. A. W. Schlegel hatte in seinen Vorlesungen eine Sammlung wie die Percysche vermisst, die sich auf den einheimischen Volksgesang beschränkte. Arnim und Brentano unternahmen es, diese Lücke auszufüllen. In drei stattlichen Bänden erschien 1806—8 *Des Knaben Wunderhorn*. Der Inhalt war teils Drucken der letzten drei Jahrhunderte, teils mündlicher Überlieferung entnommen. Viel Mittelmässiges war darunter, vieles, was von rechtswegen nicht in eine Volksliedersammlung gehört hätte, vieles, was durch die Überlieferung stark entstellt und verstümmelt war. Die Texte waren nicht nur nachlässig behandelt, sondern auch vielfach willkürlich zurecht gemacht, ergänzt, kontaminiert. Bei alledem bekam man doch hier zum ersten Male ein charakteristisches Bild von dem Ganzen des deutschen Volksgesanges in einer Fülle und Mannigfaltigkeit, wie sie die früheren kleinen Sammlungen noch kaum hatten ahnen lassen. So wenig in sich Vollendetes und durchgängig Befriedigendes die Sammlung bieten mochte, so war sie doch eine wahre Fundgrube echt poetischer Situationen, Motive, charakteristischer Züge. Und diese Fundgrube ist reichlich ausgeschöpft. Die Lyrik des 19. Jahrhunderts wäre ohne sie nicht denkbar. Durch das Wunderhorn ist die ganze Masse der nachfolgenden Sammlungen angeregt.

Görres war erst durch die Freunde in Heidelberg zum Studium der altdeutschen Literatur angeregt, über welche er dann schon am Ende seiner Heidelberger Thätigkeit eine Vorlesung zu halten wagte. 1807 erschien sein Buch *Die teutschen Volksbücher*. Es enthielt eine Orientierung über die in Brentanos Sammlung enthaltenen Volksbücher. Diese Sammlung, wenn auch nicht vollständig, konnte doch einen Begriff von der Mannigfaltigkeit dieser Literatur geben. Sie enthielt nicht nur Romane, sondern auch Arzneibücher, Wetterpraktiken, Traumdeutungen, Reisebeschreibungen, Anpreisungen der Handwerke etc., dabei Altes und Junges, Gutes und Schlechtes in bunter Mischung. Besonders eingehend waren die Heymonskinder und der hörnerne Siegfrid behandelt. Eine allgemeine Charakteristik ging voran, es folgte ein Rückblick, der sich zu einer Schilderung der mittelalterlichen Poesie und Kultur gestaltete im Tone enthusiastischer Verherrlichung. Es zeigt sich darin die ganze Eigenart von Görres, das phantastische Kombinieren des Verschiedenartigsten, das Hereinziehen naturphilosophischer Anschauungen, das Personificieren alles Leblosen und Abstrakten, eine glühende Beredsamkeit, die auch den sich sträubenden Verstand mit fortreisst. So war das Buch ganz dazu gemacht anzuziehen und Interesse zu erwecken, worauf es jetzt vor allem ankam.

Auf kurze Zeit schafften sich die Heidelberger Freunde einen Mittelpunkt

für ihre Bestrebungen in einer eigenen Zeitschrift, die Arnim redigierte. Es war dies die *Zeitung für Einsiedler* (in der Gesamtausgabe *Tröst Einsamkeit* betitelt), die vom 1. April bis 30. Aug. 1808 erschien. Unter den Mitarbeitern finden wir noch die Brüder Schlegel, Tieck, Jean Paul, Uhland und Kerner, Docen, die Brüder Grimm. Die Zeitung giebt ein charakteristisches Bild von den Tendenzen der Romantiker auf der damaligen Stufe ihrer Entwickelung und somit auch von ihren germanistischen Neigungen. Von Tieck brachte sie eine Probe aus einer Bearbeitung des König Rother. Görres lieferte eine längere Untersuchung «Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen». Darin werden die nordischen Quellen herangezogen, soweit sie damals zugänglich waren, sowie das zuerst von Fischer 1780 herausgegebene lateinische Gedicht von Waltharius. Bei aller Willkürlichkeit der Kombination erkennt doch Görres richtig, dass die Sage in Deutschland ihren Ursprung gehabt und nach dem Norden übertragen ist.

§ 54. Den Bestrebungen der Heidelberger Freunde stellten sich die Anfänge eines in der Romantik wurzelnden fachmännischen Betriebes der germanistischen Studien zur Seite. In Berlin ging derselbe aus von Friedr. Heinr. v. d. Hagen (1780—1856). Angeregt durch J. v. Müller, Tieck und A. W. Schlegel, dessen Vorlesungen er hörte, ergriff er das Studium der älteren Literatur mit solchem Eifer, dass er bald den Staatsdienst, dem er sich gewidmet hatte, aufgab, um fortan ganz seinem Lieblingsfache zu leben. Das Nibelungenlied stand von Anfang an im Mittelpunkt seines Interesses. Durch seine unermüdliche Betriebsamkeit hat er viel dazu beigetragen, das Material der Wissenschaft zu vermehren und die Ausbreitung des Studiums zu befördern, freilich ohne je zu exakter Methode und genauer Sprachkenntnis durchzudringen. Er arbeitete vielfach zusammen mit dem ebenfalls sehr betriebsamen, aber wenig gründlichen Joh. Gustav Büsching (1783—1829).

V. d. Hagen folgte zuerst dem Beispiele Tiecks in der Modernisierung mittelhochdeutscher Texte. Mit seiner Bearbeitung des Nibelungenliedes (1807) kam er der von Tieck beabsichtigten zuvor. Dieselbe war durch J. v. Müller gefördert und diesem gewidmet. Als eine «lebendige Urkunde des unverletzbaren Deutschen Charakters, der über alle Dienstbarkeit erhaben, jede fremde Fessel über kurz oder lang immer wieder bricht», sollte das Gedicht in der trüben Zeit wirken. Von einer ähnlichen Bearbeitung der übrigen Gedichte aus der deutschen Heldensage ist nur ein Band zu stande gekommen. Doch ging v. d. Hagen auch bald zum wörtlichen Abdruck von Handschriften über in den mit Büsching unternommenen *Deutschen Gedichten des Mittelalters* (1808), worin der *König Rother* nach Tiecks Abschrift. 1810 wurde v. d. Hagen zum ausserordentlichen Professor an der Universität Berlin ernannt. Für seine Vorlesungen veranstaltete er eine Ausgabe des Nibelungenliedes, die eine kritische sein sollte, die sich aber noch im wesentlichen an den Myllerschen Text anschloss, wiewohl J. Grimm schon 1807 darauf aufmerksam gemacht hatte, dass die vordere Partie nicht aus der gleichen Hs. herrühren könne wie die hintere. Erst kurz nachher wurde mit Hülfe eines Briefes von Bodmer an Myller der Sachverhalt klar gelegt, und bald darauf tauchten auch die beiden ehemals Hohenemser Handschriften wieder auf. Etwas mehr Anspruch auf den Namen einer kritischen konnte v. d. Hagens Ausgabe vom Jahre 1816 machen, in welcher die Sanktgaller Hs. (B) zu Grunde gelegt war als die, welche nach seiner Meinung den ursprünglichsten Text bot.

Durch die Beschäftigung mit dem Nibelungenliede und dem Heldenbuche wurde v. d. Hagen auf die nordischen Quellen der Heldensage geführt und setzte hiermit die Bestrebungen Gräters fort. Dieser hatte 1811 den Anfang des ersten Helgiliedes mit lateinischer Übersetzung veröffentlicht. V. d.

Hagen brachte 1812 die erste Ausgabe sämtlicher Heldenlieder der Edda nach einer Abschrift des Cod. regius von Nyerup mit einer ausführlichen Einleitung, aber ohne jegliches Hülfsmittel für das Verständnis. In einer 1814 erschienenen Übersetzung wurde das Versäumte nachgeholt. Ebenso veröffentlichte er die auf die nordische Nibelungensage bezüglichen Prosatexte, grösstenteils nach Björner (cf. § 20), und liess darauf eine Übersetzung derselben nebst der þidrekssaga folgen unter dem Titel *Nordische Heldenromane* (1814—16). 1816 veröffentlichte er ein Fragment der altniederfränkischen Psalmenübersetzung (53—73).

Zu einem gemeinsamen Unternehmen verbanden sich v. d. Hagen und Büsching mit Bernhard Docen. Dieser, geboren zu Osnabrück 1782, zeichnete sich vor den beiden durch philologische Schulung aus, die er in Göttingen erhalten hatte. 1803 kam er nach München, wo er unter Aretin an der königlichen Bibliothek Beschäftigung fand, in der damals gerade die grossen Handschriftenmassen aus den baierischen Klöstern zusammenströmten. Hier verblieb er bis zu seinem Tode 1828. Docen hatte wohl die Einsicht, dass zusammenhängende Arbeit und kritische Methode not thue. Er ist aber doch nicht über das Fragmentarische hinausgekommen. Er hat eine Menge kleinerer Denkmäler und Proben aus grösseren veröffentlicht, viele literarische Nachweisungen gegeben und sich in literaturgeschichtlichen Monographien versucht. Seine Arbeiten sind teils zerstreut in verschiedenen Zeitschriften, z. B. in Aretins *Beiträgen zur Geschichte und Literatur* und in dem *Neuen literarischen Anzeiger*, teils zusammengefasst in seinen *Miscellaneen zur Geschichte der teutschen Literatur*, München 1807 in zwei Bänden, wovon der erste 1809 in zweiter Auflage erschienen ist. Von 1809—12 erschien in Berlin das *Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst*, herausgegeben von v. d. Hagen, Docen und Büsching, woran sich 1812 als Fortsetzung die *Sammlung für Altdeutsche Literatur und Kunst* anschloss, die es aber nicht über das erste Stück hinausgebracht hat.

Zu einer neuen Zusammenfassung der sich immer mehr erweiternden Kenntnis der älteren Literatur an Stelle des nicht mehr genügenden Kochschen Kompendiums hatte v. d. Hagen schon in der Einleitung zu den deutschen Gedichten des Mittelalters einen Ansatz gemacht. Docen lieferte im Museum (I, 127) den *Versuch einer vollständigen Literatur der älteren Deutschen Poësie*. 1812 erschien der *Literarische Grundriss zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das sechzehnte Jahrhundert* durch v. d. Hagen und Büsching, ein Werk, welches für einzelne Partieen, namentlich für das Volksepos sehr eingehend und noch heute wertvoll ist.

§ 55. Von den Heidelberger Freunden blieb Görres am längsten den germanistischen Studien treu. Er plante mit dem in Rom sich aufhaltenden Gloekle eine *Bibliotheca Vaticana Altteutscher Dichtungen*. Aber nur eine Ausgabe des *Lohengrin* nach Gloekles Abschrift ist 1813 erschienen. Sie zeigt, dass Görres für die kritische Thätigkeit eines Herausgebers durchaus nicht geschaffen war. Seine eigentliche Neigung war schon damals der vergleichenden Mythenforschung zugewendet, wobei die germanische Mythologie nur ein untergeordnetes Moment war. 1810 erschien seine *Mythengeschichte der asiatischen Welt*. Seine Anschauungen beruhen auf einer Verschmelzung der Schellingschen Identitätsphilosophie mit dem christlichen Offenbarungsglauben. Demgemäss ging er darauf aus, die Religionen aller Völker auf einen gemeinsamen göttlichen Ursprung zurückzuführen, was ihm nur gelingen konnte, indem er sich alles mit allem zu verknüpfen gestattete. Auch Creutzers *Symbolik und Mythologie der alten Völker* (1810—12) stand dieser Behandlungsweise nicht fern.

Ähnliche Bestrebungen finden wir in dieser Zeit bei Arnold Kanne, am ausgeprägtesten in seinem *Pantheum der ältesten Naturphilosophie, die Religion aller Völker* (1811). Mit der mythologischen Kombination verbindet sich bei ihm auf das engste die sprachliche, welche mit der gleichen Willkür gehandhabt wird. Zwar enthält seine Schrift *Über die Verwandtschaft der griechischen und teutschen Sprache* (1804) neben den ärgsten Verkehrtheiten manches Gelungene (vgl. § 72). Aber sein allgemeiner Standpunkt charakterisiert sich dadurch, dass er damit umging dem *Pantheum* ein *Panglossum* zur Seite zu stellen, in welchem auf analoge Weise der gemeinsame Ursprung aller Sprachen erwiesen werden sollte.

§ 56. Seit Conring (cf. § 8) hatte man die Nutzbarkeit einer Geschichte des deutschen Staatsrechts für das Verständnis der bestehenden Verhältnisse erkannt, und dieselbe war auch vielfach in Monographieen und zusammenhängenden Darstellungen behandelt, am bedeutendsten im 18. Jahrhundert von Joh. Steph. Pütter. Anders stand es mit dem altdeutschen Privat- und Strafrecht, welches nur gelegentlich vom Standpunkte antiquarischer Liebhaberei behandelt wurde. Immerhin wurde von Einzelnen durch Sammelfleiss Achtungswertes geleistet, das Beste von Heineccius (1681—1741). Sogar die nordischen Quellen wurden schon zur Vergleichung herangezogen, namentlich von Dreyer (vgl. dessen *Beiträge zur Litteratur der nordischen Rechtsgelahrtheit* 1794). Doch das Naturrecht liess geschichtliche Untersuchung auch auf romanistischem Gebiete als überflüssig erscheinen. Aber gerade in dem Jahre, in dem man in Frankreich begann, die Principien des Naturrechts in allen Verhältnissen gewaltsam durchzuführen, 1789 ward der Göttinger Professor Hugo, angeregt durch Montesquieu und beeinflusst durch Pütter und den Historiker Spittler, der Begründer einer wesentlich entgegengesetzten Richtung, der sogenannten historischen Rechtsschule. In der Vorrede zu einer deutschen Übersetzung von Gibbons historischer Übersicht über das römische Recht, stellte er die Forderung auf, welcher er fortan in allen seinen Arbeiten nachzukommen bemüht war, dass das römische Recht ohne Rücksicht auf die unmittelbare Brauchbarkeit für die Praxis so dargestellt werden müsse, wie es sich bei den Römern im Zusammenhange mit ihren allgemeinen Zuständen entwickelt habe. Indem er sich auf den Boden der Kantischen Philosophie stellte, verfocht er doch auf diesem Boden gegen Kant den Satz, dass das Recht nicht aus der Vernunft, sondern aus der Erfahrung abgeleitet werden müsse.

Eine Fortsetzung und Weiterbildung fanden Hugos Bestrebungen durch Friedr. Carl v. Savigny. Seine Anschauungen kamen öffentlich am klarsten zum Ausdruck in der Schrift *Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft* (1814), worin er Thibauts Forderung eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches für Deutschland zurückwies. Es fehle der Zeit, so behauptete Savigny, an der notwendigsten Vorbedingung zur Lösung dieser Aufgabe, an einer tieferen historischen Erkenntnis. Diese sei notwendig, weil es nicht die Aufgabe des Gesetzgebers sei, neues Recht nach allgemeinen Principien zu schaffen, sondern nur das bereits geltende Recht zu sammeln, zu sichten und zu fixieren. Das Recht ist nach dieser Anschauung nicht durch bewusste Reflexion einzelner weiser Männer gefunden, sondern es ist wie Sprache und Sitte ein Erzeugnis des instinktiv waltenden Volksgeistes, welches sich immer an die jeweiligen allgemeinen Kulturverhältnisse anpasst und sich mit diesen langsam organisch weiterbildet.

Auf das deutsche Recht wurden die Grundsätze der historischen Schule angewendet von einem unmittelbaren Schüler Hugos, der auch zu Savigny in naher Beziehung gestanden hat, Karl Friedr. Eichhorn. Seine *Deutsche*

Staats- und Rechtsgeschichte (1808—23) ist der erste Versuch, auch das deutsche Privatrecht historisch zu behandeln. Allerdings ist dabei das Hauptaugenmerk darauf gerichtet, die Herkunft des geltenden Rechts darzulegen. Die älteren Entwickelungsstufen sind daher weniger ausführlich behandelt und die verwandten Rechte der übrigen germanischen Volksstämme noch nicht herangezogen.

Ein gemeinsames Organ fand die historische Schule in der *Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft*, herausg. von Savigny, Eichhorn und Göschen, Berlin 1815 ff.

§ 57. In den bisher geschilderten Bestrebungen wurzeln auch die Anfänge der Brüder Grimm. Wir beginnen mit einer kurzen Übersicht über ihren äusseren Lebenslauf während unserer Periode.

Jacob Grimm[1] wurde geboren am 4. Januar 1785, Wilhelm am 24. Februar 1786, beide in Hanau, wo ihr Vater das Amt eines Stadtschreibers bekleidete. 1791 wurde derselbe als Amtmann nach Steinau versetzt, wo er bereits 1796 starb. Nur durch die Unterstützung einer Schwester wurde es der Mutter möglich, die Knaben von 1798 an das Kasseler Lyceum besuchen zu lassen. Nachdem er die Klassen rasch durcheilt hatte, bezog Jacob Ostern 1802 die Universität Marburg, wohin ihm Wilhelm ein Jahr später folgte. Beide widmeten sich der Rechtswissenschaft, weniger nach bewusster Wahl, als dem Beispiele des Vaters folgend und eine baldige Versorgung erstrebend, wie es die bedrängten Verhältnisse der Familie erforderten. Bei weitem die meiste Anregung unter den Lehrern gab Savigny, zu dem Jacob in ein nahes persönliches Verhältnis trat. Dies war die Veranlassung, dass ihn jener 1805 nach Paris kommen liess, um sich von ihm im Excerpieren juristischer Handschriften unterstützen zu lassen. Im Januar 1806 erhielt Jacob eine dürftige Stelle im Kriegskollegium. Nach der Occupation Hessens durch die Franzosen hielt er noch einige Zeit in seiner lästigen Stellung aus, bis er Mitte 1807 seinen Abschied nahm. So befand sich die Familie beim Tode der Mutter (Mai 1808) in einer trostlosen Lage. Kurz darauf kam eine unverhoffte Wendung. Auf die Empfehlung J. v. Müllers wurde Jacob zum Bibliothekar des Königs Jérôme, 1809 auch zum Auditor im Staatsrat ernannt mit einem für seine bescheidenen Ansprüche glänzenden Gehalt, der es ihm ermöglichte auch die Geschwister zu erhalten. Auch Wilhelm bedurfte noch der Unterstützung, zumal da er, schon von der Schule her kränkelnd, jetzt besonders leidend war. Eine Kur, die er 1809 in Halle gebrauchte, brachte ihn in näheren Verkehr mit der Familie des Kapellmeisters Reichardt und mit Brentano, den er im September nach Berlin zu Arnim begleitete. Mit deutschem und hessischem Patriotismus begrüssten die Brüder freudig die Befreiung von der Fremdherrschaft, wiewohl sie ihnen in ihrer pekuniären Lage eine bedeutende Verschlechterung brachte. Jacob wurde im Dezember 1813 als Legationsrat dem hessischen Gesandten im Hauptquartier beigegeben. Er machte als solcher den Feldzug nach Paris und später den Wiener Kongress mit. Im Juli 1815 führte ihn ein Auftrag der preussischen Regierung behufs Rückforderung der aus Deutschland entführten Bibliotheksschätze abermals nach Paris. Mittlerweile hatte Wilhelm (Februar 1814) die Stelle eines Bibliothekssekretärs in Kassel erhalten. Auch Jacob ergriff 1816 mit Freuden die Gelegenheit seine diplomatische Stellung mit der eines zweiten Bibliothekars in Kassel zu vertauschen. Fortan lebten die Brüder zusammen in sehr bescheidenen Verhältnissen, aber nicht ohne die nötige Musse für ihre wissenschaftlichen Arbeiten.

[1] Albert Duncker, *Die Brüder Grimm.* Kassel 1884. W. Scherer, *Jacob Grimm.* Haupt, *Gedächtnisrede auf J. Grimm* (Opuscula III. 164). Frensdorff, *J. Grimm in Göttingen*, Gött. 1885. Selbstbiographisches in Bd. 1 der *Kleineren Schriften* von J. Grimm (Berl. 1864 ff.) und der *Kleineren Schriften* von W. Grimm

(Berl. 1881 ff.). Die wichtigsten Briefsammlungen sind: *Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm aus der Jugendzeit*, hrsg. v. H. Grimm und Hinrichs, Weimar 1881. *Jos. v. Görres gesammelte Briefe*, Bd. 2. 3, München 1874. *Briefwechsel zwischen J. Grimm und Gräter*, hrsg. v. Fischer, Heilbronn 1877. *Briefwechsel des Frh. v. Meusebach mit J. und W. Grimm*, hrsg. v. Wendeler. *Briefe von J. Grimm an H. W. Tydeman*, hrsg. v. Reifferscheid, Heilbronn 1883. *Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit nordischen Gelehrten*, hrsg. v. Ernst Schmidt, Berl. 1885. *Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm, Dahlmann und Gervinus*, hrsg. von Ippel, Berl. 1885. E. Stengel, *Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen*, Marburg 1886 (auch Aktenstücke enthaltend). Vgl. ferner Germ. 11, 111. 239. 375. 498. 12, 115. 241. 370 13, 244 365. 487 22, 248. 380. 31, 367. ZfdPh 2, 193. 344. 515. 16, 231. 17, 257. AfdA 7, 457. 10, 145. 11, 235.

§ 58. So nahe sich die Brüder zunächst mit den Romantikern berührten, so ist doch eine Grundverschiedenheit ihres Wesens von Anfang an nicht zu verkennen. Diese Verschiedenheit beruht zum Teil auf den einfachen und beschränkten Verhältnissen ihrer Jugend. Durch ihre Erziehung und durch den Zwang ihrer Lage wurden sie an eine einfache Lebensweise und an stetige, pflichttreue Arbeit gewöhnt. Die Umgebung, in der sie aufwuchsen, bot ihnen keine Fülle mannigfaltiger äusserer Eindrücke. Stille gemütliche Vertiefung im Gegensatze zu der unruhigen und oft gemütsleeren Phantastik der eigentlichen Romantiker, eine gewisse geistige Genügsamkeit, eine Beschaulichkeit, die auch an dem weniger Auffallenden, an dem andere gleichgültig vorübergehn, mit liebevoller Teilnahme haftet, bilden frühzeitig einen Grundzug ihres Charakters. Wenn Sulpice Boisserée einmal über ihre «Andacht zum Unbedeutenden» spottet, so verspottet er damit diejenige Eigenschaft, ohne welche ihre eigenartigen Leistungen gar nicht zu denken sind. Bei aller Übereinstimmung der Gemütsart und bei der engen Lebensgemeinschaft, in der sie immer blieben, war doch die Verschiedenheit zwischen den Brüdern keine geringe. Jacob war an Leistungsfähigkeit dem immer kränkelnden Wilhelm weit überlegen. Er war der unternehmendere und ausdauerndere, dabei durch keinerlei Nebeninteresse von seiner wissenschaftlichen Thätigkeit abgezogen, während Wilhelm mancherlei Liebhabereien pflegte und dem geselligen Verkehr mehr zugethan war.

Die Briefe, welche sich die Brüder während Jacobs erstem Aufenthalt in Paris schrieben, gewähren uns einen Einblick in ihren damaligen Interessenkreis. Neben ihren Fachstudien hatten sie sich mit Eifer um die deutsche Literatur bekümmert. Sie waren voll von Verehrung für Goethe und schätzten die Häupter der romantischen Schule. Teilnehmend verfolgten sie alle neuen Erscheinungen und waren trotz ihrer geringen Mittel bemüht, sich eine kleine gemeinsame Bibliothek anzulegen. Interesse für die altdeutsche Literatur war bei Grimm zuerst durch Tiecks Vorrede zu seinen Minneliedern angeregt. In Savignys Bibliothek hatte er einmal Bodmers Minnesinger in die Hand genommen. Aber noch in Paris taucht nur ganz vorübergehend der Gedanke auf, sich näher mit den altdeutschen Dichtungen zu befassen. Ernstliche Studien scheinen erst nach Jacobs Austritt aus dem Staatsdienst 1807 begonnen zu haben, dann aber sogleich sehr energisch betrieben zu sein.

Des Knaben Wunderhorn und Görres Volksbücher waren es jetzt, wodurch die Brüder am meisten angereizt wurden. Mit den Heidelberger Freunden fühlten sie sich am verwandtesten, wie auch ihre Teilnahme an der Einsiedlerzeitung bekundet, besonders Wilhelm, der auch nicht ohne Neigung zu eigener dichterischer, wenn auch mehr nachbildender Produktion war. Bei Jacob dagegen kam doch schon frühe ein Gegensatz deutlich zum Bewusstsein. Wir erkennen daran den Schüler Savignys. Savigny hatte ihn nicht bloss im allgemeinen gelehrt, was zu wissenschaftlicher Thätigkeit erforderlich sei, und ihn veranlasst sich mit dem philologischen Handwerkszeug vertraut zu machen, er

hatte ihm vor allem die ihm eigene Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen eingepflanzt. Dieser Savignysche Standpunkt vertrug sich nicht mit der romantischen Art das Überlieferte mit eigener Erfindung und Manier zu verquicken. Und so schreibt Jacob am 17. Mai 1809 an Wilhelm: «Dieser Geist von Sammeln und Herausgeben alter Sachen ist es doch, was mir bei Brentano und Arnim am wenigsten gefällt . . Die Auswahl ist gewiss vortrefflich, die Verknüpfung geistreich, die Erscheinung für das Publikum angenehm und willkommen, aber warum mögen sie fast nichts thun als kompilieren und die alten Sachen zurecht machen. Sie wollen nichts von einer historischen genauen Untersuchung wissen, sie lassen das Alte nicht als Altes stehen, sondern wollen es durchaus in unsere Zeit verpflanzen, wohin es an sich nicht mehr gehört, nur von einer bald ermüdeten Zahl von Liebhabern wird es aufgenommen. So wenig sich fremde edele Tiere aus einem natürlichen Boden in einen andern verbreiten lassen, ohne zu leiden und zu sterben, so wenig kann die Herrlichkeit alter Poesie wieder allgemein aufleben, d. h. poetisch; allein historisch kann sie unberührt genossen werden». An Stelle der romantischen Liebhaberei ist also bereits das Streben nach rein geschichtlicher Erfassung des Altertums getreten. Jacob Grimm hat sich auch später mit ähnlicher Schroffheit gegen alle Versuche zu einer Wiederbelebung der alten Poesie ausgesprochen, die doch sicher innerhalb gewisser Grenzen möglich und berechtigt ist.

In keine so innerliche Beziehung wie zu den Heidelberger Romantikern traten die Brüder zu v. d. Hagen, Büsching und Docen, sowie zu dem alten Gräter. Sie mussten dankbar das von diesen gebotene Material hinnehmen, aber geistig fühlten sie sich ihnen fremd und bald überlegen. Ihre literarischen Berührungen mit ihnen waren vielfach polemischer Natur.

§ 59. Die frühesten Arbeiten der Brüder sind zumeist in verschiedenen Zeitschriften zerstreut, dem Neuen literarischen Anzeiger, der Zeitschrift für Einsiedler, den Heidelberger Jahrbüchern, dem Museum v. d. Hagens, dem deutschen Museum F. Schlegels, der Halleschen und der Leipziger Literaturzeitung.

Ihr Interesse dreht sich zunächst ausschliesslich um die Geschichte der Poesie, und hier beschäftigt sie vor allem der von Herder aufgestellte Gegensatz zwischen der Volks- oder Naturpoesie und der Kunstpoesie. Ihre Sympathie ist durchaus auf Seiten der ersteren; ihr gilt eigentlich ihr Studium. Der Gegensatz fällt für sie im allgemeinen zusammen mit dem der nationalen und der unter fremdländischem Einfluss stehenden Poesie. Die Naturpoesie ist nach ihrer Anschauung durchweg episch. Die Geschichte der sich traditionell fortpflanzenden epischen Stoffe, die Geschichte der Sage ist es daher, was sie als ihre Hauptaufgabe betrachten.

Jacob allerdings wurde gleich bei seinem ersten Auftreten in eine Streitfrage hineingezogen, welche die Kunstpoesie betraf. Der Gegenstand weist auf die frühe Anregung, die er von den Tieckschen Minneliedern empfangen hatte. Er stellte in dem Neuen literarischen Anz. die Behauptung auf, dass der gewöhnlich angenommene Gegensatz zwischen Minne- und Meistergesang null und nichtig sei. Docen opponierte, Jacob Grimm erwiederte, v. d. Hagen und Büsching mischten sich ein. Auf beiden Seiten war zunächst Richtiges mit Falschem vermischt. Der Streit wirkte fördernd und klärend. Das Endergebnis war J. Grimms erste selbständige Schrift *Über den altdeutschen Meistergesang* (Göttingen 1811). „Man merkt es ihm hier an, dass er sich auf diesem Gebiete nicht mit besonderer Liebe bewegt, und ein Hauptaugenmerk bleibt für ihn das Verhältnis des kunstmässigen Minne- und Meistergesangs zu der älteren epischen Naturpoesie festzustellen.

In zwei Abhandlungen hauptsächlich hat Jacob seine Anschauungen über

die epische Poesie niedergelegt: *Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten* (1808 in der Einsiedlerzeitung) und *Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte* (1813 im Deutschen Museum). Der Standpunkt ist bei aller Übereinstimmung in beiden nicht der gleiche. In der ersten wird alle Sage auf geschichtliche Grundlage zurückgeführt. Die Sage ist danach identisch mit der ältesten Geschichte. Ihr kommt, was von den kritischen Historikern übersehen ist, eine Wahrheit zu wie den Urkunden und Chroniken, indem sie ein lebendiges Bild von den vergangenen Zuständen gibt und die Auffassung zeigt, welche die Zeitgenossen von den Ereignissen hatten. In der zweiten Abhandlung zeigt sich der Einfluss der Mythenforschung von Görres und Kanne. Er sucht seine eigene frühere Ansicht mit der der Mythologen zu vermitteln und kommt zu dem Resultate, dass die Sage aus einer Vereinigung mythischer und geschichtlicher Elemente entsprungen sei. Zur Annahme eines mythischen Ursprungs bestimmt ihn der Umstand, dass das nämliche Motiv bei den verschiedensten Völkern wiederkehrt. Mit dieser Umbildung seiner früheren Auffassung kam er entschieden der Wahrheit näher. Indessen einen wie grossen Fortschritt seine Wertschätzung der Sage gegenüber der früheren nüchternen Geschichtsschreibung bezeichnet, so war dieselbe doch mit einer Übertreibung nach der entgegengesetzten Seite hin verknüpft. Mythus und Geschichte sind sicher Hauptquellen der Sage. Aber die Ansicht wird sich nicht halten lassen, dass in jeder Sage ohne Ausnahme ein mythischer oder historischer Kern enthalten sein muss. Man denke z. B. an die der Namenerklärung dienenden Sagen. Grimm unterschätzt ferner die stetige Umbildung, welcher die Sage während der Dauer der Überlieferung ausgesetzt ist, und ist daher immer geneigt den historischen und mythischen Gehalt zu hoch anzuschlagen. Endlich ist er wie Görres und Kanne immer bei der Hand, die Mythen der verschiedensten Völker oder, richtiger gesagt, was ihnen bei denselben als Mythus erscheint, auf einen gemeinsamen Urmythus zurückzuführen, der auf einer Uroffenbarung beruht, weshalb er auch von einer göttlichen Wahrheit des Mythus im Gegensatz zu der menschlichen der Geschichte spricht. So kommt er einerseits dazu auf Grund irgend einer leichten zufälligen Ähnlichkeit einen Zusammenhang zwischen verschiedenen Sagen zu vermuten, anderseits Übereinstimmungen, die in Wahrheit auf Übertragung von einem Volke auf das andere beruhen, lieber auf Urgemeinschaft zurückzuführen. Vielfach veranlassen ihn blosse Namensübereinstimmungen zu Kombinationen, und die Etymologie muss helfen, auch zwischen sehr verschiedenen Namen und sonstigen Bezeichnungen eine Übereinstimmung aufzufinden. Grimm verfährt dabei fast mit derselben schrankenlosen Willkür wie Kanne. Noch 1813 konnte er die Äusserung thun: «Am richtigsten betrachtet man die meisten Anfangskonsonanten als gleichgültige Vorsätze vor den Wurzelvokal».

Wilhelms Ansichten über die Sage und die altdeutsche Poesie sind im wesentlichen die gleichen wie die seines Bruders. Bezeichnend für seine Anschauungen sind namentlich die ausführliche Anzeige über v. d. Hagens Nibelungen in den Heidelberger Jahrbüchern 1809 und die Abhandlung *Über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältnis zu der nordischen* in den Studien von Daub und Creuzer 1808 (gedruckt 1809). Er wendet sich in der letzteren gegen die Äusserung, die Görres in seiner begeisterten Schilderung des Mittelalters gethan hatte: «damals klang eine Poesie durch die ganze Welt». Es hat allerdings eine durch ganz Europa durchgehende Poesie gegeben. Dies ist die Kunstpoesie, der allein die Bezeichnung romantisch zukommt. Dieser gegenüber aber ist die ältere Volkspoesie zu stellen, die durchaus national ist. Diese wird hoch über jene gestellt. Man kann kaum geringschätziger über die romantische Poesie des Mittelalters urteilen als es

W. Grimm hier thut, eine Ungerechtigkeit, von der sich Jacob immer fern gehalten hat.

§ 60. Auf dem Boden der geschilderten Anschauungen musste das Hauptbestreben der Brüder dahin gehen, alle Reste der volkstümlichen epischen Poesie in ihre Gewalt zu bringen. Sie begnügten sich nicht mit dem, was sie gedruckt vorfanden, sondern wendeten sich der Forderung Herders entsprechend gleichzeitig der mündlichen Überlieferung und den handschriftlichen Schätzen zu. Auf Sammeln und Sichten des Zerstreuten kam es zunächst vor allem an. In Bezug auf das Volkslied mochten sie wohl Arnim und Brentano keine Konkurrenz machen. Dagegen wendeten sie ihren Fleiss der volkstümlichen Prosadichtung zu. Wie trübe Quellen die bisherigen Sammlungen waren, wurde ihnen bald klar. Ihr Bestreben ging darauf, nur Echtes in möglichst unverfälschter Gestalt zu gewinnen. So reifte in ihnen frühzeitig der Plan zu zwei verschiedenen Sammlungen. Sie schieden nämlich zuerst zwischen Sagen und Märchen, je nachdem eine Erzählung an einen bestimmten Ort oder eine bestimmte Zeit gebunden oder davon losgelöst war.

Bis ins sechste Jahr hatten die Brüder gesammelt, als zuerst ihre *Kinder- und Haus-Märchen* erschienen (Berlin 1812). Schon 1814 konnten sie einen zweiten Band hinzufügen. Die zweite Ausgabe (1819—22) brachte noch eine erhebliche Vermehrung, die Anmerkungen waren zu einem besonderen dritten Bande erweitert. Wilhelm hatte jetzt die Hauptarbeit übernommen. Auch die folgenden Ausgaben des Textes und namentlich die zweite des dritten Bandes (1856) brachten manchen Zuwachs. Bei weitem das meiste war direkt aus mündlicher Überlieferung geschöpft. Jede willkürliche Veränderung der Erzählung war ausgeschlossen, die stilistische Redaktion mit solcher Behutsamkeit gemacht, dass der ursprüngliche Ton nicht dadurch verwischt war. Es war von Anfang an beabsichtigt, die Märchen zu einem Gemeingut der Nation zu machen, und diese Absicht ist namentlich mit der kleineren Ausgabe im vollsten Masse erreicht, ja sie sind ein internationales Volksbuch geworden. Zugleich aber waren sie zum Gegenstand ernster wissenschaftlicher Behandlung gemacht. Die Anmerkungen brachten ausser Angaben über die Quellen Varianten nach anderen Mitteilungen und Vergleichungen verwandter Erzählungsstoffe der verschiedensten Völker und Zeiten. Hierbei zeigt sich nun freilich die Neigung der Brüder, alle Übereinstimmungen auf einen gemeinsamen mythischen Ursprung zurückzuführen. In Wahrheit ist jedenfalls die Hauptmasse der Märchen aus der Fremde eingeführt, ihr volkstümlich deutscher Charakter beruht auf allmählicher Umbildung, die naturgemäss eine Anpassung sein musste, ihr Wert für die deutsche Mythologie beschränkt sich darauf, dass in einigen die Gestalten des volkstümlichen Dämonenglaubens auftreten. Ungeschmälert bleibt darum den Brüdern das Verdienst, die Märchenforschung zuerst begründet zu haben, und zwar nicht nur für Deutschland. Die ungemein reiche Literatur auf diesem Gebiete geht durchaus auf ihre Anregung zurück.

Ebenso früh begonnen, aber später veröffentlicht ist die zweite Sammlung *Deutsche Sagen* 1816. 18. Der erste Band umfasste die «mehr örtlich gebundenen» Sagen, zum grossen Teile wie die Märchen aus mündlicher Überlieferung geschöpft, der zweite «die mehr geschichtlich gebundenen», zumeist aus Geschichtswerken ausgezogen. Die Sammlung hat nicht eine so unmittelbare Wirkung auf die Nation gehabt wie die Märchen. Das Interesse war eben zu sehr durch örtliche und zeitliche Schranken begrenzt. Ausserdem hatten die Quellen, aus denen geschöpft werden musste, grossenteils nicht wie die Märchen das Gepräge volkstümlicher Erzählung. Mittelbar haben die Sagen dadurch gewirkt, dass sie den Stoff zu vielen unserer besten Romanzen geliefert haben. Gerade wie die Märchen haben sie eine Masse ähnlicher Sammlungen angeregt.

In naher Beziehung zu diesen beiden Sammlungen sowie zu dem Wunderhorn steht eine Arbeit Wilhelms, die gleichfalls schon früh begonnen ist, die Übersetzung dänischer Lieder, die aus den Kämpe-Viser und den Elskov-viser ausgewählt waren. Auch hierbei spürt man Herders Anregung, der in seinen Volksliedern schon einige Stücke nachgebildet hatte. Nachdem schon einige Proben in der Einsiedlerzeitung veröffentlicht waren, erschien das Ganze unter dem Titel *Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen* Heidelberg 1811.

§ 61. Bei der Sammlung der Sagen wurden diejenigen Stoffe ausgeschlossen, die in selbständiger poetischer Behandlung vorlagen und sich zu dem Cyclus zusammenschlossen, für den W. Grimm die Bezeichnung Heldensage fand. Um diesen Cyclus drehten sich andere Arbeiten der Brüder, namentlich Wilhelms. Ihr gründliches Studium des Nibelungenliedes bekundeten mehrere Anzeigen. Unter den altdänischen Heldenliedern widmete W. Grimm denjenigen besondere Aufmerksamkeit, die Stoffe aus der Heldensage behandelten. Daran knüpfte er das Studium der altnordischen Quellen. Zunächst musste er sich mit den Prosatexten begnügen. Die erste Frucht dieser Studien war die erwähnte Abhandlung *Über die Entstehung der altdeutschen Poesie*, in welcher er insbesondere über das Verhältnis der deutschen zur nordischen Dichtung Klarheit zu gewinnen suchte. Es ist charakteristisch für den oben geschilderten allgemeinen Standpunkt der Brüder, dass er sich nicht mit der schon von Görres angenommenen Ansicht begnügt, die Heldensage sei aus Deutschland nach dem Norden eingeführt, dass er vielmehr das deutsche und das nordische Epos unabhängig neben einander bestehen lässt, indem beide Völker eine gemeinsame Poesie erworben hätten, eine Annahme, von der man sich bei genauerer Analyse schwerlich eine deutliche Vorstellung machen kann.

Um sich in Bezug auf die nordische Literatur auf dem laufenden zu erhalten, knüpfte W. Grimm seit 1809 einen Briefwechsel mit Nyerup an, der ihn auf das Bereitwilligste unterstützte. Etwas später (1811) beginnt ein Briefwechsel der Brüder mit Rask (vgl. § 68). Es musste ihnen vor allem daran liegen, sich die noch immer ungedruckten Heldenlieder der älteren Edda zugänglich zu machen. Sie machten sich selbst an die Herausgabe, von Rask unterstützt. Die Freude wurde ihnen freilich dadurch verkümmert, dass ihnen v. d. Hagen zuvorkam. Erst 1815 erschienen *Lieder der alten Edda*. Erster Band. Dem Urtext war eine möglichst wörtliche und eine freie prosaische Übersetzung beigegeben. Eine Fortsetzung ist nicht erschienen.

Auch das älteste erhaltene deutsche Gedicht, welches in diesen Kreis gehört, das *Hildebrandslied*, welches 1808 noch einmal von Reinwald herausgegeben war, unterzogen die Brüder einer eingehenden Behandlung, die 1812 in einer besonderen Ausgabe veröffentlicht wurde zusammen mit dem *Wessobrunner Gebete*. Hierin wurde auch der Versbau beider Gedichte ausführlich dargelegt, und so die alliterierende Zeile als etwas allen germanischen Stämmen Gemeinsames erwiesen.

§ 62. Wenn sich auch das Interesse der Brüder um die nationale Poesie concentrierte, so konnten sie doch die übrigen mittelalterlichen Denkmäler schon um des historischen Zusammenhangs mit derselben nicht ausschliessen, und namentlich Jacob griff frühzeitig mit Rezensionen in das Gebiet der romantischen Poesie hinüber. Auch hier verfolgte er vorzugsweise die epische Tradition, widmete z. B. der Tristansage ein eingehendes Studium. Seine Vielseitigkeit tritt uns besonders in einer von den Brüdern kurze Zeit lang herausgegebenen und auch beinahe allein verfassten Zeitschrift entgegen, die unter dem Titel *Altdeutsche Wälder* Cassel 1813 und Frankfurt 1815.6 erschien und sehr verschiedene Gebiete der deutschen Philologie umspannt. Jacob zeigt sich hierin besonders als Herausgeber. Seine eigentliche Liebe ist auch

hier dem Traditionellen zugewandt, dem er nicht nur in den Erzählungsstoffen sondern auch in den poetischen Motiven und Gleichnissen nachgeht, überall bestrebt, dieselben in ein hohes Altertum zurückzuweisen und an etwas Mythisches anzuknüpfen. Wilhelm zeigt sich wieder vorzugsweise von der Heldensage in Anspruch genommen. Schon in der Abhandlung über die Entstehung der altdeutschen Poesie hatte er neben den erhaltenen Epen Anspielungen auf die Sage aus Chroniken und Gedichten herangezogen. Es wurde ihm klar, dass bei der Unvollständigkeit unserer Überlieferung derartige auch noch so dürftige Anspielungen von höchstem Werte seien für die Reconstruction der Heldensage in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Er ging denselben weiter nach und lieferte in den Wäldern eine stattliche Reihe von Zeugnissen über die deutsche Heldensage.

Was sie in Bezug auf die Behandlung mittelhochdeutscher Texte zu leisten vermochten, zeigten die Brüder am besten in ihrer Ausgabe des armen Heinrich (1815).

Den ersten Ansatz zu eingehender Behandlung einer mythologischen Frage machte Jacob in der Abhandlung *Irmenstrasse und Irmensäule* (1805), welche sich noch sehr in der Görres-Kanneschen Richtung bewegt. Wie dies eine Vorarbeit für seine Mythologie war, so bereitete sich in den Beiträgen, die er 1815—17 zu der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft lieferte, ein anderes Hauptwerk von ihm vor.

Um die ganze Vielseitigkeit Jacobs zu fassen, muss noch berücksichtigt werden, dass er auch in das Gebiet der romanischen und slavischen Philologie hinübergriff.

6. DIE GESTALTUNG DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE ZU EINER FESTGEGRÜNDETEN WISSENSCHAFT.

§ 63. An der Wendung der germanischen Philologie zu strengerer Wissenschaftlichkeit hat A. W. Schlegel durch Vorbild und Mahnung einen hervorragenden Anteil. Er hatte die Bestrebungen auf diesem Gebiete mit Aufmerksamkeit verfolgt und eigene gründliche Studien gemacht. In der philologischen Methode war er allen andern Forschern überlegen. Es zeigte sich dies zuerst durch eine glänzende kritische Leistung, wie sie bisher nicht ihresgleichen gehabt hatte. Das grosse Gedicht von *Titurel*, welches man aus dem Drucke von 1477 kannte, hatte bisher allgemein wie im späteren Mittelalter als ein Werk Wolframs von Eschenbach gegolten. Nun entdeckte Docen auf der Münchener Bibliothek Titurelbruchstücke in wesentlich abweichender Gestalt, die er 1810 in einem Sendschreiben an A. W. Schlegel veröffentlichte. Er erkannte richtig, dass diese Bruchstücke älter sein müssten als der vollständige Text, da er aber für diesen an der Urheberschaft Wolframs nicht zweifelte, so wies er jene einem älteren unbekannten Dichter zu. Schlegel dagegen führte 1811 in den Heidelberger Jahrbüchern den unumstösslichen Nachweis, dass in den Fragmenten die ursprüngliche Arbeit Wolframs erhalten sei, während das vollständige Werk in der uns vorliegenden Gestalt nicht von Wolfram herrühren könne, sondern von einem Dichter, der 50 Jahre später gelebt habe. Er irrte freilich noch in der Annahme, dass diesem letzteren ein vollständiges Werk Wolframs als Vorlage gedient hätte.

Im Mittelpunkt von Schlegels Studien stand das Nibelungenlied. Er arbeitete an einer grossen kritischen Ausgabe. Aber nur eine Probe von seinen Studien ist erschienen in dem von seinem Bruder herausgegebenen *Deutschen Museum* 1812 unter der Überschrift *Aus einer noch ungedruckten historischen Untersuchung über das Lied der Nibelungen*. Hierin ist namentlich wieder die

Sicherheit in der Datierung der vorliegenden Gestalt des Gedichtes hervorzuheben. Es kann wegen der Technik des Verses nicht früher als in den letzten Jahren des 12. Jahrhunderts, wegen der Anspielungen im Parcival nicht später als dieser entstanden sein. Seine eingehende Beschäftigung mit der Entwickelung der Sage bekundete er später W. Grimm gegenüber in der ausführlichen Anzeige des ersten Bandes der Altdeutschen Wälder in den Heidelb. Jahrb. 1815.

Durch diese Anzeige hat Schlegel am schärfsten in die Entwickelung der deutschen Philologie eingegriffen. Er wird darin den Verdiensten der Brüder Grimm nicht gerecht. Ihm fehlte gerade das, was diese auszeichnete, die Fähigkeit zu liebevoller Versenkung in das Volkstümliche, Instinktive. Dagegen hat er ihre Schwächen klar erkannt und rücksichtslos dargelegt. Er weist auf die mystische Unklarheit hin, die in ihren Anschauungen von der Entstehung der Volkspoesie lag und die in dem Satze gipfelte, dass ein Volkslied sich selbst dichte, und verlangte Anerkennung der dichterischen Persönlichkeiten auch auf diesem Gebiete, wobei er freilich wohl der Willkür des Einzelnen im Erfinden ein zu grosses Mass zuteilt. Er tadelt im Zusammenhange damit ihre Überschätzung des geschichtlichen Gehalts der Sage, ihr Bestreben überall Reste uralter Mythologie in den Märchen, den Gleichnissen und Sinnbildern zu finden. Mit beissendem Spott geisselt er das schrankenlose Kombinieren nach blossen Klangähnlichkeiten und die Willkürlichkeit des Etymologisierens. Was vor allem not thue, sprach er mit den Worten aus: «die Beschäftigung mit den alten einheimischen Schriften kann nur durch Auslegungskunst und Kritik gedeihen; und wie sind diese möglich ohne genaue grammatische Kenntnis?» Die Grammatik ist ihm aber nicht bloss unentbehrliches Hülfsmittel für Erklärung und Kritik, sondern hat auch einen selbständigen Wert. Ihm ist es ausgemacht, dass die Denkmäler unserer Sprache, je älter sie sind, sich desto mehr durch grammatische Genauigkeit auszeichnen. Dabei zeigt sich freilich wieder sein beschränkter Standpunkt darin, dass er diesen Vorzug mit der gelehrten Bildung und grammatischen Schulung der älteren geistlichen Schriftsteller in Zusammenhang bringt. Er bemerkt, dass für die grammatische Behandlung der germanischen Sprachen viel mehr von den Ausländern als von Deutschen geleistet sei, und weist speziell auf Hickes hin und auf ten Kate, dessen eigentümliches Verdienst hinsichtlich der noch von Adelung als unregelmässig bezeichneten Verba er richtig hervorhebt.

Von Schlegel waren somit klarer, als es bisher von irgend jemand geschehen war, die Forderungen aufgestellt, die gleich darauf von J. Grimm und Lachmann befriedigt wurden, und zwar unzweifelhaft unter dem Einflusse der von Schlegel gegebenen Anregungen.

§ 64. Schlegel selbst hatte, indem er zunächst eine deutsche Sprachlehre des 13. Jahrhunderts wünschte, auf Benecke als einen besonders dazu geeigneten Bearbeiter hingewiesen. Georg Friederich Benecke (1762—1844), wie Docen ein Schüler Heynes, war Bibliothekar und (seit 1805) Professor in Göttingen. Er war ein vorzüglicher Kenner des Englischen, und auf dieses bezogen sich seine ersten literarischen Arbeiten. Daneben trat dann das Mittelhochdeutsche, welches er ebenso wie das Englische zum Gegenstande seiner Vorlesungen machte. 1810 lieferte er in seinen *Beyträgen zur Kenntnis der altdeutschen Sprache und Literatur,* I Ergänzungen und Berichtigungen zu der, wie früher bemerkt, sehr lückenhaften Bodmerschen Ausgabe der Pariser Liederhandschrift auf Grund einer aus Goldasts Nachlass stammenden Bremischen Abschrift. Es handelte sich dabei zwar im allgemeinen nur um Wiedergabe der handschriftlichen Überlieferung. Indessen die Absetzung der Verse, die genaue Interpunktion, sowie einige Textbesserungen zeugten

von der kritischen Sorgfalt und dem eindringenden Verständnis des Herausgebers, sowie von seinem Bestreben, dies Verständnis auch den Lesern zu übermitteln. Einen bedeutenden Schritt weiter that Benecke in seiner Ausgabe der Fabeln des *Bonerius* (1816), die wenigstens nach einer Seite hin leistete, was Schlegel verlangt hatte. In keiner anderen Ausgabe war bisher so viel für die Auslegung gethan. Einige Anmerkungen unter dem Text dienten namentlich dazu, auf die Abweichungen der mittelhochdeutschen Bedeutung von der neuhochdeutschen aufmerksam zu machen, worauf Benecke mit Recht grosses Gewicht legte. Ein ausführliches Wörterbuch mit vielen Citaten gab die Bedeutung der Wörter viel genauer an, als es bisher geschehen war, und berücksichtigte auch die Flexionsformen. Auch in der Behandlung des Textes zeigt sich ein Fortschritt. Doch hatte sich B. noch wie v. d. Hagen begnügt, eine Hs. zu Grunde zu legen und andere nur gelegentlich zur Verbesserung und Ergänzung heranzuziehen. Er war aber nicht bei der handschriftlichen Schreibung stehen geblieben, sondern hatte versucht, was er schon in den Beiträgen als eine berechtigte Forderung hingestellt hatte, «die Festsetzung einer gleichförmigen altertümlichen Orthographie». Freilich liessen sich gegen sein Verfahren manche begründete Bedenken geltend machen, zumal wenn es als allgemeine Norm für das Mittelhochdeutsche gelten sollte. Ähnlich in der Einrichtung, nur noch vollkommener, namentlich noch reichlicher mit Anmerkungen ausgestattet war die Ausgabe des *Wigalois* von *Wirnt von Gravenberg* (1819). Sie ist bereits «Jacob Grimm, dem Gründer der deutschen Grammatik» gewidmet und trägt die unverkennbaren Spuren des rückwirkenden Einflusses von Beneckes grösserem Schüler, Lachmann.

§ 65. Karl Lachmann [1] wurde geboren am 4. März 1793 zu Braunschweig als Sohn eines Predigers. Das strenge Wesen des Vaters scheint durch Naturanlage und Erziehung auf ihn übergegangen zu sein. Ostern 1809 bezog er die Universität Leipzig, die er aber schon im Herbst mit Göttingen vertauschte. Das anfangs begonnene theologische Studium gab er bald auf zu Gunsten der klassischen Philologie. Daneben trieb er eifrig italienisch und englisch, letzteres unter Anleitung von Benecke, der ihn dann auch in die altdeutsche Literatur einführte. Nachdem er seine erste grössere Arbeit auf dem Gebiete der klassischen Philologie, eine Ausgabe des Properz beendet hatte, wurden seine Studien durch die Teilnahme am Feldzug von 1815 unterbrochen. Nach Beendigung desselben fand er eine Anstellung am Friedrich-Werderschen Gymnasium in Berlin und habilierte sich dort im Frühjahr 1816, kam aber nicht dazu, Vorlesungen zu halten, da er noch im Sommer als Oberlehrer am Fridericianum zu Königsberg angestellt wurde. 1818 wurde er zum ausserordentlichen Professor an der dortigen Universität ernannt. 1824 unternahm er eine längere Reise zur Durchforschung verschiedener Bibliotheken. Nach Beendigung derselben wurde ihm die erbetene Versetzung nach Berlin bewilligt (1825), welcher Universität er nun, seit 1827 als ordentlicher Professor, bis zu seinem Tode 1851 angehörte.

Was Lachmanns Thätigkeit von Anfang an ein eigentümliches Gepräge gab, war die Verbindung der deutschen Philologie mit der klassischen. Zwar waren auch Benecke und Docen von der letzteren ausgegangen, aber sie haben nicht wie Lachmann an der intensiven Beschäftigung mit beiden Wissenschaften das ganze Leben hindurch festgehalten und haben nicht das in der älteren Wissenschaft ausgebildete Verfahren mit solcher Energie auf die jüngere übertragen. Dies gab ihm sogleich nach den Richtungen hin, in denen bisher die klassische Philologie ihre Stärke gehabt hatte, eine grosse Überlegenheit über alle seine Mitforscher auf dem germanischen Gebiet. Anderseits aber

hat er sich auch in den üblichen Schranken der klassischen Philologie gehalten gegenüber der ganz neuen und universellen Behandlung des geschichtlichen Stoffes durch J. Grimm. Wenn auch Friedr. Aug. Wolf schon die Erforschung des gesamten Lebens der alten Völker als Ziel der Philologie hingestellt hatte, so blieb doch für Lachmann wie für die meisten klassischen Philologen die Textbehandlung der Mittelpunkt ihrer Thätigkeit, alles übrige wurde nur als subsidiär angesehen. Genaue Konstatierung der Einzelheiten, nicht Zusammenfassung aller Einzelheiten zu einem grossen Ganzen erschien als Zweck. Historische Grammatik, selbst eigentliche Literaturgeschichte hat Lachmann immer fern gelegen. Für ihn ging die Philologie wesentlich in Kritik auf, war eine Technik, nicht eine Wissenschaft, weshalb er sie denn auch mit der gleichen Lust an den heterogensten Gegenständen übte. Es ist ferner der in der klassischen Philologie herrschenden Richtung gemäss, wenn Lachmann darauf ausging, die individuellen Eigentümlichkeiten der dichterischen Persönlichkeiten zu erfassen, während die Brüder Grimm, wie wir gesehen haben, gerade dem Allgemeinen, Typischen ihr Interesse zuwandten.

[1] *Karl Lachmann. Eine Biographie* von Martin Hertz, Berlin 1851. Lachmann, *Kleinere Schriften zur deutschen Philologie*, herausg. v. Müllenhoff, Berlin 1876.

§ 66. Lachmanns Erstlingsarbeit auf dem Gebiete der deutschen Philologie war die Schrift *Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Not* (Berlin 1816). Hierin trat der eben berührte Gegensatz zu den Brüdern Grimm deutlich zu Tage. Auch sie nahmen an, dass das Gedicht nicht aus der Hand eines einzelnen Verfassers hervorgegangen sei, sondern dass es durch die Thätigkeit verschiedener Dichter allmählich die auf uns gekommene Gestalt erlangt habe, eine Ansicht, die überhaupt von den meisten geteilt wurde, die sich über die Entstehung des Gedichts geäussert hatten. Aber es konnte ihnen nicht in den Sinn kommen, den Anteil jedes einzelnen Dichters abgrenzen zu wollen; denn für sie waren die Einzelnen nur ununterscheidbare Träger der allgemeinen Sage. A. W. Schlegels entgegengesetzte Anschauungen konnten Lachmann ermutigen, die Frage nach den einzelnen Individuen schärfer ins Auge zu fassen. Die Hauptanregung aber hatten ihm Wolfs Prolegomena zum Homer gegeben. Hier zeigt sich also gleich der Einfluss der klassischen Philologie in eklatanter Weise, freilich nach meiner Überzeugung in diesem Falle zum Schaden der Sache. Es ist leicht zu zeigen, dass die Gleichstellung des Nibelungenliedes mit der Ilias, von der dabei ausgegangen wurde, unhaltbar ist, wenn man die allgemeinen Kulturverhältnisse und speciell den Betrieb und die Überlieferung der Poesie zur Zeit der Entstehung beider Gedichte in Erwägung zieht. Es wurde demnach der Gegenstand aus einem für ihn nicht gehörigen Gesichtspunkt betrachtet und mit einem Vorurteil ans Werk gegangen. Dass das Nibelungenlied aus einer Anzahl ursprünglich selbständiger Lieder zusammengesetzt sei, wurde als ausgemacht vorausgesetzt und sofort an die nähere Bestimmung der Fugen gegangen. Es lag in diesem Versuche eine Überschätzung des Vermögens der Kritik. Verschiedene Verfasser deutlich auseinander zu halten wird derselben in der Regel gelingen, wo jeder einen besonderen, bestimmt ausgeprägten Stil hat, aber nicht bei einer traditionellen, typischen Kunst. Ausserdem muss man billig bezweifeln, ob das Material, welches damals zu Gebote stand, ausreichte, um die allgemeine Frage zu entscheiden oder gar um zu sicheren Resultaten im einzelnen zu kommen. Die Überlieferung des Liedes war erst sehr ungenügend bekannt. Wie gewagt war es unter diesen Umständen, den Text von A nur deshalb für den ursprünglichsten zu nehmen, weil er zu der Theorie am besten passte? Die übrigen Volksepen, die zur Beurteilung mit hätten herangezogen werden müssen, waren noch gar nicht

oder nur in späten schlechten Texten bekannt. Charakteristisch für Lachmanns Kritik war es, dass sie sich an lauter Kleinigkeiten anheftete, während sie die Komposition des Gedichtes im grossen als unanfechtbar bestehen lassen musste. Wohl mag man die Achtsamkeit bewundern, mit welcher L. alle Punkte, die ihm zum Beweise für seine Ansicht dienlich schienen, herbeigezogen hat, und den Scharfsinn in der Kombinierung dieser Punkte. Aber eine andere Frage ist es, ob man darum, wie es allerdings ein Teil der Fachgenossen noch jetzt thut, annehmen muss, dass L. auf dem richtigen Wege war, oder ob das Urteil gerechtfertigt ist, welches ich mit dem anderen Teile fällen muss, dass er um kleine Schwierigkeiten zu beseitigen viel grössere geschaffen hat, indem weder zu begreifen ist, wie die von ihm konstruierten Lieder ein selbständiges Ganzes hätten bilden, noch wie durch blosse Aneinanderfügung von Einzelliedern mit Zuhülfenahme von Interpolationen etwas Einheitliches hätte entstehen können.

§ 67. Die zunächstfolgenden Arbeiten Lachmanns stehen nach einer Seite hin in naher Beziehung zu den grammatischen Forschungen J. Grimms und müssen im Zusammenhang mit diesen behandelt werden. Doch zuvor müssen wir noch einige bedeutsame Vorarbeiten zu Grimms grossem Werke erwähnen.

Die historische deutsche Grammatik hat sich von Anfang an im Zusammenhang mit der weiteren vergleichenden indogermanischen Grammatik entwickelt. Der Anstoss zur Begründung der letzteren ging von dem Bekanntwerden des Sanskrit aus. Das Sanskrit war die reichste und altertümlichste unter den indogermanischen Sprachen (wenn auch seine Altertümlichkeit lange überschätzt ist); es war zugleich die in ihrem Bau durchsichtigste, was zum teil durch die mit dem Satzzusammenhange wechselnde Form der Wörter bedingt war; es war endlich diejenige Sprache, deren Bau bereits unter allen die vollkommenste wissenschaftliche Behandlung durch die einheimischen Grammatiker gefunden hatte. So war das Sanskrit dazu geeignet, von den dunklen Ahnungen eines Zusammenhanges zwischen den meisten europäischen und einigen asiatischen Völkern, wie man sie längst gehegt hatte, zu klarer Einsicht hinüberzuführen. Es war hauptsächlich der Engländer William Jones († 1794), der in den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Europäer auf die indische Sprache und Literatur lenkte. Einige Übersetzungen, auch ins Deutsche erregten die Neugier. Vor allem fühlte sich F. Schlegel von dem orientalischen Wesen angezogen, in dem er eine noch reinere Ausprägung des Romantischen vermutete, als sie das Mittelalter bot. Während des schon erwähnten Aufenthaltes in Paris trieb er zuerst Persisch, dann Sanskrit bei dem Engländer Hamilton. Die Frucht dieser Studien war die Schrift *Über die Sprache und Weisheit der Indier* (Heidelberg 1808), welche den Anstoss zur Begründung der indischen Philologie sowohl wie der vergleichenden Sprachwissenschaft gab. Gleich im Eingang des Werkes wird die nahe Verwandtschaft des Sanskrit mit dem Persischen, Griechischen, Römischen und Germanischen hervorgehoben, die dann freilich, weil auf einer jüngeren Entwicklungsstufe stehend, nach der üblichen Anschauungsweise der bisherigen dilettantischen Sprachforschung als aus jenem abgeleitet betrachtet werden. Die Verwandtschaft mit dem Armenischen, Slavischen, Keltischen wird gering angeschlagen. Begründet wird die Verwandtschaft durch die Übereinstimmung der Wurzeln und durch die der grammatischen Struktur. Was den ersteren Punkt betrifft, so verlangt Schlegel als Regel für den Beweis der Verwandtschaft völlige Übereinstimmung der Laute. Nur wenn sich die Mittelglieder historisch nachweisen lassen, oder wenn zahlreiche ähnliche Fälle eine Analogie begründen, darf eine Buchstabenveränderung angenommen werden. Es ist dadurch das willkürliche Umspringen

mit den Lauten zurückgewiesen, wodurch Etymologen wie Kanne fast jede erdenkliche Kombination möglich machten. Aber es fehlt noch ganz an der wichtigen Einsicht, die erst durch J. Grimm zur Geltung gebracht werden sollte, dass unter Umständen eine bestimmte Verschiedenheit der Laute Erfordernis ist, die völlige Übereinstimmung gegen die Verwandtschaft spricht, und daher sind denn auch nicht wenige der Etymologieen Schlegels, die nach blossem Gleichklang gemacht sind, falsch. Auf diesem Gebiete bietet Schlegel nichts principiell Neues. Das eigentlich Epochemachende bei ihm besteht darin, dass er zu der von jeher geübten Wurzelvergleichung ein anderes Moment für die Bestimmung der Verwandtschaft heranzog, welches bisher nur sehr vereinzelt berücksichtigt war, und dies als das eigentlich Wesentliche erkannte. «Jener entscheidende Punkt», heisst es S. 28, «der hier alles aufhellen wird, ist die innere Struktur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufschlüsse über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weise geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat». Eine Reihe von Übereinstimmungen in Flexion und Wortbildung werden denn auch von Schlegel richtig erkannt, dabei darauf hingewiesen, wie sehr die Übereinstimmung des Germanischen zunimmt, wenn man auf die älteren Denkmäler zurückgeht. Schlegels Sprachbetrachtung geht über den Kreis des Indogermanischen hinaus. Er versucht die erste allgemeine Klassifikation der Sprachen, die er in flexivische und unflexivische scheidet. Diesen Gegensatz hält er für einen ursprünglichen, unvermittelten. Denn die Flexion ist nach ihm durch innere Veränderung der Wurzel erwachsen.

Von Schlegel angeregt ist der eigentliche Begründer der indogermanischen Sprachwissenschaft, Franz Bopp (1791—1867). Seine erste Arbeit *Ueber das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache* führt das, was Schlegel gefordert und in einzelnen Punkten selbst in Angriff genommen hatte, im Zusammenhange und in methodischer Weise an einem Hauptteile der Grammatik durch. Bopp geht dabei aus von der Schlegelschen Anschauung eines absoluten Gegensatzes zwischen Flexion und bloss sekundärem Antritt ursprünglich selbständiger Elemente. Er muss aber doch schon einräumen, dass es auch der indischen und den mit ihr verwandten Sprachen ausnahmsweise gefallen hat, solche Elemente zu Hülfe zu nehmen, indem er in den jüngern Schichten der Tempusbildungen, z. B. in dem lat. Impf. auf *-bam*, in dem griechischen Fut. auf *-σω* Formen des Verbums *sein* erkennt. Erst in einem Nachtrag erkennt er auch in den Personalendungen des Verbums ursprünglich selbständige Pronomina. Diese Entdeckung war ihm, ohne dass er etwas davon gewusst zu haben scheint, teilweise vorweggenommen durch J. Grimm (Hall. Lit.-Zeit. 1812 und Altd. Wälder 1813). In dem selben Nachtrag stellt er auch zuerst die Ansicht auf, dass in den später von Grimm als schwach bezeichneten Formen des gotischen Präteritums wie *sokidèdum*, die er zuerst aus dem Part. abgeleitet hatte, eine Verbindung der Wurzel mit dem Prät. des Verbums *thun* vorliege. So war schon ein bedeutender Schritt vorwärts gethan auf dem Wege der Formenanalyse, auf dem man später dazu kommen sollte, ganz mit der Schlegelschen Anschauung zu brechen und alle Flexion und Wortbildung aus Komposition abzuleiten.

§ 68. Ein anderer Anstoss zur Begründung der vergleichenden indogermanischen Sprachforschung ging um diese Zeit von Dänemark aus, und zwar in Verbindung mit exaktem Détailstudium auf germanischem Gebiet, welches dabei den Ausgangs- und Mittelpunkt bildete. Niemand hat den grammatischen Forschungen Grimms so sehr vorgearbeitet wie Rasmus Kristian

Rask.[1] Er war geboren auf der Insel Fühnen 1787. Schon auf der Schule wurde er zunächst durch die Heimskringla für die altnordische Literatur nicht nur, sondern auch für den grammatischen Bau der alten Sprache begeistert. Da ihm keine grammatischen und lexikalischen Hülfsmittel zu Gebote standen, so begann er sogleich sich eigene Sammlungen anzulegen. Bald gesellte sich dazu das Studium der verwandten germanischen und mehrerer ganz fern liegender Sprachen. Es war überhaupt eine Eigentümlichkeit Rasks, dass er sich möglichst viele Sprachen anzueignen suchte, wozu ihn ein ausserordentliches Gedächtnis in den Stand setzte, und zwar, wenn es eine lebende Sprache war, durch unmittelbaren Verkehr mit den Eingeborenen. Auf der Universität Kopenhagen, die er 1807 bezog, wurde er in seinen Studien namentlich durch Nyerup und P. E. Müller gefördert, sowie durch die Isländer Jón Ólafsson und Finn Magnusson. Die schon in Kopenhagen gewonnene vertraute Bekanntschaft mit dem Isländischen wurde noch vervollkommnet durch einen längeren Aufenthalt auf der Insel 1813—15. Nach seiner Rückkehr stiftete er 1816 die Isländische Literaturgesellschaft (*Islenska bókmentafélag*), die noch jetzt besteht, mit zwei Abteilungen, die eine in Kopenhagen, die andere in Reykjavik.

Schon 1811 erschien in Kopenhagen die erste, bereits 1809 verfasste selbständige Schrift Rasks: *Vejledning til det Islandske eller gamle Nordiske Sprog.* Seit Runolfus Jonas waren einige Ansätze zu grammatischer Bearbeitung des Isländischen gemacht, die aber handschriftlich geblieben waren. Rask konnte dieselben zum Teil benutzen, aber ohne einen wesentlichen Vorteil daraus zu ziehen und ohne sein System, welches er sich schon auf Grund der eigenen Sammlungen aufgebaut hatte zu verändern. Seine Grammatik war die erste altisländische. Er legte die Sprache der besten alten Prosatexte zu Grunde. Die Abweichungen der älteren und dichterischen, sowie der jüngeren Sprache wurden am Schluss in einem besonderen Abschnitt behandelt. Von einer eigentlichen Lautlehre ist noch nicht die Rede. Im ersten Abschnitt wird nur, und zwar als etwas eigentlich ausserhalb des Systems Liegendes, die Aussprache behandelt, sehr sorgfältig, aber mit einer ungerechtfertigten Übertragung der modernen Aussprache auf die alte Zeit; ausserdem, nur um die Erlernung zu erleichtern, das Verhältnis zu den dänischen Lauten. Der zweite Abschnitt «Formlære» ist der reichhaltigste und wichtigste. Besonders bemerkenswert ist, dass Rask im Anschluss an die schwedische Grammatik von Botin gegen die Behandlung der starken Verba als Anomala protestiert und eine eigene Klassifizierung derselben aufstellt, die allerdings, weil von speziell isländischem Standpunkte aus unternommen, noch nicht vollständig genügen kann. Auch die Wortbildungslehre ist ziemlich ausgeführt, fragmentarischer die Syntax. Durch diese Grammatik und durch die Herausgabe des Wörterbuchs von Björn Haldorsson (vgl. § 28) schuf Rask vortreffliche Hülfsmittel, die das Studium des Altnordischen ganz bedeutend erleichterten.

Von dem noch wesentlich deskriptiven Verfahren in der *Vejledning* ging Rask bald zu historischer und vergleichender Behandlung der Sprache über. Einen Anstoss dazu erhielt er durch eine Preisaufgabe der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften. Eine von ihm während seines Aufenthaltes auf Island 1814 verfasste Schrift erhielt den Preis. Sie erschien erst 1818 unter dem Titel *Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse.* Der erste Abschnitt führt die Überschrift: über Etymologie überhaupt. Er enthält mehr, als die Überschrift erwarten lässt; man kann ihn als den ersten Versuch zu einer Methodologie der vergleichenden Sprachwissenschaft bezeichnen. Rask erkennt nämlich, wie es scheint ganz unabhängig von F. Schlegel, dass

die Verwandtschaft der Sprachen noch besser als aus dem Wortschatz aus dem grammatischen Bau erkannt wird, und zwar deshalb, weil bei dem ersteren die Entlehnung eine grosse Rolle spielt, während der letztere nicht übertragen wird. Seine Anweisungen, wie der Forscher zu verfahren habe, gehen sehr ins einzelne und zeigen überall den klaren, ebenso vorsichtigen wie umsichtigen Denker. Für die Wortvergleichung verlangt er vor allem, dass jede Annahme eines Lautüberganges durch gesicherte Analogieen gestützt werde, und stellt dann eine Reihe solcher Analogieen in der Lautentsprechung auf, wobei freilich manches Irrige unterläuft. Ein zweiter Abschnitt zeigt dann die Verwandtschaft des Isländischen mit den übrigen von ihm sogenannten gotischen, d. h. germanischen Sprachen. Der dritte, umfänglichste Abschnitt untersucht das Verhältnis zu den übrigen europäischen Sprachen. Einige derselben werden als gar nicht oder nur in geringem Grade verwandt bei Seite geschoben, darunter auch das Keltische. Dagegen nimmt Rask eine besonders enge Verwandtschaft des Germanischen mit dem Slavischen und eine noch engere mit dem Lettischen an. Am eingehendsten wird die Verwandtschaft mit dem Griechischen und lateinischen untersucht, die Rask im Anschluss an ältere Sprachforscher als die südlichsten Zweige des Thrakischen betrachtet. Er stellt (S. 169) eine Anzahl Lautentsprechungen auf, worunter sich die Fälle der sogenannten ersten oder germanischen Lautverschiebung befinden (vgl. darüber noch § 72). Es wird ferner die Entsprechung für eine ziemliche Anzahl von Flexionsformen nachgewiesen.

In letzterer Hinsicht leistete also Rask etwas ganz Ähnliches wie Schlegel und Bopp. Er unterschied sich aber von ihnen dadurch, dass er sich auf die europäischen Sprachen beschränkte. Die asiatischen heranzuziehen hielt er noch für zu gewagt. Er wollte dieselben erst gründlicher studieren, und dies konnte seiner Überzeugung nach nur an Ort und Stelle geschehen. Private und öffentliche Unterstützung eröffnete ihm 1816 die Möglichkeit dazu. Zunächst aber wollte er sich gründlich vorbereiten und verweilte zu diesem Zwecke noch in Stockholm bis Februar 1818. Während dieses Aufenthaltes entstanden mehrere wertvolle germanistische Arbeiten Rasks, abgesehen von handlichen Ausgaben der prosaischen und der poetischen Edda (bei letzterer war Afzelius beteiligt) eine *Angelsaksisk Sproglære* (Stockholm 1817) und eine schwedische Umarbeitung der *Vejledning* unter dem Titel *Anvisning till Isländskan eller Nordiska Fornspråket* (Stockholm 1818). In diesen beiden Werken sind die in der Preisschrift dargelegten sprachwissenschaftlichen Einsichten für die Spezialgrammatik verwertet. Unter den bedeutenden Umänderungen und Erweiterungen, welche die isländische Grammatik erfahren hat, fällt vor allem in die Augen, dass ein besonderes Kapitel über Lautwechsel eingeschoben ist. Für einige Arten des Wechsels ist auch bereits die Ursache erkannt, namentlich für den *i*- und *u*-Umlaut. In andern Fällen freilich ist die richtige Einsicht in die Ursache dadurch versperrt, dass immer von der einfacheren Form, z. B. immer vom Nom. Sing. und der 1. Sg. Ind. Präs. ausgegangen ist, so dass z. B. das *j* im Genetiv *bœjar* zu *bœr* oder das *v* im Acc. *myrkvan* zu *myrkr* als Einschiebung aufgefasst wird, während die betreffenden Laute umgekehrt im Nom. ausgefallen sind. Das Flexionssystem hat mehrere Umgestaltungen erfahren, worunter die bedeutendste die ist, dass die Substantiva, bei denen früher das Geschlecht zum Hauptgrund der Einteilung genommen war, jetzt wohl unter dem Einflusse von Fuldas gotischer Grammatik zunächst in zwei Hauptklassen geteilt wurden, die Grimms schwacher und starker Deklination entsprechen, von Rask als einfaches und künstlicheres System bezeichnet, eine Benennung, die sich dann auch auf den Hauptunterschied in der Konjugation anwenden liess. Die verwandten germanischen

Sprachen waren gelegentlich zur Vergleichung herangezogen. Die angelsächsische Sprachlehre war von vornherein nach dem gleichen Plane eingerichtet wie diese Umarbeitung. Auch sie übertraf bei weitem das bis dahin Geleistete.

Das Studium der orientalischen Sprachen, um dessen willen Rask seine asiatische Reise unternommen hatte, blieb auch nach seiner Rückkehr (1823) sein eigentlicher Lebenszweck. Doch behielt er immer noch Zeit für Thätigkeit auf dem germanischen Gebiete. Beweis dafür sind namentlich seine *Frisisk Sproglære* (1825) von der gleichen Anlage wie die angelsächsische und eine Reihe von Ausgaben altnordischer Texte. Der Tod ereilte ihn frühzeitig (1832), als er eben nach langem Harren und vielen Entbehrungen die erwünschte Stellung, eine Professur der orientalischen Sprachen in Kopenhagen erhalten hatte.

So bedeutend die Anregungen sind, die Rask der vergleichenden Sprachforschung gegeben hat, sein Hauptaugenmerk blieb doch auf die getreue Erfassung und Beschreibung der einzelnen Sprachen gerichtet. Es widerstrebte seiner Natur, sich weit von dem Boden des unmittelbar Gegebenen zu entfernen und nach grossem Massstabe zu konstruieren, wie es doch, um das Gebäude der historischen Grammatik wirklich aufzuführen jetzt erforderlich war. Hieraus erklärt sich auch der merkwürdige Umstand, dass er, der seinerseits so grossen Einfluss auf J. Grimm gehabt hat, sich umgekehrt zu den epochemachenden Leistungen desselben nur ablehnend verhalten hat.

[1] *Samlede Afhandlinger* af R. K. Rask. Kjöbenh. 1834—38. worin eine Lebensbeschreibung von N. M. Petersen, wiederholt in dessen *Samlede Afhandlinger* I, 217.

§ 69. Auf J. Grimm scheint Schlegels Recension der altdeutschen Wälder einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Sie wird gewiss viel dazu beigetragen haben den Plan in ihm zu reifen, dem Mangel eines grammatischen Fundaments für die germanische Philologie abzuhelfen. Die erste Erwähnung eines solchen Vorhabens findet sich in einem Briefe an Görres vom 18. Juni 1817. Bei seiner eminenten Arbeitskraft brachte er dasselbe in kurzer Zeit zu stande, in einer Weise, welche wohl die Idee, die sich Schlegel von einem solchen Werke gemacht haben mochte, bei weitem übertraf. 1819 erschien die *Deutsche Grammatik*. Erster Teil. Die Vorrede ist vom 29. September 1818. Das Werk war bezeichnender Weise Savigny gewidmet, von dem er sich als getreuer Schüler zum voraus versieht, dass er den Gedanken billigen werde, «einmal aufzustellen, wie auch in der Grammatik die Unverletzlichkeit und Notwendigkeit der Geschichte anerkannt werden müsse». Wie Savigny gegen ein allgemeines deutsches Gesetzbuch, so protestiert Grimm in der Vorrede gegen jede Art von Grammatik, welche die Sprache regeln will, anstatt das historisch Gewordene zu konstatieren. Vorläufer hatte er übrigens in diesem Standpunkte wie in andern Stücken an Ten Kate und Rask. Er wendet sich gegen die praktische Behandlung des Neuhochdeutschen, wie sie in Adelung ihren Höhepunkt erreicht hatte, und geht soweit, dass er die grammatische Behandlung der Muttersprache in der Schule vollständig verwirft. Hierbei verkennt er freilich den fundamentalen Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache, von denen nur die erstere der Regel entbehren kann. Er wendet sich auch gegen das damals in Blüte stehende Unwesen der philosophischen Sprachverbesserer und konsequenter Weise auch gegen die Puristen. An dem hier eingenommenen Standpunkt hat er freilich selbst nicht festgehalten. Er hat bald angefangen, sich seinerseits nach einer anderen Richtung hin Eingriffe zu gestatten, indem er Entwickelungen der letzten Jahrhunderte als etwas «Unorganisches» wieder zu beseitigen strebte.

Reiche Fülle der beobachteten Thatsachen war es, was Grimm zunächst erstrebt hatte. Die Flexionslehre sämtlicher Hauptdialekte des Germanischen,

einiger auf zwei, anderer auf drei Entwickelungsstufen war nicht nur in Paradigmen konstruiert, sondern auch durch massenhafte Belege aus den Quellen sicher gestellt. Für die Darstellung des Altnordischen konnte er sich ganz auf Rasks *Vejledning* stützen. Für das Gotische boten Ihre und Fulda-Zahn brauchbare Vorarbeiten. Die sonstigen grammatischen Arbeiten über altgermanische Dialekte konnten wenig fördern. Denn Rasks angelsächsische Sprachlehre war noch nicht in seine Hände gelangt; ebensowenig die schwedische Umarbeitung der *Vejledning*. Rasks *Undersögelse* kam ihm erst zu, als der grösste Teil des Bandes gedruckt war. Er war also auf eigene Sammlungen angewiesen. Er hatte für die ältere Zeit so ziemlich alles benutzt, was gedruckt vorlag, und manches Handschriftliche (vgl. die umfängliche «Einleitung in die gebrauchten Quellen und Hülfsmittel» S. XXXVIII—LXXIX). Aber immerhin (das dürfen wir bei Beurteilung seiner Leistung nicht vergessen) war das Material im Verhältnis zu demjenigen, über das wir heute verfügen, sehr lückenhaft und ausserdem inkorrekt. Besonders dürftig waren seine Quellen für das Altsächsische und das Altfriesische, während die althochdeutschen schon am vollständigsten vorlagen. Die ältesten Stufen waren mit besonderer Liebe behandelt, die modernen Schriftsprachen eigentlich nur, um sie als Fortsetzungen jener zu erweisen und auch die mittleren Stufen mehr zum Nachweise der Kontinuität.

War das Buch schon durch die Zusammenstellung deskriptiver Grammatiken höchst schätzbar als Unterlage für ein genaueres Verständnis der alten Texte, so beruhte doch seine eigentlich epochemachende Bedeutung auf einer andern Eigenschaft. Was Bopp für die Verbalflexion versucht hatte, um die Übereinstimmung zwischen den indogermanischen Sprachen nachzuweisen, das war hier auf dem engern Gebiete des Germanischen für die ganze Flexion geleistet, und zwar viel vollkommener und evidenter, wie es der nähere Zusammenhang der verglichenen Dialekte ermöglichte, und verbunden mit Vergleichung der Zeitstufen. Es war dies erreicht mit verhältnismässig wenigem Raisonnement, einfach dadurch, dass die nämliche Gliederung der Flexion durch sämtliche Dialekte und Zeitstufen durchgeführt war, wobei das Gotische als der altertümlichste und formenreichste zum Ausgangspunkt genommen war, und dass nun durch parallele Nebeneinanderstellung des Entsprechenden die wesentliche Übereinstimmung in die Augen fiel. Ganz ohne Vorgänger in diesem Verfahren war allerdings Grimm auch auf germanischem Gebiete nicht, indem schon ten Kate und Fulda Versuche in dieser Richtung gemacht hatten.

In den auf die Zusammenstellung der Flexionsformen folgenden Erläuterungen waren auch die verwandten indogermanischen Sprachen herangezogen, mit besonderer Vorliebe das Slavische. Indessen war die Heranziehung doch nur eine gelegentliche. Der Hauptsache nach ist Grimm bei einer isolierten Betrachtung des Germanischen stehen geblieben, und seine Gliederung der Flexion entspricht daher auch noch nicht ganz der Anforderung, die bei weiterem Fortschritt der Sprachwissenschaft notwendig gestellt werden musste, dass auch der Parallelismus mit der Flexion der übrigen indogermanischen Sprachen herzustellen ist.

Besonders charakteristisch ist die Haupteinteilung der Flexion in starke und schwache. In Bezug auf das Verbum folgt Grimm hierin den Anregungen ten Kates, nur dass seine Einteilung der Ablautsreihen eine viel vollkommenere ist, weil er nicht wie dieser von der modernen Sprache, sondern vom Gotischen ausgeht. Ein besonderer Fortschritt in der Einteilung der Konjugation war auch dadurch gemacht, dass die Praesentia einer wichtigen Klasse von Anomala (kann, vait etc.) als starke Praeteritalformen erkannt wurden. Nur in Bezug auf eine Form (vait) war Hickes hier vorange-

gangen. Wenn nun Grimm die Ausdrücke «stark» und «schwach» verwendete, so geschah dies in noch teilweiser Übereinstimmung mit der Schlegelschen Anschauung, dass die Flexionsformen aus der Wurzel erwachsen seien. Er sah einen besonderen Vorzug der starken Klasse darin, dass die Wurzel aus eigener Kraft im stande gewesen sei, sich ein Praeteritum zu schaffen, während in der schwachen ein äusserliches Anhängsel hätte zu Hülfe genommen werden müssen. Er hat daher auch ein gewisses ästhetisches Wohlgefallen an dem Ablaut; derselbe erscheint ihm als ein poetisches Element der Sprache. Mit seiner Ansicht von der Entstehung des Ablautes war er freilich im Irrtum, doch war seine Einteilung insofern berechtigt, als das schwache Praeteritum allerdings eine sekundäre, nicht indogermanische Bildung ist. Bei der Haupteinteilung der Deklination lehnte sich G. an Fulda an. Da er, wie wir gesehen haben, darin auch mit Rask zusammentraf, so lässt sich schon daraus abnehmen, dass der Einteilung eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist. Sie ist in der That vom isolierten Standpunkte des Germanischen aus die zweckmässigste. Aber darin irrte G., dass er das *n* der schwachen Deklination als eine sekundär angefügte Stütze betrachtete, und dass er die unvollkommenere Scheidung der Kasus in dieser Klasse für etwas Ursprüngliches hielt, welche beiden Annahmen für ihn das Motiv zu der Benennung waren. In das Indogermanische hinein reicht die Berechtigung zu dieser Einteilung nicht.

Eine besondere Behandlung der Laute war ganz ausgeschlossen und für den folgenden Band reserviert. Doch mussten die Ablautsreihen bei der Behandlung des starken Verbums aufgestellt werden und bei dieser Gelegenheit trat schon ein wesentlicher Teil der Lautentsprechungen zwischen den einzelnen Dialekten zu Tage. Ebenso musste der Umlaut und andere Arten des Vokalwechsels berücksichtigt werden, und der erstere wurde auch bereits richtig aus der Wirkung eines folgenden *i* abgeleitet, und somit ein wichtiges Lautgesetz aufgestellt. Aus den schon hier enthaltenen Keimen entwickelte sich im Laufe der nächsten Jahre eine selbständige Lautlehre, die nun nicht als Fortsetzung erschien, sondern verbunden mit einer Umarbeitung der Flexionslehre als zweite Auflage des ersten Bandes 1822. Auf diese haben neben den für die erste Auflage noch nicht benutzten Schriften von Rask noch einige deutsche Arbeiten eingewirkt, die wir zunächst besprechen müssen.

§ 70. Zwischen die erste und zweite Auflage des ersten Bandes der Grammatik fällt die «für Vorlesungen und zum Schulgebrauch» bestimmte *Auswahl aus den Hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts* von Lachmann (Berlin 1820). Die hier verfolgten Tendenzen hatten sich bereits angekündigt in zwei noch vor der Grammatik erschienenen Arbeiten, in einer Recension über v. d. Hagens Nibelungenlied von 1816 und Beneckes Bonerius in der Jen. Lit.-Zeit. 1817 und in den Verbesserungen zu Köpkes Ausgabe des *Barlaam und Josaphat* (Königsberg 1818), die sich einigermassen würdig den Ausgaben von Benecke an die Seite stellte. Schon in der Recension erklärt sich L. gegen das noch von beiden Herausgebern beliebte Verfahren, eine alte Hs. zu grunde zu legen. Er verlangt statt dessen, das aus einer hinreichenden Menge von guten Handschriften ein allen diesen zu grunde liegender Text dargestellt werde. Er selbst hat in der Auswahl dieser Forderung noch nicht Genüge leisten können aus Mangel an Material. Er musste sich noch statt urkundlicher Texte mit lesbaren begnügen. Einstweilen suchte er andere unentbehrliche Hülfsmittel für die Textkritik zu gewinnen durch Untersuchungen über die Sprache und Metrik der mittelhochdeutschen Dichter. In seinen Anschauungen über den mittelhochdeutschen Versbau war Benecke noch sehr irre gegangen. L. erkennt schon in der Recension richtig, dass es auf die Zahl der Hebungen ankomme und dass ein Versausgang wie *sehen* mit kurzer

erster Silbe einem einsilbigen Ausgang wie *man* gleich sei, also männlich im Gegensatz zu den weiblichen wie *liegen, sinne*. In der Vorrede zur Auswahl wird dann die Theorie weiter geführt, namentlich der freilich irre führende Unterschied von tonlosem und stummen *e* aufgestellt und eine etwas gekünstelte Unterscheidung der Quantitäten, die L. zum Teil wieder aufgegeben hat. Versbau und Reim werden nun von L. sowohl für die kritische Behandlung der einzelnen Dichter benutzt als für die Festsetzung der allgemeinen mittelhochdeutschen Sprache. Die schwankende Orthographie der Handschriften genügte nicht zur genauen Unterscheidung der einzelnen Laute. Im Reim erkannte L. das wichtigste Hülfsmittel um diesen Mangel zu ersetzen, und mit Hülfe desselben suchte er zu einer phonetischen Orthographie zu gelangen. Er setzte hierin Beneckes Bestrebungen fort, dessen Orthographie er schon in der Recension in einigen Hauptpunkten berichtigen konnte. Die Wichtigkeit der Reime für die Spracherkenntnis hatte übrigens auch schon J. Grimm 1816 in seiner Recension der Ausgabe des Annoliedes von Goldmann (vgl. Kl. Schr. 6, 210) hervorgehoben. Im Februar 1818 begann L. ein umfassendes Reimwörterbuch über den grössten Teil der damals bekannten mittelhochdeutschen Gedichte anzulegen, um mit Hülfe desselben sowohl das allgemein Übliche als den besonderen Gebrauch der einzelnen Dichter zu erkennen. Die Früchte davon traten zuerst in der Auswahl zu Tage in Proben aus seinen Sammlungen, die in der Einleitung mitgeteilt waren, noch mehr in der Schreibweise, die in den Texten, und der noch genaueren, die im Glossar durchgeführt war. Hierbei konnte er freilich schon Resultate J. Grimms mit den seinigen kombinieren. Diese Kombination wurde noch dadurch befördert, dass sich nach dem Erscheinen des ersten Bandes der Grammatik ein Briefwechsel zwischen Grimm und Lachmann anspann, der die regste Wechselwirkung erzeugte. Von besonderer Wichtigkeit war es, dass ihm seine richtige Unterscheidung des Reimgeschlechtes ein untrügliches Mittel zur Festsetzung der Quantität an die Hand gegeben hatte. Demgemäss wurde im Glossar der erste Versuch zu durchgängiger Bezeichnung der Länge gemacht. Lachmanns Regelung der Schreibweise hatte freilich auch ihr Bedenkliches. Er hatte seine Regeln aus einer beschränkten Anzahl oberdeutscher Dichter, die auch in der Zeit wenig von einander abstanden, abstrahiert. Da er zwischen diesen wesentliche Übereinstimmung fand, so zog er den Schluss, «dass die Dichter des 13. Jahrhunderts, bis auf wenig mundartliche Einzelheiten, ein bestimmtes unwandelbares Hochdeutsch redeten, während ungebildete Schreiber sich andere Formen der gemeinen Sprache, teils ältere, teils verderbte, erlaubten». Es war dies ein voreiliger Schluss, und Lachmanns Satz ist, wie man sich auch im einzelnen zu der Frage stellen mag, jedenfalls so, wie er ausgesprochen ist, unhaltbar. Lachmanns Lehre und Beispiel hat viel dazu beigetragen, dass man den Wert der handschriftlichen Schreibung in der mittelhochdeutschen Periode unterschätzt und für die Grammatik nicht gehörig ausgenutzt hat.

§ 71. Noch von einer ganz anderen Seite her sollte das grammatische Studium eine bedeutende Förderung erfahren, bevor die Umarbeitung von Grimms erstem Bande erschien. Nur ganz sporadisch waren von Grimm die lebenden Mundarten berücksichtigt. Er hat auch später diesen Teil der Sprache vernachlässigt im Widerspruch mit seiner sonstigen Richtung auf das Volkstümliche. Es hing dies wohl vornehmlich damit zusammen, dass ihm die Fähigkeit zu genauer Erfassung der Sprachlaute abging. Um so wertvoller war es, dass seine Thätigkeit nach dieser Seite hin eine Ergänzung fand.

Recht verdienstvoll waren die Bemühungen des Schweizer Pfarrers Stalder, der vornehmlich durch Fulda angeregt war. Er begann mit lexicalischen

Sammlungen aus seinem engern Bezirk, dem Entlebuch, dehnte dieselben dann mit Hülfe verschiedener Freunde über andere Teile der Schweiz aus. So entstand sein reichhaltiger *Versuch eines Schweizerischen Idiotikon*, Aarau 1812, wie die älteren Idiotika auf die in der Schriftsprache nicht vorkommenden Wörter und Bedeutungen beschränkt, mit gelegentlichen Etymologieen. Vorangeschickt war eine kurze grammatische Einleitung. Diese erschien in bedeutend erweiterter Gestalt in dem gleichen Jahre wie Grimms erste Auflage selbständig unter dem Titel *Die Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie*. Wie bei Fulda waren die älteren germanischen Dialekte zur Erklärung der Laut- und Flexionsverhältnisse herbeigezogen, namentlich waren die althochdeutschen Sanktgaller Denkmäler benutzt mit Hülfe Füglistallers, der damals an einer Ausgabe der Schriften Notkers arbeitete, die aber niemals erschienen ist.

Stalders Leistungen wurden bedeutend übertroffen durch Joh. Andreas Schmeller.[1] Dieser wurde geboren 1785 zu Tirschenreuth in der Oberpfalz als der Sohn eines armen Korbflechters, der bald nach der Geburt des Knaben nach Altbayern übersiedelte. Er verlebte seine Jugend unter dem Volke, mit der Sprache und Denkart desselben aufs innigste verwachsend. Von grossem Einfluss auf seine Jugendbildung war der Pfarrer Anton Nagel, welcher eine Reihe von Sammlungen über bairische Provinzialismen, Volkslieder und Volksgebräuche angelegt hat, die durch Brand verloren gegangen sind. Nachdem er sich unter vielen Schwierigkeiten die Gymnasialbildung erworben hatte, widmete er sich dem Studium der Theologie, fand aber bald den Priesterberuf mit seiner Überzeugung unvereinbar. Er warf sich auf die Pädagogik, begeistert für die Ideen Pestalozzis. Die Not zwang ihn Soldat zu werden. Nach längerer Abwesenheit in Spanien und der Schweiz kehrte er in die Heimat zurück, wo er 1814 zum Oberlieutenant ernannt wurde. Frühzeitig hatte er über die Sprache im allgemeinen wie über seine heimatliche Mundart nachgedacht, zunächst im Zusammenhang mit seinen pädagogischen Bestrebungen. Als er 1816 auf Urlaub nach München ging, fand er mannigfache Anregung und Aufmunterung durch Docen und andere mit germanischen Studien beschäftigte Männer. Darunter waren einige, welche die Sprache Baierns zu ihrem besonderen Studium gemacht hatten. Der Historiker Lor. v. Westenrieder veröffentlichte 1816 ein *Glossarium Germanico-latinum vocum obsoletarum primi et medii aevi, imprimis Bavaricarum.* Der Bibliothekar Jos. Scherer arbeitete an einem bairischen Idiotikon. Durch des letzteren Vermittelung erhielt Sch. längeren Urlaub und Unterstützung zur Bereisung des Königreichs, um das Material für ein umfassendes Werk über die Mundarten desselben zu sammeln. Mit ausdauernder Energie hielt er an seinem Plane fest trotz allen sich entgegenstellenden Schwierigkeiten, trotz der Sorgen um seine Existenz, in die er durch das baldige Aufhören der Unterstützung gesetzt wurde. Von vielen Seiten erhielt er Beiträge, da schon vorher in Baiern das Interesse für den Gegenstand geweckt war. Als erster Teil seines Werkes erschien 1821 die grammatische Behandlung unter dem Titel *Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt.* Es folgte dann sein *Bayerisches Wörterbuch* 1827—37. Aus dem Militärdienst entlassen entfaltete Schmeller als Mitglied der Akademie (seit 1824), als Professor und Bibliotheksbeamter eine reiche wissenschaftliche Thätigkeit bis zu seinem Tode 1852.

Schmeller war zunächst ausgegangen von der Betrachtung der lebenden Mundart, ohne sich um den grammatischen Bau der älteren Sprache zu kümmern, worüber er in den Adelungschen Ansichten befangen war. Schon so fiel es ihm auf, dass sich die Mundart durch grössere Consequenz vor der Schriftsprache auszeichnete, und dass manches aus jener klar wurde, worüber diese ohne Aufschluss liess. Als er sich nun dem Studium der älteren Sprache zuwendete, bemerkte er zu seiner Überraschung, dass die in der Mundart auf-

gefundene Consequenz sich dort wieder fand und sich als eine direkte Fortsetzung der alten Verhältnisse herausstellte. Grimms Grammatik zeigte ihm dann deutlich die organische Einheit des germanischen Sprachstammes, an die er auch die Resultate seiner Dialektstudien anschliessen konnte. Das Eigentümlichste in seinen Mundarten Bayerns, wodurch er in einem wesentlichen Stücke über Grimms erste Auflage hinausging, war der erste Abschnitt, welcher noch die anspruchslose Überschrift «Aussprache» führt, aber als die erste eigentliche Lautlehre eines germanischen Sprachgebietes betrachtet werden kann. Sch. hatte sich als Grundlage ein Lautsystem entworfen, welches im Gegensatz zu der Verwirrung der Schriftsprache die ursprünglichen Verschiedenheiten und Übereinstimmungen bewahrte. Wie Lachmann die ursprünglichen Lautverhältnisse, namentlich die Quantitätsunterschiede der Vokale aus den Reimen bestimmte, so bestimmte sie Sch. aus den Lauten der lebenden Mundarten. Nicht so originell, weil auf der von Grimm geschaffenen Unterlage ruhend, aber doch höchst wertvoll war die Formenlehre. Leider wird die Übersichtlichkeit dadurch erschwert, dass die Abgrenzung des Gebietes eine politische ist, was zur Folge gehabt hat, dass wesentlich verschiedene Dialekte zusammen behandelt und dagegen von ihren nächsten Verwandten losgelöst sind.

Schmellers Grammatik ist das Muster für alle späteren wissenschaftlich gehaltenen Dialektgrammatiken gewesen, die in der Behandlungsweise lange Zeit nicht über ihr Vorbild hinausgekommen, vielfach dahinter zurückgeblieben sind.

[1] Nicklas, *Schmellers Leben und Wirken*, München 1885. K. Hofmann, *J. A. Schmeller. Eine Denkrede*. München 1885. Rockinger im Oberbayerischen Archiv, Bd. 43.

§ 72. Die zweite Ausgabe des ersten Teiles von Grimms Grammatik unterscheidet sich zunächst durch eine Äusserlichkeit von der ersten. Sie ist mit lateinischen Lettern gedruckt. G. folgt darin dem Beispiel, welches Rask zuerst in seiner angelsächsischen Sprachlehre gegeben hatte, und so ist dieser Umstand bezeichnend für den tiefgreifenden Einfluss, den Rask überhaupt auf das Buch gehabt hat. Schon keine blosse Äusserlichkeit ist ein zweiter Unterschied in der Druckeinrichtung, in dem wohl Lachmanns Einwirkung nicht zu verkennen ist. Es ist bei allen aus den älteren Dialekten angeführten Formen Bezeichnung der Vokallänge durchgeführt. Das war ein eminenter Fortschritt in der Behandlung der lautlichen Seite. Die principielle Durchführung der Bezeichnung nötigte dazu, sich in jedem einzelnen Falle Rechenschaft über die Quantität zu geben, wenn es auch nicht ausbleiben konnte, dass zunächst manche Irrtümer unterliefen, die namentlich dadurch veranlasst waren, dass die Quantität einer Mundart oder einer Zeit ohne weiteres auf die andere übertragen war.

Mit der Flexionslehre, die jetzt als zweites Buch erschien, war einerseits eine wesentliche Kürzung vorgenommen, indem die Belegstellen, ausser wo es sich um wenig belegte Formen handelte, fortgelassen waren, anderseits hatte sie eine bedeutende Bereicherung erfahren, indem möglichst vollständige Aufzählung der den einzelnen Flexionsklassen angehörigen Worte erstrebt war.

Das eigentlich Neue aber war das an Umfang noch bedeutendere erste Buch: *Von den Buchstaben*. Diese Überschrift, wofür wir jetzt lieber setzen würden «von den Lauten», ist allerdings bezeichnend für eine schwache Seite in Grimms Behandlung. Genauere Bestimmungen des Lautwerts der Schriftzeichen und damit ein Eindringen in die eigentliche Natur der Lautübergänge lagen Grimm noch fern. In dieser Beziehung waren ihm unter den Zeitgenossen Rask und Schmeller überlegen. Nichtsdestoweniger ist Grimms Lautlehre wohl noch eine originellere Leistung als seine Flexionslehre. Allerdings wird man nicht vergessen dürfen, dass das Verfahren, nach welchem G. das

Gesamtgebiet des Germanischen behandelte, schon vorher von Schmeller auf ein engeres Gebiet und einen beschränkteren Zeitraum angewendet war. Was aber sonst in dieser Richtung versucht war, auch von Rask, war immer nur fragmentarisch geblieben. Durch G. war mit einem Male eine imponierende Fülle von regelmässigen Lautentsprechungen zwischen den verschiedenen Dialekten und Zeiträumen nachgewiesen und, was das Wichtigste war, diese Fülle war nicht erreicht durch zufälliges Herausgreifen, sondern durch eine konsequente Durcharbeitung des Materials, die Regelmässigkeit erschien also als etwas im Wesen der Sprache Begründetes und davon Unzertrennliches.

Über den Kreis des Germanischen hinaus in das indogermanische Gebiet führte die imponierendste unter allen von G. aufgestellten Lautentsprechungen, das Gesetz der ersten Lautverschiebung. Man hat ihm die Entdeckung dieses Gesetzes abgesprochen und Rask zugewiesen. Dies ist bis zu einem gewissen Grade richtig und doch nicht ganz. Wir haben hier ein charakteristisches Beispiel für den allgemeinen Satz, den man bei geschichtlicher Betrachtung auf den verschiedensten Gebieten bestätigt findet, dass ein bedeutender Gedanke in der Regel nicht mit einem Male fertig bloss in einem Kopfe entspringt, sondern dass er allmählich vorbereitet wird, und dass ihm mehrere zugleich mindestens nahe kommen. Rask hat allerdings schon alle Einzelheiten des Grimmschen Gesetzes, nur dass er griech.-lat *b* = germ. *b* setzt. Aber auch er ist nicht der erste, der diese Aufstellungen gemacht hat. Einzelnes findet sich bei den verschiedensten älteren Gelehrten, die es zum Teil unabhängig von einander gefunden haben. So hatte z. B. schon Goldast bemerkt, dass lateinischem *p* ein deutsches *f* entspreche. Junius verglich lat. *c* mit germanischem *h*, Morhof ausserdem lat. *h* mit deutschem *g*. In einem Manuskripte der Upsalaer Bibliothek, von dem man glaubt, dass es von Benzelius herrühre, ist nach Noreen (Aperçu S. 12) schon die Entdeckung der Lautverschiebung enthalten. Ihre hat in der Einleitung zu seinem Glossar sämtliche von Rask aufgeführte Entsprechungen, und zwar mit reichlicheren Beispielen, jedoch untermischt unter eine grosse Zahl fälschlich angenommener Lautvertauschungen. Ähnlich verhält es sich mit Kanne. Unter diesen Vorgängern hat Rask jedenfalls Ihre gekannt und kann seine Zusammenstellungen kaum übersehen haben. Sein Verdienst würde dann nicht in der selbständigen Auffindung, sondern in der kritischen Aussonderung des Richtigen liegen. Grimm behält dann, abgesehen von der Beibringung vieler neuer Belege, das Verdienst, die Einzelheiten unter eine allgemeine Formel gebracht zu haben, auf die freilich die Reihenfolge bei Rask schon hinwies, und diese Formel auch auf die hochdeutsche Verschiebung übertragen zu haben, deren Einzelheiten vorher gleichfalls nicht unbemerkt waren. Der Wert einer solchen Formel ist nicht zu unterschätzen. Es ist nicht gleichgültig, ob man sagt, «χ ist zu *g*, ϑ zu *d*, φ zu *b* geworden», oder «Aspirata ist zur Media verschoben». Denn die letztere Fassung enthält die Erkenntnis, dass die drei Erscheinungen auf ein und denselben Prozess zurückzuführen sind. Es thut der Bedeutsamkeit der Entdeckung zunächst keinen Eintrag, dass die Grimmsche Formel allerdings einer wesentlichen Korrektur bedurfte.

§ 73. Für die folgenden Teile der Grammatik konnte Grimm natürlich immer mehr von den Fortschritten Vorteil ziehen, die rings um ihn gemacht wurden. Er konnte namentlich ein immer reichhaltigeres und zuverlässigeres Material benutzen. Nach seiner Gewohnheit liess er immer rasch drucken, was er fertig hatte, so dass sich seine Ansichten oft während des Druckes merklich verschoben.

Der zweite Teil (1826) und der dritte (1831) umfassten das dritte Buch: Von der Wortbildung. Auch diese ist, abgesehen von der natürlich auch hier

durchgeführten vergleichenden Methode, in einer eigentümlichen Weise behandelt, die bisher nicht Ihresgleichen in der Grammatik irgend einer Sprache gehabt hatte. In dem ersten Kapitel «Von der Bildung durch Laut und Ablaut» folgt G. den Spuren Ten Kates, indem er wie dieser die Ablautsreihen durch die Wortbildung hindurch verfolgt und dabei die allerdings unrichtige Ansicht adoptiert, dass die starken Verba den Ausgangspunkt für den Ablaut gebildet haben, und dass demnach jeder Ablaut in der Wortbildung auf ein zugrunde liegendes starkes Verbum weise. Demgemäss stellt er neben einem Verzeichnis der verbliebenen starken Verba auch ein reichhaltiges angeblich verlorener auf. Das zweite Kapitel behandelt die Ableitungssuffixe. Hierin berücksichtigt G. nicht bloss, wie es bisher in den Grammatiken üblich gewesen war, diejenigen Suffixe, mit denen noch immer neue Ableitungen bildbar sind, sondern auch das, was wir jetzt erstarrte Suffixe nennen würden, alle Elemente, durch welche die reine Wurzel Zuwachs erhalten hat. Er hat daher ein reiches Material zusammengetragen und in der Analyse der Wörter einen erheblichen Schritt vorwärts gethan. Jedoch ist eben das unterschiedslose Zusammenwerfen der noch lebendigen Suffixe mit den erstarrten nicht zu billigen; überhaupt ist die Bedeutung zu sehr vernachlässigt, die Anordnung ist zu mechanisch nach den einzelnen Lauten gemacht, die Analyse ist vielfach unrichtig ausgefallen und konnte nicht anders ausfallen, weil noch die notwendige Vorbedingung für eine korrekte Analyse fehlte, eine Zurückführung auf die indogermanische Grundform mit Hülfe der verwandten Sprachen. Ganz besonders ausführlich ist das dritte Kapitel «Von der Zusammensetzung» geraten. Hier hat G. ein grosses Material, welches man sonst dem Wörterbuche überlässt, in die Grammatik hineingezogen und dabei mit besonderer Vorliebe die reiche Fülle von Zusammensetzungen aus der altgermanischen Poesie ausgezogen. Dieser Gegenstand liess sich auch von rein germanischem Standpunkt aus viel vollkommener und unanfechtbarer behandeln als der des zweiten Kapitels, und der Abschnitt ist einer der allergelungensten. Im vierten und fünften Kapitel ist gleichfalls sehr vollständig die Bildung der Pronomina, Adverbia und Partikeln abgehandelt. Das sechste Kapitel «Genus» ist wohl mit der meisten Liebe gearbeitet im Anschluss an Ideen von W. v. Humboldt. Den Anschauungen der Volksphantasie in der Personifikation des Unbelebten nachzuspüren war so recht eine Aufgabe für das Gemüt J. Grimms. Es folgt noch die Behandlung der Komparation und Diminution und der sprachlichen Mittel für die Verneinung und die Frage und Antwort.

Mit dem vierten Bande (1837) begann die Syntax. Dies war wohl derjenige Teil der Grammatik, für welchen J. Grimms Begabung am wenigsten geeignet war. Scharfe logische Unterscheidung, wie sie dafür ein Haupterfordernis ist, war nicht seine Sache. Aber der von ihm eingenommene historische Standpunkt förderte doch auch hier überraschende Resultate zu Tage. Nur die Syntax des einfachen Satzes ist zur Ausführung gekommen. Sie ist aufgefasst als die Lehre von der Funktion der Redeteile und ihrer Flexionsformen, eine Auffassung, bei welcher freilich wichtige Momente unberücksichtigt bleiben mussten oder nur nebenher in Exkursen behandelt werden konnten.

Die Wirkung der deutschen Grammatik hat sich weit über das germanistische Gebiet hinaus erstreckt. Nach ihrem Muster konnte die Grammatik jeder andern Sprachfamilie bearbeitet werden. Man braucht nur die Grammatik der romanischen Sprachen von Diez, die der slavischen von Miklosich zu betrachten, und man wird überall das Vorbild durchblicken sehen. Auch die weitere vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen ist von Bopp nach Grimms Muster bearbeitet, und der letztere hat so dem ersteren die von ihm empfangenen Anregungen zurückgegeben. Damit aber ist die Bedeutung

des Werkes noch nicht erschöpft. Auch auf die geschichtliche Behandlung der übrigen Kulturgebiete liess sich die darin angewendete Methode bis zu einem gewissen Grade übertragen. Es bildet ein Funtamentalwerk der gesamten Kulturwissenschaft.

§ 74. Während J. Grimm rastlos an der Grammatik fortarbeitete, war Lachmann ebenso rastlos bemüht die Hauptwerke der mittelhochdeutschen Dichtung nach den Grundsätzen zu bearbeiten, wie sie ihm schon, als er die Auswahl erscheinen liess, vorschwebten. Er setzte seine sprachlichen und metrischen Untersuchungen fort. Hauptsächlich aber kam es jetzt darauf an, des handschriftlichen Materiales habhaft zu werden. Dazu gab die Reise 1824 die Gelegenheit. So erschienen denn während der ersten Berliner Zeit Lachmanns in rascher Folge seine kritischen Hauptleistungen auf mittelhochdeutschem Gebiete. Zuerst ausgearbeitet war der *Iwein* Hartmanns von Aue, wozu Benecke den grössten Teil des Materiales geliefert hatte, und wozu er treffliche, vorwiegend erläuternde Anmerkungen beisteuerte. Lachmanns Arbeit war am 31. März 1825 abgeschlossen. Wegen der Anmerkungen aber wurde die Ausgabe bis Anfang 1827 verzögert. So kam es, dass *Der Nibelunge Noth und die Klage* noch vorher (1826) erschien, der Text nach der Hs. A mit den Abweichungen der Rezension B., der von Lachmann sogenannten gemeinen Lesart. Es folgten *Die Gedichte Walthers von der Vogelweide* (1827), die L. ursprünglich in Gemeinschaft mit Köpke hatte herausgeben wollen, und *Wolfram von Eschenbach* (1833). 1836 erschien als Ergänzung der Nibelungenausgabe *Zu den Nibelungen und zur Klage,* worin die Varianten der damals bekannten und zugänglichen Hss. gegeben wurden und kritische Bemerkungen, welche die Zerlegung des Gedichtes in 20 Einzellieder und die Ausscheidung der angenommenen Interpolationen bis ins einzelnste durchführten.

Um Lachmanns Leistungen richtig zu würdigen, müssen wir zweierlei auseinander halten, die Verwertung der objektiven Grundlagen der Kritik und die subjektive kritische Thätigkeit. Was die erstere betrifft, so springt der eminente Fortschritt in die Augen, wenn man Lachmanns fast vollständige Ausschöpfung des zugänglichen Materiales vergleicht mit dem bisher beliebten einseitigen Anschluss an eine oft nur willkürlich herausgegriffene Hs. L. übertrug dabei nicht einfach ein schon in der klassischen Philologie allgemein übliches Verfahren auf die deutsche, vielmehr trat er auch für jene als Reformator auf. Gegenüber der subjektiven Willkür, mit welcher damals die Konjekturalkritik namentlich durch Gottfried Hermann gehandhabt wurde, verlangte er, dass das Konjicieren erst beginnen dürfe, nachdem mit Hülfe aller zu Gebote stehenden Mittel die echteste Überlieferung festgestellt sei. Er unterschied zwischen dieser ersten Leistung des Kritikers, der recensio und der erst auf Grund der recensio möglichen emendatio.

Die Berechtigung dieser Forderung müssen wir unbedingt anerkennen. Eine andere Frage aber ist: verdient Lachmanns Verfahren da, wo er über die recensio hinaus zur emendatio fortschreitet, das gleiche unbedingte Lob? Und ferner: ist die Entscheidung darüber[1], welches die echteste Überlieferung sei, immer richtig getroffen? Denn hierfür kommen doch bereits Gründe in Betracht, die nicht aus der Beschaffenheit der Überlieferung zu entnehmen sind, sondern auf subjektivem Urteil beruhen. Meiner Überzeugung nach hat L. in der Textherstellung des Parzival das Befriedigendste geleistet. Hier kann man nur über Nebenpunkte mit ihm rechten. Es liegt dies mit an der Beschaffenheit der Überlieferung. Der Nachweis, dass sämtliche Hss. sich in zwei Hauptklassen gruppieren, von denen die eine entschieden den Vorzug verdient, gab feste Grundsätze an die Hand. Der Vorzug der von L. geforderten Objektivität gegenüber dem subjektiven Belieben trat so in das hellste Licht. Nicht

ganz auf der gleichen Höhe scheint mir der Text des Willehalm und der Gedichte Walthers zu stehen, was wieder damit zusammenhängt, dass sich aus der Beschaffenheit der Überlieferung keine so einfachen Grundsätze ergaben. Am anfechtbarsten ist das Verfahren im Iwein und vollends in den Nibelungen. Die Stellungnahme zu diesen Leistungen Lachmanns ist charakteristisch für die Gegensätze, wie sie auch jetzt noch unter den Fachgenossen bestehen.

Irregeführt scheint mir L. nicht selten durch eine entschiedene Vorliebe für das Schwierige, Absonderliche, die ihn das Natürliche und Nächstliegende verschmähen liess. Einen anderen Fehler sehe ich darin, dass er zu häufig Entstellung durch Missverständnis der Vorlage angenommen hat, was bei mittelhochdeutschen Texten viel weniger angebracht ist als bei griechischen und lateinischen. Namentlich hat er es geliebt, durch die Kombination kleiner Abweichungen, wie sie doch der mittelhochdeutschen Überlieferung durchgängig eigen sind, etwas Neues, nicht Überliefertes herzustellen.

Ganz besonders ist bei L. die Unbefangenheit der Kritik gestört durch seine metrischen Theorieen. So sehr wir anerkennen müssen, dass er wesentliche Punkte der mittelhochdeutschen Metrik zuerst richtig erkannt und in fruchtbarer Weise für Grammatik und Textkritik verwertet hat, so kann doch die Ausgestaltung seiner Ansichten im einzelnen nicht als eine glückliche bezeichnet werden. Diese Ansichten finden sich zerstreut in den Anmerkungen zu seinen Ausgaben, namentlich in denen zu den Nibelungen und der zweiten Ausgabe des Iwein (1843). Nur für die althochdeutsche Metrik hat L. eine zusammenhängende Darstellung angefangen in der 1831—4 in der Akademie gelesenen Abhandlung *Über althochdeutsche Betonung und Verskunst*, wovon die erste Abteilung 1834 in den Abh. der Ak., dann weiter in den Schr. gedruckt ist, die zweite erst am letzteren Orte. Ein bedenklicher Schritt war schon die Aufstellung des Satzes, dass die Senkung immer einsilbig sein müsse. Weiterhin glaubte L. bei einem bestimmten willkürlich beschränkten Kreise von Dichtern (ausgeschlossen war z. B. Gottfried v. Strassburg, der doch seine Verse gerade mit besonderer Genauigkeit baut) eine Anzahl von Feinheiten beobachtet zu haben, die man, wenn sie wirklich beabsichtigt wären, doch nur als zwecklose Launen würde betrachten können, da sie keine Begründung in der Natur des Rhythmus und der Euphonie haben. Man merkt, dass es L. viel weniger darauf ankam, die Gesetze des Versbaues aus der Natur der Sache zu begreifen, als vielmehr, eine Handhabe für die Kritik zu gewinnen. Auf Grund solcher Aufstellungen hat nun L. teils Athetesen vorgenommen, teils Konjekturen gemacht, auch wo die Überlieferung gut beglaubigt ist, teils willkürlich die Lesarten einzelner Hss. bevorzugt. Am weitesten ist er hierin im Iwein gegangen, vornehmlich in der zweiten Ausgabe, die sich seiner Absicht nach zu der ersten etwa wie die emendatio zur recensio verhalten sollte. Dieser Vorgang Lachmanns ist von grossem Einfluss auf spätere Herausgeber gewesen.

Motive eigener Art waren für L. massgebend bei der kritischen Behandlung des Nibelungenliedes und der Klage. Die einmal angenommenen Grundanschauungen über die Entstehung dieser Gedichte waren zu tief bei ihm eingewurzelt, als dass er sich durch eine ganz von neuem anfangende unbefangene Prüfung davon hätte losmachen können. Vielmehr hat er dieselben nur consequenter bis in alle Einzelheiten durchgeführt, alles genauer bestimmt und schroffer und zuversichtlicher ausgesprochen. So ging er in der einseitigen Bevorzugung der Hs. A so weit, dass er alle anderen Hss. als wertlos für die Bestimmung der ursprünglichen Gestalt betrachtete, als ob sie aus dem vorliegenden Texte abgeleitet seien, was doch zweifellos nicht der Fall ist. Er unternahm es ferner die einzelnen angenommenen Lieder genau

abzugrenzen und sogar für die ausgesonderten Interpolationen verschiedene Verfasser zu unterscheiden. Die Aussonderung wurde vorgenommen auf Grund bestimmter Kriterien, die, wenn sie einmal zugestanden waren, dem Verfahren den Anschein strenger Methode gaben. Zwar ist meines Erachtens nachgewiesen, dass das einseitige Ausgehen von A, ohne welches ein grosser Teil der Lachmannschen Kritik hinfällig ist, nicht zu rechtfertigen ist, dass die aufgestellten Kriterien nicht konsequent gehandhabt, dass sie, diese angeblich festen Ausgangspunkte, sehr anfechtbar sind, dass keins von den Lachmannschen Liedern als selbständiges Ganzes denkbar ist, es hat sich endlich herausgestellt, dass bei L., ohne dass er dies je ausgesprochen hat, eine eigene Vorliebe für die Siebenzahl mitgewirkt hat: aber es darf nicht verschwiegen werden, dass ein erheblicher Teil der Fachgenossen an den Resultaten der Lachmannschen Kritik entweder schlechthin oder wenigstens in den Hauptpunkten festhält, und dass dieselbe auf die Behandlung anderer Gedichte übertragen ist. Man gibt eben ungern feste Ausgangspunkte preis, die dem Spiele des Scharfsinns lockende Resultate versprechen.

Einer textkritischen Leistung Lachmanns muss hier noch gedacht werden, der Abhandlung *Über das Hildebrandslied,* gelesen in der Akademie 1833, erschienen 1835. Sie ist von besonderer Wichtigkeit, weil in ihr die Aufstellung der metrischen Regeln für die alliterierende Dichtung versucht wurde. Hierbei ging L. leider fehl, indem er der alliterierenden Halbzeile wie dem Otfridschen Reimverse vier Hebungen zuzuweisen suchte, und sein Vorgang hat die Untersuchungen über die altgermanische Metrik in ganz falsche Bahnen geleitet, wofür freilich L. nur zum kleinsten Teile verantwortlich gemacht werden kann, da er ausdrücklich die vier Hebungen für nur noch im Hildebrandsliede nachweisbar erklärte.

Eine Arbeit Lachmanns tritt durch ihren Gegenstand aus dem Kreise der übrigen heraus. Ich meine die *Kritik der Sage von den Nibelungen* (zuerst im Rheinischen Museum III, 435 ff., geschrieben 1829). Er greift damit in das Arbeitsgebiet der Brüder Grimm, insbesondere Wilhelms hinüber, dessen *Heldensage* ihm bei der Abfassung der Abhandlung noch nicht vorgelegen hatte. Doch schon am Titel erkennt man, dass sich auch hierin die Eigentümlichkeit seiner wissenschaftlichen Thätigkeit nicht verleugnet. Auch hier kommt es ihm auf das Sondern an wie bei der kritischen Behandlung des Nibelungenliedes. Er versucht die Bestandtteile wieder auseinander zu lösen, aus deren Zusammensetzung sich die Sage gebildet hat, er versucht insbesondere das historische gegen das mythische Element abzugrenzen, also die Grundanschauung, die J. Grimm in den Gedanken über Mythos etc. ausgesprochen hatte, an einer bestimmten Sage im einzelnen durchzuführen. Er ist dabei wohl etwas über die Grenzen des Erreichbaren hinausgegangen, und in einem wesentlichen Punkte ist seine Argumentation noch auf der irrigen Voraussetzung basiert, dass die Gegend um Worms niemals Sitz der historischen Burgunder gewesen sei. Jedenfalls aber hat er einen richtigeren Weg zur Analyse der Sage eingeschlagen als gleichzeitig W. Grimm.

§ 75. Durch J. Grimms Grammatik und Lachmanns kritische Behandlung der Texte waren die Grundbedingungen geschaffen, die zum Aufbau einer strengen Wissenschaft unbedingt erforderlich waren, auf die man bei aller Forschung rekurrieren musste. Die Brüder Grimm fügten dazu noch die Fundamentalwerke für einige spezielle Disziplinen. Sie setzten damit ihre früheren Bestrebungen fort, gaben denselben aber mit Hülfe der neugewonnenen Grundlagen den Charakter strengerer Wissenschaft. Ein derartiger Missbrauch, wie er früher mit der Etymologie in der Mythen- und Sagenforschung getrieben war, war nun nicht mehr möglich. Analogieen aus den sprachlichen

Verhältnissen wurden mit Vorliebe von Jacob auf die übrigen Kulturgebiete übertragen. Es wurde auch für diese, die auf Grund der Sprachbeobachtung gewonnene genauere Erkenntnis der Verwandtschaftsverhältnisse verwertet. Dies hatte zur Folge, dass die Kombination sich jetzt innerhalb engerer Grenzen bewegte, und dass die Möglichkeit eines historischen Zusammenhanges zwischen Erscheinungen, die etwas Vergleichbares boten, genauer abgewogen wurde. Anderseits aber lässt sich nicht läugnen, dass J. G. in der Übertragung der sprachlichen Analogieen zu weit gegangen, dass er dadurch namentlich in seiner Neigung bestärkt ist, Übereinstimmungen zwischen verwandten Völkern sofort auf Urgemeinschaft zurückzuführen.

§ 76. Das älteste unter den hierher gehörigen Werken sind Jacobs *Deutsche Rechtsaltertümer* (1828, zweite Ausgabe 1854). Er hat damit eine Seite seines ehemaligen Fachstudiums ergriffen, die sich auf das engste mit den Lieblingsneigungen berührte, die ihn der Jurisprudenz entfremdet hatten. So wenig die logische Analyse von Rechtssätzen seiner Natur zusagen konnte, so sehr musste er sich von der lebendigen Erscheinung des alten Rechts angezogen fühlen, von dem sinnlichen Elemente der deutschen Rechtsgeschichte, wie er es in der Vorrede nannte. Hier fand er das selbe stille Walten der Volksphantasie, das selbe Festhalten an alter Überlieferung wie in Sage und Mythos. Bezeichnend war daher der Titel, den er der wichtigsten unter den in der Zschr. f. geschichtl. Rechtswissenschaft erschienenen Abhandlungen (vgl. § 62), der Hauptvorarbeit für die Rechtsaltertümer gab: *Von der Poesie im Recht.* Das sinnliche Element, dem J. G. seinen Sammelfleiss zuwendete, zeigte sich einerseits in der Rechtssprache, insbesondere in den bei Rechtshandlungen angewendeten Formeln, die sich durch eine poetische Fülle und Bildlichkeit auszeichneten und sich vielfach auch der formellen Mittel der Poesie, der Alliteration und des Reimes bedienten; anderseits in den ursprünglich von allen Rechtshandlungen unzertrennlichen Symbolen. Diesen beiden Elementen ist eine besondere umfängliche Einleitung gewidmet, und sie finden auch in den sechs Büchern des Werkes, in denen die einzelnen Rechtsverhältnisse besprochen sind, eingehende Berücksichtigung. Vorgearbeitet war ihm, wie er selbst rühmend hervorhebt, im 18. Jahrhundert namentlich von Heineccius und Haltaus. Von der historischen Schule war für die hier von Grimm gepflegte Seite des deutschen Rechtes noch wenig geleistet. Ihr gegenüber, der doch immer die Erläuterung des geltenden Rechtes die Hauptsache war, vertritt Gr. den Standpunkt des von allen praktischen Zwecken absehenden reinen Historikers und geht damit einen bedeutenden Schritt über sie hinaus. Damit im Zusammenhange steht es, dass er ein Quellenmaterial herangezogen hat, welches für die Juristen vom Fach abseits lag. Mit Vorliebe sind die Rechtsaufzeichnungen benutzt, die direkt aus dem Volksmunde geschöpft sind, die sogenanten Weistümer. Es sind ferner die Quellen, die nur zufällig auf Rechtsverhältnisse Bezug nehmen, namentlich die poetischen ausgeschöpft. Was aber die Hauptsache ist, zum ersten Male ist das Gesamtgebiet des germanischen Rechts umspannt. Die Idee zu einer vergleichenden Rechtsgeschichte der germanischen Völker ist gegeben, ja es werden auch die Ansätze zu einer über das germanische Gebiet hinausgehenden vergleichenden Betrachtung gemacht.

§ 77. Es folgt der Zeit nach *Die deutsche Heldensage* von W. Grimm (1829). Das Werk zerfällt in zwei Hauptteile: *Zeugnisse* und *Ursprung und Fortbildung.* Der erstere, welcher den bei weitem grösseren Umfang hat, war eine weitere Ausführung der früheren Arbeit in den altdeutschen Wäldern. Als ein mit grossem Sammelfleisse zusammengebrachtes Quellenwerk ist dieser Teil der Hauptsache nach unveraltbar, wenn auch einzelne Berichtigungen und Nachträge erforderlich geworden sind und vielleicht noch weiter erforder-

lich werden. Das gleiche lässt sich von dem zweiten Teile nicht sagen. Zwar ist auch hier das Bestreben anzuerkennen, möglichst objektiv zu verfahren, möglichst die Quellen selbst reden zu lassen, und die Charakterisierung gewisser Eigenheiten des Volksepos, die Erörterungen über Sängerstand und Vortragsweise werden immer grundlegend bleiben. Dagegen die allgemeine Anschauung über die Entstehung der Sage und ihr Verhältnis zur Geschichte wird kaum zu halten sein. Trotz einer ängstlichen Behutsamkeit, welche mit einem Urteil über die letzten Fragen lieber zurückhalten möchte, hat er sich zu Aufstellungen verleiten lassen, die heutzutage nicht leicht jemand billigen wird. Er sträubt sich dagegen geschichtlichen Ursprung der Sage anzuerkennen, auch da, wo die Beziehung zur Geschichte unläugbar ist. Er nimmt für diese Fälle sekundäre Anlehnung der in ein höheres Altertum zurückreichenden Sage an die geschichtlichen Persönlichkeiten und Begebenheiten an. Er sieht daher in manchen Helden, z. B. in Dietrich und Etzel die Verschmelzung einer sagenhaften und einer geschichtlichen Person, etwa durch Namensgleichheit veranlasst. So wenig aber wie in der Geschichte will W. Grimm den eigentlichen Ursprung der Sage im Mythus sehen, so dass sie schliesslich als etwas selbständiges Drittes von unbekannter Herkunft hingestellt wird.

§ 78. Das dritte Fundamentalwerk ist Jacobs *Deutsche Mythologie* (1835, erweitert und umgearbeitet 1844, in vierter Auflage mit Grimms Nachträgen, besorgt von E. H. Meyer 1875—8).

Seit dem Erscheinen der Abhandlung über die Irmenstrasse hatte es an Werken über die deutsche Mythologie nicht gefehlt. Zumeist aber waren dieselben wunderlicher Art. Einen Versuch zu systematischer Behandlung der skandinavischen und der deutschen Mythologie, der immerhin als eine respektable Vorarbeit anerkannt werden muss, hatte Franz Joseph Mone gemacht in seiner *Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa,* die als 5. und 6. Teil der zweiten Auflage von Creuzers *Symbolik* 1822—3 erschienen ist. Mone war ausser durch Creuzer auch durch die früheren Arbeiten der Brüder Grimm angeregt. Er zeigt wie in allen seinen Arbeiten grossen Sammelfleiss, aber ohne den wünschenswerten Grad von Genauigkeit und Kritik, ohne tiefere Auffassung und ohne Geschick der Darstellung. Es fehlt namentlich an einer Zusammenfassung des Zusammengehörigen, während anderseits vorschnell kombiniert und ausgedeutet wird. Aus der Heldensage, die eingehend behandelt ist, hat Mone möglichst viel Stoff für die Mythologie zu gewinnen versucht, hierin von W. Grimm abweichend, während er mit ihm darin übereinstimmt, dass er die geschichtlichen Elemente als etwas Secundäres betrachtet. Die skandinavische Mythologie war vornehmlich von Finn Magnusson (vgl. § 49) behandelt in *Eddalæren og dens Oprindelse* (1824—6) und *Priscae veterum Borealium mythologiæ lexicon,* im dritten Bande der Arna-Magnæanischen Eddaausgabe, auch besonders erschienen (1827).

Grimms deutsche Mythologie beschränkt sich auf ein engeres Gebiet als die deutsche Grammatik. Die reichen skandinavischen Quellen sind absichtlich beiseite gelassen, um der Frage, ob und wieweit die skandinavische Mythologie urgermanisch sei, nicht vorzugreifen, wobei es freilich nicht ausbleiben konnte, dass die ergänzende Phantasie doch unbewusst durch diese vollständigere Überlieferung beeinflusst wurde. Infolge dieser Beschränkung stand nur ein trümmerhaftes, entsetzlich zerstreutes Material zur Verfügung. Dieses von allen Seiten herbeizuschleppen und zusammenzuordnen war die nächste Aufgabe, und diese ist von Grimm mit dem erstaunlichsten Fleisse und der erstaunlichsten Achtsamkeit gelöst. Es ist dabei ebensowohl die mündliche als die schriftliche Überlieferung aller Zeitalter berücksichtigt. Bei

diesem nach allen Seiten hin gekehrten Suchen nach Spuren alten Götterglaubens ist es allerdings auffallend, dass gerade die Heldensage so wenig dafür ausgebeutet ist trotz der vorausgegangenen Versuche Lachmanns und Mones. Bei dem Erscheinen des Werkes musste man den Eindruck bekommen, dass sich plötzlich ein grosser Reichtum aufgethan habe da, wo man bisher nur kümmerliche Dürftigkeit zu sehen gewohnt war. Aber freilich eine kritische Prüfung zeigt, dass ein grosser Teil dieses Reichtums durchzustreichen ist. Auch hier finden wir in der Hauptsache das gleiche Verfahren wie in den früheren Arbeiten der Brüder. Alle Eigentümlichkeiten in Poesie, Glauben und Sitte des Volkes werden auf uralte Tradition zurückgeführt; was die jüngere Zeit in selbständiger Umbildung und Neuschöpfung geleistet hat, wird unterschätzt, Entlehnung aus der Fremde abgewiesen. So ist vieles in das Werk aufgenommen, was an sich als kulturgeschichtliches Material recht wertvoll ist, was aber nicht, wie es Grimm annahm, altgermanisch, ja nicht einmal überhaupt mythisch ist. Trotz aller Bemühungen Grimms müssen wir gestehen, dass unser Wissen von der eigentlichen Götterlehre unserer Vorfahren ein äusserst dürftiges ist und immer bleiben wird, auch nach einem so glücklichen Funde, wie es die Merseburger Zaubersprüche sind, die G. für die zweite Auflage verwenden konnte. Weit besser daran sind wir in Bezug auf den Dämonenglauben, der sich neben dem Christentume ohne direkten Konflikt erhalten konnte, wiewohl natürlich auch hier die jüngere Überlieferung nicht ohne weiteres in das höchste Altertum übertragen werden darf.

In der Ausdeutung der Mythen hat G. im Gegensatz zu seinen Vorgängern und Nachfolgern eine grosse Enthaltsamkeit gezeigt. Man darf ihm dies gewiss nicht zum Vorwurf machen. Um hierin mit Aussicht auf Erfolg vorzugehen war das Material durchaus unzureichend. Es bedurfte dazu erst der systematischen Vergleichung der Mythologie sämtlicher indogermanischer Völker. Auf eine solche weist zwar G. an vielen Stellen hin. Aber die Heranziehung der fremden Mythologieen bleibt doch immer eine sporadische. Mannigfache Anregung ist dadurch gegeben. Indessen ist nicht zu läugnen, dass gerade eine solche Art des Vergleichens dazu angethan war, die Unbefangenheit der Auffassung zu trüben. Das Gefährliche lag darin, dass die deutsche Mythologie in den Mittelpunkt gestellt war und aus den ausserdeutschen Mythologieen nur herangezogen wurde, was dazu zu passen schien. Dagegen war es vielmehr erforderlich, erst aus den gut überlieferten Mythologieen festzustellen, was als indogermanisches Gemeingut zu betrachten ist, um einen Masstab dafür zu gewinnen, was in der germanischen Überlieferung als Rest echter alter Volksmythologie zu gelten hat.

§ 79 Neben diesen grundlegenden Werken läuft manche andere Arbeit der Brüder her. Abgesehen von vielen kleinen Abhandlungen und Recensionen, an denen namentlich Jacob fruchtbar war, gehört hierher Wilhelms Buch *Über deutsche Runen* (1821), welches die Runenforschung in Deutschland einführte und für lange Zeit das beste Hülfsmittel zur Orientierung auf diesem Gebiete bildete; ferner mehrere Ausgaben. In diesen zeigt sich der Einfluss Lachmanns, zugleich aber auch der charakteristische Unterschied ihrer Interessen von den seinigen, indem ihnen die Textherstellung nicht Endzweck ist, sondern als Substrat für literargeschichtliche Forschung dient, und dabei ist es wieder das Traditionelle in der Poesie, was sie anzieht. So nahm Wilhelm in seiner Ausgabe von Freidanks Bescheidenheit (1834) Gelegenheit, die Geschichte der sprüchwörtlichen Dichtung zu verfolgen. In seiner Ausgabe der goldenen Schmiede von Konrad von Würzburg (1840), wovon er schon in den Altdeutschen Wäldern einen Abdruck geliefert hatte, behandelt er die typischen Symbole für die Jungfrau Maria. In seiner Ausgabe des Rolandsliedes nimmt die Unter-

suchung über die Sage einen beträchtlichen Raum ein. In noch viel höherem Grade aber bilden in Jacobs *Reinhard Fuchs* (1834) die mitgeteilten Texte nur die Unterlage für sagengeschichtliche Untersuchungen. Hier wurde eine Arbeit zum Abschluss gebracht, die schon sehr früh begonnen war, und an der ursprünglich auch Wilhelm Anteil hatte. Es zeigt sich darin wieder die charakteristische Eigenheit der Brüder, der wir überall begegnet sind. J. G. versucht nachzuweisen, dass das mittelalterliche Tierepos, welches jetzt fast allgemein als eine Ausgestaltung der antiken Fabel mit von vornherein satirischer Tendenz anerkannt ist, auf uralter naiver Volkssage beruhe, und dass die Übereinstimmung mit der antiken Fabel auf eine gemeinindogermanische Grundlage zurückzuführen sei. Das Buch ist mit besonderer Freude am Gegenstande gearbeitet, und das Gemütlichansprechende der Ausführung kann leicht über die Irrigkeit der Grundanschauung hinwegtäuschen.

§ 80. Im Jahre 1829 hatten die Brüder Grimm Kassel verlassen. Zurücksetzung von Seiten der hessischen Regierung veranlasste sie einen Ruf nach Göttingen anzunehmen. Hier vereinigten sie mit einer Bibliotheksstellung die Lehrthätigkeit an der Universität, zu der ihre Natur freilich wenig geeignet war. Wegen ihrer Teilnahme an dem bekannten Proteste der Göttinger Sieben 1837 ihres Amtes entlassen, sahen sie sich in Kassel, wohin sie sich wieder zurückgezogen hatten, den dringensten Sorgen um ihre Existenz preisgegeben. Ihre Notlage veranlasste sie auf den Antrag zur Ausarbeitung eines deutschen Wörterbuches einzugehen (vgl. § 97). Dadurch wurden sie von der bisherigen Richtung ihrer Thätigkeit abgelenkt. Die neue Verpflichtung trug wohl vor allem die Schuld, dass die Grammatik nicht zum Abschluss gebracht wurde. Zwar verschaffte ihnen 1840 die Berufung an die Berliner Akademie wieder eine unabhängige Lage. Aber doch bildete nunmehr das Wörterbuch den Mittelpunkt ihrer Thätigkeit. Die früheren Bestrebungen wurden daneben durch kleinere Abhandlungen fortgesetzt, deren Jacob eine erhebliche Anzahl lieferte. Noch zu einem grossen Werke fand dieser Musse, der *Geschichte der deutschen Sprache* (Leipz. 1848), in welchem die in der Grammatik gemachten Aufstellungen unter dem Einflusse der fortgeschrittenen indogermanischen Sprachwissenschaft mehrfach modificiert, vor allem aber die wurzelhaften Elemente der Sprache etymologisch behandelt wurden, freilich nicht ohne grosse Willkür der Kombination, die vielfach an die Zeiten vor der Grammatik erinnert. Seinen eigentümlichen Charakter aber erhält das Werk dadurch, dass die sprachlichen Untersuchungen zur Unterlage ethnologischer und kulturgeschichtlicher Forschungen gemacht werden.

Wilhelm Grimm starb am 20. Dezember 1859, Jacob folgte ihm am 20. September 1863.

7. DIE NEUZEIT.

§ 81. Wir fassen in dieser letzten Abteilung alles zusammen, was schon unter dem Einflusse von Grimms Grammatik, wenn auch nur des ersten Bandes steht, soweit es nicht schon als zur Grundlegung der Wissenschaft gehörig in der vorigen hat behandelt werden müssen. Wir werden demnach bis zum Erscheinungsjahre des ersten Bandes zurückzugreifen haben.

Durch J. Grimm ist Deutschland das Centralland der germanistischen Forschungen geworden und ist es auch bis jetzt geblieben. In den Niederlanden, in England, in Skandinavien hat sich die wissenschaftliche Arbeit mit verhältnismässig wenigen Ausnahmen, die namentlich das neutrale Gotische

betreffen, auf das eigene spezielle Gebiet beschränkt, ist freilich darum auf diesem, namentlich in den skandinavischen Ländern am intensivsten gewesen. In Deutschland hat zwar auch die Bearbeitung des besonderen Eigentums bei weitem überwogen, doch ist immer auch das Gesamtgebiet in den Kreis der Forschung gezogen, und hat sich sogar ein Spezialstudium der übrigen Zweige des Germanischen herausgebildet. Romanische und slavische Forscher haben die germanische Philologie bisher hauptsächlich nur durch die Behandlung der internationalen Überlieferung gefördert.

In Deutschland wurde die germanische Philologie äusserlich immer mehr als gleichberechtigt mit den übrigen Wissenschaften anerkannt, indem nach und nach an allen Universitäten besondere Lehrstühle dafür errichtet wurden, zuletzt in Jena (1867) und in Bern. Damit konzentrierte sich natürlich auch der Betrieb in den Universitätsstädten, und er gewann dort sehr an Ausdehnung, seitdem in den meisten Staaten Kenntnis des Altdeutschen unter die Forderungen für die Prüfung der Kandidaten des höheren Schulamts aufgenommen wurde. Die wissenschaftliche Vertretung des Englischen an der Universität wurde, soweit eine solche überhaupt stattfand, vom Angelsächsischen abgesehen, längere Zeit hindurch den Romanisten überlassen. Erst in neuester Zeit hat man angefangen (Strassburg ist 1871 vorangegangen), besondere Lehrstühle für englische Philologie zu gründen, was natürlich sehr dazu beiträgt, diesem Zweige eine relative Selbständigkeit zu geben. Eine besondere Vertretung der skandinavischen Philologie ist auf einzelne Fälle beschränkt geblieben. Die Pflege der neueren deutschen Literatur wurde von den eigentlichen Germanisten, auch im akademischen Unterricht lange vernachlässigt und blieb dem Zufall, vielfach dem Dilettantismus anheim gegeben. Nicht selten war sie ein Nebenwerk der Philosophen. Erst etwa seit 15 Jahren hat sich hierin ein wesentlicher Umschwung vollzogen. Geschulte Germanisten haben ihre Unterrichtsthätigkeit auf die neuere Literatur ausgedehnt. Bald aber ist auch der Anfang zur Abzweigung besonderer Professuren für dieses Gebiet gemacht.

Ziemlich ähnlich haben sich nach und nach auch die Verhältnisse in den skandinavischen Ländern entwickelt. Dagegen sind in England die germanistischen Studien immer vorwiegend der Privatliebhaberei überlassen geblieben.

§ 82. Wir lassen nun zunächst diejenigen Persönlichkeiten an uns vorübergehen, welche in der Entwickelung der Wissenschaft eine hervorragende Rolle gespielt haben, soweit sich solche nicht auf eine einzelne Leistung erstreckt. Wir heben dabei besonders diejenigen heraus, die eine bestimmte Richtung vertreten und Schule gemacht haben.

In Deutschland finden wir neben den eigentlichen Begründern der Wissenschaft noch manchen Mann der älteren Generation, den wir schon erwähnen mussten, über unseren Zeitraum hin thätig. So besonders v. d. Hagen, Mone, Schmeller.

Wenig jünger als die Brüder Grimm war Ludwig Uhland.[1] Er trat auch um die selbe Zeit wie sie an die Öffentlichkeit, aber nur als Dichter, zunächst in einer Richtung, die der Fouqués am nächsten verwandt war, namentlich in der Hinneigung zum nordischen Altertum, das ihm aus Saxo Grammaticus frühzeitig bekannt wurde. Bald schloss er sich wie die Brüder Grimm der Heidelberger Richtung der Romantik an. Das Wunderhorn war für seine Entwickelung entscheidend, und er machte zunächst auf dem Gebiete der Dichtung eine ähnliche Wendung wie die Brüder auf dem der Forschung. Er streifte das Phantastische der Romantik mehr und mehr ab und suchte das volkstümliche Wesen und die Verhältnisse der Vergangenheit möglichst rein in sich aufzunehmen und wiederzugeben. Dies Bestreben führte ihn not-

wendig auch zu strengeren geschichtlichen Studien. Seine wissenschaftliche Thätigkeit begann auf dem romanischen Gebiete mit der Abhandlung *Über das altfranzösische Epos* (1812). Von Arbeiten über die ältere deutsche Literatur, die er in den zwanziger Jahren auszuarbeiten anfing, wurde zunächst nur die treffliche Charakteristik *Walther von der Vogelweide* veröffentlicht (1822), die den Boden für Lachmanns Ausgabe bereitete. Seine kurze akademische Thätigkeit (1830—3) nötigte ihn zu einer Zusammenfassung seiner Resultate. Aber auch später war er zurückhaltend mit Veröffentlichungen. Die ganze Fülle seiner Leistungen wurde erst nach seinem Tode zugänglich gemacht in Uhlands *Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage* (1865—8). Uhland bewegt sich im wesentlichen auf dem gleichen Gebiete wie die Brüder Grimm in ihrer ersten Periode. Geschichte der altgermanischen und mittelalterlichen Poesie hat er sich zur Aufgabe gestellt, und zwar mit Betonung des poetischen Gemeinguts, der Sage und der traditionellen Motive. Die Mythologie schliesst sich daran naturgemäss an.

Dichter und Forscher zugleich und Politiker dazu wie Uhland war auch Heinrich Hoffmann (1798—1874),[2] der sich der Weise mittelalterlicher Dichter gemäss nach seinem Heimatsort von Fallersleben zubenannte. Anfangs durch Welcker für die Archäologie begeistert, wurde er 1818 bei einem Besuche in Kassel durch J. Grimm für die germanische Philologie gewonnen. Nachdem er sich dann einige Zeit in Bonn, in den Niederlanden, in Berlin aufgehalten hatte, erhielt er 1823 eine Bibliotheksstelle in Breslau, 1830 eine Professur daselbst. Wegen seiner politischen Dichtungen 1843 entlassen, führte er fortan meist ein unruhiges Wanderleben, bis er 1860 zum Bibliothekar des Herzogs von Ratibor ernannt wurde. Seine literarische Thätigkeit beginnt schon 1821. Hoffmann war besonders glücklich in der Aufspürung von Handschriften und seltenen Drucken, wozu ihm seine vielen Reisen Gelegenheit gaben. Seine ausgedehnte Arbeit geht fast ganz auf in der Veröffentlichung von Texten und bibliographischen Arbeiten.

Eberhard Gottlieb Graff (1780—1841), früher im Unterrichtswesen thätig, widmete sich seit 1820 den germanistischen Studien, angeregt durch Grimms Grammatik und den persönlichen Verkehr mit Lachmann. Seine Thätigkeit konzentriert sich um die Erforschung des Althochdeutschen.

Hans Ferdinand Massmann (1797—1874) hat zuerst durch den Turnvater Jahn eine bestimmte Lebensrichtung erhalten. Auch später schwankte er in seiner Lehrthätigkeit in München und Berlin zwischen Pädagogik im Sinne Jahns und germanischer Philologie. Als Herausgeber hat er eine reiche Thätigkeit entfaltet, es fehlte ihm aber an voller Genauigkeit und noch mehr an Kritik.

Zu den ältesten Schülern Lachmanns in Berlin gehörte Wilhelm Wackernagel[3]. Geb. 1806 in Berlin hat er sich in seiner Jugend auf das kümmerlichste durchschlagen müssen. Frühzeitig wirkten auf den Knaben die Dichtungen der Romantiker, die ihn auch zu eigener Produktion anregten, sowie die Ideen der Turner und der Burschenschaftler. Massmann war der erste Germanist, zu dem er in Beziehung trat. Auf der Universität war er zunächst Schüler v. d. Hagens, dann Lachmanns. 1828—30 lebte er in Breslau in engster Verbindung mit Hoffmann v. F., seit 1830 wieder in Berlin, wo er zu Simrock in nahe Beziehung trat. Ein Ruf nach Basel (1833) befreite ihn endlich aus seiner bedrängten Lage. Er ist dieser Stadt bis an sein Ende (1869) treu geblieben, wiewohl ihm mehrmals die Gelegenheit zu einem viel grösseren Wirkungskreise geboten war. An Lachmann schliesst er sich an in Bezug auf die Exaktheit seiner Arbeitsweise, aber die Richtung seiner Thätigkeit ist eine wesentlich andere, am nächsten der von W. Grimm verwandt.

Man kann wohl sagen, dass W. der vielseitigste unter allen Germanisten gewesen ist. Über J. Grimm geht er namentlich noch darin hinaus, dass er auch die bildenden Künste in den Bereich seiner Forschung gezogen hat. Freilich aber hat er sich, abgesehen von einem Gebiete, mit sorgfältigen Einzeluntersuchungen begnügt.

Ohne Lachmanns unmittelbarer Schüler zu sein schliesst sich ihm doch in jeder Beziehung am nächsten an Moriz Haupt[1]. Geboren zu Zittau 1808 studierte er 1826—30 klassische Philologie in Leipzig, wo er durch G. Hermann die bestimmte Richtung auf Textkritik erhielt. Aber schon vorher zog es ihn noch stärker zu dem Studium des deutschen Altertums, worin ihm die Arbeiten J. Grimms, Beneckes, Lachmanns Führer wurden. Nach Beendigung seiner Studien privatisierte er in der Heimat. Von Bedeutung für seine Entwickelung wurde es, dass er im Jahre 1834 in persönliche Beziehung zu Hoffmann von Fallersleben und Lachmann trat. Mit dem letzteren knüpfte sich ein enges Freundschaftsband, welches durch häufige gegenseitige Besuche immer mehr gefestigt wurde. 1837 habilitierte sich H. in Leipzig und erhielt 1843 dort die ordentliche Professur für deutsche Sprache und Literatur. Wegen seiner Teilnahme an den politischen Bestrebungen des Jahres 1848 wurde er 1850 seines Amtes entsetzt. 1853 wurde er als Lachmanns Nachfolger nach Berlin berufen, wo er 1874 starb. Wie Lachmann vereinigte H. dauernd die Beschäftigung mit der klassischen und die mit der deutschen Philologie, und zwar auch so, dass in der früheren Zeit die letztere, in der späteren die erstere in den Vordergrund trat, und wie bei Lachmann bildete die Kritik den Mittelpunkt seiner Thätigkeit. Ihm war eine eminente Begabung zur Konjekturalkritik eigen, worin er meiner Überzeugung nach Lachmann überragt, und dieser Begabung entsprechend wählte er sich mit Vorliebe besonders schlecht überlieferte Texte zur Behandlung. Äusserst anregend für weite Kreise war Haupt als Dozent. Seine Verehrung für Lachmann ging bis zur unbedingten Annahme aller Aufstellungen desselben. Diese Abhängigkeit und ein starkes Selbstgefühl, welches ihn dazu verführte, fremde Leistungen zu unterschätzen, haben seinen Blick nicht selten getrübt.

Ein fast ebenso unbedingter Verehrer von Lachmann war Karl Müllenhoff, geboren zu Marne in Holstein 1818, seit 1844 Privatdozent, dann Professor in Kiel, 1858 nach Berlin berufen, wo er 1884 starb. Auch er suchte anfangs die Verbindung der klassischen Philologie mit der deutschen aufrecht zu erhalten, konzentrierte sich aber bald auf die letztere. Wiewohl ihm Lachmann höchstes Muster der Methode war, wurde er doch in Bezug auf das Gebiet, welches er sich als Hauptarbeitsfeld wählte, viel mehr durch die Brüder Grimm bestimmt. Er setzte es sich als eigentliches Lebensziel, die altgermanische Kultur, wie sie vor dem Eindringen christlicher und antiker Einflüsse bestand, zu rekonstruieren. Er hat dazu ein kolossales Material gesammelt und kombiniert, ohne aber mit der Verarbeitung desselben fertig zu werden. So ist auch das Werk, welches seine Hauptresultate zusammenfassen sollte, seine *Deutsche Altertumskunde* Bruchstück geblieben. Erschienen ist davon Bd. I (1870), V, 1 (1883), II nach seinem Tode (1887). Übrigens würde dasselbe, auch wenn es vollendet wäre, nicht als eine vollständige Altertumskunde, sondern nur als eine Sammlung von Untersuchungen zur Altertumskunde betrachtet werden können. Abgesehen davon, dass viel Mühe gerade auf Gegenstände verwendet ist, die eigentlich ausserhalb liegen und nur einen gewissen Zusammenhang mit der deutschen Altertumskunde haben, so sollte ausser den Stammesverhältnissen und gewissen Punkten der Urgeschichte doch nur die Phantasiethätigkeit der alten Germanen, ihre Götter- und Heldensage behandelt werden. Die Untersuchung der natürlichen Lebensbedingungen,

der Wirtschaft, des Rechtes lag Müllenhoff fern. Damit hängt es zusammen, dass seine Auffassung des Altertums noch wie bei den Brüdern Grimm stark idealistisch gefärbt ist. Auch gehen seine Konstruktionen meiner Überzeugung nach wie die Lachmanns erheblich über das Erreichbare hinaus.

Karl Weinhold, geboren zu Reichenbach in Schlesien 1823, 1847 Privatdozent in Halle, dann Professor in Breslau, Krakau, Graz, Kiel, 1876 wieder nach Breslau berufen, hat sich noch näher als Müllenhoff an J. Grimm angeschlossen, während er sich Lachmann freier gegenüber gestellt hat. In seiner vielseitigen Thätigkeit tritt die Beschäftigung mit Sprache und Sittenkunde am meisten hervor.

Gegen die Exklusivität Lachmanns und seiner engeren Schule und dem in derselben herrschenden Autoritätsglauben entstand allmählich eine Gegenströmung, die sich besonders einige Jahre nach Lachmanns Tode in der Opposition gegen seine Behandlung des Nibelungenliedes geltend machte. Es entwickelten sich scharfe Parteigegensätze, die leider bis heute noch nicht überwunden sind. Unter den Männern aus dem entgegengesetzten Lager sind die folgenden hervorzuheben. Adolf Holtzmann, geboren 1810 zu Karlsruhe, verband das Studium der germanischen Philologie, worin er ein Schüler Schmellers war, mit dem der indischen, wurde 1852 Professor in Heidelberg, wo er 1870 starb. Er war ideenreich, aber phantastisch willkürlich, zum Paradoxen geneigt. Seine Hauptverdienste liegen wohl auf dem sprachlichen Gebiete. Franz Pfeiffer[5], geboren zu Bettlach bei Solothurn 1815, in München Schüler Massmanns, seit 1842 in Stuttgart, wo er 1846 Bibliothekar wurde, 1857 als Professor nach Wien berufen, gestorben 1868, war wie Haupt, zu dem er anfangs in freundlicher Beziehung stand, vorzugsweise als Herausgeber mittelhochdeutscher Texte thätig und als solcher ausserordentlich fruchtbar, wenn auch nicht immer die höchsten Anforderungen an Akribie erfüllend. Daneben hat er durch sprachliche und literargeschichtliche Untersuchungen wichtige neue Gesichtspunkte eröffnet. Er hat am ausdauerndsten gegen den Autoritätsglauben der Lachmannschen Schule angekämpft. Freie Forschung, wie er eine Sammlung seiner kleineren Schriften betitelt hat, war für ihn das Losungswort. Dass er sich dabei von seiner leidenschaftlichen Natur etwas zu weit fortreissen liess, werden billig Denkende entschuldbar finden, wenn sie das Benehmen der andern Partei dagegen abmessen. Persönlich wie in der wissenschaftlichen Richtung steht ihm am nächsten Karl Bartsch, geboren 1832 zu Sprottau, als Germanist zuerst in Breslau ein Schüler Weinholds, 1855 Kustos der Bibliothek des germanischen Museums, 1858 Professor in Rostock, 1871 Holtzmanns Nachfolger in Heidelberg, gestorben 1888. An Massenhaftigkeit der Produktion hat er es wohl allen anderen Germanisten zuvorgethan. Vor allem verdanken wir ihm eine Menge von Ausgaben, dazu viele textkritische, literargeschichtliche und metrische Untersuchungen. Er hält sich übrigens dabei doch viel näher an das Vorbild Lachmanns als sein Freund Pfeiffer. Ein besonderes Gepräge aber erhält Bartschs Thätigkeit dadurch, dass sie sich zugleich in sehr ausgedehntem Masse auf die romanische Philologie erstreckt. Dadurch ist ihm besonders die Rolle zugefallen, die Einflüsse der altfranzösischen und provenzalischen Literatur auf die mittelhochdeutsche darzulegen. Eine durchaus selbständige Stellung nimmt Friedrich Zarncke ein, geboren 1825 zu Zahrenstorf in Mecklenburg. Er begründete 1850 in Leipzig das *Literarische Centralblatt*, habilitierte sich dort 1852, wurde 1854 zum ausserordentlichen, 1858 zum ordentlichen Professor ernannt. Er war vorzugsweise Schüler Haupts, hat es aber verstanden, sich von den Einseitigkeiten und dem Autoritätsglauben der Lachmannschen Schule los zu machen. Seine Thätigkeit besteht in wichtigen Ausgaben, lexikographischer Arbeit,

namentlich aber in einer grossen Reihe literargeschichtlicher Monographieen, die sich auf alle Perioden der deutschen Literatur erstrecken und in das Gebiet der vergleichenden Literaturgeschichte übergreifen. Ausserdem hat er durch seine Kritiken im Centralblatt einflussreich gewirkt.

Unter den Genannten haben den grössten Zuhörerkreis um sich versammelt Müllenhoff und Zarncke, und beide haben auch die meisten Spezialschüler gehabt, jener schon in etwas früherer Zeit als dieser. Bei den Schülern Zarnckes ist die freie Entfaltung der Individualität nicht durch das Haften an der Tradition gehemmt. Die meisten haben Anregungen von Seiten der Sprachwissenschaft erhalten, die in Leipzig durch Georg Curtius einen massgebenden Einfluss auf die philologischen Studien gewonnen hatte, manche auch durch die literargeschichtlichen Vorlesungen des Vertreters der romanischen Philologie Ad. Ebert und in neuerer Zeit durch Rud. Hildebrand.

Unter den Schülern Müllenhoffs war der bei weitem Begabteste Wilhelm Scherer[5]. Er war geboren in Schönborn in Niederösterreich 1841, studierte in Wien und Berlin, habilitierte sich 1864 in Wien, wo er 1868 Pfeiffers Nachfolger wurde. 1872 wurde er nach Strassburg, 1877 nach Berlin berufen, wo er schon 1886 starb. Ausgestattet mit einer ungemeinen Beweglichkeit des Geistes, Raschheit der Auffassung, Regsamkeit der Phantasie und vorwärts getrieben von einem ungeduldigen, rastlosen Streben beugte sich Sch. doch frühzeitig unter die Disziplin der Berliner Schule, die mit seinem eigenen Wesen so wenig harmonierte. Wenn ihm diese auch zunächst zur Zügelung und Konzentrierung seiner Thätigkeit verhelfen mochte, so war doch das Resultat, das sich für ihn aus dem Anschluss an die Lachmannsche Weise ergab, im ganzen kein glückliches. Seine Thätigkeit wurde in falsche Bahnen gelenkt, indem er das kritische Verfahren Lachmanns nachzuahmen suchte, gewaltsam nach neuen Resultaten strebend, ohne sich immer die Zeit zu der unerlässlichen Detailarbeit und zum Durchdenken der entgegenstehenden Schwierigkeiten zu nehmen. Seine kritischen Versuche auf dem Gebiete der älteren wie der neueren Literatur dürften als fast durchweg verfehlt bezeichnet werden. Seine Bedeutung liegt auf denjenigen Gebieten, auf denen er von Lachmann ganz unabhängig war, der Sprach- und Literaturgeschichte. Am meisten entsprach seiner Begabung die Charakterisierung literarischer Produkte und Persönlichkeiten. Er stand zu dem germanischen Altertum nicht mehr wie sein Lehrer Müllenhoff, an dessen wissenschaftliche Anschauungen er sich sonst eng anschloss, in dem Verhältnis verehrungsvoller Pietät, vielmehr fand er seine Ideale in dem modernen grossstädtischen Leben. Er ging daher auch immer mehr zu der Beschäftigung mit der neueren Literatur über. Sein nach den verschiedensten Richtungen ausblickender Geist suchte sich alle Resultate der modernen Wissenschaft zu Nutze zu machen. Auf seine historische Auffassung gewannen frühzeitig Comte und Buckle tiefgreifenden Einfluss. Daher die Neigung, mit Hülfe von Parallelen in das Verständnis der historischen Entwickelung einzudringen. Diese Neigung, gegen deren Berechtigung an sich nichts einzuwenden ist, hat ihn zu seltsamen Konstruktionen verführt. Merkwürdig ist es, dass er wie Buckle absichtlich die psychologische Analyse verschmähte, und es liegt darin ein Grundmangel seiner Behandlungsweise. Ausgezeichnet veranlagt war Sch. zu feuilletonistischer Schriftstellerei und er hat dieser einen guten Teil seines Einflusses und seines Ruhmes zu verdanken. Dagegen liess ihn seine Natur nicht dazu gelangen ein ausgereiftes und abgeschlossenes wissenschaftliches Werk zu schaffen. Neben den glänzenden Vorzügen seiner Forschung stehen überall bedenkliche Mängel. Soll der Nutzen der reichen Anregungen, die von ihm ausgegangen sind, nicht durch den Schaden, den irreleitende Hypothesen stiften können, aufgewogen

werden, so darf man sich von seinen Aufstellungen nicht, wie leider vielfach geschehen ist, blindlings imponieren lassen, sondern muss denselben überall mit gesunder Kritik gegenübertreten.

Noch zwei Männer müssen hier genannt werden, welche in der Erforschung des skandinavischen Altertums sich den einheimischen Forschern würdig zur Seite gestellt haben, Theodor Möbius, geb. 1821 zu Leipzig, seit 1852 Privatdozent, 1859 ao. Professor daselbst, seit 1865 o. Professor der skandinavischen Sprachen in Kiel, und Konrad Maurer, geb. 1823 zu Frankenthal in der Rheinpfalz, seit 1847 Professor in der juristischen Fakultät zu München. Der letztere hat nicht nur in Deutschland einer eingehenden Behandlung des skandinavischen Rechtes Bahn gebrochen, sondern seine Studien haben sich auch auf die gesamte Kultur des Nordens, vorzüglich Islands ausgedehnt.

[1] *Ludwig Uhlands Leben* zusammengestellt von seiner Witwe. Stuttg. 1874. H. Fischer, *Ludwig Uhland.* Stuttg. 1887. [2] Hoffmann, *Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen.* Han. 1868—70. Wagner, *Hoffmann von Fallersleben.* Wien 1869. Nachtrag 1870. [3] W. Wackernagel, *Kleinere Schriften.* Leipz. 1872—4. R. Wackernagel, *W. Wackernagel. Jugendjahre 1806—33.* Basel 1885. [4] M. Hauptii *Opuscula.* Lpz. 1875—6. Kirchhoff, *Gedächtnisrede auf M. Haupt.* Berl. 1875 (Abh. der Ak.). Belger, *M. Haupt als akademischer Lehrer.* Berl. 1879. [5] Biographie Pfeiffers von Bartsch in dem *Briefwechsel zwischen J. v. Lassberg und L. Uhland.* Wien 1870. [6] Heinzel, Zs. f. d. östr. Gymn. 37, 801. Dilthey, Deutsche Rundschau 13, 132. Er. Schmidt, Goethe-Jahrbuch 9, 249.

§ 83. In den Niederlanden stand im Anfang unseres Jahrhunderts der Dichter Willem Bilderdijk (1756—1831) an der Spitze der grammatischen und literargeschichtlichen Bestrebungen. Seine hierher gehörigen Arbeiten fallen von 1805—26. Über seinen noch einer sicheren historischen Grundlage entbehrenden Standpunkt kam man lange nicht hinaus. Erst allmählich machte sich unter dem Einflusse J. Grimms und Hoffmanns v. Fallersleben ein Umschwung geltend. Zu letzterem traten die Begründer der vlämischen Bewegung in persönliche Beziehung, namentlich J. F. Willems (1793—1846), der in Belgien den Anstoss zur Beschäftigung mit der mittelniederländischen Literatur gab. Eine streng wissenschaftliche Behandlung der niederländischen Philologie begründeten in Holland seit ca. 1840 Wilh. Jos. Andreas Jonckbloet, geb. 1817, 1854 Prof. der ndl. Sprache und Lit. in Groningen, dann Kammermitglied, 1877—83 Prof. in Leiden, und namentlich Matthias de Vries, geb. 1820, 1849 Prof. in Groningen, 1853 in Leiden, der erstere mehr auf literargeschichtlichem, der letztere mehr auf sprachlichem Gebiete, beide als Herausgeber und Textkritiker thätig. Unter den jüngeren niederländischen Gelehrten haben manche ihre Thätigkeit auch auf andere Zweige der germanischen Philologie erstreckt. In das germanistische Gebiet hat auch der Sprachforscher und Orientalist Heinr. Kern (geb. 1833, seit 1865 Professor in Leiden), durch eigene Leistungen wie durch Anregung eingegriffen.

§ 84. In England nahm das Studium des Angelsächsischen unter der Einwirkung von Rask, dann auch unter der von J. Grimm einen raschen Aufschwung, während besonders die von W. Scott ausgehenden Anregungen fortwirkten, das Interesse für die mittelenglische und volkstümliche Dichtung zu verbreiten. Unter Rasks Einflusse stand Jos. Bosworth (geb. 1788) der sich vornehmlich auf Sammlung des angelsächsischen Wortschatzes warf. Die eigentlichen Begründer der wissenschaftlichen Behandlung des Angelsächsischen wurden Benj. Thorpe (1782—1870) und John Mitchel Kemble (1807 bis 57), der erstere an Rask sich anschliessend, der letztere ein direkter Schüler J. Grimms, bei dem er in Göttingen hörte. Vielseitiger und sehr umfänglich, aber auch oberflächlicher und der philologischen Exaktheit entbehrend war die Thätigkeit von Thomas Wright (1810—77), die sich nicht nur auf die

englische Literatur in ihren verschiedenen Perioden erstreckte, sondern auch auf die mittellateinische, überhaupt auf vergleichende Literaturgeschichte, besonders aber auf Archäologie, Volksglauben und Sittenkunde. Unter den lebenden Vertretern der englischen Philologie sind W. Skeat und Henry Sweet hervorzuheben, letzterer ausgezeichnet durch originelle Leistungen als Phonetiker und zugleich wohl in England der einzige, dem es gelungen ist in Bezug auf philologische Exaktheit und sprachwissenschaftliche Methode mit den besten deutschen Forschern gleichen Schritt zu halten.

§ 85. In Dänemark bildeten Rasks Arbeiten die Grundlage, auf der sich eine wissenschaftlichere Behandlung der alten Literatur aufbaute. Erst allmählich machte sich auch der Einfluss J. Grimms bemerkbar. Von den schon früher genannten Gelehrten entfalteten neben Rask namentlich noch Werlauff und Finn Magnusson eine rege Thätigkeit. Zu ihnen trat Karl Christian Rafn (1795—1864), der durch seinen rastlosen, wenn auch immer noch etwas dilettantischen Eifer so viel wie kaum ein anderer dazu beigetragen hat, die Erforschung der nationalen Vergangenheit in Schwung zu bringen. Durch ihn wurde 1825 Det nordiske Oldskrift-Selskab gegründet, seit 1828 als Societas Regia Antiquariorum Septentrionalium bezeichnet. Dies sollte keine rein gelehrte Gesellschaft sein; sie war vielmehr dazu bestimmt, Kenntnis der Vorzeit und Liebe zu derselben in den weitesten Kreisen zu verbreiten. Rask war ihr erster Präsident, dem Abrahamson und dann F. Magnusson folgte. Rafn blieb als ihr Sekretär bis zu seinem Tode die eigentliche Seele der Gesellschaft. Anfangs vorzugsweise auf die Bekanntmachung der schriftlichen Quellen gerichtet, zog sie bald auch die Archäologie in ihren Bereich, so dass sie den Mittelpunkt der gesamten antiquarischen Studien in Dänemark bildete. Unter den Altersgenossen Rafns steht in erster Linie Niels Matthias Petersen, geb. 1791, ein Schüler Rasks, seit 1845 Professor der altnordischen Sprache in Kopenhagen, † 1862, ausgezeichnet durch Vielseitigkeit, vgl. seine *Samlede Afhandlinger* (Kop. 1870—4). Die dänische Sprache, Literatur und Geschichte behandelte Christ. Molbech (1783—1857). Svend Hersleb Grundtvig, ein Sohn N. F. Grundtvigs, geb. 1824, 1863 Docent, 1869 Professor der nordischen Sprachen in Kopenhagen, † 1883 widmete sich vorzugsweise der Erforschung der volkstümlichen Dichtung. Durch Exaktheit und Strenge der Methode ragt unter den lebenden Forschern Ludwig Wimmer hervor. Unter den isländischen Gelehrten, die vorzugsweise als Herausgeber, teilweise auch als Grammatiker und Lexikographen thätig waren, sind hervorzuheben Sveinbjörn Egilsson (1791 bis 1852), Konrad Gislason, geb. 1808, seit 1848 Docent, seit 1853 Professor des Isländischen in Kopenhagen, Jon Sigurdsson (1811—79), Präsident des Bókmenta-félags und auch als Politiker sehr einflussreich, und Gudbrand Vigfusson, geb. 1827, seit 1864 in England lebend.

In Schweden erfuhren abgesehen von der eifrig betriebenen Archäologie und Runologie zunächst nur die alten Rechtsdenkmäler eine wirklich wissenschaftliche Behandlung. M. Schlyter war bahnbrechend auf diesem Gebiete. In Bezug auf die sonstige ältere schwedische Literatur kam man erst über den Dilettantismus hinaus, nachdem durch den auch als Dichter bekannten A. J. Arwidsson, einen geborenen Finnländer, 1843 die Svenska Fornskriftsällskap gegründet war. Johan Erik Rydqvist (1800—1877), Bibliothekar in Stockholm, konzentrierte sich seit 1840 auf das Studium der schwedischen Sprache und legte nach dem Muster Grimms das Fundament zu einer eingehenden historischen Behandlung derselben. Carl Säve († 1876), ein Schüler N. M. Petersens, wurde 1859 der erste Professor der skandinavischen Sprachen in Upsala. Er trug dazu bei, die Beschäftigung mit dem Altnor-

dischen, worin seit den erwähnten Arbeiten von Afzelius nichts Erhebliches geleistet war, neu zu beleben. In der Erforschung und Veröffentlichung der älteren schwedischen Literatur hat G. E. Klemming das Bedeutendste geleistet. In neuester Zeit hat durch eine Reihe jüngerer Gelehrter die schwedische und altnordische Philologie einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die sprachlichen Forschungen sind in den Vordergrund getreten, und man sucht den höchsten Anforderungen, wie sie jetzt von der Sprachwissenschaft gestellt werden, Genüge zu leisten.

Norwegen, welches früher fast gar nicht in Betracht gekommen ist, hat seit dem zweiten Drittel unseres Jahrhunderts einen ganz hervorragenden Anteil an der Ausbildung der skandinavischen Philologie gehabt. Es hängt das zusammen mit dem allgemeinen geistigen Aufschwunge, der seit der Lostrennung von Dänemark eingetreten ist, und specifisch norwegischer Patriotismus ist dabei ein Haupthebel gewesen. Begründet ist die Erforschung des nationalen Altertums in Norwegen durch Rudolf Keyser (1803—64), Professor der Geschichte in Christiania. Die ganze Ausdehnung seiner Forschungen ist erst nach seinem Tode recht an die Öffentlichkeit getreten durch seine *Efterladte Skrifter* (Christ. 1866—7), denen sich die *Samlede Afhandlinger* (1868) angeschlossen haben. Versteckter war die Wirksamkeit, die er als Lehrer hatte. Bei seinen Lebzeiten trat er zurück hinter seinem Schüler Peter Andreas Munch (1810—63), dem fruchtbarsten und vielseitigsten unter den norwegischen Germanisten, vgl. seine *Samlede Afhandlinger* (Christ. 1873—6). Neben diesen beiden vorzugsweise als Herausgeber thätig waren Chr. A. Lange (1810—61) und namentlich Carl Richard Unger. Die sprachliche und kritisch-philologische Seite der Forschung, die bei Keyser und Munch hinter der sachlichen zurücktrat, fand einen glänzenden Vertreter in Sophus Bugge, dessen Studien sich auch auf das Angelsächsische, die altitalischen Sprachen und auf vergleichende Sprachwissenschaft erstreckten.

§ 86. Die Zeitschriften, welche zur Erforschung des germanischen Altertums in Deutschland vor dem Erscheinen von Grimms Grammatik gegründet waren, hatten alle mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt und sich auf die Dauer nicht behaupten können. Auch jetzt währte es noch längere Zeit, ehe eine dauernde Gründung zu Stande kam. Keine eigentlichen Zeitschriften, sondern nur Sammlungen von Arbeiten, die fast ausschliesslich von den Herausgebern herrührten, waren Graffs *Diutisca* (1826—9) und Hoffmanns *Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur* (1830. 7), beide wesentlich zu Veröffentlichungen und Nachweisungen von Handschriften bestimmt; ferner die *Altdeutschen Blätter* von Haupt und Hoffmann (1835—40). Von Bestand war zunächst eine Zeitschrift, welche die Denkmäler der Kunst und des Handwerks zu ihrem Hauptgegenstande machte, der *Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters* von H. v. Aufsess, Münch. 1832; Nürnb. 1833; Jahrg. 3 von Aufsess und Mone, Nürnb. 1834; dann fortgesetzt unter dem Titel *Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit* von Mone, Karlsruhe 1835—9. Wieder aufgenommen wurde das Unternehmen 1854 und erschien bis 1885 in Nürnberg unter dem Titel *Anz. f. K. d. deutschen Vorzeit. Neue Folge. Organ des germanischen Museums.* Die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache hatte 1820 ein Jahrbuch herausgegeben, welches aber erst viel später eine Fortsetzung fand unter den beiden Titeln *Germania* und *Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Altertumskunde*, durch v. d. Hagen, Berlin 1836—53. Die Mitarbeiter waren aber zum grossen Teil hinter der damaligen Entwickelung der Wissenschaft zurückgeblieben. Einen würdigen Mittelpunkt fanden die germanistischen Studien erst in der *Zeitschrift für deutsches Altertum*, hrsg. von Haupt, Bd. 1—9 Leipzig 1841—53;

Bd. 10—16, Berlin 1856—73. Nachdem die Redaktion schon früher faktisch auf Müllenhoff und von diesem bald auf Elias Steinmeyer übergegangen war, erschien Bd. 17 und 18 offiziell als hrsg. von Müllenhoff und Steinmeyer (1874. 5). Mit Bd. 19 trat eine wesentliche Veränderung ein, indem nun auch die neuere deutsche Literatur in den Bereich der Zschr. gezogen wurde. Sie erschien nun in vierteljährigen Heften unter dem Titel *Zschr. f. deutsches Altert. und deutsche Literaturgeschichte,* unter Mitwirkung von Müllenhoff und Scherer hsg. von Steinmeyer. Ausserdem wurde ihr ein selbständiger *Anzeiger* zur Besprechung der neuen Erscheinungen beigegeben. Seit dem Tode Müllenhoffs und Scherers ist Steinmeyer alleiniger Herausgeber. Bei den Männern, welche sich von der Autorität Lachmanns und seiner Schule zu befreien suchten, musste sich das Bedürfnis herausstellen, ein unabhängiges Organ für ihre Bestrebungen zu schaffen. Dasselbe erschien unter dem Titel *Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde,* hsg. von Franz Pfeiffer, zuerst Stuttg., dann Wien 1856 ff. Die Germania brachte von Anfang an auch literarische Anzeigen und seit dem achten Bande eine bibliographische Jahresübersicht von Bartsch. Seit Pfeiffers Tode hat Bartsch die Redaktion übernommen. Zum Teil im Gegensatz zur Germania entstanden ist die *Zeitschrift für deutsche Philologie,* hrsg. von E. Höpfner und Julius Zacher, Halle 1868 ff. Der letztere ist faktisch bis zu seinem Tode (1887) der einzige Redakteur gewesen. An seine Stelle ist Hugo Gering getreten. Es ist auch die neuere Literatur eingeschlossen und besondere Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gymnasiallehrer genommen. Ausser regelmässigen Bücheranzeigen sind orientierende Übersichten über gewisse Gebiete aufgenommen. Ohne Anzeigen in zwanglosen Heften erscheinen die *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur,* hrsg. von H. Paul und W. Braune, Halle 1874 ff. Die vier zuletzt genannten Zeitschriften berücksichtigen auch das Angelsächsische und Skandinavische. Das ganze Gebiet der Germanistik umfassen die *Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker,* begründet von Bernh. Ten Brink und W. Scherer, jetzt hsg. von Ten Brink und Ernst Martin, Strassburg 1874 ff. Sie sind keine Zeitschrift, sondern eine Sammlung selbständiger Schriften, in erster Linie solcher, die an der Universität Strassburg entstanden sind. Ausschliesslich für Rezensionen und Bibliographie bestimmt ist das *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie,* hrsg. von Otto Behaghel und Fritz Neumann, Heilbronn 1880 ff. Von geringer Bedeutung für das Deutsche, von etwas grösserer für das Englische ist das *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen* von Herrig, Braunschweig 1846 ff. Hauptsächlich mit neuerer Literatur seit dem 16. Jahrhundert und mit volkstümlicher Sitte beschäftigte sich das *Weimarische Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst,* hrsg. von Hoffmann v. Fallersleben und Oskar Schade, Hannover 1854—7. Unter den landschaftlich beschränkten Zeitschriften sind hervorzuheben *Alsatia,* hrsg. v. A. Stöber, Mülhausen 1851—76, populär gehalten; *Strassburger Studien, Zschr. f. Geschichte, Sprache und Litteratur des Elsasses,* hrsg. v. Martin und W. Wiegand, Strassburg 1883 ff.; *Alemannia. Zeitschr. für Sprache, Litteratur und Volkskunde des Elsasses und Oberrheins,* hrsg. v. Ant. Birlinger, Bonn 1873 ff.; *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung,* Bremen 1876 ff.; dazu *Korrespondenzblatt des Ver. f. niederd. Sprachf.,* Hamburg 1877 ff. Das Mittel- und Neuenglische fand ausser in Herrigs Archiv einige Vertretung in dem *Jahrbuch für romanische und englische Sprache und Literatur,* hrsg. von Ad. Ebert und F. Wolf, später von L. Lemcke, 1859—76. Nach dem Eingehen desselben entstanden zwei besondere Zeitschriften für das Gesamtgebiet des Englischen: *Anglia. Zeitschr.*

für englische Philologie, hrsg. von Rich. Wülcker mit einem Kritischen Anzeiger, hrsg. von Mor. Trautmann, Halle 1878 ff. und *Englische Studien,* hrsg. v. Eug. Kölbing, Heilbronn 1877 ff. Von Zeitschriften mit stofflicher Beschränkung sind zu nennen *Die deutschen Mundarten,* begründet von Pangkofer, dann hrsg. von K. Frommann, Nürnberg, später Nördlingen 1853—9. Ein Versuch zur Erneuerung der Zschr. (Halle 1877. 8) ist nicht über einen Band hinausgekommen. Ferner die *Zeitschr. f. deutsche Mythologie und Sittenkunde,* hrsg. von J. W. Wolf, dann von W. Mannhardt, Göttingen 1853—9. Das *Archiv für Literaturgeschichte,* hrsg. von Gosche, Leipz. 1870. 72 und von Schnorr v. Carolsfeld 1874—87 hat sich auf das Gesamtgebiet der Literatur erstreckt, doch mit vorwiegender Berücksichtigung der neueren deutschen. An seine Stelle ist jetzt die *Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte* getreten, unter Mitwirkung von E. Schmidt und B. Suphan hrsg. von B. Seuffert.

§ 87. In den Niederlanden sind verschiedene mehr populär gehaltene und auch praktische Zwecke verfolgende Zeitschriften erschienen, herausg. von de Jager, Willems, te Winkel u. a. Die streng wissenschaftlichen Bestrebungen der neueren Zeit haben ihren Mittelpunkt gefunden in den *Taalkundige Bijdragen* van Cosijn, Kern, Verdam en Verwijs, Haarlem 1877 ff., welche sich auf das Gesamtgebiet des Germanischen erstrecken. Dazu kommt *Tijdskrift voor Nederlandsche taal- en letterkunde,* uitgegeven vanwege de *maatschappij der Nederlandsche letterkunde* te Leiden 1881 ff. Populärer ist *Noord en Zuid.* Taalkundig Tijdschrift voor de beide Nederlanden onder redactie van de Beer, 1878 ff. Auch über die romanischen Sprachen erstreckt sich *Taalstudie.* Eine besondere Zschr. für die Mundarten ist *Onze Volkstaal,* redigiert von de Beer (1881 ff.).

In England ist es zu keiner eigenen germanistischen Zeitschr. gekommen, doch ist in den *Transactions of the Philological Society* auch das Germanische berücksichtigt.

In Skandinavien gab die isländische Literaturgesellschaft heraus *Skirnir, ný tídindi hins Íslenska bókmenta fèlags,* Kop. 1827 ff., dazu das Sammelwerk *Safn til sögu Íslands,* Kop. 1856 ff. Die königliche Gesellschaft der nordischen Altertumsforscher zu Kopenhagen hat verschiedene Zeitschriften herausgegeben, in denen vorzugsweise archäologische Forschungen niedergelegt sind: *Tidsskrift for nordisk Oldkyndighed* 1826—9; *Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed* 1832—36; *Annaler for Nordisk Oldkyndighed* 1836—45, fortgesetzt unter dem Titel *A. f. N. O. og Historie* 1846—1866, dann abgelöst von den *Aarbøger f. n. Oldk. og Hist.* 1866 ff. Hauptsächlich zur Verbreitung der Forschungsresultate im Ausland bestimmt waren die *Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord.* 1836 ff. Von 1843—64 erschien neben den *Annaler* noch die *Antiquarisk Tidsskrift.* Ganz überwiegend archäologischen Inhalts ist auch die *Antiqvarisk Tidskrift för Sverige,* utg. af Kongl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademien genom Bror Emil Hildebrand, Stockholm 1864 ff. Die germanische Philologie hat neben der klassischen Berücksichtigung gefunden in der *Tidskrift for Philologi og Paedagogik,* Kopenh. 1860 ff., von 1874 an *Nordisk T. f. Fil. og. Paed.* Ny Række. Neuerdings haben die Forschungen über die skandinavischen Sprachen und Literaturen ihren Mittelpunkt gefunden in dem *Arkiv for Nordisk Filologi,* udg. ved Gustav Storm, Christiania 1883 ff. Der älteren schwedischen Literatur dient *Samlaren* utg. af Svenska literatursällskapets arbetsutskott, 1880 ff. Für Dialektforschung und Volkskunde erscheint in Schweden seit 1879 eine besondere Zschr. unter dem Titel *Nyare Bidrag til Kännedom om de Svenska Landsmålen ock Svenskt Folklif,* die im Auftrage der in Upsala, Helsingfors und Lund bestehenden Vereine

für Volksprache von J. A. Lundell herausgegeben wird. Ein ähnliches Unternehmen für Norwegen ist die *Norvegia, Tidskr. for det norske folksmaal og minder*, utg. af Foreningen for norske dialecter og traditioner ved Moltke Moe og J. Storm, 1884 ff.

§ 88. Unter den Textpublikationen nehmen die der Runendenkmäler eine besondere Stellung ein. Da in diesen die Schriftzüge an sich von besonderem Interesse und nicht immer gleich zweifellos zu deuten waren, so war es erforderlich genaue Nachbildungen zu liefern, ein Verfahren, welches man bei den in lateinischen und auch bei den in gotischen Buchstaben geschriebenen Hss. sowie bei Drucken nur ausnahmsweise für der Mühe wert hielt und wirklich zur Ausführung brachte, wobei die Fortschritte in der Vervielfältigungskunst ausgenutzt wurden. Es knüpfte sich ferner an die Runendenkmäler ein besonders grosser Apparat von Erläuterungen, die sowohl die Zeichen an sich als das sprachliche Verständnis betrafen. Natürlich blieb die Runenkunde auch immer in naher Beziehung zur Archäologie.

Da die meisten Runeninschriften skandinavischen Ursprungs sind, so waren es auch vorzugsweise Skandinavier, welche die Erforschung derselben betrieben. Man kann wohl sagen, dass die meisten hervorragenderen skandinavischen Germanisten sich irgendwie daran beteiligt haben. Der schwedische Reichsantiquar J. G. Liljegren schuf durch seine zusammenfassenden Arbeiten *Run-Lära* (1832) und *Run-Urkunder* (1833) eine neue Grundlage, auf welche die Folgezeit fussen konnte. An ihn schliessen sich an Säve und R. Dybeck. Das Werk des in Skandinavien lebenden Engländers George Stephens *The old-northern runic monuments of Scandinavia and England* (1866. 7) war wegen der Nachbildungen dankenswert, wenn auch nicht wegen der Erläuterungen. Sehr wertvolle Monographien haben Bugge und Wimmer geliefert. Um die Deutung der nichtnordischen Runen hat sich am meisten Franz Dietrich verdient gemacht. In Bezug auf Ursprung und Entwickelung der Runenschrift sind alle früheren Untersuchungen in den Schatten gestellt durch das grundlegende Werk von Wimmer *Runeskriftens oprindelse og udvikling i Norden* (1874. Neue deutsche Bearbeitung 1887).

§ 89. Die Überbleibsel des Gotischen erhielten noch einen bedeutenden Zuwachs durch die von Angelo Mai 1817 aufgefundenen Palimpseste, welche kleine Fragmente aus Matth., Esdra und Nehemia, einen bedeutenden Teil der Paulinischen Briefe, zum Teil in doppelter Überlieferung und Bruchstücke einer Erklärung des Johannesevangeliums (von Massmann *Skeireins* genannt) enthielten. Sie wurden von Mai und dem Grafen Castiglione stückweise 1819—39 herausgegeben, die *Skeireins* zuerst vollständig von Massmann 1834. Darauf erschien dann eine Gesamtausgabe der gotischen Texte von v. d. Gabelentz und Löbe (1843—6), durch die Beigaben noch heute wertvoll. Durch eine nochmalige Collation sämtlicher Hss., welche der Schwede Andr. Uppström unter vielen Schwierigkeiten und Entbehrungen unternahm, wurden zahlreiche Berichtigungen und Ergänzungen gewonnen. Die gereinigten Texte wurden 1854—68 zum Abdruck gebracht. Eine kleine Bereicherung des Materials ergab sich dann noch durch die Turiner Fragmente, die von A. Reifferscheid entdeckt und von Massmann zuerst entziffert wurden (1868, vgl. Germ. 13, 217). Eine neue Gesamtausgabe von Bernhardt hat das Verdienst, das Verhältnis zu der Überlieferung des griechischen und lateinischen Textes genauer bestimmt zu haben.

§ 90. Das Bekanntwerden der hoch- und niederdeutschen Quellen wurde wesentlich erleichtert durch die Konzentrierung der handschriftlichen Schätze, wie sie in verschiedenen deutschen Staaten im Anfang unseres Jahrhunderts vorgenommen wurde. So wurde namentlich München ein wichtiger Centralpunkt.

Von grosser Bedeutung war auch die Rückführung der altdeutschen Hss. aus dem Vatikan nach Heidelberg im Jahre 1816. Dazu kamen die Bemühungen mancher eifriger Sammler. Unter diesen sind hervorzuheben Jos. Frh. v. Lassberg (1770—1855), dessen reiche Handschriftensammlung in den Besitz der Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen übergegangen ist, und Karl Hartwig Gregor v. Meusebach (1781—1847, in Berlin lebend), der eine der grössten Sammlungen älterer Druckwerke zu Stande gebracht hat, die jetzt der königl. Bibl. in Berlin einverleibt ist. Beide standen zu den bedeutendsten Germanisten ihrer Zeit in persönlicher Beziehung. Für die ältere neuhochdeutsche Literatur hat W. v. Maltzahn gesammelt, die reichste auf Goethe bezügliche Sammlung verdankt man dem Buchhändler Salomo Hirzel, welcher dieselbe der Leipziger Universitätsbibliothek vermacht hat. Wichtige Hülfsmittel sind durch zahlreiche grössere und kleinere Handschriftenverzeichnisse geschaffen. Namentlich sind auf diesem Gebiete die Arbeiten von F. Wilken, Schmeller, Hoffmann v. F., K. A. Barack, Bartsch hervorzuheben.

Die Textpublikationen sind in Deutschland im Gegensatz zu den übrigen germanischen Ländern ganz überwiegend durch den Buchhandel übernommen, auch nur zu einem sehr kleinen Teil durch Staatsmittel unterstützt. Die einzige Ausnahme von allgemeinerer Bedeutung bildet die *Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart*,[1] der 1839 gegründet ist. Sie beschränkt sich übrigens nicht auf deutsche Texte. Ihr erster Präsident war v. Lehr, ihr erster Sekretär F. Pfeiffer. Von 1849 an führte Adalbert Keller den Vorsitz, dem nach seinem Tode 1883 W. L. Holland gefolgt ist. Unter den von Buchhändlern veranstalteten Sammlungen ist die umfänglichste die *Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur*, Quedlinburg 1835 ff.

Um die Veröffentlichung althochdeutscher Texte machten sich zunächst J. Grimm, Graff, Hoffmann v. F., Schmeller, Massmann und Holtzmann verdient. Zum ersten Male bekannt gemacht wurden das sogenannte *Muspilli* durch Schmeller (1832), die *Merseburger Zaubersprüche* durch J. Grimm (1842), die Murbacher Interlinearversion von 26 *Hymnen* durch J. Grimm nach der Abschrift des Junius (1830), die aus Monsee stammenden sogenannten *Fragmenta theotisca* durch Endlicher und Hoffmann (1834), wichtige *Glossen* und *Schriften Notkers* durch Graff. Nach zwei Hss. herausgegeben wurde der *Williram* v. Hoffmann (1827), nach einer neuen Hs. (der St. Galler) der *Tatian* von Schmeller (1841), in korrekterem Texte der *Isidor* von Holtzmann (1836). 1831 erschien eine neue Ausgabe des *Otfrid* von Graff, die freilich gegen die Schiltersche eine erhebliche Verbesserung war, aber doch noch sehr wenig genügte. Graff hatte die drei vollständig erhaltenen Hss. benutzt, aber er hatte in übel angebrachter Nachahmung des von Lachmann bei mittelhochdeutschen Texten eingeschlagenen Verfahrens einen korrekten Text durch Mischung der verschiedenen Überlieferungen und Regelung der Schreibweise herstellen wollen. In der Folge hat sich die Erkenntnis allgemein Bahn gebrochen, dass es unumgänglich notwendig sei, die Schreibung jeder einzelnen althochdeutschen Hs. genau zu bewahren. Eine nach diesem Prinzip hergestellte Ausgabe des Otfried hat erst Joh. Kelle geliefert (1856). Bedeutende Bereicherung und Berichtigung brachte die Herausgabe der *Altdeutschen Sprachschätze St. Gallens* durch Hattemer (1844—9). Die kleineren Texte wurden vereinigt in den *Denkmälern deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII—XII Jahrhundert*, herausg. v. Müllenhoff und Scherer (1864 ² 1873). Sie erfuhren darin eine nach allen Seiten hin möglichst erschöpfende Behandlung, wobei aber die poetischen Texte zum Teil sehr willkürlich zurecht gemacht wurden. In neuerer Zeit ist noch viel zur Berichtigung und Vervollständigung des Materials geschehen. Namentlich ist hervorzuheben die von

Elias Steinmeyer unter Beihülfe von Eduard Sievers unternommene grosse Ausgabe der *Althochdeutschen Glossen* (I, 1879. II, 1882. III steht noch aus). Sievers hat ausserdem einen wesentlich berichtigten Text des *Tatian* (1872) und eine auf die Originalhs. zurückgehende Ausgabe der *Hymnen* (1874) geliefert. Sonst haben sich um die Herausgabe und Berichtigung althochdeutscher Texte verdient gemacht P. Piper, A. Holder, O. Erdmann und J. Seemüller (*Williram* 1878).

Die Übergangszeit vom Ahd. zum Mhd. wurde zunächst namentlich durch Veröffentlichungen von Massmann und Hoffmann v. F. ausgefüllt. Eine Fülle neuen Stoffes lieferte dann Jos. Diemer durch die Veröffentlichung der von ihm entdeckten *Vorauer Hs.* (1849). Mit Th. v. Karajan teilte er sich in die Veröffentlichung der Millstädter Hs. Genauer Abdruck der Hs. war auch hier das gewöhnlich eingeschlagene Verfahren, mit Recht, da die Texte meistens nur in einer Hs. erhalten waren oder, wo mehrere Überlieferungen vorlagen, dieselben verschiedene Recensionen darstellten. Die kleineren poetischen Stücke sind in den *Denkmälern* v. Müllenhoff und Scherer behandelt, wiederum bei allen sonstigen Verdiensten der Ausgabe nicht ohne grosse Willkür. Manche wertvolle Entdeckungen, namentlich von Fragmenten, sind noch in der letzten Zeit gemacht.

Für die Behandlung der Werke aus der Blütezeit der mittelhochdeutschen Literatur wurden die von Lachmann gelieferten Muster massgebend. Allerdings der älteren Generation gelang es zum Teil nicht den neuen Anforderungen wirklich gerecht zu werden. Aus dieser war namentlich noch v. d. Hagen thätig. Besonders erwähnenswert ist der zweite Band der *Deutschen Gedichte des Mittelalters*, an welchem A. Primisser beteiligt war, weil darin neben anderen Volksepen zum ersten Mal die *Kudrun* erschien (1820), und die grosse Ausgabe der *Minnesinger* (1838), die als Ganzes noch durch keine bessere Arbeit ersetzt ist. Am nächsten an Lachmanns Ausgaben schlossen sich die von Haupt an: *Hartmanns Erec* (1839 [2] 1871), *Büchlein und Armer Heinrich* (1842), *Rudolfs v. Ems Guter Gerhard* (1840) *Konrads v. Würzburg Engelhard* (1845), *Des Minnesangs Frühling* (1857, mit Benutzung der Vorarbeiten Lachmanns), *Die Lieder Neidhards* (1858) u. a. Höchst fruchtbar war Franz Pfeiffer und noch mehr K. Bartsch. Sie zogen insbesondere auch die geistliche und die aus Mitteldeutschland stammende Literatur in den Bereich ihrer Thätigkeit und emanzipierten sich in manchen Punkten von dem Vorbilde Lachmanns. Während Pfeiffer möglichsten Anschluss an die Überlieferung anstrebte, war Bartsch ein oft überkühner Konjekturalkritiker, der sich mit Vorliebe daran versuchte, aus überarbeiteten Texten den verloren gegangenen originalen zu rekonstruieren. Viele andere sind noch auf diesem Gebiete thätig gewesen. Ich nenne nur noch W. Wackernagel, den früh verstorbenen E. Sommer, K. Köpke, L. Ettmüller, K. A. Hahn, K. Frommann, Th. v. Karajan, H. Rückert, Weinhold, Ad. Keller, Zarncke, F. Roth, F. Bech, R. Bechstein, E. Martin, W. Wilmanns, O. Jänicke, J. Zupitza, A. Amelung. In den wenigsten Fällen hat man Handschriftenabdrücke geliefert, sei es mit bewusster und berechtigter Absicht, sei es aus blosser Trägheit. Wo man den Text auf Grund sämtlicher oder der wichtigsten Hss. herstellte, wurde die Schreibweise normalisiert, im allgemeinen im Anschluss an Lachmann, aber doch nicht ohne Berücksichtigung dessen, was sich aus den Reimen für die besondere Sprache eines Dichters ergab. Insbesondere bemühte man sich nach Pfeiffers Vorgange den Eigentümlichkeiten des Mitteldeutschen in der Schreibung gerecht zu werden.

Bei der spätmittelhochdeutschen Literatur sind wieder viel mehr Handschriftenabdrücke beliebt. Es zeigt sich darin eine berechtigte Schonung der

mundartlichen Eigenheiten, aber auch der Mangel an kritischer Durcharbeitung. Hervorzuheben ist für dieses Gebiet die Thätigkeit von Pfeiffer, der namentlich für die Prosa Bahn gebrochen hat, Mone, Bartsch, Keller, Holland, Martin. Vieles ist in der Bibliothek des lit. Vereins veröffentlicht. Ein sehr grosser Teil ist noch ungedruckt. Von den letzten Jahrhunderten des Mittelalters in das sechszehnte hinüber reichen Uhlands *Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder* (1844. 5) und *Die historischen Volkslieder der Deutschen*, gesammelt und erläutert von Rochus v. Liliencron (1865—9).

Das bei weitem umfänglichste Denkmal des Altsächsischen, der *Heliand* wurde, nachdem sich verschiedene Männer mit dem Plan einer Ausgabe getragen hatten, endlich durch Schmeller genau nach den Hss. herausgegeben (1830), noch exakter und bequemer von Sievers (1878). Die übrigen altniederdeutschen, auch die niederfränkischen Denkmäler, welche früher sehr zerstreut an den verschiedensten Orten gedruckt waren, vereinigte M. Heyne in einer bequemen Ausgabe (1867. [2]1877). Ein in die angelsächsische Genesis eingefügtes Stück vindicierte Sievers dem Altsächsischen (1875).

Mittelniederdeutsche Texte sind herausgegeben von Hoffmann v. F., A. Höfer, A. Lübben, K. Schröder, F. Jostes, W. Seelmann u. a. Dies Gebiet ist von den eigentlichen Germanisten ziemlich vernachlässigt, weil die Zahl der poetischen Denkmäler gering ist. Die Herausgabe der geschichtlichen Werke, Urkunden und Rechtsbücher hat man im allgemeinen den Historikern und Juristen überlassen, die auch meistens die hochdeutschen Quellen dieser Art herausgegeben haben. Vor allem ist hier der Verdienste Homeyers um den Sachsenspiegel zu gedenken. Neuerdings hat der Verein f. niederdeutsche Sprachforschung die Herausgabe einer Sammlung unter dem Titel *Niederdeutsche Denkmäler* (1876 ff.) veranstaltet.

Die altfriesischen Quellen, welche ausschliesslich aus Rechtsbüchern bestehen, sind von dem Juristen K. v. Richthofen herausgegeben (1840).

In Bezug auf die Beigabe erläuternder Anmerkungen haben sich die Herausgeber der älteren Texte verschieden verhalten. Der vornehmen Art Lachmanns, welche es ablehnte, dem Verständnis des Lesers zu Hülfe zu kommen, folgten Haupt und andere. Beneckes Vorbild fand wenig Nachfolge. Eine Reaktion dagegen wurde durch Pfeiffer herbeigeführt, der 1864 unter dem Titel *Deutsche Classiker des Mittelalters* eine Sammlung kommentierter Ausgaben begründete, die für einen weiten Leserkreis berechnet waren und deshalb darauf ausgingen das Verständnis ganz mühelos zu machen. Die Sammlung wurde später von Bartsch übernommen und durch die *Deutschen Dichtungen des Mittelalters* fortgesetzt. Für strengere Studien bestimmt ist eine von Zacher unternommene Sammlung, die *Germanische Handbibliothek* (1869 ff.), die sich nicht auf das Deutsche beschränkt. Sie ist aber noch nicht weit gediehen und die Ausgaben sind zum Teil nicht dem ursprünglichen Zwecke gemäss eingerichtet. Besondere Beiträge zur Erklärung und Textkritik sind vielfach, namentlich in Zeitschriften veröffentlicht. Doch sind dieselben bei weitem nicht so vorwiegend wie in der klassisch-philologischen Literatur.

Die Texte des 16. und 17. Jahrhunderts bedurften einer Erneuerung durch den Druck um wieder allgemein zugänglich zu werden. Besonders viel ist in dieser Hinsicht durch die *Bibliothek des literarischen Vereins* geschehen, wenngleich das dabei eingeschlagene Verfahren nicht durchgängig zu billigen ist. Ausgezeichnet durch genauen Anschluss an die ältesten Ausgaben sind die von W. Braune begründeten *Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts* (Halle 1876 ff.). Daneben sind manche einzelne gute Publikationen gemacht, z. B. von K. Goedeke, Heinr. Kurz, J. Bächtold. Philipp Wackernagels Sammlung *Das deutsche Kirchenlied*

von der ältesten Zeit bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts (1864—77) übertraf an Vollständigkeit und Genauigkeit bei weitem alle früheren derartigen Unternehmungen. In allseitiger kritischer und exegetischer Bearbeitung eines wichtigen Werkes steht Zarnckes Ausgabe von *Brants Narrenschiff* (1854) immer noch einzig da.

Die neuere Literatur ist lange dem Belieben der Verleger und Setzer preisgegeben gewesen. Man druckte die Ausgaben letzter Hand wieder ab mit Anpassung an die übliche Orthographie, wobei die gewöhnlich schon von Anfang an vorhandenen Fehler immer noch vermehrt wurden. Die nicht aufgenommenen Werke, sowie die etwaigen älteren Fassungen gerieten in Vergessenheit. In der Anwendung der kritischen Methode auf einen neuhochdeutschen Schriftsteller ging Lachmann voran mit seiner Ausgabe von *Lessings Schriften* (1838—40), welche alles gedruckte und handschriftliche Material von selbständigem Werte zu erschöpfen suchte. Würdig schliessen sich daran an *Schillers sämtliche Schriften,* in Verein mit mehreren anderen Gelehrten hrsg. von K. Goedeke (1867—76), *Herders sämtliche Werke,* hrsg. von B. Suphan unter Beteiligung von C. Redlich, der sich auch sonst als Herausgeber sehr verdient gemacht, 1877 ff. und manche kleinere Ausgaben. Auf die Dringlichkeit einer Revision von Goethes Werken wies M. Bernays hin in seiner Schrift *Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes* (1867). Aber erst 1887 ist eine von der Goethegesellschaft ausgehende, wirklich kritische Ausgabe begonnen. Doch hat man seit dem Aufhören des Cottaschen Privilegiums auch auf die für weitere Kreise berechneten Ausgaben unserer Klassiker erheblich mehr Sorgfalt verwendet. Namentlich sind in dieser Hinsicht die bei Hempel erschienenen zu rühmen, wenn auch nicht gleichmässig in allen Teilen. Kritische Neudrucke selten gewordener Schriften bieten *Die deutschen Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts,* hrsg. von B. Seuffert (Heilbronn 1881 ff.).

[1] A. v. Keller, *Bericht über Entstehung und Fortgang des litterarischen Vereins in Stuttgart,* 1882.

§ 91. In der Veröffentlichung mittelniederländischer Denkmäler ging neben J. Grimm Hoffmann v. Fallersleben voran durch seine *Horae Belgicae* 1830—62. In Belgien folgten Willems, der mit einer Ausgabe des *Reinaert* (1836) begann, Blommaert, Serrure, Bormans u. a. Eine Anzahl von Texten, meist aus dem späten Mittelalter wurden von der Maatschappij der Vlaamsche bibliophilen (gegründet 1839) herausgegeben. Angeregt durch das Vorbild des Stuttg. lit. Vereins gründete P. J. Vermeulen die Vereeniging ter bevordering der oude Nederlandsche letterkunde, vgl. die von derselben herausgegebenen *Verslagen en Berigten,* Leiden 1844—8. Zu den ersten und thätigsten Mitgliedern gehörten Jonckbloet und de Vries, welcher letztere für die Vereinigung 1844 den *Leekenspiegel* des Jan van Boendale herausgab. Unter seinen sonstigen Ausgaben ist hervorzuheben die von Maerlants *Spiegel Historiael* (1863) in Gemeinschaft mit E. Verwijs. Ausser diesem ist dann noch besonders H. E. Moltzer zu nennen, der mit anderen Gelehrten die *Bibliothek van Middelnederlandsche Letterkunde* (1868 ff.) herausgegeben hat; als Mitredakteur ist J. te Winkel hinzugetreten. Auch den Texten des 17. Jahrhunderts hat man eine sorgfältige Behandlung angedeihen lassen. Namentlich ist hier van Vloten thätig gewesen. Von deutschen Gelehrten, die mittelniederländische Texte herausgegeben haben, sind noch zu nennen Ed. v. Kausler, E. Martin, J. Frank.

§ 92. Die alt- und mittelenglischen Texte wurden in England ganz überwiegend durch Gesellschaften veröffentlicht, von denen mehrere, und gerade die ältesten in Schottland ihren Sitz hatten. Als solche sind zu nennen:

Roxburghe Klub, Bannatyne Klub, 1823 durch W. Scott gegründet, Maitland Klub in Glasgow, Abbotsford Klub, Surtees Society (1834), Camden S. (1838), Percy S. (1840), Aelfric S. (1842). Die von diesen Gesellschaften ausgegangenen Publikationen sind nicht sehr verbreitet, da sie nur in wenigen Exemplaren gedruckt und nur zur Verteilung an die Mitglieder bestimmt waren. Viel besser organisiert ist die Early English Text Society (seit 1864), an deren Spitze F. Furnivall steht. Die in Deutschland erschienenen Publikationen sind durch den Buchhandel verbreitet. Eine *Sammlung englischer Denkmäler in kritischen Ausgaben* hat Zupitza 1883 begonnen.

Bedeutende Stücke der angelsächsischen Poesie, worunter solche aus dem *Beowulf* erschienen in dem Hauptwerke Conybeares, welches erst nach seinem Tode herausgegeben wurde, *Illustrations on Anglo-Saxon Poetry* (1826) mit metrischer und bibliographischer Einleitung. Thorpe veröffentlichte für die Society of Antiquaries den *Cædmon* (1832) und den *Codex Exoniensis* (1842), getreu nach den Hss. Ferner gab er heraus die halb metrische Übersetzung der Psalmen (1835), den Codex Vercellensis (1836) auf Grund einer Abschrift des deutschen Juristen Bluhme, welcher denselben 1823 entdeckt hatte, und den *Beowulf* (1855), worin ihm Kemble (1833. 1837) vorangegangen war. Dieser gab für die Aelfric Soc. noch einmal den *Cod. Verc.* heraus (1843. 56), und *Salomo und Saturnus* (1848). Aelfreds Übersetzung der Metra des Boethius wurde 1835 von Fox herausgegeben. Nachdem so allmählich die ganze angelsächsische Poesie gedruckt war, fingen auch Deutsche an, sich lebhaft damit zu beschäftigen, so der Historiker H. Leo, der viel dazu beigetragen hat, das Studium des Angelsächsischen in Deutschland anzuregen, Ettmüller, J. Grimm, der auf Grund der englischen Ausgabe des Cod. Verc. 1840 *Andreas* und *Elene* herausgab, K. W. Bouterwek, dessen Arbeiten freilich ziemlich unbrauchbar sind, Franz Dietrich, der in der ZfdA wertvolle Beiträge zur Textkritik lieferte, namentlich aber Christian Grein, der durch seine *Bibliothek der angelsächsischen Poesie* (1857—63, neue Ausgabe, besorgt v. R. Wülker seit 1881 im Druck) den ganzen Schatz für Deutschland erst recht erschlossen hat. In neuerer Zeit haben sich vorzugsweise Deutsche sowohl um die Sicherstellung der Überlieferung als um die Kritik und Erklärung verdient gemacht, wobei besonders der Beowulf und die übrigen Stücke nationalen Inhalts bedacht sind. Unter den Leistungen der Skandinavier sind die von Bugge hervorzuheben.

Von den prosaischen angelsächsischen Denkmälern wurden wenigstens die der älteren Zeit ziemlich vollständig herausgegeben. Hervorzuheben sind der *Codex Diplomaticus Aevi Saxonici* von Kemble (1839—48), das *Diplomatarium Anglicum Aevi Saxonici* von Thorpe (1865), die Nordhumbrische Interlinearversion der Evangelien (*Durham Book*) von Stevenson für die Surtees Soc. (1854—65), besser von Kemble und Skeat (1858—78), die Anglische Interlinearversion des Psalters von Stevenson für die Surtees Soc. (1844—7), *The Homilies of Aelfric* von Thorpe (1844—6), *The Anglosaxon Chronicle* von dems. (1861), vor allem die sehr korrekten Ausgaben von Sweet für die Early Engl. Text S.: *Alfreds Version of Gregorys Pastoral Care* (1871—2), *Alfreds Orosius* I (1883), *The Oldest English Texts* (1885). Sonst sind als Herausgeber namentlich noch Thomas Wright, O. Cockayne und W. Skeat zu nennen. In Deutschland hat Mone wichtige angelsächsische Glossen zum ersten Male herausgegeben. Eine Ausgabe der *Gesetze der Angelsachsen* besorgte der Jurist Reinhold Schmidt (I. Teil 1832, dann neue Ausg. 1858). Eine *Bibliothek der angelsächsischen Prosa* von Grein ist zunächst nicht über einen Band hinausgekommen (*Aelfric* 1872), wird aber neuerdings von Wülker fortgesetzt, bisher nur ein Band, besorgt von Arnold

Schröer (1885). Unter den deutschen Herausgebern ist noch Zupitza hervorzuheben.

Mittelenglische Texte sind in England in grosser Menge herausgegeben, eine eigentlich kritische Bearbeitung derselben wird aber fast durchgängig vermisst, und man muss zufrieden sein, wenn die handschriftliche Überlieferung fehlerlos wiedergegeben wird. Unter den älteren Herausgebern ragen hervor Th. Wright und Fred. Madden, dem u. a. eine Ausgabe von *Laxamons Brut* zu verdanken ist (1847), unter denen, die für die Early Engl. Text Soc. gearbeitet haben, Furnivall, Skeat, R. Morris. In Deutschland haben Mätzners reichhaltige und sorgfältig behandelte *Altenglische Sprachproben* (1867.9) sehr viel dazu beigetragen, das Studium zu erleichtern. In neuerer Zeit haben sich deutsche Gelehrte wie Zupitza, Schipper, Kölbing, Horstmann, Einenkel, Hausknecht, Brandl u. a. selbständig an der Herausgabe mittelenglischer Texte beteiligt, im allgemeinen mit besserer philologischer Methode als die Engländer. Eine *Altenglische Bibliothek* hat Kölbing begonnen.

Selten gewordene Drucke der älteren neuenglischen Periode sind durch die von E. Arber veranstalteten *Reprints* erneuert, welche das Vorbild für die deutschen Neudrucke geworden sind. Das Interesse konzentrierte sich auf *Shakespeare*, von dessen Werken J. P. Collier (1842—4. 1858), J. O. Halliwell (1851.3), A. Dyce (1857), in Deutschland Delius (1854—60) kritische Ausgaben veranstalteten. In neuester Zeit ist die Shakespearekritik namentlich in Deutschland eifrig gepflegt. Ihre Mittelpunkte fand dieselbe wie die Shakespeareforschung überhaupt in den Schriften der Shakespeare Society (1840—53), der New Shakespeare Soc. (seit 1874) und in dem *Jahrbuch* der deutschen Shakespearegesellschaft (seit 1864). Die Herausgabe sonstiger älterer neuenglischer Texte ist zu einem nicht geringen Teile durch die Beziehung derselben zu Shakespeare veranlasst und daher auch vieles in den Gesellschaftsschriften veröffentlicht. Collier, Dyce, Halliwell, Elze haben sich auf diesem Gebiete Verdienste erworben. In Deutschland erscheinen jetzt *Englische Sprach- und Literaturdenkmale des 16., 17. und 18. Jahrhunderts* unter der Leitung von Vollmöller.

§ 93. Die Herausgabe altnordischer Texte auf Kosten des Arna-Magnæanischen Legats schritt in der gewohnten Weise langsam vorwärts. Viel rascher ging es mit den Veröffentlichungen der Altertumsgesellschaft, die auch viel leichter zugänglich gemacht wurden. Es erschienen drei Sammlungen: *Fornmanna sögur* (1825—37), die auf norwegische Geschichte bezüglichen Sagas enthaltend, woran Rafn, Rask, F. Magnusson, Sv. Egilsson, N. M. Petersen Anteil hatten; *Fornalda sögur Nordrlanda* (1829—30) mit den mehr poetisch gestalteten heroischen Sagas, von Rafn besorgt; *Islendinga sögur* (1829—30), besorgt von Þ. Gudmunsson und Þ. Helgason. Differenzen innerhalb der Altertumsgesellschaft gaben zunächst die Veranlassung zur Begründung einer neuen, hauptsächlich zur Herausgabe altnordischer und altdänischer Texte bestimmten Gesellschaft, Det nordiske Literatur-Samfund, deren Veröffentlichungen seit 1847 unter dem Titel *Nordiske Oldskrifter* erschienen sind. Als Herausgeber altnordischer Texte waren dabei thätig N. M. Petersen, K. Gislason, H. Friđriksson, V. Finsen (Herausg. der *Grágás*) G. Magnusson und G. Thordarson. An Stelle des Literatur-Samfund ist seit 1880 Samfundet til udgivelse af gammelnordisk litteratur getreten. Auch das Íslenska bókmentafélag hat sich um die Veröffentlichung von Texten verdient gemacht, namentlich verdankt man ihm die wichtigen *Biskupa sögur* (1858.78), hauptsächlich von G. Vigfusson besorgt, und das *Diplomatarium Islandicum*, Bd. I. (1857—76). von Jon Sigurdsson besorgt. Auch in Norwegen

wurden nach dem allgemeinen Aufschwunge Gesellschaften für Textpublikationen gegründet, eine ältere 1849, eine jüngere, Det norske Oldskriftselskab 1861. Dazu kommen eine Reihe einzelner, teilweise auf Staatskosten veranstalteter Veröffentlichungen. Man wendete natürlich denjenigen Texten besondere Aufmerksamkeit zu, die sich auf die Geschichte des eigenen Landes bezogen. So erschienen *Norges gamle Love* v. Keyser u. Munch (1846—9), dazu ein vierter Band von G. Storm (1885), das *Diplomatarium Norvegicum* v. Lange und Unger (1849 ff.), das *Speculum regale* v. Keyser, Munch und Unger (1848), *Flateyjarbók* v. Unger und Vigfusson (1860—68), eine neue Ausgabe der *Heimskringla* v. Unger (1868, später vervollständigt Upsala 1870—2). Aber auch die Veröffentlichung der von den Dänen und Isländern fast ganz vernachlässigten Texte nichtnationalen Inhalts, der theologischen Werke, der Legenden, der romantischen Sagas und Gedichte schritt in Norwegen rasch vorwärts, namentlich durch die unermüdliche Thätigkeit Ungers, dessen Beispiele dann auch dänische, schwedische und deutsche Gelehrte gefolgt sind, in Bezug auf die romantischen Sagas namentlich Kölbing und Gust. Cederschiöld. In der Kritik wurden erhebliche Fortschritte gemacht durch grössere Sorgfalt und Vollständigkeit in der Benutzung des handschriftlichen Materials. Die Norweger wurden darin Muster. Neben den Ausgaben Ungers ist namentlich die der *Saemundar Edda* von Bugge (1867) zu erwähnen, durch welche zuerst eine zuverlässige Grundlage für die Kritik geschaffen wurde. An das Muster Ungers schloss sich unter den Isländern namentlich Vigfusson, als dessen Hauptleistung noch die Ausgabe der *Sturlungasaga* (1878) zu nennen ist, unter den Deutschen Möbius an, dazu manche jüngere Gelehrte. Auch in der Schreibweise der Ausgaben traten Veränderungen ein. Während die älteren Herausgeber, zumal die Isländer sich an die meist jungen Hss. anschlossen und zuweilen noch modernisierten, wurde es unter dem Einflusse Munchs (vgl. § 95) üblich, in den meisten Fällen eine normalisierte Schreibung durchzuführen, die ungefähr dem Sprachzustande um die Mitte des 13. Jahrhunderts entsprach. Das Lesen der Texte wurde dadurch für den Nichtisländer erleichtert, freilich aber manche berechtigte Eigenheit verwischt. Ein Gegengewicht wurde dadurch gegeben, dass man anfing besonders wichtige und namentlich alte Texte genau nach der Hs. abzudrucken. Abdrücke von solchen, die früher ihres unnationalen Inhalts wegen wenig Interese erregt hatten, lieferten Unger, Gislason und der Schwede Wisén (*Homiliubók* 1875). Namentlich hat man sich in den neuesten Ausgaben des Samfund um genaue Reproduktion der Hss. bemüht. Konjekturalkritik wurde besonders auf dem Gebiete der Poesie geübt, die am meisten dazu aufforderte, nicht ohne einen ziemlichen Grad von Willkür, an den Eddaliedern auch von deutschen Gelehrten, unter andern von Müllenhoff.

Aus der so lange vernachlässigten altschwedischen Literatur fanden zuerst die Rechtsbücher eine würdige Veröffentlichung in dem *Corpus juris Sveo-Gotorum antiqui* wovon Vol. I. II. (1827. 30) von Collin und Schlyter Vol. III—XII (1834—69) von Schlyter allein herausgegeben sind. Mit der Herausgabe der übrigen begann man erst, nachdem 1843 durch Arwidsson eine eigene Gesellschaft dafür gestiftet war (Svenska fornskriftsällskapet), an deren Publikationen Klemming den Hauptanteil hatte.

Die altdänischen Gesetze wurden für det nordiske Literatur-Samfund herausgegeben von P. G. Thorsen (1852—3). C. J. Brandt veröffentlichte *Romantisk Digtning fra Middelalderen* (1869—77).

§ 94. Der Herausgabe der geschriebenen und gedruckten Denkmäler hat das Sammeln der in mündlicher Überlieferung umgehenden poetischen Erzeugnisse, der Volkslieder, Märchen, Sagen, Sprüchwörter etc. zur Seite ge-

standen, worüber im Anhang zu Abschn. 8 ausführlich berichtet werden wird. Die meisten Sammlungen haben sich auf ein engeres räumliches Gebiet beschränkt. Für die Sprüchwörter allerdings hat man verschiedene Zusammenstellungen von universellem Charakter versucht, worin auch die schriftlichen Quellen benutzt sind. Es ist dabei aber nicht exact philologisch verfahren. Was die Volkslieder betrifft, so stehen hinsichtlich der kritischen Verwertung des ganzen zugänglichen mündlichen und schriftlichen Quellenmaterials *Danmarks gamle Folkeviser* von Grundtvig (1853 ff.) einzig da. G. hat auch das Material für die faeröische Volksdichtung sehr vollständig zusammengebracht, welches aber erst noch zu bearbeiten bleibt (vgl. Aarbøger 1882, S. 357).

§ 95. Kein Werk J. Grimms machte einen so überwältigenden Eindruck wie seine Grammatik. Und doch ist man anderseits wieder auf keinem Gebiete so weit über den von ihm eingenommenen Standpunkt hinausgekommen. Dies geschah durch eine immer weitergreifende und immer exacter werdende Verwertung des in ungeheurer Fülle sich darbietenden Quellenmaterials, durch eine immer genauere Vergleichung der einzelnen germanischen Dialekte und Zeitstufen unter einander und mit den verwandten indogermanischen Sprachen, endlich durch ein tieferes Eindringen in das allgemeine Wesen der Sprache und Sprachentwickelung und die dadurch bedingte Veränderung der Methode.

Wir können in der Entwickelung der germanischen Grammatik nach Grimm zwei Perioden unterscheiden, die wir am besten durch das Jahr 1868 begrenzen. In der ersten werden zwar die Resultate Grimms vielfach ergänzt, namentlich durch die Bearbeitung von Gebieten, die von ihm noch gar nicht oder nur flüchtig und auf Grund unvollkommenen Materials behandelt waren. Aber man bleibt in der Behandlungsweise mit wenigen Ausnahmen, die den späteren Fortschritt vorbereiten, auf dem von Grimm geschaffenen Boden stehen. An der Erforschung der Beziehungen zu den verwandten idg. Sprachen nehmen nur wenige Germanisten thätigen Anteil. Die meisten begnügen sich; einige Correcturen anzunehmen, welche Grimms Anschauung von Seiten der vergleichenden Sprachforschung erfuhr.

Eine solche Correctur ging zunächst von Bopp aus. 1827 veröffentlichte derselbe eine ausführliche Kritik von Grimms Grammatik, die 1836 noch einmal zusammen mit einer Kritik über Graffs Ahd. Sprachschatz unter dem Titel *Vokalismus* erschien. Die Resultate dieser wie anderer zwischen 1823—31 erschienenen Monographieen gingen in sein Hauptwerk über, die *Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Gothischen und Deutschen* (1833—52. [2] 1857—61. [3] 1869—71). Bopps Kritik richtete sich namentlich gegen Grimms Theorie des Vokalismus, die, durch eine isolierte Betrachtung des Germanischen gewonnen, vor der vergleichenden Betrachtung nicht bestehen konnte. Wenn aber auch durch Bopp manche Beziehung aufgehellt wurde, so ging doch auch er in der Hauptsache fehl. Indem er, wie es bei dem gewaltigen Eindruck, den der grammatische Bau des Sanskrit machte, natürlich war, die Altertümlichkeit desselben überschätzte, nahm er auch den Vokalismus dieser Sprache zum Ausgangspunkte, und entwickelte im Anschluss an die indischen Grammatiker die Theorie, dass alle Vokale des Idg. aus den drei Grundvokalen *a, i, u* mit Hülfe der Vokalsteigerung entsprungen seien. Die Lehre von den drei Vokalreihen (*a-, i-, u*-Reihe) wurde auch von den Germanisten acceptiert und ging in die Compendien über, wiewohl sie gar nichts zur Aufklärung der germanischen Verhältnisse beitrug, während Grimms Ablautsreihen, wenn auch ihr Ursprung nicht aufgehellt war, doch wenigstens die faktisch bestehenden Verhältnisse richtig bezeichneten. Sehr bedeutend war die Aufklärung, die durch Bopp für die germanische Flexion gewonnen wurde. So wurden namentlich die einzelnen Flexionsklassen erst vollständig in das

indogermanische System eingegliedert, wobei Grimms Unterscheidung zwischen starker und schwacher Deklination fallen musste. Die Unterscheidung der Deklinationsklassen nach dem Stammauslaut wurde fortan Gemeingut der germanischen Grammatik.

Neben Bopp wurde die indogermanische Sprachwissenschaft zunächst durch Aug. Friedr. Pott gepflegt, der durch seine *Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der idg. Sprachen* (1833—6. [2] 1859—76) eine reiche Fundgrube für die Wortvergleichung und damit für die vergleichende Lautlehre schuf. Im Anschluss an W. v. Humboldt (vgl. § 96) dehnte er seine Forschungen auch auf die nichtindogermanischen Sprachen aus und beschäftigte sich mit den allgemeinen Problemen der Sprachwissenschaft. Theod. Benfey (1809 bis 81) war sehr ideenreich, aber ohne Konsequenz und feste Prinzipien. Adalbert Kuhn (1812—81) begründete die *Zschr. für vergleichende Sprachforschung* (1852 ff), worin auch die germanischen Sprachen ausgedehnte Berücksichtigung gefunden haben. Epochemachend war gleich im zweiten Band die Abhandlung von Rud. Westphal *Das Auslautsgesetz des Gotischen*. Abgesehen von ihren unmittelbaren Resultaten, die allerdings noch einer Korrektur bedurften, hatte sie eine allgemeine Bedeutung von grosser Tragweite, indem die Gesetzmässsigkeit der lautlichen Entsprechungen, mit der man es bisher nur in den Wurzelsilben mehr oder weniger ernst genommen hatte, hier zum ersten Male in grossem Umfange in den Flexionssilben aufgezeigt wurde. Zwei Sprachforscher müssen noch ausgezeichnet werden, denen auch wir Germanisten viel verdanken, Aug. Schleicher (1821—68) und Georg Curtius (1820—85). Der erstere, dessen selbständige Leistungen besonders das Litauische und Slavische betreffen, gab in seinem *Compendium der vergleichenden Gramm. der idg. Sprachen* (1861. [4] 1876) eine Zusammenfassung der Hauptresultate, welche wegen ihrer Knappheit und Präcision viel benutzt wurde und grossen Einfluss gewann. Der Hauptfortschritt, welcher in dem Compendium der Grammatik Bopps gegenüber gemacht wurde, bestand darin, dass mit der Reconstruction der idg. Grundsprache, deren einstige Existenz natürlich auch Bopp voraussetzte, Ernst gemacht wurde. Zwar haben sich seine Aufstellungen später in vielen Hinsichten als irrig erwiesen, aber darum bleibt ihm doch das Verdienst, dass er das Ziel zuerst klar vorgezeichnet hat. Nur indem man dieses Ziel fest ins Auge fasste und sich nicht mehr mit dem blossen Nachweis von Ähnlichkeiten begnügte, konnte man dazu gelangen, sich über die zu lösenden Probleme klar zu werden. Das Verdienst von Curtius ist hauptsächlich ein pädagogisches. Er verband in seiner Person die Sprachwissenschaft mit der klassischen Philologie und suchte diese Verbindung zu einer allgemeinen zu machen. Durch weitverbreitete Schriften und zahlreich besuchte Vorlesungen bemühte er sich, das, was ihm nach besonnener Kritik als gesicherte Ergebnisse der Sprachwissenschaft erschien, zum Gemeingut aller Philologen zu machen. Wenn er dabei auch zunächst die klassischen Philologen im Auge hatte, so sind doch auch nicht wenige Germanisten von ihm beeinflusst und angeregt. Curtius und Schleicher waren bemüht, sich noch strenger als ihre Vorgänger an die Lautgesetze zu binden, vermochten aber für viele Fälle mit einer strengen Konsequenz nicht durchzukommen, und so statuierte Curtius ausdrücklich neben der regelmässigen Lautvertretung eine unregelmässige (einen sporadischen Lautwandel) und hielt an dieser Anschauung bis zu Ende fest.

Zu den Germanisten, welche es unternahmen die germanische Grammatik auf Grund der vergleichenden Sprachwissenschaft fortzuführen, gehörte der früh verstorbene Theod. Jacobi: *Beiträge zur deutschen Grammatik* 1843; *Untersuchungen über die Bildung der Nomina* 1848. Einige richtige Resultate

sind durch ihn gewonnen; anderes, wie namentlich seine zu schematisch konstruierte Erklärung des Ablauts, hat sich als verfehlt erwiesen, hat aber doch später anregend auf jüngere Forscher gewirkt. Holtzmanns Abhandlungen *Über den Umlaut* (1843) und *Über den Ablaut* (1844) waren gleichfalls mehr durch die von ihnen ausgehende Anregung als durch ihre positiven Resultate von Bedeutung. Rud. v. Raumer (1815—76) machte in seiner Schrift *Die Aspiration und die Lautverschiebung* (1837) den ersten bedeutsamen Versuch, die Resultate der Lautphysiologie auf die vergleichende Grammatik anzuwenden. Derselbe erwarb sich ausserdem Verdienste dadurch, dass er, von pädagogischen Gesichtspunkten ausgehend, den von J. Grimm vernachlässigten Unterschied zwischen geschriebener und gesprochener Sprache, zwischen Schriftsprache und Mundart klar zu legen suchte. Wegen der Bemühungen um eine genauere Bestimmung des Lautwertes der Buchstaben muss auch die sonst nicht bedeutende unvollendet gebliebene *Deutsche Grammatik* von Rumpelt (1860) hervorgehoben werden.

Am meisten wurde durch neue Materialiensammlungen geleistet, die teils nur mechanisch zusammengestellt, teils mehr oder weniger zu einem organischen Ganzen verarbeitet wurden. Die gotische Grammatik fand eine eingehende, auch die Syntax einschliessende Bearbeitung in der Ulfilasausgabe von v. d. Gabelentz und Löbe (1848). F. Dietrichs Abhandlung *Über die Aussprache des Gotischen* (1862) war von grossem Werte durch die Sammlung der bei den griechischen und lateinischen Schriftstellern zerstreuten Eigennamen, wenn auch die daraus gezogenen Schlüsse nicht ganz zu billigen sind. Die Kenntnis der alt- und mittelhochdeutschen Sprache wurde durch verschiedene Kompendien wenig gefördert, wohl aber durch Beobachtungen über die Eigentümlichkeiten einzelner Denkmäler, die meistens den Ausgaben derselben beigefügt waren. Bei den mittelhochdeutschen Texten wurde weniger die handschriftliche Schreibung beachtet als die Resultate, die sich aus der Beobachtung von Reim und Versbau ergaben. Man begann die mundartlichen Verschiedenheiten zu berücksichtigen. Namentlich machten sich die Abweichungen der mitteldeutschen Texte, deren nach und nach eine ziemliche Anzahl veröffentlicht wurde, bemerkbar. W. Grimm wies darauf hin in der Einleitung zu *Athis und Prophilias* (1846), freilich in der Ansicht befangen, dass das Mitteldeutsche einer Mischung aus Hoch- und Niederdeutsch seinen Ursprung verdanke. Bahnbrechend wurden Pfeiffers *Beiträge zur Geschichte der mitteldeutschen Sprache und Literatur* (1854), worin das Mitteldeutsche nicht mehr als Mischsprache, sondern als natürliches Mittelglied aufgefasst wurde. Pfeiffer ist auch weiterhin energisch dafür eingetreten, dass die Festsetzung der dialektischen Eigentümlichkeiten als Pflicht des Herausgebers anerkannt werde. Seine Beobachtungen führten ihn zur Opposition gegen die herrschende Ansicht über die mittelhochdeutsche Schriftsprache: *Über Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mhd. Zeit* (1861). Für das Spätmhd. lieferte Koberstein durch seine Untersuchungen über die Sprache Suchenwirts (1828—52) wertvolle Beiträge. Die neuhochdeutsche Grammatik wandelte noch lange in den Bahnen Adelungs. Daneben gewann der rein logische Standpunkt Karl Ferd. Beckers, der zuerst 1828.9 mit einer *Deutschen Sprachlehre* hervortrat, grossen Einfluss. Erst langsam fanden die Resultate Grimms auch in der Schulgrammatik Berücksichtigung. Ein achtungswerter Versuch die Darstellung für das praktische Bedürfnis mit historischer Erläuterung zu verbinden, war das *Ausführliche Lehrbuch der deutschen Sprache* von K. W. L. Heyse (1838—49). Als Materialiensammlung von einigem Wert war die *Grammatik der deutschen Spr. des 15. bis 17. Jahrhunderts* von Jos. Kehrein (1854—6). Eine *Deutsche Syntax*, die neben dem Nhd. auch das Mhd. be-

rücksichtigt, hat Theod. Vernaleken geliefert (1861.3), freilich höheren Ansprüchen nicht entsprechend. Die Bearbeitungen der neueren Mundarten aus dieser Zeit leiden vor allem an dem Mangel einer exakten Beschreibung der Laute. Vieles ist ganz dilettantisch und nur mit behutsamer Kritik einigermassen zu verwerten. Doch sind auch manche immerhin schon recht brauchbare Leistungen zu verzeichnen, z. B. von Schleicher, K. Regel, K. Jul. Schröer. Allgemein anregend wirkte die Schrift von Weinhold *Über deutsche Dialektforschung* (1853). Derselbe unternahm dann eine zusammenfassende Darstellung der deutschen Mundarten in ihrer Entwickelung von der althochdeutschen Zeit bis auf die Gegenwart in seiner *Grammatik der deutschen Mundarten*, wovon 1863 die Alemannische, 1867 die Bairische Grammatik erschien, eine wichtige Ergänzung zu Grimm, die freilich hinsichtlich des sprachwissenschaftlichen Standpunktes keinen Fortschritt bezeichnete.

In England wurde auf grammatischem Gebiete nichts von Belang geleistet. Bosworth verfasste *Elements of Anglo-Saxon Grammar* (1823), die sich auf Rask stützen. Thorpe gab 1830 eine englische Bearbeitung von Rasks angelsächsischer Grammatik. Auch das Mittelenglische war behandelt in Kembles kurzer *History of the English Language* (1834). Einem deutschen Gelehrten, Friedr. Koch (1813—72) war es vorbehalten, in seiner *Historischen Grammatik der englischen Sprache* (1863—9) auf der von Grimm geschaffenen Grundlage die erste eingehende Darstellung der ganzen Entwickelung des Englischen zu geben. Allerdings blieb die Lautlehre wie bei Grimm am Buchstaben haften, was bei einer Orthographie wie die englische ganz besondere Nachteile mit sich brachte. Daneben hat die *Englische Grammatik* von Ed. Mätzner (1860—5. ^{3}1880) selbständigen Wert. Sie unterscheidet sich in der Anlage, indem das Neuenglische zum eigentlichen Gegenstande gemacht, die älteren Stufen nur zur Erläuterung herangezogen werden. Ihre Stärke liegt auf dem Gebiete der Syntax.

Hinsichtlich des Altnordischen fühlte man zunächst kein Bedürfnis über Rask hinauszugehen. Einen kurzen Abriss der Sprachentwicklung auf dem gesamten skandinavischen Gebiet gab N. M. Petersen: *Det danske, norske og svenske sprogs historie* (1829—30). Der Einfluss Grimms zeigte sich zuerst bei Munch in mehreren Abhandlungen und kurzen Darstellungen der altnordischen und schwedischen Grammatik, die 1848—9 erschienen sind. Ihm gebührt das Verdienst, zuerst nachgewiesen zu haben, dass die altnordische Sprache nicht, wie man allgemein annahm, die Ursprache des ganzen skandinavischen Nordens sei, sondern bereits einen spezifisch norwegischen Charakter trage. Die von ihm gemachte Scheidung zwischen ost- und westnordisch (dänisch-schwedisch — norwegisch) wurde freilich in Zusammenhang gebracht mit einer jedenfalls unhaltbaren Hypothese Keysers über die Einwanderung der Nordleute. Durch Munchs grammatische Arbeiten wurde auch hauptsächlich die Schreibweise festgestellt, deren man sich fortan in den Ausgaben altnordischer Texte bediente (vgl. S. 93). Eine wesentliche Förderung erhielt die altnordische Grammatik, insonderheit die Lautlehre durch Gislasons Schrift *Um frum-parta íslenskrar túngu í fornöld* (1846). Es wurde darin einerseits die Schreibweise der ältesten Handschriften untersucht, anderseits die Metrik zu wichtigen Schlüssen verwertet. Eine *Oldnordisk Formlære* von dem selben ist nicht über das erste Heft (1858) hinausgekommen. Er hat seine Forschungen bis auf die neueste Zeit unermüdlich fortgesetzt. Die Syntax wurde sehr eingehend behandelt von G. Lund in seiner *Oldnordisk ordföjningslære* (1862). Die neunorwegischen Mundarten fanden eine auf ausgedehnten Sammlungen beruhende zusammenfassende Darstellung durch den von Munch angeregten Ivar Aasen: *Det norske Folkesprogs Grammatik* (1848), in zweiter Auflage als *Norsk Gram-*

matik (1864), wobei allerdings die unbefangene Beobachtung der dialektischen Besonderheiten etwas beeinträchtigt wurde durch die praktische Tendenz, eine norwegische Gemeinsprache zu schaffen. Die schwedische Sprache erfuhr die eingehendste Bearbeitung durch Rydqvist in *Svenska språkets lagar* (1850—74), das Fundamentalwerk für die schwedische Philologie. Gleichzeitig regte Säve zum Studium der Mundarten an. Die historische Grammatik des Dänischen hat keine zusammenfassende Darstellung gefunden, wohl aber sind gute Monographieen geliefert von K. J. Lyngby, der sich auch um die Erforschung der modernen Volkssprache verdient gemacht hat, von Edvin Jessen und namentlich von Wimmer (*Navneordenes böjning i ældre Dansk* 1868).

§ 96. Die Fortschritte, welche in den letzten Dezennien gemacht sind, beruhen darauf, dass Hand in Hand mit einer exakteren Durchforschung der Quellen die Herstellung einer innigeren Beziehung zu der vergleichenden Sprachwissenschaft gegangen ist, und dass man bestrebt gewesen ist, sich genauere Rechenschaft über das Wesen der sprachlichen Veränderungen zu geben, wodurch man zu wesentlichen Reformen in der Forschungsmethode gelangt ist.

Mit den allgemeinen Ursachen der Sprachveränderung hatten sich weder die Germanisten noch die Indogermanisten viel befasst. Vereinzelt und dabei fast gar nicht beachtet ist der Versuch des Dänen J. H. Bredsdorff *Om Aarsagerne of Sprogenes Forandringer* (1821, neu herausg. von Thomsen 1886), der sich schon mit manchen der neuerdings lebhaft diskutierten Probleme befasst. Die Betrachtung nichtindogermanischer Sprachen gab mehr Anstoss zum Nachdenken über allgemeine Fragen. Sie boten wenig Gelegenheit zum Nachweis historischer Zusammenhänge, wodurch die indogermanische Sprachwissenschaft absorbiert wurde, dagegen zog die Grundverschiedenheit des inneren Baues, die sich zwischen unverwandten Sprachen zeigte, die Aufmerksamkeit auf sich und forderte eine Erklärung aus der Natur des menschlichen Geistes. Wilh. v. Humboldt vor allem wandte sich diesem Gebiete zu, indem er Ideen von Herder und F. Schlegel auf breiterer empirischer Basis weiter bildete. Die Summe seiner Reflexionen fasste er zusammen in der Abhandlung *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, die als Einleitung zu seinem Werke über die Kawisprache 1836 erschien. Wir können hier nur einige Fundamentalsätze daraus hervorheben. Die Sprachen unterscheiden sich nicht nur nach dem Lautmateriale, aus dem sie gestaltet sind, der äusseren Sprachform, sondern ebenso nach der inneren Sprachform, der besonderen Art, mit welcher in einer jeden die Dinge und ihre Verbindungen unter einander erfasst werden; jede Sprache repräsentiert eine besondere Auffassungsweise der Welt, die mit ihr aufgenommen wird. Die Sprache ist nicht Werk, sondern Thätigkeit, nicht ein totes Erzeugtes, sondern Erzeugung. Der Einzelne ist der Sprache gegenüber zugleich rezeptiv und produktiv, gebunden und frei. Eine wirkliche Lösung dieses scheinbaren Wiederspruchs, worin allerdings das Hauptproblem der allgemeinen Sprachwissenschaft begriffen ist, hat Humboldt nicht zu geben vermocht, da es ihm noch an einer Grundbedingung dazu fehlte, der Analyse der psychischen Processe. Nach dieser Richtung fand sein Standpunkt eine Ergänzung durch Heymann Steinthal. Diesem waren Humboldts Anschauungen zunächst durch K. W. L. Heyse vermittelt. Zu gleicher Zeit aber war er ein Schüler Herbarts, dessen Psychologie er selbständig weiter zu bilden suchte. Von seinen Werken kommen hier namentlich in Betracht *Der Ursprung der Sprache* (1851. [2]58. [3]77. [4]88), *Grammatik, Logik, Psychologie* (1855), *Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues* (1860), vor allem *Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft* (1871). Seit 1859 gibt er mit seinem Freunde Lazarus die *Zeitschr. für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* heraus, deren Ziel es ist,

die psychologische Analyse auf alle Gebiete der Kultur anzuwenden. Steinthal hat lange keinen Einfluss auf die historische Detailforschung gehabt, die er selbst nicht trieb, ja man verhielt sich von dieser Seite her vielfach misstrauisch und ablehnend gegen ihn, teils weil man seine psychologischen Untersuchungen mit metaphysischen Spekulationen verwechselte, teils weil er sich dem Einzelforscher gegenüber manche Blösse gab. Namentlich wollte Schleicher nichts von ihm wissen, der, in der Ansicht befangen, dass die Sprachwissenschaft eine Naturwissenschaft sei, zu keinen richtigen Anschauungen über das Wesen der Sprachentwickelung gelangen konnte. Unter den Germanisten hat sich am frühesten Ludwig Tobler an die Betrachtungsweise Steinthals angeschlossen in Arbeiten über Wortbildung und Syntax, aber ohne dass sich bei ihm die psychologische und die historische Betrachtung wirklich gegenseitig durchdrungen hätten.

Neben den psychischen Bedingungen der Sprechthätigkeit bedurften auch die physischen einer wissenschaftlichen Behandlung. Die Lautphysiologie hatte schon im 18. Jahrhundert bedeutende Fortschritte gemacht durch Kempelens *Mechanismus der menschlichen Sprache* (1791). Aber nur vereinzelt nahmen Sprachforscher wie R. v. Raumer davon Notiz, bis durch Ernst Brücke eine Vermittelung geschaffen wurde. Indem derselbe mehr, als es bisher von den Physiologen geschehen war, die in verschiedenen Sprachen wirklich vorkommenden Laute untersuchte, gelang es ihm, ein speziell für Sprachforscher berechnetes und für diese auch sehr brauchbares und fassliches Handbuch zu schreiben, die *Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute* (1856. ²76). Geringeren Einfluss übten die Schriften Merkels, da ihm eine ausgebreitetere Sprachkenntnis abging. In England begründete Al. Melville Bell ein neues phonetisches System, welches in seinem Hauptwerke *Visible Speech* (1867) niedergelegt ist. Es unterscheidet sich von dem Brückes vor allem dadurch, dass auch die Vokale nicht nach dem Klange, sondern streng nach der Art ihrer Erzeugung gruppiert werden.

Die erste Arbeit auf dem Gebiete der germanischen Sprachforschung, aus der ein wesentlich neuer Geist atmet, ist das Buch von Scherer *Zur Geschichte der deutschen Sprache* (1868). In demselben werden so ziemlich alle Hauptprobleme der germanischen Laut- und Flexionslehre besprochen. Es wird ein energischer Versuch gemacht, eine engere Verbindung zwischen der indogermanischen Sprachwissenschaft und der Detailforschung auf germanischem Gebiete herzustellen. Während die Indogermanisten sich meist mit Heranziehung des Gotischen begnügt hatten, werden hier besonders selbständige Studien über das Althochdeutsche verwertet. Scherer hatte kurz vorher mit Müllenhoff die *Denkmäler* herausgegeben. In der Vorrede dazu hatte dieser zur Beachtung der räumlichen und zeitlichen Verschiedenheiten des Althochdeutschen angeregt und auf die Urkunden als ein Hülfsmittel zur Gewinnung genauerer Bestimmungen hingewiesen. Unter dieser Anregung, die noch weiterhin fortwirkte, stand auch Scherer, von dem überhaupt auch manche mündlich mitgeteilte Auffassung Müllenhoffs verwertet wurde. Vor allem wichtig aber war es, dass Sch. den ersten Versuch machte, die Lautphysiologie Brückes systematisch auf die germanische Lautlehre anzuwenden und, anknüpfend an R. v. Raumer, genauere Untersuchungen über den Lautwert der überlieferten Schriftzeichen anzustellen, wodurch namentlich eine richtigere Auffassung der Lautverschiebung angebahnt wurde. In Bezug auf die Lautentsprechung erstrebte Sch. eine grössere Konsequenz, namentlich auch in den Flexionssilben. In Zusammenhang damit stand es, dass er die sogenannte falsche Analogie in ausgedehnterem Masse zur Erklärung heranzog, als es bisher von den Sprachforschern wenigstens für die älteren Perioden geschehen war. Sch.

hatte sich sein Ziel sehr hoch gesteckt. Er wollte in raschem Anlauf mit Mitteln, die uns jetzt als durchaus unzureichend erscheinen müssen, gleich die letzten Fragen der germanischen, ja der indogermanischen Sprachgeschichte lösen, ein Unternehmen, welches notwendigerweise scheitern musste. Das Buch enthielt eine imponierende Fülle von neuen Gedanken, die aber, hastig hingeworfen und gewaltsam mit den Thatsachen in Einklang gebracht, zum grösseren Teile verfehlt waren, und auch da, wo sie sich in richtigen Bahnen bewegten, feste Begründung und konsequente Durchführung vermissen liessen. So war das Ganze nicht etwa eine neue Grundlegung für die germanische Grammatik von bleibendem Werte, sondern nur ein allerdings höchst kräftiges Ferment in der Entwicklung, durchweg anregend, auch da, wo es zum Widerspruch reizte.

Kurz nach Scherers Werke erschienen mehrere davon noch nicht beeinflusste Arbeiten, die, jede in ihrer Art, recht fördernd waren. Holtzmann veröffentlichte 1870 eine *Altdeutsche Grammatik,* Bd. 1. Abt. 1, die spezielle Lautlehre des Got., Altn., Alts., Ags. und Ahd. enthaltend. Ihr Wert beruhte einerseits auf der reichen Beispielsammlung, wofür nicht wenige für Grimm noch nicht zugängliche Quellen benutzt werden konnten, anderseits auf manchen eigentümlichen Ideen, die zwar nicht immer das Richtige trafen, aber doch mindestens auf Probleme hinwiesen, die es zu lösen galt. Kelle gab im zweiten Bande seiner Ausgabe von *Otfrids Evangelienbuch* (1869) eine sehr ausführliche Statistik über die Laut- und Flexionslehre dieses wichtigen Denkmales, wovon allerdings ein Teil schon 1865 in der ZfdA. 12 erschienen war. Es sind darauf eine Reihe ähnlicher Arbeiten über althochdeutsche Texte, auch über die Eigennamen der Urkunden gefolgt. Für das Altnordische schuf Wimmer in seiner *Oldnordisk formlære* (1870) ein zuverlässiges, auf selbständiger Durcharbeitung der Quellen beruhendes Hülfsmittel, dessen Wert namentlich in der Vollständigkeit der Angaben über die Flexion aller einzelnen Wörter bestand. Eine deutsche Übersetzung davon erschien 1871, eine schwedische auf Grund einer vom Verfasser herrührenden Umarbeitung 1874. Ein neues Quellenmaterial wurde nach dem Vorgange von Fr. Dietrich (1849) erschlossen durch Wilh. Thomsens Schrift *Den gotiske sprogklasses indflydelse på den finske* (1869, deutsch 1870), ausgezeichnet durch die gründliche Beherrschung zweier ganz verschiedener Sprachgebiete und besonders wichtig, weil die zahlreichen Entlehnungen der finnischen Sprachen aus dem Germanischen zum Teil in ein sehr hohes Altertum zurückreichen. Wie Brückes Lautsystem von Scherer auf die germanischen Sprachen überhaupt, so wurde Bells System von Ellis speziell auf das Englische angewendet, dessen Vokalismus erst mit Hülfe desselben erfasst werden konnte. Es geschah dies in dem für die bis dahin sehr im Argen liegende Lautlehre des Englischen epochemachenden Werke *On Early English Pronunciation* (I. II 1869. III 1870. IV 1874). Der fünfte Band, welcher die lebenden Mundarten behandeln soll, ist jetzt im Druck begriffen. Unter Benützung der umfassenden Forschungen von Ellis schuf dann Sweet eine ebenso knappe wie klare Übersicht über die ganze Entwickelung der englischen Laute: *History of English Sounds* (zuerst in den Transactions of the Phil. Soc. 1873—4, dann besonders von der Dialekt Soc. herausg.).

Neben Scherer und Ellis war es besonders Ascoli, der ganz selbständig die Lautphysiologie in die Sprachwissenschaft einführte. Er vereinigte das Studium der ältesten indogermanischen Sprachen mit dem der lebenden romanischen Mundarten und kam eben dadurch dazu, die an diesen gemachten Beobachtungen für jene zu verwerten. Die gegebenen Anregungen wirkten rasch auf jüngere Forscher. Auf der neuen Grundlage eröffnete sich ein er-

giebiges Feld für lautliche Untersuchungen. Man begnügte sich bald nicht mehr damit, die von den Physiologen übernommenen Resultate anzuwenden. Mehrere Sprachforscher, speziell Germanisten gingen zu eigenen Untersuchungen über die Erzeugung der Sprachlaute über und nahmen die Fortbildung der allgemeinen Phonetik selbst in die Hand. Sievers veröffentlichte 1876 *Grundzüge der Lautphysiologie zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen.* Der Hauptfortschritt dieses Werkes Brücke gegenüber bestand darin, dass nicht nur die Einzellaute behandelt wurden, sondern auch, worauf es für das Verständnis der Lautentwickelung vor allem ankam, die Art, wie sich die Einzellaute zu Silben, Wörtern und Sätzen verbinden, wobei auch der Accent eine ganz besondere Berücksichtigung fand. Es folgte 1877 Sweets *Handbook of Phonetics,* worin Bells System eine selbständige Weiterbildung fand. Nunmehr machte sich die Wirkung der englischen Phonetik auch in Deutschland geltend. Unter ihrem Einfluss erfuhr die zweite Auflage von Sievers' Werk eine wesentliche Umgestaltung. Sie erschien 1881 als *Grundzüge der Phonetik* ([3] 1885). Durch selbständige wertvolle Untersuchungen haben sich ausserdem namentlich J. Hoffory und J. Flodström verdient gemacht.

Verwendung fand die Phonetik nach verschiedenen Richtungen hin. So als ein Hülfsmittel für die Erlernung der modernen Umgangssprachen. Sweet gab hierzu den Anstoss, nach ihm namentlich der Norweger Joh. Storm. Neuerdings hat sich eine eifrige Propaganda dafür herausgebildet. Unentbehrlich war die Phonetik für eine wissenschaftlich brauchbare Beschreibung des Lautstandes der lebenden Mundarten. Eine solche ist in Deutschland zum ersten Male geliefert von J. Winteler: *Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus.* Es sind darin auch selbständige phonetische Untersuchungen des Verfassers niedergelegt. Die Resultate waren auch für die Lautverhältnisse der älteren Sprachen aufklärend, und es zeigte sich, dass zur richtigen Beurteilung derselben das Studium der Mundarten unentbehrlich ist.

Nach dem Vorgange von Scherer fuhr man fort, genauere Untersuchungen über den Lautwert der in den Handschriften verwendeten Zeichen anzustellen, um auf dieser Grundlage die eigentliche Natur der Lautveränderungen zu erkennen. Man kam hierbei, besonders auf dem Gebiete des Ahd. auch dadurch vorwärts, dass man den Gebrauch eines jeden Schreibers für sich beobachtete. Diese Untersuchungen gingen überhaupt Hand in Hand mit einer genaueren Sonderung der Dialekte. Richard Heinzel lieferte 1874, den Anregungen Müllenhoffs und Scherers folgend, eine *Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache* (Urkundensprache) mit Excursen allgemeinerer Art über die Entwickelung des germanischen Vokalismus und Konsonantismus. Hiermit berührte sich vielfach der ziemlich gleichzeitig erschienene Aufsatz von Wilh. Braune *Zur Kenntnis des Fränkischen und zur hochdeutschen Lautverschiebung* (PBB 1,1), worin einerseits der Gang der Verschiebung in wesentlichen Stücken richtiger bestimmt, anderseits die mannigfache Gliederung der deutschen Mundarten hinsichtlich ihres Verhaltens zur Lautverschiebung mit Hülfe urkundlichen Materials aufgedeckt wurde. Daran schloss sich eine neue Behandlung der germanischen Verschiebung von mir (PBB 1,147).

Die Auslautsverhältnisse des Got. und Ahd., über die Scherers Aufstellungen nicht genügen konnten, forderten zu neuer Untersuchung heraus. Eine wesentliche Förderung brachte hinsichtlich des Got. (und Urgerm.) Leskien durch einen auf der Leipziger Philologenversammlung 1872 gehaltenen Vortrag, hinsichtlich des Ahd.: Braunes Abhandlung *Über die Quantität der althochdeutschen Endsilben* (PBB 2,125). Es mussten dabei Fragen der Flexionslehre hineingezogen werden. Eine Lösung mancher Schwierigkeiten ergab sich

wie in einigen Fällen schon für Scherer durch die Entdeckung, dass gewisse Formen des Got. und Ahd. sich nur scheinbar entsprechen, indem entweder verschiedene indogermanische Formen zu Grunde liegen oder die wirklich entsprechenden Formen durch Neubildungen nach Analogie verdrängt sind. Derartige Entdeckungen wurden auch sonst in der Flexionslehre gemacht. Besonders hervorzuheben ist die Arbeit von Sievers *Die starke Adjectivdeklination* (PBB 2,98).

In ähnlicher Weise wurde auf romanischem und slavischem Gebiete gearbeitet, und es veränderte sich allmählich auch das Verfahren der indogermanischen Sprachforschung. Man übertrug die Erfahrungen, die man an jüngeren, genauer zu beobachtenden Sprachstufen gemacht hatte, auf die Behandlung der älteren und ältesten, begnügte sich auch hier nicht mehr mit einem abstrakten Schematismus, sondern suchte sich ein Bild von den realen Vorgängen zu machen auf Grund der allgemeinen Bedingungen, unter denen alle Sprechthätigkeit steht. Auf einige der in dieser Richtung arbeitenden Forscher hatte Steinthal eingewirkt. Anregend waren auch die Schriften des amerikanischen Sprachforschers Whitney *Language and the study of language* (1876) und *The life and growth of Language* (1875), die, populär gehalten, zwar nicht auf eine wissenschaftliche Psychologie basiert, aber doch aus unbefangener Beobachtung der Sprechthätigkeit geschöpft waren. Bei der Spezialforschung traten zunächst zwei Momente in den Vordergrund. Erstens überzeugte man sich immer mehr, dass die Wirkung der sogenannten falschen Analogie nicht eine ausnahmsweise vorkommende Unregelmässigkeit sei, sondern etwas vom Wesen aller Sprachentwickelung Unzertrennliches, welches in den ältesten Perioden eine gerade so bedeutende Rolle gespielt habe wie nachweisbar in den modernen Sprachen. Zweitens wurde man immer strenger in der consequenten Durchführung von Lautgesetzen. Ermöglicht wurde dies zum Teil durch die Verwertung der Phonetik. Viele scheinbare Unregelmässigkeiten erkannte man als Schwankungen der Lautbezeichnung, nicht des Lautes. Veränderungen des nämlichen Grundlautes nach verschiedenen Richtungen hin, die zunächst willkürlich schienen, fanden ihre Erklärung durch Berücksichtigung lautlicher Momente, die man früher nicht beachtet hatte, vor allem des Accentes. Auch dadurch wurde vielfach Regelmässigkeit hergestellt, dass man die räumliche und zeitliche Erstreckung der einzelnen Erscheinungen genauer bestimmte. Aber vor allem wurden viele scheinbar unregelmässige Lautentsprechungen dadurch beseitigt, dass man sie auf die Wirkung der «falschen Analogie» zurückführte. So besteht ein direkter Zusammenhang zwischen der häufigeren Heranziehung dieses Erklärungsmittels und der Ausdehnung der lautlichen Consequenz. Leskien in seiner Preisschrift *Die Deklination im Slavisch-Litauischen und im Germanischen* (1876) sprach zuerst den Satz aus, dass man überhaupt keine Ausnahme von den Lautgesetzen gestatten dürfe. Dieser Satz fand ebenso lebhaften Widerspruch wie freudige Zustimmung. Es entbrannte ein heftiger Streit, bei dem neben persönlicher Animosität auch viele Begriffsverwirrung unterlief, und der nur durch genauere Definition der Schlichtung näher geführt werden konnte. Thatsache ist, dass auch diejenigen, welche die lebhafteste Opposition machten, soweit sie sich noch aktiv an dem Ausbau der Sprachwissenschaft beteiligten, nicht umhin konnten, eine grössere Consequenz als früher in den von ihnen angenommenen Lautentsprechungen zu erstreben und demgemäss einen ausgedehnteren Gebrauch von dem Erklärungsmittel der «falschen Analogie» zu machen.

Es war nicht schwer, dem Satze Leskiens eine Menge von Thatsachen gegenüberzustellen, die demselben zu widersprechen schienen. Die Frage war, ob es gelingen würde, sich mit denselben abzufinden. Es widersprachen

auch manche Hypothesen, an denen die ältere Sprachwissenschaft keinen Anstoss genommen hatte. Sie mussten durch neue ersetzt werden. Verglich man die Laute der indogermanischen Ursprache, wie sie bisher konstruiert war, mit denen der einzelnen Sprachfamilien, so ergab sich, dass sich der selbe Grundlaut ohne ersichtliche Ursache in verschiedene Einzellaute gespalten haben müsse. Ein solcher Fall fand sich z. B. bei der germanischen Lautverschiebung, indem einem idg. *p, k, t,* im Got. bald *f, h, þ,* bald *b, g, d,* entsprachen. Da wurde 1877 die scheinbare Willkür von Karl Verner auf ein festes Gesetz zurückgeführt. Dieser wies in seinem Aufsatze *Eine Ausnahme der ersten Lautverschiebung* (Z. f. vgl. Spr. 23,97) nach, dass die verschiedene Behandlung der Laute durch den indogermanischen Accent bedingt sei, eine Entdeckung von ausserordentlicher Tragweite, nicht nur wegen der Aufklärung, die sie unmittelbar gewährte, sondern auch wegen der methodologischen Consequenzen, die sich daraus ziehen liessen. Man wurde nachdrücklich auf die Wichtigkeit des Accents für die Lautentwickelung hingewiesen. Die Überzeugung von der Regelmässigkeit des Lautwandels wurde gekräftigt, und zugleich war es ausserordentlich lehrreich, die Nachwirkungen dieses Lautwandels in den verschiedenen germanischen Sprachen und ihre allmähliche Beseitigung durch die Wirkung der Analogie zu beobachten. In diesem Falle also war die Schwierigkeit gelöst, indem die Entwickelung mehrere Laute aus einem anerkannt, aber die Bedingungen dafür aufgezeigt wurden. In mehreren anderen Fällen dagegen ergab sich, dass die angenommene Einheit überhaupt nicht bestanden hatte. Eine Schwierigkeit in der Entwickelung der Zungengaumenlaute war schon 1870 von Ascoli in seiner *Fonologia comparata* beseitigt, indem er bereits für die indogermanische Grundsprache eine doppelte Reihe solcher Laute annahm. Aber noch immer galt der Satz, dass die indogermanische Grundsprache nur die drei Grundvokale *a, i, u,* gekannt, und dass das *a* in den europäischen Sprachen sich in *a, e* und *o* gespalten habe, ohne dass sich irgendwelche ratio für diese Spaltung beibringen liess. Schleichers Schüler Joh. Schmidt hatte in seinem Werke *Zur Geschichte des indogermanischen Vokalismus* (1871. 5) eine Reihe wichtiger bisher vernachlässigter Probleme, die der Vokalismus bot, in Angriff genommen. Aber so reich auch seine Sammlungen, so zutreffend viele seiner Zusammenstellungen waren, so oft er auch im Einzelnen die richtige Erklärung fand oder wenigstens anbahnte, so ging er doch in Kardinalpunkten fehl, weil er auf dem Boden des Schleicherschen Systems stehen blieb. Damit hing es zusammen, dass er auch bei der alten Methode blieb und sich nicht scheute, verschiedene Behandlung des gleichen Lautes ohne ersichtlichen Grund anzunehmen. Gelegentliche Zweifel an der Richtigkeit des herrschenden Systems waren allerdings schon öfters geäussert, aber ohne genauer verfolgt zu werden. In mehreren Punkten, namentlich in Bezug auf den Ursprung des germanischen *u* vor Nasal und Liquida war Amelung auf dem richtigen Wege, schon in seiner nicht gebührend beachteten Schrift *Die Bildung der Tempusstämme durch Vokalsteigerung im Deutschen* (1871), woran sich die erst nach seinem Tode (1875) veröffentlichte Abhandlung *Der Ursprung der deutschen a-Vokale* (ZfdA 18,161) anschloss. Unter dem Einflusse Verners stand ein Aufsatz von Herm. Osthoff *Zur Frage des Ursprungs der germanischen N-Deklination* (PBB 3,1), worin der Unterschied zwischen den starken und schwachen Kasus aus der ursprünglichen Betonung abgeleitet wurde. Hieran knüpfte wieder Karl Brugmann an, in zwei Aufsätzen, die 1876 im 9. Bd. von Curtius Studien zur griech. u. lat. Gramm. erschienen: *Nasalis sonans in der indogermanischen Grundsprache* und *Zur Geschichte der stammabstufenden Declination.* Er traf in einigen Punkten, ohne es zu wissen, mit Amelung zusammen. Seine Untersuchungen

waren aber umfassender und durchgreifender und riefen einen gänzlichen Umschwung in den Anschauungen über den indogermanischen Vokalismus hervor. Es folgte eine lange Reihe von Arbeiten, durch welche die ausgesprochenen Ideen weitergeführt und umgebildet wurden, von Brugmann selbst, Collitz, Fick, de Saussure, Joh. Schmidt, Mahlow, Osthoff, Hübschmann u. a. Wenn auch noch manches Problem zu lösen bleibt, so sind doch mehrere wichtige Punkte so gut wie allgemein anerkannt. Europäisch *a, e, o* weist man jetzt der indogermanischen Grundsprache zu; sie sind nicht durch Spaltung aus *a* entstanden, sondern umgekehrt das indische *a* durch einen Zusammenfall der drei Laute. Die Theorie von der Vokalsteigerung ist aufgegeben, und an ihrer Stelle die Annahme einer Vokalschwächung oder Ausstossung unter dem Einflusse der Tonlosigkeit getreten. Auf Grund der neuen Gesichtspunkte sind nun auch die Grimmschen Ablautsreihen zu Ehren gekommen, indem sie sich ungezwungen in das indogermanische System einfügen lassen. Im Zusammenhang mit der neuen Vokaltheorie sind auch die Anschauungen über die Flexion der Grundsprache nicht unerheblich umgestaltet.

Unterdessen wurden die Untersuchungen über die besonderen Verhältnisse des Germanischen eifrig weiter geführt, zum Teil unter dem Einflusse der für die idg. Grundsprache gewonnenen Resultate. Indem sich die neue Methode mit sorgfältiger Durchforschung der Quellen verband, gelangte man zu einer immer feineren Ausgestaltung der Laut- und Flexionslehre. Epochemachend war Sievers' Abhandlung *Zur Accent- und Lautlehre der germanischen Sprachen* (PBB 4, 522. 5, 63. 1877—8). Die Beiträge haben noch viele andere hierher gehörige Arbeiten gebracht. Unter den jüngern Forschern in dieser Richtung sind noch Friedrich Kluge und Rudolf Kögel hervorzuheben. In gleichem Sinne wie in Deutschland ist auch in Schweden gearbeitet. Man hat hier die neue Methode auf das Altnordische und Altschwedische angewendet. Die Behandlung der lebenden Mundarten ist auf vorzügliche Weise angegriffen, wofür die neugegründete Zschr. *De Svenska Landsmålen* etc. das Hauptorgan wurde. Auch die gemeingermanische Sprachgeschichte ist durch wertvolle Beiträge gefördert. Ich nenne nur die Namen Leop. Fredrik Leffler, Adolf Noreen, Axel Kock, J. A. Lundell. Die altnordische Lautgeschichte ist ausserdem durch J. Hoffory, der, von Geburt Däne, nach Deutschland übergesiedelt ist, wesentlich gefördert. Ferner hat sich Bugge eifrig an der neuen Bewegung beteiligt.

Auf syntaktischem Gebiete ist in dieser Periode nicht wenig gearbeitet, aber ohne dass der Fortschritt ein so merklicher gewesen ist wie auf dem morphologischen. Die vergleichenden syntaktischen Forschungen von Berthold Delbrück, Ernst Windisch, Hübschmann, Joly u. a. wirkten auf die germanistische Spezialforschung, und man entlehnte ihnen namentlich die Ausgangspunkte bei der Behandlung der Kasus und Modi. Indessen gelangte man lange nicht zu einer eigentlich historischen Behandlung syntaktischer Probleme und beschränkte sich meist auf detaillirte Zusammenstellungen über den Gebrauch einzelner Denkmäler. Solche lieferten Arthur Köhler, Hugo Gering, Oskar Erdmann (*Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrids*, 1874—6) und viele Andere. Unter dem Einflusse des Umschwunges, der sich zunächst auf dem Gebiete der Morphologie vollzog, hat sich allmählich eine historisch-psychologische Behandlung Bahn gebrochen, die sich namentlich in den Arbeiten von O. Behaghel zeigt.

Das Ringen nach einer festen Methode für die in so reichem Masse geübte historische Forschung, der Streit um die dabei anzuwendenden Grundsätze nötigte dazu, auf die allgemeinen Grundbedingungen der Sprachentwickelung zurück zu gehen. Dies geschah im Anschluss an die psycho-

logische Sprachbetrachtung Steinthals. Es galt, dieselbe in eine enge Verbindung mit den Erfahrungen der Detailforschung zu setzen. Eine Zusammenfassung der Resultate, die sich aus dieser Verbindung ergaben, habe ich in den *Principien der Sprachgeschichte* (1880. [2]86) versucht.

Je mehr Fortschritte die Einzelforschung machte, um so mehr musste sich das Bedürfnis nach neuen zusammenfassenden Darstellungen geltend machen. Noch auf dem älteren Standpunkt steht die *Kleine altsächsische und altniederfränkische Grammatik* von M. Heyne (1873). Weinholds *Mittelhochdeutsche Grammatik* (1877. [2]83) brachte ein reiches Material, jedoch nur mit teilweiser Berücksichtigung der neuern Forschung. In Einklang mit derselben steht die von Braune herausgegebene *Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialecte,* die Verfasser haben jedoch teilweise eine Zurückhaltung in der Mitteilung der sprachwissenschaftlichen Auffassung beobachtet. Am meisten ist dies geschehen in der *Gotischen Gramm.* von Braune (1880. [3]87), die sich im wesentlichen auf eine zuverlässige Zusammenstellung des Materiales beschränkt. Am meisten auf eigener Durchforschung der Quellen beruht die *Angelsächsische Gramm.* von Sievers (1882. [2]86), wodurch alle älteren Darstellungen überflüssig gemacht sind. Darin sind zum ersten Male die prosaischen Quellen gründlich ausgebeutet und die Dialekte genauer geschieden. Die *Altisländische und Altnorwegische Gramm.* von Noreen (1884) hat ihren Schwerpunkt in der Lautlehre, worin sie alle früheren Darstellungen an Reichhaltigkeit und wissenschaftlicher Verarbeitung bei weitem übertrifft. Die *Althochdeutsche Gramm.* von Braune (1886) kam einem dringenden Bedürfnisse entgegen, da die reiche Arbeit der letzten Jahre auf diesem schwierigen Gebiete eine übersichtliche Zusammenfassung ganz besonders erheischte und Manches noch durch eigene Beobachtung festgestellt werden musste. Unter den sonst erschienenen Grammatiken ist die *Mittelniederländische* von Frank hervorzuheben (1883), welche, gleichfalls unter dem Einflusse der neueren Forschungsmethode stehend, die früheren Darstellungen auch durch die Fülle des Materiales übertrifft. Niederländer haben sich besonders durch genaue statistische Zusammenstellungen verdient gemacht. Hierher gehört *De oudnederlandsche Psalmen* von Cosijn (1873), *Altwestsächsische Grammatik* von dem selben (I 1883. II 1886), *Altsächsische Laut- und Flexionslehre* von Gallée, I (1878). An einer genügenden Darstellung des Mittelenglischen fehlt es noch immer. Daher war auch schon die eingehende Behandlung der Sprache des hervorragendsten Autors, wie sie Ten Brink in *Chaucers Sprache und Verskunst* (1884) gab, sehr willkommen. Die Entwickelung der englischen Laute hat in der Neubearbeitung von Sweets *History of English Sounds* (1888) eine vorzügliche Darstellung gefunden. Dieselbe ist sehr viel reichhaltiger geworden und hat alle Fortschritte der sprachwissenschaftlichen Methode verwertet.

§ 97. In Bezug auf Ausschöpfung des Materials ist man in der Lexikographie schon viel weiter gekommen als in der Grammatik. Nachdem von J. Grimm die allgemeinen Grundlagen für die letztere geschaffen waren, war das Bedürfnis nach einer feineren Ausgestaltung derselben bei weitem nicht so gross, als die Sammlung und Ausdeutung des Wortschatzes, die notwendigste Unterlage für das Verständnis der Texte. Der nächste Zweck war die Konstatierung der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes mit Hülfe der mehrsprachigen Überlieferung und möglichst reichhaltiger Sammlung und Vergleichung der Belegstellen, weiterhin die Entwickelung der verschiedenen Verwendungsweisen aus einer Grundbedeutung, die Bestimmung des Wortvorrats der einzelnen Schriftsteller, endlich die Etymologie, die Feststellung der Wortverwandtschaft nicht nur innerhalb des selben Dialekts, sondern auch auf dem Gesammtgebiete der germanischen und indogermanischen Sprachen. Auch

die dialektischen Gestaltungen und die flexivischen Abwandelungen der Wörter haben in vielen Wörterbüchern eine eingehende Berücksichtigung gefunden, so dass dieselben nicht selten als Ersatz für mangelnde systematisch-grammatische Darstellungen dienen können. Dagegen ist auf die Ursache des Untergehens und Aufkommens der Wörter und Verwendungsweisen noch wenig geachtet. Dazu bot die an und für sich unwissenschaftliche alphabetische Anordnung keine Veranlassung. Diese gewährt aber doch für den nächsten Zweck des Wörterbuchs so viele Vorteile, dass man mit Recht von der früher beliebten etymologischen Anordnung zu rein alphabetischer übergegangen ist.

Der gotische Wortschatz ist mit erschöpfenden Belegstellen in der Ausgabe des Ulfilas von Gabelentz und Löbe verzeichnet. Ein besonderes *Gotisches Glossar* von E. Schulze (1848) hat die Bequemlichkeit für sich, dass es der Ordnung des gewöhnlichen Alphabetes folgt. Graffs *Althochdeutscher Sprachschatz* (1834—42) hat den Mangel einer misslichen etymologischen Anordnung, dem der Index von Massmann (1846) abzuhelfen sucht, und es fehlt sehr an der wünschenswerten Exactheit. Demungeachtet muss man sehr dankbar sein für die rasche Vollendung eines solchen Werkes, welches für die gedeihliche Entwickelung der althochdeutschen Studien ganz unentbehrlich war. Auch für grammatische Zwecke haben sich die Zusammenstellungen Graffs recht brauchbar erwiesen. Specialwörterbücher sind mehreren Ausgaben beigegeben, das umfänglichste enthält der dritte Band von Kelles *Otfrid* (1881). Für die mittelhochdeutsche Lexikographie war Beneckes *Wörterbuch zu Hartmanns Iwein* (1833) durch die Vollständigkeit der Induktion und die Feinheit in der Bestimmung der Bedeutung epochemachend. An dieses Muster schlossen sich mehr oder weniger eine Reihe von Spezialglossaren an. Der erste Versuch eines Gesamtwörterbuchs von Ad. Ziemann (1838) konnte wenig genügen. Das Alt- und mittelhochdeutsche umfasste das treffliche Wörterbuch zum ersten Bande von W. Wackernagels *Deutschem Lesebuch* (1839). In der Folge ist dasselbe zu einem allgemeinen Handwörterbuch ohne Belege umgearbeitet. Mit Benutzung von Materialien, die Benecke gesammelt hatte, haben W. Müller und Zarncke ein *Mittelhochdeutsches Wörterbuch* ausgearbeitet (1854—68), welches in ähnlicher Weise wie Graffs Sprachschatz grundlegend geworden ist und sich vor diesem durch viel grössere Genauigkeit auszeichnet. Das *Mittelhochdeutsche Handwörterbuch* von Matthias Lexer (1872—8) sollte drei Zwecken dienen, die sich nicht gut mit einander vereinigen liessen: es sollte ein Index zu dem nicht rein alphabetisch geordneten Wörterbuche von Müller-Zarncke sein, ein kurzer Auszug aus demselben und eine Ergänzung dazu. Der letzte Zweck ist zur Hauptsache geworden, so dass beide Werke ihren selbständigen Wert haben und zusammen eine höchst reichhaltige Sammlung darstellen. Das *Altdeutsche Wörterbuch* von Oskar Schade (1866, in bedeutend erweiterter Gestalt 1872—82) ist ein Handbuch für Alt- und Mittelhochdeutsch mit vergleichender Heranziehung der übrigen germanischen Dialekte und der verwandten Sprachen. Auf dem Gebiete des Mitteldeutschen hat Bech sehr reichhaltige Sammlungen gemacht, aus denen aber bis jetzt nur zerstreute Mitteilungen gemacht sind. Den altsächsischen Wortschatz verzeichnete das *Glossarium Saxonicum* von Schmeller (1840, als zweite Lieferung des Heliand), dann wieder M. Heyne in seiner Ausgabe des Heliand (zuerst 1866) und der kleineren altniederdeutschen Denkmäler. Ein ausführliches *Mittelniederdeutsches Wörterbuch* lieferten Karl Schiller und A. Lübben (1875—81). Als Ergänzung zu den friesischen Rechtsquellen erschien ein vollständiges *Altfriesisches Wörterbuch* von K. v. Richthofen (1840). Eine umfassende Bearbeitung des neuhochdeutschen Wortschatzes wurde in dem *Deutschen Wörterbuch* von J. und W. Grimm in Angriff ge-

nommen. Die Aufforderung zur Übernahme dieser Arbeit trat von aussen an die Brüder heran. Sie erhielten dieselbe kurz nach ihrer Absetzung von den damaligen Inhabern der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, S. Hirzel und K. Reimer, die mit Haupt den Plan verabredet hatten. Ein Hauptbestimmungsgrund war dabei die Existenz der Brüder zu sichern. Die Vorarbeiten nahmen noch längere Zeit in Anspruch. An dem Ausziehen von Belegstellen aus den Schriftstellern beteiligten sich viele Personen, aber nur wenige mit genügender Einsicht in die Natur der Aufgabe. Seit 1852 erschien das Werk in Lieferungen. Jacob hat A—C, E, und den grössten Teil von F ausgearbeitet. Welche Fülle von Belehrung auch aus dieser Arbeit zu schöpfen ist, mit dem Massstab seiner älteren Fundamentalwerke darf man sie nicht messen. Er hat es selbst ausgesprochen, dass er lieber lernen als lehren möge. Es war ihm nicht gegeben sich die Bedürfnisse des Publikums klar zu machen und sich denselben überall anzupassen. Seine Sympathie ist bei der älteren Zeit, und dies macht sich darin geltend, dass er mit den Belegen vielfach in das Mittelalter zurückgreift, dass er im neuhochdeutschen Sprachschatz das Altüberkommene vor dem Neugebildeten bevorzugt und dasselbe vielfach selbst, wo es schon abgestorben ist, künstlich neu beleben möchte. Dagegen reizt es ihn nicht den modernen Sprachgebrauch bis in alle Einzelheiten zu verfolgen. Scharfe Begriffsbestimmungen, genaue logische Unterscheidungen, wie sie auf diesem Gebiete not thun, sind nicht seine Sache. Wilhelm hat nur D vollendet. Seiner Natur entsprach die Arbeit schon mehr, und man wird ihm hier unbedenklich den Vorzug vor seinem Bruder zuerkennen. Nach dem Tode Jacobs ist die Fortsetzung Karl Weigand und Rudolf Hildebrand übertragen. Ersterem ist es nur noch vergönnt gewesen F zu Ende zu führen. Weiter hinzugetreten sind M. Heyne (1867), Lexer (1881), Ernst Wülcker (1886). War schon J. Grimm allmählich ausführlicher geworden, als in dem ursprünglichen Plane lag, so sind die Fortsetzer darin noch weiter gegangen, am weitesten Hildebrand, dem man dies öfters zum Vorwurf gemacht hat, dessen Arbeit aber durch die sorgfältige Ausschöpfung der Quellen, durch die Feinheit und Umsicht der Beobachtung den wertvollsten Teil des Ganzen bildet. Das ausführlichste vollendete neuhochdeutsche Wörterbuch ist das von Sanders (1859—65), wozu noch ein Ergänzungswörterbuch (1879—85) gekommen ist. Anzuerkennen ist darin die Fülle des gesammelten Materiales (vornehmlich aus der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts), es fehlt aber an einer wirklichen Entwickelung der Bedeutung, wozu den Verfasser schon seine Unkenntnis der älteren germanischen Dialekte unfähig machte. Die Entwickelungsgeschichte der Worte ist viel besser dargestellt in dem kürzeren *Deutschen Wb.* von Weigand (1857—71. [3]1878). In das Mittelalter zurück greift das *Hoch- und niederdeutsche Wb. der mittleren und neueren Zeit* von Lor. Diefenbach und E. Wülcker (1874—85), als Ergänzung zu den vorhandenen Wörterbüchern gedacht, jetzt abgebrochen. Der Wortschatz der lebenden Mundarten hat reiche Bearbeitung gefunden. Schmellers *Bayerisches Wb.* (vgl. § 71) bildete ein grosses Vorbild. Dasselbe schloss aber auch die literarischen Quellen ein und bildet auch für diese eine noch nicht vollständig ersetzte Fundgrube. Es ist zugleich eine reiche Sammlung für volkstümliche Sitte. Schmeller hatte aus Rücksicht auf den Verleger kürzen müssen. Das von ihm zurückgelegte und das erst später gesammelte Material wurde in einer neuen Ausgabe von Frommann (1869—78) verarbeitet. Über die zahlreichen sonstigen Idiotika vgl. den Anhang zu Abschn. 5. Das umfassendste, das sich am nächsten an Schmeller anschliesst, auch darin, dass die literarischen Quellen verwertet werden, ist das *Schweizerische Idiotikon,* welches auf Grund von Sammlungen, die von den

verschiedensten Seiten her beigesteuert sind, von Friedr. Staup und Ludw. Tobler, denen sich neuerdings R. Schoch und H. Bruppacher zugesellt haben, bearbeitet wird (1881 ff.).

Ein sehr ausführliches *Middelnederlandsch Woordenboek* von De Vries (1864) blieb zunächst noch im Buchstaben A stecken. Kein voller Ersatz wurde geschaffen durch die *Bijdrage tot een Middel- en Oudnederlandsch Woordenboek* von Oudemans (1869—80). Der Plan von De Vries ist wieder aufgenommen in dem *Mndl. Wb.* von Verwijs und Verdam (1882 ff.), von denen jedoch der erstere vor Beginn des Druckes gestorben ist. Ein neuniederländisches Wörterbuch, welches sich nach Anlage und Ausführung dem grossen deutschen Wb. würdig zur Seite stellt, ist nach längerer Vorbereitung und Beihülfe von vielen Seiten wirklich begonnen (1882) als *Woordenboek der Nederlandsche Taal,* bearbeitet von de Vries und L. A. te Winkel.

Das *Dictionary of the Anglo-Saxon Language* von Bosworth übertraf zwar Lyes Dictionarium erheblich an Reichhaltigkeit, war aber noch weit entfernt von Vollständigkeit und liess in Bezug auf grammatische Korrektheit sehr viel zu wünschen übrig. Die angelsächsischen Wörterbücher von Ettmüller (1851) und Leo (aus seinem Nachlasse 1872—7) sind nur als Notbehelfe zu brauchen. Sehr wertvoll war dagegen bei manchen Mängeln Greins *Sprachschatz der angelsächsischen Dichter* (Bd. 3. 4 seiner Bibliothek, 1861—4) wegen der Vollständigkeit der Belege. Bosworth hat seine Sammlungen fortgesetzt, auf Grund deren eine bereicherte Umarbeitung seines Dict. erscheint, besorgt von Toller (1882 ff.). Unter den Einzelglossaren ist das von Sweet zu den *Oldest Engl. Texts* hervorzuheben. Ein vom 12—14. Jahrhundert reichendes mittel-englisches Wb. *(Old English Dict.)* hat Stratmann verfasst (1864 ff. [3] 1878). Weit gründlicher, aber noch nicht abgeschlossen ist Mätzners sich an seine *Sprachproben* anschliessendes Wb. Einzelglossare sind vielen Textausgaben beigefügt, namentlich denen der Early Engl. T. S. Die zahlreichen neuenglischen Wörterbücher, sowohl die in England als die in andern Ländern erschienenen, haben fast ausschliesslich praktische Zwecke verfolgt. Um die Sammlung und Erklärung veralteter und provinzieller Wörter hat sich namentlich Halliwell verdient gemacht. Ein umfassendes historisches Wb. ist auf Anregung der Philological Soc. unternommen. Durch Kollektivarbeit sind umfassende Materialien zusammengebracht, die unter Leitung von James Murray verarbeitet werden. Die erste Lieferung ist 1884 erschienen. Ein vorzügliches Spezialglossar ist das *Shakespeare Lexicon* von Al. Schmidt (1874. [2] 1886). Für die Sammlung des mundartlichen Wortschatzes hat namentlich die Dialekt Soc. schon Dankenswertes geleistet, deren Thätigkeit sich im wesentlichen hierauf beschränkt hat.

Was das Altnordische betrifft, so war es eine natürliche Folge der grossen Verschiedenheit zwischen dem poetischen und dem prosaischen Wortschatz, dass man sich in die Bearbeitung beider teilte. Der erstere wurde in erschöpfender Weise von Sv. Egilsson gesammelt. Seine Arbeit wurde erst nach seinem Tode auf Kosten der Oldsk. S. gedruckt als *Lexicon poeticum antiquae linguae septentrionalis* (1844—60), das wertvollste und noch immer unentbehrliche Hülfsmittel für das Verständnis der nordischen Poesie, wenn auch in Bezug auf Ansetzung der Sprachformen veraltet und in den Bedeutungsangaben mannigfacher Korrekturen bedürftig. Materialien zu einem Wörterbuch für die Prosa brachte in den Jahren 1840—7 der Engländer Rich. Cleasby zusammen, indem er isländische Gelehrte, unter andern K. Gislason auf seine Kosten sammeln liess. Er starb aber, ehe er die Verarbeitung seiner Sammlungen weit geführt hatte. Zwei sich vorwiegend auf die Prosa beschränkende Werke erschienen dann ziemlich gleichzeitig, eins von dem

Isländer Erik Jonsson (1863), ein anderes viel brauchbareres von dem Norweger Joh. Fritzner: *Ordbok over det gamle norske Sprog* (1862—7). Nur auf eine bestimmte Anzahl von Prosatexten beschränkt, aber für das Verständnis derselben sehr nutzbringend war das *Altnordische Glossar* von Möbius (1866). Mit Benutzung von Cleasbys Materialien, hauptsächlich aber auf Grund selbständiger Durcharbeitung der Texte verfasste G. Vigfusson sein *Icelandic-English Dictionary* (1874), worin auch der poetische Wortschatz aufgenommen wurde. Jón Þorkelsson lieferte wertvolle Ergänzungen zu den vorhandenen Wörterbüchern: *Supplement til islandske Ordbøger* 1876, *anden Samling* 1879—85. Seit 1886 ist eine erheblich bereicherte neue Auflage von Fritzners *Ordbok* im Erscheinen begriffen.

Die norwegische Volkssprache wurde auch lexikalisch durch Aasen bearbeitet in dem *Ordbog over det norske Folkesprog* (1850), in zweiter Auflage als *Norsk Ordbog* (1873).

Die altschwedische Rechtssprache fand eine sehr genaue Behandlung in den Glossarien, welche Schlyter den einzelnen Bänden seines *Corpus juris* beifügte, und in dem als Vol. XIII sich anschliessenden zusammenfassenden Glossarium (1877). 1883 erschien ein sechster Bd. von Rydqvists *Svenska språkets lagar*, bearbeitet von K. F. Söderwall, welcher ein Register zu Bd. 4. 5 brachte, dem aber ausserdem eine Menge anderer Wörter der älteren Sprache eingefügt waren, so dass es einen vorläufigen Ersatz für den Mangel eines vollständigen Wörterbuches bildet. Ein solches hat dann Söderwall zu liefern begonnen in dem *Ordbok öfver Svenska Medeltidsspråket* (1884 ff.). Den gesamten mundartlichen Wortschatz zusammenzubringen unternahm, von vielen Seiten unterstützt J. E. Rietz in seinem *Ordbok öfver Svenska Allmogespråket* (1862), welches allerdings der Vervollständigung und Berichtigung noch sehr bedürftig war. Der in jüngster Zeit erwachte Eifer auf dem Gebiete der Dialektforschung hat sich natürlich auch auf den Wortschatz erstreckt.

Der Wortschatz des Dänischen ist besonders von Molbech bearbeitet. Sein *Dansk Ordbog* (1833. [2] 1854—9) gibt die vollständigste Zusammenfassung der neueren Sprache, da das von der königl. Gesellsch. der Wissenschaften seit 1793 herausgegebene Wörterbuch immer noch nicht vollendet ist. Er verfasste ferner ein *Dansk Dialect-Lexicon* (1841), welches freilich unseren heutigen Anforderungen kein Genüge leistet, und ein *Dansk Glossarium* (1857—66), welches die veralteten Wörter verzeichnet. Neuerdings liefert O. Kalkar ein ausführliches *Ordbog til det ældre danske Sprog* (1881 ff.). Eine ausgezeichnete Bearbeitung des jütischen Wortschatzes liefert seit 1886 H. F. Feilberg.

Zur Etymologie, die in vielen der genannten Wörterbücher mehr oder weniger eingehend berücksichtigt ist, sind ausserdem zahlreiche Beiträge geliefert, die teils in besonderen Abhandlungen niedergelegt, teils in grammatische und kulturgeschichtliche Arbeiten eingestreut sind. Dabei mischten sich mit richtigen Kombinationen noch massenhafte Einfälle einer ungeregelten Phantasie. Selbst Grimm und Bopp, die sich auf diesem Gebiete sehr produktiv zeigten, waren weit entfernt von einer strikten Beobachtung der Lautgesetze. Zusammenfassende Behandlung fand der indogermanische Wortschatz nach Potts grundlegenden *Forschungen* zunächst in mehreren Werken, die nicht auf eine Umspannung des ganzen Gebietes ausgingen, sondern den Wortschatz einer Sprachfamilie durch vergleichende Heranziehung der übrigen zu erläutern suchten: Benfeys *Griechisches Wurzellexikon*, (1839—42), Bopps *Glossarium sanscriticum*, zweite Aufl. (1840—7. [3] 1866. 7), Diefenbachs *Lexicon comparativum linguarum indogermanicarum*, welches das Germanische in den Mittelpunkt stellte (1846), Curtius' *Grundzüge der griechischen Etymologie* (1858 bis 62. [5] 1879). Eine gleichmässige knappe Behandlung des ganzen Gebiets

unternahm Fick in dem *Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache* (1868), worin er den Wortschatz in seiner ursprünglichen Gestalt in ähnlicher Weise zu rekonstruieren suchte, wie Schleicher die grammatischen Formen der Grundsprache. Von der zweiten Auflage an wurde der Plan erweitert durch Aufnahme derjenigen Wörter, die nur einigen Sprachfamilien gemein sind, und es erschien nun als *Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen* (1870—1. [3] 1874—6). Darin ist auch der Versuch gemacht, den gemeingermanischen Wortschatz zusammenzustellen, aber nicht nach richtigen Grundsätzen und mit Einmischung vieler Fehler. Durch das Aufblühen der romanischen Philologie wurde auch der germanischen Etymologie neuer Stoff zugeführt. Es galt sowohl die germanischen Elemente in den romanischen Sprachen als die romanischen Elemente in den germanischen Sprachen zu untersuchen. So brachte das *Etymologische Wörterbuch der romanischen Sprachen* von Diez (1853. [4] 1878), woran sich zahlreiche Einzelforschungen anschlossen, auch unserer Wissenschaft reiche Förderung. Ein vollständiges, den einheimischen und den entlehnten Stoff zusammenfassendes Wörterbuch der germanischen Sprachen ist noch ein Desiderium. Als vorläufiger Ersatz kann einigermassen Schades *Altdeutsches Wörterbuch* dienen. Der Wortbestand der gegenwärtigen Schriftsprache ist behandelt in dem *Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache* von F. Kluge (1883. [4] 1888). Nach dem Muster desselben ist ein *Etymologisch woordenboek der nederlandsche taal* von J. Franck begonnen (1884 ff.). Die Etymologie des Englischen ist in Deutschland von Eduard Müller (1865. [2] 1878), in England besser von Skeat (1879—82. [2] 1884) behandelt.

§ 98. Ein besonderer Teil der Wortkunde, der von jeher die dilettantische Neugier gereizt hatte, die Etymologie der Eigennamen, bot ein weites Feld für die durch den Fortschritt auf dem Gebiete der Grammatik und Lexikographie immer mehr ermöglichte strengere Forschung. J. Grimm zeigt schon in der ersten Auflage der Grammatik sein reges Interesse für die Eigennamen und hat dasselbe später in verschiedenen kleineren Arbeiten bethätigt. Als eine der frühesten grösseren Untersuchungen über Ortsnamen muss die von N. M. Petersen *Om danske og norske Stedenavnes Oprindelse og Forklaring* (Nord. Tidskr. f. Oldkyndighed II, 1883) hervorgehoben werden. Eine zusammenhängende Untersuchung *Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen* veröffentlichte Pott 1853 ([2] 1859). Umfassende Sammlung des Materials war die notwendigste Vorbedingung für die Anstellung gedeihlicher Untersuchungen. Daher veranlasste J. Grimm die Berliner Akademie zur Aussetzung eines Preises für die Sammlung der altdeutschen Namen. Diesem Anstoss verdankt Förstemanns *Altdeutsches Namenbuch* seine Entstehung, wovon Bd. I *Personennamen* 1854, Bd. II *Ortsnamen* 1856—9, in zweiter Auflage 1872 erschienen ist. Eine systematische Darstellung, *Die deutschen Ortsnamen* lieferte Förstemann 1863. Reiche Sammlungen hat Müllenhoff angelegt, von denen aber bisher nur einiges gelegentlich zur Verwertung gekommen ist. Unter den übrigen Namensforschern nenne ich noch Franz Stark, G. Andresen und L. Steub. Es ist ziemlich viel auf diesem Gebiete gearbeitet, aber doch nicht genug im Verhältnis zu der Masse des Materiales und nicht zusammenhängend und methodisch.

§ 99. Den von den Brüdern Schlegel gegebenen Beispielen geschichtlicher Behandlung der Literatur waren die Begründer der germanischen Philologie nur nach gewissen Richtungen hin gefolgt. Die Brüder Grimm hatten die stoffliche Tradition verfolgt, Lachmann hatte sich auf kritische Feststellung der Verfasserschaft, der Chronologie u. dergl. beschränkt. Der Gedanke an eine zusammenfassende Darstellung der deutschen Literatur, auch

nur der mittelalterlichen lag dem einen wie dem andern fern. Dagegen trug sich Uhland schon in den zwanziger Jahren mit dem Plane einer umfassenden Geschichte der älteren Literatur. Er kam zunächst nicht über Fragmente hinaus, aber der Antritt seiner Professur veranlasste ihn, seine Idee wenigstens für den mündlichen Vortrag zur Ausführung zu bringen. Er hielt 1830—1 Vorlesungen über *Geschichte der altdeutschen Poesie* (bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts), die freilich zunächst nur auf einen beschränkten Kreis wirken konnten, da sie erst 1865. 6 (Sch. 1. 2) gedruckt sind. Es überwiegt darin durchaus die Darstellung des Stofflichen und des Traditionellen, wogegen die Betrachtung der Kunstformen und der dichterischen Individualitäten zurücktritt. Mit Vernachlässigung der chronologischen Folge der Dichtungen wird nur nach der Art ihres Inhalts gruppiert.

Schilderungen der neueren deutschen Literatur sowie Gesamtdarstellungen, die auch die ältere Zeit umfassen, sind zunächst von Männern ausgegangen, die ausserhalb des Kreises der eigentlichen Germanisten standen. Auch diese sind vornehmlich von den Romantikern angeregt. Nicht gering war auf sie der unmittelbare Einfluss unserer grossen klassischen Dichter. Aus Lessings und Schillers Schriften, namentlich aus der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung wurden die ästhetischen Kategorieen entlehnt, nach denen man urteilte und rubricierte. Die von ihnen über ihre Vorgänger und Zeitgenossen gefällten Urteile wurden übernommen. Goethes *Dichtung und Wahrheit* war ein klassisches Beispiel literargeschichtlicher Biographie, wie es bisher noch nicht seines Gleichen gehabt hatte. Noch nie hatte man bisher mit solcher Achtsamkeit alle Momente verfolgt, die für die geistige Entwickelung eines Individuums bestimmend gewesen waren. Durch seine Auffassung der Literatur des 18. Jahrhunderts sind die späteren Darstellungen bis auf die neueste Zeit stark beeinflusst. Massgebend für die Konstruktion der Literaturgeschichte wurde ferner die Hegelsche Philosophie, die ihrerseits unter dem Einflusse der romantischen Theorie stand. Nicht wenige ihrer Vertreter haben sich mit Literaturgeschichte abgegeben. Anderseits kamen Anregungen von Seiten der aufblühenden politischen und der allgemeinen Kulturgeschichte. So berücksichtigte z. B. Schlosser in seiner *Geschichte des 18. Jahrhunderts* (zuerst 1823) aufs eingehendste die literarischen Verhältnisse.

In den Versuchen, welche in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts gemacht wurden, die Geschichte der deutschen Literatur für einen weiteren Leserkreis darzustellen, z. B. von Franz Horn, Friedr. Bouterwek und L. Wachler, musste vielfach rhetorisches Pathos den Mangel an gründlicherer Kenntnis und historischem Blick verdecken. Einen gewaltigen Aufschwung nahm die deutsche Literaturgeschichte mit der *Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen* von Georg Gottfried Gervinus (1835—42). G., als Historiker von Fach, musste sich zwar für die ältere Zeit in den spezifisch philologischen Fragen von Autoritäten leiten lassen, aber er hatte doch für alle Zeiträume unmittelbar aus den Quellen geschöpft und sich durch umfassende Belesenheit eine lebendige Anschauung und ein selbständiges Urteil über die dichterischen Produktionen, auch der untergeordneten gebildet, so dass er im Stande war, wirkliche Charakteristiken zu entwerfen, die, soweit das überhaupt möglich ist, als Ersatz für eigene Lektüre dienen konnten. Er nahm zuerst dem blossen ästhetischen Raisonnement gegenüber mit Entschiedenheit den Standpunkt des Historikers ein, der jede Erscheinung aus ihrer Zeit im Zusammenhange mit der ganzen übrigen Kultur zu verstehen sucht. Freilich wird die Unbefangenheit des Urteils durch schroffe Einseitigkeit der Anschauung getrübt. G. war von der neuen klassischen Dichtung ausgegangen, in die er sich früh mit Liebe versenkt hatte. Die Poesie und die ästhetischen Ansichten

Goethes und Schillers zur Zeit ihres gemeinsamen Zusammenwirkens waren für ihn nicht nur der absolute Höhepunkt der deutschen Literatur, sondern auch der Massstab, wonach alles gemessen wurde. Er wollte in seiner Geschichte zunächst nur zeigen, wie man zu diesem Höhepunkt gelangt sei. Einen zweiten Massstab, der sehr häufig angelegt wurde, gab die griechische Poesie, neben welcher die Dichtung Goethes und Schillers nur deshalb ihre Stelle behauptete, weil sie dem griechischen Ideale am nächsten kam. Nach solchem Masse gemessen erschien die altgermanische und mittelalterliche Dichtung in einem viel ungünstigeren Lichte als bei den Romantikern und Germanisten. Es war dies eine heilsame Reaktion gegen falsche Idealisierung, aber doch auch wieder keine gerechte Würdigung, zumal in historischem Sinne. Einen eigentümlichen Charakter hat das Werk auch durch die politischen Tendenzen des Verfassers erhalten, von denen er viel zu sehr erfüllt war, als dass sie sich nicht in allen seinen Arbeiten hätten hervordrängen sollen. War es doch geradezu der praktische Endzweck seiner Literaturgeschichte, die Nation von dem literarischen Treiben abzulenken und auf politische Thätigkeit zu verweisen. Auch für das Verhältnis von Politik und Poesie waren ihm die Griechen unbedingtes Ideal, und dass er nicht das gleiche Verhältnis in der deutschen Entwickelung wiederfand, verstimmte ihn gegen dieselbe. G. liebt es sehr, Parallelen zwischen räumlich und zeitlich weit auseinander liegenden Erscheinungen zu ziehen. Dadurch scheint mir eine reine Auffassung der Verhältnisse mehr gehemmt als gefördert. Auch das Streben, künstlerisch abgerundete Gruppen zu bilden ist manchmal nur durch ein gewaltsames Zwängen der Thatsachen durchgesetzt. Trotz dieser Mängel bildet das Werk eine würdige Ergänzung zu den Fundamentalwerken der Brüder Grimm. Bei der Mangelhaftigkeit der Vorarbeiten, auf denen es aufgebaut war, konnte es natürlich nicht anders sein, als dass es der Nachträge und Berichtigungen nach vielen Seiten hin bedurfte. G. ist bemüht gewesen, in späteren Auflagen den Fortschritten der Wissenschaft nachzukommen. Seit der vierten führt es den Titel *Geschichte der deutschen Dichtung*. Von der fünften (1871—4) hat er nur noch zwei Bände zum Druck befördern können, Bd. 3—5 sind von Bartsch herausgegeben.

Es traf sich glücklich, dass sich dem Werke von Gervinus ein anderes von wesentlich verschiedener Einrichtung zur Seite stellte, welches dasselbe in vortrefflicher Weise ergänzte, der *Grundriss zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur* von Aug. Koberstein. Der Verfasser, als praktischer Schulmann von gründlicher germanistischer Bildung, hatte sein Werk ursprünglich für Gymnasien bestimmt, und es umfasste in der ersten Auflage (1827) nur 299 Seiten. Mit der Zeit ist es aber weit über den ursprünglichen Rahmen hinausgewachsen, in der fünften, nach des Verfassers Tode von Bartsch besorgten Ausgabe (1872—3) bis auf 5 Bände. Von einer sechsten, wieder durch Bartsch bereicherten Ausgabe ist 1884 Bd. 1 erschienen. Eine Folge der allmählichen Erweiterung ist freilich, dass der Stoff mangelhaft verarbeitet ist, indem die Anmerkungen den Text überwuchern. Ein Kunstwerk, das man in fortlaufender Lektüre geniessen könnte, hat K. nicht geschaffen. Auch erhält man durch ihn nicht wie durch Gervinus eine Anschauung von dem Inhalt der literarischen Erzeugnisse. Dagegen ist das Material noch vollständiger verwertet, das Verhältnis zu den Quellen ist überall ersichtlich, und man wird über die philologische Detailarbeit orientiert. Die dichterische Form, die von Gervinus sehr vernachlässigt ist, findet sorgfältige Berücksichtigung. Besonders eingehend ist die ästhetische Theorie und Kritik behandelt.

Unter den zahlreichen populären Darstellungen, die auf Gervinus gefolgt sind, ragt die *Geschichte der deutschen National-Litteratur* von Vilmar (zuerst

1845) gleich sehr durch Geist und Sachkenntnis hervor. Christliche, streng protestantisch-orthodoxe Gesinnung, warme Begeisterung für das deutsche Altertum, Opposition gegen den Geist der modernen Poesie, welche doch gegen die ästhetischen und auch die ethischen Vorzüge derselben nicht blind ist, Klarheit und feiner Geschmack, verbunden mit einem wohlthuenden Pathos charakterisieren das Werk. Streng wissenschaftlich gehalten ist die leider nur bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts gediehene *Geschichte der deutschen Literatur* von W. Wackernagel (1848—55), bei aller Knappheit der Darstellung doch sehr reichhaltig, auch die Prosa eingehend berücksichtigend. Sie führt überall auf die unmittelbaren Quellen zurück. Einige weitere noch ausgearbeitete Paragraphen sind in der ZfdPh 4, 33 veröffentlicht durch Martin, der auch eine Neubearbeitung begonnen hat (1879 ff.). Fast ausschliesslich nach der bibliographischen Seite hin liegt das Verdienst von Goedekes *Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen* (1856—81), 2. Ausgabe (1884 ff.) unvollendet hinterlassen, besonders für das 16. Jahrhundert, aber auch für die spätere Zeit ein unentbehrliches Hülfsmittel.

Monographische Behandlung hat die ältere Literatur in reichem Masse gefunden. Zunächst wurden vornehmlich diejenigen Fragen behandelt, die zu der kritischen Behandlung des Textes in nächster Beziehung standen, die Fragen nach dem Verfasser, nach Heimat und Entstehungszeit der einzelnen Denkmäler; dazu kamen Untersuchungen über die Quellen und Nachweise von Entlehnungen. Was in dieser Richtung gearbeitet wurde, schloss sich zum Teil unmittelbar an die Ausgaben an und wurde in diese aufgenommen.

Die Untersuchungen über die germanische Heldensage wurden auf der von W. Grimm geschaffenen Grundlage weiter geführt. Eine zusammenfassende Darstellung, die sich auch auf die nicht cyklisch gruppierten Sagen erstreckte, gab Uhland 1831—2 in seinen Vorlesungen über *Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker*. Gedruckt wurden dieselben erst 1868 (Schr. 7). Einzelne Abhandlungen zur Heldensage wurden früher in der Germania veröffentlicht. Mones *Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Heldensage* (1836) brachten reiches Material, wovon aber das wirklich brauchbare erst durch kritische Sichtung ausgesondert werden musste. Eine weitere Ergänzung der Quellen lieferten Müllenhoffs *Zeugnisse und Excurse zur deutschen Heldensage* (1860, ZfdA 12, 253. 413). Hier und in anderen Abhandlungen suchte Müllenhoff die mythischen und historischen Grundlagen und die Entwickelungsgeschichte der Sagen festzustellen, vgl. namentlich *Zur Geschichte der Nibelungensage* (1856, ZfdA 10, 146), *Die alte Dichtung von den Nibelungen* I (1879, ib. 23, 113). Vielfach in Gegensatz dazu stehen die Arbeiten W. Müllers, der seine Ansichten zuletzt in der *Mythologie der deutschen Heldensage* (1886) zusammengefasst hat. Weiterhin haben sich namentlich Rassmann, Edzardi und Symons auf diesem Felde Verdienste erworben.

Die Frage nach der Entstehung des Nibelungenliedes wurde bald nach Lachmanns Tode wieder lebhaft aufgenommen. J. Grimm machte 1851 in den Gött. Gel. Anzeigen auf die bisher nicht bemerkte Teilbarkeit der Lachmannschen Lieder durch 7 aufmerksam und erschütterte damit das Vertrauen zu der Unbefangenheit Lachmanns. 1854 trat Holtzmann in seinen *Untersuchungen über das Nibelungenlied* für die Einheit des Liedes und zugleich für die Priorität der Hs. C ein. Zarncke stimmte ihm zu, auf selbständige Untersuchungen gestützt, zuerst in einer Anzeige der Untersuchungen (Lit. Centralbl. 1854, S. 115), in der er aber noch für B eintrat, dann auch rücksichtlich der Ursprünglichkeit von C in dem Vortrage *Zur Nibelungenfrage*. Er lehnte aber die von Holtzmann weiter angeknüpften kühnen Hypothesen über Entstehung und Umbildung des Gedichtes ab. Für den Lachmannschen Standpunkt traten

ein Rieger, *Zur Kritik der Nibelunge* (1855), Müllenhoff, *Zur Geschichte der Nibelunge Not* (1855) und R. v. Liliencron, *Über die Nibelungenhandschrift C* (1856). Die verletzende Art, mit der Müllenhoff die Autorität Lachmanns geltend machte, rief auch von der entgegengesetzten Seite scharfe Erwiederungen hervor. Zarncke antwortete im Lit. Centralbl. 1855, S. 128, Holtzmann in der Schrift *Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmanns Nachtreter*. Der Streit wurde die Hauptveranlassung zu einer bleibenden Spaltung zwischen den Fachgenossen. Bei der Erörterung der Handschriftenfrage war es ein prinzipieller Fehler, dass die zwischen A und C stehende Gruppe B nicht gehörig berücksichtigt wurde, so dass man z. B. Lesarten zu Gunsten von A geltend machte, die doch von B geteilt wurden. In ein neues Stadium trat die Frage durch Pfeiffer und Bartsch. Der erstere stellte in seinem Vortrage *Der Dichter des Nibelungenliedes* (1862), anknüpfend an Vermutungen, die schon Holtzmann geäussert hatte, die Ansicht auf, dass der Kürenberger Verfasser des Nibelungenliedes sei, woraus sich dann die weitere Konsequenz ergab, dass das Gedicht in seiner jetzigen Gestalt nur Überarbeitung des ursprünglichen, in der Verstechnik altertümlicheren und unvollkommeneren Werkes sein könne. Diese Hypothese verknüpfte Bartsch, der sich schon früher vielfach mit Überarbeitungen von Gedichten des 12. Jahrhunderts beschäftigt hatte, in seinen *Untersuchungen über das Nibelungenlied* (1865) mit der Handschriftenfrage, indem er B und C für selbständige Bearbeitungen des verloren gegangenen Originals erklärte, dem allerdings B näher geblieben sei, und als Hauptmotiv für die Bearbeitung die Rücksicht auf die Verstechnik betrachtete. Später sind die einschlägigen Fragen noch vielfach diskutiert. In Bezug auf das Handschriftenverhältnis ist darin wohl allgemeine Einigung erzielt, dass der Text von C nicht der ursprüngliche sein kann. Sonst stehen sich die Ansichten noch schroff gegenüber. A wird trotz aller dagegen vorgebrachten Argumente noch immer von vielen als Basis angenommen. Die Ansicht, dass B dem Originale am nächsten stehe, hat entschieden immer mehr Anhänger gewonnen. Gegen die Datierung des Liedes durch Pfeiffer und Bartsch sind gewichtige Gründe vorgebracht. Verschiedene Versuche zu einer Modifikation der Lachmannschen Liedertheorie sind gemacht, ohne dass einem derselben überzeugende Kraft innewohnte. In Bezug auf die übrigen mittelhochdeutschen Volksepen sind zum Teil ähnliche Streitfragen aufgetaucht. Nach dem Muster Lachmanns ist z. B. an der *Kudrun* Ausscheidung des Unechten und Zerlegung in verschiedene Teile versucht von Ettmüller (1841), Müllenhoff (1845), Wilmanns (1873). Anderseits hat Bartsch seine Überarbeitungstheorie auf die Kudrun und andere Werke übertragen.

Ein grosser Teil der mittehochdeutschen erzählenden Dichtungen war nach französischen Vorlagen gearbeitet. Das Verhälnis zu denselben festzustellen war eine der wichtigsten Aufgaben der Literaturgeschichte. Schon J. Grimm hatte französische Werke zur Vergleichung der verschiedenen Gestaltungen der Stoffe herangezogen. Die unmittelbaren Quellen der deutschen Werke wurden aber erst allmählich durch die Fortschritte der romanischen Philologie zugänglich, und man begann nun eingehendere Vergleichungen anzustellen. Nach W. Grimms Behandlung des Rolandsliedes gehörte die Vergleichung von Wolframs Parzival mit Chrestiens von Troyes Conte del Graal durch den Romanisten Rochat (1858, Germ. 3, 81) und die von Hartmanns Erec mit dem des Chrestiens durch Bartsch (1862, Germ. 7, 141) zu den ältesten derartigen Untersuchungen.

Eine noch grössere Masse der mittelalterlichen Literatur beruhte auf lateinischen Quellen und bot so einen sehr reichlichen, freilich zum guten Teile

weniger anziehenden Stoff zur Vergleichung, wobei ein tieferes Eingehen auf die Theologie und die sonstige Wissenschaft des Mittelalters unvermeidlich wurde. Den Einfluss der christlich-römischen Bildung auf die althochdeutsche Literatur zu schildern unternahm Rud. v. Raumer, *Die Einwirkung des Christentums auf die Althochdeutsche Sprache* (1845). Es folgten Untersuchungen über die Quellen Otfrids, des Heliand, des Notkerschen Psalmenkommentars u. a. Scherer stellte in den mit Müllenhoff herausgegebenen *Denkmälern* (1864) eingehende Untersuchungen über die Quellen der einzelnen Stücke an. Die Beschäftigung mit der geistlichen Dichtung aus der Übergangsperiode vom Ahd. zum Mhd., worin ihm Massmann, Diemer und Schade vorangegangen waren, setzte er auch später fort, indem er sich nicht auf Quellenfragen beschränkte, sondern eine Charakteristik der dichterischen Persönlichkeiten und Feststellung ihres Verhältnisses zu einander zu gewinnen suchte. Auf die monographische Behandlung in *Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit* (QF I. VII, 1874.5) liess er den Versuch einer zusammenfassenden Schilderung der ganzen Übergangszeit folgen: *Geschichte der deutschen Dichtung im XI. und XII. Jahrhundert* (QF XII, 1875). Freilich machte sich dabei das Streben, die Lachmannsche Zerlegungskunst nachzuahmen sehr zum Schaden der unbefangenen Beurteilung geltend. Um die selbe Zeit wie Scherer regte Zarncke zur Beschäftigung mit der Übergangszeit an, so dass auf diesem Gebiete eine recht lebhafte Thätigkeit entfaltet ist. Unter andern sind die Arbeiten von Heinzel, Konrad Hofmann, Friedrich Vogt, Max Rödiger, Edward Schröder hervorzuheben.

Für die höfische Lyrik kam es zunächst darauf an, durch Bestimmung der Lebenszeit der Dichter den Stoff chronologisch zu gliedern. Dazu war namentlich eine mühsame Durchsuchung der Urkunden erforderlich. V. d. Hagen führte in seinen Minnesingern die Aufgabe nur unvollkommen aus. Nach ihm erwarb sich Haupt besondere Verdienste und regte zu weiterer Forschung an. Auf die Beziehungen des Minnesangs zu der provenzalischen Lyrik wies Diez, *Die Poesie der Troubadours* (1826), S. 255 ff. und deckte auch einige direkte Nachahmungen auf. Seinem Beispiele folgten W. Wackernagel, *Altfranzösische Lieder und Leiche* (1846), Mätzner, *Altfranzösische Lieder* (1853), Bartsch, dem namentlich noch weitere Nachweise von Nachbildungen gelangen (Germ. I, ZfdA XI) u. a. Die historischen und persönlichen Beziehungen in den Liedern Walthers von der Vogelweide regten zu immer erneuter Forschung an. Ihm widmete zuletzt Wilmanns eine eingehende Monographie. Mit besonderer Vorliebe ist dann der ältere Minnesang behandelt. Scherer wendete sich demselben in seinen *Deutschen Studien* (1870.4) zu, freilich auch hier nicht ohne verwirrende Hypothesen aufzustellen, indem er namentlich im Anschluss an eine Untersuchung Müllenhoffs über Friedrich von Hausen (ZfdA 14, 133) in der überlieferten Folge der Lieder chronologische Anordnung suchte. Es folgten darauf namentlich Arbeiten von Schülern Zarnckes und Scherers. Das Verhältnis Walthers zu den älteren Dichtern suchte Konrad Burdach zu bestimmen: *Reinmar der alte und Walther von der Vogelweide* (1880). Die Geschichte der späteren didaktischen Lyrik wurde besonders durch die Untersuchungen von Gustav Roethe in seiner Ausgabe der *Gedichte Reinmars von Zweter* (1887) gefördert.

Die geistliche Lyrik fand frühzeitig eine grundlegende Bearbeitung in der *Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit* von Hoffmann v. F. (1832. [3]1861). Eine leider nicht vollendete Charakteristik des deutschen Volksliedes unternahm Uhland (ausgearbeitet 1836—42, gedruckt 1866, Schriften 3), woran sich dann ergänzend die *Anmerkungen zu den Volksliedern* anschliessen (Schr. 4). Er griff in die vergleichende Dichtungsgeschichte

hinüber und verfolgte die poetischen Motive durch die verschiedenen Völker und Zeiten hindurch, hierin den Anregungen J. Grimms folgend. Über die Anfänge des Dramas ist viel geschrieben, aber nicht immer auf Grund erschöpfenden Quellenstudiums.

Den Anregungen Scherers folgend hat Anton Schönbach die geistliche Literatur nach ihren verschiedenen Richtungen hin verfolgt in Untersuchungen, die sich an Textpublikationen anschliessen, und in Anzeigen. Um die spätere mystische Literatur haben sich Philipp Strauch und J. Jostes verdient gemacht, ersterer auch um die Anfänge der prosaischen Unterhaltungsliteratur.

Stilistische Untersuchungen wurden zuerst über die mittelhochdeutschen Volksepen angestellt, wobei das verschiedene Verhalten der ritterlichen und geistlichen Dichter zu dem volkstümlichen epischen Stil dargelegt wurde. Lachmann gab die Anregung. Die Beobachtungen O. Jänickes verdienen besonders hervorgehoben zu werden. Heinzel schrieb *Über den Stil der altgermanischen Poesie* (1875). Sievers stellte in seiner Ausgabe des Heliand (1878) den Formelschatz des Gedichtes zusammen unter vergleichender Heranziehung der angelsächsischen Poesie. Unter den höfischen Dichtern fanden zunächst diejenigen eine besondere Aufmerksamkeit, die eine ausgeprägte Manier der Darstellung haben, wie Wolfram und Gottfried von Strassburg. Zur Beobachtung der weniger in die Augen fallenden Stileigenheiten regte ganz besonders Scherer an, z. B. in den *Deutschen Studien,* und er hat in dieser Beziehung namentlich in der Behandlung der Minnesinger viel Nachfolge gefunden.

Von der Neuzeit wurde zunächst nur das 16. und 17. Jahrhundert der Gegenstand einer eigentlich gelehrten Behandlung, die übrigens spärlich und vorzugsweise biographisch und bibliographisch war. Als eine der frühesten quellenmässigen Untersuchungen über diese Zeit muss Bartholds *Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft* (1848) genannt werden. Zu der klassischen Periode unserer Literatur gewöhnte man sich nur langsam einen historischen Standpunkt einzunehmen. Die ästhetisch-raisonnierende Behandlung blieb vorherrschend. Ausserdem suchte man sich gemäss den eigenen philosophischen Anschauungen oder dem religiösen und politischen Parteistandpunkte mit der Literatur abzufinden. Drängte sich doch dieser auch bei Vilmar und selbst bei Gervinus hervor trotz allem Streben nach geschichtlicher Auffassung. Dazu trat dann ein Interesse für die dichterischen Persönlichkeiten, getragen von der Verehrung für dieselben und dem Wunsche ihre Werke genauer zu verstehen, mitunter freilich auch als Neugier und Klatschsucht auftretend. So entstanden dann nicht wenige Biographien. Briefe, Tagebücher, Aktenstücke wurden wie hie und da schon im 18. Jahrhundert ans Licht gezogen. Goethe selbst gab ein Beispiel, indem er seinen Briefwechsel mit Schiller der Öffentlichkeit übergab (1829). Allmählich ist die Zahl solcher Publikationen, durch die sich z. B. Düntzer, Goedeke, O. Jahn, Ad. Schöll verdient gemacht haben, zu einer schwer zu bewältigenden Masse angewachsen.

Inmitten der politischen Tagesströmung stehend hat sich Rob. Prutz doch auch als historischer Forscher einen bleibenden Namen gemacht. Die wichtigsten unter seinen Schriften sind: *Der Göttinger Dichterbund* (1841); *Geschichte des deutschen Journalismus* I (1845); *Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters* (1847). Aber erst der früh verstorbene Theod. Wilh. Danzel lieferte ein Muster literarischer Monographie, welches durch reine Erfassung der Aufgabe, durch Gründlichkeit des Quellenstudiums, durch Achtsamkeit auf die eigentlich bedeutsamen Punkte der geschichtlichen Entwickelung alle früheren Arbeiten weit hinter sich liess. Er war von der Hegelschen Philo-

sophie ausgegangen, die er frühzeitig überwand, hatte sich dann auf Aesthetik concentriert und war von da mehr und mehr zu geschichtlichem Studium der Literatur übergegangen. Der Hauptplan, der ihm daraus erwuchs, war eine Behandlung Lessings, wozu Lachmanns Ausgabe den Weg gebahnt hatte. Als Vorarbeit dazu erschien *Gottsched und seine Zeit* (1848). An ausführliche Mitteilungen aus dem Briefwechsel Gottscheds schlossen sich grundlegende Erörterungen, worin die historische Bedeutsamkeit des Mannes, den man bis dahin immer mit den Augen des jüngeren, über ihn hinwegschreitenden Geschlechtes angesehen hatte, zum ersten Male eine gerechte Würdigung fand. Darauf folgte *Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke.* Erster Bd. (1850). Der Tod verhinderte ihn an der Vollendung seiner Arbeit, welche durch Guhrauer mit Benutzung seiner Materialien, aber doch nicht mit dem gleichen Geiste zu Ende geführt wurde (1854). Das Werk hat nicht gleich eine seiner Bedeutung entsprechende Wirkung gehabt, zum Teil wohl deshalb, weil die Darstellung zu wenig anlockend war. Die nächstfolgenden Arbeiten gingen daher auch nicht viel über die frühere Behandlungsweise hinaus. Düntzer war unermüdlich in dem Zusammentragen biographischen Materials. Ein Kreis von Verehrern Goethes bemühte sich um genaue Feststellung aller Einzelheiten seines Lebens. Unter diesen sind hervorzuheben Ad. Schöll, ausgezeichnet auch durch feines Verständnis für das Wesen des Dichters, Gustav v. Loeper, Woldemar v. Biedermann. Neben die Detailarbeiten, von denen die kleineren in den § 86 aufgeführten, sowie in vielen populären Zeitschriften Aufnahme fanden, stellten sich zusammenfassende Darstellungen einzelner Abschnitte der neueren Literatur, in denen zumeist die Anregungen von Gervinus zu verspüren sind. Zu erwähnen sind die Arbeiten von dem Historiker Loebell (*Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode*, nur bis auf Lessing geführt, 1856—65), von Mörikofer (*Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts* 1861), von Julian Schmidt, der sich allmählich einer strengeren Forderungen entsprechenden Behandlung genähert hat. Über das Gebiet der deutschen Literatur hinaus greift Hermann Hettner mit seiner *Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts* (1856—70). Das Werk sollte nach der ursprünglichen Absicht des Verf. keine vollständige Literaturgeschichte sein, sondern eine Darstellung der Aufklärungsideen in ihrer allmählichen Entwickelung und ihrer Umgestaltung zu dem Humanitätsideale unserer grossen Dichter. Daher die Abgrenzung und Anordnung des Stoffes: englische Literatur von 1660—1770, französische des 18. Jahrhunderts, deutsche vom westfälischen Frieden bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts, aber mit Einschluss der ganzen Thätigkeit Goethes. Daher die Vernachlässigung der formalen Seite, die ausführliche Behandlung der philosophischen, religiösen, politischen Literatur, die Hineinziehung der Musik und der bildenden Künste. Daher werden auch überall die den einzelnen Erscheinungen zu Grunde liegenden allgemeinen Ideen und die grossen Zusammenhänge unter denselben aufgesucht. Dies gibt der Darstellung etwas ungemein Übersichtliches, Abgerundetes, wiewohl nicht zu leugnen ist, dass dabei die einzelnen Individualitäten nicht immer zu ihrem vollen Rechte kommen, dass bedeutsame Momente, weil sie zu dem Ziele, auf das der Verf. lossteuerte, in keiner unmittelbaren Beziehung standen, bei Seite gelassen sind, dass manche Erscheinung sich hat zwängen lassen müssen, um in den Rahmen des Ganzen eingefügt zu werden. Die Detailforschung wird manches zu berichtigen haben. Bei alledem wird Hettners Werk wohl noch auf lange Zeit die beste Einführung in die grosse literarische und ethische Reformbewegung des 18. Jahrhunderts bleiben, und jedenfalls wird es noch lange dazu beitragen, etwas von der Begeisterung für die errungenen Ziele, von denen es ganz durch-

glüht ist, in weite Kreise zu verbreiten. Eine bleibende Wirkung hat es auch dadurch gehabt, dass in ihm der internationale Zusammenhang der literarischen Strömungen deutlicher als je zuvor zu Tage getreten ist. Durch Politik und Philosophie hindurchgegangen ist Rud. Haym. Wiewohl einen Lehrstuhl für letztere bekleidend, hat er sich doch in seiner Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller immer mehr der Literaturgeschichte zugewendet. Es lag ihm nahe diejenige Periode zu behandeln, in welcher Poesie und Philosophie unter einander in der innigsten Wechselwirkung gestanden haben. Sein Buch *Die romantische Schule* (1870) behandelt vorzugsweise diese Wechselwirkung und verfolgt daher auch nicht die jüngeren Phasen der Romantik, in denen sich dieselbe mehr und mehr von der Philosophie loslöst. Ausserdem verdanken wir Haym ein würdiges Seitenstück zu Danzels Lessing, welches vor diesem abgesehen von der fasslicheren Darstellung den Vorzug hat, dass ihm die allgemeinen Fortschritte zu gute gekommen sind, welche die Wissenschaft in den letzten Dezennien gemacht hat: *Herder nach seinem Leben und seinen Werken* (1880. 5). Durch Schilderung einzelner hervorragender Persönlichkeiten haben sich unter den Männern der älteren Generation namentlich noch verdient gemacht Wilh. Herbst (*Matthias Claudius* 1857. [4]78 und *Joh. Heinr. Voss,* 1872—6), unter den eigentlichen Germanisten Weinhold (*Boie* 1868) und Rieger (*Klinger in der Sturm- und Drangperiode* 1880).

In den siebenziger Jahren beginnt eine ausgedehntere eigentlich philologische Behandlung der neueren Literatur. Bei den Bemühungen, die Texte von den eingedrungenen Verderbnissen zu reinigen wurde man auch auf die mehrfachen von dem Verfasser selbst herrührenden Bearbeitungen des gleichen Werkes aufmerksam und erkannte eingehende Untersuchungen über die Umgestaltungen als eine wichtige literargeschichtliche Aufgabe. Schon Goethe hatte (1795) dazu aufgemuntert. Einzelnes war auch schon frühzeitig in dieser Richtung geschehen. An Goethes Mahnung erinnerte M. Bernays in seiner Schrift *Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes* (1866). Seine späteren Arbeiten bewegen sich hauptsächlich auf diesem Gebiete: *Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare* (1872); die Einleitung zu *Homers Odyssee von J. H. Voss* (1881). Vor allem aber änderte sich die Behandlungsweise der neueren Literatur dadurch, dass die Arbeit daran mehr und mehr von geschulten Germanisten in die Hand genommen wurde, die sich bis dahin nur vereinzelt damit abgegeben hatten. Dieser Umschwung ging vornehmlich von Scherer aus. Seine eigenen Detailforschungen beschäftigten sich vorzugsweise mit Goethe, vgl. *Aus Goethes Frühzeit* (1879) u. a. (zusammengefasst unter dem Titel *Aufsätze über Goethe* 1886). Freilich der Versuch die kritische Methode Lachmanns auf Goethes Werke, in erster Linie auf den Faust anzuwenden, führte zu entschiedenen Verirrungen. Ausserdem hat sich Scherer auch eingehend mit dem 16. Jahrhundert, namentlich mit dem älteren Drama beschäftigt, aber ohne zu einem Abschlusse seiner Untersuchungen zu gelangen. Die meisten jüngeren Literarhistoriker sind Schüler Scherers oder indirekt von ihm angeregt. Ich nenne unter denselben Erich Schmidt (*Richardson, Rousseau und Goethe* 1875; Lessing I 1884, II[a] 1886; *Charakteristiken* 1886), Bernh. Seuffert, Jacob Minor, Aug. Sauer. Unabhängig von Scherer sind Wilh. Creizenach, Max Koch, Franz Muncker letztere Schüler von Bernays. Der durch Scherer hergestellte engere Zusammenhang zwischen dem Studium der neueren und der älteren Literatur beginnt sich schon wieder zu lockern. Eine scharfe Grenze zwischen wissenschaftlicher und dilettantischer Behandlung ist auch jetzt immer noch nicht gezogen und wird sich auch nicht leicht ziehen lassen, da mancher nützliche Beitrag auch von Dilettanten geliefert werden kann. So zeigt sich z. B. die

Vermischung von strengerer Wissenschaft und Dilettantismus in dem seit 1880 von Ludw. Geiger herausgegebenen *Goethe-Jahrbuch*, welches manche willkommene Gabe gebracht hat, aber denn doch, indem es die Verehrung für die einzelne Person zum Ausgangspunkt für die Forschung nimmt, einen Standpunkt vertritt, der jetzt überwunden sein sollte. Es ist seit dem 7. Bd. Organ der 1885 auf Veranlassung der Zugänglichwerdung des Goetheschen Nachlasses gestifteten Goethe-Gesellschaft geworden.

Der neueste Versuch zu einer selbständigen zusammenfassenden Darstellung ist von Scherer in seiner *Geschichte der deutschen Literatur* (1883) gemacht. Vor den sonstigen zahlreichen populären Literaturgeschichten, die seit der Vilmarschen erschienen sind, hat dies Werk natürlich das voraus, dass es auf eigenem Quellenstudium nach wissenschaftlicher Methode und auf kritischer Verwertung der einschlägigen Untersuchungen beruht. Dazu kommt, dass kein einseitiger politischer oder religiöser Standpunkt das Urteil des Verfassers trübt, ebensowenig eine Einseitigkeit des ästhetischen Geschmackes, dass ihm vielmehr in hohem Grade die Fähigkeit eigen ist, den eigentümlichen Wert einer jeden Erscheinung zu empfinden und auszusprechen. Demungeachtet ist die Objektivität der Darstellung stark beeinträchtigt. Die Hypothesen Lachmanns und seiner Schule, namentlich auch die eigenen des Verfassers sind überall, selbst in Fällen, wo sie eine schlagende Widerlegung erfahren haben, als ausgemachte Thatsachen behandelt, ohne dass in der Regel auch nur angedeutet ist, dass andere Auffassungen daneben bestehen. Ferner geht durch das ganze die fixe Idee eines regelmässigen Wechsels zwischen einer roheren männlichen und einer zarteren weiblichen Periode von je 300 Jahren und im Zusammenhang damit eines Abstandes zwischen den Hochpunkten und den Tiefpunkten der Entwickelung von genau 600 Jahren. Wenn diese Idee hier auch mehr verdeckt ist als in anderen Arbeiten Scherers, so hat sie doch auf die Auffassung des Einzelnen einen ganz massgebenden Einfluss geübt. Zum Teil mit der Durchführung dieser Idee im Zusammenhang steht die übermässige Neigung Parallelen zu ziehen, die Scherer wie manches Andere von Gervinus überkommen hat. Auch durch das Streben nach künstlerischer Gruppierung ist Manches in ein falsches Licht gerückt. Für die erste Einführung in die Literaturgeschichte ist das Buch kaum geeignet. Es lässt die hierfür nötige Orientierung vielfach vermissen, indem es dem Verfasser darauf ankam, trotz des beschränkten Raumes möglichst viel von seinen originellen Anschauungen zu geben. Die Charakterisierung der einzelnen Werke ist zur Hauptsache gemacht, und diese ist vielfach vortrefflich gelungen. Die Darlegung der historischen Zusammenhänge tritt dagegen sehr zurück.

§ 100. Die Behandlung der übrigen germanischen Literaturen steht im allgemeinen hinter der der deutschen zurück, zumal was zusammenfassende Darstellung betrifft, wenn auch einzelne Gebiete vortreffliche monographische Bearbeitung gefunden haben.

Hoffmann v. F. lieferte 1830 eine *Übersicht der mittelniederländischen Dichtung* (Hor. Belgicae I, [2] 1857). Jonkbloet liess einer *Geschiedenis der Middennederlandsche Dichtkunst* (1851—55) eine vollständige *Geschiedenis der Nederlandsche Letterkunde* folgen (1868—70. [2] 1873.4. Deutsche Ausg. 1870).

Die englische Literatur hat eine auf wissenschaftlicher Beherrschung des Stoffes ruhende vollständige Darstellung noch nicht gefunden. Die in England verbreiteten populären Übersichten von Craik und Shaw genügen den Ansprüchen, die man in Deutschland stellt, nicht. Taines *Histoire de la litt. anglaise* (1863—4) ist geistreicher und eingehender, aber es fehlt die philologische Grundlage; für die ältere Zeit ist sie ganz unbrauchbar. Ein populär gehaltenes, aber auf selbständiger Forschung ruhendes Werk ist nur in Deutsch-

land hervorgebracht, die *Geschichte der englischen Litt.* von Ten Brink, wovon aber bis jetzt nur der erste Band, der bis Wiclifs Auftreten reicht, erschienen ist (1877). Körting lieferte in seinem *Grundriss zur Geschichte der englischen Literatur* (1887) ein namentlich für die ältere Zeit brauchbares Orientierungsmittel. Unter den Darstellungen einzelner Zeiträume ist ausser Hettners schon erwähntem Werke nichts von wirklicher Bedeutung. Mehr eine Sammlung von Einzelabhandlungen ist Th. Wrights *Biographia Britannica Literaria* (Anglo-Saxon Period 1842. Anglo-Norman Period 1846). Für die englische Behandlung der älteren Zeit ist es charakteristisch, dass Carew Hazlitt noch 1871 eine Bearbeitung des alten schwerfälligen Werkes von Warton (vgl. § 30) veröffentlichte. Einzeluntersuchungen, welche die angelsächsische Periode betreffen, sind in ziemlicher Menge geliefert, überwiegend von Deutschen. Mit besonderer Vorliebe sind die Gedichte behandelt, deren Stoff der Volkssage entstammt und die natürlich auch in den allgemeinen Werken über die Heldensage eingehend berücksichtigt sind. Die von Lachmann an dem Nibelungenliede geübte Kritik reizte zur Nachahmung in Bezug auf den Beowulf. Schon 1870 machte Ettmüller einen Ansatz in dieser Richtung. Durchgreifender und entschiedener war die Kritik von Müllenhoff in dem Aufsatze *Die innere Geschichte des Beowulfs* (1869, ZfdA 14, 193), worin das Gedicht nach Ausscheidung vieler Interpolationen in vier Lieder zerlegt wurde. Seitdem ist die Frage nach seiner Entstehung vielfach erörtert, teils im Anschluss an Müllenhoffs Kritik, teils im Widerspruch gegen dieselbe, zuletzt von Ten Brink, *Beowulf-Studien* (1888). Um die geistliche Dichtung haben sich Kemble und Thorpe, in Deutschland Grein, namentlich aber Fr. Dietrich, auch Rieger verdient gemacht. Besonders sind die Verfasserfragen vielfach erörtert, auch neuerdings wieder auf Grund sprachlicher und stilistischer Kriterien. Eine sehr vollständige Übersicht über die ganzen Forschungen auf diesem Gebiete giebt der *Grundriss zur Geschichte der angelsächsischen Litteratur* von R. Wülker (1885). Die mittelenglische Literatur vor Chaucer ist erst in der neueren Zeit Gegenstand exakter Forschung geworden. Dagegen haben sich um die hervorragenden Schriftsteller von Chaucer an in England schon seit langer Zeit Liebhaber bemüht, die besonders die Erforschung der persönlichen Verhältnisse mit peinlicher Genauigkeit betrieben haben. Vor allem ist auf *Shakespeare* eine grosse Summe von Fleiss und Scharfsinn verwendet, freilich haben seine Lebensverhältnisse und seine Werke auch einer kritiklosen Hypothesensucht als Tummelplatz dienen müssen. Eine grundlegende Biographie lieferte Halliwell: *The Life of W. Sh.* (1848), dazu *Illustrations of the Life of Sh.* (1874). In den Schriften der alten und der neuen Shakespeare Society (vgl. § 92) und in vielen einzelnen Werken ist ein massenhaftes Material angehäuft. Unter den neueren Forschern ist Edw. Dowden hervorzuheben. In Deutschland überwog noch lange sowohl in den selbständigen Schriften (z. B. von Gervinus, Ulrici, Rümelin) als in den Abhandlungen des Jahrb. der Shakespeare-Gesellschaft (vgl. § 92) die subjektive Beurteilung nach allgemein menschlichen und ästhetischen Gesichtspunkten. Es wurden ferner die Einflüsse Shakespeares auf die deutsche Literatur erörtert und die Stellung, welche man in der Gegenwart zu ihm einzunehmen habe. Erst mit dem Aufkommen einer selbständigen englischen Philologie hat sich die rein historische Behandlung Bahn gebrochen. Diese ist z. B. vertreten durch die Biographien von Elze (1876), der auch das Jahrb. vom 3. bis zum 14. Bd. herausgegeben hat, und Max Koch (1886). Um Shakespeares Willen sind auch seine Zeitgenossen und Vorgänger früher als andere Dichter in den Kreis der Forschung hineingezogen. Auch mit *Chaucer* hat man sich in England frühzeitig intensiv beschäftigt. Das be-

deutendste deutsche Werk über ihn ist *Chaucer-Studien zur Geschichte seiner Entwickelung und zur Chronologie seiner Werke* von Ten Brink, wovon aber nur der erste Teil erschienen ist (1870). *William Dunbar* ist von Schipper geschildert (1884). Unter den neueren Dichtern haben die beste wissenschaftliche Behandlung gefunden *Byron* durch Elze (1870. [2]1881) und *Coleridge* durch Brandl (1886).

Für das Studium der altnordischen Literatur schuf Möbius durch seinen *Catalogus librorum Islandicorum et Norvegicorum aetatis mediae* (1856) ein treffliches Hülfsmittel, an das sich als Ergänzung das *Verzeichnis der auf dem Gebiete der altnordischen Sprache und Literatur von 1855—1879 erschienenen Schriften* anschloss. Eine zusammenfassende, sehr übersichtliche und gut orientierende Darstellung lieferte N. M. Petersen in seinem *Bidrag til den oldnordisk literaturs historie* (Annaler 1861, 1—304). Eine noch ausführlichere Darstellung von Keyser erschien als *Nordmændenes Videnskabelighed og Literatur i Middelalderen* im ersten Bande seiner Efterladte Skrifter (1866). Wie Munch die altnordische Sprache als speziell norwegisch-isländisch in Anspruch genommen hatte, so that hier K. das Gleiche in Bezug auf die Literatur gegenüber den noch in Dänemark herrschenden Anschauungen. Hierin hatte er zweifellos recht. Er suchte aber zugleich möglichst viel von der Literatur für das norwegische Festland in Anspruch zu nehmen, was nur möglich war mit Hülfe der Annahme, dass auch die Prosawerke zum grossen Teile lange in der mündlichen Tradition fixiert gewesen seien, bevor sie durch Isländer aufgezeichnet wurden. Eine lebhafte Polemik schloss sich an die Veröffentlichung von Keysers Arbeit. Die dänischen Ansprüche auf Anteil an der altnordischen Literatur vertrat besonders Svend Grundtvig in zwei Abhandlungen *Om Nordens gamle literatur* (1867) und *Er Nordens gamle literatur norsk, eller er den dels islandsk og dels nordisk* (1869). Unbefangene Kritik übte K. Maurer (ZfdPh I, 25) und in Dänemark Jessen (Tidskr. f. Filologi VIII, 213). Die neueste ausführliche Übersicht der nordischen Literatur hat Vigfusson in den Prolegomena zu seiner Ausgabe der *Sturlungasaga* gegeben.

Eine liebevolle Schilderung der epischen Dichtung lieferte Grundtvig: *Udsigt over den nordiske oldtids heroiske digtning* (1867). Natürlich liegt auch hier die Anschauung zu grunde, dass die epischen Lieder, insbesondere die der Edda gemeinnordisch, mithin in ein sehr hohes Altertum hinaufzurücken seien. In Widerspruch zu diesem, damals noch von seinen Landsleuten fast allgemein festgehaltenen Standpunkte stellte sich Jessen. Am einschneidensten war seine Abhandlung *Über die Eddalieder* (ZfdPh III). Wenn J. auch in der Herabdrückung des Wertes der Lieder zu weit gegangen sein wird, so sind doch seine Gründe gegen die hergebrachte Altersbestimmung unanfechtbar. Die Hauptpunkte der von ihm vertretenen Anschauungen haben immer mehr Anerkennung gefunden und sind durch neue Gründe gestützt.

Durch Spezialuntersuchungen auf dem Gebiete der Prosaliteratur hat sich neuerdings ganz besonders G. Storm verdient gemacht. Über die romantischen Sagas sind Untersuchungen von Kölbing und Cederschiöld angestellt.

Die Geschichte der dänischen Literatur wurde bearbeitet von Molbech (*Forelæsninger over den nyere danske Poesie* 1831—2) und von N. M. Petersen (*Bidrag til den danske Litteraturs Historie* 1853—61. [2]1867—71. Die Geschichte des dänischen Theaters behandelte der Dramendichter Overskou (1854—76).

Den ersten Versuch zu einer eigentlichen Geschichte der schwedischen Literatur hatte L. Hammarsköld gemacht in *Svenska Vitterheten* (1818.9), worin er den Standpunkt der romantischen Schule (der Phosphoristen) vertrat. Neubearbeitet wurde dies Werk von Sondén (1833). P. Wieselgren lieferte

in *Sveriges sköna Litteratur* (1833—49), worin trotz des Titels auch die rein prosaische Literatur behandelt wurde, eine sehr reichhaltige Materialiensammlung, die allerdings der Zuverlässigkeit entbehren soll. Der Dichter Atterbom gab in *Svenska Siare och Skalder* (1841—55) eingehende Schilderungen hervorragender Persönlichkeiten des 17. und 18. Jahrhunderts, wobei sich der Einfluss der deutschen Romantiker zeigt. Als einleitende Ergänzung fügte er hinzu *Grunddragen af fornskandinaviska och svenska Vitterhetens Historia* (1864). In Gegensatz zu den Phosphoristen stellt sich Malmström in seinen Vorlesungen, die unter dem Titel *Grunddragen af svenska vitterhetens historia* 1866—8 herausgegeben sind. Sie reichen von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis 1830. Eine gute Monographie lieferte G. Ljunggren in *Svenska dramat* (bis 1700, 1864 erschienen), der auch eine Geschichte der neuesten schwedischen Literatur begonnen hat (1873 ff.). Auf dem Gebiete der altschwedischen Literatur hat vor allem Klemming gearbeitet, dem sich einige jüngere Gelehrte angeschlossen haben. Eine Gesamtdarstellung auf wirklich wissenschaftlicher Grundlage ist jetzt von Henrik Schück begonnen: *Svensk Literaturhistoria* (1885 ff.).

§ 101. Es war der literargeschichtlichen Forschung unmöglich, sich innerhalb eines einzelnen Sprachgebiets zu halten. Man konnte auch nicht dabei stehen bleiben, ein bestimmtes Gebiet in den Mittelpunkt zu stellen und in die Betrachtung desselben die Einflüsse einzuschliessen, die dasselbe von aussen her erfahren hat. Es galt auch abgesehen von allen nationalen Schranken die Entwickelung von Ideen, Stoffen und Formen in ihrer Totalität zu verfolgen. Es ergab sich die Notwendigkeit einer vergleichenden Literaturgeschichte.

Frühzeitig musste sich die Beobachtung aufdrängen, dass eine Reihe von poetischen Stoffen durch sehr verschiedene Völker und Zeiten hindurchgingen. Schon die Brüder Grimm hatten diesem traditionellen Elemente ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet und dürfen als die eigentlichen Begründer wenigstens einer Richtung der vergleichenden Literaturgeschichte bezeichnet werden. Sie hatten auch gelehrt, die mündliche Tradition mit der schriftlichen zu kombinieren. Der Schotte John Dunlop gab in seiner *History of Fiction* (1814. 2 1816) einen für den damaligen Standpunkt der Kenntnis recht reichhaltigen Überblick über die Geschichte der occidentalischen Prosadichtung, der zwar von beschränkten Anschauungen ausging, aber doch durch die darin mitgeteilten Auszüge geeignet war, ein Bild von den auf diesem Gebiete verbreiteten Stoffmassen zu geben. Von den Ideen der Romantiker erfüllt, aber auch an Dunlop sich anschliessend verfolgte Val. Schmidt vorzugsweise die Quellen der älteren italienischen Renaissanceliteratur (Übersetzung der Märchen des *Straparola* 1817, *Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie* 1818 u. a.). Theod. Grässe setzte in seinem *Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte* (1837—59) noch die ältere wesentlich bibliographische, auch die wissenschaftliche Literatur umfassende Weise fort. Doch geht wenigstens Bd. II, 3 [a] mit dem besonderen Titel *Die grossen Sagenkreise des Mittelalters* darüber hinaus, indem darin der Versuch gemacht wird, den Ursprung und die Verbreitung der einzelnen Sagenstoffe durch die verschiedenen Literaturen des Mittelalters zu verfolgen. Freilich ist dieser Versuch so wenig wie die Spezialarbeiten des Verfassers auf dem Gebiete der vergleichenden Literatur frei von vielen Flüchtigkeiten. Aus Benfeys Erläuterungen zu seiner Übersetzung des *Pantschatantra* (1859) erhellte klarer als bis dahin der enge Zusammenhang zwischen der orientalischen und der occidentalischen Tradition. Seine Untersuchungen zeigten, dass in ausgedehntem Masse Übertragung der populären Erzählungsstoffe von einem Volke auf das andere stattgefunden hatte, und dass wenigstens ein guter Teil derselben aus der Buddhistischen Literatur Indiens stammte. Das war ein

harter Stoss gegen die Anschauungen der Brüder Grimm, wonach möglichst viele Übereinstimmungen auf Urgemeinschaft und mythischen Ursprung zurückgeführt werden sollten. In der von Benfey herausgegebenen Zeitschrift *Orient und Occident* (1862—4) wurden die neuen Gesichtspunkte von ihm selbst und anderen Forschern weiter verfolgt. Um die Kunde der internationalen Märchen- und Novellenstoffe haben sich ferner ganz besonders Felix Liebrecht und Reinhold Köhler verdient gemacht durch zahlreiche kleine Abhandlungen, die in den verschiedensten Zeitschriften zerstreut sind, ersterer auch durch eine mit reichhaltigen eigenen Anmerkungen versehene deutsche Bearbeitung von Dunlops Werk (1851). Reiche Pflege hat dieses Gebiet auch in den romanischen und slavischen Ländern gefunden. In zahlreichen Untersuchungen ist die Verbreitung profaner und religiöser Erzählungsstoffe, dogmatischer und naturgeschichtlicher Anschauungen durch die verschiedenen Literaturen des Mittelalters und teilweise bis in die neuere Zeit hinein verfolgt. Ich hebe beispielsweise heraus die Arbeiten von Zacher, der sich die Erforschung der Alexandersage zu seiner Hauptaufgabe gemacht hatte (*Pseudocallisthenes* 1867), Bartsch (*Ovid im Mittelalter* 1861, *Herzog Ernst* 1869), Dunger (*Die Sage vom trojanischen Kriege* 1869), Zarncke, Kölbing, R. Wülker, F. Vogt, W. Creizenach, H. Varnhagen.

Ein bedeutender Versuch zu zusammenfassender internationaler Geschichtsschreibung wurde von Adolf Ebert gemacht in seiner *Allgemeinen Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande* (1874—87), welche bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts reicht und so neben der lateinischen wenigstens die Anfänge der volkssprachlichen Literaturen umspannt. Über Hettners Behandlung des 18. Jahrhunderts vgl. § 99.

§ 102. In der Behandlung der altgermanischen Metrik folgte man zunächst dem von Lachmann in seiner Herstellung des Hildebrandsliedes (vgl. § 74) gegebenen Beispiele, indem man nach und nach für alle Dialekte die Vierhebigkeit der alliterierenden Halbzeile nachzuweisen suchte, wobei man sich der gewaltsamsten Mittel bediente. Dagegen erklärten sich schon frühzeitig Wackernagel (1848) und Rieger (1864). Eine eingehende Widerlegung lieferte Vetter, *Zum Muspilli und zur germanischen Alliterationspoesie* (1872), woran sich positive Aufstellungen auf der Basis der Zweihebigkeit anschlossen. Auf der gleichen Basis entwickelte Rieger, *Die alt- und angelsächsische Verskunst* (ZfdPh 7, 1, 1876) die feineren Gesetze, namentlich für das Verhältnis des Versbaues zur logischen Betonung. Mit ihm traf gleichzeitig Sievers in wesentlichen Punkten zusammen (ZfdA 19, 43 ff.). Die besonderen Eigentümlichkeiten der skandinavischen Metrik sind von Gislason und Möbius behandelt. Neuerdings hat Sievers in einer Reihe von Abhandlungen die in der alliterierenden Dichtung vorkommenden rhythmischen Formen genauer bestimmt.

Auch für die alt- und mittelhochdeutsche Reimpoesie behaupteten Lachmanns metrische Regeln lange eine ziemlich unbestrittene Autorität und wurden mehrfach in systematische Form gebracht. Zunächst suchte man nach anderen Seiten hin die Metrik weiter auszubauen. W. Grimm lieferte 1852 eine grundlegende Arbeit *Zur Geschichte des Reims*. Bartsch behandelte den Strophenbau in der mittelhochdeutschen Lyrik (Germ. 2, 257, 1857), woran sich ergänzend eine Abhandlung über den inneren Reim (Germ. 12, 128, 1867) anschloss. Simrocks Schrift *Die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung* (1858) zeigte, wie die im Volksepos und in der älteren Lyrik verwendeten Strophen aus einer Grundform abzuleiten seien. Sie berichtigte zugleich die Lachmannsche Rhythmik in einem wichtigen Punkte (wâ̗gèn den lîp, nicht wâ̗gen dén lîp etc.), der dann von Bartsch weiter verfolgt wurde. Allmäh-

lich regte sich auch anderen Aufstellungen Lachmanns gegenüber Zweifel oder direkter Widerspruch, z. B. in der Schrift von R. Hügel *Über Otfrids Versbetonung* (1869), aber ohne dass bisher eine Einigung unter den Fachgenossen erzielt und ein neues System durchgeführt ist.

Die Darstellungen der neuhochdeutschen Metrik entbehrten meistens gerade so wie in der älteren Zeit einer eigentlich wissenschaftlichen Unterlage. Sie suchten einen Regelkodex für die Praxis der Dichter aufzustellen oder eine schulmässige Anweisung zum Lesen und Rubrizieren der Verse zu geben. Vereinzelt blieben zunächst historische Monographieen wie Wackernagels *Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock* (1831), Höpfners *Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts* (1866), Zarnckes Abhandlung *Über den fünffüssigen Jambus* (1870). Erst neuerdings hat eine rührigere Thätigkeit auf diesem Gebiete begonnen. Der beste Gesamtüberblick über die Entwickelung der Theorie und Praxis ist durch die betreffenden Abschnitte in Kobersteins Literaturgeschichte geboten.

Selbständige Theorieen über die Grundlagen der neuhochdeutschen Metrik aufzustellen unternahmen Brücke, *Die physiologischen Grundlagen der neuhochdeutschen Verskunst* (1871) auf der Basis exakter Messungen und Westphal, *Theorie der neuhochdeutschen Metrik* (1877) unter vergleichender Heranziehung, freilich auch vielfach ungehöriger Übertragung der wissenschaftlichen antiken Rhythmik. Diese Theorieen liessen sich auch auf die ältere Metrik übertragen. Eigene Wege ging E. Stolte, *Metrische Studien über das deutsche Volkslied* (1883), sich wesentlich auf die Melodieen stützend. Neuerdings hat Sievers, *Die Entstehung des deutschen Reimverses* (Beiträge 13, 121) in anderer Weise als Lachmann den Zusammenhang des Otfridischen Verses mit dem alliterierenden nachzuweisen versucht. Zu ähnlichen Resultaten ist Wilmanns im dritten Hefte seiner *Beitr. zur Geschichte der älteren deutschen Litteratur* (1887) gelangt, der dann seine metrischen Studien in H. 4 (1887) fortgesetzt hat. Die weitere Verfolgung der neuen Gesichtspunkte wird lohnende Resultate zu Tage fördern.

Den ersten Versuch zu einer geschichtlichen Darstellung der englischen Metrik machte Edwin Guest, *A History of English Rhythms* (1838, new Ed. revised by Skeat 1882). In Deutschland hat Jacob Schipper eine ausführliche Gesamtdarstellung begonnen: *Englische Metrik*. I (1881). Die bedeutendste Monographie hat Ten Brink geliefert: *Chaucers Sprache und Verskunst* (1884).

Die dänische Verslehre wurde unter dem Einflusse Brückes behandelt von E. v. d. Recke, *Principerne for den danske Verskunst* (1881) und *Dansk Verslære* (1886).

§ 103. Die Erforschung der heimischen Denkmäler der Kunst und des Handwerks gedieh besonders in den skandinavischen Ländern zu grosser Blüte und blieb auch hier mit dem Studium der literarischen Quellen immer in engem Zusammenhang. Die Beschäftigung mit den Inschriften bildete ein Band zwischen diesen beiden Richtungen der Forschung. Unter Thomsens Leitung (vgl. § 49) wuchs das Altertumsmuseum in Kopenhagen zu grossartiger Reichhaltigkeit.[1] Die Funde, welche hier zusammengebracht wurden, entstammten zum grossen Teil Kulturepochen, die älter, teilweise viel älter waren, als der Anfang der schriftlichen Überlieferung, und man wurde dadurch über den Kreis dessen, was man noch mit Wahrscheinlichkeit als germanisch betrachten konnte, hinausgeführt. Thomsen führte die Periodisierung auf archäologischer Basis durch, die schon Vedel Simonsen 1813 aufgestellt hatte, die Scheidung zwischen Stein-, Bronze- und Eisenalter. Seine Anschau-

ungen wurden allgemein angenommen, namentlich nachdem sie 1836 durch einen von der Gesellschaft der Altertumsforscher herausgegebenen Leitfaden (*Ledetraad til Nordisk Oldkyndighed*) popularisiert waren, der in verschiedene Sprachen übersetzt wurde. 1830 trat auch Rafn in die königl. Kommission zur Bewahrung der Altertümer ein, und er wurde nun neben Thomsen der eifrigste Förderer der archäologischen Studien, als deren Organe die § 86 genannten Zeitschriften dienten. Die Forschungen dehnten sich auf die Kolonieen der Nordleute aus. So entstanden zwei Werke, in denen der Versuch gemacht wurde, die historischen Zeugnisse mit den Resultaten der archäologischen Forschung zu kombinieren, die *Antiquitates Americanae* (1837) von Rafn mit Unterstützung durch Finn Magnusson und Sv. Egilsson und *Grönlands historiske Mindesmærker* (1838—45) von Rafn und Magnusson. Seit 1847 fing man auch an, den Schutz der Gebäude und sonstigen festen Monumente des Altertums energischer in Angriff zu nehmen. J. J. A. Worsaae (1821—85)[2] wurde mit der Aufsicht derselben beauftragt. 1849 traten er und Thomsen als Direktoren der Altertümer an die Stelle der früheren Kommission. 1866 wurde Worsaae alleiniger Direktor sämtlicher königlicher Altertümersammlungen, nachdem er kurz vorher bei der neuen Organisation der Gesellschaft der Altertumsforscher nach Rafns Tode zum Vizepräsidenten derselben gewählt war. Neben Worsaae haben C. Engelhardt, J. Kornerup, H. Petersen, Sophus Müller, E. Vedel u. a. auf dem Gebiete der Archäologie gearbeitet.

Schweden[3] blieb nicht hinter Dänemark zurück. Die von Sjöborg ausgehenden Anregungen und das in Kopenhagen gegebene Vorbild riefen auch hier einen allgemeinen Sammeleifer und eine Schule von ausgezeichneten Archäologen hervor. Unter diesen sind hervorzuheben Liljegren (vgl. § 88) der Zoologe Sven Nilsson (*Skandinaviska Nordens Urinnevånare* 1838—43), Bror Emil Hildebrand, geb. 1806, 1837—79 Reichsantiquar, † 1884, hochverdient um die Bereicherung, Ordnung und Beschreibung des historischen Museums und um die Münzenkunde, dessen Sohn und Nachfolger Hans Olof Hildebrand, geb. 1842, und O. Montelius. Es hat sich eine Svenska Fornminnesförening gebildet, die auch eine Zeitschrift herausgibt. Die reichen antiquarischen Sammlungen Stockholms haben durch den ausdauernden Eifer von Arthur Hazelius eine Ergänzung gefunden, wie sie noch in keinem anderen Lande ihresgleichen hat. Das durch ihn begründete skandinavisch-ethnographische Museum, seit 1880 Nordiska Museet genannt, sucht von der reichen Mannigfaltigkeit der noch gegenwärtig in Schweden bestehenden Kulturverhältnisse durch Originalgegenstände wie durch Nachbildungen ein möglichst vollständiges und anschauliches Bild zu geben.

In Norwegen ist man neuerdings dem Beispiele Dänemarks gefolgt. Auch hier ist die Sorge für die heimischen Altertümer von einer Gesellschaft in die Hand genommen, Foreningen til norske forntidsmindesmerkers bevaring. Unter den archäologischen Forschern sind O. Rygh und N. Nicolayson hervorzuheben. Auch auf Island hat sich eine archäologische Gesellschaft gebildet, welche eine Zschr. herausgibt: *Arbók hins íslenska bókmentafélags.*

In England und Deutschland hat keine so enge Verbindung der nationalen Archäologie mit der Philologie im engeren Sinne bestanden. Die Denkmäler der ältesten Zeit sind mehr vom internationalen Standpunkt aus behandelt in Verbindung mit der allgemeinen Anthropologie und Ethnologie. Die Geschichte der mittelalterlichen und modernen Kunst hat sich unter den von den Romantikern ausgehenden Anregungen und getragen von einer Kunstübung, die den Anschluss an die Vergangenheit suchte, zu einem selbständigen, nicht national

beschränkten Fache ausgebildet. Diesen Verhältnissen entspricht auch der internationale Charakter unserer grossen Museen, in denen sogar meistens das heimische Element sehr gegen das fremde zurücktritt. Bei weitem der grössere Teil unserer Altertümer, auch derjenigen, die nicht am Orte ihrer ursprünglichen Bestimmung verblieben sind, ist zerstreut, in kleineren Sammlungen untergebracht, die entweder nach Zufall zusammengestellt oder lokal begrenzt sind. Doch sind auch zwei nationale Sammlungen entstanden, die darauf angelegt sind, eine systematische Übersicht über das Vorhandene zu geben, indem sie den beschränkten Vorrat von Originalgegenständen durch Nachbildungen zu ergänzen suchen. Auf Anregung der Generalversammlung der deutschen Geschichtsvereine und Archäologen wurde 1852 das römisch-germanische Centralmuseum in Mainz gegründet für die in Deutschland gefundenen, teils hier entstandenen, teils importierten Denkmäler der älteren Zeit bis auf Karl den Grossen. Abbildungen und Beschreibungen der Schätze des Museums lieferte der Conservator desselben L. Lindenschmit: *Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit* (1858–81). Der gesamten deutschen Vergangenheit gewidmet ist das germanische Nationalmuseum in Nürnberg[4]. Dasselbe war zunächst eine Privatgründung des Frh. Hans v. Aufsess, der dabei den gänzlich undurchführbaren Plan verfolgte, ein Generalrepertorium für das gesamte Quellenmaterial zur Kunde der deutschen Vorzeit herzustellen. Es gelang ihm 1852 die Versammlung deutscher Geschichts- und Altertumsforscher für diesen Plan zu interessieren. Die Anstalt wurde organisiert, hatte aber noch lange mit grossen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, und dabei wurde das meiste auf wenig nutzbringende Arbeiten verwendet. Erst nachdem Aufsess zurückgetreten und Aug. Essenwein 1866 erster Direktor geworden war, wurde das Museum wirklich lebensfähig. Durch private und öffentliche Unterstützung wurde es auf eine sichere Grundlage gestellt. Der ursprüngliche Plan wurde aufgegeben. Zum Hauptzweck wurde die methodische Anlegung einer Sammlung der interessantesten Denkmäler aus allen Zweigen der Kunst und des Handwerks in zuverlässigen Nachbildungen. Als Organ der Anstalt diente der *Anz. f. deutsche Vorz.* (vgl. § 86), neben welchem noch andere Publikationen herliefen. Seit 1886 erscheint ein *Anzeiger des germanischen Nationalmuseums.*

[1] Worsaae a. a. O. (§ 49). [2] Über ihn vgl. Aarbøger 1886, 1. [3] Montelius, *Bibliographie de l'Archéologie préhistorique de la Suède pendant le XIX. Siècle.* Stockh. 1875. [4] Essenwein im Anz. des germ. Nationalmuseums I, 1 ff.

§ 104. Das Studium des heidnischen Volksglaubens und seiner Umbildung in christlicher Zeit blieb immer ein integrierender Teil der germanischen Philologie. Durch J. Grimms Mythologie wurde ein ebenso eifriger wie dilettantischer Betrieb dieses Gebiets hervorgerufen. Überall witterte man in den Gebräuchen, Liedern, Sagen und Märchen des Volkes Reste uralten Heidentums, die man sich ohne weiteres an die Eddamythen anzuknüpfen gestattete. Dieser dilettantischen Richtung gehören auch fast durchaus die Aufsätze in der Zeitschr. f. d. Mythologie an, sowie die verbreitetste Gesamtdarstellung, das *Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluss der nordischen* von Simrock (1853. 5. Aufl. 1874). In der Ausdeutung nordischer Göttermythen versuchte sich Uhland. 1836 erschien von ihm *Der Mythus von Thôr.* Erheblich später ausgearbeitet ist eine ähnliche Arbeit über *Odin*, die erst 1868 in den Schriften (6) gedruckt ist. So feinsinnig und ansprechend diese Arbeiten sind, so muss man sich ihnen gegenüber doch skeptisch verhalten, da die überlieferte Gestalt der Mythen sich schon viel zu sehr von der ursprünglichen entfernt, als dass es erlaubt wäre allen einzelnen Zügen noch eine so klar erkennbare Bedeutsamkeit zuzuschreiben, wie es hier geschieht. Ähnlich

verhält es sich mit Weinholds Abhandlung Die Sagen von Loki (ZfdA 7,1). Einen selbständigen Standpunkt Grimm gegenüber einzunehmen suchte frühzeitig W. Müller: *Geschichte und System der altdeutschen Religion* (1844). Von Sammlung der Volksüberlieferungen im Sinne der Brüder Grimm gingen zwei eng mit einander verbundene Männer aus, Ad. Kuhn und W. Schwartz. Indem sich bei dem ersteren mit den Anregungen Grimms das Studium der indogermanischen Sprachwissenschaft verband, wurde er der Begründer der vergleichenden indogermanischen Mythologie. Den ersten Anstoss gab das Programm *Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker* (1845, erweitert in Webers Ind. Studien I, 321), welches überhaupt als Grundlegung einer vergleichenden indogermanischen Kulturwissenschaft betrachtet werden kann. Kuhn versuchte darin die ältesten Kulturverhältnisse der Indogermanen und damit auch ihre Religion zu skizzieren. Es folgte eine Reihe von Abhandlungen, worunter die wichtigste *Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks* (1859). Kuhn ging bei seinen Untersuchungen von den Anschauungen aus, wie sie im Rigveda niedergelegt waren, indem er dieselben als den urindogermanischen noch verhältnissmässig nahe stehend betrachtete. Die sicheren Resultate, die sich auf diesem Wege ergeben haben, sind freilich bei weitem geringer als die der indogermanischen Sprachwissenschaft. Die feste Stütze für die Vergleichung, Identität der Bezeichnungen für die mythischen Wesen bei verschiedenen Völkerfamilien, bietet sich nur in wenigen Fällen dar. Freilich ist es auch nicht gerechtfertigt, wenn man Namensidentität als notwendige Vorbedingung für Identificierung des Wesens verlangt, zumal da bei dem gleichen Volke mehrfache Bezeichnungen der Götter vorkommen und eine Fülle von Beinamen, die man sich leicht zu Hauptnamen entwickelt denken kann. Die Hauptmasse unserer Mythen lässt sich nicht auf gemeinindogermanischen Ursprung zurückführen. Schwartz ging hauptsächlich darauf aus, die Entstehung der Mythen aus der Natur der Volksphantasie zu begreifen. Er wandte sich vorzugsweise der von ihm sogenannten niederen Mythologie zu, worin er im Gegensatz zu J. Grimm die Reste einer primitiveren Anschauung zu erkennen glaubte, als sie in den ausgebildeten Göttermythen der Edda vorliegt. Das Gewitter steht für ihn im Mittelpunkt der den Mythen zu Grunde liegenden Naturerscheinungen. Von seinen Schriften gehören namentlich hierher: *Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum mit Bezug auf Norddeutschland* (1850. [2]1862); *Der Ursprung der Mythologie, dargelegt an griechischer und deutscher Sage* (1860); *Die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie der Urzeit* (1864. 79); *Indogermanischer Volksglaube* (1885). Von den Resultaten dieser Schriften dürfte wohl nur der kleinste Teil vor einer nüchternen Kritik bestehen. Schwartz hat sich nicht auf den Kreis des Indogermanischen beschränkt, indem ihm die Vergleichung nicht bloss zur Aufdeckung des geschichtlichen Zusammenhanges diente, sondern auch zum Nachweis, dass gewisse Anschauungen der notwendige Ausfluss aus der allgemeinen Menschennatur auf einer gewissen Entwickelungsstufe sind. Er ist damit in die Reihe von Forschern wie Bastian, Th. Waitz, Tylor u. a. getreten, welche die Zustände und den Ideenkreis der sogenannten Naturvölker zur Aufhellung des Entwickelungsganges der Menschheit benutzt haben. Eine psychologische Basis für die allgemeine vergleichende Mythologie suchte Steinthal in seiner Zschr. f. Völkerpsychologie zu schaffen. Unterdessen wurde nach dem Vorgange Lachmanns die germanische Heldensage auf ihren mythischen Gehalt hin geprüft von Uhland, Müllenhoff und W. Müller in den schon § 99 erwähnten Arbeiten. Während Müllenhoff die Heldensage als eine der Hauptquellen für die ursprüngliche Göttersage behandelte, fand Müller, dass man sich mit

einer viel geringeren Ausbeute begnügen müsse. Ein Mann, der sein ganzes Leben unter vielen Schwierigkeiten und Entbehrungen der deutschen und den dazu in Beziehung stehenden Mythologieen gewidmet hat, ist Wilhelm Mannhardt (1831—80). Er begann als dilettantischer Bewunderer Grimms. Als solcher erscheint er in der Leitung der Zschr. f. d. Myth. und in seinen ersten selbständigen Schriften, *Germanische Mythen* (1858) und *Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker* I (1860). Er folgte dann Kuhn und Schwartz auf den von ihnen eingeschlagenen Bahnen. Müllenhoff wies ihn auf exakte philologische Forschung. Benfeys Pantschatantra benahm ihm den Glauben an den mythischen Gehalt der Märchenstoffe. So arbeitete er sich allmählich zu einem selbständigen kritischen Standpunkte durch. Mit Schwartz sah er in der niederen Mythologie die primitivsten Formen der Mythenbildung. Auf diese warf er sich jetzt ganz und gar und damit auf denjenigen Teil der Mythologie, für welchen auch in Deutschland die Quellen reichlich flossen. Er hatte sich dabei auch klar gemacht, dass neben den primitiven Resten Umbildung und Neubildung, sowie fremde Einflüsse in ausgedehntem Masse anzuerkennen seien. Auf Volksglauben und Volksbrauch der Gegenwart war auch er vornehmlich angewiesen. Er erwarb sich nun auf diesem Gebiete ein unbestrittenes grosses Verdienst durch methodisch angestellte, nicht nur über Deutschland, sondern über alle Nachbarländer sich erstreckende, überall auf möglichste Vollständigkeit auch hinsichtlich der Verbreitung ausgehende Materialiensammlung, deren Ertrag jetzt der königl. Bibliothek in Berlin einverleibt ist. Die Verarbeitung dieses Materiales und die Verknüpfung desselben mit der historischen Überlieferung unternahm er in einer Reihe von Schriften: *Roggenwolf und Roggenhund* (1865. [2]1866); *Die Korndämonen* (1868); *Wald- und Feldkulte.* 1. *Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme* (1875); 2. *Antike Wald- und Feldkulte aus nordeuropäischen Überlieferungen erläutert* (1877); *Mythologische Forschungen* (aus seinem Nachlasse 1884 als QF 51). Diese Werke sind freilich von Einseitigkeit des Standpunktes und vorschneller Verallgemeinerung nicht frei zu sprechen. Eine ähnliche Entwickelung wie Mannhardt hat auch Elard Hugo Meyer durchgemacht, der in seinen *Indogermanischen Mythen* (1883.7) durch Vermittelung zwischen Mannhardt und Kuhn sich einen eigenen Standpunkt geschaffen hat, indem er eine ganz bestimmte Stufenfolge in der Mythenbildung durchzuführen sucht.

In den skandinavischen Ländern beschränkte man sich fast ganz auf die Erforschung der alten heimischen Überlieferung. Wiederholt wurde dieselbe systematisch zusammengestellt, woran sich dann Versuche schlossen, in den Sinn der Mythen einzudringen. Die bedeutendste Gesamtdarstellung ist die *Nordisk Mythologi* von. N. M. Petersen (1849. [2]1863). Hierbei wurde die Überlieferung der älteren und jüngeren Edda zum Ausgangspunkt genommen und als nordisches Gemeingut behandelt. Erst spät brach sich die Erkenntnis Bahn, dass das ausgebildete Göttersystem der Edden an den Angaben der Sagas und anderer Quellen keine Stütze findet, dass die letzteren vielmehr auf einen einfacheren Glauben und Kultus hinweisen, in dessen Mittelpunkt bei Norwegern und Isländern Thor steht. Dies war besonders das Resultat einer kritischen Behandlung der aussereddischen Mythologie durch Henry Petersen, *Om Nordboernes Gudedyrkelse og Gudetro i Hedenold* (1876). Daran schloss sich alsbald in Norwegen eine über das Ziel hinausschiessende negative Kritik gegen die eddische Überlieferung. Grosses Aufsehen machte ein Vortrag von Bang, *Vøluspaa og de Sibyllinske Orakler* (1879), worin der Nachweis versucht wurde, dass die Vǫluspá eine Nachbildung der sibyllinischen Orakel in ihrer jüngsten christlichen Fassung sei. Schon vor Bang hatte Bugge einen

Vortrag gehalten, der nicht im Druck erschien, über dessen Inhalt aber mehrfach berichtet wurde, in dem er den Satz aufstellte, dass ein grosser Teil der nordischen Götter- und Heldensage teils christlichen, teils antiken Ursprungs sei. Diesen Gedanken verfolgte er dann weiter mit verwegener Kühnheit der Kombination in seinen *Studier over de nordiske Gude- og Heltesagns Oprindelse* 1. 2 (1881.2). Es fehlte nicht an Zustimmung, aber auch nicht an Widerspruch im Norden wie in Deutschland. Mit besonderer Wärme trat Müllenhoff in seinen letzten Lebensjahren dagegen auf. Band V, 1 seiner *Altertumskunde* ist wesentlich dazu bestimmt, den Erweis für die angefochtene Echtheit der nordischen Götter- und Heldensage zu erbringen.

Die christlichen Anschauungen und Gebräuche sind international, und sie in ihrer geschichtlichen Entwickelung zu verfolgen ist Aufgabe der Theologie. Indessen müssen sie wegen der in ihnen enthaltenen Umbildungen heidnischer Elemente von dem Mythologen untersucht werden, und ganz abgesehen davon spielen sie als Stoffe für die Literatur und die Kunst, zumal die des Mittelalters eine so hervorragende Rolle, dass die Forscher auf diesen Gebieten sich der Beschäftigung mit ihnen gar nicht entziehen können. So haben denn auch Germanisten nach dieser Richtung hin Selbständiges geleistet und manche von den Theologen vernachlässigte Seite gepflegt, so z. B. J. und W. Grimm, Diemer, Scherer, Zarncke, Schönbach u. a.

§ 105. Die ältere politische Geschichte des Nordens, namentlich Norwegens und Islands ist wie in den früheren Epochen vorzugsweise von Männern bearbeitet, die sich gleichzeitig um Sprache und Literatur bemüht haben. Musste doch hier aus Denkmälern in der Nationalsprache geschöpft werden. So waren Keyser und Munch in erster Linie Historiker. In Schweden und Dänemark, wo die literarischen Quellen nicht weit zurückreichten, zog man die archäologischen Funde zur Aufhellung der älteren Geschichte heran. In England sind Kemble und Wright auch als Historiker zu nennen. In Deutschland haben sich germanische Philologie und Geschichte im allgemeinen als zwei getrennte Gebiete gegenüber gestanden. Diese in mancher Hinsicht beklagenswerte Isolierung ist natürlich besonders dadurch begünstigt, dass die Geschichte der älteren Zeit vorzugsweise aus lateinischen Quellen geschöpft ist. Am meisten ist die germanische Urzeit als ein gemeinsames Gebiet angesehen. Hinsichtlich der alten Stammesgliederung der Germanen mussten mit den Zeugnissen darüber die Resultate der Sprachwissenschaft sowie manche kulturgeschichtliche Momente verglichen werden. Die Namen der Stämme boten der etymologischen Forschung anziehende Probleme. Grundlegend wurde das Werk von Kaspar Zeuss *Die Deutschen und ihre Nachbarstämme* (1837). Unter anderen hat dann auf diesem Gebiete auch J. Grimm gearbeitet, von dem ausser kleineren Arbeiten grosse Partieen in der *Geschichte der deutschen Sprache* hierher gehören. Ferner Müllenhoff, welcher, nachdem er gleichfalls schon in kleineren Arbeiten dies Gebiet betreten hatte, in seiner *Altertumskunde* die Hauptprobleme eingehend behandelte.

§ 106. Die Bearbeitung der Rechtsgeschichte wurde auch in dieser Periode vorzugsweise durch praktische Rücksichten bestimmt. Den meisten Vertretern derselben kam es wesentlich auf Ableitung des noch geltenden Rechts an. Daher wurde auch die deutsche Rechtsgeschichte isoliert behandelt. Für die ältere Zeit bildeten die fränkischen Quellen den Mittelpunkt der Forschung. Der Umstand, dass die Hauptquellen lateinisch geschrieben waren, liess den meisten deutschen Juristen gründliche Sprachkenntnis entbehrlich scheinen. Doch fehlte es niemals an Männern, die mit echt historischem Interesse ohne direkte Rücksicht auf die Praxis an ihre Aufgabe herantraten. Hervorzuheben sind unter den älteren besonders Homeyer, Richthofen und Wilda. Aber

das Beispiel, welches J. Grimm in den Rechtsaltertümern hinsichtlich der vergleichenden Behandlung der gesamten germanischen Rechtsverhältnisse gegeben hatte, fand zunächst wenig Nachahmung. Allerdings wies Homeyer schon vor dem Erscheinen der Rechtsaltertümer (1825) auf den Wert der nordischen Rechtsquellen für die Aufhellung der deutschen Institute hin in der Vorrede zu seiner Übersetzung des *Grundrisses der dänischen Rechtsgeschichte* von Kolderup-Rosenvinge, eines schon unter dem Einflusse der deutschen historischen Schule stehenden grundlegenden Werkes (dänisch 1822.3). Wilda aber war der erste, der in seinem *Sträfrecht der Germanen* (1842) in umfassender Weise die nordischen Quellen heranzog, und erst durch K. Maurer wurde das Studium des nordischen Rechts einigermassen in Deutschland eingebürgert. Dasselbe verlangte eine innigere Verbindung mit der Philologie, da die Rechtsbücher in der Volkssprache abgefasst waren, und da auch die altnordische Sagaliteratur dem Rechtshistoriker eine reiche Ausbeute gewährte, die er nicht bei Seite liegen lassen durfte. So ist Maurer zu einem Hauptvertreter der skandinavischen Philologie in Deutschland geworden. Durch ihn angeregt haben mehrere jüngere deutsche Juristen sich der Erforschung des skandinavischen Rechts gewidmet, die sich dann auch meistens bemüht haben, auf streng philologischer Grundlage zu fussen. In selbständiger Weise griff Heinr. Brunner über die Schranken des deutschen Rechts hinaus. Seine begonnene *Deutsche Rechtsgeschichte* (I, 1887) hat unter anderen Vorzügen auch den, dass sie die verwandten Rechte sorgfältig berücksichtigt.

§ 107. Die Erforschung der Sitte, der Gestaltung des täglichen Lebens das, was man auch im engeren Sinne Kulturgeschichte zu nennen pflegt, hat sich nicht als ein besonderes Fach organisiert, zumal nicht innerhalb des Kreises der Universitätswissenschaften. Historiker, Philologen, Archäologen haben Beiträge dazu geliefert.

Über die ältesten Kulturverhältnisse gibt die Sprache, als Behältnis des erworbenen Vorstellungskreises lehrreichen Aufschluss, zumal wenn sich damit vergleichende Rückschlüsse aus den Verhältnissen der späteren Zeit verbinden. So wird es auch möglich, über das Germanische hinauszugehen und die Grundzüge der indogermanischen Kultur zu rekonstruieren. Diesen Weg betrat A. Kuhn in dem § 104 erwähnten Programm und fand darin manchen Nachfolger. Ein Teil von J. Grimms Geschichte der deutschen Sprache gehört hierher. Gleichfalls in ein hohes Altertum hinein führten die Resultate der archäologischen Forschung. Diese liessen sich aber schwer mit denen der Sprachforschung vereinigen, weil sie kein sicheres Kriterium über ethnologische Identität oder Verschiedenheit gewährte. Dagegen von dem Zeitpunkte an, wo die literarischen Zeugnisse beginnen, liess sich eine Vereinigung derselben mit den Ergebnissen der Archäologie zu fruchtbarer wechselseitiger Ergänzung herstellen.

Für die germanische Urzeit war man vornehmlich auf die Berichte der römischen und griechischen Geschichtsschreiber angewiesen. Es war natürlich, dass die Untersuchungen über die privaten Verhältnisse dieser Zeit ebenso wie die über die öffentlichen vornehmlich an die Germania des Tacitus anknüpften und vielfach in den Commentaren dazu niedergelegt wurden.

Die älteren Kulturverhältnisse Schwedens und Dänemarks mussten, weil die literarischen Quellen spät beginnen und anfangs spärlich fliessen, vorzüglich mit Hülfe der Archäologie aufgehellt werden. Dies zeigt sich in vielen Monographieen sowie in den zusammenfassenden Werken, die zum Teil auch die politische Geschichte mit einbegreifen: H. O. Hildebrand, *Svenska folket under hednatiden* (1866, [2]1872, deutsch von Mestorf 1873); Montelius, *Sveriges hednatid samt medeltid, förra skedet till år* 1350 (1877), als erster Bd. des

grossen Sammelwerks *Sveriges historia*; H. O. Hildebrand, *Sveriges medeltid, senare skedet, från år 1350 till år 1521* (1877), als zweiter Bd. dazu; ein ausführliches Werk desselben Verfassers erscheint unter dem Titel *Sveriges medeltid* seit 1879. Ferner Worsaae, *Nordens forhistorie efter samtidige Mindesmærker* (in Nordisk Tidskr. för Vetenskap, Konst och Industri 1878, deutsch von Mestorf); Troels Lund, *Das tägliche Leben in Skandinavien während des 16. Jahrhunderts* (1882, ursprünglich dänisch). Dagegen sind die norwegischen und namentlich die isländischen Verhältnisse auf Grund der Sagaliteratur dargestellt. Unter den zusammenfassenden Schilderungen sind hervorzuheben Weinhold, *Altnordisches Leben* (1856), worin die Auffassung wohl eine etwas zu idealistische ist, weil den Zeugnissen der heroischen Sagas der gleiche Wert beigemessen ist, wie denjenigen der mehr historischen; Keyser, *Nordmændenes private Liv i Oldtiden* (Efterladte Skrifter II, 1867).

In England versuchte Th. Wright eine zusammenfassende Behandlung in *History of Domestic Manners and Sentiments in England during the Middle Ages* (1862), mehrmals umgearbeitet, zuletzt als *History of English Culture* (1874).

Wertvolle Beiträge zur deutschen Sittengeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Ausgange des Mittelalters hat W. Wackernagel geliefert. Sie sind jetzt in Bd. 1 seiner Kl. Schriften vereinigt. Weinholds Buch *Die deutschen Frauen in dem Mittelalter* (1851. [2]1882) erstreckt sich über Hauptgebiete des Kulturlebens. Das Werk von Alwin Schultz, *Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger* (1879—80) zeichnet sich dadurch aus, dass es die Ergebnisse, welche die Denkmäler der Kunst und des Handwerks liefern, mit den Zeugnissen der mittelhochdeutschen Dichtung zu vereinigen sucht. Ignaz Zingerle hat sich durch Sammlung volkstümlicher Gebräuche im Mittelalter verdient gemacht.

Zahlreich sind die meist lokal begrenzten Sammlungen über die heutigen Volkssitten, die häufig mit den Märchen- und Sagensammlungen, zuweilen auch mit den Darstellungen der Mundart verbunden sind. Darüber vgl. man den Anh. zu Abschn. 14. Besondere Aufmerksamkeit wurde Allem geschenkt, was mit dem heidnischen Kultus in Zusammenhang stand oder zu stehen schien. Unter den Forschern, welche vergleichende Untersuchungen auf diesem Gebiete angestellt haben, sind abgesehen von den schon erwähnten Mythologen E. L. Rochholz, Liebrecht und Köhler hervorzuheben.

§ 108. Wir sind am Schlusse unseres Überblickes angelangt. Die raschen Fortschritte, die seit dem ersten Auftreten der Brüder Grimm gemacht sind, berechtigen uns gewiss zu dem Gefühle stolzer Befriedigung, und niemand wird behaupten dürfen, dass wir nicht auch jetzt in regem Fortschreiten begriffen sind und gute Hoffnung auf die Zukunft setzen können. Indessen dürfen wir uns nicht verhehlen, dass wir auch an manchen schweren Schäden leiden, die einer gedeihlichen Entwickelung hemmend im Wege stehen. Der schlimmste unter allen scheint mir das in Deutschland herrschende Parteiwesen. Noch immer besteht ein schroffer Gegensatz der Anschauungen über einige der wichtigsten Fragen der Wissenschaft. Anerkennenswert ist es, wenn man sich bestrebt, wenigstens den Ton persönlicher Gereiztheit von der Discussion fern zu halten. Aber schwerlich wird an diesem Bestreben immer festgehalten werden, und sicher ist kein Zusammenwirken aller Kräfte zu einem gemeinsamen Ziele möglich, so lange nicht eine Einigung in den Kardinalpunkten erzielt ist. Einigung in den Resultaten aber ist nur möglich auf Grund einer Einigung in der Methode. Es ist die Pflicht eines jeden, sich genaue Rechenschaft über die Berechtigung der von ihm gemachten oder gutgeheissenen Schlüsse zu geben und sich über die Grenzen des Erreichbaren klar zu werden, und zwar durch ein zusammenhängendes Durchdenken aller

dabei in Betracht kommenden Momente. Der Streit der Meinungen ist grossenteils dadurch entstanden, dass Anerkennung für Hypothesen gefordert ist, die nur durch ein Überschreiten der Grenzen unseres Erkenntnisvermögens zu stande gekommen sind. Je mehr wir uns bemühen, diese Grenzen zu respektieren, um so weniger Kraft wird unnütz vergeudet werden, um so mehr werden wir zugleich uns gegenseitig verstehen und einträchtig zusammenarbeiten. Zwingt uns so die Ausbildung und konsequente Durchführung einer von willkürlichen Voraussetzungen freien Methode zum Verzicht auf manche scheinbar schon gewonnenen oder noch zu gewinnenden Resultate, so wird uns dadurch auf der andern Seite reichliche Entschädigung gewährt durch die Erschliessung neuer Wege, denen man sich zuversichtlich anvertrauen darf. Und wenn wir auf einigen Gebieten vor der Hand nicht weiter kommen können, so bleiben uns so viele andere, auf denen gewissenhafte und methodische Arbeit gar nicht ohne Erfolg bleiben kann. Wenden wir uns diesen zu und lassen wir den unnützen Hypothesenkram. Erfreulich ist es, auch von diesem Gesichtspunkte aus, dass jetzt die neuere Sprache und Literatur immer mehr in den Kreis der wissenschaftlichen Forschung hineingezogen wird. Wir gelangen damit auch auf einen noch im wesentlichen neutralen Boden, der noch nicht so zum Tummelplatze des Parteihaders geworden, auf dem noch niemals Autoritätsglaube zur Pflicht gemacht ist, auf dem etwas Derartiges wegen des Reichtums und der Zuverlässigkeit der Quellen auch niemals in dem Masse möglich sein wird. Hier können die Erfahrungen gesammelt werden, mit Hülfe deren es vielleicht auch später einmal gelingen wird, sich über die unser Altertum betreffenden Probleme zu verständigen, über die man bisher so viel gestritten hat, ohne zu allgemein anerkannten Ergebnissen zu gelangen.

Leider gibt es noch etwas anderes, was die Veranlassung zu scharfen Gegensätzen wird. Die wachsende Ausdehnung der Wissenschaft erschwert es dem Einzelnen immer mehr, alle Seiten derselben gleichmässig zu pflegen. Arbeitsteilung ist notwendig. Aber schwer zu beklagen wäre es, wenn diese zu einer vollständigen Spaltung führen würde. Es ist nicht zu leugnen, dass die einseitige Beschränkung auf Sprachwissenschaft oder auf Literaturgeschichte immer mehr zunimmt. Die Gründe, welche den innigen Zusammenhang beider fordern, habe ich schon in Abschnitt I dargelegt. Vollends bedenklich wird es, wenn sich der Gegensatz derartig zuspitzt, dass der Sprachforscher auf die Thätigkeit des Literaturforschers verächtlich herabsieht oder umgekehrt. Ein solches Gebahren kann keine andere Ursache haben, als den Mangel an Verständnis für die Ziele und Aufgaben des verachteten Zweiges der Wissenschaft. Wem sogar dieses fehlt, der kann unter keinen Umständen als Vertreter der Gesamtwissenschaft gelten. Er kann als akademischer Dozent grossen Schaden anrichten. Denn gerade auch der künftige Gymnasiallehrer braucht Schulung sowohl nach der sprachlichen als nach der literargeschichtlichen Seite, und welche auch von beiden über der andern vernachlässigt werden mag, immer ist es zum Schaden der Schule. Die Zuspitzung des Gegensatzes scheint mir aber zum Teil dadurch entstanden zu sein, dass man angefangen hat, dasjenige gering zu schätzen, was doch immer die Grundlage bleiben muss, gründliches Verständnis und kritische Behandlung der Texte.

III. ABSCHNITT.

METHODENLEHRE

VON

HERMANN PAUL.

---

1. ALLGEMEINES.

§ 1. Die germanische Philologie bedarf natürlich keiner besondern Methode, die nicht auch auf alle andern Kulturgebiete anwendbar wäre. Sie kann daher die Erfahrungen verwerten, die auf diesen gemacht sind, und umgekehrt.[1] Unterschiede können nur insofern bestehen, als manches besondere Verfahren auf dem einen Gebiete mehr, auf dem andern weniger zur Verwendung kommt.

Man begegnet noch immer einer ablehnenden Haltung gegen alle methodologischen Erörterungen. Der gesunde Menschenverstand oder die allgemeine Logik sollen ausreichen, um alle Fragen zu entscheiden. Diese Ansicht ist leicht aus der Geschichte der Philologie zu widerlegen, welche zeigt, dass das heute übliche Verfahren erst allmählich nach manchen Irrwegen gefunden und als richtig anerkannt worden ist. Wenn man sich demungeachtet über den Wert einer Methodenlehre täuscht, so liegt dies daran, dass allerdings die Fortschritte der Methode nicht bloss, ja nicht einmal vorzugsweise in der Form von Lehrsätzen verbreitet sind, sondern in der Anwendung als Muster, die man nachgeahmt hat. So eignete man sich eine philologische Schulung an, ohne sich dessen voll bewusst zu werden. Wie wirksam aber und geradezu unentbehrlich diese Art der Aneignung sein mag, so entbehrt sie doch der sicheren Begründung ihrer Berechtigung und schützt nicht vor Verirrungen und Streit der Meinungen. Das Wesen der wissenschaftlichen Methode besteht eben darin, dass man genaue Rechenschaft über das eingeschlagene Verfahren zu geben vermag und sich der Gründe, warum man so und nicht anders verfährt, deutlich bewusst ist.

[1] F. A. Wolf, *Darstellung der Altertumswissenschaft* (Museum der Altertumsw. I, 1—145. 1807). Schleiermacher, *Über den Begriff der Hermeneutik* (Abh. der Berl. Akad. 1829 = Werke z. Philos. 3, 344 ff.) und *Über Begriff und Einteilung der philologischen Kritik* (ib. 1830 = Werke z. Philos. 3, 387 ff.). Boeckh, *Encyclopädie* § 16—37. Steinthal, *Über die Arten und Formen der Interpretation* (Verhandlungen der 32. Versammlung deutscher Philologen. 1878). Bücheler, *Philologische Kritik*, Bonn 1878. Wundt, *Logik* II (1883), Abschn. IV, Cap. 2. Blass, *Hermeneutik*

und Kritik (Müllers Handbuch der klass. Altertumswissenschaft I, S. 127 ff.). Gröber, *Methode und Aufgabe der sprachwissenschaftlichen Forschung* (Grundriss der rom. Phil. S. 209 ff.). A. Tobler, *Methodik der philologischen Forschung* (ib. S. 251 ff.). K. v. Amira, *Über Zweck und Mittel der germanischen Rechtsgeschichte* (1876). Vgl. auch PBB 5, 428 ff.

§ 2. Wenn die Kulturwissenschaften auch als Geisteswissenschaften bezeichnet werden, so hat dies insofern seine Berechtigung, als es die Wirksamkeit geistiger Factoren ist, wodurch sich die Erscheinungen der Kultur von den reinen Naturerscheinungen abheben, welche den Gegenstand der Naturwissenschaften bilden. Ein Irrtum aber wäre es, wollte man annehmen, dass es der Kulturforscher nur mit geistigem Geschehen zu thun habe. Auch die physischen Objekte kommen für ihn in Betracht, einerseits insofern sie das geistige Geschehen beeinflussen, andererseits insofern sie durch dasselbe beeinflusst werden. Die Darstellung dieser Wechselwirkung muss sich mit der Darstellung der inneren seelischen Vorgänge verbinden, um die Kulturgeschichte zu erzeugen.

Wechselwirkung findet natürlich auch zwischen den verschiedenen Seelen statt. Dadurch allein wird eine höhere Kultur ermöglicht. Isoliert würde es die einzelne Seele nur zu einer ganz primitiven Ausbildung bringen. Alle Kulturwissenschaft ist daher Gesellschaftswissenschaft. Die Wirkung einer Seele auf die andere ist aber nie eine direkte, sie ist immer physisch vermittelt. Alles rein psychische Geschehen verläuft innerhalb der Einzelseele. Es ist für den Kulturforscher von höchster Wichtigkeit, sich dies stets gegenwärtig zu halten. Der Vorgang ist also immer der, dass die Seele, von der die Wirkung ausgeht, zunächst ein physisches Geschehen veranlasst, welches dann seinerseits auf eine oder mehrere andere Seelen wirkt. Die Wechselwirkung zwischen verschiedenen Seelen ist daher immer erst ein Produkt aus der zwischen diesen und der physischen Aussenwelt stattfindenden Wechselwirkung. Dabei sind stets die eigenen Leiber beteiligt. Den Ausgangspunkt für die Wirkung, welche eine Seele nach aussen übt, bildet eine Bewegung des zugehörigen Leibes. Es können dadurch momentane Gesichts- und Gehörseindrücke bei anderen Individuen hervorgerufen werden. Die Wirkung bleibt dann auf die Gegenwart und, wenigstens wenn wir von moderner Telegraphenverbindung absehen, auf eine gewisse räumliche Nähe beschränkt. Erst durch psychische und physische Thätigkeit der betroffenen Individuen kann sie indirekt räumlich und zeitlich weiter verbreitet werden. Durch die Bewegung des eigenen Leibes kann der Mensch aber auch räumliche Verschiebungen und Veränderungen materieller Objekte hervorrufen, darunter solche, die von längerer Dauer sind. Dadurch wird Wirkung in die Ferne und in die Zukunft vermittelt, die nicht immer der Hülfe anderer Menschen bedarf. Die an den Objekten vorgenommenen Veränderungen können in ihren Wirkungen negativ sein; sie können in der Zerstörung von der Natur gebotener Vorteile oder früherer Kulturschöpfungen, in der Vernichtung menschlichen Lebens u. dgl. bestehen. Sie können andererseits positiv sein als Unterstützungen der natürlichen Entwickelung (Ackerbau, Viehzucht), als Zurechtmachungen zu einem bestimmten Zweck. Hierher gehört alles, was man als ein Werk zu bezeichnen pflegt. Hieran pflegt sich die Forschung zunächst vorzugsweise anzuheften. Einer der wichtigsten Fortschritte der Kultur hat darin bestanden, dass man gelernt hat, Werke von grösserer Dauer zum Ersatz für momentane Vorgänge oder rasch vergängliche Gegenstände zu verwenden, indem man diese nachgebildet oder durch willkürliche Zeichen (Buchstaben- und Notenschrift etc.) angedeutet hat. Dadurch ist die räumliche und zeitliche Ausdehnung der geistigen Wirkung ganz ausserordentlich vergrössert.

§ 3. Um das ganze Getriebe der Kulturentwickelung vollständig zu durchschauen, wäre es eigentlich erforderlich, alle Vorgänge in der Seele jedes

einzelnen Individuums zu kennen mit allen Wirkungen, welche dieselbe von aussen erfährt und nach aussen ausübt. Das wäre die Vorbedingung, wenn der Historiker das Verlangen befriedigen sollte, wie es öfters thörichterweise an ihn gestellt wird, jede Erscheinung ohne einen unerklärt bleibenden Rest aus ihren Ursachen abzuleiten. Es ist klar, dass diese Vorbedingung nicht zu erfüllen ist. Denn selbst wenn alle diese Vorgänge durch Beobachtung oder Schlussfolgerung sich ermitteln liessen, während dies auch im günstigsten Falle nur bei einem sehr geringen Teile möglich ist, so würde ein Menschenleben nicht ausreichen, um auch nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus der Geschichte in dieser detaillierten Weise zu erschöpfen. Man würde übrigens dabei eine ermüdende Wiederholung analoger Vorgänge durchzumachen haben, deren jeden von dem anderen zu unterscheiden völlig wertlos sein würde. Auch wenn der Forscher imstande ist, für ein beschränktes Gebiet das zugängliche Material ganz in seine Gewalt zu bringen, so wird man, falls dies Material einigermassen reichlich ist, von ihm verlangen, dass er bei der Darlegung seiner Resultate nur eine auswählende und verkürzende Zusammenstellung giebt. Nicht alles ist also wissbar, aber auch nicht alles wissenswert. Es fragt sich nun, was ist das Wissbare und zugleich Wissenswerte, auf dessen Erforschung der Historiker sein Augenmerk zu richten hat?

In dem Leben des einzelnen Menschen gibt es eine Menge von Vorgängen, die sich mit einer gewissen Regelmässigkeit zu bestimmten Zeiten oder auf bestimmte Anlässe hin wiederholen. Soweit er sich dabei aktiv vorkommt, beruhen sie auf festgeknüpften Vorstellungsassociationen, die eine gedächtnismässige Reproduction ermöglichen, und auf Einübung von Bewegungen. Daneben stehen solche Vorgänge, die zwar in ihren einzelnen Momenten nicht neu sein mögen, doch aber als Ganzes selten oder nur vereinzelt auftreten. Ihm und seiner Umgebung werden gewöhnlich diese letzteren mehr auffallen. Unter ihnen sind die Thaten und Schicksale, die er als entscheidend für seinen Lebensgang betrachtet. Jene ersteren aber sind natürlich dafür gleichfalls sehr bedeutsam, nur nicht einzeln für sich, sondern erst in ihrer regelmässigen Wiederkehr. Diese wiederkehrenden Vorgänge sind zum Teil der Menschheit überhaupt gemein, zum Teil sind sie charakteristische Besonderheiten des Individuums, zum Teil sind sie einer kleineren oder grösseren Gruppe von Individuen gemein, die in einer Verkehrsgemeinschaft stehen, und eben diese Verkehrsgemeinschaft hat eine Übereinstimmung in der geistigen Organisation und deren Äusserungen hervorgerufen. Die Übereinstimmung in den zu sinnlicher Erscheinung gelangenden momentanen Äusserungen nennen wir Sitte oder Gebrauch. Insbesondere gehört auch der Sprachgebrauch hierher. Im Leben der Völker sind es gleichfalls zunächst singuläre ungewöhnliche Begebenheiten, die als in das Geschick des Ganzen eingreifend empfunden, in der mündlichen Überlieferung festgehalten, von Chronisten aufgezeichnet werden, seien es ausserordentliche Naturereignisse wie Erdbeben, Überschwemmung, Pest, oder folgenschwere Thaten Einzelner oder collectiv handelnder Massen (Krieg, Volksabstimmungen etc.), oder auch vielleicht die Schöpfung grosser Kunstwerke, Erfindungen etc. Es gehört schon ein entwickelterer geschichtlicher Sinn dazu, die konstanten Naturbedingungen, unter denen ein Volk lebt, zu beachten und das regelmässige Getriebe des täglichen Lebens in seinen langsamen Veränderungen. Der wahre Historiker hat natürlich beides zu beachten, die einzelnen bedeutsamen Facta und die aus einer Summe von an sich wenig bedeutenden Momenten resultierenden Verschiebungen in dem täglichen Leben. Jedes verlangt eine besondere Art der Untersuchung. Je nachdem das eine oder das andere bevorzugt wird, ergeben sich verschiedene Richtungen der Geschichtsforschung. Es besteht auch ein Unterschied zwischen

den einzelnen Zweigen der Kulturwissenschaft, zum Teil auch zwischen den verschiedenen Entwickelungsstufen, je nachdem das eine oder das andere mehr in Betracht kommt. Politische Geschichte und Sprachwissenschaft bilden hier wohl die äussersten Extreme nach beiden Richtungen. Zu den einzelnen Individuen nimmt demnach der Historiker eine verschiedene Stellung ein. Wenige sind hervorzuheben wegen besonderer Thaten oder Leistungen, die eine über das gewöhnliche Mass hinausgehende Wirkung gehabt haben, die übrigen kommen für ihn nach ihren besonderen Eigentümlichkeiten und Lebensschicksalen nicht in Betracht, mögen dieselben auch vielleicht ein allgemein menschliches Interesse haben, sondern nur entweder als Mithandelnde in einer ununterscheidbaren Masse, oder als Repräsentanten einer Gruppe, gewissermassen paradigmatisch. Auch bei denjenigen Persönlichkeiten, welche als Individuen in Betracht kommen, ist das Hauptaugenmerk darauf zu richten, wie sich ihre Individualität zu den gemeinsamen Zügen der Verkehrskreise, in denen sie gelebt haben, verhält, und welche Bedingungen sie gerade zu denjenigen Leistungen geführt haben, durch die sie geschichtlich bedeutsam geworden sind. Es ist ein Abirren von der eigentlichen Aufgabe des Geschichtsforschers, wenn man an dem rein Individuellen haften bleibt, wenn man dasselbe auch bei untergeordneten Persönlichkeiten festzustellen sucht, ohne dass damit etwas für das Begreifen der Gesamtentwicklung gewonnen wird.

Die traditionellen Anschauungen und Gebräuche können mehr oder weniger systematisch fixiert und aufgezeichnet werden. Solche Fixierungen können Privatarbeit eines einzelnen sein, nur zur Konstatierung der Thatsachen, etwa aus wissenschaftlichem Interesse unternommen. Sie können aber auch mit dem Anspruch auf autoritative Geltung für die Folgezeit unternommen werden, unterstützt durch physische und moralische Gewalten. So entstehen Gesetze und Gesetzbücher, religiöse Bekenntnisse, Statuten für Verbindungen u. dergl. Auch private Arbeiten werden mit der Absicht unternommen, in den schwankenden Gebrauch regelnd einzugreifen, und man findet es zweckmässig sich ihnen freiwillig zu unterwerfen. Solche Arbeiten sind zum Teil unsere älteren Rechtsbücher wie der Sachsenspiegel. Hierher gehören z. B. auch Sammlungen von Anstandsregeln, hierher auch Grammatiken und Wörterbücher, welche das Mustergültige angeben wollen. Durch stärkeres Eingreifen derartiger Normen unterscheiden sich höhere Kulturstufen von niedrigeren.

§ 4. Alle philologische und historische Untersuchung geht aus von den sogenannten Quellen. Wir werden diesen Begriff am besten so definieren: Quellen sind diejenigen Thatsachen aus dem Ganzen der historischen Entwickelung, welche unserer Beobachtung unmittelbar zugänglich sind. Gegenstand der Kulturwissenschaft sind, wie wir gesehen haben, psychische und physische Vorgänge, letztere insofern sie die ersteren bedingen oder durch sie bedingt sind. Psychische Vorgänge nun kann jeder unmittelbar nur an seiner eigenen Seele beobachten. Möglichster Reichtum an innerer Erfahrung ist daher die Grundlage für die Fähigkeit zum Verständnis fremden Seelenlebens. Alles, was wir davon wissen können, beruht auf Analogieschlüssen nach dieser unserer inneren Erfahrung. Eine direkte Quelle, und zwar eine sehr aufschlussreiche ist unser seelischer Zustand für die Erforschung des Volkstums, dem wir selber angehören. Die nächstbeste Quelle sind andere lebende Menschen, deren Thun und Treiben uns vor Augen liegt. Hier sind es schon nur physische Vorgänge, die wir wirklich beobachten, die wir daher als Quellen in strengem Sinne bezeichnen können. Seelische Vorgänge erschliessen wir nur erst nach Analogie des Verhältnisses, in dem die Vorgänge in unserem eigenen Innern zu den Funktionen unseres Leibes und zu der sonstigen Umgebung stehen. Dennoch aber befinden wir uns in einer be-

sonders günstigen Lage, wenn wir diese Quelle benutzen können. Wo es sich daher um die Entwickelungsgeschichte eines noch lebenden Volkes handelt, da ist die allseitige Durchforschung der Äusserungen seines gegenwärtigen geistigen Zustandes eines der wichtigsten Hülfsmittel. Abgesehen davon, dass sich uns nur hier das wirkliche Leben so unmittelbar als möglich erschliesst, so ist auch nur hier die wünschenswerte Vollständigkeit zu erlangen. Die eigentlichen sogenannten historischen Quellen bieten uns auch im günstigsten Falle nur Fragmente, deren Erhaltung durch zufällige Umstände bedingt ist. Gesamtbilder liefert nur die Beobachtung des lebendigen Treibens. Insbesondere können wir nur dadurch die ganze Masse der lokalen Verschiedenheiten in ihrer genauen Abgrenzung und das Verhältnis der Einzelnen zu den kleineren und grösseren Verkehrsgenossenschaften, in denen sie sich bewegen, erkennen. Eine weitere Quelle bietet uns der Boden auf dem die geschichtliche Entwickelung sich vollzogen hat, und das damit verbundene Klima. Die Beobachtung der gegenwärtigen Beschaffenheit des Bodens und des Klimas lässt uns zunächst die natürlichen Bedingungen erkennen, unter denen das gegenwärtige Leben des Volkes steht. Insofern aber die Grundverhältnisse nur einer sehr langsamen Veränderung ausgesetzt sind, so sind uns annähernd auch die Bedingungen für das Leben der Vergangenheit gegeben. Freilich darf nicht übersehen werden, dass doch auch einige bedeutendere Umwälzungen noch in geschichtlich zu verfolgenden Zeiten eingetreten sind. Auch lassen sich die Einwirkungen der Bodenkultur nicht rein von den durch die Natur gegebenen Bedingungen absondern. Über einige Verhältnisse geben die Reste menschlicher, unter Umständen auch tierischer Körper der Vorzeit Aufschluss. Vor allem aber sind wir auf die erhaltenen Produkte früherer menschlicher Thätigkeit angewiesen. Diese kommen nicht nur als Erzeugnisse in Betracht, sondern auch als nach ihrer Erzeugung wirksam gewesene Momente. Wir bilden uns aus ihnen Vorstellungen über das Leben der Vergangenheit, indem wir sie erkennen als Mittel zur Führung und Einrichtung des Lebens, als Nachbildungen der Wirklichkeit, als symbolische Zeichen für Töne und Ideen, als Beweise für die technische Fertigkeit und Ausfluss ästhetischer Triebe. Diese Erkenntnis ergibt sich aber niemals aus der blossen Wahrnehmung der Gegenstände, ist vielmehr immer durch Schlüsse vermittelt. Wenn die schriftliche Aufzeichnung von den sonstigen Erzeugnissen der Kunst und des Handwerks gesondert wird, so liegt die Berechtigung dazu nicht in der Erscheinung, die sich der Wahrnehmung darstellt, sondern in der eigenen Art von Schlussfolgerungen, die wir daran knüpfen. Unmittelbar gegeben sind nur Linien von bestimmter Gestalt. Schon dass wir dieselben als Zeichen für Sprachlaute erkennen, und vollends, dass wir diese Sprachlaute wieder als Symbole für einen bestimmten Vorstellungsinhalt erfassen, beruht auf Schlussfolgerung.

§ 5. Ohne Ergänzung des Gegebenen durch Schlüsse ist keine historische Erkenntnis möglich. Ist doch überhaupt nichts Vergangenes direkt zu beobachten. Alles, was wir beobachten, ist gegenwärtig. Abgesehen von unserer eigenen Erinnerung wird die Vergangenheit erst auf Grund des Gegenwärtigen von uns construiert. Diese Ergänzung ist nur dadurch möglich, dass zu dem Gegebenen etwas nicht Gegebenes als unmittelbare oder mittelbare Ursache oder Folge gesetzt wird. Durch solche Ergänzung wird auch ein Causalzusammenhang zwischen den gegebenen zunächst vereinzelten und fragmentarischen Thatsachen hergestellt. Hieraus folgt schon, dass die Feststellung der einzelnen nicht unmittelbar gegebenen Thatsachen und der Aufbau der geschichtlichen Entwickelung nicht zwei auseinanderfallende Thätigkeiten sein können.

In der Ableitung von Ursache und Folge aus dem vorliegenden Quellen-

material geht die ganze Thätigkeit des Philologen auf. Man macht sich das allerdings wohl nicht bei jeder Funktion, die man ausübt, vollkommen deutlich, z. B. nicht bei der Interpretation. Wenn ich aber für ein Wort an einer bestimmten Stelle die und die Bedeutung erschliesse, so heisst das nichts Anderes, als ich setze als Ursache, warum das Wort hier steht, dass es in der Seele des Schriftstellers mit der betreffenden Bedeutung associiert gewesen ist. Dies erschliesse ich aus dem, was ich sonst von der Organisation dieser Seele weiss und von ihrer besonderen Disposition in dem vorliegenden Falle. So verhält es sich bei jeder Art von Interpretation, das Wort in weitestem Sinne genommen. Erkenne ich z. B. eine Malerei oder Bildhauerarbeit als Darstellung eines bestimmten mythischen oder historischen Vorganges oder als Versinnbildlichung einer Idee oder überhaupt als ein Werk, welches Gegenstände aus der Natur und dem Menschenleben darstellen soll, so setze ich damit als Ursache für die Beschaffenheit des Kunstwerkes eine bestimmte Vorstellungsassociation in der Seele des Künstlers. Nur insofern diese richtig erfasst wird, ist auch eine richtige historische Würdigung des Kunstwerkes möglich. Ähnlich verhält es sich, wenn wir den Gebrauch ausmitteln, zu dem eine Gerätschaft oder ein Gebäude bestimmt ist, wenn wir in die Stilgesetze einer Kunst eindringen, wozu auch die Regeln des Versbaues zu rechnen sind. Die Zurückführung der sinnlichen Erscheinung, in welcher uns die menschlichen Erzeugnisse entgegentreten, auf bestimmte Arten der Vorstellungsassociation ihrer Urheber ist überhaupt eine der wichtigsten Thätigkeiten des Historikers, und zwar diejenige, mit der seine Arbeit überall anfangen muss. Schenken wir einem Berichte über geschichtliche Facta Glauben, so setzen wir damit als Ursache für die Entstehung des Berichtes, dass die erzählten Facta sich wirklich zugetragen haben.

§ 6. Besteht die Thätigkeit des Philologen und Historikers in der Herstellung eines Causalzusammenhanges durch Erschliessung der nicht unmittelbar gegebenen Glieder, so beruht sie natürlich auf der Voraussetzung, dass die Causalverknüpfung auf psychischem wie auf physischem Gebiete eine notwendige ist, die nach ewigen allgemeinen Gesetzen erfolgt. Sobald man etwas von solchen Gesetzen Unabhängiges, Willkürliches im Spiel sein lässt, muss man auch darauf verzichten, durch Schlüsse die historische Wahrheit zu ermitteln, und ist auf den Glauben angewiesen. Es ist nun auch einleuchtend, dass zu solcher Thätigkeit nicht die Handhabung der formalen Logik genügt, dass vielmehr die Kenntnis der allgemeinen Gesetze des Geschehens erforderlich ist, des physischen und des psychischen und der Wechselwirkung zwischen beiden.

Man wird hiergegen einwenden, dass doch so viele Philologen Tüchtiges geleistet haben, ohne in der Physik und Chemie oder auch selbst in der wissenschaftlichen Psychologie sonderlich bewandert gewesen zu sein. Das ist richtig, aber man darf nicht übersehen, dass sich der Mensch lange vor der Ausbildung eigentlicher Wissenschaft aus der Erfahrung des täglichen Lebens eine Reihe von Sätzen über den Causalzusammenhang der Erscheinungen abstrahiert hat, die zwar der späteren methodischen Forschung nicht genügend erscheinen, die ihn aber doch in den Stand setzen, zu vielen Erscheinungen Ursachen und Wirkungen nach Mutmassung hinzuzudenken und dieselben notwendig, möglich oder wahrscheinlich zu finden. Es sind dies dieselben Sätze, welche im Leben immerfort zur Anwendung kommen, auf Grund deren es dem Menschen überhaupt möglich wird, mit Überlegung zu handeln, sich Ziele zu setzen und die geeigneten Mittel dazu anzuwenden. Ohne diese Sätze der gemeinen Erfahrung wäre auch mit der feinsten Logik keine historische Wissenschaft möglich gewesen. Auf Grund derselben hat

man Vieles erreicht, aber es gibt Probleme, die nicht gelöst werden können ohne Zuhülfenahme der erst von der Wissenschaft gefundenen Gesetze.

Vor allem gilt es, die Resultate der neueren Psychologie auf die Kulturwissenschaft anzuwenden. Es ist namentlich erforderlich, eine klare Anschauung davon zu gewinnen, in welcher Weise die in die Seele aufgenommenen Vorstellungen sich zu engeren und weiteren Gruppen verbinden, und wie durch diese nun unbewusst in unserm Innern ruhenden Gruppen die Vorgänge in unserem Bewusstsein und unsere nach aussen gerichteten Thätigkeiten bestimmt werden.[1] So lange es der Historiker mit der Beurteilung überlegter Handlungen oder planmässig geschaffener Werke zu thun hat, mag er die durch die wissenschaftliche Psychologie gewonnenen Resultate entbehren können, da über die mit klarem Bewusstsein sich vollziehenden Vorgänge jeder eigene Erfahrungen gemacht hat. Anders dagegen verhält es sich, sobald es sich um die unbeabsichtigten und von den Beteiligten selbst nicht bemerkten Verschiebungen in den menschlichen Zuständen handelt. So ist die Entwickelung der Sprache, des Mythus, der Sitte gar nicht zu begreifen, wenn nicht die primitiven Seelenvorgänge beachtet werden, welche uns gewöhnlich nicht zum Bewusstsein kommen und erst durch die wissenschaftliche Analyse ermittelt sind. Es hat daher seine Berechtigung, wenn Wundt[2] die Erforschung gerade dieser drei Gebiete in eine besonders nahe Beziehung zur Psychologie setzt, insofern sie einerseits einer psychologischen Basierung bedürfen, anderseits umgekehrt der Psychologie wertvolles Material zur Bearbeitung liefern. Doch wäre es ein Irrtum, anzunehmen, dass es überhaupt irgend ein Gebiet menschlicher Thätigkeit gäbe, auf dem nicht neben bewusster Absicht unbewusste psychische Faktoren eine grosse Rolle spielten, zu deren richtiger Würdigung die Psychologie des gesunden Menschenverstandes nicht ausreicht. Das Verständnis der geschichtlichen Entwickelung bleibt daher auf allen Gebieten hinter dem Erreichbaren zurück, so lange man sich nicht auf den Boden der wissenschaftlichen Psychologie stellt. Es gilt dies ganz besonders auch von dem Verständnis der literarischen Produktion.

Hinsichtlich des physischen Geschehens ist es für den Historiker seltener geboten, über die gemeine Erfahrung hinauszugreifen und zu den Hülfsmitteln der exakten Wissenschaft seine Zuflucht zu nehmen. Doch dürfen die Dienste, welche diese zu leisten im stande ist, nicht übersehen werden. Schon seit langer Zeit ist die Astronomie ein wertvolles Hülfsmittel für chronologische Bestimmungen gewesen. Chemie und Mineralogie können Aufschluss über die Natur und Herkunft des von Menschenhand verarbeiteten Materiales und über die Art der Technik geben. Vor allem kommen natürlich dem Historiker die wissenschaftlichen Untersuchungen über Beschaffenheit und Funktion des menschlichen Leibes zu gute. Die vergleichende Anatomie giebt Aufschlüsse über die Abstammungsverhältnisse der Völker. Über den Einfluss des Klimas und der Nahrung auf die leibliche Beschaffenheit des Menschen, wodurch wieder die geistige bedingt ist, muss sich der Historiker von dem Physiologen belehren lassen. Zu den Funktionen unseres Leibes, die sich erst einer eigens darauf gerichteten Aufmerksamkeit und besonderen wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden erschliessen, gehört die Erzeugung der Sprachlaute. Die Sprachphysiologie (Phonetik) ist wie die Psychologie unentbehrliche Grundlage für den Aufbau der Sprachwissenschaft.

Die einfachen Vorgänge, welche sich unter allgemeine Gesetze bringen lassen, erscheinen in mannigfachen Komplikationen. Viele von diesen Komplikationen wiederholen sich häufig, wenn auch nicht immer in gleicher, so doch in ähnlicher Weise. Bei einem tieferen Eindringen in das Wesen der geschichtlichen Entwickelung muss notwendig die regelmässige Wiederkehr

dieser Komplikationen bemerkt werden, und es ergibt sich die Aufgabe, dieselben systematisch zusammenzustellen, und zwar mit einer genauen Analyse, aus welcher ihr Verhältnis zu den allereinfachsten Vorgängen klar wird. Dabei muss die Zusammensetzung der psychischen Gebilde untersucht werden, die das Geschehen veranlassen, die Natur der mitwirkenden physischen Faktoren, das Verhältnis derselben zu den psychischen und vor allem die Art, wie die Wechselwirkung zwischen den Individuen sich vollzieht. Ein derartiger Überblick über die wiederkehrenden Komplikationen, verbunden mit klarer Einsicht in das Wesen derselben ist das wertvollste Resultat der geschichtlichen Detailforschung. Umgekehrt erhält diese dadurch eine wesentliche Erleichterung und sichere Leitung. Die hier bezeichnete Aufgabe habe ich für ein Gebiet der Kultur in meinen *Principien der Sprachgeschichte* zu lösen versucht. Die übrigen sind einer ähnlichen Bearbeitung fähig und bedürftig, in um so höherem Grade, je mehr dabei unbewusste psychische Prozesse in Betracht kommen. Die Entwickelung der traditionellen Anschauungen und Gebräuche ist daher das dankbarste Feld dafür. Es ist dabei eine der Hauptaufgaben der Prinzipienwissenschaft, wie wir es nennen wollen, zu zeigen, wie sich die einzelnen Vorgänge zu diesen allgemeinen Anschauungen und Gebräuchen verhalten, wie und wieweit jene durch diese bedingt sind, und wie diese umgekehrt allmählich durch jene umgestaltet werden.

[1] Hierzu giebt z. B. Steinthals *Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft* (Berlin 1881) vortreffliche Anleitung. Von den darin angewendeten Formeln kann man leicht absehen. [2] *Logik* II, 498 ff. und besonders in der Abhandlung *Über Ziele und Wege der Völkerpsychologie* (Philos. Stud. IV).

§ 7. Eine der ersten Forderungen, die an den Historiker gestellt werden muss, ist möglichst vollständige Ausschöpfung der Quellen. Es gibt unter den sich darbietenden Quellen ganz wertlose, aber diese Wertlosigkeit darf nicht von vornherein vorausgesetzt, sondern muss erst durch Prüfung konstatiert werden, indem etwa nachgewiesen wird, dass die betreffende Quelle aus einer oder mehreren anderen, gleichfalls vorliegenden abgeleitet ist, oder dass ihr überhaupt eine Kausalbeziehung zu den zu ermittelnden Thatsachen abgeht, dass sie z. B. eine Fälschung ist. Selbständige Quellen dürfen nicht vernachlässigt werden. Es ist ein gewöhnlicher Fehler, dass man, wo eine oder einige besonders gute Quellen vorhanden sind, die übrigen beiseite schiebt, die doch, wenn auch jede für sich geringer, doch in ihrer Kombination wertvoller sein können. Man darf ferner an keiner überlieferten Thatsache achtlos vorbei gehen. Das Endziel ist freilich die Feststellung des Bedeutsamen und wirklich Wissenswerten. Aber es verrät den Dilettanten, wenn jemand von vornherein nur herausgreift, was ihm als solches erscheint. Auch das an sich Gleichgültigste kann von Bedeutung für die Forschung werden, wegen des Kausalzusammenhanges, in dem es mit etwas Wissenswertem steht, wegen der Schlussfolgerungen, die es deshalb ermöglicht.

Eine weitere Forderung ist die, dass die Quellen genau als das genommen werden, was sie wirklich sind. Die ergänzende Kombination beginnt nicht erst mit der streng wissenschaftlichen Forschung. Lange vorher treibt sie ihr Spiel. Der Historiker stösst bereits auf Annahmen über Alter und Herkunft von Denkmälern oder Institutionen. Er findet bereits Geschichtsbilder entworfen auf Grund ungenügenden und unzuverlässigen Materiales. Er findet jetzt auch Aufstellungen von Vorgängern, die mit mehr oder weniger Recht den Anspruch erheben, wissenschaftliche Leistungen zu sein. Von alledem muss er zunächst abstrahieren, wenn er ein selbständiges Urteil gewinnen will, und auf das wirklich Gegebene zurückgehen. Dahin gehört z. B., dass er etwas nicht als geschehen annimmt, bloss weil überliefert ist, dass es ge-

schehen ist. Das wirklich Gegebene ist nur die Überlieferung. Wer den Inhalt der Überlieferung einem wirklichen Geschehen gleich setzt, der macht bereits eine Schlussfolgerung, von welcher der Forscher, der sich die Grundlage seiner Untersuchung klar machen will, zunächst absehen muss.

§ 8. Wie schon bemerkt, besteht die ergänzende Thätigkeit des Historikers einerseits darin, dass zu den gegebenen Thatsachen weitere nicht gegebene als Ursache oder Folge hinzugefügt werden, anderseits darin, dass zwischen mehreren für sich gegebenen oder bereits erschlossenen Thatsachen ein nicht gegebener Kausalzusammenhang hergestellt wird. Das letztere geschieht auf zweierlei Weise. Entweder wird eine Thatsache als die Ursache der anderen gesetzt oder richtiger, da immer ein Komplex von Ursachen vorhanden ist, als eine von den Ursachen, als ein bedingendes Moment. Dabei kann man sich veranlasst sehen, ein Zwischenglied in der Kausalverkettung anzusetzen, also etwas Neues hinzuzufügen, welches zu der einen Thatsache im Verhältnis der Folge, zu der andern im Verhältnis der Ursache steht. Oder es werden mehrere Thatsachen dadurch unter einander verknüpft, dass sie auf eine gemeinsame Ursache zurückgeführt werden, die nun als etwas Neues hinzugewonnen wird. Aus der Kombination dieser einfachen Operationen entwickeln sich die komplicierteren historischen Untersuchungen.

Erstes Erfordernis für die Berechtigung zur Ansetzung eines kausalen Verhältnisses ist natürlich, dass dasselbe den allgemeinen Bedingungen der Möglichkeit entspricht, wie sie dem Forscher bekannt sein müssen. Ein zweites Erfordernis ist, dass keine Annahme gestattet wird, welche mit einer schon festgestellten Thatsache oder mit einer anderen gleichfalls aufrecht erhaltenen Annahme nicht in Einklang zu bringen ist. Die Erfüllung dieser beiden Forderungen genügt aber nicht. Es muss etwas Weiteres hinzukommen, was von der blossen Möglichkeit zur Notwendigkeit oder wenigstens zur Wahrscheinlichkeit hinüberführt. Notwendig wird die Annahme einer Ursache oder Folge zu einer gegebenen Thatsache dann, wenn dieselbe ohne die betreffende Ursache oder Folge überhaupt nicht zu denken ist; ferner aber auch dann, wenn alle anderen Möglichkeiten, die sich bei isolierter Betrachtung darbieten, dadurch ausgeschlossen werden, dass sie mit anderen festgestellten Thatsachen in Widerspruch stehen. Um eine Annahme als wahrscheinlich zu erweisen, bedarf es der Vergleichung der verschiedenen Möglichkeiten unter einander. Der Grad der Wahrscheinlichkeit muss ebenso wie die Möglichkeit auf Grund analoger Fälle bestimmt werden, die man früher beobachtet hat.

Die methodische Ergänzung des Gegebenen muss demnach damit beginnen, dass man sich alle Möglichkeiten der Kausalverknüpfung vergegenwärtigt. Es ist einer der gewöhnlichsten Fehler, dass man einen Teil dieser Möglichkeiten übersieht, ja dass man von den verschiedenen Möglichkeiten überhaupt nur eine bemerkt und diese dann ohne weiteres als wirklich ansetzt. Schuld an diesem Fehler ist oft Flüchtigkeit, oft der Mangel an kombinatorischer Begabung oder an Übung auf dem betreffenden Felde, die beide erforderlich sind, um die vorhandenen Möglichkeiten rasch und sicher zu überblicken. Es ist einer der wichtigsten Dienste, welchen die Prinzipienwissenschaft der Methodenlehre leistet, dass sie eine Summe von Möglichkeiten des Geschehens an die Hand gibt, zu der man greifen kann, wenn es sich um die Ergänzung des Gegebenen handelt. Ganz besonders oft aber liegt die Schuld auch daran, dass der Geist schon nach einer gewissen Richtung hin präoccupiert ist und infolge dessen immer nur das sieht, was nach dieser Richtung hin liegt. Sehr gewöhnlich geht schon dem Beginne der eigentlichen Untersuchung eine Vermutung über das Resultat voraus. Indem man diese Vermutung bestätigt zu sehen wünscht, drängen sich alle dazu stimmenden

Vorstellungen viel leichter in das Bewusstsein als die widerstreitenden. Solche das Resultat vorwegnehmenden Vermutungen können höchst wertvoll als Antriebe und Regulative für methodische Forschung sein, sie werden aber schädlich, sobald sie die Phantasie des Forschers ausschliesslich in Beschlag nehmen. Es gehört viel Selbstverläugnung dazu, dies zu vermeiden, und es kann daher nicht wunder nehmen, wenn es so gewöhnlich ist. Dadurch erhalten unsere wissenschaftlichen Beweisführungen etwas Advokatenmässiges, und es bedarf oft erst eines langen Gefechtes verschiedener Parteien, bis vielleicht ein unparteiischer Richterspruch herauskommt. Echte Wissenschaftlichkeit muss diesen Umweg durch Selbstkritik und freie Umschau möglichst zu vermeiden suchen.

Erst wenn man alle Möglichkeiten der Kausalverknüpfung überblickt, hat man eine sichere Grundlage, auf der man weiter bauen kann. Zunächst wird man dann zusehen müssen, ob sich einige von diesen Möglichkeiten als unvereinbar mit anderen Thatsachen ausscheiden lassen. Ist man nicht in der günstigen Lage, dass nur eine einzige übrig bleibt, so wird man noch versuchen, die zur Auswahl stehenden hinsichtlich ihrer Wahrscheinlichkeit gegen einander abzumessen. Hierbei macht sich nun leicht sehr subjektives Belieben geltend. Es kommt darauf an, auch für den Grad der Wahrscheinlichkeit möglichst objektive Normen zu finden. Hier hilft wieder die Prinzipienwissenschaft, indem sie analoge Fälle für die Beurteilung liefert. Doch müssen individuelle Verhältnisse häufig auch nach analogen Verhältnissen von ebenfalls ganz individueller Natur beurteilt werden. Ein Beispiel mag das erläutern. Es ist eine Streitfrage, ob die von Lady Guest unter dem Titel Mabinogion herausgegebenen welschen Erzählungen, soweit sie sich in ihrem Inhalt mit französischen Artusromanen berühren, als von diesen unabhängige, auf echt nationale Quellen zurückgehende Überlieferungen zu betrachten sind. Für die Entscheidung dieser Frage ist es jedenfalls nicht gleichgültig, dass in der nämlichen Hs. sich auch eine welsche Bearbeitung der sieben weisen Meister und eines Stückes aus der Karlssage findet, wofür sicher fremder und, was das letztere betrifft, französischer Ursprung angenommen werden muss. Dadurch gewinnt die Annahme, dass auch die der Artussage angehörigen Stücke unter dem Einflusse der betreffenden französischen Werke stehen, sehr an Wahrscheinlichkeit, wenn auch natürlich die Frage nicht ohne Berücksichtigung verschiedener anderer Momente entschieden werden kann. Entsprechend verhält es sich mit den dänischen, schwedischen und färöischen Balladen, welche Stoffe aus der germanischen Heldensage behandeln. Es handelt sich darum, ob dieselben auf alte mündliche Überlieferung zurückgehen, also als unabhängige Quellen für die Heldensage zu betrachten sind, oder ob sie aus den uns erhaltenen schriftlichen Quellen wie Þiđrekssaga und Vǫlsungasaga abgeleitet sind. Die letztere Annahme gewinnt jedenfalls dadurch sehr an Wahrscheinlichkeit, dass verschiedene andere Balladen von ähnlichem Charakter sicher auf schriftliche Quellen von zum Teil unnationalem Inhalt zurückgehen. Der Beweis für die Wahrscheinlichkeit einer Annahme kann übrigens nicht nur positiv, sondern auch negativ geführt werden, indem nämlich die Unwahrscheinlichkeit aller andern daneben in Betracht kommenden gezeigt wird.

Trotz Anwendung aller zu Gebote stehenden Hülfsmittel wird man sehr häufig nicht in der Lage sein, zwischen verschiedenen Möglichkeiten der Kausalverknüpfung eine Entscheidung zu treffen oder auch nur der einen den Vorzug zuzusprechen. Es gibt viele Fälle, in denen es höchstens ein ganz kritikloser Phantast unternehmen wird, etwas Bestimmtes über die Ursachen einer gegebenen Thatsache ausmachen zu wollen. Es gibt andere, in denen auch Männer, welche den Anspruch erheben, als strenge Forscher zu gelten, sich nicht scheuen den Mangel an objektiven Entscheidungsgründen durch subjektives

Belieben zu ersetzen, weil sie sonst darauf verzichten müssten zu einem Resultate zu gelangen. So kommt zu dem oben besprochenen Übersehen anderweitiger Möglichkeiten noch das absichtliche Beiseitelassen. Veranlassung dazu ist teils ein ästhetisches Bedürfnis, welches nach Abschliessung und Abrundung strebt, teils Selbstgefälligkeit, welche einen geistreich erscheinenden Einfall nicht unterdrücken mag und sich leicht über den Wert desselben täuscht, teils das Interesse der Carrière, welches nun einmal verlangt, dass in einer Doktordissertation, Habilitationsschrift etc. ein wissenschaftliches «Resultat» vorgelegt wird, teils endlich das Muster der hergebrachten Praxis. Der Wissenschaft ist nur damit gedient, dass wir uns der Grenzen unserer Erkenntnis bewusst bleiben und nicht darüber hinausgehen.

Handelt es sich darum, die eventuellen Beziehungen zwischen mehreren gegebenen oder bereits erschlossenen Thatsachen festzustellen, so muss zuerst untersucht werden, ob überhaupt irgend welche Nötigung vorliegt, einen kausalen Zusammenhang zwischen denselben anzunehmen. Mangelt ein solcher, so sprechen wir von Zufall. Dies ist ein relativer Begriff. Es gibt keinen absoluten Zufall in dem Sinne, dass eine Thatsache überhaupt nicht kausal bedingt zu sein brauchte, sondern wir können nur sagen, dass das Nebeneinanderbestehen mehrerer Thatsachen zufällig ist, insofern jede ihre besonderen kausalen Bedingungen hat, und weder die eine Ursache der anderen ist, noch beide unter der Einwirkung der nämlichen Ursache stehen. Es müssen also die sonstigen Kausalbedingungen für die betreffenden Thatsachen erwogen werden, die abgesehen von einer Verknüpfung derselben unter einander denkbar sind. Ergibt sich aus diesen eine vollständig befriedigende Erklärung für ihr Nebeneinanderbestehen, so muss man sich dabei beruhigen. Man hat kein Recht, nichtsdestoweniger eine kausale Verknüpfung zwischen ihnen herzustellen. Eine solche bleibt höchstens als blosse Möglichkeit bestehen, vielfach ergibt sie sich geradezu als unwahrscheinlich. Wäre nicht die Erwägung der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Zufalles so häufig vernachlässigt, so wären viele unnütze Hypothesen unterblieben. Die philologische Forschung hat auf Schritt und Tritt mit dieser Erwägung zu rechnen.

§ 9. Durch die Einwirkung eines Individuums auf das andere wird eine grössere oder geringere Übereinstimmung zwischen ihnen in der Gruppierung ihrer beiderseitigen Vorstellungen hervorgerufen, woraus dann wieder eine Übereinstimmung zwischen den auf Grund dieser analogen Gruppierung geschaffenen physischen Produkten hervorgeht. Die Übereinstimmung zwischen den letzteren beruht dabei nicht auf einem direkten Kausalverhältnis, sondern ist immer psychisch vermittelt, auch dann, wenn es sich um genaue Nachbildung eines Kunstproduktes handelt. Dieselbe ist nur möglich, wenn der Nachbildner dieselbe Vorstellung von der Gestalt des Produktes in seine Seele aufgenommen hat wie der erste Bildner, und wenn er auch entsprechende Vorstellungen von den zur Ausführung erforderlichen Mitteln hat wie dieser. Für uns ist es aber die Übereinstimmung in den physischen Produkten, woran wir erst die Übereinstimmung in den zu Grunde liegenden psychischen Thatsachen erkennen.

Vergleichung ist demnach ein wesentliches Hülfsmittel zur Erkenntnis des Kausalzusammenhanges zwischen den Objekten der Kulturwissenschaft. Dieser Kausalzusammenhang wird auf die nämliche Weise hergestellt wie sonst. Entweder wird von zwei verglichenen Objekten das eine als die Grundlage des anderen erkannt, sei es direkt oder mit Hülfe von Zwischengliedern, die dann ohne überliefert zu sein erschlossen werden, oder es werden mehrere Objekte auf eine gemeinsame Grundlage zurückgeführt, die gleichfalls erschlossen wird. Dies Verfahren kommt auf den verschiedensten Gebieten zur

Anwendung. So bei der Bestimmung des Verhältnisses, in dem mehrere Abschriften oder Überarbeitungen des gleichen Textes zu einander stehen, bei allen Quellenuntersuchungen, ebenso bei Untersuchungen über die genauere oder freiere Nachbildung von Kunstwerken, durchgängig bei dem Aufbau der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, Mythologie und Sittenkunde, u. s. f. Das Vergleichen ist also keine besondere Eigentümlichkeit derjenigen Disziplinen, denen man gewöhnlich das Prädikat vergleichend beizulegen pflegt, vielmehr wird es überall in analoger Weise geübt, auch bei dem, was man im engsten Sinne als Philologie bezeichnet. Auch ist eigentlich kein Grund dies Prädicat auf diejenigen Forschungen zu beschränken, die über den Kreis eines einzelnen Volkes hinausgreifen. Denn innerhalb jedes Volkes sind wieder besondere Gruppen und innerhalb der Gruppen besondere Individuen zu unterscheiden, und die Bestimmung des historischen Verhältnisses dieser Individuen und Gruppen zu einander wird auf keine andere Weise gewonnen als die des Verhältnisses von Völkern zu einander. Ein Unterschied besteht allerdings insofern, als da, wo es sich um die Ableitung der Kulturverhältnisse mehrerer Völker aus einer ursprünglichen Stammesgemeinschaft handelt, primär nur die zweite der oben bezeichneten beiden Hauptarten der Kausalverknüpfung in Betracht kommt, die Rekonstruktion der gemeinsamen Grundlage für die Übereinstimmung; ich sage primär, denn sekundär, nachdem die Rekonstruktion dieser Grundlage vollzogen ist, kann auch die andere Hauptart zur Geltung kommen. Man darf sich auch nicht etwa einbilden, dass man bei der Beschränkung auf ein Volk die erstere Art entbehren könne. Man kommt auch hierbei nicht aus, ohne sie reichlich anzuwenden. Wo es sich darum handelt, den Einfluss der Kultur eines Volkes auf die eines anderen zu untersuchen, braucht auch der bezeichnete Unterschied nicht vorhanden zu sein, z. B. bei dem, was man gewöhnlich vergleichende Literaturgeschichte nennt, die ihrem Wesen nach etwas anderes ist, als was man vergleichende Sprachwissenschaft zu nennen pflegt.

§ 10. Der Nachweis einer Übereinstimmung ist eines der wesentlichsten Hülfsmittel für den Nachweis eines Kausalzusammenhanges. Aber keineswegs ist mit dem ersteren ohne weiteres der letztere gegeben. Es gibt unzählige Übereinstimmungen zwischen den psychischen Verhältnissen verschiedener Menschen und ebenso zwischen ihren physischen Erzeugnissen ohne irgend einen historischen Zusammenhang. Sehr vieles ist überhaupt allen, oder wenigstens allen normalen Menschen gemein, weil es eine Folge der für alle gleichmässig geltenden Lebensbedingungen ist. Denn die seelischen Funktionen folgen allgemeingültigen Gesetzen; es besteht eine hochgradige Übereinstimmung in der leiblichen Organisation, die insbesondere die selben Sinneseindrücke und die selben Reaktionen dagegen erzeugt, die selben Bedürfnisse und die selben Mittel zur Befriedigung derselben; auch in der umgebenden Natur bleibt selbst bei der grössten Verschiedenheit noch genug Übereinstimmung; ebenso gibt es für den Verkehr der Menschen unter einander gewisse Grundverhältnisse, die überall gleichmässig erscheinen. Einiges ist wenigstens dem ganzen männlichen oder dem ganzen weiblichen Geschlechte gemein. Analoge Verhältnisse ergeben sich überall nach den verschiedenen Altersstufen. Abgesehen aber von dieser durchgehenden Übereinstimmung finden sich massenhafte und zum Teil weitgehende Ähnlichkeiten zwischen einer Anzahl in keiner Beziehung zu einander stehenden Individuen. Die Variabilität der seelischen Beschaffenheit, der Lebensschicksale, der Hervorbringungen der Menschen ist zwar eine unbegrenzte, aber nur, wenn man alle kleineren Modifikationen mit in Anschlag bringt und immer das Ganze eines menschlichen Lebens im Auge hat, nicht, wenn man sich an das Wesentlichste hält und Gruppen von Vorgängen aus dem Ganzen des Lebens herausgreift. Ge-

wisse Grundzüge müssen sich notwendigerweise mehrmals, ja zum Teil sehr oft wiederholen. Wir klassifizieren ja die Menschen nach ihrem Temperament, nach hervorstechenden Eigenheiten ihres Charakters und ihrer intellektuellen Fähigkeiten etc., und wir erwarten, dass solche Eigenheiten sich bei dem einen wie bei dem anderen in mehr oder weniger ähnlicher Weise äussern. Für die Beziehungen der Menschen zu einander gibt es gewisse Grundverhältnisse, die immer wiederkehren, z. B. die verschiedenen Verwandtschaftsverhältnisse, und für die Gestaltung eines jeden dieser Verhältnisse gibt es gewisse Grundtypen von grosser Häufigkeit. Innerhalb einer schon reich entwickelten Literatur wird es einem Dichter schwer, Charaktere und Situationen zu erfinden, die als durchaus originell anerkannt werden, ein Beweis dafür, dass die Abwechselung im Leben wie in der poetischen Fiktion ihre Grenzen hat. Das selbe gilt von den bildenden Künsten, soweit sie Charaktere und Situationen darstellen. Was die rein ornamentale Seite betrifft, so ist daran zu erinnern, dass die Zahl der möglichen Figuren, sobald von denselben Regelmässigkeit und Symmetrie verlangt wird, gleichfalls eine begrenzte ist. Daher zum Teil die Schwierigkeit zu den bisher bekannten noch einen ganz neuen Stil zu erfinden. Daher ist es auch nicht zu verwundern, wenn zwischen den primitiven Ornamenten ganz verschiedener Völkerschaften grosse Ähnlichkeit gefunden wird. Entsprechend verhält es sich auf allen Gebieten. Es entstehen so Übereinstimmungen einerseits zwischen einzelnen Individuen, die vielleicht über die ganze Erde hin zerstreut sind, anderseits zwischen Völkerschaften, die niemals in einen direkten oder indirekten Verkehr zu einander getreten sind, hinsichtlich ihrer Vorstellungsart, ihrer Sitten und Einrichtungen, ihrer Sprache etc. Die letzteren Übereinstimmungen können dadurch begünstigt sein, dass die Beschaffenheit des Bodens, des Klimas, überhaupt der natürlichen Lebensbedingungen ähnlich ist. Der Fortschritt zu höherer Kultur, in wie mannigfaltigen Gestaltungen er auch auftritt, vollzieht sich immer bis zu einem gewissen Grade in analoger Weise, weshalb es möglich ist, Kulturepochen verschiedener Völker mit einander zu parallelisieren.

Neben diesen Übereinstimmungen ohne allen Kausalzusammenhang gibt es sehr viele, die zwar durch das Wirken der nämlichen Ursache mitbedingt sind, die aber doch nicht ihrem ganzen Umfange nach daraus abgeleitet werden können. So kann der nämliche Boden bei ganz verschiedenen Völkern, die ihn nach einander bewohnen, analoge Wirkungen hervorbringen. Die gleiche Abstammung kann auch bei dem Mangel einer Wechselwirkung zu analogen Lebensäusserungen führen. Besonders aber liegen in der Übereinstimmung, welche durch die nähere oder fernere Verkehrsgemeinschaft erzeugt ist, die Bedingungen für eine Übereinstimmung in der Weiterentwickelung, die ihrerseits nicht durch gegenseitige Beeinflussung hervorgebracht zu sein braucht, sondern spontan sein kann. Geschieht es doch nicht selten, dass eine wissenschaftliche Entdeckung gleichzeitig von Mehreren gemacht wird, nachdem einmal der Boden dafür bereitet ist. Noch viel häufiger ist ein derartiges spontanes Zusammentreffen bei den einfacheren Vorgängen des Kulturlebens. In der Entwickelung der traditionellen Anschauungen und Gebräuche und besonders der Sprache spielt dasselbe eine grosse Rolle neben der wechselseitigen Beeinflussung, und es ist vielfach unmöglich, zu bestimmen, wie weit die eingetretenen Veränderungen durch diese, wie weit durch jenes bedingt sind.

Die Frage, ob und wieweit Übereinstimmungen in der seelischen Organisation verschiedener Individuen und deren physischen Äusserungen auf einen Kausalzusammenhang hinweisen, gehört zu denjenigen, welche dem Historiker ganz besonders häufig zur Entscheidung vorliegen und ganz besondere Schwierigkeiten machen. Vor dem häufigen Fehler der voreiligen Annahme eines

Zusammenhanges bewahrt nur eine ausgebreitete Erfahrung, welche die Möglichkeit eines spontanen Zusammentreffens gelehrt hat. Um diese Möglichkeit zu erkennen, muss man Fälle unter einander vergleichen, bei denen von vornherein der Gedanke an einen historischen Zusammenhang durch die Umstände ausgeschlossen ist. Eine Sammlung solcher Möglichkeiten hat wieder die Prinzipienwissenschaft zu liefern, wodurch aber auch wieder nicht ausgeschlossen ist, dass man vielfach Untersuchungen in dieser Richtung ad hoc anzustellen hat.

Die Annahme eines Kausalzusammenhanges ist natürlich um so wahrscheinlicher, je genauer die Übereinstimmung ist, und je komplizierter die Thatsachen sind, auf die sich die Übereinstimmung erstreckt. Eine Reihe von einzelnen Übereinstimmungen, von denen jede für sich nichts beweisen würde, kann durch Komplikation sehr beweiskräftig werden. Ferner aber ist eine Übereinstimmung um so beweisender, je weniger die Einzelheiten, die in übereinstimmender Weise unter einander verbunden sind, in einem inneren Zusammenhange unter einander stehen. Denn, was einen solchen Zusammenhang hat, kann sich leicht spontan zu wiederholten Malen verbinden, während die zufällige Verbindung, wenigstens wenn sie einigermassen kompliziert ist, sich nicht so leicht wiederholt. Wenn es das eigentliche Ziel der Geschichtsforschung wie aller Wissenschaft ist, die inneren Beziehungen der Dinge zu einander zu erkennen, während die bloss zufällige Zusammenwürfelung an sich uninteressant ist, so hat doch die letztere den Wert, dass sie gerade häufig zur Feststellung des historischen Zusammenhangs verhilft. So thun z. B. Eigennamen gute Dienste, die zu dem Wesen der Personen, welche sie tragen, keine Beziehung haben. Die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenhanges zwischen verschiedenen epischen oder dramatischen Stoffen wird wesentlich erhöht, wenn zu der Übereinstimmung in Motiven und Charakteren, die vielleicht zu allgemein menschlich sind, als dass sie sich nicht wiederholt von selbst darbieten sollten, Übereinstimmung in der Benennung der Hauptpersonen tritt. Eine ähnliche Rolle spielt das lautliche Element der Sprache in der historischen Sprachforschung. Gerade weil zwischen diesem und der Bedeutung in den uns vorliegenden Sprachen im allgemeinen keine innere Beziehung stattfindet, gibt die Übereinstimmung in der Verknüpfung beider eine so starke Gewähr für den historischen Zusammenhang. Diese Gewähr ist nicht vorhanden in den Ausnahmefällen, in denen eine innere Beziehung mit Grund zu vermuten ist, bei onomatopoetischen Bildungen, bei denen ein spontanes Zusammentreffen leicht möglich ist. Bei sprachlichen Erscheinungen, die nicht an bestimmten Lautkomplexen haften, wohin namentlich die rein syntaktischen gehören, wenn es sich z. B. um Wortstellung oder um das logische Verhältnis der Elemente des Satzes zu einander handelt, sind die historischen Zusammenhänge sehr schwer zu verfolgen, weil es die allgemeine Natur der Sprache mit sich bringt, dass solche Erscheinungen sich zu verschiedenen Zeiten spontan neu erzeugen.

§ 11. Die vergleichende Methode kommt auch zur Anwendung, wo es sich um Erzeugnisse und Thätigkeiten des gleichen Individuums handelt. Dabei kann in Frage kommen, wieweit das, was in der äusseren Erscheinung gleich ist, auf die gleiche psychische Ursache zurückzuführen ist. Diese psychische Ursache kann bewusste Absicht sein. Häufig ist festzustellen, wieviel in den menschlichen Erzeugnissen beabsichtigt ist, und wieviel, ohne beabsichtigt zu sein, sich aus der Konstellation der Umstände ergeben hat. Ein Hauptmittel, hierüber zu einer Entscheidung zu gelangen, ist das Zusammenhalten analoger Fälle. Es ist dann zu konstatieren, ob es den allgemeinen Bedingungen der Wahrscheinlichkeit entspricht, anzunehmen, dass diese in ihrer Gesamtheit sich ohne Absichtlichkeit ergeben haben, oder nicht. Ist diese

Annahme mit der Wahrscheinlichkeit im Einklang, so ist von dieser Seite her keine Veranlassung, Absicht vorauszusetzen. Je weiter sie sich dagegen von der Wahrscheinlichkeit entfernt, um so berechtigter wird die Voraussetzung der Absicht. Der Grad der Wahrscheinlichkeit lässt sich vielfach durch Rechnung bestimmen. Ein anderes Mittel ist die Vergleichung eines im übrigen analogen Materials, bei dem die Absicht von vornherein ausgeschlossen ist.

Von Lachmann und anderen ist die Ansicht vertreten, dass bei den mittelhochdeutschen Dichtern gewisse Zahlenverhältnisse beliebt gewesen seien. Wenn Lachmann darauf, dass die Klage nach der Hs. A. aus 4320 Zeilen besteht, die Annahme basiert, dass Abschnitte von 30 Zeilen beabsichtigt seien, so schwebt diese Annahme ganz in der Luft. Denn die Wahrscheinlichkeit, dass ohne Absicht diese Zahl herauskommen konnte, ist gerade so gross wie bei jeder beliebigen andern Zahl, und nach der allgemeinen Wahrscheinlichkeit ist zu erwarten, dass unter 15 Gedichten in Reimpaaren je eins eine durch 30 teilbare Verszahl hat. Lachmanns Annahme würde erst dann einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn gezeigt wäre, dass unter allen Gedichten der Zeit erheblich mehr als $^1/_{15}$ durch 30 teilbar sind. Sicherheit wäre überhaupt nicht zu gewinnen. Ganz anders dagegen liegt der Fall in Wolframs Parzival und Willehalm, wo die Verszahl der einzelnen Bücher durch 30 teilbar ist. Dass dies ohne Absicht sich so oft gleichmässig wiederholt hätte, wäre gegen alle Wahrscheinlichkeit.

Das bezeichnete Verfahren muss ganz besonders bei metrischen Untersuchungen zur Anwendung gebracht werden. Wir erschliessen die Gesetze des Versbaus, wofern wir nicht eine gleichzeitige Überlieferung darüber haben, überhaupt nur aus der regelmässigen Wiederkehr bestimmter Verhältnisse in den uns erhaltenen Texten. Wo solche Verhältnisse durch einen Text von genügendem Umfange ganz constant durchgehen, ist man leicht alles Zweifels enthoben. Wenn es sich aber um einen ganz kleinen Text handelt, so dass das Material zu einer Wahrscheinlichkeitsbestimmung nicht ausreicht, oder wenn die analogen Verhältnisse nicht mit vollkommener Regelmässigkeit wiederkehren, dann bedarf es grosser Behutsamkeit in der Beurteilung. Daher erschwert die Variabilität, welche dem Rhythmus in den germanischen Sprachen von Hause aus eigen ist, sehr die Entscheidung über die richtige Auffassung. Vollends bedarf es der Kritik bei der Ansetzung eines gelegentlichen Schmuckes, der nicht notwendig zur metrischen Form gehört. Es ist in dieser Hinsicht viel gefehlt. So hat man z. B. Zusammenstellungen über das Vorkommen von Alliteration in den mittelhochdeutschen gereimten Dichtungen gemacht und darin eine Nachwirkung des älteren alliterierenden Versbaus gesehen. Diese Zusammenstellungen beweisen an sich gar nichts dafür, dass die Alliteration beabsichtigt oder auch nur bemerkt ist. Man müsste erst zeigen, dass ihre Häufigkeit die Zahl der nach den Bedingungen der Wahrscheinlichkeit zu erwartenden unbeabsichtigten Fälle um etwas Nennenswertes übersteigt. Nach den Gesetzen für die altgermanische Alliteration sind 20 verschiedene Anlaute zu unterscheiden. Wären alle Anlaute gleich häufig, so würde unter 20 Kurzzeilen, die zwei Hauptbegriffe enthalten, je eine mit Alliteration zu erwarten sein. Wegen der verschiedenen Häufigkeit der einzelnen Anlaute stellt sich das Verhältnis etwas anders, jedoch nur noch günstiger für zufällige Alliteration. Das gleiche gilt für die Alliteration der beiden ersten Hauptbegriffe der ersten und zweiten Kurzzeile. Es ist daher wohl klar, dass auf ein Gedicht von einigem Umfange eine beträchtliche Zahl von zufälligen Alliterationen dieser beiden Arten fallen muss. Noch viel grösser wird natürlich die Zahl, wenn man alle möglichen Übereinstimmungen im Anlaut hinzufügt, die auch für die Alliterationsdichtung vollständig gleichgültig sind. Ein an-

deres Mittel, die Wahrscheinlichkeit des Zufalles oder der Absicht zu bestimmen wäre, dass man etwa die Werke neuhochdeutscher Dichter, die notorisch nichts von dem Kunstmittel der Alliteration gewusst haben, auf das Vorkommen entsprechender gleicher Anlaute hin untersuchte. Wieder ein anderes Mittel wäre etwa, nachzurechnen, wie oft der erste Hauptbegriff jedes zweiten Halbverses mit dem ersten Hauptbegriff des nächstfolgenden ersten Halbverses den gleichen Anlaut hat; und so könnte man noch andere Combinationen durchprobieren. Man könnte endlich auch zusehen, wieviele scheinbare Alliterationen sich innerhalb der einzelnen Glieder eines beliebigen prosaischen Aufsatzes finden. Mit Hülfe dieser Methoden würde sich vermutlich ergeben, dass auch die Alliterationen in den betreffenden mittelhochdeutschen Gedichten unbeabsichtigt sind, abgesehen von den schon in volkstümlicher Rede geprägten Formeln wie *liep unde leit, liute unde lant* etc., die bei der ganzen Untersuchung nicht mit in Rechnung gebracht werden dürften. Ein ähnlicher Weg muss auch eingeschlagen werden, um ein richtiges Urteil über die Cäsurreime im Nibelungenliede zu gewinnen. Lachmann hat in dem Auftreten derselben ein Kriterium für die Unechtheit der betreffenden Strophen gesehen. Eine notwendige Voraussetzung ist hierbei, dass diese Reime nicht zufällig sind. Einen Massstab dafür giebt die Beobachtung, dass sich auch zwischen der zweiten und dritten Zeile einer Strophe, sowie zwischen der vierten und der ersten der nächstfolgenden Strophe eine Anzahl Cäsurreime finden (vgl. PBB 3, 441[1]), die wegen des Nichtcongruierens mit den Endreimen kaum beabsichtigt sein können, weshalb auch Lachmann nur einen Teil der betreffenden Strophen aus anderen Gründen beanstandet hat. Die zwischen der ersten und zweiten und zwischen der dritten und vierten Zeile sind allerdings häufiger, und es muss daher ein Streben nach Anbringung solcher Reime anerkannt werden. Aber anderseits ergibt sich doch, dass es nicht gut ausbleiben konnte, dass eine Anzahl solcher Reime sich zufällig einstellten, und wenn bei den Verfassern der alten Lieder keiner vorgekommen sein sollte, so müsste man schon annehmen, dass sie den Cäsurreim nicht nur nicht gesucht, sondern absichtlich vermieden hätten. Hieraus ergiebt sich auch die natürlichste Auffassung für die Entstehung des Cäsurreimes, die zu einem schroffen Gegensatz zwischen alten Dichtern und Interpolatoren nicht stimmen will.

Auch abgesehen von bewusster Absicht reflektieren sich die Eigenheiten in der geistigen Organisation eines Individuums in seinen physischen Äusserungen, und es wird überall mit der gleichen Vorsicht untersucht werden müssen, wieviel sich von diesen auf solche Eigenheiten zurückführen lässt. Aus den einzelnen Lebensäusserungen die allgemeinen Charakterzüge zu gewinnen, ist eine der Hauptaufgaben des Historikers, natürlich, wie schon hervorgehoben, soweit es sich um wirklich bedeutende Individuen handelt.

§ 12. Eine Vereinigung der beiden Arten der Vergleichung, wie sie in den letzten Paragraphen besprochen ist, wird erfordert, wo es sich um die Feststellung des Übereinstimmenden in der geistigen Organisation einer durch Verkehrsgemeinschaft verbundenen Gruppe von Individuen und in den daraus entspringenden Äusserungen handelt. Die Ausgangspunkte für unsere Erkenntnis bilden dabei immer einzelne Thätigkeiten einzelner Individuen, mit Hülfe deren erst das zu grunde liegende Gemeinsame konstruiert werden muss, abgesehen von eventuellen Überlieferungen über dieses, die ihrerseits auch wieder auf Abstraktion aus den beobachteten Einzelheiten beruhen. Richtige Vorstellungen darüber, wie sich die einzelne Thätigkeit zu einer derartigen gemeinsamen Grundlage verhält, sind demnach schon erforderlich, wenn man weiter nichts anstrebt, als eine brauchbare Beschreibung der Zustände innerhalb einer bestimmten Periode. Schon hierzu kann die Prin-

zipienwissenschaft gute Dienste leisten. Nicht geringe Schwierigkeiten stellen sich in den Weg. Man hätte, genau genommen, zuerst zu zeigen, dass eine Thätigkeit sich bei dem gleichen Individuum regelmässig wiederholt und dann immer aus der nämlichen, relativ konstanten Eigentümlichkeit seiner geistigen Organisation fliesst, man hätte dann diesen Prozess an jedem einzelnen der in Betracht kommenden Individuen zu wiederholen, und erst, nachdem man bei allen Übereinstimmung gefunden hätte, könnte man etwas über das der Gesamtheit Gemeinsame aussagen. Diese Vollständigkeit der Induktion wäre aber nur erreichbar, wo es sich um Zustände der Gegenwart handelt, und kann auch bei diesen nicht leicht zu wege gebracht werden, weil sie zu umständlich und zeitraubend ist. Man begnügt sich mit einem abgekürzten Verfahren, bei dem leicht kleinere und grössere Fehler unterlaufen. Dasselbe hat Ähnlichkeit mit demjenigen, welches bei der experimentellen Feststellung von Naturgesetzen eingeschlagen wird. Man begnügt sich dabei mit einer beschränkten Zahl von Fällen, welche alle die Bedingungen mit einander gemein haben, deren Folgen man feststellen will, während sie im übrigen möglichst verschieden sind. Wenn man die an diesen Fällen gemachten Erfahrungen auf alle übrigen denkbaren überträgt, so beruht dies auf der Überzeugung von der durchgängigen Gesetzmässigkeit alles Geschehens. Der Historiker, welcher aus einzelnen Thatsachen auf die allgemeinen Zustände schliesst, hat keine so feste Grundlage der Erkenntnis. Doch muss auch er möglichst verschiedenartige Fälle, in denen die gleiche Thatsache auftritt, unter einander vergleichen, um dieselbe als usuell zu erkennen und von allem zu sondern, was blos individuell oder durch die besondere Gelegenheit veranlasst ist. Im Nachteil gegen den Naturforscher ist er zunächst dadurch, dass er die Fälle, an denen er seine Beobachtungen machen muss, nicht willkürlich hervorrufen kann, sondern auf das gegebene, häufig ungenügende Material beschränkt ist. Die grösste Schwierigkeit aber für ihn ist, das Gebiet genau zu begrenzen, über welches sich eine traditionelle Anschauung oder ein Gebrauch erstreckt, einerseits die Umstände anzugeben, unter denen die Anschauung Geltung hat oder der Gebrauch zur Anwendung kommt, anderseits die Individuen zu bestimmen, die darin übereinstimmen. Sehr häufig bleibt man über die Grenzen im Unklaren. Dessen muss man sich deutlich bewusst sein. Es wird aber ganz gewöhnlich dadurch gesündigt, dass man etwas, was nur für ein kleines Gebiet beobachtet ist, vorschnell auf ein grösseres überträgt.

§ 13. Für jede etwas verwickeltere historische Untersuchung ist es von grossem Belang, dass in der richtigen Ordnung vorgegangen wird. Es würde zwar ein vergebliches Unternehmen sein, die mannigfachen Wege, durch die man zuerst auf eine Entdeckung geführt werden kann, in Rubriken unterzubringen und danach Vorschriften erteilen zu wollen. Hierbei wird immer ein mehr oder weniger von Talent oder Glück begünstigtes Raten seinen Platz behaupten. Nicht selten sind glückliche Ideen, wenn man auf etwas ganz anderes ausgewesen ist, zufällig nebenher aufgetaucht, wie man oft auch auf wichtige Quellen gestossen ist, ohne sie zu suchen. Anders dagegen liegt die Sache, wenn es sich darum handelt, das, was vielleicht anfangs nur glücklicher Einfall war, als richtig zu erweisen und gegen jeden Zweifel sicher zu stellen. Für die Beweisführung ist allerdings eine bestimmte Ordnung geboten. Diese Ordnung ist aber auch diejenige, mit deren Hülfe man normaler Weise die meiste Aussicht hat zu Resultaten zu gelangen, auch wenn solche noch nicht in der Ahnung vorweggenommen sind. Untersuchung und Beweisführung muss streng gesondert werden sowohl von systematischer Darstellung als von chronologischer Erzählung. Dadurch, dass man sogleich zum System oder zur Chronologie übergeht, gelangt man häufig nicht dazu, sich

und andern klare Rechenschaft über die Grundlagen zu geben, auf denen das Vorgetragene ruht. Die Notwendigkeit einer andern Anordnung für die feststellende Untersuchung ist leider noch lange nicht allgemein genug anerkannt. Ich habe es wiederholt erlebt, dass man Abhandlungen, welche eine Untersuchung darstellen wollten und demgemäss disponiert waren, den Vorwurf gemacht hat, dass es ihnen überhaupt an Ordnung fehle. Man mutete ihnen zu, eine Ordnung zu befolgen, bei welcher sie ihren Zweck gar nicht hätten erreichen können, nämlich sich an ein hergebrachtes System anzuschliessen, in dem sich freilich derjenige, dem es nicht auf eine genaue Prüfung ankommt, viel bequemer zurecht finden kann. Wenn ich von einer bestimmten Ordnung gesprochen habe, so ist damit nichts weniger gemeint, als eine überall anwendbare Schablone, vielmehr gerade etwas sehr mannigfach Wechselndes, welches aber in diesem Wechsel durch einen allgemeinen Grundsatz bedingt ist. Wir müssen zunächst versuchen, unter den gegebenen Thatsachen solche herauszufinden, die auf eine bestimmte kausale Verknüpfung und Ergänzung hinweisen, die nicht mehrere gleichberechtigte Auffassungen zulassen, sondern nur eine einzige, oder bei denen wenigstens zwischen verschiedenen Möglichkeiten eine fraglos die wahrscheinlichste ist. Erst nachdem man auf diese Weise möglichst viele feste Punkte gewonnen hat, darf man den Versuch machen, ein Ganzes zu konstruieren. Man muss demnach jede Sache von derjenigen Seite angreifen, von der ihr wegen der Beschaffenheit der Quellen am besten beizukommen ist. Um sich z. B. ein Urteil über ein Sprachdenkmal zu bilden, muss man bald von Zeugnissen darüber ausgehen, bald von paläographischen, bald von sprachlichen Momenten, bald von seiner Darstellungsweise (von Komposition, Stil oder Metrum), bald von dem sachlichen Inhalt, und bei jeder von diesen verschiedenen Seiten kann bald diese, bald jene Einzelheit den besten Stützpunkt gewähren. Natürlich können verschiedene Einzelheiten, von verschiedenen Seiten her genommen, gleich brauchbar sein. Wollen wir uns ein Bild von den Eigenheiten eines Schriftstellers machen, so müssen wir von denjenigen Werken ausgehen, die wir ihm am sichersten zuweisen können und die am besten überliefert sind, um dann die aus diesen gewonnenen Resultate zur Beurteilung des Zweifelhaften und Entstellten anzuwenden. So wird z. B. die kritische Behandlung der Werke Hartmanns von Aue vom Iwein ausgehen müssen. Ebenso müssen wir unsere Vorstellungen über die Sprache, den Literaturcharakter, überhaupt über alle Kulturverhältnisse eines Volkes zu einer bestimmten Zeit zunächst aus den gleichzeitigen und von späterer Beimischung freien Quellen schöpfen. Es ist demnach ein verfehltes Unternehmen, wenn man etwa über Überarbeitungen älterer, in ihrer ursprünglichen Fassung verlorener Werke urteilen will, ohne vorher den literarischen Charakter sowohl der Zeit, welcher die Bearbeitung, als derjenigen, welcher das Original angehört, aus Werken erforscht zu haben, welche diesen Charakter rein und unvermischt zeigen. Ohne solche Vorstudien darf man sich überhaupt nicht anmassen, ein Werk um Jahrhunderte über die Zeit seiner Überlieferung zurück zu datieren, wie dies so oft geschehen ist.

Unser Grundsatz, auf den wir im folgenden immer wieder zurückkommen müssen, gilt, wie schon aus den gegebenen Andeutungen erhellt, nicht bloss für den Gang jeder besonderen Untersuchung, wie sie durch die Kraft eines Einzelnen in kürzerer oder längerer Zeit ausgeführt werden kann, sondern auch für den Gang der Wissenschaft im ganzen. Zwar wird sich derselbe niemals dem Zwange einer bestimmten Regel fügen. Der Einzelne wird sich bei seinen Studien durch die Besonderheit seiner Neigung und seiner Begabung leiten lassen, vielfach auch durch zufällige Umstände. Man wird ihm dies nicht verargen, solange dabei nur überhaupt etwas Erspriessliches heraus-

kommt und nicht alles auf einen unnützen Hypothesenkram hinausläuft. Ist doch gar nicht immer von vornherein vorauszusehen, wozu eine Beschäftigung führen kann. Sind doch oft von Seiten her, wo man es nicht erwartet hat, der Wissenschaft neue Quellen erschlossen, neue Ideen zugeführt. Kann doch oft, wo eine eigentlich wissenschaftliche Behandlung noch nicht möglich ist, das Zusammentragen von Materialien der Folgezeit nützlich werden. Wir brauchen auch nicht erbarmungslos über die fleissigen Sammler herzufahren, wenn vielleicht von ihnen an diese Materialien phantastische Hypothesen angeknüpft werden; denn eben diese Hypothesen sind oft allein im stande, ihnen die Begeisterung einzuflössen, ohne die sie nicht bei ihrer sonst mühsamen und trockenen Arbeit ausharren würden. Aber doch muss es unser Bestreben sein, die meiste und beste Arbeitskraft immer in diejenigen Gebiete hinüberzuleiten, welche bei dem dermaligen Stande der Wissenschaft die reichste und zuverlässigste Ausbeute gewähren, die erst bearbeitet werden müssen, ehe man auf anderen mit Sicherheit weiter schreiten kann. Die zeitweilige Bevorzugung gewisser Gebiete durch die Forschung ist nicht zu tadeln, sobald es eben die Gebiete sind, welche für eine in Gemässheit unseres Grundsatzes gedeihlich fortschreitende Entwickelung der Wissenschaft gerade an der Reihe sind. Freilich kann die Folge davon bei einzelnen Forschern Einseitigkeit sein, aber nur dann, wenn sie über dem Bemühen, immerfort produktiv zu sein, nicht gleichzeitig daran arbeiten, einen Überblick über das Ganze zu gewinnen. Man kann schweres Unrecht begehen, wenn man jemandem, ohne auf seine sonstige Persönlichkeit Rücksicht zu nehmen, ohne weiteres Einseitigkeit vorwirft, weil er sich in seiner Produktion auf ein bestimmtes Gebiet einschränkt. Solche Einschränkung, wenn sie sich mit weitem Ausblick und mit innerlicher Teilnahme an dem Ganzen der Wissenschaft verbindet, kann viel förderlicher sein, als ein zusammenhangloses Herumfahren auf den verschiedenen Gebieten.

Unser Grundsatz sollte endlich auch zur Anwendung kommen, um den Gang zu bestimmen, den der Einzelne bei der Aneignung der Wissenschaft und bei seinem Anteile an dem Weiterbau derselben zu nehmen hat. Zwar wird man wohl in der Regel zuerst die wichtigsten Resultate der Wissenschaft mit Hülfe von bequemen Übersichten in sich aufnehmen, deren Reihenfolge nicht dadurch bestimmt ist, wie dieselben gefunden und bewiesen sind. Aber für jeden, der zur Selbständigkeit durchdringen will, muss einmal die Zeit kommen, wo er über die Grundlagen seiner Wissenschaft reflektiert, wo er die Beobachtungen und die Denkprozesse, durch welche dieselbe zustande gekommen ist, noch einmal wiederholt in abgekürzter Form, mit Vermeidung vieler Umwege und Irrwege. Hierbei muss er, wenn er nicht der Selbsttäuschung verfallen will, den von uns geforderten Gang innehalten. Wo er selbst zu produzieren anfängt, da muss er sich so sehr als möglich davor hüten, mit Voraussetzungen zu operieren, deren Grundlagen er noch nicht hat prüfen können. Er muss sich einen Stoff wählen, der sich möglichst unabhängig von solchen Voraussetzungen behandeln lässt. Es ist ein unverzeihlicher Fehler akademischer Lehrer, wenn sie Anfänger zur Wahl von Themen verleiten, bei denen das Gegenteil der Fall ist.

2. INTERPRETATION.

§ 14. Wir verstehen einen Text, wenn in unserer Seele eben die Vorstellungsassociationen erzeugt werden, welche der Urheber desselben in der

Seele derjenigen hat hervorrufen wollen, für die er bestimmt ist. Wir können es zum vollen Verständnis rechnen, dass uns auch die Empfindungen und Strebungen, die durch ihn hervorgerufen werden sollten, also bei einem Kunstwerke der ästhetische Eindruck nicht verloren gehen, sondern dass wir daran wenigstens sympathischen Anteil nehmen. Damit aber ist erschöpft, was zum Verständnis gehört und was zu vermitteln eventuell die Aufgabe des Interpreten ist. Es geht über diese Aufgabe hinaus, etwa die Entstehungsgeschichte des Textes zu verfolgen oder die verborgenen Absichten, die sein Urheber damit gehabt hat, etc. Indessen ist nicht zu läugnen, dass das Wissen dieser und anderer Dinge unter Umständen für das Verständnis sehr förderlich sein kann und darum doch in engem Zusammenhange mit der Interpretation steht.

Der Urheber eines Textes setzt in der Regel voraus, dass ihn diejenigen, für die er bestimmt ist, ohne weiteres Hülfsmittel verstehen. Damit dies möglich ist, wird erfordert, dass zwischen dem Verfasser und seinem Publikum schon eine gewisse Übereinstimmung in der geistigen Organisation besteht, dass ihnen eine Reihe von Ideenassociationen gemeinsam sind, die nun durch den Text in Bewegung gesetzt werden und neue Verbindungen eingehen. Je grösser und vielartiger das Publikum ist, um so geringere durchgehende Übereinstimmung in den früher gebildeten Associationen kann man voraussetzen, je kleiner und gleichartiger, um so grössere. Wer ein Gelegenheitsgedicht im Freundeskreise vorträgt, kann ganz andere Voraussetzungen machen, als wer ein Werk für den literarischen Vertrieb schafft. Noch mehr Voraussetzungen lassen sich in einem Briefe an einen vertrauten Freund machen, wo andere Briefe oder mündlicher Verkehr vorausgegangen sind, die meisten aber in Aufzeichnungen, die man nur für sich selbst bestimmt, in Tagebüchern, Entwürfen etc.

Indessen ist ein Text auch denjenigen, für die er bestimmt ist, nicht immer vollständig verständlich. Durch Ungeschick oder Flüchtigkeit des Verfassers können Unklarheiten und Fehlgriffe im Ausdruck entstehen, die das Verständnis zweifelhaft oder geradezu unmöglich machen oder zu Missverständnissen veranlassen. Er kann sich über das, was er voraussetzen darf, täuschen, ist vielleicht überhaupt unfähig, darüber Berechnungen anzustellen. Er liebt es ferner vielleicht mit Gelehrsamkeit zu prunken, Anspielungen einzustreuen, Bilder zu häufen, sich geschraubt und unnatürlich auszudrücken, Wortspiele zu machen. Er kann sich auch absichtlich zweideutig oder unverständlich ausdrücken, um zu täuschen, Spannung zu erregen, zu necken. So gibt es Texte, die von vornherein für niemand ohne besondere Anstrengung oder Nachhülfe ganz verständlich sind. Es kommt denn auch vor, dass die Verfasser selbst sich zu erläuternden Anmerkungen herbeilassen.

Doch sehr viel bedeutender werden die Aufgaben, welche der Interpretation gestellt sind, wenn es sich darum handelt, das Verständnis eines Textes auch für solche Kreise zu gewinnen, auf die bei der Abfassung nicht gerechnet ist, oder deren geistige Organisation nicht berücksichtigt werden konnte. Je weniger bei diesen die vom Verfasser gemachten Voraussetzungen zutreffen, um so mehr gibt es zu interpretieren. Das Geschäft der Interpretation ist ein durchaus relatives. Es handelt sich immer darum, zwischen der vom Verfasser vorausgesetzten geistigen Organisation und einer anderen von bestimmter Art zu vermitteln und so eine Kluft zu überbrücken, welche verschiedene engere und weitere Verkehrskreise, verschiedene Berufs- und Bildungsklassen, verschiedene Nationen, verschiedene Zeitalter von einander trennt.

Man unterscheidet gewöhnlich sprachliche und sachliche Interpretation. Als rein sprachlich kann eine Interpretation nur dann bezeichnet werden,

wenn man bloss durch Einsetzung eines Ausdrucks einer anderen Sprache oder einer jüngeren Sprachstufe den nämlichen Vorstellungskomplex ins Bewusstsein ruft, welchen der Verfasser ins Bewusstsein rufen wollte. Das setzt voraus, dass dieser Vorstellungskomplex auch bereits in der Seele desjenigen, für welchen das Verständnis erworben werden soll, gebildet und an einen bestimmten Lautkomplex angeheftet ist. Wo dies nicht der Fall ist, muss sich mit der sprachlichen die sachliche Interpretation verbinden. Es werden Definitionen, Beschreibungen, eventuell Anschauung der Gegenstände oder danach gefertigter Nachbildungen erfordert. Hierbei zeigt sich wieder die Relativität der Interpretation. Wo für den einen die sprachliche ausreicht, bedarf der andere auch einer sachlichen. Wenn ich es gelten lassen kann, dass man zwischen sprachlicher und sachlicher Interpretation unterscheidet, so muss dagegen die Unterscheidung zwischen sprachlichem und sachlichem Verständnis entschieden verworfen werden. Verständnis ist nur da, wenn man eine richtige Vorstellung von den Sachen hat, die durch die Sprachlaute bezeichnet werden. Die Versuche, die man gemacht hat, noch weitere Arten der Interpretation zu unterscheiden, scheinen mir wenig glücklich. So ist es z. B. verfehlt, eine historische Interpretation der sprachlichen und sachlichen zu coordinieren. Historisch muss alle Interpretation verfahren.

§ 15. Die dem Verfasser eines Textes mit seinem Publikum gemeinsamen Vorstellungsassociationen sind teils unmittelbar an die Sprachlaute angeknüpft, teils bestehen sie ohne eine solche Anknüpfung. Durch die Sprachlaute oder deren Ersatz, die Schriftzeichen, können natürlich zunächst nur die ersteren in Bewegung gesetzt werden, die letzteren nur sekundär und nur auf Grund einer Beziehung, die schon zwischen ihnen und den ersteren besteht. Übereinstimmung in diesen ist Übereinstimmung in der Sprachkenntnis, wobei aber nicht übersehen werden darf, dass wirkliche Sprachkenntnis zugleich Sachkenntnis ist; denn sie setzt eine richtige Vorstellung von den durch die Sprachlaute bezeichneten Sachen voraus. Eine gewisse Sprachkenntnis kann allerdings ohne Sachkenntnis bestehen, wenn sich nämlich die Kenntnis darauf beschränkt, dass man weiss, dass dieses Wort in der einen Sprache dasselbe bedeutet, wie jenes in einer anderen. Wenn völlige Beherrschung der Sprache, in welcher ein Text abgefasst ist, noch nicht ohne weiteres zum völligen Verständnis genügt, so liegt dies zum Teil an Verhältnissen, die zum Wesen der Sprache gehören. Das Verständnis kommt nicht so zu stande, dass man für jedes Wort die Vorstellungsmasse einsetzt, welche nach dem Sprachusus daran geknüpft ist, und dann diese Vorstellungsmassen unter einander verbindet gemäss der Bedeutung, welche die Verbindungsweise der Wörter dem Sprachusus nach hat. Es ist vielmehr ein Unterschied zu machen zwischen derjenigen Bedeutung, welche ein Wort oder eine Verbindungsweise an sich dem Usus nach hat, und derjenigen, welche es bei der Anwendung in dem besonderen Falle erhält. Wir unterscheiden danach zwischen usueller und occasioneller Bedeutung (vgl. Princ. 66). Die letztere ist ganz gewöhnlich eine Spezialisierung der ersteren. Zunächst kann ein Wort und auch eine Verbindungsweise mehrere Bedeutungen haben, von denen doch nur die eine gemeint ist. Ferner bezeichnen die Wörter an sich zumeist allgemeine Begriffe, nicht bestimmte einzelne Gegenstände, während sie doch im Zusammenhang der Rede für solche gebraucht werden. Selbst diejenigen Wörter, welche gerade die Funktion haben zu individualisieren, Pronomina wie *ich*, *dieser*, Adverbia wie *hier*, *da* erhalten einen bestimmten Inhalt nur occasionell. Die Eigennamen endlich bezeichnen zwar Individua, indem aber viele unter denselben mehreren Individuen zukommen, erhalten sie die Beziehung auf ein bestimmtes Individuum auch erst occasionell. Auf die

Spezialisierung beschränkt sich die Abweichung der occasionellen von der usuellen Bedeutung nicht. Es kommt dazu alles, was man im weitesten Sinne als metaphorisch bezeichnet. Man muss daher um einen Text zu verstehen, immer erst die occasionelle Bedeutung der Wörter und ihrer Verbindungsweisen aus der usuellen ableiten. In richtiger Weise kann dies nur geschehen durch die Beachtung des Zusammenhanges. Dabei liegt die Voraussetzung zu Grunde, dass der Urheber des Textes etwas Zusammenhängendes und nicht durchaus Sinnloses hat sagen wollen, und es wird nun von den verschiedenen Möglichkeiten diejenige ausgewählt, welche dieser Voraussetzung entspricht, und diejenigen, welche ihr nicht entsprechen, werden beiseite gelassen. Gewöhnlich vereinfacht sich das Verfahren dadurch, dass in Folge des Zusammenhanges überhaupt nur die dazu passende Vorstellung ins Bewusstsein tritt. In anderen Fällen tritt zunächst ein Schwanken zwischen mehreren Möglichkeiten ein, welches dann schneller oder langsamer überwunden wird. Es gibt aber auch solche Fälle, in denen die Entscheidung auf Schwierigkeiten stösst, und nun wird ein methodisches Vorgehen erforderlich, genaue Erwägung des ganzen Zusammenhanges, der Situation und der geistigen Organisation des Urhebers. Je mangelhafter oder eigenartiger sein Stil, je unlogischer und unklarer seine Vorstellungsart ist, um so mehr Schwierigkeiten hat man dabei zu überwinden. Um zu einem richtigen Urteile darüber zu gelangen, was ein Verfasser mit seinen Worten hat meinen können, ist Vergleichung der Stellen, an denen sich Analoges findet, das Hauptmittel.

Die Eigennamen, die wir schon wegen des auch bei ihnen zutreffenden Gegensatzes zwischen usuell und occasionell erwähnen mussten, nehmen unter den Wörtern eine isolierte Stellung ein. Zu wissen, was sie, abgesehen von ihrer etymologischen Bedeutung, als Eigennamen bezeichnen kann nicht als zur Kenntnis einer Sprache gehörig betrachtet werden. Sie gehören als solche überhaupt keiner einzelnen Sprache an, sind international und unübersetzbar. Immerhin haben sie das mit den anderen Wörtern gemein, dass durch sie Vorstellungen ins Bewusstsein gerufen werden können, die früher in der Seele damit verknüpft sind. Sie helfen sehr wesentlich dazu, auch den übrigen Wörtern individuelle Beziehung zu geben. Aber Übereinstimmung in den auf die Eigennamen bezüglichen und Übereinstimmung in den auf die übrigen Wörter bezüglichen Ideenassociationen sind zwei verschiedene Dinge, und die Kreise, die sich danach bilden, brauchen sich nicht zu decken.

Zur Kenntnis einer Sprache rechnet man gewöhnlich auch nicht das Verständnis sämtlicher technischer Ausdrücke, weil hierzu sachliches Wissen gehört, welches nicht Gemeingut ist. Dieselben haben zwar an sich nicht wie die Eigennamen etwas Besonderes den übrigen Elementen der Sprache gegenüber und lassen sich auch von diesen nicht klar scheiden, aber Verständnis und Anwendung beschränkt sich auf engere Kreise innerhalb der Sprachgenossenschaft.

Die Übereinstimmung in solchen Vorstellungsassociationen, die nicht an die Sprache angeknüpft sind, ist natürlich auch von der Sprachgemeinschaft an sich unabhängig. Die Kreise, welche sich danach bilden, können die der letzteren durchschneiden. Für das Gebiet, in dem sie zusammenfallen, lassen sich wieder besondere Voraussetzungen bei der sprachlichen Mitteilung machen. Die Übereinstimmung kann die Folge eines früheren wechselseitigen Verkehres sein, sie kann aber auch ohne einen solchen durch die gleichen äusseren Eindrücke, auch durch spontanes Zusammentreffen in dem Verarbeiten der Vorstellungen entstanden sein.

§ 16. Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung der Mittel, die zu Gebote stehen, um die Vorstellungsassociationen, die vom Verfasser eines Textes

vorausgesetzt werden, aber von uns noch nicht gebildet sind, zu erwerben. Dieselben sind teils dem betreffenden Texte selbst zu entnehmen, teils von anderen Seiten herbeizuholen. Mangelnde Sprachkenntnis ist in der Regel leicht zu erwerben, wenn es sich um lebende Sprachen handelt. Diese können von den Eingeborenen in analoger Weise wie die Muttersprache erlernt werden oder mit Hülfe der Muttersprache von Individuen, welche diese zugleich mit der fremden Sprache beherrschen. Handelt es sich um Sprachgestaltungen der Vergangenheit, so thun zunächst diejenigen Texte besonders gute Dienste, deren Inhalt zugleich in einer anderen schon sonst bekannten Sprache überliefert ist. Für das Verständnis der altgermanischen Dialekte können wir uns dieses wichtigen Hülfsmittels reichlich bedienen, da wir sehr viele Übersetzungen aus dem Lateinischen haben, meist mit den Originalen zusammen überliefert, und dazu viele Glossierungen einzelner Wörter. Die gotischen Denkmäler sind Übersetzungen aus dem Griechischen. Hätten wir statt dessen originale germanische Texte, so würden uns diese zwar viel wertvoller sein, aber das Verständnis würde viel mühsamer zu gewinnen gewesen sein, und Manches würde überhaupt unerklärt bleiben, worüber wir jetzt ausser Zweifel sind. Eine gewisse Vorsicht in der Benutzung dieses Hülfsmittels ist dadurch geboten, dass die Sprachkenntnis der Übersetzer und Glossatoren nicht selten mangelhaft gewesen ist. Dies muss natürlich durch zusammenhängendes Arbeiten und Vergleichung der einzelnen Stellen unter einander constatiert werden. Eine Übersetzung ist nach dieser Richtung hin um so brauchbarer, je näher sie sich an das Original anschliesst. Doch auch für das Verständnis freier Bearbeitungen, wie wir sie in vielen poetischen Werken haben, kann hie und da die Vergleichung des Vorbildes von Nutzen sein. Ein weiteres Hülfsmittel gewähren grammatische und noch mehr lexikalische Darstellungen eines Sprachzustandes, die von Zeitgenossen herrühren. Solche haben wir seit dem 16. Jahrh. Sie bedienen sich auch zum Teil der Erläuterung durch eine andere Sprache. Sie sind für uns eine primäre Quelle nur, soweit die Verfasser aus dem eigenen Sprachgefühl und aus der Beobachtung der mündlichen Rede anderer geschöpft haben, eine sekundäre, wo sie auf Schriftwerken beruhen. Im letzteren Falle können sie für uns nur Wert haben, wenn ihre Quellen für uns verloren gegangen sind. Eine Untersuchung darüber, wie es sich in dieser Hinsicht mit ihnen verhält, ist unerlässlich. Auch darauf hin müssen sie geprüft werden, wieweit sie unbefangen den Thatbestand darstellen, wie weit sie regelnd eingreifen wollen, und wo sie nicht die eigene Mundart darstellen, kann die Zuverlässigkeit ihrer Beobachtung in Frage gezogen werden. Ist mit Hülfe der besprochenen Mittel die Bedeutung für eine Anzahl von Wörtern festgestellt, so ergibt sich die einiger anderen dadurch, dass sie als Ableitungen aus jenen erkannt werden. Zuweilen lässt sich auch umgekehrt von der Bedeutung einer Ableitung auf die des Grundwortes oder einer anderen Ableitung schliessen. Noch viel ausgedehntere Anwendung findet der Schluss von einer Entwickelungsstufe einer Sprache auf die andere und von einem Dialekte auf einen anderen verwandten, womit der von Grundwort auf Ableitung und umgekehrt häufig combiniert wird. Viele Wörter bleiben längere Zeit sowohl in ihrer Lautform als in ihrer Bedeutung im wesentlichen unverändert oder verändern sich doch nur soweit, dass die verschiedenen Gestaltungen leicht an einander erinnern, so dass, wenn die eine bekannt ist, die anderen dazu leicht in Beziehung gesetzt werden. So kann jemand mit blosser Kenntnis des Neuhochdeutschen viele mittelhochdeutsche und selbst manche gotische oder altnordische Wörter als Vorstufen oder Verwandte ihm geläufiger Wörter erkennen. Was von den Wörtern gilt, das gilt auch von

den formalen Elementen und den Construktionsweisen. Noch viel weiter gelangt man auf diesem Wege, wenn das blosse Raten, womit man anfängt, zu methodischer, zusammenhängender Vergleichung fortgebildet, wenn die historisch-vergleichende Grammatik und Etymologie geschaffen wird, die demnach in inniger Wechselwirkung mit der Interpretation stehen muss. Hierzu kommt nun endlich das Erraten der Bedeutung aus dem Zusammenhange. Dasselbe kann mit Aussicht auf Erfolg nur dann versucht werden, wenn wenigstens von einem Teile der in einem Texte vorkommenden Wörter die Bedeutung schon bekannt ist oder wenigstens auf anderweitige Gründe hin mit Wahrscheinlichkeit vermutet werden kann. Die Möglichkeit des Erratens einer noch ganz unbekannten Bedeutung beruht auf derselben Voraussetzung, wie die der Ableitung einer occasionellen Bedeutung aus der usuellen. Das Verfahren wird demjenigen, welches bei der letzteren angewendet wird, besonders ähnlich, wenn sich Erraten aus dem Zusammenhange und etymologisches Combinieren mit einander verbinden. Diese Verbindung kommt sehr häufig zur Anwendung. Eins stützt das andere. Bald ist dieses, bald jenes das frühere. Die Ansetzung einer Bedeutung auf Grund etymologischer Combination bedarf immer der Prüfung auf Grund des Zusammenhangs. Denn blosse Entsprechung in der Lautform, mag dieselbe auch durchaus zu den Lautgesetzen stimmen, gibt noch keine Gewähr für etymologischen Zusammenhang. Wo aber ein solcher vorhanden ist, da deckt sich die Bedeutung, die man danach konstruieren kann, in sehr vielen Fällen nicht mit der sprachüblichen, woher es hauptsächlich kommt, dass wir bei einer Sprache, die wir nicht beherrschen, die aber einer anderen, mit der wir vertraut sind, nahe steht, demnach auch bei einer älteren Entwickelungsstufe unserer Muttersprache, ganz besonders Missverständnissen ausgesetzt sind. In einem solchen Falle gibt zwar die Etymologie in der Regel eine Direktive für das Auffinden der wirklichen Bedeutung, es wird aber hierzu noch ein besonderes Verfahren erfordert, welches eben, wenn auch gewöhnlich schwieriger, doch dem Ableiten der occasionellen aus der usuellen Bedeutung sehr ähnlich ist. Nicht selten wird es sich dabei auch darum handeln, ob eine, wie sich aus der Etymologie ergibt, ursprünglich metaphorische Bedeutung noch als Metapher empfunden wird oder schon zur eigentlichen Bedeutung geworden ist. Vielfach muss man auf die Unterstützung der Etymologie verzichten und sich lediglich an den Zusammenhang halten. Durch denselben kann die Bedeutung zweifellos bestimmt sein, vielleicht auf den ersten Blick einleuchten. Ich verweise Beispiels halber auf den Fall, dass sie sich als der Gegensatz zu der schon bekannten eines anderen Wortes ergibt. In anderen Fällen aber bleiben verschiedene, manchmal viele Möglichkeiten, oder diejenige Bedeutung, welche allein vollständig befriedigt, ist doch zu wenig nahe gelegt, als dass man so leicht darauf verfiele. Hier kann nun wieder die Vergleichung aushelfen. Man sucht die Stellen auf, in denen das betreffende Wort (oder die Wortverbindung) etwa noch sonst erscheint. Unter diesen gibt es dann vielleicht eine oder mehrere, an der die Bedeutung aus dem Zusammenhang zweifellos erhellt, und man kann dann probieren, ob die so gefundene auch auf die übrigen Stellen passt. Oder es sind zwar an jeder einzelnen Stelle mehrere Bedeutungen möglich, es ist aber nur eine darunter, die gleichmässig für alle passt. Natürlich führt dies Verfahren nicht immer zum Ziel und ist überhaupt unanwendbar bei *ἅπαξ λεγόμενα*. Es darf ferner dabei nicht ausser acht gelassen werden, dass einem Worte mehrere Bedeutungen zukommen können, und dass die aus dem Zusammenhange ermittelte Bedeutung nur die occasionelle, nicht die usuelle ist. Ausserdem müssen eventuelle Abweichungen des Gebrauches in den verschiedenen Texten be-

rücksichtigt werden. Aus dem letzteren Grunde wird man daher immer zuerst die Stellen des gleichen Textes unter einander vergleichen und demnächst die zeitlich und räumlich nahe stehenden Texte heranziehen. Es wäre sehr zeitraubend, diese Stellenvergleichung jedesmal ad hoc vorzunehmen. Es ist Aufgabe der Wörterbücher, dieselbe im grossen zu betreiben.

Auch was ausser der Sprachkenntnis von dem Verfasser eines Textes an Vorstellungsassociationen, die uns noch fremd sind, vorausgesetzt wird, kann teilweise aus dem Texte selbst mit Hülfe sorgfältiger Beachtung und Kombination aller Einzelheiten erraten werden, grösstenteils aber werden andere Hülfsmittel herangezogen werden müssen. Es kann sich dabei um Zustände und Gebräuche handeln, die zu der Zeit und in der Heimat des Verfassers bestanden. Die Interpretation muss daher auf den Untersuchungen über die Kulturverhältnisse basiert werden. Diese Untersuchungen beruhen allerdings ihrerseits zum guten Teile wieder auf Interpretation, doch daneben auch auf der Benutzung der übrigen Quellen, namentlich der Denkmäler der Kunst und des Handwerks und der geographischen Verhältnisse, woraus für viele Wörter die lebendige Anschauung der damit verbundenen Vorstellungen geschöpft werden muss. Diese Interpretation muss ferner eine vergleichende sein, indem alle Stellen, die sich auf ein bestimmtes Kulturverhältnis beziehen, zusammengestellt werden, um aus ihnen ein Gesamtbild zu konstruieren. Das Verfahren dabei ist demjenigen ganz analog, welches bei der vergleichenden sprachlichen Interpretation eingeschlagen wird. Man wird Stellen finden, aus denen sich der Aufschluss über das fragliche Kulturverhältnis unmittelbar zweifellos ergibt; man wird andere finden, von denen jede einzelne mehrere Möglichkeiten lässt, unter welchen aber nur eine allen Stellen gleichmässig Genüge thut.

3. TEXTKRITIK.

§ 17. Die Textkritik wird beginnen mit einer Untersuchung über Beschaffenheit und Herkunft der Grundlagen, aus denen unsere Kenntnis geschöpft werden muss, der Handschriften, Drucke und mündlichen Überlieferungen. Die Drucke enthalten gewöhnlich eine Angabe über Ort und Jahr ihrer Entstehung sowie über die Werkstätte, aus der sie hervorgegangen sind. Unter den Handschriften enthalten die Urkunden regelmässig Datum und Ort, sowie den Namen des Ausstellers, der freilich nicht mit dem Schreiber identisch zu sein pflegt. Das gleiche ist gewöhnlich bei sonstigen Aktenstücken der Fall, ferner bei Briefen, in denen aber nicht selten gerade die Jahreszahl als für den Adressaten selbstverständlich weggeblieben ist, bei Tagebüchern, mitunter auch bei Manuskripten, die für den Druck angefertigt sind, und bei Entwürfen. Auch die Schreiber der vor Anwendung des Druckes für literarische Verbreitung angefertigten Handschriften haben zuweilen Angaben über ihre Person oder die Zeit, in der sie geschrieben haben, beigefügt. Ausser den Angaben, die von den Schreibern oder Druckern selbst herrühren, haben wir zuweilen sonstige Notizen über die Schicksale eines Schriftstückes, worunter solche, die in dieses selbst von späterer Hand eingezeichnet sind. Auch die allgemeinen Nachrichten über die Geschichte der Bibliothek, welcher dasselbe jetzt angehört oder nachweislich einmal angehört hat, müssen dabei verwertet werden. Wenn man so auch nicht gerade bis auf seinen Ursprung gelangt, so kann es doch schon von Wert sein, demselben überhaupt näher geführt zu werden. Wenn Angaben über Herkunft und Schicksal eines Schriftstückes fehlen, so kann man doch aus der Beschaffenheit desselben ein Urteil über Zeit und Ort der Entstehung und eventuell über die Persön-

licheit des Anfertigers gewinnen. Diese Beurteilung nach der Beschaffenheit darf auch nicht versäumt werden, wenn Angaben vorliegen, damit dieselben in Bezug auf ihre Richtigkeit geprüft werden. Die Schrift variiert wie alles Usuelle nach Landschaften und Individuen und verändert sich langsam mit der Zeit. Ihre Variabilität, wenigstens die der Schreibschrift ist gross genug, um Individualitäten mit ziemlicher Sicherheit erkennen zu lassen, bleibt aber doch immer in gewisse Grenzen eingeschlossen, so dass auch das räumlich und zeitlich Gemeinsame deutlich hervortritt. Auf Grund dieses Verhaltens ist die Ausbildung einer Schriftkunde möglich, welche die Grundzüge der Methode mit den übrigen historisch-vergleichenden Wissenschaften gemein hat. Bei der Begründung dieser Wissenschaft musste natürlich von den nach Zeugnissen datierbaren Handschriften und Drucken ausgegangen werden. Unter diesen sind aber nur diejenigen brauchbar, die zu dem Verdachte einer falschen Angabe gar keine Veranlassung geben. Wenn mit Hülfe derselben die Eigentümlichkeiten einer jeden Zeit festgestellt sind, so kann man dann umgekehrt aus dem Vorhandensein dieser Eigentümlichkeiten Schlüsse auf die sonst unbekannte Entstehungszeit machen und kann ferner danach Zeitangaben, die irgend verdächtig erscheinen, kontrollieren. Es bedarf dazu natürlich derjenigen Cautelen, die bei aller chronologischen Bestimmung des Usuellen erforderlich sind, doch lassen sich fast immer ungefähre, nicht allzu weit auseinander liegende Grenzen vorwärts und rückwärts angeben, vorausgesetzt, dass nicht absichtliche Nachahmung eines älteren Schrifttypus vorliegt, die aus Liebhaberei oder zum Zwecke der Täuschung unternommen sein kann. Es stehen dann neben den Schriftzügen noch manche andere Kriterien für die Altersbestimmung zu Gebote, so namentlich die Beschaffenheit des Materials, das Vorhandensein oder Fehlen der Einflüsse, wie sie gewöhnlich durch die Zeit geübt werden, bei Urkunden das Siegel etc. Die Herstellung eines in jeder Hinsicht den Charakter einer bestimmten älteren Zeit tragenden Schriftstückes ist daher mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, dass sie wenigstens in grösserem Masstabe nicht so leicht unternommen wird und noch weniger leicht den Kenner täuscht. Viel öfter kommen Fälschungen vor bei Texten, von denen vorgegeben wird, dass sie aus einer älteren Quelle geschöpft seien, ohne dass eine solche zum Vorschein kommt. In diesem Falle ist man natürlich hauptsächlich auf eine Untersuchung des Inhaltes angewiesen, daneben aber wird auch die Zuverlässigkeit desjenigen, von dem die Angabe herrührt, zu prüfen sein. Von geringerer Bedeutung als für die Zeitbestimmung ist das Kriterium der Schriftzüge für die Lokalisierung. Wenigstens in den germanischen Handschriften der älteren Zeit gibt dafür in der Regel die Sprache eine viel weiter führende Handhabe. Von grossem Werte für die Kritik ist die Beachtung der individuellen Eigenheiten. In der neueren Zeit, wo von den meisten bedeutenderen Persönlichkeiten eigenhändige Aufzeichnungen vorliegen, spielt bei der Untersuchung der Echtheit von Schriftstücken die Handschrift eine grosse Rolle, ja sie kann unter Umständen der einzige entscheidende Grund für die Zuweisung eines Schriftstückes werden. Auch wo die Persönlichkeit eines Schreibers an sich gleichgültig und vielleicht unbekannt ist, bleibt es doch von Wert, Schriftzüge zu unterscheiden oder zu identificieren. Haben an einem Werke verschiedene Hände geschrieben, so sind danach verschiedene Partien auseinander zu halten, deren kritischer Wert besonders untersucht werden muss. Umgekehrt, sind mehrere Werke von der gleichen Hand geschrieben, so sind auch gewisse Übereinstimmungen des Verfahrens zu erwarten, so lässt sich manches, was für die Aufzeichnung des einen feststeht, auf die des anderen übertragen, z. B. chronologische Bestimmungen. Auch die Herkunft aus einer bestimmten Druckerei lässt sich zuweilen erweisen, wobei aber

ausser dem Charakter der Typen noch sonstige Eigenheiten der Druckeinrichtung in Betracht kommen.

Wenn sich aus Alter und Herkunft der Handschriften und Drucke, in denen ein Werk überliefert ist, Schlüsse auf dieses selbst machen lassen, so können umgekehrt aus einem Werke Schlüsse auf Herkunft und Alter der Überlieferung gemacht werden. Diese helfen uns zwar in Bezug auf dieses nicht weiter, doch können sie indirekt wertvoll werden. Ergibt sich z. B. aus einem Werke etwas über seine Abfassungszeit, so erhalte ich damit einen Terminus a quo für die Überlieferung. Daraus kann ich wieder chronologische Schlüsse auf andere Werke machen, die etwa von der gleichen Hand überliefert sind. Zeitbestimmungen, die aus dem Inhalt der Texte entnommen werden, können auch für den Aufbau der Schriftkunde von Wert sein, die demnach nicht bloss den übrigen Kulturwissenschaften Hülfe leistet, sondern auch umgekehrt deren Hülfe in Anspruch nehmen muss, also sich nicht isolieren darf. Der Inhalt eines vorliegenden Textes deckt sich aber auch bei weitem nicht immer mit dem Originale, und daher können aus demselben Schlüsse gemacht werden, welche dieses direkt nicht betreffen. So kann namentlich aus der Sprache Zeit und Gegend der Aufzeichnung bestimmt werden, die darin von dem Urtexte weit abstehen kann.

§ 18. Haben wir es mit einer Originalaufzeichnung zu thun, so kommen die Schlüsse, die sich in Bezug auf diese, z. B. aus den Schriftzügen machen lassen, natürlich dem Werke selbst ganz unmittelbar zu gute. Bei solchen Werken, welche auf Vervielfältigung durch Abschrift berechnet sind, ist die Wahrscheinlichkeit nicht gross, dass in einer der erhaltenen Handschriften die ursprüngliche Aufzeichnung vorliege. In den meisten Fällen lässt sich das Gegenteil direkt erweisen. Daneben aber gibt es solche Produkte, deren Aufgabe durch eine einmalige Niederschrift erfüllt wird, Inschriften, Urkunden und sonstige Aktenstücke, Briefe, Tagebücher, Entwürfe, Manuskripte, die als Unterlage für den Druck angefertigt sind. Diese liegen uns, wenn sie überhaupt erhalten sind, gewöhnlich als Originale vor. Abschriften werden nur ausnahmsweise genommen, wo dies nicht erst zu wissenschaftlichen Zwecken geschieht. Sind sie ohne betrügerische Absicht angefertigt, so sind sie in der Regel auch sofort als solche zu erkennen. Es kommt aber auch vor, dass Form, Material und Schriftzüge des Originals in betrügerischer Weise nachgeahmt werden, etwa um sich das Machwerk von einem Sammler teuer bezahlen zu lassen. Es darf daher die oben bezeichnete Art der Prüfung nicht verabsäumt werden. Diese wird wesentlich erleichtert, wenn das echte Schriftstück noch zu Gebote steht und mit dem nachgemachten verglichen werden kann. Es kann dann weiter dazu kommen, dass bei der Nachahmung auch eine absichtliche Veränderung mit dem Texte vorgenommen ist, wozu namentlich bei Urkunden die Absicht, sich einen Rechtsvorteil zu verschaffen veranlassen kann. Es kommen dann sowohl äussere wie innere Kriterien für das Erkennen der Fälschung in Betracht. Wieder ein anderer Fall ist es, wenn ein Schriftstück vollständig untergeschoben ist. Man hat es dann auch mit einem Originale zu thun, welches nur etwas anderes ist, als wofür es sich ausgibt.

Ist festgestellt, dass eine Aufzeichnung original ist, so ist es dadurch noch nicht zweifellos, dass der Text ganz ohne Fehler, d. h. ganz so, wie ihn der Autor gewollt hat, überliefert ist. Es ist die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass er sich verschrieben hat. Die gewöhnlichen Arten, wie man sich verschreibt, sind Auslassung eines Wortes oder einer Wortgruppe oder auch nur eines Buchstaben oder einer Buchstabengruppe, eines Teiles von einem Buchstaben oder eines Lesezeichens, ferner entsprechende Doppelschreibungen,

endlich Wort- und Buchstabenvertauschungen, die in der Weise zu stande kommen, dass einem statt des eben zu schreibenden Wortes ein anderes, namentlich ein ähnliches Wort in den Sinn kommt, welches man kurz vorher geschrieben oder bald darauf zu schreiben hat. Erfolgt die Aufzeichnung auf Grund eines Diktats, so können dazu noch Fehler treten, die durch Verhören oder durch mangelhaftes Festhalten des Gehörten im Gedächtnis veranlasst werden. Es kann dann die Handschrift auch nach ihrer Fertigstellung Verstümmelungen erlitten haben durch Fortfall von Blättern, Abschneiden oder Abreissen von Stücken, Durchlöchern, Beschmutzen, Verlöschen der Schrift etc. Hierher können wir endlich auch noch die falsche Ordnung der Blätter beim Einbinden rechnen.

Diese Veranlassungen zu Verderbnissen des Textes sind natürlich auch bei Abschriften vorhanden. Es treten dazu aber noch eine Menge anderer. Man kann die Veränderungen des von der Vorlage gebotenen Textes in absichtliche und unabsichtliche einteilen. Man kann die Grenze aber nicht scharf ziehen, indem eine gewisse Unbekümmertheit um genaue Wiedergabe in der Mitte liegt. Ganz unabsichtlich sind diejenigen Veränderungen, die daraus entstehen, dass der Abschreiber sich verlesen hat. Dieses Verlesen ist wohl von dem Verschreiben zu unterscheiden, wenn auch die Folgen beider Versehen die gleichen sein können. Auslassungen entstehen häufig infolge davon, grössere durch das Überschlagen eines Blattes, kleinere dadurch, dass das Auge nicht zu der nämlichen Stelle der Vorlage zurückkehrt, von welcher es sich zum Nachschreiben gewandt hat, oder durch ein Abirren während des Lesens. Am leichtesten wird dabei gerade eine oder mehrere ganze Zeilen übersprungen. Häufig wird die Veranlassung dadurch gegeben, dass ein Wort (oder eine Wortgruppe) sich in nicht grossem Abstande wiederholt, indem man dann von der Stelle, wo es zum ersten Male vorkommt, auf die zweite abirrt. Eine andere Art des Verlesens ist die Verwechselung ähnlich aussehender Buchstaben. Um hierüber richtig zu urteilen, sind paläographische Kenntnisse erforderlich. Begünstigt wird solche Verwechselung, wenn die Vorlage undeutlich geschrieben oder durch nachträgliche Einflüsse schwer lesbar geworden ist; ferner wenn der Schriftcharakter der Vorlage oder die darin gebrauchten Abkürzungen dem Abschreiber nicht mehr geläufig sind. Von einem Verlesen kann man nicht mehr gut sprechen, wenn seine Unkenntnis so weit geht, dass er etwas in der Vorlage überhaupt nicht versteht und sich durch blosses Raten zu helfen sucht. Auch ohne dass gerade eine Buchstabenähnlichkeit mitwirkt, kann man sich verlesen, indem man bei flüchtigem Hingleiten des Auges nicht jeden einzelnen Buchstaben deutlich perzipiert, sondern das wirklich Perzipierte durch ein Raten nach dem Zusammenhange ergänzt. Diese Art des Lesens ist die gewöhnliche, wenn die Aufmerksamkeit nicht besonders angestrengt wird. Sie genügt meistens, und Irrungen, die daraus entspringen, werden gewöhnlich sofort corrigiert, aber doch bleiben manche unbemerkt. Buchstabenverwechselungen ohne Rücksicht auf den Gedanken stellen sich bei ganz mechanischem Abschreiben ein, also namentlich, wenn der Schreiber den Text selbst nicht versteht. Sie sind daher in den germanischen Handschriften, deren Schreibern meistens die Sprache bis auf Einzelheiten verständlich war, seltener als in den lateinischen und griechischen, abgesehen von Eigennamen, namentlich fremdländischen. Dagegen ist das ungenaue Lesen und das Ergänzen nach dem Zusammenhange gerade demjenigen natürlich, dem die Sprache eines Textes geläufig ist. Neben der Ungenauigkeit der Perzeption ist mangelhaftes Haften des Gelesenen im Gedächtnis eine Hauptveranlassung zur Entstehung von Abweichungen. Beides kommt häufig zusammen. Je weniger Wert auf Genauigkeit in der Wiedergabe gelegt

wird, um so leichter schiebt sich etwas anderes, namentlich etwas Geläufigeres unter. Nach gewissen Seiten hin ist Sorglosigkeit der Überlieferung gegenüber die Regel. Die Orthographie der Vorlage wird, wo sie von der dem Schreiber geläufigen abweicht, oder wo sie überhaupt noch schwankend ist, fast nie genau beobachtet. In der Regel entsteht eine Mischung, wobei meistens die Gewohnheit der Vorlage von der des Schreibers überwuchert wird. Ebenso verhält es sich in der älteren Zeit, wo noch keine Schriftsprache ausgebildet ist, mit den Sprachformen. Die Schreiber scheuen sich nicht, die Formen ihrer Vorlage in die ihrer eigenen jüngeren oder dialektisch abweichenden Sprache umzusetzen. Sie verfahren dabei teilweise fast ganz radikal, doch finden sich sehr verschiedene Grade der Mischung. Gewöhnlich bemühen sich die Schreiber auch in anderer Hinsicht nicht, das Gelesene genau festzuhalten. Daraus entstehen wieder Auslassungen, ferner aber auch kleine Zusätze, Umstellungen, Vertauschung eines Ausdrucks gegen einen ungefähr gleichbedeutenden, wobei dann meistens das Eigentümlichere dem Gewöhnlicheren weichen muss. Diese Art der Verderbnis ist wohl in den germanischen Texten die gewöhnlichste. Dazu kommen nun die mit bewusster Absicht vorgenommenen Veränderungen. Diese können sehr verschiedenen Motiven entspringen. Verderbnisse, welche schon die Vorlage erlitten hat, rufen Besserungsversuche hervor, Lücken derselben Ergänzungsversuche. Hierbei kann zuweilen das Richtige getroffen werden, gewöhnlich aber werden diese dilettantischen Korrekturen fehl greifen. Noch gewöhnlicher vielleicht wird fälschlich eine Verderbnis angenommen, weil man den Text nicht versteht oder falsch versteht. Hierbei befindet sich der Verbesserer noch in dem guten Glauben, den Absichten des Autors zu entsprechen. Er kann aber auch, unbekümmert um diese, den Text seinen eigenen Bedürfnissen und Wünschen anpassen, sowie denen des Publikums, für das er schreibt. Die Umsetzung in die eigene Sprache kann mit überlegter Absicht vorgenommen und tief einschneidend werden. Wird durch sprachliche Umsetzung der Versbau zerstört, so kann das stärkere Änderungen veranlassen, die diesen wieder in Ordnung bringen. Die Verstechnik an sich ist sehr häufig die Ursache zu einer Umarbeitung gewesen. So sah man sich in Deutschland, als im Laufe des 12. Jahrh. ein regelmässigerer Versbau und eine genauere Reimbindung durchdrang, veranlasst, die älteren Dichtungen den neuen Kunstforderungen anzupassen. Ähnlich haben sonstige Wandlungen in der allgemeinen Geschmacksrichtung gewirkt. Dazu kommt dann das subjektive Gefallen des Einzelnen. Religiöse, politische und persönliche Tendenzen haben sich eingedrängt. Die Überarbeitung kann so weit gehen, dass sie geradezu als ein neues Werk erscheint, dem das ältere nur als Quelle gedient hat.

Drucke verhalten sich im wesentlichen wie Abschriften. Doch haben die Druckfehler den Verschreibungen gegenüber manches Eigenartige, was durch die Technik des Druckens bedingt ist. Man denke z. B. an die häufige Verwechselung von n und u. Die Erhaltung des ursprünglichen Textes ist durch die Einführung des Druckes sehr erleichtert. Blieb es bei einer Auflage, so war zu nachträglichen Veränderungen überhaupt keine Veranlassung gegeben. Aber selbst ein Werk, welches wiederholt aufgelegt wurde, ging doch nicht durch so viele Hände, als wenn es durch Abschrift stark verbreitet wäre. Die Möglichkeit auf den ersten Druck zurückzugreifen, blieb, weil derselbe doch in einer Anzahl von Exemplaren verbreitet war, viel grösser, als die Möglichkeit, auf eine einzige erste Niederschrift zurückzugreifen, die noch dazu als solche in der Regel nicht zu erkennen war. Zugleich lohnte sich grössere Genauigkeit in der Wiedergabe und eine Controlle des Setzers viel mehr, weil sie nicht mehr bloss einem einzigen Exemplar zu gute kam. In-

dessen muss man sich hüten, die wirklich angewendete Sorgfalt zu überschätzen. Es zeigt sich vielmehr, dass man auch bei den Drucken bis auf die neueste Zeit meist sehr achtlos verfahren ist. Man muss sich zu ihnen ebenso kritisch verhalten wie zu Handschriften. Zurückgehen auf den ersten Druck gibt auch noch keine Gewähr für Unverfälschtheit. Auch dieser ist wohl kaum je die erste schriftliche Niedersetzung. Selbst in den Fällen, wo die Drucker zugleich Verfasser sind, was in der älteren Zeit nicht so ganz selten ist, wird doch eine geschriebene Aufzeichnung vorangegangen und zu grunde gelegt sein. Eine Controlle von Seiten des Verfassers durch Lesen einer Korrektur ist in der früheren Zeit nicht üblich gewesen, auch später oft versäumt oder nachlässig gehandhabt. Der Text ist daher in den Drucken zunächst nicht viel anders behandelt als in den Handschriften. Namentlich wurde auch in ihnen die Orthographie und selbst die Sprache willkürlich geregelt. Wo demnach das Manuskript des Verfassers vorhanden ist, da ist es für die kritische Behandlung des Textes zu Hülfe zu nehmen. Auch Korrekturbogen, die von dem Verfasser gelesen sind, dürfen nicht vernachlässigt werden, da er darin dem Manuskript gegenüber noch Änderungen vorgenommen haben kann.

Den stärksten Veränderungen ist ein Text in der mündlichen Überlieferung ausgesetzt. Hierbei spielt wieder das Verhören eine Rolle, eine viel grössere aber natürlich das mangelhafte Haften im Gedächtnis.

§ 19. Der Textkritiker hat sich ein Urteil darüber zu bilden, wieweit die überlieferte Textgestaltung mit der ursprünglichen Aufzeichnung und mit der vom Verfasser gewollten Fassung übereinstimmt oder nicht. Er muss zu diesem Zwecke untersuchen, ob das Überlieferte der Eigentümlichkeit des Verfassers und den besonderen Absichten, die er bei der Abfassung gehabt hat, entspricht. Diese Untersuchung hat einen festen Ausgangspunkt, wenn bereits konstatiert ist, wer der Verfasser ist, wenn man etwas von Belang über seine Persönlichkeit weiss, namentlich seine Heimat und Lebenszeit kennt, und wenn andere Erzeugnisse derselben Zeit und derselben Gegend, vielleicht solche des Verfassers selbst vorliegen. Dann hat man einen Massstab, der freilich auch eventuell seinerseits nach dem Texte, um den es sich handelt, korrigiert werden muss. Viel ungünstiger ist man daran, wenn die bezeichneten Kenntnisse noch fehlen. Steht ein Denkmal zeitlich und räumlich isoliert da, so nützt es zur Beurteilung des Textes nicht viel, ob man es genau datieren kann. Haben wir keine sonstigen Anhaltspunkte, um die Herkunft eines Denkmals zu bestimmen, so kompliziert sich die Untersuchung darüber mit den Fragen der Textkritik. Eine Entscheidung auf dem einen Gebiete ist massgebend für das andere. Ein Beispiel bietet die sogenannte Nibelungenfrage. Lachmann entschied sich für den mangelhaften Text von A in Hinblick auf seine Annahme, dass das Werk aus Einzelliedern zusammengefügt und mit Interpolationen durchsetzt sei. Bartschs Auffassung des Handschriftenverhältnisses und Rekonstruktion des Originals ist untrennbar von seiner Bestimmung der Abfassungszeit. Je weiter der Spielraum in Bezug auf die Verfasserfrage ist, je weiter ist er auch in Bezug auf die Textkritik, um so schwieriger ist es, eine willkürfreie Grundlage zu gewinnen.

Bei der Prüfung der Überlieferung können sich entscheidende Argumente für oder wider die Echtheit einer Lesart ergeben, in sehr vielen Fällen aber wird man nicht in der Lage sein, solche zu finden. Einen wesentlichen Unterschied macht es, ob einfache oder mehrfache Überlieferung vorliegt. Im letzteren Falle hat bei den Abweichungen eine vergleichende Abwägung statt, aus welcher sich mit eins Gründe für die Echtheit der einen und für die Unechtheit einer oder mehrerer anderen Überlieferungen ergeben können. Hierbei geschieht es leicht, dass man eine Lesart, die zu beanstanden kein

zwingender Grund vorläge, wenn sie allein überliefert wäre, doch verwirft, weil sie sich weniger angemessen zeigt als eine andere daneben überlieferte.

Dass man zu einem zusammenfassenden Urteile über den Wert jeder Handschrift im ganzen durchdringen muss, ist noch weiterhin zu zeigen. Zunächst aber kann man nicht anders verfahren, als dass man die einzelnen Stellen nach einander vornimmt und für sich beurteilt. Dabei muss natürlich jede in ihrem Zusammenhange aufgefasst werden. Wo sich zwischen verschiedenen Überlieferungen an mehreren Stellen Abweichungen finden, die sich gegenseitig bedingen, müssen sie zusammen betrachtet und dabei von derjenigen Stelle ausgegangen werden, welche die besten Anhaltspunkte gewährt.

Grundbedingung, um zu einem Urteil zu gelangen, ist, dass zuerst die Interpretation mit allen zu Gebote stehenden Hülfsmitteln versucht wird. Doch kommt auch Manches in Betracht, was ausserhalb der Aufgabe der Interpretation liegt. Hierher gehört namentlich die Beurteilung der äusseren Sprachform und bei poetischen Werken die der Metrik. Die Sicherheit des textkritischen Urteils ist immer abhängig von der Sicherheit des Verständnisses und von der Sicherheit in der Kenntnis aller derjenigen Verhältnisse, unter denen ein Denkmal entstanden ist. Da aber diese Kenntnis doch grösstenteils aus Sprachdenkmälern geschöpft werden muss, die nicht ohne vorhergegangene Textkritik benutzt werden können, so haben wir hier den eigentümlichen Zirkel, in dem sich überhaupt die philologische Thätigkeit bewegt, und es muss nach dem dafür allgemein gültigen Prinzip verfahren werden, indem man die betreffende Kenntnis aus den am einfachsten zu beurteilenden und unverdächtigsten Stellen abstrahiert und dann auf die schwierigen anwendet.

Zu einem methodischen Vorgehen bei der Beurteilung ist das wesentlichste Hülfsmittel wieder die Vergleichung analoger Stellen. Dieselbe ist namentlich erforderlich um festzustellen, was man einem Autor zutrauen darf. Hierzu sind zunächst seine eigenen Erzeugnisse vollständig zu durchforschen. Hat man dieselben alle in der gleichen Überlieferung, so ist durch den Nachweis analoger Stellen freilich noch nicht der Verdacht ausgeschlossen, dass an denselben das Original gleichmässig geändert ist, und dies wird bei planmässiger Überarbeitung nicht selten der Fall sein. Grössere Sicherheit gewährt Übereinstimmung zwischen Werken, die in ganz verschiedenen Handschriften überliefert sind. Neben den eigenen Werken des Autors thun diejenigen die besten Dienste, welche ihm zeitlich und örtlich und in der Gattung am nächsten stehen. Doch sind selbst Vergleichungen zwischen weit auseinander liegenden Werken unter Umständen nicht wertlos, um allgemeine Möglichkeiten zu erweisen.

Zu der Annahme einer Verderbnis kann man dadurch geführt werden, dass ein Wort (oder eine Wortgruppe) überhaupt unverständlich ist und daher auch in den bekannten Sprachschatz nicht eingereiht werden kann. Die Verderbnis kann sich noch dadurch verraten, dass die Gestalt des Wortes mit den Lautverhältnissen der Sprache unvereinbar ist. Ohne das ist die Unverständlichkeit an sich ein zwingender Grund nur, wo es sich um eine Sprache handelt, die man vollkommen beherrscht. Mitunter kann die Unanfechtbarkeit eines solchen Wortes durch Parallelen gestützt werden. Vielfach wird man aus dem Zweifel nicht herauskommen. Etwas ähnliches gilt, wenn von den bekannten Bedeutungen eines Wortes keine in den Zusammenhang hineinpasst. Vielfach ist ein Satz an sich nicht sinnlos, scheint aber in den weiteren Zusammenhang nicht zu passen, oder es scheint etwas überflüssig, oder man vermisst etwas. Hierbei ist besonders die Vorsicht geboten, dass man nicht einen absoluten logischen oder ästhetischen Massstab anlegt, sondern sich durch zusammenhängende Betrachtung ein Bild von der besonderen Vorstellungsweise des Verfassers zu machen sucht. Über Unrichtigkeiten in der Sprachform oder in

der Konstruktionsweise wird man wieder nur auf Grund genauer Sprachkenntnis urteilen können und wird sich, wo diese mangelt, oft bescheiden müssen. Verschieden von den eigentlichen Sprachfehlern ist die Einmischung jüngerer oder dialektisch abweichender Formen. Wenn man dafür nicht schon anderswoher einen Massstab hat, so erkennt man, dass überhaupt eine Veränderung der ursprünglichen sprachlichen Gestalt stattgefunden hat, in der Regel an dem Mangel eines einheitlichen Charakters, wiewohl freilich nicht jedes Schwanken ohne weiteres auf Sprachmischung zurückgeführt werden darf. Welche Formen älter, welche jünger sind, das ist in der Regel leicht zu entscheiden; doch kann sich derjenige, der sprachwissenschaftlich nicht geschult ist, auch darin täuschen. Die älteren ergeben sich von selbst als die ursprünglichen. Grössere Schwierigkeiten kann es machen, bei der Mischung verschiedener Dialekte den ursprünglichen herauszuerkennen. Das Haupthülfsmittel zur Erkenntnis der durch fremdartige Einflüsse verdorbenen ursprünglichen Sprachformen ist bei poetischen Texten der Versbau. Mit Hülfe desselben gelingt es häufig auch ohne sonstige Anhaltspunkte ein Denkmal einem schon sonst bekannten Dialekte und einer bestimmten Zeit zuzuweisen, und man ist dann in der Lage die Kenntnis des Dialektes für die Kritik zu verwerten. Absolute Sicherheit in Bezug auf alle Einzelheiten des ursprünglichen Sprachcharakters ist kaum je zu erreichen, indessen darf man doch nicht versäumen, zu versuchen, wieweit man darin kommt, schon deshalb, weil manche sonstige Fragen der Textkritik mit der Beurteilung der Sprachformen in engem Zusammenhange stehen. Einer solchen Geringschätzung derartiger Bemühungen, wie sie Haupt in der Vorrede zu Des Minnesangs Frühling ausgesprochen hat, wird heute kaum noch jemand beistimmen. Der Versbau lässt auch sonst eine Menge von Fehlern erkennen, Auslassungen und Zusätze, Umstellungen, Wortvertauschungen etc. Doch müssen die Regeln des Versbaues selbst erst durch eine allseitige Prüfung und Vergleichung der Überlieferung gewonnen werden, die daher nicht vorschnellen Verallgemeinerungen zu Liebe, die aus einem willkürlich ausgewählten Materiale gewonnen sind, preisgegeben werden darf.

Ein gutes Hülfsmittel zur Erkennung von Fehlern gewähren eventuell die Quellen, die der Verfasser benutzt hat. In der günstigsten Lage befindet man sich bei der Kritik einer Übersetzung, deren Original man zur Verfügung hat.

Mit einer Verderbnis kann auch die Ursache ihrer Entstehung erkannt werden. Diese ergiebt sich dann am leichtesten, wenn die richtige Lesart in einer anderen Überlieferung vorliegt und zur Vergleichung herangezogen werden kann. Wenn die letztere nicht überliefert ist, so ist eine Vermutung über die Entstehung des Fehlers nur möglich in Verbindung mit einer Vermutung über die ursprüngliche Gestalt des Textes. Doch braucht diese unter Umständen nur allgemeiner Art zu sein. Man kann z. B. vermuten, dass etwas ausgelassen ist, ohne doch von dem Wortlaut des Ausgelassenen eine Vorstellung zu haben. Für die Wahl zwischen verschiedenen Lesarten kann der Umstand, dass die Entstehung der einen aus der anderen leicht begreiflich ist, nicht umgekehrt, ausschlaggebend sein.

§ 20. Durch Zusammenfassung der besonderen Urteile über einzelne Stellen gewinnt man ein Gesamturteil über die Autorität, die eine Handschrift im ganzen für die Ermittelung des ursprünglichen Textes in Anspruch nehmen darf. Man muss sich dabei an diejenigen Stellen halten, über die sich aus inneren Gründen eine möglichst zweifellose Entscheidung fällen lässt. Das aus diesen gewonnene Gesamturteil hat dann den Wert, dass die für sich zweifelhaft bleibenden Stellen nach dem Masse der Autorität beurteilt werden,

welche jeder Handschrift im ganzen zuerteilt ist. Bei dieser Art der Schlussfolgerung wird die Voraussetzung gemacht, dass der Abschreiber weder seine Vorlage noch sein Verfahren derselben gegenüber in einem fort wechselt, sondern dass er in dieser Hinsicht einigermassen konstant ist. Gleichmässigkeit ist die Regel. Doch kommt es nicht so selten vor, dass etwa der vordere Teil aus einer anderen Quelle geschöpft ist, als der hintere, dass ein Abschreiber in einem Teile nachlässiger verfahren ist als in einem anderen, dass ein Überarbeiter einen Teil weniger geschont hat als den anderen. Die partieenweise Verschiedenheit wird sich in der Regel ebenso wie durchgängige Gleichmässigkeit an den Stellen bekunden, die ein Urteil aus inneren Gründen zulassen, und man kann dann von ihnen einen Analogieschluss auf die übrigen machen. Man verliert dagegen allen Anhalt bei einem durchgängigen Wechsel der Quellen und der Art ihrer Benutzung. Indessen muss sich doch auch ein solcher Wechsel in den beurteilbaren Stellen reflektieren. Wo mehrere Hände an einem Texte geschrieben haben, ist natürlich die Arbeit einer jeden besonders zu würdigen. Andererseits darf man es sich nicht entgehen lassen, wenn verschiedene Denkmäler in einer Niederschrift von der gleichen Hand vorliegen, davon Nutzen zu ziehen. Es kann sein, dass man bei einem dieser Denkmäler Mittel hat, das Verhalten des Schreibers zu seiner Vorlage festzustellen, und dass man dann diese Feststellung für ein anderes, bei dem solche Mittel fehlen, verwerten kann.

Man kann zunächst untersuchen, ob Anhaltspunkte dafür da sind, dass eine Hs. sich in stärkerem oder geringerem Grade von dem Originale entfernt, und man kann darnach die verschiedenen vorhandenen Hss. in eine Rangordnung bringen. Hierbei kann das höhere Alter einer Hs. als ein Moment für die grössere Zuverlässigkeit mit in Anschlag gebracht werden. Wenn man aber auch daraus ein günstiges Vorurteil ableiten darf, so können dadurch doch niemals anderweitige Erwägungen erspart werden, die nicht selten zu einem entgegengesetzten Urteile führen. Wichtig ist es ferner, ein Bild von dem Verfahren des Schreibers zu gewinnen, die Veranlassungen festzustellen, die ihn zu Abweichungen von seiner Vorlage geführt haben. Sind wir in der Lage an einer Reihe von Stellen bestimmte Arten der Entstellung, bestimmte Tendenzen zur Überarbeitung nachzuweisen, so haben wir damit einen Anhalt, nach welcher Richtung wir auch sonst die Abweichungen von dem Originale zu suchen haben. Erleichtert wird uns die Beurteilung des Verfahrens, welches ein Schreiber oder Überarbeiter eingeschlagen hat, wenn wir andere von ihm geschriebene oder überarbeitete Werke oder vielleicht gar Originalarbeiten von ihm vergleichen können. Die Verhältnisse können dadurch sehr kompliziert werden, dass wir etwa in der Hs. erst das Resultat der Arbeit verschiedener auf einander folgender Abschreiber oder Überarbeiter vor uns haben, deren Verfahren ein sehr verschiedenes gewesen sein kann. Endlich ist durch die Zusammenfassung der Einzelheiten ein Urteil über das Verhältnis der Hss. zu einander zu gewinnen. Die besondere Beziehung, in der mehrere Hss. zu einander den übrigen gegenüber stehen, besteht entweder darin, dass eine direkt aus der anderen geschöpft hat, oder dass sie zusammen eine gemeinsame Quelle haben, von der die übrigen unabhängig sind. Die Aufgabe ist, eine Art Genealogie aufzustellen, bei der verschiedene nur erschlossene Mittelglieder fungieren können. Jede besondere Beziehung kann nur erwiesen werden auf Grund besonderer gemeinsamer Abweichungen von dem Original. Es müssen also solche bereits auf Grund innerer Kriterien erkannt sein, und man muss sich nur auf solche stützen, bei denen man möglichst sicher sein kann. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass nicht jede Übereinstimmung in einer Abweichung ohne weiteres auf einen historischen Zu-

sammenhang weist, dass vielmehr auch manche sich zufällig kann ergeben haben. Dies gilt von allen unbedeutenden und nahe liegenden Änderungen. Wo mehrere Überarbeiter in der Tendenz übereinstimmen, können sie leicht auch im einzelnen hie und da genau zusammentreffen. Man hat sich daher zunächst an die bedeutenderen und eigenartigeren Abweichungen zu halten, bei denen man ein zufälliges Zusammentreffen als ausgeschlossen betrachten kann. Die übrigen können nur auf Grund ihrer relativen Häufigkeit mit in Betracht gezogen werden, wobei aber berücksichtigt werden muss, dass Hss. um so öfter in Abweichungen zufällig zusammentreffen werden, je grösser die Zahl dieser Abweichungen im ganzen ist. Abzuschätzen, wieviel Spielraum man dem Zufall zuweisen darf, ist keine so einfache Aufgabe. Um einen Massstab dafür zu gewinnen muss man Beobachtungen über das Zusammentreffen von solchen Handschriften anstellen, bei denen die Annahme einer näheren Verwandtschaft völlig ausgeschlossen ist. Bei diesen Schwierigkeiten begreift es sich, dass es Fälle genug gibt, in denen man zu einem entscheidenden Resultat nicht gelangt, zumal da auch noch die Benutzung mehrerer Vorlagen durch den gleichen Schreiber in Erwägung kommen kann. Führt die Untersuchung über das Verwandtschaftsverhältnis der Hss. zu bestimmten Resultaten, so ergibt sich leicht, wie dieselben für die Textkritik zu verwerten sind. Als wertlos fallen selbstverständlich diejenigen weg, die als abgeleitet aus einer anderen noch vorliegenden nachgewiesen sind. Dagegen darf prinzipiell keine andere ausgeschlossen werden, wenn es auch bei reichhaltiger Überlieferung wohl sein mag, dass es für die Textherstellung irrelevant bleibt, ob diese oder jene Hs. benutzt ist oder nicht. Von vornherein lässt sich das nicht wissen. Hat man drei von einander unabhängige Hss., so wird man natürlich im allgemeinen die Übereinstimmung zweier als entscheidend für die grössere Ursprünglichkeit ansehen. Indessen darf auch hier wieder die Möglichkeit eines zufälligen Zusammentreffens nicht ausser acht gelassen werden, die man nach den oben angedeuteten Gesichtspunkten beurteilen muss. Das Verfahren darf daher kein mechanisches werden und man darf sich die Erwägung der inneren Gründe, die etwa für Bevorzugung der alleinstehenden Hs. sprechen, nicht ersparen. Es ergibt sich denn auch, dass, wo mehr als drei Hss. vorhanden sind, von denen sich keine in ein besonderes Verwandtschaftsverhältnis zu der anderen bringen lässt, ein zufälliges Zusammentreffen nicht ausbleibt. Es stellen sich etwa 2 gegen 2, 3 gegen 2 etc. Neben der Zahl der Zeugen und den inneren Gründen, die in Bezug auf die einzelne Lesart in Betracht kommen, ist der Wert jeder einzelnen Hs. und ihr besonderer Charakter in Rechnung zu ziehen. Häufig hört man den Satz, man müsse die Zeugen wägen, nicht zählen. Richtiger ist es gewiss, sie sowohl zu zählen als zu wägen, ihre Unabhängigkeit vorausgesetzt. Es wird gewiss oft gerechtfertigt sein, etwa zwei besseren vor drei schlechteren Hss. den Vorzug zu geben. Aber verfehlt ist es, auf das Zeugnis einer Hs. darum, weil sie an sich die beste ist, mehr Gewicht zu legen, als auf das übereinstimmende einer Reihe anderer unabhängiger Hss., von denen jede an sich schlechter ist. Komplizierter wird das Verfahren, wenn mehrere Hss. zunächst auf eine verlorene Vorlage zurückgehen. Dann ist zunächst der Text dieser Vorlage zu konstruieren, gleichfalls nach den soeben erörterten Grundsätzen, und diese Vorlage wird dann weiterhin wie eine einzelne Hs. verwertet. Indessen muss doch schon bei der Rekonstruktion der Vorlage auf die andern davon unabhängigen Hss. Rücksicht genommen werden. Der einfachste Fall wäre, wenn von den Hss. A, B, C die beiden letzteren zunächst auf eine gemeinsame Grundlage X zurückgingen. Dann würde Übereinstimmung zwischen A und B oder A und C, wo nicht besondere

Gegengründe vorliegen, entscheidend sowohl für den Text von X wie für den allen gemeinsamen Grundtext sein. Verwickeltere Verhältnisse können eintreten, wenn noch eine weitere Hs. D auf X zurückgeht, die mit B und C koordiniert ist. Sehr klar liegt dann die Sache, wenn etwa A mit B und C gegen D stimmt. Es kann sich aber auch wohl ereignen, dass AB gegen CD steht. Dann würde eine isolierte Betrachtung der Gruppe X dazu führen, die Lesart von CD als die der Vorlage X anzusetzen, dagegen eine gleichzeitige Berücksichtigung von A die Annahme nahe legen, dass hier doch vielleicht B allein gegen CD den Text der Vorlage X bewahrt hat. Man kommt dann nicht darüber hinweg: es muss ein zufälliges Zusammentreffen vorliegen, entweder zwischen C und D oder zwischen A und B, und man muss nun abwägen, welche von diesen beiden Möglichkeiten die grössere Wahrscheinlichkeit für sich hat. In eine ähnliche Lage gerät man häufig. Die Verhältnisse können noch viel verwickelter werden. Mit einfachen Grundsätzen kommt man selten völlig zurecht, und der Grad der Sicherheit, bis zu dem man gelangen kann, ist ein sehr verschiedener.

Hier mag noch die Bemerkung angefügt werden, dass neben den Handschriften und Überarbeitungen ganzer Werke auch die Citate berücksichtigt werden müssen, die etwa aus denselben von späteren Autoren genommen sind. Auch diesen muss ihre Stellung angewiesen und ihr Wert muss geprüft werden. Selbst wenn dieselben nach dem Gedächtnis und nicht mit grosser Genauigkeit aufgeführt werden, so ergibt sich doch mitunter eine nähere Übereinstimmung mit dieser oder jener Hs. oder Handschriftengruppe. Der Text der Citate als solcher kann natürlich auch in verschiedenen Fassungen vorliegen. Das Werk, welchem das Citat entnommen, und dasjenige, in das es eingefügt ist, geraten so in Bezug auf textkritische Behandlung in Beziehung zu einander. Es werden Schlüsse aus den Verhältnissen des einen auf die des andern möglich, die man sich zu Nutze machen muss. Ein Citat kann für die Kritik des Werkes, dem es entnommen ist, namentlich dann wertvoll sein, wenn die Entnahme der Entstehung desselben zeitlich nahe steht, näher als irgend eine Handschrift.

Nicht bloss Citate, auch Nachahmungen können in dieser Richtung von Wert sein. Das bekannte Gedicht Walthers von der Vogelweide *Von Rôme voget, von Pûlle künec* (La. 28, 1) ist von seinem jüngeren Zeitgenossen Ulrich von Singenberg parodiert. In der achten Zeile liest Lachmann mit AC *kume ich spâte und rîte fruo*, während B hat *sus rîte ich fruo und kume niht heim*. Bei Ulrich lautet die entsprechende Zeile *sus rîte ich spâte und kume doch heim* (nach B, *sust heize ich wirt und rite hein* C). Hieraus ergibt sich, dass Ulrich schon den Text von B vor sich hatte, und anderseits, dass in seinem Gedichte an dieser Stelle B das Ursprüngliche bewahrt hat.

§ 21. Von dem negativen Resultate der Erkennung einer Verderbnis oder Überarbeitung sucht der Textkritiker zu positiver Wiederherstellung des Ursprünglichen fortzuschreiten, wo dasselbe noch nicht in einer anderen Überlieferung gegeben ist. Die Konjekturalkritik ist von den klassischen Philologen ganz besonders gepflegt und gilt vielen als das Höchste in der philologischen Thätigkeit. In Wahrheit kommt ihr nur innerhalb bestimmter enger Schranken der Wert wirklicher Erkenntnis zu. Wenn sie sich nicht innerhalb dieser Schranken gehalten hat, so liegt dies zunächst daran, dass sich ein ästhetisches Bedürfnis an Stelle des Strebens nach gegründeter Erkenntnis untergeschoben hat, das Bedürfnis, einen von allen Anstössen befreiten, gut lesbaren Text vor sich zu haben. Einen solchen unter allen Umständen zu liefern wird von vielen geradezu als die Pflicht eines Herausgebers angesehen, ohne dass erwogen wird, welche Gewähr man hat, damit dem

Originale näher zu kommen als die Überlieferung. Hierzu kommt nun, dass die Konjekturalkritik eine ganz besonders günstige Gelegenheit bietet, sich an seinem Scharfsinn innerlich zu ergötzen und nach aussen Bewunderung dafür zu erregen.

Handelt es sich darum, etwas, was gar keinen oder einen unangemessenen Sinn gibt, durch etwas Angemessenes zu ersetzen, so ist dabei die nämliche Operation zu vollziehen, wie wenn der noch unbekannte Sinn eines Wortes oder einer Wendung erraten wird. Nur muss man zu dem Sinn, den der Zusammenhang verlangt, auch noch den sprachlichen Ausdruck finden. Eine wesentlich andere Thätigkeit ist die Korrektur des sprachlichen Ausdrucks ohne Veränderung des Sinnes, wieder eine andere die Korrektur der metrischen Form. Vermutungen über die Art, wie die vorliegende Veränderung des Originals entstanden sei, zeigen die Richtung, nach welcher sich das Konjizieren zu bewegen hat. Der Ausgangspunkt bei dem Suchen nach der geeigneten Textgestaltung und die Reihenfolge der Ideen kann mannigfach wechseln.

Nicht selten taucht eine Konjektur schon in dem nämlichen Augenblicke auf, in dem man Anstoss an der Überlieferung nimmt. So kann man z. B. viele Sprachfehler nicht bemerken, ohne zugleich im Sinne zu haben, was man an ihrer Stelle als das Richtige erwartet. Auch wenn man etwas als dem Dialekte des Originals nicht entsprechend erkennt, wird es in der Regel schon mit etwas anderem verglichen, was man auf Grund seiner Kenntnis dieses Dialektes erwartet. Die Korrektur vieler Schreib- und Lesefehler ergibt sich so unmittelbar aus dem Zusammenhange, dass sie jeder macht, der überhaupt der Sprache mächtig ist. Ja das Erraten des Richtigen kann der genauen Auffassung des vorliegenden Falschen vorauseilen, wie sich daraus ergibt, dass viele Druckfehler nicht bemerkt werden.

Von jeder Konjektur muss natürlich verlangt werden, dass sie in allen Hinsichten angemessen ist, dass sie in den Zusammenhang passt und mit den geschichtlichen Verhältnissen, unter denen das betreffende Werk entstanden ist, in keinem Widerspruch steht. Kenntnis dieser Verhältnisse, wozu auch die Individualität des Verfassers gehört, ist eine notwendige Vorbedingung, um überhaupt eine angemessene Konjektur machen oder über eine von andern gemachte urteilen zu können. Die Angemessenheit allein entscheidet aber noch nicht für die Richtigkeit einer Konjektur. Es gibt Fälle, in denen leicht mehrere Konjekturen neben einander gestellt werden können, von denen die eine so angemessen ist wie die andere. Hiervon eine auszuwählen und in den Text zu setzen, ist natürlich reine Willkür, und der Wissenschaft ist damit nicht gedient. Eine derartige Auswahl bietet sich namentlich da, wo der Anstoss nicht vom Sinne, sondern nur vom Versmass ausgeht. Viel eingeschränkter ist die Auswahl, wenn es sich darum handelt, ein Reimwort zu korrigieren oder zu ergänzen. Hierbei ist es nicht selten, dass unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Forderung eines angemessenen Sinnes nur eine Möglichkeit bleibt. Daher ja auch der Gebrauch, unanständige Wörter im Reime nicht auszuschreiben, sondern ganz oder teilweise erraten zu lassen. In anderen Fällen macht es Schwierigkeiten, überhaupt irgend etwas Angemessenes zu finden, und man ist dann sehr geneigt, wenn diese Schwierigkeit doch irgendwie überwunden ist, anzunehmen, dass damit auch das Echte gefunden sei. Indessen kann man es doch selten als erwiesen betrachten, dass es keine andere Möglichkeit der Besserung gibt. In der Regel muss zu der Angemessenheit etwas anderes hinzukommen, um einer Konjektur Gewähr der Richtigkeit zu geben. Vor allem kommt hier in Betracht, dass man in der Lage ist, die Entstehung des Überlieferten ungezwungen aus dem als

ursprünglich Vorausgesetzten zu begreifen. Wenn mehrere Konjekturen gleich angemessen sind, so verdient diejenige den Vorzug, von welcher aus man am leichtesten zu dem Überlieferten gelangt. Am sichersten zu verbessern sind unabsichtliche Buchstabenvertauschungen. Es bedarf dazu eventuell paläographischer Kenntnisse. Auch wo absichtliche, sich weiter vom Originale entfernende Veränderungen vorliegen, kann zuweilen eine genauere Kenntnis des gewöhnlich von dem Überarbeiter eingeschlagenen Verfahrens zu Resultaten von grosser Wahrscheinlichkeit führen. Eine solche Kenntnis gewinnt man allerdings in der Regel nur, wenn man eine oder mehrere Hss., die von der Überarbeitung frei sind, zur Vergleichung daneben hat, wo man dann keiner Konjektur mehr bedarf, dennoch aber wird sie nicht selten praktisch verwertbar, nämlich wenn nur ein Teil von dem Werke oder den Werken des Dichters gleichzeitig in einer Überarbeitung und in einer dem Originale näher stehenden Fassung überliefert ist, das Übrige nur in der betreffenden Überarbeitung. Dann kann man für dieses die aus der Vergleichung gewonnenen Erfahrungen verwerten. Hat man z. B. beobachtet, dass ein Ausdruck des Originals von dem Bearbeiter regelmässig mit einem andern, welcher jenem fremd ist, vertauscht wird, so kann man vermuten, wo man den letzteren antrifft, dass ursprünglich der erstere dagestanden hat. Viel weniger günstig ist die Lage, wenn von den Erzeugnissen eines Autors ein Teil in Überarbeitung, ein anderer in echterer Gestalt vorliegt, aber nichts in beiden zugleich. Doch kann auch dann die Vergleichung ähnlicher Stellen manches aufhellen. Dies ist auch selbst dann möglich, wenn wir nur Überarbeitung haben, wofern dieselbe nicht gleichmässig durchgeführt ist, indem in analogen Fällen der ursprüngliche Text bald beibehalten, bald geändert ist. Wie zur Erkenntnis einer Veränderung des Originals, so kann natürlich auch zur Wiederherstellung desselben die vom Verfasser benutzte Quelle gute Dienste leisten, um so bessere, je näher er sich an dieselbe gehalten hat.

Eine besondere Art des Konjizierens ergibt sich durch die Kombination mehrerer von einander unabhängiger Überlieferungen. Man kann dabei so verfahren, dass man einfach ein Element der einen Überlieferung mit einem Elemente der andern ohne weitere Modifikation zusammenfügt. Man kann aber auch über die blosse Zusammenfügung hinausgehen und etwas konstruieren, was nicht bloss durch diese neu ist, was aber zugleich in einem solchen Verhältnis zu den verschiedenen Überlieferungen steht, dass die eine wie die andere leicht daraus abgeleitet werden kann. Dieses Verfahren hat das für sich, dass man sich dabei nicht zu weit von dem Gegebenen in reine Willkür verliert. Ist einmal die Berechtigung desselben im allgemeinen zugestanden, so bleibt meistens nicht viel Schwanken übrig in Bezug auf das besondere Resultat. Aber eben diese Berechtigung ist erst nachzuweisen. Die blosse Möglichkeit der Anwendung genügt nicht. Ich habe dies ausführlich in meiner Kritik von Bartschs Hypothese über das Handschriftenverhältnis des Nibelungenliedes gezeigt (PBB III, 394 ff. 445 ff.).

4. KRITIK DER ZEUGNISSE.

§ 22. Jede Art historischer Forschung, nicht bloss die Geschichte in dem gewöhnlichen engeren Sinne sieht sich auf Zeugnisse angewiesen. Als solche betrachten wir nicht bloss Werke, die ausdrücklich zu dem Zwecke verfasst sind, der Nachwelt Kunde von dem, was sich einmal zugetragen hat, zu geben, sondern auch Mitteilungen an Zeitgenossen, z. B. in Briefen, gelegent-

liche Anspielungen und vieles andere. Auch Grammatiken und Wörterbücher müssen wir hierher rechnen. Ja jede Angabe in einem wissenschaftlichen Werke hat für uns, soweit sie sich auf Material stützt, was uns nicht zugänglich ist, den Charakter eines Zeugnisses.

Jedes Zeugnis erhält von der Person, von der es ausgeht, zum mindesten eine subjektive Beimischung. Diese von der objektiven Grundlage, auf der es ruht, abzusondern, ist eine gewöhnlich schwierige, oft unlösbare Aufgabe. Wir sind daher immer besser daran, wenn wir der Zeugnisse entraten und uns an die unmittelbare Beobachtung von Vorgängen oder wenigstens von Erzeugnissen halten können. Allein selbst von den für die Dauer bestimmten Erzeugnissen der Vergangenheit, z. B. von den literarischen, ist so vieles zerstört, dass uns unter Umständen schon dürftige Nachrichten darüber eine willkommene Ergänzung unseres Wissens geben, und von so vielem anderen ist überhaupt kein Wissen möglich ausser durch Zeugnisse.

Die Zeugnisse unterliegen der textkritischen und literargeschichtlichen Behandlung. Die wichtigen Fragen nach ihrem Alter und ihrer Herkunft können mit allen den Mitteln untersucht werden, die sonst für derartige literargeschichtliche Fragen zu Gebote stehen. Ebenfalls zunächst eine literargeschichtliche Aufgabe ist es, wo mehrere Zeugnisse über den nämlichen Gegenstand vorliegen, das Verhältnis derselben zu einander festzustellen. Dies ist eine unumgängliche Vorarbeit für ihre richtige Verwertung. Es kann dadurch die Zahl der Zeugnisse reduziert werden, indem sich nachweisen lässt, dass eins aus dem anderen oder mehrere aus der gleichen verlorenen Quelle abgeleitet sind. Dieser Nachweis kann geführt werden auf Grund von Übereinstimmungen im Ausdruck, ein Mittel, welches bei den mittelalterlichen Historikern mit gutem Erfolge angewendet ist, da dieselben ihre Vorgänger mit grosser Unbefangenheit ausschreiben. Gleichfalls beweisend ist die Übereinstimmung in der Auswahl und Gruppierung der einzelnen Momente eines Berichtes. Denn wenn mehrere Personen unabhängig von einander über dieselben Begebenheiten berichten, so wird dem einen dieses, dem andern jenes mehr auffallen, und wo es sich um kompliziertere Vorgänge handelt, wird auch die Reihenfolge, in der sie geschildert werden, variieren. Endlich kommt die Übereinstimmung in falschen Angaben in Betracht. Die Benutzung dieses Kriteriums setzt allerdings voraus, dass man die Wahrscheinlichkeit einzelner Angaben bereits nach inneren Gründen geprüft oder an anderen Quellen gemessen hat, deren Zuverlässigkeit keinem Zweifel unterliegt. Es bedarf ferner dabei ähnlicher Kautelen wie bei der analogen Untersuchung über das gegenseitige Verhältnis von Handschriften. Man muss berücksichtigen, dass in unbedeutenderen Punkten der Zufall eine Rolle spielt, und dass Übereinstimmung in dem Bildungsstand, der Gemütsverfassung, der Parteistellung verschiedener Berichterstatter bei jedem zu der nämlichen Verfälschung der Wahrheit führen kann.

Die Untersuchung über das Verhältnis der Zeugnisse zu einander ist zugleich eine Untersuchung über ihre Grundlagen. Danach kann aber auch in anderer Weise geforscht werden. Zunächst können eigene Angaben des Zeugen, mitunter auch die anderer darüber in Betracht kommen, die freilich selbst als Zeugnisse erst gleichfalls einer Prüfung unterliegen. Weiterhin hat man sich zu vergegenwärtigen, welche Quellen der Berichterstatter zu benutzen imstande war. Hierfür ist es natürlich vor allem wichtig, die Zeit zu wissen, in der er gelebt und geschrieben hat, auch kann die nähere Kenntnis seiner persönlichen Verhältnisse von Belang sein. Danach kann man beurteilen, ob er etwa Augenzeuge der geschilderten Begebenheiten sein oder Mitteilungen von Augenzeugen benutzen konnte, was ihm etwa für Dokumente oder Geschichtswerke oder mündliche Traditionen zu Gebote stehen konnten etc.

Wie es erforderlich ist, sich ein Urteil darüber zu bilden, wieweit die äusseren Umstände den Berichterstatter in die Lage gesetzt haben, etwas mehr oder weniger Authentisches zu erkennen, so muss auch untersucht werden, wieweit er selbst dazu qualifiziert war, das, was ihm vorlag, richtig aufzufassen und wiederzugeben, ob er den guten Willen dazu hatte, oder ob bei ihm ein Interesse vorauszusetzen ist, die Wahrheit zu verhehlen oder zu verfälschen, ob bei ihm die nötige Sorgfalt und Genauigkeit vorauszusetzen ist, ob er nicht auch bei redlichem Willen durch seinen Parteistandpunkt, durch Vorurteile, durch Mangel an Einsicht und Bildung beirrt ist. Diese Fragen können mitunter nach anderweitiger Kenntnis seiner Person entschieden werden. Häufig wird man nur nach dem Werke selbst urteilen können, in dem der Bericht enthalten ist. Man kann danach zunächst die schriftstellerische Befähigung beurteilen, die einen Massstab für die Schätzung der ganzen Persönlichkeit gibt. Man kann sich von dieser ein Bild nach den Äusserungen machen, die nicht direkt zu dem Bericht gehören. Man kann ferner etwa aus Widersprüchen auf Mangel an Sorgfalt oder Kritik schliessen. Man kann aber nicht zu einem abschliessenden Urteil gelangen, wenn man sich nicht daran macht, die einzelnen Angaben auf ihre Wahrscheinlichkeit hin zu prüfen.

Diese Prüfung kann also nicht bloss vorgenommen werden um zu einem Resultat über die Richtigkeit der bestimmten einzelnen Angabe zu gelangen, sondern auch als ein Hülfsmittel neben andern, um die Zuverlässigkeit einer Quelle im ganzen abzuschätzen. Für diesen letzteren Zweck müssen auch Angaben untersucht werden, die an sich für die geschichtliche Erkenntnis wertlos sind, und solche, um die man sich sonst nicht kümmern würde, weil man die Thatsachen, worauf sie sich beziehen, aus andern reichhaltigern und zuverlässigern Quellen genügend kennt. Bei den letzteren kann man sich eben des Vorteils bedienen, den der Vergleich mit den Angaben der besseren Quellen gewährt. Insbesondere müssen alle Berichte über eine vergangene Zeit zunächst gegen die aus dieser erhaltenen authentischen Dokumente und sonstigen Denkmäler gehalten werden. Weiterhin kann man dann wieder erprobte Berichte zum Massstab für noch unerprobte machen. Doch kann man nie innere Kriterien entbehren und diese sind häufig die einzigen. Man hat auf Grund derselben nicht bloss eine Angabe für sich zu beurteilen, sondern sehr häufig zwischen mehreren abweichenden Angaben die Wahl zu treffen. Als nicht wahrheitsgemäss kann sich eine Angabe dadurch erweisen, dass sie etwas Übernatürliches enthält. Dies ist eins von den Kennzeichen sagenhafter Überlieferung, doch keineswegs das einzige. Eine erst mangelhaft entwickelte Kritik hat vielfach darin gefehlt, dass sie gemeint hat, durch blosse Ausscheidung des Wunderbaren aus der Sage Geschichte zu machen. Es ist alles zu beachten, was auf eine poetische Ausgestaltung deutet. Durch Abrundung, durch effectvolle Situationen, überraschendes Zusammentreffen der Umstände, geistvolle Pointen u. dergl. verrät sich nicht selten eine Erzählung als sagenhaft. Vollends wird sie verdächtig, wenn ihr etwas Symbolisches anhaftet, oder wenn sie der Erklärung eines Naturphänomens oder der Beschaffenheit einer Örtlichkeit dient, oder der Erläuterung einer Benennung u. dergl. Mitunter kann die vergleichende Sagenforschung die Kritik unterstützen, indem sich zeigen lässt, dass der nämliche Stoff, natürlich mit Modificationen, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten mit dem Anspruch auf geschichtliche Wahrheit auftritt. Ein bekanntes Beispiel bietet die Tellssage. Anderwärts lässt sich wenigstens zeigen, dass einzelne Figuren und Motive in angeblich historischen Überlieferungen in der Sagendichtung beliebt sind. So müssen sich historische Kritik und Geschichte der Poesie und Mythologie in die Hände arbeiten. Diese Art der Kritik findet übrigens

ihre Anwendung nicht bloss auf die ältesten Überlieferungen. Poetische Fiktionen heften sich auch an die Personen der neueren Zeit als Anekdoten. Auch bei diesen wird die Glaubwürdigkeit eben durch das Poetische, was sie an sich tragen verdächtig, und auch bei ihnen kann öfters die vergleichende Forschung nachweisen, dass sie nur Erneuerungen älterer Erzählungsstoffe sind. Die poetische Thätigkeit ist aber bei weitem nicht das einzige, wodurch die geschichtliche Wahrheit entstellt ist, und noch viele andere Beurteilungsarten müssen zur Anwendung gebracht werden. Zu den Fällen, in denen der Widerspruch mit den Bedingungen der Wirklichkeit auf der Hand liegt, treten solche, in denen er erst durch Vertiefung in die Situation und den Charakter der handelnden Personen erkannt wird. Die Untersuchung darüber, ob eine Angabe auf solchen Widerspruch stösst oder nicht, kann vielfach nur in grösserem Zusammenhange geführt werden und lässt sich nicht abtrennen von den Versuchen zum Aufbau und zur kausalen Verknüpfung der einzelnen Thatsachen. Wo es sich um die Wahl zwischen verschiedenen Angaben handelt, da befindet man sich in einer ähnlichen Lage wie wenn man zwischen verschiedenen Lesarten zu wählen hat. Man wird dasjenige, was an sich wahrscheinlicher ist oder sich besser in den Zusammenhang der Thatsachen einfügt, bevorzugen, wenn man auch an dem anderen, falls es allein überliefert wäre, keinen Anstoss genommen haben würde.

Um eine verlorene Zeugnisquelle aus den daraus abgeleiteten erhaltenen zu rekonstruieren, muss man ganz analog verfahren wie bei der Rekonstruktion eines Grundtextes aus den direkten oder indirekten Abschriften. Wir können es uns ersparen, die in § 20 gegebenen Auseinandersetzungen mutatis mutandis zu wiederholen. Es handelt sich natürlich dabei nur unter Umständen um den Wortlaut, immer um den Inhalt der verlorenen Quelle. Hiervon verschieden ist noch die Feststellung des wirklich Geschehenen auf Grund der vorher geprüften Autorität der Quellen. Aber auch für das hierbei einzuschlagende Verfahren können wir die Analogie der kritischen Textherstellung heranziehen. Wir verwerten die Zeugnisse von vorliegenden oder erschlossenen Quellen, die nachweislich nicht aus der selben Überlieferung geschöpft haben, sondern unabhängig von einander auf die Thatsachen selbst zurückzuführen sind, wie die Lesarten von einander unabhängiger vorliegender oder erschlossener Hss. Wo wir uns auf die Übereinstimmung mehrerer von einander unabhängiger Zeugnisse stützen können, ohne dass sich die Übereinstimmung anderer entgegenstellt, da haben wir den höchsten Grad von Sicherheit, der durch Zeugnisse überhaupt zu erreichen ist. Doch ist dabei immer noch wieder die selbe Vorsicht zu beobachten, die wir oben für die Bestimmung des Verhältnisses der Quellen zu einander gefordert haben. Die Thatsache, dass zuweilen sich mehrere unabhängige Zeugnisse gegenüber stehn, lehrt, dass man auch die Momente beachten muss, durch die mehrere Zeugen unabhängig von einander zu einem Zusammentreffen in falschen Angaben geführt werden können. Wo nur ein Zeugnis vorliegt oder alle vorliegenden auf eins zurückgeführt werden müssen, wie es sehr häufig der Fall ist, da kommen wir aus der Abhängigkeit von einer Autorität nicht los, da wir wohl zuweilen die Unrichtigkeit, niemals aber die Richtigkeit einer Angabe wirklich beweisen können. Nicht selten sind wir auch ausser stande zu konstatieren, ob wir es mit mehreren unabhängigen Überlieferungen zu thun haben, oder ob alle auf eine zurückzuführen sind. Denn dass wir das letztere nicht beweisen können, ist noch kein entscheidender Grund, das erstere anzunehmen, und ein positiver Beweis für dieses ist nur unter günstigen Umständen zu führen. Wir haben dann keine bessere Garantie, als in den Fällen, wo die Abhängigkeit aller Überlieferungen von einer feststeht.

5. SPRACHGESCHICHTE.

§ 23. Die Sprachgeschichte gehört zu denjenigen Disziplinen der Kulturwissenschaft, die es mit der Entwickelung von Gebräuchen zu thun haben (vgl. § 3). Die einzelnen Vorgänge in der Sprechthätigkeit kommen für sie nur insofern in Betracht, als aus ihnen einerseits der Sprachusus erkannt wird, und als durch sie anderseits die Veränderungen dieses Usus hervorgebracht werden (vgl. Princ. 29 ff.). Jeder Usus beruht, wie wir gesehen haben, auf einer durch den Verkehr erzeugten Übereinstimmung in der geistigen Organisation einer Gruppe von Individuen. Man hat daher die beste Einsicht in den Sprachusus, wenn man die Summe der in den Seelen dieser Individuen ruhenden auf die Sprache bezüglichen Vorstellungen überblickt und das Verhältnis kennt, in welchem diese Vorstellungen unter einander stehen, den Grad ihrer Stärke und die Art, wie sie mit einander assoziiert sind (vgl. Princ. 23 ff.). Die Darstellung des Sprachusus, welche in den descriptiven Grammatiken und Wörterbüchern gegeben zu werden pflegt, hält sich nicht an die inneren Zustände, sondern an die äusseren Erscheinungsformen. Indem aber die Einzelheiten nach Ähnlichkeiten zusammengefasst und unter Rubriken geordnet werden, entsteht eine Gruppierung, die in einer gewissen Analogie steht zu derjenigen der Vorstellungen, durch welche die äusseren Erscheinungen hervorgerufen werden. Aber es fehlt doch viel, dass unsere herkömmliche grammatische Terminologie ausreichte, um damit eine der inneren Organisation angemessene Darstellung zu erzielen. Die Beschreibung eines Sprachzustandes, wenn sie wirklich allseitig brauchbar sein soll, darf sich nicht mit der Schablone begnügen. Die Anforderungen, welche an eine solche zu stellen sind, sollen hier kurz angedeutet werden.

Von der gesprochenen Sprache müssen wir zunächst die lautlichen Elemente kennen, aus denen sie sich zusammensetzt, und die Art, wie sich dieselben unter einander verbinden. Eine Kenntnis davon kann man sich eventuell durch unmittelbare Perzeption mit dem Gehör verschaffen, und man kann auf Grund dieser Perzeption sich auch durch wiederholte Versuche die Fähigkeit zur Nachahmung erwerben. Wo aber die Mitteilung dieser Kenntnis auf schriftlichem Wege erfolgen soll, gibt es nur ein Mittel, wenn sie annähernd genau sein soll, nämlich eine exakte Beschreibung der Bewegungen, welche die Sprechwerkzeuge auszuführen haben, um die betreffenden Laute und Lautverbindungen hervorzubringen. Danach kann man sie dann selbst erzeugen und so auch eine Vorstellung von dem Klange gewinnen. In der günstigsten Lage befindet man sich, wenn man die Aufnahme durch das Gehör mit der Einsicht in die Lauterzeugung verbinden kann. Um eine brauchbare Beschreibung davon zu liefern, wie die Laute einer Sprache erzeugt werden, und schon um eine solche Beschreibung zu verstehen, bedarf man Kenntnisse auf dem Gebiete der Lautphysiologie oder Phonetik, die demnach bereits für die rein deskriptive Grammatik eine unentbehrliche Grundlage bildet. Indem wir das Lautmaterial einer Sprache darstellen, wollen wir nicht einzelne Laute oder Lautverbindungen beschreiben, wie sie in diesem oder jenem Augenblick einmal erzeugt sind, sondern wir bringen von den wirklich erzeugten Lauten und Verbindungsweisen diejenigen, welche als einander qualitativ gleich empfunden werden, unter einen Artbegriff. Dieser Artbegriff ist eine Abstraktion, aber er hat ein reales Korrelat in einer Lautvorstellung, die in der Seele der Individuen ruht, welche der betreffenden Sprachgemeinschaft angehören, und in einem damit assoziierten Bewegungsgefühl (vgl. Princ. 46 ff.). Insofern haben wir es auch hier mit etwas Psychischem zu thun. Die so

gewonnenen Arten sind gegen einander nicht völlig isoliert. Sie müssen darauf hin untersucht werden, wieweit sie sich unter Arten höherer Ordnung zusammenfassen lassen nach gewissen übereinstimmenden Eigenschaften, die neben merklichen Verschiedenheiten stehen, und das Gemeinsame muss auch als solches charakterisiert werden. Solche Charakterisierungen von Arten höherer Ordnung wären z. B. Sätze wie »alle lenes (g, d, b, s etc.) werden mit Stimmton hervorgebracht« oder »die Artikulationsstelle aller Zungenspitzenlaute (t, d, s) ist am Rande des Zahnfleisches«. Auf diese Weise wird nicht nur die Darstellung vereinfacht, sondern zugleich eine Einsicht in den Zusammenhang der Einzelheiten gewonnen. Hat man es mit einer Sprache zu thun, die in Niederschrift vorliegt, so muss man sich statt der Laute zunächst an die Buchstaben und sonstigen Schriftzeichen halten. Es macht dann aber weiter einen Unterschied, ob der Schreibende rein von der gesprochenen Sprache ausgegangen ist und auf Grund einer Analyse derselben die Zeichen gewählt hat, oder ob er bereits einer Schreibertradition folgt (vgl. darüber Princ. 328 ff.). In dem ersteren Falle sind sie für uns nur Andeutungen, mit Hülfe deren wir nach Möglichkeit auf die gesprochenen Laute zu gelangen suchen müssen; in dem letzteren haben sie daneben eine selbständige Bedeutung, sind gewissermassen Elemente der Sprache selbst, insoweit dieselbe schriftlich fortgepflanzt wird. Sie können ebenso fixiert sein wie die Laute, ja in den modernen Schriftsprachen sind sie das eigentlich feststehende, während für die Laute noch keine völlig einheitliche Norm erzielt ist. Mit der Beschreibung des zur Verfügung stehenden Lautmateriales ist die Aufgabe der deskriptiven Lautlehre noch nicht erschöpft. Es kommt ihr noch die Darstellung des Lautwechsels und eventuell des Buchstabenwechsels zu. Sie hat z. B. anzugeben, dass im Deutschen nach dunklen Vokalen velares (gutturales) *ch*, nach hellen palatales gesprochen wird (*ach* — *ich*, *schlucht* — *schlecht*, *Bach* — *Bäche*, *Buch* — *Bücher*, *sprach* — *sprechen* etc.), oder dass in manchen verwandten Wortformen *h* (nur geschrieben, nicht gesprochen) mit *ch* wechselt, wovon das erstere im Silbenanlaut, das letztere nach dem Vokal der Silbe steht (*sehen* — *Gesicht*, *näher* — *nächste* etc.). Diese beiden Beispiele lehren uns die Notwendigkeit einer Unterscheidung, die dabei zu machen ist. In dem ersteren Falle können wir eine allgemeingültige Regel aufstellen, im letzteren nicht; im ersteren Falle haben wir es mit einem lebendigen, im letzteren mit einem toten Lautwechsel zu thun (vgl. Princ. 95 ff.). Nur jener gehört rein in die Lautlehre, indem dabei von der Bedeutung der Wörter abgesehen werden kann; dieser kann nur zwischen etymologisch zusammenhängenden Formen oder zwischen Wörtern der gleichen Bildungskategorie (z. B. mhd. *neic*, Prät. zu *nîgen* gegen *zêh* zu *zîhen*) konstatiert werden, auf Grund der Bedeutung, und man würde von rein lautlichen Gesichtspunkten aus nicht dazu gelangen, ihn anzuerkennen.

Über die Wege, die zur Ermittlung der Wortbedeutung eingeschlagen werden können, ist in § 16 gehandelt. Bei der Angabe derselben, wie sie in den Wörterbüchern niedergelegt zu werden pflegt, ist zunächst darauf zu sehen, dass man aus den mündlich oder schriftlich überlieferten Verwendungen die bloss occasionellen Elemente ausscheidet, um das Usuelle rein zu erfassen. Freilich ist die Grenzlinie eine fliessende, indem sich fortwährend Occasionelles in Usuelles verwandelt (vgl. Princ. 75 ff.), und wo ein solches Übergangsstadium vorliegt, muss es auch als solches bezeichnet werden. Selbstverständlich muss die Bedeutung genau umschrieben werden. Es kann nur eine wirkliche Definition genügen, die weder zu eng noch zu weit sein darf. Häufig muss man mehrere Bedeutungen unterscheiden, die für das Sprachbewusstsein entweder ganz selbständig sind oder doch nicht ohne eine nähere

oder fernere Beziehung zu einander (vgl. Princ. 68). Es ist dabei darauf zu sehen, dass man weder zu viele noch zu wenige Bedeutungen ansetzt und dass man den Grad ihrer Selbstständigkeit bestimmt, wobei es nicht auf die logisch möglichen Unterschiede ankommt, sondern nur auf diejenigen, die vom Sprachbewusstsein gemacht werden. Es müssen ferner alle Verbindungen verzeichnet werden, welche eine besondere Bedeutung angenommen haben, die sich nicht mehr aus der Zusammensetzung der einzelnen Wörter von selbst ergibt (vgl. Princ. 82 ff.). Die deskriptiven Wörterbücher pflegen jedes Wort für sich zu behandeln. Es würde aber eigentlich noch unter ihre Aufgaben fallen, diejenigen Wörter, welche vom Sprachgefühl als unter einander verwandt empfunden werden, in Gruppen zu ordnen und ihre Beziehungen zu einander darzulegen. Wo aber die Verwandtschaft erst durch historische Forschung oder besondere Reflexion erkannt wird, gehört sie nicht in die beschreibende Darstellung, während anderseits manches aufgenommen werden muss, was ursprünglich keinen Zusammenhang hatte, sondern in einen solchen erst durch Volksetymologie gesetzt ist.

Was von der Wortbedeutung gilt, das gilt auch von der *Bedeutung der Ableit[illegible] und Flexionsformen* und der verschiedenen Arten *syntaktischer Verknüpfung*, wobei aber ausser deren allgemeiner Bedeutung eventuell noch die besondere beachtet werden muss, die sie in einzelnen Wörtern und im Verhältnis zwischen einzelnen Wörtern haben (vgl. Princ. Cap. VII). In der grammatischen Darstellung behandelt man die Lehre von der lautlichen Gestaltung der Flexionsformen und die Lehre von der Funktion derselben getrennt, indem die letztere unter die Syntax gestellt wird. Diese Trennung ist möglich, weil eine Terminologie ausgebildet ist, mit Hülfe deren die Beziehung zwischen Lautgestalt und Funktion ohne Weitläufigkeit angedeutet werden kann. Dabei wird immer die letztere zur Grundlage der Gruppierung gemacht. In der Wortbildungslehre wird die lautliche Seite und die funktionelle im allgemeinen nicht so getrennt behandelt, und man macht öfter die erstere als die letztere zur Unterlage der Gruppierung, zwei Darstellungsweisen, die sich gegenseitig ergänzen müssten. Es fehlt hier eine gleich feste Terminologie, und der tiefere Grund ist, dass es an der gleichen Vollständigkeit und Regelmässigkeit der Bildungen fehlt. Einige Arten der Wortbildung gibt es, die in dieser Hinsicht der Flexionsbildung gleich stehen. Diese sind auch früher als die übrigen in die deskriptive Grammatik aufgenommen, mit der Flexionslehre zusammen in der Lehre von den acht Redeteilen und später ihrer Funktion nach in der Syntax behandelt. Es gehören hierher namentlich die Comparation und die Bildung der Nominalformen des Verbums, teilweise auch die Adverbialbildung. So gute Dienste auch die aus dem Altertum überkommene Terminologie für den ersten Aufbau der Flexionslehre und Syntax geleistet hat, so ist eine feinere Ausgestaltung doch nur möglich, wenn man sich von der Unzulänglichkeit derselben überzeugt hat, wenn man erkannt hat, dass die Gliederung der realen Verhältnisse eine sehr viel mannigfachere ist, als die durch Termini bezeichneten Kategorieen ahnen lassen, dass eine Menge von Zwischenstufen beachtet werden müssen (vgl. darüber Princ., namentlich Cap. XV, XIX, XX). Hinsichtlich der Syntax muss noch betont werden, dass sie nicht, wie von manchen Seiten behauptet wird, in der Lehre von der Funktion der Flexionsformen aufgeht. Bei dieser Auffassung kommt das, was im eigentlichen Sinne des Wortes Syntax ist, gar nicht zur Geltung, die Bestimmung des Verhältnisses, in dem die Glieder des Satzes zu einander stehn (vgl. Princ. VI und XVI, auch XVII und XVIII).

Eine Forderung, die nicht genug eingeschärft werden kann, ist die, dass man sich bei Beschreibung eines Sprachzustandes aufs sorgfältigste hüten muss,

etwas Fremdartiges aus einem andern einzumischen. (vgl. Princ. 28.9). Die grössten Schwierigkeiten macht es Sprachzustände, die einander nahe stehen, auseinanderzuhalten. Etwas annähernd Einheitliches hat man nur vor sich, wenn man sich auf den jeweiligen Zustand innerhalb eines ganz kleinen Raumes beschränkt. Sobald sich die Darstellung über ein etwas grösseres Gebiet erstreckt, hat man auch mit Varietäten zu thun, die jede für sich beobachtet sein wollen, um das Gemeinsame wie das Abweichende festzustellen. Dieser Forderung kann man in vollem Masse nur bei der Sprache der Gegenwart nachkommen. Dagegen von einem Sprachzustande der Vergangenheit ist es selten möglich, aus Denkmälern, die genau dem gleichen Dialekt und der gleichen Zeit angehören, ein einigermassen vollständiges Bild zu gewinnen. Man sieht sich auf Ergänzung mit Hülfe der nächstverwandten Dialekte und Zeitstufen angewiesen. Man kann dabei der historischen Konstruktion nicht entbehren, sobald man über eine blosse Statistik des in einzelnen Denkmälern vorliegenden Materials hinaus geht, und auch ohne das nicht, wenn dies Material vollständig verstanden sein soll, oder wenn man vom Buchstaben zum Lautwert vordringen will. Eine deskriptive Behandlung der Sprachzustände der Vergangenheit ohne Berücksichtigung der Entwickelung ist also gar nicht durchzuführen, und bei demjenigen, welcher sich einbildet, dass er sich gegen diese Berücksichtigung absperren könne, ist dieselbe doch unbewusst vorhanden und bleibt eben deswegen unvollständig und dilettantisch.

Wo bereits ältere grammatische oder lexikalische Bearbeitungen einer Sprache vorliegen, da sind dieselben zunächst auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen, und das dabei einzuschlagende Verfahren ist kein anderes, als das, welches bei jeder Art von Zeugnissen angewendet werden muss (vgl. § 22).

§ 24. Um eine Grundlage für die Sprachgeschichte zu gewinnen muss man zunächst versuchen, die überlieferten Äusserungen des Sprachlebens zeitlich und räumlich einzuordnen. Eine genaue Bestimmung des Verbreitungsgebiets ist nur bei der lebenden Sprache möglich (vgl. § 4). Nur bei dieser kann man mit voller Sicherheit individuelle Besonderheiten ausscheiden sowie etwaige Beeinflussungen durch fremde Mundarten oder durch eine Schriftsprache. Von ihr muss jeder Versuch zur Feststellung der dialektischen Gliederung ausgehen, sowie jede Untersuchung über das Verhältnis der Gemeinsprache zu den Mundarten. Bei den älteren Denkmälern steht vielfach weder die Entstehungszeit noch die Heimat des Verfassers fest, es kann darüber gestritten werden, wieweit derselbe sich seiner heimischen Mundart bedient oder fremden Mustern folgt, sie sind endlich gewöhnlich nicht in ihrer ursprünglichen sprachlichen Form überliefert (vgl. § 18). Was einer Mundart in einer gewissen Zeit angehört, muss zunächst auf Grund der Denkmäler bestimmt werden, die in ihrer ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen sind, und deren Alter und Heimat aus anderen als sprachlichen Gründen festzustellen ist, die zugleich von dem Verdacht fremden Einflusses möglichst frei sind. Danach können dann andere Denkmäler auf Grund völliger Übereinstimmung im Sprachgebrauch der gleichen Zeit und Gegend zugewiesen, oder, was schon eine kompliziertere Untersuchung erfordert, auf Grund teilweiser Übereinstimmung nach Zeit und Raum in ein bestimmtes Verhältnis gesetzt werden. Dann ist aber die chronologische und geographische Einordnung nicht mehr Grundlage für die sprachgeschichtliche Forschung, sondern deren etwaiges Resultat. Die aus den datierbaren originalen Denkmälern geschöpfte Kenntnis muss auch, eventuell in Verbindung mit der Metrik dazu verwertet werden, die verschiedenen Elemente in den nicht originalen Überlieferungen von einander zu sondern, worüber schon in § 19 gehandelt ist.

Ist festgestellt, dass Sprachzustände, die zeitlich auf einander folgen, dem

nämlichen räumlichen Gebiete angehören, ohne dass eine plötzliche gewaltsame Verschiebung der Bevölkerung stattgefunden hat, so wird es wahrscheinlich, dass ein Kausalzusammenhang besteht, indem die jüngeren sich aus den älteren entwickelt haben. Doch darf nicht übersehen werden, dass öfters auch Sprachtypen allmählich von ihrer Umgegend aufgesogen werden können, wie dies z. B. fast vollständig mit dem Ostfriesischen durch das Niedersächsische geschehen ist. Es lässt sich ferner aus räumlicher Nachbarschaft innerhalb eines zusammenhängenden Sprachgebiets ein Wahrscheinlichkeitsgrund für nähere Verwandtschaft abnehmen. Doch darf man sich auf solche Wahrscheinlichkeiten hin niemals die genauere Untersuchung ersparen. Dieselbe ist unter andern auch deshalb notwendig, weil die Denkmäler eventuell Elemente enthalten können, die der Heimat des Verfassers fremd sind, worüber man am besten dadurch ins klare kommt, dass man ihre Mundart in allen Einzelheiten darauf hin untersucht, ob sie sich als Vorstufe der gegenwärtig gesprochenen betrachten lässt. Natürlich hilft dazu auch die Vergleichung der dem gleichen Gebiete entstammenden Denkmäler unter einander. In anderen Fällen kann solche Vergleichung überhaupt erst zur Lokalisierung verhelfen oder zur Ausscheidung des Fremdartigen, was durch die Überlieferung beigemischt ist. Wieder in anderen Fällen muss man aus Mangel an Zeugnissen von der Lokalfrage zunächst ganz absehen und lediglich die sprachliche Verwandtschaft konstatieren. Dies ist namentlich der Fall, wo die historischen Beziehungen, auf denen die Verwandtschaft beruht, vor den Beginn aller Überlieferung fallen. Aber auch Beziehungen, welche einer späteren Zeit angehören, ergeben sich oft nur durch die Sprache, ohne dass unsere sonstige Kenntnis etwas davon vermuten lässt.

Wenn wir Spracherscheinungen aus verschiedenen Zeiten und Gebieten in geschichtlichen Zusammenhang bringen, verfahren wir wie überhaupt bei jeder Ansetzung eines Kausalzusammenhangs zwischen Produkten des menschlichen Geistes. Wir schliessen aus einem grösseren oder geringeren Grade von Übereinstimmung, entweder, dass die eine die Vorstufe für die andere gewesen ist, oder dass es für die eine wie für die andere eine gemeinsame Vorstufe gegeben haben muss. Im letzteren Falle können die verglichenen Erscheinungen zeitlich alle einander parallel liegen, es kann aber auch eine beliebige Zeitdifferenz zwischen ihnen liegen, so dass die eine der gemeinsamen Vorstufe viel näher ist als die andere. Wir können einzelne Erscheinungen, wir können die Sprachzustände im ganzen in eins von diesen beiden Verhältnissen setzen. Abgesehen von den erwähnten Wahrscheinlichkeitsgründen, die einen Schluss aus den lokalen Verhältnissen auf die letzteren gestatten, wird man immer mit Untersuchung der Einzelheiten beginnen müssen. Indem man dann nachweist, dass eine Summe von Einzelheiten, die zusammen die wesentlichsten Bestandteile der verglichenen Sprachgestaltungen ausmachen, in analogem Kausalverhältnis stehen, kann man dann einen Schluss auf das Ganze derselben machen. Eine Einzelheit und selbst eine Menge von Einzelheiten genügt zu solchem Schlusse noch nicht, indem das Verhältnis durch Entlehnung entstanden sein kann. Allerdings, nachdem einmal der Zusammenhang zwischen den wesentlichsten Bestandteilen nachgewiesen ist, erhalten dadurch die Gründe für den Zusammenhang von Einzelheiten, wo sie an sich weniger evident sind, einen bedeutenden Zuwachs. Ebenso wird die Annahme einer Entlehnung seitens einer Sprache aus einer anderen dadurch wahrscheinlicher, dass bereits andere Entlehnungen sicher gestellt sind.

Den sichersten Anhalt für historischen Zusammenhang hat man, wenn die Übereinstimmung sich sowohl auf die Lautform wie auf die Bedeutung erstreckt. Die Wortvergleichung hat ein leichtes Spiel, wenn nach beiden

Richtungen hin die Abweichungen so gering sind, dass die wesentliche Übereinstimmung in die Augen springt. Dies ist in der Regel der Fall bei geringer zeitlicher und räumlicher Differenz. Durch eine kontinuierliche Reihe von Zwischengliedern kann dann auch Fernerstehendes und stark Abweichendes verknüpft werden. Diese Zwischenglieder dürfen natürlich, wo sie vorhanden sind, nicht übersprungen werden. Wo es sich um die Vergleichung weit auseinander liegender Sprachgestaltungen handelt, zwischen denen vermittelnde Stufen fehlen, da wird man zunächst diejenigen Wörter herausgreifen, bei denen sich gerade noch die meiste Übereinstimmung erhalten hat, namentlich solche, bei denen die Bedeutung gleich, die Lautform sehr ähnlich geblieben ist. So sind für die Erkenntnis der Verwandtschaft zwischen den indogermanischen Sprachen unter andern die Zahlwörter, gewisse Pronomina, die Verwandtschaftsbezeichnungen von besonderer Bedeutung gewesen. An solchen Wörtern hat man zuerst eine Regelmässigkeit in der Lautentsprechung erkannt und danach sogenannte Lautgesetze abstrahiert, und erst, nachdem man an diesen eine Handhabe hatte, konnte man auch verstecktere Beziehungen mit einiger Sicherheit ermitteln. Bei der Ermittelung solcher Beziehungen handelt es sich übrigens nicht bloss um einfache Identifizierung von Wörtern aus verschiedenen Sprachen und Zeitstufen, sondern häufig auch um den Nachweis, dass die Vorstufen der betreffenden Wörter einmal in einem ähnlichen Verhältnis zu einander gestanden haben, wie wir es zwischen verwandten Wörtern der gleichen Sprache beobachten können. Zunächst macht es Schwierigkeiten, zu unterscheiden, wieweit die Übereinstimmung verschiedener Sprachen im Wortschatz auf Entlehnung, wieweit auf Urverwandtschaft beruht. Die ältere dilettantische Sprachvergleichung ist gewöhnlich dadurch irregeleitet, dass sie diese Unterscheidung nicht zu machen verstand. Sie wurde erst dadurch möglich, dass man einerseits aus den älteren Quellen das spätere Auftauchen gewisser Wörter nachweisen konnte, und dass man anderseits das verschiedene Verhalten von Lehn- und Urwörtern hinsichtlich der Lautentsprechung beobachten lernte.

Nicht nur die einzelnen Wörter, sondern auch die in Gruppen von Wörtern gleichmässig erscheinenden Ableitungs- und Flexionssilben und die sonstigen Bildungsmittel der Sprache lassen sich in analoger Weise vergleichend behandeln. Auch hierbei kommen Funktion und Lautform zusammen in Betracht. Auf diesem Gebiet spielt die Entlehnung eine viel geringere Rolle, und daher ist Übereinstimmung in Flexion und Wortbildung der sicherste Beweis für Verwandtschaft verschiedener Sprachen. Durch die Erkenntnis dieser Thatsache ist die Sprachvergleichung zu einer wirklichen Wissenschaft geworden (vgl. Abschn. II, § 67).

Wo die Lautverhältnisse die Annahme einer historischen Beziehung gestatten, die Bedeutung aber keinen Anhaltspunkt gewährt, da wird man sich bescheiden müssen. Auch wo man imstande ist, Zwischenstufen zu konstruieren, wodurch die abweichenden Bedeutungen mit einander vermittelt werden, und dieselben durch die Analogie wirklich nachweisbarer Bedeutungsübergänge zu stützen, gelangt man doch zu keiner Sicherheit. Denn es lässt sich in vielen Fällen lautlicher Übereinstimmung nachweisen, dass dieselbe auf blossem Zufall beruht (z. B. für nhd. *laden* in seinen beiden Bedeutungen). Jedenfalls sind es dergleichen Etymologieen nicht wert, dass man Jagd auf sie macht und vielen Scharfsinn daran vergeudet. Dass umgekehrt eine Übereinstimmung in der Funktion, die nicht an bestimmten Lautkomplexen haftet, sondern nur an syntaktischen Formen, eine schlechte Gewähr für historischen Zusammenhang ist, haben wir schon § 10 hervorgehoben.

Bei dem blossen Nachweis eines Zusammenhanges darf man nicht stehen

bleiben, sondern muss zu einer Einsicht in den Gang der Entwickelung fortschreiten. Zu diesem Zwecke müssen die überlieferten sprachlichen Thatsachen unter einander durch erschlossene vermittelt werden. Selbst bei dem höchsten Grade von Kontinuität der Überlieferung innerhalb eines Sprachgebietes wird man oft nicht umhin können, noch Zwischenstufen einzuschieben, um sich die Entwickelung verständlich zu machen. Vollends bedarf man diese Zwischenstufen, wenn zwischen die überlieferten sprachlichen Zustände eine Lücke von Jahrhunderten fällt. Zugleich aber wird ihre Ermittelung schwieriger und erfordert in höherem Grade die Unterstützung durch die Prinzipienwissenschaft. Die Vergleichung verwandter Mundarten und Sprachen muss in Geschichte verwandelt werden, indem man die Grundform rekonstruiert, aus welcher die verglichenen Formen entstanden sind, nebst der damit verknüpften Bedeutung. Dieses Verfahren führt über die Zeit der ältesten Überlieferungen hinaus, unter Umständen sehr weit hinaus. Es ist aber auch für die späteren Epochen der Vergangenheit nicht zu entbehren, weil die Überlieferung selten so vollständig ist, dass sie nicht durch Rückschlüsse aus einer jüngeren Zeit, namentlich aus der Gegenwart ergänzt werden könnte. Solche Rückschlüsse lassen sich übrigens auch ohne Vergleichung mehrerer Mundarten aus einer einzigen machen, sobald ihre ältere Gestaltung partiell bekannt ist. Man schliesst dann nach der Analogie solcher Fälle, in denen ein Vergleich zwischen älterer und jüngerer Form möglich ist. Entsprechend kann man auch von einer Sprache auf die andere schliessen. Sehr häufig ist von den direkten Vorstufen eines jüngeren Sprachzustandes, namentlich einer lebenden Mundart, gar nichts in schriftlicher Aufzeichnung auf uns gekommen, während uns die Vorstufen verwandter Mundarten vorliegen. In solchen Fällen hat man gewöhnlich zunächst die letzteren als gleichwertig mit den ersteren behandelt, und erst später hat man angefangen mit Hülfe einer exakteren Behandlung die Abweichungen dieser von jenen durch Vergleichung der jüngeren Stufen festzustellen.

Auch ohne Heranziehung älterer Entwickelungsstufen und verwandter Dialekte ist innerhalb gewisser Grenzen ein Übergang aus der Beschreibung eines Zustandes zu historischer Konstruktion möglich. Man kann aus jedem Lautwechsel auf einen stattgehabten Lautwandel schliessen. Man kann unter den verschiedenen Bedeutungen eines Wortes eine als die Grundbedeutung erkennen, aus der die übrigen abgeleitet sind, oder sogar alle auf eine untergegangene Grundbedeutung zurückführen. Das gleiche gilt in Bezug auf die Bedeutung von Suffixen und Konstruktionsweisen. Man kann endlich unter den Wörtern und Flexionsformen, die als etymologisch zusammengehörig erkannt werden, das Grundwort oder die Grundform herausfinden, respektive erst zu allen eine Grundlage rekonstruieren. Freilich bleiben dabei viele Verhältnisse unaufgeklärt, die eine ganz andere Beleuchtung erhalten, sobald ältere Entwickelungsstufen und verwandte Dialekte hinzugezogen werden können. Die verschiedenen hier geschilderten Arten historischer Konstruktion müssen immer zusammenwirken und einander unterstützen. Nicht bloss die Verhältnisse einer überlieferten Sprache können zu historischen Konstruktionen benutzt werden, sondern auch die einer nur erschlossenen Grundsprache. Auf diese Weise gelangt man am weitesten rückwärts. Es ist daher nicht berechtigt, wenn man in der Reaktion gegen früher beliebte ursprachliche Konstruktionen soweit gegangen ist, zu behaupten, die indogermanische Sprachwissenschaft müsse sich begnügen, den Zustand der Grundsprache zu rekonstruieren, der unmittelbar vor der Sprachentrennung bestanden habe. Man würde danach sich nicht dafür entscheiden dürfen, dass von den in der Grundsprache mit einander wechselnden Stammformen *ed-* und

d- (lat. *edo*) oder *ei* und *i* (lat. *eo*), *ed* und *ei* die älteren sind. Man würde überhaupt trotz aller Rekonstruktionen zu keinem rechten Verständnis des grammatischen Baues der Grundsprache und damit auch der Einzelsprachen gelangen. Übrigens kann man in Wahrheit öfters mit grösserer Sicherheit bestimmen, welche Form und Bedeutung die älteste erreichbare eines Wortes gewesen ist, als welche gerade zur Zeit der Sprachentrennung bestanden hat.

§ 25. Von den beiden disparaten Elementen, die in der Sprache mit einander verbunden sind, den Lautkomplexen und den daran angeknüpften Vorstellungen, die wir Bedeutung nennen, hat jedes seine besondere Entwickelung, die von der des anderen unabhängig ist. Daneben aber wird nach gewissen Richtungen hin die Entwickelung des einen, durch die des anderen beeinflusst. Die von den Veränderungen der Bedeutung unabhängige Entwickelung der Laute darzustellen ist die eigentliche Aufgabe der **Lautlehre**. In der Untersuchung ist aber die Rücksichtnahme auf die Bedeutung vielfach nicht zu umgehen.

Noch ausserhalb der historischen Lautlehre mit Rücksicht auf das Resultat, aber nicht mit Rücksicht auf die Untersuchungsmethode steht die **Ermittelung des Lautwertes der Buchstaben** und sonstigen Lautzeichen in den überkommenen Denkmälern. Die Aussprache derselben richtet sich, wo es sich um ausgestorbene Sprachen handelt, deren Kenntnis nie erloschen ist, wie z. B. das Lateinische, zunächst nach einer mündlichen Tradition, die von einem Geschlecht zum andern fortgepflanzt wird. Diese Tradition ist naturgemäss einer allmählichen Verschiebung ausgesetzt, indem sie sich immer dem Lautmaterial anpasst, an welches ihre Träger durch ihre Muttersprache gewöhnt sind. So ist die heutige Aussprache des Lateinischen nach den verschiedenen Ländern und Landschaften mannigfach variiert. Hat eine ältere Sprachstufe eine direkte Fortsetzung bis in die Gegenwart hinein, ohne dass die Tradition unterbrochen ist, so wird sich bei den Angehörigen der betreffenden Sprachgenossenschaft erst recht das moderne Verhältnis der Aussprache zur Schreibung unterschieben, selbst wo die Inkongruenz zwischen beiden sehr gross geworden ist. Man vergleiche z. B. die bei den Isländern übliche Aussprache des Altnordischen. Vollends wird die eigene Gewöhnung im Sprechen und Lesen massgebend, wenn die schon erstorbene Kenntnis einer alten Sprache erst wieder neu gewonnen wird. Leicht wird man zwar gewisse Discrepanzen zwischen Schrift und Aussprache vermeiden, indem man von der im allgemeinen richtigen Anschauung ausgeht, dass bei der Aufzeichnung der älteren Mundarten das phonetische Prinzip reiner zur Geltung gekommen ist, als es bei den modernen Schriftsprachen der Fall ist; aber immer wird man doch zunächst mit dem eingeübten Lautmaterial operieren. So entsteht schon innerhalb Deutschlands eine sehr mannigfaltige Aussprache der älteren germanischen Dialekte. Die Lautvorstellungen, welche sich auf diese Weise an die Lautzeichen anheften, bilden keine genügende Unterlage für die wissenschaftliche Lautlehre, da dabei ein ziemlich weiter Spielraum zwischen verschiedenen Werten übrig bleibt (vgl. Princ. 325. 6). Sie würden auch dann nicht genügen, wenn wir es immer mit sehr vollkommenen Schreibweisen zu thun hätten, wobei jedem besonderen Laute ein besonderes Zeichen und umgekehrt entspräche. Nun aber finden wir noch dazu, dass das selbe Zeichen für verschiedene Laute dient, und dass der selbe Laut durch verschiedene Zeichen wiedergegeben wird. Namentlich leidet die altdeutsche Orthographie an solchen Mängeln, hauptsächlich in Folge davon, dass das lateinische Alphabet der Sprache nicht adäquat war.

Überblicken wir die Mittel, die zur Verfügung stehen, den Lautwert der in älteren Denkmälern angewendeten Zeichen genauer zu bestimmen. Von

den gegenwärtig gesprochenen Lauten wird man immer ausgehen müssen, aber nicht von denen irgend einer beliebigen Mundart oder Gemeinsprache, sondern es muss überall, wo es möglich ist, von dem Lautmaterial desjenigen Dialektes ausgegangen werden, welcher die natürliche Fortsetzung des älteren bildet, um den es sich handelt. Natürlich dürfen nicht alle Eigenheiten desselben ohne weiteres in die Vergangenheit übertragen werden, aber man wird nicht versäumen dürfen, zu untersuchen, wieweit eine solche Übertragung mit den sonstigen Anhaltspunkten, die man für die Bestimmung des Lautwertes hat, nicht in Widerspruch gerät, und wieweit sie durch diese eine positive Stütze erhält. So hat z. B. Winteler gewiss mit Recht das seit der ältesten Zeit in den oberdeutschen Texten vorliegende Schwanken zwischen *g* und *k*, *b* und *p* darauf zurückgeführt, dass schon in der ahd. Periode wie jetzt in Oberdeutschland ein zwischen romanischer Media und Tenuis liegender Laut, nämlich tonlose Lenis gesprochen wurde. Unterscheidungen der heutigen Mundarten, die in der Orthographie einer älteren Zeit nicht hervortreten, lassen sich mit Sicherheit auf diese übertragen, wenn sich herausstellt, dass sie durch die Verhältnisse einer noch älteren Zeit bedingt sind. In vielen bairischen Hss. des 14.—16. Jahrh. wird *au* unterschiedslos für mhd. *ou* und für mhd. *û* geschrieben, und man könnte dadurch zu der Annahme verleitet werden, es sei auch lautlicher Zusammenfall eingetreten. Da aber noch in den heutigen Mundarten ein Unterschied besteht, der dem mittelhochdeutschen zwischen *û* und *ou* entspricht, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass dieser Unterschied nie aufgehoben gewesen ist.

Will man aus der Schreibweise an sich bestimmtere Anhaltspunkte gewinnen, so ist es zunächst erforderlich, dass man die eines jeden einzelnen Denkmales besonders untersucht, vorausgesetzt natürlich, dass noch keine allgemeine Regelung durchgeführt ist. So hat man z. B. erkannt, dass die Unsicherheit der althochdeutschen Orthographie doch nicht so gross ist, als es schien, so lange man nicht genügend beachtete, dass die einzelnen Schreiber in den Wegen, die sie eingeschlagen haben, das lateinische Alphabet ihrem Lautsysteme anzupassen teilweise auseinander gegangen sind. Es stellt sich dabei heraus, dass der Grad der Genauigkeit bei verschiedenen Schreibern ein sehr verschiedener ist, wie z. B. in der althochdeutschen Zeit Notker alle anderen überragt. Wieviel Wert man auf die Schreibung jedes einzelnen zu legen hat, muss auf Grund desjenigen Materiales beurteilt werden, über welches man nicht in Zweifel ist. Auch muss dabei der Gebrauch der verschiedenen Schreiber vergleichend behandelt werden. Diejenigen, welche sich dann als die genauesten im ganzen oder in bestimmten Einzelheiten erwiesen haben, liefern die Grundlage zu dem Aufbau des Lautsystems für ihre Zeit und Mundart, wonach sich unter Anwendung der gehörigen Vorsicht auch Schlüsse auf andere Zeitstufen und verwandte Mundarten machen lassen. So unterscheiden z. B. von den althochdeutschen Schreibern nur einige die langen Vokale von den kurzen. Von diesen, soweit sie sich als zuverlässig und konsequent erweisen, müssen wir uns über die Quantität belehren lassen. So verwenden die meisten althochdeutschen Schreiber das Zeichen *z* unterschiedslos für einen Doppellaut = nhd. *z* und für einen einfachen scharfen *s*-Laut, aber einige wenige halten beide auseinander, indem sie für den ersteren *c*, *cz* oder für den letzteren *sz* schreiben. In den meisten mittelhochdeutschen Hss. sind die Umlaute *ö*, *æ*, *iu*, *iu*, *öu*, *üe* von ihren Grundlauten *o*, *ô*, *u*, *û*, *ou*, *uo* gar nicht oder nicht konsequent geschieden. Man muss daher, um die Verbreitung des Umlauts zu konstatieren, die Hss. besonders heraussuchen, die in dieser Hinsicht genau sind.

Einen Anhalt zur Beurteilung eines Schreibsystems gewährt die Vergleichung

mit einem fremden, die dadurch ermöglicht wird, dass eine Anzahl von Wörtern in beiden aufgezeichnet vorliegen. Dieser Fall tritt besonders dann ein, wenn die betreffenden Wörter von einer Sprache aus einer andern entlehnt sind, oder in Folge der Wiedergabe fremder Eigennamen. So kann man z. B. auf die Aussprache des Gotischen Schlüsse machen einerseits aus den in die gotischen Texte aufgenommenen griechischen und lateinischen Wörtern, anderseits aus der Schreibung der gotischen Eigennamen bei griechischen und lateinischen Schriftstellern. Nicht bloss Wörter, sondern auch die einzelnen Lautzeichen können zu Schlüssen verwertet werden, wenn sie von einer Sprache auf die andere übertragen sind. Indessen berechtigt das Korrespondieren der Orthographie zwischen verschiedenen Sprachen niemals zu einer einfachen Identifikation der bezüglichen Laute.

Bei poetischen Werken ist über gewisse Punkte aus dem Versbau Aufklärung zu gewinnen. Man macht daraus direkt Schlüsse auf die vom Dichter gesprochenen Laute, die allerdings in keinem Verhältnis zu der vorliegenden Orthographie zu stehen brauchen, ausser wo uns seine Originalhs. erhalten ist. Unter Umständen wird vielmehr dadurch die Abweichung der Sprache des Dichters von der Sprache der Überlieferung festgestellt (vgl. § 18. 9). Dabei braucht sich für jene nichts anderes zu ergeben, als was sich auch ergeben haben würde, wenn das betreffende Werk in der zu der Zeit des Dichters für seine Mundart üblichen Schreibweise überliefert wäre. Es kann aber auch manches klar werden, worüber diese gar keine oder ungenügende Auskunft gibt. Aus der Versmessung lassen sich Schlüsse auf Quantität und Betonung machen, für die gewöhnlich eine Bezeichnung fehlt. Was die letztere betrifft, so darf freilich die Betonung im Verse nicht ohne weiteres mit der prosaischen identifiziert werden. Am wichtigsten ist der Reim. Es müssen in Bezug auf diesen sowohl die positiven als die negativen Instanzen beachtet werden. Die letzteren gestatten, wo ausreichendes Material vorliegt, die sichersten Schlüsse. Bemerkt man z. B., dass gewisse Reimbindungen trotz der orthographischen Übereinstimmung und trotzdem, dass sie sich häufig leicht ergeben müssten, doch regelmässig gemieden werden, so wird man daraus schliessen, dass ein in der Schreibung vernachlässigter Lautunterschied vorliegt. So ergibt sich, dass im mhd. *e* in betonten Silben zwei verschiedene Laute bezeichnet, weil streng reimende Dichter zwei Kategorieen von Wörtern auseinanderhalten, die immer nur unter sich, nicht mit Wörtern der andern Kategorie reimen. Nur die Verschiedenheit kann auf diese Weise konstatiert werden, um die Natur dieser Verschiedenheit zu bestimmen, sind andere Momente erforderlich. Bei der Verwertung positiver Instanzen ist Behutsamkeit erforderlich. Dass die einen Reim bildenden Elemente einander völlig gleich sind, ist nur dann sicher oder wahrscheinlich, wenn sich zeigen lässt, dass die kontrollierbaren Reime des betreffenden Dichters durchaus oder ganz überwiegend genau sind. Wenn so die Reime zu sprachlichen Schlüssen um so brauchbarer werden, je strenger das Verfahren ist, nach dem sie gebildet sind, so ist anderseits nicht zu übersehen, dass hinsichtlich mancher Punkte erst ein gewisser Grad von Ungenauigkeit Gelegenheit zu Schlüssen geben kann. Wie schon bemerkt, ist der aus mhd. *û* entstandene Diphthong im Bairischen (wie überhaupt in den Mundarten) bis auf den heutigen Tag nicht mit dem alten Diphthong mhd. *ou* zusammengefallen. Reime, die beweisen, dass die Diphthongisierung bereits eingetreten ist, wie *rûm : troum* (nhd. Raum : Traum) kann man daher nur bei Dichtern erwarten, die eine leichtere Ungenauigkeit nicht scheuen. Nur bei solchen kann man dann auch eventuell von der negativen Instanz Gebrauch machen.

Der Lautwechsel, soweit er noch lebendig ist, gestattet wenigstens Wahr-

scheinlichkeitsschlüsse. So wird man z. B. für eine Mundart, in der im Auslaut *c* für *g* eintritt (*lac* — *lâgen*), vermuten, dass *g* einen Verschlusslaut bezeichnet, für eine andere, in der statt dessen *ch* eintritt (*lach*, etwa im Reim auf *sprach* oder *sach*), dass es einem Reibelaut entspricht. Indessen, wenn auch wohl ursprünglich Reibelaut dem Reibelaut, Verschlusslaut dem Verschlusslaut entsprochen haben muss, ist man doch nicht ohne weiteres sicher, dass nicht eine sekundäre Modifikation eingetreten sein könnte. In ähnlicher Weise lässt sich ein Lautwandel verwerten. Wir werden uns die besondere Natur des älteren Lautes und des daraus entstandenen jüngeren, soweit die Orthographie und die sonstigen Anhaltspunkte Zweifel darüber lassen, so vorstellen, wie sie am angemessensten ist, um den Übergang zu begreifen. Lautwechsel und Lautwandel kommen ferner insofern in Betracht, als die Erkenntnis der Bedingungen, unter denen sie stehen, zugleich Aufschlüsse über die Lautverhältnisse in sich schliessen kann, die über das durch die Schreibung Gegebene hinausgehen. Wenn z. B. im ags. *e* vor *r* + Kons. zu *eo* wird (*beorg* aus *berg*), so wird man nicht umhin können, zu schliessen, dass dies *r* eine dunkle Klangfarbe gehabt hat. Auf diese Weise lassen sich namentlich häufig die Accentverhältnisse ermitteln, auch wo dieselben ganz unbezeichnet sind. Den Hauptanhalt dabei gewährt die Voraussetzung, dass gewisse Reduktionen immer nur die schwächst betonte Silbe treffen.

Wie aus den heutigen Mundarten, so lassen sich überhaupt Schlüsse von einer Zeitstufe auf eine andere, von einem Dialekt auf einen verwandten machen. Nur darf freilich wieder nicht mit Übersehung der lautgesetzlichen Modifikationen schlechthin alles übertragen werden. Dadurch sind z. B. häufig Quantitäten falsch angesetzt. Es ist sehr häufig nicht Identität, sondern Verschiedenheit nach einem regelmässigen Verhältnis anzunehmen. Entspricht z. B. ein mhd. *u* einem neuhochdeutschen langen *u*, so ist es nicht auch lang, sondern im Gegenteil kurz anzusetzen, während mhd. *û* = nhd. *au* sein müsste.

Die verschiedenen Kriterien, die wir besprochen haben, müssen soviel als möglich mit einander kombiniert werden, um zu einem Endergebnis zu gelangen. Man ist am besten daran, wenn sie sich gegenseitig stützen. So ergibt sich z. B. die Scheidung der beiden kurzen *e*-Laute im mhd. und die Verteilung derselben unter die einzelnen Wörter sowohl nach den Reimen als nach der Aussprache in den heutigen Mundarten in wesentlich übereinstimmender Weise und wird auch, abgesehen von einigen noch nicht aufgeklärten Fällen, durch sprachgeschichtliche Gründe gestützt. Mitunter aber wird man durch das Gegeneinanderhalten verschiedener Kriterien vor vorschnellen Folgerungen bewahrt, zu denen man durch einseitige Berücksichtigung des einen verführt werden könnte. In mitteldeutschen Hss. findet sich vielfach ein Schwanken in der Schreibung zwischen *i* und *e* (als Kürzen), und es reimt auch oft mhd. i auf *e*. Daraus könnte man schliessen, dass ein Zusammenfall beider Laute eingetreten sei. Da dieselben aber, abgesehen von bestimmten Fällen, noch in den heutigen Mundarten auseinandergehalten werden, so muss man sich auf den Schluss beschränken, dass sie einander näher gestanden haben werden als im Oberdeutschen.

Aus unseren Erörterungen erhellt, dass die Bestimmung des Wertes der Lautzeichen zwar einerseits den Ausgangspunkt für die Erforschung der Lautentwicklung bildet, anderseits aber oft erst durch diese gewonnen werden kann.

§ 26. Es ist die nächste Aufgabe der Lautgeschichte, die Entsprechungen in den einzelnen Wortgestaltungen zwischen den verschiedenen Entwickelungsstufen einer Sprache unter allgemeine Formeln zu bringen, die wir **Lautgesetze** nennen. Ein Lautgesetz gibt an, dass sich ein Laut (oder eine

Kombination von Lauten) innerhalb einer bestimmten Sprachgenossenschaft und einer bestimmten Periode entweder in allen Wörtern, in denen er vorkam, unabhängig von der Bedeutung derselben in einen andern gewandelt hat, oder dass er zwar verschieden behandelt, dass aber diese Verschiedenheit wiederum von der Bedeutung unabhängig und durch eine entsprechende Verschiedenheit rein lautlicher Momente konsequent bedingt ist. Ein Beispiel für den letzteren Fall ist: mhd. *w* ist in der neuhochdeutschen Schriftsprache im Wortanlaut geblieben, nach *r* und *l* zu *b* geworden (*varwe* — *Farbe*), mit vorhergehendem *â* zu *au* verschmolzen (*brâwe* — *Braue*) etc. Man kann auch die Veränderung mehrerer Laute, die etwas Gemeinsames haben, was in analoger Weise verändert ist, in ein Lautgesetz zusammenfassen; z. B.: Media ist zu Tenuis geworden. Als Lautgesetze bezeichnet man dann auch die Formeln für die Entsprechungen, welche die Nachwirkungen des gesetzmässigen Lautwandels sind, die zwischen verwandten Sprachen (lat. *d* = got. *t*) und die innerhalb der gleichen Sprache (den Lautwechsel). Doch bei allen prinzipiellen Erörterungen, welche die Lautgesetze betreffen, sollte man den Ausdruck auf die Formeln für den Lautwandel beschränken, da sonst Begriffsverwirrung unvermeidlich ist.

Die Frage, wieweit die Erscheinungen des Lautwandels sich unter solche allgemeine Formeln bringen lassen, ist neuerdings lebhaft diskutiert (vgl. Abschn. II, S. 121 ff.). Die inneren Gründe, um derentwillen ich mich für die Ansicht entscheide, dass wenigstens durch alle Verschiebungen des Lautmaterials eine derartige Konsequenz hindurchgehen muss, habe ich Princ. 60 ff. auseinandergesetzt. Dass man darüber überhaupt in Zweifel sein kann, liegt daran, dass die Fälle, in denen lautliche Entsprechung vorliegt, nicht ohne weiteres erkennbar sind. Es bedarf dazu erst einer Voruntersuchung, deren Berechtigung jedermann anerkennen muss, mag er nur einen gesetzlichen oder daneben auch einen sporadischen Lautwandel gelten lassen. Wer sich über diese Voruntersuchung hinwegsetzt und sich nur nach willkürlicher Vorliebe entscheidet, der darf nicht den Anspruch erheben, auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft zu stehen.

Es ist selbstverständlich, dass man sich vergewissern muss, ob die ältere Sprachstufe, die man mit einer jüngeren vergleicht, wirklich genau die Vorstufe derselben ist, ob nicht vielleicht die Mundarten etwas verschieden sind, ob nicht vielleicht die eine oder die andere fremde Elemente, etwa aus einer Gemeinsprache in sich aufgenommen hat, ob man es nicht etwa gar mit einer erst durch die Überlieferung entstandenen Mischung zu thun hat. Solche Möglichkeiten müssen überall erwogen und auf ihre Wahrscheinlichkeit hin geprüft werden. Aber auch innerhalb der ungestörten Entwickelung einer Mundart ergeben sich Formenentsprechungen, die in ihrer äusseren Erscheinung sich nicht von den durch Lautwandel entstandenen unterscheiden. Sie haben mit diesen dasjenige gemein, wovon wir überhaupt ausgehen, wenn wir einen historischen Zusammenhang annehmen, Übereinstimmung in der Funktion, verbunden mit Ähnlichkeit in dem Lautkörper. Analog muss es sich dann natürlich mit den Entsprechungen zwischen verschiedenen Mundarten und Sprachen verhalten.

Solche nur scheinbaren Lautentsprechungen können dadurch entstehen, dass Formen, die von hause aus verschieden sind, in ihrer Funktion zusammenfallen. Wird dann von ihnen in einer Sprache diese, in einer anderen jene ausgestossen, so entsprechen sich die übrig bleibenden in ähnlicher Weise wie andere Formen, die wirklich aus einer gemeinsamen Grundlage abgeleitet sind. Dieses Verhältnis lässt sich besonders an den Kasusformen der indogermanischen Sprachen beobachten. So ist z. B. die Form, die man

als dat. Pl. bezeichnet, im griech. eine Fortsetzung des alten Lokativs, im got. die des alten Instrumentalis. Wollte man die Dative des Artikels, griech. *τοῖσι*, *τοῖς* mit got. þaim identifizieren, so würde man zu der Annahme einer vereinzelten Anomalie in der Lautentsprechung gelangen. In diesem Falle war die Abweichung zu auffällig, um so leicht ruhig hingenommen zu werden, und der wahre Sachverhalt ergab sich unschwer, sobald man etwa das Indische und das Slawische zur Vergleichung heranzog. Dagegen, dass got. *giba* (Gabe) = ahd. *geba* sei, beides als nom. und acc. sg. gebraucht, das schien auf den ersten Blick so einleuchtend, dass man sich zunächst keine Skrupel darüber machte. Jetzt zweifelt wohl kaum noch jemand daran, dass ersteres die Form des nom. sei = ags. *ȝiefu*, letzteres die des acc. = ags. *ȝiefe*, und damit sind verschiedene Unregelmässigkeiten in den Lautverhältnissen, die sich aus jener falschen Identifikation ergaben, beseitigt. Über manche andere Fälle kann man nicht mit der gleichen Sicherheit urteilen, muss sich aber eben darum hüten, aus dem noch nicht genügend Aufgeklärten weitere Konsequenzen zu ziehen. Das Übergreifen des Lokativs und des Instrumentalis in die Funktion des Dativs ist noch nicht der indogermanischen Grundsprache eigen gewesen; ebensowenig fällt die Vermischung des Nominativs und Accusativs der weiblichen *a*-Stämme der germanischen Grundsprache zu, sondern sie ist erst innerhalb der besonderen Entwickelung des Gotischen und des Deutschen eingetreten. In anderen Fällen kann eine schon in der gemeinsamen Grundsprache bestehende Mehrheit von Formen, die in ihrer Funktion gleich geworden sind, in den daraus abgeleiteten Sprachen auf verschiedene Weise vereinfacht sein.

Ein Schwanken in der Schreibung, wobei der gleiche Laut durch mehrere Zeichen wiedergegeben wird, kann sehr verwirrend wirken, indem oft schwer zu entscheiden ist, ob die Differenz auf die Zeichen beschränkt ist, oder ob sie sich auch auf die Laute erstreckt. Man wird dabei darauf achten müssen, ob sich der Wechsel in der Schreibung auf bestimmte Bedingungen zurückführen lässt, welche die Annahme einer lautlichen Differenz rechtfertigen. Es kann aber auch ein ursprünglich von solchen Bedingungen abhängiger Lautwechsel durch Ausgleichung zu einem regellosen geworden sein und ist dann in seiner äusseren Erscheinung von einem bloss orthographischen Wechsel nicht zu unterscheiden. Man muss sich daher bemühen, kein Moment zu übersehen, das etwas zur Entscheidung eines solchen Zweifels beitragen kann. So störend das Schwanken der Schreibung ist, so kann es doch, namentlich in Verbindung mit anderen Momenten dazu verhelfen, die Natur des betreffenden Lautes genauer zu bestimmen, wie wir an dem Beispiel von ahd. *g—k*, *b—p* gesehen haben. Mitunter entspringt das Schwanken auch daraus, dass nach dem Eintritt eines Lautwandels eine neue Schreibweise, welche demselben Rechnung zu tragen sucht, nicht gleich eine ältere traditionelle völlig verdrängen kann. Derartige Fälle sind meist leicht zu erkennen.

Viel häufiger noch entsteht der Schein einer lautlichen Entsprechung durch Neubildungen, die auf Wirkung der Analogie oder auf Kontamination beruhen (vgl. Princ. 85—98. 132—3. 161—192). In beschränktem Masse kann auch partielle Urschöpfung, d. h. onomatopoetische Umbildung in Rechnung gezogen werden (vgl. ib. 144. 5), Die Anschauungen der Sprachforscher gehen darüber auseinander, wie bedeutend die Rolle ist, welche solche Neubildungen in der Sprachentwicklung gespielt haben, aber niemand kann läugnen, dass sie unter allen Umständen als ein Faktor in Rechnung gezogen werden müssen. Wo wir demnach an Stelle einer älteren Form eine jüngere mit der nämlichen Funktion auftauchen sehen, dürfen wir nicht verabsäumen, uns danach umzusehen, ob dieselbe sich ungezwungen als Neubildung auffassen

lässt. So lange dies der Fall ist, können wir es jedenfalls nicht als bewiesen ansehen, dass wir es mit einem Lautwandel zu thun haben. Direkt ablehnen werden wir die Annahme eines Lautwandels, wenn in allen Fällen, welche die Auffassung als Neubildung nicht zulassen, eine andere Entsprechung statt hat. Wenn z. B. im nhd. *wir banden* statt des mhd. *wir bunden* eintritt, so werden wir darum keinen Übergang von *u* in *a* statuieren, da sich die Vertretung des ersteren durch das letztere auf den Pl. prät. der Verba, die im Sg. *a* haben beschränkt, wo sie sich durch eine Angleichung an den Sg. erklären lässt. Eine weitere Stütze kann die Abweisung der Annahme eines Lautwandels noch dadurch erhalten, dass die Abweichung, um die es sich handelt, den isolierten Formen fehlt, d. h. denjenigen, deren Zusammenhang mit der Gruppe, in die sie sich ursprünglich einreihten, gelöst oder wenigstens gelockert ist (vgl. Princ. 152 ff.). So werden wir nicht zweifeln, dass nhd. *gewogen, gehoben, geschieden* nicht durch Lautwandel aus mhd. *gewegen, gehaben, gescheiden* entstanden sind, da wir in rein adjektivischem Gebrauch noch die Formen *verwegen, erhaben, bescheiden* haben. Einen sicheren Anhalt für die Annahme eines Lautwandels bieten nur diejenigen Formen, bei denen die Abweichung von der älteren Lautgestalt nicht durch Anlehnung an andere Formen erklärt werden kann. Wenn ich z. B. in nhd. *oder* Länge statt der Kürze im mhd. finde, so kann ich nicht zweifelhaft sein, dass ich es mit einer lautlichen Veränderung zu thun habe, während ich bei der Länge in *dehnte* = mhd. *dente* nicht wissen kann, ob sie nicht auf Angleichung an *ich dehne* etc. oder auf Kontamination mit der im älteren nhd. daneben üblichen Form *dehnete* beruht. An Formen, die in Systemen von stofflichen (etymologischen) und formalen Gruppen stehen, lässt sich ein Lautwandel zunächst nur dann unter allen Umständen mit Sicherheit konstatieren, wenn die Abweichung von der älteren Lautgestalt zugleich eine Differenzierung gegen die in den Systemen ihnen zunächst stehenden Formen ist, vgl. mhd. *du treist, er treit* = ahd. *tregist, tregit* gegen *ich trage, wir tragen* etc. Doch ist zu beachten, dass Differenzierung gegen die etymologisch verwandten Formen für sich nichts beweist, wenn sie zugleich Anpassung an ein formelles System ist. So ist *Frösche* zwar eine Differenzierung gegen den Sg. *Frosch,* schliesst sich aber zugleich an die Analogie von *Gast — Gäste* an, und aus der Erwägung der hier in Betracht kommenden Umstände ergibt sich wirklich, dass das *ö* nicht durch Lautwandel entstanden ist. Wo Doppelformen vorliegen, da muss man diejenige, welche den regulären Verhältnissen ihres Systemes am nächsten steht, beiseite lassen und sich an die abweichende halten. So würde man ahd. *uuessa* (ich wusste), nicht *uuesta* bei der Formulierung der Lautentwicklung zugrunde legen, auch wenn nicht im got. *wissa* die allein überlieferte Form wäre. Die anfängliche Beschränkung auf das von mir bezeichnete Material ist wenigstens dann erforderlich, wenn eine durch Verschiedenheit der phonetischen Einflüsse bedingte Lautspaltung in Frage kommt. Aus diesem Material muss man zunächst versuchen, die Lautgesetze zu abstrahieren. Solche zu finden wird auch derjenige bestrebt sein, der sich sträubt ihre Allgemeingültigkeit prinzipiell anzuerkennen. Wo nach dem Eintritt des Lautwandels, für den man das Gesetz feststellen will, das Gebiet, über welches sich derselbe erstreckt, dialektisch differenziert ist, da muss man seine Nachwirkungen durch alle abgeleiteten Mundarten hindurch verfolgen und aus jeder das für die Beurteilung günstigste Material heraussuchen. Auf diese Weise ergänzen sich die aus jeder einzelnen gewonnenen Resultate gegenseitig. Um z. B. zu erkennen, wie sich das Vernersche Gesetz ursprünglich in der Verbalflexion reflektiert hat, ist das Gotische im allgemeinen unbrauchbar, während wir es aus den anderen altgermanischen Dialekten fast noch ganz klar erkennen

können, indem z. B. dem gleichförmigen got. *þeihan — þaih — þaihum — þaihans* im ahd. mit Wechsel des Konsonanten *dîhu — dêh — digun — gadigan* gegenübersteht. Umgekehrt aber zeigt das Gotische den Wechsel in einem Falle, wo er aus keinem anderen Dialekte mehr ersichtlich ist, bei dem Präteritopräsens *þarf — þaurbun* = ahd. *darf — durfun.* So ist wieder das Gotische instruktiv mit seinem Wechsel in *juggs — jûhiza* gegen ahd. *jung — jungiro.* Zur Formulierung eines Gesetzes gehört, dass die Bedingungen genau angegeben werden, unter denen der Lautwandel eintritt. Um eine richtige Formel zu abstrahieren, genügen unter Umständen wenige Einzelfälle, wenn sich nur zeigen lässt, dass sie gerade das und nichts weiter mit einander gemein haben, was unter die Bedingungen aufgenommen wird. Nur wird man dann vielleicht weiterhin dazu gelangen, die an sich richtige Formel zu erweitern oder mehrere Formeln unter einer höheren Einheit zusammenzufassen. Die Erfahrung hat bereits gezeigt, dass sich das nach unseren Vorschriften ausgewählte Material gewöhnlich ohne Rest unter Lautgesetze bringen lässt. Dass aber auch so noch Unregelmässigkeiten übrig bleiben müssen, die wir gar nicht oder nur nach unsicherer Vermutung deuten können, ergibt sich aus der Natur der Sache, auch unter der Voraussetzung, dass der Lautwandel ohne Inkonsequenz vor sich gegangen ist. Die Bedingungen, welche den Lautwandel veranlasst haben, sind nicht immer aus der Schreibung zu erkennen. Das gilt namentlich von der Accentuation, die dabei ein so wesentlicher Faktor ist. Man muss dann das Vorhandensein solcher Bedingungen selbst erst erschliessen. Dies geschieht auf Grund von Beobachtungen, die man an anderen Fällen über die gewöhnlichen Ursachen der vorliegenden Arten des Lautwandels gemacht hat. So ist man z. B. gewiss zu der Annahme berechtigt, dass Vokalausstossungen immer nur in den schwächstbetonten Silben eintreten u. dergl. Nicht immer aber kann man mit solcher Wahrscheinlichkeit auf die Bedingungen des Wandels schliessen. Dieselben brauchen auch in der Zeit, bis zu der unsere Beobachtungen hinaufreichen, gar nicht mehr vorhanden zu sein. Die Accentuation kann sich verschoben haben, ein Laut, der andere beeinflusst hat, kann ausgestossen oder so modifiziert sein, dass er mit anderen unterschiedslos zusammengefallen ist. Man würde z. B. vom Standpunkt des Nhd. aus schwerlich erkennen, was die Ursache des Wechsels zwischen *e* und *i* in *Berg — Gebirge, helfen — er hilft* ist; Vermutungen, die man darüber nach sonstigen Analogieen wagen könnte, würden der thatsächlichen Anhaltspunkte entbehren. Kein Wunder, wenn uns in den ältesten Perioden Lautverhältnisse begegnen, die wir nicht auf ihre Bedingungen zurückführen und daher auch nicht unter Gesetze bringen können. Dazu kommt noch etwas anderes. Es gibt eine Art von analogischer Ausgleichuug der durch den Lautwandel entstandenen Differenzen, der auch die isolierteste Wortform ausgesetzt ist. Jeder Lautwandel vollzieht sich innerhalb des Satzgefüges, und es kann daher durch denselben eine Form je nach ihrer Stellung im Satze in mehrere gespalten werden. Die anfängliche Sonderung der Doppelformen (oder Tripelformen etc.) nach dieser Stellung erhält sich dann häufig nicht. Es kann entweder die eine einseitig durch eine andere in ihrer Verwendung beeinträchtigt und eventuell ganz verdrängt werden, oder es kann die Beeinträchtigung eine gegenseitige sein, so dass Promiscuegebrauch die Folge ist, worauf dann wieder eine Form durch die andere verdrängt werden kann, und dabei können die Formen, die schliesslich zur Herrschaft gelangen, bald unter diesen, bald unter jenen Bedingungen entstanden sein (vgl. Princ. 162—4). Ist man in der glücklichen Lage, die Beschränkung der Formen auf ihr ursprüngliches Gebiet noch in den Quellen nachzuweisen, wenn auch nur in Resten, so ist man weiteren Schwierigkeiten enthoben. Wo aber dieses erste Stadium der

geschilderten Entwickelung in eine Lücke unserer Überlieferung fällt, da tritt uns zunächst eine Inkonsequenz entgegen, von der nicht einmal ohne weiteres feststeht, dass sie unter Zuhülfenahme von syntaktischen Doppelformen (Satzdubletten) zu erklären ist, noch weniger, welches eventuell die Bedingungen für die Entstehung der Doppelformen gewesen sind. Auf den richtigen Weg können wir öfters dadurch geleitet werden, dass der Prozess, durch den die in Frage stehenden Doppelformen entstanden sind, sich nicht nur in Wortgruppen, sondern auch innerhalb selbständiger Wörter vollzogen und in diesen seine Wirkung hinterlassen hat. Sind die Doppelformen z. B. dadurch entstanden, dass der Auslaut eines Wortes durch den Anlaut des folgenden beeinflusst ist, so kann dies aus den Folgen erkannt werden, welche der Zusammenstoss der betreffenden Laute im Innern der Worte gehabt hat. So wird man ferner das Nebeneinanderbestehen von ahd. mhd. *duo* und *dô* (tunc) nach der verschiedenen Behandlung des urgermanischen *ô* in Wurzel- und Flexionssilben (ahd. *muot* gegen *salbôta)* beurteilen und annehmen, dass die erstere Form unter dem Einflusse des Hochtons entstanden, die letztere ursprünglich auf enklitischen und proklitischen Gebrauch beschränkt gewesen ist. Im übrigen sind wir wieder darauf angewiesen, nach der Analogie anderer bekannter Lautübergänge auf die Ursachen der Differenzierung zu schliessen.

Sind aus dem ausgewählten Materiale die Formeln für den Lautwandel abstrahiert, so muss man dann weiter daran gehen, dieselben auf die ganze Masse des Vorliegenden anzuwenden und dabei versuchen, wieweit sie sich konsequent durchführen lassen, und wieweit sie zur Erklärung der Thatsachen genügen. Die Hauptaufgabe wird dann sein, alle einzelnen Wortformen entweder unter die gefundenen Formeln unterzubringen oder zu versuchen, wieweit sie sich als Neubildungen auffassen lassen, die unter Anlehnung an solche Wortgebilde entstanden sind, die zu den gefundenen Formeln stimmen. Man wird sich manchmal damit begnügen müssen, dass eine solche Auffassung mit den allgemeinen Bedingungen des Sprachlebens im Einklang und daher nicht unwahrscheinlich ist. Oft aber wird sie noch durch besondere Anhaltspunkte gestützt. Ist eine durch Lautwandel entwickelte Form von einer Neubildung verdrängt, und ist uns die erstere wegen gänzlichen Fehlens oder Dürftigkeit der Quellen für den betreffenden Zeitabschnitt gar nicht überliefert, so entsteht häufig der Schein, als sei die letztere eine direkte Fortsetzung der Form, die vor dem Eintritt des Lautwandels bestand, und von dem fraglichen Lautwandel verschont. Solche Formen sind es namentlich, die gegen die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze ins Feld geführt werden, und man behauptet von ihnen, dass sie durch die Analogie der verwandten Formen geschützt seien. Einer solchen Annahme lässt sich durch den Nachweis begegnen, dass auch innerhalb der Formengruppen, für die sie gemacht wird, noch die Wirkungen des Lautwandels vorliegen. Wir sind dazu dadurch imstande, dass sich häufig einzelne Formen der sonst durch eine Gruppe durchgeführten Ausgleichung entzogen haben, und zwar solche, die besonders häufig gebraucht sind. Im anord. ist Verkürzung langer Vokale vor Doppelkonsonanz eingetreten. Man könnte nun annehmen, dass sich unter andern der Nom. Acc. N. der Adjektiva dieser Verkürzung entzogen hätte, da wir *brátt, blítt, mótt* etc. zu *bráðr, blíðr, móðr* haben. Aber zu *góðr* haben wir neben *gótt* noch *gott,* letzteres regelmässig in einer der ältesten und zuverlässigsten Quellen. Von besonderer Bedeutung werden hier wieder die isolierten Formen. Man könnte vom Standpunkte des Nhd. aus, wenn die Belege aus den älteren Quellen nicht vorlägen, die Behauptung aufstellen, dass das Part. *gediehen* von der Wirkung des Vernerschen Gesetzes, wie sie in *gezogen* vorliegt, verschont geblieben wäre, würde man nicht durch das

im adjektivischen Gebrauch daneben stehende *gediegen* eines Besseren belehrt. Die isolierten Formen können allerdings nach dieser Richtung hin nur dann zum Beweise herangezogen werden, wenn sie sich erst nach dem Eintritt des fraglichen Lautwandels aus ihrem Systeme gelöst haben. Immerhin würden wir in Bezug auf die Frage, wieweit die Wirkungen des Lautwandels nachträglich durch Ausgleichung gestört sind, weniger klar sehen, wenn diese jedesmal zu dem Resultat geführt hätte, dass der neu entwickelte Laut wieder durch den älteren verdrängt wäre. Nun aber ist sehr häufig auch das Umgekehrte der Fall. Die Wirkungen des eben erwähnten nordischen Verkürzungsgesetzes sind da, wo eine Ausgleichung möglich war, meistens zu Gunsten des langen Vokals beseitigt. Wir finden aber z. B. *ymiss* (abwechselnd) neben *ýmiss* aus ursprünglichem *ýmiss* — dat. *ymsum* etc. Durchgeführt ist die Verkürzung in *hǫfuð* aus *haufuð* (nur noch einmal belegt) — dat. *hǫfde*. Wir stützen uns bei dieser Erklärung auf die zahlreichen Fälle, in denen eine derartige Entwicklung aus den Quellen zu erweisen ist, vgl. nhd. *schlagen* — *geschlagen* gegen *zeihen* — *geziehen* aus mhd. *slahen* — *geslagen* wie noch jetzt *ziehen* — *gezogen*. Wollte man in *ymiss* und *hǫfuð* nicht analogische Neuschöpfungen sehen, so würde man dazu gelangen, sich eine reine Willkür in der Behandlung der Laute gefallen zu lassen. Erkennt man aber für solche Fälle die Richtigkeit unserer Erklärungsmethode an, so ist kein Grund, sich gegen die Anwendung derselben zu sträuben, wo das umgekehrte Resultat vorliegt. Wenn schon eine Mundart reichliches Material für die entgegengesetzte Richtung der Ausgleichung darbieten kann, so bietet sich in der Regel doch noch eine grössere Fülle dar, wenn auf den Lautwandel eine Sprachspaltung gefolgt ist und nun die verschiedenen Mundarten bei den nämlichen Wörtern verschiedene Wege eingeschlagen haben.

Es kann sich bei der vollständigen Durcharbeitung des Materiales nun aber auch das Resultat ergeben, dass mit den aus ganz unverdächtigem Materiale abstrahierten Formeln die Lautentwickelung noch nicht erschöpft ist, indem mitunter die Wirkungen der Analogie gar keine Formen mehr übrig gelassen haben, aus denen sich die Resultate eines Lautwandels noch rein und unvermischt erkennen lassen. Wo ein derartiger Fall vorliegt, sind wir nur auf Formen angewiesen, denen man es zunächst nicht ansehen kann, ob sie durch Ausgleichung oder durch Lautwandel entstanden sind, und zwar ist es dann in der Regel die durch Ausgleichung nach entgegengesetzter Richtung entstandene Inkonsequenz, durch die wir auf die Vorgänge hingewiesen werden, die sich abgespielt haben. So verhält es sich z. B. mit dem Wechsel zwischen *i* und *e* im Ahd. in den Fällen, in denen ersteres das Ursprüngliche ist. Wir haben teils Doppelformen wie *skif* — *skef*, teils *e* allein (*steg*, *uuehha* etc.), teils *i* allein (*gestigen*, *zil* etc.). Wir befinden uns solchen Verhältnissen gegenüber in einer ähnlichen Lage wie gegenüber den durch Satzdubletten entstandenen Inkonsequenzen, die auch gar nicht immer von den in Rede stehenden Fällen leicht zu sondern sind. Man wird sich zuweilen mit der allgemeinen Vermutung begnügen müssen, dass überhaupt Ausgleichung eines Lautwechsels stattgefunden hat, ohne die Bedingungen aufzeigen zu können, unter denen derselbe entstanden ist. Diese Resignation wird uns namentlich dann leicht auferlegt, wenn die bedingenden Momente unserer Beobachtung gar nicht mehr zugänglich sind. Häufig aber werden wir nach anderweitigen Analogieen eine Vermutung darüber wagen und den Wechsel rekonstruieren dürfen. So ist es hinsichtlich des angezogenen Wechsels zwischen *i* und *e* von vornherein wahrscheinlich, dass *e* durch assimilierenden Einfluss des Vokals der folgenden Silbe entstanden ist. Selbstverständlich müssen sich die vorliegenden Verhältnisse aus den als lautgesetzlich ange-

nommenen ungezwungen ableiten lassen. Noch weiter gelangt man, wenn man nachweisen kann, dass das Schwanken sich auf bestimmte Fälle beschränkt, während andere davon frei sind, und dass gerade in den ersteren bestimmte Veranlassungen zu einer Lautmodifikation vorhanden waren, die in den letzteren fehlen. Auch dieses Kriterium kann man auf den ahd. Wechsel zwischen *i* und *e* anwenden. Verschont von demselben bleiben z. B. die *i*-Stämme wie *biz, scrit, list.* Vor allem aber bleibt das in einer früheren Periode aus *e* entstandene *i* konstant, dem ein *i* oder *j* folgte.

§ 27. Der Wert, welchen die Feststellung der Lautgesetze hat, besteht zunächst darin, dass damit eine sichere Unterlage für die in ihren Anfängen auf ein Raten angewiesene Etymologie geschaffen wird. Man wird dadurch einerseits in vielen Fällen davor bewahrt, aus zufälligen Ähnlichkeiten auf historische Beziehungen zu schliessen, man wird anderseits in den Stand gesetzt, verstecktere Beziehungen zwischen Wörtern, die auf den ersten Blick wenig Ähnlichkeit zeigen, aufzufinden. Denselben Dienst leisten die Lautgesetze natürlich auch bei der Untersuchung über den historischen Zusammenhang zwischen den in Wortbildung und Flexion verwendeten Mitteln. Durch ihre Hülfe werden wir sogar befähigt, gar nicht überlieferte Wortgestaltungen aus denen einer anderen Entwickelungsstufe oder einer verwandten Sprache zu rekonstruieren. Wir können so z. B. den althochdeutschen Wortvorrat aus den heutigen Mundarten ergänzen, wenn wir auf Grund der Wörter, die in der alten und in der neuen Form vorliegen, das Verhältnis der Laute festgestellt haben. Eine partielle Rekonstruktion ist es, wenn durch ein solches Hülfsmittel eine Schreibung, die an sich mehrfache Auffassung zulässt, gedeutet wird, wenn wir z. B. aus der Aussprache der jetzigen Mundarten schliessen, dass ahd. *snecco,* mhd. *snecke* offenes *e* gehabt hat (vgl. § 25). Zu einer solchen, sei es vollständigen, sei es partiellen Rekonstruktion ist nicht jedes beliebige Material geeignet, indem häufig die Form einer Mundart oder Zeitstufe verschiedenen Formen einer anderen entsprechen kann. Man muss sich daher bald an diese, bald an jene Mundart halten, je nachdem die eine oder die andere nur eine Entsprechung zulässt. Man wird auch oft zwei Mundarten mit einander kombinieren müssen, weil zwar jede mehrere Entsprechungen zulässt, aber nur eine beiden gleichzeitig gerecht wird. Hiervon zu unterscheiden ist das Verfahren, welches wir einschlagen, wenn wir aus den einander entsprechenden Wortgestaltungen verwandter Sprachen oder Mundarten die ihnen gemeinsam zugrunde liegende Gestalt rekonstruieren, ohne dabei schon von einer Kenntnis der Grundsprache unterstützt zu werden, die nicht überliefert ist. Hierbei können wir nicht mit der gleichen Sicherheit verfahren. Wir haben nicht bloss zu schliessen, dass dieser oder jener Laut eines schon bekannten Lautsystems zu Grunde gelegen hat, sondern das Lautsystem selbst muss erst auf Schlüssen aufgebaut werden. Daraus, dass die gesetzliche Entsprechung bestimmter Laute in den verwandten Sprachen nachgewiesen ist, folgt zunächst nur, dass ihnen der gleiche Urlaut zu Grunde liegt. Unter den Vorstellungen, die wir uns von demselben bilden können, werden wir dann diejenige bevorzugen, aus welcher die vorliegenden Laute am ungezwungensten abgeleitet werden können. Dabei kann aber mitunter noch ein ziemlich grosser Spielraum bleiben. Die Hauptsache ist, dass wir genau so viel Unterscheidungen zwischen den Lauten der Grundsprache machen, als erforderlich sind, um die Unterschiede in den abgeleiteten Sprachen darauf zurückzuführen. Hat man einmal ein solches System auf Grund allseitiger Durcharbeitung des massgebenden Materiales gewonnen, so kann man nun damit wie mit dem Lautsystem einer überlieferten Sprache operieren. Bei allen bloss auf Grund der Lautgesetze konstruierten Formen,

muss man sich freilich gegenwärtig halten, dass damit nur angegeben ist, wie eine den zugrunde gelegten entsprechende Form zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Sprache hätte lauten müssen. Die Entscheidung darüber, ob diese Form wirklich existiert hat, hängt noch von besonderen Erwägungen ab. Man muss sowohl den Untergang von Formen wie die verschiedenen Arten der Neubildung, endlich auch die Entlehnung aus einer fremden Sprache als Eventualitäten in Rechnung ziehen. Am sichersten ist man, wenn man gleichzeitig von einer älteren (eventuell von einer älteren mit Sicherheit erschlossenen) und einer jüngeren auf eine mittlere schliessen kann. Schon nicht unbedingt darf man dem Schluss von mehreren verwandten Sprachen auf ihre gemeinsame Grundsprache trauen, da gar nicht selten analoge Neubildungen unabhängig von einander geschaffen werden. Anderseits kann man, auch ohne dass die Formen verschiedener Sprachen zur Vergleichung vorliegen, eine jüngere Form mit Sicherheit als lautliche Fortsetzung einer alten Bildung in Anspruch nehmen, sobald die Bildungsweise derartig ist, dass sie in jüngerer Zeit nicht mehr möglich gewesen wäre. So ist *Ricke* (weibliches Reh) erst im nhd. belegt, muss aber auf eine urgermanische Bildung zurückgehen (**rizī'*, gen. **rizjṓ's*,) da nur so das lautliche Verhältnis zu *Reh* (urgerm. **rάiho*) begreiflich wird.

Die Feststellung der Lautgesetze greift in alle Teile der Sprachgeschichte ein. In der Bedeutungsentwicklung, auch auf syntaktischem Gebiete kann man keine sicheren Schritte thun, ohne dass die Berechtigung der dabei gemachten Voraussetzungen über den historischen Zusammenhang auch nach der lautlichen Seite hin geprüft wird. Ebenso kann man über die Neubildungen nach Analogie oder durch Kontamination nicht sicher urteilen, solange das Gebiet derselben gegen das des Lautwandels nicht auf die in § 26 geschilderte Weise abgegrenzt ist. Der Lautwandel ist aber auch ein bedingendes Element für die Bedeutungsentwickelung und noch mehr für die Veränderungen in der Gruppierung der sprachlichen Elemente und damit für das Untergehen alter und das Schaffen neuer Wörter und Formen. Durch ihn ersterben lebendige Bildungsweisen (vgl. Princ. 159 ff.), wodurch indirekt das Aufkommen neuer begünstigt wird; durch ihn vor allem wird der Anlass zu analogischer Neuschöpfung gegeben, sei es, dass dabei das alte Verhältnis der Wortformen zu einander durch Ausgleichung erneuert (vgl. ib. 161 ff.), sei es, dass in neue Bahnen hinübergelenkt wird (vgl. ib. 180 ff.); Unterschiede, die durch ihn entstanden sind, können zu Merkmalen für Verschiedenheit der Funktion werden (vgl. ib. 172 ff.); Doppelformen, die durch ihn allein oder in Verbindung mit einer durch ihn veranlassten Neubildung entstanden sind, geben die Gelegenheit zu Bedeutungsdifferenzierungen (vgl. ib. 212 ff.); bei der Entstehung der Wortbildung und Flexion gehört er zu den wesentlichsten mitwirkenden Faktoren (vgl. ib. 274. 291 ff.).

Unter diesen Umständen zeugt es nur von einem Mangel an Verständnis für die Sprachentwickelung, wenn von manchen Seiten mit Geringschätzung auf eine exakte Behandlung der Lautgeschichte herabgesehen wird, weil dieselbe sich nur mit der äusseren, leiblichen Seite der Sprache, nicht mit der geistigen beschäftige. Es erhellt aber auch, wie wenig gerechtfertigt es ist, wenn von anderer Seite der Wert, welchen die Feststellung der Lautgesetze hat, durch die Bemerkung herabgedrückt wird, dass damit noch keine Einsicht in die Ursachen der Sprachentwickelung gewonnen sei. Zunächst ist doch damit konstatiert, was das allererste sein muss, ob überhaupt ein Lautprozess vorliegt, und weiterhin haben wir daran einen festen Anhalt, um die Bedingungen für eine Reihe von anderen Vorgängen zu erkennen. Natürlich müssen wir versuchen, auch den Ursachen des Lautwandels soweit als mög-

lich auf die Spur zu kommen, indessen muss man sich gegenwärtig halten, dass hierbei auch im günstigsten Fall so gut wie bei allen anderen geschichtlichen Vorgängen ein Rest bleibt, der unserer Erkenntnis nicht zugänglich ist. Anzustreben ist zunächst eine genaue Analyse des Lautwandels, die vor allem darin besteht, dass man sich den Unterschied klar macht, der zwischen der Thätigkeit der Sprechorgane bei Erzeugung des neuen Lautes und derjenigen bei Erzeugung des früheren besteht, und dass man womöglich die Stufen der Entwickelung festzustellen sucht, wodurch sich dieser Unterschied herausgebildet hat. Soweit solche Stufen unserer Beobachtung direkt oder indirekt zugänglich sind, muss man sich dieses Vorteils bedienen. Auf Grund des historischen Materiales kann man dann versuchen, eine Systematik der vorkommenden, namentlich der häufig auftretenden Lautveränderungen zu entwerfen, wobei man sich besonders an diejenigen Fälle halten wird, die sich am besten analysieren lassen. Diese Systematik gehört in die sprachwissenschaftliche Prinzipienlehre, schliesst sich aber am besten an die Lehre von der Erzeugung der Sprachlaute überhaupt, an die allgemeine Phonetik an, die sie zu ihrer notwendigen Voraussetzung hat. Sie hat, wie die Prinzipienlehre überhaupt, ihren Wert an sich, liefert aber zugleich das Material für die Beurteilung des empirisch Gegebenen, wo dasselbe unklar und lückenhaft ist, und für die Ergänzung desselben zu einem Kausalzusammenhange. Zur Einsicht in die bei dem Lautwandel wirksamen Momente gehört es ferner, dass man die Zusammenhänge ermittelt, welche innerhalb eines Dialektgebietes zwischen den einzelnen Erscheinungen bestehen. Dies wird zum Teil dadurch erreicht, dass man den Lautgesetzen eine möglichst allgemeine Fassung gibt, und nichts isoliert hinstellt, was sich unter eine höhere Einheit unterordnen lässt. Es ist also an die Darstellung der Lautbewegung die nämliche Forderung zu stellen, die wir schon für die Beschreibung des Zuständlichen eingeschärft haben (vgl. § 23). Hiermit aber sind wir zu Ende mit dem, was sich im günstigsten Falle über die historische Kausalität wirklich ermitteln lässt. Wir können wohl konstatieren, dass gewisse Arten des Lautwandels sich sehr leicht einstellen, dass gewisse Momente sehr gewöhnlich die Veranlassungen zu bestimmten Veränderungen werden, dass gewisse Veränderungen in der Regel mit einander verbunden auftreten. Aber wir können damit nie einen Lautwandel als etwas absolut Notwendiges erweisen, das nicht auch hätte unterbleiben können. Es bleibt uns verborgen, warum ein Lautwandel gerade in diesem Dialekt zu dieser bestimmten Zeit eingetreten ist, ausser insoweit, als wir ihn etwa mit anderen Erscheinungen desselben Dialektes und derselben Zeit in Verbindung setzen, und auch so gelangen wir schliesslich zu etwas Unerklärbarem. Verschiedene Versuche, die man gemacht hat, um die Besonderheiten in den Lautverhältnissen der einzelnen Sprachen zu erklären, sind durchaus dilettantisch und halten vor einer unbefangenen Prüfung nicht Stich. Eine Verschiedenheit in dem Bau der Sprechorgane, die den sprachlichen Verschiedenheiten entspräche, lässt sich nicht nachweisen. Hinfällig ist, was man von Einflüssen des Klimas behauptet hat. Ebenso ist bis jetzt die Ableitung aus geistigen Eigenheiten der Völker, wie sie z. B. Scherer versucht hat, missglückt. Auch mit den Versuchen, die Sprachmischung zur Erklärung heranzuziehen, was innerhalb bestimmter Grenzen gewiss seine Berechtigung hat, ist man neuerdings wohl meist zu rasch bei der Hand gewesen. Dass man sich in dieser Hinsicht bescheiden muss, wird jedem einleuchten, der sich einmal die Menge der bei dem Vollzug eines Lautwandels mit und gegen einander wirkenden Faktoren vergegenwärtigt hat, deren Anteil im einzelnen unserer Beobachtung ganz entzogen ist (vgl. Princ. Cap. 3).

§ 28. Wir mussten diejenigen Fragen, über welche die Ansichten am meisten auseinandergehen, etwas ausführlicher erörtern. Das Übrige können wir kürzer abmachen. Während sich bei dem Lautwandel dem Alten etwas Neues unterschiebt, so dass das Untergehen des ersteren und das Entstehen des letzteren der gleiche Prozess ist, so bestehen alle übrigen Veränderungen des Sprachmateriales entweder in dem Zuwachs von etwas Neuem oder in dem Verlust von etwas Altem, und erst durch die Kombination dieser beiden Prozesse kann die Ersetzung eines Alten durch ein Neues zustande kommen.

Der Zuwachs kann in der Schöpfung eines ganz neuen Ausdrucksmittels bestehen oder in der Anknüpfung einer neuen Funktion an ein schon bestehendes, entsprechend der Verlust in dem völligen Untergange eines Ausdrucksmittels oder bei Erhaltung desselben in dem Fortfallen einer Funktion, die es bis dahin gehabt hat. Der Eintritt des einen wie des andern muss zunächst aus den Quellen ermittelt und soweit als möglich chronologisch fixiert werden, natürlich auch mit Berücksichtigung des verschiedenen Verhaltens der Mundarten. Doch lassen sich die chronologischen Verhältnisse nicht immer nach den Quellen bestimmen. Selbst wo man eine fortlaufende Überlieferung hat, geschieht es nicht selten, dass ein Wort oder eine Bedeutung eines Wortes schon lange vor dem ersten Auftreten in einer schriftlichen Quelle vorhanden gewesen ist. So manches Wort und so manche Verwendungsweise kommt in der eigentlichen Literatur kaum vor, zumal wenn sich dieselbe in einem beschränkten Stoffkreise bewegt und stark von stilistischen Traditionen abhängig ist, weshalb wir denn auch vieles, was in unserer heutigen Umgangssprache gang und gäbe ist, nicht weit zurück verfolgen können. Je spärlicher die Quellen, umsomehr fehlen natürlich die äusseren Anhaltspunkte für die Chronologie. So wichtig es daher auch ist, das erste Auftreten jedes Wortes und jeder Wortbedeutung zu konstatieren, so würde es doch verfehlt sein, die betreffenden Daten ohne weiteres zur Basis einer Entwickelungsreihe zu machen. Später belegte Wörter oder Bedeutungen können älter sein als früher belegte. Ob man dies im einzelnen Falle annehmen darf, das wird mit davon abhangen, ob man nach Umfang und Beschaffenheit des Quellenmateriales das Nichtvorkommen trotz des früheren Vorhandenseins als wahrscheinlich betrachten kann. Innere Gründe wird man bei der Beurteilung nie entbehren können. Man ist aber noch nicht auf diese allein angewiesen, so lange nicht die Hülfsmittel erschöpft sind, welche die Vergleichung der verwandten Sprachen bietet. Durch diese wird es häufig möglich, das Alter eines Wortes weiter zurückzudatieren, oder das innerhalb der Einzelsprache unentschiedene Altersverhältnis zwischen verschiedenen Bedeutungen zu bestimmen, oder diese auf eine Grundbedeutung zurückzuführen, welche die betreffende Sprache eingebüsst hat. Die Vergleichung ist daher auch für die Bedeutungsentwickelung innerhalb der Einzelsprache nicht zu entbehren, da man sich sonst über den richtigen Ausgangspunkt täuschen kann.

Auch der Untergang von Ausdrucksmitteln und Funktionen derselben muss natürlich sorgfältig an der Hand der Quellen verfolgt werden. Auch dieses ist nicht immer gleich gut möglich, sondern besser oder schlechter je nach der Fülle und Beschaffenheit der Quellen, und je nachdem die Veranlassung zum Gebrauche von Anfang an häufiger oder seltener ist. Dem gänzlichen Verschwinden geht natürlich ein Seltenerwerden voraus, wobei sich die einzelnen Individuen verschieden verhalten, namentlich die ältere und jüngere Generation, wobei die einen noch ein aktives Verhältnis zu dem Gebrauch haben, die anderen nur noch ein passives, auf das Verständnis beschränktes (vgl. Princ. 32).

Neue Wörter können auf verschiedene Weise geschaffen werden, und es

ist natürlich die Aufgabe der historischen Forschung, die Entstehungsweise festzustellen. Die eine Art können wir als Urschöpfung bezeichnen (vgl. Princ. Cap. IX). Hierbei ist die Verknüpfung des Lautmateriales mit der Bedeutung etwas Originales, beruht nicht auf einer Umbildung und veränderten Kombination schon bestehender Verknüpfungen. Mit der Urschöpfung hat die Sprache begonnen. Die grosse Rolle, die sie im Anfang gespielt hat, ist allmählich immer mehr beschränkt. Doch wird sich nicht läugnen lassen, dass auch in jüngerer Zeit manche Wörter durch Urschöpfung entstanden sind, und zwar Bezeichnungen für Geräusche und geräuschvolle Bewegungen. Wir können dies allerdings nur daher vermuten, dass wir eine beträchtliche Zahl solcher Wörter erst spät auftauchen sehen und dabei ausser Stande sind, dieselben an ältere etymologisch anzuknüpfen. Im einzelnen Falle kann man auch schwer zu völliger Sicherheit gelangen, da gerade hier sehr mit der Möglichkeit gerechnet werden muss, dass nur die literarische Verwendung, nicht das Wort selbst jung ist. Andererseits aber ist auf diesem Gebiete auch in der Annahme etymologischer Verwandtschaft grosse Behutsamkeit erforderlich (vgl. § 10). Die gewöhnlichste Art der Entstehung neuer Wörter ist die Bildung nach Analogie (vgl. Princ. 88 ff.). Dazu kommt drittens das Zusammenwachsen syntaktischer Gruppen (vgl. Princ. Cap. XIX). Endlich kann sich eine Sprache durch Entlehnung aus einer anderen bereichern.

Wie die einzelnen Wörter, so können syntaktische Verhältnisse ohne Anknüpfung an etwas schon Bestehendes geschaffen werden und entsprechen dann unmittelbar den psychischen Verhältnissen zwischen den Vorstellungen, welche durch die Wörter bezeichnet werden (vgl. Princ. Cap. VI). Im übrigen hängt die Neuschöpfung und Umbildung der syntaktischen Ausdrucksmittel sowie alles Formalen mit den Umwandlungen in den psychischen Gruppierungsverhältnissen zusammen, die wir im folgenden Paragraphen besprechen wollen.

Über die Art, wie neue Bedeutungen an schon vorhandene Wörter angeknüpft werden, habe ich Princ. Cap. IV gehandelt. Um zu richtiger Erfassung der Bedeutungsentwickelung eines Wortes zu gelangen, wird man die dort skizzierten, einer viel détaillierteren Ausführung fähigen Grundsätze mit genauen Erhebungen über die Chronologie des ersten Auftretens der einzelnen Verwendungsweisen verbinden müssen. Die inneren Wahrscheinlichkeitsgründe müssen aushelfen die richtige Reihenfolge herzustellen, wo die äusseren versagen oder nicht entscheidend sind. Sie müssen ferner herangezogen werden, um fehlende Zwischenstufen zu ergänzen. So viel als möglich muss man natürlich denselben vorher durch Beobachtung beizukommen suchen. Darauf, nicht auf ein gedankenloses Häufen von Belegstellen muss das Augenmerk des Lexikographen gerichtet sein. Dasselbe gilt von der Bedeutungsentwickelung der Suffixe und sonstigen Bildungselemente sowie der syntaktischen Verhältnisse, nur dass dabei, wie schon in § 23 hervorgehoben ist, neben der allgemeinen Bedeutung die Bedeutung innerhalb des einzelnen Wortes berücksichtigt werden muss.

§ 29. Sowohl der Zuwachs wie der Verlust ist in hohem Grade bedingt durch die Art, wie sich die Sprachvorstellungen in der Seele gruppieren. Die Veränderungen in der Art der Gruppierung zu verfolgen gehört daher zu den wichtigsten Aufgaben der Sprachgeschichte. Schliessen sich die nach Lautgestalt und Funktion ähnlichen Wörter und Formen zu Gruppen zusammen, so wird dadurch die Neuschöpfung nach Analogie ermöglicht. Diese hört auf, sobald der Zusammenschluss nicht mehr stattfindet. Dann sterben die lebendigen Bildungsweisen ab und bleiben, wo sie nicht ganz schwinden, in isolierten Resten, die nicht mehr fähig sind, Neubildungen hervorzurufen. Es muss festgestellt werden, wie der Laut- und Bedeutungswandel zerstörend auf

die Gruppen wirkt (vgl. Princ. 152—161). Auf der andern Seite muss das Aufkommen neuer Gruppen verfolgt werden. Diese können so entstehen, dass ganz neu geschaffene Ausdrucksmittel nicht isoliert bleiben, sondern sich wie die alten zusammenschliessen. Häufiger ist es, dass durch eine Umwandlung des älteren Materiales nach Laut und Bedeutung manches auseinander, anderes aneinander gerückt wird (Princ. Cap. XI. XII) oder auch, dass die Auffassung des Verhältnisses zwischen den Elementen einer Gruppe sich verschiebt (ib. Cap. XIII).

Viele Veranlassung zur Umbildung gibt die gegenseitige Beeinflussung synonymer Ausdrucksformen durch einander, die Kontamination (Princ. Cap. VIII), noch mehr die Beeinflussung der traditionellen Ausdrucksformen durch die von der Sprache unabhängigen psychischen Verhältnisse (Princ. Cap. XV. XVI).

§ 30. Das Entstehen und Untergehen der sprachlichen Ausdrucksmittel hängt natürlich immer mit dem Bedürfnis der Sprechenden zusammen. Wörter und Wortbedeutungen kommen ausser Gebrauch, wenn die Gegenstände oder die Vorstellungsweisen, die sie bezeichnen, untergehen oder das Interesse, das sie ehemals gehabt haben, einbüssen. Umgekehrt ist durch das Aufkommen neuer Gegenstände, Vorstellungsweisen und Interessen auch stets ein Antrieb zum Schaffen neuer Ausdrucksmittel gegeben. Ob sie wirklich geschaffen werden, hängt freilich auch davon ab, wie bequem sie sich auf Grund des schon Vorhandenen darbieten. Aber auch ohne dass alte Bedürfnisse aufhören und neue sich bilden, unterbleibt weder der Untergang alter noch das Aufkommen neuer Ausdrucksmittel, und dann steht beides in einem Wechselverhältnis zu einander, welches zu beobachten für das Verständnis der Sprachentwickelung von grossem Werte ist. Der Hergang ist dann entweder der, dass zunächst etwas untergeht, etwa weil es durch den Lautwandel sein Charakteristisches verloren hat und dadurch unbrauchbar geworden ist, und dann durch etwas Neues ersetzt wird. Oder, und das ist das gewöhnlichere, es bildet sich für eine Funktion, für die schon ein Ausdrucksmittel vorhanden ist, ein neues, welches entweder überhaupt erst geschaffen wird oder nur zu seinen bisherigen Funktionen auch die betreffende übernimmt. Eine weitere Folge ist dann gewöhnlich die, dass der Überfluss nach einiger Zeit wieder beseitigt wird. Dies kann so geschehen, dass das eine Ausdrucksmittel ganz untergeht. Dies ist regelmässig dasjenige, welches weniger zweckmässig ist, das undeutlichere oder dasjenige, welches schlechter im Gedächtnis haftet, zugleich meistens das ältere. Es können aber auch die Ausdrucksmittel beide bestehen bleiben, jedoch die eine Zeit lang gemeinsame Funktion bleibt nur an dem einen haften. So geschieht es sehr häufig, dass gewissermassen ein Ausdrucksmittel das andere aus einem Teile seiner Funktionen herausdrängt, während es selbst vielleicht gleichzeitig wieder von einem andern aus seinen früheren Funktionen ganz oder teilweise verdrängt wird. Es können auch zwei Ausdrucksmittel, welche die gleichen Funktionen haben, sich wechselweise je aus einem Teile derselben herausdrängen. Dann entsteht Bedeutungsdifferenzierung (vgl. Princ. Cap. XIV). Die Beobachtung dieser Verhältnisse gehört notwendig zu einer historischen Behandlung des Wortschatzes. Bei der alphabetischen Anordnung unserer Lexika können dieselben nur in Exkursen dargelegt werden. Eine eigens darauf ausgehende Darstellung würde eine historische Synonymik ergeben, wesentlich verschieden von der gewöhnlichen, nur Lehrzwecken dienenden. Ebenso müssen die angedeuteten Gesichtspunkte auf die geschichtliche Behandlung der Wortbildungslehre und Syntax angewendet werden.

6. LITERATURGESCHICHTE.

§ 31. Die Aufgaben der Literaturgeschichte genau abzugrenzen ist kaum möglich. Der Begriff »Literatur« ist ein schwankender, und jede Definition, die man davon versuchen mag, wird Anfechtungen ausgesetzt sein. Dem Wortlaute nach müsste man darunter die Gesamtheit der schriftlichen Aufzeichnungen verstehen. Doch ist man darüber einig, dass man nur solche zur Literatur rechnet, welche zur Verbreitung in die Öffentlichkeit, für ein Publikum bestimmt sind. Demnach wären also Briefe (abgesehen von sogenannten offenen Briefen), Tagebücher, Urkunden, Protokolle etc. auszuschliessen. Es kann aber manches, was vom Verfasser nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist, später ans Licht gezogen werden und auf das Publikum wirken, als wenn es von Anfang an dafür gemacht wäre. Zweifelhaft kann man sein, wie weit man Gelegenheitsdichtungen, die für einen engeren Kreis bestimmt sind, zur Literatur rechnen soll. Sehen wir hiervon ab, so liegt der Begriff der Literatur in dem bezeichneten Umfange den älteren Versuchen zu zusammenfassender Übersicht zu Grunde, z. B. Reimmanns *Einleitung in die historiam literariam* (1708—13). Dies war aber nur möglich, so lange die Literaturgeschichte lediglich als Bücherkunde gefasst wurde. Würde man dabei auf den Inhalt eingehen, so würde man dazu gelangen, die Geschichte aller Wissenschaften, ja beinahe aller menschlichen Kenntnisse und Fertigkeiten einzubegreifen. Alle neueren Bearbeitungen der Literaturgeschichte beschränken sich auf ein viel engeres Gebiet, auch diejenigen, welche die Grenzen am weitesten stecken. Gervinus hat sich ausdrücklich auf eine Geschichte der Dichtung beschränken wollen. Es ist aber leicht zu zeigen, wie misslich es mit der Durchführbarkeit einer solchen Beschränkung steht. Man hätte dann nur diejenigen Werke in den Kreis der Darstellung hineinzuziehen, deren Zweck, wie wir es vielleicht am einfachsten bezeichnen können, darin besteht, Gemüt und Phantasie anzuregen. Allein eine Poesie, welche jeden anderen Zweck ausser demjenigen der ästhetischen Wirkung von sich ausschliesst, eine Poesie, wie sie Goethe und Schiller während ihres Zusammenwirkens als Ideal vorschwebte, ist durchaus nicht das Normale, und es ist auch schwerlich zu wünschen, dass sie je das Normale werde. Die beiden haben in ihrer eigenen Praxis der Theorie nicht treu bleiben können. Religiöse, ethische, politische, soziale Tendenzen, persönliche Wünsche, Liebe und Hass haben von jeher in der Poesie ihren Ausdruck gesucht, und keineswegs immer zum Schaden derselben. Der Literarhistoriker, wenn er sich auch noch so sehr auf das Ästhetische beschränken will, kann diese Nebenzwecke nicht ignorieren, selbst wenn sie, wie so häufig, von der Art sind, dass ihre Einmischung die Zwecke der Poesie beeinträchtigt. Noch anders stellt sich die Sache von folgendem Gesichtspunkt aus dar. Das Streben nach ästhetischer Wirkung kann nicht bloss als Hauptabsicht auftreten, der sich andere Zwecke beigesellen; es kann sich auch als Nebenabsicht dem eigentlichen Zwecke eines Werkes unterordnen, was wiederum vielfach möglich ist, ohne diesen zu beeinträchtigen. So kann ein Werk, dessen Verfasser sich lehrhafte Darstellung zur Aufgabe gesetzt hat, zugleich ein Kunstwerk, ja ein bedeutendes Kunstwerk sein, und beansprucht als solches einen Platz in der sogenannten schönen Literatur. In der älteren Zeit ist es auch sehr üblich, dass Stoffe, die sich ihrer Natur nach wenig zu poetischer Behandlung eignen, doch in metrischer Form verarbeitet werden und infolge davon auch bis zu einem gewissen Grade mit den stilistischen Mitteln der Dichtung. Besonders hervorgehoben werden muss noch ein Teil der nicht poetischen Literatur, dessen Behandlung auf das engste mit derjenigen der Poesie selbst verbunden

werden muss, die Schriften über ästhetische Theorie und Kritik. Eine reinliche Aussonderung und isolierte Behandlung des Poetischen in der Literatur ist demnach nicht möglich. Man kann nicht weiter gehen, als dass man dasselbe in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt. Am besten gelangt man vielleicht auf einem anderen Wege zu einer Abgrenzung des in der Literaturgeschichte zu behandelnden Stoffes, indem man nämlich die Scheidung nach dem Publikum macht, an welches sich die Werke wenden, indem man demgemäss alles aufnimmt, was sich an die Gesamtheit des Volkes wendet oder wenigstens an Schichten von gewisser allgemeiner Durchschnittsbildung, und nur die Fach- und Berufsliteratur ausschliesst. Eine so weite Ausdehnung wird man nicht vermeiden können, wenn man die inneren Zusammenhänge verfolgen will. Auch diese Grenze wird nicht immer innegehalten werden können und ist überhaupt eine fliessende.

Haben wir uns bisher darum bemüht, wie etwa der Begriff der Literatur, von dem wir zunächst ausgegangen sind, sich verengen lässt, so müssen wir denselben auf der andern Seite erweitern. Die Bezeichnung »Literatur« ist nach etwas Sekundärem gewählt, welches nicht notwendig zu den in dem Material der Sprache geschaffenen Geisteserzeugnissen gehört. Die Schrift ist nur ein Mittel zum Festhalten eines solchen Erzeugnisses in der Gestalt, in welcher es zuerst geschaffen ist. Bevor dieses Mittel zu Gebote stand, wurde derselbe Dienst durch mündliche Tradition geleistet. Dieselbe behauptete sich auch, nachdem die Anwendung der Schrift möglich geworden war, anfangs sogar für die nationale Poesie als das Normale, dann immer mehr eingeschränkt, aber nie ganz verdrängt. Wir müssen trotz des Wortsinnes von »Literatur« alles einbegreifen, was in eine bestimmte sprachliche Form gebracht und in derselben erhalten und verbreitet ist, also vor allem Volkslieder, aber auch Segen- und Zaubersprüche, Formeln für Rechtshandlungen, Rätsel und die einfachsten derartigen Schöpfungen wie Sprüchwörter, traditionelle Scherze u. dergl. Wir können aber auch nicht gut solche Erzeugnisse ausschliessen, bei denen nur die Komposition im ganzen festgehalten wird, während der Wortlaut mehr oder weniger variiert, Sagen, Märchen, Anekdoten und sonstige in ungebundener Rede überlieferte Erzählungen. Nur für den Moment bestimmte und mit ihm untergehende Gelegenheitsdichtung und insbesondere Improvisation wäre nach der eben angenommenen Fassung des Begriffes auszuschliessen, darf aber doch nicht unberücksichtigt bleiben, soweit man überhaupt etwas davon wissen kann, weil sie sich der gleichen Mittel bedient wie jede andere Poesie.

Die Literatur hat eine relative Selbständigkeit anderen Kulturgebieten gegenüber. Für ihre Entwickelung sind die Vorgänge, die sich innerhalb ihrer selbst vollziehen, die Beeinflussung eines Erzeugnisses durch das andere, in erster Linie von Wichtigkeit. Andererseits aber ist sie durch das Gesamtleben des Volkes bedingt und wirkt ihrerseits auf dasselbe. Ihre Entwickelung kann daher, wenn sie isoliert betrachtet wird, nicht ausreichend verstanden werden. Gewisse Gebiete gibt es, die mit ihr in engster Verbindung stehen. Eine Geschichte der Poesie ist nicht denkbar ohne eine Geschichte der Art, wie sie mitgeteilt und verbreitet ist. Eine Geschichte des Dramas muss die Geschichte des Bühnenwesens und der Schauspielkunst einschliessen. Von hause aus durchgängig, später wenigstens immer noch zu einem Teil ist die Poesie für musikalischen Vortrag bestimmt, und soweit dies der Fall ist, hat die Musik Einfluss auf ihre Form, der verfolgt werden muss, soweit Mittel dazu vorhanden sind. Entsprechende Beziehungen, wenn auch noch früher und stärker eingeschränkt, haben zum Tanz bestanden. Für die Literatur im eigentlichen Sinne des Wortes ist die Entwickelung des Schreib- und Druckwesens und des Buchhandels von tiefgreifender Bedeutung. Schöpfung oder Vortrag der Poesie

ist vielfach an bestimmte Gelegenheit gebunden, an den Kultus, an die Feste und Spiele des Volkes, die Beredsamkeit entspringt dem öffentlichen religiösen, politischen, rechtlichen Leben. Die Bedingungen für die Produktion müssen dann natürlich zunächst, soweit als möglich, in dem Leben und der Entwickelung der Dichter und Schriftsteller aufgesucht werden. Wieweit die sonstigen Kulturverhältnisse in die Betrachtung hineingezogen werden müssen, das hängt sehr von der Beschaffenheit der Literatur ab. Es kommt darauf an, wie eng ihre Beziehung zum Leben ist, wie ausgedehnt der Stoffkreis, den sie umspannt. Unter allen Umständen ist die Poesie eine Hauptquelle für die Kenntnis der eigenartigen Empfindungsweise eines jeden Volkes und Zeitalters. Geschichte der Poesie ist nicht denkbar ohne Geschichte des Empfindungslebens, und es müssen deshalb die sonstigen Äusserungen desselben zur Vergleichung herangezogen werden. In dieser Hinsicht leisten ausser den Erzeugnissen der übrigen Künste in der neueren Zeit besonders Briefe und Tagebücher gute Dienste, auch abgesehen von aller direkten Beziehung zur Literatur.

§ 32. Die eigentlichen Quellen der Literaturgeschichte sind natürlich die literarischen Erzeugnisse selbst, wie sie in mündlicher oder schriftlicher Überlieferung vorliegen. Diese muss zu allererst textkritisch untersucht werden, damit man womöglich zu der echten Gestalt, eventuell, wenn mehrere vom Verfasser selbst herrührende Auflagen vorliegen, zu den verschiedenen echten Gestalten des Werkes gelangt, oder aber, wo dies nicht möglich ist, die nötige Vorsicht in der Beurteilung anwendet. Man wird sich unter Umständen mit einem entstellten oder fragmentarischen Texte oder einer Umarbeitung begnügen müssen. Ja selbst eine blosse Nachbildung kann unter Umständen Aufschlüsse über den Charakter eines verlorenen Vorbildes gewähren, die nicht zu verschmähen sind. Umarbeitung und Nachbildung können auch einer anderen Sprache angehören als das Original. Neben den für die Öffentlichkeit bestimmten Redaktionen der Werke sind uns von neueren Schriftstellern nicht selten Vorstufen dazu erhalten, ältere Fassungen oder Entwürfe, dazu die Vorstufen von solchen Werken, die niemals zum Abschluss gekommen, die demnach auch nicht in die Literatur eingetreten sind, nichtdestoweniger aber wegen ihres Zusammenhanges mit den abgeschlossenen Werken unsere Berücksichtigung verlangen.

Neben den literarischen Hervorbringungen sind aber auch Zeugnisse für die Forschung unentbehrlich. Wir werden dadurch über den Verfasser belehrt, über Ort und Zeit der Entstehung, über die Veranlassung zur Abfassung, über etwa benutzte Quellen, über Umstände, die fördernd oder hemmend auf die Arbeit eingewirkt haben, über den Erfolg beim Publikum und manches andere. Derlei Zeugnisse können einen integrierenden Bestandteil des betreffenden Werkes bilden, entweder direkt zur Orientierung des Lesers oder Hörers bestimmt, was bis in das 16. Jahrh. in Deutschland sehr gewöhnlich ist, oder als ohne solche Absicht gemachte Anspielungen; sie können abgetrennt davon als Vorreden, Widmungen etc. des Autors oder Herausgebers auftreten, ferner als Titel oder Über- und Unterschriften, endlich ganz selbständig. Im letzten Falle sind sie gleichfalls entweder ausdrücklich zu dem Zwecke aufgezeichnet, um Kunde von der Entstehung eines Werkes zu geben, in Bibliographieen, Literaturgeschichten, Biographieen etc., oder es sind Angaben, die ohne solchen Zweck gemacht sind, und bei denen es nur Zufall ist, dass sie für uns als Quellen brauchbar sind, wie sie z. B. in anderen Werken der Literatur, namentlich aber für die neuere Zeit in Briefen zu finden sind.

Von ganz besonderem Werte werden die Zeugnisse, wenn das Werk, über das sie berichten, verloren gegangen ist. Es ist ein wesentliches Kennzeichen für die historische Betrachtung der Literatur, dass sie nicht bloss das noch

Vorhandene zu nutzen sucht, sondern nach Möglichkeit alles einmal Dagewesene zu verzeichnen und ihm seine Stellung innerhalb der Gesamtentwickelung anzuweisen bestrebt ist.

Sobald man versucht, dem Zusammenhange der literarischen Produktion mit dem sonstigen Kulturleben nachzugehen, so kann natürlich alles, was für dieses Quelle ist, auch Quelle für die Literaturgeschichte werden. Wir begnügen uns hier, noch auf die wichtigsten Grundlagen für das Biographische hinzuweisen. Diese sind sehr mannigfacher Art. In manchen Fällen hat man eigene Aufzeichnungen der Schriftsteller über ihr äusseres und inneres Leben, noch öfter Aufzeichnungen oder Erinnerungen von solchen, die zu ihnen in persönlicher Beziehung standen, oder die in der Lage waren, von anderen, die solche Beziehungen hatten, etwas zu erfahren. Über gewisse Daten können Kirchenbücher und sonstige Akten aufklären. Die dürftige Kunde, die wir von dem Leben der mittelalterlichen Dichter haben, beruht ausser ihren eigenen Andeutungen oder Anspielungen bei ihren Zeitgenossen und nächsten Nachfolgern, fast nur auf Urkunden, die sie oder von ihnen genannte Personen (etwa Gönner) ausgestellt oder noch öfter bloss unterschrieben haben, woraus sich dann in der Regel nur Heimat und ungefähre Lebenszeit bestimmen lässt. Für die neuere Zeit haben wir zum Teil ein ungemein reichliches Material in den Briefen, in erster Linie natürlich in den von dem Schriftsteller selbst geschriebenen oder empfangenen, weiterhin aber auch in denjenigen aus seinem Bekanntenkreise und selbst in solchen, die von Leuten herrühren, die nur gelegentlich mit ihm in Berührung gekommen sind. Als eine Quelle für die Kenntnis der Persönlichkeit sind auch die Gesichtszüge derselben zu betrachten, wo sie auf uns gekommen sind.

§ 33. Die Untersuchung über jedes literarische Erzeugnis hat damit zu beginnen, dass man sich über das erreichbare Quellenmaterial orientiert und durch eine kritische Verarbeitung desselben festzustellen sucht, was sich daraus für die Entstehungsgeschichte des Denkmals ergibt. Vernachlässigung der vorhandenen Hülfsmittel hat viele schiefe Urteile zur Folge gehabt. Die Resultate, die man auf diese Weise gewinnt, sind in Bezug auf Reichhaltigkeit und Sicherheit für die einzelnen Denkmäler sehr verschiedenartig. Während man das eine von den ersten Ansätzen an durch eine Reihe von Entwickelungsstadien hindurch bis zu seiner Vollendung und dann eventuell noch weiter durch verschiedene Umarbeitungen verfolgen kann, fehlt bei einem anderen jeder äussere Anhaltspunkt für seine Entstehungsgeschichte und seine Herkunft. Für das eine hat man Dokumente von unanfechtbarer Echtheit und Zuverlässigkeit, für das andere nur solche von zweifelhaftem und bestrittenem Werte oder Mischungen von Echtem und Unechtem. Wie schon § 13 angedeutet ist, hat der Aufbau der Literaturgeschichte von denjenigen Werken auszugehen, in Bezug auf welche uns die reichste und zuverlässigste Überlieferung zu Gebote steht. Bei den anderen wird man den Mangel an festen äusseren Anhaltspunkten dadurch zu ersetzen streben, dass man untersucht, wie sie sich nach ihrer inneren Beschaffenheit zu jenen verhalten, hinsichtlich deren wir besser daran sind. Für die Einreihung nach Verfasserschaft, nach Ort oder Zeit der Entstehung kann dabei der Nachweis der Benutzung eines Werkes in einem anderen entscheidend werden, aber auch bloss Übereinstimmung oder Abweichung in den charakteristischen Eigenheiten. Es sind jedoch nicht ausschliesslich literargeschichtliche Kriterien, mit denen in einem solchen Falle operiert werden kann. Aus der Sprache und aus den zugrundeliegenden Kulturverhältnissen lassen sich Bestimmungen gewinnen, die mitunter sehr genau und zuverlässig sind und es ermöglichen, auch solche Werke, über welche Zeugnisse mangeln, von vornherein als Unterlagen für die Konstruktion der Literaturgeschichte zu benutzen.

Nachdem alle etwa überlieferten Stufen in der Entwickelung eines Werkes und die über diese Entwickelung vorliegenden Zeugnisse zusammengebracht und kritisch verwertet sind, wird der Historiker auch weiterhin zunächst versuchen, soweit als möglich in die Entstehungsgeschichte einzudringen, wozu nun ein Schlussverfahren erforderlich ist, dessen wichtigstes Hülfsmittel die Vergleichung bildet. Dabei kann, wo es nicht schon auf Grund der Überlieferung entweder feststeht oder ausgeschlossen ist, in Frage kommen, ob etwa mehrere Verfasser anzunehmen sind. Solche können nach Verabredung zusammengearbeitet haben. Oder es kann einer das Werk des andern fortgesetzt, interpoliert oder überarbeitet haben. Oder endlich es können Werke, die unabhängig von einander entstanden sind, von einem Späteren ganz oder verstümmelt, unverändert oder überarbeitet zusammengefügt und etwa durch eigene Zusätze verbunden sein. Über die Mittel, die eventuell zum Erkennen einer Überarbeitung und zur Beurteilung ihres Verhältnisses zum Originale führen, ist schon bei der Textkritik gehandelt. Bei der Unterscheidung verschiedener Partieen nach den Verfassern kommen dieselben inneren Gründe in Betracht, wie sonst bei Verfasserfragen, worauf wir später einzugehen haben.

§ 34. In Bezug auf jedes einzelne Werk ist uns die Aufgabe gestellt, dasselbe gewissermassen wieder in die Elemente aufzulösen, aus denen es sich in der Seele des Verfassers zusammengesetzt hat. Um seine Thätigkeit richtig zu würdigen, muss man die Materialien kennen, die er bearbeitet hat. Der Grad seiner eigenen Produktivität kann dabei ein sehr verschiedener sein. Er kann seine Materialien in einem so rohen Zustande vorgefunden haben und derartig zerstreut und zerstückelt, dass es nur ganz kleine Teile sind, die nicht erst durch ihn ihre bestimmte Form und Verbindung erhalten haben. Sie können ihm aber auch mehr oder weniger zusammengefügt und auch bereits bearbeitet entgegengebracht sein, und er kann sie dann mehr oder weniger in der von ihm vorgefundenen Gestalt belassen haben. Zwei verschiedene Gebiete müssen wir zunächst unterscheiden, denen er diese Materialien entnimmt. Auf der einen Seite stehen mündliche und schriftliche Überlieferungen, bei denen also das dem Dichter oder Schriftsteller unmittelbar Gegebene mit dem Medium gleichartig ist, dessen er sich für seine Produktionen bedient, während die Gegenstände, welche durch den sprachlichen Ausdruck bezeichnet werden, ihm nicht unmittelbar erscheinen. Für den Dichter wird es dabei einen grossen Unterschied machen, ob die betreffende Überlieferung bereits poetisch gestaltet ist oder nur als historischer Bericht oder anderweitige sachliche Mitteilung auftritt. Es ist in dem ersten Falle auch sehr wesentlich, ob sie sich der gleichen Sprache wie er oder einer anderen bedient. Auf der anderen Seite stehen die sonstigen Anschauungen, wie sie durch die Sinne und die innere Erfahrung gegeben werden, für die also nun umgekehrt noch keinerlei Art sprachlichen Ausdrucks gegeben ist. Das ganze weite Gebiet der Natur und des Menschenlebens kann den Stoff zu diesen Anschauungen liefern. Aus dem letzteren kann ein Dichter etwas darstellen, wobei er selbst nur die Rolle des unbeteiligten oder wenigstens nur sympathisch beteiligten Zuschauers gespielt hat, oder Erlebnisse, die sein eigenes Innere mehr oder minder stark erschüttert haben, und dasjenige, was sich in diesem Inneren selbst abgespielt hat. Zu der Beobachtung fremden Menschenlebens gehört mit in erster Linie die Beobachtung der sprachlichen Äusserungen desselben. Diese gehören also als solche hierher, während sie als blosse Vermittelungen des vom Dichter nicht selbst Geschauten unter die andere Hauptkategorie fallen. Die Aufnahme der bezeichneten Materialien in die Seele des Dichters oder Schriftstellers und die Verarbeitung derselben zum Behuf der Erzeugung seines Werkes sind nicht immer zwei scharf getrennte und auf einander folgende Thätigkeiten, vielmehr

verbindet sich leicht schon mit der Aufnahme selbst eine schöpferische Thätigkeit, indem die Seele entweder wenigstens im allgemeinen für eine solche Thätigkeit vorbereitet ist, oder sogar schon bestimmte Pläne gefasst hat, wodurch die Richtung der Aufmerksamkeit bestimmt wird und die Art, wie neue Eindrücke aufgenommen werden, auch der Verlauf der inneren seelischen Vorgänge.

Um nun aus einem Werke die Bestandteile wieder herauszufinden, aus denen es erwachsen ist, muss man sich zunächst umschauen, ob man nicht wenigstens einen Teil derselben noch in der Selbständigkeit beobachten kann, die sie hatten, bevor die Zusammenfügung durch den Verfasser vorgenommen wurde. Am besten ist man meistens daran in Bezug auf benutzte schriftliche Aufzeichnungen, zumal wenn diese der eigentlichen Literatur angehören. Die Werke des Mittelalters und der Renaissance sind zum grossen Teile mehr oder weniger freie Bearbeitungen, oft geradezu nur Übersetzungen eines anderen literarischen Werkes. In der neueren Zeit ist die sogenannte freie Erfindung häufiger geworden und, wo doch eine Quelle zu Grunde liegt, ist das Verfahren gewöhnlich selbständiger. Quellenuntersuchungen spielen daher eine bedeutende Rolle für alle Epochen der Literaturgeschichte, doch nicht für alle eine gleich grosse. Mit welchem Erfolge sie zu führen sind, das hängt natürlich sehr davon ab, ein wie günstiges Geschick über der Überlieferung gewaltet hat. In einigen Fällen weist uns ein ausdrückliches Zeugnis des Verfassers selbst oder eines anderen Gewährsmannes auf die Quelle hin, in anderen muss man sie erst suchen und auf Grund des Übereinstimmenden als solche erkennen. Je näher der Anschluss an die Quelle ist, je weniger Schritte von dieser bis zu dem in Frage stehenden Werke sind, einen um so klareren Einblick haben wir in die Thätigkeit des Verfassers eben deshalb, weil diese so wenig kompliziert ist. Wo dagegen nur das Gerippe der Handlung einer bestimmten Quelle entlehnt ist und vielleicht noch stark umgestaltet, da bleibt immer noch eine schwierige Analyse auszuführen, wozu weitere Hülfsmittel sehr erwünscht sind. Komplizierter wird die Untersuchung wenn die Quelle selbst nicht auf uns gekommen ist, sondern nur mehrere Ableitungen aus der nämlichen Quelle, so dass wir erst mit Hülfe einer Vergleichung derselben untereinander das Original, soweit als thunlich, rekonstruieren müssen, wobei wieder die Grundsätze zur Anwendung kommen, die in § 20 in Bezug auf Rekonstruktion eines Originaltextes aus verschiedenen Hss. ausgeführt sind. Es kann auch eine indirekte Quelle erhalten sein, während die direkte verloren gegangen ist, und noch andere verwickeltere Verhältnisse sind möglich. Eigentümlich gestaltet sich die Untersuchung, wenn die Quelle partiell erhalten ist und gleichzeitig mehrere Ableitungen aus ihr. Der Tristan Gottfrieds von Strassburg geht auf ein französisches Gedicht zurück, von dem wir nur ein ganz kleines Stück mit Gottfrieds Arbeit vergleichen können, weil im übrigen die erhaltenen Fragmente in denjenigen Teil des Werkes fallen, zu dessen Bearbeitung dieser nicht mehr gelangt ist. Wir besitzen aber ausserdem vollständig ein englisches Gedicht und einen nordischen Prosaroman, welche auf die nämliche Vorlage zurückgehen. Über die Beschaffenheit der verlorenen Hauptmasse des französischen Gedichtes und Gottfrieds Verhältnis zu derselben können wir nun nicht bloss auf Grund einer Vergleichung der drei Ableitungen unter einander urteilen, sondern wir werden in der Gewinnung einer richtigen Auffassung noch unterstützt durch die Anschauungen, die wir uns über das Verfahren Gottfrieds aus dem kleinen vergleichbaren Stücke und über das Verfahren des englischen und des nordischen Verfassers durch Vergleichung der betreffenden Partieen mit den ganzen erhaltenen Fragmenten bilden können.

Wo mehrere Quellen benutzt sind, wird dadurch die Untersuchung nicht

wesentlich erschwert, solange das, was der einen entnommen ist, von dem, was der andern entstammt, gesondert bleibt, zumal wenn sich die Benutzung nach den verschiedenen Partieen verteilt. Anders steht es, wenn eine wirkliche Ineinanderarbeitung stattgefunden hat, die dann auch nicht ohne einen stärkeren Grad selbständiger Kombination möglich ist. Noch geringer wird die Sicherheit des Urteils, wenn es sich nur um Benutzung einzelner Charaktere, Situationen oder Motive handelt. Hier sind die in § 10 geforderten Erwägungen am Platze, bevor man überhaupt einen Kausalzusammenhang annimmt. Einen zuverlässigeren Anhalt gewähren in der Regel wörtliche Übereinstimmungen, sobald dieselben sich nicht auf Gruppen von minimalem Umfang beschränken, auch Übereinstimmungen des Versmasses, sobald sie über das Übliche und Verbreitete hinausgehen. Je geringer der Grad der Übereinstimmung ist, um so mehr wird nicht nur das Urteil darüber erschwert, ob überhaupt eine Entlehnung stattgefunden hat, sondern auch darüber, ob dieselbe eine direkte oder indirekte gewesen ist, oder ob etwa Benutzung einer gemeinsamen Quelle anzunehmen ist.

Hat mündlich Überliefertes als Quelle oder Vorbild gedient, so kann uns öfters der Umstand, dass mehrere Werke daraus geschöpft haben, doch einigen Aufschluss über das Benutzte und die Art der Benutzung geben. Es kann auch auf eine uns erhaltene schriftliche Quelle zurückgehen. Es kann endlich auch selbst vielleicht später aufgezeichnet sein und uns also doch vorliegen. Indessen wird es dann kaum je noch ganz die Gestalt haben, in der es benutzt ist, und wir haben also, genau genommen, doch den Fall, dass wir es mit mehreren Ableitungen aus der gleichen Grundlage zu thun haben.

Die unmittelbare Nachbildung der Natur und des Lebens kann sich geradezu als Darstellung des Selbsterlebten und Geschauten geben, sie kann aber auch als reine Dichtung auftreten, wobei es von vornherein in das Belieben des Verfassers gestellt ist, wieweit er bei der Wirklichkeit bleiben oder sich von derselben entfernen will. Im letzteren Falle können wieder Zeugnisse dafür vorhanden sein, dass diese oder jene realen Gegenstände oder Begebenheiten die Unterlage gebildet haben, oder es kann dies nur aus Übereinstimmungen geschlossen werden, wobei man sich natürlich immer innerhalb der durch die Lebensverhältnisse des Dichters gegebenen Möglichkeiten halten muss. Die Kenntnis, welche wir von solchen realen Unterlagen haben können, ist selten eine direkte. Wir können von geschilderten Örtlichkeiten eine eigene Anschauung gewinnen, wobei aber doch öfters Veränderungen durch natürliche Ursachen und noch mehr durch den Einfluss menschlicher Kultur berücksichtigt werden müssen. Auch von den Produkten menschlicher Thätigkeit, die geschildert werden, liegen manche noch in wesentlich unveränderter Gestalt vor. Aber von Personen und ihren Thaten und Schicksalen kann nur, wenn sie der nächsten Vergangenheit angehören, eine Anschauung in der Erinnerung fortleben. Sonst ist das, was uns am unmittelbarsten zu ihnen in Beziehung setzt, ihre etwaige Hinterlassenschaft an eigenen Erzeugnissen, wozu insbesondere die schriftlichen Herzensergiessungen gehören, auch die eigenen des Dichters, die noch ohne Gedanken an eine poetische Ausgestaltung gemacht sind. Dazu kommen dann Berichte, aus unmittelbarer Anschauung geschöpft oder erst wieder vermittelt, und, was die äussere Erscheinung der Personen und Sachen betrifft, Nachbildungen durch die Kunst. Da bedarf es denn erst wieder einer kritischen Untersuchung über die Zuverlässigkeit, wir haben nicht die Grundlage selbst, sondern mehrere Ableitungen aus derselben. Im günstigsten Falle entgeht uns vieles, was der Dichter geschaut und erlebt haben kann. Es hängt sehr vom Zufall ab, wie reich oder wie gut das uns zur Verfügung stehende Material ist. Für die ältere Zeit ist es im allgemeinen sehr gering-

fügig. Mit der Aufspürung des persönlich Erlebten in der Dichtung hat sich die frühere noch dilettantische Forschung mehr beschäftigt als mit der Verfolgung der literarischen Abhängigkeitsverhältnisse. Ohne den Wert der ersteren zu unterschätzen, wird man doch behaupten dürfen, dass die letztere im allgemeinen zu sicherern Resultaten führt und zugleich wichtiger ist. Jene ist eigentlich nur lohnend bei Dichtern von bedeutender Eigenart, und nur dann, wenn uns die realen Verhältnisse, um die es sich handelt, noch in greifbarer Gestalt entgegentreten. Wo eine solche fehlt, sich in vage Hypothesen zu verlieren, ist zwecklos. Auch nützt es wenig, die besonderen Anlässe zu Dichtungen nachzuweisen, wenn der Verfasser, wie es so gewöhnlich ist, die Personen und Verhältnisse, die er im Sinne hat, doch nur nach einer traditionellen Schablone schildert.

Dieses Urteil, sowie überhaupt unsere bisherigen Erörterungen, bezieht sich nur auf den Fall, dass es sich um das Verhältnis der Dichtung zu bestimmten Einzelheiten des wirklichen Lebens handelt. Ganz anders steht es, sobald das Verhältnis der in der Dichtung geschilderten allgemeinen Zustände zu den Zuständen des wirklichen Lebens der Zeit in Frage kommt. Diese Untersuchung ist überall von höchster Wichtigkeit, auch bei untergeordneten Produkten, mehr noch allerdings für die allgemeine Kulturgeschichte als für die Poesie insbesondere. Hierfür fehlt es auch in keiner Periode an einigermassen ausgiebigen Hülfsmitteln.

Je mehr wir das vom Dichter verwertete Material noch in der Gestalt betrachten können, die es hatte, bevor es durch seine Hände ging, um so besser können wir über sein Verfahren urteilen und sein Verdienst würdigen. Es gibt aber unter Umständen auch Quellen, welche uns direkt über sein Verfahren belehren, so dass man es auch von dieser Seite her versuchen kann, etwas dazu beizutragen, den Anteil der einzelnen Faktoren zu bestimmen, die bei der Produktion zusammengewirkt haben. Er kann sich selbst über die von ihm befolgten Grundsätze ausgesprochen haben. Diese können erst von ihm ausgebildet und in theoretischen und kritischen Schriften niedergelegt sein. So ist es z. B. selbstverständlich, dass man an Lessings und Schillers spätere Dramen zunächst den Massstab legen muss, der ihren vorangegangenen ästhetischen Schriften zu entnehmen ist. Jedoch nicht bloss öffentliche, sondern auch private Bekenntnisse eines Dichters über seine Anschauungen von Poesie und poetischer Produktion müssen berücksichtigt werden und nicht bloss selbständige Ansichten, sondern auch die Zustimmung zu fremden. Man kann ferner dasjenige, was man über das Verfahren eines Dichters aus einem Werke ermittelt hat, dessen Grundlagen gut bekannt sind, bis zu einem gewissen Grade auf ein anderes übertragen, dessen Grundlagen wenig oder gar nicht bekannt sind, oder bei dem es zweifelhaft ist, ob man etwas als Grundlage anerkennen soll oder nicht. Für den letzteren Fall verweise ich beispielsweise auf die bekannte Streitfrage, ob Wolfram von Eschenbach wirklich, wie er selbst angibt, für seinen Parzival das Werk eines Provenzalen Kyot als Quelle benutzt hat, von dem bisher noch keine Spur entdeckt ist, oder ob er nach dem Conte del Graal des Chrestiens von Troyes gearbeitet hat. Zur Entscheidung dieser Frage ist unter andern auch das Verhältnis von Wolframs Willehalm zu seiner französischen Quelle von Belang, indem sich danach beurteilen lässt, wieweit es wahrscheinlich ist, dass die Abweichungen im Parzival vom Conte del Graal auf Rechnung des deutschen Dichters zu setzen sind.

§ 35. Unter den Anforderungen, die man an den Literarhistoriker stellt, ist wohl die vornehmste, dass er es versteht, die einzelnen Werke zu charakterisieren. Eine wirklich gelungene Charakteristik muss imstande

sein, auch demjenigen, der das betreffende Werk nicht kennt, eine einigermassen entsprechende Idee davon zu geben. Sie ist aber nicht bloss darum zu erstreben, um als Surrogat für die mangelnde Anschauung des Objektes selbst zu dienen, vielmehr muss sie sich auch mit dieser verbinden, und erst aus dieser Verbindung entspringt eine vollkommene Erfassung. Um zu einer solchen Charakteristik zu gelangen, kommt es zunächst darauf an, das Wesentliche von dem Unwesentlichen und Zufälligen zu scheiden. Das Wesentliche besteht aber nicht in Einzelheiten, die ganz isoliert stehen, sondern vielmehr in dem Zusammenstimmen einer Reihe von Einzelheiten. Auch hier führt eine vergleichende Methode zum Ziele. Indem wir solche Einzelheiten nach dem Übereinstimmenden, was sie enthalten, zu Gruppen ordnen, gelangen wir gleichzeitig gemäss den in § 11 ausgeführten allgemeinen Grundsätzen und unter Beobachtung der dort geforderten Kautelen zu einer Ableitung derselben aus einer gemeinsamen Ursache. Wir erkennen darin bestimmte Absichten des Dichters oder auch unbewusste Äusserungen seiner eigentümlichen Natur oder Folgen aus der besonderen Beschaffenheit des Stoffes, aus der Wahl des Metrums etc. Indem man dann kleinere Gruppen soweit als möglich wieder zu höheren Einheiten verbindet und damit neue Kausalbeziehungen aufdeckt, gelangt man endlich zu einem Abschluss der Vorarbeiten für eine Charakteristik, die nun umgekehrt von dem Allgemeinsten und von den primitivsten Ursachen ausgehen und daraus das Einzelne ableiten kann.

Die Erfassung der charakteristischen Eigenheiten eines Werkes ist wie das Verständnis abhängig von der eigenen geistigen Organisation. Je reicher und vielseitiger dieselbe ist, um so mehr wird sie auch den verschiedenartigen Anforderungen gerecht werden können, die dabei an sie gestellt werden. Eine besondere Schulung dafür wird eben durch die Bekanntschaft mit möglichst verschiedenartigen Erzeugnissen und möglichstes Eindringen in dieselben gewonnen. Wenn es eigener innerer Reichtum ist, was vorzugsweise dazu befähigt, die positiven Eigenheiten in den verschiedenen Werken zu erfassen, so muss noch etwas anderes hinzukommen, um das Negative dabei nicht zu übersehen. Es bedarf dazu noch mehr einer besonderen Übung, damit man nichts von seiner eigenen Anschauungs- und Empfindungsweise ungehörigerweise in eine fremde Individualität und deren Erzeugnisse hineinträgt, zumal wenn diese einer anderen Zeit oder Nationalität angehört, damit man sich auch der Schranken bewusst wird, innerhalb deren sie steht. Man wird sich die positiven und negativen Eigenheiten eines fernliegenden und fremdartigen Werkes in der Regel dadurch klar machen, dass man es mit naheliegenden und vertrauten Werken vergleicht und sich der Unterschiede bewusst zu werden sucht. Entsprechend wird man mit Nutzen verfahren, wenn man anderen die Eigenheiten auseinandersetzen will. Vergleichung ist ja überhaupt durchgängig ein gutes Mittel, die Aufmerksamkeit zu schärfen und die Besonderheiten einer jeden Erscheinung hervortreten zu lassen. So empfehlenswert sie als ein solches ist, so muss nichtsdestoweniger vor einer gewissen Art kunstvollen Parallelisierens gewarnt werden, die nicht sowohl wissenschaftlichen als rhetorischen Zwecken dient, wobei der symmetrischen Gruppierung die strenge Sachlichkeit aufgeopfert wird.

Mehr als ein bloss methodologischer oder pädagogischer Wert kommt der Vergleichung zu, wenn diejenigen Erzeugnisse gegeneinander gehalten werden, die historisch unter sich in der nächsten Beziehung stehen. Hier dient sie als Hülfsmittel für die Feststellung dieser Beziehung und die Erkenntnis des Eigentümlichen in jeder einzelnen Leistung. So kann man zunächst die etwa vorhandenen verschiedenen Rezensionen eines Werkes unter einander vergleichen. Indem man die einzelnen Abweichungen einer Rezension von der

zunächst vorangegangenen nach dem Gemeinsamen, was sie enthalten, in Gruppen bringt, gelangt man zu einer Charakterisierung der Tendenzen, welche bei der Umarbeitung massgebend gewesen sind. So bemerkt man z. B. leicht, wenn man die ersten Ausgaben der vorderen Partie von Klopstocks Messias und die ursprüngliche Gestalt seiner Jugendoden mit den späteren Ausgaben vergleicht, dass an zahlreichen Stellen anfangs dreisilbige Füsse mit einer Silbe von schwererem Tongewicht, namentlich der Wurzelsilbe eines zweiten Kompositionsgliedes in der Senkung vorhanden waren, während sie sich in der Umarbeitung nicht mehr finden, vgl. *dúrch die Mitternacht hín,* gegen *óft um Mitternácht* oder *únd dem sánftthränenden* gegen *únd dem getrübteren.* Man gelangt demnach zu dem Schlusse, dass eben die Beseitigung dieser nach des Dichters späterer Auffassung überladenen Senkungen ein Hauptmotiv für die Überarbeitung gewesen ist. An anderen Stellen erkennt man ebenso mit Hülfe der Vergleichung, dass die Absicht, gewisse Ausdrücke wie »Olympus«, »Göttliche« für die Geliebte u. a. zu beseitigen den Anstoss gegeben hat. Und so wird man bei einer methodischen Durcharbeitung selten über die Motive der vom Dichter vorgenommenen Änderungen im Unklaren bleiben. Entsprechend ist zu verfahren, wenn es sich um das Verhältnis eines Übersetzers oder Umarbeiters zu einem fremden Werke, eines Dichters zu seiner Quelle handelt. Auch hier muss der Versuch gemacht werden, die einzelnen Abweichungen unter einander zu vergleichen und unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen. Das vergleichende Charakterisieren findet ferner seine Anwendung auf die verschiedenen Werke des gleichen Dichters, um sowohl die durchgehenden Züge seines Wesens festzustellen, als die Eigenheiten der verschiedenen Stufen seiner Entwickelung. Weiterhin vergleicht man dann, immer nach der nämlichen Methode die gleichzeitigen und die sich zeitlich zunächst stehenden Werke verschiedener Dichter, um festzustellen, was ist allen Dichtern der gleichen Zeit, oder wenigstens den Dichtern in einer bestimmten Gattung oder einer gewissen Gruppe gemein? was ist nur ihm besonders eigen? was erscheint bei ihm zuerst? was ist von dem, was er Neues geschaffen hat, auf andere und auf welche andere übergegangen? etc. Die Charakteristik des Einzelwerks und der einzelnen Persönlichkeit erweitert sich so zur vergleichenden Charakteristik kleinerer und grösserer Gruppen von Erscheinungen und wird eben dadurch zur Literaturgeschichte.

§ 36. Es dürfte schwer halten und würde viel Raum in Anspruch nehmen, wollten wir alles das, worauf bei der literargeschichtlichen Charakteristik zu achten ist, erschöpfend und im Détail zusammenstellen. Wir begnügen uns mit einigen Andeutungen.

Für das einzelne Werk wie für einen Autor, für eine Gattung, für eine ganze Epoche der Literatur ist es charakteristisch, welche Rolle bei der Produktion die in § 34 unterschiedenen Elemente spielen, ob also mehr aus literarischer Tradition oder mehr unmittelbar aus Natur und Leben geschöpft wird, ob die Selbständigkeit in der Gestaltung des Stoffes eine grössere oder geringere ist. Hierher würde also auch der Gegensatz zwischen realistischer und idealistischer Kunst gehören. Die Rolle, welche die Tradition spielt, ist im allgemeinen viel bedeutender, als es demjenigen erscheint, der nicht an literargeschichtliche Betrachtung gewöhnt ist. Es ist verfehlt, in der Literatur ohne weiteres eine getreue Wiederspiegelung des Lebens der Zeit zu sehen. Es kann sich sogar ein klaffender Riss zwischen Literatur und Leben herausbilden, wie dies z. B. in der deutschen Kunstliteratur des 17. Jahrh. geschehen ist, während in der Literaturbewegung des 18. Jahrh., zumal der zweiten Hälfte, das Streben die gelockerte Verbindung wiederherzu-

stellen einer der charakteristischsten Faktoren ist. Überall wirksam ist die Tradition der nächsten Vergangenheit. Dieselbe kann in kontinuierlichem Zusammenhange mit einer weit zurück liegenden Epoche stehen. Es kann dann die im Laufe der Zeit erfolgte Umbildung mit der Entwickelung der sonstigen Kulturverhältnisse gleichen Schritt gehalten haben, sie kann aber auch hinter derselben zurückgeblieben sein, so dass die Eigenheiten einer älteren Epoche in Resten geblieben sind, ohne dass darum mit dieser noch eine unmittelbare Verbindung zu bestehen braucht. Es können aber auch Werke aus einer solchen weit abstehenden Epoche, durch besonderes Ansehen, namentlich durch religiöse Ehrfurcht geschützt, sich ungewöhnlich lange lebendig erhalten und immer von neuem direkt einwirken. Dazu kommt nun das Hinausschreiten über die Grenzen der herrschenden Tradition durch die Einwirkung einer fremden Literatur, sei es der Gegenwart oder der Vergangenheit, oder auch der eigenen bereits vergessenen Literatur der Vergangenheit. Solche Einwirkungen können so stark sein, dass sie geradezu literarische Revolutionen herbeiführen. Sie können, nachdem sie einmal eingetreten sind, teils indirekt durch Vermittelung des Gewirkten weiterwirken, teils direkt sich immer von neuem wiederholen. Dergleichen Einflüsse können sich auch auf den übrigen Kulturgebieten geltend machen, und wenn sie sich überall in der gleichen Richtung bewegen und mit entsprechender Stärke auftreten, so können dadurch Diskrepanzen zwischen Literatur und Leben vermieden, wieder ausgeglichen oder wenigstens gemildert werden. Es geschieht aber auch leicht, dass Einflüsse einer fremden Kultur einseitig auf dem literarischen Gebiete dominieren, wodurch dasselbe bis zu einem gewissen Grade isoliert wird.

Die Wahl des Stoffes ist charakteristisch. Die Literatur ist keine durchweg getreue Wiederspiegelung des wirklichen Lebens, aber noch weniger eine allseitige. Das Stoffgebiet der Poesie war ursprünglich ein sehr beschränktes. Sie diente zu allererst wohl nur den Zwecken des Kultus. Die allmähliche Ausdehnung ihres Gebietes zu verfolgen und für jede Epoche den Kreis zu umschreiben, innerhalb dessen sie sich bewegt, ist eine der wichtigsten Aufgaben. Es ist ferner zu untersuchen, welcherlei Stoffe innerhalb dieses Kreises vorherrschen. Von dem einzelnen Dichter muss festgestellt werden, welche unter den ihm durch die Tradition seiner Zeit nahe gelegten Stoffen er bevorzugt oder ausschliesslich behandelt, und namentlich, was er etwa seinerseits dazu beigetragen hat, das Gebiet der Dichtung zu erweitern, wobei er entweder der Anregung einer fremden Literatur gefolgt oder ganz selbständig verfahren sein kann.

Jede Epoche begnügt sich in der Regel mit einer beschränkten Zahl eigentümlich ausgebildeter Charaktertypen, die allerdings variiert, aber doch in ihren Grundzügen wiederholt werden. Solche Typen vererben sich von einer Generation auf die andere und wandern oft durch viele Nationalliteraturen, wie sich dies namentlich in der Komödie zeigt. Diese Typen müssen nach ihren konstanten Zügen erfasst, ihre allmähliche Umbildung, ihr Untergang und das Aufkommen ganz neuer Typen verfolgt werden. Ganz dasselbe gilt von gewissen Motiven und Situationen, Konflikten und Lösungen, Stimmungen und Empfindungsweisen, ethischen Idealen etc.

Starken Veränderungen unterliegt die Kompositionsweise, doch aber haben gewisse Grundschemata ein äusserst zähes Leben. Es gibt manche Schemata, die in verschiedenen Gattungen zur Anwendung kommen können, manche, die auf eine Gattung beschränkt sind und eben für diese oder eine bestimmte Entwickelungsstufe derselben charakteristisch sind. Auf diesem Gebiete kommt es namentlich darauf an, die Praxis einer Zeit mit der Theorie, wo solche

vorhanden ist, zusammenzuhalten. Zur Illustration dafür, welche weiten Zusammenhänge es hier zu verfolgen gilt, verweise ich auf ein Beispiel. Ein wesentlicher Punkt in der Komposition der Ilias ist es, dass die Götter unmittelbar in die Geschicke der Menschen eingreifen, und zwar wie diese in zwei Parteien geteilt, gegen einander wirkend. Was sich hier aus der naiven Anschauung des Volkes heraus von selbst ergeben hatte, das wurde in der Folge als ein notwendiger Bestandteil der epischen Komposition aufgefasst. Es wurde nachgeahmt von den späteren griechischen Epikern, von Virgil und seit der Renaissance von den neueren Dichtern. Tasso bildete diese Kompositionsweise unter Benutzung der mittelalterlichen Tradition christlich um, indem Gott und seinen Engeln der Teufel mit seinem Gefolge entgegengestellt wurde; an ihn konnte sich dann Milton und an diesen Klopstock anschliessen. Andere moderne Epiker ersetzten die Götter durch allegorische Figuren. Noch W. Jordan war so befangen durch das Homerische Vorbild, dass er, um die germanische Heldensage zu einem Epos zu gestalten, es nötig fand, sie mit einem solchen ihr fremdartigen Elemente zu durchsetzen.

Die Betrachtung der Sprache gehört in die Literaturgeschichte zunächst insofern, als durch ihre Beschaffenheit auch die Beschaffenheit der in ihr verfassten Werke bedingt ist. Dieses Abhängigkeitsverhältnis tritt besonders zu Tage bei dem Versuch der Übertragung in andere Sprachen. Überhaupt wird man sich über die besonderen Vorzüge und Mängel einer Sprache oder einer Stufe in der Entwickelung derselben nur klar durch die Vergleichung mit anderen. Auch die Entwickelung der Sprache gehört zum Teil in die Literaturgeschichte, nämlich soweit sie nicht die ohne Bewusstsein sich ergebende Folge des täglichen Verkehres ist, sondern das Resultat kunstmässiger Bearbeitung. Es gibt nicht leicht ein Erzeugnis der Poesie oder Literatur, in welchem die Sprache schlechthin mit derjenigen übereinstimmt, die der Verfasser im gewöhnlichen Verkehr, wenn er sich gehen lässt, anwendet. Zunächst macht sich der Unterschied in der Auswahl der Wörter und Wendungen geltend und in der Ausbildung verwickelterer und feiner gegliederter Perioden. Wie dann durch die Macht der Tradition sich in der Poesie überhaupt ältere Kulturelemente bewahren, die sonst aus dem Leben geschwunden sind, so erhält sich auch in der Sprache der Poesie manches, was die Umgangssprache schon ausgestossen hat. So tritt uns bei den germanischen Stämmen schon in den ältesten Denkmälern eine ausgebildete poetische Sprache entgegen mit besonderem, vom prosaischen sich deutlich abhebendem Wort- und Formelschatz, teilweise auch mit Eigenheiten in den Laut- und Flexionsverhältnissen. Der einzelne Dichter steht nun mindestens zwischen zwei Einflüssen, deren Kräfteverhältnis nicht immer das gleiche zu sein braucht, dem der Mundart, in der er aufgewachsen ist, und dem der traditionellen Dichtersprache. Daraus ergibt sich eine Modifikation der letzteren, die nun auch weiter überliefert wird, u. s. f. Dazu kommt nun die Wechselwirkung der verschiedenen Mundarten. Auch wo der Dichter, wie es zunächst allgemein der Fall ist, auf dem Grunde seiner heimischen Mundart stehen bleibt, ist Beeinflussung durch solche Erzeugnisse, die in einer anderen verfasst sind, nicht ganz ausgeschlossen. Die Erhebung einer Mundart über die andern durch Bevorzugung in der Verwendung und die daraus entspringende Herausbildung einer Gemeinsprache ist eine Thatsache, die ebensosehr der Literaturgeschichte wie der Sprachgeschichte angehört. Während der Übergangszeit ist die Stellung der einzelnen Schriftsteller eine besonders verschiedenartige und erheischt eine eingehende Charakteristik. In Deutschland wird man gut thun, zu dieser Übergangszeit noch das 18. Jahrh. zu rechnen, welches dem Beobachter nach dieser Richtung noch eine Fülle interessanten Stoffes bietet.

Ganz abgeschlossen ist ja die Bewegung zur Gemeinsprache hin auch jetzt noch nicht. Ein gewisses Mass von Freiheit in der Gestaltung ihrer Sprache, wenn auch nicht immer das gleiche, haben die Dichter und Schriftsteller zu allen Zeiten gehabt und haben davon teils bewusst, teils unbewusst in einer für sie charakteristischen Weise Gebrauch gemacht. Zu der vermittelnden Stellungnahme zwischen heimischer Mundart, Gemeinsprache und traditioneller Dichtersprache kann eventuell noch die absichtliche Verwendung von Elementen aus anderen Mundarten treten, ferner das Zurückgreifen auf eine schon verschollene Tradition, die Nachahmung fremdsprachlicher Ausdrucksformen und endlich eigene Neuschöpfung.

Von der Behandlung der Sprache als solcher lässt sich das eigentlich Stilistische nicht scharf sondern. Wir haben aus dem Altertum ein System der Stilistik überkommen, über welches man in neuerer Zeit nicht viel hinausgekommen ist, wiewohl dasselbe einer Vervollständigung und feineren Durchbildung noch sehr bedürftig ist. Es ist dazu erforderlich, dass man ohne Rücksicht auf praktische Zwecke, wie sie die ältere Stilistik verfolgt, das wirklich Vorkommende von allen Seiten her sammelt und zweckmässig gruppiert. Dazu hat also die literargeschichtliche Forschung das Material zu liefern. Sie wird dann umgekehrt aus der Verbesserung der Systematik Vorteil für sich ziehen. Sie wird dadurch in der richtigen Beurteilung des Einzelnen gefördert und namentlich in den Stand gesetzt werden, bequemer und leichter zu charakterisieren. Bei dem dermaligen Stande der Systematik würde man, solange man sich auf die herkömmlichen stilistischen Kategorieen beschränkt, nicht weit kommen. Zu einer historischen Darstellung des Stils gehört natürlich wieder, dass man den Einzelnen nicht losgelöst von seiner Umgebung, von seinen nächsten Vorgängern und Nachfolgern betrachtet. Man muss mit Hülfe der Vergleichung die stilistischen Eigenheiten ganzer Epochen, Gattungen und Schulen feststellen und dann jedem Autor seine Stellung darin anweisen.

Der Versbau ist wohl dasjenige, worin der Einzelne am meisten von der Tradition abhängig ist. In dieser Beziehung sind in der Regel gar keine Ansprüche auf Selbständigkeit an die Dichter gestellt. Eine Ausnahme macht allerdings die Lyrik der Minne- und Meistersänger. Auch die Schöpfung neuer Formen pflegt in der Regel nur eine Umbildung von etwas schon Vorhandenem zu sein, von dem man sich nicht gleich sehr weit entfernt. Gewaltsame Sprünge in der Entwickelung finden wir immer nur unter dem Einflusse einer fremden Literatur.

Sprache, Stil und Versbau stehen in engem Zusammenhang. Die Art, wie sie sich gegenseitig bedingen, muss untersucht werden. Durch die natürlichen Betonungs- und Quantitätsverhältnisse und durch manche andere Eigenschaft einer Sprache ist die Möglichkeit der metrischen Gestaltung in bestimmte Grenzen eingeschlossen, die Angemessenheit und die Bequemlichkeit verlangt noch engere. So ist beispielsweise die Herrschaft der Alliteration in der altgermanischen Poesie erst möglich geworden durch die Zurückziehung des Accents auf die erste Silbe. Ein Versbau, der auf nationaler Grundlage erwachsen ist, wird auch den Eigenheiten der Sprache wohl angepasst sein. Nur können allerdings diese Eigenheiten sich ändern, ohne dass rechtzeitig eine entsprechende Umbildung der metrischen Prinzipien eintritt. Die Nachahmung fremder Versgebilde verträgt sich häufig schlecht mit der Natur der eigenen Sprache. Das Ringen mit den daraus sich ergebenden Schwierigkeiten und die Modifikationen, die das Fremde dabei erfährt, bilden einen interessanten Stoff für die geschichtliche Betrachtung. Umgekehrt hat der Versbau einen grossen Einfluss auf die Ausbildung der poetischen Sprache. Die Wahl der Wörter und Formen bestimmt sich nach der Bequemlichkeit,

mit der sich dieselben in den Vers einfügen. Doppelformen sind sehr erwünscht, um nach den Bedürfnissen des Metrums damit wechseln zu können, und daher behaupten sich solche oft in der poetischen Sprache, wo die prosaische die eine ausgestossen hat. Das gleiche gilt von synonymen Bezeichnungen desselben Begriffs. Besonders gute Dienste leisten solche zur Erleichterung der Alliteration. Daher zum teil der Reichtum der altgermanischen epischen Sprache an Ausdrücken für Mann, Frau, Kind, Ross, Schiff, Kampf etc. Vollends gestaltet sich der traditionelle Formelschatz nach der Verstechnik, wie sich dies am besten an der grossen Menge von usuell gewordenen alliterierenden Verbindungen im alten Epos zeigt.

§ 37. In der Reaktion gegen die ältere bloss ästhetisierende Betrachtung der Literatur ist man wohl bisweilen so weit gegangen, dass man die ästhetische Beurteilung hat ganz von der Literaturgeschichte ausschliessen wollen. Wenn es aber Aufgabe der Geschichte ist, die treibenden Kräfte zu untersuchen, die bei der Entstehung und bei der Wirkung der literarischen Erzeugnisse thätig gewesen sind, so kann natürlich derjenige Faktor nicht ausgeschlossen werden, der dabei zwar nicht der einzige, aber doch mindestens einer der allerwichtigsten ist. Freilich kann die Wertabschätzung einer Dichtung nach dem subjektiven Wohlgefallen oder Missfallen, was der Kritiker dabei empfindet, oder nach einem angenommenen Regelkodex oder gar nach einem metaphysischen System in keiner Weise genügen. Auch das ästhetische Moment muss der historischen Betrachtungsweise unterworfen werden. Aufgabe des Geschichtsforschers ist es zunächst nicht, Werturteile zu fällen, die den Anspruch auf Allgemeingültigkeit machen, sondern, wie schon eben angedeutet ist, die ästhetischen Triebe in Dichter und Publikum zu verfolgen, wodurch ein Werk entstanden ist und gewirkt hat. Die Ästhetik, welche wir dazu bedürfen, ist etwas noch sehr im Werden Begriffenes, zu dessen Ausbildung die Literaturgeschichte wesentliche Beiträge liefern muss. Es ist eine Erfahrungswissenschaft, die nicht Forderungen stellt, sondern die in ihr Gebiet fallenden Thatsachen unbefangen beobachtet, sammelt und durch Vergleichung und Analyse auf die letzten erreichbaren Grundlagen zurückführt. Sie ist ein Teil der Psychologie. Es gibt keine objektive, sondern nur eine subjektive Ästhetik. Ihr unmittelbarer Gegenstand sind innere Zustände, die Aussendinge werden nur betrachtet als Mittel zur Erregung dieser Zustände. Die ästhetische Wirkung eines Kunstwerkes ist nicht bloss von seiner eigenen Beschaffenheit abhängig, sondern zugleich von der des aufnehmenden Subjektes, und ohne dass wir diese in Rechnung ziehen, gelangen wir überhaupt nicht zum Erfassen und Verstehen der ästhetischen Thatsachen. Es kommt dabei sehr vieles in der Organisation des Individuums in Betracht, was an und für sich nicht ästhetischer Natur ist, wodurch aber die ästhetischen Gefühle mitbedingt werden. Wie die ganze geistige Natur des Menschen so ist demnach auch die davon abhängige ästhetische Wirkung historisch bedingt. Wir dürfen daher nicht einseitig von dem Eindrucke ausgehen, den etwas gerade auf uns macht, sondern wir müssen, soweit dazu Mittel vorhanden sind, den Eindruck auf die verschiedenartigsten Individuen studieren. Für den Literarhistoriker kommt es vor allem darauf an, eine Vorstellung von dem Eindruck der dichterischen Erzeugnisse auf die Zeitgenossen zu gewinnen, und somit von dem Verhältnis der ästhetischen Produktion zu den ästhetischen Bedürfnissen der Zeit. Welchen Beifall ein Werk gefunden hat, ersieht man aus der Verbreitung desselben in Handschriften und Drucken, aus etwaigen Angaben über die Höhe des Absatzes, aus der Häufigkeit, mit der es etwa erwähnt wird, aus öffentlichen Besprechungen, bei denen freilich der Einfluss der Theorie und die Parteiverhältnisse in Anschlag gebracht werden müssen,

reiner öfters aus gelegentlichen Urteilen und Herzensergiessungen, die zufällig auf uns gekommen sind, aus den Nachahmungen, die es gefunden hat, aus den Reminiscenzen, die ihm entnommen sind. Aus diesen Quellen ergibt sich mitunter nur die nackte Thatsache des stärkeren oder schwächeren Gefallens oder Missfallens, häufig aber auch eine Begründung dafür, eine genauere Schilderung des hervorgerufenen Eindrucks. Damit müssen wir vergleichen, was sich über die Absichten, die ästhetischen Anschauungen und Triebe des Verfassers selbst ermitteln lässt. Schliesslich müssen wir versuchen, das Gefundene soweit wie möglich psychologisch zu analysieren und auf seine Ursachen zurückzuführen. Dasselbe muss dabei mit unseren eigenen ästhetischen Empfindungen vermittelt werden, was wieder um so besser gelingen wird, je feiner und vielseitiger unsere Empfänglichkeit schon ist. Es gehört aber anderseits auch wieder dazu, dass man im stande ist, von seinem Reichtum abzusehen, sich in ein beschränkteres Dasein zu versetzen, sich auf den Standpunkt einer roheren oder noch nicht durch Mannigfaltigkeit und Grossartigkeit der ästhetischen Eindrücke verwöhnten und abgestumpften Empfindung zu stellen. Es gehört ferner dazu, dass man sich von den besonderen Gewöhnungen seines Kulturzustandes loszumachen versteht, indem man das Zufällige und Temporäre darin erkennt, und dass man sich anderseits diejenigen Elemente in dem fremden Kulturzustand zu eigen macht, die einen abweichenden ästhetischen Eindruck zur Folge haben müssen. Durch methodische Vergleichung der ästhetischen Urteile sowohl wie der ästhetischen Produktionen muss man versuchen, nicht bloss die individuellen Besonderheiten, sondern das für ganze Gruppen oder Epochen charakteristische Gemeinsame herauszufinden und so eine Geschichte des Geschmackes zu konstruieren.

Wenn wir so einen durchgängig empirischen Standpunkt für die ästhetische Betrachtung verlangen, so soll damit nicht gesagt sein, dass der Literarhistoriker sich aller Werturteile enthalten müsse. Nur müssen auch diese Werturteile nicht auf der eigenen Subjektivität, sondern auf einer breiten empirischen Basis ruhen, und sie müssen gleichfalls unter den historischen Gesichtspunkt gebracht werden. Es muss die ästhetische Wirkung, die ein Werk auszuüben im stande ist, mit derjenigen der vorausgegangenen Werke verglichen werden, um festzustellen, ob damit nach irgend welcher Seite hin ein Fortschritt erreicht ist, eine Bereicherung oder Verstärkung oder Verfeinerung, ob etwa neue Gefühlstöne dadurch erweckt, ob neue bisher nicht angewendete Mittel gefunden oder die alten glücklicher kombiniert sind. Ebenso ist jeder Rückschritt festzustellen, soweit er auf das Ganze von Einfluss ist.

§ 38. Zu einer Geschichte der Literatur gehört es selbstverständlich, dass man die Antriebe zur Produktion aufzudecken sucht. Wir können hier zunächst scheiden zwischen rein innerlichen, persönlichen Bedürfnissen und dem Streben nach Wirksamkeit auf ein Publikum. In ersterer Hinsicht wird wieder zweierlei auseinander zu halten sein: auf der einen Seite der Trieb zum Aussprechen dessen, wovon man innerlich stark bewegt wird, was eine Erleichterung zur Folge hat ähnlich wie eine Reflexbewegung, wie überhaupt jedes Ausbrechen der Empfindung in Worte; auf der andern der eigentlich künstlerische Gestaltungstrieb, der sich schon dadurch von jenem anderen Triebe abhebt, dass er sich auch auf Gegenstände erstreckt, welche in dem Dichter keine Leidenschaft erregen. So stark aber auch diese innerlichen Bedürfnisse sein mögen, so führen sie doch selten zu abgeschlossenen Werken, wenn sich damit nicht die Absicht zur Mitteilung verbindet. Es braucht aber nicht immer das allgemeine Publikum zu sein, an das man sich wendet, es kann ein kleiner Kreis sein, den man ausschliesslich oder vorzugsweise im Auge hat, auch ein einzelner, etwa ein Gönner, ein Freund, eine Geliebte.

Das letztere ist z. B. der Fall bei der poetischen Epistel, so lange sie noch wirklich Epistel ist, bei Widmungsgedichten, Stammbuchversen u. dergl., aber auch sonst vielfach. So richten sich z. B. viele Lieder der Minnesinger zunächst an die Dame, der der Ritter seinen Dienst gewidmet hat. Auch an übernatürliche Wesen kann sich die Dichtung wenden, und wenn sie aus naivem Glauben entsprungen ist, kann dabei jeder Gedanke an ein sonstiges Publikum fern liegen. Sehr leicht aber verbindet sich doch mit der Adressierung an den einzelnen oder einen engen Kreis von vornherein der Gedanke an ein weiteres Publikum, und diese Adressierung kann zur blossen Einkleidung werden. Einen wesentlichen Unterschied macht es nun weiter, ob der Autor den Bedürfnissen und Neigungen des Publikums dienen oder ob er dasselbe nach einer bestimmten Richtung hin beeinflussen will. Zu dem ersteren kann ihn die uneigennützige Absicht antreiben, seinem Publikum einen Genuss zu verschaffen, was namentlich dann vorkommen wird, wenn dasselbe aus einem engeren Freundeskreise besteht. In stärkerem Masse aber wirken egoistische Antriebe, das Streben Gunst und Ehre und vor allem auch materiellen Lohn zu gewinnen. Beeinflussung des Publikums kann nach sehr verschiedenen Seiten hin angestrebt werden. Kaum noch hierher zu rechnen ist es, wenn es dem Autor nur darum zu thun ist, Teilnahme für seine Leiden und Freuden zu finden, wenn es sich für ihn um eine Herzenserleichterung handelt, die nicht nur ausgesprochen, sondern auch vernommen sein will. Er kann weiterhin eine ästhetische Wirkung anstreben, die seinen eigenen Grundsätzen gemäss ist, unbekümmert um die Geschmacksrichtung derer, an die er sich wendet; er kann moralische Besserung, religiöse Erbauung, Belehrung der mannigfachsten Art zu seiner Absicht nehmen; er kann versuchen, Propaganda für eine Partei zu machen, zu bestimmten Handlungen zu bewegen, günstige oder ungünstige Stimmung für eine Person zu erwecken etc. Nicht bloss vom Publikum kann ein Autor abhängig sein, sondern auch von einem Auftraggeber, der übrigens dann zugleich auch Publikum sein kann. So bei bestellter Gelegenheitsdichtung. Hierher gehört auch meistens die politische Dichtung des Mittelalters, die das Interesse eines Herren oder Gönners vertritt, sowie ein grosser Teil unserer heutigen Tagespresse. Natürlich können die hier aufgezählten Antriebe in sehr mannigfachen Combinationen auftreten.

§ 39. Wieweit ein Autor sich durch sein Publikum und eventuell durch Auftraggeber bestimmen lässt, das hängt natürlich sehr von seiner ganzen Lebensstellung ab. Vor allem kommt es darauf an, ob er in der Lage ist, mit seinen Werken etwas verdienen zu können, und ob er darauf angewiesen ist, dies zu müssen. Mit diesen Umständen in engem Zusammenhange steht der Gegensatz zwischen Berufsdichter und Dilettanten, d. h. Dilettanten im eigentlichen Sinne des Wortes ohne Beimischung von etwas Herabsetzendem. Die Beispiele von Dichtern, denen es ihre Vermögensverhältnisse gestatteten, die Poesie zum Lebensberuf zu machen, ohne dass sie irgend welchen Lohn dafür beanspruchten, sind selten, zumal da dies bis zu den neuesten Zeiten in vornehmeren Kreisen nicht als ein schicklicher Beruf gegolten hat. Eine ausschliessliche Hingabe an poetische und sonstige literarische Produktion ist daher in der Regel an die Voraussetzung geknüpft, dass dadurch die nötigen Subsistenzmittel gewährt werden. Andernfalls muss ein sonstiger Beruf dieselben liefern.

Die Möglichkeit poetische und schriftstellerische Produktion zur Erwerbsquelle zu machen ist ganz wesentlich bedingt durch die Art, wie diese Produktion dem Publikum mitgeteilt wird. Der Übergang von mündlicher zu schriftlicher Mitteilung hat auf die Art wie sich der Gewinn des Autors und danach seine ganze Lebensstellung gestaltete einen tiefgreifenden Einfluss

gehabt. Man darf dabei nicht ausser Acht lassen, dass auch nach dem Beginne schriftlicher Aufzeichnung mündliche Mitteilung noch lange das Vorherrschende blieb. Immer gab es noch eine Menge von Erzeugnissen, die überhaupt nie niedergeschrieben wurden. Aber auch diejenigen Werke des Mittelalters, die schriftlich auf uns gekommen sind, konnten zu ihrer Zeit nur durch mündlichen Vortrag in weitere Kreise des Volkes dringen. Denn die Kenntnis des Lesens war zu wenig verbreitet und die Handschriften zu teuer, als dass sie sich viele hätten beschaffen können. Ausserdem hat die Musik, solange und soweit sie mit der Poesie in untrennbarer Verbindung geblieben ist, immer schützend für die mündliche Überlieferung gewirkt, wie sie dies in beschränktem Masse noch heute thut. Noch stärker und dauernder ist der Schutz gewesen, den der mündliche Vortrag durch die Verbindung mit mimischer und scenischer Aufführung erhalten hat. Ein Mittelding zwischen mündlicher und schriftlicher Mitteilung ist das Vorlesen, welches im Mittelalter bei grösseren, nicht in Musik gesetzten Werken das gewöhnlichste Mittel der Verbreitung gewesen ist.

Es gibt nun eine zweifache Art, wie sich der Autor eine Belohnung von Seiten des Publikums sichern kann. Entweder muss er dieselbe direkt in Empfang nehmen, oder es muss ihm gelingen Mittelspersonen zu finden, die ihm etwas dafür zahlen, dass sie durch ihn in den Stand gesetzt werden, sich ihrerseits für die Mitteilung seines Werkes bezahlt zu machen. Das letztere ist das kompliziertere und bedarf immer schon einer gewissen Organisation, die sich erst allmählich entwickeln muss. Das erstere ist in den Zeiten der mündlichen Überlieferung das Naturgemässe. Der Dichter ist selbst Vortrager, Sänger seiner Werke und wandert als solcher, wenn er dessen nicht durch einen Herren oder Gönner enthoben ist, um die Stätten aufzusuchen, wo ein Publikum beisammen ist, das ihn anhören mag und ihn dafür beschenkt. Der Lohn, den er empfängt, gilt nicht eigentlich seinem Dichten, sondern dem Vortrag. Undenkbar ist es allerdings nicht, dass er sich auch wohl von einem andern Sänger etwas dafür ausbedingen konnte, dass er ihn seine Lieder lehrte. Es führt aber, soviel mir bekannt, keine Spur darauf, dass dies in den germanischen Ländern vorgekommen sei. Im allgemeinen wird derjenige, der fremdes Eigentum vortrug, auch allein den Lohn davon getragen haben. Die ökonomischen Verhältnisse haben demnach wesentlich dazu beigetragen, die Einheit von Dichter und Sänger aufrecht zu erhalten und vielleicht auch die Aufzeichnung zu verhindern, wo sie an sich schon möglich gewesen wäre. Je mehr die Aufzeichnung überhand nimmt, wozu namentlich auch die Ersetzung des Pergaments durch das billigere Papier beigetragen hat, je mehr im Zusammenhange damit die Kunst des Lesens und Schreibens sich ausbreitet, um so mehr wird der Stand der Vortragenden geschädigt und herabgedrückt und zuletzt fast ganz entbehrlich. Damit wird aber auch die bisherige wirtschaftliche Grundlage für einen berufsmässigen Dichterstand vernichtet. Denn sobald der Dichter eine Handschrift seines Werkes aus der Hand gegeben hat, ist er nicht mehr in der Lage, eine beliebige Vervielfältigung zu verhindern. Durch die Einführung des Druckes wird wieder eine bessere Grundlage geschaffen, indem nun mit einem Male eine grössere Anzahl verkäuflicher Exemplare hergestellt wird, die von einem andern in gewinnbringender Weise nur vervielfältigt werden können, wenn er das Risiko übernimmt, ebenfalls gleich eine entsprechende Anzahl herzustellen. Indessen bleiben doch die Umstände für den Autorgewinn, zumal in Deutschland noch lange sehr ungünstig, vor allem deswegen, weil gerade bei denjenigen Werken, die einen guten Absatz versprechen, das erwähnte Risiko nicht gescheut wird und ein wirksamer Rechtsschutz gegen den Nachdruck fehlt, der erst in neuester Zeit gewährt ist. Auch

auf dieser neuen Unterlage kann der Autor versuchen, sich direkt vom Publikum bezahlen zu lassen. Um dies ganz direkt zu thun müsste er aber nicht bloss Verleger, sondern auch Kolporteur seiner Werke sein, wozu sich nur eine sehr niedrige Klasse von Schriftstellern herbeigelassen hat. Am nächsten kommt diesem Verfahren Selbstverlag mit Sammlung von Subskribenten, wie er seit dem vorigen Jahrhundert wiederholt, meist mit wenig Glück versucht ist. Indirekter ist Selbstverlag mit Vertreibung durch Zwischenhändler. Diese Art ist gerade im Anfang nicht so selten, indem sich das Gewerbe des Druckers und Verlegers mit dem des Schriftstellers verbindet. Die späteren Versuche sind, wenn man von einem eigentlichen Buchhändler wie Nicolai absieht, meist kläglich gescheitert. Endlich kann der Schriftsteller sein Werk von vornherein einem Buchhändler oder Drucker in Verlag geben. Die Zahlung eines Honorars hierfür ist erst allmählich üblich geworden, und dasselbe ist in Deutschland noch im 18. Jahrh. fast durchweg sehr niedrig gewesen in Folge der Spärlichkeit des Absatzes, der unvollkommenen Ausbildung des Vertriebes und vor allem wieder der Schutzlosigkeit des literarischen Eigentums. Von Belang war auch nach dieser Richtung hin das Aufkommen der periodischen Veröffentlichungen. Bei diesen liess sich eine genauere Berechnung des Absatzes machen, und sie waren gegen den Nachdruck besser geschützt, weil das Interesse an ihrem Inhalt wenigstens zum Teil ein temporäres war. Für sie konnte daher auch zuerst ein besseres und regelmässigeres Honorar gezahlt werden, allerdings vorzugsweise nur für die Redaktion, also wiederum mehr für geschäftliche Vermittelung als für Produktion. Aber erst in unserem Jahrh. hat es der gesetzliche Schutz in Verbindung mit dem erhöhten Lesebedürfnis und der grösseren Leichtigkeit des Vertriebes zu wege gebracht, dass die Honorare wenigstens für einen grossen Teil der literarischen Produktion auf eine angemessene, mitunter bedeutende Höhe gestiegen sind. So ist ein berufsmässiger Literatenstand in ausgedehnterem Masse erst in der neuesten Zeit möglich geworden, vorzüglich in Verbindung mit dem Journalwesen, während er im 18. Jahrh. noch mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und in der vorangehenden Zeit nur ganz schwach vertreten war, so dass zwischen diesem Stande und den alten Sängern und Spielleuten, die in der Zeit der mündlichen Überlieferung eine entsprechende Rolle spielten, eine Zeit liegt, in welcher die Literatur ganz überwiegend in den Händen von Geistlichen und Beamten war.

Eigenartig gestalteten sich die Verhältnisse für den dramatischen Dichter, soweit derselbe für die Aufführung arbeitete. Er bedurfte dazu, wenn er auch selbst mitwirkte, immer der Teilnahme anderer. Direkt vom Publikum einen Lohn für seine Dichtung zu beziehen war er nur im stande, wenn er zugleich Unternehmer war, der die sonstigen Spieler bezahlte. So finden wir denn auch nicht selten, nachdem sich überhaupt ein Schauspielerstand herausgebildet hat, was erst die Folge einer langen Entwickelung ist, dass der Prinzipal selber die Stücke verfertigt oder wenigstens aus einer fremden Sprache übersetzt und für seine Bühne und sein Personal, sowie für den Geschmack des Publikums zurecht macht. Schon weniger einfach ist z. B. das Verhältnis Shakespeares zu seiner Truppe, da er zwar bei dieser als Unternehmer beteiligt gewesen ist, doch aber, weil er nicht der einzige war, von den übrigen eine besondere Entschädigung erhalten haben muss. Wenn der Dichter ausserhalb der Schauspielerkreise stand, musste er sich sein Stück geradezu von einer Truppe abkaufen lassen. Diese verschiedenen Verhältnisse setzen alle voraus, dass man sich bemühte, die sonstige Verbreitung und namentlich den Druck des Stückes zu verhindern, da sonst das Eigentum der Truppe an dasselbe verloren ging. Daher zum guten Teile die Scheidewand, die lange zwischen dem Bühnen-

drama und der eigentlichen Literatur bestanden hat. Erst in neuerer Zeit hat es die Gesetzgebung dem Dichter möglich gemacht, trotz des Druckes sein Eigentumsrecht den Bühnen gegenüber zu wahren, wodurch er in den Stand gesetzt wird, sich unter Umständen glänzend bezahlt zu machen.

Während die Verhältnisse zwischen den Autoren und dem grossen Publikum einem so mannigfachen Wechsel ausgesetzt sind, ist es natürlich zu allen Zeiten und unabhängig von der Art, wie ihre Werke verbreitet sind, möglich gewesen, dass einige unter ihnen durch die Unterstützung vornehmer Gönner, die nicht selten auch Auftraggeber waren, ihren Lohn erhalten haben, was durch sehr mannigfache Beziehungen veranlasst sein und wieder sehr mannigfache Beziehungen zur Folge haben kann.

Die hier besprochenen Verhältnisse zu beachten und genauer im einzelnen festzustellen darf der Literarhistoriker nicht versäumen. Denn sie sind von tiefgreifendem Einfluss auf die Produktion der verschiedenen Individuen und Epochen. So wird z. B. der Autor, der in seiner Existenz vom Publikum abhängig ist, auch den Bedürfnissen und Wünschen desselben entgegenkommen, er wird sich leicht auch dem schlechten Geschmack und der niedrigen Denkungsweise desselben anbequemen und selbst seinen schlimmen Leidenschaften schmeicheln, er wird aber anderseits nie die Fühlung mit dem wirklichen Leben der Gegenwart verlieren. Dagegen kann derjenige, welcher sich in gesicherter Lebensstellung befindet, weit eher sich sittlich und ästhetisch über sein Publikum erheben, ist aber auch viel mehr der Gefahr ausgesetzt, sich der Wirklichkeit zu entfremden durch Hingabe an fernliegende Muster, durch Gelehrsamkeit oder durch Ausbildung eigener absonderlicher Ideale. In den Händen eines auf schriftstellerischen Erwerb angewiesenen Standes hätte sich z. B. die deutsche Literatur im 17. Jahrh. nie so weit vom nationalen Boden entfernen können. Lessing wäre nicht Lessing geworden, hätte er nicht eine lange Zeit seines Lebens von der Feder leben müssen. Umgekehrt hängt Klopstocks Entwickelung oder vielmehr das rasche Aufhören einer Entwickelung bei ihm, das frühzeitige Sicheinspinnen in einen bestimmten Ideenkreis aufs engste damit zusammen, dass er frühzeitig durch Gönner in den Stand gesetzt wurde, ohne Amt und doch ohne Rücksicht auf ein Publikum zu leben. Goethes Eigenart hätte sich unmöglich in einem Literatenleben entfalten können.

§ 40. Wir müssen jetzt noch einmal auf die Behandlung von Verfasserfragen zurückkommen, nämlich insoweit dieselben nach inneren Kriterien zu entscheiden sind. Dies ist erforderlich einerseits, wenn gar keine Zeugnisse vorhanden, anderseits, wenn die vorhandenen Zeugnisse anfechtbar sind. Im letzteren Falle müssen natürlich die Resultate aus der Untersuchung der inneren Kriterien und die aus der Kritik der Zeugnisse gegen einander gehalten werden, um das Endergebnis zu gewinnen. Ebenso müssen die sprachlichen und sachlichen Kriterien gegen die literarischen abgewogen werden. Die letzteren basieren auf der vergleichenden Charakteristik. Auf ein möglichst allseitiges und erschöpfendes Erfassen des Charakteristischen muss man zunächst ausgehen. Ob man dadurch zu entschiedenen Resultaten gelangt, das hängt in hohem Grade davon ab, wie ausgeprägt die Individualitäten sind, mit denen man es zu thun hat. In einem grossen Teile der Literatur werden traditionelle Motive in einem traditionellen Formelschatz behandelt, so dass die Persönlichkeit des Einzelnen darin ganz aufgeht oder nur in leisen, schwer herauszufindenden Spuren durchblickt. So kann es jemandem, der auf diesem Gebiete keine Erfahrungen hat, leicht begegnen, dass er meint, Identität des Verfassers verschiedener Werke annehmen zu müssen, auf Grund von Übereinstimmungen, die einer ganzen Gruppe von Verfassern gemein

sind. Man darf überhaupt eine Verfasserfrage nicht isoliert behandeln, sondern muss den nächstverwandten Kreis von Erzeugnissen hinzuziehen, um beurteilen zu können, was Gemeingut der Zeit und Gattung, was individuelle Besonderheit ist. Auch sehr individuelle Stilmanieren finden Nachahmer, die sich oft sklavisch an ihr Vorbild anschliessen. Solche Nachahmung wird auch geradezu zum Zwecke der Täuschung vorgenommen, um dann das Machwerk einem Verfasser unterzuschieben. Die entgegengesetzte Schwierigkeit entsteht dadurch, dass ein und der selbe Verfasser verschiedene Stilgattungen gepflegt und sich derartig entwickelt haben kann, dass die Erzeugnisse der verschiedenen Epochen weit von einander abstehen. Es wird dabei einen grossen Unterschied machen, ob eine derartige Mannigfaltigkeit bei ihm bereits festgestellt ist, oder ob alles ihm mit Sicherheit Zuzuweisende ein wesentlich einheitliches Gepräge trägt, wodurch natürlich ein zuversichtlicheres Urteil gestattet wird. In hohem Grade hängt die Sicherheit des Urteils auch von dem Umfang der in Frage gezogenen Stücke ab. Je grösser derselbe ist, um so mehr kann man erwarten, dass die charakteristischen Züge auch zur Erscheinung kommen.

Im einzelnen kann sich die Verfasserfrage sehr verschieden gestalten. Es kann sich darum handeln, ob mehrere als besondere Werke überlieferte Stücke dem gleichen Verfasser zugehören oder nicht. Dabei können sich folgende Resultate ergeben. Entweder wird der Verfasser eines Werkes trotz mangelnder Zeugnisse als identisch mit dem eines anderen oder mehrerer anderer erkannt und damit also eventuell auch sein Name ermittelt. So ist z. B. das sogenannte zweite Büchlein von Haupt aus inneren Gründen Hartmann von Aue zugewiesen, wogegen sich allerdings immer wieder Zweifel geregt haben. Oder es wird ein Werk trotz vorhandenen Zeugnisses einem Verfasser abgesprochen, wie z. B. Pfeiffer (Germ. 3, 59) mit schlagenden Gründen nachgewiesen hat, dass der in der Pariser Liederhs. Gottfried von Strassburg beigelegte Lobgesang auf die Jungfrau Maria ihm nicht zugehören kann. Oder endlich es findet ein Zeugnis, dem nicht ohne weiteres volles Vertrauen zu schenken wäre, seine Bestätigung. Kommen bei der Vergleichung mehr als zwei Werke in Betracht, so ist man in günstiger Lage, wenn nur das eine fraglich ist, während bei den anderen die Identität des Verfassers schon feststeht. Schlimmer ist man daran, wenn der Zweifel sich auf eine Reihe von Werken erstreckt, zumal wenn dazu kommt, dass diese Werke von geringem Umfang sind, und dass kein zweifellos dastehender grösserer Kern vorhanden ist. In dieser misslichen Lage befindet man sich öfters in Bezug auf die Minnesinger. Schwer zu lösende Probleme bieten z. B. die unter dem Namen Dietmars von Eist überlieferten Lieder (vgl. Scherer, Deutsche Studien, II, 473 und PBB 2, 457). Man kann auch zwei an verschiedenen Orten überlieferte Stücke als Fragmente des gleichen Werkes erkennen, wobei dann aber ausser der Übereinstimmung in den charakteristischen Eigenheiten noch die inhaltliche Beziehung der Stücke zu einander in Frage kommt.

Diese inhaltliche Beziehung kommt gleichfalls immer mit in Betracht, wenn es sich darum handelt, ob etwas, was als ein zusammenhängendes Werk überliefert ist, in allen seinen Teilen von dem gleichen Verfasser herrührt. Erschwert wird in einem solchen Falle die Untersuchung namentlich dadurch, dass die Grenzen nicht von vornherein gegeben sind, bis zu denen eventuell die Thätigkeit des einen oder des anderen reicht. Dadurch, dass man diese erst zu bestimmen hat, ist auch der Willkür in der Geltendmachung von Übereinstimmungen und Verschiedenheiten ein viel weiterer Spielraum gegeben. Unter den in § 33 unterschiedenen Fällen ist derjenige am leichtesten zu erkennen und am einfachsten zu beurteilen, dass ein unvollendetes Werk von

einem anderen Verfasser fortgesetzt ist. Viel misslicher steht es mit der Ausscheidung von Interpolationen, wofern dieselben nicht von grösserem Umfange sind. Vollends gewagt muss ein Experiment erscheinen, wie es z. B. Lachmann an dem Nibelungenlied vorgenommen hat. Selbst wenn die zugrunde liegende allgemeine Voraussetzung über die Entstehungsweise des Gedichtes erwiesen wäre, so müsste es doch zweifelhaft erscheinen, ob es auch der schärfsten Beobachtung gelingen könnte, bei dem anerkanntermassen traditionellen Stilcharakter 20 verschiedene meist nicht sehr umfängliche Werke und dazu eine Menge eingestreuter grösserer und kleinerer Interpolationen zu unterscheiden. Lachmann hat nun auch nicht dasjenige Verfahren eingeschlagen, wodurch meiner Überzeugung nach allein ein Beweis hätte erbracht werden können: er hat es nicht versucht, was ihm auch niemals hätte gelingen können, nachzuweisen, dass die einzelnen von ihm unterschiedenen Partieen des Werkes sich durch positive Eigenheiten von einander abheben. Die geringen Verschiedenheiten zwischen seinen Liedern sind erst durch eine ungleichmässige Herausnahme von angeblichen Interpolationen erzeugt.

Anders gestaltet sich die Verfasserfrage, wenn es sich darum handelt, ein Werk einer bestimmten Persönlichkeit zuzuweisen oder abzusprechen, von der uns kein anderes erhalten ist, das wir damit vergleichen könnten. Hier ist zu erwägen, ob Inhalt und Form des Werkes zu dem stimmt, was wir sonst von dem Charakter, den Fähigkeiten, der Bildung, der Gesinnung, dem Interessenkreise der fraglichen Persönlichkeit wissen. Indessen, so lange wir keine Kenntnis der schriftstellerischen Eigenheiten haben, fehlt doch das brauchbarste Kriterium. Eine negative Entscheidung lässt sich zwar unter Umständen mit grosser Sicherheit fällen, zu einer positiven genügen die Mittel selten. Man hat sich zwar oft bemüht, auf diese Weise einen Verfasser auszumitteln, ohne dass irgend welche Gewähr durch Zeugnisse gegeben war. Doch sind solche Versuche meistens als ganz müssig zu betrachten.

In den bisher besprochenen Fällen handelte es sich um die Individualität des Verfassers. Man kann aber auch, von dieser absehend, nach seiner Lebensstellung fragen, nach der Zeit seines Auftretens, nach dem Orte seiner Herkunft oder seiner Wirksamkeit und nach sonstigen Verhältnissen allgemeiner Art. Auch hierfür sind mit den äusseren Zeugnissen die von der Beschaffenheit der Werke hergenommenen inneren Gründe zu kombinieren. Auf die letzteren muss man sich bei der Untersuchung häufig auch dann stützen, wenn ein Verfassername gegeben ist, weil es mit Hülfe von Zeugnissen nicht gelingt, an denselben genügende Vorstellungen von der Persönlichkeit anzuknüpfen. Die Methode, welche angewendet wird, um zu untersuchen, ob ein Werk einem zeitlich oder räumlich oder anderweitig begrenzten Kreise zugehört, ist von derjenigen nicht verschieden, durch welche über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Persönlichkeit entschieden wird. Dabei ist die Sicherheit des Urteils im allgemeinen eine grössere. Eine negative Entscheidung in Bezug auf Ort und Zeit ist natürlich auch negativ in Bezug auf die Individualität.

Bei einem Autor, der während seiner produktiven Epoche eine bedeutendere Entwickelung durchgemacht hat, kann man auch versuchen, das chronologische Verhältnis seiner Werke zu einander auf Grund ihrer Beschaffenheit festzustellen. Dabei ist man nicht bloss auf Gründe ganz allgemeiner Art angewiesen, wie grössere oder geringere Reife oder Spuren des Lebensalters in den Anschauungen etc., sobald wenigstens für einen Teil die Entstehungszeit auf Grund von zuverlässigen Zeugnissen feststeht. Dann kommt hinsichtlich der übrigen wieder die Methode der vergleichenden Charakteristik zur Anwendung. Ein Seitenstück zur Unterscheidung verschiedener Verfasser bei

einem als Einheit überlieferten Werke bildet die Unterscheidung der einzelnen Partieen eines Werkes, an dem der Dichter lange gearbeitet hat, nach der Zeit ihrer Entstehung. Den Massstab dafür geben natürlich andere Produkte von ihm, über deren Entstehungszeit man im klaren ist. So hat namentlich Goethes Faust den Stoff zu derartigen Untersuchungen geliefert, und man kann sich danach ein Urteil bilden, wieweit man etwa auf diesem Wege zu sicheren Ergebnissen gelangen kann, wie sehr man sich auf der anderen Seite vor vagen Hypothesen hüten muss.

§ 41. Die Fäden, welche die einzelnen literarischen Erscheinungen unter einander verbinden, sind so mannigfach verschlungen, dass es dem Literarhistoriker grosse Schwierigkeiten macht, für sich selbst eine klare Anschauung davon zu gewinnen, und noch grössere, eine solche anderen in zusammenhängender Darstellung mitzuteilen. Jede Disposition, so grosse Vorteile sie auch gewähren mag, ist mit unvermeidlichen Nachteilen, verknüpft. Man wird erst dann den Stoff recht in seine Gewalt bringen, wenn man bei wiederholter Durcharbeitung nach einander die verschiedenen möglichen Gesichtspunkte für die Anordnung auf ihn angewendet hat.

Wir können nach den einzelnen Persönlichkeiten ordnen. Eine solche Darstellung geht naturgemäss darauf aus, worin eben ihr eigentümlicher Vorzug liegt, die durchgehende Eigenart eines jeden Autors sowie die allmähliche Entwickelung seines Wesens zur Anschauung zu bringen. Sie wird versuchen, seine Leistungen in Zusammenhang mit seinen Lebensschicksalen und der Gesamtentwickelung seines Geistes zu setzen, also biographisch werden. Die Biographie wird aber nicht einmal ihren nächsten Zweck erfüllen, wenn sie die einzelne Persönlichkeit nicht auf dem Grunde der allgemeinen Kulturverhältnisse zeigt, in denen sie erwachsen ist. Es ist eine Hauptaufgabe für die wissenschaftliche Behandlung, das, was als eigentlich biographisches Material gegeben ist in zusammenhängenden Lebensbeschreibungen, einzelnen Notizen etc., nach dieser Seite hin zu ergänzen, ihm erst seinen rechten Inhalt zu geben auf Grund der allgemeinen Quellen, in denen sich gar keine direkte Beziehung auf die geschilderte Persönlichkeit zu finden braucht. So muss man sich ein Bild von der Umgebung machen, in welcher dieselbe aufgewachsen ist und später gelebt hat, was teils durch unmittelbare Anschauung, teils durch Nachbildung und Schilderung geschehen kann. Die Landschaft muss dabei berücksichtigt werden, soweit sich Spuren von Empfänglichkeit dafür zeigen, wobei wir uns also vor der Anschauung hüten müssen, dass dieselbe ohne weiteres auf jeden den gleichen Eindruck hat machen müssen wie auf uns selbst. Die häuslichen und geselligen Verhältnisse, die Berührungen mit dem öffentlichen Leben müssen beachtet werden. Insbesondere muss der Charakter der Bildungsanstalten untersucht werden, denen der Betreffende angehört hat. Von den Menschen, zu denen er in näherer Beziehung gestanden hat, muss man sich eine Vorstellung zu erwerben suchen, um danach eventuell ihren Einfluss abmessen zu können. Das gleiche gilt von den Büchern, von denen es feststeht oder wahrscheinlich ist, dass er sie gelesen hat. Wollte man aber für jeden einzelnen Autor eine detaillierte Schilderung aller Bedingungen seiner Entwickelung geben, so würde vieles bei einer Anzahl von Autoren wiederkehren. Ein solches Verfahren eignet sich also nicht für eine Gesamtdarstellung der Literatur.

Bei einer Anordnung nach Gattungen wird natürlich die Entwickelung dessen, was den besonderen Charakter einer jeden Gattung ausmacht, besonders klar hervortreten. Es kann dabei aber so manches andere, was von dem Gattungscharakter unabhängig ist, trotz des engen Zusammenhanges, in dem es steht, auseinander gerissen werden. Ob mehr die Nachteile oder die

Vorteile dieser Anordnung sich geltend machen, das hängt von der Beschaffenheit der betreffenden Literatur ab. Einen grossen Gegensatz in dieser Hinsicht zeigen z. B. die altgriechische und die neuere deutsche Literatur.

Durch die Anordnung nach Landschaften fällt ein eigentümliches Licht auf manche Erscheinungen und die zwischen ihnen bestehenden Zusammenhänge. Sie eignet sich aber nicht als durchgehendes Prinzip für eine Gesamtdarstellung. Abgesehen davon, dass von den älteren Werken sehr viele überhaupt nicht mit Sicherheit einer bestimmten Gegend zugewiesen werden können, so steht zunächst der Wechsel des Aufenthaltsortes entgegen. Für sehr viele Autoren würde sich eine andere Einreihung ergeben, je nachdem man die Herkunft massgebend sein lässt oder den Ort, wo der Betreffende die entscheidende Richtung fürs Leben erhalten, oder denjenigen, an welchem er seine Hauptwirksamkeit geübt hat. Ausserdem aber ist zu keiner Zeit und am wenigsten in der neueren räumliche Entfernung ein Hindernis für tiefgreifenden Einfluss gewesen. Es sind daher nur immer gewisse Gruppen von Autoren, bei denen die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Landschaft das eigentlich Entscheidende für den Charakter ihrer Produktionen ist. Schon etwas anders steht es mit dem literarischen Leben einer einzelnen Stadt, da hier in der Regel persönliche Berührung vorhanden ist, welche mitunter einen engen Zusammenschluss zur Folge hat, so dass sich Schulen mit bestimmten Tendenzen bilden. Solche Schulen sind aber nicht immer durch persönliche Beziehungen und noch weniger durch ein länger andauerndes Zusammenleben bedingt. Auch die Anordnung nach Schulen ist nicht für die Gesamtheit der Autoren durchzuführen, und wo eine solche versucht ist, ist es in der Regel nicht ohne Gewaltsamkeiten abgegangen, wie z. B. bei Gervinus. Immer gibt es solche Autoren, die eine mehr isolierte Stellung einnehmen, und solche, bei denen sich die Einflüsse verschiedener Richtungen kombinieren.

Die bestmögliche Gesamtübersicht wird jedenfalls nicht erreicht, wenn man sich mechanisch an ein bestimmtes Schema hält. Die Disposition muss den besonderen Verhältnissen in der geschichtlichen Entwickelung angepasst sein. In den Mittelpunkt müssen dabei nicht die Erzeugnisse selbst gestellt werden, sondern das ihnen zugrunde Liegende, dessen Manifestationen sie sind. Dieses ist es eigentlich, dessen Entwickelung man zu untersuchen hat. Will man die Geschichte einer Nationallitcratur von irgend einem Punkte an verfolgen, so hat man zunächst zu fragen: was war in diesem Zeitpunkte in Folge der bisherigen Produktion an Stoffen und Formen geboten, so dass es zu jedermanns Verfügung stand, und wie war danach die Geschmacksgewöhnung des Publikums beschaffen? Man muss nun weiter jede Veränderung in dem zunächst vorgefundenen Zustande beachten, jede Bereicherung, Verarmung, Modifikation des Stoff- und Formenkreises etc. Die Bedeutsamkeit, die man dem einzelnen Werke beilegt, richtet sich dabei nicht nach seinem absoluten Werte, noch weniger nach dem Werte, welches dasselbe etwa für uns hat, sondern nach dem Grade, in dem es zu einer derartigen Veränderung beigetragen hat. Es handelt sich also darum, wieweit es eigenartig gegenüber dem schon Vorhandenen ist, und wieweit diese Eigenart in die Entwickelung des Ganzen eingegriffen hat.

IV. ABSCHNITT.

SCHRIFTKUNDE.

1. RUNEN UND RUNENINSCHRIFTEN

VON

EDUARD SIEVERS.

§ 1. Die Geschichte der Schrift bei den Germanen beginnt wie bei allen Völkern des Abendlandes mit der Geschichte von Entlehnungen. Alle eigentlichen Alphabete denen wir bei den Germanen begegnen, beruhen auf den Alphabeten der älteren Kulturvölker, mit welchen die Germanen nach und nach in Berührung traten, und zwar haben diese älteren Alphabete in dreifacher Gestalt auf germanischem Boden Eingang gefunden. Eine eigentliche Bücherschrift tritt uns zunächst bei den Goten im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entgegen. Ihre natürliche Grundlage war bei der damaligen Stellung der Goten inmitten griechisch redender und schreibender Nachbarvölker das griechische Alphabet. Bei den übrigen Germanen hat an der Hand des eindringenden Christentums späterhin das lateinische Alphabet sich allmählich zur Alleinherrschaft durchgerungen. Beiden Übertragungen aber liegt die Ausbildung des Runenalphabetes voraus, das zwar ebenfalls nach fremdem Vorbild geschaffen ist (§ 14), das aber trotzdem nach seiner typischen Entwickelung sowohl wie nach seiner weiten Verbreitung als das eigentlich nationale Alphabet der Germanen bezeichnet werden kann.

§ 2. Alter und Verbreitung der Runenschrift. Ihre ausgedehnteste Verwendung hat die Runenschrift im skandinavischen Norden gefunden. Demnächst tritt England hervor. Aber auch für die Goten und für kontinentaldeutsche Stämme ist Kenntnis der Runenschrift, insbesondere durch inschriftliche Funde, festgestellt. Sonach wird man nicht zweifeln dürfen, dass diese Schrift einst ein Gemeinbesitz aller germanischen Stämme gewesen, und dass ihre Ausbildung folglich in eine sehr frühe Zeit hinauf reichen müsse. Genau lässt sich diese Ursprungszeit des Alphabets freilich nicht bestimmen. Zweifellos ist die Schrift älter als die ältesten erhaltenen Inschriften, deren Datierung überdies an sich wieder erheblichen Schwierigkeiten unterliegt; aber gerade für die älteste germanische Zeit fehlt es an völlig sicheren äusseren Zeugnissen, welche hier ergänzend eintreten könnten. Dass zu Tacitus' Zeiten die

Germanen noch schriftlos gewesen, hat man mit Unrecht aus dessen Äusserung, *litterarum secreta viri pariter ac feminae ignorant* (*Germ.* Kap. 19) gefolgert, denn diese Worte sind mit Wimmer vielmehr auf den Abgang heimlichen Briefwechsels unter den beiden Geschlechtern zu beziehen. Für Bekanntschaft der Deutschen mit den Runen wird auf der anderen Seite Tacitus' bekannte Schilderung des Looswerfens bei den Germanen[1] angezogen, und nicht ohne eine gewisse Wahrscheinlichkeit: mindestens ist der Gebrauch der dort erwähnten *notae* späteren Gebrauchsarten der Runenzeichen analog, welche der Norden aufweist. Vollkommen gesichert ist dagegen der Gebrauch der Runen für das 4. Jahrhundert. Als Ulfilas um die Mitte dieses Jahrhunderts sein gotisches Alphabet schuf, entlehnte er dem Runenalphabet seine Zeichen für *u* und *o*, und sicherlich haben die Goten die Runenschrift nicht erst nach dem Beginne der grossen Wanderungen erhalten, welche sie nach dem Süden führten und von den alten germanischen Nachbarstämmen losrissen. In jene Wanderungsperiode aber fällt vermutlich die sicher gotische Inschrift der bei Kowel in Wolhynien, nicht allzufern von den ursprünglichen Stammsitzen der Goten, gefundenen Speerspitze. Mit dem Jahr 400 ungefähr beginnen sodann nach den neuesten Untersuchungen Wimmers die ältesten skandinavischen Inschriften. Die deutschen Funde gehören wohl einer etwas späteren Zeit an. Dagegen darf wieder für sicher gelten, dass die Angelsachsen ihr Runenalphabet bereits aus der alten Heimat nach Britannien mit hinübergenommen und nicht etwa erst später vom Kontinent aus empfangen haben. Sind aber die Runen diesergestalt im 4. Jahrhundert, oder doch um 400, bereits über das Gesamtgebiet der Germanen verbreitet, so wird man nicht irre gehen, wenn man mit Wimmer den Ursprung des Alphabets mindestens bis in das Ende des 2. oder den Anfang des 3. Jahrhunderts zurückverlegt. Eine noch frühere Entstehung ist aber keineswegs ausgeschlossen.

[1] *Germ.* Kap. 10: Virgam frugiferae arbori decisam in surculos amputant eosque notis quibusdam discretos super candidam vestem temere ac fortuito spargunt. Mox, si publice consul(t)etur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse pater familiae precatus deos caelumque suspiciens ter singulos tollit, sublatos secundum impressam ante notam interpretatur.

§ 3. Name. Gemeingermanisch wie die Schrift selbst ist auch ihr Name, altn. ags. *rún*, ahd. *rûna*. Meist erscheint er im Plural, auf die einzelnen Zeichen einer Inschrift usw. bezogen, aber auch der Singular kommt kollektiv gebraucht vor[1], und dies könnte leicht die ältere Gebrauchsweise sein. Denn das Wort 'Rune' ist sichtlich identisch mit dem got. *rûna* μυστήριον, auch βουλή, συμβούλιον, altn. *rún* 'Geheimnis, geheime Weisheit, Rede', ags. *rún* 'Beratung, Geheimnis', alts. *rûna* 'Beratung, Gespräch', als dessen Grundbedeutung verwandte Ableitungen wie ags. *rúnian*, ahd. *rûnên* 'raunen' den Begriff 'Gemurmel, geheimnisvolle Besprechung' erschliessen lassen. Hatte sich hieraus einmal, wie etwa im nhd. 'Besprechung' der Begriff 'Zauberhandlung, Zauber' spezialisiert — und eine der Hauptformen des Zaubers besteht ja gerade im Einritzen magischer Zeichen unter gleichzeitigem Hersagen eines zauberkräftigen Spruches[2] — so lag schliesslich die Übertragung des Wortes auf die eingeritzten Zauberzeichen als die eigentlichen Träger des Zaubers nicht ferne. Ähnlich ist z. B. das Verhältnis von ahd. *zoubar* 'incantatio, divinatio, fascinatio' usw., Graff 5,580, zu altn. *taufr*, welches u. A. auch 'Amulet' bedeutet. 'Rune' wäre danach eigentlich 'Zauber' im konkreten Sinne, dann 'Zauberinschrift', mag diese aus einem oder aus mehreren Zeichen bestehen. In diesem Sinne kann das Wort älter sein als die Erfindung der eigentlichen Runenschrift, wenn nämlich jene magischen *notae* des Tacitus noch nicht Runenzeichen im spätern Sinne waren. Sicher sind aber dann

später diese eigentlichen Runen, d. h. Schriftzeichen mit bestimmtem Lautwert, an die Stelle der älteren *notae* getreten und haben deren alten Namen übernommen. Auch darf noch bemerkt werden, dass die Bildung eines besondern Kompositums, altn. *rúnstafr*, ags. *rúnstæf*, (ahd. *rûnstab*) für die Einzelzeichen sich am leichtesten erklärt, wenn man von einem alten kollektiven *rûna* 'Zauberschrift, Schrift' ausgeht. Dies Kompositum verhält sich zu *rûna* ungefähr wie das spätere 'Buchstab' zu 'Buch'. Von *rûna* in der gewiss sekundären Bedeutung 'Geheimnis' ist der Name 'Rune' kaum abzuleiten. Auf keinen Fall bietet für diese Ableitung der Ausdruck altn. *ráða rúnar* (*stafi*), ags. *rǽdan* für 'lesen' eine Stütze, denn das 'Raten' der Runen kann sich mindestens eben so gut auf die Deutung von Zauberzeichen nach Art der taciteischen *notae* (auch wenn diese noch keine Schriftrunen waren), als auf das Raten des in einer 'Geheimschrift' liegenden 'Rätsels' beziehen.

[1] Vgl. ags. *on rúne ond on rimcræfte áwriten* Andr. 134; inschriftlich *runo* auf dem Stein von Einang, und auch wol *runa* auf der Freilaubersheimer Spange. Weniger sicher, wegen des lat. Textes, ist die *barbara runa* des Venantius Fortunatus. unten § 5. [2] Vgl. die altn. Formel *rúnar ok galdrar*.

§ 4. Arten des Schreibens. Runen wurden ursprünglich nicht 'gemalt' oder 'geschrieben', sondern eingeritzt oder eingegraben. Dies lehrt, auch vom Befund der Denkmäler selbst abgesehen, bereits der altgerm. Ausdruck für 'Schreiben', dessen erste Anwendung die auf die Runenschrift ist, das stv. altn. *ríta*, ags. alts. *wrîtan*, ahd. *rîzzan* scribere, exarare, *garîzzan* incidere, Graff 2, 557 (dazu got. *writs* κεραία, ahd. *riz* nota, character, Graff 2, 558) in seinem Gegensatz zum got. *mêljan* (mit ahd. *mâlên* verwant) und dem aus dem Lat. entlehnten ahd. *scrîban*. Für Deutschland ist die Anwendung dieses Verbums auf die Runenschrift bezeugt durch *wraet* auf der Freilaubersheimer Spange, für den Norden sind die ältesten Belege *warait* Istaby, *waritu* Varnum (dazu *wraita* 'Schrift'? Reidstad). Gewöhnlicher aber wird im Norden für das Schreiben der Runenschrift das abgeleitete stv. *rísta* verwendet, und *ríta* stv. nebst *ríta* swv. gilt in der Literatur nur von der Lateinschrift. Auch die sonstigen Ausdrücke, die vom 'Schreiben' der Runen gebraucht werden, deuten in dieselbe Richtung wie das alte *wrîtan*: so altn. *merkja* und *marka* 'mit einem Kennzeichen versehen', und das häufige altn. swv. *fá*, Praet. *fáða* (aus **faihôn*?, vgl. *frônisco gifèhod* Hel. 2398?) neben älterem **faihjan* (Praet. *faihido* Einang), wozu sich in weiterer Bedeutung noch ags. *fǽgean* pingere (*faehit* pingit Ep. 785, *faedun* pingebant Ep. 797) und ahd. *gifêhen* discriminare, pingere etc., Graff 3, 426, stellen. Diesem Verbum liegt zu Grunde ein Adj., got. *-faihs*, ags. *fáh*, alts. ahd. *fêh* 'bunt', welches seinerseits mit seiner weiteren Sippe, wie gr. ποικίλος, skr. *pêçalá* 'verziert' auf eine im skr. *piç* 'aushauen, verzieren' noch lebendige Wurzel zurückgeht, und wie etwa nhd. *bunt* aus lat. *punctus* seine Beziehung auf Farbenschmuck erst sekundär entwickelt hat. Das entlehnte *skrifa* kommt nur in verhältnismässig späten nordischen Inschriften gelegentlich vor.

Die Art des Eingrabens der Runen ist übrigens je nach der Beschaffenheit des Materiales eine etwas verschiedene gewesen. Neben dem eigentlichen Einritzen mit einem spitzen Instrument begegnen wir auch dem Einschneiden (auf Holz)[1] und dem Einhauen mit dem Meissel (so überwiegend bei den Steininschriften). Dazu tritt dann bei Münzen u. ä. die Prägung. Auch eingelegte Arbeit findet sich bereits in sehr früher Zeit, so auf den Speerblättern von Kowel und Müncheberg. Sonst scheint man auch die eingerissenen Zeichen mit roter Farbe ausgefüllt zu haben, um sie deutlicher hervortreten zu lassen[2].

[1] *Gísli hafði kefli ok reist á rúnar, ok falla niðr spœnirnir*, Gísla saga Súrss. 67. 154. Die späteren Holzinschriften sind gewöhnlich eingeschnitten. [2] Vgl. *vǫru í horni*

hverskyns stafir ristnir ok roðnir: ráða né máttak Guðrúnarkv. 2, 23. Dass dieser Brauch ziemlich allgemein gewesen, lässt sich vielleicht aus ags. *téafor* 'Rötel, Mennige' schliessen, das, formell gleich ahd. *zoubar*, an. *taufr* (oben § 3), seine überlieferte Bedeutung aus einem älteren 'Zauberfarbe = Runenfarbe' hergeleitet haben könnte.

§ 5. Schreibmaterial. Als Unterlage für die Runenschrift haben in älterer Zeit vorzugsweise Holz, Metall und Stein gedient; daneben treten gelegentlich auch andere Materialien, wie Horn[1], Knochen[2] und Baumrinde[3], später auch Pergament auf. Unter diesen verschiedenen Materialien scheint Holz im allgemeinen am frühesten benutzt worden zu sein[4]: weist doch der Schriftcharakter mancher Runen selbst darauf hin, dass die betreffenden Zeichen ihre spezifische Gestalt mit Rücksicht auf die technischen Schwierigkeiten empfangen haben, die sich beim Eingraben oder Einschneiden auf Holz geltend machten (s. § 14).

Holz ist hauptsächlich in Form von Stäben und Tafeln verwendet worden. Beide Formen treten bereits in dem bekannten Zeugnisse des Venantius Fortunatus aus dem 6. Jahrhundert (*Carm.* VII, 18, 19 f.):

Barbara fraxineis pingatur runa tabellis
Quodque papyrus agit, virgula plana valet

neben einander auf. Gemeingermanischer Name für eine solche Schreibtafel aus Holz scheint *bôk* f. gewesen zu sein, das man von dem Namen der Buche herzuleiten pflegt, obschon dieser fast ausnahmslos in der Form einer Ableitung von *bôk* 'Schreibtafel' erscheint[5]. Daneben hat das gotische *spilda* πιναχίδιον, πλάξ, das Nordische *speld, spjald* n. 'Holztafel, Schreibtafel', offenbar zu 'spalten' gehörig. In späterer Zeit wird die einfache Holztafel auch durch Wachstafeln vertreten[6]. Für den Holzstab hat das Nordische den Namen *kefli* (*rúnakefli*), der als Bezeichnung für Looshölzer auch als Lehnwort in das Englische (schott. *keevil*) übergegangen ist. Eine Übergangsform zwischen Tafel und Stab stellen die noch spät gebräuchlichen Kalenderstäbe dar (§ 10).

Metall kommt vornehmlich in Betracht bei Münzen, Geräten, Schmuckgegenständen, Waffen. Metallinschriften finden sich über das Gesamtgebiet der Runenschrift hin zerstreut vor. Steininschriften sind dagegen dem Norden speziell eigentümlich, und finden sich ausserdem nur noch in England, aber nicht auf dem Kontinent. Man schliesst daraus, und sicher mit Recht, dass die Benutzung von Steinen als Schreibunterlage erst später aufgekommen ist, als die von Holz und Metall.

Wann man angefangen hat, sich des Pergamentes für die Runenschrift zu bedienen, ist unsicher. Beispiele von eigentlichen Runenhandschriften begegnen wieder nur im Norden, und von dem erhaltenen geht nichts über das Ende des 13. Jahrhunderts zurück (§ 9, Anm. 1).

[1] In der Egilssaga Kap. 44 ritzt Egill Skallagrímsson Runen auf ein Trinkhorn, das doch wohl als aus Horn gefertigt zu betrachten ist. [2] So bei den Kämmen von Vimose und Vesttorp, der Schlange von Lindholm. [3] *Cortice carminibus adnotato* Saxo Gr. p. 128 Müller. [4] Dass Holzinschriften aus ältester Zeit sich nur in geringer Zahl erhalten haben, darf bei der Vergänglichkeit dieses Materials nicht Wunder nehmen. Beispiele s. bei Wimmer S. 97. [5] Unserm 'Buch' entspricht altn. *bók*, ags. *bóc*, afries. as. *bôk*, ahd. *buoh* (ursprünglich f., St. *bôk-*); für 'Buche' gelten dagegen die Stämme *bôkôn-* in ahd. *buocha* (vgl. *Bochonia silva*), mnd. *bôke*, ags. *bóctréow* (das einzige spätags. Beispiel für *bóc* = Buche beruht sicher auf einem Schreibfehler) und *bokjôn-* in ags. *béce*, mnd. *böke*. Das Dänische unterscheidet *bog* 'Buch' und *bög* 'Buche'; das Schwedische hat *bok* 'Buch' und *bok, bök* 'Buche' (Rydqvist, *Svenska Språkets Lagar* 2, 159 f.). Dem Got. fehlt das einfache *bôk*: es kennt nur das sichtlich daraus abgeleitete *bôka* f. 'Buchstabe', pl. 'Schrift, Document, Brief, Buch' usw. Die ursprüngliche Bedeutung von *bôk* liegt noch klar vor in as. *bôk* sg. 'pugillaris' Hel. 232. 235 (vgl. Luc. 1. 63), etwas modifiziert im ags. *bóc* sg. 'Urkunde'. Auch altn. *bók* 'gestickter Teppich', *bóka* swv. 'sticken' lassen sich wohl nur an altes *bók* 'Tafel mit Runen (als Zierat)' anknüpfen. Endlich weist auch der häufige Gebrauch von *bôk* als pl. t. für 'Buch' auf ein ursprüngliches *bôk* sg. 'Tafel, Blatt' zurück. Verwandt-

schaft mit dem Worte für 'Buche' ist demnach höchst unwahrscheinlich. Nach der Analogie von got. *spilda*, an. *speld*, *spjald* könnte man an eine Ableitung von skr. *bhaj* 'teilen, spalten' denken. [6] Bei der Leiche des 1188 in Grönland gescheiterten Priesters Ingimundr werden Wachstafeln mit Runen gefunden: *vax var hjá þeim ok rúnar þær er sǫgđu atburđ um líflát þeirra* Sturlunga saga IV. 13 (= I. 106 f. Vigfússon). Über norwegische Wachstafeln mit Notizen in lateinischem Alphabet s. H. J. Huitfeldt-Kaas, Christiania Videnskabs-Selskabs Forhandl. 1886. Nr. 10.

§ 6. Anwendung der Runen. Zu welchem Zwecke das Runenalphabet in erster Linie erfunden und in welcher Gebrauchsweise es dementsprechend zunächst verbreitet worden, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Sind jene *notae* des Tacitus Runen gewesen, so stünden dieselben (eben durch die Anwendung beim Loosen) bereits für jene älteste Zeit als Träger gewisser geheimer Kräfte fest, wie in den späteren Jahrhunderten, wo sie als kräftigstes Zaubermittel gelten. Es ist aber kaum glaublich, dass das Runenalphabet lediglich zu einem solchen Zwecke, wie Loosen, oder zum Behuf des Zaubers erfunden worden sein sollte. Die Herübernahme und Anpassung eines ursprünglich fremden Alphabets auf eine neue Sprache ist doch wohl nur denkbar wenn es, wie das die Aufgabe aller Alphabete ist, schriftlicher Mitteilung dienen sollte. Jener Loos- und Zaubergebrauch muss also wohl sekundär sein, so weit auch seine Verbreitung reicht. Von ihm aber kann hier füglich nicht weiter die Rede sein: wir haben uns vielmehr auf die Geschichte der Runen als eigentlicher Schriftzeichen zu beschränken.

§ 7. Unter den Runeninschriften sind Inschriften auf beweglichen Gegenständen, namentlich Geräten, am weitesten verbreitet. Neben nordischen Funden stehen gotische, burgundische, deutsche und englische. Die Gegenstände selbst sind mannigfacher Art. Von Waffen finden wir bereits in ältester Zeit vertreten Speerblätter, Lanzenschaft, Schwerter, Scheidenbeschläge, Schildbuckel. Unter den Schmucksachen kehren neben den stark vertretenen Brakteaten [1], Spangen am häufigsten wieder (darunter 7 deutsche); demnächst Ringe. Daran schliessen sich Stücke wie das Diadem von Strårup, das goldne Horn von Gallehus, die Kämme von Vi und Vesttorp, die Schlange von Lindholm nebst einigen Steinchen, die vielleicht als Amulete galten. An Hausgeräten sind Hobel und Steinaxt vertreten. Münzen mit Runeninschriften treten erst verhältnismässig spät auf.

Die Inschriften aller dieser Stücke enthalten durchgängig nur einen Namen oder in knappem Satze eine Angabe über Besitzer oder Verfertiger eines Stückes, nur ausnahmsweise etwas anderes, z. B. mehr oder weniger vollständige Runenalphabete (§ 13). Isoliert steht in England die Inschrift des Runenkästchens, welche teils von dem Fange des Walfisches erzählt, der das Material zu dem Kästchen geliefert hat, teils die Schnitzwerke des Kästchens erläutert [2]. Eine nordische Parallele hierzu bietet der gotländische Taufstein von Åkirkeby auf Bornholm (§ 20, Anm. 3).

[1] Vgl. über diese besonders Bugge in der Aarbøger f. nord. Oldkynd. 1871, 171 ff.
[2] Im Beowulf 1688 ff. wird ein altes Riesenschwert erwähnt, auf dem *þurh rúnstafas* die Geschichte vom Ursprung der Feindseligkeit des Riesengeschlechtes gegen Gott eingegraben war.

§ 8. Eigentliche Steininschriften begegnen wie bemerkt nur in England und im Norden. Neben Grabsteinen und Grabkreuzen finden wir in England die Versinschrift auf dem Kreuze von Ruthwell mit Auszügen aus dem Gedicht vom heiligen Kreuze. Unter den ältesten nordischen Inschriften treffen wir ein paar Mal Namen in Felswände eingehauen (Veblungsnæs, Valsfjord). Die weitaus überwiegende Zahl von Runensteinen enthält Grabinschriften, die an Umfang und Inhalt sehr variieren, von der einfachen Namensnennung des Todten oder des Verfertigers bis zu der ausführlichen durch eingestreute Verse geschmückten Lebensgeschichte, welche die Inschrift des

schwedischen Röksteines uns überliefert. Inschriften auf Steingeräten, wie Taufsteinen u. dgl., reihen sich den oben erwähnten Gerätinschriften an.

§ 9. Gebrauch von Runen zu schriftlichem Verkehr[1] lässt sich gleichfalls ziemlich weit zurückverfolgen. Schon jene *tabellae* und *virgulae* des Venantius Fortunatus waren zum Briefschreiben bestimmt. In den eddischen Atlamǫl sucht Guđrún ihre Brüder durch Runen zu warnen (Str. 4. 9. 11). Saxo Grammaticus erwähnt (p. 145 Müller) *literae ligno insculptae* mit dem Zusatz: *nam id celebre quondam genus chartarum erat.* In den nordischen Sagas werden wiederholt *kefli* und *rúnakefli* als Träger brieflicher Mitteilungen genannt[2], und Orný, eine Stumme, sucht sich durch Runen verständlich zu machen, die sie wiederum auf *kefli* einschneidet.[3] Auch die oben § 5, Anm. 6 erwähnten Wachstafeln des Priesters Ingimundr sind hierher zu rechnen. Halb urkundlichen Charakter haben endlich Inschriften wie die der Schatzkiste des Hákon Jarl[4] oder die des Ringes an der Thüre der Kirche von Forsa in Helsingland mit ihren Zehntbestimmungen.[5]

[1] Hierzu und zum Folgenden vgl. im Allgemeinen P. G. Thorsen, *Om Runernes Brug til Skrift udenfor det monumentale*, Kjøbenh. 1877. Bj. M. Ólsen, *Runerne i den oldislandske Literatur*, Københ. 1883. [2] Gíslasaga Súrss. 67. 154: *tekr Gísli kefli ok ristr á rúnar, ok kastar inn* (vgl. Fms. 9, 490: *svá at hann mætti kasta rúnakefli til félaga sinna*); Fms. 9, 390: *hann hafđi rúnakefli í hendi þat sem einn Ribbungr sendi konunginum.* Eine besondere Art Runenschrift scheint das *stafkarlaletr* gewesen zu sein, dessen die Sturlunga saga 7, Kap. 154 = 1, 392 Vigf. gedenkt: *bréf . . . Var þar á stafkarla letr, ok fengu þeir eigi lesit.* [3] Fms. 3. 109, Flbk. 1, 251: *Orný reist rúnar á kefli, þviat hón mátti eigi mæla.* [4] Flbk. 3. 345 *rúnar (váru) á kistunni, ok sǫgđu svá at Hákon jarl hefđi átt fé þat ok sjálfr fólgit.* [5] S. Bugge, *Rune-Indskriften paa Ringen i Forsa Kirke*, Christiania 1877.

§ 10. Die am weitesten zurück reichenden Angaben über Aufzeichnung von Texten in Runen scheinen zunächst bloss auf die Einritzung von Zauberliedern und -Sprüchen zu gehen, deren Niederschrift nur das Mittel war, den gewünschten Zauber ins Werk zu setzen[1]. Doch hat man, wenigstens im Norden, auch relativ früh schon begonnen Texte, und zwar zunächst Liedertexte, um ihrer selbst willen in Runen aufzuzeichnen. Egill Skallagrímssons Sonatorrek ward nach einer glaubwürdigen Überlieferung gleich nach seiner Entstehung (um 960) von Egils Tochter Þorgerđr auf einem *kefli* eingeschnitten[2], und ähnliche Angaben kehren auch sonst wieder[3], ohne dass man den Eindruck empfängt, dass es sich dabei um etwas Ungewöhnliches handle. In der That müssen solche Aufzeichnungen in bedeutendem Umfange stattgefunden haben, denn nur so lässt sich die Menge und die relativ korrekte Überlieferung der alten Lieder begreifen. Gleich alte Zeugnisse für die Prosa fehlen; es kann aber keinem Zweifel unterliegen, dass vor der Einführung des lateinischen Alphabets auch für Prosaaufzeichnungen die Runenschrift zunächst angewandt worden ist[4]. Hat sie sich doch neben der lateinischen Schrift noch Jahrhunderte lang erhalten, und tragen viele Prosahandschriften in der Einmischung einzelner Runenzeichen (namentlich ᛘ für *madr*) noch ein deutliches Zeichen von einst grösserer Allgemeingültigkeit des Runenalphabets an sich.[5] Eigentliche Runenhandschriften sind freilich äusserst selten. Die umfänglichsten sind die Handschrift des Schonischen Provinzialgesetzes und der unter dem Namen der Fasti Danici bekannte Runenkalender von 1328. Zu Privataufzeichnungen sind Runen gelegentlich bis in das 16. und 17. Jahrhundert hinein benutzt worden.

Anhangsweise möge hier endlich noch der nordischen Runenkalender in Stabform gedacht werden, die sich in grosser Menge erhalten haben und noch jetzt an einigen Orten bei den Bauern in Gebrauch sein sollen[6].

[1] Hierher gehören in erster Linie die Angaben des Hrabanus Maurus, *Opp.* 333: *cum quibus* (nämlich den weiterhin mitgeteilten Runen) *carmina sua incantationesque*

ac divinationes significare procurant, qui adhuc paganis ritibus involvuntur, und des Saxo Gramm. p. 128: *Quam protinus (Othinus) cortice carminibus adnotato contingens lymphanti similem reddit,* und p. 38: *diris admodum carminibus ligno insculptis iisdemque linguae defuncti . . . suppositis hac voce eum horrendum auribus carmen edere coegit.* [2] Vgl. Egilss. Kap. 81: *Nú vilda ek, faðir, at vit lengðim líf okkart, svá at þú mættir yrkja erfikvæði eptir Bǫðvar, en ek mun rísta á kefli.* [3] So berichtet die Grettissaga p. 143 ganz ähnliches über die Hallmundarkviða: *skaltu nú heyra til,* sagt Hallmundr zu seiner Tochter, *en ek man segja frá athǫfnum mínum, ok man ek kveða þar um kvæði, en þú skalt rísta eptir á kefli;* vgl. ferner ebenda p. 154 *rúnakefli því er vísur þessar váru forkunnliga vel á ritnar* und Ǫrvarodds Saga p. 195 Boer: *sumir skulu þér sitja hjá mér ok rísta eptir kvæði því er ek vil yrkja um athafnir mínar ok ævi. Eptir þat tekr hann at yrkja kvæði, en þeir rísta eptir á speldi.* Als Beispiel für solche Aufzeichnungen kann der von Bugge, Christiania Videnskabs-Selsk. Forh. 1864. 216 behandelte eine der beiden Holzstäbe von Vinje dienen. [4] Insbesondere ist es höchst wahrscheinlich, dass man sich, auf Island wenigstens, der Runen zu den ältesten Gesetzesaufzeichnungen bedient hat. Für ein um 1100 niedergeschriebenes Aktenstück des Bischofs Gizurr Isleifsson ergibt sich dies direkt durch die Anwendung des Verbums *merkja* von der Aufzeichnung (oben § 4). [5] In ags. Hss. findet sich ähnlich bisweilen ᛞ für *dæʒ,* in deutschen ᛤ für *ga.* [6] E. Schnippel, *Über einen merkw. Runenkalender des Grossherz. Museums zu Oldenburg,* Old. 1883: ders., *Über das Runenschwert des Kgl. hist. Museums zu Dresden,* in den Ber. d. Sächs. Ges. d. Wiss. 1887, 126 ff.

§ 11. Älteste Denkmäler. a) Für das Gotische können mit Sicherheit die Inschriften des Bukarester Rings und des Speerblattes von Kowel in Anspruch genommen werden, wahrscheinlich auch die des Speerblattes von Müncheberg in Brandenburg, das dem von Kowel sehr ähnlich ist und dessen Inschrift *ran(i)ƀa* sicher ostgermanisches Gepräge trägt. Dem Fundort nach dürfte auch der Körliner Ring am ehesten gotisch sein. (Wimmer, Die Runenschrift, S. 58. 62 ff.).

b) Als burgundisch gilt die Spange von Charnay in der Bourgogne, die aus einem 'merowingischen' Grabe stammt (Wimmer S. 59. 77 ff.).

c) Sicher deutsch sind schon nach den Fundorten eine Anzahl von Spangen, welche Wimmer S. 58 ff. aufzählt. Sprachliche Gründe zeugen für westgerm. Ursprung bei denen aus Freilaubersheim, Nordendorf, Engers, Friedberg. Dazu treten eine Anzahl Brakteaten (Wimmer S. 56 f.).

d) England weist neben einigen Gerätinschriften, unter denen das Themsemesser oder -Schwert besonders hervortritt, insbesondere eine Anzahl Grabsteine und Kreuze auf. Am umfänglichsten sind die Inschriften der Säule von Bewcastle, des Kreuzes von Ruthwell, und des Runenkästchens im Britischen Museum (Abbildungen bei Stephens, § 20; die Texte in Umschrift bei H. Sweet, *The Oldest English Texts,* London 1885, 124 ff.)

e) Eine bequeme Übersicht über die ältesten nordischen Inschriften gibt die Schrift von E. Burg, *Die älteren nordischen Runeninschriften,* Berlin 1885 (die zuverlässigsten Abbildungen sind die bei Wimmer). Die allerfrühesten Inschriften fallen Dänemark zu und sind ausschliesslich Gerätinschriften. Runensteine treten erst etwas später auf, und zwar zunächst in Norwegen und Schweden, dann etwa seit dem Anfang des 9. Jahrh. auch in Dänemark (Wimmer S. 304 ff.). Bezüglich der jüngeren Inschriften ist auf die grossen Sammlungen zu verweisen (§ 20).

§ 12. Das Alter der Inschriften ist nur in wenigen Fällen positiv zu bestimmen. Die spärlichen wirklich historischen Denkmäler, wie die von König Gorm dem Alten und seinem Sohne Harald herrührenden Jællingesteine (um 930 und 980) und der Danevirkestein, den König Sven Tjugeskeg (ca. 985—1014) errichten liess, gehören wie man sieht einer späten Zeit an. Für alles übrige ist man mehr oder weniger auf Vermutungen angewiesen, die sich teils auf sprachgeschichtliche und palaeographische, teils ergänzend auf archaeologische und allgemein historische Erwägungen zu stützen haben.

Zu dem ältesten Bestand gehören hiernach zweifellos die gotischen Inschriften, die aus naheliegenden geschichtlichen Gründen nicht wohl jünger sein können als das 4. Jahrhundert. Mit dem 5. Jahrh. beginnen dann nach Wimmer auch die ältesten nordischen Denkmäler mit den Moorfunden von Thorsbjærg und von Nydam in Schleswig sowie den Gräberfunden von Strårup (Jütland) und Himlingöje (Seeland). Diesen folgen im 6. Jahrh. etwa die Funde von Vimose, Gallehus, Kragehul, Lindholm und die ältesten norwegischen und schwedischen Runensteine. Die nordischen Brakteaten verlegt Wimmer in die Zeit von ca. 550—700. Die ältesten dänischen (seeländischen) Runensteine (Kallerup, Snoldelev, Helnæs, Flemlöse), die bis etwa 800 zurückgehen dürften, zeigen in Sprache und Schrift bereits einen wesentlich jüngeren Charakter. (Wimmer S. 300—313).

Die englischen Inschriften, die durchgehends bereits ein modifiziertes Alphabet zeigen, dürften kaum älter sein als das 8. Jahrh., mit Ausnahme etwa einer in altertümlichem Alphabet abgefassten Münzinschrift, die Wimmer (S. 87) um 600 verlegt. Für die deutschen Inschriften fehlen bestimmtere Anhaltspunkte, doch sind sie sicher beträchtlich jünger als die gotischen und die ältesten nordischen Funde.

§ 13. Das altgermanische Runenalphabet.[1] Die ältesten nordischen Inschriften weisen im wesentlichen dasselbe Alphabet auf wie die gotischen und deutschen. In erweiterter und zum Teil modifizierter Gestalt tritt uns dasselbe sodann in England entgegen, und ebenso bildet es die Grundlage für das Alphabet der jüngeren nordischen Inschriften. Wir dürfen danach annehmen, dass dies älteste Alphabet einst bei allen Germanen in Gebrauch gewesen ist, und es demnach als das altgermanische bezeichnen.

Der ursprüngliche Bestand dieses Alphabets betrug 24 Zeichen, deren jedes einen besonderen, germanischen, Namen hatte. Wir können diese Namen mehr oder weniger vollständig für das Gotische, Nordische, Angelsächsische und Deutsche belegen.[2] Bei einzelnen Zeichen schwanken die Namen; die meisten sind leicht verständlich, andere entziehen sich noch der Erklärung.

Auch die Anordnung der Zeichen ist eine spezifisch germanische. Wir kennen sie teils aus einer Reihe inschriftlich oder handschriftlich überlieferter Alphabete, teils aus Gedichten, welche die Namen der einzelnen Zeichen in der überlieferten Reihenfolge durch Versus memoriales erläutern oder einprägen helfen wollen. Die ältesten und wichtigsten erhaltenen Alphabete sind das des schwedischen Brakteaten von Vadstena (23 Zeichen, vollständig bis auf das letzte), das der burgundischen Spange von Charnay (20 Zeichen) und das angelsächsische des Themsemessers (28 Zeichen). Von Runengedichten sind zu nennen das sog. Abecedarium Nordmannicum (Wimmer S. 235 f.), das ags. Runenlied (Wimmer S. 83 f.) und ein paar nordische Reimereien (Wimmer S. 275 ff.).

Die 24 Zeichen des Alphabets, das man nach den sechs ersten Buchstaben auch als Fuþark bezeichnet, waren in drei Gruppen oder Reihen von je 8 Zeichen angeordnet, welche die spätere (d. h. nur auf das jüngere nordische Alphabet bezügliche) nordische Überlieferung als *ættir* bezeichnet. Nach den Anfangsbuchstaben heissen die Reihen später *Freys ætt*, *Hagals ætt* und *Týs ætt*. Die Trennung der drei Reihen ist schon auf dem Brakteaten von Vadstena durch : angedeutet; sie wird aber auch durch die später zu besprechenden Geheimrunen (§ 19) vorausgesetzt.

Die Richtung der Schrift in den Inschriften mit diesem Alphabet scheint ursprünglich die von links nach rechts gewesen zu sein. Sie ist es thatsächlich in fast allen aussernordischen Inschriften (Ausnahmen bilden die Speerblätter von Kowel und Müncheberg und der Körliner Ring) und in

vielen der allerältesten nordischen Inschriften. Frühzeitig hat sich jedoch daneben auch die Richtung von rechts nach links und der Gebrauch *βουστροφηδόν* oder in Schlangenlinien zu schreiben entwickelt. (Wimmer S. 56—89. 143—171).

Der Gebrauch, zwei Runen an einem und demselben Hauptstrich zu einer sog. **Binderune** zu vereinigen, findet sich bereits in den ältesten nordischen Inschriften. In den älteren nordischen Inschriften mit dem kürzeren Alphabet (§ 16) kommen solche Binderunen nur ganz ausnahmsweise vor; später werden sie wieder häufiger. (Wimmer S. 168).

[1] Vgl. zu diesem und den folgenden Paragraphen die beigefügte Tafel. [2] Quelle für das Gotische sind die Namen für die gewöhnlichen gotischen Buchstaben in der Salzburg-Wiener Hs.; für Nordisch und Angelsächsisch kommen ausser den zahlreichen Alphabeten mit Namensbeifügung auch noch die Runenlieder in Betracht. Niederdeutsche Umschreibung der nord. Namen zeigt das Abecedarium Nordmannicum.

§ 14. **Entstehung des Alphabets.** Der zuerst von Kirchhoff ausgesprochene Satz, dass das lateinische Alphabet die Quelle des Runenalphabets sei, hat durch die abschliessenden Untersuchungen von Wimmer volle Bestätigung erhalten und darf jetzt für sicher gelten. Besonders beweisend sind in dieser Beziehung Gleichungen wie ᚠ = lat. F, ᚱ = lat. R, < = lat. C, ᚺ = lat. H, ᛊ = lat. S, während andere Runenzeichen sich stärker von den lat. Vorbildern entfernen.

Die Umbildung des lat. Alphabets zu dem runischen ist offenbar nicht das Resultat eines Zufalls, sondern bewusster Absicht gewesen. Denn fast alle Abweichungen lassen sich auf einige wenige grundlegende Sätze zurückführen, die meist auf die Bedürfnisse der Holztechnik Rücksicht nehmen, und nur zum geringeren Teil ästhetischen Erwägungen entsprungen zu sein scheinen: 1) Alle Zeichen, ausser < und ᛜ haben gleiche Höhe (weil sie die Breite des zum Einschneiden benutzten Holzstabes auszufüllen hatten). 2) Nur senkrechte Striche und Schrägstriche werden geduldet; Horizontalstriche (parallel der Längsfaser des Holzes) werden also schräg gerichtet, und alte Schrägstriche zum Teil gerade gerichtet, um den für die meisten Zeichen charakteristischen Stab oder Balken zu schaffen. 3) Bogen werden meist gebrochen und finden sich unverändert fast nur in den ältesten Metall- und Steininschriften. 4) Allzulange Schrägstriche, namentlich solche, welche ungekreuzt die ganze Höhe der Schriftkolumne durchziehen würden, werden vermieden; man kürzt, bricht oder kreuzt sie also. 5) Ebenso meidet man nach oben sich öffnende Schrägstriche am untern Ende des Balkens, stürzt also eventuell das ganze Zeichen um. 6) Einige Zeichen sind mit Rücksicht auf andere bereits vorhandene differenzirt worden um den Zusammenfall zu vermeiden. 7) Als Scheidungsmittel dient bisweilen die Doppelsetzung des ursprünglichen Zeichens.

Hiezu hatte man die folgende Tabelle (die Zahlen bezeichnen diejenigen der oben gegebenen Sätze, welche für die Erklärung der einzelnen Zeichen besonders in Betracht kommen):

	f	*u*	*þ*	*a*	*r*	*k*	*g*	*w*
lat.	F	V	D	A	R	C	[C]	Q?
run.	ᚠ	ᚢ	ᚦ	ᚨ	ᚱ	<	ᚷ	ᚹ ᚹ
	(1.2.6: *a*)	(2.5)	(3)	(2.4)	(3)	(3.4)	(7)	(2)
	h	*n*	*i*	*j*	*ï*	*p*	*z*	*s*
lat.	H	N	I	G	—	P	—	S
run.	ᚺ	ᚾ	ᛁ	ᛃ	ᛇ	ᛈ	ᛉ	ᛊ
	(2)	(4.6: *h*)	—	(3.6: ᛊ)	—	(3.6: *w*)	—	(3)

	t	*b*	*e*	*m*	*l*	*ng*	*o*	*d*
lat.	T	B	E	M	L	[C]	O	D
run.	ᛏ	ᛒ ᛒ	ᛖ	ᛗ	ᛚ	ᛜ ᛜ	ᛟ	ᛞ ᛞ
	(2)	(3)	(6: *m*)	(6: *e*)	(5)	(7)	(4)	(7. 2)

Hiebei sind zu Gunsten bestehender Zeichen offenbar modifizirt die Zeichen ᚠ : ᚨ, ᚾ : ᚺ (durch Weglassung des einen Balkens), ᛋ : ᛊ, ᚴ : ᚹ, ᛖ (für m für E) : ᛗ. Zweifelhaft bleiben nur die Ableitungen ᛈ ᚹ aus Q (so jetzt Wimmer; man könnte sonst an Ableitung aus ᚢ denken), ᚴ aus P (wegen der vielen Nebenformen) und endlich die von ᛉ = *z* und von ᛇ, dessen Lautwert überhaupt nicht feststeht. (Wimmer s. 89—143).

Wann und wo und durch wen die Herübernahme des lateinischen Alphabets stattgefunden hat, entzieht sich der genaueren Erforschung. Möglicherweise haben die Gallier eine Vermittlerrolle gespielt, aber zu erweisen ist auch dies nicht. Für höchst wahrscheinlich richtig darf man dagegen wohl halten, was Wimmer s. 176 ausspricht: „Das Runenalphabet ist nach dem lateinischen Alphabet . . . bei einem der südlich wohnenden germanischen Stämme (natürlich an einer einzigen Stelle und — können wir wohl getrost hinzufügen — von einem einzigen Manne) gebildet, und es hat sich von dort aus allmählich zu den andern nahverwandten Stämmen verbreitet." Zweifelhaft mag es hingegen wiederum bleiben (vgl. § 2), ob die Entlehnung nicht früher stattgefunden hat als am Ende des 2. oder zu Anfang des 3. Jahrhunderts, wohin Wimmer sie verlegt.

§ 15. Das angelsächsische Alphabet. Sieht man von einigen weniger bedeutenden Einzeldifferenzen ab, so erklären sich die Zusätze und Abweichungen des ags. Alphabets aus dem Bestreben, das Alphabet dem veränderten Lautstand des Angelsächsischen anzupassen. Nachdem der germ. Name der *o*-Rune, *ôþil*, im Ags. zu *œ̂þil* umgelautet war, ergab sich die neue Geltung des Zeichens ᛟ für *œ̂* und weiterhin *ē* von selbst. Die meisten Veränderungen erfuhr die alte *a*-Rune ᚨ: gemäss der Spaltung des germ. *a* in ags. *æ, a, ǫ* erscheint sie differenziert in den drei Formen ᚨ *æsc* = *æ*, ᚪ *ác* = *a* und ᚩ *ós* (aus **ansuz*) = *o*. Ob das Zeichen für *ea* eine weitere Differenzierung des ᚨ oder eine Mischung aus ᚨ und ᛖ darstellen soll, ist ungewiss. Aus ᚢ wurde weiter das *ü*-Zeichen ᚣ differenziert. Dem Unterschied der ags. Palatalen und Gutturalen wurde durch Differenzierung der alten *g*-Rune ᚷ in *ʒ'ifu* und *ʒár*, und der alten *k*-Rune < in *ćēn* und *cweorđ* Rechnung getragen. (Wimmer, S. 82—89).

§ 16. Das jüngere nordische Alphabet in der Gestalt wie es von der Mitte des 9. bis zum Anfang des 11. Jahrh. etwa üblich gewesen ist, hat den alten Bestand von 24 Zeichen auf 16 reduziert, die indessen nach wie vor in die § 13 erwähnten drei Reihen oder Geschlechter geteilt werden. Von den alten Zeichen sind nach und nach in Fortfall gekommen die ᛇ, ᛜ, ᚷ, ᛞ, ᛗ, ᛟ, ᚹ, dergestalt dass nun *k, g, ŋ* durch ᚴ, *p, b, mb* durch ᛒ, *t, d, nd* durch ᛏ, *e, i* durch ᛁ und *u, o, w* durch ᚢ ausgedrückt werden. Für reines *a* tritt die alte *j*-Rune in der veränderten Gestalt ᛡ, ᛅ auf, nachdem deren Name sich aus **jára* zu *ár* entwickelt hatte; die alte *a*-Rune, urnord. **ansuʀ*, bezeichnet, ebenfalls im Anschluss an eine jüngere Aussprache des Namens (**ąsuʀ*, **ąss*) nasaliertes *a;* der Name selbst ist dann, vielleicht unter ags. Einfluss, zu *óss* weiter verändert worden. Formveränderungen haben ausserdem die Runen für *k, h, s, m* erfahren, indem man teils den senkrechten Balken durchführte, teils einen von zwei ursprünglich vorhandenen Balken sich ersparte. Endlich wurde die Rune für Schluss-*ʀ* mit dem Namen *ýr* (und zum Teil der Geltung *y*) an den Schluss der dritten

Reihe gestellt, um grössere Harmonie zwischen der Anzahl der Zeichen in den drei Geschlechtern hervorzubringen. Zuletzt haben dann auch noch *m* und *l* ihre Plätze im Alphabet vertauscht. (Wimmer, S. 179—251).

§ 17. Jüngste Runenformen des Nordens. Da das Alphabet von 16 Zeichen die verschiedenen Laute der nordischen Sprache nur sehr unvollkommen auszudrücken vermochte, begann man seit dem Ende des 10. und dem Anfang des 11. Jahrh. durch Hinzufügung eines Punktes oder kleinen Striches zu einzelnen Zeichen neue Differenzierungsformen zu bilden (punktierte Runen, *stungnar rúnir*). Am frühesten begegnen punktiertes *i* für *e*, punktiertes *k* für *g*, *ŋ*, und punktiertes *u* für *y*. Diesen schliessen sich weiter punktiertes *t* und *b* für *d* und *p*, gelegentlich auch punktiertes *þ* und *f* für *đ* und *v* an. Die Vereinfachung der alten Zeichen wird noch weiter geführt: *s* wird oft verkürzt; *t*, *n*, *a* verlieren einen Seitenstrich, während das unverkürzte ᚼ als *æ* gilt; ähnlich wird die alte *a*-Rune ᚨ nun zu *o* und *ö* differenziert. (Wimmer, S. 252. 258).

§ 18. Alphabete lokalen Charakters haben sich neben den bisher besprochenen insbesondere in Schweden entwickelt. Auch sie beruhen auf fortschreitender Vereinfachung der älteren Zeichen. Hauptvertreter eines im 10. Jahrh. in Östergötland beliebten Systems ist das Alphabet des Röksteines, mit dem wieder gewisse Inschriften aus Norwegen und von der Insel Man sich berühren. Am weitesten ist die Vereinfachung in Helsingland getrieben worden. Zeigt hier die Inschrift des Forsa-Ringes noch ein dem Rökstein nahe verwandtes Alphabet, so fallen später in den speziell 'helsingisch' oder 'stablos' genannten Runen die senkrechten Stäbe ganz oder zum Teil fort und nur der Nebenstrich oder ein Teil desselben wird beibehalten. (Wimmer, S. 289—294. Bugge, *Rune-Indskr. paa Ringen i Forsa Kirke*, speziell S. 36 ff.).

§ 19. Runen als Geheimschrift. Ziemlich frühe hat man begonnen sich der Runen zu allerhand geheimnisvollen Künsteleien zu bedienen. Die gewöhnlichste Art solcher Geheim- oder Versteckschrift ist die, dass man statt das Runenzeichen selbst zu setzen, das Geschlecht dem es angehört und seinen Platz innerhalb desselben zahlenmässig andeutet. Für diese Schrift ist also beispielsweise *f* = 1, 1, *u* = 1, 2, *h* = 2, 1, *n* = 2, 2, *t* = 3, 1, *b* = 3, 2 usw. Je nach der Art wie man die Zahlen andeutet, ergibt sich eine Menge von Unterarten, deren bereits fünf in der St. Galler Hs. 270 aus dem 9. Jahrh. unterschieden werden: bei der *iisruna* und *lagoruna* werden Geschlecht und Nummer durch kleinere und grössere | resp. ᛚ, bei der *stofruna* (d. h. Punktrune) durch Punktreihen, bei der *hahalruna* durch wagrechte Querstriche links und rechts von einem senkrechten Balken, bei der *clofruna* endlich durch die betreffende Anzahl Schläge ausgedrückt. Als Beispiel dient das Wort *corui* (= 1, 6. 3, 8. 1, 5. 1, 2. 2, 3), das z. B. in der *iisruna* ı . |||||| . ııı . |||||||| . ı . ||˙ . ı . || ıı . |||, in der *stofruna* . . .˙. . . . : : : . . . . . : . . .˙. .˙.˙. geschrieben wird. Wie man sieht, setzt dies Beispiel die Anordnung des ags. Runenalphabets mit *o* an achter Stelle der dritten Reihe voraus, und da der ganze Passus der Hs. sich an ein ags. Runenalphabet anschliesst, darf diese Art Geheimschrift wohl für angelsächsisch gelten. Im Norden ist es am üblichsten, Geschlecht und Nummer durch aufsteigende Schrägstriche links und rechts von einem senkrechten Stabe zu bezeichnen. Anderes s. z. B. bei Thorsen, *Runernes Brug* S. 35. Wissenschaftliches Interesse haben diese Geheimschriften insofern sie uns Aufschlüsse über die Anordnung des Alphabets im Einzelnen gewähren können.

Eine andere im Norden nicht seltene Art der Geheimschrift entsteht durch Weiterbildung des Princips der Binderunen (§ 13), indem man die Striche

aus denen sich die einzelnen Runenzeichen eines Wortes zusammensetzen, zu einem komplizierten Gebilde zusammenschlingt (ein Beispiel s. bei Thorsen, *Om Runernes Brug* S. 34).

§ 20. Zur Geschichte der Runenforschung.[1] Als eigentliche Begründer des Runenstudiums dürfen J. Bureus und Olaus Wormius (oben S. 19) gelten. Des letzteren Hauptwerke, *Runir, seu Danica literatura antiquissima, Danicorum monumentorum libri VI, Fasti Danici* und *Specimen lexici runici* erschienen in den Jahren 1636—1650. An Wormius' Ausgaben reiht sich J. Göranssons Sammlung *Bautil*, Stockh. 1750, an. Neuere Sammlungen von Runeninschriften haben insbesondere veranstaltet, für Schweden J. G. Liljegren (*Run-Urkunder*, Stockh. 1833) und R. Dybeck (*Runurkunder*, Stockh. 1855 ff.), für Gotland C. Säve (*Gutniska Urkunder*, Stockh. 1859, S. 39 ff., nur Umschriften), und für Dänemark P. G. Thorsen (*De danske Runemindesmærker*, Kjøbenh. 1864—80) und Wimmer (*Die ältesten dänischen Runendenkmäler mit der kürzeren Runenreihe*, Runenschrift S. 315 ff.). Von Wimmer ist ausserdem noch ein zusammenfassendes Werk über dänische Runendenkmäler zu erwarten. Ein Werk über deutsche Runen bereitet R. Henning vor. Das grosse Prachtwerk von G. Stephens (*The Old Northern Runic Monuments*, Cheapingh. 1866—84), welches auch die ausser-nordischen Denkmäler umfasst, ist durchaus dilettantisch und nur wegen der Abbildungen brauchbar, soweit nicht auch diese durch neuere Zeichnungen (namentlich bei Wimmer) antiquiert sind.

Eine strenger wissenschaftliche Erforschung der Runen und ihrer Geschichte begann erst in unserem Jahrhundert mit den Arbeiten von W. Grimm (*Über deutsche Runen*, 1821, und *Zur Literatur der Runen*, 1828), G. Brynjúlfsson (*Periculum runologicum* 1823) und J. G. Liljegren (*Run-Lära* 1832), denen gegenüber die gelehrten, aber phantastischen Arbeiten von Finn Magnusen (namentlich *Runamo og Runerne* 1841) einen Rückschritt bezeichnen. An Magnusen knüpft J. M. Kembles knappe aber treffliche Behandlung der ags. Runen an (*On Anglo-Saxon Runes*, 1840). Eine Sammlung des bis dahin bekannten Runenwortschatzes unternahm U. W. Dieterich (*Runen-Sprach-Schatz*, 1844). Eine kurze Zusammenstellung des Wesentlichsten über nordische Runen gab P. A. Munch (*Kortfattet Fremstilling af den ældste Nordiske Runeskrift*, 1848). Wichtige weitere Ausführungen, namentlich über den ältesten Gebrauch der Runen, gaben R. v. Liliencron und K. Müllenhoff (*Zur Runenlehre*, 1852).

Für die Erkenntnis der Geschichte des Runenalphabets waren bahnbrechend die Untersuchungen von A. Kirchhoff (*Das gotische Runenalphabet*, 2. Aufl. 1854), welche dann von J. Zacher (*Das gotische Alphabet Vulfilas und das Runenalphabet*, 1855) in einigen Punkten weitergeführt wurden. Um die Entzifferung der ältesten Inschriften machten sich daneben insbesondere J. Bredsdorff und P. A. Munch verdient. Vollkommen neu gestaltet und auf eine allseitig feste wissenschaftliche Basis gestellt wurde dann das ganze System durch die Forschungen von S. Bugge[2] und Ludv. Wimmer[3], auf denen die gesamte neuere Runenlehre ruht, sowohl was die Deutung und Erklärung der einzelnen Inschriften, als was die Entwicklungsgeschichte der Runenschrift anlangt. Insbesondere ist durch sie über allen Zweifel sichergestellt, dass das Alphabet von 24 Zeichen auch im Norden älter ist als das von 16 Zeichen, und dass das letztere durch Verkürzung aus dem ersteren, nicht umgekehrt das längere aus dem kürzeren durch Erweiterung hervorgegangen ist, wie man früher allgemein annahm. Für alle diese geschichtlichen Fragen darf — in allen wesentlichen Punkten — die meisterhafte Behandlung des Gegenstandes durch Wimmer (*Runeskriftens Oprindelse og Udvikling i Norden*, 1874; dasselbe

deutsch, stark erweitert u. d. T. *Die Runenschrift*, 1887) als abschliessend gelten. Seiner Darstellung folgt auch im Allgemeinen die obenstehende Skizze. Auf die ergänzenden Schriften von P. G. Thorsen und Bj. M. Olsen ist bereits oben § 9, Anm. 1 verwiesen worden.

[1] Ausführliches Literaturverzeichnis bis 1879 bei Möbius, *Catalogus* S. 17—20, *Verzeichnis* S. 9—14 (vgl. oben S. 9); dazu die reichhaltigen Einzelnachweise bei Wimmer, *Die Runenschrift*, 1887 und bei Burg, *Die älteren nord. Runeninschriften*, 1885. Hervorzuheben sind ausser dem sonst gelegentlich citierten etwa noch Söderberg, *Runol. och arkeol. undersökningar på Öland*, in der *Antiqv. Tidskr. f. Sverige* 9, 1 ff., E. Brate, *Runologiska Spörgsmål* in *K. Vitterh. Hist. och Antiqv. Akad. Månadsblad* 1886, 169 ff., und *Runverser*, in der *Antiqv. Tidskr. f. Sverige* 10, 1 ff. [2] Einzelne Inschriften behandelt Bugge in der *Tidskr. for Philol.* 6, 317 f. 7, 211 ff. 312 ff. 8, 163 ff. *Aarböger for nord. Oldkynd.* 1870, 187 ff. 1871, 171 ff. 1872, 192 ff. 1878, 59 ff. 1884, 81 ff.; *Christiania Videnskabs-Selskabs Forhandlinger* 1872; ferner *Rune-Indskriften paa Ringen i Forsa Kirke* 1877; *Tolkn. af Runeindskr. på Rökstenen* 1878 (aus *Antiqv. Tidskr. for Sverige* Bd. 5). Seine Ansichten über die Entstehung der Runenschrift hat Bugge in dem Aufsatz *Om Runeskriftens Oprindelse* in *Christiania Videnskabs-Selskabs Forhandlinger* 1873 niedergelegt. [3] Einzelaufsätze von Wimmer erschienen in den *Aarböger* 1867, 1 ff. 1868, 53 ff. 1875, 188 ff.; den *Opuscula philologica* für J. N. Madvig 1876 193 ff.; der *Kort Udsigt over det philol.-hist. Samfunds Virksomhed* 1876—78, S. 12 ff. Dazu neuerdings die mustergültige Schrift *Døbefonten i Åkirkeby Kirke*, 1887.

RUNENALPHABETE.

–	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	–	IX.	X.	XI.	XII.
1. f	ᚠ	ᚠ	ᚠ fé	ᚠ feu	ᚠ	ᚠ	ᚠ	ᛏ	f	ᚠ	ᚠ feoh	ᚠ fe,fech	fe
2. u	ᚢ	ᚢ	ᚢ úr	ᚢ ûr	ᚢᚢ	ᚢ	ᚴ	˥	u	ᚢ	ᚢ úr	Λ úr	uraz
3. þ	ᚦ	ᚦ	ᚦ þurs,þorn	ᚦ thuris	ᚦ ᚦ (ᚦ-ð)	ᚦᚦ	ᚦᚦ	'	þ	ᚦ	ᚦ þorn	ᚦ ðorn	thyth
4. a	ᚨ	ᚨ	ᚬ ᚭ óss	ᚬ ôs	ᚬᚭ(-o, ᚯ-ø)	ᚭ	ᚬ	–	o	ᚩ	ᚩ ós	ᚩ ós	aza
5. r	ᚱ(ᚱ)	ᚢ	ᚱ reið	ᚱ rât	ᚱ	ᚱ	ᚱ	<	r	ᚱ	ᚱ rád	ᚱ ræda	reda
6. k	<(ᛣᛉ)	<	ᚴ kaun	ᚴ chaon	ᚴ	ᚴ	ᚴ	↓1	k	ᚳ	ᚳ(ᚴ<) cén	ᚳ cén	chozma
7. g,j	ᚷ	ᚷ	–	–	ᚴ	–	–	–	g'	ᚷ	ᚷ gyfu	ᚷ geofu	geuua
8. w	ᚹ(ᚹ)	ᚹ	–	–	ᚵ	–	–	–	w	ᚹ	ᚹᚹ wenn(wén)	ᚹ uyn	uuinne
9. h	ᚺ(ᚻ)	ᚺ	ᚺᚻᚼ hagall	ᚼ hagal	ᚼ	ᚽ	ᚽ	!	h	ᚺ	ᚺᚼᚻ hægl	ᚺ hægil	haal
10. n	ᚾ(ᚾ)	ᚾ	ᚾ nauð	ᚾ naut	ᚿ	ᚿ	ᚿ	ˎ	n	ᚾ	ᚾᚾ nýd	ᚾ náed	noicz
11. i	ᛁ	ᛁ	ᛁ iss	ᛁ îs	ᛁ	ᛁ	ᛁ	ᛁ	i	ᛁ	ᛁ is	ᛁ is	üx
12. j	(ᛃ)ᛃ	ᛃ	ᛅ✱ᛆ ár	ᛆ âr	ᛆ(-a, ᛆ-æ)	ᛆ	ᛆ	ˏ	j	+	ᛄ(ᛡ) gér	ᛄ gáer	gaar
13. ï?	ᛇ	ᛇ	–	–	–	–	–	–	?	ᛇ	SZ éoh	ᛇ ih	uuaer?
14. p	ᛈ	ᛈ	–	–	ᛔB	–	–	–	p	ᛈ	ᛈ peorð	ᛈ peord	pertra
15. z,R	ᛉ	ᛉ		–	–				x?	ᛉ	ᛉ(✱) eolhxecg	ᛉ ilcs	exec?
16. s	ᛊ(ᛊ)	ᛊ	ᛋ sól	ᛋ sôl	ᛋᛌ	ᛌ	ᛌ	ᛌ	s	ᛌ	ᛋ(ᛋ) sigel	ᛋ sygil	sugil
17. t	ᛏ	ᛏ	ᛏ týr	ᛏ tiu	ᛏ1	ᛏ1	ᚴ	ʼ	t	ᛏ	ᛏ tir	ᛏ ti	tyx
18. b,B	ᛒ(ᛒᛒ)	ᛒ	ᛒ bjarkan	ᛒ brica	ᛒB	ᛓ	ᛒ	ˏ	b	ᛒ	ᛒ beorc	ᛒ berc	bercna
19. e	ᛖ	ᛖ	–	–	ᛂᛂ	–	–	–	e	ᛖ	ᛖ eh	ᛖ eh	eyx
(22. ŋ)	–	–	–	–	–	–	–	–	(ŋ)	ᛝ	–	–	–
(21. l)	–	–	–	–	ᛚ	–	–	ˋ	–	–	–	–	–
20. m	ᛗ(ᛘ)	ᛗ	ᛘᛘᛉ maðr	ᛘ man	ᛉᛘ	ᛘᛘ	ᛘ	⁚	m	ᛗ	ᛗ man	ᛗ mon	manna
21. l	ᛚ	–	ᛚ lǫgr	ᛚ lagu	–	ᛚ	ᛚ		l	ᛚ	ᛚ lagu	ᛚ lagu	laaz
22. ŋ	ᛜ(ᛜᛜ)	–	--	–	–	–	–	–	ŋ	–	ᛝᛝ ing	ᛝ ing	enguz(-x)
23. o	ᛟ	–	–	–	–	–	–	–	œ	–	ᛟ épel		utal
24. dð	(ᛞᛞ)	–	–	–	ᛏᛏᛏ·	–	–	–	d	ᛗ	ᛞ dæg	ᛞ daeg	daaz
(15-R)	–	–	ᛉᛦ ýr	ᛦ ýr	ᛦ(ᚤ-y)	ᛁ	ᛁ	⁚	–	–	–	–	–
(23. o)	–	–	–	–	–	–	–	–	(œ)	ᛟ	–	ᛟ óedil	–
25.	–	–	–	–	–	–	–	–	a	ᚪ	ᚪ ác	ᚪ ác	–
26.	–	–	–	–	–	–	–	–	æ	ᚫ	ᚫ æsc	ᚫ aer	–
27.	–	–	--	–	–	–	–	–	y	ᚣ	ᚣ(ᚣᚢᚣ) ýr	–	–
28.	–	–	–	–	–	–	–	–	eo	–	✱ iār (eo)	–	–
29.	–	–	–	–	–	–	–	–	ea	ᛠ	ᛠ ear	ᛠ eor	–
(22.)	–	–	–	–	–	–	–	–	(y)	–	–	ᚣ ýr	–
30.	–	–	–	–	–	–	–	–	q	–	ᛢ cweorð	–	quertra?
31.	–	–	–	–	–	–	–	–	st	–	ᛥ stán	–	–
32.	–	–	–	–	–	–	–	–	g^2	–	ᛤ(ᛤ) gár	–	–

I. Alphabet der ältesten nord. Inschriften; die nicht eingeklammerten Formen sind die des Bracteaten von Vadstena. — II. Alphabet der Spange von Charnay. — III. Alphabet der jüngeren nord. Inschriften. — IV. Abcdarium Nordmannicum. — V. Jüngste Formen der nord. Runen. — VI. Alphabet des Röksteines. — VII. Alphabet des Forsaringes. — VIII. Helsingische Runen. — IX. Alphabet des Themsemessers. — X. Alphabet des ags. Runenliedes (mit Hinzufügung sonst vorkommender Formen). — XI. Ags. Alphabet der Salzburger Hs. — XII. Namen der gotischen Buchstaben in der Salzburger Hs.

Lith Anst Julius Klinkhardt Leipzig

IV. ABSCHNITT.

SCHRIFTKUNDE.

2. LATEINISCHE SCHRIFT

VON

W. ARNDT.

Da zur Herstellung deutscher Werke während des Mittelalters die lateinischen Schriftzeichen verwandt wurden, so muss der Germanist in der lateinischen Paläographie bewandert sein, wenn ihm die Aufgabe wird aus den Handschriften heraus zu arbeiten. Beschreibstoffe, das Material, das man zum Schreiben gebrauchte, Form der Bücher, Einband, die Buchstaben selbst, die man schrieb, sind dieselben wie sie bei der Herstellung lateinischer Schriftwerke gebraucht wurden. Nur wenige Verschiedenheiten sind durch die verschiedene Sprache bedingt worden.

Grundlegend für die lateinische Paläographie ist bis auf den heutigen Tag Mabillon's Werk *de re diplomatica*[1] geblieben, und kommen davon für unsere Zwecke namentlich das erste und fünfte Buch in Betracht, von denen jenes von dem Schreibmaterial und den Schriftarten handelt, dieses durch Kupferstich hergestellte Schriftmuster nebst Erläuterungen gibt. Sodann ist das von den Maurinern Toustain und Tassin gearbeitete grosse Werk *Nouveau Traité de diplomatique* zu nennen[2], das von Adelung und Rudolf unter dem Titel *Neues Lehrgebäude der Diplomatik* ins Deutsche übersetzt wurde[3]. Beide Werke bieten sowohl für die Theorie als Praxis eine noch heute unerschöpfte Fundgrube dar, auf beiden beruhen eine ganze Reihe späterer Arbeiten, ja man darf sagen, dass sie bis auf unsere Zeit immer noch ausgeschrieben werden. So nenne ich von neueren Arbeiten nur noch Schönemanns *Versuch eines vollständigen Systems der allgemeinen, besonders älteren Diplomatik*[4], und de Wailly's *Éléments de Paléographie*[5], sowie das recht

[1] Erste Auflage 1681 erschienen, dazu dann 1704 ein *Supplementum*. Beide vereinigt in der zweiten, 1709 erschienenen und von Ruinart besorgten Auflage, nach welcher heute allgemein citirt wird. Der in Venedig 1789 in zwei Bänden erschienene Nachdruck, steht der zweiten, obengenannten Auflage, in jeder Beziehung sehr nach. — [2] Sechs starke Quartbände mit 100 Kupfertafeln. Paris 1750—1765. — [3] Neun Bände, Erfurt 1759—1769. Die Tafeln sind dieselben geblieben. — [4] Zwei Teile, Hamburg 1801. 1802. Titelauflage, Leipzig 1818. — [5] Zwei Bände in Folio, Paris 1838.

brauchbare kleine Buch von Chassant, *Paléographie des Chartes et des Manuscrits du XI. au XVII. siècle*[1]. Für die Abkürzungen ist bis jetzt noch unentbehrliches Hilfsmittel Walthers *Lexicon diplomaticum*[2]. Auch sei hingewiesen auf Chassants *Dictionnaire des Abbréviations latines et françaises*[3].

Eine Trennung der Paläographie von der Diplomatik ist erst in unserem Jahrhundert bewirkt worden. Der grosse Umschwung, der sich in dem Studium der Philologie, der klassischen sowohl als der modernen, vollzog, die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica, die erleichterte Benutzung der Archive und Bibliotheken wirkten zusammen um dies zu ermöglichen. Epochemachend war die Erfindung der Photographie, die es gestattete an die Stelle unvollkommener Handschriftenproben, die früher nur durch Nachzeichnung gewonnen werden konnten, naturgetreue Bilder zu setzen. Der weitere Schritt, der erst in dem letztvergangenen Vierteljahrhundert gemacht wurde, die Photolithographie, und dann der photographische Lichtdruck, sind von bedeutender, nachhaltiger Wirkung für das Studium der Paläographie geworden. In wenigen Jahren hat sich eine solche Fülle von Nachbildungen aus Handschriften der verschiedensten Bibliotheken aller Länder gesammelt, dass die Wissenschaft kaum mehr im Stande ist, das reiche Material zu bewältigen. Ich weise hier lediglich auf die ältere Sammlung von Sickel hin, die *Monumenta graphica medii aevi,* die 1858 begonnen, mit Ausnahme der Schlusslieferung, direkt durch Photographie gewonnene Proben gibt, und nenne von neueren umfassenden Sammlungen nur die Veröffentlichungen der Londoner Paläographical Society, die bis auf den heutigen Tag fortgesetzt werden. Natürlich überwiegen in diesen die lateinischen Handschriften durchaus. Für die Handschriften der deutschen Poesie und Prosa von den frühesten Zeiten bis zum Ausgang des Mittelalters liegen zahlreiche, gut ausgewählte Proben in Könnecke's *Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur*[4], sowie in Koenigs *Deutscher Literaturgeschichte*[5] vor. Für den theoretischen Teil genügt es jetzt auf Wattenbachs treffliches Buch: *Das Schriftwesen im Mittelalter* zu verweisen[6]. Als erste Einführung in die Praxis diene desselben *Anleitung zur lateinischen Palaeographie*[7], sowie auch Cesare Paoli's *Programma scolastico di Paleografia latina e di Diplomatica, I, Paleografia latina*[8], welch' letzteres Büchlein Praxis und Theorie zu verbinden strebt. Die zugänglichste Sammlung von lateinischen Schriftmustern ist die vom Verfasser besorgte: *Schrifttafeln zur Erlernung der lateinischen Palaeographie*[9]. Als Ergänzung dienen die *Schriftproben aus Handschriften des XIV.—XVI. Jahrhunderts, zusammengestellt von* Dr. B. Thommen, Basel 1888, zwanzig Blätter meist aus datirten Handschriften des Baseler Archivs genommen.

Von den Beschreibstoffen[10], die während des Mittelalters zeitlich oder dauernd in Anwendung waren, fällt der Papyrus für uns hinweg. Er war zu der Zeit, wo man zuerst begann, deutsche Literaturdenkmale ab- oder aufzuschreiben, schon ein selten gewordenes Material, das nur für gewisse Kanzleizwecke angewandt wurde und bald gänzlich verschwand, weil seine Fabrikation durch die des Papiers definitiv im Morgenlande verdrängt wurde.

Dagegen hat sich die aus dem Altertum übernommene Wachstafel das

[1] Zuerst Paris 1839 erschienen, seitdem in mehreren neuen Auflagen vorliegend. — [2] Nach Walthers Tod, 1751 in Göttingen von Jung herausgegeben. Doch gibt es auch Ausgaben mit dem Titelblatt: Göttingen 1747. Ein neuer Abdruck erschien 1756 in Ulm. [3] Dritte Auflage. Paris 1866. — [4] Marburg. 1887. — [5] Ich benutzte die neunte Auflage, Bielefeld und Leipzig 1881. — [6] Zweite Auflage, Leipzig 1875. — [7] Vierte Auflage. Leipzig 1886. — [8] Zweite Auflage, Florenz 1888. Nach der ersten Auflage von Lohmeyer als *Grundriss der lateinischen Palaeographie und Urkundenlehre*, Innsbruck 1885 übersetzt. — [9] Zwei Hefte, zweite Auflage, Berlin 1887. 1888. — [10] Für das Folgende sei durchaus auf Wattenbachs Schriftwesen im Mittelalter verwiesen.

ganze Mittelalter hindurch in Gebrauch erhalten. Nicht bloss, dass man in den Schulen sie zum Schreibenlernen gebrauchte, sie fand im täglichen Leben die mannigfachste Verwendung. Für kurze Notizen, für Konzepte, für Briefe, für Rechnungen ist sie stark gebraucht. Von letzteren, auch solchen, die in deutscher Sprache geführt worden sind, haben sich eine ganze Anzahl erhalten, sie stammen jedoch fast alle erst aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wo sie als Sprachdenkmäler neben der Fülle des anderweitig Überlieferten kaum mehr in Betracht kommen werden. Wichtig wäre es, wenn wir nachweisen könnten, dass unsere mittelalterlichen Dichter, wie ehemals die des Altertums, und wie es eine ganze Anzahl mittelalterlicher Geschichtsschreiber gethan, ihre Werke auf Wachstafeln entworfen und dann auf Pergament oder Papier umgeschrieben hätten. Aber abgesehen davon, dass manche von ihnen nicht selbst schreiben konnten, ist bis jetzt eine dies beweisende Stelle aus mittelalterlicher deutscher Dichtung nicht bekannt geworden. Sicher ist übrigens, dass die mittelhochdeutschen Dichter den Gebrauch der Wachstafel ganz gut kannten[1].

Viel wichtiger ist der Beschreibstoff, der die erstere, grössere Hälfte des Mittelalters fast ausschliesslich beherrscht, das Pergament[2]. Der Name ist lateinisch membranum, pergamenum oder pergamena, auch wohl charta pergamena, ahd. përgamìn, pergimìn, përiment, mhd. und md. përgamënte, përgemënte, përgemënt, gekürzt përmënt, përmint, pirmint, birment usw.[3]: Daneben kommt auch deutsch vor buochvel, buchfell, puchvel[4], ags. bocfel. Die Richtigkeit der auf Varro zurückgehenden Erzählung des Altertums von der Erfindung des Pergaments durch Eumenes II. (197—158 v. Chr.) von Pergamon können wir dahin gestellt sein lassen. Fest dagegen steht, dass Pergament im Altertum mit dem Papyrus nicht rivalisieren konnte, es war anfänglich durchaus der Schreibstoff der Armen, und erst im dritten oder wahrscheinlicher noch im vierten Jahrhundert nach Christus begann es den Papyrus siegreich zu verdrängen. Bereitet wurde es stets aus Tierhäuten. Ein altes Wörterbuch[5] sagt: Carta sive pergamenum, perment, est pellis per opus artificis dealbata, ut sit apta pro litteris ex incausto desuper scribendis. Alle alten, aus dem Mittelalter stammenden Rezepte[6] für Pergamentbereitung, zeigen, dass die rohe Tierhaut eine gewisse Zeit in einer Kalkwasserlösung liegen bleiben musste, um dann herausgenommen mit dem Schabmesser von allen Unreinlichkeiten befreit zu werden. Eine Abreibung mit Bimsstein war, wenn sie ordentlich getrocknet war, noch nötig, ja sie musste sogar in den meisten Fällen unmittelbar vor dem Beschreiben des Pergaments noch einmal wiederholt werden. Von Häuten konnten natürlich nur die solcher Tiere verwandt werden, die nicht allzu dick waren, also die von Kälbern, Schafen, Ziegen, Rehen. Ob Hirschhaut verwandt worden ist, scheint mir überaus fraglich. Niemals dienten die Felle von Ochsen oder gar Eseln und Schweinen zur Pergamentbereitung. Im Orient mag wohl öfters das Fell von Antilopen dazu verwandt worden sein. In den meisten Fällen kann man noch die Fleischseite und die Haarseite am Pergament unterscheiden, die erste stets glatter als die letztere, die bisweilen trotz alles Abreibens und Glättens die Stellen, wo die Haarwurzeln gesessen haben, genau erkennen lässt. In Italien hat

[1] Vgl. Wattenbach a. a. O. S. 62. 63 und Schultz, *Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger*, I, S. 124. — [2] Vgl. neben dem betreffenden Abschnitt bei Wattenbach, *Schriftwesen*, S. 93 ff Peignot, *Essai sur l'histoire du parchemin et du vélin*, Paris 1812, sowie noch jetzt recht brauchbare Bemerkungen in dem älteren Buch von Wehrs, *Vom Papier*, Halle 1789, S. 92 ff. Von neueren Arbeiten weise ich hin auf Birt, *Das antike Buchwesen*, Berlin 1882, S. 46 ff. — [3] Grimm *DWB*, VII 1544. — [4] Wattenbach a. a. O. S. 95. — [5] *Serapeum* XXIII, S. 277. — [6] Z. B. Wattenbach, S. 114, 172 ff. Das älteste davon stammt aus dem achten Jahrhundert, vgl. Bresslau, *Urkundenlehre* I, S. 887.

man schon frühzeitig verstanden das Pergament ungemein zart und dünn, und auf der Fleischseite in blendend weisser Färbung (durch Behandlung mit Kalk erzielt) herzustellen. Man findet so bereitetes Pergament, das nicht dicker ist als starkes Postpapier. Als beste Sorte galt im späteren Mittelalter das sog. Jungfernpergament (pergamenum virgineum), das aus dem Fell ungeborner Lämmer gewonnen wurde. Im Mittelalter hat man das Pergament in den Klöstern, den Hauptstätten des Schriftwesens, selbst bereitet. Woher die kaiserliche Kanzlei ihr Pergament bezog ist unbekannt. Wenn wir aber erfahren [1], dass schon im Jahre 822 ein dem Kloster Corbie zugehörender Laie, pargaminarius war, so wird die Vermutung nicht abzuweisen sein, dass auf den Krongütern gleichfalls dergleichen Leute thätig sein konnten. Bürgerliches Gewerbe ist das Pergamentmachen schon am Ausgang des zwölften Jahrhunderts gewesen, seit dem dreizehnten Jahrhundert mehren sich dafür die Belege [2]. Es sind die Pergamentarii oder Pergamenarii, deutsch Puchveler und Büchveler, Birmetter, Pirmeter, die sich bald über ganz Deutschland verbreitet hatten.

Immerhin war das Pergament ein theurer Artikel [3], und so kam es, dass man auch ein fehlerhaftes Blatt nicht verwarf, sondern trotz der etwa vorhandenen Löcher, fehlender Ecken, Risse u. s. w. zum Schreiben verwandte. Man besserte auch wohl solche Fehler aus, indem man z. B. in ein vorhandenes Loch ein anderes Pergamentstückchen mit feinen Steppstichen einflickte, auf dieselbe Weise auch Risse behandelte. Schadhafte, namentlich dünne Stellen, blieben oft unbeschrieben. Auch hat man das ganze Mittelalter hindurch bereits beschriebenes Pergament zur Herstellung von neueren Schriftwerken benutzt, dadurch dass man die alte Schrift abwusch oder abrieb. Das sind die sogenannten Palimpseste, deren älteste Schrift in den meisten Fällen nur noch mit Anwendung chemischer Mittel hervorzulocken ist [4].

Färbung des Pergaments war schon im Altertum bekannt. Als das Pergament den Papyrus, der Codex das Volumen zurückdrängte, kam es auf, ganze Handschriften farbig herzustellen. Es handelt sich da ausschliesslich um Purpurfärbung. Auf solchem Pergament wurde dann mit Gold- und Silbertinte geschrieben. Das berühmteste Beispiel ist der Codex argenteus des Ulfila. Der Gebrauch erhielt sich namentlich für Herstellung von Prachthandschriften der Bibel, des Psalters oder der Evangelien [5]. Auch färbte man wohl mit Purpur, wenn nicht die ganze Handschrift, so doch einzelne Blätter oder Seiten. Auch wurden bisweilen Urkunden auf Purpurpergament geschrieben [6]. Mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts scheint der Gebrauch solches Purpurpergaments aufgehört zu haben. In der Zeit der Renaissance kam es wohl auf das Pergament zu Prachthandschriften mit einem glänzenden, tiefen Schwarz zu färben, auf das dann gleichfalls mit Gold- oder Silbertinte geschrieben wurde.

Das Pergament blieb als Beschreibstoff das ganze Mittelalter hindurch in Gebrauch, wenn es auch selbstverständlich später von dem billigeren Papier stark in den Hintergrund gedrängt wurde.

Was das Papier betrifft, so haben wir zuerst darauf hinzuweisen, dass die alte Legende vom Baumwollenpapier, d. h. solchem das aus roher Baumwolle hergestellt sein sollte, nach neueren Untersuchungen vollständig aufgegeben

[1] Guérard, *Polypticon Irminonis* II, 307. — [2] Vgl. Wattenbach, S. 103. — [3] Preise aus späteren Jahrhunderten, wo es doch schon billiger geworden sein musste, bei Wattenbach S. 105 ff. und Rockinger, *Zum baierischen Schriftwesen im Mittelalter*, (Abhandlungen der k. bayer. Akad. III. Cl. XII. Bd. 1. Abth.) I, 15 des Separatdrucks. — [4] Vgl. Wattenbach, S. 247 ff. — [5] Wattenbach S. 109 fgl. Ein Rezept für Purpurfärbung des Pergaments aus dem 9. Jahrhundert bei Muratori, *Antiquitates Italiae* IV, 683. — [6] Bekannteste Beispiele: das Privilegi Otto's I. für die römische Kirche im Vatikanischen Archiv, und die von Otto II. für seine Gemahlin ausgestellte Heiratsgutsurkunde im Archiv zu Wolfenbüttel.

werden muss[1]. Es steht jetzt fest, dass die Chinesen die Kunst der Papierbereitung aus Leinenhadern seit urdenklichen Zeiten gekannt und geübt, dass von ihnen die Araber dieselbe gelernt haben. Anfänglich kam das Papier nur als Exportartikel aus den arabischen Ländern nach dem Abendlande. Papierfabriken scheinen in dem christlichen Europa zuerst in Italien angelegt zu sein, und auch da erst im 14. Jahrhundert. Auch in Deutschland entstanden in demselben Jahrhundert, wenn auch erst gegen das Ende desselben, Papierfabriken, z. B. errichtete 1390 Ulmann Stromer in Nürnberg eine solche, zu welcher er drei Arbeiter aus Italien kommen liess[2]. Alle diese Fabriken verarbeiteten nur Leinenlumpen. Jede Fabrik hatte ihr besonderes Wasserzeichen[3], gewissermassen als Fabrikmarke, was jedoch nicht ausschloss, dass man die Zeichen berühmter Fabriken nachmachte oder nur unwesentlich veränderte, um die Kaufenden zu täuschen. Alles Papier des Mittelalters ist „geschöpftes", man erkennt stets das Gerippe des Drahtnetzes, mit dem die Papiermasse aus dem Bottich herausgehoben wurde. An eingehenden Untersuchungen über die mittelalterlichen Papierfabriken Deutschlands, deren Wasserzeichen, Vertrieb u. s. w. fehlt es noch sehr[4].

Kurz kann ich mich über das Material womit man schrieb fassen. Auf Wachstafeln wurde mit dem Griffel geschrieben, der aus Metall, hartem Holz, Glas oder Knochen gemacht war. Auf Pergament schrieb man mit dem Schreibrohr oder der Feder. Das Schreibrohr wurde importiert, da das deutsche Rohr kaum zu diesem Zwecke geeignet war[5]. Die Feder wird zuerst in der Zeit des Ostgotenkönigs Theoderich d. Gr. erwähnt[6]. Zum Schneiden des Rohres sowohl als der Feder diente das Scalprum, scalpellum, im mittelalteralterlichen Latein auch wohl cuttellus scripturalis genannt; deutsch: scrîbmezer, oder im 16. Jahrhundert: Scriptal oder Schreibmesserlein. Stumpf gewordene Rohre konnten auch mit Bimsstein wieder gespitzt werden. Blei diente sowohl zum Schreiben als zum Ziehen von Linien, unsere Graphitbleistifte waren jedenfalls unbekannt. Ein Pinsel wurde zum Auftragen der Farben gebraucht, vielleicht auch zum Schreiben der Gold- und Silberschrift. Die mittelalterliche Schreibtinte ist stets aus Galläpfeln mit einem Zusatz von Vitriol bereitet[7], während die Tinte des Altertums mehr Farbe war. Das Tintenfass, scriptorium, oder einfach cornu, ist gewöhnlich ein Horn gewesen, das man durch ein im Schreibpult befindliches Loch steckte oder auch, was freilich

---

[1] Vgl. Briquet, *La légende paléographique du papier de coton*, Genève 1884; Revue historique 1885, Bd. 27, S. 214; jetzt namentlich die ausgezeichneten Abhandlungen von Karabacek, *Das arabische Papier*, Mitteilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer, II. u. III. Band, Wien 1887, S. 87 f., Wiesner, *Die Faijûmer und Uschmûneiner Papiere. Eine naturwissenschaftliche, mit Rücksicht auf die Erkennung alter und moderner Papiere und auf die Entwickelung der Papierbereitung durchgeführte Untersuchung*, ebenda § 179, Karabacek, *Neue Quellen zur Papiergeschichte*, ebenda Bd. IV. Wien 1888 (liegt bis jetzt nur im Sonderabdruck vor). — [2] Wattenbach, S. 119 f. — [3] Eine gute Zusammenstellung von Wasserzeichen, die aus Papieren französischer Archive gewonnen ist, findet sich bei Midoux et Matton. *Études sur les filigranes des papiers employés en France au XIV et XV siècles.* Paris 1868. Für Deutschland fehlt es an einer ähnlichen Arbeit. die auch durch die Abbildungen in Naumann's *Katalog der Leipziger Stadtbibliothek*, oder durch die 16 Tafeln in Bodemann's *Incunabeln der kgl. öffentl. Bibliothek zu Hannover*, oder durch ähnliche Arbeiten (vgl. Wattenbach 119, n.) nicht überflüssig gemacht wird. — [4] Hingewiesen sei, neben dem schon oben angeführten Buch von Wehrs. auf die Arbeiten von Keferstein in Ersch und Grubers Encyclopaedie III, 11 s. v. *Papier*, von Sotzmann im *Serapeum* VII, 97 u. 123, und auf die neuerdings erschienene Abhandlung von Meyer, *Papierfabrikation und Papierhandel. Beiträge zu ihrer Geschichte, besonders in Sachsen*, im Archiv für Geschichte des Buchhandels, Bd. XI, Leipzig 1888. — [5] Dass das Schreibrohr einen gewissen Wert hatte, ersieht man aus dem Inspektionsbericht der kaiserlichen Missi (LL I, 176, neue Ausgabe von Boretius I, 251, § 5), die im Kloster Staffelsee vorfanden: et calami CLXX. — [6] Anon. Vales. 14, 79 (in der Gardthausen'schen Ausgabe des Ammianus Marcellinus II, 301). — [7] Rezepte bei Wattenbach S. 198.

unbequem genug war, in der Hand halten musste, da zu diesem Behuf die Hornspitzen verwandt wurden. Von Farben ist namentlich das Minium hervorzuheben, es ist das ganze Mittelalter hindurch zu Initialen und Rubriken verwandt worden. Aber auch andere Farben waren in jeder Schreibstube vorhanden, in älterer Zeit namentlich gelb, grün und violett, seltener dunkelblau; das Lichtblau scheint erst im 12. Jahrhundert aufgekommen zu sein und wurde wahrscheinlich zuerst in Italien, von wo aus es dann nach Deutschland kam, angewandt. Notwendige Werkzeuge[1] in jeder Schreibstube waren das Lineal, der Pfriem, der Zirkel, die Scheere und ein Radirmesser, letzteres hat meist halbmondförmige Gestalt. Mit dem Zirkel mass man auf dem Pergament oder Papier die Linienabstände aus, und stach mit demselben, oder mit dem Pfriem, und in vielen Fällen gleich durch mehrere Blätter, dafür Löcher vor. Die Liniierung wurde fast stets nach einem feststehenden Schema vorgenommen. Man zog oben und unten auf dem Blatt eine oder zwei über das ganze Blatt gehende Querlinien, und durchkreuzte sie an beiden Seiten des Blattes durch senkrechte Linien. Schrieb man in Kolumnen, so wurden sie noch in der Mitte des Blattes durch senkrechte Linien gekreuzt. Die Linien, auf welchen die Schrift zu stehen kam, wurden sodann innerhalb der beiden senkrechten Randlinien parallel mit der oberen und unteren Querlinie gezogen, indem man das Lineal genau auf die vorgestochenen Punkte auflegte. Es blieben somit alle Ränder des Einzelblattes linienfrei. In älterer Zeit zog man die Linien mit dem Griffel und brauchte somit nur eine Seite des Pergaments zu liniieren, da die Linie eingerissen wurde, auf der einen Seite also vertieft, auf der andern erhaben erschien. Dies sind die sogenannten »blinden Linien«, die natürlich nur bei Pergament anwendbar waren. Sie behaupteten sich als einzige Art der Liniierung bis in den Anfang des 12. Jahrhunderts, wo man anfing Bleilinien zu ziehen. Bereits am Ende desselben Jahrhunderts erscheinen jedoch schon in den Handschriften auch Tintenlinien. Ob Braunstift zum ziehen der Linien angewandt worden ist, wie früher allgemein behauptet wurde, scheint mir fraglich, es muss zu dem Zweck noch eine mikroskopische Untersuchung vorgenommen werden. Übrigens sind alle farbigen Linien nach dem gleichen Schema, wie die »blinden« Linien gezogen worden. Die Kolumneneinteilung hatte sicherlich nur den Zweck die Übersichtlichkeit zu erleichtern.

Formen der Schriftwerke. Die Buchform des Altertums ist die Rolle, die des Mittelalters der Kodex. Es hängt dies auf das Engste mit der Beschaffenheit des Beschreibstoffes, dort Papyrus, hier Pergament oder Papier, zusammen. Dass der Kodex im dritten oder vierten Jahrhundert allgemein üblich geworden, haben wir schon bemerkt. Man ahmte in ihm den Wachstafelkodex nach. Der Schritt war ein folgenschwerer, das ganze Buchwesen des Mittelalters und der Neuzeit wurde dadurch bedingt. Gründe der Bequemlichkeit und der Ersparnis (man konnte jetzt beide Seiten jedes Blattes beschreiben) waren massgebend. Für Urkunden wurde natürlich nur ein Blatt verwandt. Dagegen erhielt sich auch im Mittelalter für gewisse Zwecke die Rollenform, so für Zusammenfassung einer grösseren Anzahl von Urkunden, für die Rotuli mortuorum u. s. w. Es wurden zu diesem Behufe Pergamentblätter gleicher Breite aneinandergenäht, und konnte man solche Rolle natürlich je nach Bedarf beliebig verlängern. Der Kodex dagegen ist aus einer Zahl von Heften hergestellt. Gewöhnlich nahm man vier Blätter[2], die zu-

[1] Wattenbach 178 f. — [2] Das Folgende gilt in gleichem Masse für Pergament- und Papierhandschriften. Ich bemerke gleich hier, dass in den ersten Zeiten, wo das Papier aufkam, bisweilen wohl Blatt 1 und 8 jedes Quaternionen aus Pergament, Blatt 2—7 aus Papier gebildet wurde. Man erhielt so für das Papier, dessen Haltbarkeit man nicht ganz traute, einen festeren Umschlag.

sammengefaltet und geheftet dann eine Lage von 8 Folien oder 16 Seiten gaben. Das ist ein sogenannter Quaternio, im mittelalterlichen Buchwesen das gewöhnliche. Es kommen aber auch Binionen, Ternionen, Quinternionen und Sexternionen vor. Manchmal wechseln in einer Handschrift Ternionen und Quaternionen, oder Quaternionen und Sexternionen. Oft war, wenn eine Handschrift abgeschrieben werden sollte, die Arbeit unter die Schreiber dermassen verteilt, dass jeder einen Quaternio als Vorlage erhielt und einen Quaternio leeren Pergaments für seine Arbeit. Daher kommt es, dass in manchen Handschriften die letzten Seiten eines Quaternio leer geblieben sind, der Schreiber wurde nämlich in seiner etwas gedrängteren Schrift früher fertig als die Vorlage. Solche leeren Stellen in Handschriften sind später oft zu Nachträgen, nicht selten von deutscher Poesie oder Prosa, gebraucht worden. Die Quaternionen waren gewöhnlich am Ende, unten am Rand, bezeichnet, entweder mit einer Zahl oder einem Buchstaben, vor der Zahl steht bisweilen auch q. = quaternio. Es kann aber auch vorkommen, dass in ein und derselben Handschrift die Quaternionen etwa so bezeichnet wurden: I—XII, dann noch einmal mit I anfangend bis V, und dann wohl auch einmal zählend I—III. Das hatte dann besondere, durch die Verschiedenheit der Abschreiber bedingte Gründe, ist aber stets als Ausnahme zu betrachten. Die Quaternionenbezeichnung sollte die Reihenfolge der einzelnen Hefte andeuten. Oft wurden beim Einbinden diese Zahlen ganz oder teilweise abgeschnitten und so konnte leicht bei neu erfolgendem Einbinden Unordnung entstehen. Vom zwölften Jahrhundert kommen auch die sogenannten Reclamentes auf, d. h. man setzt am Schluss des einzelnen Heftes unter die letzte Zeile das Wort mit welchem die folgende erste Seite einer neuen Lage beginnt. Eine Pagination oder Foliation in unserem Sinne finden wir erst im 14. Jahrhundert, sie blieb aber lange Zeit sehr vereinzelt und hat sogar bei dem Buchdruck nicht gleich Anwendung gefunden.

Waren alle Quaternionen einer Handschrift geschrieben, so wurden dieselben eingebunden, indem sie über Band, Schnur oder Pergamentstreifen geheftet wurden. Der Deckel an welchem dann die Handschrift befestigt wurde, bestand gewöhnlich aus einem Lederrücken, der zwei starke Holzdeckel vereinigte. Die Aussenseiten derselben konnten auf die mannigfachste Art ausgeziert werden. In den meisten Fällen erhielten diese Deckel auch noch auf der inwendigen Seite eine Beklebung, zu der man Reste von Pergament oder bereits geschriebenes Pergament verwandte. Auf leere, so aufgeklebte Blätter konnte dann geschrieben werden. Auch wurden wohl beim Einbinden vorne und hinten der Handschrift Schutzblätter beigegeben, die dann natürlich ebenso zu Eintragungen dienen konnten.

Während im Altertum die Herstellung von Büchern gewerbsmässig betrieben wurde, in Rom namentlich die Verleger eine grössere oder kleinere Anzahl von schreibkundigen Sklaven hielten, denen die Vervielfältigung der Bücher oblag, ist dies im Mittelalter, wenigstens in dem grössten Teil desselben ganz anders gewesen. Man darf den heute geläufigen Begriff vom Buch und Buchhandel nicht auf das Mittelalter übertragen. In den meisten Fällen kam es damals doch nur darauf an, für sich selbst ein Buch zu besitzen. Das war das gleiche Bedürfnis des Einzelnen oder einer Gesamtheit (d. h. einer Kirche oder eines Klosters). Wer also ein Buch besitzen wollte, musste es sich selbst abschreiben oder abschreiben lassen, nur in den seltensten Fällen konnte er es durch Kauf oder Tausch erhalten. Erst gegen Ende des Mittelalters wurde die Gelegenheit zum Kauf eine grössere.

In den ältesten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung erhielt sich nach antikem Vorbild die Herstellung von Büchern in Italien und Gallien unverändert.

Die alten Namen librarius und antiquarius werden mit scriba und scriptor für dieselbe Thätigkeit verwandt. In einer Urkunde von c. 551 [a] kommt unter den Zeugenunterschriften ein Viljarith bôkareis vor,[1] von dem es allerdings fraglich sein wird, ob wir ihn als Schreiber betrachten müssen.[2] Althochdeutsch puochâri, mhd. buochaere ist dagegen sicher Schreiber, das Wort ist dann heute nur noch als Eigennamen erhalten geblieben.[3] Die meisten mittelalterlichen Benennungen, lateinische und deutsche, sind aber aus scribere abgeleitet. Später hat man wohl auch clericus geradezu für Schreiber gebraucht, weil die Schreibkunst ein besonderes Kennzeichen des geistlichen Standes war. So sind dann auch die Mönche im Schreiben erfahren gewesen, in den grösseren Klöstern war stets eine Schreibstube, Scriptorium, vorhanden, und schon frühzeitig wies man die Klostergeistlichkeit darauf hin, wie verdienstlich das Abschreiben von Büchern sei. Brauchte man doch ausser den zu kirchlichem Gebrauch bestimmten Büchern im Kloster eine ganze Anzahl von Bibeln, Psalterien, Breviarien u. s. w. für den einzelnen Mönch. Wo eine Klosterschule gehalten wurde (und das ist doch in den meisten Klöstern der Fall gewesen), war der Bedarf an Büchern natürlich noch grösser und mannigfaltiger. Da haben dann wohl auch die Klosterschüler bei der Arbeit des Abschreibens mitgeholfen. Auch Nonnen haben schon frühzeitig sich der Aufgabe unterzogen, Handschriften abzuschreiben, wir können ihre Thätigkeit vom sechsten Jahrhundert ab durch das ganze Mittelalter hindurch verfolgen. Laien haben sich in den ältesten Zeiten des Mittelalters nur selten auf die Kunst des Schreibens verstanden. Der merovingische König musste wenigstens seinen Namen schreiben können, die Kanzleibeamten der merovingischen Kanzlei, die referendarii, sind sämtlich Laien gewesen. Aber schon unter den Karolingern hatte sich dies geändert, die Könige verstanden nicht die Feder zu führen, das Personal der Kanzlei war ganz aus Geistlichen zusammengesetzt. Verstand ein Laie in jenen Jahrhunderten zu schreiben, wie der Gerichtschreiber Nithart, so war er eine seltene Ausnahme, wenigstens in Deutschland.[4] Als aber im dreizehnten Jahrhundert in Deutschland die Städte mächtig emporstreben, kommt es immer mehr und mehr auf, dass auch die Weltlichen schreiben lernten, die städtischen Kanzleien brauchten Beamte, in der deutschen Jugend entstand der Drang sich eine gelehrte Bildung zu verschaffen, auch für den Kaufmann erweiterte sich der Horizont und erforderte gerade dieser Stand Kenntnis des Lesens und Schreibens. Die Dichter unserer mittelalterlichen Blüteperiode haben oft genug nicht selbst schreiben können. Bekannt ist dies ja namentlich von Wolfram von Eschenbach. Später änderte sich aber dies, Hugo von Trimberg z. B. war selbst Schulmeister und ein Mann von bedeutender Bildung. Wie es mit der gelehrten Bildung der Spielleute bestellt war, wissen wir nicht, unter den Vaganten aber waren gewiss Leute genug, die eine solche genossen hatten. Die Studenten der deutschen Hochschulen verstanden selbstverständlich zu schreiben, mussten sie sich doch, wenigstens die ärmeren unter ihnen, die zum Unterricht notwendigen Bücher durch eigene Abschrift verschaffen.

Von einem eigentlichen Buchhandel in unserem Sinne kann also im Anfang des Mittelalters nicht die Rede sein.[5] Doch blieb Italien und hier

---

[1] Vgl. Massmann, *Die Gotischen Urkunden von Neapel und Aresso, Wien 1838.* — [2] Er hängt doch wohl auf irgend eine Weise zusammen mit dem in einer Orosiushandschriftsubkription genannten Viliaric, („confectus codex in statione Viliaric antiquarii" Mabilon, *de re dipl.* p 354), wird also eher als Buchhändler aufzufassen sein. — [3] Grimm, Wörterbuch II. 472. — [4] Wipo sagt im *Tetralogus,* v. 199 f. (Mon. Germ. SS. XI. 251): Solis Teutonicis vacuum vel turpe videtur, Ut doceant aliquem, nisi clericus accipiatur. — [5] cf. A. Kirchhoff, *Die Handschriftenhändler des Mittelalters.* Zweite Auflage. Leipzig 1853.

namentlich Rom lange Zeit Büchermarkt, wahrscheinlich bis in das zwölfte Jahrhundert hinein. Immer hat es sich aber hier wohl um Einzelexemplare gehandelt, nicht etwa um eine ganze Zahl von Handschriften desselben Werkes. Und die meisten Bücher waren gewiss nicht feil. Wer also ein Buch zu haben wünschte, musste es sich abschreiben oder abschreiben lassen. Erhielt man es vom Besitzer zur Leihe, so war dies natürlich das Einfachste. Oft aber hat man auch zu diesem Behuf weite Reisen unternehmen müssen. Erst als die Universitäten emporblühten, entwickelte sich an dem Sitz derselben ein Gewerbe, das anfänglich mehr das Verleihen von Handschriften zum Abschreiben betrieb, dann allmählich Buchhandel wurde.

Es erhellt hieraus, dass es nur sehr wenigen Personen möglich sein konnte eine Bibliothek in unserem Sinne zu haben. Die Sammlungen, die Karl der Grosse, die Herzogin Hedwig von Schwaben, Wilhelm der Grosse von Aquitanien besassen, werden schon damals Ausnahmen gewesen sein. Erst vom dreizehnten Jahrhundert an mehrt sich auch der Bücherbesitz der Laien. Kaiser Friedrich II. hatte eine Sammlung, deren Besitz er sich rühmen konnte. Hugo von Trimberg (gestorben c. 1309) erzählt in seinem Renner, dass er zweihundert Handschriften besässe. Auf den meisten deutschen Burgen aber wird es in dieser Beziehung sehr übel ausgesehen haben, ausser den für den Gottesdienst notwendigen Büchern, wird man auf ihnen höchstens einen französischen oder deutschen Ritterroman angetroffen haben. Am beredtesten zeugen hierfür die wenigen noch erhaltenen Handschriften unserer mittelalterlichen deutschen Dichtungen.

Dagegen sind die Bibliotheken der Kirchen und Klöster bedeutender gewesen. Manche Klosterbibliothek erfüllte für ihre Zeit den Zweck unserer heutigen öffentlichen Bibliotheken vollständig. Es genügt hier die Namen von Vivarium (des von Kassiodor gestifteten Klosters), Bobbio, Corbie, Reichenau, St. Gallen zu nennen. Am unterrichtendsten sind für den Bestand der mittelalterlichen Kloster- und Kirchenbibliotheken die Kataloge oder Verzeichnisse der Bücher derselben, von denen wir eine ganze Anzahl besitzen. In den Quellen wird die Bibliothek wohl auch armarium, scrinium, libraria genannt, doch überwiegt das erste Wort. Es zeigt, dass die Handschriften in Truhen oder in Schränken aufbewahrt zu werden pflegten. Bei grösseren Sammlungen war natürlich ein besonderes Zimmer zur Aufstellung nötig. Schon im zwölften Jahrhundert kannte man den Mönchsvers: Claustrum sine armario est quasi castrum sine armamentario. Jedoch war eine Kloster- oder Kirchenbibliothek noch lange nicht mit einer heutigen öffentlichen Bibliothek vergleichbar, denn sie konnte doch nur von den zunächst Berechtigten oder erst mit besonderer Erlaubnis des Vorstandes benutzt werden. Erst im fünfzehnten Jahrhundert scheint sich in Deutschland das Princip Bahn gebrochen zu haben, dass eine Bibliothek zur öffentlichen Benutzung da sei. Auch hier wirkten die Universitäten ein, die von den ersten Zeiten ihres Bestehens an auf das Vorhandensein sei es einer Gesamtbibliothek, sei es einer Fakultätsbibliothek Gewicht legten. Der Entleiher musste ein Pfand da lassen, das dem Werte des entliehenen Buches gleich kam. Gewöhnlich bestand es auch in einem Buche. Im fünfzehnten Jahrhundert entstanden auch eine ganze Reihe von Stadtbibliotheken. Dass die Bücher aber regelmässig für einen wertvollen Besitz galten, ersieht man nicht nur aus den Bücherpreisen, die auf uns gekommen sind, sondern auch aus dem Umstand, dass noch heute viele mittelalterliche Handschriften Spuren an sich tragen, dass sie einst an den Pulten des Bibliotheksraumes angekettet waren, also nicht aus ihm entfernt werden konnten oder durften.

Hingewiesen sei schliesslich auf die mannigfachen vom Text verschiedenen

Eintragungen, die sich in mittelalterlichen Handschriften finden. Dass man leer gelassene Seiten und Stellen, so wie Vorsatzblätter dazu gebraucht, ist schon oben bemerkt worden. Aber auch Katalogisierungsvermerke sind im Innern der Handschriften sowie auch auf den Deckeln derselben oft anzutreffen. Manchmal hat sich der Schreiber auf den Rändern einer Seite genannt. Manchmal findet sich auf dem Rand eines Blattes im Kodex die Angabe, dass er dieser oder jener Kirche gehöre. Oft finden sich auch Emendationsangaben, wie z. B. contuli. Am Schlusse nennt sich bisweilen der Schreiber, dem wir die Handschrift verdanken, oder es finden sich Verse, die er froh über die vollendete Arbeit hinsetzt. Dieser Gebrauch lässt sich vom achten Jahrhundert an durch das ganze Mittelalter hindurch verfolgen.[1] Und ebenso haben namentlich Vorsetzblätter in den Handschriften zur probatio pennae gedient, aus denen bisweilen wenigstens ein brauchbares Körnchen für die Wissenschaft herausfällt.

Ursprung aller lateinischen Schrift[2] des Mittelalters ist die Kapitalschrift. Anfangs nur zu Inschriften verwandt, ist sie im klassischen Altertum dann auch zur Herstellung von Handschriften, zu Mitteilungen und Aufzeichnungen wie sie das tägliche Leben verlangt, angewandt worden. Da aber jeder Buchstabe ursprünglich aus möglichst geraden Linien zusammengesetzt war, wie der Steinmetz dann alle Rundungen zu vermeiden sucht, so ergab sich beim Schreiben auf Papyrus und mit dem Schreibrohr, bald die Notwendigkeit, einmal die Formen der Buchstaben mehr abzurunden und zweitens darauf zu sehen, möglichst wenig Züge zur Bildung derselben anzuwenden. Schon in den Pompejanischen Wachstafeln und Mauerinschriften zeigt sich dies Bestreben. Durchgeführt wurde es zuerst in der Unzialschrift, die fälschlich so nach einem Ausspruch des heil. Hieronymus,[3] der sich tadelnd über die Zollhöhe der Buchstaben von Prachthandschriften auslässt, genannt wurde. Charakteristisch und nach obigen Grundsätzen gebildet sind die Buchstaben a, d, e, g, h, m, q, u. Bisweilen verliert auch B seinen oberen Kopf und wird b. Der Umwandlungsprozess der Kapitale in die Unziale, hat wie wir jetzt wissen, sich schon im dritten Jahrhundert angebahnt und im Anfang des vierten vollzogen.[4] Gleichzeitig lief damit ein anderes Bestreben, die Kapitelschrift dadurch noch schreibfähiger zu machen, dass man die Buchstaben kleiner gestaltete, sie möglichst mit zwei Zügen zu bilden versuchte, die einzelnen, um die Feder nicht allzu oft absetzen zu müssen, wenn es irgendwie ging, verband. Diese Schrift nennen wir Kursive. Auch sie muss im dritten Jahrhundert entstanden, im vierten bereits vollständig ausgebildet vorgelegen haben. Aus der Unziale und Kursive sind dann alle späteren im Mittelalter angewandten Schriften hervorgegangen, vor allem die Halbunzialschrift.

Übrigens ist Kapital- und Unzialschrift, selbst als andere Schriftarten schon aufgekommen waren, immer noch angewandt worden und in gewissem Sinne hat ihr Gebrauch niemals aufgehört, denn sie wurde wenigstens in Überschriften oder Initialbuchstaben das ganze Mittelalter hindurch verwandt.[5] Die alte Kapital- und Unzialschrift war aber im Verlauf der Jahrhunderte degeneriert, namentlich die Unziale hatte überaus rohe, geschmacklose Formen angenommen. So war eine Reform dringend nötig. Sie vollzog sich im Karolingischen Zeitalter, wahrscheinlich unter dem Einflusse angelsächsischer Schreiber und möglichenfalls unter der unmittelbaren Einwirkung der Kalli-

[1] Eine hübsche Auswahl solcher Schreibunterschriften giebt Wattenbach a. a. O. S. 416 ff. Es finden sich auch solche in deutscher Sprache, die älteste aus dem 9. Jahrh. (MSD XV b). — [2] Es ist natürlich unmöglich ohne Schriftproben oder Abbildungen von Buchstaben das volle Verständnis des Folgenden zu erlangen. — [3] Vorrede zum Hiob. — [5] Vgl. Hübner, *Exempla scripturae epigraph. lat.* S. XXXVIII und 410.

graphenschule von St. Martin in Tours.[1] Die Schrift wurde von vollendeter Regelmässigkeit, die Formen der Buchstaben überaus fein, die Verhältnisse derselben zeigen genaueste Berechnung und Messung. In dieser Prachtschrift sind ganze Handschriften, alle zu kirchlichem Gebrauch hergestellt worden, und diente sie weiter sowohl in karolingischer Zeit als noch lange nachher zu Initialen.

Für die Weiterentwickelung der Schrift ist dann auch die Halbunziale[2] von grosser Wichtigkeit gewesen. Man darf jetzt mit voller Bestimmtheit behaupten, dass diese Schrift im Anfang des sechsten Jahrhunderts schon ausgebildet war. Erhalten hat sich ihre Anwendung bis tief in das neunte Jahrhundert hinein. Die Halbunziale bestand aus dem Bestreben die Unziale schreibfähiger zu machen, und man gelangte zu diesem Ziele, indem man einzelne Elemente aus der Kursive aufnahm, andererseits aber auch einzelne Unzialbuchstaben so veränderte, dass man sie bequemer und rascher schreiben konnte. Es geschah dies dadurch, dass man die Buchstabenformen kürzte, einbog oder unter die Linie zog. Man gestaltete die Buchstaben schmaler, man braucht nicht mehr soviel Platz für den einzelnen, als es in der Unziale der Fall war, man strebt auch nach einfacheren, durch Grundstriche zu erzielenden Formen, macht also bei manchen Buchstaben die gebogenen Unzialformen (die einen starken Schwung des Schreibrohrs verlangten) geradlinig. Charakteristisch für die Halbunziale ist die strenge Beibehaltung des Majuskel-N gewesen. Wir können mit grosser Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die Halbunziale in Italien ausgebildet wurde. Frühzeitig kam sie von hier mit den von den Päpsten ausgesandten Missionaren nach England, und hier wirkte sie fruchtbringend ein auf die Weitergestaltung der Schrift. Zunächst entwickelte sich aus ihr die sogen. angelsächsische Halbunziale, aus dieser wiederum die angelsächsische Minuskel. Als dann im Zeitalter Karls des Grossen auch in der Schrift sich eine Reform anbahnte, sind es angelsächsische Schreiber gewesen, die zu Lehren im Frankenreiche berufen worden sind. St. Martin in Tours, das berühmte Kloster dem Alcuin vorstand, wurde Sitz einer blühenden und überaus thätigen Kalligraphenschule. In ihr hat sich bis zum neunten Jahrhundert die Halbunziale erhalten, in einer Form die wir Karolingische Halbunziale[3] zu nennen und als eigentümliches Kennzeichen dort entstandener Handschriften zu erklären berechtigt sind.

Die sogenannten Nationalschriften, dürfen wir hier, mit Ausnahme der irisch-angelsächsischen Schrift übergehen, weil sie zur Fixierung deutscher Denkmäler niemals angewandt worden sind. Irische und angelsächsische Mönche dagegen haben sich an den verschiedenen Orten des europäischen Festlandes festgesetzt und in den von ihnen gegründeten Klöstern fleissig geschrieben. Der Ausdruck Scriptura Scotica ist dann sowohl für irische als für angelsächsische Schrift gebraucht worden. Von deutschen Klöstern, in denen namentlich diese Schrift lange gepflegt wurde, sind Fulda und St. Gallen vorzugsweise zu nennen.[4] Charakteristisch für die irisch-angelsächsische Schrift sind namentlich die leicht miteinander zu verwechselnden Formen der drei Buchstaben p, r und s. Auch ist zu erwähnen, dass die Schreiber es lieben Initialbuchstaben durch herumgesetzte farbige Punkte auszuzieren.

Wichtiger ist jedoch die reine Minuskelschrift für uns. Ihr Wesen besteht darin, dass jeder Buchstabe für sich, getrennt von dem anderen ge-

[1] Vgl. Delisle, *Mémoire sur l'école calligraphique de Tours au IXe Siècle.* (Mémoires de l'Institut. Académie des Inscriptions et Belles Lettres. XXXII. 2. S. 29 ff). Eine Zusammenstellung in meinen Schrifttafeln Tafel 29. — [2] Der Name stammt von Schönemann her und hat sich jetzt überall eingebürgert. — [3] Ihre charakteristischen Kennzeichen zählt Delisle auf a. a. O. S. 31. — [4] Vgl. Wattenbach, *Anleitung* S. 28—34.

schrieben wird, und dass alle Buchstaben möglichst senkrecht auf der Linie stehen. Ligaturen werden nur ungemein wenig angewandt und verschwinden zuletzt so gut wie ganz.

Die Minuskel ist eine naturgemässe Weiterentwickelung der Halbunziale, mit starker Einwirkung, oder richtiger gesagt, unter Nachwirkung der Kursive, vor allem der merovingischen Kursive. Sie ist bereits in Handschriften, die wir noch der merovingischen Zeit zuzuschreiben haben, nachzuweisen, und ist deshalb schon die Annahme, als ob die Minuskel erst ein Produkt der karolingischen Zeit sei, abzuweisen. Charakteristisch für diese ältere Minuskel ist die Keulenform der über die Zeile hervorragenden Schrift von b, d, h, l, des fast stets offenen a, die eigentümliche Gestaltung des g im unteren Zuge. Die Buchstaben haben alle eine etwas breite Gestalt, was sich am auffälligsten beim o zeigt. Die Trennung der Worte ist nicht durchweg beobachtet worden, die Interpunktion nur allzuoft noch ganz willkürlich. Aus dieser ältesten Minuskel ging dann die karolingische Minuskel hervor. Wie weit bei ihrer Ausbildung die im Reiche Karls des Grossen überall unter Fürsorge des Königs entstandenen Schreibschulen, namentlich die von St. Martin in Tours, welchem Kloster Alcuin von 796 bis 804 vorstand, beteiligt waren, wird sich nicht mehr beweisen lassen, da wir mit absoluter Sicherheit keine Handschrift dem Ausgang des achten und Anfang des neunten Jahrhunderts und diesem Kloster zuweisen können.[1] Dagegen liegen uns aus der späteren Zeit, wohl von c. 820 ab, eine ganze Reihe von Erzeugnissen der Kalligraphenschule in Tours vor, und in ihnen neben der dieser Schule eigentümlichen, schon oben erwähnten, Halbunziale, auch eine Minuskel. Die letztere zeigt volle Ausbildung. Die runden Formen überwiegen zwar noch immer, aber es zeigt sich doch schon das Bestreben, die Buchstaben schlanker zu machen. Auch die keulenförmigen Verdickungen der Oberschäfte nehmen mehr und mehr ab und zeigen geradere Gestaltung. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts ist diese Schrift überall durchgedrungen. Aus ihr entwickelten sich gegen Ende des neunten und im Laufe des zehnten Jahrhunderts zwei verschiedene Schriftformen. Die eine geht in dem, schon am Ende des neunten Jahrhunderts bemerkbaren Streben nach Zierlichkeit und nach schmalerer Gestaltung der Buchstaben noch weiter, sie drängt die Buchstaben ziemlich hart zusammen, macht gefällige Rundungen, vermeidet aber, wenn irgend möglich starken Druck und starke Umbiegung. Die andere Art, die nicht ungeschickt »nachkarolingische Minuskel« genannt[2] wird, macht gleichmässige, kräftige, auch stark rundliche Gestalt aufweisende Buchstaben. Schnörkel vermeidet diese Schrift vollständig, ebenso werden die Buchstaben noch nicht an den oberen oder unteren Enden ausgeziert. Beide Schriftarten haben sich durch das elfte Jahrhundert erhalten, man kann sie noch leicht unterscheiden. Die Festigkeit und Gleichmässigkeit der Züge ist in beiden in gleichem Masse vorhanden.

Im zwölften Jahrhundert beginnt ein Umschwung. Man kann ihn dahin definieren, dass die Herrschaft des Schnörkels beginnt. Anstatt der Rundungen der einzelnen Buchstaben oder Buchstabenteile, treten Brechungen und Verschlingungen auf. Auch beginnt man die Buchstabenenden durch feine Strichelchen auszuzieren. Immer aber zeigt sich noch in den Buchstaben

---

[1] Gegen meine Annahme, dass das Cod. Colon. 106 zwischen 796—804 im Martinskloster geschrieben, hat Wattenbach *Anleitung 35* Bedenken geäussert. Ich habe in der Vorrede zur Neuauflage des zweiten Heftes meiner Schrifttafeln versucht zu zeigen, dass die Handschrift doch im Martinskloster entstanden ist. Eine Menge Wahrscheinlichkeitsgründe wenigstens sind dafür vorhanden. — [2] Von Sickel, *Das Privilegium Otto I. für die römische Kirche vom J. 962.* Innsbruck 1883.

starker Druck, feine Linien sind selten. Im dreizehnten Jahrhundert dagegen wird die Verzierungssucht immer stärker, die Züge werden schlanker, der Buchstabenschaft spaltet sich wohl am oberen und unteren Ende, ja man verziert die Buchstaben selbst da, wo es nicht notwendig ist. Die Formen zeigen trotz allen Schnörkels doch viel Brechungen.

Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts vollzog sich ein weiterer Umschwung. Auch hier kann man die entstandenen Schriftarten in zwei grosse Klassen teilen; in die gotische oder Mönchsschrift und in die Minuskel-Kursive. Die erstere geht aus der alten Minuskelschrift dadurch hervor, dass jede runde Biegung möglichst vermieden wird, man an ihre Stelle eine mehr oder weniger scharfwinkelige Brechung treten lässt. An den Endstellen, ja selbst bisweilen an den Brechungspunkten, werden feine Verzierungsstriche, sogenannte Haarstriche, angebracht. Die Buchstaben sind gross, fett und mit scharfem Druck geschrieben. Der Eindruck, den die Schrift macht ist kein schöner. Trotzdem ging aus dieser Schriftart unsere deutsche Druckschrift hervor.

Die Minuskel-Kursive bildet sich unter dem Bedürfnis rasch und viel schreiben zu können. Man kann sagen, dass die Minuskel des Mittelalters mehr gemalt als geschrieben wurde. Im dreizehnten Jahrhundert wurde das Schreiben immer mehr und mehr Gemeingut. Welche Gründe dies gehabt, ist leicht zu erkennen. Mit der Selbständigkeit des Fürstentums, der Städte, wuchs die Notwendigkeit eine eigene Kanzlei zu haben. Das Studium ergriff immer grössere Kreise, selbst Laien lernten jetzt in grosser Anzahl lesen und schreiben. Und endlich darf man es nicht gering anschlagen, dass im Papier ein billigerer Beschreibstoff auf kam und die Verbreiterung der Literatur erst damit ermöglicht wurde. So entsteht dann ganz folgerichtig eine neue Schreibweise. Der Ursprung derselben ist noch nicht aufgeklärt, und ist es wahrscheinlich, dass sie in Italien, vielleicht schon in der Kanzlei Friedrich II. aufgekommen ist. Das Charakteristische dieser Schrift ist, dass die einelnen Buchstaben dicht aneinander gestellt sind und dass sie vermittelst der auslaufenden Verzierungsstriche mit einander verbunden erscheinen; dass man in ein und demselben Grundzug möglichst Brechungen vermeidet, dass die über die Zeile hervorragenden Schäfte der Buchstaben wenn irgend angängig mit einem Kopf (oder Schleife) gebildet werden. Diese Schrift erhielt sich fast unverändert vom vierzehnten Jahrhundert an das ganze fünfzehnte hindurch. Aus ihr hanptsächlich ist unsere heutige deutsche Schreibschrift hervorgegangen.

Mit der ursprünglich zur Fixierung lateinischer Schriftwerke ausgebildeten Schrift, übernahm man auch das Abkürzungssystem.[1] Freilich hatte man es bei der deutschen Sprache mit ganz anderen Verhältnissen zu thun und konnte deswegen die Fülle von lateinischen Abkürzungen nicht verwenden. So ist dann deutsch fast ganz ohne Abkürzung geschriehen worden. Am häufigsten finden sich *un* mit herübergesetztem Strich für *unde*, und der Strich durch den Buchstaben oder der neben den Buchstaben gesetzte geschlängelte Strich für *er*. Auch einfacher Strich über einem Vokal zur Andeutung des zu ergänzenden *m* oder *n* kommt vor. In der Schrift des neunten Jahrhnnderts findet sich auch bisweilen das runische Zeichen ƿ und ᛉ.

Die Initialornamentik ist in deutschen Handschriften dieselbe wie in lateinischen. Für Initialen wurde vom Schreiber Raum gelassen und die Initiale entweder in demselben ganz fein vorgezeichnet, so dass sie später

[1] Sehr interessante Bemerkungen darüber bringt Sickel, *Acta regum et imperatorum Karolinorum*, Wien 1867, I, 305 ff.

von der aufgetragenen Farbe bedeckt wurde, oder sie wurde am Rande vorgezeichnet, und konnte beim Einbinden mit abgeschnitten werden u. a. m.

Bisweilen ist aber die Initiale auch nicht vorgeschrieben und dann wohl falsch ergänzt worden. Seit dem zwölften Jahrhundert ist es nach italienischen Vorbildern Sitte geworden, die Initialen abwechselnd rot und lichtbau zu machen, oder eine rote mit lichtblauen Strichen zu verzieren und umgekehrt. In früherer Zeit hat man die Initialen fast nur mit Rot gemacht. Zu bemerken ist, dass seit dem dreizehnten Jahrhundert auch oft Anfangsbuchstaben von Sätzen oder Zeilen mit einem roten Strich noch besonders ausgeziert wurden.

Dass in den mittelalterlichen deutschen Handschriften auch oft Malereien vorkamen, ist bekannt genug. Es gehört dies aber weit mehr in das Gebiet der Kunstgeschichte als der Paläographie.

Ein Durchlesen der fertig gestellten Handschrift zum Behuf der Verbesserung etwaiger vom Schreiber begangener Fehler, lässt sich auch bei vielen deutschen Handschriften nachweisen. Besserungen konnten dann durch Überschreiben, Ergänzungen am Rande u. s. w. vorgenommen werden. War ein Buchstabe oder ein Wort zu tilgen, so wurde es entweder ausgestrichen oder durch darüber, resp. darunter- und resp. darunter- und darübergesetzte Punkte als wegfallend bezeichnet. Ergänzungen wurden durch besondere Verweisungszeichen kenntlich gemacht, ebenso Umstellungen. Dasselbe geschah auch bisweilen bei Glossen, wenn dieselben nicht gleich über die Linie, sondern an den Rand geschrieben wurden. Zu beachten ist natürlich in jedem Einzelfall, ob Verbesserungen, Ergänzungen u. s. w. vom Schreiber aus eigener Kenntnis oder auf Grund der Vorlage, beziehentlich eines anderweitigen Exemplars, vorgenommen wurden. Von Zahlen waren anfänglich nur die lateinischen üblich, die arabischen Ziffern werden in deutschen Handschriften nicht vor dem vierzehnten Jahrhundert nachweisbar sein.

Nur Weniges sei anhangsweise über die Urkunden gesagt. Im Allgemeinen genügt es jetzt auf Bresslaus ausgezeichnetes Buch *Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien.* Erster Band, Leipzig 1889 zu verweisen.[1]

Während die Kenntnis der Paläographie sich in stetigem Forschnitt entwickelt hatte, war im Gebiet der Urkundenlehre, man kann sagen, schon seit Mabillon, ein Stillstand eingetreten. Erst in unserem Jahrhundert, zum Teil erst in den letzten fünfundzwanzig Jahren, ist Abhilfe geschaffen worden. Theodor Sickel ging voran, eine ganze Anzahl jüngerer Forscher sind in seine Fussstapfen getreten. Erst jetzt kann man behaupten, dass wir allmählich eine wissenschaftliche Urkundenlehre erhalten. Der Germanist wird freilich die Urkunde anders betrachten als der Jurist und der Historiker. Für die letzteren ist die Urkunde eine geschichtliche Quelle, für den Germanisten — wenn er nicht auf dem Standpunkt des Literaturhistorikers steht — nur ein Sprachdenkmal.

Urkunden in deutscher Sprache sind erst seit dem dreizehnten Jahrhundert bekannt. Als älteste im Original noch vorhandene Urkunde hatte man bis vor kurzer Zeit die von König Konrad IV. am 15. Juli 1240 erlassene, die

[1] Bresslau verzeichnet auch, sei es in dem seinem Werk vorangeschickten Bücherverzeichnis, sei es an verschiedenen Stellen seines Buches selbst, die verschiedenen früher erschienenen Bücher über Urkundenlehre, sowie die in der Neuzeit herausgekommenen Abbildungen von Urkunden. Von letzteren mache ich nur auf die von Sickel und Sybel herausgegebenen Kaiserurkunden in Abbildungen aufmerksam. Bis jetzt sind davon neun Lieferungen erschienen. Man kann sich aus denselben auch am Besten über die eigentümliche Schrift der Kaiserurkunden unterrichten.

einen Vergleich zwischen Kaufbeuren und Folkmar von Kemenathen bestätigt,[1] angesehen. Jetzt muss dafür eine Urkunde gelten, welche am 12. November 1221 von den Brüdern Johann und Ludwig von Mülinen ausgestellt worden ist.[2] Aber immer sind in den ersten sechzig Jahren des dreizehnten Jahrhunderts Urkunden in deutscher Sprache sehr selten, erst von da nimmt ihre Zahl zu, in Sachsen werden sogar vor dem Jahr 1270 gar keine nachweisbar sein. Aus der deutschen Reichskanzlei ist erst am 1. Februar 1275 eine deutsche Urkunde wiederum hervorgegangen. Von da ab mehren sich die Fälle, namentlich sind die Privaturkunden hier vorangegangen, während in der Reichskanzlei es bis auf die Zeiten Heinrich VII. ganz vereinzelt vorkam, unter diesem König dann wieder ganz unterblieb, während in der Regierungszeit Ludwig des Baiern allmählig es immer häufiger geworden ist, dass die kaiserliche Kanzlei die Urkunden in deutscher Sprache ausfertigte.

Was nun die Urkunden des früheren deutschen Mittelalters betrifft, so ist es bekannt, dass sie alle in lateinischer Sprache ausgefertigt sind. Trotzdem sind sie ein wichtiges Denkmal auch für die Erkenntnis der germanischen Sprachen. Allerdings steht eine Urkunde wie die ganz deutsche Würzburger Grenzbeschreibung[3] vereinzelt da, aber manchmal finden sich doch auch in den Urkunden deutsche, zur Erklärung beigesetzte Worte,[4] und dann sind die Urkunden namentlich wichtig für die in ihnen uns entgegentretenden deutschen Eigennamen. Freilich wird dabei stets zu beachten sein, in welcher Gestalt uns die betreffenden Urkunden überliefert sind, ob im Original oder in Kopie, und wird natürlich, wenn das letztere der Fall ist, stets zu untersuchen sein, ob der Abschreiber seine Vorlage getreu wiedergeben konnte und wollte, oder ob er sich Veränderungen erlaubt hat. Auch bei Originalen wird stets zu untersuchen sein, in welchem Dialekt der Schreiber die Namen wiedergibt. Es ist weiter zu beachten, dass trotz mancher neuen Publikation, doch ein sehr grosser Teil der Urkunden nur in alten schlechten Drucken vorliegt. Für die Kaiserurkunden sind von alles umfassenden Sammlungen, die den heutigen wissenschaftlichen Anforderungen genügen, die in der Abteilung der *Monumenta Germaniae historica,* Kaiserurkunden veröffentlichten Urkunden aus der Zeit Otto I. und Otto II. zu nennen,[5] alle anderen aus der Reichskanzlei geflossenen Urkunden müssen wir aus Einzeldrucken[6] zusammenlesen, über welche am Besten die Böhmerschen zum Teil in Neubearbeitung vorliegenden Regesten, so wie die von Stumpf-Brentano gegebenen Verzeichnisse Auskunft erteilen. Eine Zusammenstellung derselben findet man in Dahlmann-Waitz, *Quellenkunde der deutschen Geschichte,*[5] S. 27 ff.[7]

---

[1] Druck in Huillard-Bréholles, *Historia diplom. Friederici II, 5, 1200.* Abbildung in den *Kaiserurkunden in Abbildungen,* Lief. VI. Tafel 19. Vgl. jedoch Bresslaus Bedenken a. a O. 604, n. 1. — [2] Nach Bresslau a. a. O. S. 988 (vgl. auch *Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtckunde,* 14, S. 445) gedruckt im *Anzeiger für Schweizerische Geschichte* 1888, Nr. 3 S. 230. — [3] Müllenhoff und Scherer, Denkmäler[2], Nr. 64,2. — [4] Z. B. Urkunde Otto I. für Utrecht, 944 Nov. 26 (Mon. Germ. Kaiserurkunden I. 144: bestias insuper quę Teutonica lingua elo aut scelo appellantur. In dem Weissenburger Landfrieden Friedrich I. 1179 Februar 18 (Böhmer Acta Imperii selecta S. 130 f.) steht z. B. (S. 130) venatores et ferarum indagatores, quos weidelude dicimus, S. 131 (letzte Zeile) et qui eos hospitantur qui dicuntur cern. — [5] Ich übergehe hier die gänzlich verunglückte Ausgabe der merovingischen Königsurkunden u. s. w. von K. Pertz. — [6] Mit Ausnahme der Urkunden Friedrich II, die von Huillard-Bréholles in der *Historia diplomatica Friderici II.* herausgegeben sind, soweit sie damals diesem Forscher zugänglich waren. — [7] Ebenda werden auch von S. 28 an die hauptsächlichsten Urkundensammlungen aufgeführt.

V. ABSCHNITT.

SPRACHGESCHICHTE.

1. PHONETIK

VON

EDUARD SIEVERS.

Allgemeine Literatur: A. M. Bell. *Visible Speech*, London 1867. — E. Brücke. *Grundzüge der Physiologie u. Systematik der Sprachlaute*[2], Wien 1876. — A. J. Ellis, *On Early English Pronunciation*, Lond. 1869 ff. — J. A. Lundell, *Det svenska landsmålsalfabetet*, in den Svenska Landsmålen 1, 13 ff. — E. Seelmann, *Die Aussprache des Lat. nach physiol.-histor. Grundsätzen*, Heilbr. 1885. — E. Sievers, *Grundzüge der Phonetik*[3], Leipz. 1885 (mit Literaturverzeichnis). — H. Sweet, *Handbook of Phonetics*, Oxf. 1877; *History of English Sounds*, Oxf. 1888 (daneben eine Reihe wichtiger Spezialabhandlungen). — J. Storm. *Englische Philologie*, Heilbr. 1881; *Norsk Lydskrift med Omrids af Fonetiken*, in der Norvegia 1, 132 ff. — F. Techmer, *Phonetik*, Leipz. 1880 (mit Literarurverzeichnis); *Naturwiss. Analyse u. Synthese der hörbaren Sprache*, Internat. Zs. f. allg. Sprachwiss. 1, 69 ff. — M. Trautmann, *Die Sprachlaute*, Leipz. 1884—86. — W. Vietor, *Elemente der Phonetik u. Orthoepie des Deutschen, Engl. u. Franz.*[2], Heilbr. 1887. — J. Winteler, *Die Kerenzer Mundart*, Leipz. 1876. — Vieles Einzelne in Techmer's Internat. Zeitschr. für allgem. Sprachwissenschaft, Leipz. 1884 ff., Vietor's Phonetischen Studien, Marburg 1888 ff., und den Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen, Stockh. 1879 ff.

Wie für alle empirischen Wissenschaften, so bildet auch für die Sprachwissenschaft die genaue Untersuchung und Feststellung des ihr unterliegenden Objektes in all seinen empirisch gegebenen Formen die erste Aufgabe. Dabei ist es von vorn herein klar, dass die untersuchende Thätigkeit zunächst analytischer Art sein muss; denn es handelt sich bei der Sprache um sehr komplizierte Gebilde, deren letzte Elemente nirgends isoliert vorliegen, mithin nur durch Abstraktion gewonnen werden können. Erst nachdem diese Elemente durch fortschreitende Analyse deutlich erkannt und sicher festgestellt sind, kann und darf man auch zu synthetischer Darstellung des Baues einer Sprache oder der Sprachen überhaupt vorgehen.

Fragen wir nun weiter, was denn als die eigentliche empirisch gegebene Grundlage der Sprachanalyse zu gelten habe, so ergibt sich leicht, dass Sprache in concreto die Summe der einzelnen Äusserungen ist, welche von den sprechenden Individuen vermittelst der Sprechwerkzeuge gemacht werden; anderes,

wie namentlich geschriebene Äusserungen, kommt es als sekundär oder als blosses Ersatzmittel für die gesprochene Sprache erst in zweiter Linie in Betracht.

Eine jede gesprochene Äusserung ist nun weiterhin zunächst eine in sich geschlossene Lautmasse, welche in einem gegebenen Zusammenhange (sei es der Rede, sei es der Situation überhaupt) einen bestimmten Sinn (Gedanken oder Stimmung) zum Ausdruck bringen soll und in diesem Sinne von dem Hörenden verstanden wird. Ohne Rüksicht auf die etwaige logische Gliederung wie auf die Länge des Gesprochenen lässt sich eine jede solche Äusserung als Satz bezeichnen: denn für die Verständlichkeit der Äusserung in ihrem Zusammenhang ist es gänzlich gleichgiltig, ob sie etwa aus einem einzigen 'Wort' oder einer einzigen 'Silbe' besteht (vgl. Äusserungen wie *ja, nein, hier, dort;* ferner Interjektionen u. dgl.), oder ob sie eine längere oder kürzere Reihe sogen. 'Wörter' oder, allgemeiner gesagt, Teilglieder des Sinnes enthält, die zu einander in einem bestimmten logischen Verhältnis stehen.

Für die wissenschaftliche Sprachbetrachtung ist hiernach die Satzanalyse die erste Aufgabe.

Dieselbe kann aber wiederum von sehr verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen. Man kann z. B. den Satz, der einen begreiflich teilbaren Inhalt besitzt, logisch oder begrifflich in Wörter zerlegen, d. h. aus ihm die Träger der Einzelbegriffe aussondern aus denen sich der Gesamtinhalt des betreffenden Satzes aufbaut. Die Gesamtanalyse der erreichbaren Sätze einer Sprache im engeren Sinne lehrt uns so den Wortschatz derselben kennen. Anhangsweise gehört hierher die begriffliche Seite der Wortbildungslehre. Andererseits kann man den Satz analysieren mit Rücksicht auf die Bindemittel, welche die Beziehungen der Wörter zu einander ausdrücken. Das wäre syntaktische Analyse. In ihr Gebiet fallen z. B. die Lehre von den Funktionen der einzelnen Endungen, die Lehre von der Wortstellung, die Lehre vom Satzaccent sofern es sich um die Unterscheidung verschiedener Satzarten u. dgl. handelt. Hieran schliesst sich dann die Formenlehre oder Flexionslehre, welche sich mit der äusseren Gestalt der flexivischen Bindemittel des Satzes beschäftigt. Endlich aber kann die Satzanalyse, von dem Inhalt und der grammatischen Form des Gesprochenen ganz absehend, ihr Augenmerk lediglich auf dessen Lautmassen und ihre Erzeugung richten. Das führt zu der Disziplin der allgemeinen Phonetik. Auch diese ist ein notwendiger Bestandteil der Sprachwissenschaft. Nur auf Grund genauer phonetischer Erkenntnis lässt sich eine Lautlehre im engeren Sinne des Wortes aufbauen, und auch ein grosser Teil der Syntax ist ohne phonetische Einsicht nicht zu verstehen.

Für diese phonetische Analyse mit Rücksicht auf ihre Verwendung für die Sprachwissenschaft einige Gesichtspunkte zu geben ist die Aufgabe der folgenden Erörterungen.

1. DAS MENSCHLICHE SPRACHORGAN UND SEINE THÄTIGKEIT.

§ 2. Das menschliche Sprachorgan besteht aus zwei wesentlich verschiedenen Teilen mit wesentlich verschiedener Funktion. Diese sind:

a) Der Respirationsapparat oder Luftapparat, d. h. die Lungen mit dem dazu gehörigen Muskelsystem, welches die Einziehung der Luft in die Lungen und die Ausstossung aus denselben regelt. Gesprochen wird fast ausschliesslich mit ausströmender Luft. Man kann also in Kürze sagen, dass die Aufgabe des Respirationsapparates ist den zum Sprechen nötigen Exspirationsstrom zu liefern. Die Exspiration geschieht beim Sprechen in kürzeren oder längeren, nach Zeitdauer und Stärke regulierten Stössen, die wir Exspirationsstösse nennen.

b) Der Sprechapparat im engeren Sinne. Derselbe besteht aus drei dem Luftapparat vorgelagerten Teilen: dem Kehlkopf, dem Mundraum und dem Nasenraum. Die beiden letzteren fasst man auch unter dem Namen Ansatzohr zusammen. Kehlkopf und Ansatzohr dienen dazu, durch Bearbeitung des aus den Lungen kommenden Exspirationsstroms die verschiedenen Schälle zu schaffen, aus denen sich die Sprache zusammensetzt. Die Bearbeitung geschieht entweder durch schallbildende Hemmung des Luftstromes (dadurch dass man den Luftstrom durch eine Enge hindurchtreibt, wie bei *f, s, sh,* oder ihn für einen Augenblick ganz absperrt, um ihn hernach explodieren zu lassen, wie bei *p, t, k*), oder durch resonatorische Modifikation eines irgendwo erzeugten Schalles. Beide Arten der Einwirkung des Sprechapparates auf den zum Sprechen dienenden Luftstrom sind bei allen Sprachschällen mit einander verbunden,

§ 3. Der wichtigste Bestandteil des Kehlkopfes sind die Stimmbänder und der zwischen ihren Rändern liegende Spalt, die Stimmritze oder die Glottis. Beim Sprechen können die Stimmbänder vier wesentlich verschiedene Stellungen einnehmen:

a) Die Stimmritze ist weit geöffnet wie beim Atmen. Der Exspirationsstrom geht dann durch sie hindurch ohne in ihr einen Schall zu erzeugen.

b) Die Stimmritze ist soweit verengt, dass der durchgehende Luftstrom die Stimmbänder in Tonschwingungen versetzt. Der so erzeugte Ton heisst Stimmton oder Stimme.

c) Die Stimmritze ist soweit verengt, dass der durchgehende Luftstrom an ihren Rändern nur ein reibendes Geräusch, das sog. Flüstergeräusch oder die Flüsterstimme hervorbringt.

d) Die Stimmritze ist geschlossen. Dieser Schluss dient teils dazu, den Exspirationsstrom momentan abzusperren, teils dazu die Luft unterhalb der Stimmritze anzustauen und hernach durch plötzliche Öffnung explodieren zu lassen.

§ 4. Der Mundraum wirkt teils als Ganzes (als Hohlraum, Resonanzraum) resonatorisch, teils dient er durch stufenweise Verengung bis zum völligen Verschluss zur Bildung von Schällen. Um diese Wirkungen im Einzelnen verfolgen zu können, bedarf man einer Übersicht über seine Gestalt und seine beweglichen Teile.

a) Der Mundraum ist zwischen dem festen Oberkiefer und dem beweglichen Unterkiefer eingebettet. Letzterer bewegt sich auch beim Sprechen um zwei feste Drehpunkte. Den Winkel den Ober- und Unterkiefer mit einander bilden und dessen Scheitel in jenen Drehpunkten liegt, nennt man den Kieferwinkel.

b) Nach aussen zu ist der Mundraum begrenzt durch die Lippen, welche teils passiv den Bewegungen des Unterkiefers folgen (passive oder neutrale Lippenlage), teils durch einen eigenen Muskelapparat aktive Bewegungen ausführen können. Von den letzteren gibt es drei verschiedene Arten: *α*) Spaltförmige Ausdehnung der Lippenspalte durch Zurückziehen der Mundwinkel, wie gelegentlich beim hellen *i*; *β*) Rundung, d. h. eine mehr oder weniger ringförmige oder ovale Verengung der Mundöffnung wie bei *u, o, ü, ö*; *γ*) Vorstülpung, wie zum Teil ebenfalls bei *u, o, ü, ö* und gewissen Arten des *sch*.

c) Im Unterkiefer ruht die äusserst bewegliche und grösster Gehaltveränderung fähige Zunge. Man unterscheidet bei ihr die Zungenspitze, das Zungenblatt, d. h. den oberen Streifen der Vorderzunge unmittelbar hinter dem Zungenrand, und den Zungenrücken, den man wieder in einen vorderen, mittleren und hinteren Teil zerlegen hann. Die Bewegungen der Zunge

sind teils selbständig, teils folgt sie den Bewegungen des mit ihr zusammenhängenden Kehlkopfs, so dass sie bei aufsteigendem Kehlkopf vorgeschoben, bei sinkendem Kehlkopf zurückgezogen wird.

d) Am Oberkiefer sind folgende Teile zu unterscheiden: *α*) die Zähne; *β*) die Alveolen der Oberzähne, d. h. der nach hinten convex gewölbte Teil des Oberkieferknochens in welchem die Oberzähne stecken; *γ*) der daran sich anschliessende, concav gewölbte harte Gaumen oder vordere Gaumen, der etwa bis zur Mitte des Mundes reicht; *δ*) der weiche Gaumen oder hintere Gaumen, eine bewegliche Muskelplatte zwischen Mundraum und Nasenraum, durchzogen von dem Muskelring des vorderen Gaumenbogens und auslaufend in den Muskelring des hinteren Gaumenbogens. In seiner Mitte hängt nach hinten das Zäpfchen oder die Uvula noch etwas über den Rand des hinteren Gaumenbogens herab.

Eigene Bewegungen hat von diesen Teilen nur der weiche Gaumen; er kann nach vorn und unten an den hinteren Zungenrücken, oder nach hinten und oben an die hintere Rachenwand (§ 4, e) angepresst werden, oder zwischen beiden frei schweben.

e) Durch die Öffnung zwischen Zunge und weichem Gaumen erblickt man bei weit geöffnetem Munde die hintere Rachenwand, welche den Mundraum nach hinten zu begrenzt. Sie verläuft nach oben in die Wandung des Nasenraumes, nach unten in die der Speiseröhre, welche unmittelbar hinter dem Kehlkopf und der Luftröhre liegt.

§ 5. Der Nasenraum liegt oberhalb des Mundraums, durch harten und weichen Gaumen von diesem getrennt, und mit Ausnahme des letzteren von lauter festen Wänden umgeben. Er dient fast ausschliesslich als Resonanzraum, selten zur Erzeugung von Reibegeräuschen (bei stimmlosen Nasalen). Seine Kommunikation mit Kehlkopf und Mundraum wird durch die Stellungen des weichen Gaumens geregelt. Bis zur Rachenwand gehobenes Gaumensegel sperrt den Nasenraum von Mundraum und Kehlkopf ab, bis zum Zungenrücken gesenktes lässt Kehlkopf und Nasenraum kommunicieren mit Ausschluss des Mundraums; freischwebendes Gaumensegel bedingt Kommunikation aller drei Hohlräume.

§ 6. Artikulation und Ruhelage. Das Sprechen geschieht durch planmässig und kunstvoll geregelte Gegenwirkungen des Luftapparats und Sprechapparats (§ 2). Für diese Regelung in allen ihren Teilen gebraucht man neuerdings den Ausdruck Artikulation. In engerem Sinne bezieht man jedoch auch jetzt noch dieses Wort auf die spezifischen Einstellungen des Sprechapparates, welche durch Bearbeitung des bereits mit geregeltem Drucke aus dem Luftapparat kommenden Luftstrommes die einzelnen Sprechschälle erzeugen. Man spricht also z. B. auch von der Artikulation eines *a*, *f*, *s* lediglich mit Rücksicht auf die bei ihrer Bildung vorhandenen Stellungen des Sprechapparates, ohne des zur thatsächlichen Hervorbringung dieser Schälle notwendigen Luftstroms zu gedenken.

Während des ruhigen Atmens befindet sich der Sprechapparat in der sogen. Ruhe- oder Indifferenzlage, welche bequemes Durchströmen des Atems gestattet. Diese Ruhelage ist die natürliche Grundlage für die einzelnen Artikulationsbewegungen des Sprachapparats, und wird mit Rücksicht darauf auch als Artikulationsbasis bezeichnet. Sie zeigt bei den einzelnen Individuen wie bei grösseren Sprachgenossenschaften starke Schwankungen, auf denen ein guter Teil des spezifischen Charakters der betreffenden Sprache beruht. Die Feststellung der Artikulationsbasen gehört daher mit zu den wichtigsten Aufgaben der Phonetik.



2. DER SATZ UND SEINE GLIEDER.

§ 7. Silben und Sprechtakte. Ein gesprochener längerer Satz stellt sich unserem Gehöre zunächst dar als eine rhythmisch gegliederte Reihe von Schällen. Aus dieser sondert das Ohr weiterhin eine grössere oder geringere Anzahl von Teilstücken aus, die wir als Silben bezeichnen. So nennen wir z. B. den Satz *kommst du?* zweisilbig, den Satz *kommst du mit?* dreisilbig u. s. w. Es gibt aber auch einsilbige Sätze, wie *komm? geh? ja, nein* u. dgl.

Über dieser Gliederung des Satzes in Silben steht aber noch eine andere, durch welche der Satz erst den ihm anhaftenden rhythmischen Charakter bekommt. Die Einzelsilben eines mehrsilbigen Satzes pflegen nicht gleichwertig zu sein; vielmehr sind sie in der Regel gruppenweise so geordnet, dass sich schwächer gesprochene Silben mit einer stärker gesprochenen zu einer höheren rhythmischen Einheit verbinden. So haben wir in dem Satze *kommst du* | *morgen* | *wieder?* dreimaligen Wechsel von stärkerer und schwächerer Silbe, oder drei Silbengruppen, in denen jedesmal die erste Silbe als die stärkste dominiert. Nach ihrer Ähnlichkeit mit den musikalischen Takten pflegt man solche Gruppen Sprechtakte zu nennen.

In Hinsicht auf seine phonetisch-rhythmische Gliederung zerfällt der längere Satz mithin zunächst in Sprechtakte und diese können sich wieder in Silben zerlegen. Das Minimalmass eines Satzes ist ein Sprechtakt, das Minimalmass eines Sprechtaktes ist éine Silbe. Bei einem einsilbigen Satz wie *komm!* fallen also die Begriffe Satz, Sprechtakt, Silbe thatsächlich zusammen.

§ 8. Sprechtakt und Wort. Der rein phonetisch-rhythmische Begriff des Sprechtaktes ist nicht mit dem logisch-etymologischen Begriff des Wortes zu verwechseln. Im Zusammenhang der Rede fallen Wortgrenze und Taktgrenze zwar oft zusammen, wie etwa in dem Satze *sie* | *kommen* | *morgen* | *wieder;* aber dies ist nur zufällig, und in wohlgegliederter Rede, namentlich im Verse, soll es nicht zu oft eintreten; denn die Häufung von begrifflicher und rhythmischer Trennung (Wort- und Takttrennung) an derselben Stelle prägt die Trennungseinschnitte zu scharf aus und lässt somit die einzelnen Teile des Satzes zu sehr auseinanderfallen. Bei Kreuzung von Wort- und Takttrennung dagegen wird der begriffliche Bruch zwischen Wort und Wort durch die rhythmische Bindung und der rhythmische Bruch innerhalb des Wortes durch die begriffliche Zusammengehörigkeit der getrennten Stücke gemildert und dadurch ein vollkommenerer Wohllaut des Satzes erzielt.

Es verdient übrigens noch bemerkt zu werden, dass abgesehen von logisch oder rhetorisch besonders pointierter Sprechweise, wie sie namentlich dem gelehrten und schulmässigen Vortrage eigen ist, die rhythmische Gliederung des Satzes mächtiger zu sein pflegt als die etymologisch-logische nach Worten und grammatisch zusammengehörigen Wortgruppen. Besonders deutlich tritt dies wieder im Verse hervor.

§ 9. Über die Silbenzahl und die Gliederung der Takte lassen sich keine allgemeingültigen Bestimmungen geben. Wächst die Zahl der Silben, so zerlegt sich der Sprechtakt unwillkürlich in kleinere rhythmische Gruppen, vgl. z. B. Satzstücke wie *lústige* | *Léute* mit solchen wie *lústigè Ge*|*séllen* u. dgl. In wie weit man hier etwa selbständige Takte ansetzen soll, ist sehr oft gänzlich zweifelhaft.

§ 10. Begrenzung der Silben (Drucksilben und Schallsilben). Die Zerlegung der Rede in Silben welche unser Ohr vornimmt, beruht auf der Wahrnehmung von Diskontinuitäten in der Stärke der gehörten Schälle. Diese kommen in verschiedener Weise zu Stande:

a) **Primär** oder **willkürlich** durch Minderung und Verstärkung des beim Sprechen angewandten Nachdrucks, d. h. der Kraft mit welcher die zum Sprechen verwendete Luft aus den Lungen ausgetrieben wird (Exspirationsstärke). Ein mit gleicher Stimmstärke beliebig lange ausgehaltener Vokal (*ā*) macht z. B. nur den Eindruck einer Silbe; ebenso ein allmählich, aber gleichmässig anschwellender oder verklingender, oder anschwellender und verklingender Vokal (*a⃖*, *a⃗*, *a⃡*). Spricht man aber den Vokal abwechselnd lauter und leiser, auch ohne die Stimme ganz abzubrechen, so zerfällt der Vokal in so viel 'Silben' als Minderungen der Schallstärke vorgenommen werden, und in die Momente geringster Schallstärke verlegen wir die Grenzen der Silben. In ähnlicher Weise kann man auch Folgen von ungleichen Lauten mehr oder minder willkürlich auf verschiedene Weise in Silben zerlegen, z. B. die Folge *a-i-a* dreisilbig als *a-i-a* sprechen, oder zweisilbig als *ai-a*, *a-ia* oder *ai-ia* u. dgl. Silben, welche diesergestalt durch willkürlich geregelte Druckminima der Exspiration begrenzt werden, nennen wir **exspiratorische Silben** oder **Drucksilben**, ihre Grenzen **exspiratorische Grenzen** oder **Druckgrenzen**. Wir deuten dieselbe durch - zwischen den Grenzlauten an.

b) **Sekundär** oder **unwillkürlich** durch den Wechsel von Lauten von grösserer und geringerer Schallfülle auch bei gleichmässiger Stärke der Exspiration. Laute wie *i*, *u*, *l* z. B. sind bei gleicher Druckstärke weniger laut (besitzen weniger Schallfülle) als etwa *a*; denn bei dem letzteren kann die in der Kehle erzeugte Stimme wegen der weiten Öffnung des Mundes frei und ungehemmt erschallen, während die geschlossenere Stellung des Mundes bei *i*, *u*, *l* eine gewisse Dämpfung der Stimme hervorbringt. Daher können Folgen wie *aia*, *aua*, *ala* für das Ohr nicht einsilbig gesprochen werden, denn zwischen den beiden schallstärkeren *a* stehen die schallschwächeren *i*, *u*, *l*, und somit ist für das Ohr die massgebende Diskontinuität der Schallstärke gegeben, welche die genannten Komplexe als zweisilbig auffassen lässt. Silben welche so durch Minima der natürlichen Schallfülle unabhängig von der frei geregelten Druckstärke begrenzt werden, nennen wir **Schallsilben**, ihre Grenzen **Schallgrenzen**. Wir bezeichnen die letzteren durch ' über dem Laut geringster Schallfülle, z. B. *aìa*, *aùa*, *am̀a* u. dgl.

Die grösste Schallfülle besitzen die Vokale, innerhalb deren die Schallfülle sich im wesentlichen nach der Weite der Mundöffnung abstuft. Ihnen folgen die Liquidae und Nasale, diesen die Spiranten. Den Beschluss endlich bilden die Verschlusslaute. Möglich sind also einsilbige Folgen wie *mla*, *mra* oder *alm*, *arm*, aber nicht *lma*, *rma* oder *aml*, *amr*, weil hier die schallschwächeren *m* zwischen den schallvolleren Nachbarlauten *l*, *r*, und *a* wieder den Eindruck der Diskontinuität der Schallstärke hervorrufen.

§ 11. **Verhältnis von Druck- und Schallsilben.** Aus dem Gesagten ergibt sich, dass Druck- und Schallgrenzen im Einzelfall sich decken können, dass sie aber im Prinzip keineswegs an einander gebunden sind. Eine Lautfolge wie *a*, *i*, *a* enthält zwar notwendig bei einheitlicher Exspiration zwei Schallsilben (*aìa*), aber daneben lässt sie sich exspiratorisch auch noch beliebig anders zerlegen (*a-ia*, *ai-a*, *ai-ia* *a-i-a*, § 5 a).

Im Bühnendeutschen herrscht die Gewohnheit Silben durch Druckgrenzen zu trennen bei allen langen Silben: *hā-be*, *hal-te* u. dgl.; dagegen pflegen wir Wörter wie *alle*, *Kammer*, *fasse* als *al̀ə*, *kam̀ər*, *fas̀ə* bloss mit Schallgrenze zwischen den beiden Silben, also exspiratorisch einheitlich zu sprechen. Dieselbe Gewohnheit findet sich auch in andern modernen germanischen Sprachen, soweit dieselben ihre 'Tonsilben' besonders kräftig zu sprechen pflegen. In andern Sprachen — und so auch noch in manchen deutschen, namentlich oberdeutschen und speziell schweizerischen Mundarten, gilt als Regel dass

alle Nachbarsilben auch durch Druckgrenzen geschieden werden. Die Zusammenziehung zweier Nachbarsilben zu einer exspiratorischen Einheit, die nur durch eine Schallgrenze noch in zwei Teile zerlegt wird, scheint danach eine verhältnismässig neue und wenig verbreitete Erscheinung zu sein.

§ 12. Silbe und Einzellaute. Jede Silbe, einerlei ob Druck- oder Schallsilbe, kann ein- oder mehrteilig sein, je nachdem der Sprechapparat während der Dauer der Silbe in derselben Stellung verharrt oder verschiedene Stellungen einnimmt. Die einzelnen Elemente, die wir so innerhalb der Silbe unterscheiden können, nennen wir Sprachlaute: etwas ungenau, da beim Sprechen oft auch lautlose Momente (Pausen) vorkommen, welche mit in Rechnung gezogen werden müssen.

1) Eigentliche Sprachlaute sind wesentlich dreifacher Art:

a) Stellungslaute, bei denen der Sprechapparat während der Dauer des Lautes in einer festen Stellung verharrt, z. B. *a, l, f, s.*

b) Gleitlaute oder Übergangslaute. Diese entstehen während der kontinuierlichen Übergangsbewegung des Sprechapparats aus einer Stellung in die andere. So besteht die Lautfolge *ala* nicht nur aus den drei Stellungslauten *a, l, a,* sondern sie beginnt mit dem Stellungslaut *a,* dann folgt der Gleitlaut von *a* zu *l,* dann der Stellungslaut *l,* dann der Gleitlaut von *l* zu *a,* endlich der Stellungslaut *a.* Diese Gleitlaute werden meist unbezeichnet gelassen, weil sie sich als Bindeglieder zwischen den einzelnen Stellungslauten meist von selbst ergeben.

c) Platzlaute oder Explosionslaute entstehen durch plötzliche Aufhebung eines Verschlusses im Sprechapparat, der zur Stauung und Verdichtung der hinter ihm befindlichen Exspirationsluft geführt hatte, z. B. bei *p, t, k.* Folgt auf einen Explosionslaut noch ein anderer Sprachlaut, z. B. bei *pa, ta, ka,* so schliesst sich an das Explosionsgeräusch selbst wieder ein Gleitlaut an.

Die Explosionslaute sind, wie man leicht sieht, weder Stellungslaute noch Gleitlaute, da sie weder mit dauernder noch mit kontinuierlich wechselnder Organstellung hervorgebracht werden. Wegen ihres momentanen Charakters nehmen sie eine besondere Stellung ein; sie werden danach oft auch momentane Laute genannt, während man die Stellungslaute mit Rücksicht auf ihre Dehnbarkeit auch als Dauerlaute bezeichnet.

2) Unterbrechungen im Ausströmen der Exspirationsluft treten notwendig ein, sobald im Sprechapparat irgendwo ein Verschluss hergestellt wird. Solche Prohibitivstellungen des Sprechapparats gehen also allen Explosionslauten notwendig voraus. Für die Silbenbildung rangieren sie den Stellungen der Stellungslaute gleich, da sie sowohl fest sind und sich beliebig lange unverändert aushalten lassen, als gut markierte Gleitlaute vor sich haben können. Sie führen zu völligen Pausen der Schallbildung, wenn nicht während ihrer Dauer im Kehlkopf ein Schall erzeugt wird. So enthält die Prohibitivstellung des stimmlosen *p* in der Folge *apa* eine Pause, dagegen nicht die des stimmhaften *b* in der Folge *aba,* da hier während der ganzen Dauer jener Stellung die Stimme ertönt.

Wegen der gegenseitigen Gebundenheit von Prohibitivstellung und Explosion hat man sich daran gewöhnt, bei der praktischen Ausscheidung der Einzellaute aus der Silbe beide Elemente unter dem Namen der Verschlusslaute oder Explosivlaute zusammenzufassen, ja eventuell selbst noch den zur Verschlussstellung führenden Gleitlaut mit heranzuziehen.

§ 13. Sonant und Konsonant. In der mehrlautigen Silbe dominiert stets éin Laut, und zwar der schallkräftigste. Er bildet für sich allein schon eine Silbe, wenn man die übrigen Laute abstreift; so z. B. das *a* in den Silben *mainst, ainst, ains, ain, ai,* welche keine grössere Silbenzahl enthalten

als das einfache *a*. Hier ist also das *a* silbenbildend oder silbisch, die übrigen in derselben Silbe hinzutretenden Laute sind unsilbisch. Statt silbisch und unsilbisch gebraucht man auch die Ausdrücke Sonant und Konsonant, resp. sonantisch und konsonantisch.

Man hüte sich das Wort Konsonant in seiner Beziehung auf die Silbenbildung mit Konsonant als Gattungsnamen für die den sog. Vokalen herkömmlich gegenübergestellte Gruppe von Sprachlauten zu verwechseln. Vokale wie Konsonanten der alten Terminologie können sowohl silbisch wie unsilbisch sein, die üblichen Vokalzeichen drücken aber gewohnheitsmässig meist silbische Vokale, die üblichen Konsonantzeichen meist unsilbische 'Konsonanten' aus. Im folgenden wird im Zweifelsfall unsilbischer Charakter eines Lautes durch ̯, silbischer durch ̥ ausgedrückt werden (z. B. *ofnə* : *ofn̥ə* = 'offne' und 'offene' zwei oder dreisilbig, doch ohne *ə* zwischen *f* und *n*).

c) Der Sonant ist der eigentliche Mittel- und Höhepunkt der Silbe. Er kann sowol im Silbenanlaut als im Silbenauslaut stehen, es können ihm aber auch Konsonanten anlautend vorausgehen oder auslautend folgen.

§ 14. Einzellaute und Silbengrenzen. a) Ein einfacher Konsonant zwischen den Sonanten zweier benachbarter Schallsilben (bühnend. *alle*, *Kammer*, *fasse* § 51, 2) gehört weder zur einen noch zur andern Silbe ausschliesslich. Man kann nur sagen, dass in ihm die Schallgrenze liegt oder er die Schallgrenze bildet.

b) Druckgrenzen können dagegen bei gleicher Lautfolge nach Belieben vor, in und hinter den die Sonanten trennenden Konsonanten gelegt werden.

α) Druckgrenze vor dem Konsonanten haben wir im Bühnendeutschen gewöhnlich bei langem Sonanten: *hō-le*, *nā-me*. Der Sonant wird hier mit deutlichem Decrescendo gesprochen, um das Druckminimum der Silbengrenze zu erreichen. Bei kurzem Sonanten pflegt das Bühnendeutsche (wenigstens wenn die erste Silbe stark betont ist) die Druckgrenze zu verwischen; es kennt also nur Formen wie *fol̇ə*, *aṁə* (geschr. *volle*, *Amme*). In den Dialekten (namentlich in Süddeutschland und der Schweiz) findet sich dagegen auch sehr gewöhnlich Druckgrenze nach kurzem Sonanten (schweiz. *hŏ-lə*, *nă-mə* u. dgl.), und ebenso herrscht die Gewohnheit, auch nach kurzem Sonanten einfachen Konsonanten durch Einschiebung einer Druckgrenze vor demselben zur Folgesilbe zu ziehen ausserhalb des Deutschen und einiger anderer germanischen Sprachen fast ausschliesslich. Diese Art der Konsonantverteilung darf danach, gegen die deutsche Gewohnheit, als die normale betrachtet werden.

β) Druckgrenze in dem Konsonanten. Am leichtesten erkennt man diese Art der Silbentrennung in Folgen wie *ai̯-i̯a*, *au̯-u̯a*. Hier wird die erste Hälfte des *i*, *u* decrescendo gebildet, bis das Minimum des Druckes erreicht ist, die zweite Hälfte crescendo bis die Stimme in dem zweiten Sonanten wieder bei ihrer vollen Stärke anlangt: also *ai-ia*, *au-ua* (mit ＞＜ über *i-i* und *u-u*). Der Konsonant wird hier deutlich in zwei Hälften zerlegt, deren erste exspiratorisch zur ersten und deren zweite exspiratorisch zur zweiten Silbe gehört. Diese Spaltung der Konsonanten bezeichnet man herkömmlicherweise als Gemination. Gemination ist also in keiner Weise gleichbedeutend mit langem Konsonanten, so oft sie sich auch geschichtlich begegnen.[1]

[1] Wie wenig Konsonantenquantität und Silbentrennung mit einander zu tun haben, geht z. B. daraus hervor, dass ein Livländer, der zugleich ehstnisch spricht, folgende fünf verschiedene Aussprachsformen der Lautfolge *e*, *m*, *a* besitzt und prinzipiell von einander scheidet: *e-m̄a*, *e-ma*, *em̄a*, *emа*, *em-ma*: also zwei Bindeformen für kurzes *m*, zwei für einfaches langes *m* und die Gemination, welche natürlich auch eine gewisse Längung voraussetzt.

γ) Druckgrenze hinter dem Konsonanten wird kaum anders angewandt als bei langsamem Sprechen (und besonders Lesen) und gleichzeitigem Bestreben, die Wortgrenzen scharf hervortreten zu lassen, also in Fällen wie nhd. *nahm er, fiel um*, engl. *an aim* im Gegensatz zu *a name* (phonetisch *nām-ĕr, fīl-um, ən-eim* gegen *ə-neim* u. s. w.). Bei geläufigerem und nicht durch etymologische Erwägungen bedingtem Sprechen wird dagegen auch hier der Konsonant stets zum Folgenden gezogen (*nā-mĕr, fī-lum*, engl. *ə-neim* = *an aim* wie = *an aim* etc.).

b) Auch die Lagerung der Druckgrenze bei trennender Konsonantgruppe ist vielfach schwankend. Im Allgemeinen wird sie so gelegt, dass die Konsonanten in einer individuell oder subjektiv bequemen Weise auf die beiden Nachbarsilben verteilt werden. Im Deutschen ist es üblich, von zwei trennenden Konsonanten einen zur ersten und einen zur zweiten Silbe zu ziehen, z. B. *Hal-me, Kas-ten*; dies gilt aber keineswegs für alle Sprachen. Selbst auf germanischem Boden werden, z. B. im Englischen, Gruppen wie *lj, nj* u. dgl. regelmässig zum Anlaut der Folgesilbe gezogen, z. B. engl. *filial, onion, genious*, wo der Deutsche geneigt ist, fehlerhaft *fil-jəl, ən-jən, dżīn-jəs*, statt *fi-ljəl, ə-njən, dżī-njəs* abzuteilen. Alles in Allem erwogen scheint im Grossen und Ganzen überall, wieder vom modernen Deutschen und einigen ähnlich trennenden Sprachen abgesehen, die Neigung zu bestehen, so viel Konsonanten zum Folgenden zu ziehen als sich irgend im Silbenanlaut sprechen lassen. Auch für das Altgermanische wird man danach für Fälle wie *kuni, kunja* u. dgl. die gleiche Silbentrennung *ku-ni, ku-nja* anzusetzen haben.

Nur im Verse scheinen, wie die Positionsregeln zeigen, hier zum Teil andere Trennungen, namentlich zu Gunsten der durch den Ictus getroffenen Silben, eingetreten zu sein.

3. DIE GRUPPEN DER SPRACHLAUTE.

§ 15. Die Sprachlaute lassen sich vielfach nach Gruppen zusammenordnen, welche durch gewisse den Einzelgliedern der Gruppe gemeinsame Merkmale zusammengehalten werden. Diese Gruppierung kann von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus vorgenommen werden, und die einzelnen Gruppen können sich vielfach kreuzen, wie das z. B. die folgende Tabelle veranschaulicht:

p	b	f	v	m
t	d	s	z	n
k	g	ch	ʒ	ŋ

Hier enthält die erste Horizontalreihe sogen. Labiale, die zweite Dentale, die dritte Gutturale; die erste vertikale Kolumne Verschlusslaute, die zweite Spiranten (jede in zwei Abteilungen, stimmhaft und stimmlos), die dritte Nasale. Man kann aber auch die Verschlusslaute und Nasale zu einer Gruppe zusammenfassen, weil sie da Mundverschlüsse zeigen, wo die entsprechenden Spiranten Mundengen haben; oder man kann die Reihe *p, t, k* und *f, s, ch* zu der Gruppe der stimmlosen zusammenfassen und sie der Gruppe der stimmhaften *b, d, g* + *v, z, ʒ* + *m, n, ŋ* gegenüberstellen u. s. w. Die Gruppierung ist also nicht ein für allemal eine feste, sondern hat nach den Bedürfnissen des Einzelfalls zu wechseln.

Für die Gruppierung im Einzelnen sind hauptsächlich zwei verschiedene Gesichtspunkte massgebend gewesen: a) der genetische, welcher die Laute nach den gemeinsamen Bildungsfaktoren gruppiert, und b) der akustische, welcher den akustischen Gesamtwert der Sprachlaute zum Ausgangspunkt macht. Insofern auch dieser akustische Wert regelmässig aus bestimmten Kombinationen der einzelnen Bildungsfaktoren resultiert, hat sich die theoretische Phonetik mit Recht mehr und mehr bestrebt, ihn auch genetisch zu erklären und zu fixieren. Unsere Terminologie für die einzelnen Gruppen der Sprachlaute ruht aber zu einem guten Teile noch auf der älteren zunächst mehr oder weniger rein akustischen Scheidung der Sprachlaute durch das Ohr, und bis die hieran anknüpfenden bequemen und einfachen Gruppennamen durch ebenso bequeme und einfache genetische Namen ersetzt werden, kann man sie ohne Schaden weiter beibehalten, sobald man nur zu jedem die richtige genetische Definition hinzufügt.

§ 16. Gruppierung nach den Artikulationsstufen des Kehlkopfs:

1) Laute mit weit geöffneter Stimmritze oder stimmlose Laute.

2) Laute mit zum Tönen verengter Stimmritze oder stimmhafte Laute.

3) Laute mit zum Flüstern verengter Stimmritze oder geflüsterte Laute. Zu diesen gehören in gewissem Sinne auch die Kehlkopfreibelaute oder -spiranten (*h* [?], arab. ح), insofern zwischen Kehlkopfreibelaut und Flüsterstimme nur graduelle Unterschiede bestehen.

4) Kehlkopfverschlusslaute (der einfache Kehlkopfverschlusslaut ', arab. hamza, und Laute mit gleichzeitigem Mundverschluss, wie gewisse *k, t, p,* § 36, 2).

Stimmton, Flüsterstimme, Kehlkopfspiranten und -Verschlusslaute nennt man mit Rücksicht auf ihre Bildung im Kehlkopf auch Kehlkopflaute.

§ 17. Gruppierung nach den Artikulationsstufen (Verengungsgraden) des Ansatzrohrs ergibt:

1) Öffnungslaute, bei denen das Ansatzrohr irgend eine Öffnung zeigt. Sie zerlegen sich je nach der Grösse dieser Öffnung im Verhältnis zu der Stärke des schallbildenden Luftstroms in

a) Öffnungslaute ohne schallbildende Enge oder Sonorlaute (z. B. die meisten Vokale, Nasale, Liquidae);

b) Öffnungslaute mit schallbildender Enge (Reibeenge): Reibelaute oder Spiranten (z. B. *f, s, ch, v, z, ʒ, j,* auch spirantische Nebenformen mancher Vokale, Liquidae etc.).

2) Verschlusslaute oder Explosivlaute, genauer betrachtet Kombinationen von Prohibitivstellung und schallbildender Explosion (Tenues wie *k, t, p,* Mediae wie *g, d, b*).

§ 18. Gruppierung nach Artikulationsstellen des Ansatzrohrs:

1) Lippenlaute oder Labiale mit den Unterabteilungen der Bilabialen oder reinen Labiallaute, bei denen nur die beiden Lippen gegen einander artikulieren, wie bei *p, b, m,* und der Labiodentalen, bei denen sich die Unterlippe gegen die Oberzähne stemmt, wie bei *f, v* und deren Verbindungen wie *pf, mpf.*

2) Zungengaumenlaute oder Linguopalatale. Sie zerfallen in drei Gebiete:

a) Laute der Zungenspitze. Bei ihnen artikuliert entweder der äusserste Zungensaum selbst (koronale Artikulation), oder dieser ist ein wenig abwärts gebogen, sodass der Rücken der Zungenspitze artikuliert (dorsale Artikulation).

Je nach der Stelle der gegenüberliegenden durch Zähne, Alveolen und Gaumendach gebildeten festen Wand gegen welche die Zungenspitze artikuliert,

unterscheidet man wieder interdentale, postdentale, supradentale oder alveolare (zusammen schlechthin als dentale bezeichnet) und cerebrale Laute, letztere mit zurückgebogener Zungenspitze gebildet. Innerhalb einzelner dieser Gebiete sind noch vordere und hintere Varietäten zu unterscheiden.

Mit all diesen Unterabteilungen kombiniert sich eventuell noch, bei den *l*-Lauten und Dentalen und Palatalen vor *l*, eine laterale Artikulation (§ 44, 1).

b) Laute des vorderen und mittleren Zungenrückens und des harten Gaumens oder Palatale, in vordere und hintere Varietäten gespalten.

c) Laute der Hinterzunge und des weichen Gaumens oder Gutturale. Auch sie zerfallen wiederum in Unterabteilungen je nachdem die Artikulationsstelle weiter nach vorn oder nach hinten liegt.

3) Velarlaute, bei denen das Gaumensegel gegen die hintere Rachenwand artikuliert. Hierher fallen die Explosivlaute die man in Worten wie *Ätna, abmachen* beim Übergang vom *t* zu *n* und *b* zu *m* hört (vgl. § 44, 2).

Anm. Die Terminologie schwankt namentlich stark bezüglich der hier als guttural und velar bezeichneten Laute. Manche gebrauchen velar für die zwischen Zunge und Gaumensegel gebildeten 'Gutturale' und nennen dann die durch Artikulation von Gaumensegel und Rachenwand gebildeten 'Velarlaute' vielmehr faukal.

§ 19. Gruppierung nach Nichtbeteiligung und Beteiligung des Nasenraums an der Lautbildung ergibt je nach der Stellung des Gaumensegels (§ 4 d) 1) reine Mundlaute mit Absperrung des Nasenraums, 2) Mundnasenlaute oder nasalierte Laute mit Ausfluss der Exspirationsluft durch Mund und Nase; 3) reine Nasenlaute oder Nasale mit Absperrung des Mundraums.

§ 20. Gruppierung nach den Stärkeunterschieden der schallbildenden Exspiration ergibt die Klassen der Fortes und Lenes. Der Stärkeunterschied ist dabei entweder primär, d. h. durch Regelung von Seiten des Luftapparates bedingt, oder sekundär, d. h. durch Schwächung des Exspirationsstromes durch eine ihm auf seinem Wege entgegengestellte Hemmung hervorgebracht. So ist z. B. die schallbildende Reibung an einer Mundenge bei den stimmhaften Spiranten an sich geringer als bei den entsprechenden stimmlosen, weil ein Teil der Exspirationskraft durch die Hemmung im Kehlkopf, die Stimmbildung, absorbiert wird. Daneben kann man aber auch stimmlose wie stimmhafte Reibelaute durch primären Druckunterschied nach Belieben als Fortes oder als Lenes hervorbringen.

§ 21. Nach ihrem akustischen Gesamtwert lassen sich die Sprachlaute zerlegen in:

1) Geräuschlaute mit Bildung eines Reibegeräusches an einer Artikulationsenge oder eines Platzgeräusches durch Sprengung eines Verschlusses. Diese Gruppe umfasst also die Abteilungen der Spiranten und Verschlusslaute von § 17, 1, b und 2. Sie können sowohl stimmlos als stimmhaft sein, aber auch im letzteren Falle wird das Geräusch als das wesentlichere von den beiden schallbildenden Elementen empfunden.

2) Sonorlaute, d. h. Öffnungslaute ohne schallbildende Enge im Ansatzrohr, § 17, 1, a. Der Name ist ursprünglich bloss mit Rücksicht auf die stimmhaften Formen dieser Öffnungslaute gewählt, bei denen die Stimme das einzige schallbildende Element ist (Sonorlaut = reiner Stimmlaut). Mit demselben Rechte aber wie man z. B. von stimmlosen Vokalen, Liquiden, Nasalen spricht (deren Namen ursprünglich auch nur reine Stimmlaute bezeichnen sollten) darf man diesen eigentlichen oder stimmhaften Sonoren auch stimmlose Nebenformen zur Seite stellen. Sie haben entsprechend der

weiten Öffnung des Ansatzrohrs den Charakter schwacher Hauchlaute, deren minimale Geräusche durch den Anfall des Exspirationsstromes an die Wände des Ansatzrohrs entstehen.

Für die Sprachgeschichte und speziell die germanische ist diese Scheidung von Sonoren und Geräuschlauten von besonderer Wichtigkeit. Bei der folgenden Übersicht über die Sprachlaute im Einzelnen sollen daher auch sie wie andere in der grammatischen Terminologie hergebrachte praktische Gruppennamen zur Grundlage der Einteilung gemacht werden.

4. DIE SPRACHLAUTE IM EINZELNEN.

A. DIE SONORLAUTE.

§ 22. Die Sonorlaute zerfallen in die hergebrachten Klassen der Vokale, Liquidae und Nasale. Bei den reinen Vokalen und Liquiden ist der Nasenraum durch Hebung des Gaumensegels abgesperrt; bei den nasalierten Vokalen und Liquiden hängt das Gaumensegel schlaff herab; bei den Nasalen ist der Mundraum nach vorn zu abgesperrt.

Vokale und Liquidae unterscheiden sich durch dorsale und marginale (koronale und laterale) Artikulation.

Von den Spiranten unterscheiden sich die Sonoren durch den Mangel eines deutlichen Engenreibungsgeräusches. Durch Steigerung des Exspirationsdrucks oder Verminderung des Lumens ihrer Artikulationsenge kann sich deshalb bei Sonorlauten mit stärkerer Engenbildung auch ein solches Reibungsgeräusch einstellen, d. h. ein Sonorlaut in eine Spirans übergehen. Umgekehrt entwickeln sich oft Sonorlaute aus Spiranten durch Erweiterung ihrer Artikulationsenge oder Schwächung des Exspirationsdruckes. Bei manchen Lauten, wie *r*, *l*, ist ein Wechsel zwischen sonorer und spirantischer Aussprache ganz häufig.

§ 23. Die Vokale im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind reine Stimmlaute, deren Verschiedenheit durch resonatorische Einwirkung des verschieden gestalteten Mundraums auf die Stimme bedingt sind. Beteiligt sind bei der Bildung dieses Resonanzraums die Zunge und die Lippen. Erstere artikuliert dorsal und bildet nach dem gegenüberliegenden Gaumen oder dessen absteigender Fortsetzung nach hinten, der Rachenwand, hin charakteristische, wenn auch oft sehr flache und kaum wahrnehmbare Erhöhungen. Durch die so entstandenen Einengungen des Mundraums wird derselbe in zwei kommunizierende Hohlräume zerlegt, deren Resonanz, einzeln oder geteilt, in erster Linie für die Bestimmung des Vokalklanges massgebend ist. Die Lippen sind bei der Vokalbildung entweder passiv, oder sie können gerundet, vorgestülpt oder spaltförmig erweitert werden. Zungen- und Lippenthätigkeit sind von einander unabhängig, die Zungenthätigkeit aber ist der wichtigere Faktor. Nach ihr sind daher die Vokale in erster Linie zu klassifizieren. Unter den von diesen Gesichtspunkten aus aufgestellten Systemen hat das des Engländers Bell die sicherste empirische Grundlage und praktisch die grösste Bedeutung.

§ 24. Nach dem Orte der Engenbildung zwischen Zunge- und Mundwölbung unterscheidet dies System drei Hauptreihen:

1) Gutturale oder hintere Vokale *(back vowels)*, durch Artikulation des hinteren Zungenrückens gegen den weichen Gaumen und die Rachenwand hin gebildet; Beispiele: *a, o, u*.

2) Palatogutturale oder gemischte Vokale *(mixed vowels)*, gebildet durch einen weiter nach vorn liegenden Teil des Zungenrückens etwa gegen

die Grenze des harten und weichen Gaumens. Beispiele: russ. *y*, der Laut des engl. *ir* in *sir, bird*.

3) Palatale oder vordere Vokale (*front vowels*), gebildet durch Artikulation des Zungenrückens gegen den harten Gaumen. Beispiele: *i, e, ä, ü, ö*.

Für die Sprachgeschichte kommt namentlich der Unterschied von gutturalen und palatalen Vokalen in Betracht, besonders wegen der Verschiedenheit ihrer Einwirkung auf begleitende Konsonanten. Palatogutturale Vokale scheinen sich auf germanischem Boden erst relativ spät entwickelt zu haben.

§ 25. Nach dem Grade der Erhebung der Zunge an und vor der Artikulationsenge werden die drei Hauptstufen der hohen, mittleren und tiefen Vokale (*high, mid, low vowels*) unterschieden. Eine solche Artikulationsreihe bilden beispielsweise *i, e* und das *ä* in engl. *air*, oder *u, a* und das *å* in engl. *fall*.

§ 26. Nach dem Grade der Spannung der Zunge unterscheidet Bell enge und weite Vokale (*narrow* und *wide vowels*). Dieser Unterschied deckt sich zum Teil mit der hergebrachten Einteilung der Vokale in geschlossene und offene. Ob er wirklich auf Unterschiede der Spannung oder auf sonstige Gründe zurückzuführen ist, ist noch nicht ausgemacht; bei einigen Parallelreihen von engen und weiten Vokalen (namentlich den Palatalen) sind sicher Spannungsunterschiede vorhanden.

Zu beachten ist, dass im Germanischen dieser Unterschied sehr oft mit Quantitätsunterschieden zusammengeht. Lange Vokale sind überwiegend geschlossen oder eng, kurze überwiegend offen oder weit; man vgl. z. B. bühnendeutsches *ī : ĭ, ē : ĕ, ō : ŏ, ū : ŭ*, engl. *ǟ : ä* in *air : man*.

§ 27. Was die Lippenartikulation der Vokale anlangt, so verbinden sich Rundung und Vorstülpung am häufigsten mit gutturaler Zungenstellung (gerundete Gutturalvokale, wie *o, u*). Gerundete Palatalvokale wie *ö, ü* sind im Germanischen späteren Ursprungs (Umlautsvokale). Ihre Zungenstellung entspricht oft nicht der Zungenstellung der ungerundeten Vokale mit denen sie die grösste Klangähnlichkeit haben. So wird im Deutschen das *ü* meist nicht mit der Zungenstellung des *i*, sondern der des *e* gebildet, *ö* nicht mit der des *e*, sondern der des *ä* u. s. w.

Spaltförmige Ausdehnung der Lippen ist in den germanischen Sprachen wenig verbreitet und auch da nur etwa bei Palatalvokalen zu finden.

§ 28. Von den Liquidae sind die *l*-Laute charakterisiert durch die seitliche Ausflussöffnung des Schalles (laterale Artikulation). Sie werden einseitig oder doppelseitig gebildet. Durch Hebung des Zungenkörpers entstehen heller klingende, durch Senkung derselben dunkler klingende Varietäten. Wird der hintere Teil der Zunge nach dem weichen Gaumen hingedrängt, so entstehen gutturale *l*. Ausserdem zerlegen sich die *l* wieder in Unterarten je nach der Art wie und dem Orte wo sich die Zungenspitze anstemmt, also in interdentale, postdentale, supradentale, palatale, cerebrale *l* (§ 18, 2) mit koronaler oder dorsaler Artikulation u. s. w.

§ 29. Die *r*-Laute oder Zitterlaute umfassen nach der herkömmlichen Bedeutung dieser Namen sehr Verschiedenes, das eine einheitliche Definition nicht zulässt. Die hauptsächlichsten Unterarten sind das alveolare oder schlechthin Zungenspitzen-*r*, mit gerollten und ungerollten Varietäten, die weiter nach vorn oder weiter nach hinten gebildet werden können (alveolare und gingivale *r*), das cerebrale ungerollte *r* mit rückgebogener Zungenspitze, und das gerollte uvulare oder Zäpfchen-*r*, auch gutturales *r* genannt. Im Germanischen ist es sicher ein späteres Substitut für eines der Zungenspitzen-*r*. Als noch jüngerer Ersatz tritt dafür oft die überweite gutturale Spirans *ʒ* ein. Endlich wird auch der knarrend, d. h. intermittierend,

gebildete Stimmton als Kehlkopf-*r* bezeichnet, der oft an Stelle von Vokal + *r* sich entwickelt.

§ 30. Die *r* und *l* können auch spirantisch gesprochen werden, gehören also dann in die Klasse der Geräuschlaute.

Wechsel von *r* und *l* deutet vielleicht auf Abwesenheit des Rollens hin, das wir jetzt als eigentliches Charakteristikum der Zitterlaute empfinden. Am leichtesten ist eine Berührung bei den cerebralen *r* und *l*.

§ 31. Die durch die Absperrung des Mundkanals bei geöffnetem Nasenraum charakterisierten Nasale zerlegen sich nach dem Orte und der Art der Absperrung in labiale *m*, Zungenspitzennasale *n* (mit den Unterabteilungen der interdentalen, postdentalen u. s. w. mit koronaler oder dorsaler Artikulation, § 18, 2), palatale *ń*, gutturale *ŋ*.

§ 32. Nasalierte Vokale und Liquidae haben bei gesenktem Gaumensegel dieselbe Zungenstellung wie die nicht nasalierten. Oft aber geht mit dem Eintritt der Nasalierung auch eine Veränderung der Mundartikulation zusammen, vgl. z. B. schwäb. *bęndə, hǫnd* aus *binden, hund*.

§ 33. Stimmlose Sonore (§ 21, 2) entstehen aus den reinen Stimmlauten, wenn man bei bleibender Ansatzrohrstellung die Stimme fortfallen lässt. Sie sind erst in neuerer Zeit genauer untersucht worden. Stimmlose Vokale pflegen wir durch *h* zu transkribieren; doch entsprechen z. B. die deutschen *h*-Stellungen keineswegs überall den Stellungen der folgenden stimmhaften Vokale, vielmehr sind unsere *h* meist stimmlose Gleitlaute von der Ruhestellung zur Stellung des Folgevokals hin. Stimmlose Liquidae und Nasale kommen besonders in der Nachbarschaft stimmloser Geräuschlaute vor. Auch neben ihnen treten sehr gewöhnlich spirantische Nebenformen auf (vgl. § 30).

B. DIE GERÄUSCHLAUTE.

§ 34. Die Spiranten sind ihrer Artikulation nach:

1) Labiale und Labiodentale (§ 18, 1), wie mitteld. *w* gegen *f*, nord- und südd. *w*.

2) Zischlaute, in drei Hauptgruppen: a) Interdentale und postdentale (stimmlos *þ*, stimmhaft *đ*) mit flacher Vorderzunge (Beispiele das engl. harte und weiche *th*); — b) die eigentlichen *s*-Laute (stimmlos *s*, stimmhaft *z*) mit Bildung einer Rinne in dem artikulierenden Zungenblatt und mit zahlreichen Varietäten nach koronaler und dorsaler Artikulation einerseits und nach der Artikulationsstelle andererseits, z. B. postdentale und supradentale oder alveolare *s* u. dgl.; — c) die *sch*-Laute (stimmlos *š*, stimmhaft *ž*) mit noch nicht ganz aufgeklärter Artikulation; durchschnittlich mit etwas zurückgezogener Zunge und oft mit Vorstülpung oder Rundung der Lippen gebildet, übrigens in ähnlichen Varietäten wie die *s*-Laute.

3) Die *ch*-Laute, palatal (*ich*-Laute) stimmlos *χ*, stimmhaft *j*, oder guttural (*ach*-Laute), stimmlos *x*, stimmhaft *ʒ* mit verschiedenen Unterarten.

4) Die spirantischen *l*, *r* (und Nasale).

Sämtliche Spiranten können mit verschiedener Weite der Reibeenge gebildet werden. Je mehr das Lumen derselben verringert wird, um so schärfer werden die Reibegeräusche. Die weiten Varietäten haben dagegen schwächere Reibungsgeräusche, und bei überweiter Bildung der Enge können dieselben ganz verloren gehen, sodass Sonore an Stelle der Spiranten erscheinen.

§ 35. An Verschlusslauten unterschied die ältere Grammatik nach Massgabe des griech. und lat. Lautbestandes die drei Klassen der Tenues, Mediae und Aspiratae. Sehen wir von den letzteren zunächst ab, so be-

zeichnet Tenuis und Media in jenen Sprachen den Unterschied von stimmloser Fortis und stimmhafter Lenis, wie noch jetzt in den romanischen Sprachen, dem Neugriechischen u. s. w. In den germanischen Sprachen aber hat sich neben jenen beiden Gruppen noch eine dritte Gruppe, die der stimmlosen Lenes, entwickelt, die, weil meist aus stimmhaften Lenes, also Medien im alten Sinne des Wortes, hervorgehend und als diesen nächstverwandt empfunden, als stimmlose Medien bezeichnet zu werden pflegen. Andere ziehen dafür den Namen schwache Tenues vor.

Am richtigsten ist es vielleicht die Verschlusslaute zunächst nach der Art einzuteilen wie die Aufhebung des Verschlusses bewerkstelligt wird:

1) Sprenglaute. Bei ihnen wird der Verschluss durch einen plötzlichen, auf den Moment der Verschlusslösung konzentrierten Luftstoss geradezu gesprengt; das Platzgeräusch hat dadurch einen scharf abgestossenen Charakter. Dieser Art sind heutzutage z. B. die Tenues der romanischen und slawischen Sprachen, des Neugriechischen u. s. w., und somit ist es nicht unwahrscheinlich, dass der alte Name Tenuis eben einen solchen Sprenglaut bezeichnen sollte. Da die Sprengung eine gewisse Druckstärke voraussetzt, so begreift es sich, dass Sprenglaute nur als Fortes und nur stimmlos auftreten (§ 20).

2) Lösungslaute, bei denen der Verschluss nicht so sehr durch Sprengung, als (mindestens vorwiegend) durch eigene, freiwillige Muskelwirkung der schliessenden Teile gelöst wird. Dieser Art sind sowohl die stimmhaften Mediae als jene stimmlosen Lenes, die sich so in der That den 'Medien' näher stellen als den 'Tenues'. Eine Art stimmloser Fortes dieser Gattung bilden die Laute, welche in vielen Gegenden Mitteldeutschlands für anlautende *b, d, g* wie anlautende *p, t, (k)* gebraucht werden. Der Druck dieser Lösungsfortes kann ebenso stark sein wie bei den Sprengfortes, den Tenues, aber seine grösste Stärke liegt nicht im Momente der Explosion, sondern im Innern der Pause, die dieser vorangeht. Auch bei starkem Druck hat die Explosion bei ihnen einen dumpferen und matteren Klang als bei den Sprengfortes.

§ 36. Unterarten der Tenues sind: 1) Tenues mit offenem Kehlkopf; bei ihnen wird der sprengende Luftstoss durch Kompression der Luft von den Lungen aus bewirkt; — 2) Tenues mit Kehlkopfverschluss. Bei ihnen wird gleichzeitig mit der Herstellung des Mundverschlusses auch die Stimmritze geschlossen und die Luft in dem so gebildeten rings umschlossenen Hohlraum teils durch Hebung des Kehlkopfs, teils durch Zusammenpressung der übrigen beweglichen Teile seiner Wandung, namentlich Anpressung der Zunge, verdichtet. Mund- und Kehlkopfverschluss explodieren sodann ebenfalls gleichzeitig.

§ 37. Aspiraten entstehen aus reinen Verschlusslauten dadurch, dass man zwischen die Explosion und den folgenden Laut einen Hauch einschiebt. So stehen neben den reinen Tenues (wie roman. slaw. griech. *p, t, k*) die Tenues aspiratae, wie z. B. die bühnendeutschen anlautenden *p, t, k*, genauer *p̔, t̔, k̔*, deren Hauch ohne Weiteres dem *h* gleichzusetzen ist. In weitem Umfange besass daneben das Indogermanische auch Mediae aspiratae, die jetzt selten und bisher nur in den neuindischen Sprachen beobachtet sind. Ihre Artikulation ist nicht ganz aufgeklärt. Teilweise scheint bei ihnen die Stimme im Moment der Explosion ganz abzusetzen; der anschliessende Hauch ist dann stimmlos wie der der Tenues aspiratae. Andererseits aber scheint auch eine Art Mittelstellung der Stimmritze zwischen Hauch- und Stimmstellung angewendet zu werden, wie wir sie z. B. gelegentlich beim leisen Seufzen und Stöhnen gebrauchen. Dieser Hauch kann wohl als ein stimmhafter bezeichnet werden. Gelegentlich sind auch Aspiraten aus stimmlosem Explosivlaute mit diesem stimmhaften Hauch beobachtet worden.

§ 38. Ihrer Artikulationsstelle nach zerfallen die Verschlusslaute in die § 18 aufgezählten Unterabteilungen: Labiale und Labiodentale *p*, *b*, Dentale *t*, *d* mit den üblichen Varietäten, Palatale *c*, *ʒ*, Gutturale *k*, *g* u. s. w.

5. ZUR KOMBINATIONSLEHRE.

§ 39. Stimmeinsätze. 1) Manche Sprachen lieben es, frei anlautende, namentlich betonte, Vokale mit dem Kehlkopfverschlusslaut ' zu beginnen. Mit diesem festen Einsatz sprechen wir z. B. auch im Deutschen gewöhnlich unsere Vokale im isolierten Anlaut, *'a*, *'e*, *'i*, *'o*, *'u* u. s. w. Im Innern des Satzes pflegt aber dieser Einsatz zu verschwinden. Nur beim Bestreben, die etymologische Worttrennung deutlich hervortreten zu lassen, wenden wir ihn auch im Satzinnern öfters an, also z. B. *da 'er*, *fiel-'er*, bei natürlicherer Sprechweise aber *da-ĕr*, *fi-lĕr* u. s. w.

Bei Konsonanten ist der feste Einsatz wenig üblich; man hört ihn wohl in ärgerlichem ablehnendem *'nein*, und bei unsilbischen Vokalen, z. B. schwäb. *'ḙa* 'ja'.

Im Ganzen scheint der feste Einsatz in den indogerm. Sprachen ziemlich modernen Ursprungs zu sein, und es ist sehr zweifelhaft ob man ihn mit dem griechischen Spiritus lenis identifizieren darf, wie das oft geschehen ist. Elisionen und Kontraktionen von Nachbarvokalen sowie das Herüberziehen wortauslautender Konsonanten zum Anlaut des folgenden Wortes (Liaison) sind Kriterien für Nichtanwendung des festen Einsatzes.

2) Leiser Einsatz besteht darin, dass man die Stimmbänder von vorn herein genau in die zum Ansprechen der Stimme nötige Stellung bringt, ohne die vorhergehende Zusammenpressung die man beim festen Einsatz beobachtet. Im Deutschen bedienen wir uns dieses Einsatzes bei isoliert anlautenden Vokalen wohl im Singen, auch bei wenig betonten Vokalen, in anderen Sprachen ist er der Normaleinsatz aller freien Anlautsvokale. Für stimmhafte Konsonanten ist er allgemein üblich.

3) Gehauchte Einsätze stellen sich ein wenn die Exspiration beginnt ehe die Stimmbänder ihre zum Tönen erforderliche Einstellung erreicht haben. Ein leise gehauchter Einsatz dieser Art stellt sich leicht ein, wenn man versucht, einen Vokal kräftig, aber ohne den festen Einsatz zu singen; auch hört man ihn im Deutschen öfter in dem bedauernden *oh*, dem erstaunten *ah* u. dgl. Im Englischen ist er viel verbreiteter. Stark gehauchte Einsätze pflegt man durch *h* oder den Spiritus asper ʿ anzudeuten. Im Unterschied von den übrigen haben diese meist etymologische Bedeutung, im Germanischen als Reste der gutturalen Spirans *x*. Dass das deutsche *h* eine stimmlose Kehlkopfspirans sei, d. h. dass bei der Aussprache des *h* die Stimmritze eine Zeit lang in einer Mittelstellung zwischen Atemöffnung und Flüsterstellung festgehalten werde, kann nicht für sicher gelten. Über *h* als 'stimmlosen Vokal' s. § 33.

§ 40. Die verschiedenen Formen der Stimmeinsätze kehren am Schlusse als Stimmabsätze wieder. So bedienen wir uns des festen Absatzes z. B. in ärgerlich gesprochenem *dă'*, *nă'*, dem zweifelnden *jă'* u. ä., des gehauchten Absatzes ebenfalls oft bei stark betonten kurzen Vokalen, wie *jă*, *dăʿ*. In manchen Sprachen ist leise gehauchter Absatz selbst bei Vokalen allgemein gebräuchlich, d. h. die Stimmstellung wird einen Moment vor dem Erlöschen der Exspiration oder der Umstellung des Ansatzrohrs für einen neuen Laut aufgegeben. Besonders häufig sind leise gehauchte Absätze bei auslautenden stimmhaften Spiranten; soweit diese nicht ganz stimmlos werden,

pflegen sie aus einem stimmhaften Anfangsstück und einem (schwachen) stimmlosen Endstück zu bestehen, da die Stimme wiederum aussetzt, ehe die Exspiration zu Ende ist.

§ 41. Für gewisse Lautfolgen haben sich in der Grammatik traditionelle Namen ausgebildet. An wichtigerem kommt hiervon etwa folgendes in Betracht:

1) Einsilbige Gruppen aus silbischen und unsilbischen Vokalen. Nachbarvokale können entweder auf zwei Silben verteilt oder in eine Silbe zusammengezogen werden. Im letzteren Fall fungiert einer derselben sonantisch, der andere konsonantisch, z. B. in Fällen wie *ai, ae, au, ia, ea, ua*, welche Gruppen wie *ar, al, ra, la* vollkommen gleichartig sind. Einen unsilbischen Vokal in solchen Kombinationen pflegt die Grammatik als Halbvokal zu bezeichnen, namentlich wenn er vor dem Sonanten steht (also bei *ia, ua*), weniger konsequent wenn er diesem folgt (*ai, au*). Für die einsilbigen Gruppen von zwei Vokalen besteht daneben herkömmlicher Weise der Name Diphthong, der überdies auch nicht konsequent angewendet wird. Man unterscheidet ferner auch wohl echte und unechte Diphthonge wie *ai, au* gegen *ie, uo*; bei ersteren ist der Konsonant zugleich der Laut geringerer Schallfülle (§ 10, b), bei letzteren kehrt sich das Verhältnis um, daher sie weniger leicht einsilbig zu halten sind und sich leicht in zweisilbige Gruppen wie *ie, uo* oder *ie, üo* umsetzen. Diphthonge von der Folge Sonant + Konsonant nennt man auch fallende Diphthonge (*ai, au*), die von der Folge Konsonant + Vokal steigende Diphthonge (*ia, ua*, wie in franz. *roi*, engl. *will, wet* u. s. w.). Andere beziehen den Namen Diphthong nur auf 'fallende Diphthonge' und ziehen für 'steigende Diphthonge' die Bezeichnung 'Halbvokal + Vokal' vor.

Bei der Analyse dieser einsilbigen Vokalgruppen ist besonders auf die genaue Bestimmung ihrer Komponenten, d. h. ihrer Anfangs- und Schlusslaute Gewicht zu legen. Es laufen hier besonders leicht Täuschungen mit unter, zumal in diesen Gruppen oft Vokallaute auftreten, welche sonst, d. h. isoliert, nicht in den betreffenden Sprachen vorkommen.

Alle diese Bestimmungen gelten mutatis mutandis auch von den Triphthongen oder dreilautigen einsilbigen Vokalfolgen.

2) Die Folge von Verschlusslaut mit homorganer Spirans pflegt man Affrikata zu nennen, sobald sie ein und derselben Silbe angehören, d. h. mit demselben Exspirationsstoss hervorgebracht werden. Beispiele sind etwa deutsches *pf, z* (= *ts*), schweiz. *kx* u. dgl. In diesen Gruppen kann die Stärke und Dauer der Spirans sehr wechseln. Geringe Reibungsgeräusche heften sich oft unwillkürlich an die Explosion von Verschlusslauten (namentlich Aspiraten) an, und so ist eine feste Grenze zwischen diesen und den Affrikaten nicht zu ziehen.

§ 42. Für die Berührung von Nachbarlauten gilt im Allgemeinen die Regel, dass alle beiden Lauten gemeinschaftlichen Artikulationsbewegungen nur einmal ausgeführt werden, und dass der Übergang von der einen Stellung zur andern auf thunlichst einfachem Wege vollzogen wird. Diese Neigung führt oft zu gegenseitiger Beeinflussung der Artikulationen der Nachbarlaute oder auch zu einer Abkürzung der eigentlich zu erwartenden Reihe von Artikulationen. Als Hauptfälle dieser Art sind etwa die folgenden zu betrachten.

§ 43. Mischung der spezifischen Artikulationen von Nachbarlauten ist namentlich das Resultat der Einwirkung von Vokalen auf benachbarte Konsonanten. Sie tritt am häufigsten ein wenn der Konsonant dem Vokal vorausgeht; man spricht dann von der Vorausnahme der Artiku-

lation des Vokales. Die Mischung selbst kann zwiefacher Art sein. Entweder werden Teile des Ansatzrohrs welche bei der spezifischen Artikulation des Konsonanten unbeschäftigt sind, direkt in die Stellung gebracht die sie bei der Bildung des folgenden Vokals einnehmen müssen (z. B. bei *mi* die bei der Bildung des *m* unbeteiligte Zunge in die *i*-Stellung), oder es tritt ein Kompromiss zwischen den Artikulationsstellungen des Konsonanten und des Vokals ein (z. B. bei *li* so dass der vordere Zungenkörper bei der Bildung des *l* bereits annähernd in die Palatalstellung des *i* gebracht wird). Die Hauptformen dieser Mischung sind:

1) Palatalisierung oder Mouillierung, d. h. die Veränderung, welche ein beliebiger Konsonant durch die Vorausnahme der Zungenartikulation eines palatalen Vokals erfährt. Je stärker ausgeprägt die Palatalartikulation des Vokals ist, um so stärker wird auch die Palatalisierung des Konsonanten sein; am weitesten geht also die Einwirkung eines *i* (oder *j*), weniger weit die eines *e* oder *ä*. Übrigens verhalten sich die verschiedenen Sprachen in Beziehung auf Palatalisierung sehr verschieden; die modernen germ. Sprachen kennen ausgeprägte Palatalisierung nur in verhältnismässig seltenen Fällen, während sie in den slawischen Sprachen in weitestem Umfang herrscht. Dass ihr Gebiet im Germanischen früher ausgedehnter gewesen ist, lehrt z. B. der Umlaut, der nur durch vorgängige Palatalisierung zu erklären ist.

Bei den Labialen wird die spezifische Lippenartikulation durch die Palatalisierung nicht gestört (höchstens tritt eine geringe Verschiebung der Lippenstellung ein, wenn die betreffenden Vokale gleichzeitig mit spaltförmiger Ausdehnung der Lippen gesprochen werden). Bei allen Zungengaumenlauten muss dagegen ein Kompromiss der Zungenstellung eintreten, welcher häufig zu völliger Verlegung der Artikulationsstelle führt (Übergang von Gutturalen in Palatale).

2) Gutturalisierung, d. h. Zurückziehung des Zungenrückens nach dem weichen Gaumen und der Rachenwand hin, tritt seltener als deutlich ausgeprägte Erscheinung auf. Am leichtesten ist die Gutturalisierung bei Labialen (in *mu* kann die Zunge ohne Störung der *m*-Artikulation während der Dauer des *m* bereits in der *u*-Stellung stehen); bei Zungengaumenlauten ist dagegen die Vorausnahme gutturaler Zungenstellung wieder nur durch Kompromiss möglich.

3) Rundung oder Labialisierung besteht in der Vorausnahme der Lippenrundung oder Vorstülpung gerundeter Vokale (§ 27). Diese Vorausnahme stört nur die Artikulationsformen der Labiale, nicht die der übrigen Laute.

4) Verbindung von Palatalisierung und Rundung findet sich als Resultat der Einwirkung gerundeter Palatalvokale wie *ü, ö*; Verbindung von Rundung und Gutturalisierung ebenso in der Nachbarschaft gerundeter Gutturalvokale wie *u, o*.

5) Auch spezifische Konsonantstellungen können in ähnlicher Weise gemischt werden. So begegnen gelegentlich *pl, bl* resp. *kl, gl* mit Doppelverschluss, d. h. gleichzeitiger Bildung eines Labial- resp. Gutturalverschlusses und eines *l*-Verschlusses durch die Zungenspitze, *pr, br, kr, gr* mit Hebung der Zungenspitze zur *r*-Stellung während der Dauer des Labial- resp. Gutturalverschlusses, u. dgl. mehr.

§ 44. Verlegung der Explosionsstelle von Verschlusslauten. 1) Laterale Explosion. Vordere Linguopalatale, namentlich die sogen. Dentale, verlegen vor *l* ihre Explosionsstelle an die Seiten der Zunge, d. h. dorthin wo sich die Ausflussöffnung der Zunge befindet: *edle, atlas* u. s. w. Bei Palatalen tritt dies nur ein, wenn auch das *l* palatal ist. Auch gutturales

k vor gutturalem *l* erfährt bisweilen laterale Explosion an den Seiten der Hinterzunge.

2) Nasale Explosion, d. h. Substitution des velaren Explosivlautes, tritt bei allen Verschlusslauten vor homorganem Nasal (*pm, tn, kŋ* u. s. w.) ein: *abmachen, Aetna;* vgl. auch Assimilationen wie nhd. *lipm, hakŋ = Lippen, hacken.*

§ 45. Öffnung von Verschlusslauten ohne Exspiration tritt häufig bei Gruppen von Verschlusslauten auf, indem man den Verschluss für den zweiten Verschlusslaut herstellt, ehe der des ersten gelöst ist. Hier findet keine eigentliche Explosion statt, höchstens hört man ein leises Öffnungsgeräusch, wenn die Verschlussstelle des ersten Lautes vor der des zweiten liegt. So spricht man bühnengemäss im Deutschen wohl Wörter *lebte, Akte* mit deutlicher Doppelexplosion, gewöhnlich aber mit Unterdrückung des ersten. Doch darf die letztere Aussprachsweise wohl als jung gelten. Übergänge wie die von indog. *pt, kt, tt* in *ft, ht, st* sprechen für deutliche Doppelexplosion bei den alten Gruppen.

6. ACCENT UND QUANTITÄT.

§ 46. Damit eine Lautreihe als Silbe, eine Silbenreihe als Takt, eine Taktreihe als Satz empfunden werde, ist es notwendig, dass die Glieder der einzelnen Reihen einerseits durch ein gemeinsames rhythmisch-melodisches Band zusammengehalten werden, andererseits in einem bestimmten Über- und Unterordnungsverhältnis zu einander stehen. Diesen Bedingungen wird genügt durch die planmässige Abstufung der einzelnen Glieder nach Stärke, Tonhöhe und Dauer, oder indem man die beiden ersten unter einem gemeinschaftlichen Namen zusammenfasst, durch die Regelung von Accent und Quantität.

A. ACCENT.

§ 47. Der Name Accent ist in sehr verschiedenem Sinne gebraucht worden, und bezeichnet auch jetzt noch Grundverschiedenes. Das lat. accentus als Übersetzung des griech. προσῳδία bedeutete zunächst «das zum Sprechen Hinzugesungene», also die Melodie des Gesprochenen. Die antike Accentlehre fast demgemäss wesentlich nur die beim Sprechen gebrauchten Tonintervalle ins Auge. Bei modernen Sprachen wie dem Deutschen wird das Wort Accent gemeinhin zunächst auf die Abstufungen des Nachdruckes bezogen, mit denen die einzelnen Satzglieder, besonders Silben, gesprochen werden. In demselben Sinne reden wir von Betonung, Tonsilben, unbetonten Silben u. dgl. Unsere gesamte landläufige Terminologie ist also eine bildliche, indem Namen welche von Tonhöhenunterschieden hergeleitet sind, zur Bezeichnung von Stärkeunterschieden verwendet werden.

Beide Gebrauchsweisen sind einseitig. Die antike Nomenklatur und Theorie ignoriert die Stärkeabstufungen der sprachlichen Gebilde, die landläufige moderne dagegen die Abstufungen der Tonhöhe. Beide Arten von Abstufungen gehen aber in allen Sprachen neben einander her: es gibt weder Sprachen ohne Stärkeunterschiede noch Sprachen ohne Tonhöhenunterschiede, nur sind die einen in dieser, die andern in jener Sprache schärfer ausgeprägt und haben deshalb auch in der Theorie zuerst Beachtung gefunden.

In Ermangelung einer weniger zweideutigen knappen Terminologie wird man freilich im Deutschen die alten Namen einstweilen weiterführen müssen. So soll auch im Folgenden das Wort Accent noch als Gesamtname für Stärke- und Tonhöhenabstufung der Sprachgebilde gebraucht werden.

Die Accentlehre in diesem Sinne zerlegt sich dann weiter einerseits in die Lehre von der Stärkeabstufung (exspiratorischer, dynamischer, emphatischer Accent) und der Tonhöhenabstufung (musikalischer, chromatischer, tonischer Accent), andererseits in die Lehre von den Abstufungen der verschiedenen sprachlichen Gebilde (Silbenaccent, Wortaccent und Satzaccent).

§ 48. Unter exspiratorischem Satzaccent verstehen wir die Stärkeabstufung der einzelnen Sprechtakte unter einander. Sie ist im Prinzip ausserordentlich frei, und der Stärkeunterschied zwischen den einzelnen Takten eines Satzes ist in den verschiedenen Sprachen gewohnheitsmässig sehr verschieden. Die germanischen Sprachen gehören im Allgemeinen zu denjenigen welche grosse Abstände im Taktnachdruck anwenden.

Im Einzelnen kommt für die Beurteilung der Stärkeunterschiede in Betracht die bis zu einem gewissen Grade gewohnheitsmässig feststehende Abstufung benachbarter Takte bei ruhigem Sprechen, welche mehr unwillkürlich zur Vermeidung der Monotonie des Gesprochenen dient, und die willkürlich wechselnde Abstufung, welche zu Modifikation des Satzinhalts, d. h. zur Hervorhebung einzelner Teile seines Begriffsinhaltes, verwendet sind. Letztere dient wesentlich logischen Zwecken.

§ 49. Für die Stärkeabstufung der Silben eines Taktes gelten im wesentlichen dieselben Bestimmungen wie für die Abstufung der Takte untereinander. Im Bühnendeutschen ist der Abstand 'betonter' und 'unbetonter', d. h. stärkerer und schwächerer, Silben von einander z. B. wieder ziemlich bedeutend, während in andern Sprachen die einzelnen Silben des Taktes mehr mit annähernd gleicher Stärke gesprochen werden.

Als Tonsilbe des Taktes gilt die stärkste Silbe desselben; die übrigen, schwächeren, können untereinander wieder verschieden abgestuft sein, sodass man also den Starksilben oder Tonsilben des Taktes mittelstarke und schwache gegenüberstellen kann. Man sagt auch dass die Starksilbe des Taktes den Hauptton, etwaige mittelstarke Silben einen Nebenton tragen, dagegen schwache Silben unbetont sind. Die Ausdrücke Hochton und Tiefton, welche durch Lachmann in die deutsche Accentlehre in dem Sinne von Hauptton und Nebenton eingeführt sind, bleiben besser der Unterscheidung von musikalisch hohen und tiefen Tönen vorbehalten.

§ 50. Die Lehre vom exspiratorischen Wortaccent, d. h. von den gewohnheitsmässig feststehenden Stärkeabstufungen der Silben isoliert gesprochener Wörter, gehört nicht in die Phonetik, sondern in die Grammatik. Um zu einem richtigen Bilde der Satz- und Taktabstufung zu gelangen, muss man aber auch diese in den Kreis der Beobachtung einziehen. Es ist dabei besonders zu beachten, dass die Abstufung des isolierten Wortes sehr oft verschoben wird, wenn dasselbe als rhythmisches Teilstück in einen Satz oder Takt eintritt.

§ 51. Unter exspiratorischem Silbenaccent verstehen wir die von der Exspirationsstärke abhängende Stärkeabstufung der einzelnen Laute einer Silbe, oder mit anderen Worten die Exspirationsabstufung oder -Bewegung innerhalb der Silbe mit Rücksicht auf die einzelnen Laute derselben. Hierbei ist zweierlei zu unterscheiden:

1. Die Exspirationsbewegung der Silbe an sich. Dieselbe ist:

a) eingipflig, d. h. continuierlich, und zwar entweder continuierlich absteigend, oder continuierlich aufsteigend, oder continuierlich aufsteigend und wieder absteigend. In der Silbe *al* beginnen wir mit dem stark gesprochenen Sonanten *a*, dem sich der schwächer gesprochene Konsonant *l* anschliesst; in *la* haben wir die umgekehrte Folge von Exspirationsstärke, in *lal* zunehmende und abnehmende.

b) zweigipflig, d. h. die Abnahme vom Momente grösster Druckstärke ist nicht ganz kontinuierlich, sondern auf einen Moment der Abnahme kann wieder ein Moment geringer Verstärkung folgen, vorausgesetzt dass die Diskontinuität der Schallstärke dadurch nicht so gross wird, dass die Lautmasse uns als zweisilbig erscheint. Eine scharfe Trennung von 'zweigipfligen Silben' und Gruppen von zwei Silben ist danach nicht möglich. Wir bezeichnen die zweigipflige Exspiration durch ˜.

Dieselbe ist namentlich in sogen. 'singenden' Mundarten weit verbreitet und verbindet sich oft mit musikalischer Zweitönigkeit, indem auf dem zweiten Gipfel der Silbe ein neuer Ton einsetzt. Dem bühnend. *jā, mān* stehen z. B. thür. sächs. *jã, mãn*, oder engl. *dõ, mãn*, gegenüber.

2) Die Exspirationsbewegung der Silbe in ihrem Verhältnis zu den Einzellauten derselben. Der Augenblick stärksten Drucks fällt naturgemäss in den Sonanten. Vorsonantische Konsonanten werden daher crescendo, nachsonantische decrescendo gesprochen, die Sonanten selbst meist ebenfalls decrescendo. Letzteres ist um so deutlicher wahrnehmbar je länger die Sonanten sind, vgl. *dā* und *dă*, *fāl* und *fàl* u. dgl.

Für den Gesamthabitus der Silbe ist von grosser Bedeutung die relative Stärke des Sonanten im Verhältnis zu den etwaigen Konsonanten, und speziell seine Intensität in seinem Endmomente, wo er, sei es durch eine Pause, sei es durch einen folgenden Konsonanten, gleichsam abgeschnitten wird. Man unterscheidet danach Silben mit stark und mit schwach geschnittenem Accent. Den ersteren Accent deuten wir durch ´, den zweiten durch ` an.

Stark geschnittenen Accent haben in der bühnendeutschen Aussprache stark betonte Silben mit kurzem Sonanten, schwach geschnittenen Accent betonte Silben mit langem Sonanten und schwächere Silben. Wir sprechen also z. B. Wörter wie *dă, Fall, fallen, Latte* als *dá*, *fál*, *fálən, látə*, aber *dā, fahl*, *fahle, Latein* als *dà*, *fàl, fà-lə, là-tàįn.* Stark geschnittener Sonant am Silbenende, wie in *dă*, bricht bei nahezu voller Stärke plötzlich ab, während schwach geschnittener mehr allmählich verklingt. Folgt auf stark geschnittenen Sonanten ein derselben Silbe zugehöriger Konsonant, so partizipiert derselbe, wenigstens in seinem Eingange, an der grossen Druckstärke des Sonanten, hat also fortisartigen Charakter, während ein Folgekonsonant nach schwach geschnittenem Sonanten mehr als Lenis erscheint (vgl. z. B. die *l* in *fál* und *fàl*).

Die Verteilung der beiden Accente welche das Bühnendeutsche aufweist ist keineswegs als allgemein verbreitet anzusehen. Deutsche Mundarten kennen auch den schwach geschnittenen Accent auf silbenauslautender Kürze, namentlich vor Lenes (z. B. schweiz. *lè-sə, gè-bə*) und selbst in geschlossenen Silben wie *hàlm*, *hàltn*. Ausserhalb des Deutschen ist der schwach geschnittene Accent noch viel weiter verbreitet, ja man darf annehmen, dass der stark geschnittene Accent des Bühnendeutschen und anderer moderner germanischer Idiome zum grossen Teil erst auf sekundärer Entwicklung beruht.

§ 52. Zu den Unterarten des exspiratorischen Silbenaccents gehört im Hinblick auf die durch ihn veranlasste Spaltung des Silbenexspirationsstosses der sogen. Stosston des Dänischen und Lettischen, der sich auch in einzelnen deutschen Mundarten zu finden scheint. Er besteht in der Einschiebung eines sog. Stosses, d. h. eines momentanen Kehlkopfverschlusses, in die Silbe. Der Stoss trifft entweder den Schluss des Sonanten, oder fällt in den Eingang eines auf diesen folgenden Konsonanten.

§ 53. Unter musikalischem (chromatischem, tonischem) Silbenaccent versteht man die verschiedenen Arten der Stimmführung innerhalb der einzelnen Silbe. Ebenen Ton, d. h. gleichbleibende Tonhöhe, haben

wir z. B. in Fällen wie dem Unentschiedenheit ausdrückenden *jā*, fallenden Ton in dem einfach bejahenden *jā*↘, steigenden Ton in dem fragenden *jā*↗, steigend-fallenden Ton in dem ironischen *jā*∧, fallend-steigenden Ton in dem zornigen *jā*∨. Bei wechselnder Tonhöhe kommt neben der Richtung der Stimmbewegung auch noch das im Einzelfall durchlaufene Intervall in Betracht.

An der Stimmbewegung nehmen nicht nur die Sonanten, sondern alle stimmhaften Laute Teil. Zweitöniger Accent verbindet sich gewöhnlich mit zweigipfliger Exspiration[1]; dann fällt der erste Teil des Doppeltones auf den Hauptgipfel, der zweite auf den Nebengipfel der Silbe.

[1] Zweitönige Accente mit zweigipfliger Exspiration sind der Circumflex des Griechischen und der sog. geschliffene Accent des Litauischen. Der sog. gestossene Ton des Litauischen ist dagegen ein einfach fallender Ton bei eingipfliger Exspiration; er ist also nicht mit dem § 52 besprochenen Stosston zu verwechseln.

§ 54. Musikalischer Wort- und Taktaccent. Hier sind besonders drei Punkte zu beachten: 1) die Richtung der Stimmbewegung: gebrochenen Tonfall haben Nachbarsilben mit ungleichem Silbenaccent (steigend-fallend oder fallend-steigend), gleichlaufenden Tonfall solche mit gleichem Silbenaccent (beide fallend oder steigend); 2) die Tonhöhen der einzelnen Silben und ihre Intervalle (Unterscheidung von Hoch- und Tiefton oder Hoch-, Mittel- und Tiefton, die eventuell noch weiter zu spalten sind); 3) die Anordnung in welcher die einzelnen Intervalle etwa gewohnheitsmässig auf einander folgen.

Alle diese Punkte kommen sowohl für die musikalische Charakteristik des Wortes (d. h. einer etymologisch zusammengehörigen Silbenreihe) wie des Taktes (d. h. einer rhythmisch zusammengehörigen Silbenreihe auch ohne Rücksicht auf ihren etymologischen Zusammenhang) in Betracht. Für beide, d. h. sowohl für den musikalischen Wortaccent wie den musikalischen Taktaccent, lassen sich traditionelle Gewohnheiten beobachten, die oft in Gegenwirkung treten und dann zu einem bestimmten Ausgleich führen müssen. Als Grundlage des Kompromisses dient der traditionelle Wortaccent, die etwaige Umformung geschieht unter dem Einfluss der Neigung zu gewissen Taktmodulierungen.

Mit den Stärkeabstufungen der Silben eines Wortes oder Taktes steht die Abstufung ihrer Tonhöhen nicht in innerem Zusammenhang. Die Behauptung, Starksilben müssten auch den Hochton haben, beruht, so häufig und sicher sie auftritt, lediglich auf einem augenfälligen Irrtum.

§ 55. Der musikalische Satzaccent. Auch dem Gesamtsatze kommt endlich eine besondere, dem musikalischen Accent der Einzelwörter oder Takte übergeordnete, Melodie zu. Diese musikalische Charakteristik des Satzes setzt sich im Einzelfalle wieder aus verschiedenartigen Elementen zusammen, insbesondere 1) der eigentlichen Modulirung des Satzes, bei der namentlich für den Satzschluss (d. h. die Schlüsse der verschiedenen Satzarten) bestimmte Gewohnheiten zu bestehen pflegen, und 2) der Gesamtstimmlage des Satzes, welche auch ihrerseits zum Ausdruck verschiedener Stimmungen und logischer Verhältnisse dienen kann.

B. QUANTITÄT.

§ 56. Die Dauer der Sprechtakte kann eine sehr verschiedene sein. Im Allgemeinen mögen die Einzeltakte eines Satzes zu ungefährer Gleichheit der Dauer hinneigen, aber eine schärfere Regelung der Taktlänge tritt doch erst in der gebundenen Rede, im Verse, ein. Das absolute Zeitmass der

Takte wechselt stark nach dem allgemeinen Tempo der Rede oder einzelner Teile derselben. Da dieses wiederum grossenteils von der die Rede beherrschenden Stimmung abhängig ist, so bringt erregtere Rede und wechselnde Stimmung auch grössere Schwankungen der Taktdauer mit sich. Bei ruhiger und namentlich gleichgültiger Sprechweise sinken Tempo (und Rhythmus) leicht zu gleichförmiger Eintönigkeit herab. In der affektlosen Sprache des Alltagverkehrs werden sich demnach die Wirkungen einer gleichförmigen, nur durch rhythmischen Neigungen bedingten Taktirung am stärksten geltend machen.

§ 57. Die Silbendauer. 1) Die Unterscheidung von kurzen und langen Silben in der landläufigen Theorie ist zum Teil willkürlich und wesentlich nach metrischen Bedürfnissen zurecht gemacht. Nach dieser Theorie sind Silben (ungenauer 'Vokale') entweder von Natur (*φύσει*, natura) oder durch Konvention (Satzung, *θέσει*, *positione*) lang oder kurz. Dieser Unterschied hat mit der absoluten Dauer der Silben wenig zu thun. Vielmehr bedeutet lang hier soviel als dehnbar, kurz soviel als undehnbar, immer vom Sonanten ab gerechnet. In diesem Sinne können als kurz nur offene Silben auf kurzen Sonanten gelten, d. h. Silben, die hinter dem kurzen Sonanten eine Druckgrenze haben. Silben mit langem Sonanten sind ohne weiteres dehnbar durch Verlängerung des Sonanten, geschlossene Silben (d. h. Silben ohne Druckgrenze hinter dem Sonanten) durch Verlängerung des schliessenden Konsonanten. Alle Schallsilben (*alle, Fasse, Kammer* = *alə, fasə, kamər*) sind als geschlossen dehnbar, können also metrisch für lang gelten.

Eine scharfe Scheidung zwischen dieser metrischen Art von Kürze und Länge (genauer Undehnbarkeit und Dehnbarkeit) ist also nur möglich in Sprachen mit ausgebildetem Druckgrenzensystem. An der nhd. Bühnensprache lässt sich daher diese Unterscheidung nicht wohl demonstrieren, da alle betonten Silben lange Sonanten, oder bei kurzen Sonanten durchlaufende Exspiration haben, also geschlossen sind. Von den Mundarten aber haben viele, namentlich süddeutsche und speziell schweizerische die alte Unterscheidung gewahrt.

Schwankungen in der gewohnheitsmässig angenommenen Geltung als Kürze oder Länge (z. B. das Schwanken in der Behandlung von Muta + Liquida als positionsbildend und nicht positionsbildend u. dgl.) gehen auf Verschiedenheit der Silbentrennung im Verse (§ 14) zurück.

b) Die absolute Dauer der Silben hängt bis zu einem gewissen Grade von der Anzahl der in ihr vereinigten Laute und deren gewohnheitsmässig feststehenden Quantitäten im Einzelnen ab. Doch bleibt trotz dieser Abhängigkeit für Schwankungen in der Dauer der einzelnen Silbe noch ein grosser Spielraum übrig je nach dem Tempo in dem dieselbe genommen wird. Dies Silbentempo wiederum richtet sich teils nach dem allgemeinen Tempo der Rede, teils nach der Anzahl und den Betonungsverhältnissen der Silben eines Sprechtaktes. Aus der Neigung, den Sprechtakten ungefähr gleiche Dauer zu geben, folgt nämlich, dass die Dauer der einzelnen Silben um so grösser ist, je weniger Silben einen Takt bilden, und um so geringer, je mehr Silben in einem Takt unterzubringen sind (vgl. etwa die dreifache Abstufung der Länge der Silbe *heil* in den drei Sprechtakten *heil,* | *heilig,* | *heilige,* |); ferner dass, je mehr Zeit durch eine aus irgend einem Grunde überdehnte Silbe eines mehrsilbigen Taktes absorbiert wird, um so weniger für die anderen Silben des Taktes übrig bleibt. Überdehnung einzelner (betonter) Silben kann daher zu völliger Unterdrückung anderer (unbetonter) Silben desselben Taktes führen, wie sie sich z. B. in den auch in den germanischen Sprachen häufigen Synkopierungen unbetonter Vokale besonders nach langer (d. h. dehnbarer) Silbe zeigt.

Als Normalmass der Silbendauer lässt sich für die germanischen Sprachen etwa dasjenige aufstellen, welches die Silben im zweisilbigen Sprechtakte haben. Diese Normallänge erscheint dann im einsilbigen Takt gesteigert (überdehnt; Überlänge), im mehrsilbigen gemindert.

§ 58. Die Quantität der Einzellaute ist ebenso schwankend, wie die der Takte und Silben. Die gewöhnliche Zweiteilung nach Kürze und Länge genügt nicht, da fast überall bei Sonanten wie Konsonanten mehr als zwei Quantitätsstufen fest entwickelt sind. Die Anzahl der zu unterscheidenden Stufen (etwa Überkürze, Kürze, Halblänge, Länge, Überlänge) und das Verhältnis ihrer Zeitmasse ist nur für den Einzelfall genauer festzusetzen.

Die Quantität der Laute im Einzelworte ist bis zu einem gewissen Grade fest überliefert (traditionelle Quantitätsabstufung), andrerseits von rhythmischen Einflüssen, namentlich wieder von Tempo und Silbenzahl des Taktes, abhängig (rhythmische Quantitätsabstufung). Traditionell ist z. B. der Gegensatz zwischen *ă* und *ā* in nhd. *Lamm* — *lahm* (= *lām̄*, *lâm*), rhythmisch bedingt dagegen die Überlänge des *ā* im einsilbigen Takt *lâm* gegenüber der einfachen Länge im zweisilbigen Takt *lā-mə*, oder die Länge resp. Überlänge des *m* von *lăm̄* oder *lăm* gegenüber der Kürze in *lămǝs* u. s. w. Zur Grundlage für die Bezeichnungen der verschiedenen Stufen empfiehlt es sich diejenigen Zeitmasse zu nehmen, welche im zweisilbigen Takt üblich sind, also z. B. wie eben geschehen das *ā* von *lā-mə* als 'lang', das von *lâm* als 'überlang' zu bezeichnen.

7. LAUTWECHSEL UND LAUTWANDEL.

A. ALLGEMEINES.

§ 59. Die traditionelle Aussprache der einzelnen sprachlichen Gebilde pflegt sich im Laufe der Zeit zu verändern. Die Resultate solcher Veränderungen bezeichnet man als Lautwechsel, mit Rücksicht darauf, dass die Gesamtveränderungen der Aussprache etwa einer Silbe oder eines Wortes sich aus den Änderungen zusammensetzen, welche die einzelnen Laute der Silbe oder des Wortes erfahren haben. Ein solcher Wechsel von *a* und *e* liegt z. B. im ahd. *gesti* gegen früheres *gasti* vor, ein Wechsel von unbetontem *i* und *e* in mhd. *geste* gegen ahd. *gesti*, ein Wechsel von *n* und *m* in ahd. *piligrîm* gegen lat. *peregrinus*, ein Wechsel von *re* und *er* in mnd. *bersten* gegen and. *brestan*, u. s. w.

Diese Beispiele lassen bereits erkennen, dass ein Lautwechsel auf verschiedene Weise zu Stande kommen kann. Von *re* in *er*, von *n* zu *m* gelangt man nur durch einen Sprung; zwischen den Stellungen von *a* und *e* aber liegen die Stellungen einer langen kontinuierlich abgestuften Reihe von Zwischenvokalen, die eine Brücke für den Übergang bilden können und in dem Falle von *gasti* — *gesti* thatsächlich gebildet haben. Hiernach ergeben sich zwei Hauptarten des Lautwechsels.

§ 60. Springenden Lautwechsel zeigen Fälle wie *brestan* — *berstan*, *peregrinus* — *piligrîm*. Die deutlichsten Beispiele sind die Metathesen und sogen. Dissimilationen, die sich kaum anders als durch die Annahme wiederholt vorkommender und deshalb schliesslich mehr oder weniger allgemein rezipierter Versprechungen erklären lassen. Ferner gehört ein Teil der Assimilationen hierher, so die des *n* an den wortanlautenden Labial in *peregrinus* — *piligrîm*, der Umsprung eines vorgerm. Gutturals in einen Labial unter dem Einfluss eines in demselbem Worte stehenden Labials, wie in germ. **wolfa-* Wolf, aus **wolpa-* für **wolqa-*, u. dgl.

Dem springenden Lautwechsel haftet oft der Charakter des Zufälligen und

Unsteten an. Wenn manche Veränderungen dieser Art trotzdem mit grosser Regelmässigkeit auftreten, so liegt das nur darin, dass gewisse Versprechungen sehr nahe liegen und sich deshalb auch gegen oder ohne unsern Willen häufig einstellen.

Eine besondere Art des springenden Lautwechsels bildet die sogen. Lautsubstitution bei der Herübernahme fremder Wörter, welche Laute enthalten die der entlehnenden Sprache fehlen. Solche Laute werden bei der Entlehnung — und dies geschieht naturgemäss mit grosser Konsequenz — durch ähnliche, und zwar die nach dem Sprachgefühl der Entlehnenden nächstliegenden Laute ersetzt (vgl. etwa deutsch *Genie,* gespr. *šenī* mit frz. *génie*, d. h. *ženi* u. dgl.) In der Regel ist jedoch der Sprung bei solchen Substitutionen nicht allzu bedeutend.

§ 61. Die zweite Hauptart ist der Lautwechsel durch allmähliche Verschiebung der Artikulation, wie in *gasti* — *gesti.* Den Verschiebungsprozess selbst, im Gegensatz zu seinem Resultat, dem Lautwechsel, nennt man Lautwandel; es ist nur eine abgekürzte Sprechweise, wenn man etwa sagt, bei *gasti* — *gesti* liege ein Lautwandel von *a* zu *e* vor, statt ein durch Lautwandel entstandener Wechsel von *a* mit *e*. Lautwandel im eigentlichen Sinne des Wortes umfasst also teils die im einzelnen Individuum unbewusst und in kleinsten, fast unmerklichen Etappen fortschreitende Verschiebung der beim Erlernen des Sprechens anerworbenen Artikulations- oder Sprechbewegungen, teils die ebenfalls minimalen Verschiebungen in der Sprechweise, welche bei der Übertragung des Sprechens von einem Individuum auf das andere oder von einer Generation auf die andere vorkommen.

Diese Art des Lautwechsels — und ihr fällt weitaus die grösste Masse aller lautlichen Veränderungen der Sprache zu — zeichnet sich im Gegensatz zu dem springenden Lautwechsel durch ungemeine Stetigkeit aus; ja insofern der Prozess des Lautwandels nicht durch besondere Einflüsse gekreuzt und gestört wird, müssen seine Ergebnisse unter gleichen Bedingungen stets dieselben sein. Man nennt deswegen den Lautwechsel durch Lautwandel geradezu lautgesetzlich, d. h. man erwartet, dass der irgendwo thatsächlich konstatierte Lautwechsel regelmässig und ausnahmslos in allen Fällen sich zeige, welche denselben Bedingungen unterliegen wie diejenigen, welche zur Konstatierung der Thatsache geführt haben. Lautgesetze in diesem Sinne müssen ausnahmslos sein. Die zahlreichen scheinbaren Ausnahmen, welche diesem Satze entgegenstehen, sind teils nicht rein lautlicher, sodern analogischer Art, teils erklären sie sich durch zu weite Fassung der Regeln, welche die für den Eintritt des Lautwechsels massgebenden Bedingungen nicht genügend spezialisierten, teils gehören sie dem Gebiet des springenden Lautwechsels an, dem man selbstverständlich eine Gesetzmässigkeit überhaupt nicht zuschreiben kann. Die Grenzlinie zwischen springendem Lautwechsel und lautgesetzlichem Wandel im Einzelfall sicher zu bestimmen, kann freilich Schwierigkeiten machen.

Anfangs- und Endglied eines Lautwandlungsprozesses können weit von einander abstehen. Dann ist aber auch der Prozess selbst ein komplizierter und lässt sich meist mit Sicherheit in eine Reihe successiver Einzelakte zerlegen, deren Addition erst jenen grösseren Endabstand ergibt. Gleichzeitige Veränderung eines Lautes oder einer Lautgruppe nach mehr als einer Richtung ist im Allgemeinen nicht anzunehmen. Bei der folgenden Besprechung einer Anzahl wichtigerer Lautwechsel werden daher im Allgemeinen nur jene einfachen Verschiebungen erörtert werden.

§ 62. Eine allgemeingültige, streng systematische Klassifizierung der Arten des Lautwandels ist ebenso unmöglich wie die Aufstellung eines

allgemeingültigen Lautsystems, weil hier wie dort die Einteilungsmomente sich vielfach kreuzen, ohne dass dem einzelnen Momente ohne weiteres und für alle Fälle der Vorrang bei der Gruppierung zugesprochen werden könnte. Auch hier muss es genügen, Gruppen aufzustellen, die durch ein gemeinsames Band zusammengehalten werden.

1. Spontan nennen wir diejenigen einfachsten Verschiebungsakte, welche lediglich der freien Willkür des Sprechenden ihren Eintritt verdanken, ohne an irgend eine andere Bedingung geknüpft zu sein. Beispiele spontanen Lautwandels sind etwa die Entrundung gerundeter Vokale (Übergang von *ü*, *ö* in *i*, *e* durch Wegfall der Lippenartikulation), der Übergang von indog. *o* und *ā* zu germ. *a* und *ō*, die meisten Einzelakte der germanischen Lautverschiebung (z. B. die Verschiebung von indog. *b*, *d*, *g* zu *p*, *t*, *k*), die Fixierung des Starktons auf die Wurzelsilbe u. s. w. Bedingt heisst dagegen derjenige Lautwandel welcher noch an andere Bedingungen als die blosse Willensthätigkeit des Sprechers geknüpft ist. So ist z. B. der Übergang des ahd. *-i* in *gesti* zu mhd. *-e* in *geste* durch die Nachdruckslosigkeit der Schlusssilbe, der Umlaut von ahd. *gasti* zu *gesti* durch das Vorhandensein des *i* in zweiter Silbe, die Verkürzung des *ll* in nhd. *falle* (= *fáḷ*ə) gegen mhd. *falle* (= *fal-l*ə) durch die Verschiebung der Druckgrenze bedingt. Eine besondere Unterabteilung des bedingten Lautwandels ist der kombinatorische, dessen Eintritt von der Einwirkung eines Nachbarlautes abhängig ist. Als Beispiel kann wieder der Umlaut von *gasti* zu *gesti* dienen.

2. Nach der Verschiebung der einzelnen Artikulationsfaktoren an sich unterscheidet man Lautwandel durch Veränderung der Artikulationen des Sprechapparats, resp. seiner einzelnen beweglichen Teile (Veränderung der Artikulationsstellungen oder räumliche Verschiebung) und durch Veränderung der Exspiration (namentlich dynamische Verschiebung). Hierzu treten dann Veränderungen der Dauer (quantitative Verschiebungen).

3. Eine Gruppe für sich bildet der Lautwandel durch zeitliche Verschiebung zweier zusammenwirkender Artikulationsfaktoren, welche an sich keine oder doch keine wesentliche Veränderung erleiden. Beispiele sind etwa die sogen. westgerm. Gemination (z. B. westgerm. **kún-nịa* aus germ. **kù-nịa*: alle Artikulationen des Sprechapparats wie die Zweiteiligkeit der Exspiration bleiben bestehen, aber die ursprünglich vor dem *n* stehende Druckgrenze ist in das *n* hineinverlegt) oder die Entwickelung von Gruppen wie *ānd* aus *añd* (genauer wol *ànd* aus *ãñd*: bei gleichbleibender Silbenlänge, Exspiration und Artikulationsfolge ist die Umstellung von der *a*-Stellung zur *n*-Stellung später erfolgt, und daher das *a* um so viel gedehnt als das *n* an Dauer verloren hat); oder endlich Assimilationen wie *adna* zu *an-na* durch vorzeitige Senkung des Gaumensegels). Wie man sieht, können durch zeitliche Verschiebung sowohl quantitative als qualitative Veränderungen hervorgebracht werden.

B. WICHTIGERE EINZELFÄLLE.

§ 63. Wechsel von Sonant und Konsonant (§ 13). Konsonanten (namentlich sonore) werden notwenig silbisch (werden 'vokalisiert') wenn sie ohne stützenden Sonanten so neben Laute geringerer Schallfülle treten, dass sie durch diese von dem nächsten Sonanten getrennt sind. So erwachsen aus germ. **akra-*, **foȝla-*, **maiþma-*, **taikni-* die got. Formen *akr*, *fugl*, *maiþm*, *taikn* mit silbischem *r*, *l*, *m*, *n*, aus germ. **harịa-*, **balụa-* die ahd. Formen *hari*, *balu*.

In anderen Stellungen herrscht freierer Wechsel. Vokalisierung eines Konsonanten durch Sonantenausfall kann auch unmittelbar vor einem anderen

Sonanten eintreten: vgl. nhd. *britn, bladn* neben *bəritn, bəladn* 'beritten, beladen'; leicht tritt aber auch hier Umbildung zum Konsonanten als Folge ein. Nhd. Formen wie *bəritne, bəladne* aus *bəritnə, bəladnə* verhalten sich ganz wie z. B. got. *sôkja*, d. h. *sôkia* aus germ. dreisilbigem **sôkiô*, so auch wohl spät ahd. *glouben, gnâda* für **glouben, *gnâda* aus *gəlouben, *gənâda*. Die Gruppen Kons. + *ri, li* + Vokal setzen sich gern in Kons. + *rj, lj* um, vgl. got. *hôftuljôs* aus **hôftljôs* für **hôftliôz* neben Formen wie *haimôplja, hvilftrjôm* für **haimôplia, *hvilftriôm*; ahd. *-sidillo* aus **-sidiljo* für **-sidljo* aus germ. **sidliô* u. dgl. Fallende Diphthonge deren erster Komponent ein Vokal geringerer Schallfülle ist (also besonders unechte Diphthonge, § 41, 1) setzen sich leicht in steigende um, vgl. etwa altn. *bjúga, gjóta, bjarga, skjaldar* aus **beuga, *geota, *bearga, *skealdar*. — In den einzelnen Sprachen und Sprachperioden sind diese Wechsel öfter an bestimmte Bedingungen, wie Quantität der vorausgehenden Silbe, Zahl und Beschaffenheit der silbentrennenden Konsonanten u. s. w., gebunden. Weiteres hierzu s. in § 71.

§ 64. Wechsel von Stellungslaut und Gleitlaut (§ 12). Meist ist hier der Stellungslaut das ursprüngliche, so dass es sich also meist um Reduktionen von Stellungslauten zu Gleitlauten handelt. Wir bezeichnen dieselben durch ◡ unter dem reduzierten Laut (*la, ma* u. s. w.). Am häufigsten werden sonore Konsonanten im Silbenanlaut zu blossen Gleitlauten reduziert, d. h. Exspiration und Stimme setzen erst in dem Momente ein, wo der Übergang zur Stellung für den folgenden Laut beginnt. Im Nhd. sind die anlautenden *m, n, r, l* und das mitteld. bilabiale *w* fast durchgehends so reduziert, oft auch das südd. *j* und labiodentale *w*. Bei stimmlosen Spiranten ist es schwerer festzustellen ob sie diese Reduktion erleiden, so lange noch ein deutliches Reibungsgeräusch erzeugt wird. Im Ganzen haben alle sogen. kurzen Konsonanten die Neigung gleitlautartigen Charakter anzunehmen.

Einfache Stimmgleitlaute oder Gleitvokale haben wir oft in den sogen. geschwächten *e* moderner germ. Sprachen; hier wird nicht eine bestimmte Vokalstellung eingehalten, sondern die Organe gehen aus der Stellung eines vorausgehenden Konsonanten auf dem kürzesten Wege zu der des folgenden über (nebenbei erfährt auch der Stimmton dieser *e* eine Schwächung). Auch für Diphthongen treten oft Gleitvokale von der Stellung des ersten zu der des zweiten Komponenten auf.

§ 65. Wechsel von Fortis und Lenis ist teils spontan, teils vom Silbenaccent abhängig. Zum spontanen Wechsel gehören z. B. die Verschiebungen der stimmhaften Lenes indog. *b, d, g* zu den germ. stimmlosen Fortes *p, t, k*, zum bedingten die Schwächung der urgerm. *f, s, þ, x* zu den stimmhaften Lenes *ƀ, z, đ, ʒ* beim grammatischen Wechsel, oder die Steigerung alter einfacher Lenes zu geminierten Fortes durch die Verschiebung der Silbengrenze bei der westgerm. Gemination (westgerm. **kún-nia-* aus **kù-nia-* u. dgl.), die sehr häufige Schwächung der Fortes *p, t, k* in den Verbindungen wie *sp, sk, st, ft, ht* u. s. w. Gelegentlich treten auch Laute von mittlerer Stärke auf, welche weder ausgeprägte Fortes noch ausgeprägte Lenes sind; dies gilt z. B. oft von den *p, t, k* der eben angeführten Lautgruppen, den mitteld. *b, d, g* u. s. w.

§ 66. Wechsel stimmhafter und stimmloser Laute beruht auf zeitlicher Verschiebung von Stimmeinsatz und Ansatzrohrartikulation. Den Übergang stimmloser Laute zu stimmhaften hat man früher oft Erweichung genannt; den umgekehrten Prozess kann man als Stimmreduktion bezeichnen; zum graphischen Ausdruck dafür diene ˬ: *l̥, r̥, m̥, b̥* drücken also stimmlose *l, r, m, b* aus, welche und insofern sie aus stimmhaften hervorgegangen sind.

Einfache Geräuschlaute unterliegen diesem Wechsel (abgesehen von

der Stellung im Auslaut) im Allgemeinen nur, wenn sie zugleich Lenes sind. So blieben die Fortes *f, s, þ, x* im Nachlaut der indog. Tonsilbe beim sogen. grammatischen Wechsel stimmlos, während sie in unbetonten Silben zunächst zu Lenes herabsanken und dann in die stimmhaften Spiranten *ƀ, z, đ, ȝ* übergingen. Als Beispiel für Stimmreduktion können die nhd. stimmlosen Mediae *b̥, d̥, g̥* dienen.

Geminierte stimmhafte Geräuschlaute neigen im Germanischen zum Stimmverlust; so werden beispielsweise die westgerm. *bb, dd, gg* bei der hochdeutschen Lautverschiebung früher und in weiterem Umfang stimmlos (zu *pp, tt, kk*) als die einfachen *b, d, g*. Geminierte stimmlose Geräuschlaute und stimmlose Fortes überhaupt unterliegen direkt, d. h. ohne vorhergehende Schwächung zu einfacher Lenis, wohl nie der Erweichung.

Im Auslaut werden stimmhafte Geräuschlaute besonders häufig stimmlos, wenigstens in ihrem letzten Teil. So hat das engl. *had* noch Stimme nach dem *d*-Verschluss, aber die Explosion ist stimmlos, und Formen wie *has* zeigen ein schwaches *s* das in seinem Eingang stimmhaft, in seinem Ausgang stimmlos ist. Selbst wenn der ganze Laut stimmlos wird, bleibt ihm zunächst sein Charakter als Lenis (§ 20), und die Steigerung zur Fortis, wie wir sie etwa in nhd. *lant* 'Land' gegen *landes* haben, ist ein davon unabhängiger Akt.

Eigentümlich und nicht genügend aufgeklärt ist die Neigung mancher Sprachen (auch deutscher Mundarten), wortauslautende stimmlose Geräuschlaute vor folgendem Vokal im Zusammenhang des Satzes zu erweichen, während dieselben im Wortinlaut vor Vokalen unversehrt bleiben.

Sehr gewöhnlich ist endlich der Wechsel stimmloser und stimmhafter Laute in Konsonantgruppen. Namentlich wird die Berührung stimmhafter und stimmloser Geräuschlaute gern durch eine Assimilation vermieden; vgl. etwa deutsches *iχb̥in* oder *ijbin* mit *du bist, iχk̑an* 'ich bin, du bist, ich kann'. Auch bei Sonoren vor und nach stimmlosen Geräuschlauten ist die Stimmreduktion sehr gebräuchlich, vgl. deutsch *blau* und *pl̥an, gnade* und *kn̥app, balde* und *al̥t*, oder schärfer ausgeprägt engl. *grow* und *cr̥ow, glow* und *sl̥ow, bride* und *pr̥ide, send* und *sen̥t* u. dgl. Die Assimilationen selbst können regressiv und progressiv sein.

§ 67. Wechsel von Sonoren und Geräuschlauten ist ausserordentlich häufig.

1) Geräuschreduktion von Spiranten kann erfolgen entweder durch Erweiterung der Reibeenge bei gleichbleibendem Exspirationsdruck, oder durch Druckminderung bei gleichbleibender Enge. Besonders leicht tritt dieselbe bei stimmhaften Spiranten ein, weniger oft bei stimmlosen, deren Geräusche an sich schärfer ausgeprägt sind als die durch die Hemmung des Luftstroms im Kehlkopf geschwächten Geräusche der stimmhaften. Wir bezeichnen die Geräuschreduktion durch ˰, z. B. *đ̬* = engl. *th* in *the, brother*.

2) Übergang von Sonoren zu Geräuschlauten kann umgekehrt eintreten durch Verkleinerung der Artikulationsenge oder Steigerung des Atemdrucks. Geräusche treten hier um so leichter auf, je enger die Ausflussöffnung des betreffenden Lautes an sich ist, also bei Vokalen wie *i, u*, der Liquida *r*, weniger oft schon bei *l* und den Nasalen, und wiederum leichter bei stimmlosen als bei stimmhaften, weil bei den ersteren der Luftdruck im Munde an sich grösser ist. Besonders häufig stellt sich daher dieser Übergang da ein, wo stimmhafte Sonore durch Stimmreduktion, § 66, stimmlos werden.

§ 68. Wechsel von Spiranten und Verschlusslauten (§ 17). Die verschiedenen Fälle sind am besten gesondert zu betrachten.

1) Übergang stimmhafter Spirans in stimmhaften Verschlusslaut ist auf germanischem Boden weit verbreitet. So ging z. B.

das germ. *đ* im Westgerm. in *d*, die germ. *ƀ*, *ʒ* einzelsprachlich vielfach in *b*, *g*, das germ. *þ* durch *đ* hindurch einzelsprachlich vielfach in (rein dentales) *d* über. In einer Art lebendigen Wechsels finden wir *d* und *đ* in den heutigen englischen Mundarten. Darf man aus den hier geltenden Verhältnissen schliessen, so bildet den Berührungspunkt stimmhafte Spirans mit Geräuschreduktion (§ 67, 1) einerseits und stimmhafte Media mit voll tönendem Stimmton, aber gelinder Explosion andererseits. Der Sprung ist dann sehr gering: die Gleitlaute sind für beide Laute nahezu dieselben und im Moment der Stellung dominiert beiderseits für das Ohr der Stimmton, das schwache Explosionsgeräusch der Media verklingt dagegen.

2) Der Übergang stimmhafter Verschlusslaute in stimmhafte Öffnungslaute vollzieht sich in genau umgekehrter Weise, d. h. auch hier treten zunächst wohl stets Öffnungslaute ohne deutliches Reibungsgeräusch an die Stelle einer Media mit schwacher Explosion. In der Regel tritt an die Stelle des Verschlusslautes die homorgane Spirans, also z. B. *ƀ*, *đ*, *ʒ* für *b*, *d*, *g*; daneben stehen aber auch Übergänge wie der von *d* zu *r*, der nicht durch eine Spirans vermittelt zu sein braucht.

3) Übergang stimmloser Spiranten in stimmlose Verschlusslaute ist verhältnismässig selten. Der bekannteste Fall ist der Übergang des germ. *þ* zu *t'* in den skand. Sprachen ausser dem Isländ. und im irischen Englisch; aus dem Deutschen gehört hierher vielleicht das oberd. *k'*- = ahd. *ch*-, wenn nämlich letzteres nicht die Affrikata *kx* ausdrückte. Als Zwischenstufe zwischen Spirans und Verschlusslaut ist vielleicht überall Affrikata anzusetzen; der Entwicklungsgang wäre dann: Vorschlag eines Mundverschlusses (wie in mhd. *pfn*- aus *fn*: *pfnehen*, *pfnast*, *pfnüsel*), Schwächung des spirantischen Teils zum Hauch (wie in md. *inpâhen*, *inpallen*, d. h. *inpâhen*, *inpallen* aus *intfâhen*, *intfallen* mit bilabialem *f*).

Stärker verbreitet ist dieser Übergang bei gewissen Konsonantgruppen. Ganz gewöhnlich wandelt sich *hs* in *ks*, vgl. altn. *vaxa*, ags. *weaxan*, nhd. *wachsen*, d. h. *waksn*, mit got. *wahsjan*, ahd. *wahsan*, oberd. (schweiz. öst.) *waxsə*.

Der Wechsel *fs* > *ps* findet sich im Nord. (*repsa* neben *refsa*, *ups* aus *ufs*, got. *ubizwa*) und gelegentlich im Deutschen (*lepse*, *repsen*, *wepse* aus und neben *lefse*, *refsen*, *wefse*), der Übergang von *ft* > *pt* scheint auf das Nord. beschränkt zu sein. Überall wo *f* zu *p* wird, scheint bilabiale Aussprache vorgelegen su haben. Der dem Nord. eigene Übergang von *ht* zu *tt* mit Dehnung des vorhergehenden Vokals (er findet sich auch in deutschen Mundarten, und hat da, z. B. schwäbisch, eine Parallele in dem Übergang von *hs* in *s* mit Vokaldehnung) hat mit den übrigen Wechseln dieser Art nichts gemeinsames; er beruht sichtlich auf allmählicher Schwächung des *h* und Verschiebung der Silbengrenze.

4) Übergang stimmloser Verschlusslaute in stimmlose Spiranten scheint sich im Germanischen auf zwei verschiedene Weisen zu vollziehen.

a) Für die Spiranten welche durch die hochd. Lautverschiebung entstehen wird die Entwicklungsreihe Tenuis : Aspirata : Affrikata : Spirans anzunehmen sein. Sämtliche Stufen dieser Reihe liegen noch in deutschen Dialekten vor, z. B. für den Anlaut vollständig in der Labialreihe: nfrk. mfrk. *punt*, rheinfrk. hess. *p'unt*, in den übrigen Dialekten entweder *pfunt* oder *funt*; in der Gutturalreihe fehlt hier meist die Affrikata: nfrk. mfrk. *kan*, gemeind. *k'an*, alem. *xan* (doch z. B. elsäss. *kxan*), in der Dentalreihe fehlen Aspirata und Spirans: nfrk. *toe*, hochd. *zu*. Für gleiche Entwicklung im Inlaut sprechen namentlich Fälle wie ahd. *helpfan* — *helfan*, welche u. a. verschiedene Entwicklungsstufen in ein und derselben Mundart darstellen. Lebendiger Wechsel

von starker Aspirata und Affrikata begegnet in lebenden Mundarten nicht selten, z. B. im Dänischen und irischen Englisch, wo *t* vor palatalen Vokalen ziemlich deutliche Affrikata, vor andern stark aspirierte Tenuis ist, u. dgl. Die Affrikation ist die Folge verlangsamten Übergangs zur Stellung des folgenden Öffnungslautes, die Aspiration beruht auf spontaner Verschiebung der Exspiration. Infolge dieser Drucksteigerung treten die auf diesem Wege entstehenden Spiranten denn auch stets als Fortes (resp. Geminaten) auf. Umstände welche der Aspirierung erfahrungsgemäss hinderlich sind (z. B. die Stellung des Verschlusslautes hinter einem Konsonanten: nhd. *šp-*, *št-* oder *šb̥-*, *šd̥-* gegen *p'-*, *t'-*, *k'-*) hindern oder hemmen daher auch die Affrizierung mehr oder weniger vollständig: daher denn bei der hochd. Lautverschiebung Tenues nach Konsonanten und in der Gemination hinter einfachen Tenues nach Vokalen zurückbleiben.

b) Daneben besteht direkter Übergang von der Tenuis (oder schwachen Aspirata) zu Spirans durch unvollkommene Verschlussbildung. Hierher gehören offenbar moderne Fälle wie irisch-engl. *mē̆-χiŋ*, *īpiŋ*, *blä-χiŋ* 'making, eating, blacking', wahrscheinlich aber auch die Verschiebung der indog. Tenues zu germ. *f*, *þ*, *x*. Der Lockerung des Verschlusses muss als Vorstufe wohl schwache Bildung desselben vorausliegen. Es ist deswegen z. B. wohl denkbar, dass die Verschiebung im Wortanlaut und im Wortinnern nach einer Druckgrenze, aber nicht bei einer Geminata eintritt, welche kräftige Verschlussbildung fordert. Hiernach könnten germ. geminierte *tt*, *pp*, *kk* wie in *Chatti*, got. *skatts*, ags. *hoppian*, an. *smokkr* recht wohl der Verschiebung wiederstanden haben welche einfache *p*, *t*, *k* zu *f*, *þ*, *x* wandelte.

§ 69. Wechsel von Mundlauten mit Nasen- und Mundnasenlauten (§ 19) setzt zeitliche Verschiebung der Gaumensegelartikulation voraus. Aus Vokalen entstehen so Nasalvokale, aus Verschlusslauten Nasale, u. s. w. Beispielsweise geht *mą* aus *ma* durch Verspätung des Verschlusses, *ąm* aus *am*, oder *amna*, *anna*, *aŋŋa* aus *abna*, *adna*, *agna* durch Vorausnahme der Öffnung, *a* aus *ą*, *abna* aus *amna* durch Verspätung der Öffnung, *amna*, *anna*, *aŋŋa* aus *amba*, *anda*, *aŋga* durch Verspätung des Verschlusses der Gaumenklappe hervor.

Einfacher Nasalvokal aus Vokal + Nasal (*ąta* aus *anta* durch *ąnta*) zeigt daneben auch eine Verschiebung der Mundstellung: die Öffnung des Vokals ist beibehalten und der Mundverschluss des Nasals dadurch in Wegfall gekommen. Parallel damit geht der Verlust eines Mundverschlusses bei altn. *fn* aus *mn* (*nefna*, d. h. *nebna*, aus *nemna*, got. *namnjan*); die Vermittelung bildet wohl nasaliertes *þ̨*, das vielleicht durch Schreibungen wie *nemfna* angedeutet werden soll. Umgekehrt ist die Öffnung einer Spirans durch den Mundverschluss eines Nasals ersetzt bei dem häufigen Wechsel von germ. *bn* mit *mn* (ags. *emne* aus **ebne*, geschr. *efne*; altn. *jamnan* aus *jabnąn*, geschr. *jafnan*); auch hier wird *þ̨* die Brücke bilden.

§ 70. Wechsel der Artikulationsstelle kann alle Laute betreffen und ist äusserst mannigfaltig. 1) Von sprunghaften Veränderungen dieser Art ist ausser dem in § 60 angeführten noch die Vertretung eines Kehlkopfverschlusses (Stosstons, § 52) durch einen Mundverschluss zu erwähnen, die in gewissen westmitteld. Mundarten sehr gewöhnlich ist (dial. *iks*, *uks* aus *ī's*, *ū's* 'Eis, aus'; siebenb. *bræokt*, *šlæogdrn* aus *brū't*, *šlū'dern*, 'Braut, schleudern', mit palat. Verschluss *tseit*, *šnedn̥* *leit* aus *zī't*, *snī'den*, *lū'də* 'Zeit, schneiden, Leute'; desgl. ndrhein. *tsik*, *lük* für **tsikt* **lükt* aus *zī't*, *lü'də*. In englischen Mundarten wird umgekehrt ein Mundverschlusslaut oft durch ' ersetzt.

2) Die allmählichen Verschiebungen sind teils spontan teils bedingt. Spontaner Vokalwechsel kann z. B. bestehen in Entrundung gerundeter

oder Rundung ungerundeter Vokale, Übergang von höheren zu niederen, engen zu weiten, gutturalen zu palatogutturalen und palatalen Vokalen und umgekehrt. Spontan kommen ferner vor Schwankungen innerhalb der verschiedenen Arten der Dentale einschliesslich der Cerebrale, Wechsel von *r* und *l*, *d* und *r*, *z* und *r*, Übergang von Gutturalen in Palatale u. dgl.

3) Die meisten dieser Wechsel kommen auch bei bedingtem Lautwechsel vor. Einige besondere Fälle mögen hier noch namhaft gemacht werden.

a) Vokalwechsel bedingt durch Verschiedenheit der Tonhöhe. Zur Hervorbringung höherer Töne wird der Kehlkopf gern gehoben, zur Hervorbringung tieferer gern gesenkt, und die Zunge folgt diesen Bewegungen unwillkürlich ein wenig nach. Bei hohem Ton erfahren die Vokale daher leicht eine Erhöhung resp. Vorschiebung, bei tiefem eine Senkung resp. Zurückziehung der Zunge; vgl. z. B. hohes zweifelndes *ja*' mit tiefem zweifelndem *ja*'. Bei steigendem Ton fällt dann die Hebung, bei fallendem die Senkung, bei gebrochenem Ton Hebung und Senkung oder Senkung und Hebung in den Vokal, der so zu einem mehr oder weniger deutlichen Diphthongen gespalten wird. Wie weit im Einzelnen der Einfluss dieser Tonbewegung auf den Vokalwechsel geht, d. h. wie weit derselbe nicht spontan ist, haben Spezialuntersuchungen festzustellen.

b) Vokalwechsel bedingt durch Stärke und Dauer. Hierher fallen besonders die Verstümmelungen von Vokalen unbetonter Silben, die zugleich in rascherem Tempo genommen zu werden pflegen. An die Stelle voller Vokale treten infolge schlaffer und hastiger Artikulation zunächst dumpfere Varietäten mit weniger ausgeprägter Stellung, schliesslich einfache Stimmgleitlaute (§ 64), die sich lediglich nach der jeweiligen Lautumgebung richten.

c) Vokalwechsel bedingt durch Einfluss von Nachbarlauten. *α*) Die Differenz zwischen den Stellungen benachbarter Vokale wird gern vermindert, sei es durch einseitige, sei es durch gegenseitige Annäherung. Sehr gewöhnlich ist dieser Prozess bei Diphthongen: *aę* oder *æę* aus *aį*, *aǫ* oder *åų*, *åǫ* aus *aų*, *įæ*, *ųå* aus *įa*, *ųa* u. dgl. Vollkommene Ausgleichung führt zu Kontraktionen, wie *ē* oder *ā* aus *ai*, *ā* oder *ō* aus *au* u. dgl. Weiterhin gehören hierher die sog. Umlaute (einschliesslich des *a*- Umlauts oder der sog. Brechung), soweit diese als Endresultat wieder einfache Vokale an Stelle einfacher Vokale oder einfache Vokale an Stelle von Diphthongen aufweisen. Seltener wirkt hier der umlautende Vokal direkt (ahd. *sâįen* = mhd. *sæjen*), gewöhnlicher treten Konsonanten als Vermittler auf, indem sie die spezifische Stellung des umlautenden Vokals durch Artikulationsmischung (§ 43) in sich aufnehmen und so mit der des umzulautenden Vokals in Kontakt bringen. — Diese Wechsel enthalten übrigens verschiedene Prozesse. Bei den meisten sog. *u*-Umlauten (wie an. *hǫndum* aus *handum*) handelt es sich um Vorausnahme der *u*-Rundung bei bleibender Zungenstellung. Der *i*-Umlaut besteht in der Regel in einer Verschiebung gutturaler Vokale zu Palatalen gleicher Höhe, seltener (wie beim Umlaut des *æ* zu *e* im Ags.) in einer Hebung der Zunge; beim *a*- und *u*-Umlaut tritt (abgesehen von etwaiger Rundung beim letzteren) nur Ausgleichung der Zungenhöhe ein (ahd. *hilfu* aus **helfu* bringt den mittleren Vokal *e* auf die Höhenstufe des hohen Vokals *u*; ahd. *stega*, germ. **boʒana*- ahd. *bogan* gegen germ. **stigā*-, älteres germ. **buʒana*- die hohen Vokals *i*, *u* auf das Niveau des mittleren Vokals *a*; etymologisches *į* bleibt ahd. vor dem hohen Vokal *u*, sinkt aber vor den mittleren Vokalen *a*, *o* meist zu *e* herab: *hirtįu*, aber *hirtęa*, *hirtęo* u. dgl.).

β) In ähnlicher Weise wie Konsonanten mit Vorausnahme spezifischer Vokalartikulation können auch Konsonanten ohne solche kraft ihrer eigenen spezifischen Stellung auf Vokale einwirken, indem der Kontrast zwischen

dieser und der Stellung des Vokals durch Annäherung gemildert wird. Hierher fallen die sog. Brechungen des *i*, *u* vor *r*, *h* im Gotischen, der sog. Palatalumlaut des Ags., der Übergang von *e*, *o* zu *i*, *u* vor Nasal + Konsonant im Germanischen, die Begünstigung der Kontraktion von Diphthongen durch gewisse Konsonanten (z. B. der Kontraktion von *au* zu *ô* vor Dentalen und *h*, von *ai* vor *h*, *r*, *w* im Ahd.) u. a. m.

d) Diphthongierung einfacher Vokale unter dem Einfluss von Nachbarlauten zeigt sich z. B. in den sog. Brechungen des Ags., Fries., Altn. (ags. *feallan*, *beorȝan*, *feohtan*, afrs. *tsiurke*, *riucht*, an. *bjarga*, *hjalpa* etc.), und in den Epenthesen, denen auch die ags. sogen. *u*- und *o*- Umlaute (ags. *ealu* , *feolu*, *mioluc*) zugehören. Die Brechung ist nichts anderes als das deutliche Hervortreten des Gleitlautes vom Vokal zu einem Konsonanten stark konträrer Artikulation (gutturales *l* und *x*, *r* mit starker Rück- oder Aufbiegung der Zunge). Bei der zweiten Gruppe liegt dagegen eine zeitliche Verschiebung der beiden Artikulationselemente vor die in einem durch Vokaleinfluss modifizierten Konsonanten (§ 43) vereinigt sind.

e) Konsonantwechsel. Neben den einfachen Artikulationsmischungen, über welche § 43 zu vergleichen ist, kommen hier vorzugsweise noch Assimilationen in Betracht, deren Resultat die Herstellung vollkommener Homorganität ist. Diese können nur unter Opferung der spezifischen Artikulationsstelle des unterliegenden Lautes eintreten. Im Germanischen sind diese Assimilationen meist regressiv, seltener progressiv (wie an. *ll* aus *lþ*, germ. **mannás*, **fullás* aus **manwós*, **fulnós*). Am leichtesten unterliegen der Assimilation im Allgemeinen die Laute mit Verschlussbildung durch die Zungenspitze (*t*, *d*, *n*).

§ 71. Einschiebung und Ausstossung von Vokalen.

1) Entwicklung von Vokalen aus silbischen Liquiden und Nasalen, wie in germ. *ul*, *ur*, *um*, *un*, *uŋ* aus indog. *l̥*, *r̥*, *m̥*, *n̥*, *ŋ̥*, oder ahd. *ul* (*-ol*, *-al*), *-ar*, *-um* (*-am*), *-an* aus älterem *-l̥* u. s. w. Hier bewirkt zunächst eine Verspätung des Eintritts der spezifischen Mundstellung des *l*, *r* etc. deutlicheres Hervortreten des schwachen unsilbischen Stimmgleitlautes der zu dieser Stellung führt. Weiterhin kann dann der Gleitlaut die Funktion des Sonanten an sich ziehen (dies geschieht durch Kräftigung der Stimme während der Bildung des Gleitlauts) und sich zu einem Stellungslaut entwickeln. Diese beiden letzten Akte werden in der Regel ziemlich gleichzeitig sein.

2) Vokalentwicklung zwischen ursprünglich unsilbischer Liquida oder Nasal + Konsonant, wie ahd. *alah*, *beraht*, *burug*, *starab*, nhd. dial. *baliχ*, *buriχ*, *haləf*, *finəf*, *štarəp* 'Balg, Burg, half, fünf, starb' setzt zweigipflige Aussprache der so erweiterten Silben voraus. Hier können die einzelnen Laute der Silbe so verteilt sein, dass der Gipfel der Nebensilbe in die Liquida oder den Nasal hineinfällt; dann wird deren Schluss decrescendo gebildet, hat konsonantische Funktion, und eine Vokalentwickelung tritt nicht ein. Bei schärferer exspiratorischer Trennung der beiden Silbenstösse zwischen Vokal und Konsonant rückt aber der Gipfel der Nebensilbe leicht in den Schluss der Liquida und des Nasals, der nun, da der Laut als im Silbenanlaut stehend crescendo gebildet wird, als Sonant mit dem folgenden Konsonanten in unmittelbaren Kontakt tritt. Bei der Umstellung der Organe von Sonanten zum Konsonanten kann sich dann durch zeitliche Verschiebung am Schlusse der Liquida oder des Nasals ebenso ein Gleitvokal entwickeln, wie bei Nr. 1 am Eingang derselben, und zwar je leichter, je grösser der Weg ist den die Organe bei der Umstellung zu durchmessen haben. Bei der Folge von Liquida oder Nasal + homorganem Kons., wie *ld*, *rt*, *nd*, *mb* u. dgl., findet daher eine Vokalentwicklung nicht statt, weil die zur Ermöglichung einer Gleitlautbildung notwendige Umstellungsbewegung fehlt.

In Fällen wie ahd. *aram, charal,* nhd. *arəm, karəl* aus *arm, karl,* wo zwei sonore Konsonanten zusammenstehen, kann es fraglich sein, aus welchem der beiden Laute sich der Secundärvokal entwickelt hat. Vermutlich ist indess hier der zweite Sonorlaut zunächst silbisch geworden, und die Weiterentwickelung fällt unter Nr. 1.

3) Auf genau umgekehrtem Wege erfolgt die Absorption von Vokalen durch benachbarte Laute, namentlich Liquide und Nasale, welche dadurch sonantisch werden, wie etwa nhd. *apfl̥, lēzn̥, ātm̥* gegen ahd. *apful, lesan, âtum.* Hier sinkt der Stellungsvokal mit kräftiger Stimme zunächst zum gemurmelten Gleitvokal herab, der dann seine sonantische Funktion an den folgenden Stellungslaut abgibt, ja selbst ganz unterdrückt werden kann (nhd. *handl̥, hatn̥, lipm̥, hakŋ̥,* aus *handel, hatten, lippen, hacken* ohne gesonderte Explosion des Verschlusslautes). Natürlich können auch andere Laute als Liquide und Nasale durch Absorption eines Vocals silbisch werden; beim Verstummen des Mittelvokals von engl. *possible, visible* ergeben sich z. B. dreisilbige *po-s̥-bl̥, vi-z̥-bl̥* mit silbischem *s, z,* welche Exspirationsform und Dauer der ursprünglichen Silbe *si, zi* bewahren; in *præk-t̥-kl̥, p̥-te'to* 'practical, potato' liegen geradezu silbische *t, p* vor.

4) Vokalsynkope unterscheidet sich von der Absorption nur dadurch dass sie eine Verminderung der Silbenzahl hervorbringt. Bei nhd. viersilbigem *bə-là-dn̥-nə* aus *beladene* sprechen wir z. B. von Absorption, bei dem verkürzten *bə-làd-nə* hingegen von Synkope. Synkope in diesem Sinne setzt sich also stets aus zwei Akten zusammen: Absorption eines Vokals und Verschiebung der Silbenbildung und Quantität (in *bə-lād-nə* hat ja die Mittelsilbe dieselbe Dauer wie die beiden Silben *lā-dn̥* in *bə-lā-dn̥-nə*). Es ist wichtig dies im Auge zu behalten, weil man nur so den Einfluss der Quantität betonter Silben auf Vokalsynkope verstehen kann, der in den germanischen Sprachen vielfach zu Tage tritt. So hängt wahrscheinlich die westgerm. Synkope von Mittelvokalen nach langer Silbe mit einer Neigung des Westgermanischen zur Überdehnung langer betonter Silben zusammen. Werden in Formen wie *al-di-ro, hō-ri-da* die ersten Silben überdehnt, so müssen die beiden folgenden in entsprechend rascherem Tempo genommen werden, um die überlieferte Taktlänge nicht zu stören, und dies führt zunächst zur Absorption des Mittelvokals (**al-dr̥o, hō-r̥-da*), dann weiter zu bequemerer Verteilung der Exspiration (*al-dro, hōr-da*). In solchen Fällen ist also die Neigung zur Verschiebung der Silbenquantität das erste Agens, und daher erhalten sich Formen wie *ne-ri-da* ungestört, weil eine Dehnung der kurzen offenen Silbe *ne-* nicht möglich war (§ 57, a). Diese Anschauung wird durch die Betrachtung der Synkopierungen moderner Idiome durchaus bestätigt, welche insbesondere den Satz als zweifellos erscheinen lassen, dass bei Verlust einer zählenden Silbe ihre Dauer und Exspirationsform derjenigen Silbe zugelegt wird, in der sie aufgeht.

§ 72. Einschiebung und Ausstossung von Konsonanten findet sich namentlich als Resultat zeitlicher Verschiebung beim Übergang von Halbschlusslauten (Nasalen und *l*) zu andern Lauten. Eilt in Folgen wie *amfa, aŋxa, alsa, ansa, alra, amra, anra* die Schliessung der Gaumenklappe resp. der Seitenöffnung des *l* der Lösung des Mundverschlusses voraus, so stellt sich durch den so erzeugten momentanen Vollverschluss des Mundes ein Verschlusslaut als Übergang ein: *ampfa, ankxa, altsa, antsa, aldra, ambra, andra* u. s. w. Auch aus *ms* und *ŋs* entwickelt sich leicht *mps* (lat. *sumpsi,* got. *swumfsl* aus **swumpsl* für **swumsl*) und *ŋks.* Auch zwischen Nasal und nicht homorganem Verschlusslaut entwickelt sich leicht ein dem Nasal homorganer Verschlusslaut (lat. *sumptus,* ahd. *kumft* aus germ. **kumfti* für **kumpti-*

aus **gṃti* u. dgl.). Die umgekehrte Verschiebung führt zum Ausfall. Auch vor einem Halbschlusslaut zeigen sich oft ähnliche Erscheinungen, z. B. nhd. dial. *lē-m, sā-ŋə* für *lē-bṃ, sā-gŋə* 'leben, sagen', engl. *ofṇ, lisṇ, grisḷ* für *oftṇ*, **listṇ*, **gristḷ* 'often, listen, gristle'.

Seltener treten Verschlusslaute sekundär in andern Konsonantenverbindungen auf, im Germ. z. B. *t* zwischen *s* oder *š* und *r*. Der Grund des Einschubs liegt hier daran, dass man beim Übergang nahe an einer Verschlussstellung vorübergeht und bei geringer räumlicher Verschiebung der artikulierenden Teile leicht unwillkürlich zu wirklicher Verschlussbildung gelangt.

§ 73. Quantitätswechsel von Einzellauten findet insbesondere auf zweierlei Art statt:

1) Quantitätswechsel bedingt durch Silbendehnung und -kürzung hängt bis zu einem gewissen Grade mit der exspiratorischen Betonung zusammen, insofern betonte Silben (soweit es die Taktgliederung gestattet) zur Dehnung, unbetonte zur Kürzung neigen. Dehnung wie Kürzung können sowohl Sonanten als Konsonanten treffen. Kurze Sonanten pflegen in den älteren Sprachperioden nicht dehnbar zu sein. Silbendehnung kann daher nur durch Längung eines silbenschliessenden Konsonanten erfolgen, während kurze offene Silben ihre ursprüngliche Kürze wahren. Die später eintretenden Dehnungen kurzer Sonanten (nhd. *tā̀-gə* aus *tà-gə*) setzen sicher schwach geschnittenen Silbenaccent voraus; öfter wechseln daher bei eintretender Silbendehnung Dehnung des Vokals bei bleibender Silbengrenze (*bṑ-tə* aus *bò-tə*) und Verschiebung der Silbengrenze mit Dehnung des Konsonanten bei bleibender Vokalquantität (*blèt-tər* aus *blè-tər*, sekundär dann *blètər*) mit einander ab.

2) Quantitätsverschiebung innerhalb der Silbe bei gleichbleibender Silbendauer (oder doch unabhängig von den unter Nr. 1 erwähnten Verschiebungen der Silbendauer). Diese kann nur in geschlossenen Silben auftreten. Die Verschiebung besteht in dem Wechsel von kurzem Vokal + langem Konsonanten mit langem Vokal + kurzem (kürzerem) Konsonanten und umgekehrt, z. B. ags. *āld, hūnd* aus *ald, hund*, umgekehrt *brŏhte* aus *brōhte* u. dgl. Beide Fälle entstehen durch zeitliche Verschiebung der Umstellung vom Vokal zum Konsonanten. Dehnung des Vokals tritt am häufigsten vor sonorem Konsonanten, Kürzung vor stimmloser Fortis auf, und weiterhin scheinen sie mit dem exspiratorischen Silbenaccent zusammenzuhängen, insofern Dehnung nur bei schwach geschnittenem, Kürzung am ehesten bei stark geschnittenem Accent zu verstehen ist.

Dass diese beiden Arten des Quantitätswechsels sich im Einzelnen vielfach kreuzen können, ist leicht ersichtlich.

V. ABSCHNITT.

SPRACHGESCHICHTE.

2. VORGESCHICHTE DER ALTGERMANISCHEN DIALEKTE

VON

FRIEDRICH KLUGE.

Plan und Ausführung der vorliegenden Behandlung des Altgermanischen betreffend habe ich vorauszuschicken, dass ich mit Rücksicht auf den mir zur Verfügung gestellten Raum nicht auf eine kritische Widerlegung abweichender Anschauungen anderer eingehen konnte; man erwarte nirgends eine historische Darstellung von überholten Anschauungen früherer Generationen; ich gebe nur sichere oder doch wahrscheinliche Resultate — resp. was mir als solches erscheint — und zwar jederzeit mit den Materialien, auf welche meine Auffassung sich gründet. Das gleiche gilt von den Litteraturangaben; ich konnte auf Angabe der weitschichtigen sprachvergleichenden Litteratur um so eher verzichten, als jetzt der reichhaltige, zudem bibliographisch so wohl orientierende *Grundriss der vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen* von Brugmann die Ergebnisse der neueren wie der älteren idg. Linguistik übersichtlich und klar zusammengefasst hat. Von Noreens *Utkast till Föreläsningar i urgerm. Judlära* (Upsala 1888) — dem ersten Versuch einer selbständigen, auf sprachvergleichender Grundlage basierten Lautlehre des Gemeingerm. — hat mir leider erst der Vokalismus vorgelegen und wesentliche Dienste geleistet. Auf diese beiden Hülfsmittel wie auf Braunes *Sammlung von Grammatiken der altgerm. Dialekte*, die jedem Arbeiter auf den einschlägigen Gebieten so wesentliche Dienste thun, weise ich hier mit schuldigem Dank besonders hin.

Die Knappheit des Raumes hat mich auch bestimmt, die einzelnen als Belege vorgeführten germ. oder idg. Dialektworte nicht über das ganze Gebiet zu verfolgen; ich begnüge mich meist mit éinem Dialekt, wo nicht besondere Gründe, etwa die geographische Verbreitung einer Erscheinung ein anderes Verfahren empfehlen.

Der Plan der vorliegenden Abhandlung schliesst alles aus, was zur Charakteristik der Einzeldialekte dient; so wird die für den hd. Lautcharakter so bedeutsame zweite Lautverschiebung, die Entstehung des altsächs. oder des

ags. Vokalismus, die Behandlung der langen Vokale im ahd. Auslaut u. a. hier nicht behandelt, obwohl diese Erscheinungen vor der Zeit kontinuierlicher Überlieferung eingetreten sind. Ausser den allen altgerm. Dialekten gemeinsamen Thatsachen sprachlichen Lebens, d. h. ausser der Charakteristik der germ. Sprachart gegenüber dem zugrunde liegenden gemeinindogermanischen Typus suche ich zu bieten, was über den Einzeldialekt hinausreicht, ihn mit einer Gruppe anderer altgerm. Dialekte verbindet.

INHALT.

I. EINLEITUNG.

§ 1. Gemeineuropäisches. Das Germ. hat seine nächsten Verwandten an den idg. Völkern Europas, deren engere Zusammengehörigkeit zuerst

Lottner KZs. 7, 18 mit festen Kriterien erwiesen hat. Während das Ind. und das Pers. die idg. Vokale *ĕ* und *ŏ* durch *ă* ersetzen, bewahren die europäischen Dialekte des Idg. — einschliesslich des Germ. — in geregelter lautgesetzlicher Übereinstimmung die idg. Urvokale *ŏ ĕ ă*, wie man seit G. Curtius, Ber. d. sächs. Gesellsch. 1864, S. 9 immer mehr erkannt hat. Auf das europ. *l*, das im Ostidg. durch *r* vertreten ist, hat Lottner KZs. 7, 19 hingewiesen.

Von hoher Bedeutung für nahe Zusammengehörigkeit der europ. Indogermanen ist der Wortschatz. Besonders fällt die Ausbildung einer landwirtschaftlichen Terminologie, die dem Arischen fremd ist, ins Gewicht. Im Ind. und im Pers. fehlen die verbreiteten europ. Verbalwurzeln *ar* 'pflügen', *mê* 'mähen', *ml̥* 'mahlen', *sê* 'säen', *oq* 'eggen', *ml̥g* 'melken'. Nomina wie *agro* 'Feld', *swl̥k prkâ* 'Furche', *woghni woghnsno* 'Pflugschar', *gr̥no* 'Korn', *râphâ* 'Rübe, Rettig', *kromüso* 'Zwiebel', *bhâgo* 'Buche', *salik wĭtwâ* 'Weide', *porkos* 'Schwein', *empi bhî* 'Biene', *kr̥sn-* 'Hornisse', *wepsua wopsû* 'Wespe', *g(e)rano grw* 'Kranich', *(s)trozdu-* 'Drossel' u. a. sind für das Europ. charakteristisch. Sonst seien noch Einzelheiten aufgeführt wie *awo-* 'Grossvater', *ghmon* 'Mann', *wr̥dho-* 'Wort', *mori mari* 'Meer', *sal(d)* 'Salz', *teutâ* 'Volksstamm', *kl̥ni- kl̥nâ-* 'Hügel', *ŏlĕnâ* 'Elle', *kr(ĕ)pi* 'Schuhwerk', *lĕgh* 'liegen', *oinos* 'einer', *aljos* 'anderer'.[1]

Während die europ. *ŏ ĕ* und *l* — weil schon grundsprachlich — nichts für eine europ. Ursprache einer arischen Spracheinheit gegenüber erweisen, zeugen solche Lautkriterien zusammen mit der angedeuteten Ausprägung eines europ. Wortschatzes jedenfalls für engere Berührungen der europ. Dialekte unter einander, vielleicht geradezu für nähere Sprachverwandtschaft. Fick, der in seiner wertvollen Schrift *Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas*, Göttingen 1873, mit Scharfsinn den idg. Wortschatz durchmustert — unsere Zusammenstellungen haben derselben manches entnommen — stellt die Europäer als geschlossene, verwandtschaftlich eng verbundene Einheit den Ariern gegenüber, nachdem ein Jahr früher Joh. Schmidt (*Die Verwandtschaftsverhältnisse der idg. Sprachen*, Weimar 1872) die Stammbaumtheorie abgewiesen und eine Theorie kontinuierlicher Übergänge (Wellentheorie) aufgestellt hat. Joh. Schmidt erkennt überall Übergänge, Nachbardialekte gehören stets enger zu einander, jede Sprache bildet das Mittel zwischen ihren Nachbarn. Diese Theorie beruht auf zahlreichen evidenten Thatsachen, welche die Bedeutung geographischer Berührungen zum erstenmal aufgeklärt haben. Aber durch Joh. Schmidts Theorie wird die Stammbaumtheorie keineswegs abgethan, wie 1876 Leskien (*Deklination im Slavischlit. und Germ.*) zeigte; doch ist ein strikter Beweis für die Notwendigkeit der Annahme einer näheren Verwandtschaft der europ. Sprachen gegenüber dem Arischen noch nicht erbracht und wird sich vielleicht kaum je erbringen lassen; vgl. Brugmann in Techmers Zs. 1, 226.

Mehrere Beziehungen, die wir am besten mit Joh. Schmidts Theorie der sprachlichen Kontinuität erklären, verbinden das Germ. mit seinen östlichen und westlichen Nachbarn: kelt. **landâ* 'Fläche' (Thurneysen, *Keltoroman.* 65), germ. *landa-*, aslov. *lędina*; altir. *dligim* 'ich verdiene', got. *dulgs*, aslov. *dlŭgŭ* 'Schuld'; bret. corn. *er* 'Adler', got. *ara*, asl. *orilŭ*, lit. *erẽlis* 'Adler'; altcorn. *ocet*, ahd. *egida*, apreuss. *aketes* 'Egge'; gall. *brîva* 'Brücke', an. *brú* aslov. *brŭvĭ*; altir. *uball*, ahd. *apful*, aslov. *ablŭko*, lit. *obŭlis*.

Es lässt sich jedoch auch nicht läugnen, dass das Germ. auch mehrere enge Berührungen mit einzelnen andern idg. Sprachen zeigt. So hat Joh.

---

[1] Alle angeführten Worte kommen auch im Germ. vor; wegen *kr(ĕ)pi* 'Schuhwerk' in gr. κρηπίς lit. *kurpė* vgl. an. *kriflingr* spät ae. *(h)rifeling*.

Schmidt *Verwandtschaftsverh.* 50 mit Recht auf einige Worte hingewiesen, die bloss als germ. und als arisch zu erweisen sind: got. *hairus*, skr. *çárus;* ahd. *triogan*, zend. *drużaiti*, apers. *duruǵ*, skr. *druh;* got. *aigan*, skr. *īç;* ahd. *wunsc*, skr. *vânchâ* 'Wunsch'; got. *aúhsa*, skr. *ukšán*, zend. *uχšan;* got. *manna*, skr. *manus;* got. *qêns*, skr. *jâni*; got. *fijan*, skr. *pîy*; ahd. *hrętten*, skr. *çratháy*; ae. *folde*, skr. *pṛthivî;* an. *hverr*, skr. *caru* 'Kessel' (: kelt. *qorio-*). Auf Berührungen zwischen Lateinisch und Germanisch hat Lottner KZs. 7, 163 hingewiesen: lat. *hordeum* (grdf. **ghṛzdejo-*), ahd. *gërsta*; lat. *farr*, got. *bariz-eins*; lat. *ador*, got. *atisk*; ferner lat. *arcus* 'Bogen', ae. *earh* 'Pfeil'; lat. *hasta*, got. *gazds*; lat. *ferrum*, ae. *bræs* (grdf. *bhrso*); lat. *acies*, ahd. *ęcka*; ferner lat. *annus*, got. *aþn;* lat. *haedus*, got. *gaits*; lat. *gelu*, got. *kalds*; lat. *habere tacere silere*, got. *haban þahan silan;* lat. *sapio capio*, ahd. *sęffu hęffu;* lat. *vâdo*, ahd. *watu;* lat. *longus*, got. *laggs*. Es kann nicht geleugnet werden, dass bedeutsame Übereinstimmungen unter den aufgeführten sind; die Verwandtschaft von got. *mann-* mit skr. *manu-* und von got. *haban* mit lat. *habere* fällt schwer ins Gewicht.

§ 2. Keltische Berührungen. Der Verwandtschaftsgrad von Kelten und Germanen ist schwer zu bestimmen. Der Wortschatz liefert nur zweideutige Kriterien, lässt Erklärung durch nachbarliche Berührungen so gut zu wie solche durch nähere Verwandtschaft. Für einige gemeingerm. Worte steht Entlehnung aus dem Kelt. fest. Der Übergang von idg. *ê* (lat. *rêg-em*) in *î* (Brugmann I, § 74) beweist für germ. *rîk* 'König' (got. *reiks*) und *rîkja-* 'Reich' Entlehnung — und zwar vorhistorische Entlehnung vgl. den Cimbrennamen *Mallorix* — aus urkelt. *rîg-* (altir. *rí* gen. *ríg* und *ríge*) vor der germ. Lautverschiebung (Osthoff, *Perfekt* p. 10) und ahd. *ambaht* ist wohl gleichzeitig aus dem kelt.-lat. *ambactus* entlehnt, dessen kelt. Ursprung durch Thurneysen *Keltoroman.* 30 über jeden Zweifel gehoben ist (præfix *amb* ist ungerm.). — Neben solchen Gleichungen finden sich nun auch Übereinstimmungen im Wortschatz, bei denen die Annahme von Urverwandtschaft und von Entlehnung gleiche Berechtigung hat; es sind Worte, welche die germ. Lautverschiebung mit durchgemacht haben: germ. *aiþa-* 'Eid', altir. *oeth* (grdf. **oito-*); germ. *gîsla-* 'Geisel', altir. *giall* (grdf. *gheislo-*); altir. *luige* 'Eid', got. *liugan* (Wz. *leugh*); gall.-lat. *dûnum* (urkelt. *dûnos*), germ. *tûna-*; bret. *treb* 'Dorf', germ. *þorpa-*; altir. *brig*, germ. *burg* (grdf. *bhṛgh*); kelt. *Hercynia* (aus **perkunia*), got. *fairguni* Much ZfdA. 32, 462; gallolat. *îsarno-* (altir. *iarn*), germ. *îsarna-*; altir. *luaide* 'Blei', ahd. *lôt*; altir. *lethar*, ahd. *lëdar*; gall. (Pausan.) *marka* (altir. *marc*) 'Pferd', germ. *marha-*; gall. *rêda* 'Wagen', germ. *rîdan* 'fahren'; keltiber. (Plin. Hist. Natur. 33, 40) *viria*, an. *virr*, ae. *wír*; germ. *ûra-* (*ûru-*?) = gall. (Macrob. Satir. VI, 4) *ûrus*; germ. *wisund wesand* war auch urkelt.

Bei derartigen Worten sucht man vergebens nach festen Kriterien zur Entscheidung der Frage, ob Urverwandtschaft oder ob nachbarlicher Austausch die Gemeinsamkeit solcher Wortmaterialien bedinge. Daneben besitzt das Germ. eine zweite Schicht von Worten, welche von den kelt. Entsprechungen nicht durch die Lautverschiebung getrennt sind: ae. *tęmsian*, ndl. *tems* stimmen zu einem kelt. **tamisio-* Thurneysen, *Keltoroman.* 80; got. *kêlikn* = gall. *kêliknon* KBeitr. 2, 108; ahd. *charro charra* = gall.-lat. *carrus* (altir. *carr*); ahd. *charrûh* = gall.-lat. *carrûca;* ahd. *pfęrirît* = gall.-lat. *paraverêdus* (beachte gr. *πάριπ-πος* bei Jul. Apost.) ae. *cræt* = altir. *cret* 'Wagenkasten'. Diese zweite Schicht enthält mehrere Worte, die sich auf Wagenkunst beziehen, während die ältere Schicht mehr kriegerische Terminologie aufweist.

Wenn wir nun auch nicht fehl gehen in grossem Umfang Entlehnung aus dem Kelt. ins Germ. anzunehmen, so scheint für manche andere Übereinstimmungen doch auch die Annahme geboten, dass Kelten und Germanen

gemeinschaftlich infolge ihrer nachbarlichen Berührung altidg. Erbmaterialien bewahren, wo keiner von dem andern entlehnt zu haben braucht: altir. *sét* 'Weg', got. *sinþ*; altir. *étaim* 'erreiche', germ. *finþan*; altir. *fid* 'Baum', ahd. *witu*; altir. *rádim* 'spreche', got. *rôdja*; altir. *rún* 'Geheimniss', ae. *rún;* altir. *orbe* 'Erbe', got. *arbi*; altir. *gnia* 'Diener', ahd. *knabo*; altir. *géd* 'Gans', germ.-lat. *ganta*; altgall. *maqo-* 'Sohn', germ. **magwa-*; altir. *menic* 'häufig' (grdf. *menekko*), got. *manags* Ebel, KBeitr. 2, 171; ahd. *dicchi*, altir. *tiug;* altir. *scáth* 'Schatten', got. *skadus*. Auffällig ist die mir von Thurneysen mitgeteilte Bedeutungsgleichheit von cymr. *rhydd* 'frei', got. *freis* (R. Celt. 2, 327). Vgl. noch D'Arbois de Jubainville, *Celtes et Germains*, Paris 1886.

Ebenso beweiskräftig und zahlreich sind Worte, welche dem Germ. mit dem Italokelt. gemeinsam sind: lat. *porca*, hd. *furche*, kelt. **pṛkâ* (Thurneysen, *Keltoroman.* 74); lat. *piscis*, altir. *iasc*, got. *fisks*; wz. *bhlô* in lat. *flôs*, altir. *bláth*, got. *blôma*; lat. *celo*, altir. *celim*, ahd. *hilu*; lat. *crîbrum*, altir. *criathar*, ae. *hridder* (grdf. *kreithr-*); lat. *cornu*, altir. *corn*, got. *haurn*; lat. *vâtes*, altir. *fáith*, ae. *wôþ-bora*; lat. *caecus*, altir. *caech*, got. *haihs*; lat. *vêrus*, altir. *fír*, ahd. *wâr*; lat. *fodio* 'grabe', cymr. *bedd* 'das Grab', ahd. *bęt(t)i* 'Ackerbeet' (Franck, EtWb. s. *bed*); lat. *vastus*, altir. *fás*, ahd. *wuosti*; lat. *ad*, altir. *ad*, got. *at*; lat. *aqua*, got. *ahva*, kelt. *-apa*; lat. *lacus*, altir. *loch*, ae. *lagu*. Ich erinnere noch an den oben erwähnten Nachweis Lottners KZs. 7, 49, dass das Lat. mehrere kulturgeschichtlich wertvolle Worte nur mit dem Germ. gemeinsam hat.

Eine ebenso wichtige wie auffällige Berührung zwischen Lat.-Kelt.-Germ. besteht nach Thurneysen Revue Celt. 6, 312 in den Accentgesetzen (s. unten §§ 18. 19): übereinstimmend lassen diese Sprachen alte Ultimabetonung fallen und führen Betonung auf der ersten Wortsilbe durch (im Lat. hat dieses Gesetz eine jüngere Einschränkung durch das Dreisilbengesetz erfahren); speziell zum Kelt. stimmt das Germ. im wesentlichen in der Unbetontheit der Verbalpartikeln beim Verb, wo das Lat. ursprünglich eine abweichende Betonung gehabt hat. Das Nähere darüber s. § 19. Beim Verb scheint nur das Kelt. zur germ. Infinitivbildung auf *an* eine Parallele zu liefern: altir. *blegun*, ahd. *mëlchan* und altir. *lécun*, ahd. *lîhan* (grdf. **leiqono?*). In altir. *biu*, lat. *fio*, as. *biu* zeigt sich die bekannte Sprachgruppe in Übereinstimmung; vgl. auch die Präfixe lat. *com-*, altir. *com-*, got. *ga-?*

Ein weiterer wichtiger Punkt, der die nahe Berührung zwischen Germanen und Kelten erweist, ist die Bildung von Eigennamen. Zwar zeigt das Germ. hier auch Berührung mit dem Skr. und dem Griech.[1] So hat Kögel, Litteraturbl. 8, 108 idg. WESU durch einen Hinweis auf ahd. *Wisumâr*, gr. *Εὐκλεής*, skr. *Vasubhûti*, kelt. *Ves-cleves* (Tomaschek, Bb. 9, 93) erwiesen; idg. EKWO 'Ross' steckt in ae. *Eómǽr*, gr. *Ἱππομέδων*, skr. *Açvamêdhas*, kelt. *Epopennus*; vgl. idg. WLKO in ahd. *Wolf-gêr*, gr. *Λυκόφρων*; KLUTO in skr. *Çrutamagha*, gr. *Κλυτομήδης*, ae. *Hlophere*, kymr. *Clotri*. Aber von solchen weiterreichenden Bildungselementen für nom. propr. abgesehen teilt das Germ. eine Reihe anderer nur mit dem Kelt., ohne dass Italer und Slaven daran teil nehmen: KATU- in gall. *Catu-volcus -rîx -mârus*, ahd. *Hadu-rîh -mâr;* TEUTO- in gall. *Teutomatus*, ahd. *Diotrih;* SEGHO- SEGHI- in gall. *Sego-vax -mârus* ahd. *Sigufrid -mâr;* ÊSU- in kelt. *Êsu-nertus*, ahd. *Âs-birin -ulf;* endlich DHAGHO- in kelt. *Dagovassus*, ae. *Dæȝbald -friþ*. Auch zweite Kompositionselemente sind dem Kelt. und Germ. gemeinsam: MÂRO : MÊRO (Osthoff, PBB. 13, 431) in kelt. *Adiatu- Cuno- Nemeto-mârus*, altgerm. *Segi- Chatu-mêrus;* RÎG : RÎK in kelt.

---

[1] Speziell zum Skr. stellt sich idg. SNTYO in got. *Suniafrid* skr. *Satya-vrata*, idg. PRIYO in ahd. *Frî-bald* skr. *Priya-mêdha*, idg. PELU in ahd. *Filu-mâr* skr. *Puru-mêdha*.

Orgeto- Dubno- Vercingeto-rîx, ahd. *Fridu- Diot-rih;* WOLKO in gall. *Catuvolcus*, ae. *Cēnwealh.*

Diese Zusammenstellungen, die auf Ch. W. Glücks wichtiger Schrift *Die bei Caesar vorkommenden kelt. Namen* München 1857 beruhen, beweisen im ganzen gewiss für eine nahe Zusammengehörigkeit von Kelten und Germanen, die wir am richtigsten mit Joh. Schmidts Kontinuitätstheorie erklären. Einzelnes beruht wohl auch darauf, dass die Germanen Gebiete occupierten, auf denen zuvor Kelten sesshaft waren. So erklärt sich ja auch die auffällige Übereinstimmung von Völkernamen: germ.-lat. *Chatti Chatthi* (ahd. *Hęssi*) = brit. (Caesar) *Cassi* Müllenhoff, ZfdA 23, 7; kelt.-lat. *Brigantes* eigtl. 'monticulae' = germ.-lat. *Burgundi(ones)*; über germ. *Walhôz* = lat. *Volcae* d'Arbois Rev. Celt. 2, 287. Über die speziell deutschen Ortsnamen kelt. Ursprungs zu handeln ist hier nicht der Ort; darüber s. Bacmeister *alemannische Wanderungen.*

§ 3. Germanisch-römische Beziehungen. Es ist selbstverständlich und wird zudem hinlänglich bezeugt, dass die Germanen bei ihren intensiven Berührungen mit den Römern auch Fühlung mit dem röm. Idiom gewannen. Arminius verstand lateinisch, *ut qui romanis in castris ductor popularium meruisset* Tac. Ann. II, 10; ein des Lateins kundiger Germane wird auch Ann. II, 13 erwähnt. Aus diesen und andern von Budinski *Ausbreitung der lat. Spr.* 152 beigebrachten Zeugnissen ergibt sich Kenntnis des Lateins schon für die Frühzeit der germanisch-römischen Berührungen. Budinski verweist noch auf des Plinius' Panegyricus 56, wonach die Rechtspflege des Kaiser Trajan in Germanien teilweise ohne Dolmetscher geschehen sein muss.

Die römischen Heere waren voll germ. Elemente; unter den julisch-claudischen Kaisern bestehen germ. Kohorten und Leibwachen; an zahlreichen geschichtlichen Ereignissen auf italischem Boden haben Germanen einen Anteil. So kommt es, dass uns zahlreiche germ. Eigennamen überliefert sind, welche uns formell und stofflich einen Einblick in den germ. Sprachzustand im Beginn unserer Zeitrechnung gewähren. Allerdings ist auch das Eigennamenmaterial beschränkt: wir vermissen Dynastiennamen, Patronymica, Spitz- und Kurznamen. Der erste sichere Kurzname begegnet bei Vopiscus im Leben Aurelians (Scr. Hist. Aug. II, p. 15) *Gothorum ducem Cannabam sive Cannabauden; Charietto* bei Amm. ist der Bildung nach wohl Kurzname (cf. *Heinzo Cuonzo*), ist aber ohne Vollnamen überliefert. Ein Zeugnis für Doppelnamen ist der Germane *Serapion,* der eigentlich *Agenarich* hiess, Amm. 16, 12. Der erste Neckname erscheint bei Prokop B. G. I, 18 **Οὐισανδος Βανδαλαριος**. Die Ursache für den immerhin beschränkten Umfang der altgerm. Namen in der röm. Überlieferung dürfte in der auffälligen Latinisierung liegen, die den germ. Namen durch Römer oder durch Germanen zuteil wurde. Auf Inschriften der Stadt Rom (Corp. Inscr. Lat. VI, 2) — um nur diese zuzuziehen — begegnen mehrfach lat. Namen von germ. Sklaven und germ. Gardisten (Mommsen, N. Arch. f. ält. d. Gesch. 8, 351 und Rosenstein, Forsch. z. d. Gesch. 24, 376) wie *Bassus, Macer, Valens, Hilarus, Nereus, Alcimachus, Linus, Nobilis, Paetinus, Phoebus, Posthumus, Severus,* auch *Ti. Claudius Chloreus,* Corp. Inscr. VI, 2, 4337—4344, 8802—8810. Dass der Cheruskerfürst Arminius, welcher nach Vell. Paterc. II, 118 römischer Eques war, in der Geschichte den unzweifelhaft lat. Namen einer röm. Gens trägt, hat zuerst K. Aue, *Grenzboten* 34, 312 erkannt (vgl. auch Germ. 28, 344); unter den Angehörigen des Arminius trägt sein Bruder Flavus einen röm. Namen; von geschichtlichen Persönlichkeiten sei noch Claudius Civilis der Batavers genannt. Nur sehr vereinzelt begegnen germ. Namen, »deren Inhaber bei der Erteilung des röm. Bürgerrechts in üblicher Weise die Namen

der erteilenden Kaiser den ihrigen vorgesetzt haben« (KBeitr. III, 205); Dr. Brandis in Weimar macht mich auf Corp. Inscr. Lat. III, Nr. 4453 aufmerksam, wo ein rex Germanorum Namens *Septimius Aistomodius* mit seinen beiden Brüdern *Septimii Philippus et Heliodorus* erscheint: die Brüder haben lat. Namen, der König neben dem lat. Cognomen seinen echt germ. Namen. Bei dieser Verwendung von lat. Namen fällt es uns auf, dass sich bisher in der altgerm. Überlieferung noch kein sicherer Nachklang eines lat. Namens gefunden hat, während das Romanische — darüber fehlt es noch an chronologischen Untersuchungen — zahlreiche germ. Namen aufweist.

Krieg und Militär, Rechtspflege und Handelsverkehr sind die Faktoren, welche eine Berührung des Germanischen und des Lateins notwendig bedingen; wir dürfen daher die gegenseitige Beeinflussung der Sprachen seit der Zeit des C. Julius Caesar datieren.

Caesar spricht von röm. Kaufleuten bei den Ubiern und Sueven (B. Gall. IV, 23) und Tacitus bezeugt bei manchen germ. Stämmen röm. Handel (O. Schrader, *Handelsgesch.* 82 ff.). Ein beliebter Handelsartikel war gewiss der Wein. »Zwar in Caesars Zeiten schlossen sich die Germanen noch ab gegen die fremden Weine (BG. II, 15; IV, 2), aber schon nicht mehr als Tacitus schrieb (Germ. 23), und dann kam durch das Geschenk des Kaiser Probus (Vopiscus Prob. 18) der Weinbau nach Deutschland, und wieder nach nicht gar langer Zeit wurden die gepriesenen Rebberge der Mosel deutsches Eigentum« Wackernagel, ZfdA 6, 262. Bedenkt man noch, wie intensive Bekanntschaft germ. Söldner im Süden bereits sehr frühe mit dem Wein machten — Appian B. Civ. II, 64 ist ein klassisches Zeugnis dafür — so werden wir nicht zögern für lat. *vînum* eine der frühesten germ. Entlehnungen anzunehmen; und wir dürfen zugleich vermuten, dass diejenigen altgerm. Lehnworte, die sich auf Weinkultur beziehen, nicht viel später bei den Germanen in Aufnahme kamen; vgl. lat. *calix bicarium mustum lorea vindemiae pressa trajectorium acetum miscere misculare.* Hier erklärt sich auch got.-germ. *kaupôn* 'kaufen' aus lat. *caupo.* Dass der röm. Handelsverkehr auf germ. Boden nicht immer in den besten Händen war, zeigen z. B. die *scurrae* als Händler bei Amm. XXIX, 4 (daher auch as. *mangôn* aus lat. *mango*) Schrader, *Handelsgesch.* 99. — Mit dem Pelzhandel (Schrader 86) wird ein uns sonst nicht bezeugtes germ. *reno* im Süden bekannt, während uns gleichzeitig röm. Kaufleute das lat. *decuria* übermitteln. — Aus Tac. Germ. V ergibt sich, dass röm. Münzen unter den Germanen zirkulierten und wir haben damit einen Anhalt, die Entlehnung von lat. *moneta siliqua assarius denarius *tremissis (manu-cussa?)* zeitlich zu fixieren und wir begreifen zugleich die germ. Neubildung einer Münzbezeichnung ahd. *cheisuring,* ae. *câsering* aus lat. *Caesar.*

Im germ. Kriegsapparat fiel den Römern eine Nomenklatur auf, die aus der Soldatensprache auch in die Litteratur Eingang fand. *Varritus* bei Amm. — abweichend in Bedeutung und Laut von dem *barditus* bei Tacitus, vgl. die Literatur bei Baumstark zu Germ. 3 — das Kriegsgeschrei bedeutend, ist noch unerklärt. Auch *framea,* seit Tac. mehrfach bezeugt (AfdA VII, 213), harrt noch der Erklärung. Die germ. Überlieferung kennt weder *framea* noch *varritus* noch *barditus. Catti* 'vineae militares' bei Veget. R. Milit. IIII, 15 — *militari barbaricoque usu* — ist handschriftlich nicht hinlänglich beglaubigt, sonst hätte man damit den frühesten Beleg für das gleichbedeutende *Katze,* das Hildebrand DWb. sowie Du Cange s. 2 *catus* belegen. Bei Vegetius und inschriftlich schon im 2. Jahrhundert begegnet das germ. *burgus* 'castellum parvulum', das in allen roman. Gebieten und darüber hinaus herrschend wurde (*burgus* masc. Corp. Inscr. III Nr. 8. 3653; *burgum* neutr.? Corp. Inscr. VIII Nr. 4799). Germ. Ursprungs ist kaum *drungus* 'vagans globus, globus

hostium' (Veget. R. Milit. III 15, 19 und Vopisc. Prob. c. 19), das wie *burgus* auch ins Griech. drang[1]. Lat. *bandum* 'signum, vexillum' (Paul. Diac. bei Diez s. *banda*) — zweifellos germ. Ursprungs — wird durch Prokop II B. Vand. 2 (*τὸ σημεῖον, ὅ δὴ βάνδον καλοῦσι Ῥωμαῖοι*) für das Spätlat. bezeugt (cf. got. *bandwa*). Ein germ.-got. *carrago* 'Wagenburg' (für **carr-hago*, gebildet wie ae. *bord-haga* 'Schildburg') überliefert Amm. 31, 7 (Trebellius Gallien. 13 und Claud. 8). Wir werden wohl nicht fehl gehen einige gemeinroman. Lehnworte als etwa gleichzeitige Entlehnungen aus dem Germ. zu fassen, obwohl lat.-gr. Zeugnisse dafür fehlen; sie werden wie *framea burgus* und *bandum* eigentl. der Soldatensprache angehört haben: gemeinroman. *brando* 'Schwert', *helmo* 'Helm', *gonfanone* (ital. *gonfalone*) 'Fahne', *mariscalco* 'Hufschmied', *sperone* 'Sporn', *baldo* 'keck'. Anderseits drangen in den ersten Jahrhunderten auch zahlreiche Worte der staatlichen und militärischen Begriffsphäre ins German.; man denke an *Caesar* (inschriftl. *Caisar*), *milites militare, signum* 'Feldzeichen', *draco* 'Kohortenzeichen' (Pogatscher, QF. 64, 43), *bucina pilum petrarius balistra manganum catapulta;* wir fügen hinzu *fibula balteus spinula pallium tunica camisia orarium,* ferner *telonium-tolonium, tributum, carcer catena manica exilium mancus*, schliesslich *vicus portus villa villare colonia castra strata lacus mons.*

Wir wissen aus der antiken Überlieferung, deren Zeugnisse Baumstark zu Germ. VI zusammenstellt, dass den Römern es auffiel, dass die Germanen ihre Schilde bunt bemalten; wir haben damit wohl einen Anhalt, die Übernahme von germ. Farbenbenennungen ins Roman. zu erklären: gemeinroman. *blanco brûno grîsio blavo falvo* (ital. *bianco grigio biavo falbo*). Den Römern fiel auch die germ. Haarfarbe auf; das gemeinroman. *blondo,* für das man häufig germ. Ursprung vermutet hat, dürfte die intern germ. unbezeugte Benennung der Haarfarbe gewesen sein; zur Sache vgl. Baumstark zu Germ. IV, wo Sueton im Leben des Caligula c. 47 nachzutragen ist. Wie den Römern die germ. Haarfarbe auffiel (*rutilus* oder nach Gallen I, p. 168, XV, p. 185 *πυρρός*, nicht *ξανθός*) — man denke auch noch an Isidors *granos et cinnabar Gothorum* — so konnte den Germanen auch die römische Haartracht auffallen, sie konnten lat. *crispus* übernehmen, auch lat. *capillus;* und germ. *kalwa-* 'kahl' entstammt aus diesem Gesichtspunkt eher dem lat. *calvus* (= skr. *kulva* zend *kaourva*) als dass mit Hildebrand DWb. s. *kahl* Urverwandtschaft von hd. *kahl* mit aslov. *golŭ* 'nackt, bloss' anzunehmen wäre.

Die Fauna und Flora der germ. Gebiete fiel den Römern ebenso sehr auf wie den Germanen die südliche. Seit Caesar lernten die Römer das germ. *alces* und dann das kelt.-germ. *ûrus* und *vison* kennen. Das nach Diez-EtWb s. *ganta* auch im Roman. bezeugte germ. *ganta* nennt Plinius NHX, 53 (das Belegmaterial für *ûrus vison ganta* s. bei O. Keller *Tiere des class. Alt. 53. 303*) und aus seinem Bericht ersehen wir, warum das germ. Wort nach Rom vordrang. Germ. *glêsum* Tac. (*glaesum* Plin. vgl. Müllenhoff ZfdA 23, 23) wurde im Süden bekannt. Eine germ. Speise wurde in Rom mit ihrem germ. Namen bekannt und beliebt: *μέλκα* im 2. Jahrhundert bei Gallen X p. 468 (*ἐδέσματα τε τὰ οὕτως ἐψυγμένα πολλάκις ἐθιάσω συγχωροῦντα με λαμβάνειν αὐτοῖς. ἐν οἷς ἐστι καὶ ἡ μέλκα τῶν ἐν Ῥώμῃ καὶ τοῦτο ἓν εὐδοκιμούντων ἐδεσμάτων ὥσπερ καὶ τὸ ἀφρόγαλο*). Für die parallele Übernahme des lat. *caseus* ins Germ. könnte Plinius NH XI, 41 sprechen. Doch kennt schon Caesar BG VI, 22 Käse bei den Germanen (echt germ. an. *ostr* finn. *juusto* bei Thomsen 57). In der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts treffen wir germ. *taxo* (eigentlich *þahso n*-Stamm) und *biber* bei lat. Autoren (vgl. den Laterculus des Polemius

[1] Ebel KBeitr. 2, 171 hält *drungus* für gallisch (= altir. *drong* 'Schaar').

Silvius in den *Abhandlg. d. Sächs. Gesellsch.* II, 267). Der röm. Name des Dammwilds lat. *dama* stellt sich ein bei den Germanen. An südlichen Tieren werden *Esel* und *Maultier*; *Pfau* und *Strauss* wohl am frühesten mit ihren lat. Namen benannt. Auf Einfluss der südlichen Geflügelzucht geht die Entlehnung von *mutare, pituita.* Mit dem oben berührten Bericht des Plinius über die germ. *gantae* erklärt sich wohl auch die frühe Entlehnung von lat. *pluma culcita culcitra pulvînum.* Auch die lat. Obst- und Gemüsenamen zumal im Westgerm. mögen schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung den Germanen geläufig geworden sein: *pirum cerasus prunum persicum castanea cotonea; buxum; spelta avena vicia pisum cicer; caulis radix napa porrum unio beta cucurbita; cuminum apium panicum malva foeniculum mentha milium sinapi piper planta.* Auf den Ackerbau beziehen sich die ins Germ. gedrungenen *culter stipula secula vannus flagellum,* auch *propago putare imputare *introsecare.* Damit zusammen hängt der Einfluss der südlichen Küche und die Entlehnung von lat. *coquina.* Auch lat. Terminologie der Bäckerei findet sich ein wie *pistor pistrina focatia simila.* Für die Entlehnung von vulgärlat. *molina* (Amm. Marc.) erinnert Heyne DWb. s. *Mühle* an Ausonius, *Mosella* 362, wodurch röm. Mühlen im röm. Moselgebiet erwiesen werden. Und durch die Nachricht des Amm. Marc. XV, 11,1, wonach *domicilia curatius ritu romano constructa* in den Maingegenden standen, die Kaiser Julian a. 360 niederbrennen liess, ergibt sich ein fester Termin für die Entlehnung der auf den Steinbau bezüglichen Nomenklatur wie *vallus murus postis pilarium palum porta porticus spicarium solarium turris scindula tegula calx mortarium puteus vivarium,* auch *mons lacus strata platea.* Man denke an den häuslichen Apparat wie ihn die entlehnten *pensile fornax* (*extufare*) oder *facula lucerna candela* oder *mensa* charakterisieren, auch an röm. Luxusartikel, durch Bezeichnungen für Schuhwerk (vgl. ahd. Gl. *rûmisce scuohâ* '*sandalia*') wie *soccus solea subtalaris sutor* repräsentiert; auf Wollarbeit bezieht sich die Entlehnung von *colucula cardus pecten fullo.* Der Verkehr mit röm. Geschäftsleuten — auf ital. wie auf germ. Boden — den diese mannigfachen Entlehnungen voraussetzen und der nach p. 306 durch hinlängliche Zeugnisse feststeht, äussert sich bes. noch in der Übernahme zahlreicher Gefässbenennungen etc.: *saccus sacellus culleus; arca cista scrinium; canistrum panarium sporta corbis; pyxis; discus scutella; amphora bulgea cuppa cucuma gabata galleta catinus orca urceus olla buttis baccinus labellum flasca bicarium calix.* Dazu kommt die Entlehnung für Bezeichnungen von Massen und Gewichten wie *milia* oder wie *pondo modius uncia.* Auf Schiffahrt und Fischfang an Rhein und Donau mögen die entlehnten *ancora sagena navis remus* weisen. Das rhein. (ahd.) *salmo* geht auf spätlat. *salmo* (Auson.) zurück; der *alse* hat den lat. (kelt.?) Namen *alausa* bei Auson. In England findet sich entlehntes *tructa* und *ponto,* auch *lacus.*

Für die Möglichkeit echt germ. Worte als Nachbildungen zu lat. Vorbildern zu fassen stehen keine alten Belege zur Verfügung; vielleicht beruhen ae. *frumgâr* ahd. *hunteri* auf lat. *primipilus primipilaris centurio* und ahd. *anabôz* auf lat. *incus.* Sicher können nur die westgerm. Benennungen der Wochentage aus lat. Vorbildern erklärt werden: *sunnûnday sunninday, mâninday tiwesday þonaresday frîjaday* sowie *wôdnesday;* auch ahd. *mittiwohha* = *media hebdomas.* Dass die siebentägige Woche und die Bezeichnung der Wochentage seit dem Anfange unserer Zeitrechnung im röm. Reich geläufig (*Saturni dies* bei Tibull) und unter Constantin mit dem Christentum gesetzlich wurde, darüber vgl. L. Ideler *Handb. der Chronol.* II, 178. Gleichzeitig mit der Entlehnung der lat. *cuprum aciale* mag das westgerm. *quecksilber* dem lat. *argentum vivum* nachgebildet sein.

§ 4. Die lat. Lehnworte im Altgerm. Wilh. Wackernagel *Kl.*

Schr. III, 252; W. Franz *die lat. Lehnworte im Ahd.*, Strassburg 1883; A. Pogatscher QF. 64. Durch diese wertvollen Untersuchungen, zu denen die Dissertation Güterbocks sowie Gust. Meyers Behandlung der lat. Lehnworte im Alban. (Gröbers *Grundriss d. roman. Philol.* I 804) wichtige Parallelen liefern, ist eine zusammenfassende Behandlung der lat. Lehnmaterialen im Altgerm. ermöglicht. Das folgende Glossar gibt einen Einblick in Umfang und Verbreitung der in Frage kommenden lat. Lehnworte.

accumbere got. *anakumbjan.*
acêtum got. *akeit*, schweiz. *ἄχχis*, ital. *aceto*, altir. *acat*, aslov. *ocĭtŭ.*
 **atêcum:* ndd. *ętik*, ahd. *ęzzîh* masc.
 **acêdum?* ae. *ęčed*, andd. *ękid.*
aciale ahd. *ęcchil* aus **aciale* (Diez I *acciajo).*
amphora ampora westgerm. *ambor* in ae. *ǫmbor*, ahd. *ambar* m. Sievers ESt. 8, 154.
ancora ae. *ǫncor* ahd. *anchar* masc.
apium ahd. *ępfi* amfrk. *ęppi.*
aquaeductus schweiz. *akt*, hess. *aduχ*, westfäl. *âke.*
aquârium mndl. mndd. *aker* (Diez II c *eau).*
arbor ahd. *albâri* mhd. *alber.*
arca got. *arka*, ahd. *archa*, ae. *earc* f. (*arc* m.), alban. *arkę̊.*
asinus lautgesetzlich got. *asilus*, ahd. *ęsil.*
assârius got. *assârjus* (NT. *ἀσσάριον).*
**astricus* ahd. *ęstrih.*
atramentum ahd. *attarminsa* (afrz. *errement).*
Augustus got. (= vulgärlat.) *Agustus.*
augustus (mensis) ahd. *agusto.*
auricalcum ahd. *ôrchalch.*
avêna ahd. *ęvina*, mndl. *ęvene* (andd. *ęvenîn).*
baccînus ahd. *bęcchî bękkîn* neutr.
ballistra ahd. *balstar.*
balsamum got. *balsan.*
balteus (*baltius* Probi App.): Grdf. **baltis* in ahd. *bals* (ae. *bęlt).*
bêta ahd. *bieza*, ae. *bête.*
bicârium ahd. *bëhhâri*, andd. *bikeri* masc.
bôlêtus ahd. *buliz*, westfäl. *bülte.*
bûcĭna ahd. *bûhhila.*
buccula mhd. *buckel* (ahd. *bucula* Gl. II, 706).
bulgea westgerm. grdf. **bulggja* ahd. *bulke* ae. *bylčge* (Diez I *bolgia).*
bulla ae. *bŭla* (dazu ahd. *bûlle?)*
butina Pogatscher p. 5 ahd. *butin* ae. *byden.*
buttem (bûtem?) ae. *bút* Angl. 9, 264.
bûtŷrum ae. *bŭtre* Pogatscher 97.
buttis ae. *bytt* (ital. *botte*, alban. *bute).*
buxum buxus ae. *box.*
Caesar got. *kaisar*, ahd. *cheisur*, andd. *kêsur* (ae. *cásére).*
calcatorium Gl. II 701[51] *kelketron.*
caldârium ae. *čęldre.*
(caliga) ahd. *chęlisa?*
calix ahd. *chęlih.*
calvus ahd. *chalo*, ae. *cealo.*
(calx) calc-em ahd. *chalch*, ae. *čealc*, andd. *calc.*
camera ahd. *chamera*, andd. *kamera.*
camînum ahd. *chęmî(n)*, schweiz. *χęmi.*
camîsia ae. *cęmes* (alban. *kęmišę).*
campus ahd. *champf*, ae. *cǫmp* (Diez I *campo).*
canâlis ahd. *chanali* ndl. (Kil.) westfäl. *kalle* (alban. *kenél* G. Meyer 812).
candela ahd. *kęntil(stab)* ae. *cǫndel.*
canistrum elsäss. *känšterle* DWb.
(capillus) dazu got. *kapillôn* 'scheren'.
cappo amfrk. *kappo.*
capsa ahd. *chafsa (chęfsa).*
carcerem (*carcere* Probi Append.) andd. *karkâri* ahd. *charchâri* m., got. *karkara* stfem.
carênum ae. *čęren čyren.*
(cardus) ahd. *charta.*
carnârium ahd. *charnâri.*
câseus Diez I *cascio* ahd. *châsi*, ae. *čýse.*
(castanea) Grdf. *castinia* ahd. *chęstinna*, ae. *čisten(beám).*
castellum andd. *kastel* n. ae. *castel.*
castra ae. *čeaster* fem. (altir. *caer*).
catapulta ae. *bolt* ahd. *bolz.*
catêna ndl. *ketene.*
catillus? got. (Gen. Pl.) *katilê* usw. s. *catînus*
catînus ahd. *chęzzî(n)* neutr.
 ? got. **katilus*, ahd. *chęzzil*, ae. *čytel.*
caucus ae. *ceác* (altir. *cuach).*
caulis caulem ahd. *chôl (chôlo).*
caupo ahd. *choufo;* dazu germ. got. *kaupôn*, ahd. *chouffôn koufen* (vgl. oben *capillus).*
causa ahd. *chôsa* ae. *ceás.* — *causari* ahd. *chôsôn.*
cavea ndl. *kooj*, nhd. DWb. *kaue* aus **kauja* (vulgärlat. *cavia* Probi App. 198).
cellârium ahd. *chëllâri* **këlâri*, andd. *këlleri* (alban. *kęlér*) Pogatscher p. 58.
cêpa ae. *čîpe* (alb. *kepę)* Pogatscher p. 85.
cerasus fehlt; dafür *ceresia* in ae. *čyrse* ahd. *chirsa;* Grdf. *crêsia* in alemann. oberschwarzwäld. oberelsäss. *kriese χriesi.*
(cicer) ahd. *chihhurea.*
cippus ahd. *chipfa* andd. ae. *cipp* (ir. *cepp).*
circus ahd. *chirch* in *umbi in chirch* Gl. I 84.
cista ahd. *chista*, ae. *čest čist.*
clôstrum ae. *clústor* n., as. *klûstar.*
(coclear) coclearium Probi App. (Diez I *cucchiajo*) ae. *cuclére.*
(colus) grdf. *conuc(u)la* (Diez I *conocchia)* ahd. *chunchala* (südwestdeutsch *kunkel).*
conile? ahd. *quënala konala* ae. *cunelle.*
(coquere) ahd. *chohhôn.*
(coquîna) cocîna ahd. *chuhhîna* ae. *cyčene.*
(coquus) cocus Probi App. ahd. *choh* andd. *coc* (ae. *cóc).*
corbis ahd. *churb*, plur. *churbi.* — lat. *corbem* ahd. *chorp.*
coriandrum ahd. *chullintar.*
cornus ae. *corntreów* ahd. *kornulboum.*
corticem mndl. *kork.*
cotonea ahd. *cozzan cottana quodana?* lat. *cydonia* ahd. *chutina*; vgl. ae. *cod- god-æppel.*
crĭspus (crîspus) ahd. *chrisp*, ae. *crisp cyrsp.*
cruccea ahd. *chrucchea* ae. *crycc.*
cubitus got. *kubitus.*

cŭcŭma ahd. *chŭhmo chŭhma* aus **chŭhh(ŭ)ma.*
(cucurbita) **cŭrbĭta* ahd. *churbiʒ* m. n., ae. *cyrfet* masc.
culcita culcitra DWb. *kolte kolter*. **cussînum* ahd. *chussî(n).*
culĭna ae. *cyln.*
culleus ae. *cylle* masc. an. *kyller.*
culter ae. *culter* mndl. *kouter* siebenbürg. *kûltr* (kymr. *cwlltr* Pogatscher p. 99) cf. DWb. s. Kolter.
cumînum ahd. *chumîn*, ae. *cymen* (ahd. *chumil*).
cuppa ahd. *chopf chupf*, ae. *copp cuppe.*
cuprum ahd. *chupfar* mhd. *kupfer kopfer koffer;* lothring. mfränk. siebenbürg. *koffer*, ndl. *koper*, ae. *copor.*
curtus ahd. *churz*, ndd. Ps. *kurt*, ndl. *kort.* (**excurtus*) **scurtus* ahd. *scurz* ae. *scẹort* (alb. *škurtẹ* Gustav Meyer 811).
dâma ahd. *tâm* n. (*tâmo* m.) Groeber II, 100.
decânus ahd. *tĕhhân.*
decima as. *dĕgmo.*
decumâre ahd. *tĕhhamôn tĕhmôn.*
decûria DWb. s. *decher* (westfäl. *diəke*).
dênârius ae. *dinor dinére.*
discus ahd. *tisc*, ae. *disč* m. 'schüssel'.
draco ahd. *trahho*, ae. *draca* Pogatscher p. 43. Prob. Append. *dracco* ahd. *traccho.*
ēlectrum ae. *elohtr* Pogatscher p. 89.
elephant-em (Mittelform *elpánt-* vgl. *amphora*) ae. *ylpend* (ahd. *hëlfant-bein).*
(emplastrum) **plastrum* ahd. *pflâstar*, mhd. *pflâster* (Zacher Martins Gudr. 530); westfäl. *plâstər* zeigt *â* (*plâstar* AdGl. I 618[35]).
encaustum mfrk. ndl. *inkes.*
extruncare vgl. ahd. *strunzere*, baier. *strunzen.*
**excurtus* s. *curtus.*
excocta ahd. *scotto.*
exilium ahd. *ihsilī* fem.
expendere ahd. *spentôn*, ae. *á-spendan.*
**extufare* (Bugge Rom. 4, 355) ae. *stofian.*
facula ae. *fæcele;* aber andd. *fakla* ahd. *facchala* (Grdf. *faccla*) aus vulgärlat. *facla* Probi App. 198.
?falco ahd. *falcho* (alban. *faikua).*
fascia (fâscia?) got. *fâski* n. = ahd. *fâsci* n. (schweiz. *fæ̂š*).
**falsicare* ahd. *falscôn* 'fälschen'.
fávônius ahd. *fôn(n)o fôn(n)a*, schweiz. *föhn.*
fenestra ahd. *fënstar* n. (fem. im Lothring. Mfrk.).
fībula ae. *fif-le.*
fīcus ae. *fic.*
flagellum ahd. *flẹgil* me. *fleil* (ae. *fliʒel*).
(flebotomum) **flētma* ae. *flýtme*, ahd. *fliedma*, nhd. *fliede fliessme fliete*; Diez I *fiama.*
flūmen me. *flŭmm*, mhd. *vlûm.*
focatia (Diez I *focaccia*) ahd. *fohhanza.*
foeniculum ahd. *fĕnahhal finahhal* Franz p. 36.
fornâcem ahd. *furnâche.*
frûctus ahd. *fruht.*
fullo ae. *fullére*, mndl. *volre.*
furca andd. *furka* ae. *force.*
gabata ahd. *gẹbiʒa* (*gẹbita*) Franz p. 9.
galleta ahd. *gẹllita.*
gemma ahd. *gimma* fem., ae. *gimm* masc.
Graeci got. *Krêkôs*, ahd. *Chriahhâ*, ae. *Crécas.*
hastula ae. *æstel* (altir. *astal).*
(h)ircus ahd. *irah* siebenbürg. *irich.*
(imputare) **impudâre* mhd. *impfitôn*. **impuare*, ae. *impian* ahd. *impfôn* cf. *putare* (Franz p. 17).
însula (gemeinroman. *îsula)* ahd. *îsila.*
**introsecâre* got. *intrusgjan.*
labellum? ahd. *labal*, ae. *læfel* m.
lacus ae. *lacu* fem.
lagêna ahd. *lâgella*, mhd. *lǣgel.*
lâmina westfäl. *lämməl*, mhd. *lâmel læmel.*
larix laricem mhd. *lẹrich.*
laurus ahd. *lôr-boum -bẹri.*
lens ahd. *linsi?*
līlia: as. *lilli* aus **lilja.*
lôrea ahd. *lûrra.*
lŭcerna got. *lûkarn* neutr. *a*-Stamm (altir. *lucharn*, alban. *lukërẹ*).
lupîna ahd. *luffina* Gl. II, 338. 699 (auch *luvîna).*
malva ae. *mealwe.*
mancus mndl. *manc;* ae. *mancian* mndl. *manken.*
manganum (cfr. *sabanum)* Diez I *mangano* mhd. *mange.*
(mango) ae. *mọngian*, as. *mangôn* ahd. *mangâri*, ae. *mọngére.*
mănĭca ahd. *mẹnihha* (alban. *mẹngẹ).*
?manu-cussa ahd. *manchus* ae. *mancus.*
martius (mensis) westf. *mærte* ahd. *marzeo mẹrzo.*
maurus ahd. *môr.*
**mâtrîna* ndl. *meter* (Diez II c *marraine*).
matta ae. *matte meatta*, nhd. mhd. *matze.*
mênsa got. *mêsa-* ahd. *mias* mn. ae. *mýse* f.
mentha ahd. *minza* (auffällig *munza* mit *ŭ*), ae. *minte* (alban. *méndẹrẹ).*
meretrix ae *miltestre* für **mirtricge* (ir. *mertrech).*
mĕrŭla mndl. *merele*, westfäl. *merdel.*
(mīca) micca ndl. ndd. *mikke.*
mīlia (passuum) ahd. *mīlla*, ae. *mīl.*
(mīliârium)? mhd. *mīler.*
mīlites ahd. *mīliʒʒâ*, ae. *mīlite; mīlitare* got. *militôn* lies **meilitôn.*
milĭum ahd. *milli* (ae. *mil?).*
miscere ahd. *miscen*, ae. *mixian* Heyne DWb.
misculare (Diez I s. *misciare*) ahd. *miscelôn*, schweiz. schwäb. *mišlə;* vgl. Gröber 4, 117.
misellus ahd. *misal(suht)* Gröber 4, 118.
modius ahd. *mutti* andd. *muddi* ae. *mydd* n.
(mola) molīna ahd. *mulīna*, ae. *myln*, alban. *mulīri.*
monēta ahd. *muniʒ* m. *muniʒʒa* f., andd. *munita* f., ae. *mynet* n.
(mons) mônt-em ae. *mūnt.*
moratum mhd. *môraʒ.*
mortârium ae. *mortére* (Diez I *mortaio*).
môrum ahd. *mûrboum* amfrk. *mûlberi.*
mūlus ahd. ae. *mūl.*
mūrus ahd. *mûra* (ital. *mûra*) Franz 52.
mūstum ahd. ae. *most* ae. *must* (alban. *mušt).*
mūtare ahd. *mūʒʒôn* ae. *mūtian* (Diez II c *muer).*
nâpus ae. *nǽp* m. (an. *nápa)* Gröber 4, 128.
nâvis nâvem schweiz. (mhd. nhd.) *naue.*
(ôlla) **ōla* ahd. andd. *ūla;* vgl. *Roma.*
ôrârium got. *aúrâli* n. ae. *ôrel* mn.

ôrca andd. *ork*, ae. *orc* m. (elsäss. *örcklin*).
pâctum ahd. *pfâhta*. **pactâre* mhd. *pfahten*.
Padus ahd. mhd. *Pfât*.
palâtium ahd. *pfalanse pfalanza* ae. *palent*.
palliólum ahd. mhd. *pfęllôl*, mhd. *pfęllel* m.
pallium mhd. *pfęlle* (ahd. *pfęlli*).
pâlus ahd. *pfâl* (Pl. *phâli* Gl. II 726) ae. *pâl* m.
pânârium andd. *pâneri*, ahd. *pfänâri*.
panicum mhd. *pfęnich* andd. *pęnik*.
păpâver ae. *popæȝ papæȝ* für **papâger*?
**patrînus* mhd. *pfeter* (Diez II c. *parrain*).
pâvo ahd. *pfâwo* ae. *páwa* (contrahiert *peá*).
pécten ae. *pihten* (vulgärlat. *pectinis* Probi App.).
pellicia ae. *pileče pylče*.
penna ahd. *zitar-phin* m. ae. mndd. *pinn*.
pensum ae. *píslic* Pogatscher.
pensîle ahd. *pfiesal* ae. *písle* (Diez II c *poêle*).
pepo ahd. *pëthemo pfëdamo* mhd. *pfëben pfëdem* (Grdf. *petmo* für *pepno*).
persicum Diez I *persica* ahd. *pfersih* ae. *persoc* m. Franz 61 (*persica* Probi App.).
petrâria ahd. *pfëtarâri*, mhd. *pfëterære*.
pîla ae. *píl(stocc, °stampe)*.
pîlârium ahd. *pfîlâri*.
pîlum ahd. mhd. *pfîl* m., ae. *píl* m.
piper n. ahd. *pfëffar*, ae. *pipor* masc.
pîrum ae. *peru* (*pirie*).
pistor pistrîna ahd. *pfistur pfistrîna* (statt *pîstor* gemeinrom. *pistrinarius*).
pîsum ae. *písu* schwf. Gröber 4, 438.
(*pituîta*) 1) **pippîta* me. mndl. (Kil.) *pippe*.
 2) **pipîta* schweiz. *pfiffi(s)*.
 3) **tippîta* henneb. *zipf*.
pix picem ae. andd. *pic* neutr.
plătĕa Gr. 443 got. *plapja* für **platja*? Holtzmann adGr. 31.
planta plantare ahd. *pflanza pflansôn* ae. *plante plantéan*.
plûma ae. *plúmfëđere*, ahd. *plûmfëdera*.
plûmârius ahd. *pflûmâri*.
ponderare vgl. ae. *pundern* mndd. *punder*.
pondo got. *pund*, ahd. *pfunt*, ae. *pund*.
ponto ae. *punt*.
porrum ahd. *pforro*, ae. *porr*.
pŏrta andd. *porta*, westfäl. *pârte*. mhd. (ndrh.) *porze* ae. *port*.
pŏrtĭcus ahd. *pforzih* m., ae. *portič* mn.
pŏrtus ae. *port* mn.
pŏstis pŏstem ae. *post* m., ahd. *pfost* m.
(*praebenda*) *prôvenda* (mit *proventus* gemischt), ahd. *pfruonta*.
pressa ahd. Notk. *frëssa* mndl. *perse* ae. *perse*.
(*propago*) **propâo* ahd. *pfroffo proffa propfa*.
(*propagâre*) **proppâre* mhd. *pfropfen* aus **pfropfôn* (Diez I *propaggine*).
(*prûnum*) **prûma* schweiz. *frûme*, tirol. *pfrâm*. luxemb. *pfraum*, mndd. westfäl. *prûme*, ndl. *pruim*, mhd. *pflûme*.
 **plûma* ae. *plúme* (*plún* ZfdA 33, 251).
 **plûmea* ae. *plýme*.
pulsâre mhd. *pfulsen*.
pulvînar pulvînus ahd. *pfuliwî(n)* ae. *pyle*.
pungere ae. *pynčgan*.
pûtare mndl. mndd. *poten* mfrk. *possen* siebenbürg. *pôss(t)ə(n)*.

pûteus ahd. *pfuzzi*, westfäl. *pütt*, ae. *pytt*.
(*pyxis*) **buxis* ahd. *buhsa*; Grdf. **buxem* ae. *box*?
quartarium an. *cweartern* Pogatscher.
râdix râdîcem: ahd. mhd. *rętih* aus *rădĭc-*; ahd. *râtih*, mhd. *râtich* aus **râdĭc*, (alban. *rikę*) Pogatscher p. 40.
Ravenna ahd. *Rabana*.
recuperâre ahd. *irkobarôn*, ae. *ácofrian*.
rêmus mndl. mhd. (rhein.) *rieme*, alban. *rem*.
Rôma as. got. ahd. *Rûma* vgl. ahd. *rûmisc*. *Rômâni* got. *Rumôneis*, ahd. *Rûmliuti Rûmâre* (= ae. *Rómware*) Franz p. 49.
rosa ae. *rôse* (jünger ahd. *rôsa*) Pog. 93.
sabanum got. *saban*, ahd *saban* (*sabo*).
saccellus sacellum ahd. *sęhhil*.
saccus got. *sakkus* ahd *sac* ae. *sæcc* (ir. *sacc*).
sacerdos vulgärlat. *sacerdus* ae. *sácerd*.
sâgêna ahd. andd. *sęgina* frs. *seine* ae. *sęgne*.
(*sagma*) Grdf. *sauma* ahd. *soum* ae. *seám* (Diez I *salma*).
salmuria ae. *sælmyrie* Gröber 4, 120.
saltare ahd. *salzôn*, ae. *sealtian*.
sâpa ahd. *saf*, ae. *sæp* neutr.
Sâturni dies (dem Roman. fremd, altir. *dia sathairnn*, alban. *šętunę*), ae. *sǽternesdæg*, ndl. *saterdagh* fries. *saterdei* westfäl. *sâterdâχ* (md. oberd. fehlend).
scamellum ahd. *scamal*, andd. *fôtscamel* ae. *sčeamol*.
(*scandula*) *scindula* ahd. *scintala*.
scirpus ahd. *sciluf*.
scrîbere ahd. *scrîban* andd. *skrîban*.
scrînium ahd. *scrîni* ae. *scrín*.
scurtus s. *curtus* (Diez I *scorciare*).
scutella ahd. *scuȝȝila* (*scuȝȝil* m.?) andd. *scutala*.
sĕcula ahd. *sihhila* f. ae. *sicol* m.
sĕcûrus ahd. *sihhûr(i)*, ae. *sicor*, as. *sikur*.
sêricum ae. *sýric seoluc seolc*. — ahd. *sęrih* aus **sarica* (frz. *sarge*) Franz p. 29.
sextârius (Diez I *sestiere*) ahd. *sëhtâri* ae. *sester*.
(*sĭgnum*) **sĭgnum* ae. *sëȝn* 'Feldzeichen'.
siliqua ahd. *silihha*.
sîmila? ahd. *simila sëmala* (Diez I *sémola*).
simiuncula mndl. *simminkel*.
sinâpi(s) nf. ahd. *sënaf*, ae. *senep*, got. *sinâp* (Pogatscher p. 81).
soccus ahd. ae. *soc*.
sôlârium ahd. *solâri* andd. *soleri* ae. *solére*.
sŏlea got. *sulja*; ahd. *sola* ae. *solu* aus **sola* (frz. *sole*).
sorbus **sorbea* ae. *syrfe*.
spatha ae. *spadu* andd. *spado*.
spelta ahd. *spëlza* (*spëlta* Franz 38) ae. *spëlt* mn.
spîcârium ahd. *spîhhâri*.
spînula? ahd. *spînula spënala*.
spongia ahd. *spunga*, ae. *spynče* (ital. *spugna*, alban. *špuzę*).
sporta ae. *spyrte* aus **sportea*?
(*stipula*) westgerm. Grdf. *stuppla*, ahd. oberd. *stupfala* mndd. mndl. *stoppel* (spätlat. *stupla*).
strâgulum ae. *strágl*.
strâta via ahd. *strâȝȝa*, ae. *strǽt* fem.
strigilis ahd. *strigil*.
struppus ae. *stropp*.

strûthio ae. *strŷta* (**strûtis* = ahd. *strûȥ*).
stuppare ahd. *stopfôn*, andd. *bestuppôn*.
subtâlâres (calcei) ahd. *suftelâri*, ae. *suftlêre swiftlêre*.
sûtor ae. *sûtêre*.
tăbula ahd. *zabal* n. andd. *tafla* f. (ae. *tæfel*).
têgula ahd. *ziagal* m., ae. *tiȝle* fem., alban. *tiéguḷę*. — **tegilla* ae. *tigele* Pog. p. 20.
telonium toloneum Probi App. andd. *tolna* ae. *tolne* andd. *tol* ahd. *zol*?
tessera? ae. *teosol* m. 'Würfel'.
thêca (Diez II c *taie*) ahd. *ziahha* ne. *tick* (altir. *tiach*).
thêsaurus Grdf. *trêsôro* ahd. *trêso triso*.
tolônârius ahd. *zolanâri* ae. *tolnêre*.
tornare ae. *tyrnan*.
trâjectôrium ahd. *trahtâri*, ae. *tracter*.
tremissis m. ae. *trims* m. ahd. *trimissa*.
tribûtum ahd. *tribuȥ*, ae. *trifot* (genus unbest.).
tripodem mndl. *treeft* Kil. *treft* 'ollae sustentarulum'.
trŭcta ae. *trûht* (ital. *trǫta*, alban. *troftę*).
tŭnica ae. *tŭnuce* = altir. *tonach*.
(turris) turrem ae. *torr* (jünger ahd. *turri*).
uncia got. *unkja* (Aret. Urk.), ae. *ynće*.
ûnio ae. *ynne*.
urceolus elsäss. *erkle* (Dasypod. *örckelîn*).
urceus got. **aúrkjus* (gen. plur. *aurkjê*)?
vâllum vâllus hd. ndd. *wall*, ae. *weall* m.
vannus f. ahd. *wanna* (jünger ae. *fǫnn*).
(vasculum) **flasca* (Diez I *fiasco*) ahd. *flasca* ae. *flaxe*.
Verona mhd. *Bërn* aus **Bërene *Bërana*.
vicia ahd. *wiccha*.
vîcus ae. *wîć* f. andd. *wîk*, ahd. (Otfr.) *wîch* m.
(vîlla) **vîla* ahd. *wîl* in Ortsnamen.
(vîllâre) **vîlâre* ahd. *wîlâri* in Ortsnamen.
vindēmiae ahd. (**wintimme*) *windema* Gl. II 701
vindēmiare ahd. *windemôn* (grdf. **wintimmeôn*) schweiz. *wimmə*.
vînum got. *wein*, an. *vín*, ae. *wîn* neutr. *vînus* vulgärlat. = ahd. *wîn* masc.
vînitôr-em ahd. *wînzûri-l* aus **vîn(i)tôri-*.
vîvârium ahd. *wîwâri* andd. *wîweri*.

Dieses Verzeichnis, bei dessen Ausarbeitung ich von meinen Kollegen G. Goetz und W. Meyer lebhafte Förderung erfahren habe, deutet vielfach den Hintergrund an, durch den die germ. Entlehnung irgend illustriert werden kann. Deutet es einerseits die aussergerm. Verbreitung von lat.-roman. Worten an, um die Reichssprache in Provinzen nicht-lateinischer Zunge damit zu charakterisieren — so wird anderseits das Verhältnis speziell zum Vulgärlat. bündig hervorgehoben; dazu bietet vor allem der unter dem Namen des 'Appendix zum Probus' bekannte grammatische Traktat (Gramm. Lat. ed. Keil IV, p. 197, 198), auf den mich Prof. G. Goetz hinweist, merkwürdige instruktive Parallelen; daneben dienen Hinweise auf Diez' EtWb. sowie auf die gediegene Behandlung einzelner lat. Worte in Groebers bekannten Artikeln in *Wölfflins Archiv* zur weiteren Orientierung. Unser Glossar enthält einige streitige Fälle; ich will hier diskutable Dinge nicht als erledigt betrachten; diskutabel mit Rücksicht auf Chronologie sind die wohl spät entlehnten ahd. *fënstar, spentôn;* diskutabel bezüglich der etymologischen Herkunft vielleicht *kahl, Kampf, mischen*. Ausgeschlossen sind aus der vorliegenden Liste die § 2 behandelten *carrus carruca paraveredus*, von denen es unentschieden ist, ob das Germ. sie direkt dem Kelt. oder aber dem Lat.-Roman. verdankt; bei *paraveredus* ist allerdings lat.-roman. Vermittlung am wahrscheinlichsten.

Was unser Glossar umfassen will, ist das Lehnmaterial, das vor der Zeit der hd. Lautverschiebung, die wir mit Wackernagel kl. Schr. III, 260 für das 7. Jahrhundert ansetzen, auf den verschiedenen germ. Gebieten sich eingestellt hat; ausser Betracht liegen im wesentlichen die kirchlichen Lehnworte einer jüngeren Periode. Kriteria für das Alter der Entlehnung waren ausserdem die reingutturale Aussprache des lat. *c* vor *ĕ* und *ĭ* sowie die Konformität der Quantität der Tonvokale bei Worten, die im Lat. und im Germ. den gleichen Accent tragen. Damit ist freilich ein Zeitraum von mehreren Jahrhunderten umschrieben, aber hierbei wird man sich beruhigen müssen, weil — vom Got. abgesehen — germ. Sprachdenkmäler für diesen ganzen Zeitraum fehlen, uns also auch die Möglichkeit genommen ist genauere chronologische Bestimmungen zu machen. Bei einzelnen im Lat. selbst erst spät auftretenden Worten wie *molina tremissis cuprum* wäre durch die lat. Literatur ein chronologischer Anhalt gegeben, wenn wir nicht annehmen müssten, dass diese Worte lange vor ihrem literarischen Erscheinen schon in der Vulgärsprache vorhanden gewesen wären. Und gerade die Vulgärsprache haben wir als Quelle

der germ. Entlehnungen anzuerkennen: das wird bewiesen durch die Übernahme der vulgärlat. *molina conucula stupla facla cuprum* gegen die hochlat. *mola colus stipula fax aes cypreum* und die folgende grammatische Untersuchung bestätigt durch wesentliche Punkte den vulgärlat. Charakter der altgerm. Entlehnungen.

Was die geographische Herkunft der lat. Lehnworte betrifft, so fehlt bisher jede Sicherheit für Mutmassungen. Das wichtigste, vielleicht das einzige Kriterium ist die Verbreitung der Worte im Roman.; vgl. über *Kriese-Kirsche Käse* u. a. mein Etwb; über *trichter* und *pistor pistrinarius* Mussafia *Nordital. Ma.* 189. 190, über *stipula stupla* ebenda 157. Dass dies Kriterium nicht ausreicht, zeigt das urspr. im Nordwesten eingebürgerte *saturni dies*, das im Roman. bisher überhaupt nicht nachgewiesen ist.

Durch die Arbeiten von Franz und Pogatscher steht fest, dass die lat. Vokalquantität im Germ. bleibt, wenn der Accent in beiden Sprachen derselbe ist; so in *ăsinus cămera drăco lăcus tăbula mŏdius pŭteus cĭcer pĭper vĭcia pîlum vînum dâma pâlus rêmus plûma prûnum mûrus mûlus strûthio môrum lôrea Rôma;* in Bezug auf solche Tonvokale stimmt das Germ. mit den lat. Ansätzen — auch vor Doppelkonsonanten u. s. w. — völlig überein; nur in einem Punkt scheint durch das Germ. eine lat. Quantität erweisbar, für welche ein lat.-roman. Beweis unmöglich: ahd. *fâsci,* dessen Länge[1] völlig gesichert ist, weist auf lat. *fâscia* (got. *fâski,* kaum **faskja*); andd. *plâstar,* dessen Länge durch das moderne Westfäl. gesichert ist, weist auf *emplâstrum* (andd. *Pâska,* dessen Länge gleichfalls aus dem Westfäl. folgt, und an. *Páskar* beruhen ebenso auf *Pâska* got. *Pâska*). Lange Vortonvokale des Lat. werden gekürzt in lat. *râdîcem sêcûrus bôlêtum ôrârium pânârium sôlârium* nach Franz, in lat. *dênârius* nach Pogatscher; got. *aúrâli* aus lat. *ôrârium* (nicht aus lat. *ôrâle*) beweist das hohe Alter der Kürzung; auffällige Ausnahmen sind westfäl. *zåtərsdāχ* (ae. *sǣternesdæʒ*) aus *Sâtúrni dies* sowie ahd. *lâgella* aus lat. *lăgêna;* aber ae. *rǽdic* aus *râdica* Pogatscher. Vortonige *î* und *û* bleiben nach Franz und Pogatscher in den entlehnten *spîcârium vîvârium pîlârium.* Synkope vortoniger *ĕ* zeigen *cerĕsia* (alem. *χriesi*), **excurtus* (ahd. *scurz*), *merĕtrîcem* (ae. *miltestre*), *elephantem* (ae. *ylpend*). Die Anlautsverkürzung bei der Entlehnung von lat. *augustus* ist vulgärlat., auffälliger ist die Anlautsbehandlung in lat. *catapulta emplastrum episcopus.* Die Synkope von nachtonigen kurzen Vokalen in *stup(u)la fac(u)la* entstammt dem Vulgärlat.; daneben fallen got. *asilus* = lat. *asinus,* got. *Kaisar* aus *Caesarem* ohne Synkope des Mittelvokals auf. Auf alter Synkope beruht vielleicht der Eintritt dunkler Mittelvokale für lat. *ĭ (e)* in ahd. *sëmala pfiasal* ae. *tunuce persoc seoloc eosol* (ae. *munuc* = ahd. *munich*). — Sehr sonderbar ist ahd. *spënala* als Lehnwort aus *spînula* (**spĭnula* wird verlangt), wenn nicht vielmehr Urverwandschaft (mit Ablaut *î : ei*) vorliegt. — Noch muss der lat. langen Tonvokale gedacht werden, welche durch die germ. Verschiebung des Accents unbetont geworden sind. Sie haben wie got. *ákeit* lat. *acêtum* und ahd. *sihhûr* lat. *secûrus* lehren, ihre lat. Quantität bewahrt; vgl. ahd. *chuhhîna ęʒʒîch pfuliwî chęʒʒî bęcchî chumî mulî chęmî.* Daher wird auch got. *sinâp aúrâli* und weiterhin unbezeugte **múneit* '*moneta*', **tribût* '*tributum*', **kátein* '*catena*', **búleitus* '*boletus*' usw. anzusetzen sein; die westgerm. Sprachen geben nicht immer klaren Einblick in die Quantitätsverhältnisse der Mittelsilben.

Für den Konsonantismus beachte man ahd. *choh chohhôn chuhhîna* aus vulgärlat. *cocus cocere cocîna* (hochlat. *qu*), ndl. *aker* aus *acarium* für *aquarium.* Verkürzung von Geminaten erscheint in ahd. *ûla wîla.* Vor dem lat. Accent

[1] Möller KZs. 24, 510 nimmt sekundäre Dehnung an.

ist sie Regel, wie ahd. *sęhhil wîlâri *këlâri* und ae. *pileće* erweisen; daher ae. *teosol* mit Pogatscher aus *tessella?* über *këllari* ist auf Pogatscher zu verweisen; beachte aber auch ahd. *gęllita, pfipfiz*. In der Tonsilbe hält sich nach kurzem Vokal (*saccus soccus gemma buttis culleus* u. s. w.) auch im Germ. die lat. Geminata. — Unsere Tabelle enthält mehrfache Beweise dafür, dass die westgerm. Konsonantendehnung erst nach der Übernahme der lat. Lehnmaterialien wirkte; vgl. die Lautbehandlung von ae. *pytt* ahd. *ęcchil wiccha ępfi*, sowie *stupfala chupfar facchala* (vgl. auch *mîlia bulgea*). — Die gutturale Aussprache des *c* vor *e i* erweisen got. *aurkjus unkja* ahd. *bęcchî wiccha chista* u. s. w.; für *tj* erweisen ae. *pytt bęlt strŷta* ndd. *merte* 'März' die reine *t*-Aussprache ohne Assibilierung. — In lat. Tonsilben verklingen Nasale in *mensa pensum pensile insula*; dabei fällt die (westgerm.?) Nasalierung von lat. *focâtia palâtium* (*piscatio* ahd. *fiscenza*) auf. Unerklärt ist der Eintritt von *l* für *r* in lat. *prunum scirpus môrum* (*tessera?*); vielleicht ist, wie schweiz. *chilihha* für *chirihha*, *bilche* für *Birke* zeigt, der Lautwandel lokal deutsch und nachher durch Entlehnungen verschleppt; in got. *aúrâli* liegt Dissimilierung aus lat. *ôrârium* vor (vgl. ahd. *piligrîm* aus *peregrînus*).

Von der höchsten Bedeutung für die altgerm. Lautgeschichte ist das Verhalten der lat. Flexion hinsichtlich der germ. Auslautsgesetze, es ergibt sich dass überall feste Beziehungen anzuerkennen sind für Divergenzen, die auf den ersten Blick unerklärlich sind.

Die lat. *o*-Stämme masc. gen. werden im Got. charakterisiert durch *aggilus apaustaulus diabaulus aípiskaupus;* wertvollere Beweise als diese christlichen Lehnworte liefern got. *asilus sakkus assarjus;* aus dem Ahd. kommen die Übertritte in die *i*-Deklination in Betracht: plur. *tisci sęcchi mûli pfâli* dürfen aus *u*-Flexion gedeutet werden; das betonte *ŭ* von ahd. *churz scurz* dürfte auch auf *ŭ* der Ableitung beruhen; ahd. *sihhûri* neben *sihhûr* beruht auch auf alter *u*-Flexion (got. **sikûrus*). Man beachte auch got. Eigennamen wie *Krispus Agustus* u. s. w.; aber got. *Krêkôs* dürfte von dem lat. plur. *Graeci Graecos* ausgehen. Dass die westgerm. Sprachen die *u*-Formen nicht mehr im vollen Umfang zeigen, hängt mit ihren jüngeren Auslautsgesetzen und ihrem Flexionssystem eng zusammen.

Eine völlig abweichende Behandlung erfahren die neutralen *o*-Stämme des Lat. bei germ. Entlehnung: got. *wein akeit saban balsan aurâli* zeigen keine Spur von *u*-Flexion (got. *faíhu leipu*); ahd. *sëgan* ae. *sëȝen* beruht auf **sĭgno*, nicht **signŭ*. Diese divergierende Behandlung von Masc. und Neutr. lässt sich nicht aus den identischen obliquen Kasus, sondern nur aus der Verschiedenheit des Nom. Sing. erklären; und zwar sind den germ. *wîn akît saban órâli* vulgärlat. Formen *vîno acêto sabano orârio* zu Grunde zu legen; vgl. got. germ. *pund* aus lat. *pondo* und vielleicht mit Pogatscher p. 104 ae. *punt* aus lat. *ponto*.

Diese Konformität der Lehnworte mit den Auslautsgesetzen wird noch bestätigt durch die Behandlung der lat. Feminina auf *ă*; sie zeigen alte Synkope des *ă*, womit zugleich Übertritt unter die Neutra verbunden ist: instructiv sind got. *mês lukarn* aus *mensa lucerna;* dazu got. **fâski*, für das ohne Gewähr ein schwm. **faskja* angesetzt wird, gleich ahd. *fâski* aus lat. *fâscia*. Im Westgerm. treffen wir an Stelle von lat. Fem. auf *a* Neutra wie ahd. *zabal tâm fënstar saf* oder wie ae. *mynet* aus lat. *tabula dama fenestra sapa monêta;* an Stelle von Neutren sind Masc. geworden ahd. *ziagal muniz* ae. *ȝimm ǫmbor ǫncor*. Es ist nun nicht ausgeschlossen, dass neben den Nominativformen mehrfach auch der ganze Flexionstypus des Lat. bei der Übernahme mitgewirkt hat zur Erhaltung des lat. Femininums wie bei *arca cista molina coquina camera catena solea stipula strata* (dazu auch *castra milia*); ae.

mynet n. lat. *moneta,* aber ahd. *munizza* fem. lat. *monetam?* ebenso ae. *zimm* m. neben ahd. *gimma* f. Eine solche Doppelheit von Grundformen sehen wir vielfach bei der Übernahme von lat. *i*-Stämmen und Konsonantenstämmen. Für Fälle wie got. *Kaisar* ae. *múnt cealc pic* ahd. *chelih *lęrih rętih* kann nicht von den lat. Nominativen *Caesar mons calx pix calix larix radix* ausgegangen werden; das Fehlen des Umlauts im Ae. beweist dass vulgärlat. *Caesare mônte calce* zu Grunde liegt; auf *ĕ* in der Endung weisen auch ae. *torr* (aus *turrem,* nicht *turris),* ae. ahd. *post* aus *postem* (nicht *postis)*; dagegen weist ahd. *churb* auf *corbis* neben *chorb* aus *corbem;* vgl. ae. *bytt bût* aus *buttis buttem.* Die lat. *n*-Stämme verraten Einwirkungen von der Nominativform, die durch das *â* von ahd. *pfâwo* Franz p. 62 und durch das *cc* in ahd. *traccho* bemerkbar wird; auch ahd. *choufo* lat. *caupo;* im übrigen bleibt auch im Germ. die *n*-Flexion bewahrt (mit Ausnahme von ae. *punt* aus lat. *ponto?*). Auffällig ist ahd. *linsi* aus lat. *lens.*

Dass auch bei den masc. *ŏ*-Stämmen des Lat. (got. *asilus sakkus)* nicht bloss von der Nominativform auszugehen ist, bleibt möglich; es findet sich kein unzweideutiger Beleg für echten germ. *o*-Stamm; zu den Gen. Plur. got. *aurkjê katilê* kann vielleicht **aúrkjus *katilus* (cf. *aggilê* zu *aggilus)* vorausgesetzt werden. Unser *Kupfer* (DWb s. v.), das im Nhd. als Masc. mundartlich erscheint, dürfte vielleicht auf lat. **cuprus* masc., dagegen die verbreitete Form mit *ŏ* als Tonvokal auf das Neutrum *cupro* hinweisen.

§ 5. Ältester germ. Lautcharakter. Der Eindruck, den die Sprache der Germanen auf die Römer machte, wird gelegentlich von antiken Schriftstellern erwähnt. Nirgends ahnt man, dass urverwandtschaftliche Beziehung die Germanen mit den Italern und den Griechen verbindet. Sie selbst wie ihre Sprache gelten in dem gleichen Grade als barbarisch wie etwa später die Hunnen oder wie die Stämme Afrikas. W. Wackernagel hat GdDL[2] 4 Urteile römischer Schriftsteller über den germ. Lautcharakter zusammengestellt. *Montium altissimi Taunus et Retico, nisi quorum nomina vix est eloqui ore romano* Mela III, 3. — *Quid memorem Bructeros? quid Chamavos? quid Cheruscos Vangionas Alamanos Tubantes? bellicum strepunt nomina et immanitas barbariæ in ipsis vocabulis adhibet horrorem* Nazarii Panegyr. Constant. 18; und Julianus Apostata vergleicht den Gesang von Volksliedern bei den rechtsrheinischen Germanen τοῖς κρωγμοῖς τῶν τραχὺ βοώντων ὀρνίθων im Eingange seines Misopogon.

Wenn wir nun die Frage erheben, wodurch der germ. Lautcharakter den Römern so schwer und zugleich so unangenehm erschien, so dürfte folgende Erwägung hier am Platze sein. Einzelne germ. Laute der Urzeit waren den Römern aus dem Griechischen geläufig: griech. χ und ϑ deckten sich wohl im wesentlichen mit den germ. χ und *þ*; eher wohl nahmen die Römer an den tönenden Spiranten γ *đ ƀ* des Germanischen Anstoss. Das Punctum saliens dürften jedoch Konsonantenverbindungen wie *χt ft þt χs fs χn fn wl sl gw hw tw dw þw wr* gewesen sein: germ. *χaþtôs* (PBB 9, 151), *a(n)χtumêroz* (ZfdA 9, 246) oder auch Doppelspiranten wie in agerm. *χauχôs* (ZfdA 3, 189) waren klassischen Organen unbequem, unaussprechbar, solche Worte wurden von den Römern nostrifiziert *(Chatti* oder *Catti, Actumerus, Chauci),* wie überall bei fremdsprachlichen Berührungen 'Lautsubstitutionen' auftreten. Verba wie *þaχai-* 'schweigen', *þwaχa-* 'waschen', *fañχa-* 'fangen', Nomina wie got. *þeihwô* (vorgot. **þinχwôn*), *þwahl (þwaχla-)* 'Bad', *hliftus* 'Dieb', *plaúhts* 'Flucht' u. s. w. — *vix est eloqui ore romano!*

Wollen wir uns eine klare Anschauung darüber bilden, welches der germ. Lautstand zur Zeit der Berührung mit den Römern war, so bestätigen uns die von den alten Autoren überlieferten Eigennamen und Stoffnamen, dass

in der That — wie soeben vermutet wurde — der echt germ. Lautcharakter bereits ausgebildet war. Die Lautverschiebung — dieses wichtigste Kriterium fürs Germanische — war völlig durchgeführt, und so war auch im wesentlichen jene lautliche Härte und Rauheit der Sprache gegeben, von der Pomponius Mela und Nazarius wissen. Wir müssen allerdings von *Teutones* und *alces* absehen, die wohl keltische Lautsubstitution zeigen (Müllenhoff Altert. K. II, 114 ff.). Idg. *k* erscheint als *ch-χ* (ZfdA 9, 246) in *Cherusci Chatti Chauci Chamavi Chasuarii Χαρουδες* (an. *Hǫrdar* Zeuss 152) *Χαριογαισος Χαριομηρος Chariovalda;* lat. Autoren schreiben dafür auch *c(Catti)*; Spiritus Asper ergibt Vell. Paterc. *Attuarii; Hariobaudes; Ἄστιγγοι* Dio Cass. Über den Lautwert des *ch* = *h* ist Kern *Germ. Woorden* p. 5 nicht zu übersehen. — Das echtgerm. *f* in *Frisiones Canninefates Fosi Fenni Λουπ-φουρδον Τουλιφουρδον* (auch *framea?*); unklar ist *Gepides Gepedes* = ae. *Gifedas,* langobard. *Gibidi* Zeuss 436. — Für germ. *þ* zeugt Tac. *Nerthus* = an. *Njǫrdr* (vgl. skr. *nṛtu* als Götterattribut?), *Mars Thingsus* Scherer *Sitzgsb. d. Berl. Acad.* 1884, XXV; *t* als röm. Lautsubstitution zeigen *Catumerus Cannine-fates.* — Verners Gesetz resp. der gramm. Wechsel war zur röm. Zeit durchgeführt vgl. Suffix *-ung* in *Juthungi* aus *-nko; d* aus *þ* = *t* steckt in *-φουρδον* 'Furt' = **pṛtu* und in *Burgundiones* (kelt. *Brigantes*); bes. wertvoll ist *Hermun-duri* neben *Thuringi* Zeuss 102,**; *w* aus *gw hw* erscheint in *-avia* (aus **αγwja *αχwia* zu got. *ahwa*) in *Scadin-avia* ae. *Scęden-ig* und in *Austr-avia Bat-avia.* — Lautgeschichtlich instruktiv ist die von Wackernagel adWb.[1] 283 erkannte Identität von *Chatti* ahd. *Hęssi,* wodurch urgerm. *þt* = germ. *ss* erwiesen wird. Für tönendes *z* fehlt ein Beweis (*glêsum -γαισος -gæsus*). *b d g* stehen konform den späteren Lauten in *Teutoburgiensis Asciburgium Inguio- Burgundiones (Cauca)landensis -φουρδον Suêbi Langobardi Scadinavia Segi- Sugambri.* — Echt germ. Tenues stecken in *Istaevones, Λουπιας* 'Lippe', *Twihanti* ndl. *Twente, Bat-avia, Chattuarii* ae. *Hetware.* — Dass die Lautverschiebung bei der sprachlichen Berührung von Germanen und Römern schon vollzogen war, lehren auch die lat. Lehnworte im Germanischen, von denen kein einziges die urgerm. Lautverschiebung aufweist (vgl. germ. *kaisor pund strâta munît* u. s. w.); got. *raþjô* kann, als Entlehnung aus lat. *ratio* gefasst, auf roman. Assibilierung deuten, und got.-germ. *Krêkôs* 'Griechen' mag Lautsubstitution zeigen.

Auch der Vokalismus der von den Römern überlieferten germ. Elemente lässt darüber keinen Zweifel zurück, dass der germ. Vokalismus zur Römerzeit bereits galt. Für idg. *o* erscheint *a* in Tonsilben vgl. *Lango(bardi)* = lat. *longus; χαριο-* = got. *harja-* aus *korio-* (air. *cuire*); *land (Caucalandensis)* aus *londho-.* In tonlosen Silben steht noch *o (Chariovalda Inguiomêrus Langobardi);* Amm. Marc. hat bereits in got. Namen *ă (Alaricus Alatheus Ariaricus* u. s. w.) gegen nicht-got. *ŏ (Gundomadus Chonodo-marius Hariobaudus Vadomarius Mallobaudes Teutomêres* u. s. w.). — Germ. *ê* zeigen *Suêbi -mêrus glêsum* Tac. (Plinius *glaesum* ZfdA 23, 23); für altes *ê* erweist Zeuss 761 das jüngere *â* in dem Namen des Alemannen *Chonodomarius* bei Amm. Marc. (bei Jul. Apost. *Χνοδομάριος*); Müllenhoff ZfdA 7, 529 kennt *â* noch in dem Namen des Marcomannen *Βαλλομάριος* (um 170), des Quaden *Γαιοβομάρος* (um 213) und der Alemannen *Vadomârius Fraomârius* (4. Jahrh. Amm. Marc.); diese und andere Belege s. auch PBB 11, 18. Auffällig ist, dass in lat. Lehnworten *ê* im Westgerm. nie als *â* erscheint; lat. *ê* ist in germ.-lat. Tonsilben offenes germ. *ê* = ahd. *ia* Möller KZs. 24, 510, wie die Behandlung von lat. *mensa rêmus bêta têgula* zeigt; dafür tritt bei germ. Accentverschiebung *î* ein vgl. got. *akeit* = lat. *acêtum* und dazu die Behandlung von lat. *bôlêtus monêta catêna sagêna;* beachte alem. *χriesi* aus *krêsia* gegen ahd. *chirsa* aus **chîrissa *chirîssa* = roman. *cerêsia.* — Lat. *â* wird in keinem einzigen Falle wie idg. *â* behandelt

(vgl. *pâlum strâta câseus pâvo Sâturnus assârius* u. s. w.); unsicher ist die Beurteilung von got. *Rumôneis* = lat. *Români* Möller KZs 24, 508, wo noch an *Dânubius* = ahd. *Tuonouwa*, *brâca* = ahd. *bruoh* erinnert wird. — Germ. *ur* (= idg. *r̥*) zeigt sich früh in *Teutoburgiensis Asci- Quadri-burgium Burgundiones burgus* sowie in *Λουπ- Τουλι-φουρδον* (cf. ahd. *burg furt*). — Germ. *un* = idg. *n*-Sonans steckt in *Burgundiones Segismundus Hermunduri Juthungi Greutungi;* eine Grundform *onx* scheint unbezeugt; ob man aus der Behandlung von lat. *pondo montem* = ae. *pund munt* einen Schluss auf urgerm. *onx* (**-mondus)* machen darf, ist sehr zweifelhaft. Möller setzt KZs 24, 510 urgerm. *ŏ* für diese Fälle voraus mit seiner Formulierung: »Lat. *ĕ* und *ŏ* fallen derselben Wandlung zu *ĭ* und *ŭ* anheim vor *n, m* + Konsonant und vor folgendem *ĭ*«; dadurch kommt Symmetrie in die Behandlung des Vokalismus; vgl. *pondo-pund*, *montem-munt*, *molîna-mulîn*, *modius-mudjuz*, *corbis-kurþ : korb*, *gemma-gimm* u. s. w. Idg. *ĕ* erscheint in den germ. Elementen der antiken Überlieferung als *ĕ* und *ĭ*, wo in jüngerer Zeit ausschliesslich *ĭ* gilt; wie ahd. *gimma* auf lat. *gemma*, so beruhen ahd. *sigi irmin* auf lat. *segi ermin*; solche alte *ĕ* stecken in *Segimerus Segimundus Erminones Gepides; Fenni* 'Finnen' (Leffler *NTidskr.* 2, 157. 274). Aber vor *ng* erscheint *ĭ* (*Inguaeo Inguiomêrus*), ebenso in unbetonter Silbe (*Herminones*, aber auch *Seges-tes*). Neben diese Zeugnisse aus Tacitus stellt Amm. Marc. *Sigismundus* u. s. w. — Idg. *eu* erscheint in *Teuto-* (= *þeudo-*), *Greutungi*. — Germ. *ai* erscheint meist als *ae* Weinhold ZfdA 21, 5, wie lat. *Caesar* germ. *Kaisor* ist. — Ablaut zeigt sich zwischen *Hermun-duri : Herminones*, *Juthungi Greutungi : Tervingi* im Suffix.

Dafür dass auch der germ. Accent schon im Beginn unserer Zeitrechnung gegolten hat, zeugt die frühe Existenz der Allitteration. Müllenhoff weist ZfdA 7, 527 an Familienbenennungen nach, dass schon zu Tacitus' Zeit Allitteration bestanden hat: *Segestes-Segimêrus-Segimundus-*Σεγιθαγκος; Thusnelda-Thumelicus; Vannius-Vangio; Viduarius-Vitrodorus* u. s. w.; dsgl. *Inguaeones-Herminones-Istaevones* u. s. w. Da somit die Glieder einer germ. Familie schon in röm. Zeit durch allitterierende Namen ausgezeichnet wurden, hat gewiss auch damals schon allitterierende Poesie geherrscht, und der germ. Accent ist die Grundlage der allitterierenden Poesie. Dazu kommt ein lautliches Kriterium: idg. *ŏ* erscheint in Tonsilben als *a*, in unbetonten Silben aber als *o*: *Lango(bardi) Χαριο(γαισος-μηρος)* für vorgerm. *longho- korio-*, und diese doppelte Behandlung setzt den germ., nicht den idg. Accent voraus. — Sonst ist in Mittelsilben (*Venedi Veleda Seges-tes*) altes *ĕ* für jüngeres *ĭ* beachtenswert.

Noch bleibt das Verhalten der Endungen zu betrachten. Der Parallelismus, den die germ. Elemente der antiken Überlieferung hinsichtlich der Flexionsform mit der lat. Sprache zeigen, lässt uns ohne Zuhülfenahme der im vorigen § entwickelten weiteren Kriterien schliessen, dass die späteren Auslautsgesetze noch nicht gewirkt haben. Die lat.-germ. *o*-Stämme laufen parallel: *glêsum* Tac., *Segimundus Segimêrus* u. s. w. — *i*-Stamm ist *Albis* = an. *Elfr* aus *Albiz* Bugge NArk. II, 210 sowie **alcis* plur. *alces* (Caes. BG) = an. *elgr* aus vorgerm. *alkis; ûrus Nerthus Segimundus* können mit den entsprechenden an. *u*-Stämmen identisch sein, ebensogut aber alte *a/o*-Stämme vertreten. Konsonantische Stämme wie *rîk-* erscheinen in der älteren Zeit auf *-rîx* (*Boiorîx Malorîx* u. a.), wofür erst spät *-rîcus* (*Theuderîcus*); aber daneben fällt germ. *burg* = lat. *burgus* auf. Das in spätlat. Glossen (Loewe *Prodr.* 341) bezeugte *brûta* (für urgerm. **brûdiz*) beruht wie das späte *-rîcus* auf Entlehnung nach der Periode der Auslautsapokopierungen.

Synkope im Wortinnern, zumal in der Kompositionsfuge zeigt *Mars Thingsus* (germ. *þingiso-?*); *Chasuarii Chatualda Chattuarii* u. s. w. sind kaum mit Sicher-

heit zu beurteilen, ob urgerm. *χaso-warjôz χatto-warjôz* u. s. w. anzunehmen ist. Die inschriftlich bezeugten dat. plur. *vatvims* Kern *Germ. Woorden* 32 und *aflims* Much ZfdA 31, 355 scheinen dem got. Auslautsgesetz konform zu sein (Suffix *-mis?*). Andere Flexionsformen sind unsicher bezeugt. Alten Gen. Plur. vermutet J. Grimm (*Zwei entd. Gedichte* S. 15) in **Idisiaviso*, ebenso unsicher ist *Canninê-fates* (cf. got. *-faþs*). In *Eudoses* Tac. Germ. 40 vermutet Möller PBB 7, 505 einen urgerm. Plur. auf *ôzez* (fries. *ar*).

§ 6. Griechische Beziehungen. Nach Zeuss sind die Bastarnen das erste deutsche Volk, welches auf dem Schauplatz der Geschichte auftritt — in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts vor Chr. und zwar im Kriegsdienste des makedon. Königs Perseus gegen die Römer. Aber diese frühe Berührung von Germanen mit dem gr. Idiom auf der Balkanhalbinsel — auf dem nördlichen Ufer der niederen Donau lag die Heimat der Bastarnen — hat sprachlich keinerlei Spuren hinterlassen. Und dass die Germanen zu den Römern früher intensive Beziehungen hatten als zu den Griechen, das zeigt sich u. a. auch an der germ. Benennung der Griechen got. *Krêkôs* = lat. *Graecos* (an. *Girker* = aslov. *Grŭkŭ*).

Ob etwa späterhin der Aufenthalt germanischer Stämme auf der Balkanhalbinsel zu näheren Berührungen mit der gr. Sprache geführt hat, lässt sich nicht entscheiden. Unsere älteste literarische Quelle — die Bibeltexte des Ulfila — zeigt gr. und lat. Wortmaterialien von geringer Beweiskraft: wir wissen nicht, ob die bei Ulfila begegnenden Lehnworte wirklich populär waren; sie können auch zum Teil ebenso gut von lat. wie von gr. Herkunft sein. Mit dem röm. Reich breitete sich auch lat. Nomenklatur aus, und das Griechische nahm im Beginne unserer Aera lat. Lehnworte zumal für staatliche und militärische Begriffe wie für Handel und Wandel auf (im NT begegnen z. B. *Καῖσαρ κεντορίων κῆνσος λεγεών κουστωδία κολωνία μίλιον μόδιος κοδράντης ἀσσάριον δηνάριον πραιτώριον ταβαίρνη χάρτης μεμβράνα*). Einzelne der gr.-lat. Lehnsworte bei Ulfila scheinen gr. Stempel zu tragen wie *aipistaulê*; bei anderen wie *praitôriaún* kann man an dem volksgemässen Lautcharakter zweifeln. Die Behandlung einiger gr. Eigennamen bei Ulfila wie *Apeineis Kaúrinþô* Cal. *Jatrupula* (Ulf. *Jairaúpaúlis*) dürfte auf die lebendige Sprache hinweisen.

So unsicher jede Beziehung ist, wenn lat. und gr. Worte identisch sind, so erwiesen ist gr. Herkunft, wenn das Lateinische und die roman. Sprachen versagen. Für got. *aurahi* behauptet Wackernagel Kl. Schr. III 261 Entlehnung aus gr. *ὀρυχή*, aber weder lautlich noch begrifflich passt dieses Wort in den Rahmen der gr. Beziehungen (das gr. NT hat zudem *μνῆμα* für got. *aurahi*). Es kommen aber andere sichere Entlehnungen für das westgerm. in Betracht, wobei lat.-roman. Vermittlung völlig ausgeschlossen. Die betreffenden Worte gehören sämtlich der kirchlichen Terminologie an; es ist Rud. Raumers Verdienst, in einem scharfsinnigen Aufsatz ZfdA 6, 401 diese Beziehungen und ihren Zusammenhang mit dem Arianismus klar erkannt zu haben (vgl. Krafft, *Die Anfänge d. christl. Kirche I, 336 über den Arianismus bei den Germanen*), nachdem bereits Walafrid Strabo den Aufenthalt der arianischen Goten *in Graecorum provinciis* für die deutsche Entlehnung der gr. *κυριακόν* und *παππάς* verantwortlich gemacht hatte (ZfdA 25, 99).

Raumer hält mit Recht an der seit Walafrid Strabo häufig angenommenen, häufiger noch verworfenen Erklärung von ahd. *chirihha* (nach R. Hildebrand DWb. s. *Kirche* bald nach 700 belegbar) aus gr. *κυριακόν* fest: während der Katholizismus des roman. Abendlandes nur *ecclesia* kennt, fehlt ihm gr. *κυριακόν*; ein got. **kýrikô *kýreikô* ist vorauszusetzen; die Endung got. *ô*, die natürlich nicht aus einem dem ersten christlichen Jahrtausend gänzlich fremden

κυριακή 'Kirche' erklärt werden kann, deckt sich mit dem auf gr. *-ον* beruhenden *ô* in got. *sabbatô aiwaggêljô (sigljô)*; **Kyrikô* f. : *κυριακόν* = *aiwaggêljô*: *εὐαγγέλιον*. Die lautliche Behandlung von westgerm. *kirika* schwf. steht somit in bestem Einvernehmen mit den got.-gr. Beziehungen. Das nach Raumer unzweifelhaft aus gr. *παππάς* entlehnte ahd. *pfaffo* ist uns zufällig erhalten geblieben im Kalender und der Urkunde als got. *păpa*; das katholisch-abendländische *pâpa* (ae. *pápa* ne. *pope*) 'pontifex' kann lautlich und begrifflich nicht als Quellwort für ahd. *pfăffo* 'Geistlicher' dienen; übrigens got. *păpa* schwm. : gr. *παππάς* = got. *sâtana* schwm. : gr. *Σατανᾶς*? got. **Wulfila* : *Οὐλφίλας* und ahd. *pfaffo*: got. *papa* = ahd. *hano*: got. *hana*. Weiterhin wird das baier.-östr. (mhd. nhd.) *pfinztac* mit Schmeller BWb als Entlehnung des gr. *πέμπτη* 'Donnerstag' erklärt werden müssen, obwohl die zugehörigen apreuss. *pentinx* magy. *péntek* asl. *pętŭkŭ* in der Bedeutung 'Freitag' erscheinen.

Dies sind diejenigen Lehnworte, bei denen lat.-roman. Herkunft ganz ausser Betracht liegt. Wir haben diese Worte hier als urgerm. resp. gemeingerm. Lehnworte besprochen, aber genau genommen haben wir für das Westgerm. zunächst Entlehnung aus dem Got. anzunehmen, und das Got. seinerseits hätte aus gr. *παππάς κυριακόν πέμπτη* entlehnt. Das Got. hatte jedoch ebenso wohl lat. Kirchenbeziehungen; got. *aipiskaúpus diabaúlus aggilus* dürften vielleicht ebensogut lat. Ursprungs sein wie griech. Ursprungs, und die im Westgerm. früh eingebürgerten *biskop diobul angil* können wir wohl nur mit der ersten christlichen Lehnschicht, d. h. mit dem got. Arianismus kombinieren; und von ahd. *fimfchusti* mhd. *pfingsten* = got. *paintêkustê* dürfte ähnliches anzunehmen sein.

Aus einer solchen ersten Periode christlicher Lehnworte können wir es uns mit Raumer auch erklären, wenn das Germ. sich von einer abendländischen Nomenklatur so frei gehalten hat wie bei lat. *paganus*; dieses dem Roman. und dem Slav. gemeinsame Wort (ital. *pagano* frz. *païen* aslov. *poganŭ*) drang nicht ins Germ., weil das Germ. seit Ulfila einen festen Terminus für denselben Begriff geschaffen: got. **haiþins* (aus dem fem. *haiþnô* zu folgern) nehmen wir mit Raumer p. 407 als Ausgangspunkt für das germ. *heide*, da es unwahrscheinlich ist, dass alle Germanen selbständig auf diese Übertragung des christlichen Begriffes verfallen seien. So mag sich as. *dôpian* ahd. *touffen* aus got. *daupjan* herleiten (vgl. auch AfdA 7, 408), während das lat.-roman. *baptizare* keine alte Aufnahme fand. Und wenn im Westgerm. die heidnische Benennung *Ostern* üblich blieb (got. *Pâska* Hel. *Pâscha* an. *Páskar* stimmen zum jüdisch-christlichen Namen), so mag die Zähigkeit derselben sich aus ihrer frühen Verwendung im christlichen Sprachgebrauch erklären — und die Toleranz, von der das Wort zeugt, ist eher arianisch als römisch.

Noch éin Wort muss hier zur Sprache kommen, das wie mhd. nhd. *pfinztac* eine beschränkte Verbreitung hat: das ahd. *sambaȥ-tac* nhd. *samstag*. Es ist oberdeutsch, zieht sich aber am Rhein bis ins hessische Gebiet hinein; aus dem lat.-roman. *sabbatum* lässt es sich nicht begreifen. Auch ahd. *sambaȥ-tac* gehört — das Kriterium ist die hd. Lautverschiebung — der ersten christlichen Schicht an; wie mhd. *pfinztac kirche pfaffe* hat es im Osten seine Verwandtschaft: aslov. *sąbota* rumän. *sămbătă* ungar. *szambat*, welche zugleich das unverschobene *t* zeigen. Das Got. zeigt *sabbatô sabbataún* (ein Nomin. **sabbatus* ist unbezeugt, aber auch unbegreiflich), während wir **sambatô* **sambatus* erwarten; aber Ulfila steht vielfach unter litterarischen Einflüssen, während wir seinen Goten Formen zutrauen dürfen, die von den schriftlichen Einflüssen unabhängig waren. Die Existenz einer got. Form **sambatu-* (cf. **sabbatus*?) hat auch noch weitere Stützen im Orient: Th. Nöldeke weist mich auf pers. *šamba* hin, wozu semit. Formen stimmen; daher wir für die erste Schicht

der christlichen Terminologie got. **sambatuz* = vorhd. *sambatu-day* annehmen dürfen, die aus einem nicht nachgewiesenen griech.-arianischen **σάμβατον* (got. **sambatô*) zunächst stammen dürften.

Wenn dieses Zusammentreffen mit orientalischen Sprachen auch sehr auffällig ist, so darf wohl an die Thatsache erinnert werden, dass Ulfila selbst von einer christlichen Familie aus Kappadokien stammte, welche zur Zeit des Valerian und Gallien (267) mit vielen andern von einem Haufen plündernder Donaugoten geraubt und in die Knechtschaft geschleppt wurde; auch war »Ulfilas Gehülfe und Nachfolger, der Bischof Selenas, von väterlicher Seite Gote, von mütterlicher ein Phrygier, und die Acta S. Sabae beweisen, dass zwischen den Christen unter den Donaugoten und der Kirche Kappadokiens auch noch hundert Jahre später ein Zusammenhang und Verkehr stattfand« (G. Kaufmann ZfdA 27, 217).

§ 7. Slavolettische Beziehungen. »Die unmittelbare Zusammengehörigkeit des Deutschen und Slavolettischen ist schon im Jahre 1837 von Zeuss (*D. Deutschen u. d. N.* S. 18 ff.), ebenso von J. Grimm GDS 1030 und mit den Mitteln der neueren Wissenschaft von Schleicher gestützt worden (Kuhns Beitr. I, 12, 107)«. So 1872 Joh. Schmidt *Verwandtsch.* p. 4 ff., wo die Stichhaltigkeit der bis dahin vorgebrachten Gründe einer eingehenden Kritik unterzogen wird. Mit Recht lehnt Joh. Schmidt alles vorgebrachte ab mit Ausnahme des Zusammentreffens got. *wulfam* aslov. *vlŭkomŭ* lit. *vilkams;* dieses allerdings höchst bedeutsame Zusammentreffen des *m*-Suffixes ist denn auch das einzige übereinstimmende, das A. Leskien in seinem mustergültigen wertvollen Buche '*Die Deklination im Slavolit. u. Germ.*' Leipzig 1876 im Bereiche der Deklination zwischen Slavolettisch und Germanisch anerkennt. Anderweitiges trägt Joh. Schmidt p. 7 zusammen: besonders wichtig sind die Zahlworte got. *ainlif twalif þûsundi* lit. *vënólika dwýlika* asl. *tysąšta* (s. unten § 60). Brugmann erinnert noch an den Wandel von *sr* in *str*, worin das Germ. mit dem Slavischen zusammenzutreffen scheine und an die nahen Berührungen, welche die Funktion des Adjektivsuffixes *isko* im Germ. und im Slavolett. zeigt (Techmers Zs. I, 234. 248).

Weiter kommen wichtige Übereinstimmungen im Wortschatz in Betracht. Wir stellen im Anschluss an Joh. Schmidts wertvolle Listen p. 36 hier einige Worte zusammen, bei denen die Möglichkeit näherer Verwandtschaft offen ist (die germ. Worte zeigen Lautverschiebung, soweit möglich): an. *berr* aslov. *bosŭ* lit. *básas;* ahd. *chnëtan* aslov. *gnetą;* ahd. *glat* asl. *gladŭkŭ* lit. *glodùs;* ahd. *mâsca* lit. *mázgas* 'Knoten'; ahd. *houwu* asl. *kovą* 'schmiede'; ahd. *chiuwu* asl. *žĭvą* 'kaue' (wz. *giw?*); got. *bairga* asl. *brěgą;* ahd. *eiscôn* asl. *iskati* lit. *jëszkóti;* ahd. *liugu* asl. *lŭžą* 'lüge'; ahd. *hovar* lit. *kuprà* 'Höcker'; ahd. *weçki* lit. *vágis* 'Keil'; lit. *lýgus* preuss. *poligu* got. *galeiks;* lit. *këmas* got. *haims;* lit. *lasziszà* ahd. *lahs;* asl. *losĭ* an. *elgr* 'Elch'; asl. *strěla* ahd. *strâla;* asl. *rebro* 'Rippe' ahd. *rippi;* asl. *žrŭny* got. *quairnus*; aslov. *cělŭ* got. *hails;* asl. *brŭzda* 'Zügel' ae. *brigdel;* asl. *blědŭ* 'blass' ae. *blât.*

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, dass einige Berührungen speziell mit dem Nordgermanischen bestehen: nordgerm. *alu(þ)* 'Bier' asl. *olŭ* lit. *alùs;* an. *dregg* preuss. *dragios* 'Hefe'; ae. *ryge* an. *rugr* (aus **rugiz*) aslov. *rŭžĭ* lit. *rugýs;* an. *þiðurr* lit. *tetervas* aslov. *tetrěvĭ;* an. *þǫmb* (Grdf. *tompâ*) lit. *timpà;* ahd. *hovar* lit. *kuprà;* an. *kauss* 'Schädel' lit. *kiáuszė?* Auffällig ist an. *Mjǫlner* 'Thors Hammer' neben asl. *mlŭnij* 'Blitz'.

Anderseits zeigt das Germanische ein paar Berührungen speziell mit dem Preussisch-Litauischen; vgl. got. *ainlif twalif* mit lit. *vënólika dvýlika;* got. *haims* 'Dorf' mit lit. *këmas* 'Dorf' preuss. *caymis;* got. *galeiks* mit lit. *lýgus* preuss. *poligu* 'gleich'; ae. *clyppan* ahd. *chlâftara* lit. *glóbti* 'umarmen'; germ.

lēsan lit. *lèsti* 'Körner auflesen'; ahd. *węcki* lit. *vągis;* got. *falla* lit. *pûlu* 'falle'; ahd. *māsca* lit. *mezgù* 'stricke'; ahd. *harmo* lit. *szermů* 'Wiesel'; vgl. Joh. Schmidt *Verwandtsch.* 43.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Entlehnungen, so ist zunächst hervorzuheben, dass kein einziges gemeingerm. Lehnwort aus dem Slavischen bekannt ist; man weiss bisher nur von Entlehnungen in Nachbargebieten: an. *prámr torg tulkr* ahd. *turniz zîdalâri* können natürlich nicht urgerm. und gemeingerm. Entlehnungen aus dem Slavischen sein; von got. *plinsjan* und *kintus* Lottner KZs. 11, 172 ist noch dazu sehr fraglich, ob sie nicht umgekehrt ins Slavische gedrungen sind. Dagegen ist nun die Zahl altslav. Entlehnungen aus dem Germanischen bedeutend. Vielfach zeigen die slav. Worte eine scheinbar ältere Lautform, so dass man den Verdacht hegen kann, es habe die Entlehnung vor der urgerm. Lautverschiebung stattgefunden; aber wir werden hier — wie bei den germ. Worten der antiken Überlieferung — mit Lautsubstitution rechnen müssen; zumal die germ. *χ φ þ* erleiden so Substitution; über das *p* für germ. *f* in asl. *plŭkŭ postiti ploskva* u. s. w. vgl. Möller *Ae. Volksepos* p. 54.

Wir wenden uns zur speziellen Betrachtung der älteren Schicht germ. Lehnworte im Slavischen, worüber wir uns meist an die Materialien bei Miklosich *Fremdwörter in den slav. Spr.* halten. Vermissen wir in der urverwandten Schicht begrifflich zusammenhängende Wortgruppen, so finden wir bei den germ. Lehnworten allerdings feste Kategorien.

1) Staatlich-kriegerische Begriffe: apreuss. *rīkis* 'König' got. *reiks;* lit. *kùningas* 'Pfarrer' (eigentlich 'Herr'); asl. *kŭnęgŭ kŭnęzĭ* 'Fürst' westgerm. *kuning;* asl. *cěsarĭ* got. *kaisar* (ae. *cásere*); asl. *ljudije* 'Leute' ahd. *liuti?* asl. *plŭkŭ* 'Kriegsschaar' westgerm. *folk;* asl. *mĭčĭ* 'Schwert' got. *mêkeis;* lit. *szarwai* got. *sarwa;* asl. *brady* andd. *barda;* asl. *šlěmŭ (chlŭmŭ)* 'Helm' germ. *helma* J. Schmidt KBeitr. V, 467; asl. *brŭnja* got. *brunjô;* russ. *drot* (aus **dŭrotŭ*) ae. *daroþ;* asl. *bugŭ* 'Armband' westgerm. *baug;* asl. *usergŭ* 'Ohrring'; asl. **chomątŭ* nhd. *hamen* 'Kummet'; asl. *trąba* 'tuba' ahd. *trumba;* russ. *tynŭ* 'Mauer' westgerm. *tûn;* russ. *valŭ* 'vallum' westgerm. *wall.*

2) Begriffe des Handels und Verkehrs (Schrader *Handels- und Waarenkunde* Jena 1886, 92): asl. *kupiti kupovati* germ. *kaupjan kaupôjan;* asl. *sklęzĭ* got. *skilliggs;* asl. *pěnęgŭ* westgerm. **paning;* asl. *cęta* 'obolus' got. *kintus;* asl. *skotŭ* 'Vieh' got. *skatts;* asl. *nuta* 'Rind' ahd. *nôz;* asl. *ąborŭ(kŭ)* apr. *wumbaris* 'Eimer' ahd. *ambar* ae. *ambor*; asl. *kotĭlŭ* got. *katilus*; asl. *kŭblŭ* ahd. *kubilî;* asl. *sakŭ* 'Sack' got. *sakkus;* asl. *ungija unicĭ* got. *ugkja*; asl. *ocĭtŭ* got. *akeit.*

3) Worte für Ackerbau und Viehzucht, Feld und Wald, Haus und Hof: asl. *nuta* 'Rind' germ. *nauta-;* asl. *plugŭ* 'Pflug' andd. *plôg;* asl. *črěda* 'Herde' got. *hairda;* asl. *chlěvŭ* 'Stall' got. **hliwa-* (statt *hlija-* mit Holtzmann AdGr. I, 39); asl. *lukŭ* 'Lauch' germ. *lauka-;* asl. *chrŭtŭ* 'Hund' ahd. *rudo;* asl. *chrąštĭ* 'Käfer' got. *þramstei;* asl. **buky* 'Buche' ahd. *buohha;* asl. *chlŭmŭ* 'Hügel' an. *holm;* asl. *brěgŭ* 'Ufer' ahd. *bërg;* asl. *chyzŭ* got. *-hûs;* asl. *istŭba* 'Zelt' ahd. *stuba;* asl. *črěmŭ* 'Zelt' ahd. *chrâm* (aus *kr̥ma-*)? asl. *čędo* 'Kind' ahd. *kind;* asl. *hlěbŭ* 'Brot' got. *hlaiba-;* asl. *olŭ* 'Bier' ae. *ealu;* asl. *bljudo* 'Tisch, Schüssel' got. *biuda-;* asl. *kladęzĭ* 'Brunnen'.

4) Worte für Künste und Fertigkeiten: asl. *lěkarĭ* 'Arzt' got. *lêkeis* (asl. *lěkŭ* 'Medizin'); asl. *buky* 'Buchstabe' got. *bôka;* asl. *lĭstĭ* 'List' got. *lists;* asl. *chądogŭ* 'erfahren' got. *handugs;* asl. *plęsati* 'tanzen' got. *plinsjan.*

5) Kirchlich-religiöse Begriffe: asl. *postiti* 'fasten' got. *fastan; chabiti sę* 'sich enthalten' got. *gahaban; gonoziti* 'erretten' got. *ganasjan;* asl. *crŭky* 'Kirche' westgerm. **kirika;* asl. *popŭ* 'Geistlicher' got. *papa;* asl. *almužino* 'Almosen' ahd. *almuosan;* asl. *sąbota* 'Samstag' ahd. *sambaȥ-tac.*

Aus dem germ. Material im Slavischen lernen wir einige Worte kennen, die innerhalb des Germanischen unbezeugt sind: asl. *kladęzĭ* 'Brunnen' aus got. **kaldigga-* zu an. *kelda* = finn. *kaltio;* asl. *useręgŭ* aus got. **ausi-hrigg?* Beachtenswert ist noch, dass die älteste germ. Lehnschicht wegen einiger lat. Elemente wie aslov. *valŭ sakŭ ocĭtŭ cěsarĭ* u. A. — erst nach der Übernahme der lat. Lehnworte ins Germ. dem Slav. zugeführt sein können.

Besondere Beachtung verdient noch das *y* im Auslaut germ. Lehnworte im Aslov., das dem urgerm. *ō* im Auslaut der *ô*-Feminina entspricht Mahlow 151, Möller PBB 7, 487: *crŭky* 'Kirche', *raky* 'Grab', *brady* Barte', *loky* 'Lache' *buky* 'Buchstabe' u. a. aus urgerm. *kirikō arkō bardō lakkō bōkō?*

§ 8. Germanischer Einfluss auf die finnisch-lappischen Sprachen. Nachdem schon der Schwede Joh. Ihre im Vorwort zu *Gloss. Suiogothicum,* Upsala 1769 und der Däne Rask in seiner Preisschrift *om det gamle nordiske eller isl. Sprogs oprindelse*, Kopenhagen 1818 nahe Berührungen zwischen dem got.-nord. und dem finn.-lapp. Wortschatz aufgedeckt hatten, zeigte F. Dietrich 1851 in Höfers Zs. f. d. Wiss. d. Sprache III, 32, dass das Lappische unter die ältesten Erkenntnisquellen für das Germanische zu stellen ist, und W. Thomsen hat dann in seinem gelehrten und bewunderungswürdig orientierenden Buche *Über den Einfluss der germ. Sprachen auf die finnisch-lappischen,* Halle 1870 alles gründlich erörtert und zusammengefasst, was er über die Beziehung des Germanischen zum Finnisch-Lappischen ermittelt hat. Thomsen erweist im Finnischen eine älteste Schicht von Entlehnungen aus dem Germanischen, deren Charakteristikum die Bewahrung der vollen Endungen ist, und schliesst daraus, dass die Völker des finn. Stammes wahrscheinlich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in Mittelrussland oder eher in den jetzigen Ostseeprovinzen in der unmittelbarsten Berührung mit Germanen gewohnt haben. Die altgerm. Lehnworte im Finnisch-Lappischen erstrecken sich 1) auf Staats- und Kriegswesen; vgl. finn. *kuningas* urwestgerm. *kuningaz* (auch ins Slavolettische gedrungen p. 321), finn. *ruhtinas* urwestgerm. *druhtinaz; airut* 'Bote' got. *airus;* 2) auf Kulturprodukte und Fertigkeiten: *kulta* got. *gulþa-; kaltio* 'Brunnen' an. *kelda* (aus **kaldjô*); *rengas* 'Ring' ahd. *hrinc* aus **hringaz; nakla* 'Nagel' (got. *nagljan); satula* 'Sattel'; *akana* 'Spreu' got. *ahana; lammas* 'Lamm' got. *lamb.*

Dass das Germanische die Grundsprache für diese Entlehnungen ist, ersehen wir u. a. auch daraus, dass einzelne derselben früh auch in andere Sprachen aufgenommen sind, die dem Germanischen geographisch benachbart sind: ins Slav. wie *kuningas* (lit. *kuningas*), ins Roman. wie *alan* 'Elle' (roman. *alna).*

Die Frage, ob dialektische Provenienz der einzelnen Entlehnungen zu erweisen oder ob gemeingerm. Substrata anzunehmen sind, ist offen; Thomsen nimmt urostgerm. Entlehnung an und beobachtet sowohl mit dem Gotischen wie mit dem Nordischen Berührungen S. 106: mit dem Gotischen bringt er das *a* von Femininis wie finn. *akana* (got. *ahana*), *multa* 'Staub' (got. *mulda*) u. s. w. zusammen; zum Nordischen — allerdings zugleich auch zum Westgermanischen stimmt das *u* von Femininis wie finn. *arkku panku;* zum Westgermanischen stimmt *kuningas* (an. *konungr*) = ahd. as. *kuning.*

Worin der eminente sprachgeschichtliche Wert der germ. Lehnworte im Finnisch-Lappischen besteht, hat Thomsen nach dem Vorgange von F. Dietrich gezeigt: sie erweisen Endungen, welche sich vielfach mit den konstruierbaren urgerm. Grundformen decken; in Bezug auf die Endungen steht die Sprache der ältesten Runeninschriften zunächst: finn. *armas* 'lieb, theuer', *kernas* 'willig', *sairas* 'krank' oder Maskulina wie *ruhtinas* 'Fürst', *kuningas* 'König' oder neutrale *as*-Stämme wie *lammas* 'Lamm', *mallas* 'Malz' zeigen den Vokal der alten germ. Endung *az* voll erhalten (run. *HoltingaR* u. s. w.); entsprechend

den runischen Neutren *horna staina* zeigt das Finn. *kulta* 'Gold', *viina* 'Wein', *patja* 'Unterbett', *lattia* 'Fussboden'; auch *kaunis* 'schön', *tiuris* 'teuer' stimmen zu urgerm. **skauniz* **diuriz*, finn. *ruis* 'Roggen' zu urgerm. **ruyiz* (an. *rugr*); finn. *vantus* 'Handschuh' zu urgerm. **wantuz* (an. *vǫttr*). So ergeben sich auch gelegentlich aus jenen Entlehnungen wertvolle Kriterien zur Bestimmung der urgerm. Formen. Die finn. Form *saippio* 'Seife' dürfte mit oberdeutsch *seipfe* aus urgerm. **saipjôn* erklärt werden; finn. *ahjo* 'Esse' repräsentiert ein germ. **asjô* = ahd. *ęssa;* für finn. *viiko* 'Woche' weist Möller KZs. 24, 500 auf ae. *wice;* für ahd. *malz lant bort* machen finn. *mallas lannas porras* alte neutrale *os*-Stämme wahrscheinlich, obwohl das German. solche hier nicht bestätigt. Finn. *kauppias* 'Kaufmann' setzt für das Germanische ein unbezeugtes **kaupjaz* voraus.

§ 9. Dunkle Beziehungen. Welches die voridg. Bevölkerung Nordeuropas vor den Kelten und vor den Germanen waren, darüber schweigt die Überlieferung. M. Rieger hat die von Müllenhoff ZfdA 11, 284 erwiesene Thatsache, dass der Name *Hûn* — doch wohl als Völkername — vor dem geschichtlichen Auftreten der Hunnen am Ende des 4. Jahrhunderts bei den Germanen geläufig war, in geistvoller Weise dazu benutzt eine Vermutung über den Namen der norddeutschen Aborigines zu wagen: er will eine Reminiscenz an sie in den norddeutschen Hünengräbern erkennen und vermutet, dass *Hûnôz* die Benennung eines voridg. Volkes in Norddeutschland war (Arch. f. hess. Gesch. 15, 4). Ob Germanen auf dem norddeutschen Boden noch Nicht-Indogermanen angetroffen, darüber lässt sich nichts mutmassen. Vielleicht beruhen kelt.-germ. Übereinstimmungen wie in altir. *uball* ae. *æppel* ahd. *apful* (lit. *obûlis*) 'Apfel' auf einer aboriginen Benennung.

Innerhalb des germ. Wortschatzes zeigen sich einzelne Züge, die auf fremdem Einfluss beruhen, ohne dass sich derselbe fixieren liesse. Man möchte dafür zum Teil die nordeurop. Aborigines verantwortlich machen. Aber daneben ist die Möglichkeit hervorzuheben, dass die Germanen nach dem Verlassen der idg. Urheimat, auf der Wanderung in die späteren Sitze fremde Völker getroffen haben und von deren Sprachen beeinflusst worden sind; es können nicht-idg. Sprachen gewesen sein, und ich vermute fremdartigen Sprachcharakter für germ. *silubra-* und *hanapi-* (aslov. *sĭrebro konoplje);* die Heimat des Hanfes (lat. *cannabis* griech. *κάναβις*) ist nach V. Hehn am kaspischen und Aralsee zu suchen. Vielleicht auf die gleiche Heimat weist die Übereinstimmung von got.-germ. *paida* mit thrak. *βαίτη* Herod. IV, 64 (Wackernagel ZfdA 6, 297); germ. *lîna-* zählen wir mit Fick (oben p. 305) zu den europ. Worten. Unsicher zu beurteilen ist germ. *mâgon mêyon* 'Mohn'; über ahd. *araweiʒ* (griech. ὄροβος lat. *ervum?*) ist von anderer Seite Aufschluss zu erhoffen. Den Namen der Rübe *râphu rêphâ râphâ* haben wir § 1 erwähnt. Zu den dunkeln Lehnworten zählen wir noch ahd. *sambuoh* 'Sänfte' und *chanzwagan* 'Lastwagen'.

Wie hier unklare Beziehungen vorliegen, legen auch einige auffällige Tiernamen Mutmassungen über Entlehnung nahe. Entlehnungen dunkeln Ursprungs sind got.-germ. *ulbandus* (cf. griech. ἐ-λεφαντ- Grdf. *lbhant lebhant*), germ. *kattuz* (an. *kǫttr* ahd. *chazza*), hd. *ratte ratze?*, hd. *gamuʒ;* vgl. noch ahd. *fincho* engl. *finch pink* mit ital. *pincione*.

Auffällig ist ahd. *louwo lęwo* (Willir. *lêwo*) aus **laujon-* (neben griech. λεοντ- fem. λέαινα, asl. *lĭvŭ*). An. *fíl* und ahd. *hëlfant(bein)* als junge Entlehnungen seien nur erwähnt als nicht hergehörig.

Die Einreihung von got. *alêwa- smakka- peika- baira-bagms* ist unsicher, weil die Verbreitung der Worte über das Gotische hinaus mangelt (asl. *smoky* kann got. Ursprungs sein).

21*

Die merkwürdige Übereinstimmung von anglofries. *brœs* engl. *brass* und lat. *ferrum* (gemeinsame Grdf. *bhrso*) verdient besondere Hervorhebung, wenn Schrader *Sprachvergl.* 292 mit Recht hebr. *barezel* vergleicht; man dürfte dann wohl phöniz. Ursprung annehmen für das lat. wie für das ae. Wort. Das gewiss fremdländische gemeingerm. *apon-* 'Affe' möchte man auch gern als phöniz. Handelswort deuten; Graff I, 159 erinnert an Hesychs *ἀβράνας*.

Zu den ältesten germ. Lehnworten rechne ich auch die reiche Sippe der germ. Bezeichnungen für 'Krug', in der sich die mannigfaltigsten lautlichen Berührungen zeigen: im Wortinnern wechseln *ŏ* und *ŭ* sowie *kk : k : ç = s : χχ : γ* KROKKA : KRUKKA an. *krukka* ae. *crocca* — KRUKA ae. *crûce* ndl. *kruik* ndd. *krûke* — KROÇA KRUÇA me. *crôs* mndl. *croes* mhd. *krûse* — KRŎXXA : KRUGA ae. *crohha* ae. *crôg* ahd. *chruog chrugula*.

Sichere aussergerm. Beziehungen älterer Verwandtschaft fehlen völlig. In dem folgenden Falle bestehen ausserhalb lautlich zugehörige Worte: lat. *cûpa* griech. *κύμβος* skr. *kûpa kumbha* zend *χumba* stellen sich ahd. *chumpf chopf chuofa chumf chubilî* andd. *kûvîn* ae. *cumb cŷf*. Auch die vielgestaltige Sippe got. *puggs* ae. *poca pohha* ae. *pûss* ahd. *pfoso* dürfte entlehnt sein.

2) Es kommt innerhalb des Germanischen nicht selten vor, dass Worte in doppelter Form — mit und ohne Lautverschiebung — bestehen; diese Lautvariation weist auf Entlehnung für die unverschobene Form; es liegt für die zu nennenden Belege kein Grund vor, ausseridg. Einwirkung anzunehmen; es wäre sogar denkbar, dass die Entlehnung innerhalb des Urgermanischen selbst stattgefunden, wenn man die Vermutung acceptiert, dass ein oder mehrere germ. Stämme länger auf der idg. Lautstufe beharrten als die anderen. Mit ahd. *vadôn* 'gehen' vergleicht sich ae. *pœþ* 'weg' *-pœppan* 'gehen' (mhd. *pfatten*); die lautlich nahe Berührung mit griech. *πάτος* altir. *áth* 'Furt' (= **pâta*) bespricht Schrader *Handelsgesch.* 13, wo das westgerm. *paþ* als kelt. vermutet wird.

II. KONSONANTISMUS.

§ 10. Die Lautverschiebung. 1. Die idg. Aspiratae. Durch das Altindische als solche bezeugt, in den andern idg. Sprachen entweder zu den betreffenden Verschlusslauten oder zu den betreffenden Spiranten geworden, nahmen sie vorgermanisch einen weiten Raum ein (über die Vertretung in den idg. Sprachen s. Brugmann I § 322 ff.); das Germanische verwandelt sie lautgesetzlich in die entsprechenden Reibelaute.

a) Die idg. Mediae Aspiratae *gh bh dh* sind urgerm. *γ ƀ đ*, wofür nach § 13 auch die tönenden Verschlusslaute eintreten können: got. *guma* ae. *ʒuma* aus idg. *ghəmen-* (lat. *homo*); got. *agis* ae. *eʒe* aus idg. *aghes-* (gr. *ἄχος*); an. *midr* aus germ. *midjaz* = idg. *médhyos* (skr. *mádhya*); an. *mjǫdr* 'Met' aus germ. *medu* = idg. *médhu-* (gr. *μέθυ* skr. *mádhu*); as. *kliođan* aus idg. Wz. *glŭbh* (gr. *γλύφω*); ahd. *nëbal* aus idg. *nebholâ* (gr. *νεφέλη* lat. *nebula* skr. *nábhas*); got. *batran bauan* zu idg. Wz. *bher bhû* (skr. *bhar bhû* gr. *φέρω φύω*); an. *vefa* skr. Wz. *vabh*; ae. *beofaþ* ≐ skr. *bibhêti*; as. *liof* ae. *leóf* zu skr. *lubh*.

b) Die idg. Tenues Aspiratae (Brugmann [illegible]75. 553) stehen unter demselben Gesetz wie die reinen Tenues, d. h. werden zu ton[illegible]piranten verschoben: ahd. *feim* skr. *phêna* 'Schaum'; ahd. *rîha* skr. *rékha* 'Reihe'; a[illegible] (: skr. *çapha*) 'Huf'; got. *hvapô* skr. *kvath*; got. *wipôn* skr. *vyath vith*; got. *skapjan* gr. *ἀσκηθής*; nhd. *liederlich* gr. *ἐλεύθερος*; mhd. *hinken* skr. *khañj*; an. *meipr* 'Stange' skr. *mêthis*; ahd. *rad* (aus **rapa-*) skr. *rátha*; ahd. *flado* (aus **flapan-*) gr. *πλάθανον*; got. *halts* skr. *khôḍa* 'lahm'; ahd. *hadara* 'Lumpen' (skr. *çithira* 'locker, lose'). Der von Bezzenberger Gött. Gel. Anz. 1883, 394 verteidigte Wandel der idg. tonlosen Aspiratae in Tenues scheint in einigen Fällen sicher zu sein: an. *flatr* skr. *prthu*; got. *baíra-ts* 'ihr beide tragt' skr. *bhárathas*; ae. *flint* gr. *πλίνθος*; ahd. *chranz* zu skr. *granth* 'binden'.

2. Die idg. Verschlusslaute. a) die tonlosen *k t p*: sie werden zu tonlosen Spiranten *χ þ f* (die litterarische Vertretung von *χ* ist *h*): got. *haúrn* lat. *cornu*; got. *hilan* lat. *celâre*; got. *hairtô* lat. *cord-*; ae. *þęccan* lat. *tegere*; ae. *þynne* lat. *tenuis*; got. *þreis* lat. *tres* gr. τρεῖς; got. *fôtus* lat. *pes* gr. πούς (skr. *pâd*); ahd. *fruo* gr. πρωί; got. *fill* lat. *pellis*; got. *fisks* lat. *piscis*. -- Beispiele für den Inlaut: got. *brôþar* skr. *bhrấtṛ-*; got. *þeiha* lat. *dîco*; got. *tiuha* lat. *dûco*; got. *faihu* skr. *páçu*; got. *taihun* gr. δέκα skr. *dáça*; ahd. *nëvo* skr. *nápat*; ahd. *zahar* gr. δάκρυ; got. *fimf* gr. πέντε skr. *páñca*.

b) Die idg. tönenden Verschlusslaute *g d b* werden zu tonlosen verschoben: ae. *peccan* lat. *tegere*; got. *qinô* gr. γυνή (skr. *gnâ*); got. *akrs* gr. ἀγρός skr. *ajra*; as. ahd. *wërk* gr. ἔργον; got. *kniu* gr. γόνυ; got. *qiman* skr. *gam*; got. *hairtô* lat. *cord-* gr. καρδία; got. *sitan* lat. *sedere* skr. *sad*; ae. *swête* 'süss' gr. ἡδύς skr. *svâdú*; got. *twai* lat. *duo* gr. δύο skr. *dvâ*; got. *at* lat. *ad*; got. *tamjan* gr. δαμάω; got. *itan* gr. ἔδομαι skr. *ad*.

Bezüglich des vorgerm. *b* ist hervorzuheben, dass es nur sehr wenige verbreitete Worte mit idg. *b* gibt: ndd. *slap* (got. *slêpan* 'schlafen') zu aslov. *slabŭ* 'schlaff' (lat. *labi* 'gleiten'); got. *þaúrp* lat. *tribus* kelt. *treb-* in *Atrebates*; mndd. *lippe* lat. *labium*; ae. *slipor* lat. *lûbricus*. Über *p* für *q* aus idg. *gw* s. § 14. In einigen der Provenienz nach unsichern vorhistorischen Lehnworten begegnet germ. *p*: got. *paida* (gr. βαίτη), ae. *hænep* (gr. κάναβις). Sonst findet sich gemeingerm. *p* noch in einigen jüngeren, meist lat. Lehnworten wie got. *pund* (lat. *pondo*), ae. *pipor* (lat. *piper*). — Über germ. *st* aus vorgerm. *zd* vgl. § 13.

Der Verlauf unserer Darstellung entspricht der mutmasslichen Chronologie der Lautverschiebung. Bei der weitverbreiteten Umwandlung der Mediae Aspiratae in tönende Reibelaute dürfen wir vielleicht sogar die Vermutung aufstellen, dass dieser erste Verschiebungsprozess (Paul PBB I 199) bereits vorgerm., d. h. während des Zusammenhanges mit andern idg. Stämmen stattgefunden hat; doch ist diese Annahme nicht zwingend, und man kann anderseits für intern germ. Verschiebung eine Chronologie aufstellen, wonach der erste Verschiebungsakt in der Aspirierung der Tenues (idg. *k t p* zu urgerm. **kh *th *ph*) zu suchen wäre; es könnten dann die neuen tonlosen Aspiraten mit den altererbten zusammengefallen und weiterhin gemeinschaftlich dem Übergang in tonlose Spiranten erlegen sein, wie gleichzeitig die tönenden Aspiranten zu tönenden Spiranten wurden.

Unsere Behandlung der lat.-röm. Beziehungen (§ 5) hat in gleicher Weise wie die Lautgebung der germ. Lehnworte im Finnischen (§ 8) und im Slavobaltischen (§ 7) ergeben, dass im Beginn unserer Zeitrechnung die Lautverschiebung mitsamt dem § 12 zu behandelnden Vernerschen Gesetz völlig durchgeführt war. Das einzige got. *Krêkôs* ahd. *Kriahhâ* = lat. *Graecos*, das bei der von Paul dafür in Betracht gezogenen Möglichkeit PBB I, 197 für sehr junge Verschiebung der idg. Medien sprechen könnte, ist nicht beweiskräftig, da das anlautende germ. *k* ebensogut Substitut für den lat. Verschlusslaut *g* sein kann (das Altgermanische hatte im Anlaut nur *γ ʒ*). Die nachbarlichen Beziehungen zwischen Kelten und Germanen fallen schon vor die Zeit der Lautverschiebung (*Volcae* = germ. *Valhôz*); ist an. *Harfaða* wirklich dem Namen *Carpathi* gleich und der Name *Finnen* (*Fenni*) dem Namen *Quänen* (Bremer LittBl. 1889), so ergibt sich immerhin, dass die Lautverschiebung erst in der relativ jungen germ. Heimat gewirkt hat; die Identität von ae. *hænep* = gr. κάναβις und got. *paida* = thrak. βαίτη weist vielleicht auch auf solche Chronologie hin.

§ 11. Ausnahmen der Lautverschiebung. Wo die im § 10 vorgeführten Regeln durchbrochen werden, liegen entweder kleinere Sonderregeln vor oder es sind die scheinbaren Anomalien aus Differenzen zu erklären, welche aus der Zeit vor der Lautverschiebung datieren.

a) Vorgerm. Störungen: vielfach lassen sich Wechsel der idg. Verschluss-

laute beobachten, derart dass in der Ursprache Mediae und Tenues neben einander bestanden haben müssen. Seit Zimmer QF 13, 287 nimmt man vielfach sekundäre Entstehung von idg. Medien aus idg. Tenues in nasaler Umgebung an. Feste Regeln über diesen Wechsel lassen sich nicht gewinnen; für das Germanische werden Differenzen der Dialekte unter einander und nach aussen hin auf diese Weise verständlich: got. *taikns* zu *teihan* (die idg. Wz. *dīk* mit der Nebenform *dīg* cf. lat. *dignus); ae. fácn* 'Betrug' neben got. *faihô* (idg. *pīk* mit der Nebenform *pīg); as. drukno* 'trocken' neben ae. *drýʒe* (idg. Wz. *dhrûk* neben *dhrûg);* ähnlich gr. *μίγνυμι* zu skr. Wz. *miç;* lat. *dīgnus* zu *dīco* ua.; germ. *manþjan* (ahd. *męndan)* aus Wz. idg. *mant* (aber mit Erweichung skr. *mand)* 'sich freuen'; ae. *huntian* 'jagen' zu got. *hinþan* 'fangen'; auch lat. *mendax* zu *mentiri.* Es sind somit eine Reihe sicherer Fälle vorhanden, bei denen Nasalierung mitspielt.

b) Zu den vorgerm. Störungen zählen wir die scheinbaren Abweichungen der normalen Konsonantentsprechung, welche in der Sonderentwickelung der verwandten Sprachen bedingt sind; vor allem kommt hier das im Griechischen und im Sanskrit beobachtete Gesetz in Betracht, wonach eine Wurzel nicht mit Aspirata an- und auslauten kann: got. *biudan* entspricht dem skr. *budh* gr. *πυϑ*, insofern alle drei regelmässig aus idg. Wz. *bhudh* entwickelt sind; ebenso beruhen got. *bindan* skr. *bandh* gr. *πενϑερός* auf der idg. Wz. *bhendh;* got. *deigan* skr. *dih* gr. *τεῖχος* lat. *figulus* auf der idg. Wz. *dhīgh;* ahd. *driogan* skr. *druh* auf idg. *dhrûgh;* ahd. *buog* skr. *bâhú* gr. *πῆχυς* auf idg. *bhâghú*; ahd. *gëbal* auf Grdf. *ghebhala* gr. *κεφαλή*. Ausser diesen und ähnlichen von Grassmann KZs. 12, 81 erkannten scheinbaren Ausnahmen der Lautverschiebung bei doppelter Aspirata in der Wurzel wären noch mehrfache Einzelgesetze der übrigen idg. Sprachen zu erwähnen, durch welche das Lautverschiebungsgesetz scheinbar gestört wird; so ist z. B. im Skr. *h* für *g* in einigen Fällen eingetreten: skr. *aham* aber gr. *ἐγώ* = got. *ik,* skr. *hanu* aber gr. *γένυς* got. *kinnus*, skr. *duhitar* aber gr. *ϑυγάτηρ*, skr. *máhi (majmán)* aber gr. *μέγα* an. *mjọk* KZs. 11, 177. Über derartige Einzelgesetze der verwandten Sprachen ist auf Brugmann I zu verweisen.

c) Zu den intern germ. Störungen der Lautverschiebung gehören die Konsonantenverbindungen *kt pt tt* und *sk st sp;* das zweite Element dieser Verbindungen bleibt unverschoben, in *kt pt* tritt Spirans *χt ft* ein (die Verbindung *tt* ist besonders zu behandeln): vgl. got. *ahtau* gr. *ὀκτώ*, got. *nahts* gr. *νυκτ-;* ahd. *sëhto* 'der Sechste' gr. *ἕκτος;* got. *raihts* lat. *rectus;* ahd. *nift(ila)* lat. *neptis* skr. *naptî;* got. *hliftus* gr. *κλέπτης;* got. *fimfta* gr. *πέμπτος;* got. *hafts* lat. *captus*. Beispiele für idg. *sk st sp* = germ. *sk st sp:* lat. *vastus* ahd. *wuosti;* lat. *piscis* got. *fisks;* lat. *hostis* got. *gasts;* ahd. *spëhôn* lat. *con-spicio;* got. *speiwan* lat. *spûere*. Für idg. *skh sth sph* gilt germ. *sk st sp:* ahd. *spaltan* nach Pv. Bradke = skr. *sphôṭ sphuṭ* 'spalten'; ahd. *spurnan* skr. *sphur;* got. *skaidan* aus idg. *sqhait* (gr. *σχίζω);* ahd. *stân star* skr. *sthâ sthira*; ahd. *stollo* skr. *sthûṇâ* 'Säule'; ahd. *first* skr. *pr̥sṭhá* 'Gipfel'. — Wir schliessen hieran die Behandlung von idg. *ks, ps,* die im Germ. als *hs fs* erscheinen: got. *taihswa* = lat. *dexius,* got. *saihs* = idg. *seks;* ahd. *wahs* idg. *woksú* (gr. *ὀξύς*); ahd. *ahsa* 'Achse' aus idg. *aksâ* (lat. *axis);* got. *auhsa* aus idg. *uksn-* (skr. *ukšan*); ahd. *fahs* 'Haar' (skr. *pakša);* — ahd. *lëfs* aus vorgerm. *lëps-*; ae. *wæfs* aus vorgerm. *wopsu-* (lit. *vapsà*). Ähnlich wird *t* vor *s* zu *s;* vgl. Suffix *sni* in got. *anabûsns* aus vorgerm. *-bhûtsni* (zu got. *biudan);* got. *usbeisns* aus *-bhîtsni* (zu got. *beidan);* auch ae. *wrásen* (ahd. *reisan)* aus *wraitsna* (zu ae. *wrídan);* ferner ahd. *brôsma* 'Brocke' aus *bhroutsmen-* (ae. *breótan?);* ahd. *rosamo* aus *rutsmen-* (Wz. idg. *rûdh);* ae. *ǫndrísn* 'timor' aus *-êtsni* (eigtl. *ps,* daraus *ss;* über den Wandel von *ss* in *s* s. § 16).

d) Germ. *ft ht* beruhen jederzeit auf idg. *kt pt:* in allen Fällen, wo *t* als Suffix als eine Wurzel auf Gutturale und Labiale tritt, war vorgerm. *kt pt* gesetzlich: got. *waurhts* 'gewirkt' aus idg. *wṛkto-s* Wz. *wṛg* (gr. ἔργον); got. *daúhtar* aus idg. *dhukter* (: gr. θυγάτηρ). Daher got. *-gifts* zu *giban*, *saúhts* zu *siukan*, *raihts* (lat. *rectus*) zu lat. *regere*, got. *gaskafts* zu *skapjan*, *brâhts þûhts bauhts* u. s. w. zu *briggan þugkjan bugjan* u. s. w.

Eine Ausnahme bildet got. *gahugds* sowie die schwachen Praeterita as. *habda sagda*, die auf einem älteren Gesetz (idg. *gh* + *t*, *bh* + *t* = idg. *ghdh bhdh*) zu beruhen scheinen.

e) Idg. *t* + *t* hat im Germ. zunächst Verschiebung zu *pt* erfahren, eine Lautstufe, welche in lat. *Catti Chatti Chatthi* durchschimmert; in den altgerm. Dialekten ist dafür durchweg *ss* eingetreten: ahd. *Hessi;* vgl. got. *gawiss* zu *witan* (aus *wit-to-s*); got. *gaqiss* zu *qiþan* (Grdf. *gwetti*); got. *hwassaba* zu *hwatjan* (Grdf. *qotto* Wz. *qod*); weiteres über *ss* s. § 16.

f) Ein von Brugmann I § 527 aufgestelltes Gesetz '*t* + *k* im Wortinnern ergibt germ. *sk*' gründet sich auf Fälle, bei welchen ebensogut das germ. *sk* aus idg. *t* + *sk* gedeutet werden kann: an. *beiskr* 'bitter' kann aus idg. *bhoit-ko-s*, aber auch aus idg. *bhoit-sko-s*, ahd. *rasc* 'schnell' entweder aus idg. *rot-ko-s* oder *rot-sko-s* (altir. *rethim* 'laufe') gedeutet werden.

§ 12. Der gramm. Wechsel und Verners Gesetz. Während die idg. Grundsprache nur einen tonlosen Reibelaut (*s*) besitzt, weist das Germanische infolge der Verschiebung der idg. Tenues und Tenues Aspiratae (*t-th p-ph k-kh*) noch *χ f þ* auf; dieselben gelten ursprünglich gesetzlich an allen Stellen des Wortkörpers, haben aber unter dem Einfluss der vorgerm. Betonung, die nach § 18 im Urgermanischen noch herrschte, teilweise eine sekundäre Verschiebung zu den tönenden Spiranten (*γ đ ƀ z*) erfahren. «Die nach Vollzug der germ. Lautverschiebung vorhandenen vier harten Reibelaute *h þ f s* sind ausser in den Verbindungen *ht hs ft fs sk st sp* erweicht, wenn der nächst vorhergehende Sonant nicht nach der idg. Betonung den Hauptton trug». Diese von Paul PBB 6, 538 aufgestellte Formulierung der berühmten Entdeckung Verners KZs. 23, 97 sei zunächst nach der Richtung hin illustriert, dass wir Beispiele anführen, in denen die tonlosen Spiranten bei ursprünglicher Accentuierung des zunächst vorhergehenden Sonanten haften geblieben sind: got. *faihu* skr. *páçu*; got. *taihun* skr. *dáça* gr. δέκα; got. *brôþar* skr. *bhrâtṛ*; ahd. *nëvo* skr. *nápât*; got. *fimf* skr. *páñca* gr. πέντε; got. *wulfs* skr. *vṛ́ka* gr. λύκος. Die im Sanskrit bewahrte idg. Betonung lässt sich also auch im Germanischen erkennen, sobald eine Silbe auf einen tonlosen Spiranten ausgeht: got. *qiþ-us* aus idg. *gwéþ-us*; got. *hals-a-* 'Hals' aus **kólso-* (lat. *collum*); got. *nêhvs* 'nahe' aus *néqo-* u. s. w. — Ist die von einem tonlosen Reibelaut geschlossene Silbe ohne Accent gewesen, so entsteht dafür tönender Reibelaut, weswegen idg. *patér swekrû kasó* zu germ. *fader sweγrû hazo* führen und zwar durch die Mittelstufe *faþér sweχrû* (*hasó*) hindurch. Die so entstandenen tönenden Spiranten können nach § 13 mit Medien *g d b* resp. mit *r* wechseln: got. *hund* aus *hundó-* = *hunþó-* = gr. ἑκατόν skr. *çatá*; got. *hardus* aus **harþú-* = gr. κρατύς; got. *jugga-* für *junγá-* aus **juwnγó* (skr. *yuvaçá* lat. *iuvencus*); ahd. *swigar* skr. *çvaçrû*; an. *ylgr* 'Wölfin' skr. *vṛkî*; got. *tigus* gr. δεκάς; got. *þridja* skr. *tṛtîya*; got. *fidwôr* skr. *catvâras*; ae. *snoru* = skr. *snušâ*; ae. *hara* 'Hase' = skr. *çaçá*. Diese und andere Belege bei Verner a. a. O.

Beispiele für die Erweichung von *þ f χ* = idg. *th ph kh* sind wohl an. *fold* skr. *pṛthivî*; ae. *hreddan* skr. *çratháy*; ae. *and* 'und' skr. *atha*; an. *mǫndull* zu skr. *manthâ*; ahd. *nagal* skr. *nakhá*; mhd. *hübel* zend *kaofa* 'Berg'.

Da nach § 18 der vorgerm. Accent variabel war, d. h. innerhalb gewisser Formensysteme nach festen Normen wechselte, so können Wortstämme resp. Verbalwurzeln im Auslaut bald tonlose bald tönende Spiranten aufweisen. Diesen Wechsel nennt man seit Holtzmanns AdGr. 1868 grammatischen Wechsel, insofern er innerhalb der verbalen Stammbildung auftritt: ahd. *ziohan zôh*

zugumês gizogan, zîhan zêh sigumês gizigan, dîhan gidigan, ae. *sêoþan sêaþ sudon ȝesoden, forlêosan forlêas forluron forloren, drêosan ȝedroren.* Der hier zu Tage tretende Wechsel im Wurzelauslaut ist durch das Vernersche Gesetz erklärt; den darnach vorauszusetzenden idg. Accentwechsel zeigt das Altindische, darüber s. unten § 37. Dass auch die Factitiva im Verhältnis zu den primären Verben grammatischen Wechsel zeigen (ae. *lǽdan* zu *lîþan*, got. *frawardjan* zu *wairþan* u. s. w.), ist auch durch die ind. Accentuation gerechtfertigt Verner KZs. 23, 120. Auch Doppelformen wie got. *þahan* : ahd. *dagên*, ahd. *frâhên* : *frâgên* erklären sich durch alten Accentwechsel. — Derselbe Wechsel von tonlosen und tönenden Spiranten ist auch für die nominale Stammbildung bedeutsam; vgl. an. *ylgr* (skr. *vṛkî*) mit got. *wulfs* (skr. *vṛ́ka*); ahd. *swigar* (skr. *çvaçrû*) mit ahd. *swëhur*; an. *haugr* 'Hügel' mit got. *hauhs* 'hoch'; Materialien s. *Stammbildungslehre* p. 105. Da auch innerhalb der Deklination Accentwechsel die einzelnen idg. Formen trennte (gr. πόδα : ποδός, skr. *mánuš* Locativ *manâu*, *sána* Ablativ *sanât* ua.), so kann ein Nomen innerhalb des Germanischen auch grammatischen Wechsel aufweisen § 47. — Unsere bisherigen Belege sind alle dem Wurzelauslaut entnommen; dasselbe Gesetz gilt aber auch von allen tonlosen Spiranten in Suffixen; aber die strenge Regel lässt sich hier nicht erkennen, weil hier zahlreiche Analogiewirkungen eingetreten sind; zu Gunsten einer Uniformierung sind nach dem Eintritt der germ. Accentgesetze entweder Formen eliminiert oder ursprünglich geregelte Doppelformen unverständlich geworden; z. B. sollten ursprünglich oxytonierte Maskulinstämme wie gr. χορτύς skr. *sûnús* im Germanischen tonloses *s* als Nominativcharakter haben; aber alle Nominative (Sg. und Pl.) haben im Germanischen *z* gehabt nach dem Muster der paroxytonierten wie *wulfaz* (= skr. *vṛ́kas*). Diese Erscheinungen gehören in die Formenlehre (§ 43. 46). Ausser dem Wortin- und Auslaut scheint gelegentlich auch der Wortanlaut von dem Vernerschen Gesetz betroffen zu werden, wie Bugge Sv. Landsm. IV, 2, 48 und PBB 12, 399 erkannt hat. Zahlreich sind anlautende *bl* statt und neben *fl* : hd. *flecken* ndd. *blecken*; oberd. *flach* md. *blach* (hess. *blacke* 'flache Hand', schweiz. *blacke* 'grosses Brett'); hd. *fladen* schweiz. *blaeder* 'Kuhfladen'; ahd. *blôȝ* 'superbus' = *flôȝlîhho* (got. *flauts*). Wahrscheinlich rührt der gramm. Wechsel im Wortanlaut eigentlich aus dem Gebrauch von Worten als zweite Kompositionselemente her (vgl. got. *du-ginnan* = aslov. *po-cę-ti* 'anfangen'). Es erübrigt noch durch Belege zu konstatieren, dass germ. *ht ft pt hs fs ss sk sp st* durch das Vernersche Gesetz nicht betroffen werden; mit skr. *ukšán* vgl. ahd. *ohso*; mit skr. *ašṭâu* gr. ὀκτώ vgl. got. *ahtau* ahd. *ahto*; ahd. *nift* skr. *naptî*; wichtig sind germ. *dohtr-* skr. *duhitṛ́* und got. *liuhaþ* : *liuhtjan* idg. *lêukot-* : *leuktéj-*.

Dass germ. *sk st* regulär aus idg. *zg zd* verschoben sein können, darüber s. § 13. Bechtels Annahme, wonach idg. *st* im Germanischen zu *zd* durch das Vernersche Gesetz geworden sein soll, ist durch Kögel PBB 7, 192 widerlegt. Kögels Vermutung, wonach idg. *tt* im germ. *st* und mit grammatischem Wechsel *ss* werden soll (PBB 7, 171), ist nach PBB 9, 150 nicht stichhaltig. Sievers' Gesetz PBB 5, 149, wonach *hw* bei grammatischem Wechsel durch *w* vertreten wird, s. in § 15, wo auch über einen gramm. Wechsel von *jj* : *j*, *ww* : *w* (an. *Frigg* : got. *frijôn*) gehandelt wird.

Anm. Über Rask und Jakob Grimm im Verhältnis zur Lautverschiebung s. Paul in diesem Grundriss p. 86. Nachdem Rud. v. Raumer (*Gesamm. sprachwiss. Schriften*) s. 1 ff. der Phonetik eine hohe Bedeutung zuerkannt, hat man neuerdings, zumal seit Scherers Behandlung der Lautverschiebung zGDS [1] 32, durch lautgeschichtliche Parallelen wie durch theoretische Erwägungen die Probleme aufgeklärt. Während die phonetische Behandlung der idg. Verschlusslaute einfach und ohne besondere Schwierigkeit war, schwankte die Auffassung der idg. *gh* = germ. *g*, idg. *dh* = germ. *d*, idg. *bh* = germ. *b*. Scherer setzte tönende Reibelaute als Übergangsstufe, Paul hat das grosse Verdienst (PBB I, 145) die sprachlichen Beweise für diese Auffassung ausführlich vorgeführt und die Existenz der tönenden Reibelaute in grossem Umfange für das Altgermanische erwiesen zu haben. Braune lieferte PBB I, 513 eine weitere Stütze für die Theorie der tönenden Reibelaute aus dem

Wechsel *s : z* und einer genauen Betrachtung des grammatischen Wechsels, der zuerst von Holtzmann AdGr. I, 346 erkannt zu sein scheint. Verner fand KZs. 23, 97 die Lösung des Problems des grammatischen Wechsels, beseitigte damit die hauptsächlichste Ausnahme der Lautverschiebung und lieferte zugleich ein weiteres Beweismoment für die Theorie der tönenden Reibelaute. — Litteratur zur Lautverschiebung s. noch bei Scherer zGDS [2] 122.

§ 13. Die urgermanischen Spiranten. 1) Aus dem Indogermanischen hat das Germanische nur éinen tonlosen Reibelaut ererbt, das *s*. Innerhalb des Germanischen erfährt das idg. *s* eine Einbusse durch den grammatischen Wechsel (**hazo* an. *here* neben ahd. *haso*, **auzô* ahd. *ôra* neben got. *ausô*, ahd. *snura* aus idg. *snusá* skr. *snušá* u. s. w.). Beachtenswert ist, dass die idg. und auch die jüngere germ. Verbindung *sr* im Germanischen zu *str* wird: ahd. *strôm* zu idg. Wz. *sru* (skr. *sru* griech. *ῥυ*) 'fliessen'; ae. *Eostræ* (germ. **Austrô*) 'Frühlingsgöttin' zu skr. *usrá* 'Morgenröte'; got. *swistr* Dat. Sg. = altind. *svasrí* 'der Schwester'; auffällig an. *strodenn* Partiz. zu *serda*; hierher wohl auch got. *gilstr fôstr* (**blôstr*) aus **gelsr* für **gelssro- *gelþtro?*

Über die idg. Sprachen verbreitet ist die Erscheinung, dass verschiedene Worte bald mit, bald ohne *s* im Anlaut auftreten: ahd. *spëhôn* lat. Wz. *spec* aber skr. Wz. *paç* 'sehen'; got. **þakjan* lat. Wz. *teg* 'decken' gr. *στέγειν* lit. *stogas* skr. *sthag*; lat. *tundo* got. *stautan* skr. *tud*; ahd. *hinchan* gr. *σκάζω*; ahd *slêo* aslov. *lěvŭ* 'link'; an. *þrǫstr* 'Drossel' lit. *strazdas*; ahd. *stëhhan* skr. Wz. *tig tij*; ahd. *latta* altir. *slat* 'Latte'; ahd. *lam* skr. *srâma*. Innerhalb des Germanischen begegnen mehrfach ähnliche Doppelformen: ahd. *stior* an. *þjórr*; ae. *þrotu* ndd. fries. *strote*; an. *nef* ahd. *snabul*; ae. *næss* an. *snǫs*; mhd. *link* ndrrhein. *slink*; ae. *mëltan* ahd. *smëlzan*; an. *melr* schwed. *smälg* 'dünnes Gras' mhd. *smëlhe smëlwe* (Grdf. idg. *s-melqo-*): Möller KZs. 24, 460 EStud. III, 157.

2) Ein tönendes *z* setzt Osthoff KZs. 23, 87 für die idg. Grundsprache in bescheidenem Umfange voraus. Die idg. Verbindung *zg zd* verschiebt das Germanische der Hauptregel gemäss zu *sk st*; vgl. ahd. *mäsca* an. *mǫskve* (gemeingerm. *mêsqen-* schwn.) aus idg. *mêzg"en* = lit. *mazgas*; mhd. *meisch* ae. *mâsc* aus vorgerm. *maizgo-* = aslov. *mězga*; ahd. *Wascun* zu lat. *Vosegus*; ferner ahd. *nëst* aus *nizdo-* (skr. *nîḍa* lat. *nîdus*); ahd. *mast(boum)* zu lat. *mâlus* aus *mazdo-*; ahd. *geist mast* nach von Bradke KZs. 28, 295 = skr. *hêḍas mêdas* aus idg. *ghaizdos mazdos*; an. *lesta* zu lat. *laedo* (idg. Wz. *laizd?*); got. *asts* griech. ὄζος(ὀσδος) aus idg. *ozdo-*; ahd. *gërsta* lat. *hordeum* (*ghrzd?*); an. *þrǫstr* lat. *turdus* (*trzd?*) lit. *strazdas*; mhd. *vist* lat. *pêdo* (idg. Wz. *pezd*) Fick BBeitr. 7, 94; got. *aistan* skr. *îḍ* Bartholomae BBeitr. 12, 91 (vgl. *Istaevones* bei Tac. Germ. mit skr. *îḍia* als Beiname der Agni).

Erhalten blieb der idg. *z*-Laut in vorgerm. *zgh zdh* = germ. *zg zd*: Grdf. *mazghos* n. = germ. *mazg(oz)* vgl. an. *mergr* ahd. *marg* (aslov. *mozgŭ* zd. *mazga*); idg. *mizdho-* (skr. *mîḍha* griech. *μισθό-ς*) *mizdhâ* f. (aslov. *mĭzda*) got. *mizdô*; got. *gazds* lat. *hasta* Osthoff KZs. 23, 87; got. *huzd* lat. *custos* (Grdf. *kuzdh*); unklar ahd. *bart* lit. *barzda* (*bharzdhâ* = lat. *barba?*). Ähnlich sind die urgerm. *zd* zu beurteilen in ahd. *ort* an. *oddr*, ahd. *brort* an. *broddr* (altir. *brott* 'Stachel' aus *bruzda*), ae. *heord* an. *haddr*, got. *razda*.

z ist im wesentlichen nur gotisch, die übrigen Dialekte haben *R* resp. *r*, soweit nicht Ausgleichungen oder sonstige Gesetze gewirkt haben. Durch antike Überlieferung wird an. *geir* ae. *gâr* auf *gaiza-* (lat. *gaesum*), ae. *glǽr* auf *glêzo-* (lat. *glêsum*) zurückgeführt. Sonst sind Parallelformen mit *s* und *r* Beweise für urgerm. *z*: ahd. *ôra* aus *auzôn* (got. *ausô*), ahd. *bęri* (: ndl. *bes* got. *basi*) aus *bazja-*; ahd. *ęlira* ae. *alor* gegen ndl. *els* got.-span. *aliso*; ahd. *irri* got. *airzeis* skr. *irasyáti*. Beachte den beweisenden *R*-Umlaut in an. *hlýr dýr nýra* gegen ae. *hleór deór* ahd. *nioro*; an. *ver* ae. *wær* 'Meer' vgl. Bugge Tidskr. f. Filol. 7, 320. — Die Verbindung *zn* steckt in got. *razn* an. *rann* ae. *ærn* (und *ræsn*); an. *hrǫnn* 'Meer' ae. *hærn* aus *hraznô-*. Für *rzn* aus *rsn* zeugen ahd. *hornûz* aus germ. **horzn-* und ndl. *horzel* aslov. *srŭšenŭ* 'Hornisse', ahd. *hirni* (aus **hirznjo-*) ndl. *hersen* (skr. *çîršan*). -- *zm* wird urgerm. bereits zu *mm* assimiliert (unten p. 335): got. *im* aus **immi *izmi* idg. *esmi*.

Wechsel von *s-z* im Suffix beweisen ae. *wulfas* ahd. *wulfâ* (aus **wulfâR*); germ. *faris(i)-fariz(i)* = ahd. *feris* an. *ferr*; über Kasus- und Personalsuffixe s. § 43. 46; Nominalsuffix *os-es* s. § 49.

Für die Entsprechungen skr. *tasyai* = got. *þizai* und skr. *tasyâs* = got. *þizôs* nimmt Wickberg Acta Univ. Lund. XV, 3 ein Lautgesetz idg. *sy* = germ. *z* an; aber ae. *þære* ist germ. **þaizjai*.

Zu diesen aus der idg. Grundsprache übernommenen und weiter geführten dentalen Reibelauten *s* und *z* erhält das Germanische durch die Lautverschiebung noch weitere *χ þ f* und *γ đ ƀ*.

3) Die tonlosen Spiranten des Germanischen gehen durchaus auf vorgerm. Tenues (oder seltener Tenues aspiratae) zurück; im Wortinnern weisen sie zudem stets auf die vorgerm. Accentuierung des zunächst vorhergehenden Vokals hin. Germ. *haƀaid* 'er hat' aus *k(h)abhaíjeti;* got. *þragjan* an. *þræll* aus idg. Wz. *t(h)rĕk(h)*; ae. *fæmne* aus vorgerm. *p(h)aim-*. Inlaut: got. *maþa* aus vorgerm. *mát(h)en-*, ahd. *rêh* aus vorgerm. *ráik(h)os*, ahd. *râvo* 'Sparren' aus *rḗp(h)en* (Schrader KZs. 30, 469 erweist *rḗphen-* durch griech. ἐρέφω).

Beachtenswert ist bezüglich des germ. *h*, dass es frühzeitig – wohl schon zur Römerzeit § 5 — zum Spiritus asper geworden; die römische Schreibung als *ch* (*Chario-)* beweist nichts dagegen (Kern *Germ. Woorden* S. 5). Daher kann in der Kompositionsfuge *h* sehr früh verklingen: got.-lat. *carrago* 'Wagenburg' aus *carr-hagō* (vgl. ae. *bord-haga*); an. *einarđr* zu *harđr;* ahd. *ūhmo* an. *líkame* gegen ae. *lic-hǫma;* an. *ǫrv-endr* 'linkshändig' zu *hǫnd;* run. *HaukoþuR* aus **haug-haþuz;* an. *Niþuþr* gegen ae. *Niþ-had* (aus **Niþ-haduz*); an. *úlfúd* aus **wulf-hugd;* an. *Gunnar* — an. *Gúþ-here;* über got. *þûs-undi* an. *þûs-hundrađ* Lex. Sal. *thus-chunde* s. § 60. Weiteres s. ZfdA 3, 142; PBB 14, 585. Auch der Umstand, dass das Runenzeichen *h* dem lat. *h* entstammt, spricht gegen rein gutturalen Lautwert.

4) Die tönenden Reibelaute des Urgermanischen, welche entweder durch das Vernersche Gesetz aus tonlosen urgerm. Reibelauten oder aus idg. Mediae aspiratae entstanden sind, sind zu einem grossen Teil bereits gemeingerm. zu Medien geworden. Darüber vgl. Paul PBB I, 147. Anlautend sind *ƀ* und *đ* nur als Verschlusslaute bezeugt, ja für anlautendes Spiranten *ƀ* und *đ* spricht überhaupt kein historisches Zeugnis ausser vielleicht nach Wimmer *Run.*[2] 108 der Ursprung der Rune *þ* aus lat. *D;* wir kennen nur tönende Verschlusslaute *b* und *d* im Anlaut, hier sind die tönenden Spiranten rein hypothetisch, aber sichere Postulate der Theorie der Lautverschiebung. Ganz dasselbe gilt von *ƀ* und *đ* nach den gleichartigen Nasalen; also nur *mb, nd.* Als germ. Grundformen sind daher anzusetzen *bindan* (aus **ƀendan*), *dumbaz* (got. *dumbs* an. *dumbr*) aus *dumƀa-z* u. s. w.; auch inlautende *ld* und *zd* (für eigentlich *lđ zđ*) gelten für das ganze germ. Gebiet: got. *kalds* an. *kaldr* westgerm. *kald,* got. *huzd* an. *hoddr.* *rd* bewahrt das Nord. (*garđ borđ*) gegen got.-westgerm. *rd* (got. *baúrd gards*); postvokalisch bewahren das Gotisch-Nordische die Spiranten *ƀ đ*; im Altnordischen zeigt sich in Übereinstimmung mit dem Angelsächsischen und Altniederdeutschen in- und auslautendes *ƀ*. *γ* hat im Anlaut gemeinwestgerm. spirantische Funktion, desgleichen im In- und Auslaut. Das Genauere hierüber gehört in die Geschichte der Einzeldialekte.

§ 14. Die idg. Gutturale im Germanischen. Ausser den bereits behandelten Regeln, wonach Verschiebungen der idg. Gutturale eingetreten sind, bedürfen noch zahlreiche Erscheinungen der Besprechung, welche das Germanische charakterisieren. Besonders ist der Zusammenfall der beiden idg. Gutturalreihen (Brugmann I § 380) im Germanischen hervorzuheben: die germ. *k h g* können auf beide idg. Gutturalreihen zurückgehen: got. *juk* (skr. *yuga),* ahd. *chuo* ae. *cú,* got. *kaúrus* beruhen auf idg. Wurzeln mit velarem *g,* während *k* in got. *akrs* (skr. *ajra), kunnan* (skr. Wz. *jan), kinnus, ik* auf palatalem *g* beruht; so ist *h* in got. *harjis, haidus,* ahd. *hrëf, naht, hahsa* idg. k^2, dagegen idg. k^1 steckt in dem *h* von got. *hund* (skr. *çata*), got. *hliuþ* (zu skr. Wz. *çru),* an. *hjarse* (skr. *çîrṡan).* got. *aíƕa-* (skr. *açva-),* got. *swaíhra, ahtau* u. s. w.

Im Allgemeinen kann demnach die genaue Provenienz der germ. Gutturale nur aus den verwandten Sprachen, besonders dem Slavolettischen, Armenischen und Indoiranischen erkannt werden; wir können hier nicht darauf eingehen, wie die letztgenannten Sprachen über die

germ. Gutturalreihen Aufschluss ergeben; darüber vgl. Brugmann I § 380. Nur die Fälle sollen hier zur Sprache kommen, in denen der idg. Unterschied von zwei Reihen im Germ. noch zu Tage tritt. Während die idg. Palatalreihe durch nichts innerhalb des Germanischen charakterisiert wird, zeigt die velare Reihe des Indogermanischen im Germanischen wie im Südeuropäischen und Keltischen Labialisierungen, indem sie nicht bloss durch *k h g*, sondern auch durch *kw hw gw* und *p f b* repräsentiert wird: wo immer im Germanischen sekundäre Labialisierungen vorliegen, ist von den idg. Velaren auszugehen. Dabei ist selbstverständlich von Fällen wie got. *aihva-* 'Pferd' = skr. *açva-* (idg. *ekwo-)* oder von got. *hwapô* 'Schaum' zu der skr. Wz. *kvath* abzusehen: die germ. *kw hw* können zuweilen echtes uridg. *w* aufweisen, was möglicherweise für lat. *aqua* got. *ahva* oder für got. *afhvapnan hvassaba hvôta hvôpan* u. A. gilt.

1. Die Entwicklung der Velare zu *kw gw ghw* treffen wir auch im Griechischen, Lateinischen und Keltischen (vgl. Brugmann a. a. O.). Im Germanischen ist dieselbe im Anlaut eingetreten vor idg. *ĕ ī* und nach Möller PBB 7, 482 auch vor idg. *ă*, während sie vor idg. *ŏ ŭ* unterbleibt. Chronologisch ist wichtig, dass die Labialaffektion während des Bestehens des idg. Vokalismus stattgefunden hat; denn nur vor germ. *a* = idg. *a* tritt sie ein, nicht auch vor germ. *a* = idg. *o*; gleiches gilt von germ. *ô*: germ. *ô* = idg. *â* hat Labialaffektion vor sich, bei germ. *ô* = idg. *ô* unterbleibt sie. Idg. *g²iwo-* (skr. *jîva)* got. *qiwa-*; idg. *g²enâ* (skr. *gnâ)* got. *qinô*; idg. *g²êni* (skr. *jâni)* got. *qêns*; vgl. got. *qiman* idg. Wz. *g²em*; ahd. *quërdar* 'Köder' zu gr. *βορά*? ahd. *quërchala* (lat. *gurgula)*; ae. *cwidu* 'Harz' skr. *jatu*; got. *qairnus* lit. *girna*; ahd. *quëlan quâla* idg. Wz. *g²ël* (lit. *gélti)*; ae. *hwër* 'Kessel' skr. *carú*; an. *hvél* ae. *hweól* aus idg. *k²ekro-* (skr. *cakra)*; ae. *hwósta* 'Husten' idg. *kâs* (skr. *kâs)*; nach Bezzenberger BBeitr. 5, 175 gehört got. *kara* zu ahd. *quëran*.

2. Im Inlaut lassen sich feste Regeln über diese Labialisierung nicht mit Sicherheit ermitteln; wahrscheinlich haben hier jedoch die gleichen Regeln gewirkt wie im Anlaut, sind aber infolge des Suffixablautes verdunkelt oder verwischt. Belege: got. *leihvan saihvan siggwan sigqan stigqan igqar naqaþs riqis*. Aus dem An. vgl. *klǫkkva* 'stöhnen', *þryngva* 'dringen', *nykr* (ahd. *nichessa)*, *døkkr* 'dunkel', *mjǫrkve* 'Dunkelheit', *økkvenn* 'geschwollen'. Die westgerm. Sprachen beweisen die Labialaffektion im Inlaut nur in seltenen Fällen durch Geminationserscheinungen (§ 33); aber in Fällen wie ahd. *ancho* 'Butter' (lat. *unguen* altir. *imben*), ae. *mearg* (aslov. *mozgŭ)* lässt sich im Westgermanischen kein Kriterium für *q* finden; für *inq* liefert das Altfriesische nach Leffler *V-Omljudet*, S. 24 volle Beweise *(siunga)*. In zahlreichen Fällen fehlt überhaupt innerhalb des Germanischen (und sonst) jegliche Spur von Labialaffektion; für germ. *ligjan juka- aukan biugan daga- brûkan bërgan* können meist nur auswärtige Formen wie aslov. *lęgą* skr. *yuga ugra bhug-ná dagdha* (Wz. *dah)* *bhunakti* asl. *brĕgą* den Charakter des Gutturals beweisen; ob in Fällen wie ahd. *troum* zu *triogan*, *zoum* zu *ziohan*, an. *laun* zu *ljúga* auf *yw* (skr. *drugdha* zu Wz. *druh*, aslov. *lŭgati*) deutet und damit *g²h—k²* erwiesen wird, ist unsicher; vgl. noch an. *ljóme* mit skr. Wz. *ruc ruk*. Für die Verbindung germ. *ht* und *hs* lässt sich mit germ. Mitteln der Ursprung des Gutturals nie direkt ermitteln: für *tohtr- ahtau naht- rëhta-* oder *sehs* können nur andere idg. Sprachen den Ursprung des Gutturals erweisen. — Anlautend kann nie *sqw* erscheinen; anlautendes germ. *sk* steht für *sk¹* und für *sk²* (aber für den Inlaut vgl. an. *mǫskve)*.

3. Für das an Stelle von *hw* nach Verners Gesetz zu erwartende *gw* zeigt das Germ. nach Sievers PBB 5, 149 (Osthoff PBB 8, 256) *w*; dieses *w* ist somit grammatischer Wechsel zu *hw*: ahd. *gisëwan giliwan* und *ȝesiwen* als Partizipia zu Wz. *sehw* 'sehen', Wz. *lihw* 'leihen', Wz. *sihw* 'seihen' (ae. *seohhe* aus **sêhwôn)*; ae. *hweowol* aus **hweɣwol* skr. *cakra*; ahd. *zâwa* 'Tinctura' zu *zëhôn* (Wz. *têhw)*; ahd. *îwa* ae. *eoh* 'Eibe'; ae. *múga múwa*; mhd. *zêhe : zêwe* — ndd. *têhe-têwe* 'Zeh'; ahd. *dwërah-dwërawêr*, mhd. *schëlch-schëlwer* (an. *skjalgr)*; mhd. *smëlhe smëlwe*; nach den Konsonanten *r l* kann *w* ebenso mit *hw* wechseln vgl. as. *midfyrwe* zu got. *fairhvus*; angls. *horh horwes* und *holh holwes*; *earh-earwe* 'Pfeil' Sievers PBB 9, 232 (aber an. *fírar* aus *firhjōz*, nicht *firhwjōz)*; Vokalisierung des so entstandenen *w* zeigt sich in got. *jiuleis* zu ae. *Geohhol*; an. *hjól* ae. *hweól* (aus *hweulo-* = *hweɣwlo-)* skr. *cakra*; got. *siuns* aus *seɣwni-* zu Wz. *sehw* 'sehen'; ahd. *ouwa* aus **aujō *aɣwjō* zu got. *ahva*; wol auch ahd. *dionôn : dîgan*, an. *þjóna : þegn*, ahd. *boum* : got. *bagms* dürften so zu erklären sein.

4. Durch sekundären Lautübergang (Hildebrand DWb. V, 5; Bechtel *Sinneswahrnehmgn.* p. 74) sind die gemeingerm. *qw hv gw* noch vorhistorisch zu *p f b* geworden; vielleicht ist es richtiger diesen Prozess vor die Lautverschiebung zu legen und eine Entwicklung von idg. *q* über *kw* zu *p* = germ. *f* anzunehmen. Assimilierende Einflüsse benachbarter labialer Konsonanten und Vokale *(u eu)* dürfte den Übergang bewirkt haben. *w* innerhalb des Wortkörpers scheint gewirkt zu haben in got. *fidwôr* aus **petwōres* = **qetwōres* (lat. *quattuor*, skr. *catvâras)*; got. *wulfs* aus **wulpe-* = **wəlqe-* (skr. *vṛka*, an. *ylgr)*; ahd. *zwîvo* (neben *zwëho)* aus *dweipen- dweikwen-* (ae. *getwéfan* got. *tweifls)*; got. *sweiban* 'aufhören' zu ahd. *swîgên* (idg. Wz. *swîq)*; got. *ubizwa* neben an. *ux ups* nordfris. *oeksan* (Grdf. idg. **uqeswâ)*; got. *wairpan* skr. *vṛj* aslov. *vrigą*; ahd. *fëraha* zu lat. *quercu-s (*perku-)* engl. *wisp* neben ahd. *wisc* (Grdf. **wiskwe-)*; got. *twalif* lit. *dwalika*; got. *fimf* aus idg. *penqe* Fick KZs. 21, 44. Aber beachte auch an. *kvikvende* = skr. *jágat* 'lebendig'.

Nach *n* zeigen sich dieselben Erscheinungen — Labiale an Stelle von Gutturalen — allerdings weniger sicher; hier scheinen Doppelformen neben einander herzugehen wie got. *auhns* ahd. *ovan;* ahd. *hovar* mhd. *hoger* 'Buckel'; ae. *súpan súcan;* ae. *créopan* ahd. *kriohhan;* aschwed. *sufl sughl* 'Vorkost'; ae. *hopían* neben *hyht* 'Hoffnung'; got. *raupjan* zu skr. Wz. *ruj(rug)*. Idg. *qt* erscheint germ. als *ft* (und *ht)* in mhd. *stiften* (ae. *stihtan);* mhd. *swiften* 'beschwichtigen' zu *swîgen;* an. *leiptr* 'Blitz' zu mhd. *wëterleichen.* Einige Einzelfälle sind noch got. *þaúrp* aslov. *torgŭ?* agutn. *hagri* aschwed *hafri* 'Hafer'; mhd. *strunc strumpf;* mhd. *schrimpfen* ae. *scrincan.* Weitere Materialien gibt Fick BBeitr. V, 169.

§ 15. Die unverschobenen Konsonanten. 1) Die Nasale (Brugmann I, § 213 ff.). Die idg. Nasale bleiben gemeingerm. im wesentlichen ungeändert: got. *gamains* lat. *commûnis*; ahd. *manôn* lat. *monere*; got. *sunus* skr. *sûnús*; got. *nahts* griech. νυκτ-; got. *mizdô* griech. μισθός; ahd. *mûs* lat. *mûs.* Das idg. *m* erleidet germ. Einbusse durch Übergang in *n* a) vor germ. *d:* got. *skanda* zu *sik skaman*; ahd. *sant* aus germ. *sanda-* = griech. ἄμαθος (baier. *samp sampt* aus germ. *samada-*); ae. an. *sund* 'das Schwimmen' zu Wz. *swem* (an. *symja* got. *swimman);* got. *taíhun* ahd. *zëhan* aus idg. *dékmt dékomt* § 60; an. *samkunda* 'Gelage' zu *koma* 'kommen'; über *mft : nd* in *ramft : rand* s. Möller PBB 7, 477. — b) Im idg. Wortauslaut wird *m* zu *n* (Schleicher § 200): got. *þan-a* = skr. *tam* (lat. *istum*), got. *hvan-a* = skr. *kam*; so steht auch run. *worahtô tawidô* für *ô-n* = ursprünglich *ô-m* und got. *wulfê gibô* für *-ên -ôn* = ursprünglich *-êm -ôm*; s. die Lehre von den Auslautsgesetzen § 28.

Vorhistorisches *n* erleidet in unbetonter Silbe nach *i* Wandel zu *l*, doch teilweise unter Schwanken der Dialekte: lat. *asinus* got.-germ. *asilus;* lat. *catinus* got. **katilus*, doch auch ahd. **chęssi(n);* ahd. *igil* gr. ἐχῖνος; ahd. *chumil* lat. *cumînum;* ahd. *wirtil* aslov. *vrĕteno;* mhd. *kuchel* lat. *coquîna*, aber auch ahd. *chuhhîna.* Beachte die Doppelformen as. *hëƀan* : *himil;* ae. *Wôden Wêdelʒéat* (mhd. *Wuoten Wüetelgôʒ);* ahd. *tougan* ae. *dýʒel;* ahd. *tougal* und got. *himins* verdanken ihr *l* resp. *n* dem Einfluss ihrer Nebenformen. — Einigemale geht *n* durch assimilatorische Einflüsse in *m* über, wenn ein Labial im Wortkörper steckt; auch hier zeigt sich ein Schwanken der Dialekte: ahd. *farm :* ae. *féarn* 'Farnkraut' = skr. *parṇá;* mhd. *pfriem* ae. *prêon;* ae. *fám* ahd. *feim* = skr. *phêna;* ahd. *muoma* = an. *móna* andd. *môna;* ahd. *bodam widuma.* —

Einbusse erleidet *n* noch durch Verklingen nur vor urgerm. χ = *h*, wobei zunächst Nasalvokal eintritt: *ãχ* wird durch das ae. *ó* (Umlaut *ǽ é)* erwiesen in *fón hón* aus **fãhan hãhan, bróhte þóhte* aus **brãhte* **þãhte* Sievers AnglsGr. ² § 67. Die in der eddischen Abhandlung *'um stafróft'* bezeugten Nasalvokale (Holtzmann AdGr. I, 57) wie *ora* (aus *jũhizô*), *fęr* (aus *fãhis*), *þęl* (= ahd. *fîhala*) u. s. w. behandeln Lyngby Tidskr. II, 317 und Bugge NArk. II, 230; aus einem schwed. Dialekt werden die gleichen agerm. Nasalvokale bestätigt durch Noreen NArk III, 1 ff. Sonst zeigt sich nur Ersatzdehnung (nicht Nasalvokal), und ihre nasale Provenienz lässt sich nur bei grammat. Wechsel (*-h : ng*) erkennen (vgl. ahd. *dîhan* aus *þĩhan* cf. das ae. Partic. *ʒeþungen*); auch zeugen ahd. *bringan dunken* für eigentlichen Nasal in *brâhta, dûhta.* Nhd. *anhorn* (Adelung Nemnich), in Ostthüringen üblich, weist für ahd. *âhorn* Entstehung aus *ãhorn* nach. In allen diesen Fällen ist urgerm. — bis über die Dialektspaltung hinaus — unzweifelhaft Nasalvokal anzunehmen, also *fãhan jũhizô fĩhlō brãhtô.* Durch etymologische Gründe wird urgerm. Nasalierung erwiesen für got. *þeihs* 'Zeit' (= lat. *tempus*, vgl. auch ahd. *ding)* und got. *þeihvô* 'Donner' (zu aslov. *tąca* 'Regen'). Vgl. unten § 25, 5.

2) Die Liquiden (Brugmann I, § 254). Die idg. *l* und *r* treten im Germanischen auf in völliger Übereinstimmung mit den idg. Sprachen Europas: griech. πολύ got. *filu*; lat. *alius* got. *aljis*; griech. λιπαρέω got. *bileiban*; lat. *vir* got. *waír*; lat. *frâter* got. *brôþar*; lat. *grânum* got. *kaúrn*; lat. *cornu* got. *haúrn.* Über nord.-westgerm. *R-r* aus *z* s. unten § 30. Wechselbeziehungen zwischen *r* und *l* sind für die urgerm. Zeit nicht nachweisbar.

Beide idg. Liquiden erleiden innerhalb des Gemeingermanischen keinerlei Einbusse, auch keinerlei wesentlichen Zuwachs (germ. *l* aus *n* s. oben). Ein scheinbarer Ausfall von wurzelhaftem *r* nach Labialen muss auf unbekannte gemeinidg. Ursachen zurückgehen: ahd. *sprëhhan*

spëhhan ae. *sprëcan spëcan;* ahd. *waso* mndd. *wrase;* hess. *spenge* westfäl. *sprenge* 'spärlich'; ae. *weccean wreccean* 'wecken' (nordfries. *wreakan* 'wach'); an. *vixl* ae. *wrixl* (ahd. *wëhsal);* an. *vá vrá* 'Winkel'; got. *wáhs* me. *wrong;* ae. *pætiʒ prætiʒ;* me. *picchen prikin* 'stechen'; ae. *spëcca* mhd *spreckel* 'Flecke'; ahd. *spahha* ae. *spræc;* an. *veit* aschwed. *vreter* 'Streifen', an. *veina* 'wiehern' aschwed. *vrenskas* Noreen § 211 a. 4 (beachte lat. *frango* altir. *bongaim)* mhd. *wëcholter : rëcholter;* schwäb. *pfellen* baier. *pfrille.*

Anm. 1. Ähnlich scheinen nhd. *schrank* südfränk. *schank*, an. *skokkr* an. *skukka*, ae. *scrincan* 'einschrumpfen', mhd. *stumpf strumpf*, hess. *stunts strunz* sich zu einander zu verhalten.

Anm. 2. Bei *l* sind parallele Erscheinungen aus alter Zeit nicht bezeugt; jüngeren Datums sind die Doppelformen alemann. *glufe gufe;* md. *plumpe pumpe; spint splint;* me. *splott spott* 'Fleck'; me. *placche pacche* 'Flick'.

3) Die Halbvokale. Im Gegensatz zu andern idg. Sprachen (Brugmann § 117) zeigt das Germanische nur éinen Jodlaut; im übrigen bestehen *j* und *w* in Übereinstimmung mit den meisten idg. Sprachen: got. *juk* lat. *jugum* griech. ζυγόν; got. *jûs* skr. *yûyám*; got. *juggs* lat. *juven-cus* skr. *yuvaçás*; got. *frija-* skr. *priyá*; got. *widuwô* lat. *vidua* skr. *vidhávâ*; got. *aiws* lat. *aevum*; got. *awistr* zu lat. *ovis*; got. *awô* zu lat. *avus*; an. *tívar* skr. *dêvas.*

Im Anlaut nach Konsonanten ist wurzelhaftes *i̯* als Konsonant im Germanischen völlig unbekannt; es gibt keine germ. Wurzeln, die den ind. *cyu tyaj syand* u. a. entsprechen, und Formen wie skr. *syû-tá* 'genäht' (zu got. *siujan*) kennt das Germanische nicht.

w erscheint urgerm. im Wortanlaut auch vor *l* und *r*: got. *wratôn* 'gehen', *wrôhs* 'Anklage'; *wriþus* 'Herde'; *wrikan* 'verfolgen'; ae. *wryncel* 'Runzel'; *wræna* 'Hengst'; *writan* 'schreiben'; *wrót* 'Rüssel'; *wrenna* 'Zaunkönig'; me. *wraulen* oberd. (schweiz.) *raueln* bair. *raulen* 'schreien' (von Katzen); me. *wrong* 'ungerecht', me. *wra* 'Winkel' (adän. *vrá?*); me. *wriste* (ae. *wyrst*) 'Handrist'; *wrenc* 'List'; as. *wrisi* 'Riese'; an. *rót* (aus **wrâd* = lat. *râd-ix*); got. *wlits;* ae. *wlacu wlisp wlonc wlatian wlôh.*

Inlautendes j. Nach Sievers-Hübschmann KZs. 24, 362 (PBB 5, 129) wechselt postkonsonantisch *j* mit *i̯* nach langer Silbe (*-jo*, aber *-io*) uridg. Das Germanische hat diesen Wechsel aufgehoben und überall *j* lautgesetzlich eingeführt: im Germanischen ist nicht bloss idg. *medhyo-* (skr. *mádhya* griech. μέσο-) zweisilbig **midja-* (got. *midja-*), auch germ. got. *niþja-* aus idg. *neptyo-* Osthoff *Perf.* 464; ja idg. *tretio-* 'dritter' (skr. *tṛtiya* zend. *þritia* Hübschmann KZs. 24, 354) ist germ. got. *þridja-*. Für konsonantisches *j* in der Verbindung *ndj* spricht die mehrfach bezeugte Thatsache, dass *d* schwindet (allerdings bestehen Nebenformen mit erhaltenem *d*, offenbar unter dem Einfluss der Suffixform *ndī*): ae. *synn* ahd. *suntea* aus urgerm. *sun(d)jô-* (nsg. **sundī*); got. *sunja-* zu ae. *sód* (skr. *satya* zend. *haiþya* Hübschmann KZs. 24, 355 idg. *sn̥tyó-*); ae. *wrenna* 'Zaunkönig' aus **wran(d)jan* (ahd. *wrendo* Steinm. Virgilgl. 44 b); as. *henginnia* 'Zustand des Hängens' zum Partizip vorgerm. *kankent-ī*; ahd. *hevianna* 'Hebamme' ein uraltes Partizipium *kápyontyâ-* 'die Hebende' (zu got. *hafjan*); ahd. *lungunna*: andd. plur. *lungundian* AdGl. II, 718; vielleicht verhält sich ahd. *wunnia*: an. *ynde* = as. *suntea* ae. *synn*: an. *synd*, so dass nach Stammb.-L. § 126 vorgerm. *wən(e)tya- swən(e)tya-* vorauszusetzen wären. Man beachte noch mhd. *virgunt* zu got. *fairguni?* got. *brunjô* ahd. *bruni(a)* zu altir. *bronn* 'Brust' aus *bhrondh-?* ahd. *zinna* zu *zand* an. *tindr?* Vielleicht findet hier ahd. *pfentinc pfenninc*, ahd. *trennila* ae. *trendel* seine Erklärung, indem die Grundworte *pandjo- : pandio-*, *trandjo- : trandio-* vorauszusetzen sind; über got. *bisunjanê* s. PBB 10, 444.

In diesen Fällen, deren Mehrzahl keinerlei Zweifel zulässt, ist *j* auch nach langer Silbe nicht vokalisch, sondern konsonantisch gewesen (Brate BBeitr. 11, 196). Das gleiche wird erwiesen durch die im Ahd. häufige Konsonantendehnung (s. unten § 33) nach langer Silbe: *hôrren gilouppen irlôssen* u. s. w. aus **hôrjan* **giloubjan* **irlôsjan* § 33. Konsonantisches *j* nach langer Silbe wird endlich auch durch den von Mahlow AEO 29 erkannten Ausfall von *w* in

got. *stôjan* aus **stôwjan, tôja-* aus **tôwja-* (ahd. *ei* aus **ēj* für **ēwjo- : *ōwjo-* in griech. *ᾠόν*) erwiesen. Im Westgermanischen ergibt sich aus den Geminationserscheinungen, dass *j* nach kurzer auf *r* schliessender Silbe Vokal wird (*nęrian*, doch fränk. *nęrren*).

Durch Kontraktionserscheinungen schwinden die idg. *j* und *w* im Germanischen nur in geringem Umfang, weswegen Gesetz und Chronologie dafür kaum mit Sicherheit zu ermitteln ist. Vgl. got. *bairôs* aus idg. *bherôwes* (skr. *bhárâvas*)? ae. an. *sól* 'Sonne' neben lat. *sôl* einerseits und got. *sauil* gr. *ἀέλιος* anderseits? an. *stórr* 'gross' skr. *sthavirá* 'fest'? ae. *tól* 'Werkzeug' aus **tôwel*? Germ. *junga-* 'jung' aus **juwunga-* (idg. *yuwṇkó* skr. *yuvaça*) sowie ahd. *ôheim* (ae. *eám*) aus germ. *awunh-* idg. *awənko-* (lat. *avunculus*) und got. *fidurda* aus idg. *qetwṛthó-* behandelt Mahlow AEO 43.

j-Schwund infolge von urgerm. Kontraktion dürfte stecken in (got.)-germ. *þrîz* aus *þrijiz* 'drei' aus idg. *tréyes* (skr. *tráyas*), *gastîz* 'Gäste' aus **ghostejes*. germ. *frîz* 'frei' aus **priyes* (skr. *priyá-s*); germ. *hauzîz* (got. *hauseis*) aus **kausejesi*; got. *bairau* aus **beraju* = idg. *bheroym* nach Paul PBB 4, 378. — Got. *gastê* Gen. Plur. (vgl. ae. *léoda* aus *leudēn*) zeigt *ê* aus *ejēm* contrahiert (cf. got. *suniwê*). Ein gelegentliches Schwanken der *i*-Deklination in die *a*-Deklination findet vielleicht durch ähnliche Annahmen eine Erklärung: zu got. *haimi-m* Nom. Pl. *haimôs* (*ôz* = *ôjes*?); zu got. *wêgi-m* Nom. Plur. *wêgôs* (*ôs* = *ôjes*?); zu den *i*-Stämmen auf *îni* (got. *laiseins*) lauten die Nom. Plur. got. *-einôs* (*laiseinôs*) = ahd. *-înâ* (*hôhînâ fęstînâ*); wahrscheinlich wechselten nach ähnlichen Normen wol auch got. *aiwi- : aiwô-*, *saiwi- : saiwô-*. Beim schwachen Verbum spielen die Kontraktionen eine Rolle, indem idg. *-ojesi -ajesi ejesi* im Germanischen eben durch Kontraktionen zu *ôz*(*i*) *aiz*(*i*) *îz*(*i*) verschmolzen sind (unten § 41).

Durch Vokalisierung erleidet *w* nach gemeinidg. Gesetzen Einbusse, resp. Zuwachs durch Entstehung aus *u* resp. Umwandlung zu *u*: vgl. germ. *swîn* 'Schwein' zu *sû* 'Sau'; ae. *oter* 'Fischotter' zu *water* 'Wasser'; an. *sofa* 'schlafen' zu *swëfn*; got. *aurtigards* ae. *ortgeard* (ahd. *orzôn*) zu ahd. *wurz*; ahd. *sumpf* engl. *swamp*; got. *fidwôr* : *fidur-*; ahd. *swęlla* ae. *syll* 'Schwelle'; mhd. *ürte* 'Zeche' zu *wirt*; an. *soppr svǫppr* 'Ball'; ahd. *sworga* neben *sorga*; ae. *sulh* kent. *swulung* (Grdf. *swlk-*); an. *sorta* 'schwarze Farbe' zu *svartr*; ae. *dol* neben *dwola*; ae. *dwæs -dysig*; ae. *sund* 'das Schwimmen' aus Wz. *swëm*; ae. *ásolcen* zu mhd. *swëlken*; ae. *ácollen* zu mhd. *quëllen*; ahd. *gidungan* zu *dwingan*. Über die Assimilierung von *nų nw* zu *nn* s. § 16. Beachtenswert ist *w* als Konsonant in germ. *twai* 'zwei' gegen gr. *δύο* (aber *δϝώδεκα*) lat. *duo* zend. *dua* (skr. *dua* und *dva*); anderseits germ. *niuja-* 'neu' gegen skr. *navya navîya* (lat. *Novius*), got. *siuja* = skr. *sîvyâ-mi*, got. *frauja* skr. *pûrviá* u. s. w. — Einige idg. *w* erscheinen im Germanischen als *γ* (Bugge PBB 13, 504), ohne dass sich eine strenge Lautregel erkennen liesse; folgende sichere Fälle zeigen diesen Wandel in der Lautfolge *uwi*: ahd. *jugund* ae. *geogoþ* zu lat. *juvenis*; as. ahd. *jugiro* 'jünger' aus *yuwjes-* § 58; as. *bruggia* aus *bruwî-* (an. *brú* altgall. *briva* 'Brücke' = ahd. *brâwa* 'Braue'); as. *muggia* aus *muwî* (gr. *μυῖα*); ae. *sugu* aus **suw-* = *sû* 'Sau'; got. *sûgil* (Runenname) an. *sýgel sigel* 'Sonne' aus **suwil* (= skr. *súar*) neben **sôwil* (got. *sauil*). Ebenso verhält sich as. *nigun* an. *nigon* 'neun' aus **niwun* zu ahd. *niwan* lat. *novem* s. § 60. — Ausfall vor *j* erfährt *w* gemeingerm. nach Mahlow 30 in *stôjan* aus *stôwjan* (got. *stôjan* ahd. *stuen*); in got. *tôja* datsg. aus urgerm. *tô*(*w*)*jai* (cf. an *tḗja*); für *ê* vermutet Mahlow das Gleiche, indem er ahd. *ei* aus urgerm. *ēwja-* (: idg. *ôwjo-* gr. *ᾠόν*), ahd. *kreia* (neben *krâwa*) aus *krēwja-* erklärt. Den gleichen Verlust von *w* erkennt Mahlow 30 noch in got. *hardja-*, *sutja-* aus **hardwj-* **sûtwj-* (Grdf. *hardu- swôtu-*), ferner in ahd. *fatureo* aus **fadur(w)ja* = skr. *pitṛvya*.

j und *w* erfahren gemeingerm. im Inlaut nach kurzem Wurzelvokal eine von Holtzmann Isid. 129 AdGr. I, 109 erkannte Verschärfung, die für den Unterschied von Ost- und Westgermanisch (Zimmer ZfdA 19, 405) einige Bedeutung hat: Beispiele got. *twaddjê* an. *tveggja* ahd. *zweio*, an. *hǫggva* ahd. *houwan* u. s. w. Die germ. Grundformen schreibt man jetzt mit Braune PBB 9, 545 am deutlichsten *twajjē-n hawwan*. Die ostgerm. Lautentwicklung war ursprünglich *twaggjê haggwan* = an. *tveggja hǫggva*, wofür das got. *ggj* durch *ǵǵj* zu *ddj* macht (*twaddjê*) Joh. Schmidt KZs. 23, 294. Die Ursache dieser germ. Verschärfung scheint die idg. Betonung des unmittelbar vorhergehenden kurzen Wurzelvokals gewesen zu sein: got. *iddja* 'er ging' aus *ijjê*(*d*) = skr. *á-yât* 'er ging'; got *daddja* aus **dajjô* = skr. *dháyâ-mi*; mit got. *twaddjê* 'zweier' vgl. skr. *dváyôs*. Dagegen waren auf dem Suffix betont got. *bajôþ-* aus idg. *bhoyót-*, got. *qiwa-* = skr. *jīvá-* 'lebendig', germ. *frija-* 'frei' = skr. *priyá-* 'lieb'. Grammatischen Wechsel von *jj* : *j*, *ww* : *w* zeigen an. *Frigg* aus **frijjô-* zu got. *frijôn* 'lieben', an. *snoggr* zu got. *sniwan*; an. *tryggr* zu *trú-r*; ähnlich verhält sich got. *kijans* als Partiz. zu **kiddjan* (resp. *keinan*). Abweichende Meinungen über den Ursprung dieser Erscheinungen findet man vertreten von Joh. Schmidt AfdA 6, 125; Paul PBB 7, 165; Bezzenberger Gött. Gel. Anz. 1879 Nr. 26; Kögel PBB 9, 523; Bechtel Gött. Gel. Nachr. 1885 Nr. 6; vgl. auch Brate BBeitr. 13, 33.

§ 16. Geminaten. Nur zum kleinsten Teil lassen sich gemeingerm. Geminaten, die in grossem Umfange auftreten, auf bestimmte Ursachen zurück-

führen. Die *j* und *w*, welche in späterer, d. h. westgerm. Zeit dehnenden Einfluss auf vorhergehende Konsonanten äussern, haben in der urgerm. Zeit nicht dieselbe Wirkung gehabt. Derjenige Konsonant, der im grössten Umfange für die meisten gemeingerm. Geminaten verantwortlich gemacht werden muss, ist *n*, das durch Angleichung nachweislich vielfach eingebüsst hat.

A. Geminiertes *n* selbst hat mehrfachen Ursprung, zumeist aus *nw nu̥* (A. Kuhn KZs. II, 463): got. *minniza* aus **minu̥is-* zu lat. *minuo* griech. *μινύω;* an. *þunnr* ahd. *dunni* neben lat. *tenuis* (skr. *tanú-*); got. *mann-* aus *manu̥* (skr. *mánu-*); got. *kinn-us* aus idg. *genu̥-* (skr. *hánu* griech. *γένυ-*); ahd. *tanna* skr. *dhanvan* Schrader BBeitr. 15; daher kann ahd. *sënawa* nicht aus idg. **senwâ*, sondern nur aus **senawâ-* (cf. skr. *snâvan*) entstanden sein. — Selten entsteht *nn* aus *ndn:* ahd. *hunno* 'centurio' für **hund-no?* ahd. *sinnan* 'gehen' zu *sind sent̥an?* — Ausserdem entsteht *nn*, wenn *n* im Wurzelauslaut mit *n* im Suffixanlaut zusammentreffen: got. *kun-nu-m* (zu der idg. Wz. *gno gn̥*) = skr. *jâ-nî-mas;* hierher got. *brin-nan* (cf. ae. *bryne*), *rin-nan* (ae. *ryne*).

B. Unklar sind die gemeingerm. *rr* und *mm*; vgl. got. *faírra* 'fern', *qaírrus* 'sanft', *wamms* 'Makel'; *swimman* könnte mit Rücksicht auf an. *symja* aus **swem-nan* gedeutet werden; in ahd. *hamma* 'Schenkel' (griech. *κνήμη* altir. *cnáim*) ist *mm* nach v. Firlinger KZs. 27, 559 aus *n* + *m* (Grdf. *kan-mâ*) zu erklären, wie got. *hanam* für **hanammiz* aus **hanan-miz*. — In got. *im* 'ich bin', *þamma-imma* 'dem, ihm' muss urgerm. *mm* aus *zm* als lautgesetzliche Vertretung gedeutet werden (skr. *asmi* griech. *εἰμὶ*, skr. *tasmâd asmâi*). — Übrigens ist *rn* gemeingerm. durchaus statthaft: got. *haúrn kaúrn þaúrnus qaírnus*; as. *barn torn firni*; ae. *styrne* (lat. *strenuus*) *murnan spurnan wyrnan*. Wechsel von *rr : rn* begegnet in oberd. *stërro* fränk. *stërno* got. *staírnô* as. *sterro* ae. *steorra* an. *stjarna* 'Stern', in got. *andstaúrran* 'murren' ahd. *stornên*, in got. *qaírrus* neben älter nhd. *körnen* 'ködern'; in ahd. *werra werna;* beachte ae. *feárn* = skr. *parṇá* 'Flügel' wegen der Accentuation. *mn* scheint auch im Germanischen möglich, allerdings kann die seltener auftretende Verbindung für *bn* stehen, so dass got. *stibna* ae. *stëfn* älter als ahd. *stimna* wäre (Grdf. idg. *stebhnâ?*).

C. *ll* ist neben *nn* eine durchsichtige Gemination, da durch mehrere etymologische Gleichungen die Entstehung aus idg. *ln* Brugmann § 214 gesichert ist: got. *wulla* skr. *ûrṇâ* 'Wolle'; got. *fulls* skr. *pûrṇa* (lat. *plênus* air. *lán*); ahd. *wëlla* aslov. *vlŭna* (lit. *vilnis*) 'Welle'; ahd. *stollo* skr. *sthûṇâ* 'Pfosten' Windisch KZs. 27, 168; ahd. *stilli* aus idg. *sthêlnu* (skr. *sthâṇu* 'unbeweglich'). Wahrscheinlich ist germ. *ll* immer aus *ln* zu erklären, also got. *falla* aus **fal-na-*, *wallan* aus *wal-na-* u. s. w.; got. *fill* (lat. *pellis*) aus **pel-no-*; *ln* ist eine im Urgermanischen überhaupt nicht auftretende Kombination, daher idg. *ln* unter allen Umständen — ohne Rücksicht auf Accentuation — zu *ll* geworden sein wird.

D. Geminierte Spiranten (abgesehen von *ss*) kennt die gemeingerm. Zeit kaum; für *ff* und *hh* dürften keine sicheren Beispiele aufzubringen sein, wenn man nicht einigen onomatopoietischen Verben wie ae. *ceahhetian cohhettan *sihhian* (me. *sighin*) oder ahd. *jûhhazzen kahhazzen* mhd. *wuchzen kîchen* urgerm. Alter beilegen will. *þþ* ist gemeingerm. in got. *aíþþau* 'oder', das als Kompositum aufzufassen ist; vgl. ahd. *mitthônt* got. *miþþanei;* vielleicht sind für got. *atta* 'Vater', an. *spotta* 'spotten', an. *motte* 'Motte', ae. *lætta* 'Latte' urgerm. Formen mit *þþ* anzusetzen (ahd. *Atto spottôn motta latta*). *ss* ist die einzige urgerm. geminierte Spirans und hat durchweg deutlichen Ursprung; es beruht entweder auf idg. *ts* (andd. *wissun* aus **witsńt* Osthoff *Perf.* 397) oder zumeist auf idg. *t* + *t;* alle auf idg. dentale Verschlusslaute und Aspiraten ausgehenden Wurzeln nehmen bei *t*-Suffix *ss* an. Belege sind got. *hvassaba* 'scharf' zu *hvatjan*, *gaqiss* 'Übereinstimmung' zu *qiþan*, *twis-stass* zu *standan*,

gawiss zu *witan* u. a. Dass *t* + *t* über *st* zu *ss* wurde, ist unmöglich; die Mittelstufe ist germ. *þt* (*Chathti*) § 5 und § 11 e).

E. Geminierte Tenues sind im Inlaut gemeingerm. häufig; dass sie sekundären Ursprungs sind, ergibt sich aus Wurzelverwandten mit einfachem Wurzelauslaut. Es ist dabei zu beachten, dass *kk pp tt* auf germ. Wurzeln mit auslautendem *k h* oder *g*, *t þ d*, *f p b* zurückgehen können; die gemeinsame Dehnung der Gutturalreihe ist *kk*, die der Dentalreihe *tt*, die der Labialreihe *pp*. Wahrscheinlich liegen Angleichungen von *n* an vorhergehende idg. Verschlusslaute vor (Bezzenberger Gött. Gel. Anz. 1876, S. 1374): got. *bilaigôn* : as. *likkoian* 'lecken' (griech. λιχνεύω); ahd. *ziga* : *zicchî*, an. *kid* : ahd. *chizzî*; an. *þrúga* : as. *thrukkian*; ahd. *fliogan* : *flucchi*; ahd. *ziohan* : *zocchôn*; ahd. *nîgan* : *nicchen*; ahd. *trûha* : *truccha*; an. *hrúga* : ae. *hrycce* (*hréac*); ae. *hætt* neben *hôd* 'Hut'; ahd. *smoccho* 'Rock' zu *smiogan*; beachte ae. *friccea* = skr. *praçnin*.

Daneben hält sich jedoch *n* nach Verschlusslauten und Spiranten im Germanischen auch sehr häufig, ohne assimiliert zu werden: ahd. *lêhan* aus germ. *laihn-* (skr. *rêknas*), got. *aúhns* (: griech. ἰπνός) *wêpn apn rahnjan* u. a.; ae. *swëfn* (skr. *svápnas* griech. ὕπνος), *þëgn tácn fácen bêacen* u. a. Wahrscheinlich ist diese Doppelbehandlung aus Accentwechsel zu erklären, so dass ae. *tácen* auf Grdf. *doigno-*, ae. *tǽçean* (aus **taikkjan*) aus vorgerm. *doignéjo* zurückzuführen wären. Die häufige Assimilierung im Innern der Verbalstämme spricht für Suffixbetonung (*-nd- -nú-*), aber für die Accentuierung der Nomina vgl. skr. *rêknas svápnas* sowie die tonlosen Spiranten von got. *aúhns* ahd. *ovan*, got. *apn*. Freilich bleibt ae. *botn* = skr. *budhná* (: griech. πυθμην) auffällig; aber got. *frathnan* kann als Parallelbildung zu *brin-nan* (ae. *mur-nan spur-nan*) § 35 verstanden werden. — Osthoff PBB 8, 299; Kluge PBB 9, 157; Kauffmann PBB 12, 511.

V e r e i n f a c h u n g d e r G e m i n a t i o n e n nach langer Silbe sind mehrfach zweifellos: *ss* wird gemeingerm. zu *s* in ae. *hǽs* 'Befehl' aus **haisi-* (für **haissi-* = **haipti-*) zu *haitan*; ae. *fús* für *funsa-* (= *funsso funpto*) zu *fundian* (über got. *gilstr* aus *gelstro* für *gelssro* = *ghelt-tro* s. oben § 13); ae. *ǽs* ahd. *âs* germ. *êso-* aus *êsso* Grdf. *êpto* zu Wz. *êt* 'essen' (vgl. lat. *esus* zu *edere*); ahd. *muosa* 'musste' für *môssa* = *môpta*; got. *anabûsns* aus *-bûsni* für **bûpsni* = **bhûtsni*; got. *usbeisns* aus **bîssni-* für **bîpsni* = **bhîtsni-* u. a. Hierher gehören wohl auch ae. *tǽçean* aus **taikjan* für **taikkjan* = **taiknjan* (zu ae. *tácen*); an. *knúta* neben ae. *cnotta* (ahd. *chnodo*).

Anm. Ein vorgerm. Fall von Verkürzung langer Konsonanten liegt vor in germ. *fëþrô-* 'Feder' aus *pëtro* für *pëttro* (skr. *pat-tra*) de Saussure Mémoires de la Soc. 6, 246; ae. *heorþa* ahd. *hërdo* 'Fell' skr. *krtti*; as. *wurd* 'Geschick' skr. *vrtti*; ahd. *fuotar* aus *pât-tro-* zu gr. πατέομαι; wohl auch mhd. *luoder* 'Lockspeise' aus idg. *lât-tro-* (zu ahd. *ladôn* 'locken, laden'); got. *hairþra* ae. *hrëþer* aus *kerttro krettro* zu lat. *cord-* gr. καρδ-ία? Sonst vgl. über vorgerm. *tt* = germ. *ss* § 11 e).

§ 17. M e t a t h e s e n. 1. Konsonantenaustausch von dem Typus *akêto atêko* sind in gemeingerm. Zeit sehr selten; es zeigt sich kaum ein Fall, in dem alle Dialekte zusammentreffen. Doch dürften mehrere Beispiele in die ältere germ. Zeit zurückreichen. Vgl. ahd. *ezzih* andd. *etik* aschwed. *etikia* (aber schweiz. auch *ächis*) aus *atêco acêto* lat. *acêtum*; ae. *ticcen* ahd. *chizzî*; ahd. *ziga* (für **tigô* = **gitô*) zu *geiz* DWb; ae. *wëleras* got. *wairilôs*; ahd. *elira erila*; bair. *zumpfel* (aus **tump*) neben ae. *pintel* 'penis'; mhd. *kitzeln* ne. *to tickle* (Wz. *tiq qit*); henneb. *zipf* ahd. *pfiffiz* aus **tipuâta* lat. *pituîta*; md. *kane* andd. *naco* 'Nachen'? mhd. *bühel* = *hübel*? ahd. (Notker) *neimen* für *meinen*? ahd. *nagabêr* Gl. II 6 aus *nabagêr* (mhd. *nabegêr* und *nagber*).

2. Neben diesen sporadischen Fällen begegnen Metathesen von *n*, die aus der idg. Grundsprache übernommen sind vgl. Joh. Schmidt KZs. 23, 288: ahd. *nabalo* gr. ὀμφαλός; ahd. *naba* lat. *umbo*; ahd. *chnebil* : *chembil*; ae. *cnáwan* : *cunnan* (got. *kun-ps*) steht dem skr. *jñâ* : *jan* (gr. γνωτός lat. *i-gnôtus*) parallel; ahd. *chnuat* got. *knôps* neben ahd. *chin-d* erinnert an gr. γνωτός 'Verwandter' zu Wz. γεν (skr. *jñâti*); vgl. noch ahd. *hamma* mit gr. κνήμη (altir. *cnáim*), ahd. *nagal* mit altir. *inga*, got. *namô* mit altir. *ainm*.

3. *r*-Metathesen zeigt das Germanische reichlicher; zumeist ist idg. *r̥* § 22 die Ursache von *r*-Metathesen im Germanischen: germ. *ar ur* können auch zu hoch- und mittelstufigem

ra re ro als Tiefstufe (idg. *r̥*) gehören vgl. § 23: lat. *grânum* hd. *korn*, lat. *crâtes* got. *haúrds*; lat. *corpus* ahd. *hrëf*; ae. *bord brëd*; *prëp-prôp : porp*; mhd. *korp : krëbe*; ae. *cornuc* ahd. *chramuh*; ahd. *garba* (skr. *grâbhá*) zu idg. Wz. *ghrebh* (skr. *gr̥bh*); an. *rót* aus **wrót* (lat. *râd-ix*) ahd. *wurz*; ahd. *scarbôn scrëvôn*; ahd. *forscôn : frâhên frâgên* (*fërgôn*); ahd. *frist* ndl. *vorst* 'Frist' (skr. *pr̥ṣṭhá* 'Rücken, Gipfel') Windisch; ahd. *horsc* zu ae. *hraðe*; ae. *cearcian cracian* ahd. *chrahhôn*; ahd. *Trasan* skr. *dhr̥ṣṇú*; ae. *styrne* (aus **sterni*) lat. *strenuus*; sehr auffällig ist an. *stroðenn* Partiz. zu *serða*; ae. *broþ* aus *bhrúto-* zu Wz. *bherw* lat. *ferveo*; an. *þrúþr* asl. *twrŭdŭ* 'hart'; nhd. *zwerg* zu *trügen*; got. *frauja* skr. *pûrviá* 'erster' — ahd. *frô* skr. *pûrva* 'erster' (germ. Grdf. *pr̥wjo pr̥wo*); ahd. *drôen* ae. *þreawian* aus *þraw* zu lat. *torvus*; got. *straujan* und ahd. *strô* aus *straw* = *str-w* (gr. στορ skr. *star*). Wahrscheinlich sind ae. *hrëðer* : got. *hairþra*, got. *fruma* : ae. *forma* anders zu beurteilen; die Grdf. des ersteren ist wohl *k(é)r-(é)tro-*; wegen got. *fr-uma* vgl. *hind-uma*, *inn-uma*.

4. Metathesen bei *l* sind auch auf vokalischen Zitterlaut zurückzuführen: lat. *plênus* altir. *lân* (aus *plôno*) = germ. *fulla-* aus *pəl-no- pl̥no-*; altir. *lám* 'Hand' aus *plômo-*, aber as. *folma*; lat. *clôdus claudus* aber got. *halts*; lat. *lâna* für **wlâna* = ahd. *wolla* (aus *wəlnā́ wl̥nā́*); ae. *folde* 'Erde' aus *pl̥thwā́* idg. Wz. *plath* (skr. *prâthas*, aber *pr̥thivî*); auch ahd. *wëlla* gegen aslov. *vlŭna*.

III. ACCENT.[1]

Lachmann Kl. Schr. I. 358; Scherer zGDS[1] 151; M. Rieger ZfdPh 7, 1 ff.; Sievers PBB 4, 522; Horn PBB 5, 164; Paul PBB 6, 134; Verner KZs. 23, 97; Sobel QF 48; Fleischer ZfdPh 14, 129; Piper PBB 8, 225. Weitere Litteratur Brugmann I § 667 ff.

§ 18. Die idg. Betonung und ihre Wirkungen im Germanischen. Seit Bopps *Accentuationssystem* 1854 hat der griech.-ind. Accent ein Anrecht darauf, für altertümlicher zu gelten als der germanische. Aber erst mit der glänzenden Entdeckung Verners KZs. 23, 97 (1875) ist die Thatsache allgemein anerkannt, dass der altind. Accent im grossen und ganzen prinzipiell dem uridg. Accent zunächst steht. Seit Verners Entdeckung hat man dies in zahllosen Einzelheiten bestätigt gefunden. Darnach gestaltet sich der idg. Wortaccent als ein durchaus freier: er ist nicht durch die Quantität der Ultima oder der Paenultima (griech., resp. lat.) reguliert, er ist durch kein Dreisilbengesetz (griech. und lat.) eingeschränkt, er ist nicht an Wurzelsilben, auch nicht an die erste oder an die letzte Wortsilbe gebunden — der idg. Accent kann jede beliebige Wortsilbe treffen, einerlei ob Wurzel oder Suffix, ob langer oder kurzer Vokal; er ist zugleich wandelbar, er wechselt wie in griech. πόδες — ποδῶν, skr. *é-mi i-más*, skr. *dûrá* kompar. *dávîyams*; und zwar hat der Accentwechsel als wort- und formbildender Faktor im Indogermanischen eine grosse Bedeutung gehabt (Brugmann Grdr. § 667 ff.).

Verner hat den Beweis erbracht, dass die Erscheinung des grammatischen Wechsels § 12 im idg. Accentwechsel eine unzweifelhafte Erklärung findet, woraus sich ergibt, dass der germ. Accent eine junge Erscheinung ist und dass der uridg. Accent auch im Germanischen gegolten haben muss. Wo im Inlaut tonlose Spiranten oder tönende Spiranten nach § 12 für tonlose stehen, ist die vorgerm. Betonungsweise bestimmbar. So beruht got. *fádar* auf vorgerm. *patér*, ahd. *swígar* auf vorgerm. *swekrú*, ahd. *snúra* auf vorgerm. *snusú*, got. *fidwôr* auf skr. *catvâras*, got. *hárdus* auf gr. κρατύς, an. *ylgr* auf skr. *vr̥kî*.

Verner, der für viele Einzelworte seine Entdeckung verwertet hat, war auch der erste, welcher die systematische Verwendung des idg. Accents für Formreihen erwies: 1) er zeigte, dass der grammatische Wechsel im Stammauslaut der Faktitiva auf die Betonungsweise von ind. Faktitiven wie *sâdáyâmi vêdáyâmi* hinweise: germ. *láizjō* aus *loiséjô*, *názjō* aus *noséjô*, *sándjō* aus *sontéjô*, *láidjō* aus *loitéjô* u. s. w.; es ist eine durchgängige Erscheinung, dass die germ. Kausativa im Wurzelauslaut tönende Spiranten für tonlose verlangen, vgl. an.

[1] In diesem Kapitel wird der Akut nur als Tonzeichen, nicht als Quantitätszeichen gebraucht.

hlægja zu got. *hlahjan*, westgerm. *nęrian* zu *nësan* u. s. w. 2) entdeckte Verner den Zusammenhang des grammatischen Wechsels im starken Verbum mit der idg. Betonung: der Accentwechsel im Perfektum skr. *bibhéda : bibhidús, tutóda : tutudús, papáta : paptús* u. s. w. erklärt den grammatischen Wechsel ahd. *sluoh : sluogun*, as. *sah : sâgon*, ahd. *zêh : zigun, lêh : liwun, flôh : flugun, quad : quâtun, ward : wurtun* u. s. w. 3) zeigte Verner, dass gewisse Suffixe mit idg. *t* im Germ. *d*-Suffixe werden, wofern vorgerm. Suffixbetonung gegolten: got. *tamida-* aus idg. *domitó* (skr. *damitá*), got. *satida-* = idg. *soditó-* (skr. *saditá*); wie das Partizipialsuffix *to* idg. betont war, so zumeist auch das Suffix *ti* der Verbalabstrakta; ein idg. Suffix-*étâ* wird durch Bildungen wie skr. *krûrátâ* got. *hailiþa* erwiesen. 4) gestattet das Vernersche Gesetz Schlüsse auf die Betonung der Flexionssuffixe, wofern diese tönende resp. tonlose Spiranten enthalten: genet. sg. *dages* aus *daγéso*, ahd. *nahtes* aus *noktés* Paul PBB 6, 550, nsg. *dayaz* aus *dhóghos*, *wulfaz* aus *wṛkos* u. s. w.; dabei ist natürlich zu beachten, dass keine individuellen Beweise möglich sind — wir können also nur behaupten, dass das Suffix des nom. sg. *az* meist unbetont, des gen. sg. *es(o)* dagegen meist betont war; es gab natürlich Schwankungen, z. B. npl. *ôz : ôs* oder beim Verbum 2. sg. *iz(i) : is(i)*, 3. sg. *id(i) : iþ(i)* u. s. w., worüber Paul PBB 6, 546. 548 ff. des näheren handelt.

Für die idg. Komposita gelten Accentregeln, welche vom Ton der Simplicia unabhängig sind. Das Genauere darüber ist nicht ermittelt, wird sich auch vielleicht für alle Einzelfälle überhaupt nicht ermitteln lassen. Im Germanischen lassen sich die Wirkungen des Kompositionsaccents an dem Charakter von inlautenden tönenden oder tonlosen Spiranten, also am Vernerschen Gesetz erkennen. In Betracht kommt besonders das Präfix germ. *túz-* aus vorgerm. *dus⊥* (skr. *duś⊥*), dsgl. germ. *uz⊥* aus idg. *us⊥*, die beide vorhistorisch wesentlich unbetont waren. Im Altenglischen besteht Präfix *ed-* neben *ed-*, ahd. *ita-* neben Isidors *ith-*, wodurch idg. Accentwechsel für die idg. *eto- eti*-Komposita erwiesen wird. Ähnlich wie mit den Präfixen steht es mit Suffixworten: got. **watrþa- *falþa-* neben ae. **weard* an. **faldr*.

In folgenden Fällen ist der Anlaut des zweiten Kompositionselementen den Wirkungen des Vernerschen Gesetzes verfallen: *Hermun-duri* zu *Thuringi*, ahd. *męzzi-rahs* (ae. *męteseax* as. *męt-sas*) zu *sahs* Schmeller BWb[1] 2. 632, ahd. *gabissa* zu *vësa;* ae. *singâl* zu *hâl?* beachte ahd. *anavalz* 'Amboss' ae. *anfilt :* mndl. *aenbelt* dän. *ambolt*. Das erste Kompositionselement zeigt im Inlaut der Zusammensetzung andere Verschiebung als im Simplex: ae. *fyperfête* zu got. *fidwôr* (vgl. skr. *cátuṣ-pad* zu *catúr*), an. *fimbul-týr* zu *fifl-* Weinhold ZfdA VI. 318, got. *naudi-* (+ *bandi*) zu *nauþi-* Joh. Schmidt AfdA VI. 126, an. *Vingþôr* zu *Véorr*, ahd. (Otfr.) *ęndidago* zu *ęnti;* ae. *andergylde* nach Cosijn Tijdschr. v. ndl. Taal- etc. Kunde 1. 155 zu *ôþer;* ae. *Tondbeorht* zu *tôþ;* ae. *eagorstream* neben *ear-ȝeblǫnd (ear* aus **eahor?)*. Beachte germ. *haþu-* als *hađu-* in run. (Strand) *HadulaikaR* Bugge Aarbøg. 1884. 85 und in ae. *Nîþ-had*. Im Inlaut des zweiten Kompositionselementes zeigen grammatischen Wechsel got. **fadi- (= brûþfadi-)* = skr. **pati* (*nṛpati*) zu *páti;* got. *awiliud* zu *liuþ-areis;* got. *únlêds* eigtl. 'besitzlos' zu ae. *lâþ* 'Grundstück' Dietrich ZfdA 13. 27; ae. *ǽswind* zu *swîþe;* ae. *ǫngnora* zu *nosu nasu; neweseođa* zu *seod* 'Beutel'. Das Resultat, das diese und ähnliche Fälle ergeben, ist ein vages insofern die genaue vorhistorische Accentstellung z. B. in *Hermunduri* got. *awiliud* nicht zu ermitteln ist. Für Fälle wie ae. *fyperféte* ahd. *gabissa* got. *unlêds brûþfaþs* lässt sich der idg. Accent allerdings gewinnen (*qéturpôd kapési*).

§ 19. Der germ. Hauptton. »Das Germanische hatte noch nach dem Eintreten der Lautverschiebung den freien idg. Accent«. Dies ist das chronologische Resultat von Verners Entdeckung. Wir haben oben p. 317 gezeigt, dass der jüngere germanische Accent bereits im Beginn unserer Zeitrechnung geherrscht haben muss: die Alliteration in den Namen einer Familie wie der des Arminius (*Segestes Segimerus Segimundus Segithancus*) sowie die oben p. 317 behandelte Vokalisation der germ. Eigennamen lehren, dass zur Zeit des Tacitus der idg. Accent im Germanischen nicht mehr galt, wie ja auch der grammatische Wechsel durchgeführt war. Die Behandlung des Accents der

lat. Lehnworte kann für die Datierung der germ. Accentverschiebung nach keiner Seite verwertet werden, da die lat.-roman. Lehnworte auch in jüngeren historischen Perioden sich meist der germ. Accentuation untergeordnet haben. Das Germanische hat schon in vorhistorischer Zeit den freien idg. Accent aufgegeben und ein eigenes System dafür durchgeführt: die durchgängige Betonung der ersten Wortsilbe: idg. *patér* < **fadér* < *fáder*; idg. *swekrú* < *sweyrú* < ahd. *swígar*; idg. *qetwóres* < **fedwórez* < got. *fidwôr*; idg. *aikəmé* 'wir haben' < **aigumé* < got.-germ. *áigum*; idg. *soditó* < got. *sátiþs*, idg. *domitó* < got. *támiþs*; idg. *duswêró-s* < *tuzwêrí-z* < got. *túzwêrs*; idg. *lelôdṇ́t* 'sie haben gelassen' got. *láilôtun*, idg. *rerôdhṇ́t* 'sie rieten' got. *ráirôdun*; idg. *bhrûtípoti-s kṃtópotis* = got. *brûþfaþs húndafaþs*. Mit dieser Formulierung des germ. Accentgesetzes — »Betonung der 1. Silbe jedes Wortes« — vertreten wir die vielfach verlassenen Anschauungen Lachmanns (1832) Kl. Schr. I, 366.

Wir haben oben bereits erwähnt, dass hier das Germanische mehrfach Berührungen mit dem Keltischen und dem Urlateinischen aufweist, wobei wir an Thurneysens Aufsatz Rev. Celt. VI, 312 angeknüpft haben; die slav.-lett. Sprachen bewahren teilweise noch heute den freien idg. Accent abgesehen vom Lettischen, das auch rein mechanisch die erste Wortsilbe betont. Wir haben es hier nicht sowohl mit einer gleichzeitigen oder gemeinsamen Accentverschiebung zu thun als vielmehr mit einer jener grossartigen Bewegungen, die auf einem Punkte beginnen und stets voranschreitend verwandte Nachbarstämme ergreifen. Bei dieser Auffassung können wir die abweichende Behandlung in einzelnen Fällen wohl verstehen. Im grossen und ganzen zeigen sich Übereinstimmungen: lat. *páter* ir. *áthir* got. *fádar* aus idg. *patér*, lat. *mâter* ir. *máthir* ahd. *muoter* aus idg. *mâtér*, lat. *néptis* ir. *nécht* ahd. *nift-ila* aus *nept-í* u. s. w. oder lat. *cécidi* air. *mémaid* got. *láilôt*; lat. *de-di* ahd. *të-ta*; lat. **ínimîcus* aus **ín-amîcus*, **ínermis* aus **ín-armis*.

In einem Punkte weicht das Germanische gänzlich vom Lateinischen ab, nämlich bezüglich der verbalen Partikeln. Das Urlateinische betonte die Verba auf der Partikel, die auch im Sanskrit im Hauptsatze betont ist: lat. *cóncido, áccolo, cóndo, édo* u. s. w. Im Gegensatz dazu lässt das Germanische die Verbalpartikel accentlos entsprechend dem ind. Nebensatz; mit dem Germanischen stimmt im wesentlichen nach Thurneysen Rev. Celt. 6, 312 auch das Altirische überein (abgesehen von der Imperativbetonung): also got. (germ.) *gaqíman gadában dugínnan frakúnnan frahínþan* u. s. w.; beachte auch ahd. *irfúrren irtéillen irlóuben* zu *úrfûr úrloub úrteil* sowie got. *andwáurdjan* zu *ándawaurdi*. Eine Spur der im Lat. geltenden Regel vermute ich für das Got. wo die Partikel vom Verb durch ein Enklitikon (*u uh*) getrennt werd,en kann in Fällen wie *gá-u-hva-sêhvi dís-uh-þan-sat* u. a. KZs. 26, 68. Noch ist Bezzenbergers Deutung (BBeitr. 5, 67) ahd. *fólgên* aus **fóla+gên* (: as. *ful-gángan*) zu erwähnen, woran sich noch ae. *fúlwian* 'taufen' aus *fúlwîhan*, ferner got. *gafúllaweisjan* und ae. *fylstan fúllǽstan* as. *fúllîstian* ahd. *fólleisten* ae. *fúltumîan* anschliessen; hierher auch ahd. *gêt* aus urgerm. *gá-îd* (= gr. εἶσι skr. *éti* idg. Wz. *i* 'gehen')?

Wir haben hiermit den Hintergrund gezeichnet für die germ. Accentuation, zu deren einzelnen Gesetzen wir nunmehr übergehen.

1) Im Simplex trifft der Accent die erste Wortsilbe, einerlei wo der vorgerm. Accent geruht hat: idg. *dékomt* 'zehn' ahd. *zëhan*, idg. *wṛ́kos* ahd. *wúlf*, idg. *sontéjô* ahd. *sę́ntu* 'sende', idg. *widṇ́t* got. *witun* 'sie wissen', skr. *damitá-s* got. *támiþs*, skr. *yuvaçá-s* 'jung' got. *júggs*. Die Formulierung Scherers ZGDS[1] 151 »im einfachen Worte trägt das materielle Element desselben — die Wurzelsilbe — den Hauptton« trifft natürlich meist zu; aber vom genetischen Standpunkt aus passt sie nicht auf Fälle wie got. *s-ind* = skr. *s-ánti* 'sie sind'

— ae. *s-ód* = skr. *sát* — got. *s-únjis* 'wahr' = skr. *s-atyá* 'wahr' aus der idg. Wz. *es* 'sein'; got. *t-únþus* 'Zahn' = skr. *d-át* Wz. *ĕd*; got. *kn-iu tr-iu* zu skr. *jân-u dâr-u*; ahd. *sw-ín* zu *sû*; ahd. *kr-anuh* griech. *γέρ-ανος*; got. *fr-uma* 'erster' (gebildet wie *hind-uma inn-uma)* zu *faúr-a*; ae. *hn-itu* 'Niss' griech. *κον-ιδ-*; got. *gr-êdus* 'Hunger' zu ahd. *gër-ôn* 'begehren'. Am energischsten protestiert die Reduplikation im Germanischen gegen Scherers Formulierung und beweist mit Paul PBB 6, 544 mechanische Betonung der ersten Wortsilbe.

2) Die Reduplikation des Perfekts — sie kann nirgends im Indogermanischen durch ein Enklitikon vom Verb losgelöst werden — ist im Altindischen durchaus unbetont, übernimmt aber im Germanischen (wie im Urlateinischen cf. *peperci* aus **péparci, cecídi* aus **cécædi* u. s. w. sowie im Urkeltischen cf. altir. *cuala* = *kúklowa* 'habe gehört', *léblaing mémaid* bei Windisch KZs. 23, 201) den Accent überall da, wo sie erhalten geblieben: got. *haihait* ae. *he-ht* aus *héhait,* got. *raíʀôþ* ae. *reo-rd* aus *rérôd,* got. *lailôt* ae. *leo-rt* u. s. w. aus *lélôt;* ahd. *tëta* (doch s. § 38) gegen skr. *dadhâu bibhéda cakâra tutôda* u. s. w. — Auch sonst trägt überall im Germanischen die Reduplikation den Accent; vgl. Präsensbildungen wie ahd. *së-stô-t* (griech. *ἵστατι*), *bi-bê-t* (skr. *bi-bhê-ti*) got. *rei-rai-þ,* ferner im Nominibus wie ahd. *wi-wi-nt fi-fal-tra.* — Für die Betonung des Augments fehlt es im Germanischen an Material; das einzige got. *i-ddja* = skr. *á-yâ-t* 'er ging' stimmt zu unserer Formulierung.

3) In der Nominalkomposition trifft der Accent das erste Element auf der ersten Silbe: ahd. *Híltibrant* — *Hádubrant* — *súnufatarung* — *gúdhamo* — *chúnincrîchi* — *wéntilsêo,* an. *mídgardr* — *rékstöll* — *válhǫll* — *jǫtunheimr*; die Betonung *Ségestes Ségimêrus Ségimundus,* die oben erschlossen wurde, kann als frühester Beleg für den Kompositionsaccent gelten. Die Tonlosigkeit der zweiten Kompositionsglieder führte schon in vorhistorischer Zeit zur Bildung neuer Suffixe aus selbständigen Worten (ältester Beleg lat. *-varii* in *Amsivarii Chásuarii Chátuarii Báiuarii*; später *-skapi- -skaftu- -haidu-*).

4) Partikeln in der verbalen Zusammensetzung sind unbetont: got. *dugínnan frakúnnan* ahd. *firtúon firlâzan oblâzzan.* »In ihnen liegt nur Zusammenrückung, Verschmelzung vor, eine Verschmelzung, die im Gotischen noch nicht vollzogen ist« (*gaulaubjats*) Scherer ZGDS [2] 82; wahrscheinlich ist für die Unbetontheit des Präfixes an den ind. Accent im Nebensatz anzuknüpfen, wo freilich zugleich wirkliche Zusammensetzung stattfindet (*prá gachati* im Hauptsatze, aber im Nebensatze *yáḥ pragáchati*).

Die Regel von der Unbetontheit der Verbalpartikeln vor Verben äussert sich im Westgermanischen in der Vokalgestalt der Präfixe (westgerm. *gi fr* neben *gá frá* u. s. w.). Auch ist die Apokope der Präfixvokale in as. *tôgian* (: got. *at-áugjan* ae. *æt-ýwan*), me. *taunen* aus **æt-éawnian* (ndl. *t-oonen* mfrk. *zônen*), as. *ge-t-ôkôn* (Gl. Lips.) aus **at-áukôn* als beweisend zu beachten; vgl. noch ae. *réfnan* aus *ar-æfnan* nach Paul PBB VI, 553, ahd. *spreiten* gleich got. *us-bráidjan;* auch ahd. *spulgen* aus **us-pulgjan* (zu germ. *plëgan*)?

5) Verbalpartikeln in Nominibus sind betont a) in Substantiven Lachmann 366 ff.: ahd. *frá-tât* zu *firtúon, gáscaft* zu *gisceffan, zúrgang* zu *zirgángan,* ae. *óndzit* zu *onʒítan,* got. *ándabeit* zu *andbéitan, ándahait* zu *andháitan, ándanumts* zu *andníman;* ae. *wíþercwide* '*cora* '*saca* ˌ*winna* '*steall* zu *wiþ-cwéðan* '*céosan* '*sácan* '*wínnan* '*stýllan* (ae. *wiþ* : *wiþer* verhalten sich wie run. *apt* zu *aptir*).

b) In Verbaladjektiven vgl. got. *ándanêms ándasêts* zu *andníman andsítan* (got. *unandsôks* setzt **ándasôks* voraus). Beweisend ist auch ae. *wiþer* (statt vortonigem *wiþ*) in Epin. 537 *wiðirhliniendi* 'innitens', ferner in *wiþerhycgende wiþerfeohtend* zu *wiðhýcgan wiðféohtan;* auch *wiþermeten wiþerbrecen* (OEGloss. 463 [12] 519 [36]). Darnach ergibt sich nicht bloss für die *i*-Adjektiva, sondern auch für die wirklichen Partizipia Präfixbetonung. Dafür sind noch folgende Materialien unzweideutige Beweise: got. *ánda-þâhts* (zu *andþágkjan*); got. *frákunþs* (= ae. *frá-coþ*) zu *fra-kúnnan;* ahd. *ántchund;* Notk. *úndertan;* Notk. I, 480 *úndernomen;* Hel. 3283 *thúruhfremid* 'vollkommen' = Notk. Boeth. *dúrnoht dúrhscaffen* Willir. *dúrhnahtig*

dúrhtan 'vollkommen' (hierher wohl auch Tat. *thuruhthigan* Isid. *dhurahkund* sonstige *folwassan follechoman folletân* 'vollkommen', für welche Präfixbetonung höchst wahrscheinlich ist). Ferner Notk. Kateg. *únderscéiden* = ahd. Gl. *gi-úntarsceidan* Lachmann 368; Notk. Boeth. *misselungen*. Von diesen urgerm. Resten abgesehen richtet sich in den litterarischen Perioden der Accent der Verbaladjektiva durchaus nach dem Verb: also ahd. *firlóran giscáffan bigúnnan irgángan* u. s. w. Dass die Präfixbetonung die ältere ist, ergibt sich aus der Übereinstimmung des Skr. (*prábhṛta pránîta víbhûta* u. a.) und Gr. (ἀπόβλητος ἐπίμαστος) L. von Schröder KZs. 24, 123. Wahrscheinlich ist daher im Got. *swikunþs fráwaurhts úswaurhts úskunþs úswiss* u. a. (ahd. *úr-alt* zu *uzálan*?) zu betonen. Material bei Lachmann 368 ff.

b) Es bleibt noch eine Ausnahme jüngeren Datums zu besprechen, welche das Hauptgesetz von der Betonung der ersten Wortsilbe nicht aufhebt. In der Nominalkomposition geben die offenen Präfixe *gă- fră-* und meist auch *bĭ* den ihnen gebührenden Hauptton an die folgende Wurzelsilbe ab (nur einige isolierte Komposita wie ahd. *frátât fráseȥ* ae. *gomen gomel* KZs. 26, 70 bestätigen das Gesetz vom Hauptton). Diese Regel hat Lachmann 367 für das Althochdeutsche erkannt, das gesamte Westgerm. bestätigt sie, aber das Gotische hat — wahrscheinlich wenigstens — in einigem Umfange noch Präfixbetonung in der Nominalkomposition der Hauptregel gemäss gehabt.

So stehen neben den älteren Typen ahd. *frá-seȥ frávali gábissa* as. *bí-hêt* ae. *frǽbeorht gǫmel geatol* (: ahd. *gizál*) die jüngeren *firsēȥ givêsahi* ae. *behât formǽre* gegenüber; ae. *géatol* ahd. *gizál* adj. 'schnell' (: got. *gagátilôn*); got. *gagámainjan* beruht auf *gámains* = ahd. *giméini*; got. *ga-gáleikôn* aus *gáleiks* neben sonstigem *galík*(*as*) an. *glíkr*. Accentverschiebungen sind anzunehmen für ahd. *firnúmft* (*únfernúmest*) *firlúst* (got. *frálusts*) *farthúll virgíft* (got. *frágifts*) *gibót gibēt gibūr* u. s. w. as. *forgáng*.

Allen diesen Fällen ist der Rhythmus ⏑́|× gemeinsam, d. h. das Stoffwort war ohne jede Tonhöhe infolge der Kürze der Präfixes, es war somit jeder Verstümmelung preisgegeben (ae. *ȝeatwe frætwe gǫmol fracoþ-frǽcûþ*). — Nur bei Positionslänge kann jüngerer Nebenton auf das Stoffwort fallen (ahd. *gáskàft* noch bei Notk. und nhd. Grimmelsh. *gástad*[1]). So kommt in die westgerm. Sprachen das Prinzip die Nominalkomposita mit *gă fră bĭ* auf der Wurzelsilbe zu betonen — ein Bestreben, das durch den Nebenton der Trikomposita (ae. *ún-forcûþ* daher *forcûd*, ahd. *únbidèrbi* daher Otfr. *bithérbi*, ae. *gûþȝetâwe* daher *ȝetáwe* u. s. w. ahd. *úngilìh* daher *gilíh* : got. *gáleiks*) befördert wurde. Am häufigsten findet sich im Westgermanischen noch betontes *bî* (Lachmann 367): as. *bísmer bíhêt* (ae. *bíot* aber Genes. 2761 **wórdbehàt*) ahd. *bíheiz bíderbi bígihti*.

§ 20. Der germ. Tiefton. Während für das Gesetz vom Hauptaccent die Erkenntnis mit Hülfe umfassender Kriterien leicht gewonnen ist, ist es mit den grössten Schwierigkeiten verbunden etwas Zusammenfassendes über den Tiefton zu sagen. Nachdem Lachmann mit dem Kriterium der Otfridischen Verstechnik unter Zuziehung der Notkerischen Accentuierung für den ahd. Tiefton hervorragendes geleistet, gewann Sievers 1877 durch lautgeschichtliche Vergleichung der altgerm. Dialekte unter einander für die westgerm. Grundsprache wichtige Resultate. Abschliessendes wird sich über die Stellung des Tieftons erst dann bieten, wenn die von Sievers gefundenen lautgeschichtlichen Kriterien mit der von demselben Gelehrten angebahnten Neugestaltung der Allitterationsmetrik in Verbindung gebracht werden.

Die Hauptthatsachen, aus der wir den vorlitterarischen Tiefton erschliessen können, sind zweifach. a) negativ: kein durch Synkope geschwundener Vokal kann tieftonig gewesen sein; völlige Unbetontheit ist vorhistorisch für alle auf Grund der Auslautsgesetze synkopierten Vokale anzunehmen; also waren unbetont die Endungsvokale in *wulfa(z) gasti(z) dauþu(z) bèridi- biridi berandi*. Unbetont ferner alle später synkopierten Mittelvokale wie in *háuzida* (ae. *hýrde*), *háirizo* (ahd. *hèrro*), *lángito* (ahd. *lęnzo*) oder in Kompositis wie *líkhamo*

[1] Auf diesen Unterschied bei Positionslänge wies mich ten Brink vor Jahren hin.

(ahd. *lîhmo*). Auch kein Vokal, welcher anomale Wandlungen erfahren hat, kann tieftonig gewesen sein, z. B. nicht das *ê-ô* in ahd. *salbôta habêta* oder in *liobôro*, auch nicht das *u* in ae. *ǽfþunca* (Grdf. *-þanko*).

b) Als tieftonig haben alle nicht Haupttonsilben zu gelten, welche die Vokalentwicklung der Haupttonsilben zeigen (ahd. *ôhèim árbèit árwèiȥ ármùoti wérmùota*) oder von Notk. und Willir. accentuiert werden und durch Otfrids Verstechnik als tieftonig erwiesen werden, oder solche, welche in der Allitterationspoesie in Versschematen vorkommen, wo Nebenaccent unbedingt erfordert wird. Folgende Regeln gelten für den Tiefton.

1) Aus den Auslautsgesetzen ergibt sich, dass *ă ĭ ŭ (ŏ ĕ)* — die syn- oder apokopierten Vokale — in den Endungen nicht tiefbetont gewesen sein können: einhebig waren also *dáya(z) wúlfa(z) gásti(z) dáuþu(z); birizi biridi berome berandi; dayami(z) wulfami(z) yastimi(z)* Dat. Plur.; *súniwiz* N. Plur. 'die Söhne'; *námini(z)* lat. *nomini(s); yúmini(z)* lat. *homini(s)*.

Gleiches gilt von den dem Auslautsgesetz unterstehenden *ō ī* im offenen Auslaut: einhebig sind urgerm. *wórdō* 'die Worte' (auch instr. 'mit dem Worte'), *bérō* 'ich trage'.

Wenn nun *ă ĭ* und *ŭ* in *daga wulfa gasti dauþu wordō-wordu* nicht tieftonig fürs Urgermanische resp. Urwestgermanische anzusetzen sind, ergibt sich dass die zweite Wortsilbe nicht tieftonig, sondern unbetont ist. Dazu stimmen nun mehrere Komposita des Rhythmus ⏑́ | × welche auf der Wurzelsilbe des zweiten Elements keinen Nebenton haben können: westgerm. *wér-old* (aus *wér-alduz*) 'Welt', *gá-mǣl* 'alt' (ae. *gǫmel*), *nîhalþ* (ae. *nihold*), *frâkunþ* (ae. *frâcoþ*), *twâlif* (ae. *twęlf*), *hwîlîk* (ae. *hwylč* ahd. *wélîh*), *swúlîk* (ae. *swylč*), *gá-frâ-têwōz* (ae. *ȝeatwe frætwe*), ahd. *bíderbi* (Willir. *bíderbe*); Otfr. (Salom. 4) *zwîwaltà*.

2) Auch vom Rhythmus –́|⏑ gilt Gleiches: as. *hágu-stold* aus *hágustald*; ae. *Unferd* aus **únfriþu(z)*, ae. *sulung* (aus *swulh-lang* Sweet Angl. 3, 151), ahd. *zúrdel* aus **túz-þola(z)*. Dass im älteren Westgerm. –́ | × ohne Nebenton ist, lehren noch ahd. Otfr. *éinfolt* für *éinfalt*, ae. *fúltum lǫngsum fýrwett wéofod herepoþ ǫllung* aus **fúl-team *lángsǫm fírwitt *wîhbeod *háripaþ ǫ́ndlǫng*.

3) Für den Rhythmus –́ | ⏑⏑ ergibt sich das Fehlen eines Tieftons für die Wurzelsilbe des zweiten Gliedes aus ahd. *lîhmo* aus **lîk-hamo*, ae. *héardra* aus *héardhara*, ae. *gǫ́ndra* aus **gǫ́nd-hara*, ahd. *kâtaro* aus **kâd-haro*; ahd. *hiutu* aus **hío-dagu* (nicht *híodàgu*); ahd. *wúrzala* aus **wúrtwalu* (nicht *wúrtwàlu*). Auch dieses Resultat bestätigen die westgerm. Synkopierungsgesetze, welche in dem Rhythmus –́⏑× mittleres *ă ĭ ŭ* beseitigen; das im Westgermanischen synkopierte *ĭ* von got. *hausida* (ahd. *hôrta*), von urgerm. *háiriz* (ahd. *hêrro*), *lángitê* (ahd. *lęnzo*), *wrúnkita* (ahd. *runza*) kann nicht nebenbetont gewesen sein.

4) Bisher sind nur kurze Mittelvokale oder Endvokale behandelt (–⏑⏑) und das Fehlen eines Nebentons konstatiert. Für den Kompositionsaccent ergab sich, dass die Wurzelsilbe des zweiten Kompositionselementes nicht notwendig einen Tiefton haben muss. Das Gleiche gilt in einigen Fällen auch für Komposita des Rhythmus –́|–×: ahd. (Otfr.) *ẹrachàr* (aus *áirwakr*), ae. *ǽretta* aus *árhǣtta* (nicht aus **árhǣ̀tta*), ae. *ǽcumba* (nicht aus *ácǫ̀mba*), ae. *ǽfþunca* (nicht aus *ábþǫ̀nco*). In dem Schema –́ | –× sehen wir bezüglich der Suffixe ein Schwanken. Ahd. *nordruoni* beruht auf *nórþrôni*, aber ae. *norþerne* muss völlig unbetonte Mittelsilbe gehabt haben; ahd. *âmèiȥȥa* beweist mit *ei* (für *ê*) Tiefton gegen ae. *æmette*; aus lautgeschichtlichen Gründen haben ahd. *armuoti heimuoti* Nebentöne. Die in der Flexion mehrsilbigen ae. *ǽren gýlden* können im Gegensatz zu ahd. *ệrîn gúldîn*, ae. *earfoþ* gegen ahd. *arbeit* keinen Tiefton gehabt haben; für ahd. (Otfr.) *súntono ginâdono* Gen. Plur. erweist Wilmanns ZfdA 16, 114 das Fehlen eines Tieftons auf der Mittelsilbe; dazu vgl. ae. *séalfedon* aus **sálbōdūn*; Otfr. *wîȥȥannì* PBB 14, 535.

5) Eine positive, alle Fälle umfassende Regel für die Stellung des Nebentons ist noch nicht gefunden. Es scheint dass nur lange Silben nebentonig sein können, und in dem zuletzt behandelten Schema dürfte sich das Schwanken vielleicht erklären, wenn man annähme, dass ⏒⏓⏑, aber ⏒–⏓ zu betonen wäre. Aus dem Gotischen wäre an die lautliche Bedeutung schwerer Mittelsilben in *áinnôhun* (zu *ainana*), *áinummêhun* (zu *áinamma*), *jaindrê* (aus **jaina-drê*) u. s. w. zu erinnern. Am instruktivsten ist ausser ae. *wéorþlîce* : *wéorþlecòr* die von Fleischer 166 konstatierte Neigung Notkers (Boeth.), eine lange Ableitungssilbe beim Antritt einer leichten Flexionsendung zu betonen, beim Antritt einer schweren Endung dieser den Tiefton zu übertragen: *fíttâh* aber *gevíttachót*, *wírdíge* aber *wírdigór*, *sálíge(n)* aber *sáligér sáligór*, *gíéinóte* aber *gíéinotiu gíéinotér*. War dieses Gesetz urgermanisch, so würde etwa *dûbōnô* 'der Tauben' (Gen. Plur.) für ae. *dúfena* Otfr. *dûbonò*, *nórþrōniz* aber Plur. *nórþrōnjài* für die Differenz ahd. *nórdrùoni* : ae. *nórþerne* voraus zu setzen sein.

6) Notk. und Will. geben Accentzeichen nur schweren Suffixen, aber diesen keineswegs konsequent, so dass Notk. *éinúnga* und *éinunga*, *léidúnga* und *léidunga* gebraucht, ebenso *kelíhnísse* und *kelíhnisse*. Nebenaccente tragen die Suffixe von *édelíngen wéndelíngâ ménniskínâ* Notk.; Willir. hat *sílberíne pfénníngo glíhnísse küníngínno* (auch *dúsúnt árbéit*). Aus der Reimtechnik Otfrids u. A. ergibt sich *árùnti blíntilíngōn súntaríngōn húarilínaʒ*. Für Willir. *pfénníngo* setzt der spätere Ausfall des *n* (*pfennig kunig*) nach Sievers PBB 4, 534 ein nicht tieftoniges Suffix voraus; nach demselben Gelehrten kann auch ahd. *-ànti -ènti -ònti* im Part. Präs. nicht einen festen Tiefton gehabt haben (*ríhtintì* u. A. s. MS. Denkm. ² 401).

7) Durch die allitterierende Verstechnik wird im Beow. *Béowulf Hróþgar Hýʒelac* ohne Nebenton (Sievers PBB 10, 223) bezeugt, aber daneben flektiert *Béowùlfe(s) Hróþgàre(s) Hýʒelàce(s)* u. s. w. mit Nebenton erwiesen; die Suffixe *-lîc -sum -dōm -fæst* u. s. w. erscheinen unflektiert im Beowulf sehr häufig ohne metrisch gesicherten Tiefton, gleiches gilt von Kompositis auf *-rōf -wudu -sele -stede -wine* u. s. w.; unflektierte *únriht ǽʒhwylc hríngnett* haben metrisch keinen Nebenton (aber *ǽʒhwỳlcne*). Im Hel. stehen *líkhamo múndboro únreht módsebo lángsam lédlîk énfald hérdōm*, auch *⏒craft*, *⏒werk* u. s. w. an Versstellen, welche keinen Tiefton erfordern. Notk. und Will. lassen sehr häufig selbständige Suffixe unaccentuiert (*lússam níetsam éinvalt wárheit sámolih* u. s. w.), bezeichnen auch *únreht líchamo úndanches únmaht* u. A. nur mit einem Accent. Hieraus ergibt sich, dass zumal Komposita des Schemas –|– nicht notwendig einen Nebenton haben müssen, und da unter 2 gezeigt ist, dass die Lautgeschichte keinen Tiefton in solchem Schema verträgt, so kann es nur ein jüngerer Nebenton sein, der etwa in *únrèht árbèit óhèim* vorliegt; es ist kaum zu bezweifeln, dass dieser Nebenaccent den mehrsilbigen Flexionsformen entstammt: also aus *únrèhtes árbèiti óhèime(s)* u. s. w.

8) Ausser diesem Einfluss des Accentwechsels in der Flexion ist aber noch ein anderer Faktor für den Eintritt von Nebenaccenten massgebend gewesen. Thatsächlich begegnet neben ahd. *líhmo* aus *líkhamo* allerwärts auch *líhhàmo* (Notk. Boeth. *líchámo* Fleischer, Hel. *líkhàmo* und *líkhamo*), die sich aus Einfluss Seitens des Simplex *hámo* erklärt: es ist das Streben der Sprache, dass das zweite Element seinen natürlichen Hauptton in der Zusammensetzung durch einen Nebenton ersetzt; dadurch wird der Lautcharakter des zweiten Elementes geschützt, die Zusammensetzung verliert den Zusammenhang mit ihren Einzelgliedern nicht. So treffen wir im Hel. *héritògo éndago érdàgun módkàra thiodgùmo órdfrùmo wársàgo* u. s. w., im Beow. *wínrèced Hríngdène Héalfdène ándsàca béorsèle* (aber *drýhtsele*) *lándfrùma scýldwìʒa ǽrdæ̀ʒe* u. s. w. Otfr. accentuiert (Lachmann 393) *áltquéna édilthégan wóroltthìot* u. s. w. Notk.

und Will. bestätigen den Kompositionsaccent, zeigen aber zugleich, dass derselbe nicht obligatorisch ist.

9) Tritt vor eine Bikomposition ×́ | – oder ×́ | ⊥̀ ein einsilbiges weiteres Kompositionselement, so erscheint der Rhythmus ⊥́ | × ⊥̀ für den eigtl. zu erwartenden Rhythmus ⊥́ | ×̀ –: eine weitere Bestätigung der Regel unter 5): ae. *rihtwîs* aber *únrihtwìs*, *frá-cop* aber *únforcùþ;* got. *ándasêts* aber *únandsòks;* ahd. *frátat* aber ae. *mánfordǣ̀dla;* ae. *béot* (aus **bi-hât*) aber **wórdbehèt* (Genes. 2761); ae. *ʒéatwe* aber *gúþʒetǣ̀we;* ahd. *gáskaft* aber ae. *fórþʒescèaft;* ahd. *bíderbi* aber *únbidèrbi;* übrigens werden solche Fälle zur Ausbildung einer neuen Simplex form (ae. *forcúþ ʒetǣ́we ʒescéaft* ahd. *bidérbi*) geführt haben; wir dürfen vielleicht annehmen, dass damit die Unbetontheit der Präfixe *ga fra bi* auch in Nominalkompositis des Westgerm. zusammenhängt. — Tritt an das Schema ⊥́ | ×̀ ein weiteres Kompositionselement, so übernimmt letzteres den Tiefton (⊥́ × | ×̀): ae. *lı́chòma* aber *lı́cum-lı̀ce;* ae. *órlèʒe* aber *órleʒhwı̀l*, *ōrètta* aber *ōretmæ̀cgas;* ahd. *biscòf* aber *bisketùom*, *árzàt* aber *árzetùom*, *árbeit* aber *árbeitsàm* (Luther *erbeit* aber *erbtsam*): „Wir finden die Neigung die erste und dritte Silbe ohne Rücksicht auf die Art der Zusammensetzung zu betonen“ Lachmann 400, wo reichliche Belege aus den Notk. Texten. Aus dem Ae. vgl. die metrisch gesicherten *únrihtlı̀ce*, *rihtwı́slı̀ce únmurnlı̀ce únscomlı̀ce eádmodlı̀ce ǫmbihtþèʒnas* u. a.

Fassen wir das Resultat dieser Darlegung zusammen, so ergibt sich 1) dass zweisilbige Worte — Simplicia wie Komposita — nicht notwendig einen Nebenton haben müssen; 2) dass mehrsilbige Worte einen Tiefton haben können; 3) dass die Wurzelsilben zweiter Kompositionsglieder nicht eo ipso tieftonig sind; 4) dass dritte Silben gern den Nebenton übernehmen, zumal solche mit langer Quantität. Dabei ergibt sich aber aus zahllosen Doppelformen und Dialektverschiedenheiten, dass der Tiefton häufig zwischen zweiter und dritter Wortsilbe schwankt. Paul erinnert an nhd. *mútìges pférd : mútigè vertéidigung* und an *gútlı̀chen áusgleich : gútlichèr vergléich.* Ähnlich könnte der altgermanische Nebenton gewechselt haben.

§ 21. **Der germanische Satzaccent.** Für die Betonung im Satze fehlen sichere Kriterien zwar nicht für das Westgermanische und Nordische, dafür aber von einigen Fällen der Enklise abgesehen gänzlich im Gotischen. Die Gesetze der allitterierenden Metrik ermöglichen einen Einblick in den altgermanischen Satzaccent, und Riegers Entdeckungen ZfdPh VII, 1 ff. haben für das Westgermanische das Wichtigste ermittelt. Für das Althochdeutsche haben uns Otfrid, Notker und Williram durch ihre accentuierten Texte Einzelheiten für den althochdeutschen Satzaccent zu erschliessen ermöglicht, aber da sie Haupt- und Nebenaccentuation, Enklise und Proklise, Pausabetonung und Satzbetonung nicht streng durchführen, so ist die Rekonstruktion der gemeingerm. Regeln sehr erschwert. Wir wagen im Folgenden einen Entwurf, der die Haupterscheinungen zusammenfassen soll, dabei aber der Gefahr zu entgehen sich bemüht, Einzelsprachliches aufzunehmen.

Partikeln. Das enklitische idg. *qe* 'und' (skr. *ca* griech. *τε* lat. *que*) ist auch im got. (*-uh*) enklitisch; da es im Germanischen seinen Vokal eingebüsst hat, ist uralte Enklise sicher. Falls der Accent von skr. *átha ádha* 'und, auch' als idg. zu gelten hat, ist für as. ae. *and* 'und' junge Tonlosigkeit (wegen *d* für *þ*) zu vermuten; Notk. (Boeth.) hat *únde*, Will. schwankt zwischen Betonung und Nichtbetonung. — Die germanische Negation *ni* ist proklitisch, kann in der Allitterationspoesie nicht allitterieren und wird von Otfr. Notk. Willir. nicht accentuiert. Man beachte, dass altind. *ná* stets betont ist. Notk. hat im Gegensatz zu unbetontem *ne* 'nicht' betontes *nî* Osthoff PBB 8, 312. Für got. *nih* 'und nicht' darf urgerman. mit Pausaaccentuation *né-h* aus *né-qe* angenommen werden (idg. *qe* skr. *ca* kann sich nur an Tonworte anlehnen). — Im Altindischen ist *nū́* 'jetzt' stets betont, das Griechische unterscheidet die enklitische Partikel *νὺ* vom Zeitadverb *νῦν* (skr. *nū́n-am*). Bei Notker lautet das Zeitadverb *nû*, als Partikel herrscht im Althochdeutschen unbetontes *nu:* ahd. *wola-nu wolaga-nu*, got. *sai-nu* ahd. *sînu* Notk. *sîhno* Will. *sîno* ae. *heonu.* Im Gotischen kann *nu* enklitisch zwischengeschoben werden (Luk.

20, 25 *usnugibiþ*). Die Zeitpartikel *nû* wird gern durch ein Enklitikon gestützt: got. *nû sai* 'νυνί', ae. *nûþa* (aus *nû* + *þā*); beachte got. *naúh* ahd. *noh* aus *nú-qe* (oder vgl. skr. *nú-kam*?). — Ein urgerm. *þau* hat in got. *þauh* ae. *þéah* ein enklitisches *qe* oder *kam* angenommen, dies ist jedoch nach Ausweis von ahd. *döh* wegen der Vokalkürzung als nicht-volltoniges Wort anzusehen. Jenes *þau* ist in got. *aiþþau* (ahd. *ëdo*) enklitisch einem dem lat. *et* urverwandten Worte angefügt; auch germ. *ëþþau* ist, wie die Konsonantenkürzung in ahd. *ëdo* an. *eđa* lehrt, als Wort von geringer Accentstärke zu betrachten. — Notker verwendet unbetontes *na* als enklitische Fragepartikel für negative Sätze (*newéist du na?* ZfdPh. 14, 139). — Die germanischen Relativpartikeln got. *ei* an. *es er sem* ae. *þe* ahd. *der dar* schliessen sich enklitisch an Pronomina an: got. *þat-ei* ae. *þæt-þe þætte* Tat. Otfr. *thaz-dar* Notk. *daz dir* — *daz der*, ae. *þâþe* ahd. *dieder*. — Enklitische Pronominalpartikel ist noch germ. *hun*: *ʒin* (lat. *-cunque* skr. betont *cand*) zur Bildung verallgemeinernder Pronomina: got. *ni hváshun* (skr. *na kás cand*) *áinshun mannahun*; an. *hverge enge hvarge mange*; as. *hwęrgin*. Verallgemeinernd ist got. *-uh* (*hwazuh hwarjizuh* vgl. altir. *cách* 'jeder'), ae. *-hweʒa* in *hwǽtweʒa*. — Ein deiktisches Element *id* steckt in got.-germ. *sai* (skr. *sa id*) nach Osthoff PBB 8, 311; und dieses *sai* tritt (doch nicht im Gotischen — aber got. *nû* + *sai* 'νυνί') deiktisch an den Artikel in der lautgesetzlich verkürzten Form *-se*, dem got. *sai* 'ecce' zugrunde liegt; vgl. an. run. *sa-si su-si þat-si þeimsi þasi þausi* und ahd. *dëse* neben *de*, Gen. Sg. Musp. 103 *dës-se* zu *dës*, Plur. ahd. *de-se* as. *thëse* zu *thê* 'die'; darüber s. bes. Bugge Tidskr. f. Philol. 9, 111 sowie unten § 51; got. **sá sai*, **só sai* u. s. w. sind unbezeugt. Dafür zeigt das got. *sa-h* 'dieser', dessen *h* dem lat. *c* in *hi-c hun-c hujus-ce* u. s. w. entspricht. — Ein Pronominalenklitikon steckt in got. *mi-k* = griech. ἐμέ γέ (cf. skr. *tvám ha*). — Die Vokativpartikel ae. *lâ* — auch Interjektion — ist unbetont; sie lehnt sich häufig an vgl. ae. *éala wâla weʒla* me. *weila*. — Tonlos ist auch die Vergleichungspartikel *swa*, die vielfach enklitisch angelehnt wird; vgl. auch ahd. *âl-sô* ae. *éalswa*; ae. *ʒése* ne. *yes* aus *ʒe-swa*, ae. *ne-se* 'nein' aus **né-swa*; proklitisch ist es in ae. *seþéah* (got. *swêþauh*) sowie in ahd. *sowërso* mhd. *swër* und ae. *swæder* neben *swāhwǽderswā*; me. *whó-se*. — Instruktiv ist mhd. *ot* aus unbetontem ahd. *ëcchorôdo*.

Präpositionen. Im Altindischen sind sie betont (abgesehen von *avyayîbhâva* wie *pratikâmám pratidošám anušvadhám* u. s. w.); die griech. Präpositionen haben ihren alten Accent nur bei Anastrophe, während sie vor dem Nomen den Accent ganz einbüssen (ἐκ κακῶν) oder enklitischen Gravis (ἀπὸ ὑπὸ u. s. w.) erhalten. Im Germanischen repräsentieren sich die Präpositionen als accentlos durch Vokalerscheinungen, die eigentlich nur ganz unbetonten Silben zukommen: ahd. *zi* as. *te* (ae. *tí*) aus *ta*; ahd. *durh* ae. *þurh* aus germ. *þerh* (got. *þairh*); ae. *ód* aus **úþ* **unþ* (: got. *und*); auch weist die Lautverschiebung in ahd. *ab ob* und *ur* gegen skr. *ápa úpa* griech. ἄπο ὕπο auf Unbetontheit der Präposition; beachte ae. *mid* und *miþ*, ahd. *ubur* got. *ufar* (skr. *upári* griech. ὑπερ, got. *und* ae. *óþ* aus **unþ*, got. *and* aus vorgerm. *anta-*), und wir werden für die urgerman. Zeit Schwanken einiger Präpositionen zwischen Betontheit und Unbetontheit annehmen müssen. In den literarischen Perioden überwiegt die Unbetontheit: in der allitterierenden Dichtung sind Präpositionen nicht allitterationsfähig, bei Voranstellung auch nicht hebungsfähig; Otfrid accentuiert die Präpositionen nicht; Notker im Boeth. gibt den zweisilbigen meist Accente, gebraucht aber *bi-be* und *ze* stets proklitisch; das meist unbetonte *in* und *an* accentuiert er bei folgendem unbetonten Artikel (*ín daz fíur, ín dia grúoba*). Willir. schwankt zwischen Accentuierung und Tonlosigkeit der Präpositionen, nur *ze* verbindet er regelmässig proklitisch mit seinem Nomen.

Im Heliand wird proklitisches *wid* vor andern Atonis gebraucht, aber bei unmittelbar folgendem Accentwort steht das doch wohl volltonige *widar*: *widar winde, widar hęttiandun, widar wrêdun, widar ſtandun* aber *wid demu winde, wid de wrêdun, wid thea ſtund* u. s. w. — Das Altenglische hat als Präposition das proklitisch entstandene *wid*; aber ae. *æt* und *in* haben nicht den Vokalismus der Atona; ae. *od* aus **ûþ *unþ* (: got. *und*) zeigt die Vokalkürzung der unbetonten Silben; auch ae. *on* (für **an*), *of* für *æf*, *wid* (neben *wider-*) u. a. sind lautgeschichtlich Atona. — Im Griechischen gilt bei Anastrophe betonte Präposition (*θεῶν ἄπο, τούτου πέρι* u. s. w.). Notker im Boeth. unterscheidet nach Braune PBB 2, 147 vortoniges *âne* 'ohne' (*lîb âne tôd*) von nachgesetztem, zweifellos volltonigem *âno* (*allero chrefte âno*, vgl. *ina âno* Hel. 1489). Die germanische Allitterationspoesie bestätigt den Accent der Präpositionen bei Anastrophe; vgl. Beow. *Scêdelàndum in, máncy̆nne frám, móndrèamum fróm, Frêslòndum ón*; Edda *hǫllu í, bédjum á* u. s. w.). Isolierte Form scheint ahd. (Willir.) *álliȝ-ána* 'immer' (neben *an, ane* Präp., *ane, ana* Adv.). — Bei Voranstellung der Präposition treten Avyayìbhâva ein, die als Komposita im Indischen, Griechischen und Lateinischen einfache Accentuation aufweisen; vgl. skr. *abhi-jñú prati-kâmám yathâ-vaçam* oder griech. *πρόχνυ ἐκποδῶν παραχρῆμα ἐξαίφνης* (*ἐπισχερώ ἐπίτηδες παραπολύ ἀντικρύ?*) oder wie lat. *illico* (für *in-sloco*) *óbviam invícem intérdiu* u. A. Das Lateinische mit seinem vorhistorischen Kompositionsaccent zeigt, welche Behandlung des Accentes das Germanische aufweisen muss bei altem Avyayìbhâva: nhd. *übermorgen* mhd. *ëgester* weisen auf ahd. *úbarmorgane ëgestron*, deren Accent in althochdeutscher Zeit nicht bezeugt ist; ist die Rückerschliessung sicher, so können diese Adverbia nur durch die Bildung der Avyayìbhâva erklärt werden. Unsicher ist die Beurteilung der vielleicht hierher gehörigen got. *ándaugiba ándaugjô*, ahd. *fúrenomes* 'besonders', *umbikirg* 'ringsherum', *inlachenes* 'intrinsecus', ae. *óndlong* (*ollung*) 'entlang', *instæpe(s)* 'sofort', *widersynes* u. a.

Ob auf ähnliche Weise die Bildung und Accentuation in lat. *interea interim antehac posthac* u. s. w. zu erklären, kann zweifelhaft sein. Im Germanischen haben wir ähnliche Komposita, aber mit schwankender Betonung vgl. Notker *darána* aber *andiu, darmíte* aber *mit tiu, darazúo* aber *zediu*; bei jüngeren lautschweren Präpositionen findet sich auch Betonung der voranstehenden Präposition: ahd. Willir. *innedes, ëdes*; as. *áftarthiu* PBB 5, 178. 181; ae. *siddan* (an. *sídan*) aus **sîþ þan* cf. got. *þanaseiþs*; ae. *æfterdon*; ahd. *mittont* = got. *miþþanei*; aber auch ae. *tódón fordón* ahd. *hediu*; ahd. *untaȝ* (synkopiert *unz*) als Konjunktion entspricht dem as. *únthat* (cf. *antat*) got. *únd þatei* (got. *untê* aus *únd þê?*). — Die Personalpronomina lieben im Westgermanischen die volleren Lautformen der Präpositionen vor sich. Notker betont im Boethius *án mir, án in*, obwohl sonst *an* nicht regelmässig betont wird, und verwendet unaccentuiertes *zuo* in *zuo mir, zu iro* gegen sonstiges *ze*; Williram hat zu herrschendem *an* die *ánne mir* (*mih*), *ánne dir* (*dih*); in Otlohs Gebet begegnet *inni mir* (neben *in mir*). Hel. 3073 *áftar mî*, 2425 *áftar thî*, auch 4697 *midi thî* (wie *thármidi*); im ae. Psalter begegnet *wiþer m* gegen sonstiges *wiþ*; auch ae. Rätsel 41,86 *únder mê*; Christ 322 *æfter him*. Und Williram, der *ab* als Präposition nicht mehr kennt, hat noch éin *ábe mir*. Es lässt sich hieraus folgern, dass die Präpositionen vor dem enklitischen Personalpronomen betont waren (Rieger ZfdPh 7, 32), wie sie es noch im Neuenglischen und zum Teil auch im Neuhochdeutschen sind. Beachte gr. *πρός με, πρός σε, εἴς με* und nach Thurneysen auch altir. *di-m* 'von mir', *for-m* 'auf mich'.

PRONOMINA. Für die altindische Enklitika *im sim mā-me tvā-tē nau-nas vâm-vas* (griech. *μὲ σὲ*) fehlen im Germanischen nachweisbare Enklitika von eigener Lautform. Lautliche Zeugnisse für Unbetontheit der Pronomina sind

unsicher; in Betracht kommt das westgerm. (vielleicht urgerm.) *ī* für *ĕ* in *ik mik miz sik;* das *z* für *s* (skr. *tēsâm yēsâm*) in got. *þizē* für **þaizē* (ae. *þâra* got. *blindaizē*) und in ae. *þǣre* aus **þaizjai* (skr. *tásyâi);* das *mm* für *zm* in got. *þamma* (skr. *tásmât), imma* (skr. *asmât);* das *m* für *mm* in ahd. *imo demo;* jüngere Lautkriterien zeigen me. *ī ŭs it* aus unbetonten *ĭc ûs hit;* ahd. *wĭr* aus **wīR* (got. *weis),* ahd. *ĭr* gegen got. *jûs;* das run. *ek* für *eka* (Grdf. *ĕgŏm*)? Vor allem haben wir litterarische Zeugnisse für den Satzaccent der Pronomina, die nur in kleinem Umfange allitterationsfähig sind. Die persönlichen Pronomina treten häufig enklitisch auf: ae. *wēn'ic* Beow. 338. 442, *far'ic* Germ. 23, 394; über Enklise von *ek þú* im Altnordischen s. Noreen § 380; über westgerm. *þŭ (ĭc* ist darnach urwestgerm. gestaltet, ae. *ĭc* nhd. *eich)* als betonte und tonlose Form vgl. die Fälle der Enklise bei Paul PBB 6, 549; ae. *wēnstu* Sievers PBB 9, 273. Die altfränkischen Dialekte scheinen *her* und *er* (Ludwigsl.) als Doppelformen ursprünglich ebenso zu verwenden. Otfrid (Sobel p. 50) lässt die Personalpronomina meist unbetont. Im Boeth. accentuiert Notker *sí chád-,* aber *-chít si, ih wéiz-, tû wéist-* aber *-wéiz ih, -wéist tu* (ähnlich Willir.). Für den Begriff 'wir zwei, wir beide' vgl. Otfr. III 16, 46b *úns zwein* ae. *únc bǣm, úncer twēza* (auch *bēzra uncer* Gen. 1914 *bǣm inc* Christ 357), an. Vǫlusp. Helg. *ýkkur beggja.* — Die althochdeutsche Betonung *irò irù imò* u. s. w. (aber Notk. Boeth. und Willir. stets *ímo)* erklärt sich eher mit Lachmann Kl. Schr. I, 380 aus Enklise wie griech. ἐστὶ neben ἔστι und somit aus den unbetonten Formen skr. *asyâs asyai asmâd* u. s. w. als mit Scherer ZGDS[1] 152 aus einem Beharren der idg. Urbetonung (skr. *asyā́s asyā́i asmā́d);* für ahd. *unsìh iuwìh* gilt dieselbe Erklärung. — Das unbestimmte Personalpronomen westgerm. *man* ist nicht hebungsfähig genug um die Allitteration zu tragen, wird auch von Otfr. Notk. und Willir. nicht betont. — Für die urgermanische Betonung der Demonstrativa (s. auch unten § 59) sprechen ahd. *hiutu hînaht hiuro* as. Hel. *hiudu hîndag* 'heute' (got. **hija daga* und *himma daga)* sowie an. *hin-, þangat* und *hinneg þanneg* 'hierher' (letzteres aus *hinn veg);* ferner nach Rieger 30 ae. Beow. *þý-dōgore þýs-dogor* Christ *on þām dæze,* Hel. 4600 (2407) *an thēn dagun,* Otfr. III, 16, 44b *in thén dag* u. s. w., schliesslich ae. *þýdæzes ídæzes* (beachte lat. *hodie quomodo hujusmodi* u. A.), Beow. *on þǣm dæze, on þā tíd,* Judith 307 *ofer þā niht* = Beow. 737. — ae. *þes,* bei Voranstellung zumeist wenig betont, bei Postposition wie in der Edda aber betont, zeigt Allitterationsfähigkeit Beow. 791. 1396; Chr. 22 und sonst. — Der indogermanische Pronominalstamm *to* (Nsg. *so)* — im Rgveda stets betont — hat im Germanischen keinen schweren Accent, vielleicht überwiegend Unbetontheit. Ob und in wieweit die komplizierten Accentuierungsgesetze Notkers und Otfrids (ZfdPh 14, 143; QF 48, 55) urgermanisch sind, lässt sich nicht sagen, da die allitterierende Poesie versagt: Otfrid und Notker kennen auch geringere Accentstufen, welche die Allitterationspoesie nicht verwerten kann. Aus ihrem Bereich ergibt sich ein Accentgrad wohl nur bei Postposition wie an. Edda *hŭna þeira, rŭnna þeira, gŭmna þeira* u. s. w. oder Beow. *grúndwong þone, frēodowong þone, wǽlhlem þone, góldweard þone.* Bei Zwischenstellung dürfte der Artikel stets unbetont gewesen sein: Notk. *sélbez taz hére, álle die liute, éinen die ménnisken;* Otfr. *állo thio zíti,* ae. Andr. *bēzen þâ gebróþru* (Dat. *bām þâm zebróþrum);* also auch got. *bá þô skipa* und diese Betonung erklärt auch, wie me. *bǫthe* 'beide' aus ae. *bâ-þâ* oder ahd. *bēde* aus *bē dē* (unten § 60) entstehen konnte. Neben dem unbetonten skr. *sama* 'irgend einer' darf wohl auch germ.-got. *sums* als unbetont angesetzt werden (betontes *súme* im Altenglischen Boeth. bei Rieger 32); im Beow. ist *sum* nicht allitterationsfähig (ausser 2157); aber me. *súmthing súmdēl.*

Das Possessivum hat einen höheren Ton als das Personalpronomen bei Otfr. (Sobel 52); auch die Allitterationspoesie bestätigt es durch häufige Postposition (*léode míne, hláford þínne* u. s. w.); die Possessiva sind auch häufiger allitterationsfähig als andere Pronomina (*míne gefrǽge, þurh mín hǫnd, ymb þínne síþ*); bei Zwischenstellung dürfte früh Unbetontheit gegolten haben (Otfr. *mit állen unsen kréftin*): aber auch sonst ist Proklise wie Enklise der Possessiva geläufig (Hel. 3194 ist *hérron mînumu* zu lesen vgl. V. 3197); beachte Enklise beim Vokativ as. *fró mín* ae. *wine mîn* (aber Beow. 2047 auch *mín wine*). — *Selbst* hat einen höheren als zugehörige Personalia: ae. *hē-sélf þū-sélf*, as. *ina sélbon, mī sélbon.* — An Einzelheiten seien erwähnt ae. *ǽnȝeþinga* 'quoquomodo', *ǽniȝmǫn nánþing nánwuht nánmǫn* (ne. *nóbody nóthing*) *ǽȝhwylc ǽȝhwā* ahd. *ioman* (cf. *iomêr*) *iowiht;* beachte ae. *náthwylc* an. *nøkkurr.*

Zahlworte: Für das Westgerm.-Nord. gilt das Gesetz, dass Kardinalzahlen vor ihrem Nomen stets einen höheren Ton tragen: Beow. *séofonniht* (ne. *sénnight*); ae. *féowertýneniht* (ne. *fortnight*); beachte ne. *twópence thréepence twélfmonth* u. a. — Hel. *sibun wintar, umbi thréa naht, obar twā naht* Rieger ZfdPh. 7, 20; Otfr. *áhto dagon, zwélif thegana* Piper PBB 8, 229; entsprechend an. (*Vǫl.-kv.*) *síau vetr* (*Þrymskv.*) *átta rǫstum, átta nóttum, síau missere* Gudr. Wenn wir dieses Gesetz auch für das Got. annehmen, ergibt sich wohl auch der Accent für die Dekadennamen got. *fídwôr tigjus, fímf tigjus* (an. *þrír tiger* Atlam. *um fjórum togum* Grimn. 23. 24): das Westgerm., in welchem die Benennung 'Dekade' zum Suffix herabgesunken, erklärt sich nur aus dieser Betonung: ahd. *drízuc séhszuc* ae. *þrittiȝ sixtiȝ* aus *þrí-tigu séhs tigu* (*þrí tigu* enthält *þrî* = skr. *trî* als Neutrum?). Im Gegensatz zu diesen multiplikativ gebildeten Kardinalien haben die Dvandvabildungen 13, 14 u. s. w. Doppelaccent (levell stress), den das Engl. noch heute zeigt: ae. *fíftýne síxtýne* (aber *fíftiȝ sixtiȝ*); so accentuiert Notk. zwar *zwéinzec zênzec*, aber *séhzên níunzêne* I, 618, daher auch mit Auflösung (Graff 5, 628) *drín zênin* I, 619. Willir. hat überwiegend *sézzoch áhzoch* u. a. ohne Nebenaccent. Über die Parallelerscheinungen der verwandten Sprachen vgl. Wheeler *gr. Nominalaccent* p. 41. — Die Zahladverbia 2mal, 3mal betonen im Westgerm. bei Juxtaposition das Zahlwort: ae. *twélf síðum;* (Phoen.); Hel. *síbun síðun;* Otfr. *dría stunta, einlif stuntôn*; Willir. *súmstunt drîestunt* = nhd. (cf. DWb) *dréistunt;* ahd. auch *fíorstunt fínfstunt síbunstunt* u. s. w.; nhd. *dreimal, manchmal* beruhen auf *ze drín málen, ze mánigen málen* u. s. w.; darnach ist wol auch got. *þrím sinþam, fímf sinþam, síbun sinþam* zu accentuieren, in Übereinstimmung mit den oben vermuteten *fídwôr tigjus, fímf tigjus* u. s. w. — Für den germ. Accent beachte auch ae. *bútū bátwā* (dat. *bámtwǣ*), das auf Enklise von 'zwei' beruht. — Isoliert ist an. *einneg* (aus *éinn veg*) 'auf dieselbe Weise'.

NOMINA. Im Altindischen gilt für Vokative das Gesetz, dass zugehörige Genetive oder Adjektive accentuell mit ihnen eine Einheit bilden: *sûnô sahasah* oder *sáhasah sûnô* 'Söhne der Kraft' oder *viçvê dèvâh, váso sakhê* resp. *sákhê vaso* 'guter Freund' (Whitney § 314). Vielleicht schliesst sich an diese auffällige Erscheinung dasjenige germanische Accentgesetz an, wonach got. *fimf tigjus, sibun tigjus* zu betonen ist: überall wo zwei grammatisch auf einander bezogene Nomina neben einander stehen, trägt das voranstehende den höheren Accent: ae. *mǽre þeodon, wíges heard, wíne Scyldinga* u. s. w. andd. Hel. *wórd godes, gódes word, dróhtines ęngil, língron hwîla* u. s. w.; ahd. Otfr. *ther gúato man, gótes boto, der líobo drost* u. s. w. Notker bezeugt den höheren Ton der vorangehenden Bestimmung bei *man* (*nechéin man, ételich man* I, 543, *wíȝ man* I, 523) Fleischer 295, wozu ae. *ǽniȝmon, nán mǫn,* ahd. *íoman* stimmen; Willir. hat *úmbe mítten dag* (cf. nhd. *míttag*). Dass diese Accentuation — ein rein mechanisches, kein logisches Prinzip — der lebendigen Sprache zukam, beweisen Komposita, die auf Juxtaposition beruhen Brugmann I, p. 672: got. *baúrgswaddjus* (aus *baúrgs* + *waddjus*), as. *hrénkorni áldfader ádalkuning lós- sód- spáh-word;* ahd. *quécbrunno míttiwécha brútigumo náhgibûr;* beachte nhd. *mittag* ahd. *ze mittemo tage;* nhd. *mitternacht,* ahd. *ze mitteru naht,* nhd. *weinachten* aus *ze den wîhen nahten;* ne. *midnight* aus ae. *æt midre niht,* ne. *midsummer* aus ae. *on midne sumor;* nhd. *viertel* aus ahd. *daȝ fiorda teil;* nhd. *júngfrau* aus ahd. *júncfrouwa;* ne. *léman* aus me. *léfman* ae. (Acc.) *léofne monnan;* ne. *daisy* aus ae. *dǽȝes-eaȝe;* ae. *wíde-*

ferhđ tōwīdanfeore; ne. *álways* ae. *éalnewez éalnez.* Schon im Sanskrit finden sich zusammengewachsene Bildungen wie *pûrvêdyús* 'gestern', *jā́s-pati* 'Hausherr', *sapta-ṛšáyas* 'die 7 Weisen', *sapta-gṛdhrā́s* 'die 7 Geier', *madhyamdína* 'Mittag'; vgl. auch griech. *Διόςκουροι*, lat. *Júppiter postrídie merídie* u. A. bei Brugmann I § 672 II § 36 über die Bildung und den einfachen Accent bei Juxtapositionen. Beachtenswert ist für das Germanische, dass Gradadjektiva *all mikil manag* im Westgermanischen meist bloss vortonig sind. Das Beweismaterial für die Hauptregel — Betonung des voranstehenden Nomens — ist durch so immenses Material aus dem Westgermanischen und Nordischen gesichert, dass wir uns mit den voranstehenden Belegen begnügen können; vgl. Rieger ZfdPh 7, 19 ff.; Sobel QF 48, 26 ff.; Piper PBB 8, 226 ff.; es sei noch bemerkt, dass im Althochdeutschen — durch Otfrids Accentuierung erwiesen — eine Accentverschiebung beginnt, die für die deutsche Sprachgeschichte wichtig ist; mit dieser haben wir uns bei der Darstellung der urgermanischen Verhältnisse nicht zu befassen.

VERBUM. Im Altindischen gilt die Hauptregel, dass das Verbum tonlos ist (abgesehen vom Satzanfang und vom Nebensatz); das Griechische zeigt Spuren dieser Regel (J. Wackernagel KZs. 23, 457). Im Germanischen finden sich keine Lauterscheinungen, die mit Sicherheit in dieser Erscheinung ihre Erklärung finden. Mit einiger Wahrscheinlichkeit gehören folgende Fälle hierher: germ. *im* 'ich bin' und *sind* 'sie sind' entsprechen den unbetonten skr. *asmi santi* (wegen *mm* = idg. *sm* und *d* = idg. *t),* nicht den betonten skr. *ásmi sánti;* ae. *bíđ bŷđ* steht für eigentliches *bíđ;* ae. *sindon wolde sceolde* haben im Mittelenglischen (Orrm) die Lautentwicklung der Atona *(sínnden wóllde shóllde,* nicht *sînden wôlde shôlde);* ebenso *wǽron;* das auffällige *ó* von ahd. *konda onda bigonda* dürfte auch wohl in alter Unbetontheit seine Erklärung finden, desgl. die auffälligen Kontraktionen in ahd. *gêt stêt hât quât gît (lât)* aus ursprünglich *gaid staid habaid qiþid gibid (lâtid).* — Willir. betont *ist sint* häufig nicht. — Nach dem Zeugnis der allitterierenden Poesie (Rieger ZfdPh 7, 24) hat das Germanische jene wohl urindogermanische Accentregel dahin ausgebildet: das Verbum hat einen niedrigeren Accent als die Nomina und Adverbia desselben Satzes: Beow. *fand þā þǽr-inne, eode þā tō sétle, setton him tō héafdum;* aber es finden sich auch zahlreiche Fälle mit Betonung des Verbs im Satzanfang *(gýrede hine Beowulf* Beow. 1442[b], *héold hine siđđan tō fæste* Beow. 142[b], 789[b], *onfóh þissum fúlle, arās þā bí rónde, glídon ofer gārsecg, sétton sǽmēde, grétte Géata leod, égsode éorl* u. s. w.); Belege für die Unbetontheit im Satz resp. Versinnern sind überflüssig; im Hel. ist das Verb im Satzanfang meist unbetont *(that mīnda that bárn godes, warp on thena séo innan),* selten betont *(wél imu aninnan hugi).* Neben Präpositionaladverbien hat das Verbum auch einen geringeren Accent: Beow. *þâ côm ín gân, him bí stôdon.* Verba sind niedriger betont als zugehörige Infinitive; so im Altenglischen bei *hâtan lǽtan*: also *sécgan hyrde* Beow. 391[a] *eow hét sécgan).* Hülfsverba haben bei Stoffverben natürlich keinen Ton: Otfr. *lésan scalt, wolta irstán.* Ähnlich steht es mit Hauptsätzen wie *ich hörte (dass)*, welche tonlos sind; der Hel. hat vielfach *tho gifragn ik that* im Auftakt, ebenso im Beow. *hýrde ic þæt* ⏑́ ebenso *mynte þæt*⏑́, *cwæþ þæt*⏑́, *bæd þæt*⏑́ Rieger 25.

IV. VOKALISMUS.

§ 22. Die indogermanischen und germanischen Vokalentsprechungen. Da es nicht unsere Aufgabe sein kann die idg. Laute durch den Konsensus der idg. Sprachen erst zu ermitteln oder zu erweisen — so gehen wir von den idg. Urvokalen als etwas Gegebenem aus. Der in den letzten

zwei Decennien erbrachte Nachweis des idg. Vokalbestandes muss daher unterbleiben; man findet denselben mit Litteraturnachweisen behandelt in Brugmanns Grundriss I § 28 bis § 253.

1) idg. *ĭ* = germ. *ĭ* Brugmann § 35: as. *witun* 'sie wissen' skr. *vidús*; run. *gastiR* lat. *hostis*; got. *gastim* lat. *hosti-bus;* got. *fisks* lat. *piscis*; got. *is* lat. *is*; got. *ita* lat. *id* (über germ. *ĕ* für *ĭ* s. § 25, 2). — 2) idg. *î* = germ. *î* Brugmann § 43: ahd. *bilîban* gr. λῑπαρέω; got. *wileis* lat. *velîs*; ahd. *sît* 'ihr seit' lat. *sî-tis*; an. *sî-me* gr. ῑμάς; ahd. *wîda* gr. ῑτέα. — 3) idg. *ŭ* = germ. *ŭ*: an. *uxe* skr. *ukšán*; ahd. *turi* skr. *duras*; ahd. *butun* skr. *bubudhús*; got. *nu* skr. *nu* (über germ. *ŏ* für *ŭ* s. § 25, 2). — 4) idg. *û* = germ. *û*: lat. *mûs* ahd. *mûs*; lat. *sû-s* ahd. *sû*; skr. *ûdhar* ahd. *ûtiro*; gr. νῦν ahd. ae. *nû*. — 5) idg. *ĕ* = germ. *ĕ:* lat. *edere* ae. *ĕtan*; gr. φέρειν ahd. *bĕran*; lat. *pĕllis* ahd. *fĕl(l)*; lat. *sex* ahd. *sĕhs*; lat. *decem* ahd. *zĕhan.* Einschränkungen dieses Gesetzes s. § 25, 2. — 6) idg. *ĕi* = germ. *î* (Brugmann § 67): gr. λείπω δείκνυμι πείθω στείχω ahd. *lîhan zîhan bîtan stîgan*; gr. εἰδώς got. *weitwôds.* — 7) idg. *ĕu* = germ. *eu:* gr. πεύσομαι (σ = ϑ + σ im Futur.) germ. **beudan*; europ. *teutā* germ. **þeudô*; gr. ἐλεύθερος germ. **leuþera-* 'liederlich'; über die germ. Entwicklung von *ĕu* s. unten § 25, 7. — 8) idg. *ê* = germ. *ê* (Brugmann § 75): lat. *sê-men sê-ps*; gr. νῆ-σις got. *nê-þla*; lat. *vêrus* got. *-wêrs*; gr. τί-θη-μι got. *dê-þs*; lat. *mên-sis* got. *mên-a*; die nordisch-westgerm. Vertretung dieses urgerm. *ê* s. § 30. Über germ. *ê* vgl. Bremer PBB XI, 1. — 8) idg. *ŏ* = germ. *a* Brugmann § 83: lat. *octo* gr. ὀκτώ got. *ahtau*; lat. *noctem* got. *naht;* lat. *hostis* got. *gasts*; gr. πόσις got. *-faþs*; got. *hlaf* 'ich stahl' gr. κέκλοφα. — 10) idg. *ŏi* = germ. *ai:* gr. πέποιθα got. *baiþ*; gr. φέροις got. *bairais*; λέλοιπα got. *laihv*; οἶδα got. *wait.* — 11) idg. *ŏu* = germ. *au:* idg. **bhebhoudhe* (skr. *bubôdha)* got. *bauþ*; idg. *roudho-s* (lat. *rûfus)* got. *rauds.* — 12) idg. *ô* = germ. *ô* Brugmann § 91: lat. *ôra* ae. *ôra* 'Rand'; gr. εἰδώς got. *weitwôds*; gr. πρωί ahd. *fruo*; gr. ὕδωρ got. *watô*; γνωτός 'Verwandter' got. *knô-þs* 'Geschlecht'; gr. φέρω urgerm. **berô*; got. *þizô* gr. θεάων. — 13) idg. *ă* = germ. *ă* Brugmann § 99: gr. ἄγειν an. *aka*; gr. ἀγρός got. *akrs*; gr. πατήρ got. *fadar*; gr. ἄλλος got. *aljis*; lat. *aqua* got. *ahva*; lat. *ratio* got. *raþjô.* — 14) idg. *ai* = germ. *ai:* gr. λαιός germ. **slaiwa-* (ahd. *slêo*); gr. ῥαιβός got. *wraiqs;* lat. *aes* (aus **ais-)* got. *aiz;* gr. αἰών got. *aiws.* — 15) idg. *au* = germ. *au:* lat. *augere* got. *aukan.* — 16) idg. *â* = germ. *ô* Brugmann § 107: lat. *frater mater* ae. *brôþor môder;* lat. *fâgus* ae. *bôc-trêow;* gr. ἁδύς (lat. *suâvis)* ae. *swôte.* — 17) idg. *ə* = germ. *a* Brugmann § 109 wird vermutet für idg. *pətŕ* got. *fadar* (skr. *pitā́);* idg. *sthəti* got. *sta-þs* (skr. *sthiti);* für die germanische Lautgeschichte ist ein idg. *ə* nicht erforderlich, weil Zusammenfall mit idg. *ă* eingetreten ist. — 18) idg. *m̥ n̥* = germ. *um un* Brugmann § 222 (durch eine Mittelstufe *əm ən):* idg. *l̥nghró-* (gr. ἐλαφρός) ae. *lungor;* lit. *deszimt* got. *taihun;* idg. *dn̥t* 'Zahn' got. *tunþ-us* (skr. *dat-);* idg. *sn̥tyó* (skr. *satya-)* 'wahr' got. *sunjis;* über *ŏ* für *ŭ* s. § 25, 2. — 19) idg. *r̥ l̥* = germ. *ur ul* Brugmann § 284, 299: skr. *vŕ̥ka* got. *wulfs;* skr. *pŕ̥thivî* 'Erde' as. *folda;* skr. *pr̥cchâmi* ahd. *forscôm;* skr. *tr̥šús* an. *þurr.* — 20) idg. *r̥̂ l̥̂* = germ. *ar al* Brugmann § 306: idg. *r̥̂dhwo-* (skr. *ûrdhva* lat. *arduus)* 'steil' germ. **ardwa-* (cf. an. *ǫrþugr);* idg. *wl̥̂mi* 'Wallung, Welle' (skr. *ûrmi)* ahd. *walm;* idg. *skr̥̂to-* ahd. *scart;* idg. *ghr̥̂bhā́* 'Handvoll' ahd. *garba.* — 21) idg. *ə* in der Umgebung von Liquiden = germ. *u*: idg. *tənu* (skr. *tanu* gr. ταvυ-) an. *þu-nnr;* idg. *ghəmen* (lat. *homo)* got. *guma* ahd. *gomo;* idg. *tə̂la* got. *þulan* 'dulden'; idg. *gərú* gr. βαρύ got. *kaúru.*

Der germanische Vokalismus zeigt seine Eigenart in dem Wandel idg. *ŏ* < germ. *ă,* idg. *â* < germ. *ô* sowie in der Entwicklung von idg. *r̥ l̥ m̥ n̥* zu *ər əl əm ən,* worin *ə* wie in 21) zu *u : o* wurde. Die indogermanischen

Quantitätsverhältnisse sind im Urgermanischen ungestört geblieben, wie die behandelten Vokalentsprechungen zeigen. Doch ist zu beachten, dass das Germanische vor Nasal oder Liquida und Verschlusslaut (oder Spirans) keine langen Vokale duldet; daher steht nach Osthoff *Perf.* 84 germ. **winda-* **wĕnda-* 'Wind' für idg. *wê-nto-*, ahd. *fersana* für idg. **pêrsnâ* (skr. *pârṣṇi*), ahd. *hërza* für idg. *kērd-* (skr. *hârdi* gr. *κῆρ*), got. *mimz* für idg. *mēms* (skr. *mâṃsa*); vgl. noch got. *ams* aus idg. *ômso-* (gr. *ὦμος*). Daneben bleibt aber vor *sk st zg zd* alte indogermanische Länge durchaus im Germanischen bewahrt: nhd. *drîsh* lat. *trîstis;* ahd. *wuosti* aus **wôstu-* **wâstu-* (altir. *fás*); ae. *óst* 'Ast' aus **ôzdo-;* as. *mâsca* aus urgerm. **mêsqen-* (vorgerm. **mêzgen*) Holthausen PBB 11, 551; vgl. ae. *rúst* 'Rost', *hwósta* 'Husten', *míst* 'Nebel', *þístel* 'Distel', *lîst* 'Leisten', ahd. *krûsci nuosc;* vor den gleichen Konsonantenverbindungen sind Diphthonge möglich (ahd. *trôst lôsci drisc fleisk* u. s. w.).

Anm. Über die Geschichte der Auffassung des indogermanischen Vokalismus s. Collitz ZfdPh 15, 1.

§ 23. Der Wurzelablaut. Das Germanische teilt mit allen indogermanischen Sprachen einen geregelten Vokalwechsel, den man für Wurzelvokale Ablaut nennt. Derselbe ist für Wort- und Formenbildung in der indogermanischen Ursprache sehr bedeutsam gewesen. Das Germanische macht in der Flexion der Verba einen festen Gebrauch davon, doch zeigen sich auch beim Nomen zahlreiche Ablautsspuren. Innerhalb des Indogermanischen scheinen eine grosse Fülle von Regeln für die Verteilung der einzelnen Stufen bestanden zu haben. Hier verzichten wir auf eine Darstellung der für das Germanische zudem teilweise unwesentlichen Ablaute. Unwesentlich wurden einzelne Ablaute im Germanischen dadurch, dass innerhalb des Germanischen die Urvokale idg. *ŏ : ă* sowie *ô : â* zusammenfielen. Es trat dadurch innerhalb des Germanischen eine Vereinfachung, zugleich aber auch eine Verwischung der alten Ablaute ein. Hier geben wir die für das Germanische wesentlichen Erscheinungen, indem wir für Litteratur auf Brugmann *Grundr.* I p. 32 und Noreen *Judl.* § 12 ff. verweisen; in Bezug auf germanische Materialien bietet Noreen eine wertvolle Sammlung, der wir mehreres entnehmen. —

Wir beginnen mit dem Ablaut *ĕ : ŏ,* wozu wir auch die *ei-* und *eu-*Wurzeln ziehen. Indem für idg. *ŏ* im germ. *ă* eintrat, änderte sich die germ. Gestaltung des Ablauts. Ehe wir die einzelnen Stufen systematisch durchnehmen, mögen einige germ. Beispiele die idg. Vokale *ĕ ŏ* belegen: an. *fjǫrdr* (aus **ferdu-R*) got. *faran fêrja fôrum* aus idg. *pĕr pŏr;* got. *sitan sat sêtum* ae. *sót* 'Russ' aus der idg. Wz. *sĕd sŏd* 'sitzen'; as. *fĕgôn* 'fegen' got. *fagrs* 'schön' *gafêhaba* 'passend' as. *fôgian* 'fügen'; got. *ligan lag : lêw* 'Gelegenheit' *lêwjan* 'verraten', ahd. *luog* 'Wildlager'; ferner ahd. *giscëhan giscah* got. *skewjan skôhs;* got. *brikan brak brêkum* ahd. *bruoh;* got. *mitan mat* ahd. *mâz* an. *mót.* Mit Hülfe von Ergänzungen aus andern indogermanischen Sprachen lassen sich alle vier Vokalstufen in zahlreichen Wurzeln nachweisen; reichliches Material bietet Noreen § 12. Es verdient noch konstatiert zu werden, dass nicht alle Wurzeln in diesen vier Stufen bezeugt sind; die Verbalwurzeln kennen meist nur *ĕ ă ê;* für die *i-* und *u-*Wurzeln ist die *ê-* und *ô-*Stufe unmöglich.

1) Für den *ĕ : ŏ*-Ablaut kommt zunächst in Betracht die niedrigste Vokalstufe oder die Tiefstufe, welche in unbetonter Silbe ihren Sitz hat. Hier tritt die grösstmögliche Vokalreduktion ein und zwar völliger Vokalschwund; vgl. got. *s-ind* zu *is-t* (idg. Wz. *es);* got. *sunjis* aus idg. *s-n̥t-yós* (idg. Wz. *es* 'sein'); got. *t-unþus* 'Zahn' idg. Wz. *ed* 'essen'; got. *tr-iu* 'Baum' zu gr. *δορυ;* got. *gr-êdus* zu ahd. *gër-ôn* 'begehren'; got. *kn-iu* zu gr. *γόνυ;* ae. *hn-itu* gr. *κον-ιδ-;* got. *fr-uma* zu *faúr;* ahd. *chr-anuh* gr. *γερ-ανος.* — Dieser *ĕ*-Schwund

der idg. Grundsprache erweist immer die Unbetontheit des synkopierten Vokals. Dieser *ĕ*-Schwund in der unbetonten Silbe zeigt sich vor allem in den *ei-* und *eu*-Wurzeln, deren niedrigste Stufe *ĭ* und *ŭ* ist; diese stehen daher urindogermanisch in unbetonter Silbe: daher die germanischen Partizipia mit indogermanischer Suffixbetonung got. *budans bitans* zu den indogermanischen Wurzeln *bheudh bheid*. So sind *r l m n* bei *e*-Wurzeln durch den Schwund des *e*-Vokals vokalisch geworden, eine fundamentale Entdeckung, durch welche Brugmann 1876 (*Curtius' Studien* 8, 287. 361) eine neue Auffassung der indogermanischen Verhältnisse inaugurierte. Die germanische Lautentsprechung der indogermanischen Vokale *l̥ r̥ m̥ n̥* ist im vorigen § unter 18. 19. 20 aufgeführt; germ. *ur (or) ul (ol) um (om) un (on)* erscheinen im *ĕ*-Ablaut (ahd. *wërdan hëlfan findan*) im Part., wo ursprünglich Suffixbetonung galt: ahd. *giwortan giholfan gifuntan*. Diese Vokale *r̥ l̥ m̥ n̥* = germ. *ur ul um un* gelten nicht bloss, wenn in der Mittel- und Hochstufe der Wurzel der Vokal *ĕ : ŏ* (*ĕ : ă*) der Liquida resp. dem Nasal vorhergeht (idg. *wert-wr̥t* u. s. w.), sondern ebenso wenn er ihnen folgt: got. *baúrd* zeigt *r̥*-Stufe zu ahd. *brët;* ahd. *forscôn* zu *frâgên;* an. *horskr* zu ae. *hrade;* ae. *folde* (skr. *pr̥thivî*) zu skr. *prathas* 'Breite' (an. *flatr*). Doch ist hervorzuheben, dass *r̥* im Germanischen durch *ru* vertreten wird im Ablautssystem von Verben wie got. *brikan : brukans, trudan : trap;* ahd. *sprëhhan : gisprohhan, brëstan : gibrostan, flëhtan giflohtan, (w)rëhhan girohhan, hrëspan : irhrospan* u. s. w., an. *gnostenn* zu *gnesta*. Die Stellung des *r* in diesen tiefstufigen *r̥*-Formen beruht auf Analogie der Mittel- und Hochstufe.

2) Eine zweite Tiefstufenform ist bei *ĕ*-Wurzeln beobachtet: der Vokal schwindet nicht völlig, sondern bleibt als unbetontes *ĕ* (eigentlich *ə*) = germ. *ĕ;* in den zahlreichsten Fällen dürfte dieses *e* einfach übernommen sein aus der Mittelstufe; daher im Partizip herrschend: got. *gibans itans* zeigen die gleiche Vokalstufe wie *bĭtans* zu *beitan, bŭdans* zu *biudan,* resp. wie *funþans spunnans* zu *finþan spinnan*. Dieses *ĕ* hat eigentlich seine Stellung nur zwischen Verschlusslauten und Spiranten. Aber *ĕ* findet sich im Germanischen als Tiefstufe auch nach Liquiden; vgl. die Partizipien ahd. *gilësan-gilëran, ginësan, gilëgan* u. a., wo nach den herrschenden Anschauungen vielmehr idg. *ə* = germ. *ŭ* zu erwarten wäre.

Die *ei- eu*-Wurzeln haben als zweite Tiefstufe *î û:* got. *anabûsns* zu *biudan;* ahd. *(h)lût* 'laut' zu der indogermanischen Wurzel *kleu* (griech. κλυ-τός); ahd. *blûgo* zu an. *bljúgr;* ahd. *ûtiro* zu as. **codar;* auch *î* ist im Germanischen mit idg. *ĕi* zusammengefallen, es lassen sich daher im Germanischen die zweite Tiefstufe und die Mittelstufe nicht mehr unterscheiden; mit einiger Sicherheit hat idg. *î* als Ablautsstufe zu idg. *ĕi* zu gelten in got. *beisns* aus **bhîtsni* zu Wz. *bheidh;* an. *tîgenn* zu griech. δείκνυμι; wohl auch in got. *skei-rs skei-nan skei-ma*. Als zweite Tiefstufe zu *r̥* (= germ. *ur*) gilt *r̥̄* (= germ. *ar*): ahd. *garba* zu der idg. Wz. *ghrebh;* ahd. *scar-t* zu *scër-an* (also Grdf. *ghr̥̄bhā skr̥̄tó*). Unsicheres ist bisher über *m̥̄ n̥̄* als Ablaut zu *em en* vorgebracht; ihre Vertretung im Germanischen ist nicht sicher bestimmt.

3) Während die beiden Tiefstufen in den unbetonten Silben ihre Stellung ursprünglich gehabt haben, gilt für die Mittelstufe eigentlich Betonung; das Germanische legt mit dem grammatischen Wechsel der Tiefstufen dafür Zeugnis ab: got. *filhan* aber *fulgins*, ahd. *wërdan : giwortan, lësan*: gilëran, siodan* (aus **seuþan*) Part. *gisotan;* ahd. *snîdan* (aus vorgerm. **snéito-*) Part. *gisnitan*. *e î eu* sind die germanischen Mittelstufen der drei *e*-Ablaute.

4) Die Hochstufe ist idg. *ŏ*, in betonter wie in unbetonter Silbe erscheinend; vgl. griech. δέδορκα zu δέρκομαι (ἔδρακον); πέπομφα zu πέμπω, πέπονθα zu πένθος; lat. *tŏgă sŏcius* zu *tego sequor*. Als *eu*-Wurzel beachte

griech. *εἰλήλουθα* zu *ἐλεύ(θ)σομαι* (*ἤλυθον*). Innerhalb des Germanischen zeigt sich *a* als *e*-Ablaut im Perfekt wie got. *warþ fanþ halp bait bauþ* u. s. w.

5) *ê* zeigt sich als Ablaut zu Mittelstufe *ĕ* innerhalb des Germanischen nur, wo der Verdacht einer uridg. Ersatzdehnung besteht: got. *nêmun gêbun* mit idg. Ersatzdehnung aus **ne-nm-un *ge-gb-un* § 37; got. *ga-qêms* mit idg. Dehnung aus **qe-qm-i *ge-gm-i*. Gleiche idg. Ersatzdehnung dürfte anzunehmen sein für an. *vár* 'Frühling' (lat. *vêr*) aus **wĕsr-;* got. *-wêrs* (lat. *vêrus*) aus *wĕs-rό-s* (zu ahd. *wësan*); vgl. idg. *patḗr poimḗn* aus *patḗr-s poiméns* (*πατήρ ποιμήν*).

6) *ô* als Ablaut zu Mittelstufe *ĕ* ist sehr selten: mhd. *schuor* zu *schërn;* ahd. *luog* 'Wildlager' zu Part. *gilëgan* (idg. Wz. *lĕgh*); got. *fôtus* zu lat. *pĕd-em*.

Neben diesem Ablaut mit *ĕ* als Mittelstufe finden sich einige Fälle von Ablaut, der sich wesentlich zwischen *ê : ô* (*ῥήγνυμι : ἔρρωγα*) bewegt und nur selten eine Tiefstufe mit germ. *ă* aufweist: got. *sê-þs* aber *sat-sô-un;* ahd. *knâen* : *knuodelen;* ahd. *gitâ-n : tuo-n,* ahd. *tâ-t : tuo-m;* ahd. *hâko* zu ae. *hôc;* ahd. *spuon :* aslov. *spěją;* vgl. noch ae. *rό-þor* zu lat. *rê-mus;* ahd. *râwa: ruowa;* got. *sêls* ae. *sǽlra;* got. *jêr* griech. *ὥρα;* in diesen Fällen dürfte *ô* Mittelstufe sein und *ê* eine Tiefstufe, weil die Verteilung von *ê* und *ô* hier der sonstigen Verteilung von Mittel- und Tiefstufe entspricht. Möglicherweise hat dieselbe Auffassung auch zu gelten für got. *lêtan lailôt* mit dem Ablaut *ă* in got. *latjan;* für got. *têkan taitôk* mit dem Ablaut *ă* in an. *taka*.

Daneben gibt es Fälle von idg. Ablaut *ŏ : ô* = germ. *a : ô;* vgl. got. *aleina* griech. *ὠλένη;* got. *namô* lat. *nômen* (mndd. *nômen* 'nennen'); hd. *ast* (griech. *ὄζος*) ae. *ôst;* lat. *ŏpus* ahd. *uoben;* got. *dags : fidurdôgs*. Für den parallelen Ablaut *è : ê* vgl. got. *qinô : qêns* (skr. *jâni*) 'Weib'; got. *inu* ahd. *âno;* got. *tathun : -têhund;* mhd. *swëher : swâger;* ahd. *swëro : swâri;* got. *trigô :* ahd. *trâgi;* lat. *hĕri* an. *í gǽr;* Materialien bei Noreen § 17, 18.

B. Der *ă*-Ablaut hat als feste Mittelstufe *ă,* als Hochstufe *â* = germ. *ô*. Tiefstufe dazu ist im Germ. *ă*. Hierher gehört der Verbalablaut got. *faran fôr farans;* vgl. mit griech. *ἄγειν* lat. *agere* das an. *aka ók ekenn;* Hochstufe *â* bei *ă*-Wurzeln steckt in griech. *λέληθα γέγηθα τέθηλα λέληκα* u. s. w. Innerhalb des Germanischen ist dieser Ablaut *a : â* lautgesetzlich mit dem idg. Ablaut *o : ô* zusammengefallen, so dass das Germanische nicht ausreicht einen selbständigen Einblick in den *ă*-Ablaut zu gewähren. Dass die *a*-Wurzeln gemeinindogermanisch in der Tiefstufe eigentlich Vokalreduktion resp. Synkope gehabt haben, dafür sprechen manche Zeugnisse ausserhalb des Germanischen; innerhalb des Germanischen beachte ae. *nósu* neben *năsu* (lat. *nâsus*) mit *ɔ̆ : ă;* aber es herrscht durchaus *ă* als germanische Tiefstufe vgl. got. *fadar* griech. *πατήρ* (gegen got. *brôþar* lat. *frâter*).

Anm. Die Formulierung des Ablauts durch Tiefstufe, Mittelstufe, Hochstufe geht auf Osthoff MU IV, Vorwort zurück.

§ 24. **Der Suffixablaut und die Mittelvokale.** Dieselben Ablautserscheinungen, welche in den Wurzelsilben auftreten, zeigen sich auch in den Suffixsilben. Dem Wechsel *φέρομεν φέρετε* oder *λύκος λύκε* entspricht got. *batra-m batri-þ, wulfa-m* Dat. Pl. *wulfi-s* Gen. Sg. Innerhalb der Deklination beachte die *u : eu : ou*-Stämme in got. *sunu-s suniwê sunau-s* oder die *ĭ : ai*-Stämme in got. *ansti-m anstei-s anstai-s*. Bei der idg. *ŏ*-Deklination wechseln *ŏ ĕ* in got. *daga-m dagô-s dagi-s dag*. Bei den *n*-Stämmen (Osthoff PBB 3, 1) wechseln *n : en : on* in got. *aúhs-n-ê aúhs-in-s auhs-an-s* (Nebenform *ôn* in got. *augô augôna*). Die *r*-Stämme zeigen *r̥ r ar* in got. *brôþ-ru-m brôþ-r-ê brôþ-ar*. Beachte got. *inu* griech. *ἄνευ* ahd. *âno* mit dem Suffixablaut *u : eu : ou*. Das Suffix *nt* der primären Präsenspartizipia hat nur in vorhistorischer Zeit Ablaut *n̥t : ont* gekannt: Zeugnis got. *t-unþ-us* ahd. *z-and;* die Lautstufe *und* zeigt das Germanische noch in got. *bisunjanê* 'ringsherum' (eigentlich = 'der

Herumwohnenden' Gen. Plur. zu **sunja* aus **sundja*). Beachte den Suffixablaut ahd. *zëhan* : got. *taihun* (Grdf. *dekomt: dekmt*). — In einigen Spuren zeigt sich ein germanischer Suffixablaut germ. *jôn : în* : got. *raþjô* ahd. *rędi-a rędin-a* (Grdf. **raþjôn* **raþîn*); got. *brunjô* ahd. *bruni-a* (aus **brunîn*); got. *baúr-þein-* zeigt daher das gleiche Suffix mit got. *raþjôn-*; vgl. Paul PBB 7, 108; ebenso verhält sich Suffix *jan : in* in ae. *friccea* 'Herold' (Grdf. vorgerm. **preknjón*) : skr. *praçnin*. Anderes bei Streitberg PBB 14, 165. — Innerhalb der Konjugation vgl. run. *tawidô* : got. *tawidê-s* (ahd. *nęritu-n* mit niedrigster Vokalstufe im Suffix s. unten § 38). Beachte got. *s-ind* : *bair-and*. Der Ablaut im Optativsuffix *jê* : *î* (KZs. 24, 303) zeigt sich in got. *sia-i* aus idg. **siêt* gegen ahd. *sît* (lat. *s-î-tis*) Joh. Schmidt *Vokalism.* II, 413.

Innerhalb des Germanischen hat sich der Suffixablaut durchaus nicht immer in seinen ursprünglichen Normen gehalten. So zeigt das Germanische nicht mehr eine Verteilung der *e-o*-Formen bei den neutralen *os*-Stämmen auf die einzelnen Kasus (lat. *genus generis* griech. γένος γένεος u. s. w.); es flektiert vielmehr beide Formen durch, verteilt sie nur zuweilen auf die Dialekte. Aus einem Paradigma wie lat. *caput : capitis* entstehen an. *haufuđ* ae. *hêafod* : ahd. *houbit* as. *hôbid*; vgl. ae. *hacod* : ahd. *hęhhit*; as. *racud* : ae. *ręced*; ae. *warođ* : ahd. *węrid*; ahd. *uodal* : ae. *êþel*; got. *ubizwa* : ahd. *obasa*; got. *naqaþs* : an. *nøkkvedr* (aus **naqidaR*); an. *morgunn myrgenn* got. *maúrgins* ahd. *morgan*; ahd. *magan męgin*; ahd. *ęnit anut*; ahd. *ęlbiʒ* : an. *ǫlpt* (aus **albut*). Hierüber Paul PBB 6, 227.

Erwähnung verdient das Fehlen von Mittelvokalen, wo dieselben zu erwarten wären; dieses Fehlen ist theoretisch als Tiefstufe aufzufassen; alle Fälle, welche hier in Frage kommen. sind aus den vorgerm. Ablautsgesetzen zu erklären. Vgl. gr. θυγάτηρ : got. *daúhtar* (aus **dhuktér*); gr. ἄμαθος (baier. *sampt*) ae. *sand*; got. *naqaþs* : air. *nocht*; ahd. *anado anto* ae. *ǫneþa ǫnda*; ahd. *ahir* got. *ahs*; got. *liuhaþ* : ahd. *lioht*; ahd. *lĕfsa* : as. *lĕpora*; ahd. *irri* 'zornig' zu skr. *irasyáti* 'er zürnt'. Hierher as. *for-ma* : got. *fr-uma* und got. *haír-þra* : ae. *hr-ëþer*. Bei Ableitungen vgl. got. *asn-eis* zu *asan-s*, got. *liuht-jan* zu *liuhaþ*, ahd. *nift* : *nëvo* (idg. *neptí : népêt*); got. *namn-jan* zu *namin-s namô*; an. *ǽtt* aus **ah-ti* = skr. *açîti* s. § 60.

Das Indogermanische besass einen eignen unbetonten Mittelvokal *ə* (skr. *ĭ* griech. *α*), der im Germ. durch *u* vertreten wird: skr. *jâ-nî-mas* got. *kun-nu-m* (idg. *gn̥-nə-mĕs*); got. *-uma* (*hind-uma inn-uma*) aus idg. *emo* (lat. *inf-imus*); got. *bêrum bêruþ* aus idg. *bhêrəmé bhêrəté* (skr. *-ima* gr. *αμεν*).

Nachdem wir die auswärtigen Beziehungen der germanischen Mittelvokale erledigt haben, bleibt die Frage zu erörtern: wie werden die alten Mittelvokale intern germanisch behandelt? hat etwa die Stellung in der unbetonten Silbe auf die Lautgestalt gewirkt?

Idg. *e* als Mittelvokal ist urgerm. *e*, woneben sich eine jüngere Entwicklung *ĭ* einstellt. *ĕ* zeigt sich im Gen. Sg. germ. *daγes* aus **daγéso*; nach Paul PBB 6, 550 auch in ahd. *mannes nahtes*. *ĕ* hat sich noch vor *r* gehalten: ahd. *fater* ae. *fæder* griech. πατέρ-α; germ. *uƀer* (aus **upéri*) griech. ὑπέρ; ahd. *ander* ae. *óþer*; run. *after* ahd. *after* ae. *æfter*; ae. *wæter* aus idg. *woder*; ae. *hwæþer* griech. πότερος. Sonst herrscht im Germanischen *ĭ* für *ĕ* als Suffixvokal: ahd. *ęlina* griech. ὠλένη; got.-germ. *gumin* griech. ποιμένι (lat. *homini*); got. *gudini* aus vorgerm. *ghutenî*; got. *diupiþa* aus idg. **dheubétâ*; ahd. *birit* aus **beriđ* **bered* **beredi* (idg. **bhéreti*). — Idg. *es* erscheint im Germanischen als *is* im Nom. Plur. run. *dohtriR* (ae. *dehter*); ahd. *turi* aus **duriz* = griech. θύρες; ae. *fêt* aus **fôtiz* : griech. πόδες; vgl. lat. *genera* : ahd. *kęlbir*; ahd. *mihhil* aus **megelos* (: griech. μεγαλο-).

In Bezug auf idg. *ŏ* ist zu bemerken, dass es den Wandel in *a* mit den aus § 26 sich ergebenden chronologischen Modifikationen durchgemacht hat; also *a* für idg. *om* in finn. *kuotra telta raippa* (Thomsen 88) run. *horna staina*; ebenso idg. *-os* (griech. λύκος) = germ. *az* finn. *as* (*armas kernas*) run. *aR*

(*þewaR holtingaR haitinaR*); für eine germ. Grundform **dayoz* fehlt jeder Anhalt. Nach § 30 hat sich *o* nur vor labialem und zum Teil auch vor dentalem Nasal erhalten: urgerm. Dat. Plur. *dayom* (= an. *dǫgum* ahd. *tagum* got. *dagam*); ahd. *bërumês* griech. *φέρομεν*; ahd. *hanun* 'den Hahn' aus **hanon*. Bei gedecktem Nasal zeigt sich *ă* in got. *baìrand* : ahd. *berant* (idg. *bhĕronti*); vgl. auch das Partizip ahd. *bëranti*.

In einigen dunkeln Fällen scheint mittleres *ĭ* für eigentliches *ă* zu stehen: run. *mîninô* (Bugge Aarbøger 1884, 80) gegen got. *meinana*; *ėnne* 'einen' aus **aininôn* gegen got. *ainana*: in diesen beiden Fällen kann sekundärer Übergang von *ă* in *ĭ* kaum zweifelhaft sein; daher got. *þiudinassus* zu *þiudans*.

§ 25. Ausbildung des germanischen Vokalismus. Die nach den § 22 zusammengefassten Gesetzen entstandenen urgermanischen Vokale erleiden durch sekundäre jüngere Gesetze eine Weiterbildung, durch welche die spätere Buntheit und Eigenart des germanischen Vokalismus entsteht. Hier kommen in Betracht Tonerhöhungen, Brechung, Vokalisierungen, Epenthesen, Nasalierungen.

1) Tonerhöhung von *ĕ* zu *ĭ* war nach § 22 in dem indogermanischen Diphthong *ĕi* = germ. *î* (Mittelstufe *ĭï* ist unbezeugt) eingetreten: griech. *λείπω* ahd. *lîhu*, griech. *δείκνυμι* ahd. *zîhu*. Dieselbe Erhöhung von *ĕ* zu *ĭ* findet statt a) vor gedecktem Nasal ahd. *fimf* griech. *πέντε*; ahd. *bintan* griech. *πενθερός*; ahd. *wint* lat. *ventus*; ahd. *gimma* aus lat. *gemma*; daher *ĭ* statt *ĕ* in *e*-Wurzeln wie ahd. *brinnan spinnan findan springan singan* u. a.; b) vor *ĭ* (*j*) im Suffix as. *middi* lat. *mĕdius*; ahd. *nift* lat. *nĕptis* (zu ahd. *nëvo* lat. *nepos*); ahd. *hirti* zu hd. *herde*; as. *himil* zu *hëban*; ahd. *igil* griech. *ἐχῖνος*; daher gilt *ĭ* für *ĕ* in *ja*-Präsentien wie as. *liggian sittian* (griech. *λεχ ἑδ* in *λέχος ἕζομαι*); desgl. in ahd. *birit nimit* zu *bëran nëman*. Über diese Tonerhöhungen vgl. die gründliche abschliessende Untersuchung von Leffler NTidskr. Ny Räkke II (v. Borries *das erste Stadium des i-Umlauts*).

2) Unter Brechung (oder *a*-Umlaut) verstehen wir den durch suffigiertes *ă -ŏ* bewirkten sekundären Übergang von *ĭ* zu *ĕ* und von *ŭ* zu *ŏ*. Der Wandel von idg. *ĭ* zu germ. *ĕ* ist sehr selten, gesetzlich vor *r* und *h* in as. *wër* 'Mann' lat. *vĭr*, as. *twëho* ahd. *zwëho* 'Zweifel' aus **dwĭqen-* (: ahd. *zwîvo*); ahd. *hëhera* griech. *κίσσα*; ferner in ae. *nëst* aus idg. *nizdo-* (lat. *nîdus*); ae. *bĕsma* 'Besen'; an. *stege slede* zu *stíga slíđa*, an. *bedenn* Partizip zu *bíđa*. Die genaue Regel ist für das Urgermanische noch nicht gefunden. Urgermanisch bleibt *ĕ* bei *u* im Suffix, also *fehu* 'Vieh', *felu* 'viel', *medu* 'Met', *ferud* 'πέρυσι' (an. *fjǫrđ* nhd. *fert*). — Die Brechung von *ŭ* zu *ŏ* nimmt einen grossen Raum im Germanischen ein; es ist dabei einerlei, ob idg. *ŭ* zugrunde liegt oder ob germ. *ŭ* für *ŏ* sich in der Umgebung von Liquiden (aus idg. *r̥ l̥*) entwickelt hat. Bei *a* der folgenden Silbe wird urgerm. *ŭ* in der Wurzelsilbe zu *ŏ* vgl. idg. *ŭ* in ahd. *tohter* griech. *θυγάτηρ*; ahd. *bodam* griech. *πυθμήν*; ahd. *joh* (germ. *joka-* aus **juka-*) griech. *ζυγόν*. Dazu die Partizipia von *ŭ* : *eu*-Wurzeln ahd. *gizogan firloran* gegen Prät. Plur. *zugun firlurun*. Idg. *r̥* § 22 wird durch *or* statt *ur* im Germanischen vertreten, wenn *a-ô* in der Ableitung steht: as. *torht* skr. *dr̥ṣṭá*; ahd. *wolf* skr. *vr̥ka*; ahd. *vol* skr. *pûrṇa*; ahd. *dorf* aus **tr̥bo-*; daher ahd. *giholfan* aber *hulfun*, *giwortan* aber *wurtun*, *scolta* aber *sculun*, *mohta* aber *mugun*.

3) Epenthese von *ĭ* wird neuerdings meist geleugnet; Scherer zGDS [1] 472 und Joh. Schmidt Vok. 2, 472 vertreten dieselbe mit Recht: ae. an. *ár* 'Ruder' (finn. *airo*) = germ. *airô-* aus **ĕrjâ-* (gr. *τριήρης*); ahd. *meinen* aus Wz. *man*; got. *hraiw* aus **kravja-s* = skr. *kravíš* gr. *κρέας*; got. *daila* aus **dĕljô-* aslov. *dĕlŭ*; got. *air* zu gr. *ἠρι-*; ahd. *feigi* zu skr. *pakva* Osthoff KZs. 23, 427; ahd. *feili* gr. *πωλέομαι*. Die strikte Regel für die germ. Epenthese ist noch nicht gefunden (über aslov. *črĕvo dĕlŭ* cf. Amelung ZfdA 18, 213). — Germ. *u*-Epenthese ist nicht nachgewiesen; got.-germ. *augô* (aus idg. *oq*) beruht auf Einfluss von *ausô auaô*.

4) Eine auffällige Neuerung im germ. Vokalismus ist das Auftreten eines gemeingerm. *ê*, das von dem idg. *ê* durchaus verschieden war; im Nord. und Westgerm. fallen beide nicht zusammen (idg. *ê* = nord. westgerm. *â* § 30), aber junges *ê* = an. ae. as. *ê* ahd. *ê ea ia*). Es findet sich in Lehnworten wie got. *Krêkôs mês* aus lat. *Graecos mensa* (aber got.-germ. *Kaisar* aus *Cæsar*). An einheimischen Worten kommt in Betracht: a) die Verbindung *êr* aus *ijar* Mahlow AEO 152, 163, Schrader BBeitr. 15, 131; got.-germ. *hêr* 'hier' aus **hijar*, got. *fêra* ahd. *fiara* 'Seite', ahd. *zêri ziari* 'decus', *scêro sceаro* 'schnell'. b) *ê* erscheint in reduplizierten Perfekten wie ahd. *fêng fêl wêl* zu *fâhan fallan wallan* oder ae. an. *lêt hêt* u. A.; ihre Genesis aus den zugrunde liegenden reduplizierten Formen (wie got. *faifâh laílôt haíhait*) ist unklar, doch ist junge Kontraktion wahrscheinlich. Der lautliche Unterschied der beiden germ. *ê* ist nicht mit Sicherheit ermittelt (Möller KZs. 24, 508; Franz *lat.-roman. Elemente* 41). In unbetonter Silbe (got. *saízlêp* Holthausen KZs. 27, 619) erscheint idg. *ê* im Westgerm. als *ê* in as. *weldês* ahd. (Isid.) *chiminnerôdês*, wohl auch in ahd. *nëmumês* (idg. *-mĕs* als Suffix) und in *unsêr* Braune PBB II, 140 gegen an. *várr* (s. unten § 30).

5) Nasalvokale entstehen urgerm. inlautend nur vor *h* und zwar *ãh ĩh ũh* für *anh inh unh* = *anh inh unh*; vielleicht gleichzeitig dürfte die Genesis auslautender Nasalvokale § 28, 1 (*hornã *stainã*) anzusetzen sein, die allerdings frühzeitig verklungen sind. In den meisten Dialekten tritt Ersatzdehnung ein *âh îh ûh* (ahd. *fâhan hâhan fîhila* got. *þeihs þeihwô*); aber durch das übereinstimmende Zeugnis des an. Grammatikers der Snorra Edda Holtzmann adGr. p. 57 (ed. Dahlerup *Samfund* XVI p. 25) sowie der von Noreen NArk. 3, 1 behandelten neuschwed. Dialekte und des ae. Vokalismus (Sievers angls. Gr.[2] § 67) ist die Existenz nasalierter (*í nef kveđenn*) Vokale für das Urgerm. über jeden Zweifel erhoben. Urgerm. konnten sie nur vor *h* stehen: an. *fęr* 'er erhält' ae. *féhst* aus **fãhiz*; an. *ǫra* 'das jüngere' aus **jũhizôn* (zu hd. *jung* KZs. 23, 127); an. *þél* 'Feile' aus **þĩhlō* (mit dem Punkt bezeichnet der Eddatraktat die Nasalvokale). *ã* gilt Urgerm. noch in ae. *bróhte þóhte þóhæ tóh wóh óhtan hóela* (an. *hǫ́ll* Grdf. **hãhila-*). Über die an. Nasalvokale s. noch Lyngby Tidskr. 2, 317 Bugge NArk. 2, 231; s. auch oben p. 332.

6) Vokalisierungen. *w* wird im Wortinnern vor Konsonanten zu *u*; es ist dabei gleichgültig, ob idg. *w* zu Grunde liegt oder ob es sekundär durch *γw* § 14 aus altem Guttural idg. *kw ghw* entstanden ist: got *siuja* skr. *sívyâ-mi*; got. *frauja* skr. *pûrvia*; got. *niujis* skr. *navyas* (lat. *Novius*); got. *qiujan* zu *qiwa-*. — Ferner got. *mawi* gen. *maujôs* (aus **maγwí*) oder got. *siuns* (aus **siγw-ní-s*) Sievers PBB 5, 149; ahd. *boum* aus **baγwma-* (: got. *bagms*); an. *týja* 'Zweifel' aus **twiujôn* **twiγwiôn* (: ahd. *zwëho*). Gemeingerm. tritt *ĭ* und *ŭ* für *j* und *w* ein, wenn durch Apokope eines *ă j* und *w* in den Auslaut traten; daher got. *triu kniu* gen. *triwis kniwis*, got. *gawi badi* aber dat. *gauja badja*; ahd. *skato kneo beti hirti* aus **skadw(a)* **knew(a)* **badj(a)* **hirdj(a)*.

7) Eine besondere Behandlung erheischt noch das idg. *eu* KZs. 23, 348, das in keinem alten Litteraturdialekt des Germ. erhalten geblieben ist. Die urgerm. Existenz dieses Diphthongs folgt aus den von antiken Autoren überlieferten germ. Eigennamen wie *Greuthungi Reudigni Δευδοριξ Teutoburgiensis Teutomêres*; beachte *leudos* bei Venant. Fort. Dazu kommen die auf kontinentaldeutschen Runen erhaltenen *leub leubwini* (Wimmer *Runensch.*[2] 108, 135, 224). Dieser urgerm. Diphthong erleidet im Germ. Wandel in *eo* (Brechung) und *iu* (Umlaut); vgl. ae. *béodan dréogan déore* (in den ältesten Texten *steupfæder greut*), aber bei Ableitungs-*i(j)* as. *biudid driugid diuri*; ahd. *leoht-liuhten, deota-diutisc*. Gemeingerm. scheint *iu* als sekundäre Entwicklung aus *eu* noch einzutreten vor Labialen und Gutturalen; an. *fliuga riuka biuga siukr* — *driupa kliufa liufr diupr* oberd. (ahd.) *fliugan riuhhan biugan siuh* — *triuffan kliuban liub tiuf sniumo* Braune PBB 4, 557; auch im Schles. herrscht *leub teuf* aus *liub tiuf* Weinhold *Dialektforschg.* 63. Für dieses *iu*, das nicht durch *i*-Umlaut erzeugt ist, tritt ae. *éo* ein (vgl. ae. *þéo-s fréond héodæʒ déofol* = ahd. *diu friunt hiutu tiuval*); das Fehlen von *iu* vor Labialen und Gutturalen im Ae. beweist also nichts gegen das urgerm. Alter des *iu*. Bezeugt ist ae. (Epin. Gl.) *treulesnis* as. (Hel.) *treulôs treuhaft*. — Möglicherweise ist in Ent-

sprechung von *eo : iu* das urgerm. *ăŭ* früh zu *ăŏ* vor Dentalen sowie vor *r h* und im Auslaut geworden (ahd. *ôstrun* aus **aostrun* = ae. *éastron* aus **æostrun* **aostrun*), ahd. *gibôt* aus *gibaod* = ae. *ȝebéad* aus **ȝibæod* **ȝibaod* u. s. w.); aber es fehlen sichere Kriteria für das urgerm. Alter von *ao*.

§ 26. Chronologisches. Während der germ. Konsonantismus seine wesentlichsten Wandelungen, speziell die Lautverschiebung in vorhistorischer Zeit erfährt, zeigt sich die Ausbildung des germ. Vokalismus keineswegs mit dem historischen Auftreten der Germanen abgeschlossen; vielmehr finden sich vielfache Spuren, welche beweisen, dass grade der Wandel der Vokale im Fluss begriffen war.

Germ. *ô*, aus idg. *â* und *ô* entstanden, war nach Möller KZs. 24, 508 ein offener Laut, wie die ahd. Diphthongierung zu *oa* lehrt. Ein geschlossenes *ô* fehlte dem Germ., das den Laut in Tonsilben von lat. Lehnworten wie *Rôma môrus lôrea vînitôrem* durch *û* ersetzt. Möglicherweise ist in offener Endung für *ô* früh geschlossener Laut eingetreten, das Nord.-Westgerm. zeigt *u* (darüber wie über aslov. *crŭky raky* s. Möller PBB 7, 484 und oben § 7). Dass in urgerm. Zeit die *â* und *ô* der idg. Grundsprache noch verschieden gewesen sind, erkennt Möller PBB 7, 483 an der nur vor hellen Vokalen eintretenden Labialisierung von Velaren, die sich auch vor idg. *ă* (aber nicht auch vor idg. *ŏ*) im Germ. zeigt: ae. *hwósta* 'Husten' aus idg. *kâs-ton-* (aber andd. *kô* 'Kuh' aus idg. *gô-*). Spuren dieses urgerm. *â* findet Möller KZs. 24, 508 noch in gall. Lehnworten wie *Dânubius brâca* (ahd. *Tuonouwa bruoh*), möchte auch annehmen, dass lat. *Români* den Wandel von *â* zu *ô* (got. *Rumôneis*) mit durchgemacht hätte. Unklar ist das Endungs-*a* in lat. *braca ganta*, wenn es nicht auf Substitution beruht. *ô* erscheint im Germ. niemals in lat. Lehnworten als Vertreter für lat. *â* (cf. sub *strâta râdix pâvo* p. 311). In finn. Entlehnungen zeigt sich das germ. *ô* als *uo* in *huotra nuora ruotas* Thomsen 51 (über germ. *ô* in slav. Lehnworten vgl. *plŭgŭ Dŭnăvi bŭkŷ* Möller PBB 7, 487).

Das idg. *ŏ* war urgerm.-vorhistorisch auch noch von dem idg. *ă* verschieden; nach Möller PBB. 7, 483 tritt vor idg. *ă*, aber nicht vor idg. *ŏ* Labialisierung der Velare ein. Wie der Wandel von idg. *â* zu germ. *ô* von den Germanen erst in Deutschland vollzogen ist (cf. *Dânubius* ahd. *Tuonouwa*), so ist auch der Wandel von idg. *ŏ* zu *ă* erst in Deutschland geschehen; Anteil daran hat lat.-gall. *Mŏsa* ahd. *Masa* ae. *Masu*, lat.-gall. *Vŏsegus* ahd. *Wascôno lant*, lat.-gall. *Volcae* ahd. *Walhâ*; lat.-gall. *Boiohaemum* mhd. *Bêheim* (aus *Bai*); allerdings ist got. *alêwa-* nicht durch lat. *oleum* zu erklären, da das Germ. in lat. Lehnworten *ŏ* (*coquus corbem ora*) durchaus erhalten bleibt (oben p. 309).

Über idg. *ŏ* = germ. *ŏ* in unbetonten Silben (*Chariovaldus Langobardi*), das in den ersten Jahrhunderten n. Chr. erhalten blieb, vgl. oben § 5; in den litterarischen Perioden herrscht nach § 24 durchaus *ă*.

Über das germ. *eu* (finn. *keula* 'Steven') und seine Chronologie s. § 25, 7.

Für die Existenz von *ei* (germ. *î* = idg. *ei*) fehlt jeder Anhalt im Urgerm.; weder aus den finn. Lehnworten noch sonst bietet sich die Möglichkeit, die Existenz des *ei* im Urgerm. zu erweisen. Dagegen ist der germ. *i*-Umlaut von *ĕ* = germ. *ĭ* § 25, 1 im ersten nachchristlichen Jahrhundert noch nicht eingetreten: *Segimêrus Segimundus* finn. *telio* = germ. ahd. *Sigimâr Sigimunt dilla*; auch vor gedecktem Nasal galt *e*, nicht das jüngere *ĭ*: *Fenni* ae. *Finne*; nur scheint *eng* bereits als *ing* (*Inguaeones Inguio-mêrus Thingsus*); aber finn. *rengas* = germ. **hringaz* 'Ring'. In Mittelsilben bestand zur Römerzeit noch *ĕ*, wo später *ĭ* erforderlich wurde: *Venethos* = ae. *Winedas* an. *Vindar* aus **Winiþôz*.

Aus lat. *Bat-avia Scadin-avia* sowie aus der Behandlung von lat. *cavea*

als **kauja* könnte man schliessen, dass die § 25, 6 erörterte Vokalisierung von *w* jüngeren Datums sei; die germ. Sprachen erweisen *aujō* (etwa in *Scadin-aujō*); aber möglicherweise ist lat. *-avia* nur Lautsubstitution. Über germ. *ē* s. oben p. 318 und unten § 30.

V. AUSLAUTSGESETZE.

§ 27. **Die urgerm. Zeit.** Das Germ. besass, wie wir seit Westphals bekannter Entdeckung von got. Auslautsregeln KZs. 2, 161 ff. stetig mehr eingesehen haben, ursprünglich die vollen Endungen, die wir z. B. im Griech. oder im Ind. kennen und als gemeinidg. voraussetzen müssen: got. *wulfs* aus **wulfaz*, *gasts* aus **gastiz*, got. *tawida* aus **tawidēd*, got. *wulfē* aus *wulfēm*, got. *baira* aus **berô*.

Hatte Westphal eine wesentlich got. Norm zur Beurteilung der Auslautserscheinungen aufgestellt, so zog 1868 Scherer die übrigen germ. Dialekte in Betracht. Durch die genialen runologischen Entdeckungen von Bugge, Wimmer u. A. erhielt die neben Scherer aufstrebende kombinatorische Rückerschliessung der germ. Grundformen, welche von Schleicher ausging, überraschende Bestätigung, welche durch Thomsens durchsichtige Behandlung der finn. Lehnworte wiederum bedeutend erhöht wurde. 1870 wies dann Bugge auf die altengl. *i*-Stämme mit bewahrtem Ausgang (*wini-wine, sigi, hyʒe, stede* Aarb. 1870, 205) hin, fand auch Bewahrung des Auslauts-*u* im ältesten Ae. (*flôdu* u. A.). Nachdem A. Leskien 1872 auf der Leipziger Philologenversammlung das gemeingerm. konsonantische Auslautsgesetz vortragsweise erörtert, brachte 1876 Braunes mustergültiger Aufsatz »über die Quantität der ahd. Endsilben« den Beweis, dass und in welchem Umfang gedeckte Längen der germ. Grundsprache in Endungen des Ahd. noch erhalten sind. Fortan traten — wie Bugges Hinweis 1870 es nahe gelegt hatte — die westgerm. Sprachen in den Vordergrund; 1877 brachte der Zarncke-Band der Beiträge zwei Abhandlungen von Paul und Sievers; 1878 lieferte Sievers durch zusammenhängende Würdigung sämtlicher Dialekte den Beweis eines urgerm. und eines westgerm. Auslautsgesetzes; und ihm gebührt damit das Verdienst, nachgewiesen zu haben, dass die westgerm. Sprachen teilweise andere Auslautsgesetze verlangen als die ostgerm.; das Westgerm. zeigt z. B. auslautendes *i* in ae. as. *męti stęti wini* ahd. *turi*, während das Got.-Nord. in solchen Fällen das *i* nicht mehr aufweisen. Daraus ergibt sich mit Sicherheit, dass urgerm. *stadiz winiz* Acc. *stadi(n) wini(n), gastiz* Acc. *gasti(n)*, urgerm. *duriz* (griech. *θύρες*) u. s. w. ohne Vokalverlust anzusetzen sind.

Alle durch Konstruktion gewonnenen Resultate decken sich mit historischen Zeugnissen, welche unanfechtbar sind: Der älteste germ. Sprachcharakter zeigt für die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung die vorgerm. Endungsvokale unsynkopiert. 1) Die ältesten Runen (*hlewagastiR holtingaR hagustaldaR dagaR erilaR haitinaR þewaR horna* u. s. w.) haben kein vokalisches Auslautsgesetz erfahren nach den Entdeckungen Bugges, Wimmers u. A. (die gesamte Litteratur s. bei Burg *Die ältest. nord. Runeninschriften*, Berlin 1885).

2) Die vollen Endungen, welche in zwei- und mehrsilbigen Worten der Synkope erliegen, sind in einsilbigen Worten erhalten geblieben; diese erleichtern daher die Rekonstruktion der zwei- und mehrsilbigen: got. *sô þô* (Art.) erweist für Nom. Acc. *giba* eine Grdf. **gibô, þô* NPlur. für *waurda* Entstehung aus urgerm. **wordô;* got. *hwas* für *wulfs* Entstehung aus **wulfaz;* ahd. *sî* (= lat. *sît*) für got. *wili* (= lat. *velît*) eine Grdf. *wilî*.

Ausserdem wird häufig die ältere Grundform bei angefügten Enkliticis ge-

wahrt: got. *hwamma* aber *hwammê-h, ainana* aber *ainnô-hun, hvana* aber *hvanô-h, hveila* aber *hveilô-hun.*

2) Die Entdeckungen Thomsens über die finn.-germ. Beziehungen beweisen eine echt germ. Zeit, in welcher die vollen Endungen noch bestanden: finn. *kuningas, ansas* 'Balken', *rengas* 'Ring', *armas* 'lieb', *kernas* 'gern', *kaunis* 'schön', *tiuris* 'teuer' u. s. w.; darüber Thomsen passim.

3) Die germ.-lat. Beziehungen (oben §§ 4. 5) fallen in eine Zeit mit vollen Endungsvokalen; got. *mês pund lukarn fâski aúrâli* aus lat. *mênsa pondo lucerna fâscia* setzen germ.-vulgärlat. *mêsa pundo lukarna fâscia ôrârio* voraus; got. *wein saban akeit aurâli* ahd. *chupfar* beruhen auf vulgärlat. *vîno acêto sabano orârio cupro;* ahd. *zabal mias muniȥ* beruht regulär auf den Grundformen *tabula mênsa monêta;* ae. *mûnt cealc piċ post torr* ahd. *chorb* entsprechen vulgärlat. *mônte calce pice poste corbe torre* (= Acc. *montem calcem corbem* u. s. w.), und ae. *bytt* ahd. *churb* sind lat. *buttis corbis;* got. *asilus sakkus* = lat. *asinus saccus.*

4) Die germ. Eigennamen und Appellativa der antiken Überlieferung zeigen Übereinstimmung mit den germ. Grundformen: *Nerthus* (an. *Njǫrdr* aus **nerþuz* = skr. *nṛ́tuṣ*); *Albis* (an. *elfr* Bugge NArk. II, 209 aus **albiz*); lat. **alcis* (Plur. *alces*) = urgerm. *alγiz* (an. *elgr*); lat. *urus* an. *úrr* aus *ûruz;* lat. *Segimundus* an. *Sigmundr* aus *Sigimunduz;* wohl auch vulgärlat. **glêso* (= lat. *glêsum*) = urgerm. *glêza(n).* Gegenüber diesen vokalischen Stämmen beachte man besonders noch den konsonantischen Stamm *rîk* 'König' in den germ. Eigennamen *Boiorîx Malorîx Cruptorîx* (Tacit.) *Δευδοριξ Βαιτοριξ* (Strabo); auffällig sind allerdings *μέλκα*, lat. *burg-us,* auch *vison.*

Auf Grund dieser geschichtlichen Zeugnisse fällt die Fortdauer der vollen Endungen noch in die nachchristliche Zeit. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts zeigt die Sprache Ulfilas bereits, dass das Got. die vollen Endungen nach festen Gesetzen aufgegeben hat; für die übrigen germ. Dialekte sind — von den Runen und der Lex Salica abgesehen — keine frühen Termine zu gewinnen; vermutungsweise mag die Periode der Auslautsgesetze etwa mit dem 3. Jahrhundert beginnen; das früheste authentische Zeugnis ist der Dat. Plur. *Uatuims* aus **watwi-miz* Kern *Germ. Woorden* p. 32.

§ 28. Gemeingermanisches. 1) Der älteste Lautwandel im idg. Wortauslaut ist der Wandel von Endungs-*m* in *n:* got. *þan-a* aus idg. *tom* (skr. *tam* lat. *istum*); got. *ina* aus idg. *im* (skr. *im-am* 'diesen' *îm* 'ihn, sie'); daher auch urgerm. **wolfan *wolfon* aus idg. *wḷqom* Acc. Sg. (zu got. *wulfs*); urgerm. Gen. Plur. **wulfên* aus idg. *wḷqêm* (skr. *âm*); germ. **wordon* = lat. *verbum* Grdf. *wṛdhom.* Hierdurch ist die Zahl der auslautenden *n* im Germ. gewachsen, da es schon alte idg. *n* im Wortauslaut gab (urgerm. **namôn sêmôn :* lat. *nômen sêmen*). Alle alten und neuen *n* im Wortauslaut verklingen mit Nasalierung der vorhergehenden Vokale Leskien Germ. 17, 376: urgerm. **hornã* aus **hornan, *wulfẽ* aus **wulfên, *gebõ* aus **gebôn, *namõ* aus **namôn, *tawidõ* 'ich machte' aus **tawidôn.* Diese Nasalvokale (§ 25, 5) — auf keinem germ. Gebiet vorhanden – sind vorauszusetzen, weil die nach dem Abfall von Dentalen (got. *bêrun* für **berunþ*) in den Auslaut getretenen Nasale niemals in urgerm. Zeit verklingen; um die Bewahrung des *n* in got. *bêrun tawidêdun* zu erklären, ist ein Laut notwendig, der zwar nasalisch, aber von dem *n* verschieden ist. Daher sind urgerm. Accus. wie **dagã hornã runõ gastĩ anstĩ* anzusetzen. Wir können nicht einfach *daga horna gasti sunu* ansetzen, weil nach Gesetz 3 *ă* in Grdf. wie **daγasa* 'des Tages', **wasa* 'ich war', *anda* 'und' u. A. die alten Runenschriften, welche *horna staina* u. A. (mit *a* aus *an*) beibehalten, das reine Auslauts-*a* bereits apokopieren; eine Ausname macht

das proklitische *ek* aus *eka* (= idg. *egom*), falls nicht idg. *eg* (vgl. *tu* skr. *tuam*) = lit. *asz* zugrunde liegt.

2) Urgerm. Abfall der auslautenden *d t* ist nach Leskien Germ. 17, 374 die erste wirkliche Auslautskürzung; die durch dieses Gesetz in den Auslaut tretenden Vokale unterliegen allen vokalischen Auslautsgesetzen: got. germ. *bairai* aus idg. *bheroit*, got. ahd. *wili* aus *welît* = lat. *velît*, got. *bêrun* aus idg. *bhêr.t*; run. *dalidun* mit *-idun* aus **idunþ*; got. *tawida* 3. Sg. aus *-êd*, got. *iddja* aus urgerm. *ijjêd* = skr. *áyât*. — Aus der Deklination vgl. got. *hvammê-h* aus idg. **kosmêd* (skr. *kasmâd*)? — Isolierte Formen sind got. *mêna* aus **mênôþ* Joh. Schmidt KZs. 26, 346; ahd. *zan* (*zëhan*) aus urgerm. **tanþ* (**tehand*) = idg. *dont* (*dekmt* '10') Mahlow 158; ae. *hæle ealo* Platt PBB 9, 368 aus **halêþ *alûþ*; ahd. *nëvo* = skr. *nápât*; ae. *ile* neben ndl. *eelt* Franck EtWb.; ae. *æfen*: ahd. *âband*; ae. *ȝefêa* (: ahd. *gifëho*) = got. *fahêþs*; got. *hva* = lat. *quod* skr. *kad*; got. *tathun* gegen *ahtautêhund* 'achtzig'.

3) Reines (nicht nasaliertes) *ă ĕ ŏ* in Endungen schwindet. Schon die ältesten Runeninschriften, welche *horna staina* mit ursprünglich nasaliertem Vokal bewahren, zeigen kein altes *ă ĕ ŏ* des idg. Auslauts mehr. Runisch endet der Gen. Sg. der maskulinen *a*-Stämme auf *as* für *asa* (*gôdagas* Noreen an. Gr. § 266. Die 1. 3. Sg. Perf. lautet runisch *nam was* mit Verlust von *ă ĕ*. Daher ist für idg. *woittha* 'du weist' (griech. οἶσθα skr. *véttha*) germ. *waist* eingetreten; vgl. germ. *bĕrom biriþ* aus älteren **berome *berede*, *bêrum bêruþ* aus älteren **bêrume *bêrude*; run. *waritû* got. **writû* 'wir beide ritzten' mit der Endung *-wé* (skr. *ivá*); *ĕ* ist synkopiert im Imperat. *far* aus *farĕ*, im Vokat. *daγ wulf* aus *daγĕ wulfĕ*, in *fimf* aus idg. *pempe penqe* 'fünf', in got. germ. *mik* aus *mé-ge* (griech. ἐμέ γε), in dem Enklitikon *qe* (got. *-h*, *-uh*) got. *sah sô-h* aus *só qe sá qe*, in dem Enklitikon *qene* = got. *-hun*, westgerm. *γin* (got. *hvashun* an. *hverge* ae. *hwergen* u. s. w.) = skr. *cana*. Dieses Gesetz von der Apokope der *ă ĕ* schafft wohl auch die Präpos. (got.) *and und* aus *anda unda*; dagegen ist got. *ana* 'an' gegen das verbreitete *an* (an. *á* ae. *on*) durch völlige Tonlosigkeit der Apokope entzogen oder wie Joh. Schmidt KZs. 26, 28 ff. zeigt, ist got. *ana* (statt *an*) wie *anda-* neben *and*, ahd. *oba* gegen got. *uf* eigentlich Kompositionsform für Nomina; run. *ek* germ. *ik* beruht auf *eka*, das früh nasallos geworden sein muss. Die Partikel ae. *and* 'und' steht für *anda* (skr. *atha adha*); vgl. run. (Varnum) *jah* aus **jah(e)*.

4) Ein weiteres vokalisches Auslautsgesetz der vorrunischen Zeit hat *ĭ* im Auslaut dritter Silben ausgestossen Sievers PBB 5, 155: run. *halaiban* aus *hlaibani* Lokativ Sg.; daher auch urgerm. *bibaim bibaiz bibaid* = skr. *bibhêmi bibhêši bibhêti*; got. *bairand* skr. *bháranti*; got. *undar* ae. *under* aus idg. *ṇdheri* (zend. *adairi*) Joh. Schmidt KZs. 26, 34; got. *ufar* run. *ubar* ae. *ofer* aus urgerm. *uber* für idg. *uperi* (skr. *upári*); germ. *ferud* (an. *fjǫrd*) = πέρυσι. Urgerm. *aluþ haliþ mênôþ* als Lokat. Sg. zu den kons. Stämmen *aluþ- haluþ- mênôþ-* (umlautslos Dat. Sg. ae. *ealoď mónaď*) anzusetzen ist möglich; gleiches würde für urgerm. **sunawi* (Lok. Sg. zu *sunu-*) zu *sunau* (got. *sunau* ae. *suna*) gelten können, resp. für urgerm. **sunew-i* = urnord. *suniu* (an. *syne*) cf. run. (nach Bugge) *Kunimu(n)diu*.

5) Die nach 1) im Auslaut entstandenen Nasalvokale verlieren den Nasalklang: run. *horna staina* aus **hornã *stainã*; *rûnô* Acc. Sg. aus **runõ*, sowie die Präterita Sg. *tawidô worahtô faihidô*. Nasalverlust zeigen auch die ins Finn. entlehnten Neutra urgerm. *golþa lîna fôdra wîna* (finn. *gulta liina huotra viina*) u. a. nach Thomsen p. 77. Die Behandlung der lat. Lehnworte wie *vînum acêtum* spricht nicht dagegen, da von vulgär-lat. *vîno akêto* u. s. w. auszugehen sein wird. Hat Kossinna AfdA 13, 207 mit seinem Hinweis auf *-wisô* in **Idisiaviso* recht und ist in dem ersten Teil von *Canninê-fates* ein

Gen. Plur. (got. *hananê*) zu suchen, so wäre für den Verlust der auslautenden *n, m* (*wisô* aus **wisô^n^*, *canninê* aus **kanninê^n^*) damit ein chronologischer Anhalt gegeben. Heinzels und Mahlows Annahme, run. sei *hornā stainā* u. s. w. anzunehmen, ist ganz unbegründet. — Im Got. bleibt nach Leskien Germ. 17, 375 alte Länge bei Verlust des Nasalklanges (*tuggô namô managei*, Gen. Plur. *dagê gibô* u. s. w.) erhalten. Mit Recht nimmt Leskien auf Grund von slav. Analogien an, dass der Nasalklang früher bei den kurzen Vokalen, später bei den langen Vokalen geschwunden sein wird. Urgerm. *ô^n^* ist überall von urgerm. *ô* gesetzlich unterschieden geblieben; wir dürfen dies als geschlossen *ō*, jenes (*ô* aus *ô^n^*) aber als offen für die jüngere Entwicklung voraussetzen, also **gĕbō* Nsg., aber **gĕbô* Acc. Sg. 'die Gabe'; **taujō* 'ich thue' *tawidô* 'ich that'. Hiermit sind die Auslautsgesetze erschöpft, welche bereits in vorrunischer Zeit gewirkt haben; die Runeninschriften legen Zeugnis ab für die hier angenommenen Erscheinungen. Wir fügen auf Grund des run. *dohtriR* hinzu, dass für die run. Zeit *ĕ* in unbetonter Silbe vor tönenden Lauten zu *i* geworden — also urgerm. *manniz* 'Leute', *nahtiz* 'Nächte', *tanþiz* 'Zähne', *duriz* 'Thür', *fariz* 'du fährst', *birid* 'er trägt' (Lyngby Tidskr. f. philol. 6, 38 ff.). Nachweislich ist *ĕ* erhalten geblieben vor *r* (got. ahd. *ubar* ae. *ofer* aus *uber* = idg. *uperi*, germ. *anþera-* 'anderer' = got. *anþar* ae. *óþer* ahd. *ander*) und vor *s* (ahd. ae. *hûses mannes*).

Die gemeingerm. Auslautsgesetze wirken aber noch länger und zwar weit hinaus, nachdem die Dialekte sich bereits differenziert hatten. Es ist ein Prozess, der immer kontinuierlich unter den Germanen weiter wirkt. Die Spaltung in Ost- und Westgermanen vollzieht sich, während die Auslautsgesetze immer neue und alle Germanen treffende Kraft zeigen. Es tritt nämlich die Differenzierung in der Behandlung des auslautenden *z* ein, wonach die Westgermanen es im Auslaut verklingen lassen, während Goten und Skandinavier es beibehalten resp. durch *r* vertreten: westgerm. *daya* aus *dayaz*, westgerm. *gasti* aus *gastiz*, *sunu* aus *sunuz*; *duri* aus *duriz* (gr. θύρες); *fôti* aus *fôtiz* (gr. πόδες) u. s. w. Diese Differenzierung der Dialekte ist keineswegs ein Hemmnis der weiteren gemeingerm. Auslautsstörungen; ich erinnere an die gemeinwestgerm. Auslautsgesetze, die in England wirken nach dem Eintritt des Umlauts, während sie im Deutschen lange vor der Periode der Umlaute, aber auch nach der Periode der hd. Tenuisverschiebung in Kraft waren.

6) Der letzte Zug der gemeingerm. Auslautsstörungen besteht im Abstossen der auslautenden *ă*: run. *horna* gemeingerm. *horn*, run. *staina* gemeingerm. *stain*; im Westgerm. traten Nominative ein wie *day wulf*, dem Acc. gleich. Dieses Gesetz wirkt im Ostgerm. auch auf die Nomin. *dayaz wulfaz*, was zu got. *dags wulfs* und an. *dagr úlfr* führt. — Das Gesetz von der Synkope des *ă* wirkt nach § 4 auch auf die entlehnten lat. *mensa lucerna*. Nach dem Eintritt eines speciell got. Auslautsgesetzes wirkt gemeingerm. noch folgendes Gesetz.

7) Geschlossene Vokale *î û ō* im unmittelbaren Wortauslaut verfallen der Verkürzung zu *ĭ ŭ ŏ*. Belege für altes *î* sind Femin. wie got. *mawi þiwi haiþi Saúrini* Sievers PBB 5, 136; ferner *wili* = lat. *velît* (gegen ahd. *sî* 'er sei'), *bêri* aus **bêrî(d)*; ae. *séc* 'suche' Imperat. aus **sôki* für **sôkî*; ae. Lok. *dæʒi* Sievers PBB 8, 324 aus urgerm. *dagî* (Grdf. *dhoghe-i*). — Belege für urgerm. *û* sind unsicher; vielleicht idg. Nom. Sg. *swekrû snusû g'ernû* = ahd. *swigar snura quirna* aus **swiyr(u) *snuzu *qirn(u)?* — Für urgerm. *ō* ist Kürzung zu *ŏ* im Auslaut anzunehmen; durch *ŏ* lassen sich die sich völlig entsprechenden got. *ă* = westgerm. nord. *u* (cf. got. *bairam dagam* = nord. westgerm. *berum dayum*) vereinigen: germ. *berō* < *berŏ* (got. *baira*, sonst *beru*), germ. *fatō* < *fatŏ* (got. *fata* sonst *fatu*), germ. *gebō* < *gebŏ* (got. *giba* sonst *gebu*); vgl. *ŭ*

in finn. *arkku panku* Thomsen p. 79. Über slav. *y* als Entsprechung für auslautendes germ. *ō* in Lehnworten § 7.

Litteratur: Westphal KZs. II, 161; Ebel KZs. 5, 307; Scherer zGDS [1] 135; Sievers PBB I, 486; Braune PBB II, 125; Paul PBB II, 339; Leskien Germ. 17, 374 und Zachers Zs. 4, 238; Joh. Sohmidt KZs. 19, 283; Bugge Aarböger 1870, 205 Tidskr. f. Filol. og Pæd. 7, 211. 312; Wimmer Runeskr. Oprind.; Möbius KZs. 19, 153. 208; Thomsen Einfluss der germ. Sprachen Halle 1870; Wimmer Navneord. Böjning s. 40 ff. Sweet Dialects and prehistoric Forms of old English; Paul PBB 4, 315; Sievers PBB 4, 522; V, 63; Paul PBB VI, 1; Mahlow AEO p. 106. — Brugmann I p. 659; Noreen Urgerm. Judl. p. 24.

VI. OST- UND WESTGERMANISCH.

§ 29. Ostgermanisch. Die Anschauungen über die Verwandtschaftsgrade der altgerm. Dialekte unter einander haben geschwankt. Während J. Grimm das Hochd. mit dem Got. nahe zusammenbrachte, stellte Schleicher das Hochd. mit den übrigen westgerm. Sprachen zusammen, isolierte aber das Nord. Holtzmanns AdGr. basiert auf der Anschauung, dass Got. und Nord. einander zunächst stehen. Die heute herrschende Anschauung von einer Zweiteilung der altgerm. Dialekte in Ost- und Westgermanisch hat Geltung gewonnen durch Scherers mehr andeutende als ausführende Behandlung der Frage ZGDS [1] passim; dazu vgl. Zimmer ZfdA 19, 393. Der wohl begründete Angriff Joh. Schmidts auf die Stammbaumtheorie überhaupt (oben § 1) führte diesen ebenso scharfsinnigen wie gelehrten Sprachforscher zu einer allerdings einseitigen Beleuchtung der Verwandtschaftsfrage *Vokal.* II, 451, indem er den thatsächlich bestehenden überraschenden Berührungen zwischen Angls. und Skandin. besondere Aufmerksamkeit widmete.

Als das stichhaltigste Kriterium für eine ostgerm. Sprachgruppe, welche Got. und Skand. umfasst, gilt allgemein die § 15 behandelte Entwicklung von urgerm. *jj-ww* zu *ggj-ggw:* an. *egg tveggja Frigg* got. *glaggwô triggws bliggwan* an. *hǫggva* gegen urgerm. **ajja- *twajjê *Frijjō *glawwôⁿ *trewwa- *blewwan *hawwan* u. s. w. Weiterhin ist für das Got.-Nord. die Vokalsynkope got. *dags* an. *dagr,* got. *mats* an. *matr* (germ. **daγaz *matiz)* charakteristisch; das Westgerm. (cf. § 31) kennt in solchen Fällen keine Synkope, sondern nur Apokope *(*daγa *banki* < **daγ bank).* Überhaupt ist die westgerm. Sprachgruppe durch selbständige eigenartige Auslauts- und Synkopierungsgesetze charakterisiert. Sonst ist die dem Ostgerm. fremde Ausbildung eines Abstraktsuffixes *haidus* (ahd. *manheit* ae. *mæȝþhād)* ZfdA 19, 414 dem Westgerm. gemein, desgl. der Verlust der alten Bildung der 2. Sg. Perf. auf *t* (got. *gaft namt),* wofür die westgerm. Dialekte die parallele Optativform (ahd. *gâbi nâmi* aus got. *gêbeis nêmeis)* gebrauchen. Den ostgerm. Sprachen fehlen die Verba ahd. *bin* as. *bium* ae. *bêom* ahd. *tuon* ae. *dôn;* einen flektierten Infinitiv kennen nur die westgerm. Sprachen (ae. *tô faranne* ahd. *zi faranne).* Auf Einzelheiten des Wortschatzes wie westgerm. *makôn* 'machen' und anderes von Zimmer 452 ff. zusammengestellte Material ist kein besonderer Wert zu legen. Kleinere Züge, die für die ost- oder für die westgerm. Sprachgruppe sprechen, kommen gelegentlich im Verlauf unserer Darstellung zur Sprache.

Scherer ZGDS [1] 164 erkennt eine Bestätigung für die westgerm. Gruppe noch in der Taciteischen Genealogie der Germanen: *Ingaevonen, Herminonen* und *Istaevonen* (Germ. c. 2) sind zusammen die westgerm. Völker; und im AfdA 2, 213 hat derselbe Gelehrte auch ein 'kunstgeschichtliches Argument' für die ostgerm. Völkergruppe vorgeführt.

Reden wir nun heute stets von Ost- und Westgermanen — so ist damit nicht sowohl ethnographische Verwandtschaft als sprachliche Kontinuität gemeint. Denn obwohl der Unterschied von Ost- und Westgerm. sich kaum vor dem 2. nachchristlichen Jahrhundert entwickelt haben kann, sind die Germanen schon zu und zweifelsohne auch vor Caesars Zeit in zahlreiche Stämme gespalten gewesen: die Spracheinheit oder besser -einheitlichkeit beweist nichts für nahe Blutsverwandtschaft. Auch hört die Einheitlichkeit der sprachlichen Entwicklung keineswegs mit der Spaltung in Stämme auf. Die Runen, die Wodansreligion, die deutschen Namen der Wochentage (Scherer ZGDS[2] 8) müssen sich in nachchristlicher Zeit von éinem Punkte ausgebreitet haben über alle Germanen, und diese Einheitlichkeit geistigen Lebens zu einer Zeit, wo die Germanen in zahllose Stämme zerfielen, ist ein instruktiver Fingerzeig dafür, was wir unter 'gemeingermanisch' zu verstehen haben. Die gemeingerm. Auslautsgesetze dürften sich zwischen 200—300 n. Chr. entwickeln, also zu einer Zeit, wo von einer ethnologischen Einheit schon längst nicht mehr die Rede sein kann.

§ 30. Nordisch-westgermanische Übereinstimmungen. Die eben dargelegten Anschauungen schliessen — bei dem durch zahlreiche sprachliche Thatsachen gebotenen Festhalten an der Theorie von der Spaltung der Germanen in Ost- und Westgermanen — die ebenso gut beglaubigte Kontinuität zwischen Skandin. und Westgerm. nicht aus. Wenn wir von der durch Joh. Schmidt *Vokal.* 2, 451 behandelten Berührungen zwischen Angls. und Nord. hier absehen, so sind folgende weiterreichende Entsprechungen von Belang:

1) Das Nord. teilt mit dem Westgerm. den Übergang von idg. *ê* in *â* (während das Got. an *ê* festhält, dafür krimgot. *i*). Auf den ältesten nord. Runeninschriften findet sich kein idg. *ê* mehr bewahrt; im Finn. finden sich nord. Lehnworte mit *â* (finn. *maanan paanu* an. *mána spánn* Thomsen 47). Im Westgerm. vollzieht sich der Wandel vom 3. Jahrh. an, doch so, dass das Fränk. noch bis ins 6. Jahrh. das *ê* kannte (Bremer PBB 11, 19). Dabei ist zu beachten, dass kein *ê* eines lat. Lehnworts (*acêtum rêmus mênsa catêna monêta* u. s. w.) den Wandel von *ê* in *â* durchmacht; offenbar deckten sich lat. *ê* und idg.-germ. *ê* nicht. Während in Tonsilben nord.-westgerm. *â* das idg.-got. *ê* vertritt (an. *láta* as. *lâtan* = got. *lêtan*, an. *slápa* as. *slâpan* = got. *slêpan*), hält sich das völlig unbetonte *ê* nach Sievers PBB 9, 561; vgl. an. *fader* aus idg. *patêr;* got. *hausidês* mit an. *heyrder* ae. *hýrdest* as. (Monac.-Hel. Paul PBB 4, 420) *weldes habdes mahtes* ahd. (Isid.) *chiminnerôdês;* über ahd. *unsêr* (Braune PBB 2, 140) im Vergleich zu an. *várr* s. unten § 51; über an. *hvi* = got. *hvê* s. Paul PBB 4, 474; über ahd. *mês* in *gëbumês* s. § 43. Beachte *ĕ* für germ. *ê* noch in an. *heyrde* 'hörte', *hane* 'Hahn', *máne* 'Mond', *fjarre* 'fern', ae. *hæle* 'Held'.

2) Germ. *ō*, das nach dem § 28 behandelten Gesetz im urgerm. Wortauslaut oder in Endungen vor *m* (auch *n*) steht, erscheint westgerm.-nord. als *u*, während das Got. *ă* hat: ae. *ȝifu* an. *gjǫf* aus **yebu* (= got. *giba*) aus urgerm. *yebō;* ahd. *tagum* an. *dǫgum* aus **dayom* (= got. *dagam*); ae. *fatu* an. *fǫt* aus **fatu *fatō* (= got. **fata*). Auch einige *u* in Mittelsilben sind dem Nord.-Westgerm. gemeinsam, wo das Got. *a* hat: an. *mjǫtuþr* ae. *meotod* = got. *mitaþs*.

3) Stimmhaftes *z* (= got. *z, s*) erscheint im Nord.-Westgerm. als *R*. Im Urnord. ist *R* sowohl durch die Runeninschriften als auch durch den davor auftretenden *i*-Umlaut (Bugge *Tidskr. f. Philol.* 7, 320) gesichert; nord. *r* und *R* unterscheiden sich ursprünglich nur durch das Timbre: das alte *r* wurde mit *a*-Timbre hervorgebracht, das neue *R* (aus *z*) mit *i*-Timbre (Verner AfdA 4, 341, Hoffory NArk I, 41). Für die westgermanischen Sprachen ist

dieser phonetische Unterschied der beiden *r*-Laute nicht mehr sicher nachweisbar. Chronologische Data für den nord.-westgerm. Rhotacismus fehlen; auch ist ungewiss, ob die ältesten Runen schon *R* oder noch *z* (= ᛉ) enthalten. Kein lat. Lehnwort zeigt im Germ. Rhotacismus. Beispiele für nord.-westgerm. *R:* an. *geirr* ahd. *gêr;* an. *ver* ae. *wær;* an. *ker* ahd. *kar* (got. *kas);* an. *heyra* ahd. *hôrren* (got. *hausjan).*

4) *þl* des Got.-Germ. erscheint nord.-westgerm. im Anlaut als *fl* : got. *þliuhan* = an. *flýja* ahd. *fliohan;* got. *þlaihan þlaqus* = mhd. *flêhen flach.* Derselbe Wandel erscheint inlautend in ahd. *driscufli* (: an. *þreskoldr),* in an. *innyfli* ae. mit Umstellung *innelfe* ahd. *innôvili* (: ahd. *innôdli)* Sievers PBB 5, 531. Daneben zeigt sich nord.-westgerm. im Inlaut auch der Wandel von *þl* in *hl;* vgl. an. *nǫl* 'Nadel' aus **nâhlu* = got. *nêþla;* an. *ból* 'Haus' aus **boþl* (Hel. *bodlos* ne. *to build);* an. *stál* ae. *staþol;* ahd. *mahalen* got. *maþljan* an. *mǽla.*

An Einzelheiten, in denen das Nord. mit dem Westgerm. zusammentrifft, ist etwa zu nennen der innere Guttural resp. sein Verlust in nord.-westgerm. *fe(γ)wôr-feγur* 'vier' § 60. Vgl. noch Bezzenberger Gött. Gel. Nachr. 1880(3) 152.

§ 31. Das westgerm. Auslautsgesetz. Im Lautcharakter der westgerm. Dialektgruppe haben die Synkopierungen und die Konsonantendehnungen eine besonders hohe Bedeutung, die weit über die § 29 vorgebrachten Einzelheiten hinaus reicht. Die urgerm. Auslautserscheinungen sind § 28 chronologisch behandelt; es ist daselbst schon hervorgehoben, dass weitere Auslautsgesetze den sämtlichen germ. Sprachen gemeinsam sind, aber chronologisch verschieden gewirkt haben; die meisten Berührungen hat das Nord. mit dem Westgerm.

a) Die ursprünglich nicht nasalierten *î û ō* im Auslaut verfallen der Verkürzung zu *ĭ ŭ:* ahd. *wili* lat. *velīt* (auch got. *wili);* urgerm. **γudinî* Sievers PBB 5, 136 wird westgerm. **γudini* (cf. got. *Saurini);* urgerm. **sôkî* 'suche' (Imperat.) wird **sôkĭ;* das so entstandene *ĭ* des Auslauts ist im Westgerm. genau wie altes *ĭ* im Auslaut behandelt. — Gleiches gilt von *û* = westgerm. *ŭ:* germ. **qernû* 'Mühle' (asl. **žirny* Schmidt *Vokal.* II, 24) < **qernŭ;* germ. *swegrû* (ahd. *swigar* aus **swigru)* = asl. *svekry* skr. *çvaçrû;* germ. *snuzû* (ahd. *snura* für **snuru)* = lat. *nurus.* Nord.-westgerm. *ŭ* für urgerm. *ō* erscheint in **beru* germ. **berō* 'ich trage', **γebu* germ. **γebō* 'die Gabe', **fatu* germ. **fatō* 'Gefässe' u. s. w. Ob dieses *ŭ* aus *ŏ* für *ō* entstanden, ist unsicher; da jedoch das ganze Kürzungsgesetz — nur chronologisch verschieden — genau auch im Got. gewirkt hat (got. *mawi þiwi Saurini, wili bêri*) und sonst zwischen nord.-westgerm. *u* und got. *a (dagum* got. *dagam, berum* got. *bairam)* eine Grundform *ŏ* vermitteln kann, so dürfte an. *giǫf* aus **gebu* (ae. *ʒifu)* und got. *giba* eine Grundform **γebo* vermitteln; auch *fato* = got. **fata* ae. *fatu.* Sonst wäre auch Übergang von *ō* über *ū* zu westgerm. *ŭ* denkbar, was durch slav. Entlehnungen wie *crŭky raky* u. a. Möller PBB 7, 487 vorausgesetzt werden dürfte. Finn. Lehnworte *(arkku panku* got. *arka *spagga)* zeigen das nord.-westgerm. *u.* — Dieses nord.-westgerm. Verkürzungsgesetz hat vor der Synkope von *ĭ ŭ* gewirkt, denn die alten *î û ō* werden — wie schon angedeutet — von dem Synkopierungsgesetz betroffen. Im Got. hat erst die *i*-Synkope — *gast(s) mat(s)* aus **gasti(z) *mati(z)* — gewirkt und erst später ist auslautendes *î* (**mawî *þiwî)* zu *ĭ (mawi þiwi)* verkürzt worden.

b) Der zweite Punkt der nord.-westgerm. Übereinstimmungen besteht — wie eben angedeutet — in dem Wandel einzelner *ŏ* zu *u,* während das Got. *a* hat (Paul PBB 4, 363, 450). Vor Nasalen vgl. urgerm. *dayom* (got. *dagam)* = *dagum;* urgerm. *nahtom* (got. *nahtam)* = *nahtum;* urgerm. *berom* 'wir tragen' (got. *bairam)* = *berum;* urgerm. *blindommo* (got. *blindamma)* < *blindumu* (ae. *blindum* ahd. *blintemu);* germ. *hanon* Acc. Sg. 'den Hahn' ahd. *hanun* (ae. *galgu*

Ruthw.). Gleiches *u* aus *ō* gilt wohl auch in ahd. *biru* griech. *φέρω*, ae. *fatu* aus *fatō* (cf. got. *þô*), ae. *ȝifu* 'Gabe' aus *gebō* (got. *sô*). Die so entstandenen westgerm.-nord. *u* fallen mit den urgerm. *u* zusammen; das got. *a* allein erweist den verschiedenen Ursprung.

Allen westgerm. Sprachen ist früh der Verlust von auslautendem *z* gemeinschaftlich — ein frühester Punkt der Dialektspaltung, der sich noch während der Zeit der gemeingerm. Auslautsgesetze vollzog: urwestgerm. **gasti* gegen run. *gastiR*; urwestgerm. **dohtri* (ae. *dehter*) gegen run. *dohtriR*; urwestgerm. *dag(a)* gegen run. *dagaR*; urwestgerm. *þew(a)* gegen run. *þewaR*; ahd. *wili* 'du willst' = got. *wileis* (lat. *velīs*), ahd. *bâri* 'du trugest' = got. *bêreis*, ahd. *gęsti* = got. *gasteis*. Das Alter dieser Apokope ist unsicher. Die malberg. Glossen der Lex Salica stehen noch auf dem urwestgerm. Standpunkt, indem sie die Auslauts-*z* nicht mehr kennen, aber die Auslauts-*ă ĭ ŭ* noch nicht apokopieren: *focla* 'Vogel' für *fogla(z)*, *chunna* 'Hund' für *hunda(z)*, *lammi* 'Lamm' aus *lambi(z)* = ae. *lęmb*, *tualepti* (an. *tylpt*) aus *tualifti(z)*, *steorci* (ae. *stýrc*) aus *steor-ki(z)*. Die deutschen Runeninschriften zeigen — im Gegensatz zu dem *þewaR dagaR holtingaR gastiR* u. s. w. der urnord. Inschriften — endungslose Nominative wie *Wôdan* (für urgerm. **Wôdanaz*) und *Leubwini* (für urgerm. **Leuba-winiz*) auf der Nordendorfer Spange, *Leub* (für **Leubaz*) auf der Spange von Engers. Sonst könnte eine genaue Untersuchung der Eigennamen auf *-rîx -gastis*, jünger *-rîcus -gastus* (oben p. 317) Licht auf die Periode der Auslautsgesetze werfen (*Boiorîx Δευδοριξ Βαιτοριξ Malorîx Cruptorîx* bei Strabo und Tacitus Rieger ZfdPh. 6, 335, dafür erst später *-rîcus -ριχος*). Kaum ist der Schwund einiger auslautender *r* (lat. *presbyter archiater papaver*) durch den Abfall des westgerm. *R* (ae. *prēost* ahd. *arzât* ae. *popæȝ*) bedingt; von den Entlehnungen ins Westgerm. hinein wird also die chronologische Frage des *R*-Schwundes kaum Aufklärung erlangen können.

Nach dem Wirken der bisher behandelten Auslautsgesetze beginnen die westgerm. Synkopierungen, die Sievers PBB V, 101 richtig gestellt hat. Nur die *a*-Synkope ist älteren Datums, desgl. die *i*-Synkope in dritter Silbe. Es bleiben also die *i* und *u* in zwei- und mehrsilbigen Wörtern. Alle *i* und *u* werden im Wortauslaut nach langer Silbe (resp. nach der Auflösung ⏑⏑ statt –) synkopiert, halten sich aber nach kurzer; es ist dabei gleichgültig, ob urgerm. *m n* oder *z* darauf folgte oder ob *î û ō* zugrunde liegen. Darnach stehen ahd. *gast* ae. *ȝęst* für **gasti* (run. Nsg. *gastiR* Acc. **gasti*); ahd. *bank* ae. *bęnč* aus **banki* (an. *bekkr* aus **bankiR*); von der consonantischen Deklination fallen hierher der Dat. Sg. und der Nom. (Acc.) Plur.: ahd. *burg* ae. *byrȝ* aus **burgi(z)*; ahd. *man* ae. *męn* aus **manni(z)*; ahd. *naht* ae. *niht* aus **nahti(z)* cf. *νυκτί νύκτες*; ahd. *muoter* ae. *mēder mǣder* aus **môdri* griech. *μητρί*. — *iz* war urgerm. die Endung der Komparativadverbia: ahd. *min* aus *minni(z)*, *sîd* aus *sîþi(z)*, *wirs* aus *wirsi(z)* u. s. w. — Bei kurzsilbigen Stammformen bleibt *i* und wird nicht apokopiert: *i*-Stämme sind ahd. *hugi wini* as. *męti stędi wliti* ae. *byre ryne* Bugge Aarbög. 1870, 205; dazu das Neutr. ahd. *meri* (= lat. *mare*); der Nom. Plur. ahd. *turi* = griech. *θύρες* Sievers PBB 5, 111 und ae. *hnyte hnite*; vgl. ae. *bęre* aus **bariz*, *ęȝe* aus **ayiz*.

Treten diese *ĭ* in den Auslaut mehrsilbiger Wörter, so kann wieder Synkope eintreten: ahd. as. *wini* 'Freund' aber *Friduwin Liobwin*, ae. *ryne* aber *ymb-ryn cyn-ryn*. Germ. *î* = westgerm. *ĭ* ist apokopiert in ae. *sǣc séc* 'suche' (Imperat.) gegen *sęle* 'verkaufe'; ebenso in ahd. *gutin* aus **yudinî* PBB 5, 136 (run. *þurûþhild* auf der Friedberger Spange aus °*hildī* °*hildî*). *ŭ* erfährt im Auslaut nach langer Silbe westgerm. Apokope: as. ae. *hand* aus **handu(z)*, as. ae. *scild* aus **skildu(z)*; ahd. as. *lust luft* aus **lustu(z)* **luftu(z)*; as. ae. *flôd* (got. *flôdus*); daneben zeigen die kurzsilbigen Stämme auslautendes *u* in ahd.

fridu sigu hugu situ fihu filu ae. *magu sunu.* Treten kurzsilbige *u*-Stämme als zweite Glieder in Komposita, so kann wieder Synkope eintreten: ahd. *Fridu-win* aber *Sigifrid Winifrid, Hadubrant* aber *Walthad,* ae. *Haþolac* aber *Wulf-hæþ Nîþ-had.* Belege für das aus *ŏ* entstandene *ŭ:* ae. *word* 'Worte' aber *fătu* 'Gefässe', *bân* 'Knochen' Plur. aber *ʒęŏcu* 'Joche'; *heall* 'Halle' aber *ʒifu* 'Gabe', *lâr* 'Lehre' aber *cwălu* 'Tod'. Im Ahd. zeigt sich *ŭ*-Apokope im N. Sg. der *ungô*-Abstrakta *scouwung* (Isid. Bened.) Joh. Schmidt KZs. 19, 283; über *u*-Apokope in den ahd. Langsilbnern *wîs halb stunt* s. Paul PBB 12, 553; über ahd. *hûs dorf* neben *tagu* ibidem.

Neben dieser Apokope kennt das Westgerm. auch eine gemeinschaftliche Kürzung der Diphthonge *ai-au* zu *ĕ-ŏ;* vgl. ae. *nime* ahd. *nëme* aus **nemai(d)* = got. *nimai;* ahd. *blinte* ae. *blinde* gegen got. *blindai;* ahd. *tage* aus urgerm. *dagai* (cf. griech. οἴκοι); ae. *hătte* aus **haitadai* (got. *haitada);* ae. *þære* (got. *þizai)* aus **þaizjai.* Für auslautendes *au* = westgerm. *ŏ* vgl. got. *ahtau aiþþau* mit ahd. *ahto ëdo;* dieses *ŏ* ist ae. zu *ă* geworden vgl. *eahta eþþa* und ae. *suna* = got. *sunau.* Auffällig ist die westgerm. Behandlung der ursprünglich nasalierten langen Vokale *ê*ⁿ *î*ⁿ *ô*ⁿ; sie erscheinen durchaus gekürzt, aber die Vertretung von *ê*ⁿ durch ahd. *ŏ* ae. *ă* und von *ô*ⁿ durch ahd. *ă* ae. *ĕ* ist sonderbar. *ô*ⁿ erscheint in ahd. *herza zunga* ae. *heorte tunge* aus **hertô*ⁿ **tungô*ⁿ (got. *hairtô tuggô),* in ahd. *hôrta* ae. *hŷrde* aus **hauzidô*ⁿ; in ahd. *gëba* Acc. Sg. ae. *ʒife* aus **yëbô*ⁿ; auf schliessendem *ê*ⁿ beruhen ahd. *tago* ae. *daga,* ahd. *hano* ae. *-hana* aus **hanê*ⁿ (cf. ποιμήν). Ist hinter langem Vokal oder Diphthong im Urwestgerm. ein *z* geschwunden, so ist keine Kürzung eingetreten, wie ahd. *fridô* got. *friþaus,* ahd. *tagâ* got. *dagôs,* ahd. *gëbâ* got. *gibôs;* doch dürfte vielleicht *ĭ* aus *î(z)* gemeinwestgerm. sein; vgl. ahd. *gâbĭ nâmĭ* (got. *gêbeis nêmeis), gęstĭ* (got. *gasteis);* über die langen Vokale vgl. Braune PBB 2, 125.

§ 32. Synkope. Das westgerm. Auslautsgesetz trifft nicht bloss endende Vokale, sondern auch mittlere; und zwar werden mittlere *ĭ* und *ŭ* in dreisilbigen Worten nach langer Tonsilbe synkopiert, halten sich aber nach kurzer. So erklären sich die Praet. ae. *sende hŷrde kyste* (aus **sandidô *hauzidô *kus-sidô)* gegen *nęrede fręmede;* desgl. ahd. *santa hôrta kusta* gegen *nęrita fręmita. i*-Synkope zeigen noch ahd. *hêrro* aus **hairiro, lęnzo runza* aus **langito *wrunkita;* ferner ae. *cildru* aus **kilþiru.* Diese Synkopierung der mittleren *ĭ* setzt voraus, dass keine Art von Nebenton auf der Mittelsilbe gelegen haben kann; der Nebenton konserviert alle Mittelvokale s. oben § 20. Auch *ă ĕ ŏ* in Mittelsilben erfahren gemeinwestgerm. Synkope nach langer Tonsilbe; diese Synkope ist dem Got. völlig fremd: ahd. *aftro fordro andre* für *aft(a)ro ford(e)ro and(e)re;* ae. *hăleʒ* Plur. *hălge* gegen *męneg* Plur. *męnege;* ae. *morgen* Dat. *morgne;* ae. *sâwol* Acc. *sâwle, dêofol* Gen. *dêofles, ęngel* Gen. *ęngles;* ae. *rîxlan* aus **rîkisôn;* aber ae. *eafora hămora nîcera năcodes meotodes gănotes* u. s. w. Das Ahd. bewahrt dieses Synkopierungsgesetz bei weitem nicht in der Reinheit wie das Ae.; vgl. Sievers PBB. 5, 70, Paul PBB. 6, 144 ff. Dabei ist mit Paul hervorzuheben, dass ein kurzer unbetonter Vokal nur in offener Silbe synkopiert werden kann, also nur etwa das *ĭ* von got. *gasan-di-dai,* nicht das von got. *gasandiþs* — d. h. das westgerm. Synkopierungsgesetz tritt später auf als die *ă*-Synkope. Finden sich in der spezifisch westgerm. Synkopierungsperiode zwei synkopierbare Vokale, so wird der nebentonige Vokal erhalten und der völlig unbetonte erleidet Synkope; ahd. *kęlbir* beruht auf **kàlbìru,* aber ae. *cealfru* auf **kálbòrù.* Über die Bedeutung des Tieftons für die Mittelvokale und die Synkope unbetonter Mittelvokale ist auf das § 20 beigebrachte Material zu verweisen.

Erwähnung verdient noch die oben p. 340 behandelte Synkope von unbetonten Präfixvokalen im Westgerm. Wenn as. *tôgian* (= got. *at-augjan),*

wozu me. *taunen* aus **æt-tawnian* und ndl. *taunen* stimmen, ein anlautendes *á* verloren, so können wir diese Erscheinung sehr wohl unter das westgerm. Synkopierungsgesetz bringen; beachte noch as. (Gl. Lips.) *gi-t-ôkôn* 'adjicere' aus **at-aukôn;* Pauls Deutung von ae. *ræ̂fnan* aus *ar-æ̂fnan* (PBB. 6, 553) zeigt dieselbe Erscheinung. Dazu stimmt an. *granne* aus got. *garazna* 'Nachbar'. Die bekannten ahd. Präfixerscheinungen (s. Braune ahd. Gr. § 70 ff.) beruhen auch auf eigentlicher Synkope; wir dürfen daher neben hochtoniges *frá-* vortoniges *fr-* für das Westgerm. ansetzen.

§ 33. Die westgerm. Konsonantendehnung: eines der wichtigsten Charakteristica der westgerm. Dialektgruppe. *j w r l n m* haben geminierenden Einfluss auf vorhergehende Konsonanten. Zahlreiche lat. Lehnworte § 4 haben dieses Gesetz mit durchgemacht, das wohl nicht vor dem 3. Jahrh., aber aller Wahrscheinlichkeit nach — ebenso wie die §§ 31. 32 behandelten Synkopierungsgesetze — vor der Auswanderung der Angelsachsen nach England stattgefunden haben wird. Bislang sind feste Data für diese Lauterscheinung ebenso wenig gefunden als für so viele andere Lautgesetze. Über die Dehnungserscheinungen ist im allgemeinen zu verweisen auf Paul Sievers Kauffmann Streitberg PBB 5, 125; 7, 105; 12, 489, 504; 14, 165. Wir beginnen mit der durch Jod veranlassten Konsonantendehnung.

Im Westgerm. hat *j* im Inlaut immer konsonantische Funktion gehabt § 15, aus welcher stets Geminata entspringt; also bei kurzer Tonsilbe: *satjan* wird **sattjan* ae. *sęttan* ahd. (mit Kontraktion) *sęzzen; lagjan* wird **laggjan* ae. *lęcgan* ahd. *lęcken* u. s. w. oder ae. *smiþþe* ahd. *smittha* aus **smiþþja;* ae. *hlihhan* = got. *hlahjan;* beachte mhd. *gippe* zu *gëben* und Doppelformen wie mhd. *rïppe rïbe.*

Für lange Tonsilbe liefert das Oberd. bis in die heutigen Mundarten hinein zahlreiche Beweise Paul PBB 7, 109: ahd. *Musp. suannan lôssan arteillan* mhd. *diupe* 'Diebin' *geitze* 'Pflugsterz' aus westgerm. *diubbja gaittja* (nhd. schweiz. *büetse grüetse* u. s. w.) oder nach Konsonanten mhd. *wülpe* 'Wölfin', *rinke* 'Schnalle'. Daher ursprünglich die Doppelformen hd. *weizi* Dat. Sg. *weizze, wîzi* Dat. Sg. *wîzze* (Scherer AfdA 3, 64). Für das Ae. ist aber derartige Gemination bei langer Tonsilbe nur bei *ngj* und *lgj* durch jüngeres *ǧǧ* erweislich: ae. *hrinčǧe spynčǧe sęnčǧan* auch *bylčǧe* (schweiz. *rinken bulke)* erweislich. Aus dem Westf. vgl. münsterländ. *băcke* aus *bôkkjôn* (ae. *bæ̂čiæ);* ferner aus dem Mittelfränk. nach Paul PBB 7, 123 *râken reiken sæ̂ken* auch siebenbürg. *sâken* ohne Lautverschiebung aus *sôkkjan.* Die geographische Verbreitung der Affrikata in nhd. *heitzen reitzen Weitzen* u. a. bleibt noch genauer zu fixieren.

Die dehnende Kraft des *w* zeigen ae. *teohhlan* 'anordnen' aus Grdf. **tĕhwôn* (cf. got. *têwa* 'Ordnung'), ae. *seohhe* 'Seihe' aus *sīhwô*ⁿ (zu ahd. *sîhan* Part. ae. *ʒesiwen);* ahd. *acchus nacchut* got. *aqizi naqaþs.* Andres Material s. Kögel Litteraturbl. 1887, 109; die dehnende Kraft des *w* ist noch nicht näher bestimmt; ob ahd. *sëhan lîhan aha* auf got. *saíhvan leihvan ahva* mit *w* beruhen und warum die Dehnung unterbleibt, darüber lassen sich Vermutungen aufstellen, aber es fehlt noch an der Beweisführung.[1] Vgl. noch ae. *ceahhettan* aus **kahwatjan* zu ae. *cēʒan* aus **kaujan *kaγwjan?* — *r* hat Dehnung vor sich in ahd. *acchar swëpfar wacchar* ae. *bitter snottor* (neben ae. *æcer swipor biter snotor wæcer)* mhd. *zachern* 'weinen' ahd. Plur. *zachari* zu ahd. *zahar* ae. *tæhher : têar.* — *l* erzeugt Dehnung in ahd. *apful gouckolôn* ae. *ʒeohhol hweohhol* auch nhd. *gemachel* neben *gemahl.* Für Konsonantendehnung vor *m* vgl. ae. *māddum* Plur. *mādmas.* Über *n* als Ursache von Gemination vgl. Kauffmann PBB 12, 520; vgl. ae. *bitwichn* me. *betuhhen* zu got. *tweihnai;* sonst lässt sich *n*-Einwirkung nur in alten *n*-Stämmen mit Geminata im Stammauslaut vermuten; vgl. ahd. *snëcco rocco tropfo snëpfo* ae. *frogga* und bei lang-

---

[1] Entweder sind germ. *sĕhwô sĕhwom* 'ich sehe, wir sehen' und *ăhwô* 'Wasser' nach p. 368 durch **sĕhwu *sĕhwum *akwu* vor dem Wirken des Geminationsgesetzes zu **sĕhu *sehum *ahu* geworden; oder es gab neben urgerm. *sĕhwan ăhwan* alte Nebenformen ohne Labialisierung (vgl. got. *þreihan :* an. *þryngva,* got. *laikan :* nord. *leykva,* got. *ligan lēw).*

silbigen Stämmen wie ahd. *hâcco krâpfo *snâcco stritloupfo gislâpfa.* Es bestehen zahlreiche Doppelformen mit und ohne Geminata cf. mhd. *rabe rappe, knabe knappe,* ahd. *tropfo troffo* u. a. Diese Doppelformigkeit erklärt sich aus alter Flexion wie got. *aúhsa* Gen. Plur. *aúhsnê;* d. h. Gemination konnte ursprünglich nur in einigen Formen eintreten, andre mussten einfache Konsonanz bewahren.

§ 34. Die westgerm. Halbvokale. Für den Halbvokal *j* gilt im Westgerm.-Nord. nach Paul PBB 7, 160 das Gesetz, dass es vor *i* verklingt, so dass *ligjan* für diese Gruppe *liggju liyiz liyid* Plur. *liggjum liyid liggjand* flektiert hätte (cf. ae. *licge liȝeþ licgaþ* as. *liggiu ligid liggiat*). Dieses im Westgerm. vor dem Konsonantendehnungsgesetz wirkende Gesetz will Mahlow AEO p. 43 in die urgerm. Zeit verlegen, um got. *ligiþ-ligan* aus **ligiþ ligjan* zu verstehen (got. *bidan : bidjan,* got. *sitan* sonst *sitjan* u. s. w.). Da sichere isolierte Zeugnisse mit unzweideutiger Lautgestalt fehlen, lassen wir die Chronologie des Gesetzes unentschieden; wo es wirkt, zeigt das Westgerm. keine Konsonantendehnung (anders Streitberg PBB 14, 225).

Für das Verhalten der *ja*-Stämme, welche teils mit teils ohne Konsonantendehnung im Westgerm. erscheinen, liegt die Sache sehr kompliciert. In Formen wie Gen. Sg. *kunjis* Dat. Plur. (Paul PBB 7, 113) **kunji-m* könnte früher Ausfall von *j* vor *i* (aus urgerm. *e*) eingetreten sein, und so wäre der Mangel an Gemination in ahd. *bęti* neben *bętti,* in mhd. *ribe* neben ahd. *rippi,* ahd. *męnni* ae. *męne,* ahd. *tilli* ae. *dile;* ahd. *dilli* ae. *þile;* mhd. *weiȝe weitze* erklärt. Betrachtet man aber ae. *hyse* Plur. *hyssas, męte męttas* u. a. (Sievers angls. Gr. [2] § 263 Anm. 3), so ergibt sich, dass zwischen *i*-Stämmen *(mati-)* und *ja*-Stämmen *(saggja-* ae. *sęčǧ)* eine weiter gehende Berührung bestanden haben muss: wahrscheinlich haben bei kurzsilbigen Stämmen die Nom. Acc. Sg. westgerm. gleich gelautet (urwestgerm. *husi mati — sayi ribi).* So erklären sich vielleicht ahd. Neutra auf *i* ohne Konsonantendehnung wie *bini* (nhd. *beet* Luther *riebe)* und für nhd. *gau heu* wäre got. *gawi* Dat. *gauja, hawi* Dat. *hauja* auch den westgerm. Grundformen gleich. Dass das Auslautsgesetz im Westgerm. vor dem Eintritt der Konsonantendehnung gewirkt hat, ergibt sich ausserdem mit Kauffmann PBB 12, 539 Streitberg PBB 14, 184 aus den Doppelformen, die infolge eines dehnenden *r* und *l* entstehen: ahd. *acchar ahhar* ae. *æcer,* ahd. *apful afful;* Sievers PBB 10, 496. 508 erweist ae. *biter bitter, snotor snottor;* beachte ahd. *chupfar* ae. *copor.* Ihr urwestgerm. Paradigma war *akr̥* Gen. Dat. *akkre(s), apl̥* Gen. Dat. *apple(s)* u. s. w. Vgl. bes. ahd. *affoltra* ae. *apuldre* mit westgerm. Synkope aus *apl̥dro apl(u)dr.* Hierher gehören auch die von Sievers PBB 12, 486 behandelten ahd. *kuniųli-* als erste Kompositionsglieder. In welchem Umfange auf Grund dieses Gesetzes für die westgerm. Sprachen Ausgleichungen für die *ja*-Stämme anzunehmen sind, ergibt sich leicht.

Noch ist hervorzuheben, dass *w* vor *u* westgerm.-nord. im Inlaut schwindet: während urgerm. *naqida-* (an. *nøkkvedr)* zu ahd. *nacchut* führt, wird urgerm. *naqoda-* durch **naqud* zu **nakud* = ae. *nacod* ahd. *nahhut;* daher ahd. Acc. Sg. *nahhun wadun gaȝȝûn ûhtûn* zu an. *nǫkkve vǫþve* got. *gatwô ûhtwô;* daher ahd. *wahta* gegen got. *wahtwa;* ae. *ea* aus **ahu* für **ah(w)u* = got. *ahva;* beachte ae. *nicor* (aus **nikuz-)* neben ahd. *nicchessa* aus **niqisî;* vgl. Paul PBB 7, 163. Zahlreiche Ausnahmen von dem westgerm. Konsonantendehnungsgesetz § 33 finden durch die in diesem § 34 behandelten Gesichtspunkte ihre Erklärung; instruktiv ist die ae. Flexion *magu mæcge(s)* Plur. *mæcga(s)* Dat. Plur. *magum;* und nach Sievers ae. *lǽs mǽd* aus **lǽs(w)u* **mǽd(w)u* mit dem obl. *lǽswe mǽdwe* (ags. Gr. [2] § 260).

VII. KONJUGATION.

§ 35. Das ô-Präsens. Wie alle idg. Sprachen unterscheidet auch das Germ. *mi-* und *ô*-Präsentia. Unter den *ô*-Präsentien verstehen wir Stämme auf *o:e* mit *ô* in der 1. Pers. Sing. Ind.; vgl. griech. *φέρω φέρο-μεν φέρε-τε*; lat. *tundô tundu-nt tundi-tis*, skr. *bhávâ-mi bhávâmas bhávatas*, got. *baira* (aus *berô*) *baira-m bairi-þ* u. s. w. Es giebt mehrere Arten von *ô*-Bildungen, die durch Accent, Ablaut oder konsonantische Elemente charakterisiert sind. Im Folgenden verweisen wir möglichst auf die feststehende Zählung der ind. Grammatiker.

1) Der Haupttypus, der in allen Idg. überwiegt und im Germ. zur Alleinherrschaft gekommen ist, verlangt mittlere Ablautsstufe bei Wurzelbetonung (idg. *bhérô bhéudhô déikô ágô* u. s. w.) (1. Klasse des Skr.); im Slav.-Litt. sind Accentstörungen eingetreten (aslov. *berĕtĭ vezĕtĭ* Leskien Sl. Archiv V, 509). Im Germ., das in dieser Präsensbildung seinen Normaltypus ausgebildet hat, zu welchem alle anders gebildeten Präsentia nach und nach übergehen, wird die ursprüngliche Wurzelbetonung durch zahlreiche Fälle von tonloser Spirans im Wurzelauslaut erwiesen (bei mittlerer Wurzelstufe): got. *teiha þeiha þreiha weiha leiþa sneiþa reisa — tiuha þliuha hiufa driusa kiusa fraliusa — finþa hinþa þinsa filha þairsa saihva hlifa qiþa lisa ganisa wisa þwaha hlaþa falþa fâha hâha* und zahlreiche Präsentia anderer germ. Dialekte beruhen auf Grundformen der gekennzeichneten Art.

2) Ein damit verwandter Nebentypus ('Aoristpräsentia' Osthoff PBB 8, 266) zeigt niedrigste Wurzelstufe bei Betonung des Mittelvokals *o:e* (6. skr. Klasse, *tudá-mi*). Im Germ. erscheint niedrigste Wurzelstufe in got. *trudan* an. *knoda;* in an. *koma sofa* ae. *rîpan* (Sievers PBB 8, 84; 9, 277; Noreen *Svensk. Landsm.* I, 693); ahd. *trëtan knëtan quëman* ae. *swëfan rîpan* sind wohl Neubildungen nach dem Haupttypus. Auf Suffixbetonung weisen hin an. *vega* J. Schmidt AfdA VI, 127; got. *hneiwan bileiban sweiban* ahd. *snîwan sîgan* wegen der vorgerm. Wurzeln *knîghw lîp swîq snîghw sîq* (ahd. *wîhan nîgan* sind dem Haupttypus genähert). In dem *û* von got. *sûpan lûkan sûgan* ae. *brúcan búgan* hat Osthoff PBB 8, 292 'Aoristpräsentia' erkannt (ae. *búgan* aus Wz. *bhŭk*, ae. *súgan* aus Wz. *sŭq*). — Wegen ahd. *snîwit* = griech. *νίφει* beachte auch zend *snaežaiti* sowie griech. *νείφει* lat. *ninguit*. Ahd. *swëdan swîdan* — mhd. *krësen krîsen* werden mit Beseitigung des gramm. Wechsels hierher gehören. Beachte noch ahd. *bahhan* gegen griech. *φώγω*, an. *taka* gegen got. *têkan*, ahd. *watan* gegen lat. *vâdo*. In mehreren Verben, die in anderen idg. Sprachen ihr Präsens nach der 6. skr. Klasse bilden, zeigt das Germ. den Haupttypus; vgl. got. *waírþa* mit aslov. *vrĭgą;* ahd. *milchu* (griech. *ἀμέλγω*) mit altir. *mligim* aslov. *mlŭzą;* got. *kiusa* mit skr. *juśámi;* got. *liuga* 'lüge' mit russ. *lgy* (aus **lŭgą* Leskien Sl. Archiv V, 510); ae. *dëlfan* mit aslov. *dlŭbą;* ae. *ceorfe* mit gr. *γράφω* Möller PBB 7, 572; ahd. *triugu* mit skr. *druhâmi* zend *druždmi;* germ. *wîkan wîqan* 'weichen' kann Mittel- oder Tiefstufe haben (skr. *vijâmi);* ahd. *stîhhan* (scheinbar Normaltypus) ist idg. *stigô* (mit *jô* griech. *στίζω*), hat jedoch seinen alten *i*-Ablaut aufgegeben (vgl. Osthoff PBB 8, 142, wo auch got. *bida* aus idg. *bhĭdhô* zu vergleichen ist); ahd. *wahsu* gegen skr. *ukśâmi* zend *uχśâmi*.

3) *no:ne* als Präsenscharakter (lat. *sperno contemno* griech. *δάκνω πίνω κάμνω* skr. *mṛnâmi pṛnâmi* u. s. w.) hat sich im Germ. nur selten in seiner alten Funktion erhalten: got. *fraihnan (frah* Prt.) (aber skr. *pṛcchâmi* zend *pṛsâmi*) got. *keinan* (Part. *uskijans);* nach Paul PBB 9, 583 auch ahd. *bacchan* (aus **baknan* s. oben 336) neben dem Perf. *buoh* (Normaltypus ist dafür eingetreten in mndl. *vrien* aus **frehan*, ahd. *bahhan*).

Sonst ist das präsensbildende *n* durchweg zur Verbalwurzel gezogen; niedrige Präsensvokalstufe zeigen noch ae. *spur-nan mur-nan* und nach Franck Tijdschr. v. nederl. Taal- etc. Kunde 2, 20 mndl. *ron-nen beghon-nen;* präsentische Normalstufe des Wurzelvokals ist sekundär eingeführt in got. *brin-nan* (aber ae. *bryn-e* 'Brand'), got. *rin-nan* (aber ae. *ryn-e* 'Lauf'); got. *skei-nan* (aber *skei-ma skei-rs*), ahd. *swînan* (ae. *swî-ma* 'Schwindel'); ahd. *kînan* (aber *kî-mo);* ahd. *grînan* (aber an. *grî-ma?);* an. *gî-na* ae. *ʒî-nan* neben ahd. *gîên* (lat. *hiare*). Wegen *du-gin-nan* aus einer idg. Wz. *ken* vgl. Bugge PBB 12, 405; ahd. *sinnan* für **sṇtnan?* Ein grosser Teil dieser Präsentia glich dem Haupttypus und hielt sich, wobei jedoch *n* in alle Verbalstufen eingeführt wurde. Ursprünglich kam jedoch diesen Präsentien wohl stets niedrigste Wurzelstufe zu; *î* (*skî-nan, kî-nan* u. s. w.) kann natürlich als idg. *î* niedrigste Wurzelstufe sein; *ĭ* zeigt sich in ahd. *chlĕnan* (vgl. altir. *gle-nim?*) aus Wz. *klî* (ae. *clá-m clǽ-man*). Nach unserer Erörterung § 16 besteht der Verdacht, dass alle Verbalstämme auf *ll* und *nn* (got. *falla* = lit. *pùlu wallan spannan spinnan* u. s. w. u. s. w.) ursprgl. präsentisches *n* hatten. Für aslov. *sta-nǫ* 'stehe' herrscht ahd. *stâ-m*.

4) *ô*-Präsentia mit infigiertem Nasal (skr. *siñcâmi vindâmi* zu Wz. *sic vid*) sind im Germ. nicht erhalten geblieben mit Ausnahme von got. *standa* (Prt. *stôþ*); vielleicht ist noch der scheinbar wurzelhafte Nasal in ahd. *chlimban swintan* wegen an. *klífa* und ahd. *swîd* 'ruina' ursprgl. nur präsentisch. Für Nasalinfix anderer idg. Sprachen hat das Germ. fast durchweg den Normaltypus eingeführt. Vgl. lat. *vinco fingo lambo linquo findo tundo mingo* gegen got. *weiha deiga* ahd. *laffu lîhu bîʒʒu stôʒʒu giuʒu* ae. *mîge;* gegen aslov. *sędą lęgą* stellen sich got. *sita liga* (sowie westgerm. *sittju liggju*), gegen skr. *daṇçâmi* got. *tahja*.

5) Die *jô*-Präsentia der 4. Skr.-Klasse (skr. *hṛ́šyâmi yúdhyâmi* gr. βάλλω κλύζω aus *βαλjω *κλυδjω lat. *facio cupio*). Im Germ. musste diese Präsensbildung durchweg mit den Parallelformen der schw. Verba auf idg. *ejô* zusammenfallen, woraus zahlreiche Übertritte von starken Verben in die schwache Konjugation erklärt werden. Diese Präsensbildung hat vorhistorische Wurzelbetonung gehabt; vgl. die tonlosen Spiranten im Innern von got. *hafja hlahja skaþja fraþja* ahd. *seffu* (allerdings auch ae. *friċġean þiċġean*). Ausserdem galt niedrigste Wurzelstufe (got. *bugian waurkjan þugkjan* an. *sitja bidja liggja þiggja* ahd. *hucken*).

Beachte an. *symja* gegen got. *swimman;* auch ahd. *swizzan* als schwach. Verb gegen skr. *svídyâmi* Scherer ZGDS[1] 184; ahd. *gurten* schw. Verb gegen got. *gaírdan;* got. *þaúrsjan þaírsan*. Nach Möller PBB 7, 532 kann auch mittlere Ablautsstufe stehen (as. *wirkian* gegen got. *waúrkjan*, got. *wahsjan* gegen zd. *uχšaimi*, got. *daddjan* gegen ahd. *tâen* (cf. skr. *dhá-yâmi);* vgl. auch germ. *wôpjan hrôpjan sôkjan*, ahd. *spuoen* ae. *spówan* aber aslov. *spěją*. —

In Übereinstimmung mit den verwandten Sprachen zeigt sich ein *jô*-Präsens in got. *hafja* lat. *capio*, got. *waia saia* asl. *věją sěją;* got. *da-ddjan* skr. *dhá-yâmi;* got. *þaúrsja* skr. *tṛšyâmi;* ahd. *swizzu* skr. *svídyâmi*, got. *ahjan* gr. ὄσσομαι, got. *spiuja siuja* skr. *sívyâmi šṭhívyâmi;* an. *berja* asl. *borją;* ae. *cennan* skr. *jâyâmi;* ahd. *chnâen chrâen druoen* ae. *rówan spówan* aslov. *znają grają trają rěją spěją;* got. *arjan* ahd. *erien* lit. *ariù* asl. *orją;* vgl. noch ahd. *fîant* zu skr. *pî-yat*.

Abweichend ist die germ. Präsensbildung von der anderer idg. Sprachen in folgenden Fällen: *sitjan* (gr. ἕζομαι) gegen aslov. *sędą* skr. *sîdâmi* (skr. *sádâmi* = got. *sita);* *ligjan* gegen asl. *lęgą;* *bidjan* gegen lat. *fîdo* gr. πείθω PBB 8, 140; *dynne* 'töne' (aus *dhunjô*) gegen skr. *dhvánâmi;* ahd. *wurgen* gegen aslov. *vrŭzą;* got. *waia* (asl. *věją*) gegen skr. *vâ-mi* gr. ἄ-ημι; ahd. *chnâen* (asl. *znają*) gegen skr. *jâ-nâ-mi*.

Das Germ. liebt den Haupttypus gegen anderweitige *jô*-Präsentia: got. *qima* gegen βαίνω lat. *venio;* ahd. *triogan* gegen skr. *drúhyâmi;* ae. *swëfan* gegen asl. *sŭplją;* ahd. *hinchu* gegen gr. σκάζω; got. *speiwa* gegen skr. *šṭhívyâmi* (an. *spýja);* got. *sitan ligan bidan* gegen *sitjan ligjan bidjan;* got. *gaírdan* gegen ahd. *gurten;* ahd. *brûhhan* gegen got. *brûkjan;* ahd. *wahsan* gegen got. *wahsjan;* ahd. *spanan* neben *spennen;* got. *swaran* gegen ahd. *swerien;* ahd. *liogan* gegen asl. *lŭžą* (ahd. *lugî* 'Lüge' aus *lugîni-* weist auf ein st. Präs. **lugjan*). Beachtenswert sind noch ahd. *gidûhen* zu *dwingan*, *spulgen* zu *pflëgan*.

Schliesslich folgen noch einzelne Verba, die teilweise schwach geworden sind, aber durch verbale oder nominale Zubehör innerhalb des Germ. als starke *jô*-Präsentia erwiesen werden: primäre Nomina zeigen schw. Verba (mit ae. starken Präteriten) in ahd. *bâen* (vgl. *ba-d), drâen (drâ-t* ae. *þráwan), krâen (krâ-t* ae. *cráwan), nâen (nâ-t), mâen (mâ-d* ae. *máwan), spuoen (spuo-t* ae. *spówan), gluoen (gluo-t* ae. *glówan), hluoen gruoen bluoen* ahd. *touwan (tôd tô-t* an. *deyja* stv.); got. *hwatjan* 'wetzen' mit dem alten st. Partiz. *hwassa-ba;* got. *arjan;* got. *hleibjan* ahd. *hlîppen* schwv. neben ahd. *lîban* stv.; as. *quâđian* schwv. aber an. *kviđa* stv.; an. *lýja* Part. *lúenn;* ahd. *blâen* (ae. *bláwan)* Part. *giblâan*. Unsicherer ist die Hergehörigkeit von got. *taujan* ahd. *fęwen dęwen bęwen flęwen* ae. *cízan hézan strézan* sowie *sęllan tęllan cwęččan ręččan dręččan*.

6) Die idg. Konjugation besass noch zahlreiche andere Präsensbildungen auf *ô*, von denen das Germ. nicht die geringste sichere Spur aufzeigt. So fehlt dem Germ. völlig der reduplizierte Präsenstypus von lat. *gigno* griech. *μίμνω πίπτω* lat. *se-r-o, si-st-o*. Es fehlen sichere Spuren von Präsenssuffix *skô* (griech. *βάσκω* skr. *gácchâmi*). Die Präsensbildung auf *tô* (griech. *τύπτω*) hat eine geringe Spur in ahd. *flëh-tan* (lat. *plec-to)* gegen griech. *πλοκή* hinterlassen (aber vgl. got. *hlifa* nach dem Normaltypus gegen griech. *κλέπτω*). Eine vereinzelte Bildung auf *tjô* scheint in ahd. *missen* aus *mit-tiô* und *furh-ten* (got. *faurh-tjan)* mit dem Prät. *forah-ta* Partiz. *forah-t* zu stecken. Für got. *alþan* und *waldan* steht *tô*-Präsens nicht ganz fest (weil unsicher ist, ob altir. *flai-th* und lat. *valeo* oder aslov. *vladą* zunächst steht). Mit den griech. Präsentien auf *-άνω -αίνω* (*κερδαίνω περαίνω λαμβάνω μανθάνω*) berühren sich ahd. *giwahinnen* Prt. *giwuoh* Osthoff PBB 8, 264; ae. *onwæcnan onwóc* Sievers Ags. Gr. § 392; vielleicht ursprgl. auch got. *rahnjan* 'rechnen' und ahd. *rahanen* 'rauben' (Wz. *raq* in lat. *rapio?);* an Stelle des gr. *ὑφαίνω* hat das Germ. den Normaltypus ahd. *wëban*. — Reduplizierte *jô*-Präsentia besass das Idg. nur wenig; vgl. griech. *νίσσομαι* aus **νι-νσ-jομαι*; asl. *deždją* aus *de-d-jô;* so auch ahd. *wiummen* aus **wi-wm-jan* (neben ahd. *wëm-ôn wimi-dôn*).

§ 36. Das *mi*-Präsens. Gegenüber den *ô*-Präsentien mit dem Themavokal *o:e* steht eine themavokallose Bildungsweise mit der 1. Person Sg. Ind. auf *mi* (die Personalsuffixe sind im Übrigen mit denen der *ô*-Präsentia identisch); sie zeigt den bei allen unthematischen Flexionen so beliebten Accentwechsel und Ablaut: skr. *é-mi é-ti i-más i-tá; ás-mi ás-ti s-más s-tá* u. s. w. Diese Klasse, die in den Litteratursprachen Europas nur geringe Spuren hinterlässt, stellt sich für die urgerm. Zeit folgendermassen dar.

1) Einfache Wurzelpräsentia (2. Skr.-Klasse) — vgl. griech. *εἶμι ἴ-μεν* — zeigt das Germ. nur restweise. Ablaut zeigt nur got. *is-t* Plur. *s-ind* (Optat. ahd. *sî* = lat. *s-ît);* dazu ahd. *b-irum* aus **irum iz-um* für *es-əmén* nach Kern Taal- en Letterb. V, 89. Weitere *mi*-Formen sind die westgerm. Verba ahd. *gêm gâm — stêm stâm — tuom* (ahd. *gêm* aus *gá-îmi* = griech. *εἶμι* skr. *êmi, gâm* für idg. *yêmi* resp. *ko-yêmi* unter dem Einfluss von *gêm ganga* (s. Schade s. *jân); ahd. *stâm* nach *gâm-yêmi* für idg. *sthâ-mi;* ahd. *tuom* = skr. *dhâ-mi* aus idg. *dhô-mi);* der Optat. ahd. *stê- gê-* kann auf abgelautetem *stă-î- yă-î-* beruhen § 44. Got. *wil-ei-s wil-ei-ma* ist nach Scherer ZfdA 19, 158 und Joh. Schmidt Vok. II, 468 alter *î*-Optativ zu einem *mi*-Präsens (lat. *vel-î-t* zu *volo)*. In ae. *cyme* aus germ. *kumî-* hat Sievers PBB 8, 80 eine alte *mi*-Form (vgl. skr. *gán-mi* ebenso apers. zend) entdeckt; sonst herrscht *ô*-Präsens got. *qima* ahd. *quimu*. Ferner ist Normaltypus eingetreten in ae. *swëfan* (an. *sofa)* gegen skr. *svápimi*, got. *anan* (Präsens allerdings unbezeugt) gegen skr. *ánimi*, ahd. *riuzu* 'weine' gegen skr. *rodimi* v. Firlinger KZs. 27, 435. Die idg. Wz. *ĕd* (skr. *ádmi* aslov. *ĕmi* lit. *ĕdmi* lat. *est)* zeigt im Germ. als Verb das Normalpräsens; für skr. *mârjmi* stimmt ahd. *milchu* 'melke' zu griech. *ἀμέλγω*; für skr. *dármi* gilt Normalpräsens got. *gatatra;* für skr. *vâ-mi* griech. *ἄϝημι* hat das Germ. *wêjô* (got. *waia* = asl. *vëją)*. Weitere Mutmassungen vgl. bei v. Firlinger KZs. 27, 438.

2) Reduplizierte Präsentia der 3. skr. Klasse (skr. *ju-hó-mi* griech. *δί-δω-μι*): das Germ. hat davon nur Spuren unter den schwv.: ahd. *bi-bê-t* 'er bebt' = skr. *bi-bhê-ti* aus der idg. Wz. *bhî*; got. *rei-rai-þ* 'er zittert' aus Wz. *rî*; ahd. *së-stô-t* aus idg. *si-sthâ-ti* (griech. *ἵστᾱτι*) zu Wz. *sthă*; vielleicht ahd. *zittarôt* aus urgerm. **ti-trô-di* (Wz. idg. *dră drō?*) und got. *gei-gai-þ* zu Wz. idg. *ghĭ* (mhd. *gî-t*); ahd. *wi-wi-nt* dürfte auf idg. **wi-wê-mi* gegen skr. *vâ-mi* (griech. *ἄημι*) deuten. Griech. *τί-θη-μι* setzt fürs Germ. ein **di-dê-mi* voraus, wozu nach Bezzenberger ZfdPh 5, 475 ahd. *të-ta* ae. *di-de* ein augmentloses Imperfekt wäre.

3) *nâ : nə* als Präsenscharakter mit *mi*-Flexion = 9. Skr.-Klasse (lat. *inclînare asper-nâre conster-nâre* Fröhde BBeitr. 3, 305 griech. *δάμ-νη-μι δάμ-να-μεν*, skr. *krî-ṇâ-mi krî-ṇî-más*). Nach § 39 scheint got. *kun-nu-m* 'wir wissen' = skr. *jâ-nî-más* zu Wz. idg. *gən gnô* (1. Pers. Pl. idg. *gṇ-nə-més*). Ferner dürften unter den germ. Präsentien auf *-ôn* einige alte *nâ-mi*-Präsentia stecken und zwar — da nach Osthoff PBB 8, 298 die *nâmi*-Verba innerhalb des Germ. gern schwach geworden sind — diejenigen, welche zugleich stark und schwach innerhalb des Germ. erscheinen: ae. *murnan* stv. — ahd. *mornên* schwv., ae. *spurnan* stv. — ahd. *spornôn* schwv.; got. *keinan* stv., aber Prt. auch *keinôda*; got. *ufkunnan* Prt. *ufkunþa* Prtc. *ufkunnaiþs* und *kunnan kunnaida* neben *kann* Braune § 195 a 2, 199 a 1; an. *gína* stv. neben ahd. *ginôn* schwv. = asl. *zi-ną* Osthoff MU 4, 41. Mehrfach deuten Faktitiva auf derartige starke Verba, die zur schw. Flexion übergetreten sind; vgl. got. *usgeisnan usgeisnôda* mit *usgaisjan*; ahd. *lërnên lërnôn* mit *lêrren*.

Hierher gehören auch ae. *ceallad* an. *kallad* v. Firlinger KZs. 27, 190 = skr. *gṛ-ṇâ-ti* (Wz. *gir*); ahd. *follôt* 'er füllt' = skr. *pṛ-ṇâ-ti*; ae. *hleonad* ahd. *hlinêt* = *clînâ-t* (aber griech. *κλίνω* Osthoff MU. 4, 39). Nach Osthoff a. a. O. gehören zahlreiche schw. Verba mit Geminata im Stammauslaut hierher: ahd. *locchôn zocchôn lëcchôn* aus idg. *luk-nâ-mi duk-nâ-mi lighnâmi?*

Und daraus hat Osthoff mit Recht das *m* in ahd. *salbô-m habê-m* für eine Spur der alten starken *mi*-Konjugation gedeutet (PBB 8, 298). Übrigens sind einige auswärtige *nâ-mi*-Präsentia im Germ. durch den Normaltypus vertreten; vgl. ahd. *bindan wëban zëran* mit skr. *badh-nâ-mi* (zend jedoch *bandâmi*) *ubh-nâ-mi dṛ-ṇâ-mi*; anderseits fällt ae. *hlosnian* gegen skr. *çrôšâmi* auf.

4) Von der 5. skr. Klasse (*nô-mi, nu-más*; vgl. gr. *δείκ-νῡ-μι*) bewahrt das Germ. keine unzweideutige Spur. Auf skr. *dhṛš-ṇô-mi* weist vielleicht mndd. *darn* Höfer Germ. 23, 3; mit skr. *va-nv-ánti* (: *vanômi*) kann got. *winnan*, mit skr. *rinvanti* (: *ri-nô-mi*) got. *ri-nn-an* zusammenhängen. Sonst herrscht der Haupttypus an Stelle auswärtiger *nu*-Bildungen: got. *teiha* gr. *δείκνυμι*; got. *friusa* skr. *pruš-ṇô-mi*; got. *steiga* skr. *stighnômi*.

Schwach scheint ae. *earnian* ahd. *arnôn* gegen gr. *ἄρ-νυ-μαι* 'erwerbe' (auch ahd. *lëcchôm* aus *ligh-nu-* wegen gr. *λιχ-νεύ-ω*?). Möglicherweise ist die Präsensklasse auf *-νυμι* im Germ. in die auf *-νημι* aufgegangen, weil beide im Plur. germ. auf *num nuþ* mit mittlerem *u* ausgingen.

5) Von der 7. skr. Klasse bewahrt das Germ. ebensowenig feste Spuren wie das Gr. und Lat.; für skr. *bhi-ná-dmi bhi-n-dánti* (lat. *findo*) hat das Germ. den Haupttypus got. *beita*; desgl. für skr. *vṛṇájmi* (Wz. *vṛj*) got. *wairpa*; für skr. *rinácmi* (lat. *linquo*) got. *leihva*; für skr. *pṛṇácmi* (auch *pṛṇcâmi*) got. *filha*; für skr. *unábhmi* ahd. *wëban*. —

6) Eine besondere Besprechung erheischt das Verbum substantivum im Germ., das mit den Schwesterformen der übrigen idg. Dialekte auf Wz. *es* mit *mi*-Flexion beruht. Im Ind. Sing. bestanden idg. *ésmi* — *ési* für *éssi* (skr. *ási* zd. *ahi* griech. *εἶ* Hübschmann KZs. 26, 606) — *ésti*; got. *im is ist* sind regulär. Im Westgerm. mischte sich damit ein germ. *biju bìz bìd* (= lat. *fio* altir. *biu*) = ae. *bêo bis bìd* mit teilweiser Vokalkürzung der Enklitika; vgl. ahd. *bist* (mit dem *t* der Präteritopräsentia Braune § 379 a. 1); aus dieser Mischung von *biju* und *im* erklären sich as. *bium* ahd. *bim*. Die 3. Pl. got. *sind* aus unbetontem idg. *senti* (skr. *sánti santi* griech. *εἰσί* für **ἐντι*) ist

gemeingerm. (ae. *sind* ahd. *sint)*; für die 1. 2. Pl. ist germ. **izum *izud* (für idg. *smé sthé* resp. *səmé səthé)* vorauszusetzen, und das ahd. *b-irum b-irut* erklärt sich aus der Mischung dieser Formen mit jenem Stamm *bija-* nach Kern Taal- en Letterb. V, 89. Die got. Formen *sijum sijuþ* sind unerklärt. Das ae. *eart ard* (§ 43) Plur. *earon arun* beruhen auf urgerm. *ar-þ(a) arun(þ)*, die Joh. Schmidt KZs. 25, 595 mit lit. *yrà* 'ist' (eigtl. 'existentia') in Zusammenhang bringt. Über den Optativ s. § 44. Der zugehörige Infinitiv ist gemeingerm. *wësan* (skr. *vásana-m*, Wz. *vas)*; doch ae. auch *béon* aus **bijan*. Auch die übrigen Formen werden durch *wësan* ergänzt. Folgende Tabelle veranschaulicht die urwestgerm. vorhandenen Formen.

	Singular			*Plural*	
im	*biju*	—	*irum*	*bijom*	*arum*
is(t)	*bis(t)*	*arþ*	*irud*	*biþ*	*aruþ*
ist	*biþ*	—	*sind*	*bijand*	*arun.*

§ 37. Das Perfektum. Das reduplizierte Perfektum der idg. Sprachen zeigt bei Accentwechsel Ablautserscheinungen in der Wurzelsilbe: skr. *bibhéda bibhidús, bubódha bubudhús*; griech. πέποιθα πεπιθυῖα.

Im Singular herrscht die höhere Vokalstufe der Wurzel bei ursprünglicher Betonung, im Plural niedrigste Stufe bei Betonung der Personalendungen (der Optativ schliesst sich an den Plural an); aber alle Perfektformen gehen von der Wurzel, nicht vom Präsenstamm aus. Also vgl. z. B. skr. *kr̥-ṇó-mi* Prs., *cakā́ra* Pl. *ca-kr̥-má ca-kr-ús, bhinádmi bhindánti* Perf. *bibhéda* Pl. *bibhidús* u. s. w. Das Germ. stimmt zu diesen idg. Zügen zunächst, indem nach dem Vernerschen Gesetz (KZs. 23, 104) derselbe Accentwechsel im Germ. gegolten und seine deutlichen Spuren hinterlassen hat: gerade im Perfekt zeigt sich der grammatische Wechsel am deutlichsten: got. *þarf þaurbum — aih aigum;* ahd. *sneid snitum, reis rirum, zôh zugum, kôs kurum* u. s. w. Ferner ist identisch die Abstufung resp. der Ablaut der betonten und unbetonten Wurzelsilbe: got. *bait bitum* (skr. *bibhéda bibhidús), bauþ budum* (skr. *bubódha bubudhús), warþ waúrþun* (skr. *vavárta vavr̥tús)* u. s. w.

Auffällig weicht das Verhalten der Reduplikation im Germ. von dem idg. Urtypus ab. Im wesentlichen fehlt dem Germ. die Reduplikation; vgl. skr. *bibhéda* mit got. *bait*, skr. *vavárta* mit got. *warþ*, skr. *sasā́da* got. *sat*. Es erhebt sich die Frage, ob das Germ. hier sekundär ist, und das ist in der That der Fall.

Wir haben auszugehen von dem merkwürdigen Ablaut got. *sat sêtum — qam qêmun*, der dem Gesetz von der niedrigsten Wurzelstufe im Plur. entgegen ist; für das Idg. sind *se-zd-n̥t ge-gm-n̥t* als Grundformen zu erwarten und finden sich auch in den ostidg. Sprachen. Die *ĕ*-Wurzeln mit einfachem Konsonant im An- und Auslaut zeigen im Skr. und Zend zahlreiche Formen wie skr. *pa-pt-ima ja-gm-imá*. Dieser reduplicierte Typus hat einen Sekundärtypus mit *ê* (**pêtn̥t* für **pe-pt-n̥t*, **sêdn̥t* für **se-zd-n̥t)*. Welches der lautgesetzliche Bereich der beiden Typen ist, darüber giebt Osthoff *Perf.* p. 1 ff. Vermutungen (vgl. idg. *wêr-* an. *vár* 'Frühling' neben **wesr-;* lat. *vêrus* ahd. *wâr* aus idg. *wêro-* zu ahd. *wësan;* idg. *sîdô* aus **si-zd-ô;* idg. *penqêkm̥ta* griech. πεντήκοντα aus eigtl. *penqe-tkm̥ta)*. Das Germ. hat den reduplizierten Typus gänzlich aufgegeben und den *ê*-Typus zur ausschliesslichen Herrschaft gebracht (got. *qêmun nêmun gêbun)*. Darnach gab es eine Zeit, wo etwa *gegóme gêmn̥t — sesóde sêdn̥t* bestanden, und es wäre denkbar, dass die scheinbare Reduplikationslosigkeit solcher Pluralformen zunächst auf den Singular eingewirkt hätte, so dass *góme gêmn̥t — sóde sêdn̥t* = got. *qam qêmun — sat sêtun* entstanden wäre; dann wäre dieser reduplikationslose Typus weiterhin für den ganzen *ĕ*-Ablaut *(bait-bitum bauþ-budum warþ-waúrþum)* massgebend

geworden. — Übrigens beruht das germ. *ê* von ahd. *tâtun* as. *dâdun* auf langem Reduplikationsvokal: idg. Grdf. *dhê-dh-n̥t*, aber auch *dhe-dh-n̥t* (= as. *dedun*), welche Formen übrigens auch durch das Fehlen des Wurzelvokals wichtig sind.

Dieser Abfall der Reduplikation dürfte eigtl. wohl nur da eingetreten sein, wo Singular und Plural durch Ablaut getrennt waren. Das war jedoch keineswegs überall der Fall. Es ist noch nicht genügend erklärt, warum das Germ. in grossen Kategorien den Perfektablaut nicht kennt: got. *fôr fôrum* — *haihald haihaldum* — *haihait haihaitum* — *lailôt lailôtun* u. s. w. Dieser ablautslose Perfekttypus ist stets mit der Reduplikation verbunden, mit Ausnahme allein der kurzsilbigen Verba wie *făran săkan slăhan*.

Sonach zerfallen die germ. Perfekta in ablautende ohne Reduplikation (nur *ĕ*-Ablaut), in ablautlose ohne Reduplikation (*fôr fôrum*), in reduplizierende ohne Ablaut.

Im Verhältnis zum Präsens zeigt das Perfekt Ablaut bei den *ĕ*-Wurzeln (ahd. *nëman nam* — *wërdan ward* got. *lêtan lailôt*). Von den *ă*-Verben zeigen nur die kurzsilbigen *ă*-Wurzeln Ablaut (*faran fôr*); alle übrigen zeigen keinen Ablaut, also got. *haldan haihald, haitan haihait, aukan aiauk, hwôpan hwaihwôp*.

Warum die Klasse got. (*haldan*) *haihald haihaldum* innerhalb des Perfekts keinen Ablaut entwickelt, darüber lässt sich vom Germ. aus nichts beweisen. Vom idg. Standpunkt aus vermutet Osthoff im Perfekt Singular Verkürzung von idg. *âlx* zu germ. *ălx* und im Perfekt Plur. idg. langvokalisches *l̥*. Dann wäre anzunehmen, dass Verba wie got. *hlaupan haitan hwôpan* nach dem Muster von got. *haihald haihaldum* ihren Perfektablaut aufgegeben hätten. Wahrscheinlich dürften ae. *reord* neben got. *rairôþ*, ae. *leort* neben got. *lailôt*, ae. *wéold* neben got. *waiwald*, ae. *wéolc* neben got. **waiwalk*, ae. *wéoll* neben got. *waiwall*, ae. *wéop* neben got. **waiwôp* als uralte abgelautete, sich ergänzende Doppelformen gelten, so dass urgerm. etwa *rérôd* — *rerdun, lélôt* — *leltun, wéwald* — *weuldun, wéwalk* — *weulkun, wéwall* — *weullun, wéwôp* — *weupun* vorauszusetzen wären. Andererseits stehen ae. *héold héow* regulär für *héhald héhôw*.

Dass übrigens der Unterschied zwischen reduplizierten und nicht reduplizierten Präteriten sekundär ist, dürften einige zerstreute Reste lehren; vgl. ae. *sveipa* Prät. *sveip*; an. *hlaupa* Prt. Plur. *hlupu*; got. *taitôk taitôkun* an. *tók tókum*; got. *wôhs* ae. *wéohs*; ae. *héof* zu *héofan*; ae. *wóc wéoc* zu *wæcnan* Sievers § 392; ae. *spón spéon*; ae. *hléod* (Beow.) ahd. (Gl. Ra.) *gihliad* (falls nicht mit Graff I, 63, Holtzmann AdGr. 254 Schreibfehler) und ahd. Prät. *iar* zu *erien* (Part. *giaran*) für germ. **ôr*; ae. *gang* (Beow.) Prät. zu *gangan*.

Für die Erklärung des *ê*-Typus der reduplizierten Präterita nimmt Hoffory KZs. 27, 596 eine Accentverschiebung von der Reduplikation auf die Wurzelsilbe (vgl. oben § 19) und lässt die Reduplikation fürs An. lautgesetzlich schwinden, und dem entsprechend setzt Holthausen KZs. 27, 619 got. *saizlêp* = ahd. *sliaf* 'schlief', wodurch die Möglichkeit einer analogischen Erklärung für ahd. *blias liaʒ* u. s. w. gegeben ist.

Es erübrigt noch, einen Hauptgesichtspunkt darzulegen, der die spezifisch germ. Perfektentwickelung bestimmt: im Germ. hat das Präsens als dominierendes Tempus den Verbalstamm und speziell den Perfektstamm beeinflusst, der ursprgl. nur von der Verbalwurzel abhängig war. Es haben sich erhalten got. *fraihnan frah* — *standan stôþ* — *keinan* Pt. *kijans*, ahd. *wahinnen wuoh, bacchan buoh*, ae. *onwæcnan onwóc*, aber überall sonst besteht das Bestreben, den präsentischen Nasal wurzelhaft zu machen; daher ae. *friʒnan fræʒn*, mhd. *standen stuont, kînen kein*. Diese Bestreben hat schon in urgerm. Zeit geherrscht, wie die Verbalstämme gemeingerm. *brinn- rinn- skîn- þresk- wask-*

fleht- nach der Erörterung § 35 lehren. Hierdurch hat das Perfekt seine alten charakteristischen Unterschiede vom Präsens eingebüsst; und indem die Vokalstufe des Präsensstammes fast durchaus die Mittelstufe geworden war, trat jetzt der Ablaut als formbeherrschender Charakter des Verbums immer deutlicher heraus. Während das Griech. und Lat. bei einer Fortführung der alten Präsenstypen nur in bescheidenem Masse den Ablaut durchführen, hat das Germ. trotz des Aufgebens der Perfektreduplikation das Perfektum ausreichend eben durch den Ablaut charakterisiert; und wo der Ablaut nicht zur Entfaltung kam, erhielt die alte Reduplikation die Funktion, Präsensstamm und Perfektstamm zu scheiden.

Auf der anderen Seite lässt sich freilich nicht läugnen, dass auch das Perfekt die übrigen Verbalformen oft beherrscht hat: die Ausbildung eines Normaltypus für das Präsens lässt sich teilweise nur durch Regulierung vom Perfektum aus erklären. Wenn für skr. *rinákti* germ. *lı̂hwid(i)* eintritt, so kann das Perfektum *laihwe li(g)wunþ* dazu beigetragen haben, nach bekannten Mustern ein Normalpräsens neu zu bilden, und so dürfte der festgeregelte germ. Verbalablaut vielfach entstanden sein.

§ 38. Der Aorist. 1) Aoriste treten wohl in uridg. Zeit mit und ohne Augment auf und zerfallen in Aoriste und Imperfekta. Das Augment bewahrt der Aorist idg. *é-yê-t* 'er ging' (skr. *á-yâ-t*) in germ. *ijjê(d)*; vgl. got. *iddja* nach der Auffassung QF 32, 124; KZs. 24, 432 (got. *iddjêdun* gleich ae. *éodun* ten Brink ZfdA 23, 65; aber mhd. *gie* 'ging' bei Mahlow 139 Anm. kann got. *iddja* unter dem Einfluss von *gân* nur dann reflektieren, wenn es *gîe* wäre). Augmentlos ist das reduplizierte Imperfekt idg. *(é)di-dhê-n,* dem nach Bezzenberger (ZfdPh 5, 475) ahd. *të-ta* ae. *dide* aus germ. *di-dô-n* (vgl. griech. *τιθημι,* auch skr. *dá-dhâ-mi*) entspricht. — Ein augmentloses Imperfekt dürfte ae. (Beow.) *gang* sein. — Spuren sigmatischer Aoriste ohne Augment erkennt man in ahd. *scri-run* 'sie schrien' zu *scrîan* (got. **skri-zun*) und einigen ähnlichen Formen (KZs. 1, 573; 25, 599); Osthoff *Perfekt* 397 deutet as. ahd. *wissun* aus idg. *wit-sn̥t* als alten *s*-Aorist. — Augmentlose Aoriste auf *êm* vermutet Möller EStud. 3, 161 für an. *olla frera kera* und ae. *funde* (Hel. 2017 *funda*).

2) Während diese Spuren ausgestorbene idg. Typen im Germ. reflektieren, ist ein Aoristtypus im Germ. besonders lebenskräftig, ohne dass sich ausserhalb des Germ. seine Parallelformen mit Sicherheit nachweisen lassen. Es ist der Typus der schwachen Praeterita, der zumeist durch *d* repräsentiert wird. Die Flexion desselben schliesst sich in Bezug auf die Personalendungen im Singular an den Aorist (Scherer ZGDS [1] 202), nicht an das eigentl. Perfektum an; die Urformen haben gelautet *dô-m* (run. *tawidô* ahd. *salbôta* ae. *salfode*), *dês* (got. *-dês*), *dê(d)* (got. *da*); die Existenz von *ô : ê*-Ablaut wird auch durch ahd. *suohtôs* 'du suchtest' und alemann. *suohtôn* 'wir, sie suchten' erwiesen nach Kögel Zs. f. Gymn. 34, 407. Die *ê*-Stufe steckt ausser in got. *-dês -da* noch in an. *-der -de* sowie in ae. *hýrdes(t)* as. *weldes* ahd. *giminnerôdês* (oben § 30, 1). Daneben besteht als niedrigste Ablautsstufe *du* (mit *u* = idg. *ə*) in ahd. *suohtun* ae. *sôhtun* u. s. w.

Dieses Element *dô : dê : du* war gewiss schon im Vorgerm. ein aoristbildendes Element und kam Wurzelverben wie abgeleiteten Verben gleichmässig zu. Seine vorgerm. Gestalt ist wahrscheinlich *tô : tê : tə* gewesen; auf *t* dürften hinweisen got. *kunþa* aus *gn̥-têt,* wohl auch an. *olle* 'regierte' aus *wúlþê(d) wl̥-tê-t* (vgl. *val-da* nach § 35, 6 zu lat. *val-eo*).

Mit dem Suffixablaut *dô : dê : du* war nach Sievers PBB 9, 562 urgerm. auch Wurzelablaut verbunden, daher die Doppelformen ae. westsächs. *sceolde wolde dorste* — nrdhbr. *scalde walde darste,* as. *warahta* ahd. *worahta,* as.

ahd. *mohta* · got. *mahta*. Weiterhin ergiebt sich die Annahme von Accentwechsel (Sievers ibid.): daher got. *kun-þa* (aber *munda*) aus *gṇ-tê-t*, an. *olle* aus *wḷ-têt*. Vielleicht erklärt sich so auch der gramm. Wechsel, der besteht zwischen got. *hausjan nasjan þahan laisjan* einerseits und ahd. *hôrren nerian dagên lêrren* anderseits und in anderen von Paul PBB 7, 147 verzeichneten Fällen mit Sievers PBB 9, 563.

3) Der Bereich dieser augmentlosen Aoriste ist beim starken Verbum innerhalb des Germ. sehr eingeschränkt; sie sind an den Reduplikationsperfekten zugrunde gegangen; geblieben sind sie bei Wurzelverben nur, wenn zugleich *to*-Partizipia bestehen; kein germ. Verb mit *no*-Partizip hat *dô*-Aorist. Es kommen nach Paul PBB 7, 136 folgende Kategorien in Betracht: a) zu Präsentien auf *jō* § 35 finden sich Aoriste: got. *baúhta waúrhta þûhta þâhta brûhta* ahd. *hog-ta forah-ta* as. *sôhta* = ae. *sôhte*. b) Zu nicht *jo*-Präsentien beachte got. *brâhta* zu *bringan*, ahd. *bigonta* zu *biginnan* (auffällig sind die doch wohl uralten Partiz. ahd. *brungan bigunnan*), got. *brûhta* zu westgerm. *brûkan* Paul PBB 7, 149. c) Kommen einige schwache Präsensbildungen in Betracht; st. Präsentia fehlen zu as. *wękkian* ae. *węcce* Prät. as. *wahta* ae. *weahte* und ae. *þęcce* Prät. *þeahte* (*wakjan* und *þakjan* sind Kausativbildungen); ae. *rôhte sealde tealde* u. s. w.; von andern schw. Verben vgl. as. *hębbian hab-da* (ae. *hæfde*), as. *sęggian sagda* (ae. *sæʒde*); as. *libbian libde* (ae. *lifde*) Paul PBB ahd. *fardolên* prät. *fardulta* Kögel PBB IX, 520, as. *lagda satta* u. a. sind sicher jüngste Neubildungen Möller PBB 7, 479. Das Ae. kennt noch mehrfach mittelvokallose Prät. zu schw. Verben, die teilweise eigentl. gewiss st. Wurzelverba waren: *tealde sealde reahte cweahte dreahte* u. a. zu *tęllan sęllan ręččęan cwęččęan dręččęan*. Über ahd. *missen missa* vgl. Sievers Gött. Gel. Anz. 1880, 414. d) Kommen ferner sämtliche Präteritopräsentia in Betracht (beachte got. *aihta* ae. *âhte* neben dem alten Part. *aigana- aigina-*).

4) Die abgeleiteten oder schwachen Verba, deren Partizipialcharakter ausschliesslich idg. *to* ist, haben im Germ. einen *tô*-Aorist entwickelt, der das für die idg. Grundsprache nicht nachweisbare Perfekt ersetzt; dabei gehen Partizip und Aorist immer nebeneinander her: ahd. *nęrita ginęrit*, *salbôta gisalbôt* u. s. w. Und es kann kaum fraglich sein, da das Perfekt der schw. Verba eine junge sekundäre Schöpfung ist, dass das Nebeneinanderbestehen von starkem Aorist und *to*-Partizip in *worhtô(n)- worhta-*, *kunþô(n)- kunþa-* u. s. w. die Veranlassung war, dass zu den schwachen Partizipien got. *nasiþs salbôþs* u. s. w. parallele Aoriste neu gebildet wurden.

§ 39. **Präteritopräsentia.** Das Urgerm. hat neben dem gemeinidg. Präteritopräsens **wóida* **wóittha* **wóide* 3. Plur. **widńt* einige andere ausgebildet, von denen die verwandten Sprachen keine Spur zeigen. In Betracht kommen got. *kann þarf gadars skal man mag ganah; gamôt ôg; aih lais; daug;* ahd. *an*. Alle zeigen bei perfektischer Flexion präsentische Bedeutung und verbinden die perfektische Bedeutung mit *dê- dô*-Aoristen. Die Ausbildung dieser Gruppe lässt sich aus § 36 teilweise wenigstens begreifen. Die alten idg. *mi*-Präsentia fielen nämlich innerhalb des Germ. in einigen Formen mit Perfektformen zusammen, sobald die Reduplikation als Perfektzeichen ausgestorben; vor allem fielen die Optative zusammen. Germ. **durz-î-* (got. *gadaúrsei-*) kann echt germ. Perfektform sein, darf aber auch als Optativ eines *mi*-Präsens aufgefasst werden, zumal Wz. *dhṛś* im Skr. Formen der 2. Präsensklasse bewahrt. Got. *kun-nu-m* wird durch die Identität mit skr. *jâ-nî-más* zu *jâ-nâ-mi* (skr. Wz. *jñâ*) auf ein echtes idg. Präsens *gṇ-nâ-mi* Plur. *gṇ-nə-més* zurückgeführt. Für das ndd. *darn* (Konj. *dürne*) steht präsentischer Ursprung nach Höfer Germ. 23, 3 durch skr. *dhṛś-ṇó-mi* fest; skr. *dhṛś-ṇu-más* = got. **daúrznum* as. **durnum*. Für ahd. *an-unnum* (vielleicht urgerm. **unz-nu-m*, Wz. *ans* in

ans-ti 'Gnade'?) macht das doppelte *n* wie in ahd. *kan kunnum* präsentischen Ursprung wahrscheinlich. Ahd. *durfun* aus **þurþun* zeigt *þ* = *þþ* = *þn*: Grdf. *tṛp-nu-* (skr. *tṛp-ṇômi*): got. *þarf þaúrbun* = ndd. *darn*: got. *gadars*. Und zu germ. *aigan* vgl. das allerdings medial flektierte *mi*-Präsens skr. *îçê*. Dazu beachte man die Partizipia mit Präsenssuffix got. *witands* (aber skr. *vid-uś-* = got. *weitwôds*), got. *kunnands* gleich skr. *jâ-nánt*, got. *magands skulands þaurbands*.

Diese Auffassung der germ. Präteritopräsentia (beachte auch aslov. *věmĭ* 'ich weiss') erklärt die präsentische Bedeutung etwa von *kunnan durzan* u. a. und lässt es begreiflich erscheinen, dass das Germ. eine ziemliche Anzahl von Verben des Typus *wait*, das noch dazu vielleicht als Vorbild mitgewirkt hat, entwickelt und ausgebildet hat; und wenn unsere Erklärung der germ. Präteritopräsentien aus alten Präsentien des *mi*-Typus (got. *magan* nach Mahlow 166 zu aslov. *mogą* für **mogh-mi?*) das Richtige trifft, so ist es doch auch nicht ausgeschlossen, dass etwa got. *man* mit lat. *memini* gr. *μέμονα* (Pl. *μέμαμεν*) echt perfektischen Ursprungs ist; für got. *aigan* wird perfektischer Ursprung vielleicht durch das alte Perfektpartizip andd. *êxo* (aus *aig-us-o?*) empfohlen. Und wie lat. *ôdi novi memini* und griech. *ἔοικα μέμονα γέγονα δέιδω* skr. *cikêta* 'weiss' lehren, hat es in der idg. Urzeit vielleicht mehr echte reduplizierte Präteritopräsentia gegeben als das éine reduplikationslose *οἶδα* skr. *véda*.

§ 40. Verbalnomina. 1) Am frühesten hat das Germ. die Partizipia PERFEKTI AKTIVI aufgegeben; es haben sich nur ein paar Substantivierungen erhalten, in denen das idg. Suffix *ŭs* : *wŏt* erhalten ist: got. *þai bêrusjôs* 'Eltern' (wohl eigentl. nur Feminin **bhêrûsî* 'die geboren habende'); got. *weitwôd-* 'der Zeuge' aus idg. *weidwŏt-* gleich griech. *εἰδοτ-* Bühler Or. u. Occid. II, 341 (skr. *vid-uś*), eigentl. 'Wissender' und andd. *êxo* 'Besitzer' (Möller KZs. 24, 447) für **êg-sio* ae. *égsa* gehören zu den Präteritopräsentien als isolierte Formen einer älteren Schicht; dass die Präteritopräsentia in historischer Zeit nur Präsenspartizipia bilden (got. *kunnands magands*, auch *witands munands aigands*), erklärt sich aus dem präsentischen Ursprung dieser Verbalklasse. Beachte ahd. *trunkan* 'potus'.

2) Die PARTIZIPIA PRÄSENTIA, im idg. auf *-nt-* gebildet, erscheinen im Germ. mit *-nd-*, auch bei jüngerer Substantivierung; sie flektieren als konsonantische Stämme, soweit nicht Übergang in die schw. Deklination oder *ja*-Stämme erfolgt. Substantivierungen, welche der konsonantischen Deklination folgen, sind z. B. got. *frijônds fijands*, ae. *wízend*. Das zugehörige Femininum idg. *-nt-î* (Acc. *-nt-yâm*) hat im Germ. den Anlass dazu gegeben, dass die Partizipia in den Dialekten — mit dem Aussterben der konson. Flexion — als *ja*-Stämme flektiert wurden: got. *giband-ei* Fem., sowie ahd. *nëmanti* und angls. *ȝifende*.

3) Der Aorist auf *dô* : *dê* hat kein Partizip entwickelt. — Die Augment-Aoriste, welche im Germ. nach § 38, 1 Spuren hinterlassen haben, weisen keine sicheren Partizipia auf, da die in Betracht kommenden Belege auch zu *mi*-Präsentien gehören können: got. *digands* Joh. Schmidt KZs. 19, 268; AfdA 6, 125 (QF 32, 107).

4) Von den PASSIVPARTIZIPIEN ist das Präsens (auf *meno*) ganz ausgestorben, ohne irgend welche sichere Spuren zu hinterlassen. Die idg. Perfektpartizipia auf *to no* haben im Germ. eine selbständige Weiterentwicklung erfahren. a) Das Suffix *to* kommt in allen idg. Sprachen den abgeleiteten resp. schwachen Verben zu und so erscheint es auch gemeingerm.: got. *salbôþs nasiþs habaiþs* vgl. mit skr. *damitá tṛṣitá* u. s. w. oder mit lat. *amâtus audîtus*. b) Dasselbe Suffix findet sich bei denjenigen starken Verben im Germ., welche einen Dentalaorist anstatt des Perfekts besitzen; vgl. got. **brâhts* zu *brâhta, waúrhts*

zu *waúrhta, baúhts* zu *baúhta* u. s. w. vgl. p. 376. c) Die Präteritopräsentia haben aus dem gleichen Grunde *to*-Partizipia, aber in adjektivischer Bedeutung: got. *kun-þs þaúrfts skulds mahts binaúhts*. d) Am verbreitetsten ist *to* als Suffix starker Verbalwurzeln in isolierten Adjektiven, die von Verben losgelöst sind oder die zugehörigen Verben verloren haben; Materialien s. Stammbildungslehre § 221 ff. e) Im Sinne der griech. Verbaladjektiva auf τo vgl. got. *unatgâhts* 'unzugänglich', *unsahts* 'unbestreitbar'.

5) Während das Suffix *to* innerhalb des Germ. sehr an Umfang eingebüsst hat, hat sich auf seine Kosten das Suffix *no* ausgedehnt; jenes ist von der Hauptklasse der starken Verba völlig ausgeschlossen und dieses beherrscht die starke, wie jenes die schwache Konjugation des Germ. a) In seiner kürzeren Gestalt erscheint es nur in isolierten Adjektiven vgl. Stammbildungslehre § 227. 228. b) Die herrschende Form ist *ana* aus idg. *ono* vgl. got. *gibans* ahd. *gigëban;* beachte got. *w-ans* = skr. *û-na* Osthoff MU IV, 369. c) Eine seltenere Form *ina* aus idg. *eno* steckt in einigen Adjektiven wie got. *fulgins gafulgins* 'verborgen', ae. *ǽȝen* (neben *áyen*) 'eigen', ferner ae. *cymen* 'gekommen'. Das Fries. macht vom Umlaut in derartigen Bildungen häufig Gebrauch. Dazu an. run. *haitinaR*.

6) Verbaladjektiva der Möglichkeit und der Notwendigkeit bildet das historische Germanisch kaum noch; ursprünglich konnten in urgerm. Zeit solche auf *i, ni,* und *ti* gebildet werden, die aber dann zu Adjektiven mit einer von den zugehörigen Verben losgelösten Bedeutung wurden. Nur für Suffix *i* hat das Anord. eine reiche Verwendung: *drǽþr ǽtr sǽtr kvǽmr gǽtr sǽrr* u. s. w. stehen noch deutlich im Zusammenhang mit den Verben *drepa eta sitja koma geta sverja* u. s. w. Das Westgerm. hat fast nur adjektivische Verwendung derartiger Bildungen vgl. ahd. *chuon-i antfęngi antnâmi* ae. *ȝedéfe* zu *ȝedafan, brýce* zu *brúcan, ǫnsǽge* zu *onsǽgan*. Bei Zusammensetzung mit Präfixen hat sich näherer Anschluss an das Verb bewahrt vgl. ae. *ýþfynde orgęáte* (*ágitan*) got. *unandsôks* 'unbestreitbar', *unqêþs* 'unaussprechlich', *andanêms* 'angenehm', *andasêts* 'entsetzlich', as. *unfôdi* 'unersättlich', anord. *audsǽ-r tiltǽk-r audskþrǽ audfengr* Schlüter *ja*-Suffix p. 8 ff.

7) Auf *ni* finden sich nur Adjektiva, welche ihre verbale Funktion aufgegeben haben: ahd. *skô-ni* 'schön' (eigentl. 'ansehnlich' zu *scouwôn*), *tarni* 'heimlich' (zu me. mndl. *dâren*), *gruo-ni* 'grün' (zu ae. *grôwan* 'wachsen'): *Stammbildungslehre* 239.

8) Weniger deutlich ist *ti* als ursprünglich Suffix für Verbaladjektiva: *Stammbildungslehre* § 233.

9) Verbaladjektiva der Geneigtheit auf *əlo olo* zeigt das historische Germ. *sakuls* 'streitsüchtig', got. *slahuls* 'zum schlagen geneigt' (*skaþuls* zu *skaþjan*), angls. *hlagol* 'wer gern lacht', *swicol* (*ficol*) 'gern betrügend', *forȝitol* 'vergesslich', *slápol* 'schlafsüchtig', ahd. *sprungal* 'gern springend': *Stammbildgsl.* 192.

10) Der germ. Infinitiv auf *an* (got. *batran nasjan* u. s. w.) beruht auf einem alten Acc. *ana-n* = vorgerm. *ono-m* Zimmer ZfdA 19, 434. Wahrscheinlich steht der altir. Infinitiv *blegun* 'melken' (aus **mḷgono-m*), *lécun* 'lassen' (aus **leiqono-m*) den ahd. *melchan lîhan* gleich; mit got. *itan* 'essen' wird gr. ἐδανόν skr. *ádana* n. 'Speise, Futter' verglichen. Mit got. *bindan* vgl. ai. *bándhana* n. 'das Binden', mit got. *sitan* ai. *ni-ṡádana* n., mit *filhan* ai. *upapárcana*, mit got. *leiƕan* ai. *rḗcana* n; ferner neutrale Verbalnomina wie skr. *pácana vimócana jívana hávana sávana* u. s. w.

Da die Infinitive überall sonst sekundäre Entwicklung von Verbalnominibus sind, dürfte diese Erklärung der germ. Infinitive das Richtige treffen (übrigens zeigt das Germ. nicht die geringste Spur der sonstigen in den idg. Sprachen auftretenden Infinitivsuffixe). Es verdient hervorgehoben zu werden, dass —

die Richtigkeit unserer Erklärung vorausgesetzt — der Infinitiv ursprünglich vom Präsensstamme völlig unabhängig war, so dass etwa *setan* zu prs. *sitjō*, germ. *lîhwan* zu lat. *linquo*, germ. *bindan* zu skr. *badhnâmi* u. s. w. gehört hätte. Aber thatsächlich steht überall der Infinitiv mit dem Präsensstamme in Zusammenhang; vielleicht hat er mit seiner festen Bildungsweise dazu verholfen den germ. Normaltypus des Präsens auszubilden, wozu nach § 37 auch die germ. Perfektbildung das ihrige beigetragen haben wird.

§ 41. Das schwache Verbum. Das Germ. besitzt in ziemlich scharfer Scheidung zwei Verbaltypen, die in den verwandten Sprachen mit weniger grossen Differenzen zusammengehen. Der idg. Urzustand scheint der folgende gewesen zu sein. Neben den primären Präsensklassen existierten Verba, die im Skr. in die 10. Präsensklasse aufgegangen sind; sie endeten im Präsens auf *ĕjô ŏjô* oder *ắjô* mit Betonung der Mittelvokale *ĕ ŏ ă* oder aber des thematischen Vokals *o : e*. Diese Verba waren zumeist sekundär, verbalen oder nominalen Ursprungs. Es gibt jedoch allerwärts auch Primitiva, die auf die bezeichnete Art ihr Präsens bilden konnten; durch nichts lassen sich als Derivata erweisen. Verba wie lat. *habet* (got. *habaiþ*), *videt* (got. *witaiþ*), *tacet* (got. *þahaiþ*), *silet* (got. *silaiþ*), *monet* (hd. *manêt*), skr. *tulayati* (ahd. *dolêt*) und aus dem Germ. dürften nicht sekundär Verba sein wie ahd. *habên dagên manên dolên*[1] *lëbên harên hlosên swîgên frâgên luogên* oder auch *spëhôn mahhôn scouwôn* oder *hôrren*; vgl. auch ahd. *węcchu hręttu* skr. *vâjáyâmi çrathâyâmi* als Verba mit kausativem Aussehen. Aber zweifellos waren die meisten Verba dieser Typen abgeleitet. Über verbale Derivata, besonders über Kausativa s. § 42. Die Denominativa zeigen naturgemäss eine mannigfaltige Stammentwicklung, da die nominale Stammbildung in der idg. Grundsprache eine so reiche war. Zum Teil haben sich Deverbativa und Denominativa durch den Accent unterschieden. Aber dieser Unterschied ist für die Lautgestaltung von germ. Verben gleichgültig. Aus germ. Mitteln selbst scheint sich sonst ein Accentwechsel erweisen zu lassen: got. *þahan* ahd. *dagên*, ahd. *frâhên frâgên*, ahd. *hlosên* an. *hlera* 'lauschen', ahd. *fëhôn fëgôn* 'schmücken, reinigen'; wohl auch got. *hausjan nasjan wasjan laisjan raisjan drausjan wrôhjan* gegen ahd. *hôrren nęrien węrien lêrren rêrren trôrren ruogen* Paul PBB 7, 147; eine Vermutung über den Ursprung dieses gramm. Wechsels bei schw. Verben gibt Sievers PBB 9, 561.

Berührung der *ja* und *ai*-Konjugationen des Germ. begegnen nur in geringem Umfang: vgl. got. *tamjan* gegen lat. *domare* gr. δαμάω, ahd. *harên* gegen got. *hazjan*, got. *hatan hatjan*; ahd. *habên* as. *hębbian*; ahd. *sagên* as. *sęggian*, ahd. *lëbên* ahd. *libbian*, ahd. *hogên* ae. *hycgan*; ahd. *drôen* ae. *þreaʒan*; ahd. *fiant* neben got. *fijai-*; ae. *hęttend* (got. *hatjan*) zu *hattan* got. *hatan*; dieses und anderes Material bei Sievers Angls. Gr. § 415. 416. Nach Mahlow 13. 42 und Kögel PBB 9, 517 war das ursprünglich Paradigma dieser schw. Verba auf *jan -ajan* durch ein Synkopierungsgesetz geregelt: 1. Pers. *habjō* (aus *habajô*) = ae. *hębbiu* ae. *sęcge*; 2. 3. Pers. *habais habaiþ* (*ai* = *aji*) = ahd. *habês habêt* u. s. w.; Plur. 2. Pers. *habaiþ* (ahd. *habêt*) aus **habajid* und *habajaþ* = as. *hębbiad* ae. *sęcgad*; die as. ae. Infinitive *sęcgan hycgan* — *sęggian huggian* dürften älter sein als die entsprechenden ahd. *sagên hogên*.

Neben diesen kurzsilbigen Verben auf *(a)jan* 3. Sg. *aiþ* aus idg. *ajô ajeti* besteht ein anderer Typus auf idg. *êjô* in der Hauptmasse der schwachen *ai*-Verba; *ê* dürfte mit Mahlow 149 durch got. *armaiô* (*fahêþs?*) etwa in got. *arman armaida* wahrscheinlich werden; ihre Flexion stimmt vielfach gesetz-

[1] Für den primären Charakter dieser Verba beweisen die zugehörenden Verbalabstrakta wie ahd. *gidult lîp*, auch Verbaladjektiva wie ahd. *scôni*.

lich mit der von *hab(a)jan* zusammen vgl. got. *armais armaiþ* wie *habais habaiþ;* andere Form waren durchaus verschieden; im allgemeinen vgl. Kögel PBB 9, 516. Idg. *âjô* und *ôjô* steckt in den denominativen Verben auf *ôn:* got. *salbôn* zu germ. *salbô-, karôn* zu *karô-*, ahd. *klagôn* zu *klaga* Amelung ZfdA 21, 238. Wegen der gemeingerm. Flexion (1. Pers. *salbôjô* = ae. *sealfie;* 3. Pers. *salbôþ* aus *salbô(i)iþ* = got. *salbôþ* ae. *sealfaþ* ahd. *salbôt;* 2. Pers. Plur. *salbôþ* (got.) aus *salbôjiþ* und *salbôjaþ* = ae. *sealfiad;* 3. Sg. Optat. *salbôjai* = ae. *sealfie* ahd. *salbôe,* 3. Pl. *salbôjain* = ae. *sealfien* as. *tholoian* ahd. *salbôiên;* Inf. *salbôjan* = ae. *sealfian* as. *tholoian;* Part. *salbôjand-* = ae. *sealfiende* as. *wacoiande)* vgl. besonders Kögel PBB 9, 505.

Die Verba auf *ējô* besitzt das Germ. als *jô*-Verba; über die Deverbativa vgl. § 42. An Denominativen kommen Ableitungen aus Adjektiven in Betracht wie *fulljan qiujan* 'voll, lebendig machen' aus **fullējô *qiwejô;* ahd. *fręwen fęsten stęrken garawen* u. s. w.; ferner Ableitungen aus Substantiven wie got. *namnjan haurnjan.* Einige Verba auf *jan* weisen auf germ. *i*-Stämme zurück: got. *dailjan wênjan hrainjan gamainjan* Scherer ZGDS [1] 183. Schliesslich muss noch hervorgehoben werden, dass zahlreiche starke Verba durch irgend welche analogische Wirkungen in die schw. Konjugation übergetreten sind: reichliche Materialien enthalten § 35 und § 36. —

Die Bedeutung der *jô (= ējô)*-Verben ist durchweg die faktitive 'froh machen, einen Namen machen, losmachen' u. s. w.

Die Bedeutung der Verba auf *ējô* ist meist die inchoative: ahd. *fûlên* 'faul werden', *rîfên* 'reif werden', *nazzên* 'nass werden', *argên weihhên* Jacobi *Beitr.* 188. Andre sind Durativa (Scherer ZGDS [1] 185) wie ahd. *sorgên darbên scamên hangên klëbên* u. s. w.

§ 42. Stammbildung der Deverbativa. 1) Kausativa auf idg. *-ējô (-ējesi-ējeti* u. s. w. mit höherer Ablautsstufe der Wurzel z. B. *sodējô* Wz. *sĕd, loghējô* Wz. *lĕgh, bhoidējô* Wz. *bhĭd, bhoudhējô* Wz. *bhŭdh* u. s. w.). Innerhalb des Germ. tritt *jô* (für eigentlich *ijô)* ein, wodurch vielfach Berührungen mit den § 35, 5 behandelten starken Präsentien eintreten. Zusammenhang mit der im Skr. erscheinenden Accentuation *(sâdáyami* = got. *satja, âdáyâmi* = ahd. *ęzzu)* zeigt der grammatische Wechsel gegenüber den Primitiven: germ. *hlôgjan hangjan nazjan laidjan* neben *hlahjan hāhan nësan lîþan* Verner KZs. 23, 120. Ursprünglich sind die Kausativa aus der Wurzel gebildet, ohne irgendwie vom Präsens abhängig zu sein; doch hat das Germ. kein Zeugnis von Evidenz hierfür (Spuren werden gleich angedeutet). Vielmehr ist innerhalb des Germ. völlige Abhängigkeit zwischen dem Präsensstamme, der ja allerdings meist Verbalstamm geworden ist, und dem Kausativum; vgl. ahd. *sceinen* 'zeigen' zu Wz. *skî* wegen *scînan;* got. *brannjan* zu Wz. *bren* wegen *brinnan;* got. *rannjan* zu Wz. *ren* wegen *rinnan;* got. *kannjan* zu Wz. *kun (gən gnô* idg.) wegen *kunnan;* eine zweifelhafte Spur alter Formation ist wohl got. *sandjan* gegen ahd. *sinnan* (aus **sentnô *sṇtnô* wegen got. *sinþ* altir. *sét?*). Kausativa zu Verben, die in geschichtlicher Zeit nur schwach flektieren, setzen alte starke Verba voraus: ahd. *sweizzen* zu *swizzen, wahhên* zu *węcken,* ahd. *hleinen* zu *hlinên,* got. *usgaisjan* zu *usgeisnan,* ahd. *lêrren* zu *lernên* § 36, 3; beachte got. *gatarhjan* (: skr. *darçáyâmi*) zu Wz. *derk.* Einige alte Kausativa haben nur kausativische Form ohne je Primitiva besessen zu haben: ahd. *węcku hręttu* = skr. *vâjáyâmi çratháyâmi;* ae. *þęcce þęnne cęnne* haben die Bedeutung ihrer vorhistorischen Primitiva (lat. *tego* skr. *tanômi jânâmi).*

Von Kausativen denominativen Ursprungs zeigen ahd. *giwęnnen* zu *giwon* (an. *vanr),* ae. *fręmman* ahd. *frummen,* ae. *blęndan* zu *blind* Ablaut. Grammatischen Wechsel zeigen an. *vīgja* 'heiligen' zu got. *weihs,* got. *gafahrjan* zu *fagrs,* ae. *nǽȝan* 'nahen' aus **nêgjan* zu got. *nêhvs,* got. **ga-anþjan* zu

andeis Germ. 8, 1; got. *huggrjan* zu *hûhrus;* ahd. *scinten* zu an. *skinn* (aus **skinþa*). Doch zeigt die Mehrzahl der Denominativa weder Ablaut noch grammatischen Wechsel (germ. *lausjan* zu *lausa-*, got. *nêhvjan* ahd. *nâhen,* ahd. *chunden,* got. *weihjan* ahd. *wîhen*). Beachtenswert sind noch ahd. *irteilen* zu *úrteil, irfürren* (ae. *áfýran*) zu *úrfûr, irlóuppen* zu *úrloub, irlóssen* zu *úrlôsî, irmârren* zu *úrmâri,* ae. *wiþstýllan* zu *wíþersteall,* got. *andwáurdjan* zu *ánda-waurdi* (aber ae. *ǫndswerian* ahd. *ántlingôn ántwurten*).

2. Inchoativa (Egge American Journ. of Philol. 7, 38) wie got. *fullnan* 'voll werden', *andbundnan* 'sich lösen', an. *kvikna* 'lebendig werden, aufleben', ae. *druncnian* 'trunken werden'. Das Got. bildet sie auf *nan nôda* für gemeingerm. *anôn anôda; ai* und *i* werden im Got. in drei- und mehrsilbigen Wortformen bei schwerer Endung gesetzlich synkopiert vgl. *mikildûþs gamaindûþs* für **mikiladûþs *gamainidûþs, kaupasta* für **kaupatida, *ainnôhun* für **ainanôhun* oder **aininôhun, haiþnô* für **haiþinô, jaindrê* für **jainadrê, auhmista* für **auhumista.* Die Verba auf urgerm. *anôn* sind Ableitungen des Passivpartizips auf *ana* (idg. *ono* § 6, 5) vgl. got. *gaskaidnan andlêtnan usluknan usgutnan;* dazu kommen adjektivische Ableitungen wie *gablindnan gadaubnan ushauhnan* Braune § 194. Übereinstimmung mit got. *gabatnan gafullnan þaursnan gawaknan* u. a. zeigen an. *batna fullna þorna vakna* Zimmer ZfdA 19, 416. Aus dem Westgerm. vgl. ae. *éacnian* zu *éacen, druncnian* zu *druncen* (ferner *hafenian ʒedafenian glitenian?*) und adjektivischen Ursprungs *ʒefæstnian fǽtnian.*

3. Intensiva auf *atjan alôn arôn aqôn.* a) got. *swôgatjan lauhatjan kaupatjan;* ae. *hléapettan hoppettan spornettan bealcettan cohhettan cancettan gyrrettan;* ahd. *slagazzen sprungezzen fuolezzen flogezzen* u. s. w. Kögel PBB 7, 183 vergleicht die gr. Verba auf *άζω*, so dass got. *lauhatjan* auf **loukadjô* (vgl. gr. *λευκαδ-*, lat. *lûcidus?*) zurückzuführen wäre. b) Auf *alôn ilôn* ahd. *krankolôn skrankolôn zabalôn spratalôn klingilôn kizzilôn* u. s. w. ae. *fyrclian ticelian spearnlian steartlian tearflian twinclian* und die Denominativa ae. *wordlian cnéowlian handlian ʒefýstlian nestlian* ahd. *siohhalôn.* c) Auf *arôn* vgl. ahd. *zwizzarôn flogarôn slâfarôn zohharôn chouwarôn* sowie ae. *flicorian flotorian þotorian tealtrian.* d) Auf *aqôn iqôn* (vgl. got. **bidaqa* Bettler', wofür *bidagwa* verschrieben): ahd. *hôrahhôn;* ae. *bédecian* (zu got. **bidaqa*), *céorcian* zu *céorian, fércian, murcian, grúncian, smercian* (für **sméorcian?*), *becarcian, ástýfecian* (an. *stúfr stýfa*) *áswefecian;* me. *talken* zu *tellen, runken* zu *rounen, lurken* zu *louren, skulken* zu *skoulen, granken* zu *grǫnen, dwalken* zu *dwellen, walken* zu nhd. *wallen, stalken* zu ae. *styllan;* ferner mndl. *hurken,* an. *kveinka.* Denominativ sind ae. *gearcian yldcian.* Vgl. Stammbildgsl. § 213.

§ 43. Die Personalendungen. Alle idg. Sprachen unterscheiden ursprünglich primäre und sekundäre Endungen; die primären gebühren dem Präsens Ind., die sekundären allen Optativen und allen historischen Temporibus. Beide stehen in enger lautlicher Berührung z. B. *mi si ti nti* gegen sekundär *m s t nt.*

Singular. 1. Pers. Über das primäre *mi* und *ô* vgl. Scherer ZGDS[1] 173. Das Germ. hat überwiegend *ō* = got. *a*, westgerm. *u.* — Die Sekundärendung ist *-m:* run. *tawidô* aus **tawidôm,* ahd. *nęrita* aus **nazidôm;* über die aoristische Flexion des schw. Präterita vgl. p. 375. Ausserdem got. *iddja* für *iddjên* idg. *é-yê-m* = skr. *á-yâ-m.* Für got. *bairau* an. *bera* als 1. Pers. Optat. ist Kontraktion aus **beraju* aus idg. *bhéroym̥* nach Paul PBB 4, 378 die einzige haltbare Erklärung.

2. Pers. primär *si:* sekundär *s* sind gemeinidg.; got. *bairis* aus *berezi beresi* = skr. *bhárasi tudási;* der Spirant ist tönend gewesen nach an. *-r,* tonlos nach ahd. *-is,* ags. *-es* Paul PBB 6, 549. Die Sekundärendung bewahrt der Aorist got. *nasidê-s* (aus vorgerm. *tê-s*); ferner Präs. Opt. got. *bairais* ahd.

bérês gr. φέροις skr. *bhárês;* im Optat. Aor. und Perf., sowie im *mi*-Präsens: got. *bêr-ei-s* aus urgerm. *bêrîz, nasidêdeis wileis* ahd. *sîs*. Im Optat. scheint *s* im Germ. tönend gewesen zu sein: got. *wileis* = ahd. *wili* ae. *wile;* got. *bairais* = ae. *bëre* u. s. w. Über got. *bêreis* = ahd. *bâri* ae. *bǽre* s. weiter unten.

3. Pers. primär *ti*, sekundär *t* indogerm.; ags. *id ed* aus urgerm. *-ẹ́þi*, ahd. *-it* aus urgerm. *-́idi* (got. *iþ*); vgl. skr. *bhárati tudáti*. Die Sekundärendung fiel gemeingerm. ab im Aor. *nasida* aus *-êt*, im Optat. got. *bairai* ahd. ae. *bëre* aus urgerm. *-aid* = idg. *-oit* (skr. *bharêt* gr. φέροι); got. ahd. *wili* = lat. *velî-t;* ahd. *sî* = lat. *sî-t*.

Plural. 1. Person. Primär- und Sekundärsuffix sind nicht ganz sicher ermittelt. Wahrscheinlich ist das idg. primäre *-́mes* (*bhéromes*) germ. mit Synkope in dritter Silbe durch *-miz* zu *-mz mm m* geworden (vgl. got. *hanam* aus **hananmiz*): got. *bairam* an. *berum*. Nach Scherer ZGDS [1] 191 (Kögel PBB 8, 126) gilt im Ahd. ursprünglich *-mês* als Primär- und *-m* als Sekundärsuffix; über ahd. *bërumês* mit urgerm. idg. *ê* vgl. Sievers PBB 9, 562 und oben § 30; germ. *miz : mês* = idg. *-́mĕs : -mês* (*bhéro-mes* aber *i-mês*) vgl. dor. -μες skr. *mas*. Das Sekundärsuffix idg. *-men* (Joh. Schmidt, Jen. Litt.-Ztg. 1878 S. 179) wurde urgerm. *m*; dazu zeigen got. *bairaima bêreima* eine junge, vielleicht allerdings gemeingerm. Erweiterung, die auch in ahd. *bërêm* an. *berem* stecken kann, falls *ō* die eigentliche Anfügung war.

2. Person. Das Skr. unterscheidet primär *tha* und sekundär *ta:* Ind. *bháratha* (= *bhérethe*) und Optativ *bhárêta* (= *bhéroite*), Imperf. *ábharata* (= *ébherete*); das Griech. hat nur τε promiscue. Im Germ. mussten beide Formen zusammenfallen und so hat das Got. ind. *bairiþ*, opt. *bairaiþ*, perf. *bêru-þ* opt. *bêrei-þ*, aorist. *nasidêdu-þ*. Ausserhalb des Got. schwankt der Mittelvokal der *ō*-Verba im Präsens; das Ahd. der Monseer Fragmente zeigt in Übereinstimmung mit dem Got. die Endung *-it* (*quidit* 'dicitis') Joh. Schmidt KZs. 23, 359. Demnach ist *birid qiþid* u. s. w. (= φέρετε idg. *bhérete*) als gemeingerm. anzusetzen; und ahd. *wegat* as. *gebad* ae. *wezaþ* stehen unter dem Einfluss der 3. Pers. Plur.; bei ae. *bëraþ* ist noch die tonlose Spirans zu beachten.

3. Plur. hat idg. Primärsuffix *-nti*, Sekundärsuffix *-nt:* got. *bairand* ahd. *bërant* aus urgerm. *berand(i)* = idg. *bhéronti* skr. *bháranti* dor. φεροντι. Die Sekundärendung musste gemeingerm. ihren Dental verlieren: daher got. *bêrun* aus *bhêr̥nt; nasidêdun* aus *-n̥t;* im Opt. *bheroint* ist zunächst *bërain* eingetreten und daraus ward mit angefügter Moduspartikel *bërainô* = got. *bairaina*, ebenso Perf. *bêreina* — entsprechend der 1. Pers. Opt. Präs. *bairaima* Prät. *bêreima*. Die übrigen Dialekte vertragen die got. Grundform; nur an. *bere bǽre* weisen direkt auf germ. *berain(d), bêrîn(d)*.

Dual. Seine Endungen machen grosse Schwierigkeiten. In der 1. Pers. ist got. *bair-ôs* im Verhältnis zu skr. *bhárâ-vas* unklar; es wird Kontraktion vorliegen; Primärendung scheint nach dem skr. *-wes* gewesen zu sein. Dazu sekundär *we* z. B. *bheroiwe* (= skr. *bharêva*), woraus got. **bairaiw* und mit der Erweiterung wie in 1. 3. Plur. *bairaiw-a*. Die eigentl. Sekundärendung *-wé* steckt im Aor. und Perf.; got. *bêrû* aus *bêruwé* = *bhêr-ə-wé* (vgl. skr. *-ivá*), ebenso anord. run. *waritu* für **writû* aus **writuwé* 'wir beide ritzten'. — Das Got. hat ausserdem für die 2. dual. primär und sekundär die Endung *-ts*, wohl aus *-tes*, eine dem Anschein nach ursprünglich primäre Endung, für die auf § 10, 1 b) zu verweisen ist.

Perf. Ind. Sing. Dies hat seine eigene Endungen, während die übrigen Perfektformen ebenso wie die Aoristformen sich der allgemeinen Sekundärendungen bedienen. Auch im Griech. und Ind. geht der Sing. Perf. eigene

Wege und dazu stimmt das Agerm., vgl. griech. *οἶδα οἶσθα οἶδε* = skr. *véda véttha véda* = got. *wait waist wait* resp. *bar bart bar*. Das idg. *-tha* der 2. Perf. Sg. ist im Germ. nur als *t* bewahrt (doch vgl. § 36, 6 angls. *ar-þ* 'du bist' aus *ar-tha)*; darüber vgl. KZs. 26, 91. Dafür zeigen alle westgerm. Dialekte die entsprechende Optativform auf *îz* als Indikativform: ahd. *bâri* = got. *bêreis*, ahd. *nâmi* = got. *nêmeis*, ahd. *zugi* aus germ. *tugîz*.

§ 44. Die Modusbildung. Der idg. Konjunktiv fehlt dem Germ. gänzlich; eine Spur ist das imperativisch gebrauchte got. *ôgs* Joh. Schmidt KZs. 19, 291 (ZfdPh 5, 355).

Der idg. Optativcharakter ist nach Joh. Schmidt KZs. 24, 303 ablautendes *yê : î* z. B. im Optat. Präs. der idg. Wz. *es: syêm syês syêt* Plur. *sîmén sîté sîṇt*. Das Germ. kennt nur *î* und zwar im Prät. got. *bêr-ei-s bêr-ei-ma bêr-ei-þ bêr-ei-na;* ahd. *wurt-î-s wurt-î-m;* ferner im Aor. got. *nasidêd-ei-s nasidêd-ei-ma* u. s. w., ahd. *nẹrit-î-s nẹrit-î-m;* drittens bei den Prät.-Präs. got. *skul-ei-na gadaurs-ei-na þaurb-ei-na* = ae. *scylen dyrren þyrfen* ahd. *sculîn giturrîn durfîn* u. s. w.; viertens bei einzelnen zerstreuten Resten der *mi*-Konjugation got. *wil-ei-þ* lat. *vel-î-tis* ahd. *gê-n stê-m* aus *ga-î-m sta-î-m* (vgl. skr. *sthêyâm* griech. *σταίην* lat. *stêm* Müllenhoff ZfdA 23, 16). Dem lat. *sîmus sîtis* entspricht ahd. *sîm sît;* das got. *sijais sijaima sijaiþ* u. s. w. = an. *sér sém séd* Joh. Schmidt Voc. II, 413 scheint auf idg. *s-iêm siês siêt* = lat. *siêm siês siêt* skr. *siâm siâs siât* u. s. w. zurückzudeuten, allerdings unter Einwirkung des Haupttypus, indem idg. *siêt* zu got. **sia* **sija* durch *bairai* beeinflusst wurde (ebenso ae. *seó* neben *sí*). — Der Haupttypus der Optativbildung herrscht im Präsens der *ô*-Flexion, wo *oi* (aus *o* + *î*) = germ. *ai* den Charakter ausmacht: idg. *bhér-oi-s bhér-oi-te* = skr. *bhár-ê-s bhár-ê-ta* griech. *φέροις φέροιτε* = got. *bairais bairaiþ* ahd. *bërês bërêt* u. s. w. Vom got. Mediopassiv gilt das gleiche: got. *bair-ai-zau bair-ai-dau bair-ai-ndau*.

An Imperativformen fehlt allen germ. Dialekten die 2. Pers. Sg. auf idg. *dhi* der *mi*-Flexion, weil die *mi*-Flexion auch sonst sehr eingeschränkt ist (gr. *κλῦθι ἴθι* skr. *ihi bo-dhi* u. s. w.). Von der 3. Pers. Sg. Plur. auf idg. *etu ontu* (skr. *bhάratu bhárantu*) bewahrt nur das Got. verdunkelte Reste in *atsteigadau lausjadau liugandau*. Die herrschenden Imperativformen des Germ. sind got. *bair* = gr. *φέρε* skr. *bhára;* got. *bairiþ* gr. *φέρετε* skr. *bhárata* aber die 2. Pluralis und die 2. Dualis got. *bairats* und die 1. Plur. got. *bairam* sind mit den Indikativformen identisch.

§ 45. Das Passivum. Von den passiven Formen bewahrt das Agerm. nur noch Reste. Am reichsten ist noch das Got., das die Suffixe idg. *-sai -tai -ntai* als *-za -da -nda* bewahrt, allerdings mit weiteren Funktionen als ihnen ursprünglich zukamen: got. *bairanda* (griech. *φέρονται* skr. *bhárantê*) vertritt den ganzen Plur.; und *bairada* (griech. *φέρεται* skr. *bháratê*) vertritt auch die 1. Person (skr. *bhárê* griech. *φέρομαι*). Das Got. bewahrt ausserdem noch den Optativ *bairaizau bairaidau bhairaindau*. Der Dual ist völlig unbezeugt. Ist das urgerm. Alter von got. *bairanda* durch griech. *φέρονται* skr. *b hárantê* gsichert, so wird got. *bairada* (für eigentl. **bairida* = griech. *φέρεται*) als urgerm. gesichert durch die von Ettmüller *Lex. ags.* 475. 447 gefundene Gleichung ae. *hátte* 'er heisst' (mndl. *hette* Franck EtWb) = got. *haitada*. Die 1. Pers. war urgerm. *berai* = skr. *bhárê* wegen an. *heite* Scherer ZGDS [1] 197, Bugge Aarbøger 1871, 188. Darnach ergibt sich das Paradigma urgerm. *haitai haitazai haitaðai* Plur. *haitandai* resp. *berai berazai beraðai* Plur. *berandai* = skr. *bhárê bhárasê bháratê* 3. Plur. *bhárantê* (griech. **φερομαι* sowie *φέρεαι φέρεται φέρονται*).

VIII. DEKLINATION.

§ 46. Kasussuffixe. Den ursprünglichen Reichtum an Flexionsformen, den die idg. Grundsprache besessen hat, bewahrt das Germ. nicht. Innerhalb der Substantivdeklination äussert sich das Aussterben alter Formen am wesentlichsten im Fehlen des alten Duals, der beim Verb und Pronomen sich weit länger hielt; kein echter Dual hat sich beim Substantiv erhalten. Aber man glaubt seine einstige Existenz im Urgerm. erschliessen zu dürfen aus jüngeren Formen, die auffällig sind. Für isländ. *tjogu* 'zwanzig' nimmt Möller KZs. 24, 429, für afries. *alder* PBB 7, 486 ursprünglichen Dual an; vielleicht sind got. *þai fadrein* und ae. *twǽʒen*, auch ae. *nosu duru brēost* (synkopiert aus **brēostu*) mit Rücksicht auf die Bedeutung als alte Duale aufzufassen; Platt Anglia 6, 175 denkt noch an ae. *sculdru* als Plural zu *sculdor*. Brate BBeitr. 13, 42 glaubt im Aschwed. noch Duale zu erkennen. Joh. Schmidt *Pluralbildgn*. p. 6 erklärt an. ae. *lend* 'Lende' aus einem alten Dual **landhwī*. Die Anschauungen über die agerm. Duale schwanken, über die urgerm. Endung des Nom. Dual hat man sich nicht geeinigt und für andre Dualformen fehlt jeder weitere Anhalt. Wir wenden uns nunmehr zur Betrachtung der Kasussuffixe A für den Singular und B für den Plural.

A. 1. Der Nominativ Sing. hat idg. *s* als Suffix, das urgerm. als *z* oben p. 328 anzusetzen ist. Zur Römerzeit bestand dieses *z* durchgängig, wie sich aus der Konformität got. *asilus* aus lat. *asinus*, lat. *Segimērus* aus urgerm. *Seɣimēroz* ergibt; diesen *s*-Laut bewahren finn. Lehnworte wie *armas kernas viisas sairas* und *kaunis tiuris* oder wie *kuningas paarmas rengas ruis* (Thomsen 86. 96. 98). Bei den ältesten Runeninschriften ist noch unentschieden, ob *z* oder bereits *R* anzunehmen ist (*-gastiz* oder *-gastiR? holtingaz* oder *holtingaR?* die erhaltenen *z-R*-Nominative der ältesten Runen s. bei Noreen an. Gr. § 366); got. *dags gasts sunus* = an. *dagr gestr sunr*. Im Westgerm. musste *z-R* nach p. 365 verklingen: Lex. Salica *focla* für **fogla-z*, *skimada* = an. *skimudr*, *tualepti* aus **twalifti-z;* sonst gelten nach dem Wirken der westgerm. Auslautsgesetze ahd. *tag wulf gast sunu* u. s. w. Nur das Ahd. bewahrt das *r* in einsilbigen Pronominalformen wie *(h)wër* (Ablaut zu got. *ƕas*), von wo aus es sich innerhalb des Ahd. ausdehnt (*de-r blint-ēr* u. s. w.). — Konsequent fehlt nominativisches *z* allen Neutris. In der *o-a*-Deklination ist *m* Nominativzeichen (skr. *am* lat. *um* gr. *ον*), das aber schon auf den ältesten Runeninschriften dem urgerm. konsonantischen Auslautsgesetz gemäss (oben p. 356. 360) fehlt: run. *horna* = gemeingerm. *horn* aus idg. *kr̥no-m*. Auch die Neutralen *i*- und *u*-Stämme bildeten ihre Nominative ohne *z*: urgerm. *mari* 'Meer' = lat. *mare;* got. *fathu* = lat. *pecu;* ae. *cwiodu* skr. *jatu*. Die neutralen *os-es*-Stämme entbehren auch überall im Idg. ein besonderes Nominativzeichen.

Nominative Sing. ohne *z* bilden ferner im Germ. — in Übereinstimmung mit den verwandten Sprachen — 1) die femininen *â*-Stämme, welche urgerm. auf *ō* ausgehen: *ɣebō* 'die Gabe' (got. *giba* an. *gjǫf* ae. *ʒifu* oben p. 361). 2) Die femininen *jă*-Stämme, deren idg. Nom. Sing. nach Joh. Schmidt *Verwandtschaftsv*. 6 auf *î* ausgehen konnte (jetzt *Pluralbildgn*. p. 73); das Urgerm. verlangt nach Sievers PBB 5, 136 *î* als ursprünglichen Ausgang für got. *mawi bandi þiwi frijôndi;* Thurneysens Ansatz idg. *bhr̥ghn̥tî* KZs. 28, 146 wird durch ahd. *Burgund* Nom. Propr. aus **burɣundī* bestätigt; das *r* in an. *ylgr* (aus **wl̥kî* = ae. *wylf*) ist junge Anfügung Möller PBB 7, 546. 3) Ebendaselbst nimmt Möller p. 544 bei einigen femininen *u*-Stämmen Nom. Sing. auf *û* ohne *s-z* an: ahd. *swigar* ae. *sweʒer* beruht auf vorgerm. **swekrú* (nicht **swekrū́s*), ahd. *quirn* ae. *cweorn* auf **g²ernû* (nicht **g²ernûs*), ahd. *snura* auf **snusū́;* vgl. skr. *çvaçrū́-s* aslov. *žrŭny* (neuerdings Joh. Schmidt *Pluralb*. p. 54 ff.). 4) Die *n*-Stämme zeigen statt des nominativischen *s* = idg. *s* Dehnung des vorhergehenden Vokals *ποιμήν* zu *ποιμέν-* wie *πατήρ* zu *πατέρ-*. Im Germ. ist das *n* der *n*-Stämme im Nom. Sing. nach dem Auslautsgesetz verklungen; got. *tuggô hairtô managei* aus urgerm. **tungôn *hertôn *managîn;* bei den Masculinen ist *n* bereits vorgerm. nicht mehr vorhanden gewesen (lat. *homo* skr. *râjâ*): got. *hana* an. *hane* aus urgerm.

hanê; doch scheinen ahd. *hano* ae. *hona* daneben auf urgerm. *hanên* (cf. ahd. *tago* = got. *dagê* aus urgerm. **dayên *dayêm*) zu weisen. Der idg. Nominativ πατήρ zeigt sich in an. *faðir* (vielleicht auch ae. *fæder*), während ahd. *fater* die ursprüngliche Accusativform (idg. *patérm*) sein dürfte; über das idg. *ê* in Endungen des Nord.-Westgerm. s. oben p. 363. Im Idg. herrschte nominativische Dehnung vielfach z. B. Nom. Sg. *pôd* Acc. Sg. *pódm̥* Dat. Sg. *pedi* u. s. w.; vielleicht beruht ae. *hæle* auf urgerm. *halê(þ)* PBB 9, 368; andere Spuren s. § 49. Es ist wahrscheinlich, dass die einsilbigen konson. Stämme ihre Nominative auf *z* (got. *baúrgs reiks* u. s. w. an. *maðr fótr*) bildeten; doch sind die an. Feminina wie *nótt geit mjǫlk* u. s. w. ohne *z* wichtig. Auffällig ist lat. μέλκα (oben p. 307) = got. *miluks* gegen *Malo-rîx*.

2) Der Accusativ endet bei allen Deklinationen idg. auf *m*, mit der einzigen Einschränkung, dass bei allen Neutren Nom. und Acc. identisch sind. Dieses *m* ist im Germanischen erst zu *n* (cf. got. *þan-a* ahd. *dë-n*) geworden und nachher verklungen (oben p. 359 ff.); also run. *staina* = gemeingerm. *stain;* idg. *dhogho-m* ist germ. durch **daya* zu **day* geworden. Idg. *ghebhâm* germ. *yëbô* (cf. got. *þô*); idg. *sunum* germ.-got.-run. *sunu;* got. run. ae. *magu* 'den Jüngling, Sohn'. Bei den konsonantischen Stämmen ist für *m* idg. *m̥* eingetreten (gr. α in πόδα, lat. *em* in *pedem*); got. *fôtu*, an. *fót* aus *pŏd-m̥*; got. *tunþu* aus *dont-m̥;* ae. *nosu nasu* aus **nás-m̥;* ae. *duru* aus *dhúrm̥;* got. *handu* aus *komt-m̥*; ae. *hnutu* aus **knud-m̥;* ae. *studu* aus *stút-m̥;* ae. *hnitu* aus **knid-m̥* (gr. κονίδα); an. *mǫrk* aus germ. **marku.* Die zweisilbigen konsonantischen Stämme scheinen *m* nicht zu *um* entwickelt zu haben; sie bleiben erhalten und entwickeln im Singular keine Formen von *u*-Stämmen: got. *fadar* aus idg. *pater-m?* got. *hanan* aus idg. **kanon-m?* got. *mênôþ; (fahêþ);* got. *fijand*, *weitwôd*, ae. *hæleþ* haben offenbar *m*, nicht *m̥* verloren; möglicherweise gilt dasselbe auch für einige einsilbige Stämme: Acc. Sing. got. *baúrg naht*; andererseits dürfte got. *ulbandu* = gr. ἐλέφαντα sein. Für an. *tǫ́* 'Zehe' aus **táhu *taihu* (Stamm **taih*) ist Joh. Schmidt's Deutung von lat. *hallux* 'grosse Zehe' aus einem urlat. **doix (Pluralbildungen*, 183) instructiv; also idg. *doiq-*.

3) Im Genitiv des Singulars erscheinen mehrere Suffixe; das *-sya* der *a*-Stämme des Skrt. fehlt dem Germanischen ganz. Das Germanische hat dafür ein *-s* aus *-so* (slav. *če-so* Möller PBB 7, 500), das vielleicht eigentlich aus der Pronominaldeklination stammt. Der Themavokal ist germ. *a* und *e* (ae. *þæ-s* : got. *þi-s*); das *s* ist durchaus tonlos: urgerm. *dayas(a) wulfas(a)* oder *dayes(o) wulfes(o)*; vgl. run. *gôdagas*; got. *dagis* an. *dags* ahd. *tages.* — Sonst erscheint *os es* als idg. Genetivcharakter; *es* erhält sich nach Paul PBB 6, in ahd. *naht-es mann-es* (aus **nokt-és *manu-és*); reguläre Synkope zeigen die gleichfalls der konsonant. Deklination angehörigen Genetive got. *mans baurgs brôþrs*; auf urgerm. *iz* (aus idg. *es*) als Genetivendung ae. *bêc* aus **bôkiz, byrʒ* aus **buryiz*, an. *merkr* aus *mark-iz.* Ausserdem bildeten alle *n*-Stämme ihren urgerm. Genitiv auf *iz,* wobei in dritter Silbe frühe Synkope des *i* eintrat: urgerm. *hanan(i)z hanin(i)z* = got. *hanins* an. *hana* ae. *hanan* ahd. *henin.* Bei den *u*-Stämmen war idg. *sunew-es* nach dem Auslautsgesetz für die dritte Silbe urgerm. zu **sunauz*, ebenso idg. *anstoy-es* zu **anstaiz* geworden; vgl. got. *sunaus anstais* an. *sonar* ae. *suna.* Die *i*-Masculina dürfen urgerm. als *gastis(o)* = got. *gastis* an. *gests* ae. *wines.* Vielleicht ist ohne Suffix der Genetiv der *r*-Stämme (skr. *pitur*) gebildet gewesen: ae. *brôþor brôþur feadur* = an. *brôþur fǫþur. s* als Genetivzeichen vermutet Leskien *Declination,* 7. 29 in got. *sunau-s* = skr. *sunó-s*, in got. *antai-s* : skr. *çucé-s.* Die Feminina auf *â* = germ. *ô* enden im Genitiv germ. auf *-ôz* : got. *gibôs* an. *gjafar.*

4) Unter dem germ. Dativ verstehen wir formell den idg. Locativ auf *i:* *i* ist den Auslautgesetzen gemäss in 2. Silbe geschwunden, im Nord. und Engl. Umlaut hinterlassend, bei allen konsonantischen Stämmen: germ. *fadri* (gr. πατρι lat. *patrî*) = got. *fadr* an. *fedr*, ae. *brêþer;* germ. *manni* ae. *men* ahd. *man* got. *mann.* In dreisilbigen Formen ist *i* frühzeitig apokopiert, so

dass das Nord. und Engl. keinen Umlaut zeigten: **hánan(i)* **hanin(i)* = got. *hanin* an. *hana* ae. *hanan* ahd. *hẹnin*; daher auch **sunaw(i)* **suniw(i)* = got. *sunau* ae. *suna* run. **suniu* an. *syne* ahd. *suniu; i*-Stämme hatten urgerm. Lokative wie **gastij-i* < **gastî* resp. *ans-taj-i* < **anstai;* auf urgerm. **gastî* weist an. *gest;* urgerm. **anstai* = got. *anstai.* Bei den idg. *e : o*-Stämmen ergeben sich urgerm. Locative *daye-i* < *dayî* (ae. *dæʒi* Sievers PBB 8, 324) oder **dayo-i* < *dagai* (ahd. *tage*); bei den femininen *a*-Stämmen trat urgerm. *â* + *i* < *ai* ein: got. *gibai* = ae. *ʒife.* —

5) Eine idg. Ablativform auf *êd* zeigen die *o*-Stämme: urgerm. *dayê(t)* = got. *daga* (cf. got. *þê hvê hvammê-h*); entsprechend skr. *vṛkât.*

6) Urgerm. endet ein Instrumentalis auf *ō* a) bei den masculinen und neutralen *o*-Stämmen (vgl. ae. *hú* as. *hwô* ahd. *huo*); ahd. *tagu wortu* aus urgerm. *dayō wordō;* die locativisch gebrauchten Dative ahd. *dorf hûs* ae. *hám* ua., welche zu *a*-Stämmen gehören, haben *u* nach langer Silbe verloren; b) bei den femininen *ô*-Stämmen: ahd. *gëbu* aus **yëbō,* an, *fjọdr* aus **fedru* **feþrō*; ahd. *halb wîs* aus *halb(u)* **wîs(u)* ua. in Verbindungen wie *ze dero selbûn wîs.* —

Reste anderer Singularformen s. § 59 bei den Adverbien. — Einen singularen *m*-Kasus vermutet Cosijn für ae. *miolcum*, wozu sich vielleicht das auffällige an. *at họfdum* ahd. *zi houbitun* ae. *æt héafdum* 'zu Häupten' fügt; auch ae. *nosum?* Tijdschr. v. Nederl Taal- en Letterk. 2, 387. — Ein altes Kasussuffix scheint noch zu stecken in got. *andaugi-ba* zu *andaugi* sowie in den andern got. *ba*-Adverbien.

B. *Plural.* 1) Der Nominativ hat idg. das Suffix *es* = germ. *iz.* Es zeigt sich in dieser Gestalt bei den konsonantischen Stämmen; es erliegt den Auslautgesetzen, macht sich aber engl.-nord. durch Umlaut bemerkbar: run. *dohtriR* an. *dǿtr* ahd. *tohter*; urgerm. **fôtiz* (gr. πόδες) = an. *fǿtr* ae. *fêt;* urgerm. **frijôndiz* = got. *frijônds* ae. *frýnd* ahd. *friunt;* **nahtiz* = (νυκτες) = ae. *niht* an. *nǽtr;* urgerm. *manniz* = got. *mans* an. *menn medr* ae. *mẹn* ahd. *man;* **tanþiz* = ae. *téþ* an. *tenn;* urgerm. *dur-iz* (θύρες) = ahd. *turi* sowie ae. *hnite* gr. κονίδες, ae. *hnyte* aus **hnut-iz* bewahren als kurzsilbige im Westgerm. ihr *i.* Zweisilbige konsonantische Stämme zeigen im Westgerm. keinen Umlaut, da *i* in dritter Silbe früh synkopiert wird: **mênôþ(i)z* = got. *m nôþs* an. *mánadr* ae. *mónad*; **halêþ(i)z* = ae. *hæled.* Die *u*-Stämme endeten idg. auf *-w-es, ew-es;* vgl. idg. *manu-es* = germ. **manniz* ae. *mẹn;* idg. *gen-ụes* (gr. γενν-) = germ. **kinniz* an. *kinnr kiðr;* aus idg. **sunewes* (cf. skr. *sûnavas* gr. -ιϝες = -εις) wird durch Synkope in dritter Silbe **suniuz* **sunjuz* = got. *sunjus* an. *syner.* Ebenso von *i*-Stämmen idg. *-ey-es* = germ. *-îz:* got. *gasteis* an. *gester* ae. *ʒẹste.* Bei den *ŏ*-Stämmen ergab sich idg. *ôs* durch uridg. Contraction (Osthoff MU. 2, 113): germ. *ôs* (ae. *dagas*) und *ôz* (got. *dagôs* an. *dagar*); über *s-z* s Paul PBB 6, 548; für afris. *dagar* nimmt Möller PBB 7, 505 einen urgerm. Ausgang *-ôziz* aus *-ôs-ez* an. Die Feminina der *â-ô*-Deklination haben germ. nur die Endung *-ôz* (got *gibôs* an. *gjafar* ae. *ʒife*). — Die Neutra der *o-a*-Deklination enden urgerm. *barnō* 'Kinder' = got. *barna* an. *bọrn* ae. *bearn;* westgerm.-nord. ist *u* (ae. *fatu*) der eigentliche Ausgang, er erliegt jedoch teilweise den Auslausgesetzen.

2) Der Accusativ Pluralis endet idg. auf *ns*, dafür germ. *-nz* in got. *dagans* , *gastins sununs* = an. *daga geste sunu.* Die konsonantischen Stämme entwickeln *ṇs* zu germ. *-unz*; cf. got. *fôtuns* gr. πόδας skr. *pâdas* (idg. *pŏd-ṇs*), got. *tunþuns* idg. *dóntṇs dṇtṇs* (gr. ὀδοντας skr. *datas*); got. *brôþr-uns* aus *bhrâtr-ṇs*; got. *wintruns* zu dem germ. Stamm *wintr-*; got. *handuns* zu dem Plur. an. *hendr*; beachte zu den *an*-Stämmen ahd. *aro bëro* die Acc. Plur. urgerm. *arn-unz bern-unz* (daher die *u*-Stämme an. *ọrn bjọrn*). Im Anordischen haben die konsonantischen Stämme den Nominativ für den Accusativ angewendet; im Westgerm. sind durchweg Nominativ und Accusativ geeinigt, indem der

Accusativ ausstarb. Anlass dazu mochte der Umstand geben, dass die Neutra der *o*-Declination und die Feminina der *â*-Declination im Plural Nominativ und Accusativ nicht unterschieden: got. *waurda gibôs* Nom. Acc. Plur. — Vielleicht haben sich in den auffälligen Formen ae. *bróþru wintru sculdru applu* alte ursprüngliche Accusative **brôþr-unz wintr-unz skuldr-unz aplu-nz* erhalten; daher ae. *duru* = **dur-unz dhur-n̥s?* — Scherer ZfdA 26, 380 vermutet für das Hildebrandslied noch einen Unterschied von Nominativ (*hęlidôs*) und Accusativ (*hringâ*). —

3. Der Genitiv Pluralis setzt vom Germ. aus eine idg. Grundform (darüber Osthoff MU. 2, 113) *êm* für das Suffix voraus; es hat im Germ. seinen Nasal regulär verloren, vgl. got. *auhsn-ê suniw-ê brôþr-ê baurg-ê mann-ê* auch die Masculine und Neutra der *o*-Deklination enden auf *-ê*; got. *dagê waurdê* (wobei *dagê* auf eigentlich **dhoghe-êm* zurückzuführen ist). Mit got. *suniwê* aus idg. *sunew-êm* deckt sich an. *ésa* 'der Götter' zu *ós-* (germ. Stamm *ansu-*) aus **ǫnsi(w)ê* sowie ahd. (Mers. Zaub.) *cunio* 'der Kniee' aus vorgerm. *gənew-êm* (vgl. gr. γόνυ). Nur die Feminina haben *ô* in *gibô* (eigtl. **ghebhâ-êm?*). Das im Nord. allein auftretende *-a* (*daga sona fóta*) scheint nur die Endung got. *ô* (*gibô*), umgekehrt ahd. *ó* in *gëbôno* nur das germ. *ê* zu repräsentieren.

4) Der Dativ Pluralis endet urgerm. in seiner ältesten erreichbaren Urgestalt *-miz* (= aslov. *-mi*).

Es schimmert in einer zweisilbigen Form *twai-miz* (= an. *tveimr* ae. *twǽm*) durch. Da die überwiegende Mehrzahl der Dative des Plurals dreisilbig war, trat frühe Synkope zu *mz* ein (*deabus Vatvims* Kern, *Germ. Word.* p. 32 und *deabus Aflims* Much, ZfdA 31, 355); dafür got.-germ. *-m* (cf. got. *bairam* = gr. φέρομες): got. *dagam* (urgerm. **daγom*) *anstim sunum* u. s. w. Konsonantische Stämme konnten das Suffix mit dem Mittelvokal idg. *ə* = germ. *u* anfügen, also got *mênôþum* aus **mênôtəmis*, got. *bajôþum* aus *bhoyôtəmis*; got. *fôtum* aus *pŏd-əmis*, got. *tunþum* aus *dn̥t-əmis*. Bei den *r*-Stämmen got. *brôþrum* ist *-rum* entweder *r̥-mis* oder *r-əmis*. Die *n*-Stämme bildeten **gumon-miz* zu **gumommiz* = got. *gumam* um; doch scheint in ae. *earnum* an. *bjǫrnum* vielmehr *-n-əmiz* (Grdf. *ar-n-əmis ber-n-əmis*) zu stecken. Der anomale Dativ got. *nahtam* beruht entweder auf Nachbildung von *dagam* oder mit Joh. Schmidt KZs. 26, 18 auf skr. *naktabhyas* (alter *n*-Stamm). Eine besondere Bemerkung sei noch über den Dat. Plur. der *ja*-Stämme gemacht; er hat urgerm. die Endung *-im(i)z* für *-jĕ-m(i)z -jĕ-mis*: ahd. *hirtim* Paul PBB 6, 221; für die Feminina ergibt sich *-i-mz* durch *Vatvims* 'Vatvia-bus', *Aflims* 'Aflia-bus'.

Noch ist der von Mahlow AEO p. 127 aufgestellten, von Kögel ZfdA 28, 110 durchgeführten Annahme alter Plurallokative in den ahd. Ortsnamen auf *-as* (*Frigisingas Otingas Heimingas*) zu gedenken; sie sollen den skr. Lokativen auf *-êšu* (*vr̥kêšu*) gleich sein, wobei allerdings noch manche Schwierigkeiten unerledigt sind.

Anm. Über die westgerm. Pluralbildung auf *iru -oru* vgl. unten § 49.

§ 47. Ablaut und Accent. Wie das idg. Verbalsystem, so besass auch die idg. Nominaldeklination im Accent und zugleich im Vokalablaut ein wesentliches Charakteristikum zur Unterscheidung der Formen. Das Skrt. und das Griech. zeigen vielfach den uralten Accentwechsel (z. B. Acc. *pâdam* Lok. *padí* gr. πόδα ποδί). Nach Osthoff MU II, 12 bestand auch bei vokalischer Flexion alter Accentwechsel; dafür seien aus dem Skrt. einige Reste angeführt: *sanât* zu *sána-*, *samanâ* zu *sámana-*, *madhyâ* zu *mádhya-*, *upakê* zu *úpaka*, *manâu* (+ *adhi*) zu *mánu* sowie der Vokativ *sántya* zu *satyá*. Das Germ. zeigt nur sehr spärliche Reste von festem Accentwechsel und Ablaut in bestimmten Kasus; zu ahd. *altar* gehört mit grammatischem Wechsel der Dat. *in-aldre* Braune § 163, Anm. 6; zu ahd. *einlif zwęlif* gehören die Obliqui got. *ainlibim twalibê twalibim;* singulär ist der alte Ablaut Gen. Plur. an. *kvenna* Möller PBB 7, 507 zu *kona* (skr. *gnâ* altir. *ben* Mahlow); zu got. *anþar* ae. *óþer* gehört der Lokativ me. *ender* (in *the ender dai* 'the other day'); Sievers PBB 9, 232 weist grammatischen Wechsel nach in ae. *hork horwes;* vgl. an. *fjǫr* n. Dat. Sg. *fjǫrve*.

Sonst finden sich zahlreiche Spuren innerhalb des German., welche auf vorgerm. Accentwechsel in der Deklination hinweisen, ohne dass er sich auf einzelne Kasus verteilen liesse.

Während die meisten konsonantischen Stämme feste tonlose Spiranten zeigen (ae. *gós mús lús wlóh furh sulh prúh* u. s. w.), zeigt ae. *studu studu* Sievers § 282 noch grammatischen Wechsel.

Von *n*-Stämmen kommen in Betracht ahd. *haso* : ae. *hara*; got. *ausọ* : ahd. *ôra*; an. *hére hegre*; ae. *múga múwa*; mhd. *lohe* an, *loge*; ahd. *grâvio grâbio*; ahd. *anado anto* (ae. *ǫnepa onda*); ae. *ǽdre* ahd. *âdara*; beachte an. *hjarse* gegen skr. *çirśán*. Meist beharren urgerm. tonlose Spiranten (ae. *hrúse* ahd. *rosa*). Von vokalischen Stämmen vgl. ahd. *chortar quartar* mit ae. *cordor*; got. *aúhns* mit aschwed. *ughn*; ahd. *glas* isl. *gler*; ahd. *zît zîdh*; got. *razn* ae. *ræsn*; as. *kind* ahd. *kinth kind* (skr. *jâtá* 'Sohn' an. *kundr*); ahd. *ruoba ruova*; ahd. *beri* ndl. *bes*; got. *tagr* ahd. *zahar*; got. *hûhrus* ahd. *hungar*; got. *gupa- guda-*; got. *bagms* ahd. *boum* (aus **ba̧wmó-*); got. *blôpa-* ahd. *bluot*; ae. *wind* skr. *vâta*; ahd. *huof* skr. *çaphá*. Von Adjektiven kommen in Betracht ahd. *sûbiri sûviri, eivar eibar, frabali fravali, tûvar tûbar*; got. *ganôhs* ahd. *ginuog*; ae. *fremde fremde*; ahd. *scëlah* an. *skjálgr* (: mhd. *schëlwer*); ahd. *dwërahër dwërawër*; ahd. *bar* gegen lit. *básas*.

Ablautserscheinungen bezüglich der Mittelvokale werden im Germ. bezeugt durch ahd. *anado anto* ae. *ǫnepa ǫnda* (Grdf. **anóton* **antón*); ahd. *sant* : gr. ἄμαθος (ahd. **samat* in baier. *sampt*); gr. θυγάτηρ skr. *duhitar* : got. *daúhtar*; skr. *açiti* 'Achtzahl' an. (nach Brate) *étt* 'Achtzahl' (aus *ah-ti*); an. *synþ* aus **sunidi* aber ahd. *sunte* (Grdformen **suněti* **suntyás*); ae. *wynn* as. *wunnia* neben an. *ynde* (aus *wunidja-* zu got. *wunan* an. *una* 'sich ergötzen'); ahd. *lioht* : got. *liuhaþ*; got. *naqaþs* : altir. *nocht* 'nackt'; got. *hair-pra* : ae. *hr-ëþer*; ahd. *quër-dar* : gr. δέρ-ε-τρον. Sonstigen Ablaut im Mittelvokal zeigen einige konson. Stämme: *halëþ- haliþ- haluþ-* in ae. *hæle(d)* ahd. *helid* an. *holdr*; ahd. *hiruz hirz, anut enit*, an. *ǫlpt* : ahd. *elbiz*. Synkope des Wurzelvokals zeigt sich in skr. *snâvan* gegen ahd. *sënawa*; skr. *vrâta* 'Schaar' ae. *wërod*; ae. *hnitu* gegen gr. κονίδες; ahd. *chranuh* gegen gr. γέρανος; ae. *hr-ëþer* gegen got. *hair-pra*; got. *fr-uma* gegen ae. *for-ma*; unsicher ahd. *itins* : an. *dís*?

Sonstiger Ablaut zeigt sich a) bei konsonantischen Stämmen, wobei es gleichgültig ist, ob im historischen Germanisch dafür etwa vokalische Stämme eingetreten sind: ae. *nas-u nos-u* (lat. *nâr-es*); got. *tunþ-us* ahd. *zand*; got. *brusts* as. *briost*; an *n*-Stämmen kommen in Betracht ahd. *rëhho* ae. *racu*; ae. *hnëcca* an. *hnakke*; ahd. *sëga saga* ahd. *mado modo, malta molta*; got. *qinô* an. *kona*; ae. *hrúse* ahd. *rosa*; ae. *plëga plaga* 'Spiel'; ahd. *stûhha* ae. *stocu*; ahd. *balcho* ae. *bjalke*; ahd. *scincho* nhd. Dial. *schunken*; ahd. *chrëta chrota* (**chrata*); ahd. *giwuno* an. *vane*; ahd. *zwëho zwîvo* (idg. Grdf. *dwiqen-*); ahd. *kuohho* ne. *cake*; an. *fluga* ahd. *fliuga*. Von konsonantischen Stämmen beachte noch ahd. *gifëho* : got. *fahëþs*. — b) Vokalische Stämme: ae. *ceorl cearl, mos méos, worn wearn, rodor rador*; ae *sceofl þistel* ahd. *scûvala dïstil*; ahd. *bini bîni, chortar quartar, ruowa râwa, zâdal zädal, mios mos, himil humil*; got. *sauls* ahd. *sûl*; an. *préll* ahd. *drigil*; got. *winja* ahd. *wunna*. Zumal zwischen germanischen und aussergermanischen Worten besteht häufig die Differenz des Ablauts: germ. *sûnu-* = skr. *sûnu-*; germ. *hûdi-* 'Haut' lat. *cŭtis*; got. *wair* skr. *vîras*; ahd. *wëlla* slov. *vlŭna*; ae. *beorc* skr. *bhûrja*; ahd. *riomo* gr. ῥῦμα; got. *fisks* altir. *iasc* (aus **(p)eisko-*); gr. ὠλένη got. *aleina*; gr. πῶλος ahd. *fôla*; lat. *nômen* got. *namô*; ahd. *first* (ae. *feorst*?) ndl. *forst* skr. *pṛṣṭha*; ahd. *hrëf* lat. *corpus*; got. *guma* lat. *homo (hemo)*; ahd. *huof* skr. *çaphá*.

Zu einigen ursprgl. ablautenden Stämmen hat das Germ. nur eine Ablautsstufe bewahrt; das gilt für got. *fôtus hairtô augô* ahd. *turi* u. a.

Schliesslich seien die Adjektiva mit Ablautserscheinungen hier zusammengetragen. Innerhalb des German. vgl. ahd. *rôt* got. *gariuds* mhd. *rôt*; got. *filu* ae. *feala*; an. *bljúgr* zu ahd. *blûgo*; an. *mjúkr* got. *mûka-*; got. *baitrs* ahd. *bittar*; ahd. *giwon* an. *vanr*; ahd. *muruwi marawi*; got. *mikils* ae. *mycel* (aus **mukil*); ahd. *sûbiri* : ae. *séofor(ness)* : ae. *fæger fǽger*, ae. *glæd glǽd*; got. *dwals* ahd. *tol*. Ausserdem got. *qiwa-* : skr. *jîva-*; ahd. *heitar* : skr. *citra*; got. *filu* gr. πολυ; got. *fulls* : lat. *plēnus*; got. *halts* lat. *clôdus*.

§ 48. Vokalische Stämme. Die idg. Sprachen bilden ursprgl. ihre Stämme vokalisch oder konsonantisch auslautend. Von vokalischen Stämmen kommen in Betracht *o-e, i-ei-oi-, u-eu-ou, â*; über die Stufen des Mittelvokals im allgemeinen s. § 24; ihre Verteilung im Urgerm. ist unfest, indem die Dialekte vielfaches Schwanken zeigen; darüber ist bei der Lehre von den Kasussuffixen die Rede gewesen § 46. Hier soll von den Schwankungen der Flexionstypen im Urgerm. die Rede sein. Vor allem ist zu konstatieren, dass die *u*-Deklination mit der konsonantischen mehrfache Berührungen hat; solche entstehen im Acc. Sing., indem idg. *m̥* durch *əm* zu *um uⁿ u* wird; gleiches gilt vom Acc. Plur. idg. *n̥s* = germ. *unz*; und das idg. Dativsuffix des Plur. *mis*, durch *ə* an konsonantische Stämme gefügt, ergab urgerm. *-um* wie für die *u*-Stämme. Hieraus ergibt sich für eine jüngere Periode fast allerwärts mehr oder weniger starke Sprengung der alten konsonantischen Deklination. Folgende *u*-Stämme, die allerdings sämtlich im Germ. noch Spuren der kon-

sonantischen Deklination zeigen, dürften auf solche Weise entstanden sein: got. *fôtus handus tunþus wintrus*, an. *ǫrn bjǫrn*, ae. *duru nosu*.

Die *u*-Deklination verliert anderseits einige Worte, welche sich den konsonantischen Stämmen anschliessen: skr. *manu* führt im Germ. durch *manw-* (z. B. im Dat. Sing. *man-u̯-i* Nom. Plur. *man-u̯-es)* zu *manu-* (ae. *męn* ahd. *man);* aus idg. *genu-* 'Kinn' (skr. *hanu* gr. γενυς) wird zu *kinn-* (Nom. Plur. an. *kinnr kidr*).

Sehr gering an Zahl waren urgerm. die neutralen *u*-Stämme: got. *faihu* ahd. *witu* = lat. *pecu* altir. *fid (Widu-casses);* hierher gehören nach Sievers urgerm. *lîþu* 'Obstwein', *medu* 'Met', *teru* 'Teer', *kwedu* 'Harz'; cf. gr. μέθυ, skr. *madhu jatu; rehtu* 'Recht' in ahd. *rëht* altir. *recht* n.; gr. δάκρυ verrät im Germ. keine Spur des neutralen *u*-Stammes; aber dem lat. *cornu* steht run. *horna* (kelt. κάρνος) gegenüber. Das Verhältnis von skr. *jânu* gr. γόνυ und skr. *dâru* gr. δόρυ zu germ. *knewa- trewa-* ist nicht durchsichtig.

Im Westgerm. sind infolge der Auslautgesetze für *ŭ* nach langer Silbe die langsilbigen *u*-Stämme des Urgerm. in Gefahr ihrer Charakteristik beraubt zu werden; sie gehen zumeist in eine *a*-Deklination auf Sievers PBB 5.

Neutrale *i*-Stämme sind für das Germ. nicht nachweisbar ausser *mari-* 'Meer' (lat. *mare);* vielleicht hat got. *fôn* (Genet. *funins)* vorgerm. **pâni* gelautet.

Die masculine *a*-Deklination gibt zu einer Bemerkung Anlass über eine noch unerklärte Thatsache. Vielfach gehen *o*-Stämme in *n*-Stämme über, die Gründe dafür sind unermittelt (teilweise liegt gewiss Anschluss an begriffsverwandte Worte vor). Cf. gr. ὀμφαλος aber ahd. *nabalo;* ferner ahd. *ëlaho* ae. *eolh;* ae. *heorr* an. *hjarre;* an. *brunnr* ahd. *brunno;* an. *malmr* got. *malma;* an. *gómr* ahd. *guomo,* ahd. *karl karlo, rêho rêh, stërn stërno* u. s. w. (auffälliger noch sind *n*-Erweiterungen zu konsonantischen Stämmen ahd. *ęgiso* zu got. *agis,* got. *mann-an-* zu *mann-,* an. *hjarse* zu skr. *çiras* u. a.).

Zu den Adjektiven mit vokalischem Stamm ist zu bemerken, dass die *u*-Stämme urgerm. im Begriff sind unterzugehen und zwar infolge ihrer fem. Bildung auf *-yâ-* (nsg. *î*), wodurch Übertritt in die *i*-Deklination nahe gelegt wird (cf. lat. *tenuis* KZs. 6, 88 aus *tənu-,* skr. *tanvî* zu *tanú-s* Schmidt KZs. 26, 371); vgl. auch Mahlow 30 Bechtel ZfdA 29, 367: idg. *tənu* wird durch *þunw-* zu **þunn-i* = ahd. *dunni* ae. *þynne;* aus idg. *məru* entsteht ahd. *muruwi*.

Die adjektivischen *i*-Stämme, wozu auch die erweiterten *u*-Stämme gehören, haben in der Flexion zahlreiche Berührungen mit der Flexion der *ja*-Stämme (got. *midja-mma frija-na* und *hrainj-amma hrainj-ana);* infolge davon gibt das Westgerm. die *i*-Formen überall auf und führt die *ja*-Flexion durch (ahd. *reini gimeini suozi durri dunni* u. s. w.).

§ 49. Konsonantische Stämme. Im historischen Germanisch haben die *Neutra* den geringsten Umfang. Ohne nachweisliche Spur konsonantischer Flexion bewahrt das Germ. ein uridg. Neutrum *sówel súel* (skr. *súar* n. lat. *sôl)* in got. *sauil* ae. an. *sól* mit der Nebenform got. *sugil* (aus **suwil)* ae. *syȝel siȝel;* ferner got. *haubiþ* an. *haufud* = lat. *caput;* got. *miliþ* = gr. μέλι(τ); ae. *wæter* an. *vatr* aus idg. *woder* urgerm. *wáter;* an. *vár* n. = lat. *vêr* skr. *vasar;* ahd. *tënar* ae. *úder* gr. θέναρ οὖθαρ; ahd. *fûir* gr. πῦρ πυρ. Konson. Deklination zeigt bloss ae. *ealo* (Gen. *ealod)* Platt PBB 9, 368.

Nur neutrale *n*-Stämme lassen sich als urgerm. in einigem Umfang erweisen, obwohl auch sie in den litterarischen Perioden des Germanischen wenig zahlreich sind (nur das Ostgerm. kennt noch eine verhältnismässig grosse Anzahl, im Westgerm. fehlen sie beinahe ganz). Zu den neutralen *n*-Stämmen gehörten wesentlich Körperteilbenennungen; got. *hairtô augô ausô* ahd. *wanga* an. *lunga nýra eista ǫkla;* durch Genusdifferenzen innerhalb der Dialekte erweisen sich als hergehörig an. *múle* = ahd. *mûla,* an. *nýra* ahd. *nioro,* ahd. *galla* ae. *ȝealla,* an. *vange* ahd. *wanga,* ae. *hracu* ahd. *rahho,* ahd. *scôȝa scôȝo, scincho scincha,*

scollo scolla; ferner an. *hjarse* m. wegen skr. *çiršan* n., ae. *molda* (m.?) wegen skr. *mûrdhan* n. — Ferner Neutra auf Suffix *men (smen)* : got. *namô* (lat. *nômen);* an. *sima* n. = (skr. *sîman* n.); an. *heima* 'Haus'; lat. *sêmen lûmen* gr. *ξῦμα* zd. *sraoma* skr. *sthâman* machen ursprgl. neutrales Genus wahrscheinlich für ahd. *sâmo,* as. *liomo,* ahd. *riomo,* got. *hliuma stôma;* as. *sëlms* m. = asl. *slěmę* n.; hierher wegen Genusdifferenz noch ahd. *bluomo bluoma,* as. *brôsmo* ahd. *brôsma* u. a. Sonst kommen ausser den bekannten got. Worten, wozu sich an. *hvéla* 'Rad', *leika bjúga knoda* fügen, noch Einzelheiten in Betracht, wobei wieder Genusdifferenzen innerhalb der Dialekte den Weg weisen: ahd. *sunno sunna* (got. *sunnô* fn. Mahlow 156); got. *stairnô* ahd. *stërno;* ahd. *wolcha wolchan;* ahd. *brunno* ae. *burne;* ahd. *rëhho* ae. *racu;* as. *spado* ae. *spadu;* an. *mǫskve* ahd. *mâsca;* ahd. *gidingo gidinga, giloubo gibouba, spuolo spuola, gasoffo gasoffa, rëba rëbo;* ahd. *falawisca* an. *fǫlske.* Got. *funins* ahd. *utiro* sind zu neutralen *n*-Stämmen gebildet cf. skr. *ûdhan;* ahd. *ancho* m. = lat. *unguen* n; got. *watô* n. = skr. *ûdan* n. Von alten Neutris haben in jüngerer Zeit *n* stammhaft gemacht an. *vatn nafn hrogn* sowie ae. *wolcen geofon* (: an. *geime).* Vgl. Joh. Schmidt Pluralbildgn. 92.

Noch zahlreicher waren urgerm. die neutralen *os- es*-Stämme des Idg. Allerdings zeigen sich in den litterarischen Perioden des Germ. keine unzweideutigen konsonantischen Deklinationsformen mehr; der n. Acc. Sing. allein ist mit intern germ. Mitteln als auf *-az -iz* ausgehend zu erschliessen. Auch hier sind Genus- und Flexionsschwankungen beweisend für den urgerm. Typus. Weiterhin zeugen auch die übrigen idg. Sprachen für das Germ. Ich habe zahlreiches Material Angl. V, 85 und Stammbildungslehre § 84 zusammengetragen. Die ältesten Formen zeigen finn. *lannas mallas borras* = ahd. *lant malz bort.* Im Westgerm. hat der Nom. Sing. teilweise auf *i(z)* gelautet; vgl. L. Sal. *lammi* = ae. *lęmb.* In der westgerm. Dialektgruppe bildete sich aus der Deklination der *os- es*-Stämme ein eigener Pluraltypus heraus (ae. *lǫmbru cildru* ahd. *kęlbir huonir* u. s. w.), der innerhalb der specifisch deutschen Dialektgruppe produktiv geworden ist. Beachtenswert ist an. *hǿns* Plur. 'Hühner' (ahd. *huonir).*

Im Idg. gab es ursprünglich bei einigen konsonantischen Neutris Mischdeklination (darüber jetzt Joh. Schmidt *Pluralbildungen,* passim); *r-* und *n*-Stamm wechselten ursprünglich in got. *watô* ae. *wæter;* Schmidt p. 202 erklärt ahd. *ûtiro* 'Euter' als Mischform aus idg. *ûdhn-* und *ûdhr-;* hierher wohl auch ae. *dógor* adän. *dægn* (cf. skr. *ahan ahar),* falls hier nicht Wechsel von *os-* und *n*-Stamm vorliegt wie wahrscheinlich auch in ahd. *nôȝ* Plur. *nôȝir* ae. *nýten.* Ob ae. *ryȝe* : as. *roggo* ursprünglich Neutra waren, ist unsicher.

Maskulina und Feminina. Sie haben keine verschiedenen Kasussuffixe, wir behandeln sie daher zusammen. *r*-Stämme sind die ererbten idg. Verwandtschaftsnamen (Stämme *fadr- brôþr- môdr- dohtr- swestr-,* vielleicht ursprünglich noch mhd. *diehter swâger* ae. *tácor?).* Der idg. Nominativ *patḗr* ist nur durch an. *fader* (vielleicht auch ae. *fæder)* aus **fadḗr* bezeugt. Über die Stammform mit *er* (ahd. *fater)* sowie über die *u*-Formen got. *brôþrum brôþruns* ist bereits gehandelt § 46. — Zu den *n*-Stämmen ist bereits bemerkt, dass auch ein paar Berührungen mit der *u*-Flexion urgerm. bestanden; auch über den Zuwachs an *n*-Stämmen aus andern Stämmen ist schon gesprochen. Es bedürfen eine kurze Bemerkung einige idg. feminine *û*-Stämme, welche im Germanischen zu femininen *ôn*-Stämmen auf unklare Weise (Möller PBB 7, 514, Joh. Schmidt, *Pluralbildungen,* 74) erweitert sind: idg. *swekrû* got. *swathrôn-;* idg. *pl̥thû* ae. *foldan-;* idg. *dnghû* got. *tuggôn-.* Beachtenswert ist noch die germ. Sonderausbildung der idg. Stämme auf *yôn,* die im Germ. meist auf *-în-* (got. *managein-)* enden, aber gelegentlich doch auch auf *-jôn-* enden können: got. *raþjôn-* : *rędin-a;* got. *brunjô* : ahd. *bruni-a,* urgerm. **aiþjôn* (ahd. *fuotar-eida)* : got. *aiþein-;* idg. *bhr̥-tyôn-* : got. *baurþein-;* darüber Pau PBB 7, 108.

Mehrere Dentalstämme verlieren in dem suffixlosen Nominativ Singularis ihren auslautenden Dental nach p. 360 *tanþ- mênôþ- nefôþ- fahêþ- êbanþ- halêþ-*

bilden im Nominativ dentallose Formen wie ahd. *zan mâno nëfo gifêho* ae. *móna nefa gefêa* (aus *ʒifæha) *éfen hæle* (ahd. *Halo?*); daraus sind fast überall Störungen der alten konsonantischen Flexion resultirt (meist Übertritte in die schwache Deklination). Über Ablautserscheinungen bei konsonantischen Stämmen s. § 47. Zu den Übertritten aus der *n*-Deklination in die konsonantische (oben § 46) kommen scheinbar noch einige auffällige Abweichungen von den verwandten Sprachen: ae. *gát* kons.-St. = lat. *haedus;* ae. *sulh* kons.-St. = lat. *sulcus* (doch auch gr. *αὖλαξ*); ae. *furh* kons.-St. aber lat. *porca;* ae. *gós* kons.-St. aber skr. *hąsa* (gr. *χήν*); ae. *bróc* aber lat. *brâca* (ebenso auffällig wie lat. *brâca* sind *μέλκ-α* und *burg-us*). — Der offene einsilbige Stamm idg. *gōw* ist im Germ. erhalten in einer Form, welche auf den idg. Acc. *gôm* zurückgeht (skr. *gâm*); idg. *gôm* = got. **kô* (cf. idg. *tâm* = got. *þô*); dafür nord.-engl. **kú* (cf. germ. *twô hwô* = ae. *tú hú*), as. ahd. **kô;* vgl. Acc. Sg. an. *kú* ae. *cú* as. *kô* ahd. *chuo;* diese Form ist der Ausgangspunkt für einen neuen Stamm *kú kô* geworden (ein **kau* = gr. *βoϝ* findet sich im Germ. nicht).

§ 50. Pronominal- und Adjektivdeklination (Holtzmann Germ. 8, 262; Joh. Schmidt KZs. 19, 287; Scherer ZGDS[1] 397 ff.; Sievers PBB 2, 99; Leskien, *Deklination,* 125). 1) Innerhalb des Germ. bestehen zwischen den Pronominibus und den Adjektiven gegenüber den Substantiven in der Deklination vielfache Unterschiede, die teilweise uridg. sind und im Skr. ganz besonders reiche Parallelen haben. a) Im Dat. Sg. Masc. Ntr. erscheint got. *-mma* (*þa-mma i-mma*) für älteres *-zmê* idg. *-smêd* (cf. got. *hva-mmê-hun ainummê-hun hvarja-mmê-h* = skr. *kasmâd tasmâd* altpreuss. *stesmu*). b) Das Femininum zeigt im Dativ eine Grdf. **þaizjai* für ae. *þǽre* an. *þeire,* im Genetiv eine Grdf. *þaizjôz* für ae. *þǽre* an. *þeirar;* die hierin zu Tage tretenden Suffixe *-zjai -zjôz* decken sich mit den Suffixen in skr. *ta-syâs ta-syâi* got. *þizôs þizai* = ahd. *dera (deru)* sind lautlich nicht ganz klar, ebensowenig **þaizôs* (aus *blindaizôs* zu folgern), wenn man nicht gesetzlichen Verlust von *j* annehmen will. c) Im Dat. Sg. an. *þeim* ae. *þǽm* steckt vielleicht vorgerm. *toi-smei* oder *toi-smin* (skr. *ta-smê ta-smin*) oder *toi-mi* = aslov. *těmĭ?* (vgl. auch ZfdA 16, 148). — Im Sg. bedarf noch der Nom. Acc. Sg. Ntr. der Hervorhebung: idg. *to-d ko-d i-d* (skr. *ta-d i-d-am* lat. *istu-d quo-d i-d* u. s. w.); es ist abgefallen lautgesetzlich in got. *hva;* aber durch angefügtes Enklitikon geschützt in got. *þat-a it-a* = ahd. *da-ʒ ë-ʒ* ae. *þæ-t hi-t.*

Plural. Nach Joh. Schmidt KZs. 25, 5 gebührt dem Maskulinum *i* als Pluralzeichen, also z. B. *to-i-.* Der Nom. Plur. dazu ist endungslos skr. *tê* = got. *þai* gr. *τοί.* Der zugehörige Genetiv war idg. *toi-sèm* (nach skr. *têsâm* asl. *těchŭ* apreuss. *steison*) = ae. *þára* an. *þeira* got. *(blind)aizê;* darnach gebildet das Femininum ae. *þára* an. *þeira.* Im Dat. Plur. got. *þaim* an. *þeim* ae. *þǽm þám* ahd. *dêm* steckt idg. *toimos* nach lit. *tëmus* aslov. *těmŭ.* Das Fem. Plur. steht im Germ. unter dem Einfluss des Masc.; vgl. got. *þaim* gegen skr. *tâ-bhyas,* got. *þizô* gegen skr. *tâsâm.*

2) Alle bisher nicht besprochenen Formen stimmen eigtl. mit der Substantivdeklination überein; *s* im Nom. Sg. got. *is hwas; s* im Gen. Sg. got. *is þis hwis;* im Fem. Sg. Nom. *sô* wie *giba* aus **gibō,* im Acc. *þô* (vgl. got. *hveilô-hun ainô-hun hvarjô-h*); Fem. Plur. n. Acc. *þôs* wie *gibôs,* Ntr. Plur. *þô* wie *waurda* aus **wordō;* Acc. Plur. Masc. *þans ins* wie *wulfans gastins.* — Besonders hervorzuheben ist noch der Acc. Sg. Masc. idg. *to-m* (wie bei der Substantivdeklination gebildet), daraus germ. *þan-,* wofür got. *þana* aus *þanô, hwana* aus *hwanô* (vgl. *hvanô-h, ainnô-hun* aus **aininô-hun, hvarjanô-h*); das angls. *þǫne hine hwǫne* scheint auf **þanôn *hwanôn* hinzudeuten. Ahd. *ina-n*

wëna-n haben neuere Erweiterung erfahren; Ablaut haben ahd. *dë-n wë-n,* dgl. an. *þann* Acc. (und *þess hvess* Gen.) Sg.

3) Die unter 1 besprochenen uridg. Charakteristika der pronominalen Deklination gebührten ursprünglich allen Pronominibus auf *i* und *o*. An die eigtl. Pronomina schliesst das Skr. zahlreiche pronominale Adjektiva, die in mehr oder weniger Formen dem pronominalen Paradigma folgen: *anyá anyatara itara* 'ander', *êka* 'ein', *viçva sama simá sárva* 'all, jeder', *nêma ardha* 'halb', *pûrva* 'vorder', *prathama* 'erster', *carama* 'letzter' und mehrere andere Adjektiva; ebenso zend *anya vîçpa aeva*. Darnach wird man mit Sievers PBB II, 109 für diese halbpronominalen Adjektiva teilweise pronominale Flexion für die idg. Grundsprache anzunehmen haben. Das Lit. hat in Übereinstimmung mit dem Germ. die Flexion auf alle Adjektive ausgedehnt Sievers PBB II, 109.

4) Im Germ. treffen wir Übereinstimmung von Pronominal- und Adjektivdeklination in folgenden Formen: got. *blindamma* nach *þamma, blindana* nach *þana; blindai* nach *þai; blindaizê* nach **þaizê* (dafür *þizê*); *blindaim* nach *þaim;* Fem. *blindaizôs* nach **þaizôs* (dafür *þizôs*); *blindaizô* nach **þaizô* (dafür *þizô*). Dazu kommt Ntr. *blindata* nach *þata*. In allen diesen Formen ist sekundärer Anschluss der eigentlich der Nominalflexion folgenden Adjektiva an die Pronominaldeklination sicher. Mit denjenigen Kasus, in welcher Nominal- und Pronominaldeklination im übrigen übereinstimmten (Nom. *blinds* aus **blindaz,* Gen. *blindis* aus **blindeso,* Fem. *blinda* aus *â âm, blindôs* aus *âs,* Ntr. Plur. *blinda* aus *ô*), hat das Germ. keine Änderungen vorgenommen, abgesehen vom Acc. Sg. *blindana* nach *þana* (idg. *tom* : idg. *wl̥ko-m*). Auffällig ist der got. Dat. Sg. Fem. *blindai* (wie *gibai*) gegen *þizai izai;* dafür nach der Pronominaldeklination ahd. *blintero* ae. an. *blindre*. Das Ntr. der Adj. schwankt im Got. zwischen *blind* und *blindata;* das Ae. kennt die *ata*-Form bei Adj. überhaupt nicht; aber an. *blint* (aus *blindata*) = ahd. *blintaȥ*. Im Ahd. schliessen sich die Adjektiva noch in weiteren Formen an die Pronominaldeklination an: ahd. *blintêr* nach **thêr* (welches als Atonon zu *dër* verkürzt ist wie **wîr* zu *wïr*), *blintiu* nach *thiu*.

§ 51. Pronominalstämme. 1) Demonstrativpronomen und Artikel idg. *to- te-* = germ. *þa- þe-* (got. *þa-na* ahd. *dë-na,* got. Gen. Sing. *þi-s*). Der zugehörige Nominativ Singularis war idg. *so sâ* (gr. ὁ ἡ skr. *sá sá̄*) = got. *sa sô,* an. *sá sú*. Das Masc. ist westgerm. *sê* (ae. *sé* as. *sê*), dafür ahd. as. *thê* (und **thêR,* nach *blintêr* erschlossen, Sievers PBB 2, 123; dafür mit Kürzung wie in ahd. *wïr ïr* das ahd. *dër*). Das Fem. ahd. as. *thiu* ist = skr. *tiâ* altpers. *tiâ* (idg. *tio-* neben *to-*); ae. *séo* beruht auf germ. *siō* = skr. *siá̄ syá̄* mit **þéo* = ahd. as. *thiu* (beachte ae. *þéo-s* as. *thiu-s* aus urgerm. **tiō-sai* mit Bewahrung des Anlauts). Der idg. Pronominalstamm *tio-* (Nom. Sg. skr. *syá̄*) liegt im Westgerm. noch den folgenden Formen zu Grunde: Acc. Sing. Fem. ahd. *die,* instr. Neutr. ahd. *diu,* Nom. Plur. ahd. *die dio diu*. — Unklar ist die Beziehung von as. ahd. *su-s* aus **swus* (ae. as. *þu-s*) und got. *swa* ahd. as. *sô* ae. *swá* zu dem behandelten Pronomen (oder Stamm *swa-?*).

2) Das Got. hat als deiktisches Pronomen den Artikel *þa-* mit einer hervorhebenden deiktischen Partikel *-h* (= skr. *kam?*) zusammengesetzt (*sah sôh þatuh*), wobei das erste Element flektiert. Die übrigen Dialekte setzen *þa-* mit dem deiktischen got. *sai* 'ecce' zusammen (cf. got. *nû-sai*); die an. Runeninschriften zeigen *sasi* Fem. *susi* Neutr. *þatsi* Acc. *þansi* Fem. *þasi* Dat. Sing. *þaimsi* Plur. Neutr. *þausi*. Über Ursprung und Deutung der run.-nord. Formen aus got. *-sai* s. Bugge Tidskr. f. philol. og. paedag. 9, 111: über ahd. *dës-se* mhd. *dis-se* (germ. *þes + sai*) vgl. MSDenkm. 170; ahd. as. *the-se*. Die bisher angeführten westgerm. Formen zeigen Flexion des ersten Elementes, im West-

germ. ist sonst Flexion des zweiten Elements (vgl. gr. τοις-δε-σσι) herrschend geworden (ahd. *desemo disiu* ae. *þisse þissum* u. s. w.), indem wahrscheinlich zunächst etwa im Gen. Sing. ae. *þisse-s* ahd. *desse-s* Doppelflexion eintrat und etwa die Pluralform ahd. *dese* doppelt flektiert aussah; im Ae. entstand zu Gen. Sing. *þisses* — als *þiss-es* gefasst — ein Nom. Sing. *þes þis:* so scheint der allgemeine Verlust des *ĕ* von *-sĕ* im Ae. erklärt werden zu können. Über ae. *þit* = ahd. *ditzi* u. a. hergehörige Formen vgl. noch Lidén NArk. 3, 97 ff.

3) Ein anderer deiktischer Pronominalstamm ist germ. *hi*, von dem nur wenige Spuren erhalten sind und zwar ausschliesslich bei Zeitbestimmungen: got. *himma daga* — und *hina dag* 'heute, bis heute', *und hita* 'bis jetzt' Braune § 115; dazu ahd. *hiutu* PBB 12, 376 sowie ahd. *hînaht* und mhd. *hiure*.

Daneben begegnet in Lokaladverbien derselbe Stamm: got. *hêr* 'hier', *hi-drê* (an. *hédra*) 'hierüber', ae. *hi-der* 'hierher', ahd. *hinân* 'von hier weg', *hera* 'hierher'; an. *hedan* 'von hier weg'. Der hierin zu Tage tretende germ. Stamm *hi* wird mit lat. *ci* in *ci-tra* verglichen.

4) Für 'jener' hat das Germ. einige lautverwandte Stämme die sich jedoch nicht einheitlich auffassen lassen: got. *jáina-;* ae. *ȝęón* Sweet Past.-C. 494 aus germ. *jôna-* oder *jêna-;* ahd. *jęnêr* Franck ZfdA 25, 223 kann nicht mit Sievers PBB 9, 567 aus urgerm. **jani-* gedeutet werden, woraus ahd. **jęnnêr* resultiren musste; sollte Komposition von zwei Stämmen *ja-* und *na-* anzunehmen sein? got. *jainai* also aus **jai+nai?* ae. *ȝęón* aus **jô+nô* im Fem. Sg. und Ntr. Acc. Plur.? Vgl. Lidén NArk 3, 242.

5) Pronomen personale der 3. Person: got. Stamm *i-* (lat. *is id*), ergänzt im Nom. Sg. Fem. durch *si* (aber Acc. *ija* = lat. *eam*). Im Ahd. gilt derselbe Stamm, doch ist der Stamm *si-* (vgl. skr. *sîm* Obl. Sg. Plur.) im Ntr. Acc. Fem. *(siu-sî, sia)* sowie im Nom. Plur. *(sie siu sio)* eingedrungen; vgl. auch altir. *é si ed;* skr. *id-am im-am* (ob got. *imma* = skr. *asmât* zu idg. *e-?*). — Das Angls. hat dafür *hi-* (ebenso fränk. *hër* as. *hê*). Auffällig an. *hann*.

6) Relativum ist got. *saei sôei þatei*, der Artikel mit der Relativpartikel *ei;* im Ahd. ist der Artikel zugleich Relativum, doch finden sich auch einige wenige Spuren der Relativpartikel *î*. Das Ae. gebraucht gleichfalls den Artikel, häufig in Verbindung mit der Relativpartikel *de* *(séde séode þætte)*. Das An. bedient sich der Partikeln *sem* und *es* mit vorausgehendem *sá sú þat*.

7) Interrogativstamm ist idg. *qo* *(qe)* vgl. skr. *kas* gr. πος; entsprechend got. *ƕas ƕô ƕa* ahd. *wër waz* ae. *hwá hwæt* an. *hvat*. Daneben gr. πότερος lat. *uter* skr. *katará* 'wer von beiden' = got. *ƕaþar* und mit Ablaut ahd. *hwëdar* (an. *hvadarr hvárr);* ferner got. *ƕarjis* 'wer'. Adjektivisch werden gebraucht got. *ƕileiks* ae. *hwilc* ahd. *hwëlîh*. Von *ƕa-* muss als urgerm. Instr. auch *hwô* = ae. *hú* as. *hwô* 'wie' erwähnt werden, sowie got. *ƕaiwa* ahd. *hwêo* (vgl. skr. *êvá* 'so' und *iva* 'wie'?).

8) Für 'selbst' gilt got. *silba*, an. *sjalfr*, ae. *seolf seolfa*, ahd. *sëlb sëlbo*. Da lit. *pats* 'selbst' dem skr. *patis* 'Herr' (got. *-faþs*) entspricht, liegt dem Pronomen möglicherweise ein Wort 'Herr' zu Grunde.

9) Identitätspronomen ist got *sa sama*, an. *samr*, ahd. *dër samo* (vgl. ae. *swá sǫme* 'ebenso'); vgl. skr. *samá* 'derselbe'. Im Angls. herrscht dafür *sé ilka* aus **î-lîka-;* auf das kürzere Pronomen weist ae. *idæges* 'desselben Tages' hin.

10) Indefinit ist got. *sums*, an. *sumr*, ae. ahd. *sum* 'irgend einer' aus idg. *səmo-* = skr. *sama* (unbetont) 'irgend einer' (gr. ἁμό-θεν 'irgend woher').

11) Ausserdem werden verallgemeinernde Indefinita durch Anfügung von Enklitiken an Pronomina gebildet. a) *-uh* 'und' in got. *ƕazuh ƕarjiz-uh* entspricht dem lat. *que* in *quisque;* got. *ƕaþar-uh* = lat. *uterque* 'jeder von beiden'; diese Bildung für 'jeder' durch *-uh* kennt nur das Got. (beachte skr.

kás ca 'irgendwer'). b) Das Suffix *-hun* bildet im Got. mit der Negation den Begriff 'niemand' *ni mannahun ni ainshun;* das Suffix ist durch Enklise hindurch aus einem selbständigen Wort entstanden, das im Skr. als die Hervorhebungspartikel *caná* erscheint (*ná . . . kás caná* 'nicht irgend einer, keiner', *kás caná* 'jeder beliebige'). In der Gestalt *gin* (mit gramm. Wechsel) erscheint dasselbe Wort in ahd. *wẹrgin* as. *hwẹrgin* ae. *hwẹrgen* irgendwo' (as. *ni-hwẹrgin* 'nirgends'). Und mit dieser Form *gin* bildet das An. *hvatke* 'was auch immer', *hverge* 'wer auch immer' (zu got. *hwarjis);* dem got. *ainshun* entspricht so an. *enge,* an. *mange* ist = got. *mannahun,* an. *vetke* weist auf got. *ni-waihthun.* — Das gemeinwestgerm. Pronomen *man* knüpft an den kollektivischen Gebrauch von skr. *mánu mánus* (im Singular = 'die Menschen, die Menschheit') an; vgl. skr. *pûrú* Singular = 'Mensch, die Menschen, Volk'.

12) Für 'anderer' erscheint got. *aljis* (lat. *alius* gr. ἄλλος); westgerm. noch in ahd. *ẹli-lenti* as. *elilẹndi* 'ausländisch' ae. *ẹllẹnde ẹlþeódiȝ* u. s. w. sowie in as. *ellior* ae. *ẹllor* 'anderswohin' (got. *aljar* 'anderswo'), as. *ẹlkor* ahd. *ẹlihhôr.* — Daneben ursprünglich nur von zweien gebraucht got. *anþar* ahd. *ander* ae. *óþer* an. *annarr* = lit. *àntras.* Übrigens got. *anþar* : skr. *anya* = lat. *alter : alius.* —

13) Possessiva. Der in den verwandten Sprachen auftretende Zusammenhang von Possessivis mit den Genetiven der geschlechtslosen Personalia wird sogleich erwähnt; auch das Germ. zeigt diese Erscheinung. Für 'mein dein sein' wird gemeingerm. Suffix *îna* (altind. *mắkîna* 'mein', später auch *tâvakîna âsmâkîna yauṡmâkîna* und *mâmakîna)* verwendet: *m-îna-; þîna-* (idg. eigtl. **tu̯-îno-); *sîna-* (eigtl. **su̯-îno-?*). Von idg. **meyo* (lat. *meus),* **swo* (skr. *sva)* u. s. w. zeigt das Germ. keine Spur. — Die Plurale und Duale der ungeschlechtigen Pronomina bilden ihre Possessiva auf *ĕro :* an. *v-ár* ahd. *uns-êr* (oben p. 363) got. *unsar,* got. *izwar* ahd. *iuwêr,* got. *igqar* ae. *incer,* an. *okkar* ae. *uncer.* Ausserhalb des Germ. gehören zu dieser Bildung nach Hübschmann, *Armen. Stud.,* p. 92 die Genetive der Personalpronomina, die zugleich Possessiva sind, armen. *me-r* 'unser', *dze-r* 'euer' u. A., ferner nach Brugmann (-Thurneysen) Grundr. II, p. 184 altir. *ar* 'unser', *far-bar* 'euer'. Das an. *vár-r* 'unser' ist genau so wichtig, wie der Gen. Plur. *vár,* gegen ahd. *unsêr,* als Beweis für den Satz, dass unbetontes germ. *ê* (= an. *á* in *várr)* im Ahd. erhalten bleibt; es geht aus von idg. *wĕ-* im Nom. Plur. *wĕ-i* 'wir' = skr. *vay-am* got. *weis,* wozu der Dual aslov. *vĕ* as. *wi-t* skr. *vâm* Leskien *Deklination,* s. 115.

§ 52. Die ungeschlechtigen Pronomina. 1) Singular. Das Pronomen 'ich' lautete idg. *egom* = run. *eka* (aschwed. *jak*); das urnord. run. *ek* (westgerm. *ik)* kann keinen Vokal im Auslaute verloren haben, beruht also auf idg. *eg* (beachte skr. *tvam* = lat. *tu,* skr. *id-am* lat. *id,* skr. *vay-am* aus idg. *wei)* = lit. *asz* 'ich'; das *i* des westgerm. *ik* beruht auf der Unbetontheit des Pronomens. Der zugehörige Accusativ war idg. *mĕ* (gr. με lat. *mê* skr. unbetont *mâ,* betont *mâm)*; *mĕ* wurde im Germ. erweitert zu *mik* entweder im Anschluss an *ik* oder eher durch Anfügung einer enklitischen Partikel wie gr. γε in ἔγωγε ἔμεγε (vgl. skr. *tuam ha?*); ob die ae. Nebenform *mê* auf idg. *mĕ* zurückgeht, ist unsicher. Im Dativ erscheint ein dem Germ. eigentümliches *z* als Kasussuffix got. *mi-s* ahd. *mi-r.* Als Kasusbildung ist ebenso unklar das Suffix des Genitivs got. *meina* an. ae. *mîn* aus urgerm. *mînō;* das genaue Verhältnis zum Possessivpronomen *mîna-* ist unbekannt. — Das idg. Pronomen personale der 2. Person Singularis war *tū* (im Skrt. zu *tu-am* erweitert) = germ. *þū;* der zugehörige Accusativ war idg. *twe* mit konsonantischem *w* (vgl. apers. *ϑvâm* Acc. zu *tuam,* zend *ϑβām* zu *tuēm* gr. σε, aber doch auch skr. *tuâm!*). Im Germ. steht der Acc. Sing. (got. *þuk* ahd. *dik)* wie der Dativ (got. *þus* ahd. *dir)* und der Genetiv (got. *þeina* ahd. *dîn)* ganz in

Abhängigkeitsverhältnis zu den Parallelformen der 1. Person. Dasselbe gilt vom Reflexivum (got. *seina sis sik* an. *sín sér sik* ahd. *sîn sih)*, das dem lat. *se* gr. ἑ zunächst steht und mit skr. *sva* lat. *suus* aus *sevos* verwandt ist. — Zu den in andern idg. Sprachen auftretenden Kasusformen, wie skr. *mama tava* lat. *mihi tibi* gr. μοι τοι skr. *tê* hat das German. keine Spur.

2) Plural. Die 1. Person besass uridg. einen Nominativ *we-i* (= skr. *vay-am); urgerm. *wî* ist in got. *weis* an. *vér* ahd. (mit der Vokalkürzung der Atona) *wĭ-r* um das plurale *z* erweitert (cf. *gastî-z*). Der hierin enthaltene Pronominalstamm idg. *wĕ-* (vgl. weiter unten beim Dual) bildete urgerm. noch den Genetiv *wê-ra* = an. *vár* Leskien, *Declination,* s. 155; über das hierin enthaltene Possessivsuffix idg. *ro* s. § 51, 4. Das *ê* von ahd. *unsêr iuwêr* (ae. *úser éówer)* Braune PBB 2, 140 beruht wohl auf Übertragung von jenem germ. *wêr* (an. *vár)* 'unser', es hat sich nach § 30 in unbetonter Silbe auch im Westgerm. halten können. Im Obliquus herrscht im übrigen gemeingerm. nicht der idg. Stamm *wĕ,* sondern *uns* = (*n̥s-*; dieses *n̥s-* ist unverwandt mit nach de Saussure Memoires, p. 25 mit skr. *nas* aslov. *ny* lat. *nos* (gr. νωιν) und deckt sich mit gr. ἀμ-με-ς aus * ἀσ-με-. Die Bildung des Dat. Acc. aus urgerm. *uns* (= idg. *n̥s)* ist nicht deutlich; überall zeigt sich Einfluss seitens des Singulars (got. *mis* ahd. *mih)*, so dass es schwer ist die unbeeinflussten Formen zu reconstruieren. — Die 2. Person hat im Plural idg. den Stamm *yu (iw)* vgl. skr. *yû-y-am yu-śmân* usw. gr. ὑμμες für *yu-sme-s;* daneben eine enklitische Kurzform Gen. Dat. Acc. skr. *vas* lat. *vôs* (aslov. *vy)*, von der das Germ. keine Spur aufweist. Der Stamm *yu* (skr. *yûy-ám* lit. *jūs)* steckt in got. *jûs* (an. *ér* ae. *ʒé* ahd. *ir* für Grdf. *jïz* stehen unter der Einwirkung der 1. Person); in den obl. Kas. entwickelte das Germ. das vorgerm. *iw-*, das nach § 15 betont gewesen sein muss, zu *iww-*; das Westgerm. (ae. *éow* ahd. *ëu iu)* beruht auf urgerm. **iuwe*, wie westgerm. *uns* vielleicht auf **únse;* vgl. skr. *yuvâm* 'ihr, euch beide' als Dual aus *yûe.* — Der Dat. got. *izwis* an. *ydr* einerseits — ae. *éow* ahd. *ëu iu* anderseits ist gebildet wie bei der 1. Person; und dasselbe gilt von got. *izwara* an. *ydvar* ahd. *iuwêr* ae. *éower* aus urgerm. *iuwĕrô.* Die Grundform von got. *izwis* an. *ydr* (über *d* Bugge KZs. 4, 252) ist ganz unklar; Windisch vergleicht cymr. *chwi* aus *sve;* also *izwi-s* für *e-swe-* (vgl. altlat. *e-nos* = *nos)?*

3) Dual. Die Flexion der obl. Kas. deckt sich genau mit der pluralen, wodurch sie sich als sekundär gibt; von den alten enklitischen Obliquen skr. *nau vâm* gr. νῴ aslov. *na-ma va-ma* hat das germ. keine Spur bewahrt. Die gemeingerm. Stammformen sind 1. Pers. *unk-*, 2. Pers. *inq-;* vgl. got. *ugkis igqis* an. *okkr ykkr* ae. *unc inc;* ahd. *unk* Braune § 282, 1 und *ink* (baier. *enk* sauerländ. *ink* in pluraler Verwendung). Auswärtige Zubehör hat sich noch nicht gefunden. Die Bildung des Nom. ist eigenartig vgl. got. *wit* an. *vit it* ae. *wit ʒit* (vgl. aslov. *vĕ* 'wir beide' skr. *yuvâm* 'ihr beide').

IX. NOMINALE WORTBILDUNG.

§ 53. Flexionstypen. Die germ. Wortbildung macht von der idg. Nasalierung keinen Gebrauch, was sich daraus erklärt, dass innerhalb des Verbums die Nasalierung im Germ. keine Bedeutung mehr hat (oben p. 370, 372). — Die im Skrt. erscheinende Nominalbildung durch *vr̥ddhi* aus primären Nominibus ist wahrscheinlich in kleinem Umfang uridg. gewesen; *ê* zeigt sich im Germ. als *Vrddhi* in einigen denominativen Nominibus; vgl. mhd. *swâger* zu *swëher*, got. *mêgs* zu *magus*; auch got. *-têhund* zu *taihun*? — Accent als nominalbildendes Prinzip zeigt sich urgerm. nicht häufig mehr

wirksam; auf dem Adj. got. *hauhs* beruht an. *haugr* 'Hügel' KZs. 23, 100. Sonst zeigen sich noch vielfache Spuren, dass der Accent abgeleitete, mit Suffixen versehene Sekundärbildungen gegenüber den Primärworten auch im Urgerm. charakterisiert hat; einzelnes wird alsbald zur Sprache kommen.

Die germ. Wortbildung zeigt zwei verschiedene Typen. Eigentliche lebenskräftige Suffixe haben stets feste, durch Auslautsgesetze unzerstörbare Konsonanten in sich; über diese vgl. den § 54. Daneben gibt es eine Art Wortbildung, welche durch nichts als die Flexionstypen im Germ. charakterisiert sind. Vom idg. Standpunkt aus sind die Flexionstypen germ. *wulfaz dagaz gastiz sunuz* u. s. w. nicht suffixlos; wir haben hier *a i u* vom idg. Standpunkt aus als Suffixe zu bezeichnen, aber hier kann auf intern germ. Gebiet nicht nur von Suffixen, sondern nur noch von Flexionen geredet werden. Hier soll nun in der Kürze angeführt werden, welche Flexionstypen im Urgerm. lebenskräftig waren.

Unproduktiv ist der Typus der einsilbigen konsonantischen Stämme, der neutralen *i*-Stämme und der ganze *u*-Typus, auch die neutralen *n*-Stämme und die *r*-Bildung der Verwandtschaftsbenennungen. Von *a*-Stämmen erhalten sich lebenskräftig feminine Verbalnomina wie got. *skama saurga* ahd. *hëlfa chlaga frâga gilouba rouba* ae. *notu stalu* u. s. w. Wurzelabstrakta neutralen Geschlechts wie got. *idweit bimait andahait* an. *hlaup slag* ahd. *wîc lîp* u. s. w. Maskuline *i*-Stämme äussern sich produktiv in zahlreichen Völkernamen ahd. *Hûni* ae. *Swǽfe* an. *Girker* got. *Makidôneis* u. s. w.; ferner Verbalabstrakta teils masc. teils fem. Geschlechts: ae. *cyle* 'Kälte', *ece* 'Schmerz', *ryne* 'Lauf' ahd. *churi* 'Wahl' u. s. w. Ferner kommen *ja*-Stämme in Betracht (*Stammbildungsl.* § 7. 37. 66. 110. 111. 113); besonders aber die männlichen und weiblichen *n*-Stämme, worüber Stammbildungsl. § 15. 16. 35. 36. 38. 78 bis 83. 106. 107. 109. 116. Diese Flexionstypen, welche als erste wortbildende Kategorie für das Urgerm. anzusehen sind, werden mit dem Eintritt der Auslautsgesetze, denen sie fast völlig erliegen, ihrer Lebenskraft beraubt; ihre Produktivität hört im grossen und ganzen auf. Ich verzichte auf die Vorführung von Material, da meine *Stammbildungslehre* Halle 1886 das angedeutete Problem in thunlichster Knappheit durchführt.

Nur einen Punkt will ich anmerkungsweise zur Sprache bringen, der im Germ. eine gewisse Bedeutung hat, ohne im Sanskrit zu Tage zu treten; doch zeigt das Germ. einige Berührungspunkte mit europ. Sprachen. Es werden nämlich im Germ. gern zweite Kompositionsglieder durch Flexionstypen ausgezeichnet, welche den Simplicibus fehlen. Zu lat. germ. *burg-us* gehören *Quadri- Asci-burgium* — ein urgerm. Prinzip, für Konkreta *ja*- mit neutralem Genus als Kompositionssuffix anzuwenden (cf. lat. *verbum diverbium, mûrus pomoerium, annus biennium, nox aequinoctium* gr. μεσονύκτιον) cf. got. *aþn : at-aþni, nahts : andanahti*; ae. *ȝeár : missére* ZfdA 13, 576; ahd. *aro : mûs-ari sparw-ari, hâr : scâp(h)âri, weg : altwicki, sunna : drisunni;* daher auch got. *gaskalki* 'Mitknecht'. Ein anderes Kompositionssuffix ist *-n-* (d. h. schwache Deklination): an. *hamr* aber *líkame*, ae. *pád* aber *hop-páda, þing* aber *intinga* (aus **incþinga)* ahd. *gidingo;* ae. *trum* aber *wyrttruma*, ahd. *frost* aber *gruntfrosto*, an. *stafr* aber *ráðstafe;* ahd. *tac* aber *suontago;* got. *leik* aber *manleika, daúr* aber *augadaúrô.* Feminine *ja*-Bildung zeigen got. *þiudangardi* f. zu *gards* und *þûs(h)undi* f. zu *hund* Bugge PBB 13, 327. Komposita, die auf Adjektiva ausgehen, nehmen in derselben Weise *ja*-Bildung an; auch adjektivische Bahuvrîhibildungen (cf. lat. *animus-exanimis, arma-semiermis)*; a) ahd. *súrwâri mitiwâri* zu germ. *wêra-* 'wahr' (lat. *vêrus);* ae. *ǽlęnge* zu *lǫng* (lat. *longus)*; ahd. *gitriuwi* zu got. *triggwa-*; mit grammatischem Wechsel gehören ae. *mǫn-þwǽre* (ahd. *man-dwâri)* und *ȝetęnge* zu ae. *þwǽs tóh.* b) Bahuvrîhiadjektiva sind ahd. *frômuoti diomuoti* zu *muot*, an. *blá-eygr* zu *auga*, ae. *fyþerféte* zu *fót, ortýdre* zu *túddor*, got. *ingardeis ufaiþeis* (oder *ingards ufaiþs)* zu *garda- aiþa-*. Sonst begegnen auch zahlreiche Bahuvrîhikomposita ohne *ja- (i-)*Suffix wie ae. *eáþmód fiþerfót orsorh.* — Das Gotische hat im Dvigu *fidurdôgs* eine Ablautsform zu *dags*.

Sonst gilt im allgemeinen im Germanischen die Regel, dass die zweiten Kompositionselemente sich völlig mit den Simplicibus decken. Beispiele dafür sind unnötig. Noch sei an eine besondere Ausnahme erinnert: an. *°fǫðr* (zu *faðer)* z. B. in *Valfǫðr*, womit Bugge BBeitr. 3, 101 gr. *°πατυρος* vergleicht. Über got. *°têhund* 'Dekade' *(sibuntêhund)* zu *taihun* vgl. § 60.

§ 54. Konsonantische Suffixe. Neben die älteste Schicht von einfachen Wortbildungselementen, welche später zu Flexionselementen wurden, stellt sich in allen idg. Sprachen eine jüngere Schicht, in welcher feste Konsonanten als Charakteristika vor die Flexionstypen traten. So ist *î-ya* in skr. *vṛkî* an *ylgr* 'Wölfin' durch *n* erweitert in skr. *patnî* gr. *ποτνια*. Der Ausgangspunkt der zum Suffix gehörigen Konsonanten lässt sich teilweise noch erkennen; so ist das eben besprochene Suffix *-nya* (Nom. Sg. *-nî*) ausgegangen von *n*-Stämmen wie z. B. skr. *râjñî* 'Königin' zu *râjan*. Aber vom spezifisch german. Standpunkt aus lässt sich der Ursprung der urgerm. konsonantischen Suffixe nicht mehr erkennen; ihr Ursprung fällt in vorgerm., in die uridg. Zeit. Das Germ. bevorzugt konsonantische Suffixe, da sie durch Auslautsgesetze nicht zerstört werden konnten; vielfach fanden sich beide Typen im Germ. neben einander: got *piwi* 'Dienerin' ae. *pēowen*, ae. *mæge* ahd. *mâgin*, got. *frijondi* ahd. *friuntin*, got. *asilus* ahd. *ęsilin*. Von Adjektiven seien genannt: got. *sunjis sunjeins*, ahd. *wâr wârîn*, *lioht liehtîn*, ae. *bláw blǽwen*; ferner ahd. *wërd wirdic*, *rëht rihtic*, desgl. got. *hauhei hauhiþa*, *mikilei mikildûþs*, *managei managdûþs*, *hlûtrei hlûtriþa*.

Weiterhin ist für das Germ. von Belang zu konstatieren, dass Suffixe mit Mittelvokal lebenskräftiger sind als solche ohne Mittelvokal. So ist das *nî* in Skr. *pâtnî râjnî* innerhalb des Germ. unfruchtbar im Vergleich zu der ablautenden Nebenform *-enî* (*-ənî* germ. *-unî*); vgl. got. *Saurini* ahd. *gutin kuningin* u. s. w.; so ist ahd. *-ado* produktiv (*Stammbildgsl.* § 118), während das einfache *do to* (ahd. *huos-to*) tot ist; das Abstraktsuffix idg. *tâ* ist bei weitem nicht so zahlreich vertreten im Germ., wie das damit identische *-etâ* (Stammbildgsl. § 120. 121).

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein die gesamten germ. Suffixe durch Material zu veranschaulichen und ihre Urgeschichte anzudeuten; nach beiden Seiten hin sucht meine *Stammbildungslehre* Halle 1886 sowie der 2. Band von Brugmanns *Grundriss* den Anforderungen gerecht zu werden, die man an eine genetische Urgeschichte der Suffixe stellen muss.

§ 55. Kompositionssuffixe. Wir bezeichnen hiermit ursprüngliche Kompositionen, deren zweite Elemente zu Suffixen geworden sind. Die Entstehung solcher Suffixe aus selbständigen Worten hat wohl den germ. Accent zur Voraussetzung: so lange der variable idg. Accent herrschte, konnte wohl kaum ein selbständiges Wort Suffix werden, und wir vermissen diesen Kompositionstypus daher auch in den älteren Stufen der meisten idg. Dialekte. Und innerhalb des Germanischen nehmen diese Bildungen zusehends mehr und mehr Raum ein. Aus der Römerzeit, für welche der spezifisch germ. Accent nach p. 317 bereits gegolten hat, ist *-varii* als Völkernamensuffix überliefert (*Amsivarii Chasuarii Chatuarii*) sowie *-avia* als Inselnamensuffix (*Austravia Scadinavia Batavia*); vgl. auch ae. *burgware Rômware* = ahd. *burgare Rômare* (PBB 12, 379); das *-varii* ist als Simplex im Germ. unbezeugt. Zu *-avia* vgl ae. *Scęden-ig Scędiʒ*. — Das Got. hat bei weitem nicht so viel Kompositionssuffixe als wir aus dem Westgerm. kennen. Das westgerm. *-haid* als Suffix (ahd. *manheit* ae. *wîfhâd* Zimmer ZfdA 19, 415) erscheint im Got. nur als selbständiges *haidus*; das westgerm. *-dôm* (ahd. *meist artuom* as. *kêsurdôm* ae. *bisceopdóm* an. *jarldômr*) ist auch als Suffix dem Got. fremd; gleiches gilt von den Abstraktsuffixen *-skapi* (an. *vinskapr* ae. *frēondscipe* ahd. *friuntskaf*) und *-skaftu*. Von den später so verbreiteten adjektivischen Kompositionsbildungen finden sich im Got. nur erst Ansätze für *-lîka-* (*waíraleiks laþaleiks sildaleiks*) und *-sams* (*lustusams*). Darnach ergibt sich, dass gemeingerm. die Kompositionsbildungen erst in ihren Anfängen waren. Die jüngeren Perioden zeigen in steigendem Masse die Verwendung selbständiger Worte

als Suffixe; sie gehören daher wesentlich in die Geschichte der Ausbildung der einzelnen Dialekte.

§ 56. Koseformen. Wir müssen hier darauf verzichten, das Gebiet der Eigennamen zu betreten, in dem die Koseformen eine grosse Rolle spielen. Hier sollen nur sonstige Bildungen von mutmasslich urgerm. Alter vorgeführt werden; freilich ist nur die Lautform das Kriterium, auf das wir den Verdacht auf Kosebildung gründen: meist sind Geminationserscheinungen der Anhaltspunkt. Germ. *appon-* (got. *atta*) scheint Koseform zu idg. *patèr*, andd. **mōna* (auch ahd. *muoia*) zu germ. *môder-* zu sein; ahd. *muoma* 'Tante' ist Kurzform zu ae. *módrie*; ae. *fapu* 'Tante' scheint für **fapor-swesō* 'Vater-Schwester' zu stehen, wie ahd. *basa* nach Bugge PBB 13, 175 auf **badur-swesō* 'Vater-Schwester' zurückgeht (auch ahd. *wasa* scheint damit identisch); über solche Bildungen zu Verwandtschaftsworten vgl. Bugge PBB 13, 175. In Betracht kommen noch ahd. *gotto* aschwed. *gubbe* = ae. *godfæder*, wohl auch ahd. *eid-um* ae. *áp-um* (zu *Eid*) im Vergleich mit engl. *brother-in-law*.

Noch scheinen einige Kurzformen von Thiernamen hierher zu gehören: ae. *crabba* zu ahd. *krębiz?* mhd. *wanze* = *wantlûs?* nhd. *Spatz* zu *Sperling?* ahd *snëcco* zu ae. *snæȝel?* ae. *frogga* zu hd. *frosch*. So dürfte an. *valr* abgekürzt sein aus ae. *wealh-hafoc*, und ahd. *heimo* erweckt den Verdacht ähnlicher Abkürzung. Hierher ahd. *hunno* = got. *hundafaps* skr. *çata-patis?*

§ 57. Komposition. Zahlreiche Komposita zeigen als Stammform im ersten Kompositionselement eine andere Form als im Simplex; cf. got. *midjun-gards* zu *midja-* (skr. *madhyamdina* zu *madhya-?*); got. *ala* (*-mans, -brunsts*) zu *alls; mana(sēps)* gegen got. *mann-* (aus *manw-*) ahd. *mana-houbit*; ebenso ahd. *khunawithi* got. *kuna(wida* 'Fessel') zu idg. *gonu gənu* 'Knie'; im Heliand steht überwiegend *himil: hëbankuning*; as. *gisûnfader* Osthoff MU 4, 121 zu *sūnu*. Wieweit der Stammvokal (*a i u*) in der Kompositionsfuge urgerm. und urwestgerm. erhalten geblieben ist, darüber fehlt noch eine exakte Untersuchung. Innerhalb der litterarischen Überlieferung seien hier einige auffällige Erscheinungen aus dem Nord.-Westgerm. besprochen. *i*-Stämme erfahren Synkope ohne Umlautserscheinungen: ae. *hype* aber *hop-páda*, *ryȝe* aber *rug-ern*, *ortȝeard* zu ahd. *wurz* (got. *aúrtigards*); desgl. mhd. *bôs-heit kuon-heit trâc-heit* zu *bœse küene træge*. In ersten Kompositionsgliedern fallen als *i*-Stämme noch auf ae. *sculdhéta* an. *skuldlauss*, an. *léodfruma* an. *ljódbiskup*, ae. *nēadȝylda* an. *naudgjald;* vgl. an. *kvánlauss* zu *kván* und ae. *sóm- sǫm- sam-worht* zu idg. *sêmi* 'halb' § 60. Alte adjektivische *u*-Stämme, die ja im Westgerm. in *ja*-Stämme übergehen, haben im Urwestgerm. in der Kompositionsfuge noch das alte *u* gehabt; daher zeigen sich Spuren von Rückumlaut: ae. *swéte* aber *swótstenc*, *ęnge* aber *angsum*, as. *ędili* aber *adal-kunni*. Genetive als erste Kompositionsglieder sind urgerm. selten; in Betracht kommen als früheste Schöpfungen die dem Lat. nachgebildeten Benennungen der Wochentage wie ahd. *Donarestac* ae. *Wôdnesdæȝ* aus (ihr Alter s. p. 306); cf. noch got. *baúrgswaddjus;* aus dem Ahd. gehören wohl hierher mit Genetiven der *n*-Deklination *lîhhin-amo erin-grioȝ* (letzteres zu *aro* cf. ae. *earnȝeat*); mhd. *mæntac* wohl auch aus *mânintac* (*Lunae* dies) sowie *sün-giht sünne-węnde* (aus *sunnin-*). In Betracht kommt wohl auch der Völkernamen *Canninê-fates*, der als erstes Kompositionselement einen Gen. Plur. **canninê* zu enthalten scheint. Über die im Westgerm. auftretenden Kompositionen, die auf ursprünglicher Juxtaposition beruhen (ae. *féowertiȝ* ahd. *fiorzuc* gegen got. *fidwôr tigjus*) vgl. die p. 348. 349 aufgeführten Materialien.

Dunkel ist die Behandlung alter neutraler *os- es*-Stämme in der Komposition. Ein beweiskräftiges Zeugnis gibt germ. *pûs-hund* 1000' = aslov. *tysęšta* zu idg. *tûs* (skr. *tavas tuviś-*) nach Bugge PBB 15, 327. Sonst kann

got. *sigis-laun* alten Typus aufweisen; desgl. ae. *ǽʒer-ʒelu* zu *ǽʒ*, aber auffällig ae. *hrīþhyrde* zu *hryþer*.

Wenn wir von den durch die oben p. 338 behandelte Lautverschiebung bedingten Kompositionselementen, soweit sie von den Simplicibus abweichen, hier absehen — finden wir im ersten Gliede alte Ablautsformen innerhalb des Idg.; vgl. ae. *næspýrel* zu *nosu;* ahd. (Notk. Ps. 17, 46) *faʒ-węsca* zu *fuoʒ;* an. *ík-orne* zu *eik;* zu ahd. *mâno* (aus idg. *mènôt*) 'Mond' gehört ahd. *mânôd-siuh* ae. *mónaþ-séoc, -fyllen.* Von dem alten idg. Stamm *ghom* 'Land' haben sich as. *gam-bra* und *gam-ban* 'Steuer' als Komposita erhalten. Zu germ. *augôn*, das durch Anlehnung an germ. *auzôn* aus idg. *oq oqi oqen oqes* entstanden ist, hat als erstes Kompositionsglied eine Form germ. *awi-* (aus **aγwi-* Kögel Litt.-Bl. 8, 110) in ahd. *awi-zoraht ouzoraht.* Zu germ. *auzôn* gehört wohl auch eine germ. Nebenform *auzi- ausi-* (lat. *auris*), welche Leskien in dem entlehnten aslov. *use-ręgu* 'Ohrring' vermutet. Zu ae. *sulh* vgl. die Nebenform *swulh-* in kent. *swulung* (aus **swulh-lǫng*) cf. gr. αὖλαξ (Sweet Angl. 3, 151). Zu idg. *us- aus- usra- ausra-* u. s. w. 'Morgenröte' (ae. *Eostræ* bei Beda) gehört ae. *éarendel* 'Morgenstern' = ahd. *Ôr-(w)ęntil.* Der idg. Stamm *nâw* 'Schiff' erscheint als erstes Kǫmpositionselement in an. *nau-st* 'Schiffsstation' (ebenso ahd. *ęwi-st*; cf. skr. *gô-ṣṭhá* 'Kuhstall').

Das Altgerm. bewahrt manche uralte Komposita, welche in jüngerer Zeit das Aussehen von Zusammensetzungen verloren und das Aussehen abgeleiteter Primitiven angenommen haben. 1) Ist die lautgesetzliche Zerstörung des ursprünglichen Lautcharakters des zweiten Kompositionselementes die Ursache der Verdunkelung der alten Komposition; vgl. got. *þûsundi* nach § 60 aus *þûs-hûndi* = *tûs-kmtî* 'Vielhundertheit'; ein Primitivum germ. **sta-* 'Standort' (skr. *gô-ṣṭha* 'Kuhstall') steckt nach Pott in ahd. *ęwi-st* 'Schafstall' aus **awi-sta-*) und nach Bezzenberger in an. *nau-st* 'Schiffsstation' (aus idg. **nau-sta-*) zu an. *nór* skr. *nâus* (Schmidt *Pluralbldg*, 346). Ausser jüngeren Fällen wie ahd. *wurzala* gegen ae. *wyrt-walu*, ahd. *burgare Rûmare* gegen ae. *burgware Romware* bleibt für lautgesetzliche Störungen alter Kompositionsformen auf PBB 12, 378 zu verweisen. 2) Kann das Aussterben altererbter Simplicia die Verdunkelung der Komposita bedingen; dazu kommt meist, dass der Ausgang der Zusammensetzungen an bekannte Suffixe erinnert; so hat Mahlow AEO p. 52 das got. *sin-teins* 'täglich', worin die Sprache leicht das bekannte Ableitungssuffix *-eins* vermuten konnte, mit Recht dem skr. *dina* asl. *dĭnĕ* 'Tag' gleichgestellt, das im Urgerm. verloren ging, an. *gamall* (aus *ga-mâl*) 'bejahrt' (eigtl. 'bezeitet') zu got. *mêl* 'Zeit'. So dürften auch an. *ga-man* (cf. *ein-man*), got. *fair-ina* (cf. *inilô*) eigtl. Komposita sein.

Abgesehen von den Verbalpraefixen kennt das Germ. das idg. Negationspräfix *n̥* = germ. *un*, verwandt mit got. *ni* 'nicht' und *inu* 'ohne'. Idg. *dus-* hat im Altgerm. die Lautgestalt *tuz*, dessen *z* sich aus der Unbetontheit des skr. *duš-* 'schlecht' ergibt; vgl. got. *tuzwêrjan* zu ahd. *zúrwâri;* ahd. *zúrwân zúrlust* u. s. w.; beachte ahd. *zur-del* aus **tuz-þol* zu ahd. *dolên.*

Das idg. Präfix *su* ist im Germ. geschwunden; doch vgl. noch *Su-gambri* zu ahd. *gambar* 'tapfer'; auch got. *sw-ikns* 'rein' zu skr. *yajña* 'Opfer'? Doch kann das letztere auch ein germ. Präfix *swi-* zeigen, das noch in got. *swikunþs* ae. *sweo-tol* (aus **swi-tal)* 'manifestus', ae. *sweotol* ahd. *swibogo* (ae. *swæheald?*) stecken könnte. Über urgerm. *wĕ-* in an. *vesall veill* (aus **we-sâlR *we-hailR)* vgl. Bugge NArk. 2, 226; dazu got. *waifairhwjan?* Dem skr. *bhûri puru* der Zusammenhang entspricht ahd. *bora-* (in *bora-lang)* und *filu* (in *filuwîs*).

Von den idg. Kompositionsarten sind am frühesten die Additionskomposita (dvandva) ausgestorben, wobei nur die Zahlen wie got. *sibuntaihun niuntaihun*

17. 19 (lat. *undecim* gr. *δώδεκα* u. s. w.) erhalten geblieben sind; dazu noch je einmal belegte as. *gisûnfader* ae. *suhterȝefæderan áþumsweorian* (Verwandschaftsdvandva sind altgerm. ersetzt durch Bildungen wie an. *fedgar mædgar fedgen mædgen systken;* cf. got. *fadrein bêrusjôs*). Eigennamen wie *Anglisaxones* ae. *Weder-Gêatan* sind erst jungen Datums, vgl. Storch, *angls. Nominalkomp.* p. 5.

Völlig fremd sind dem Urgerm. Komposita wie aind. *mandád-vîra* 'Männer erfreuend', es sei denn, dass die von Falck PBB 14, 42 behandelten an. Komposita doch uralt wären. — Alte Avyayîbhâva wie skr. *yathâ-vaçam* sind bei der Lehre vom Accent § 21 zur Sprache gekommen. — Sonst kennt das Germ. alle Kompositionsarten, die auch in den verwandten idg. Sprachen vorkommen. 1) Bahuvrîhi-Adjektiva wie got. *hauh-hairts* 'hochherzig', *hrainja-hairts* 'reinherzig', *lausa-waúrds laus-handus laus-qiþrs twalibwintrus;* got. *unlêþs* eigtl. 'besitzlos', *unwamms* 'fleckenlos'. 2) Tatpuruša sind sehr gewöhnlich: got. *fôtu-baurd fôtu-bandi gûdhûs-gudablôstreis manamaúrþrja manasêþs matibalgs* u. s. w.; mit Flexion im ersten Kompositionselement vgl. got. *baúrgswaddjus.* 3) Urgerm. Karmadhâraya sind — wenn man von der Komposition mit Präfixen absieht — nicht sehr zahlreich gewesen; erst mit dem Westgerm. treten sie wirksam auf, scheinen aber jüngeren Ursprungs zu sein, indem sie durch sekundäre Zusammenrückung unter dem Einfluss des Satzaccents entstanden sein können (oben p. 348): as. *aldfader lôsword* ahd. *juncfrouwa quëcbrunno* u. A. Eine auffällige Zusammensetzung zweier Substantiva (nach Art des nhd. *Königinmutter* gr. *λυκάνθρωπος ἰατρόμαντις*) scheint in got. *þiumagus* ae. *frêadryhten wine-dryhten þêow-mon wîf-mon* zu stecken; auch ae. *carlfugel cwênfugel hysecild heortbucca hindcealf* vgl. Storch, *Angls. Nominalkomposita,* p. 9. 16. Ähnlich ist wohl das Adjektiv as. *wîdbrêd* zu beurteilen; auch ae. *earmceariȝ?*

§ 58. Komparation. Brugmann KZs. 24, 54, Joh. Schmidt KZs. 26, 377, Brugmann Grdr. II, § 81, § 135. Das germ. Komparativelement ist *iz,* für das Mahlow AEO 46 Provenienz aus *jes* durch *(j)iz* vermutet (Joh. Schmidt hält *is* neben *jes : jôs* für uralt). Die Erweichung von idg. *s* zu germ. *z* erklärt das Vernersche Gesetz; dass urspr. Wurzelbetonung galt im Komparativ, zeigt Verner KZs. 23, 127 an got. *jûhiza* an. *œ̂re* (Grdf. **jūhizôn* neben *junga-);* über ahd. *ęlthiro* neben *alt* Paul LtBl. I, p. 3. Beachte auch ae. *lǽssa* gegen *lǽresta.* Sehr auffällig ist der grammatische Wechsel in ae. *ęnd* an. *endr* 'früher' zu lat. *antea.* Ablaut besteht zwischen got. *sêls* ae. Kompar. *sǽlla sélla* aus **sôlizon-* und in ahd. *sîdôr;* vielleicht gehört an. *lágr* 'niedrig' zu gr. *ἐλάχιστος* altir. *laigiu.*

Ursprünglich geht die Komparation nicht von einem Positiv, sondern von der Verbalwurzel aus; vgl. etwa gr. *μείων* zu *μι-νύω*, skr. *yávîyams* zu *yuvaçá* (altir. *óa* zu *óac*, umbr. *jovie* Bechtel BBeitr. 7, 4). So erklären sich die Steigerungen ohne zugehörigen Positiv (ae. *lǽssa* got. *batiza wairsiza* an. *fleire)* an Stelle einer Wurzelbildung wie gr. *μείων* schliesst sich die germ. Komparation näher an das zugehörige Verb (gr. *μινύω* lat. *minuo)* an; got. *minniza* für urgerm. *mi-nų-is-* (vgl. lat. *minor* aslov. *mĭnje*), got. *jûhiza* (aus *jūhiza)* ist keine alte Wurzelbildung, sondern beruht auf dem Positiv *(junga-* aus **junχó *junkó* für **juwņkó);* doch scheint ahd. (Tat.) *jugiro* Hel. Cott. *jugro* nach Bugges Gesetz PBB 13, 504 aus **juwiza* (: skr. *yávîyams)* entstanden zu sein. Eine alte Wurzelkomparation erkennt Osthoff PBB 13, 431 in got. *maiza* aus Wz. *mê* (Positiv *mêrs*, mit altem *ro*-Suffix); an. *fleire flestr* stellt sich mit gr. *πλείων πλεῖστος πολύς* altir. *lia* zu idg. *pel plê*). Eine dem gr. *μείζων μέγιστος* (zend *mazišta*) konforme Steigerung fehlt.

Das germ. Superlativsuffix *-ista-* entspricht dem gr. *ιστο (ἥδιστος κάκιστος)* skr. *išṭha (svâdišṭha váršṭha).* In fries. *lêresta* ae. *lǽresta* zeigt sich gram-

matischer Wechsel gegen ae. *lǽs* as. *lês*, also *-istó-* voraussetzend (vgl. altind. *jyéṣṭhá kaniṣṭhá*, aber im Altind. überwiegt Wurzelbetonung). Die dem Suffix von skr. *yáviṣṭhya* gr. *λοίσθιος* (lat. *Novistius?*) entsprechende idg. Suffixform *isthio* fehlt germanisch. Beispiele urgerm. Komparation sind etwa got. *hauhiza hauhists*, ahd. *lęngiro lęngist* als ablautslose Wurzeladjektiva; ohne grammatischen Wechsel erscheinen got. *hardus hardiza hardists*, ahd. *jung jungiro jungist — alt ęltiro ęltist;* zu *hê-r* wird gebildet ahd. *hêrro*, während gemeinidg. der Komparativ etwa **koi-yes-* (germ. **haizon-*) lauten mochte. Für die germ. Komparation gilt daher folgende Norm: die Steigerungen knüpfen an den Positiv (nicht an die Verbalwurzel) an und geben den ursprünglich vorhandenen grammatischen Wechsel und den Ablaut auf.

Neben den älteren Suffixformen *izon- ista-* zeigt das Germ. jüngere *ôzon- ôsta-* : got. *frôdôza frôdôsts, armôza armôsts;* ahd. *liobôro liobôst, liohtôro liohtôst* u. s. w. »Für sie ist nur von Mahlow AEO 46 eine lautlich haltbare Erklärung aufgestellt; nach dem Muster von *nêhv* Komp. *nêhvis* habe sich zu den Adverbien auf *ô* ein Komparativ auf *ôis* gebildet, letzteres sei zu *ôs* kontrahiert wie *salbôima* zu *salbôma*. Der Parallelismus von *nêhv : nêhvis* = *sniumundô : sniumundôs* ist vollständig« Joh. Schmidt KZs. 26, 390.

Das idg. Komparativsuffix *tero* (gr. *γλυκύτερος*, skr. *âmátara-s* Brugmann Grdr. II, § 75) mit der älteren Nebenform *ero* bewahren die germ. Dialekte bei Adjektiven in keinem Falle mehr. Über Pronomina wie ae. *ó-þer hwæþer* und über Adverbialkomparative wie got. *af-ar aftarô hindar undar* u. a. ist vom Germ. aus nichts zu ermitteln; sie sind im Germ. gänzlich unproduktiv.

Daneben ist ein uraltes Superlativsuffix *əmo* bei Adverbien und Adjektiven mit lokaler Bedeutung lebendig geblieben: got. *fr-uma* (: as. *for-mo*) zu *faúra;* got. *hinduma* ae. *hindema;* got. *innuma auhuma aftuma iftuma*, dazu auch *hleiduma* und (das substantivierte) *miduma* (= zend *madema*). Aus dem Ae. weist *lætemest* auf **latuma-*. Ausserhalb des Germ. sind Bildungen wie skr. *caramá* 'letzter', *paramá* 'fernster', auch skr. *prathamá* 'erster' zu vergleichen (Brugmann II, § 72).

Dieses Suffix *əmo* wird durch *sta-* weitergebildet in got. *hind-umists aft-umists auh-umists fr-umists* ae. *fyrmest niođemest útemest* u. a.; ähnlich ist im Lat. *isso* (aus *-istho-*, cf. **ossa* aus *ostha* - skr. *astha*) durch *-əmo-* erweitert zu *-issimus*.

§ 59. Adverbia. 1) Adjektivadverbia der Art und Weise. a) Das Got. hat eine altertümliche Bildung auf *ba* (*ubila-ba galeìmi-ba hardu-ba*); Osthoff knüpft sie KZs. 23, 93 an aslov. Abstrakta auf *ba* (*zŭloba* 'Schlechtigkeit' zu *zŭlŭ* 'schlecht'), so dass got. *-ba* als Abl. oder Instr. zu fassen wäre. b) Die got. Adverbia auf *ô* (*galeikô sprautô usdaudô*) entsprechen den an. *a*-Adverbien (*líka víđa gjarna illa*), ae. ist *-e* (*ʒelice ʒeorne*): die Endung beruht auf germ. *ô*ⁿ *ôm* = idg. *âm;* Osthoff KZs. 23, 90 hält sie für Acc. Sg. Fem. (vgl. lat. *clam coram perperam*). c) Davon verschieden ist ahd. as. *-o* (*lango ubilo gërno*), auf germ. *-ê*, eigtl. *-êd* zurückweisend; vgl. altlat. *facillumêd* falisc. *rectêd* osk. *amprufid*. Für die ae. *e*-Adverbia und die hd. ndd. *o*-Adverbia ist zu merken, dass die *i*-Stämme (eigtl. die *u*-Stämme?) Rückumlaut haben, d. h. ihre Adverbia ohne *i*-Element bilden: ae. *tade sófte* ahd. *fasto scôno* (aber got. *arwjô andaugjô alakjô?*). d) Dem got. Adverb *unwêniggô* 'unverhofft' entsprechen im Suffix (nicht auch in der Endung) ae. *ánunga eallunga dearnunga* u. s. w., as. *wissungo*, ahd. *gâhingûn îtalingûn;* nach demselben Prinzip bildet das Westgerm. auch Substantivadverbia wie ahd. *stâlingûn ruckilingûn* ae. *ęclinga fǽringa*. e) Einzelheiten: zu *yôđa-* gehört got. *waila* ahd. *wola;* zu an. *mikell* an. *mjǫk* aus **mekō* (gr. *μεγα* skr. *mahi*); zu *lýtel* ae.

lýt. — Auf *în îm* scheinen geendet zu haben ae. *áne* 'einmal', *hádre* 'heiter', *hwéne* 'wenig' zu *án hádor hwón,* an. *lenge* zu *langr.*

2) Komparativadverbia auf urgerm. *iz* (lat. *magis*) : **airiz aupiz andiz batiz firriz laisiz sôliz wirsiz samftiz tulgiz sîpiz* = ae. *ár ýp end bet fyrr lǽs sǽl wyrs séft tylȝ síþ;* **minniz haldiz* = ahd. *min halt;* **framiz garwiz langiz nêhwiz* = an. *fremr gørr lengr nǽr;* vgl. noch got. *hauhis mais.* Daneben finden sich jüngere Adverbia auf *ôz:* got. *aljaleikôs, sniumundôs* an. *sjaldnar sjaldar* = ae. *seldnor seldor,* ae. *néar* ahd. *nâhôr.*

3) Superlativadverbia: gleich der flexionslosen Neutralform des Sg. got. *frumist maist* an. *lengst first, nǽst betzt mest* — *optast vídast framast* ae. *mǽst seldost* ahd. *êrist beȥȥist hartôst* (cf. lat. *minimum* gr. *πλεῖστον*).

4) Zeitadverbia. Auf *n* enden got. *þa-n* 'damals', *hva-n* 'wann', *suma-n* 'einst', ahd. *sama-n* 'zugleich', *sëlta-n* an. *sjaldan* 'selten' (got. *silda-leiks*); in as. *âdro ofto* ahd. *fërro sâno* ae. *ȝeára ȝeostra sóna* got. *ufta faírra* scheint eine vorgerm. Endung *-êm -êd* zu stecken; abweichend ae. *oft* und *ëft* (as. *ëft*). Singulär ist an. *í gǽr* 'gestern' (lat. *hĕri*). Sonst kommen alte Avyayîbhâva-komposita in Betracht wie lat. *postridie* gr. *σ-ήμερόν αὐϑ-ήμερόν,* skr. *ai-śámas* 'heuer', *parédyavi* morgen', *pûrvêdyús* 'gestern', *aparêdyús* u. a. mit Pronominibus als erstem Wortelement in echter Komposition; vgl. ahd. *hînaht* sowie ahd. *hiu-tu* aus **hiu-ktu* **hiu-tku* = **hiu-tagu* 'heute' sowie ae. *idæȝes þýsdógor* (weiteres Material s. oben § 21).

5) Ortsadverbia der Ruhe zeigen *r:* got. *hvá-r* (ahd. *wę̈r-gin* as. *hwę̈r-gin*) *þa-r hê-r alja-r* (ahd. *sâ-r* neben *sâ-no*); man vergleicht skr. *ka-r-hi* 'warum' (*prâtar* 'frühe', *punar* 'wieder') sowie lit. *kù-r* lat. *cu-r*; zunächst steht armen. *u-r* 'wo'. — Vereinzelte Bildungen ahd. *dorot* 'dort' und got. *dalaþa* 'unten'.

6) Ortsadverbia auf die Frage woher zeigen got. Suffix *þrô* in *hva-þrô þa-þrô* u. s. w.; Osthoff KZs. 23, 91 bietet einen Erklärungsversuch. Ein anderer Typus steckt in got. *innana aftana ûtana* u. s. w. ahd. *obana innana* as. *nidana* ae. *heonane.* Daneben ahd. *danân hinân* u. s. w. Verkürzter Typus ist ahd. *da-na hi-na heimi-na;* vgl. ausserdem an. *hva-dan þa-dan hé-dan,* woran sich wohl auch an. *ves-tan aus-tan nor-dan* ahd. *wës-tana* (beachte *Wisi-gothi*) sowie *ôs-tana* (vgl. skr. *uś* 'Morgenröte') anschliessen.

7) Ortsadverbia auf die Frage wohin: got. *hva-drê jain-drê hi-drê* an. *þa-dra hé-dra;* dazu mit abweichendem Kasussuffix ae. *þæ-der þi-der hi-der hwi-der* (verwandt ist skr. *tá-tra yá-tra puru-trá* lat. *ci-tra* sowie nach Hübschmann armen. *an-dr* 'dorthin'); dazu wohl auch an. *aus-tr ves-tr* zu **aus-* **wes-*. — Ein *d*-Suffix steckt in ahd. *thar-ôt war-ôt hërôt* = as. *tharod hwarod herod;* auch in got. *hva-þ alja-þ dala-þ.* Joh. Schmidt vergleicht KZs. 19, 274 aslov. *tądа* 'dorthin', *kądа* 'wohin'. — Ein dunkler gekürzter Typus steckt in ahd. *dara wara hëra.* — Das *t* in ae. *éas-t wës-t* 'nach Osten, Westen' ist wohl identisch mit dem Dental in got. *hva-þ jain-d.*

8) Präpositionaladverbia: aus den Behandlungen derselben durch Paul PBB 4, 468; 8, 219 und Joh. Schmidt KZs. 26, 20 ergibt sich nur soviel als sicher, dass sie um einen Ableitungsvokal länger als die Präpositionen waren; es sind zahlreiche Störungen eingetreten; wahrscheinlich repräsentieren folgende Paare eine urgerm. Lautverschiedenheit von Präpos. und Adv.: ahd. *mit* Präp. — *miti* Adv., *ubar* Präp. — *ubiri* Adv., *gagan* Präp. — *gagani* Adv., *widar* — *widiri, nidar* — *nidiri,* an. *umb* — ae. *ymbe,* as. *an* — *ana* (an. *á* — got. *ana*), got. *af* ae. *of* — ahd. *aba* u. a.

§ 60. Zahlwörter. 1) Europ. **oino-s* = germ. **aina-z* (lat. *ûnus* altir. *óin* aslov. *inŭ* apreuss. *ains* lit. *wénas* gegen griech. *οἶος* zd. *aeva* und skr. *ka*); beachte den Acc. Sing. ae. *ǽnne* run. (Strand) *mininô.* — Von dem

idg. **sem-* (fem. **smî*) 'eins' in gr. εἷς μία ἅ-παξ und lat. *semel* stammt nur noch got. *simlê* 'einst'. — Das Ordinale got. *fr-uma* (cf. *inn-uma aft-uma* u. s. w.) as. *for-mo* ae. *for-ma* ist mit Superlativsuffix *əmo mo* zu dem Präpositionalstamm got. *faúra* idg. *pr* gebildet; dazu lit. *pirmas* griech. πρόμος. Das damit zusammenhängende idg. **pr̥wo-* **pr̥wyo-* 'erster' (= skr. *pûrva pûrvia* apers. *paruva* zd. *paourva* aslov. *prŭvŭ* griech. πρῶτος) ist germanisch substantiviert zu got. *frauja* ahd. *frô* 'Herr' (vgl. nhd. *Fürst* gegen engl. *first*). Das Westgerm. zeugt aus *fora* einen jüngeren regulären Superlativ ahd. *furisto* ae. *fyresta*.
Für 'halb' hat das Germ. eine dem skr. *sâmi-*, lat. *sêmi-* entsprechende Form ererbt in Zusammensetzungen wie as. *sâm-quic* ahd. *sâmi-quëck -tôt*. Sonst herrscht ein dem Germ. eigentümliches, zu der skr. Wz. *klp* 'teilen, ordnen' gebildetes Adj. *halba-z* (vorgerm. *kolpós*). Bruchzahlen wurden urgerm. gebraucht nach dem Typus ahd. *ander halp, dritto halp* = ae. *ôþer healf, þridda healf* = an. *hálfr annarr, hálfr þriðe.*

2) Idg. *duo* fehlt im German.; dafür *dwō* mit reicher Formenentwicklung. Urgermanisch ist der Gen. **twajjê^n^* = got. *twaddjê* an. *tveggja* ahd. *zweio* (Grdf. **dwój-êm*); urgerm. ist auch der Dat. got. *twaim* an. *tveim(r)* ahd. *zweim* ae. *twǽm* aus **twaimiz* = vorgerm. *dwoi-mis*. Der in got. *twaddjê twaim* erscheinende Stamm **twaj* **twai* erscheint noch im ahd. Neutr. *zwei* aus urwestgerm. **twajju*, in got. *twai* an. *tvei-R* und in ahd. *zwê-ne*. Dem idg. *dwō* entspricht das Neutr. got. *twa* an. *tvá* : ae. *tú* aus **twû* **twō*. Unklar ist die Bildung von ae. *twēȝen* as. *twêne* ahd. *zwêne*. Aber das Neutr. as. *twê* ae. *twá* ist alte Dualform = skr. *dvé*. — Das Ordinale ist **anþera-z* = aslov. *vŭtorŭ* lit. *àntras* (gegen skr. *dvitíya* zd. *dꞵitia*); über ae. *anderȝylde* s. § 18; über me. *the ender dai* § 47. — In Zusammensetzungen ist 'zwei' germ. **twi-* (griech. δι-, lat. *bi-*, skr. *dvi-*): ahd. *zwi-valt* ae. *twifeald* an. *tvifaldr*. — 'Zweimal' ist idg. *dwis* (lat. *bis* griech. δίς skr. *dviš*) = mhd. (md.) *zwis* = an. *tvisvar*, wozu mit Grdf. germ. **twiz-* ahd. *zwirôr zwiro* ae. *twiwa tuwa*.

2b) Für 'beide' hat das Germ. den idg. Stamm *bho* (skr. *u-bhā́* gr. ἄμ-φω lat. *am-bo*) verwandt und zwar flexivisch mit *zwei* übereinstimmend: got. *ba : twa*, an. *beggja : tveggja*, ae. *bá : twá* u. s. w. Das Nord.-Westgerm. hat an das Zahlwort den Artikel geschweisst, weil derselbe syntaktisch meist folgte (ae. *béȝen þá ȝebróþru* = gr. ἀμφότεροι οἱ λύκοι); so deutet Koch Engl. Gr. II § 271 me. *bôthe* aus ae. *bā þá* und Sievers macht PBB 10, 495 den gleichen Ursprung für ahd. *bê-de* durch einen Hinweis auf die Genusverschiedenheit in schwäb. *bê-d bue-d boa-d* wahrscheinlich. Meringer KZs. 27, 236 deutet an. *bá-þer* aus **bai* + *þai-R*, acc. *báþa* aus **banz þans* (über die Unbetontheit des Artikels s. oben § 21). In as. *bê-thiu* ahd. *bê-diu bei-diu* steckt der neutrale Dual **bai* = skr. *ubhé*. — Isoliert ist die Bildung von got. *bajôþs*.

3) Idg. *tri-* = germ. *þri-*: die urgerm. Flexion war **þrîz* (aus **tréyes*), Acc. **þrinz* Dat. **þrimiz* Gen. **þrijê^n^* für Mask. Fem.; N. Acc. des Neutr. war urgerm. *þrijō* = got. *þrija* an. *þrjú* ahd. *driu* ae. *þréo*. (Das uralte Feminin ir. *teoir* skr. *tisrás* fehlt im Germ.). – Das Ordinale idg. *tretios tr̥tios tritios* (skr. *tr̥tíya* zd. *þritia* aslov. *tretij* lit. *trészas* lat. *tertius*) ist germ. **þridjan-*: got. *þridja* ahd. *dritto*.

4) Idg. *qetwr̥ qetūr* (*qtwr̥ qtūr qtrū*) Joh. Schmidt KZs. 25, 43 erscheint im Germ. mit Labial: Grdf. **petwóres* = got. *fidwôr fidur-* (krimgot. *fyder*).
Der innere Dental zeigt sich ausser im Gotischen noch in salfränk. *fitter-thûschunde* Jak. Grimm GDS 552, in aschwed. *fjæþer-skötter -skipter* Rydquist II, 559 und in ae. *fyþer-féte -scýte* u. s. w. und andern aschwed. und ae. Kompositis; nur im Gotischen hat das Simplex den Dental bewahrt. Das Nord.-Westgermanische zeigt dafür im Simplex die Lautentwicklung eines idg. **qeqwr̥* **qekur*, welches wahrscheinlich irgendwie aus idg. **qtwr̥* (etwa durch die Mittelstufe **qwr̥* in lat. *quar-tus* Joh. Schmidt KZs. 25, 49 und mit Ergänzung des Anlauts von idg. **qe-twr-*) herstammt: auf **qeqwr* **qequr̥* beruhen germ. **fewôr* **feγur*; die γ-Form zeigt sich in altisl. *fjogor* aschwed. *fjughur* nplur., sowie altisl. *fiogorra* aschwed. *fiugharra* Gen. Plur.; sonst herrscht skand.-westgerm. die Form mit gesetzlich verlorenem γ (got. **fiwôr*) = an. *fjórer* ae. *féower* andd. *fiwar*. Die mutmassliche urgerm. Flexion war Masc. **feđwôriz* **fe(γ)wôriz*, Gen. **feđurê^n^* **feγurê^n^* Dat. *feđwôrim fe(γ)wôrim* Neutr. **feđur* **feγur* (von der idg. Femininbildung skr. *cátasras* zd. *catanhrô* altir. *cetheoir* fehlt jede Spur im

Germanischen). — Beachtenswert ist die Kompositionsform mit hartem Reibelaut in ae. *fyþer-scýte fyþer-féte* (abweichend got. *fidur-dôgs*), welche durch die Betonung von skr. *cátur-aṅga cátuš-pâd* u. s. w. oben § 18 erklärt wird. Das Ordinale ae. *féorþa* ahd. *fiordo* weist mit lat. *quartus* auf eine Grdf. *qṛ-tho-* für *qtwṛ-tho-* 'vierter'; das Germ. hat den Anlaut *qe-* ergänzt (gleichsam lat. **quĕquartus*); dazu osk. (nach Bugge) *trutus* aus **qtrutos* sowie skr. *caturthá* lit. *ketvìrta* asl. *četvrŭtŭ* russ. *četvértyj* (und skr. *turîya* zd. *tuiria* 'vierter' aus **qtwrío-*).

5) Idg. **pénqe* = germ. *fimf* mit auslautendem *f* aus *þ* = *q* nach Osthoff MU. I, 94; Kauffmann PBB 12, 512 findet den alten Guttural in md. oberd. *fuchtsèn fuchtsic*. Ablaut waltet nach Möller EStud. 3, 152 in ahd. *funfto* gegen got. *fimfta* 'fünfter'.

6) Idg. **seks* = germ. *sehs* (die idg. Grdf. **sweks* fehlt dem Germanischen gänzlich). Das alte Ordinale *sekto-* erkennt Sievers *Mo. Unt.* 4, 329 in an. *sétte* ahd. (Tat.) *sëhto*; vgl. griech. ἕκτος (noch altertümlicher ist zd. *xštuа*); got. *saihsta* ahd. *sëhsto* beruhen auf Einfluss der Grundzahl (wie lat. *sextus*).

7) Idg. *septṃ́*; im Germanischen ging *t* zwischen *p* und *m-n* vor der Lautverschiebung verloren (vgl. ahd. *âband* ae. *ǽfen* gegen ae. *ǽften* an. *aptann)*; also germ. *sebun* aus **sepń* für **septń*; doch hat die Lex Salica noch *septun* (= **seftun*). Das Ordinale ist ahd. *sibunto* ae. *seofoda* (dagegen mit einfachem *o*-Suffix lat. *septim-us* griech. ἕβδομ-ος).

8) Idg. *oktṓ oktṓu* = germ. *ahtau*; das Ordinale got. *ahtuda* gegen ae. *eahtoþa* ahd. *ahtodo* (mit einfachem *o*-Suffix lat. *octâv-us* griech. ὄγδοϝ-ος).

9) Idg. *énvṇ névṇ (névṃ?)*: got. ahd. *niun* beruhen auf flektiertem *newn-*; konsonantisches *w* zeigt noch ahd. (Otfr. 2, 4, 3 VDF) *niuuun* Scherer ZGDS [2] 583; as. *nigun* afries. *niugun* ae. *nigon* haben Übergang von *w* in *γ* nach Bugges Regel PBB 13, 504. Ordinale got. *niunda* ahd. *niunto* (ae. *nigoþa)* gegen lat. *non-us* (skr. *navam-a*).

10) Idg. **dékṃt* (lit. *deszimt*) Mahlow AEO 158 = got. *taihun*; ahd. *zëhan* aus idg. **dékomt*. Ordinale ae. *teoʒoþa* as. (Freck.) *tegotho* (got. *taihunda* ahd. *zëhanto)* = aslov. *desętŭ* lit. *deszìmt-a* griech. δέκατ-ος, also idg. *dekmt-o-*.

Von got. *taihun* ahd. *zëhan* aus ist das *n* in got. *sibun niun* = as. *sibun nigun*, das eigtl. apokopiert sein müsste, restituiert; an dieser Restituierung haben vielleicht noch die Ordinalia **sibunda niunda* Anteil (Osthoff MU I, 130).

11—12) Got. *ainlif twalif*, an. *ellifu tolf* ae. *ǽnleofan twęlf* ahd. *einlif zwęlif*. Das Element ahd. *-lif* (mit grammat. Wechsel in got. *ainlibim twalibim)* beruht auf **lipe* für **liqe*, das im Lit. (*vënolika dvylika* u. s. w.) die Zahlen 11—19 bildet; seine Bedeutung ist umstritten Jak. Grimm Germ. I, 20; man sollte 'zehn' vermuten. 13—19: Dvandvakomposita got. *fidwôrtaihun fimftaihun* ahd. *drîzëhan niunzëhan* u. s. w., ae. *fíftýne eahtatýne* = an. *fimmtán nítján;* dazu mit doppelter Flexion ahd. *fone dien anderên drin zênin* bei Graff 3, 928. Für Zwischenzahlen 18, 19 resp. 28, 29 u. s. w. ist Subtraktionsbenennung urgerm.: ahd. *eines min danne fimfzug* mhd. (bair.) *zweiminzweinzec* ae. *twâ lǽs twentiʒ* an. *einu(m) fátt í fimm tige, tveim fátt í tíu tigu* u. s. w. Die zugehörigen Ordinalia werden gebildet wie got. *fimfta-taihunda* ahd. *dritto-zëhanto* Jak. Grimm Germ. 1, 27.

20—60) Diese Zehner werden german. durch ein Substantiv mit der Bedeutung δεκάς = **teguz* gebildet, welches nach Brugmann Grdr. I, § 244 an skr. *daçát* gr. δεκαδ- anzuknüpfen ist (got. *tigum* aus idg. *dekmtmis* durch **teyummiz)*: got. *twai, þreis, fidwôr tigjus* = an. *þrír, fjórer teger*. Infolge des § 21 behandelten Accentgesetzes entstand im Westgerm. sekundäre Komposition: ahd. *drî-zuc fior-zuc fimf-zuc* ae. *fíf-tiʒ six-tiʒ*. — Für 20 herrscht skand. *tjogu* (aschwed. adän. *tiughu*), worin Möller KZs. 24, 429 einen Dual vermutet (auch isl. *tuttugu*); damit dürfte auch zusammenhängen krimgot. (Busbeck) *stega* mndd. *stîge* (nhd. *steige stiege* ist ndd. md. schwäb. bair., auch ndl. fries.) gotländ. *stäig;* besteht Zusammenhang mit idg. *wikṃti* 'zwanzig'?

70—120). Im Idg. schwankt die Zehnerbildung; idg. ist *wîkm̥ti* 'zwanzig'; sonst vgl. zd. *þri- caþware- pancā-satem* skr. *triṅçat catvāriṅçat*, lat. *quadraginta* griech. *τεσσαράκοντα* u. s. w. In Beziehung hierzu steht die Bildung got. *sibuntaihun-têhund*. Es scheint ein idg. *-dêkm̥ta (d)komta* 'Dekade' gegeben zu haben (wegen des *ê* vgl. skr. *sâpta* n. 'Siebenheit' zu *sapta*). Das idg. Zahlwort **km̥tó* 'hundert' ist augenscheinlich *d(e)km̥tó*, also 'Zehnheit', wobei 'von Dekaden' zu ergänzen ist (darüber neuerdings Bugge BBeitr. 14, 72); offenbar beruht die Dehnung *ê* in idg. *penqêkm̥t* 50 auf Ersatzdehnung für *penqĕ-tkm̥t* wie in got. *gêbun* § 37.

Es zeigt sich nämlich im Arischen die auffällige elliptische Zehnerbenennung 'Sechsheit, Siebenheit' u. s. w. zd. *χšwasti haptaiti* skr. *šašti saptati açîti navati daçati*), weswegen idg. **km̥tó* aus **d(e)km̥t-ó* wahrscheinlich ist. Es verdient bes. Hervorhebung, dass das Anord. Zahlabstrakta — aber mit Einer-Bedeutung hat: an. *fimt sétt sjaund níund tylpt;* an. (nach Brate) *átt* eigtl. 'Achtheit' (= Runenreihe) aus **ah-ti-z* = skr. *açîti* mit der idg. Grdf. *ak'(ə)ti-*. Vielleicht hat salfränk. (L. Salica) *tualepti* (= an. *tylpt*) noch die Zehnerbedeutung 120. Könnte auch an. *tjogu* 20 aus urgerm. **tegund* eigtl. 'Zweiheit' (von Zehnern) sein und im Hinblick auf gr. *δεύ-τερος* aus *dew-n̥t-* (: gr. *δυά:*) zu idg. *duo* 'zwei' zurückgeführt werden? Vgl. noch aslov. *pętĭ sestĭ devętĭ desętĭ* skr. *paṅkti* 'Pentade'. Nach alledem ist got. *-têhund* als 'Dekade' als abgelautete Nebenform zu skr. *daçát* (got. *tigus*) zu nehmen. Im Ahd. entsprechen verstümmelte *sibunzo ahtozo zëhanzo;* noch auffälliger ist die Umgestaltung zu ae. *hundseofontiȝ* (beachte s. *antsibunta* aus **sibuntêhand* = gr. *-κοντα*).

100) Das Germ. besitzt neben dem Dezimalsystem ein damit zersetztes Duodezimalsystem, das in dem Grosshundert gipfelt. Es finden sich im Lat. Spuren eines Sexagesimalsystems (vgl. nhd. *Schock*) — daher *sexaginta* und *sexcenti* als unbestimmte Rundzahlen (daher auch Hildebr. 50 *sumaro enti wintro sëhstic?*) — und auf eine besondere Bedeutung der 120 im Latein weist Rud. Hirzel Ber. der Sächs. Gel. Ges. 1885 p. 26; auch im Altpersischen entdeckte Cantor *Mathemat. Beitr.* 361 Spuren des Sexagesimalsystems. Das altgermanische Duodezimalsystem äussert sich nie rein; denn es fehlen alte Zeugnisse für nndd. *Groetken* nhd. *Gross* (aus *Grosshundert?* Schmeller BWb. [2] I, 1129) = 'zwölf Dutzend' (auch die dafür auftretende Bezeichnung 'Grossdutzend' scheint jungen Datums). Das germ. Grosshundert ist eine Verquickung von Dezimal- und Duodezimalsystem, gilt also überall 120 und knüpft — auch im Mittelirischen kommt nach einer Mitteilung Thurneysens *cét* als 120 vor — an jenes lat.-pers. Sexagesimalsystem an. Daher haben die Zehner bis 60 und von 70—120 verschiedene Bildungsweisen. Dementsprechend heisst 100 got. *taihunt hund* an. *tiutiu* ae. *hundteontiȝ* ahd. *zëhanzuc* — nicht rundweg *hund* = skr. *çatá* lat. *centum* griech. *ἑκατόν* lit. *szìmta* (idg. *km̥tó* Brugmann in *Curtius Stud.* 9, 326 aus eigtl. *tkm̥tó* aus *dêkm̥tó* 'Zehnheit' sc. von Dekaden). Das aus 12 Dekaden bestehende Hundert — Adelung kennt Wort und Begriff 'Grosshundert' noch aus deutschen Mundarten — scheint überall neben dem rein dekadischen Hundert bestanden zu haben; so unterscheiden die Goten nach Holtzmann Germ. 2, 424 Gross- und Kleinhundert, indem sie **taihuntêws* 'dezimal' gebrauchen (*fimfhundam taihuntêwjam brôþrê* I Cor. 15, 6). Daneben bewahrt das Nord. die Zählung nach dem Grosshundert teilweise noch heute; man unterscheidet *tírǽtt hundraþ : tólfrǽtt hundraþ* Vigfusson Dict. s. *hundraþ* und Rydquist 2, 567. Im Ae. beweist die Zählung *hundseofontiȝ hundtwęlftiȝ*, im Fries. *tolftich*, im Ahd. *zëhanzo zëhanzuc* für das alte Grosshundert. — Beachte in der Lex Salica *tualepti* (= an. *tylpt*) eigtl. 'Zwölfheit' = 120, also 'Grosshundert' (wie skr. *daçati* 'Dekade', aber auch 'Hundert').

Da das Grosshundert auf dem deutschen Kontinent noch nicht gebührend beobachtet ist, mögen hier zwei Zeugnisse aus alten Rechenbüchern Platz finden. In Nicol. Deter's *Arithmetica Nova* Hamburg 1654 heisst es „ein Grosshundert ist 6 Steige als Bretter, Dehlen, Wagenschoss, Latten, Posen, Wallnüsse, Schullen, Ruchen, Klippfisch, Kese u. s. w. — Ein Kleinhundert ist 5 Steige." Remers *Kompendium Arithmeticum* Braunschweig 1706 p. 70: „Ein gross Tausend hält 10 Hundert, aber das Hundert 6 Steige oder 2 Schock". Anderes aus alten Rechenbüchern werde ich gelegentlich mitteilen. S. auch über 'Grossdutzend,

Grosshundert, Grosstausend' (dazu über *Pfund* = '120 Stück') die älteren Wörterbücher wie Adelung, Heinsius, Krünitz. Stellenbrecher *allgemein*. *Taschenb.* scheint das grosse Tausend als 10 × 120 und als 12 × 120 zu kennen.

Für mehrere Hunderte gab es zwei Arten der Benennung; entweder entsprechend dem altind. *trî(ni) çatâ(ni), saptá çatâ(ni)* = zd. *hapta satâ* (ebenso got. *þrija hunda, sibun hunda*); oder Komposition bei femininer *î-ia*-Bildung skr. *sapta-çatî* für griech. *ἑπτακάτια* lat. *septingenti* (im Lat.-Griech. sind aus den eigentlichen Femininis auf *î-ia* flektierte Adjektiva lat. *-ginti, -ginta* griech. *-κατιοι -κατιαι* neu entsprungen). Von dieser idg. Bildung auf *kṃtî kṃtia* bewahrt das Germ. eine Spur im Zahlwort 1000.

1000. Got. *þûsundi* (Bugge PBB 13, 327) für **þûs-hundi* ist eine Zusammensetzung mit *hund*, das in der Zusammensetzung ein fem. *ja*-Stamm wurde (vgl. skr. *pancaçatî šatçatî* gr. *-κατια -κοσια*); beachte got. *þiudangardi* f. zu *gards* m; Übertritt zum Neutr. (gr. *-κασιοι*, dazu *-κασιοι*) zeigt Esra 2, 15 *twa þûsundja*. Das Slav. harmoniert mit got. *hundi* skr. *-çatî*, wie sich alsbald aus der femininen *ja*-Bildung urslav. *tysęšta tysąšta* ergeben wird. Das innere *h* ist germ. gesetzlich geschwunden vgl. an. *líkame* ae. *(Cur. Past.) lícuma* ahd. *lîhmo* aus *lîk-hamo* p. 330; es zeigt sich noch häufig im Anordischen, bes. in *þús-hundraþ* (z. B. Agrip 53[7]), aschwed. (run.) *þushuntraþ* — vgl. Vigfusson s. *þúsund* und Rydquist 2. 568; besonders schwer wiegt salfränk. (Lex. Salica) *thûs-chunde* Jak. Grimm GDS[3] 385. Diese Deutung empfiehlt sich auch mit Rücksicht darauf, dass das Tausend an die duodecimale Bedeutung von Hundert anknüpfen kann (Adelung kennt das 'grosse Tausend' 1200; cf. auch Vigfusson). Für die Auffassung von *þûs* ist *thyuphadus* der Lex Visigoth. (= Ulfila *þûsundifaþs*) wichtig. Dieses **þûs* (*þiu-* oder **þui?*) steht in Verwandtschaft begrifflich zu skr. *tuvi* 'viel' (*thyuphadus* = skr. *tuvi-pati?* Schade AdWb.); formell ist es nach Bugge PBB 13, 327 ein *os*-Stamm **tûs*, eine Ablautsform zu skr. *tavás* 'Kraft' (*tuvíṣṭama túvišmat*). Eine Grundbedeutung 'Vielhundertschaft' hat schon Scherer ZGDS[1] 457 wegen skr. *tuvi* vermutet. Wahrscheinlich war daher vorgerm. **tûs-kṃtî *tûs-komtî* eigtl. eine unbestimmte Rundzahl (gr. *μύριοι μυρίοι*), wie denn Vigfusson an. *þúsund* nur als *μυρίοι* gelten lässt. Mit diesem vorgerm. **tûs-kṃtya *tûs-kṃtî* 'Vielhundertheit' vertragen sich nach einer Mitteilung Leskiens — teilweise auf ein abgelautetes **tûs-komtî* (= aschwed. *þusand* finn. *tuhanti*) deutend — preuss. *tusimtو* aslov. *tysęšta tysąšta*, die nicht aus dem German. entlehnt sind; da aber auch das germ. Zahlwort nicht entlehnt sein kann, muss vorhistorische Urverwandtschaft gelten (skr. *sahásra* 1000 zu *sáhas* 'Kraft' hat germ. keinerlei Beziehung).

J. Grimm GDS[3] 167; Germ. 1, 18. 217; Schleicher Comp.[3] 494; Scherer ZGDS[1] 443; Osthoff MU 1, 92; Benfey Gött.-Gel.-Nachr. 1879, 355. 1880, 1; Thurneysen KZs. 26, 312; Schade AdWb s. *thûsundi*; Joh. Schmidt Pluralbildg. 293. 431.

V. ABSCHNITT.

SPRACHGESCHICHTE.

3. GESCHICHTE DER GOTISCHEN SPRACHE

VON

EDUARD SIEVERS.

§ 1. Verbreitung von Volk und Sprache.[1] Eine alte Wandersage lässt die Goten unter der Führung eines Königs Berig aus der *insula Scandzia quasi officina gentium aut certe vagina nationum* hervorgehen und nach der Verdrängung der Ulmerugi an der Oder- oder Weichselmündung festen Fuss fassen (Jord. Kap. 4, § 25). Die Geschichte kennt die Goten erst in den dieser Sage nach neuen Sitzen am Unterlauf der Weichsel, etwa von der Einmündung des Bug bis zur Ostsee hin (Tac. Germ. 43. Ptolem. 3, 5). Im Weichseldelta sass der gotische Stamm der Gepiden, nach welchem das Delta selbst den Namen der Gepideninseln, got. *Gepidôjôs* trug (Jord. Kap. 17, § 94 ff.).

Nach der übereinstimmenden Überlieferung der ältesten Geschichtsquellen, welche die Goten noch in diesen Sitzen kennen, nannte das Volk sich damals **Gutans* (vgl. die Formen *Gutones* Plin., *Γούτονες*, *Γούτωνες* Strabo [*Βούτ*- Hss.], *Γύθωνες* Ptolem., *Gotones* Tac. Ann., *Gothones* Tac. Germ.); dieser Namensform entspricht genau die ags. Form *Gotan* und die altn. *Gotar* (Gen. *Gotna* und jünger *Gota*, vgl. auch das Adj. *gotneskr* Guđrkv. 2, 17). Erst nach der grossen Wanderung, welche die Goten von den Gestaden der Ostsee nach der unteren Donau und dem schwarzen Meere führte, scheint die Verschiebung zu starker Flexion, got. **Gutôs,* eingetreten zu sein, welche die in den späteren griech. und lat. Quellen herrschenden Formen *Γότθοι*, *Γόθοι*, resp. *Goti, Gotti* und zuletzt fest *Gothi* voraussetzen. Der einzige sichere Beleg für den Gotennamen in gotischer Sprache, das Kompositum *Gutþiuda* im Kalender (dazu *Gutaniowi* auf dem Bukarester Ring?) gibt über diese Frage keinen Aufschluss.

Der letzte zeitgenössische Zeuge, welcher der Goten noch als Bewohner der alten geschichtlich bezeugten Sitze gedenkt, ist Ptolemäus in der ersten Hälfte des 2. Jahrhs.[2] Um die Mitte dieses Jahrhs. mögen die Züge der Goten nach dem Süden begonnen haben. Spuren damit zusammenhängender

Völkerverschiebungen zeigen sich zur Zeit des Markomannenkriegs (166—180), wenn auch die Goten selbst bei dieser Gelegenheit nicht genannt werden, da sie ihr Weg weiter östlich durch das innere Russland führte (Jord. Kap. 4, § 26 ff.). Um 200 müssen die Goten die Gegenden am Pontus erreicht haben: bereits 214 findet bei dem Orientzuge des Caracalla ein erster Zusammenstoss mit den Römern statt (Spartianus, *Carac.* Kap. 10).

Im 3. Jahrh. erscheint als äusserster Vorposten der Goten nach Südwesten, etwa in den Grenzgegenden der Walachei nach dem Banat hin, der Stamm der Taifali, welche in der Geschichte fortan mit ihren östlichen Nachbarn, den Tervingi oder Wisigothae, -gothi (bei Claudian auch einfach *Visi,* bei Apollinaris Sidonius *Vesus*)[3] zusammenzugehen pflegen. Letztere hatten das Gebiet nördlich der unteren Donau und die Länder am Pontus bis etwa zum Dnjestr inne. An sie lehnten sich im Nordwesten die Gepiden, im Osten, bis zum Dnjepr etwa, die Greutungi oder Ostrogothae, -gothi an. Die weiteren Schicksale dieser Stämme und speziell die Wanderungen der für die Sprachgeschichte allein in Betracht kommenden beiden Hauptzweige, der Westgoten nach Italien, Süd-Frankreich und Spanien, der Ostgoten nach Pannonien und Italien, im Einzelnen zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Es mag genügen daran zu erinnern, dass das 493 durch Theodorich den Grossen begründete Ostgotenreich in Italien bereits 555 wieder zerstört wurde, während das Reich der Westgoten in Spanien erst im Jahre 711 dem Ansturm der Mauren unterlag. Wie weit schon vor jenen Zeitpunkten eine Romanisierung des Volkes eingetreten oder gotische Sprache sich über sie hinaus noch erhalten hat, entzieht sich im Einzelnen unserer Kenntnis. In der Gegend von Tomi in Moesien soll nach Walafrid Strabus (*De reb. eccl.* 7) noch im 9. Jahrh. gotisch gepredigt worden sein. Ein letzter versprengter Rest von Ostgoten, offenbar Nachkömmlingen der tetraxitischen Goten, deren zuerst Prokop als Anwohner der Maeotis gedenkt, hat sich in den sogen. Krimgoten bis in das 16. Jahrh. hinein erhalten.[4]

[1] K. Zeuss, *Die Deutschen und die Nachbarstämme,* München 1837, 134 ff. 401 ff. K. Müllenhoff, *Deutsche Altertumsk.* 2, Berlin 1887. W. Bessell, Artikel *Goten* bei Ersch. u. Gruber I. 75, 98—242. G. Kauffmann, *Deutsche Geschichte* I. II. Lpzg. 1880 f. E. v. Wietersheim, *Gesch. d. Völkerwanderung* [2], Lpzg. 1880 f. F. Dahn, *Urgesch. der germ. u. rom. Völker,* Berl. 1881 f. — [2] Die Ansicht Müllenhoffs, Deutsche Altertumsk. 2, 99, dass noch das ags. Widsiđlied die Goten 'ostwärts von Angeln' sitzend denke, beruht auf falscher Übersetzung der Worte *éastan of Ongle* V. 9, vgl. PBB 12, 188 ff. und zur Sache Henrici, *Zur Geschichte der mhd. Lyrik* 63 f. Allerdings weiss der Wids. noch von Kämpfen der *Hrædas* gegen die Hunen *ymb Wistlawudu* V. 120, aber geographische Schlüsse lassen sich daraus nicht ziehen. — [3] Die Namensform *Wisi-, Wesi-gothae* ist höchst auffallend, da nirgends sonst die Namen für die Himmelsgegenden ohne eine *t*-Ableitung erscheinen (vgl. speziell den alem. *Vestralpus* bei Amm. Marc., den ältesten Beleg für Namen mit *West-.).* Es kann daher die Richtigkeit der (seit Jordanes?) üblichen Deutung der *Wisigothae* als 'Westgoten' in begründeten Zweifel gezogen werden. — [4] W. Tomaschek, *Die Goten in Taurien,* Wien 1881. Kluge, PBB 11, 563 f.

§ 2. Sprachquellen. Die ältesten direkt erhaltenen Reste gotischer Sprache sind wahrscheinlich die Inschriften der Speerblätter von Kowel und Müncheberg (*tilarids* oder *tilariþs* und *ran[i]ŋa)* und des Bukarester Ringes (*gutaniowi hailag),* oben S. 244. In erster Linie aber beruht unsere Kenntnis des Gotischen auf den Bruchstücken der Bibelübersetzung des westgotischen Bischofs Wulfila und einiger anderer, ebenfalls wohl in Moesien entstandener gelehrter Arbeiten, der sogen. Skeireins und des Kalenders (s. unten Abschnitt VIII, 1). Alle diese Stücke liegen in Hss. vor, die Anfang oder Mitte des 6. Jahrhs. in Oberitalien, d. h. vermutlich von Ostgoten geschrieben sind. Hierzu treten dann die ostgotischen Zeugenunterschriften

der beiden Urkunden von Neapel und Arezzo aus der Mitte des 6. Jahrhs. Was wir sonst besitzen, ist durch Nichtgoten aufgezeichnet oder überliefert und bietet schon aus diesem Grunde geringere Gewähr für sprachliche Genauigkeit und Richtigkeit. Zusammenhängendes ist abgesehen von dem gotischen Sätzchen in einem Epigramm der lateinischen Anthologie (ZfdA 1, 379) nicht erhalten. Wichtig sind insbesondere noch die Eigennamen, welche in griechischen und lateinischen Quellen aufbewahrt sind. Unter den lateinisch schreibenden Autoren nimmt durch Reichhaltigkeit des überlieferten Namenmaterials Jordanes mit seiner Gotengeschichte[1] eine hervorragende Stellung ein; westgotische Namen enthalten in grosser Fülle die Unterschriften der spanischen Konzilsakten aus der Zeit des Westgotenreiches.[2] Dem Anfang des 9. Jahrhs. gehört das kleine Onomastikon des Abtes Smaragdus (ZfdA 1, 388) an. Am Ende der gesamten Überlieferung endlich stehen die vielfach verderbten und manches ungotische enthaltenden Aufzeichnungen über die Sprache der Krimgoten, welche von Augerius von Busbeck um die Mitte des 16. Jahrhs. gemacht worden sind (ZfdA 1, 357).

Neben dieser direkten Überlieferung ist die indirekte Bewahrung gotischer Wörter und Formen in Gestalt von Lehnwörtern nicht ohne Bedeutung. Sprachgeschichtlich am wichtigsten sind unter diesen Entlehnungen diejenigen der finnischen Sprachen,[3] insofern sie die gotische Sprache vielfach in einer altertümlicheren Form zeigen als diejenigen die in den schriftlichen Quellen vorliegt. Weniger belangreich sind die gotischen Lehnwörter in den romanischen Sprachen, vornehmlich dem Spanischen, das am längsten gotischer Einwirkung ausgesetzt war.[4]

[1] Ausgabe von Mommsen, Mon. Germ., Auct. Ant. V, 1. Berol. 1882). — [2] Gesammelt bei F. Dahn, *Könige der Germanen* 6, 430 ff. und danach alphabetisch geordnet bei A. Bezzenberger, *Got. a-Reihe* 7 ff. Vgl. auch Förstemann, *Gesch. des deutschen Sprachst.* 2, 150 f. Anderes Namenmaterial bei F. Dietrich, *Isspr. des Got.*, Marburg 1862. Die nahverwandten wandalischen Namen behandelt F. Wrede, *Üb. die Sprache der Wandalen*, Strassb. 1886. — [3] V. Thomsen, *Über den Einfluss der germ. Sprachen auf die finn.-lappischen.* Halle 1870. Vgl. dazu oben S. 322. — [4] M. Goldschmidt, *Zur Kritik der altgerm. Elemente im Span.*, Lingen (Bonn) 1887.

§ 3. Schrift.[1] Die Hauptmasse der gotischen Texte ist einem eigenen Alphabet überliefert, dessen Erfindung dem Bischof Wulfila zugeschrieben wird. Als älteste Form desselben darf der unzialartige Typus der Handschriften angesehen werden; daneben hat sich eine mehr kursive Form entwickelt, die in den Urkunden und in einem Alphabet der Salzburg-Wiener Hs. vorliegt. Einzelne Zeichen dieses Alphabets sind sichtlich dem lateinischen nachgebildet; die Zeichen für *u* und *ô* entstammen dem germanischen Runenalphabet das einst auch bei den Goten üblich gewesen (vgl. oben S. 244 ff.); die Grundlage des ganzen aber bildet unbestreitbar das griechische Alphabet.[2] Diesem schliessen sich nicht nur die meisten gotischen Buchstaben bis auf eine gewisse Umstilisierung direkt an, sondern auch die Reihenfolge der Zeichen und ihre Verwendung als Zahlzeichen sind dieselben wie im Griechischen, wie denn auch im Gotischen zwei nur als Zahlzeichen dienende (für 90 und 900) an Stelle des griechischen Koppa und Sampi in das Alphabet aufgenommen sind. Das Alphabet selbst nebst der jetzt üblichen Transkription und den Zahlenwerten ist folgendes:

𐌰	𐌱	𐌲	𐌳	𐌴	𐌵	𐌶	𐌷	𐌸
a	*b*	*g*	*d*	*ê*	*q*	*z*	*h*	*þ*
1	2	3	4	5	6	7	8	9

𐌹̈	𐌺	𐌻	𐌼	𐌽	𐌾	𐌿	𐍀	𐍁
i	*k*	*l*	*m*	*n*	*j*	*u*	*p*	—
10	20	30	40	50	60	70	80	90
𐍂	𐍃	𐍄	𐍅	𐍆	𐍇	𐍈	𐍉	𐍊
r	*s*	*t*	*w*	*f*	*x*	*ƕ*	*ô*	—
100	200	300	400	500	600	700	800	900

Für die Bestimmung des Lautwertes der gotischen Zeichen ist die Abhängigkeit des Alphabets von dem griechischen von grösster Bedeutung, insofern im Allgemeinen angenommen werden darf, dass der Erfinder des Alphabets seine Zeichen in der Geltung angewendet hat, welche die entsprechenden griechischen Zeichen zu seiner Zeit besassen. Ergänzend treten daneben die Umschreibungen fremder Wörter und Namen in den gotischen Texten und umgekehrt die Aufzeichnungen gotischer Wörter in griechischer und lateinischer Schrift als Erkenntnisquelle ein, in einem Falle auch die Schreibweise einer der Runeninschriften. Anderes ergibt sich aus allgemeineren sprachgeschichtlichen Erwägungen.

Vorzüge des gotischen Alphabets vor dem lateinischen Alphabet, dessen sich die übrigen Germanen bedient haben, bilden namentlich die genaue Scheidung des *j* und *w* von *i* und *u*, und der Längen *ê, ô, î* (geschrieben *e, o, ei*) von den kurzen *e, o, i* (geschrieben *ai, au, i*) in einheimischen Wörtern. Mangelhaft ist dagegen das gotische System durch die Vermischung der Diphthonge *ai* und *au* mit den kurzen (resp. offenen) *e* und *o* und die ungenügende Sonderung der stimmhaften Medien und Spiranten.

[1] Schriftproben bei v. d. Gabelentz u. Loebe Bd. 1 und 2, b, in Massmann's *Skeireins* und *Frabauhtabôkôs*, ein gutes Facsimile des Cod. Argenteus bei Uppström und in den Publikationen der Palaeographical Society Nr. 118. — [2] Kirchhoff, *Das got. Runenalphabet* [2], Berl. 1854 u. namentlich L. Wimmer, *Runenschrift* 258 ff., wodurch die entgegenstehenden Ansichten von Zacher (*Das got. Alph. Vulfilas*, Berl. 1855) u. a. endgültig widerlegt sind.

CHARAKTERISTIK DES KLASSISCHEN GOTISCH.

Allgemeine Litteratur: H. C. v. d. Gabelentz und J. Löbe, *Gramm. der got. Sprache*, Leipzig 1848 (in der Ausgabe des Ulfilas) — L. Meyer, *Die got. Sprache*. Berlin 1869. — A. Holtzmann, *Altdeutsche Gramm.*, Leipzig 1870 ff. (Lautlehre). W. Braune, *Got. Gramm.* [3], Halle 1887 (mit Anführung der Speziallitteratur). — W. Weingärtner, *Die Aussprache des Got. zur Zeit des Ulfilas*, Leipzig 1858. — Fr. Dietrich, *Über die Aussprache des Got.*, Marburg 1862. — H. Paul, PBB 1, 148 ff. Vgl. auch F. Wrede, *Über die Sprache der Wand.*, Strassb. 1886. — Syntax bei v. d. Gabelentz u. Loebe, daneben viele Spezialabhandlungen. — Wörterbücher: bei v. d. Gabelentz u. Loebe; — E. Schulze, *Got. Glossar*, Magdeb. 1847. — G. H. Balg, *A Compar. Glossary of the Gothic Language*, Mayville 1887 ff.

§ 4. Das gotische Lautsystem. 1) Vokale. In den got. Hss. werden 𐌰 *a* und 𐌿 *u* ohne Rücksicht auf die Quantität gebraucht. Dagegen drücken 𐌴𐌹 *ei*, 𐌴 *ê*, 𐍉 *ô* nur Längen aus, und die kurzen *ĭ, ĕ, ŏ* werden durch 𐌹 *i*, 𐌰𐌹 *ai*, 𐌰𐌿 *au* bezeichnet. Dabei sind die 𐌴 *ê*, 𐍉 *ô* zugleich sicher geschlossen, die 𐌰𐌹, 𐌰𐌿 = *ę, ǫ* sicher offen; das Gleiche wird auch von dem Paar 𐌴𐌹 *ei* : 𐌹 *i* gelten dürfen, während 𐌰 *a* und 𐌿 *u* als indifferent erscheinen. Es ist danach wohl möglich, dass die Absicht des Erfinders des eben charakterisierten orthographischen Systems weniger auf eine Unterscheidung der Quantität als der Qualität hinausging; dann wird es denkbar, dass die 𐌰𐌹, 𐌰𐌿 gelegentlich auch in gotischen Worten zur Vertretung langer offener *ǣ*, *å* dienten, sofern das Gotische, was nicht erwiesen ist, diese Laute besass. 𐌰𐌹 als Transkription des griech. *αι* drückt wohl sicher die Länge *ǣ* aus.

2) An Diphthongen besitzt das Gotische nur drei, 𐌰𐌹 *ai*, 𐌰𐌿 *au*, 𐌹𐌿 *iu*, sämtlich fallend (oben S. 282). Die diphthongischen 𐌰𐌹, 𐌰𐌿 werden in der Schrift von den oben erwähnten monophthongischen 𐌰𐌹, 𐌰𐌿 = *ę*, *ǫ* nicht geschieden; in der Umschrift pflegt man die letzteren wohl als *aí*, *aú* den diphthongischen *ai*, *au* (oder *ái*, *áu*) gegenüberzustellen. Die Scheidung zwischen diphthongischen und monophthongischen *ai*, *au* ist nicht überall sicher. Unhaltbar aber ist die Meinung, dass die *ai*, *au*, weil sie zum Teil sicher Monophthonge bezeichnen, stets monophthongische Geltung haben müssten, d. h. dass die german. Diphthonge *ai*, *au* im Gotischen bereits zu langen *ǟ*, *å̄* kontrahiert worden seien. Nicht nur geben die Lateiner got. 𐌰𐌹 und 𐌰𐌿 der Regel nach durch *ai*, *ei* und *au* wieder, sondern german. *ai* erscheint auch auf dem Bukarester Ring noch deutlich als echter Diphthong (ᚺᚨᛁᛚᚨᚷ *hailag*). Man darf vielleicht vermuten, dass Wulfila mit seinem diphthongischen 𐌰𐌹, 𐌰𐌿 sich dem Gebrauch des Runenalphabets anschloss, mit dem monophthongischen 𐌰𐌹 dagegen das Vorbild des griech. *αι* = *ä* nachahmte, und dem entsprechend auch sein monophthongisches 𐌰𐌿 einführte.

3) Das Konsonantensystem des Gotischen ist einfach. Die Sprache besitzt die Halbvokale *j* und *w*, die Liquiden *r*, *l*, die Nasale *m*, *n* und *g* (= *ŋ*), die Tenues *p*, *t*, *k*, *q* (letzteres = labialisiertem *k*), die Mediae *b*, *d*, *g*, die stimmlosen Spiranten *f* (wahrscheinlich bilabial), *þ*, *h* (wahrscheinlich bereits einfacher Hauchlaut) und *ƕ* (vermutlich stimmloses *w* = neuengl. *wh*), und die stimmhaften Spiranten *ƀ* (bilabial), *đ*, *ʒ*, die in der Schrift von den Medien *b*, *d*, *g* nicht unterschieden werden. Der Konsonantenbestand des Germanischen ist also fast vollständig gewahrt, wenn man von der Verteilung im Einzelnen absieht.

§ 5. Vokale. Der got. Vokalismus ist durch Verwischung einer Reihe alter Unterschiede sehr einförmig geworden. Sein charakteristischestes Merkmal ist der Zusammenfall des germ. *e* und *i* in *i*, des germ. *o* und *u* in *u*; der germ. Diphthong *eu* erscheint dem entsprechend als *iu*. Dagegen besitzt das Got. sekundäre *ę*, *ǫ* in de sogeen. Brechungen *aí*, *aú*, die vor *h* (einschliesslich *ƕ*) und *r* an Stelle der zu erwartenden *i*, *u* eintreten. Diese Eigentümlichkeit teilt das Got. mit dem Nord.; aber schwerlich fällt die 'Brechung' bereits in ostgerm. Zeit, da ihr im Nord. auch die langen *î* und *û* unterliegen, die im Got. unversehrt bleiben und kein Grund vorhanden zu sein scheint, der dazu zwänge die Brechungen der Kürzen und Längen im Nord. von einander zu trennen.

Weiterhin sind im Got. die germ. Längen *ǣ* und *ê* (S. 356) in geschlossenem *ê* zusammengefallen: *lêtan* : *hêr* gegen altn. *láta*, ags. *lǣtan*, as. *lâtan*, ahd. *lâzzan* : altn. westgerm. *hêr*.

Ebenso ist sekundär die geschlossene Aussprache aller *ê* und *ô* (vgl. S. 357). Ob Formen wie *brâhta*, *þûhta*, *þreihan* (vgl. S. 332. 356) noch mit Nasalvokal gesprochen wurden, ist kaum auszumachen. Gegen die Wahrscheinlichkeit einer solchen Annahme spricht der vollständig durchgeführte Übertritt von Verben wie *þreihan* in die *i*-Reihe, insofern dieser wesentliche Gleichheit der Aussprache des *ei* mit dem von Verbis wie *steigan* voraussetzt.

Charakteristisch ist ferner der Übergang von germ. *ǣj* und *ôw* vor Vokalen zu *ai* und *au*, wie in *saian*, *staua* aus **sǣjan*, **stôwa* (vgl. nhd. dial. *saien* aus mhd. *sæjen*, nhd. *graue* aus *grâwe*). Doch ist die Auffassung dieser *ai*, *au* vielfach bestritten.[1]

Das System der germ. Sonanten hat eine beträchtliche Erweiterung erfahren durch das Auftreten silbischer *r*, *l*, *m*, *n* wie in *akrs*, *fugls*, *maiþms*, *taikns* infolge der got. Auslautsgesetze. Dagegen ist germ. *i* vor Vokalen

nach langer Silbe stets zu unsilbischem *j* geworden, *reikja, sôkja* aus **rîkia-*, **sôkia-* u. s. w.

Der germ. Wurzelablaut (S. 351 ff.) ist im Allgemeinen wohl erhalten. Eingetretene Ausgleichungen haben nur selten, wie bei *tunþus* gegen altn. *tǫnn*, ags. *tóð*, as. *tôth*, ahd. *zan(d)*, st. **tanþ-*, zu einem von den übrigen germ. Sprachen abweichenden Resultat geführt. Lebendiger Suffixablaut (S. 353 ff.) ist dagegen, abgesehen von dem Vokalwechsel in der Flexion, durch Ausgleichung stets entfernt worden; innerhalb des Got. selbst steht ein Ablautspaar wie Adj. *fulgins* : Part. *fulhans* ganz isoliert; für alles übrige ist man auf die Vergleichung der verwandten Sprachen angewiesen.

Von Synkopierungen unbetonter Mittelvokale (vgl. S. 366 f.) ist das Got. noch vollkommen frei.

[1] Die Literatur über diese Frage s. PBB 7, 152. 11, 51; vgl. ferner Brugmann, *Vgl. Gr.* 127 f. 157. Wrede, *Sprache der Wandalen* 93. 99.

§ 6. Konsonanten. In Bezug auf die lautliche Entwicklung des Konsonantismus ist das Got. wesentlich konservativer gewesen als rücksichtlich des Vokalismus. Die sonoren Konsonanten haben im Allgemeinen keine Veränderung der Artikulation erlitten, sind nur teilweise infolge der got. Auslautsgesetze silbisch geworden. Ausserdem kommt hier nur noch der Übergang von *mn* in *bn, fn* in dem Suffix *-ubni, -ufni*, wie *witubni, wundufni* in Betracht. Von den stimmlosen Geräuschlauten bestehen die Tenues *p, t, k, q* und die Spiranten *f, s, þ* unverändert fort; dagegen ist germ. *x* zum einfachen *h* herabgesunken und dem entsprechend die Verbindung *xw* zu *ƕ* (d. h. stimmlosem *w*?) geworden. Die einzige wesentliche Einbusse haben die stimmhaften Spiranten (S. 330) erlitten. Im Auslaut werden sie stimmlos (*maiza-mais, giba-gaf, biuda-bauþ* und so entsprechend auch wohl *dagis-dag*, obwohl hier die Schrift eine Verschiedenheit der Aussprache nicht bezeichnet). Ausserdem sind *b* und *d* nach *r, l* zu Verschlusslauten geworden, wie aus der Unveränderlichkeit der Gruppen *rb (lb)* und *rd, ld* im Auslaut hervorgeht (*swarb, waúrd, kald*). In andern Fällen wo got. Media urgerm. Spirans gegenübersteht, namentlich in den Verbindungen mit homorganem Nasal (und event. im Anlaut), ist vielleicht oder wahrscheinlich ein bereits vorgotischer Wechsel anzunehmen. Wie weit die germ. Spirans ʒ im Got. bereits zur Media fortentwickelt ist, lässt sich nicht entscheiden. Konsonantische Assimilationen fehlen fast ganz; die einzigen erheblichen Fälle sind der Übergang von *uz-* zu *ur-* vor anlautendem *r*, wie im *ur-rinnan*, und die Angleichung des auslautenden *h* von *jah, uh, nih* an folgendes *þ* (*jaþþan, wasuþþan, niþþan*) und gelegentlich an andere Konsonanten (*jalliban, jaddu, janni, nissijai*). Daneben *aiþþau* vielleicht aus **aifþau*. Spezifisch gotisch (im Gegensatz zum Nord.) ist der Verlust des Flexions *-z, -s* nach Vokal + *r, wair, stiur, baúr, unsar* u. s. w. Sonst hat sich das *z* wie überhaupt so auch in der Gruppe *rz* erhalten (*airzeis, marzjan*).

Stärker sind die analogischen Veränderungen. Lebendiger grammatischer Wechsel besteht nur ganz ausnahmsweise noch in *þarf* — *þaúrbum, juggs* — *jûhiza*, schwankend in *aih* — *aigum* neben *aig* und *aihum*. Sonst ist er stets durch Ausgleichung beseitigt, wo innerhalb der Flexionsformen desselben Wortes Wechselformen bestanden. Im starken Verbum geschieht dabei die Ausgleichung meist zu Gunsten des stimmlosen Spiranten: *hôf* — *hôfum, kaus* — *kusum, stôþ* — *stôþum, slôh* — *slôhum, saƕ* — *sêƕum*, ebenso bisweilen bei den schwachen Verbis: *nasjan, wasjan, laisjan, gansjan, sôþjan, hlôhjan* gegen *hazjan, wlizjan, talzjan, rôdjan* u. s. w. Auch beim Nomen zeigt sich diese Vorliebe für die stimmlosen Laute: *asans, kas, basi, drus, ausô, raus, gadars, þaursus*. Alle übrigen Sprachen bevorzugen hier, soweit

sie nicht den regelrechten Wechsel bewahrt haben, mehr oder weniger regelmässig die stimmhaften Formen der betreffenden Konsonanten. — Sonst ist hier etwa noch der Wiedereinfügung der *w* in Formen wie *swumfsl, swultum, qums, qumans* zu gedenken.

§ 7. Auslautsgesetze[1]). Besonders eigentümlich ist die Stellung des Gotischen in Bezug auf seine vokalischen Auslautsgesetze. Von der im Nordischen und stärker noch im Westgermanischen hervortretenden Einwirkung der Quantität der Wurzelsilbe auf die Vokalsynkope der Endsilben zeigt sich im Got. keine Spur; es heisst gleichmässig *mats, gasts* gegen altn. *matr : gestr*, ags. *mete : ȝiest*, alts. *meti : gast* u. s. w. Und während im Westgerm. *i* und *u* in Bezug auf Synkope gleich behandelt werden, scheidet sie das Gotische, indem es das *i* wie das *a* überall fallen lässt, das *u* überall behält: *mats, gasts* wie *dags, dôms,* aber *sunus, skildus* gegen ags. *mete, sunu : ȝiest, scield : dæȝ, dóm* u. s. w. Von allen andern germ. Sprachen scheidet sich das Got. durch die Verkürzung der ursprünglich auslautenden *-ā* und *ō* zu *a* statt zu *u* (das dann weiterhin nach bestimmten Gesetzen schwinden kann): Nom. Sg. F. *giba*, Nom. Acc. Pl. *juka*, Acc. Sg. M. *ainana* (vgl. *ainnôhun, ƕanôh*), 1. Sg. Ind. Praes. *nima*, eventuell Dat. Sg. *daga* gegen altn. *gjǫf, fǫt* (aus **ȝebu, *fatu*), *minn* (vgl. run. *mînino* auf dem Stein von Strand), ags. *ȝiefu, fatu, niomu*, alts. *fatu, nimu*, ahd. *nimu, tagu; mînan* (ags. *mînne*, alts. *mînana* weisen auf altes *-anê* neben *-anô*). Spezifisch gotisch ist ferner die Verkürzung des nicht cirkumflektierten *ai, oi* zu *a* : 3. Sg. Ind. Praes. Pass. *haitada*, Dat.-Lok. *daga*, Adv. *ûta* (vgl. gr. *φέρεται, οἴκοι*) gegen altn. *heiti* (run. *haitê*), *degi, úti*, ags. *hátte, dæȝe, úte*, alts. *dage, ûte*, ahd. *tage, ûze* aus **haitai* resp. **haitadai, *daȝai, *ûtai* durch *haitê* u. s. w. Auch sonst tritt das *a* in den got. Endsilben stark hervor; es vertritt ausser dem bereits angeführten nicht cirkumflektiertes *-ê* (3. Sg. Ind. Praes. *waúrhta*, altn. *orti*, run. *wrta, sate;* ags. *worhte*, alts. *warahta*, ahd. *worahta;* Dat. Sg. *ainamma*, vgl. *ainummêhun, ƕammêh*, gegenüber altn. *einum*, ags. *ánum*, alts. *ênumu, ênum*, ahd. *einemu* aus *-ammô*, vgl. oben den Acc. auf *-anô* und *-anê*), *-ên* oder *-êm* (Nom. Sg. *hana*, vgl. altn. *hani* aus **hanê* gegen westg. **hanô* aus *-ôn*), *-âm* (Acc. Sg. F. *giba, langa* wie altn. *langa*, ags. *ȝiefe, lǫnge*, alts. ahd. *geba, langa*), wahrscheinlich auch *-ôn, -ôm* (vielleicht *hana* = westg. **hanô* gegen altn. *hani;* 1. Sg. Praet. *waúrhta* = altn. *orta*, run. *worahtô, tawidô* gegen westg., ags. *worhte* u. s. w.). Alle cirkumflektierten Längen und Diphthonge, sowie Längen und Diphthonge vor gotisch erhaltenem Konsonanten sind bewahrt geblieben.

Konsonantische Verluste hat der gotische Auslaut abgesehen von dem Schwinden des Nom. *-z* bei *-ro, -ri*-Stämmen, § 6, nicht mehr erfahren. Das Stimmloswerden der stimmhaften Geräuschlaute im Auslaut ist ebenfalls bereits oben § 6 erwähnt worden.

[1] R. Westphal, Zs. f. vgl. Spr. 2, 161 ff. W. Scherer, zGDS.[1] 93 ff.[2] 174 ff. - A. Leskien, *Die Dekl. im Slavolit. u. Germ.*, Leipzig 1876. — W. Braune, PBB 2, 160 ff. H. Paul, ebda. 4, 315 ff. 6, 124 ff. E. Sievers, ebda. 5, 61 ff. G. H. Mahlow, *Die langen Vok. ā, ē, ō in den indoeurop. Sprachen*, Berl. 1879. — J. Schmidt, Zs. f. vgl. Spr. 26, 20 ff. — Fr. Hanssen, ebda. 27, 612 ff. — W. Streitberg, PBB 14, 165 ff. — F. Kluge, oben 358 ff.

§ 8. Silbentrennung. Nach Ausweis gewisser lautlicher Erscheinungen, insbesondere der Behandlung des *u̯* und der silbischen *m, n, r, l* vor *i̯* im Sanskr. und Griech., werden im Indogermanischen einfacher Konsonant + *j* (d. h. *i̯*) zum Auslaut der Folgesilbe gezogen (vgl. Brugmann, Vgl. Gr. § 154 u. ö.). Die Fortdauer dieser Art von Silbentrennung bis über die Scheidung von Ost- und Westgermanen hinaus wird durch die westgerm. Gemination notwendig vorausgesetzt, da sich z. B. westgerm. **kun-ni̯a* wohl aus **ku-ni̯a*, aber nicht aus *kun-i̯a* phonetisch ableiten lässt. Das Got. hat

dagegen nach kurzem Vokal (der allein zunächst hier in Betracht kommt) die Silbengrenze (Druckgrenze) in einheimischen Wörtern in die Mitte der Konsonantgruppe verlegt, trennt also *niu-ja*, *hau-ja* (d. h. *niu̯-i̯a*, *hau̯-i̯a*) statt des älteren **ni-wja*, **ha-wja* (d. h. *ni-u̯i̯a*, *ha-u̯i̯a*) und demgemäss auch wohl *kun-ja*, *bad-ja* statt des älteren **ku-nja*, **ba-dja* u. s. w., obwohl es in Fremdwörtern nach griech. Muster *w* + Konsonant im Silbenauslaut in Fällen wie *Pa-wlus*, *ai-wlaú-gi-a*, *Ai-wnei-ka* festhält. Aus unbekanntem Grunde ist die alte Silbentrennung in *usskawjan* geblieben. Nach langer Silbe, d. h. da wo das *j* erst spät aus silbischem *i* verkürzt war (oben § 5), bleibt die Druckgrenze vor der betreffenden Konsonantgruppe, also *lê-wjan*, *bal-wjan* u. s. w. Das Nordische steht in dieser Beziehung auf Seite des Gotischen gegen das Westgermanische (vgl. z. B. altn. *meyjar* = got. *maujôs* gegen ahd. *houwes* etc.); vielleicht ist also die Verschiebung der Silbengrenze bei den *j*-Gruppen ein gemeinsam ostgermanischer Akt, der früher eingetreten sein kann als die westgerm. Gemination. Durch ihn erklärt sich jedenfalls am einfachsten der Mangel einer derartigen Einwirkung des *j* auf vorausgehende Konsonanten wie er sich in der westgerm. Gemination zeigt. (Vgl. S. 356, 6. 357 f.)

§ 9. Das gotische Verbum hat eine Reihe wichtiger Altertümlichkeiten allein bewahrt. Nur das Gotische zeigt noch lebendige, wenn auch stark reduzierte und entstellte Passivformen, ferner einen Dual und die 3. Personen des Imperativs. Die Flexion der Inchoativa auf *-na-* (*fullnan*, *-nis*, Praet. *fullnôda*) scheint ursprünglicher als die des Nordischen (*fullna*, *-nar*, *-nada*). Von isolierten Formen sind das Praet. *iddja* (ags. zu *ēo-de* erweitert, S. 375) und der Imp. *ôgs* (S. 383) zu beachten. Auch der Trennbarkeit der zusammengesetzten Verben durch eingeschobene Partikeln, wie *ga-u-laubjats*, *uz-uh-hôf* mag hier gedacht sein, weil keine andere germanische Sprache dieselbe kennt.

In besonders altertümlicher Form hat sich die Praeteritalbildung der reduplizierenden Verba erhalten. Auf der andern Seite ist durch den das Gotische fast mehr als irgend eine andere germ. Sprache beherrschenden Trieb nach Regelmässigkeit manches alte entfernt worden, insbesondere der grammatische Wechsel des Wurzelauslauts (vgl. § 6), ferner z. B. das ursprüngliche *j* der Praesentia *ligan* und *sitan*. Die Flexion der Verba auf *-mi* ist wie im Nord. bis auf spärliche Reste bei *im* und *wiljan* erloschen. Am stärksten haben die schwachen Verba der *ô-* und *ai*-Klasse unter dem Ausgleichungstrieb gelitten, indem die ursprünglich nur auf einen kleinen Teil der Formen beschränkten *ô* und *ai* der Endungen nun bei den *ô*-Verbis die ganze, bei den *ai*-Verbis den grössten Teil der Flexion beherrschen. Die wichtigste Neuerung auf dem Gebiet der schwachen Verba ist die Bildung des Duals, Plurals und Opt. Praet. mit *-dêd-*, wie *nasidêdu*, *-dêdum*, *-dêdjau*; auch hierin steht das Gotische isoliert.

§ 10. Die Deklination der Substantiva zeichnet sich durch die Bewahrung des Vokativs und die Erhaltung der vollen Endung *-ns* des Acc. Pl. aus. Demgegenüber steht die Reduktion der vier Kasus: Instr. Dat. Lok. Abl. auf einen einzigen Kasus, der als Dativ bezeichnet zu werden pflegt, der Form nach aber verschiedenen Ursprungs sein kann. Zum Teil ist dieser Zusammenfall sichtlich auf lautlichem Wege erfolgt, wie denn z. B. das *-a* von got. *daga* lautgesetzlich auf *-ê(d)*, *-ô(d)*, *-oi* zurückgehen kann (oben § 7). Ursprüngliche Vokalverschiedenheiten der Endungen sind vielfach durch Ausgleichung verwischt oder neu reguliert worden. So ist im Gen. Sg. der *o*-Stämme die Form *-is* (wie im Pron. *þis*) verallgemeinert im Gegensatz zum Nord. (run. Gen. *godagas*, *hnabdas*) und Ags. (altags. *dægæs* wie Pron. *þæs*). In Gen. Dat. Sg. der weiblichen *i*-Stämme herrschen die *ai*-Formen, *anstais*, *anstai* gegenüber westg. *-i* (ahd. *ensti* vor). Charakteristisch ist ferner die

Beschränkung der Endung *-ô* im Gen. Pl. auf die fem. *â-* und *n*-Stämme, *gibô, tuggônô, manageinô;* das sonst allein herrschende *-ê* ist innerhalb des Germ. allein durch das Got. bewahrt. Die Flexion der mask. *i*-Stämme im Sing. ist, wie anderwärts mehr oder weniger vollständig, im Got. ganz mit der der *o*-Stämme vermischt worden. Von anderen Einzelheiten verdient noch die Neigung zur Überführung konsonantischer Stämme zur *u*-Deklination (vollständig in *fôtus, tunþus,* teilweise bei den Verwandtschaftsnamen, *brôþrjus, brôþruns*) hervorgehoben zu werden.

§ 11. Die Adjektivdeklination hat dieselbe Beschränkung der Kasuszahl wie die Substantivdeklination; dazu ist noch der Vokativ geschwunden. Formen die dem ahd. Instr. auf *-u* oder ags. Lok.-Instr. auf *-i* entsprächen, finden sich nicht. Dagegen ist den andern Einzelsprachen gegenüber manches Altertümliche erhalten. An spezifischen Neuerungen sind fast nur anzuführen die Anlehnung des Gen. Sg. F. *blindaizôs* (für **blindizôs*) an den Gen. Pl. *blindaize, -aizô* (hier haben die andern Sprachen umgekehrt die Formen der Gen. Dat. Sg. F. verallgemeinert, altn. *blindrar, blindri, blindra* u. s. w.) und die Rückführung des Dat. Sg. F. *blindai* (für **blindizai,* **blindaizai*) zur Substantivdeklination.

§ 12. Aus dem Gebiet der Pronomina sind die Bildung der Relativa durch angehängtes *-ei,* das zusammengesetzte Demonstrativum *sah* und die Indefinita auf *-uh* (*ƕazuh, ƕaþaruh, ƕarjizuh*) und *-hun* (*ƕashun, ainshun, mannahun*) als spezifisch gotisch hervorzuheben: doch haben die letzteren in den altn. Bildungen auf *-gi,* ahd. alts. *-gin* eine entferntere Parallele. Vor der Nominaldeklination zeichnet sich die Pronominalflexion durch Bewahrung von Instrumentalformen, *þê, ƕê,* und von Dualformen aus; doch teilt das Got. diese Altertümlichkeit wieder mit den übrigen germanischen Sprachen. Im Gegensatz zu Adjektivflexion, § 11, sind Gen. Dat. Sg. F. *þizôs, þizai* für die Gestalt des Gen. Pl. *þizê, þizô* massgebend gewesen. Beachtenswert als singulär sind die Formen *þus, þuk* und das Fem. *ƕô* (nebst *ƕôh*) beim Interrogativum.

§ 13. In Bezug auf nominale Wortbildung sind keine erheblichen Neuschöpfungen zu verzeichnen. Als innerhalb des Germ. isolierte Reste mögen die Adjektivadverbia auf *-ba,* die Ortsadverbia auf *-þ, -d* : *ƕaþ, aljaþ, dalaþ; jaind* (doch vgl. auch ags. *ȝeond,* alts. *huarod, tharod* u. s. w.), *-þa* : *dalaþa,* und *-þrô* : *þaþrô* u. s. w., aus dem Bereich der Zahlwörter die Bildung der Zehner in der zweiten Hälfte des Grosshunderts auf *-têhund* erwähnt werden.

ENTWICKLUNG DES GOTISCHEN IN HISTORISCHER ZEIT.

§ 14. Von einer Geschichte des Gotischen in historischer Zeit[1] kann bei dem verhältnismässig geringen Umfang und dem nahen zeitlichen Zusammenliegen der litterarischen Quellen kaum die Rede sein. Will man die Überlieferung des Gotischen mit der Periode beginnen lassen, welcher die ältesten finnischen Lehnwörter entstammen (§ 2), so wäre das vokalische Auslautsgesetz als der erste geschichtlich bezeugte Schritt in der Entwicklung des Gotischen zu bezeichnen. Eine zweite Schicht von Veränderungen betrifft die Zeit von etwa anderthalb bis zwei Jahrhunderten welche zwischen Wulfila und der Niederschrift der erhaltenen Handschriften liegt. Ihr dürfen wir diejenigen Änderungen zuschreiben, welche sich durch nur gelegentliche Schwankungen der Handschriften als Abweichungen von den Normen des wulfilanischen Gotisch kennzeichnen. Dahin gehört vor allem der auch in den biblischen Texten bereits vielfach bezeugte Übergang des *ê* in *ei* und die

Annäherung des *ô* an *û;* in flexivischer Beziehung vielleicht eine vereinzelte Form wie *usbida* Röm. 9, 3 gegenüber sonstigem *bidjan.* Stärker weichen bereits die Urkunden ab, namentlich in dem öfteren Fehlen des Nominativ-*s* bei Eigennamen, *Ufitahari, Wiljariþ, Gudilub* (das wohl in einer Vermischung des Vok. mit dem Nom. seinen Grund hat; sonst erscheint nur noch das fremde *diakon* ohne Endung) und der Schwächung von Kompositions- und Endungsvokalen, wie in *Sunjaifriþas* für *Sunjafriþus,* und öfter in den lat. Unterschriften, *Gudeliuus, Guderit* u. dgl.

Sehr wenig Sicheres, das hierüber hinausgeht, ergibt die Untersuchung der got. Namen und Wörter in den griech. und lat. Quellen. Das stete Schwanken der Orthographie zwischen *i* und *e, u* und *o, eu, iu* und *eo* lässt keine bestimmte Weiterentwicklung der got. *i, u, iu* erkennen. Ansätze zu einem *i*-Umlaut des *a* zeigen die westgotischen Namen in den Konzilsakten, wenn Formen wie *Ega, Egica, Egila, Emila* wirklich, wie man angenommen hat, für *Agja, Agica, Agila, Amila* u. s. w. stehen, und nicht für *Iga, Igica, Igila, Imila,* vgl. *Igila* Urk. Neap., *Iga, Igitza,* Stark, Kosenamen 37 , ahd. *Imo* u. dgl., Förstemann 1, 775 ff. Deutlich und sicher ist dagegen die Kontraktion von *auj* zu *ôj;* sie muss bereits zu Cassiodors und Jordanes' Zeiten (*Côjoni* zu got. **Gauja* Cass., *Widigôja, Gepidôjôs, in Ôjum, Frôila* Jord.) fest gewesen sein (Dietrich 37. 43 f. 48. 67 f.). Sonst bleiben *au* (abgesehen von einigen bereits bei Jordanes beginnenden Schwankungen wie dem regelmässigen *Ostrogotha* etc., wofür nur einmal *Austrogoti* Treb. Pollio, *Claud.* 6), und *ai* (wechselnd mit *ei*) durchgehends erhalten.

Auch der Konsonantismus bleibt im Ganzen fest. Nachvokalisches *g* vor *i* fällt gelegentlich aus: *Saio, Aiulf, Rainmir, Eila* für *sagja, Agjulf, Raginmir, Agila; Froisclus, Guntisclus* für **Froagisclus, Gunþigisclus* u. dgl. Echt got. scheint auch der Übergang von *dj* und *tj* zu *dz* und *tz, z* zu sein: vgl. *Scandza, Burgundzones, Mundzuccus* Jord., *matzia* Epigr. und namentlich die Koseformen auf *-za* für *-tja,* wie *Baza* zu *Batwins, Witiza* für *Witigis, Igitza, Egiza* neben *Witica, Egica* u. s. w.

Nicht zu verwerten sind die Versuche einer Transkription gotischer Worte in der Salzburg-Wiener Handschrift, weil sie sicher durch ahd. Aussprache beeinflusst sind, und die ebenda in vielfach verderbter Form erhaltenen Namen der got. Buchstaben[2].

Gering ist endlich auch die Ausbeute, welche die krimgotischen Aufzeichnungen Busbecks gewähren. Einigermassen beachtenswert erscheinen die Erhaltung des *þ* als Spirans (*goltz, statz, tzo* = *gulþ, staþs, þu*) und die Bewahrung des Nominativ-*s* in Formen wie *wint(s)ch, bar(d)s, ieltsch, fers* = **winds* oder **winþs,* **bards, hails,* **wairs* (= got. *watr*).

[1] Näheres hierzu bieten namentlich die in § 3, Anm. 2 und vor § 5 angeführten Arbeiten von Weingärtner, Dietrich, Bezzenberger, Förstemann und Wrede. Vgl. auch Bernhardt, Vulfila 649 f. O. Bremer, PBB 11, 2 ff. — [2] W. Grimm, *Zur Lit. der Runen,* Wien 1828 = Kl. Schr. 3, 85 ff. Massmann, ZfdA I, 296 ff. Kirchhoff, *Got. Runenalph.* 20 ff. Zacher, *Got. Alph. Vulfilas* 1 ff. Die Namen der Buchstaben sind auf der Tafel zu S. 250 mitgeteilt.

V. ABSCHNITT.

SPRACHGESCHICHTE.

4. GESCHICHTE DER NORDISCHEN SPRACHEN

VON

ADOLF NOREEN.

I. ALLGEMEINE HISTORISCHE ÜBERSICHT.

§ 1. Unter Nordischen Sprachen versteht man die Sprachen der germanischen Bewohner des skandinavischen Nordens (mit Einschluss von Island, Grönland und den Färöern) und der vom Norden aus besiedelten Gegenden der jetzigen britischen, russischen und deutschen Reiche. Das nordische Sprachgebiet umfasst jetzt: Schweden mit Ausnahme der nördlichsten Gegenden Lapplands und Västerbottens sowie einiger Parzellen in Dalarna und Värmland, wo Finnisch, und des mittleren Teiles vom Lappland, wo Lappisch (neben Schwedisch und ein wenig Finnisch) gesprochen wird; die Schwedisch sprechenden Teile von Finnlands westlichen und südlichen Küsten und Inseln samt Åland[1]; ein kleines schwedisch-sprachliche Gebiet auf Esthlands Küste und zum Teil die esthländischen Inseln Dagö, Nargö, Nukkö und die beiden Rågö[2]; das von Dagö aus bevölkerte Dorf »Galsvenskbi« (d. h. Altschwedendorf) im südlichen Russland (Gouvernement Cherson)[3]; die livländische Insel Runö, wo noch schwedische Sprache vorkommt[4], wie früher auch auf Ösel und zum Teil dem livländischen Festlande; Norwegen ausser gewissen von Lappen und Finnen bewohnten Gegenden, vornehmlich im nördlicheren Teile des Landes (grössere Partien von Tromsø Stift, die Gegend von Røros, »Finskoven« in Solør); Dänemark mit den Färöern, Island und Grönland (wo jedoch nur ein sehr geringer Teil der Bevölkerung Dänisch spricht); ferner den nördlichen Teil von Schleswig; endlich verschiedene skandinavische Ansiedlungen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, sowie vielleicht auch einige solche in Südamerika und Australien. Früher sind ausserdem während längerer oder kürzerer Zeit nordische Sprachen in folgenden Gegenden gesprochen worden: Schwedisch (sporadisch) im eigentlichen Russland (vom Schluss des 9. bis zum Anfang des 11. Jahrhunderts)[5] und bis vor kurzem in grösserer Ausdehnung als jetzt in Finnland, Esthland

und Livland; Norwegisch in gewissen Gegenden von Irland (von c. 800 bis c. 1300) und dem nördlichen Schottland sowie auf Man, den Hebriden (c. 800—1400 oder länger), den Orkney- (c. 800—1800) und den Shetland-Inseln (c. 800—1800)[6]; Dänisch im südlichen Teil von Schleswig und (vom Ende des 9. bis in das 11. Jahrh.) im östlichen und nördlichen England (»Danelag«)[7]; Dänisch oder Norwegisch (oder beides) in Normandie (c. 900—1000 oder etwas länger; in Bayeux sogar noch im 12. Jahrh.)[8].

[1] Freudenthal, *Om Svenska allmogemålet i Nyland,* Helsingfors 1870 (Bidrag till kännedom af Finlands natur och folk, utg. af Finska Vetenskaps-Societeten, XV). Fagerlund, *Anteckningar om Korpo och Houtskärs socknar,* Helsingf. 1878 (ib. XXVIII). Freudenthal, *Uber den Närpesdialekt,* Helsingf. 1878. — [2] Russwurm, *Eibofolke oder die Schweden auf den Küsten Ehstlands und auf Runö,* Reval 1855. Freudenthal, *Upplysningar om Rågö- och Wichterpalmålet,* Helsingf. 1875 (Finl. Natur o. folk. XXIV). Vendell, *Laut- und Formlehre der schwedischen Mundarten in den Kirchspielen Ormsö und Nukkö,* Helsingf. 1881. — [3] Vendell, *Om och från Gammalsvenskby,* Helsingf. 1882 (Finsk tidskrift, XII, 81). — [4] Russwurm a. a. O. Vendell, *Runömålet,* Stockholm 1882—87 (Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen och svenskt folklif II, 3). — [5] V. Thomsen, *Ryska rikets grundläggning genom Skandinaverna,* Sthlm. 1882. Bugge in Arkiv f. nord. Fil. II, 164. — [6] Worsaae, *Minder om de Danske og Nordmændene i England, Skotland og Irland,* Kjøbenhavn 1851. Laurenson in Annaler for Nordisk Oldkyndighed 1860, 191. K. J. Lyngby ib. 201. Munch, *Samlede afhandlinger* III (Chra. 1875). 1. 51. 79. 181. IV (Chra. 1876), 516. J. C. H. R. Steenstrup, *Normannerne* I—IV. Kbh. 1876—82. — [7] Worsaae a. a. O. Steenstrup a. a. O. — [8] Es. Tegnér in Nordisk tidskrift utg. af Letterstedtska föreningen 1884, 183. 652. Vibe, ib. 535 und (Norsk) Historisk tidskrift, 2 Række 5 Bind, 51. G. Storm, ib. 2 Række 6 Bind, s. 236. Steenstrup, a. a. O. I, 128.

§ 2. Altnordisch zum Unterschied vom Neunordischen nennt man die nordischen Sprachen in ihrer Entwickelung bis zur Reformation (um 1530). Seit welcher Zeit die germanische Bevölkerung im Norden wohnhaft gewesen ist, kann noch nicht einmal annäherungsweise exakt angegeben werden. Jedenfalls steht es fest, dass sie schon vor Christi Geburt da war, ja höchst wahrscheinlich schon im Anfang des sogen. Steinalters (im 3. Jahrtausend v. Chr.).[1] Wenn dem so ist, haben also die nordischen Sprachen jetzt ein Alter von mehr als 4000 Jahren. Indessen kennt man nichts von deren Beschaffenheit in der Zeit v. Chr. Erst aus dem Anfang unserer Zeitrechnung sind einige Aufschlüsse zu gewinnen über die Sprache der alten Skandinavier, welche dann nicht nur über Dänemark (mit Einschluss von Schleswig) und grosse Teile von (dem südlichen und mittleren) Schweden und von (dem südlichen) Norwegen, sondern auch über einige Gebiete in Finnland (wenigstens Nyland) und Esthland ausgebreitet gewesen zu sein scheint. Trotz dieser ziemlich grossen geographischen Ausbreitung ist doch, wie es scheint, die Sprachform überall so ziemlich dieselbe gewesen, weshalb man auch die Sprache jener Zeit als eine einheitliche betrachtet. Sie ist demnach die Mutter der verschiedenen jüngeren nordischen Sprachen und wird daher passend die Urnordische Sprache genannt.

[1] Montelius, Nordisk tidskrift 1884, 21.

§ 3. Die älteste Quelle des Urnordischen sind die Lehnwörter, welche während der ersten Jahrhunderte nach Chr. (zum Teil vielleicht noch früher) die Lappen von ihren Nachbarn in Schweden und Norwegen und die Finnen von den Nachbarn in Finnland und Esthland übernommen haben, und welche im Lappischen und Finnischen bis zu unserer Zeit bewahrt sind. Solche Wörter, vorzugsweise von kulturgeschichtlichem Gehalt, sind zu einer Anzahl von mehreren Hunderten vorhanden, wobei doch zu merken ist, dass von den finnischen Wörtern viele insofern zweideutig sind, als sie auch von den gotischen Nachbarn in Russland und den Ostseeprovinzen entlehnt worden sein können. Die Sprachform ist von äusserst altertümlichem, bisweilen gar

urgermanischem Gepräge, z. B. finn. *ansas* (got. *ans,* isl. *áss*) 'Balken', *kaltio* (isl. *kelda)* 'Quelle'; lapp. *sajet* (got. *saian,* isl. *sá*) 'säen', *divres* (asächs. *diuri,* isl. *dýrr)* 'theuer'.[1] Indessen können selbstverständlich diese aus ihrer natürlichen Umgebung herausgerissenen, jetzt isoliert dastehenden Wörter uns von dem Charakter des Urnordischen nicht viel sagen. Aber unsere Kenntnisse von dieser Sprache haben glücklicherweise eine andere und zwar wichtigere Quelle, die uns zum Teil wirklich zusammenhängende Sprachdenkmäler bietet. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Chr. hatten die Skandinavier von den stammverwandten südgermanischen Völkern den Gebrauch des ältesten, gemeingermanischen, aus 24 Typen bestehenden Runenalphabets gelernt. Runeninschriften, die sich dieses Alphabets bedienen, sind schon zu einer Anzahl von über 100 entdeckt worden, von denen jedoch nur etwa die Hälfte in sprachlicher Hinsicht von Belang ist, und auch von diesen sind die meisten sehr kurz (oft nur ein paar Worte). Sie sind vorzugsweise auf Steinen (bisweilen Felsenwänden) und sogen. Brakteaten (einseitig geprägten Goldmünzen, die als Schmucke angewandt wurden), aber auch auf Metall- und Holzgeräten, Waffen und Kleinodien angebracht worden.[2] Die ältesten schreiben sich schon aus dem 3. und 4. Jahrh. her und sind, wie man erwarten konnte, sämtlich aus Schleswig und Dänemark. So die Inschriften von Thorsbjærg (3. Jahrh.), Vimose (c. 300), Gallehus (c. 300—350), Nydam (4. Jahrh.), Himlingøie (4. Jahrh.) und Kragehul (gegen 400). Sehr alt sind weiter einige Inschriften aus dem südlichen Norwegen: die von Einang (4. Jahrh.), Steinstad (5. Jahrh.) und Fonnås (5. Jahrh.). In Schweden ist wenigstens die Inschrift von Etelhem (auf Gotland) aus der Zeit c. 500. Von den Brakteaten fallen die weitaus meisten in den Zeitraum 400—550[3]; vielleicht aber ist der wichtigste von allen, der von Tjurkö im südlichsten Schweden, etwas jünger. Andere wichtige Inschriften aus alter Zeit (vor 600) sind die von Lindholm, Järsbärg, Krogstad, Vånga, Skärkind, Skääng, Tanum und Möjebro in Schweden; in Norwegen die von Valsfjord, Veblungsnæs, Tomstad, Strand (Stavanger Amt), Bø und Tune, diese letzte verhältnismässig lang (99, ursprünglich 107, Runen). Jünger, aus dem 7. Jahrh. möchten z. B. die Inschrift von Reidstad und wohl auch die von By, beide in Norwegen, sein. Die Sprachform sämtlicher diesen Inschriften aus der Zeit c. 300—700 ist von etwas jüngerem Gepräge als die der ältesten finnisch-lappischen Lehnwörter. So z. B. ist betontes *ǣ* schon in *ā* übergegangen (vgl. Thorsbjærg *māriR,* got. *mērs* 'berühmt' mit finn. *n(i)ekla,* got. *nêþla* 'Nadel'), und aus tönendem *s* (*z*) ist ein *r*-Laut (*R*) geworden (vgl. Einang *daʒaR,* got. *dags* 'Tag' mit finn. *armas,* got. *arms* 'Elend'). Nichtsdestoweniger ist diese Sprache in wesentlichen Punkten altertümlicher als die der gleichzeitigen gotischen Denkmäler und ist unter allen germanischen Sprachen ohne Zweifel diejenige, die der postulierten urgermanischen Muttersprache am nächsten steht.

[1] W. Thomsen, *Über den Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen,* Halle 1870. — [2] Stephens, *Handbook of the old Northern runic Monuments of Scandinavia and England,* Kbh. 1884 (wo vorzügliche Abbildungen). — [3] Montelius in Svenska Fornminnesföreningens tidskrift VI, 236.

§ 4. Wie spärlich auch die urnordischen Quellen scheinen mögen, und obwohl von den Inschriften viele noch gar nicht, andere nur zum Teil gedeutet worden sind, reichen sie doch dazu aus, uns mit vollständiger Sicherheit die Verwandtschaftsverhältnisse des Urnordischen bestimmen zu lassen. Innerhalb der germanischen Sprachfamilie steht es dem gotischen Zweige am nächsten. Daher werden auch die nordischen und gotischen Sprachen oft als Ostgermanisch gegenüber dem (die übrigen germanischen Sprachen umfassenden) Westgermanischen zusammengefasst.[1] Indessen fallen schon in urnordischer Zeit die Differenzen zwischen den gotischen und nordi-

schen Sprachen weit mehr in die Augen als die Übereinstimmungen. Nur einige der wichtigsten und ältesten Unterschiede seien hier hervorgehoben[2]:

1) Urnord. Erhaltung der stammschliessenden Vokale bei den *a*- und *i*-Stämmen im Nom. Sg. (Einang *dazaR*, Gallehus *-zastiR*, Bø *hlaiwa*) und Acc. Sg. (Tune *staina*, Gallehus *horna*) gegenüber der Synkope im Got. (*dags, gasts, hlaiw; stain, haúrn*).

2) Urnord. endet Gen. Sg. der *a*-Stämme auf *-as* (Valsfjord *zodazas*), im Got. auf *-is* (*dagis*).

3) Urnord. enden die *an*-Stämme auf *-an* im Gen. Sg. (Tanum *þrawinan*) und Dat. Sg. (Tune *-halaiban*), im Got. resp. auf *-ins* (*hanins*) und *-in* (*hanin*).

4) Urnord. endet Dat. Sg. der *a*-Stämme auf *-e* (Tjurkö *-kurne*), got. auf *-a* (*kaúrna*).

5) Urnord. endet Dat. Sg. der *u*-Stämme auf *-iu* (Tjurkö *kunimu[n]diu*), got. auf *-au* (*sunau*).

6) Urnord. endet Nom. Pl. der *r*-Stämme auf *-iR* (Tune *dohtriR*), got. auf *-jus* (*dohtrjus*).

7) Urnord. endet 1. Sg. Prät. der schwachen Verba auf *-o* (Gallehus *tawido*), got. auf *-a* (*tawida*).[3]

[1] Näheres hierüber oben s. 362. — [2] Über altnordische Eigentümlichkeiten, die erst aus späterer (nicht urnordischer) Zeit belegt sind, s. Möbius, *Über die altnordische Sprache*, Halle 1872, s. 7 f. — [3] Deutungen der Inschriften vorzugsweise bei Bugge, Tidskrift for Philologie og Pædagogik VII, 211. 312. 353. VIII, 166. Aarbøger for nordisk oldkyndighed 1870, 187. 1871, 171. 1872, 192. 1884, 80. Forhandlinger i Videnskabs Selskabet i Christiania 1872, 310. Antiqvarisk tidskrift för Sverige X, 259. (Noreen's) *Altisländische und altnorwegische Grammatik*, Halle 1884, s. 190 ff. Wimmer, *Navneordenes böjning i ældre dansk*, Kbh. 1868, s. 41. *Die Runenschrift*, Berlin 1887. Burg, *Die älteren nordischen Runeninschriften*, Berl. 1885. Brate, Bezzenbergers Beiträge XI, 177. Kock, *Undersökningar i svensk språkhistoria*, Lund 1887, s. 108.

§ 5. Die sogen. Vikingerzeit (c. 700—1050) bringt durchgreifende Veränderungen, und dies nicht nur in der alten Schrift, sondern in eben so hohem Masse auch in der alten Sprachform, wie aus den jetzt etwas reichlicher fliessenden Quellen zur Genüge hervorgeht. Zwar bestehen auch für diese Periode unsere Quellen fast nur aus Lehnwörtern und Runeninschriften, aber jene treten jetzt in mehreren fremden Sprachen auf (s. unten), und die Inschriften, von denen einige einen nicht unbedeutenden Umfang haben, erreichen eine Anzahl von mehreren Hunderten. Diejenigen des 8. Jahrhunderts bedienen sich noch der alten germanischen Runen. So die von Istaby, Gommor, Stentofta (die längste mit diesen Runen geschriebene Inschrift, die es gibt: 118 Runen) und Björketorp in Schweden (c. 700), die von Vatn und Myklebust in Norwegen (c. 700—725), im wesentlichen auch noch die von Räfsal und Sölvesborg in Schweden (c. 750—775). Um 800 treten Inschriften auf, welche, wie die von Kallerup, Snoldelev, Helnæs und Flemløse in Dänemark, Örja in Schweden (sämtliche c. 800—825) schon fast ganz mit dem — aus dem älteren entwickelten — jüngeren, für das Altnordische eigentümlichen, nur aus 16 Runen bestehenden Alphabete geschrieben sind. Spuren dieses Alphabetes sind noch in der Inschrift von Kirkebø auf den Färöern (c. 850—875) vorhanden, aber seit den gleichzeitigen Denkmälern von Valdby in Norwegen und Nörrenærå in Dänemark ist das jüngere Alphabet alleinherrschend. Die älteste Inschrift dieser Art in Schweden ist wohl die von Ingelstad (c. 850—900). Um 900 datieren die Inschriften von Glavendrup (die längste, die aus Dänemark bekannt ist: 206 Runen), Tryggevælde, Rönninge, Voldtofte und Hammel in Dänemark, Arrild in Schleswig, Strand (Åfjorden) in Norwegen, Kälfvesten und Gursten in Schweden; etwas später

die von Læborg und die auf dem grösseren Bække-Stein in Dänemark, sowie die in allen Beziehungen so wichtige von Rök in Schweden, die längste Runeninschrift der Welt mit 752 (755?), ursprünglich 764 (767?) Runen. Aus der Zeit um 930 ist die Inschrift auf dem kleineren Jællinge-Stein in Dänemark; aus der ersten Hälfte des 10. Jahrh:s auch die von Skivum in Dänemark und wohl gleichfalls die von Gimsø (Lofoten) in Norwegen, wenn sie auch von Christen herzurühren scheint. Um 950 datiert die Inschrift von Vedelspang in Schleswig, vielleicht etwas später die von Store-Rygbjærg, um 980 die auf dem kleineren Bække-Stein und die in historischer Beziehung wichtige auf dem grösseren Jællinge-Stein, alle in Dänemark. Von den zahlreichen Denkmälern des 10. Jahrh:s seien noch hervorgehoben das von Björneby in Norwegen, Skærn in Dänemark, Tjängvide (Gottland), Kärnbo, Högby, Herened, Glemminge und das eine (ältere) von Kolunda in Schweden. Aus dem Ende des Jahrh:s rühren z. B. die drei von Hällestad in Schweden her, das von Hobro und der grössere Söndervissing-Stein in Dänemark. Endlich der Zeit um 1000 gehören unter anderen die Inschriften von Dannevirke und Hedeby in Schleswig, die auf dem grösseren Århus-Stein in Dänemark und die von Krageholm und Sjörup in Schweden.[1] — Die Lehnwörter sind zwar eine minder ausgiebige Quelle, aber jedoch von grossem Interesse. Zunächst ist hervorzuheben, dass die finnisch-lappischen Entlehnungen natürlich auch in dieser Periode ununterbrochen fortgehen. Jetzt aber kommen viele andere dazu, besonders keltische, russische und angelsächsische. In altirischen Handschriften aus der Zeit c. 1100—1150, deren Grundlage etwa hundert Jahre älter sein muss, und deren Sprache, von der Orthographie abgesehen, wesentlich die des 8. Jahrh:s ist, kommen nicht wenige altnordischen Wörter vor, die also wohl gegen 800, zu welcher Zeit nachweislich Berührungen zwischen Kelten und Skandinaviern stattfanden, entlehnt sein müssen, wie z. B. *skeld* 'Schild', *mergge* (anorw. *mærki*) 'Banner', *amor* 'Jammer' (vgl. aisl. *amra* 'jammern') u. a.[2] Jünger sind die russischen Lehnwörter, welche hauptsächlich bei der Gründung des russischen Reiches (862) durch die Schweden ins Altrussische hineingekommen sind. Diese Wörter sind fast ausschliesslich Personennamen, welche — zum Teil durch altrussische Lautgesetze umgemodelt — meist in zwei Urkunden von 912 und 945 vorkommen, aber natürlich im allgemeinen die altnordische Sprache des 9. Jahrh:s repräsentieren. Solche sind z. B. *Igor* (aschw. *Inguar), Rurik* (aschw. *Rōriker), Olga* (aschw. *Hiælgha,* gleich aisl. *Helga)* u. a., die aber bald fast alle ausser Gebrauch gerieten. Seltener sind andere Wörter (als Personennamen), zum Teil noch im Russischen fortlebend, wie z. B. *chvat* (aschw. *huater)* 'keck'.[3] Noch etwas jünger sind die englischen Lehnwörter, welche seit der ersten Niederlassung der Skandinavier in England (Ende des 9. Jahrh:s) und während der ganzen dortigen Herrschaft der Dänen (bis in das 11. Jahrh.) massenhaft ins Angelsächsische eingedrungen sind. Besonders zahlreich und alt sind die, welche zwar erst in der früh mittelenglischen Schrift Orrmulum überliefert sind, die aber doch im allgemeinen die altnordische Sprachform um 900 wiedergeben, wie z. B. *beȝȝsc* (aisl. *beiskr)* 'bitter', *nowwt* (aisl. *naut)* 'Vieh', *sannenn* (adän. *sannæ)* 'beweisen' u. a.[4] — Eine den Lehnwörtern nicht unähnliche Quelle sind die altnordischen Wörter (meist Nomina propria), die bei fremden Schriftstellern (z. B. Adam von Bremen) oder sonst (wie z. B. die Runennamen in Abecedarium Nordmannicum[5] oder die Personennamen in dem Reichenauer Necrologium[6]) citiert oder in anderer Weise angeführt werden. — Endlich können gewissermassen als eine zu dieser Zeit gehörige Quelle die alten Gedichte betrachtet werden, welche von norwegischen Skalden seit den Tagen Þióđolfs aus Hvin (Ende des 9. Jahrh:s)

und Isländern seit dem berühmten Egell Skallagrímsson (um 950), so wie von den uns leider unbekannten Urhebern der ältesten Eddalieder verfasst worden sind. Zwar liegen uns diese Gedichte erst in altisländischen Handschriften aus dem 13. Jahrh. vor, aber durch die metrische Abfassung ist manche Altertümlichkeit aufbewahrt worden, und die überlieferten Formen lassen vielfach die Sprache der Vikingerzeit durchschimmern.

[1] Wimmer, *Die Runenschrift* s. 304 u. pass., sowie die zu § 6 angeführte Literatur. Abbildungen bei Stephens, *Handbook of the old north. run. mon.* Wimmer, a. a. o. P. G. Thorsen, *De danske runemindesmærker*, Kbh., I, 1864. II, 1879—1881 (nicht ganz zuverlässig). — [2] Zimmer, ZfdA. XXXII, 196. — [3] V. Thomsen, *Ryska rikets grundläggning*, s. 114 ff. Bugge, Arkiv f. nord. Fil. II, 164. N. Höjer (Svensk) Historisk tidskrift 1883, 323. 1884, Beilage. V. Thomsen ib. 1883, Beilage. Tamm, *Slaviska lånord fråu nordiska språk*, Upsala (Universitets Årsskrift) 1882. — [4] Brate, PBB. X, 1. — [5] Wimmer, *Die Runenschrift*, s. 235 f. — [6] (Dansk) Antiquarisk Tidsskrift 1843—45. s. 73 ff.

§ 6. Die Sprachform dieser Quellen weicht schon in ältester Zeit in so hohem Masse vom Urnordischen ab, dass wir nicht umhin können deren Sprache als eine wesentlich andere zu betrachten, dies um so mehr als die ganze Vikingerzeit hindurch die Sprachverhältnisse des Nordens in einer ungemein raschen Entwickelung begriffen waren, wodurch in dieser verhältnismässig kurzen Zeit der Charakter der Sprache fast ganz verändert wurde. Schon aus der Zeit um 700 sind folgende wichtige Abweichungen vom alten Sprachgebrauch belegt:

1) Übergang von *ō* zu *a* in Endungen, z. B. Acc. Plur. *runaR* (Istaby) gegen urnord. *runoR* (Järsbärg); ja schon urnord. Etelhem *wrta* 'ich machte' gegen Tune *worahto*. Andererseits noch Björketorp *runo*, Stentofta *runono* (s. § 172, 6).

2) Synkope des unbetonten *a* (wenigstens nach langer Wurzelsilbe) und die damit zusammenhängende *a*-Brechung. Z. B. Nom. Sg. *-wulafR* (Istaby) 'Wolf' gegen urnord. *stainaR* (Krogstad) 'Stein'; Gen. Sg. *-wulfs* (Räfsal) gegen urnord. *-ȝisalas* (Kragehul).

3) Synkope des unbetonten *i* nach langer Wurzelsilbe und der damit zusammenhängende *i*-Umlaut. Z. B. 3. Sg. Präs. *ƀarutR* (Björketorp) 'bricht' = aisl. *brýtr* aus urnord. **ƀriutiR* (-*ıd*, vgl. unten 6); Dat. Plur. *ȝestumR* (Stentofta) zu **ȝestR* 'Gast' aus urnord. *-ȝastiR* (Gallehus).

4) Schwund des anlautenden *j*. Die alte *jāra*-Rune hat in der Istaby-Inschrift die Bedeutung *a*, was beweist, dass ihr Name schon *ār* (so in ABC-Darium Nordmannicum, 9. Jahrh.) war; vgl. das air. Lehnwort *amor* 'Jammer' (zu aisl. *amra* 'jammern').

5) Übergang von *þ* zu *đ* nach Vokalen. Wird wohl bewiesen durch die Verwendung der *þ*-Rune als Zeichen für *đ* und umgekehrt, z. B. 3. Sg. Präs. *ƀariutiþ* (Stentofta) 'bricht', *đauđe* (Björketorp; vgl. got. *dauþus*) 'Tod'.

6) Verwendung der 2. Sg. statt 3. Sg. Präs., z. B. *ƀarutR* (Björketorp) neben *ƀariutiþ* (Stentofta) 'bricht'.

Unter den übrigen durch die Denkmäler belegten Veränderungen seien nur folgende hervorgehoben (wobei aber zu merken ist, dass die Vorgänge selbst natürlich oft etwas älter als die ältesten Belege sein können, und dass sie selbstverständlich nicht immer zu ganz derselben Zeit im ganzen Norden aufgetreten sind).

Aus dem 8. Jahrh.: 7) Übergang von *ƀ*, *đ*, *ȝ* im Anlaut (*đ* auch nach *l*) zu resp. *b*, *d*, *g*. Wird bewiesen durch die Verwendung der *t*- und *k*-Runen als Zeichen für resp. *d* und *g*, z. B. *rhoaltR* (Vatn) = aisl. *Hróaldr* (vgl. urnord. *helđaR* Tjurkö), *kuþi* (Helnæs) = aisl. *gođe* 'Priester'.

8) Übergang der gutturalen Spirans vor *r* (*l*, *n*) in tonloses *r* (*l*, *n*), z. B. *rhoaltR* (Vatn) = ahd. *Chrodoald*, *rhuulfR* (Helnæs) = ahd. *Chrodulf*, im 9. Jahrh.

aruss. *Rurik* = aisl. *Hrórekr*, aruss. *Ruar* = aisl. *Hróarr* u. dgl. (vgl. urnord. *hrawdas* Bø u. dgl.); und vor Vokalen in blossen Hauchlaut, z. B. air. *elta* 'Knopf oder Schutzvorrichtung am Schwert' aus urnord. **helta* (aisl. *hialt*), *faþi* (Helnæs) gegen urnord. *faihido* (Einang) 'schrieb', im 9. Jahrh. aruss. *Askold* (aisl. *Hǫskuldr*).

9) Synkope des unbetonten *u* nach langer Wurzelsilbe und die damit zusammenhängenden *u*-Umlaut und *u*-Brechung, z. B. Acc. Sg. *ąsmu[n]t* (Sölvesborg) = aisl. *Ásmund* (alter *u*-Stamm), *kuþumu[n]t* (Helnæs, aber daselbst *sunu*, weil kurze Wurzelsilbe) = aisl. *Gudmund*.

Aus dem 9. Jahrh.: 10) *A*-Brechung auch vor erhaltenem *a*, z. B. aruss. *Olga* (aus **Jelga* wie russ. *odno* aus asl. *jedĭnŭ* u. d.) = aschwed. *Hiælgha*; Acc. Sg. *rauþumskialta* 'Rothschild' (Rönninge).

11) Assimilation von *nR*, *rR* zu resp. *nn*, *rr*, z. B. *stain* (Kallerup) gegen urnord. *stainaR* (Krogstad) 'Stein', *burin* (Rök) 'geboren' gegen urnord. *haitinaR* (Tanum) 'geheissen'; *þur* (Glavendrup) aus **þon(a)r(a)R* = aisl. *þórr*.

12) Assimilation von *nþ* (und wohl auch *lþ*) zu *nn* (und *ll*), z. B. aruss. *Gunar* (aisl. *Gunnarr*, ahd. *Gundachar*), Orrm. *sannenn* (vgl. ags. *sôð*) 'beweisen'; Acc. Sg. M. *ąnąn* (Glavendrup) 'ander' gegenüber urnord. *ski[n]þa-* (Skärkind) = aisl. *skinn-* 'Haut-'.

13) Schwund des *n* im Auslaut und vor *r*, *s*, *w* (wohl auch vor *l*), z. B. *ą* (Snoldelev) = urnord. *an* (Tjurkö) 'an', 3. Plur. Prät. *satu* (Flemløse) 'setzten' (vgl. urnord. *dalidun* Tune), Gen. Sg. *kutąą* (Ingelstad) = aisl. *Gota* (vgl. urnord. *þrawijan* Tanum); Nom. Sg. *þur* (Glavendrup) = aisl. *þórr* (aus **þonrR*, ahd. *donar*); aruss. *Asmud* = aschw. *Asmunder* (ahd. *Ansemund*); *ąuaiR* (Helnæs) = agutn. *Áwair* (vgl. ahd. *Anagêr*). Nach dem air. *Amlaib* (aisl. *Áleifr*, ags. *Anláf*), *Thomrair* (aisl. *þórer*), *Imhair* (aisl. *Ívarr*; s. § 52, 1, b) zu urteilen war *n* vor *l*, *r*, *w* um 800 noch da; aber möglicherweise soll hier das *m* nur die Nasalität der vorhergehenden Vokale ausdrücken. Auf der andern Seite wäre es möglich, dass der Schwund des *n* vor *s* weit älteren Datums sei, wenn nämlich die Schreibungen *asugisalas* (Kragehul, vor 400!) und *ąsmu[n]t* (Sölvesborg, c. 750) nicht auf verkürzter Schreibweise beruhen, was wenigstens in Betreff der letzteren anzunehmen nicht nötig sein dürfte.

14) Schwund des anlautenden *w* vor *u*, *o* und deren Umlauten, z. B. *ulfs* (Hammel; noch Räfsal *-wulfs*) 'Wolfes', *urþi* (Rök) 'würde', Orrm. *epeþþ* 'ruft' (aisl. *óper*, got. *wôpeiþ*).

Aus dem 10. Jahrh.: 15) Synkope des unbetonten (früher nebentönigen) *i* nach kurzer Wurzelsilbe, z. B. *niþR* (Rök, in der Prosa) = got. *niþjis* 'Verwandter'; aber noch archaisch z. B. *sitiR* (Rök, im Verse) 'sitzt'.

16) Synkope des unbetonten (früher nebentönigen) *u* nach kurzer Wurzelsilbe und die damit zusammenhängenden *u*-Umlaut und *u*-Brechung, z. B. *miuk* (Store-Rygbjærg) 'viel' = adän. *miok* aus **meku* (gr. μέγα), Acc. Sg. *sun* (Gursten, Tryggevælde) 'Sohn' gegenüber älterem *sunu* (Helnæs und noch Rök, im Verse), (Nom. Sg.) *kuþmuntr* (Skivum) gegenüber älterem (Acc. Sg.) *kuþumu[n]t* (Helnæs) = aisl. *Gudmund(r)*; vgl. auch das ags. Lehnwort *laʒu* (adän. *logh*) Gesetz, noch ohne Synkope und Umlaut.

17) *I*-Umlaut auch vor erhaltenem *i*, z. B. *li[n]ki* (Store-Rygbjærg) = aisl. *lenge* 'lange'.

18) Assimilation von *lR*, *sR* zu resp. *ll*, *ss*, z. B. Nom. Sg. *þurkil* (Högby) = aisl. *þorkell*, vgl. noch unassimiliert *karilR* (Ingelstad, c. 850—900) 'Karl' = finn. *karilas*; 3. Sg. Prät. Pass. *ai[n]taþis* (aschwed. *ændaþis*) 'starb' (Högby) aus **ai[n]taþi* + *sR* (= *seR* 'sich', s. unten 22).

19) Assimilation von *ht* zu *tt*, z. B. Acc. Sg. *trutin* (Glavendrup) = aisl. *drótten* (finn. *ruhtina*) 'Fürst', Nom. Sg. *tutiR* (Söndervissinge) = aisl. *dótter*

(vgl. urnord. Nom. Plur. *dohtriR* Tune); unassimiliert noch Ormm. *ambohht* = aisl. *ambótt* u. a.

20) Übergang des *R* nach dentalen Konsonanten in *r*, z. B. *raknhiltr* (Glavendrup, Tryggevælde) = aisl. *Ragnhildr*, *batri* (Tryggevælde) = got. *batiza* 'besser'; vgl. etwas früher *þurmu[n]tR* (Nörrenærå, c. 850—875) = aisl. **þormundr*, ja noch im 10. Jahrh. *niþR* 'Verwandter', *histR* 'Pferd' (Rök).

21) Übergang des *f* nach Vokalen, *l* und *r* in *b*. Wird bewiesen durch die Verwendung der *f*-Rune als Zeichen für *b* und (seltener) der *b*-Rune als Zeichen für *f*, z. B. Gen. Sg. *sikuifaR* (Tjängvide) = aisl. **Sigvífar* (vgl. asächs. *wîb*), Acc. Sg. *ąsulb* (Gunderup, c. 950—1000) = got. *Ansiulf*. In anderen Inschriften derselben Zeit sind aber die beiden Laute noch verschieden, z. B. Acc. Sg. *kunulf* (aisl. *Gunnolf*) neben Gen. Sg. *nairbis* (vgl. ahd. *Nerbo*) Personenname (Tryggevælde), *tualf* 'zwölf' neben Nom. Plur. *ualraubaR* (vgl. ahd. *roub*) 'Beute' (Rök), Acc. Sg. *-ulf* neben Nom. Sg. *sialbR* 'selber' (Kärnbo), *aft* (got. *afta*) 'nach' neben *hribną* (vgl. ahd. *hraban*) = aisl. *Hrefna* Personenname (klein. Denkmal von Bække).

22) Das neue Medio-Passiv, entstanden durch Suffigierung des Pron. refl. entweder im Dat. (*seR*, woraus *-sR*, *-ss*, s. oben 18) oder Acc. (*sik*, woraus *-sk*), z. B. 3. Sg. Prät. *ai[n]taþis* (aschw. *ændaþis*) 'starb' (Högby), 3. Plur. Prät. *barþusk* (anorw. *barðusk*) 'schlugen sich' (Århus).[1]

[1] Deutungen der Inschriften bei Bugge, Tidskr. f. Phil. VII, 314. VIII, 163. 198. Ant. tidskr. f. Sv. V, 1. 211. Brate (und Bugge) ib. X pass. Läffler ib. VI, Nr. 2. Wimmer, *Die Runenschrift* pass.; Aarb. f. nord. oldk. 1875, 188. Opuscula philologica ad J. N. Madvigium, Kbh. 1876, s. 193 ff. Kort Udsigt over det philologisk-historiske Samfunds Virksomhed 1876—1878, Kbh. 1878, s. 12 ff. Noreen, Arkiv f. nord. Fil. III. 24.

§ 7. Die Vikingerzeit ist aber eine Übergangszeit nicht nur zwischen dem Urnordischen und dem jüngeren Altnordischen, sondern auch in der Weise, dass schon dialektische Unterschiede in den Quellen sichtbar werden, und dies bald in solcher Fülle, dass wir streng genommen nicht mehr von einer einheitlichen altnordischen Sprache reden dürfen. So zeigt sich schon um 800 (oder etwas später) in Dänemark der Übergang von *hr* zu blossem *r*, z. B. Acc. Sg. *ruulf* (Flemløse; vgl. Nom. Sg. noch *rhuulfR* Helnæs, aber *ruulfR* Voldtofte) = aisl. *Hrolf*. Etwas nach 900 tritt ebenso in Dänemark die Kontraktion der Diphthonge auf, z. B. Nom. Acc. Pl. N. *þusi* (Skærn, klein. Denkmal von Jællinge), gesprochen *þōsi*, 'diese', vgl. aisl., anorw. *þau*, agutn. *þaun* 'sie'; *risþi stin* (Skærn), gespr. *rēsþi stēn*, 'errichtete Stein' = aisl., anorw. *ræiste stæin*, agutn. *raisti stain*; 3. Sg. Präs. Konj. *biruti* (Skærn), gespr. *b(i)rȳti*, 'breche', aus *briuti* (Glemminge) = aisl., anorw. *brióte*, agutn. *briauti*. Gegen 1000 zeigt sich sowohl in Dänemark als im südlichen Schweden der Übergang von *ē* zu *ǣ*, z. B. Dat. Sg. *sąR* (gröss. Denkmal von Jællinge), *saR* (Hällestad), gespr. *sǣR* 'sich' = aisl., anorw. *sér*; um 1000 auch der aschw.-adän. Einschub von *d* zwischen *nn* und *r*, z. B. Nom. Sg. *ma[n]tr* (Hedeby), Acc. Pl. *mi[n]tr*, gespr. *mandr*, *mændr*, 'Mann, Männer'. Indessen sind diese Unterschiede noch nicht so bedeutend, dass nicht die Skandinavier der Vikingerzeit ihre Sprache über den ganzen Norden als ein- und dieselbe betrachten und demgemäss mit ein- und demselben Namen, *dǫnsk tunga* 'dänische Sprache', bezeichnen konnten. Nachdem Island um 900, hauptsächlich aus dem westlichen Norwegen, bevölkert worden ist, entwickelt sich zwar hier allmählich ein besonderer westnorwegischer Dialekt, aber auch dieser weicht anfänglich nur höchst unbedeutend von der Muttersprache ab. Erst nach der vollständigen Einführung des Christentums im 11. Jahrh. ist die sprachliche Zersplitterung des Nordens so weit fortgeschritten, dass man in den Runeninschriften und in der dann entstehenden Literatur vier

verschiedene Hauptdialekte unterscheiden kann, die Grundlage der seitherigen vier Literatursprachen: Isländisch, Norwegisch, Schwedisch und Dänisch. Von diesen stehen indessen je zwei und zwei einander sehr nahe, weshalb man auch oft die zwei letzteren als Ostnordisch zusammenfasst, die zwei ersteren aber als Westnordisch oder, wie die alten Skandinavier selbst sich ausdrückten, *norrént mál*, d. h. nordische Sprache. Von den Hauptunterschieden dieser beiden Gruppen, wie sie in deren ältesten zu unserer Zeit bewahrten Quellen hervortreten, mögen die folgenden angeführt werden:

1) Unterbleiben, resp. Aufhebung (durch analogische Ausgleichung) der *i-* (*R-*) und *u*-Umlaute im Ostn. in vielen Fällen, wo das Westn. Umlaut hat, z. B. 2, 3 Sg. Präs. on. *halder* : wn. *heldr* 'hält', Sg. Prät. Konj. on. *vāre* : wn. *vǽra, -er, -e* 'wäre'; on. *i gār* : wn. *i gǽr* 'gestern'; Nom. Acc. Pl. on. *land* : wn. *lǫnd* 'Länder'.

2) On. *ō* gegenüber wn. *ū* in vielen Wörtern, z. B. Acc. Sg. on. *kō* : wn. *kú* 'Kuh', Acc. Sg. on. *sō* : wn. *sú* 'Sau', on. *trōa* : wn. *trúa* 'glauben'.

3) On. Erhaltung von *ē, ī, ȳ* bei Hiatus, wo diese Vokale im Wn. in ein konsonantisches *i* übergehen, z. B. on. *sēa* : wn. *siá* 'sehen', on. *fīande* : wn. *fiande* 'Feind', Gen. Sg. on. *bȳar* : wn. *biár* 'Dorfes'.

4) On. Erhaltung von *mp, nk, nt* in vielen Fällen, wo wn. Assimilation zu resp. *pp, kk, tt* stattfindet, z. B. on. *krumpin* : wn. *kroppenn* 'eingeschrumpft', on. *ænkia* : wn. *ekkia* 'Wittwe', Sg. Prät. on. *bant* : wn. *batt* 'band'.

5) Nom. und Acc. Pl. auf *-iar, -ia* im On. bei vielen Maskulinen (*i-* und *-ja*-Stämmen), wo das Wn. resp. *-ir, -i* hat, z. B. on. *drængiar, -a* : wn. *drengir, -i* 'Bursche'.

6) On. Bildung des Dat. Pl. mit suffigiertem Artikel normal auf *-umin*, im Wn. dagegen auf *-unum*, z. B. on. *fōtumin* : wn. *fótunum* 'Füssen'.

7) On. Pronominalformen wie *iak* (selten *æk*) 'ich', *vi(r)* 'wir', *i(r)* 'Ihr', *sum* 'welcher, -e, -es' u. a. gegen resp. wn. *ek, vér (mér), ér (þér), sem* u. s. w.

8) On. Ersetzung des *R*-Präteritums durch das gewöhnliche *d*-Präteritum, z. B. 3. Sg. on. *sāþe* : wn. *sere* 'säete'.

9) Sieg der Medio-Passiv-Form auf *-s* über die auf *-sk* (vgl. oben § 6, 22), im On. gegenüber dem umgekehrten Verhältnis im Wn., z. B. on. *kallas* : wn. *kallask* 'genannt werden'.

In einigen von diesen Punkten stimmen jedoch gewisse ostnordische Mundarten unserer Zeit mit dem Westnordischen überein (und wohl auch umgekehrt). Denn für die nordischen Mundarten in ihrer Gesamtheit gilt eine ganz andere Einteilung[1] als diejenige, zu der man bei einer ausschliesslichen Bezugnahme auf die durch eine Literatur vertretenen Dialekten kommt. Im folgenden nehmen wir jedoch nur auf diese letzteren Rücksicht.

[1] Lundell, Antropologiska sektionens tidskrift, B. I Nr. 5, Sthlm 1880.

§ 8. Die Hauptunterschiede der beiden alten westnordischen Literatursprachen, des Altisländischen und des Altnorwegischen, wie sie in den ältesten literarischen Quellen hervortreten, sind folgende:

1) Aisl. *u*-Umlaut auch vor erhaltenem *u (o)*, in welcher Stellung dieser Umlaut im Anorw. (mit Ausnahme gewisser Mundarten) unterbleibt, z. B. Dat. Pl. aisl. *sǫkom* : anorw. *sakum* 'Sachen'. Vgl. auch das analoge Verhältnis in 1. Pl. Prät. aisl. *kǫllodom* : anorw. *kalladum* 'wir nannten'.

2) Aisl. *ia* gegenüber anorw. (besonders ostnorw.), durch progressiven Umlaut entstandenem *iæ* in betonter Silbe, z. B. aisl. *hiarta* : anorw. *hiærta* 'Herz'.

3) Aisl. regelmässig *e* statt *i* und *o* statt *u* in allen Endungen und Ableitungssilben, während dagegen das Anorw. durch eine Art von Vokalharmonie *e* und *o* nur dann hat, wenn in der vorhergehenden Silbe *e, é, o, ó, ø, ǿ*, gewöhnlich auch *á* (seltener *a*), *ǽ* (seltener *æ*) stehen, z. B. 3. Sg. Prät. Ind.

aisl. *spurde* : anorw. *spurdi* 'fragte'; Nom. Pl. aisl. *syner* : anorw. *synir* 'Söhne'; 1. Pl. Prät. Ind. aisl. *gripom* : anorw. *gripum* 'wir griffen', Dat. Pl. aisl. *húsom* : anorw. *húsum* 'Häusern'. Vgl. aber sowohl aisl. wie anorw. Dat. Sg. *kononge* 'Könige', 3. Pl. Prät. Ind. *tóko* 'sie nahmen'. Das nähere s. § 91, b und § 97, b.

4) Aisl. *hl, hn, hr* gegenüber Anorw., mit Verlust des alten *h*, nur *l, n, r*, z. B. aisl. *hlaupa* : anorw. *laupa* 'laufen', aisl. *hníga* : anorw. *níga* 'sich neigen', aisl. *hringr* : anorw. *ringr* 'Ring'.

5) Aisl. Erhaltung, wenigstens der Regel nach, der Verbindung *fn*, welche im Anorw. weniger häufig vorkommt als das daraus entwickelte *mn*, z. B. aisl. *suefn* : anorw. *suemn* 'Schlaf'.

6) Aisl. treten die Formen *mit* statt *vit* 'wir zwei', *mér* statt *vér* 'wir' nur selten, *huarr* statt *huerr* 'welcher von mehreren' nicht oft, Anorw. dagegen alle häufig auf.

7) Aisl. endet die 2. Pl. auf *d* oder *t*, Anorw. dagegen gewöhnlich auf *r*, z. B. aisl. *gríped, -t* 'ihr greifet', *gripod, -t* 'ihr griffet' : anorw. *grípir, gripur*[1].

[1] Sievers, *Tübinger Bruchstücke der älteren Frostuthingslög*, Tübingen 1886, s. 7 ff. Vigfusson, *Eyrbyggja Saga*, Leipz. 1864, s. XXXIV ff. Keyser und Unger, *Olafs saga hins helga*, Chra. 1879, s. VIII f. *Barlaams ok Josaphats saga*, Chra. 1851, s. XVIII. Unger, *Saga Þiðriks konungs af Bern*, Chra. 1853, s. XVI. Möbius, *Über die altn. Sprache*, s. 15 ff. Petersen, *Det danske, norske og svenske sprogs historie*, II. Kbh. 1830, s. 57 ff.

§ 9. Das Altisländische ist unbedingt die wichtigste der altnordischen Sprachen sowohl in Betreff der sprachlichen Form als auch des Inhalts der Literatur. Das Sprachgebiet umfasste nicht nur Island, sondern auch Grönland, wo während längerer Zeit (983 bis c. 1400) isländische Kolonisten wohnten. Die Quellen unserer Kenntnisse von der altisländischen Sprache bestehen fast ausschliesslich aus einer höchst umfangreichen Literatur[1], die seit der Mitte des 12. Jahrh:s mit lateinischem Alphabete, den speziellen Bedürfnissen des Isländischen angepasst, niedergeschrieben worden ist. Wenn es eine Runenliteratur gegeben hat[2], so ist jedenfalls davon nichts bis auf unsere Zeit erhalten. Überhaupt hat das Altisländische nur äusserst wenige (etwa 40) Runendenkmäler[3] aufzuweisen, und von diesen, welche sämtlich in sprachlicher Hinsicht ziemlich wertlos sind, stammt das älteste (die Inschrift auf dem Kirchenthor von Valþjófstaður; doch vgl. § 20 über die Karlevi-Inschrift) erst aus dem Anfang des 13. Jahrh:s und ist also schon jünger als die ältesten Handschriften[4] mit lateinischem Alphabet, welche — wie auch andere altnordischen Handschriften — vorzugsweise in den grossen Sammlungen der Arnamagnæanischen (AM.) und königlichen (Reg.) Bibliotheken zu Kopenhagen, der Universitätsbibliothek zu Upsala (Ups.) und der Königlichen Bibliothek zu Stockholm (Holm.) aufbewahrt sind. Von diesen Handschriften sind nämlich einige schon dem Ende des 12. Jahrh:s zuzuschreiben. Als die ältesten unter allen gelten ein kleines Fragment eines Homilienbuches (Cod. AM. 237, fol.)[5] und das älteste Stück von *Røykiaholz máldage* (Inventarienverzeichnis)[6] sowie einige astronomischen, komputistischen und lexikalischen Aufsätze (Cod. Reg. g. s. 1812, ältester Teil, und Cod. AM. 249 l, fol.)[7]. Aus der Zeit um 1200 schreiben sich her z. B. die *Plácitúsdrápa* (Cod. AM. 673 b, 4:o)[8] und zwei Bruchstücke der *Grágás* (Codd. AM. 315 d und c, fol.)[9]. Aus dem Anfang des 13. Jahrh:s stammt u. a. ein Fragment des Elucidarius (Cod. AM. 674 a, 4:o)[10], und wenigstens aus der ersten Hälfte desselben Jahrh:s das in sprachlicher, besonders orthographischer, Hinsicht überaus wichtige Stockholmer Homilienbuch (Cod. Holm. 15, 4:o)[11] sowie einige Legenden und Legendenbruchstücke (Cod. AM. 645, 4:o, ältester Teil)[12]. Um 1250 datiert die Haupthandschrift der *Grágás* (Cod. Reg. g. s. 1157)[13], aus dem Ende desselben

Jahrh:s sowohl die Haupthandschrift der sogen. Eddalieder (Cod. Reg. g. s. 2365)[14] als die der Snorra Edda (Cod. Ups. 11, 4:o)[15]. Von späteren Handschriften seien nur noch erwähnt die orthographisch wichtigen »Annales Islandorum regii« bis 1306 (Cod. Reg. g. s. 2087)[16], die sehr reichhaltige Miscellanhandschrift (verschiedenen Inhalts) *Hauksbók* (Codd. AM. 371, 544 und 675, 4:o)[17] aus dem Anfang des 14. Jahrh:s und die grosse Sagenkollektion *Mödruvallabók* (Cod. AM. 132, fol.)[18] aus der ersten Hälfte desselben Jahrh:s. Noch spätere Handschriften sind in sprachlicher Hinsicht weniger bedeutend.

[1] Möbius, *Catalogus librorum islandicorum et norvegicorum ætatis mediæ*, Leipz. 1856. *Verzeichniss der . . . altisländischen und altnorwegischen . . . von 1855 bis 1879 erschienenen Schriften*, Leipz. 1880. Die Bibliographien im Arkiv f. nord. Fil. seit 1881. — [2] Björn Magnússon Ólsen, *Runerne i den oldislandske literatur*, Kbh. 1883. G. Storm, Arkiv f. nord. Fil. II, 172. — [3] Kålund, Aarb. f. nord. Oldk. 1882, s. 57. — [4] Hoffory, Göttinger gel. Anzeigen, 1884, s. 478 ff. Brenner, *Altnordisches Handbuch*, Leipz. 1882, s. 13 ff. — [5] Hrsgg. von Bjarnarson, *Leifar fornra kristinna fræđa íslenzkra*, Kbh. 1878, s. 162 ff. Vgl. Dahlerup, Nordisk tidskrift for Filologi, IV, 153. — [6] Hrsgg. photolithographisch von Kålund u. a. Kbh. 1885. — [7] Hrsgg. von L. Larsson, Kbh. 1883 und G. Þorlaksson in *Småstykker* udg. af Samfund til udg. af gammel nordisk litteratur, Kbh. 1884, s. 78. [8] Hrsgg. von F. Jónsson in *Mindre afhandlinger* udg. af det Philol.-Hist. Samfund, Kbh. 1887, s. 210. — [9] Hrsgg. von Finsen, *Grágás* I b, Kbh. 1852, s. 219 ff., 231 ff. und III, Kbh. 1883, s. 490 ff. — [10] Hrsgg. photolithographisch von Gislason, Kbh. 1869. — [11] Hrsgg. von Wisén, Lund, 1872; vgl. L. Larsson, *Studier över den Stockholmska homilieboken*, I—II, Lund, 1887. *Svar på prof. Wiséns 'Textkritiska anmärkningar'*, Lund, 1888. Wisén, Arkiv f. nord. Fil. IV, 193. *Några ord om den Stockholmska homilieboken*, Lund, 1888. — [12] Hrsgg. von L. Larsson, Lund 1885. — [13] Hrsgg. von Finsen, Kbh. 1852. — [14] Hrsgg. von Bugge, *Norrœn fornkvæđi*, Chra. 1867; vgl. Arkiv f. nord. Fil. II, 116. — [15] Unediert. — [16] Hrsgg. von G. Storm, *Islandske Annaler*, Chra. 1888, s. 77 ff. — [17] Hieraus das meiste hrsgg. z. B. von J. Þorkelsson, *Nokkur blöđ úr Hauksbók*, Reykjavík 1865. Gislason in Annaler for nordisk oldkyndighed 1858, s. 98 ff. Bugge *Norrœn Fornkvæđi*, s. 19 ff.; *Norröne skrifter af sagnhistorisk inhold*, Chra. 1863—73, s. 203 ff. — [18] Hieraus alles hrsgg. z. B. von F. Jónsson, *Egils saga Skallagrímssonar*, Kbh. 1886—8. Gering, *Finnboga saga hins ramma*, Halle 1879 und in *Beiträge zur deutschen Philologie*, Halle 1880, s. 1 ff. Möbius, *Kormaks saga*, Halle 1886.

§ 10. Die Sprachform des Altisländischen um 1200 ist durch das oben § 8 angeführte einigermassen charakterisiert worden. Bald aber zeigen sich wichtige Veränderungen, von denen die meisten den anfangs nicht sehr bedeutenden Unterschied vom Altnorwegischen schärfer hervortreten lassen. Schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrh:s gehen *ǿ* und *øy* in resp. *ǽ* und *ey* über, z. B. *dǽma* 'richten', *heyra* 'hören' statt *dǿma, høyra,* wie noch im Anorw.; *a, o, u* werden vor *lf, lg, lk, lm, lp* gedehnt, z. B. *hálfr* 'halb', *úlfr* 'Wolf', *dólgr* 'Feind', *fólk* 'Volk', *hálmr* 'Stroh', *hiálpa* 'helfen' statt *halfr, ulfr* u. s. w. wie im Anorw.; später auch *a, i, u, y* vor *ng* und *nk*, z. B. *lángr* 'lang', *þíng* 'Thing', *múnkr* 'Mönch', *lýng* 'Heidekraut' statt *langr, þing* u. s. w. Um 1250 endet schon das Medio-passiv auf *-z* statt *-sk*, z. B. *kallaz*, älter *kallask* 'genannt werden'; und jetzt treten in Endungen und Ableitungssilben *i* statt *e* und *u* (anfangs jedoch nur in geschlossener Silbe) statt *o* auf, z. B. *hani* 'Hahn', *ketill* 'Kessel', *konungr* 'König' (*skulu* 'sollen') statt *hane, ketell, konongr* (*skolo*), was der Schriftsprache ein wesentlich verändertes Aussehen verleiht. Um 1300 zeigen sich mehrere neuen Erscheinungen: zwischen auslautendem *-r* und einem vorhergehenden Konsonanten entwickelt sich der Svarabhaktivokal *u*, z. B. *ríkur* statt *ríkr* 'mächtig'; *ǫ* geht in *ö* (dies Zeichen wird doch erst im 16. Jahrh. eingeführt) über, ausser vor *ng* und *nk*, wo es zu *au* wird, z. B. *lǫng fiǫll*, jetzt zu sprechen *laung fiöll* 'lange Berge'; *e* wird ebenso vor *ng* und *nk* zu *ei* diphthongiert, z. B. *geingu* statt *gengu* 'sie gingen'; *é* geht da-

gegen in *ie* über, z. B. *fié* statt *fé* 'Vieh'. Um 1350 endet das Medio-passiv auf *-zt* (oder *-zst*), z. B. *kallazt* 'genannt werden'. Zu dieser Zeit darf die klassische Periode der altisländischen Sprache und Literatur als abgeschlossen betrachtet werden. Die folgende Zeit bis zur Reformation zeigt mehrfach sprachliche Züge, die sonst als fürs Neuisländische charakteristisch angesehen werden. So trifft man schon im 15. Jahrh. *ddl* statt *ll* oder *rl*, und *ddn* statt *nn* oder *rn*, z. B. *falla, faddla* 'fallen', *horn, hoddn* 'Horn'; um 1500 geht *ue* nach *h* in *uo*, in übrigen Stellungen aber in *vö* über, z. B. *huolpur* statt *huelpr* 'junger Hund', *kvöld* statt *kueld* 'Abend'. — Als das erste neuisländische Sprachdenkmal darf das erste isländisch gedruckte Buch, das Neue Testament von 1540, angesehen werden. Seit dieser Zeit ist in Wirklichkeit die Sprache fortwährend in einer ziemlich raschen Entwickelung begriffen gewesen, und besonders in Betreff der Laute sind die alten Verhältnisse ganz bedeutend verändert worden, wiewohl die neue Aussprache fast nie zu einem orthographischen Ausdruck gelangt ist. Als wichtigere Unterschiede des Neuisländischen von der alten Sprache mögen hier folgende hervorgehoben werden: das Medio-passiv endet, schon um 1550, auf *st* (früher sehr selten), z. B. *kallast* 'genannt werden'; *y, ý, ey* sind, schon bald nach 1600, mit resp. *i, í, ei* zusammengefallen; *á, æ, ó* sind zu resp. *au* (so wenigstens schon um 1650), *ai* (um 1700), *ou* diphthongiert; *g* ist anlautend vor *n* verstummt, vor *i* in *dj* (nach Konsonanten und in der Gemination) oder *j* (nach Vokalen) übergegangen, in gewissen anderen Fällen zu *gw* oder *w* (konsonantischem *u*) geworden; anlautendes *kn* ist mit *hn* zusammengefallen; aus *ps* und *pt* sind resp. *fs* und *ft* entstanden, und *fn* ist zu *bpn* geworden. Im Wortschatz und Syntax wird früh, z. B. in der 1578—80 gedruckten *Jónsbók*, ein starker, durch die politischen Verhältnisse unvermeidlich hervorgerufener, Einfluss des Dänischen bemerkbar. Aber schon im 18. Jahrh. zeigen sich puristische Bestrebungen, bald sogar archaisierende Tendenzen, die eine Annäherung der Sprache an das klassische Altisländisch zum Ziel haben[1].

[1] Noreen, *Altisländische und altnorwegische Grammatik*, Halle 1884. Arkiv f. nord. Fil. III, 1 ff. Kock, PBB XIV, 53 ff., 75 ff. Bugge, Arkiv f. nord. Fil. II, 207 ff. 350 ff. J. Þorkelsson, *Breytingar á myndum viðtengingarháttar*, Reykjavík, 1887. *Beyging sterkra sagnorða*, Reykj. 1888 ff. B. Magnússon Olsen, Germ. XXVII, 257. R. Arpi in Språkvetenskapliga Sällskapets förhandlingar 1882—85, Upsala 1886, s. 41 ff. Möbius, Über die altn. Sprache, s. 34.

§ 11. Dialektische Differenzen innerhalb des Altisländischen sind nur in sehr geringem Mass bemerkbar, wenn sie auch natürlich nicht ganz fehlen. So z. B. ist in gewissen Handschriften die ursprüngliche Verbindung *ft* (woraus etwas später regelmässig *pt*) durch *fst* ersetzt worden, wie in *ofst* = *oft* (*opt*) 'oft'. In Handschriften, die aus den westlichen Gegenden der Insel stammen, zeigt sich im 13. und 14. Jahrh. ein Übergang von *lf, rf* (d. h. *lƀ, rƀ*) in *lb, rb*, z. B. *tolb* = *tolf* 'zwölf', *þǫrb* = *þǫrf* 'Bedürfnis'. In einigen Fällen, wo die Schrift keine Verschiedenheit aufzuweisen hat, darf eine solche auf Grund der jetzigen Mundarten vorausgesetzt werden. So z. B. ist wohl der Unterschied ziemlich alten Datums, dass die Verbindung *hw* zwar im Allgemeinen als *ch* + *w* (konsonantisches *u*), im Norden und Westen aber als *kv* und in einem Teile des südöstlichen Islands als blosses *ch* ausgesprochen wird; ebenso wohl, dass im Westen *á* nicht, wie sonst allgemein, zu *au* diphthongiert ist, und dass im Norden anlautendes *kn* nicht mit *hn* zusammengefallen ist.[1] — In wie weit die Sprache Grönlands ein von derjenigen des Mutterlandes abweichendes Gepräge gehabt hat, ist den unbedeutenden (Runen-)Denkmälern gegenüber nicht abzusehen.

[1] Die zu § 10 citierte Literatur.

§ 12. Das Altnorwegische war nicht wie jetzt auf Norwegen und die

Färöer beschränkt, sondern dessen Sprachgebiet umfasste, wie schon (§ 1) gesagt, wenigstens eine Zeit lang auch Teile von Irland und dem nördlichen Schottland, Man, die Hebriden, die Shetland- und die Orkney-Inseln; ausserdem noch gewisse Teile des jetzigen (westlichen) Schweden (Bohuslän, Särna in Dalarna, Jämtland und Härjedalen). Die Quellen des Altnorwegischen bestehen nur in geringem Mass aus Runeninschriften[1]. Diese sind nämlich verhältnismässig wenige — etwa anderthalb Hundert — und geben in sprachlicher Hinsicht nicht viele Aufschlüsse, zumal da — wenn wir von den Inschriften der Vikingerzeit (§ 5) absehen — fast alle entweder gleichzeitig mit oder doch wenig älter als die altnorwegischen Literaturdenkmäler[2] sind. Hier mögen nur erwähnt werden aus der Zeit um 1050 die Inschrift von Frösö in Jämtland[3], aus der Zeit um 1150 die von Flatdal in Telemarken[4] und aus dem 13. Jahrh. die zum Teil metrischen Inschriften von Aardal in Sogn[5]. Eine weit wichtigere Quelle sind die altnorwegischen Handschriften[6], welche sämtlich mit lateinischem Alphabet geschrieben sind. In ihrer Gesamtheit steht die alte Literatur Norwegens sowohl nach Inhalt wie Umfang hinter derjenigen Islands bei weitem zurück. Aber in der Altertümlichkeit der Denkmäler kommt jene dieser fast gleich. Als das älteste gelten drei Legendenbruchstücke (Cod. AM. 655, 4:o, Fragm. IX a, b, c)[7], die sicher vor 1200 niedergeschrieben sind. Um 1200 datieren verschiedene Bruchstücke des älteren Gulathings-Gesetzes (Cod. AM. 315 f, fol.[8] und Fragm. I B im Reichsarchiv zu Christiania[9]) und aus dem Anfang des 13. Jahrh:s z. B. das sehr wichtige altnorwegische Homilienbuch (Cod. AM. 619, 4:o)[10]. Der ersten Hälfte desselben Jahrh:s gehören u. a. ein Bruchstück des älteren Eidsivathings- (oder Borgarthings-) Gesetzes (Fragm. I A im Reichsarchiv zu Christiania)[11] und die Haupthandschrift der *Konungs-skuggsiá* (Cod. AM 243 b α, fol.)[12]. Um 1250 entstanden sind z. B. die einzige vollständige Handschrift (»Rantzovianus«) des älteren Gulathings-Gesetzes (Cod. 137, 4:o e donatione variorum in der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen)[13], die legendarische Olafssage (Cod. Ups. Delag. 8, fol.)[14] und eine Miscellanhandschrift (Cod. Ups. Delag. 4—7, fol.)[15] von überwiegend romantischem Inhalt. Um 1260—70 datieren die Tübinger Bruchstücke des älteren Frostuthings-Gesetzes[16]. Aus dem Ende des 13. Jahrh:s haben wir die Haupthandschrift der Dietrichssage (Cod. Holm. 4, fol.)[17] und das überaus interessante, aus Wachstafeln zusammengesetzte Notizbuch von Hoprekstad in Sogn[18]. Von späteren Handschriften sei hier nur erwähnt die grosse Gesetzsammlung Codex Tunsbergensis (Cod. Reg. n. s. 1642)[19], deren ältester und grösster Teil zwischen 1320 und 1330 niedergeschrieben ist. Als in sprachlicher Hinsicht besonders wichtig mag auch hervorgehoben werden die grosse Menge von Diplomen, die seit dem Anfang des 13. Jahrh:s das ganze Mittelalter hindurch auftreten, und die vorzugsweise für die Erforschung der dialektischen Differenzen der Sprache von Belang sind[20].

[1] Nicolaysen, *Norske fornlevninger*, Chra. 1862—66. Undset, *Indskrifter fra middelalderen i Throndhjems domkirke* (Christiania Videnskabs-Selskabs Forhandlinger 1888, Nr. 4). S. Boije in Bidrag till kännedom om Göteborgs och Bohusläns fornminnen och historia, III, Sthlm. 1886, s. 266 ff. G. Brusewitz und Montelius ib. I, Sthlm. 1874—9, s. 425 ff. — [2] S. die Note 1 zu § 9 angeführten Schriften. — [3] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. III, 31. — [4] Wimmer, *Døbefonten i Åkirkeby kirke*, Kbh. 1887, s. 53 f. — [5] Bugge in Foreningens til norske fortidsmindesmærkers bevaring aarsberetning for 1868, Chra. 1869, s. 30 ff. — [6] Hoffory, Gött. gel. Anz. 1884, s. 482 ff. Brenner, Altn. Handbuch, s. 5 ff. — [7] Hrsgg. von Unger in *Heilagra Manna sögur*, Chra. 1877, I, 269—71, 823—5. II, 207—9. — [8] Hrsgg. von G. Storm in *Norges gamle love*, IV, Chra. 1885, s. 3—13. — [9] Hrsgg. photolithographisch ib. Facsimil. XIII—XV (vgl. s. 795 f.). — [10] Hrsgg. von Unger, Chra. 1864. — [11] Hrsgg. photolithographisch in Norges gamle love IV, Facsim. XVII (vgl. s. 797). — [12] Hrsgg. von Brenner, *Speculum regale*, München

1881. — [13] Hrsgg. von Keyser und Munch in Norges gamle love I, Chra. 1846, s. 3—110. — [14] Hrsgg. von Keyser und Unger, Chra. 1849. — [15] Hieraus das meiste hrsgg. von Keyser und Unger, *Strengleikar,* Chra. 1850. Kölbing, *Elis saga ok Rosamundu,* Heilbronn 1881. Germ. XXIII, 129. — [16] Hrsgg. von Sievers, Tübingen 1886. — [17] Hrsgg. von Unger, Chra. 1853. — [18] Hrsgg. photolithographisch von H. J. Huitfeldt-Kaas, *En notitsbog paa Voxtavler* (Chra. Vidensk.-Selsk. Forhandl. 1886, Nr. 10). — [19] Hieraus photolithographisch hrsgg. *Borgarthings ældre kristenret.* Chra. 1886. — [20] Hrsgg. von Lange und Unger, *Diplomatarium Norvegicum,* Chra. 1847 bis jetzt.

§ 13. Die Sprachform des Altnorwegischen um 1200 ist in ihrem Gegensatze zum Altisländischen oben (§ 8) schon hinlänglich charakterisiert worden. Das 13. Jahrh. scheint keine grösseren Veränderungen durchgeführt zu haben. Sobald aber Norwegen (1319) mit Schweden in Personalunion vereint worden ist, fangen Suecismen in ziemlicher Menge sich in der Norwegischen Schriftsprache zu zeigen an. Auch sonst hat das 14. Jahrh. mehrfache Abweichungen vom älteren Sprachgebrauche aufzuweisen. So treten statt *rl* und *rn* bisweilen *ll* und *nn* auf, z. B. *kall (karl)* 'Kerl', *konn (korn)* 'Korn', *prestanner (prestarner)* 'die Priester'; *i* wird zu *y* vor *r* und *l,* z. B. *hyrdir (hirdir)* 'Hirt', *lykyl (lykill)* 'Schlüssel'; zwischen auslautendem *r* und einem vorhergehenden Konsonanten entwickelt sich ein Svarabhakti-Vokal *e* oder *æ* (dialektisch *a* oder *u,* s. unten § 14), nach welchem bisweilen das *r* schwindet, z. B. *hester (hestr)* 'Pferd', *bøker (bókr)* 'Bücher', *þolleifær (þorleifr), Gudlæifæ (Gudleifr).* Beim Übertritt ins 15. Jahrh. zeigt sich anlautendes *kw* statt älteres *hw* (in Pronominen jedoch nur dialektisch, s. unten § 14), z. B. im Ortsnamen *Kutteseid* (zu *hvítr* 'weiss'). Dies Jahrh., während welchem Norwegen in Union mit Dänemark, zu Zeiten auch mit Schweden vereint ist, führt dem Norwegischen sehr viele Danismen und ausserdem auch einige Suecismen zu. Als Beispiele dieser seien angeführt die 2. Plur. auf *-in* (statt *-ir),* z. B. *vilin* 'Ihr wollt', und die Pronominalform *iak* (statt *ek)* 'ich'. Unter den Danismen sind die wichtigsten: das Auftreten von *b, d, g* statt resp. *p, t, k* nach Vokalen, z. B. *Tvedæ sogn (þveita sókn)* 'Th. Kirchspiel'; die Ersetzung eines Endungs-*a* durch *e,* z. B. *høre (høyra)* 'hören', *søghe (sókia)* 'suchen'; einzelne dänische Wortformen wie *iek (ek)* 'ich', *se (sið)* 'sehen', *spørge (spyria)* 'fragen' u. a.[1] Gegen das Ende des Mittelalters wächst dieser Einfluss des Dänischen riesenhaft, so dass die norwegische Literatur ins Absterben gerät, und das Norwegische als Schriftsprache endlich vollständig durch das Dänische ersetzt wird. Während des 15. Jahrh:s hat Norwegen kaum eine andere Literatur als Diplome aufzuweisen, und schon am Ende des Jahrh:s ist von diesen die weitaus überwiegende Anzahl in einer Sprache abgefasst, die fast rein dänisch ist. Im 16. Jahrh. finden sich norwegisch geschriebene Diplome nur als ganz vereinzelte Ausnahmen, und seit der Reformation, zu welcher Zeit die Bibel und die Gesetze ins Dänische übersetzt werden, ist entschieden diese Sprache diejenige der Literatur, der Stadtbevölkerung und überhaupt der Lesekundigen, ein Verhältnis, das wie bekannt bis in unser Jahrhundert fortgedauert hat[2].

[1] Private Mitteilungen des Herrn Prof. J. Storm. — [2] Petersen, *Det danske, norske og svenske sprogs historie,* II, Kbh. 1830, s. 69 ff.

§ 14. Dialektische Differenzen sind schon im ältesten Altnorwegisch in grosser Anzahl vorhanden und zeigen sich immer mehr das ganze Mittelalter hindurch. Besonders hervortretend ist der Gegensatz zwischen der Sprache des westlichen Norwegens, welche zum Teil dieselbe Entwickelung, wie ihre Tochtersprache auf Island durchläuft, und derjenigen des östlichen Norwegens, welche noch mehr in die Augen fallende Übereinstimmungen mit dem gleichzeitigen Altschwedisch aufzuweisen hat. Die Hauptunterschiede des Ostnorwegischen vom Westnorwegischen dieser Zeit dürften sein:

1) Onorw. (schon in der ältesten Literatur) *æ* im Pronomen Acc. Sg. M. *þænn* 'den', Nom., Acc. Sg. Ntr. *þæt* 'das' und im Adverb *þær* 'dort' gegen Wnorw. *a* in *þann, þat, þar;* später (14. Jahrh.) geht im Onorw., aber nicht im Wnorw., *a* in Endungen nach langer Wurzelsilbe in *æ* über, z. B. *sændæ* 'senden', *høyræ* 'hören' (aber *gera* 'thun', *vita* 'wissen' weil kurze Wurzelsilbe).

2) Onorw., aber nicht Wnorw. wird *y* vor *r* oder *l* bisweilen in *iu* gebrochen, z. B. *hiurðir* 'Hirt', *lykiul* 'Schlüssel' aus *hyrðir, lykyl* (noch älter *hirðir, lykill,* s. oben § 13).

3) Der Svarabhaktivokal zwischen auslautendem *-r* und einem vorher gehenden Konsonanten (s. oben § 13) erscheint im Onorw. oft als *a* (nach welchem dann bisweilen das *r* schwindet), im Wnorw. dagegen als *u* (wie im Isländischen) oder als *o,* z. B. onorw. *prestar* 'Priester', *vetar* 'Winter', *aftar* 'zurück', *bróða(r)* 'Brüder' gegen wnorw. *prestur, vetur, aftor, bróðor.*

4) Onorw. zeigt (schon im 13. Jahrh.) Spuren der strengen, sowohl regressiven als progressiven, Vokalharmonie (»Tiljævning«), welche den neunorwegischen Mundarten in so hohem Masse charakteristisch ist, z. B. Gen. Sg. *oko* oder *uku* statt *vaku* (aisl. *vǫko, vǫku*) 'Wachen', Nom., Acc. Sg. Ntr. *mykyt* statt *mykit* 'gross'.

5) Onorw. geht *tl* (über *tsl*) in *sl,* wnorw. dagegen *sl* in *tl* über, z. B. onorw. *lisli* st. *litli* 'der Kleine', *Asle (Atsle)* st. *Atle;* wnorw. *sýtla* st. *sýsla* 'Beschäftigung'.

6) Onorw. werden *ld* und *nd* zu resp. *ll, nn* assimiliert, z. B. *Vestfoll (Vestfold), bann (band)* 'Band'.

7) Onorw. geht *rs* in ein kakuminales *s* (bisweilen *ls* geschrieben, was wohl dieselbe Entwickelung der Gruppe *ls* voraussetzt) über, z. B. Gen. Sg. *Bærdóls (Bergþórs).*

8) Wnorw., aber nicht onorw. kommt anlautendes *kw* (aus *hw,* s. oben § 13) auch in den Pronominalstämmen vor, z. B. *kuer (huer)* 'wer', *kuassu (huersu)* 'wie' [1].

Die dialektische Differenzierung scheint immer mehr um sich gegriffen zu haben und wahrscheinlich noch rascher entwickelt zu sein, nachdem eine norwegische Literatursprache nicht mehr da war (s. oben § 13); so dass man annehmen können dürfte, dass um 1600 die jetzige Verteilung der Dialekte schon in allem Wesentlichen ausgebildet worden war. Wenigstens geht es aus der ältesten Arbeit der norwegischen Dialektforschung, dem »Norsk dictionarium eller glosebog« (1646) des Priesters Chr. Jensen, hervor, dass die Søndfjord-Mundart (im westlichen Norwegen) zu dieser Zeit schon wesentlich ihr jetziges Aussehen hatte, und dasselbe scheint für die Mundart von Valders (im südlichen Norwegen) durch ein kleines auf einem Holzstabe eingeritztes Kalendarium aus dem Jahre 1644 bezeugt zu werden. — In wie weit die altnorwegischen Dialekte Irlands, Schottlands und der dortigen Inseln von der Sprache Norwegens abwichen, ist unmöglich zu bestimmen wegen des — wenn wir von noch fortlebenden Ortsnamen absehen — gänzlichen oder fast gänzlichen Mangels an hingehörigen Denkmälern, indem, ausser einigen Orkneyischen und Shetländischen Diplomen [2] mit wenig hervortretenden Eigentümlichkeiten, unsere Quellen nur aus 30 Orkneyischen [3] (sämmtlich zu Maeshowe) und 14 Manischen [4] Runeninschriften aus der Zeit 1050—1150 bestehen, und diese in Folge ihrer mangelhaften Orthographie natürlich nur wenige Aufschlüsse in Betreff der Sprache geben. Jedoch wissen wir von der Orkney-Mundart wenigstens, dass sie anlautendes *h* vor *l, n, r* noch im 13. Jahrh. (wenn nicht länger) bewahrte, also etwa 200 Jahre später, als es in Norwegen verstummte; ebenso dass sie in einigen Wörtern *u, ú* vor *o, ó* bevorzugte, z. B. *brut (brot)* 'Bruch', *landbúle (-bóle)* 'Pächter' [5]. — Etwas reicher sind

unsere Kenntnisse des Färöischen Dialektes im Mittelalter, weil uns hier nicht ganz unbedeutende handschriftliche Quellen[6] zu Gebote stehen, unter denen die wichtigste eine grosse, von einem Färöischen Schreiber zwischen 1320 und 1350 abgeschriebene Sammlung altnorwegischer Gesetze (Cod. Hist. Lit. 12, fol. in der Universitäts-Bibliothek zu Lund)[7] sein dürfte. Von darin bemerkbaren Dialekteigentümlichkeiten notieren wir beispielsweise: *æ, ǽ* statt *ø, ǿ*, z. B. *æx (øx)* 'Axt', *dǽma (dǿma)* 'richten'; der Svarabhaktivokal *u*, z. B. *fingur (fingr)* 'Finger'; die Form *nea* statt *né* ('weder) noch'; die Präposition *međ* statt *viđ*.

[1] Private Mitteilungen des Herrn Prof. J. Storm. — [2] Hrsgg. in *Diplom. Norv.* passim. — [3] Munch. Samlede Afhandl. IV, 516. — [4] Munch, ib. III, 181. *Chronica regum Manniæ*, Chra. 1860, s. XX ff. — [5] Bugge, Aarb. f. nord. Oldk. 1875, 240. — [6] *Diplom. Norv.* passim. G. Storm in *Norges gamle love*, IV, 665, 698. — [7] Einige Stücke hrsgg. von Keyser und Munch, *Norges gamle love*, III, Chra. 1849, s. 12. 41. 68. 90. 108. 121. 134.

§ 15. Die Unterschiede der alten ostnordischen Literatursprachen, des Altschwedischen (mit Einschluss des Altgutnischen) und des Altdänischen, sind anfangs sehr unbedeutend, so dass man aus den ältesten literarischen Quellen nur folgende hauptsächliche Differenzpunkte anzuführen hat:

1) Die Nominativendung im Sg. *-r* ist im Aschw. noch erhalten, fehlt aber im Adän., z. B. aschw. *kalver* : adän. *kalf* 'Kalb'.

2) Der Konjunktiv ist im Adän. indeklinabel geworden, z. B. von *kø̄pa, -æ* 'kaufen' Präs. Konj. aschw. Sg. *kø̄pe*, Plur. 1 *kø̄pom* (oder *kø̄pin*), 2 *kø̄pin*, 3 *kø̄pe* (oder *kø̄pin*) : adän. *kø̄pæ* (oder *kø̄pe, kø̄pi*).

3) Die 2. Plur. Ind. (und Konj. vgl. oben 2) endet aschw. auf *-in*, ist aber im Adän. mit der 3. Plur. zusammengefallen, z. B. aschw. *vitin* : adän. *vitæ* (oder *vita*) 'Ihr wisset'.

Von den in etwas späteren Quellen hervortretenden Unterschieden mögen nur als am meisten in die Augen fallend hervorgehoben werden:

4) Adän. geht (anfangs nur im Inlaut) nachvokalisches *k, p, t* in resp. *g, b, d* über, z. B. aschw. *āka* : adän. *agæ* 'fahren', aschw. *lø̄pa* : adän. *lø̄bæ* 'laufen', aschw. *æta* : adän. *ædæ* 'essen'.

5) Adän. geht in- oder auslautendes ʒ in vielen Fällen in *w* (konsonantisches *u*) über, z. B. aschw. *lagh* : adän. *lau* 'Gilde'.

§ 16. Das Altschwedische ist die in sprachlicher Hinsicht weitaus wichtigste der altostnordischen Sprachen. Das Sprachgebiet umfasste zunächst Schweden mit Ausnahme der zu den altnorwegischen (s. § 12) und altdänischen (s. § 20) Sprachgebieten gehörigen westlichen und südlichen Teile; dann auch grosse Küstengebiete in Finnland, Esthland und Livland mit deren Inseln; (über das Altschwedische in Russland s. oben §§ 1 und 5). Unter den Quellen des Altschwedischen ist die älteste und dazu — im Gegensatz zu dem Verhältnis in den altwestnordischen Sprachen — eine sehr wichtige die Runeninschriften[1], welche in überaus grosser Menge (nahezu 2000) fast über ganz Schweden zerstreut sind, aber weitaus häufigst in der Landschaft Uppland (fast die Hälfte der ganzen Anzahl), dann in Södermanland, Östergötland und auf Gottland (etwa 200 in jeder von diesen Provinzen) auftreten. Dem Inhalt nach sind sie meistens zum Andenken verstorbener Verwandter abgefasst worden, nicht selten (etwa 160 Inschriften, alle aus der Zeit vor 1200) metrisch, wenigstens zum Teil. Ihr Alter ist höchst verschieden, indem sie aus allen Jahrhunderten des Altschwedischen herrühren, wenn auch die meisten dem 11. und 12. Jahrh. gehören. Diejenigen, welche jünger als die ältesten handschriftlichen Quellen sind, können natürlich in sprachlicher Hinsicht nicht sehr von Belang sein. Wenn wir von diesen so wie von den schon oben (§ 5) in Betracht gezogenen Inschriften der Vikinger-

zeit und von denjenigen Gottlands (s. § 19) absehen, mögen von den übrigen doch hier einige erwähnt werden. Der ersten Hälfte des 11. Jahrh:s gehören die (gegen 20) Ritzungen des Asmundr Karasun, der Mitte desselben Jahrh:s sowohl die (gegen 20) Inschriften, welche zum Andenken der Gefährten »Ingvars« verfasst worden sind, wie die (ebenso gegen 20) Ritzungen Balis. Aus dem Ende des Jahrh:s datieren die mehr als 30 Inschriften, welche von Ubir, dem produktivsten aller altschwedischen Ritzer, herrühren. Wichtiger jedoch als die schon erwähnten Inschriften, welche alle sich in der Gegend um den Mälar-See befinden, ist die um 1125 datierende aus Forsa in Hälsingland, das älteste skandinavische Gesetzgebot enthaltend und zudem von nicht unbedeutendem Umfang. In derselben Gegend kommt die noch etwas umfangreichere gleichzeitige Inschrift zu Malstad vor.[2] — Die zweite und selbstverständlich wichtigere Quelle des Altschwedischen sind Handschriften, von welchen die bis zu unserer Zeit erhaltenen sämtlich mit lateinischem Alphabet geschrieben sind, indem von einer einstigen — jedenfalls nicht sehr bedeutenden — Runenliteratur jetzt nichts bewahrt ist (vgl. § 19).[3] Die altschwedischen Handschriften stehen in Betreff des Alters hinter den altwestnordischen nicht wenig zurück, weil eine heimische Literatur in schwedischer Sprache erst im 13. Jahrh. entstand. Von noch erhaltenen Handschriften gehört mit Sicherheit diesem Jahrh. nur eine einzige (Cod. Holm. B 59, älteste Hand), die etwas nach 1281 geschrieben ist und das ältere Västgöta-Gesetz nebst einigen juridischen und geographischen Zusätzen enthält.[4] Aus dem Jahre 1300 stammt die Haupthandschrift des Upplands-Gesetzes (Cod. Ups. L. 12)[5], und etwa derselben Zeit gehören Lydekini Auszüge aus und Zusätze zu dem jüngeren Västgöta-Gesetz (Cod. Holm. B 59, zweite Hand).[6] Im Jahre 1325 niedergeschrieben sind die von einem Priester aus Vidhem gemachten, die Landschaft Västergötland betreffenden Aufzeichnungen juridischen, geographischen und historischen Inhalts, sowie einige Glossen (Cod. Holm. B 59, dritte Hand).[7] Etwas nach 1327 verfertigt ist die Haupthandschrift des Södermanna-Gesetzes, welche auch ein kleines Bruchstück des Bjärköa-Gesetzes enthält (Cod. Holm. B 53).[8] Der ersten Hälfte desselben Jahrh:s gehört auch die Haupthandschrift des (sogen. jüngeren) Västmanna-Gesetzes (Cod. Holm. B 57, ältester Teil).[9] Um 1350 datieren z. B. die Haupthandschriften sowohl des Östgöta-Gesetzes (Cod. Holm. B 50)[10] und des Dala- (oder sogen. älteren Västmanna-) Gesetzes (Cod. Holm. B 54, ältester Teil)[11] wie des Landrechtes des Königs Magnus Eriksson (Cod. AM. 51, 4:o, ältester Teil).[12] Vielleicht etwas später ist das Codex Buræanus genannte grosse Bruchstück (Cod. Holm. A 34)[13] der Legendensammlung des Petrus de Dacia. Wahrscheinlich aus 1360 und 1367 stammen die zwei kleinen Fragmente (der Königl. Bibliothek zu Stockholm)[14] von St. Birgittas autographischen Aufzeichnungen ihrer Revelationes. Zwischen 1385 und etwa 1400 geschrieben ist die wichtige Miscellanhandschrift, geistlichen Inhalts, Codex Oxenstierna (der Königl. Bibliothek zu Stockholm)[15], im ersten Viertel des 15. Jahrh:s die Haupthandschrift von St. Birgittas Revelationes (Cod. Holm. A 5a)[16], im zweiten Viertel desselben Jahrh:s sowohl die einzige vollständige Handschrift, Codex Bildstenianus[17] (in der Universitätsbibliothek zu Upsala), der Legendensammlung des Petrus de Dacia, sowie die Haupthandschrift (Cod. Reg. Thott. 4, 4:o)[18] des Kommentars zu dem Pentateuch und eine sehr grosse Miscellanhandschrift (Cod. Holm. D 4)[19] von überwiegend romantischem Inhalt. Von noch jüngeren Handschriften sei hier nur noch erwähnt das im Jahre 1452 oder möglicherweise ein wenig später geschriebene Originalmanuskript der Karls-Chronik (Cod. Holm. D 6).[20] Sprachlich besonders wichtig sind natürlich auch die Originaldiplome,[21] welche in grosser Menge seit 1343 das ganze Mittelalter hindurch

vorkommen, wenn auch erst gegen 1370 das Schwedische als Urkundensprache gewöhnlicher als das Latein ist.

[1] Vollständige Bibliographie für die Zeit 1801—1874 bei Montelius, *Bibliographie de l'archéologie préhistorique de la Suède,* Sthlm. 1875; fortgesetzt von dems. für die Zeit 1875—1881 in Svenska Fornminnesföreningens tidskrift, III, 187. 299. IV, 181. V, 102. — [2] Deutungen der Inschriften bei Brate (und Bugge), Ant. tidskr. f. Sv. X. Bugge, *Runeindskriften paa ringen i Forsa kirke,* Chra. 1877. K. Vitt. Hist. och Ant. Akademiens Månadsblad 1877, s. 530 f. H. Hjärne, Nord. tidskr. f. Fil. V, 177. — [3] Läffler, Nord. tidskr. utg. af Lett. fören. 1879, s. 603 f. Sv. Landsmålen, VI, CII. — [4] Hrsgg. photolithographisch von A. Börtzell und H. Wieselgren, Sthlm. 1889. — [5] Hrsgg. von Schlyter als *Corpus juris sueogotorum antiqui,* III, Sthlm. 1834. — [6] Hrsgg. von Klemming in *Småstycken på forn svenska,* Sthlm. 1868—81, s. 179 ff. — [7] Hrsgg. (nicht ganz vollständig) photolithogr. von A. Börtzell und H. Wieselgren, Sthlm. 1889 (dazu Collin und Schlyter in *Corpus* etc. I, Sthlm. 1827, s. 316; Lorenzen in *Småstykker,* Kbh. 1884, s. 66 ff.). [8] Hrsgg. von Schlyter als *Corpus* etc. IV, Lund 1838. — [9] Hrsgg. von Schlyter in *Corpus* etc. V, p. II, Lund 1841. — [10] Hrsgg. von Collin und Schlyter als *Corpus* etc. II. Sthlm. 1830. — [11] Hrsgg. von Schlyter in *Corpus* etc. V, p. I, Lund 1841. — [12] Hrsgg. von Schlyter als *Corpus* etc. X, Lund 1862. — [13] Hrsgg. von Stephens, *Ett fornsvenskt legendarium,* I, 1 3. 17. 31. 49. 54. 70. 99. 128. 165. 395. 401. 402. 415. 489, Sthlm. 1847. — [14] Hrsgg. von Klemming in *Heliga Birgittas uppenbarelser,* IV, s. 182. 177, Sthlm. 1862. — [15] Hrsgg. (nicht ganz vollständig) von Klemming, *Klosterläsning,* Sthlm. 1877—8; *H. Birgittas uppenb.* IV, 215. — [16] Hrsgg. (nicht vollständig) von Klemming, ib. II und III, Sthlm. 1860 und 1861. — [17] Hrsgg. (nicht vollständig) von Stephens, *Ett fornsv. legend.* I und II (pass.), Sthlm. 1847 und 1858; *S. Patrikssagan,* Sthlm. 1844, s. 1—23. — [18] Hrsgg. von Klemming, *Svenska medeltidens bibelarbeten* I, Sthlm. 1848. — [19] Hieraus das meiste hrsgg. z. B. von Klemming, *Flores och Blanzaflor,* Sthlm. 1844. *Konung Alexander,* Sthlm. 1862. *Svenska Medeltids Dikter,* Sthlm. 1881—2, s. 92. 177. 185. *Prosadikter från medeltiden,* Sthlm. 1887—9, s. 113. 249. Stephens, *Herr Ivan Lejonriddaren,* Sthlm. 1845—9. Ahlstrand, *Hertig Fredrik af Normandie,* Sthlm. 1853. — [20] Hrsgg. von Klemming, *Svenska medeltidens rimkrönikor* II, Sthlm. 1866. — [21] Hrsgg. von Liljegren, B. E. und E. Hildebrand, *Diplomatarium suecanum,* Sthlm. 1829 bis jetzt; Silfverstolpe, *Svenskt diplomatarium, Ny serie,* Sthlm. 1875 bis jetzt Styffe, *Bidrag till Skandinaviens historia* I—V, Sthlm. 1859—84; Arwidsson, Handlingar till upplysning af Finlands häfder, I—IX, Sthlm. 1846—57.

§ 17. Die Sprachform des Altschwedischen ist in ihrem Gegensatze einerseits zum Altwestnordischen, anderseits zum Altdänischen durch das (§ 7 und § 15) schon angeführte hinlänglich charakterisiert worden. Gegen das älteste Altschwedisch, wie es in den vorliterarischen Runeninschriften auftritt, zeigt aber die älteste Literatur schon bedeutende Differenzen, von denen hier nur folgende hervorgehoben werden mögen: *sþ* ist (nach Ausweis der Inschriften schon um 1050) zu *st* geworden, z. B. 3. Sg. Prät. *raisti,* älter *raisþi* 'errichtete'; anlautendes *h* ist (nach 1050) vor *l, n, r* (wie im Anorw.) verstummt, z. B. *loter* (aisl. *hlutr)* 'Loos', *nakki* (aisl. *hnakke)* 'Nacken', *ringer* (aisl. *hringr)* 'Ring'; betontes *ia* ist (zum Teil wenigstens schon im 12. Jahrh.) in *iæ* (wie im Anorw.) übergegangen, z. B. *hiærta,* älter *hiarta* 'Herz'; die Nasalvokale haben allmählich (im allgemeinen schon im 13. Jahrh.) ihren Nasalklang aufgegeben; *R* ist (zu sehr verschiedener Zeit in verschiedenen Stellungen und Gegenden) in *r* übergegangen, z. B. *niþr,* älter *niþR* 'Verwandter'; *b* und *d* sind in gewisse Konsonantgruppen eingeschoben worden, z. B. *hiælmber,* älter *hialmR* 'Helm', Gen. Plur. *aldra,* älter *allra* 'aller'; die 1. Sg. ist der 3. Sg. gleich geworden, z. B. *kallar* (aisl. *kalla)* 'rufe', *kallaþi* (aisl. *kallaða)* 'rief'. Der Wortschatz hat nur erst wenige Lehnwörter aufgenommen, hauptsächlich geistliche, durch das Christentum eingeführte Ausdrücke lateinischen und griechischen Ursprungs, wie *krussa* 'Kreuz', *brēf* 'Brief', *skōli* 'Schule', *prester* 'Priester', *almosa* 'Almosen' u. dgl. Das 14. Jahrh. bringt viele wichtige Veränderungen mit. Schon um 1300 sind die alten Pronominalformen *sā* 'der', *sū* 'die' durch die Neubildungen *þæn, þē* ersetzt worden. In der ersten

Hälfte des Jahrh:s zeigen sich zahlreiche Fälle von dem Übergange eines kurzen *y* in *ø*, z. B. *børia (byria)* 'anfangen', *førma* (aisl. *þyrma)* 'schonen', *møket (mykit)* 'viel', und die Dative *mǣr* 'mir', *þǣr* 'dir', *sǣr* 'sich', werden durch die Accusative *mik, þik, sik* ersetzt. Um 1350 erfährt die Schriftsprache, in Zusammenhang mit deren Ausbildung zu einer für das ganze damalige Schweden gültigen »Reichssprache«, eine durchgreifende Umbildung, die sich nicht nur in der Orthographie zeigt — indem z. B. der alte Buchstabe *þ* durch *th* und *dh*, je nach der Aussprache, ersetzt wird – sondern noch mehr in den Lauten und Formen, was ohne Zweifel von dem überhandnehmenden Einfluss der massgebenden Dialekte in Östergötland, Södermanland und Uppland abhängt. So wird betontes *io, iō* im Inlaut (ausser vor *rdh, rt, ng, nk)* zu *iø, iø̄*, z. B. *miølk*, älter *miolk*, 'Milch', *siø̄*, älter *siō*, 'See' (aber *fiordher* 'Meerbusen'); die Endungs- und Ableitungsvokale *u* und (wenigstens in offener Silbe) *i* gehen (ausser nach kurzer, haupttöniger Silbe) in resp. *o* und *e* über, z. B. Gen. Sg. *kyrkio* 'Kirche', Dat. Sg. *gardhe* 'Dorfe' (aber Gen. Sg. *salu* 'Verkaufs', Dat. Sg. *gudhi* 'Gotte'); *g, k (sk)* vor betonten palatalen Vokalen erhalten die Aussprache von resp. *dj, tj (stj)*, was aber nur sehr ausnahmsweise in der Schrift einen Ausdruck erhält, z. B. *g(i)ōma* 'verwahren', *k(i)ænna* 'kennen', *(skīna* 'glänzen'); *k* wird in unbetonter Silbe zu *g*, dann *gh*, z. B. *fātøgher* statt *fātøker* 'arm', *Swērighe* statt *Swērīki* 'Schweden'; die präpositiven Artikel *þæn* oder *hin* 'der' und (etwas später) *en* 'ein' kommen in Gebrauch; die Relativpartikel *ær* (aisl. *er)* wird durch *sum* (aisl. *sem*) ersetzt; die indeklinable Partizipialform auf *-andis* (z. B. *gangandis* neben *gangande* 'gehend'), welche anfangs nur adverbiell und prädikativ vorkommt, wird jetzt auch in attributiver Anwendung gebraucht. Etwas später, aber doch vor 1400, geht das lange *a* (z. B. in *sār*, aisl. *sár* 'Wunde') in *å* über, obwohl dies Zeichen sich erst weit später, im Druck sogar erst im Jahre 1526 zeigt. Auch schon im 14. Jahrh. wird in einsilbigen Wörtern die alte Verbindung von kurzem Vokal mit folgendem kurzen Konsonanten dadurch aufgegeben, dass entweder der Vokal oder der Konsonant gedehnt wird, z. B. *øøl* (aisl. *ǫl)* 'Zeche' aber *pænningsøll* 'Schenkenzeche', *broot* (aisl. *brot)* 'Bruch' aber *fridhbrott* 'Friedensbruch'. Diese Zerstörung der alten Quantitätsverhältnisse geht im 15. Jahrh. noch weiter, indem dieselben Dehnungen dann auch bei offener Silbe in mehrsilbigen Wörtern auftreten, z. B. *klaasi* 'Traube', aber *vinklasse* 'Weintraube', *droopi* 'Tropfen', aber *blōdhsdroppe* 'Bluttropfen'; ein in dieser Weise gedehntes (kurzes) *i* geht dann in *ē* über, z. B. *lēva*, älter *liva* 'leben'. Dem 15. Jahrh. gehören auch u. a. folgende wichtigen Veränderungen: *th* wird zu *t*, z. B. *tiggia* statt *thiggia* 'empfangen, betteln'; *h* verstummt, wenigstens in einigen Dialekten, vor konsonantischem *i* und *u*, was wohl in Verbindung mit deren Übergang in spirantisches *j* und *v* steht, z. B. *jærta* statt *hiærta* 'Herz', *var* statt *hwar* 'jeder'; alle Genitive nehmen die Endung *-s* an, z. B. Gen. Sg. *iordhs* statt *iordhar* 'Erde', Gen. Plur. *thēras* statt *thēra* 'ihrer'; Verba pura nehmen im Präteritum *-dd-* statt *-dh-* an, z. B. Sg. Prät. Ind. *trodde* statt *trōdhe* 'glaubte', Part. Prät. *trodder* statt *trōdher* 'geglaubt'. Um 1500 tritt bei neutralen Substantiven auf *-e, -i* bisweilen die Pluralendung *-r* auf, z. B. *stykker* 'Stücke', und die 1. Plur. wird der 3. Plur. gleich, z. B. *kalla* statt *kallom* 'rufen'. Während den 14. und 15. Jahrhunderten ist übrigens der Wortschatz infolge der politischen und merkantilen Verhältnisse des Landes mit niederdeutschen Lehnwörtern, meistens socialen und industriellen Ausdrücken, überfüllt worden; solche sind u. a. die vielen Verben auf *-ēra* (z. B. *hantēra* 'hantieren'), die Substantiva auf *-eri* (z. B. *røverī* 'Räuberei'), auf *-inna* (z. B. *førstinna* 'Fürstin'), auf *-hēt* (z. B. *fromhēt* 'Frömmigkeit'), die mit *be-, bi-, unt-*, zum grossen Teil auch die mit *for-* zusammengesetzten Wörter (z. B. *betala* 'bezahlen', *bistanda* beistehen', *untfanga*

'empfangen', *forsuma* 'versäumen') und eine grosse Menge anderer, wie z. B. *klēn* 'klein, spärlich', *smaka* 'kosten', *gröver* 'grob', *punger* 'Beutel', *tukt* 'Zucht', *brūka* 'gebrauchen', *stēvel* 'Stiefel', *arbēta* 'arbeiten', *frōkoster* 'Frühstück' u. a. Gegen das Ende des Mittelalters macht sich ein, durch die politischen Verhältnisse hervorgerufener, dänischer Einfluss auf die Sprache in hohem Masse geltend, und dies nicht nur in Betreff des Wortschatzes, sondern auch der Laut- und Formenlehre, so dass z. B. alle Endungsvokale im Begriff sind durch das einförmige dänische *-e* verdrängt zu werden, die harten Konsonanten *p, t, k* in nachvokalischer Stellung durch *b, d (dh), g (gh)* wie im Dänischen ersetzt zu werden, und die 2. Plur. Prät. Imperat. die Endung *-r* statt *-n* (z. B. *tagher* statt *takin* 'nehmet') anzunehmen. — Das erste wirklich hochbedeutende Sprachdenkmal des Neuschwedischen ist die erste vollständige Bibelübersetzung Schwedens, welche im Jahre 1541 durch die beiden Brüder Olaus und Laurentius Petri herausgegeben wurde, aber gewöhnlich als die Bibel Gustavs I. erwähnt wird. Während dieser und der nächst folgenden Zeit ist die schwedische Literatur in Folge religiöser und politischer Verhältnisse von einem überwiegend geistlichen und historisch-politischen Inhalt und hat durch den Einfluss des Humanismus ein gelehrtes Gepräge bekommen. Sie ist daher für sprachliche Zwecke als Quelle nicht ganz ausreichend. Erst seit der Mitte des 17. Jahrh:s, zu welcher Zeit eine im eigentlichen Sinne schönwissenschaftliche Literatur entsteht, deren hervorragendste Vertreter wie Stiernhielm, Columbus und Spegel sich speziell für die Pflege und die Bereicherung der Sprache interessieren, gibt die Literatur der Sprache eine allseitige Beleuchtung. Was nun die Sprachform betrifft, scheiden sich schon die ältesten neuschwedischen Schriften, z. B. die Bibel Gustavs I., nicht unbedeutend von den jüngsten altschwedischen. Man merkt nämlich eine ganz bestimmte Tendenz die Danismen auszurotten, dagegen heimische und zum Teil altertümliche Formen und Wörter wieder aufzunehmen. Trotz dieser in gewissem Masse archaisierenden Tendenz vieler Schriftsteller fehlen natürlich nicht mehrere Züge jüngerer Sprachentwicklung, und in Wirklichkeit ändert sich die Sprache während des 16. und 17. Jahrh:s ziemlich rasch, wenn auch nunmehr die Orthographie durch ihre Starrheit oft dies Verhältnis verhehlt. Als wichtigere Unterschiede zwischen der Sprache dieser Zeit und der älteren mögen hier erwähnt werden: der Übergang der Verbindungen *sj* und *stj* (sowohl des ursprünglichen als des aus *sk* vor palatalem Vokal entstandenen) in einen einheitlichen *sch*-Laut, z. B. *sju* statt *siū* 'sieben', *stjäla* statt *stiæla* 'stehlen' (*skära* 'schneiden', *skjorta* statt *skiorta* 'Hemd'); die Verstummung anlautender *d* (sei es ursprünglich oder aus palatalisiertem *g* entwickelt) und *l* vor *j*, z. B. *djup* statt *diūper* 'tief', (*gäst*, gesprochen *jäst* statt *g(i)æster* 'Gast'), *ljus* statt *liūs* 'Licht'; der Schwund der in gewissen Stellungen eingeschobenen *b* und *p*, z. B. Plur. *himlar* statt *himblar* 'Himmel', *samt* statt *sampt* 'samt'; die Entstehung einheitlicher, supradentaler *d-*, *l-*, *n-*, *s-*, und *t*-Laute aus den Verbindungen *rd* (aus älterem *rdh*), *rl, rn, rs* und *rt*, z. B. *herde* 'Hirt', *sorl* 'Gesumse', *barn* 'Kind', *kors* 'Kreuz', *svart* 'schwarz', von welcher Erscheinung Spuren schon früher zu finden sind; das Aufkommen der Form *Ni* neben *I* (aschw. *ir*) 'Ihr'; der Verlust jeder Kasusverschiedenheit bei dem Adjektiv und der Zusammenfall des Nominativs, des Dativs und des Accusativs bei dem Substantiv; die Zugrundelegung der Nominativform bei der Bildung des Genitivs, z. B. Gen. Sg. *kyrkias* neben *kyrkios* (aschw. *kyrkio*) zu *kyrkia* 'Kirche', Gen. Plur. *grannars* neben *grannas* (aschw. *granna*) zu *grannar* 'Nachbarn', ein Prinzip das doch nur sehr allmählich, am spätesten im Sg. der schwachen Substantive, durchdringt; die Annahme der Pluralendung *-n* bei den meisten vokalisch auslautenden Neutren, z. B. Plur. *knä-n* statt *knǣ*

'Kniee'; das neue Prinzip, dass bei der substantivischen Flexion mit suffigiertem Artikel Numerus nur beim Substantiv, Kasus nur beim Artikel ausgedrückt wird, nicht wie früher beides bei beiden, z. B. Plur. *synder-na* statt *synd(i)r-nar* 'die Sünden', Gen. Sg. *orm-ens* statt *orms-ins* 'der Schlange'. Überhaupt dürfte man sagen, dass das altschwedische Flexionssystem schon um 1700 so gut wie ganz aufgegeben ist, wenn auch eine in sprachlicher Hinsicht so wichtige Arbeit wie die durch Svedberg im Jahre 1703 herausgegebene Bibel Karls XII. durch absichtliche Archaisierung der Sprache viel altes bewahrt hat. Demselben bewussten Streben nach Altertümlichkeit der Sprachform verdanken wir die vielen Lehnwörter aus dem Altschwedischen und dem Altisländischen, mit welchen gewisse Schriftsteller in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh:s die Sprache bereichern, z. B. *fager* 'schön, lieblich', *härja* 'verheeren', *later* 'Gebärden', *snille* 'Genie', *tärna* 'Dirne', *tima* 'sich ereignen' u. a. Ausserdem werden während des ganzen 16. und 17. Jahrh:s aus dem Latein, durch den Humanismus, gelehrte Ausdrücke und aus dem Deutschen, meist infolge der Reformation und des 30-jährigen Krieges, ganze Massen von Wörtern verschiedener Art, z. B. *språk* 'Sprache', *tapper* 'tapfer', *prakt* 'Pracht', *hurtig* 'hurtig' u. s. w., besonders eine Menge mit *an-* (z. B. *antal* 'Anzahl'), *er-* (z. B. *eröfra* 'erobern'), *för-* (z. B. *förlust* 'Verlust'), *ge-* (z. B. *gestalt* 'Gestalt'), aufgenommen. Im 17. Jahrh., auf Grund der immer mehr wachsenden politischen und literarischen Bedeutung Frankreichs, beginnen französische Wörter in reichlichem Masse mit der Sprache einverleibt zu werden, und diese Entlehnungen nehmen während des 18. Jahrh:s eher zu als ab; solche sind *affaire* 'Geschäft', *charmant, respect, talent* u. a. m. Erst im 19. Jahrh. finden wir wiederum mächtige und bewusste Bestrebungen puristischer Art in Verbindung mit neuen Versuchen zu reicher Neubildung, sowie zur Aufnahme von Wörtern teils aus der alten Sprache, teils aus den lebenden Mundarten; so dass der jetzige Wortschatz schon in ungewöhnlich hohem Masse von demjenigen abweicht, welcher in der Literatur des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrh:s zum Vorschein kommt. Was dagegen die Laute und Formen betrifft, haben die beiden letzten Jahrhunderte nur verhältnismässig wenige Neuerungen von grösserer Bedeutung mitgebracht. Hier sei nur erwähnt, wie etwas nach 1700 die Spiranten *dh* und *gh*, wo sie sich noch vorfanden, durch resp. *d* und *g* ersetzt wurden, z. B. *bröd* statt *brödh* (*brōdh, brōþ*) 'Brot', *lag* statt *lagh* 'Gesetz'. Überhaupt darf schon die Sprache Dalins, welcher um 1750 in der schwedischen Literatur massgebend war, in lautlicher und morphologischer Hinsicht als Repräsentant für das jüngere Neuschwedisch gelten.[1]

[1] Rydqvist, *Svenska språkets lagar*, I—VI, Sthlm. 1850—83. Söderwall, *Hufvudepokerna af svenska språkets utbildning*, Lund 1870. Kock, *Studier i fornsvensk ljudlära*, Lund 1882—6. *Undersökningar i svensk språkhistoria*, Lund 1887. Arkiv f. nord. Fil. IV, 163 ff. Brate, *Äldre Vestmannalagens ljudlära*, Upsala (universitets årsskrift) 1887. Noreen, *Altschwedische Grammatik* (in Vorbereitung). *En svensk ordeskötsel af Samuel Columbus* (Einleitung). Tamm, *Fonetiska kännetecken på lånord i nysvenska riksspråket*, Upsala (universitets årsskrift) 1887.

§ 18. Dialektunterschiede sind sowohl in den altschwedischen Runeninschriften wie in der Literatur unleugbar, wiewohl in jenen dies Verhältnis zum grössten Teil verhohlen wird infolge der mangelhaften Lautbezeichnung, die ja sehr verschiedene Laute durch dasselbe Zeichen ausdrückt (wie z. B. *o, u, y, ø* durch die *u*-Rune). In der Literatur dagegen werden die Unterschiede sehr vermindert durch die bald wachgerufene Tendenz eine allgemeine Reichssprache zu schaffen wie durch die so sehr überwiegenden Beiträge gewisser Provinzen (z. B. Östergötlands) zur Literatur und den daraus mit Notwendigkeit herfliessenden Einfluss auf dieselbe. Nur ein Dialekt tritt in der Schrift scharf hervor, derjenige der Insel Gottland, welcher so wesent-

lich von dem Altschwedischen des Festlandes abweicht, dass man mit vollem Recht ihn durch die Bezeichnung Altgutnisch als eine gewissermassen besondere Sprache anerkannt hat (s. weiter § 19). Von den Mundarten des Festlandes ist in der ältesten Literatur diejenige ziemlich deutlich ausgeprägt, welche vorzugsweise durch den Cod. Holm. B 59 (s. oben § 16) vertreten ist und die Sprache eines Teiles der Provinz Västergötland repräsentiert. Dieser Dialekt nimmt gewissermassen eine Mittelstellung zwischen dem Altschwedischen und dem Altnorwegischen ein, wenn er auch jenem näher steht. Fast alle Punkte, worin er von dem sonstigen Altschwedisch abweicht, sind nämlich ebenso viele Übereinstimmungen mit dem Altnorwegischen. Solche sind z. B. *e* statt *i* und *o* statt *u* in Endungen und Ableitungssilben nur nach einem *e, ē, o, ō* oder *ø, ø̄,* zum Teil auch *ā,* in der vorhergehenden Silbe, z. B. 3. Sg. Präs. Ind. *hēter* 'wird genannt', *boren* 'geboren', Dat. Sg. Ntr. *gōþo* 'gutem', 3. Sg. Präs. Konj. *bøte* 'büsse', 3. Plur. Prät. Ind. *vāro* 'waren', aber Dat. Sg. *guþi* 'Gotte', 3. Plur. Prät. Ind. *gripu* 'griffen' u. s. w.; oft *o* gegen sonstigem aschw. *u* in der Wurzelsilbe, z. B. *odder* (aschw. *udder,* anorw. *oddr)* 'Spitze', *roten* 'faul'; Assimilation von *mp, nk, nt* zu *pp, kk, tt* häufiger als im sonstigen Altschwedisch, z. B. *roppa* (aschw. *rumpa)* 'Schwanz', *brække* 'Brink', *vætter* (aschw. *vinter,* anorw. *vetr)* 'Winter'; Dat. Plur. des mit suffigiertem Artikel flektierten Substantivs endet auf *-unum (-onom),* nicht wie im sonstigen Altschwedisch auf *-umin (-omen),* z. B. *arvunum* 'den Erben', *bondonom* 'den Bauern'; 3. Plur. Konj. hat (wenigstens im Cod. Holm. B 59) nie die sonst so übliche Endung *-in (-en),* sondern immer *-i (-e),* z. B. *mǣli* 'sprechen'; einzelne, dem sonstigen Aschw. fremde, aber im Anorw.-Aisl. übliche Wörter und Formen, z. B. *apter* (aschw. *āter,* anorw. *aptr)* 'zurück', Prät. Ind. *hælt* (aschw. *hiolt,* anorw. *helt)* 'hielt' u. a. m. Von sonstigen Mundarten sind in den ältesten Handschriften bisher nur ziemlich spärliche Züge angetroffen worden. Einiges mag hier angeführt werden. Dem Dialekte eines Teiles der Provinz Västmanland charakteristisch war, dem (ältesten Teil des) Cod. Holm. B 57 (s. § 16) nach zu urteilen, u. a.: in Endungs- und Ableitungssilben ging *i* in offener Silbe in *e, u* dagegen auch in geschlossener Silbe in *o* über, z. B. *skaþe* 'Schaden', Acc. Sg. *faþor* 'Vater'; *wr-* wurde zu *rw-* (oder *rwr-),* z. B. *rw(r)anger* (engl. *wrong)* 'verkehrt'; die Zahlwörter *fiōre* 'vier', *fiōrþe* 'vierte' statt sonstigem *fiūri, fiærþi;* die Pronominalformen Nom. Sg. Fem. und Nom., Acc. Plur. Ntr. *þæsson, -om* 'diese', *ængon* 'keine', *huarion* 'jede' statt *þæssin* u. s. w. Die beiden letzterwähnten Eigentümlichkeiten kommen auch der verwandten Mundart in Dalarna zu, welche durch den (ältesten Teil des) Cod. Holm. B 54 (s. § 16) vertreten ist. Einer Gegend in der Landschaft Uppland eigentümlich war, wie aus Cod. Ups. L. 12 (s. § 16) u. a. Denkmälern erhellt: Übergang eines kurzen *a* in *æ* in allen schwachtonigen Endungs- oder Ableitungssilben (s. § 125, a, γ), z. B. *faræ* 'fahren', *havændi* 'habend'; Übergang eines betonten *io* in *iø* auch vor *rþ,* z. B. *iørþ* statt *iorþ* 'Erde'; Affrizierung eines *k* oder *g* vor einem aus *au* entstandenen *ø̄,* während zur selben Zeit Mundarten in Västmanland und Södermanland, nach Ausweis der Codd. Holm. B 57 und B 53, noch keine Affrikaten in dieser Stellung hatten, z. B. *kiø̄p* (sonst *kø̄p,* isl. *kaup)* 'Kauf'. Die Sprache der Provinz Helsingland wich wenigstens insofern vom sonstigen Altschwed. ab, als der Wortschatz mehrfache Übereinstimmungen mit dem Anorw. zeigte. Am wenigsten bemerkbar sind Dialekteigentümlichkeiten in denjenigen Denkmälern, die aus den Provinzen Södermanland und Östergötland stammen, zum Teil ohne Zweifel darauf beruhend, dass — wie schon oben (§ 17) angedeutet ist — eben die Mundarten dieser Landschaften bei der Bildung und Entwicklung der werdenden Reichssprache einen sehr

massgebenden Einfluss ausübten. Doch dürfte man wenigstens zwei Östgötische Dialekte als in der Literatur einigermassen repräsentiert ansehen können, den einen vorzugsweise durch Cod. Holm. B 50 (s. § 16), der z. B. vor *ng* und *nk io* statt *iu* und als Endung der *a*-Stämme im Nom. Plur. regelmässig *-a* statt *-ar* aufweist, z. B. *sionga* (sonst *siunga*) 'singen', *sionka* (sonst *siunka*) 'sinken', *hæsta* (sonst ältest *hæstar*) 'Pferde'; den andern vorzugsweise durch Cod. Buræanus, wo u. a. der Endungs- und Ableitungsvokal *i* auch in geschlossener Silbe (ausser nach kurzer, haupttoniger Silbe) in *e* übergeht, z. B. *mōþer* (sonst normal *mōþir*) 'Mutter'; beiden gemeinsam ist z. B. die Pronominalform *nakuar* (sonst gewöhnlich *nokor, nokar* u. a. Formen mit *o* in der ersten Silbe) 'irgend einer'. Als ein Södermanländischer Dialektzug darf gelten, wenn in Cod. Holm. B. 53 (s. § 16) kurzes *a* in Endungen und Ableitungssilben zu *æ* wird nach palatalen Vokalen in der vorhergehenden Silbe, z. B. *fyllæ* 'füllen', *skæræ* 'schneiden'. — Die jüngere aschw. Literatur (nach 1350) kann als wesentlich in der Reichssprache abgefasst angesehen werden; so schon Cod. AM. 51, 4:o (ältester Teil, s. § 16), wenn auch hier noch viele östgötischen Dialektzüge, wie z. B. die oben aus dem Cod. Holm. B 50 angeführten, bemerkbar sind. Als Hauptcharakteristikum der Reichssprache gegenüber dem älteren Sprachgebrauch darf betrachtet werden die Regelung der Endungs- und Ableitungsvokale in der Weise, dass, ausser nach kurzer, haupttöniger Silbe, *o* statt *u* und — in offener, nicht aber in geschlossener Silbe — *e* statt *i* steht, z. B. Dat. Sg. *kyrkio* 'Kirche' (aber *salu* 'Verkauf'), *gardhe* 'Dorfe' (aber *gudhi* 'Gotte'; ebenso *mōdhir* 'Mutter'). — In wie weit die ohne Zweifel eigentümlich entwickelten aschw. Dialekte in Finnland, Esthland und Livland von der Muttersprache abweichend waren, ist infolge mangelnder oder unzureichender Quellen nicht wohl möglich zu bestimmen. Doch ist z. B. aus dem Originalmanuskript (Cod. Holm. A 58) des finnländischen Mönches Jöns Budde (oder Ræk) zu ersehen, dass zu seiner Zeit (um 1490) wenigstens einem Teile von Finnland charakteristisch war, dass *ia* auch in unbetonter Silbe zu *iæ* wurde, z. B. *viliæ* (sonst *vilia*) 'wollen', und dass ein Endungs- oder Ableitungs-*a* ausserdem zu *æ* wurde, wenn in der vorhergehenden Silbe *y* (doch nicht ein aus *i* entstandenes), *ȳ, æ, ǣ* oder *ø, ø̄* standen, z. B. *fyllæ* 'füllen', *væghæ* 'wiegen', *gōmære* 'Verhehler'.[1]

[1] Kock, *Studier i fornsvensk ljudlära*, Lund 1882—1886, s. 489 ff. 55. 144. 159. K. J. Lyngby in (Dansk) Antiquarisk Tidsskrift 1858—60, s. 242. 260. Rydqvist, *Svenska Språkets lagar*, IV, 153. Läffler, *Om v-omljudet*, Upsala (univ:s årskr.) 1877, s. 37. 55. 76. Bugge, Runeindskriften paa ringen i Forsa Kirke, s. 49.

§ 19. Das Sprachgebiet des Altgutnischen umfasst nur die Insel Gottland. Dessen Quellen sind ziemlich reichhaltig, sowohl aus Inschriften wie Literatur bestehend. Die Runeninschriften der Insel sind mehr als 200, von denen die ältesten (z. B. die schon oben § 5 erwähnte Inschrift von Tjängvide) der Vikingerzeit, die spätesten dem 16. Jahrh. angehören. Unter diesen ist besonders ausführlich die von Hauggrän, um 1100 (oder etwas früher) datierend. Noch viel umfangreicher und nächst der Röker-Inschrift die längste, die es überhaupt gibt, ist eine, welche zwar aus Gottland stammt, aber sich in Dänemark befindet, nämlich die (431 Runen enthaltende) Inschrift auf dem Taufsteine zu Åkirkeby (auf Bornholm), um 1200 verfasst und das Leben Christi behandelnd.[1] Von den agutn. Handschriften ist zunächst zu erwähnen ein jetzt verlorenes Calendarium aus dem Jahre 1328, mit Runen geschrieben und zwar die einzige schwedische Runenhandschrift, die wir mit Sicherheit kennen.[2] Sonst ist fast nur eine einzige, um 1350 und mit lateinischen Buchstaben geschriebene Handschrift (Cod. Holm. B 64) anzuführen, welche das Guta-Gesetz und ein sagengeschichtliches Stück enthält.[3] Nach diesen Quellen zu urteilen ist für die agutn. Sprachform in

ihrem Gegensatze zum eigentlichen Altschwedisch folgendes vorzugsweise kennzeichnend:

1) Die alten Diphthonge sind nicht wie im sonstigen Altschwedisch (und Altdänisch) kontrahiert worden, z. B. *auga* (aschw. *ogha*, aisl. *auga*) 'Auge', *droyma* (aschw. *drōma*, anorw. *droyma*) 'träumen', *stain* (aschw. *stēn*, aisl. *steinn*) 'Stein'; nur vor einem geminierten Konsonanten sind *ai*, *au* zu *a* vereinfacht, z. B. *ann* (aschw. *en*, aisl. *einn*) 'ein', *datt* (aschw. *døt*, aisl. *dautt*) zu *dauþr* 'todt'.

2) Aus dem alten Diphthong *iū* — welcher im sonstigen Aschw. (wie im Adän.) nach *r* oder einem *l*, welchem Guttural oder Labial vorangeht, zu *ȳ* kontrahiert, sonst erhalten ist — ist ein Triphthong *iau* entwickelt worden, z. B. *fliauga* (aschw. *flȳgha*, aisl. *fliúga*) 'fliegen', *biauþa* (aschw. *biūþa*, aisl. *bióða*) 'bieten'.

3) Aus *æ*, *ǣ* und *ø*, *ø̄* sind resp. *e*, *ē* und *y*, *ȳ* geworden, z. B. *lengr* (aschw. *længer*) 'länger', *mēla* (aschw., aisl. *mǽla*) 'reden', *yx* (aschw., aisl. *øx*) 'Axt', *dȳma* (aschw., aisl. *dóma*) 'richten'.

4) Kurzes *o* ist ausser vor *r* in *u* übergegangen, z. B. *fulk* (aschw., aisl. *folk*) 'Volk', aber *borþ* 'Tisch'.

5) Unumgelautete Formen stehen gewöhnlich gegenüber *u*-umgelauteten im sonstigen Aschw., z. B. *havuþ* (aschw. *hovuþ*) 'Kopf', *hagga* (aschw. *hugga*) 'hauen'.

6) Anlautendes *w* schwindet vor *r*, z. B. *raiþi* (aschw. *vrēþe*) 'Zorn'.

7) In den Konsonantengruppen *mn*, *mt* wird nicht — wie im sonstigen Aschw. häufig — *p* eingeschoben, z. B. *namn* (aschw. oft *nampn*) 'Name', Nom. Sg. Ntr. *iemt* (aschw. oft *iæmpt*) 'eben'.

8) Gen. Sg. der schwachen Femininen endet auf *-ur*, z. B. *kirkiur* (aschw., aisl. *kirkio*) 'Kirche'.

9) Einzelne Pronominalformen wie *hān* (aschw. *hon*, *hun*) 'sie', *menn*, *þenn*, *senn* (neben *minn*, *þinn*, *sinn*) 'mein, dein, sein', *þissi* (aschw. *þænne*, aisl. *þesse*) 'dieser'; und Verbalformen wie *ir* oder *ier* (aschw. *ær*) 'ist', *al* (neben *skal*) 'soll'.[4]

[1] Deutungen der Inschriften bei Wimmer, *Døbefonten i Åkirkeby kirke*, Kbh. 1887 (vgl. H. Hildebrand in K. Vitt. Hist. o. Ant. Ak:s Månadsblad, 1887, s. 179 ff.). Brate (und Bugge), Ant. tidskr. f. Sv. X, 287. 296. 298. 354. 356; vgl. C. Säve, *Gutniska Urkunder*, Sthlm. 1859, s. 39 ff. — [2] Hrsgg. von O. Worm in *Fasti danici*, Kbh. 1626, s. 100 ff.; vgl. Wimmer, *Døbefonten* etc., s. 62 ff. — [3] Hrsgg. von Schlyter als *Corpus* etc. VII, Lund 1852. — [4] Söderberg, *Forngutnisk ljudlära*, Lund(s universitets årsskrift), 1879.

§ 20. Das Altdänische ist seiner ganzen Anlage nach die unursprünglichste der altnordischen Sprachen. Sein Sprachgebiet umfasste nicht nur das jetzige Dänemark sondern auch die südschwedischen Landschaften Halland, Schonen und Blekinge, ferner das ganze Schleswig und, wie schon oben (§ 1) gesagt, während der Vikingerzeit grosse Landstriche in dem östlichen und nördlichen England. Die ältesten Sprachdenkmäler bestehen aus ein paar hundert Runeninschriften, von denen die weitaus wichtigsten der Vikingerzeit gehören und daher schon oben (§ 5) erwähnt worden sind. Von den späteren dürfte verdienen hier hervorgehoben zu werden nur die ausführliche (197 Runen enthaltende) zu Karlevi, welche zwar sich auf der schwedischen Insel Öland befindet, aber wahrscheinlich von Dänen (oder vielleicht am ehesten von einem isländischen Skalden an einem dänischen Hof) herrührt, in Erwägung dass sie (in »dróttkuǽtt«) einen verstorbenen dänischen Häuptling besingt.[1] Eine dänische Literatur entstand erst im 13. Jahrh. und bediente sich anfangs sowohl des runischen[2] als des lateinischen Alphabets, obwohl dieses bald alleinherrschend wurde. Von den bis zu unseren Tagen erhaltenen Hand-

schriften ist die älteste der aus dem Ende des 13. Jahrh:s datierende, ältere Teil des mit Runen geschriebenen »Codex Runicus« (Cod. AM. 28, 8:o), welcher die schonischen Land- und Kirchenrechte enthält.[3] Etwas vor 1300 niedergeschrieben ist auch ein Bruchstück (Cod. AM. 24, 4:o) des älteren (oder »König Valdemars«) seeländischen Landrechts.[4] Um 1300 datieren mehrere wichtige Handschriften: eine, vielleicht gar mit der vorigen gleichzeitige (Cod. Holm. K 48), welche das Arzneibuch Henrik Harpæstrængs, eine Legende und eine Beichte enthält[5]; die des »frater Johannes Jutæ« (Cod. AM. 455, 12:o), welche sowohl das ältere als das jüngere (oder »König Eriks«) seeländische Landrecht als auch das seeländische Kirchenrecht (Bischof Absalons) aufnimmt[6]; ferner die Flensburgischen Handschriften des jütischen Landrechts[7] und des Flensburgischen Stadtrechts.[8] Um 1310 geschrieben ist die Handschrift des »frater Kanutus Juul« (Cod. Reg. n. s. 66, älterer Teil), naturwissenschaftlichen und medizinischen Inhalts.[9] Ebenso aus dem Anfang des 14. Jahrh:s stammen sowohl die sogen. Hadorphische Handschrift (Cod. Holm. B 76) der schonischen Land- und Kirchenrechte,[10] als der jüngere Teil des Codex Runicus, historischen Inhalts. Um 1350 oder etwas später geschrieben ist ein Arzneibuch (Cod. AM. 187, 8:o),[11] und zum Teil derselben Zeit, zum Teil dem Ende des Jahrh:s gehört eine grosse Sammlung (Cod. Ledreborg 12) schonischer Gesetze, worin u. a. das schonische Stadtrecht[12] und das sogen. Vitherlags-Gesetz. Um 1425 datiert eine Handschrift (Cod. Ups. H 122) des sogen. Erik Glippings allgemeinen Stadtrechts[13]; um 1430 noch eine grosse, von Jepp Swale niedergeschriebene Sammlung (Codex Rantzovianus = e donatione variorum 136, 4:o in der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen) schonischer Gesetze, worin u. a. das Vitherlags-Gesetz[14] und das sogen. schonische Erbbuch, ein für Schonen gemachter Auszug aus dem älteren seeländischen Landrecht.[15] Der ersten Hälfte des 15. Jahrh:s gehört auch die älteste Handschrift (Cod. Holm. B 77) einer prosaischen Chronik,[16] der Zeit um 1450 die sogen. Grindeslev-Handschrift (Cod. AM. 783, 4:o), geistlichen Inhalts,[17] dem Jahre 1459 der von Olavus Jacobi niedergeschriebene Teil (Cod. Holm. K 31, älterer Teil) von Mandevilles Reise.[18] Endlich sei nur noch aus dem Ende des Jahrh:s angeführt eine wichtige Sammlung (Cod. Holm. K 47) romantischer Gedichte.[19]

[1] Brate (und Bugge), Ant. tidskr. f. Sv. X, 260. Söderberg ib. IX, 2, s. 3 ff. — [2] P. G. Thorsen, *Om runernes brug til skrift udenfor det monumentale,* Kbh. 1877. Läffler. Sv. Landsmålen VI, CII. — [3] Hrsgg. photolithographisch von P. G. Thorsen und S. Thorsteinson, Kbh. 1877. — [4] Hrsgg. photolithographisch von P. G. Thorsen, Kbh. 1869. — [5] Hrsgg. nur die zwei letzteren von Brandt in *Gammeldansk læsebog,* s. 56 ff. — [6] Hrsgg. von P. G. Thorsen, *Valdemars sællandske lov,* Kbh. 1852, s. 18—76, 90—3, 110—16. *Eriks sællandske lov,* Kbh. 1852, s. 3—133. — [7] Hrsgg. von P. G. Thorsen, *Valdemar den andens jydske lov,* Kbh. 1853. — [8] Hrsgg. von P. G. Thorsen in *De med jydske lov beslægtede stadsretter,* Kbh. 1855, s. 56—114. — [9] Hrsgg. von Molbech, *H. Harpestrengs danske lægebog,* Kbh. 1826. — [10] Hrsgg. von Schlyter als *Corpus* etc. IX, p. I und III, Lund 1859. [11] Hrsgg. von Såby, Kbh. 1886. — [12] Hrsgg. von Schlyter als *Corpus* etc. IX, p. IV. — [13] Hrsgg. von V. A. Secher (und C. Annerstedt) in *Blandinger* udgivne af Universitets-Jubilæets danske samfund, I, Kbh. 1881—7, s. 147 ff. — [14] Hrsgg. von Kolderup-Rosenvinge in *Gamle danske love* V, Kbh. 1827, s. 2 ff. — [15] Hrgg. von P. G. Thorsen, *Skånske lov,* Kbh. 1853, s. 207 ff. — [16] Hrsgg. von Lorenzen, *Gammeldanske kroniker,* Kbh. 1887. — [17] Nur zum Teil hrsgg. von Brandt, *H. Susos gudelig visdoms bog,* Kbh. 1858. Gammeld. læsebog, s. 149 ff. Rønning, *Thomas a Kempis,* Kbh. 1885. — [18] Hrsgg. von Lorenzen, Kbh. 1882. — [19] Hrsgg. von Brandt, Romantisk digtning, I, Kbh. 1869. II, Kbh. 1870, s. 3—128.

§ 21. Die Sprachform des Altdänischen weicht in vorliterarischer Zeit fast gar nicht von dem Altschwedischen ab. Erst in der ältesten Literatur kann man einige deutliche, wenn auch nicht sehr bedeutende Unterschiede

wahrnehmen, welche schon oben (§ 15) angegeben sind. Zu dem dort gesagten kann hier passend nachgetragen werden, dass von allen den Eigentümlichkeiten, welche oben (§ 19) als für das Altgutnische charakteristisch angeführt sind, das Altdänische kaum eine einzige mit dem Altgutnischen gemeinsam hat, wie man vielleicht in Betracht der historischen und geographischen Verhältnisse erwarten könnte, sondern in allem (ausser gewissermassen im Mom. 7) genau mit dem eigentlichen Altschwedisch übereinstimmt. Auch später im Mittelalter werden die Differenzen nicht besonders gross, zumal da sie gewöhnlich nur dadurch entstehen, dass das Altdänische früher diejenigen Veränderungen durchmacht, welche später auch im Altschwedischen auftreten. So z. B. tritt der Übergang von langem *a* in *á* schon im Anfang des 14. Jahrh:s auf, wie in *bōthæ* (aisl. *báder)* 'beide', und demselben Jahrh. gehören schon auch die in Schweden erst später sich zeigenden Entwicklungen, wodurch *þ* zu *t* wurde, z. B. *tiūf* statt älteren *þiūf* 'Dieb', *h* vor konsonantischem *i* oder *u* verstummte, z. B. *vat* statt *huat* 'was' (vgl. Schreibungen wie *hiern* statt *iærn* 'Eisen'), und vokalisch auslautende Neutra die Pluralendung *-r* annehmen, z. B. *bīr* statt *bī* 'Bienen'. Mehrere Spuren einer speziell dänischen Sprachentwicklung kommen jedoch in diesem Jahrh. vor, wie vor allem der durchgreifende Übergang eines nachvokalischen *k, t, p* in resp. *g, d, b,* z. B. *strȳge* statt älteren *strȳkæ* 'streichen', *mad* statt *mat* 'Speise', *grībe* statt *grīpæ* 'greifen', wovon dialektische Spuren schon weit früher anzutreffen sind. Ebenso schon weit früher dialektisch bezeugt, aber erst jetzt allgemein durchgeführt ist der Übergang eines *gh* nach *a, ā, o, ō (u, ū), ȳ* (aus *iū*) in (konsonantisches) *u*, nach *æ, ǣ, (i, ī)* in (konsonantisches) *i* und — infolge dieser Übergänge — seine Verstummung nach *u, ū* und *i, ī*, z. B. *lau* st. *lagh* 'Gilde', *skōu* st. *skōgh* 'Wald', *flȳwe* st. *flȳghæ* 'fliegen', *væi* st. *vægh* 'Weg', *due* st. *dughæ* 'taugen', *sie* st. *sighiæ* 'sagen'. Ferner mögen erwähnt werden der Übergang von *va* zu *vo* vor einem Guttural, z. B. *voxæ* 'wachsen', *voghæn* 'Wagen', die Verstummung eines auslautenden *d* nach *r*, z. B. *gar* st. *garth* 'Dorf', *ior* st. *iorth* 'Erde', und die Assimilation eines (aus nachvokalischem *t* entstandenen) *d* mit folgendem *l* oder *n*, z. B. *nælle* st. *nætlæ* 'Nessel', *van* st. *vatn* 'Wasser'. Von den Neuerungen des 15. Jahrh:s ist hervorzuheben, dass *ld, nd* zu resp. *ll, nn* assimiliert werden, z. B. *holle* st. *haldæ* 'halten', *sænne* st. *sændæ* 'senden' (vgl. Schreibungen wie *mand* st. *man* 'Mann'); dass der Dativ *hwem* 'wem' jetzt auch als Nominativ gebraucht wird; und dass die aktive Singularform der Verben häufig, am frühesten im Präsens, die Pluralform vertritt, während dagegen die passive Pluralform oft, besonders im Präsens, die Singularform ersetzt. Der Wortschatz wird jetzt in überaus hohem Masse von dem Niederdeutschen beeinflusst. Schon früher waren Wörter auf *be-* (z. B. *bedrōve* 'betrüben'), *-hēd* (z. B. *kyskhēd* 'Keuschheit), *-inne* (z. B. *grevinne* 'Gräfin') in die Sprache aufgenommen worden; jetzt treten hinzu die vielen auf *an-, bī-, ge-, -aktig, -ī, -erī, -ken, -ske,* z. B. *anfall* 'Anfall', *bīstændig* 'Beistand leistend', *līfgeding* 'Leibgedinge', *swigaktig* 'betrügerisch', *tyverī* 'Dieberei', *hysken* 'Häuschen', *krōgherske* 'Krügerfrau' und eine unübersehbare Menge anderer wie z. B. *blīve* 'werden' (eigtl. »bleiben«), *skē* 'geschehen', *frī* 'frei', *krīg* 'Krieg', *buxer* 'Hosen', *jō* 'ja', *gantze (ganske)* 'ganz'. Der Übergang zum 16. Jahrh. bringt nicht eben viele lautliche und flexivische Veränderungen mit, wie wenn der Diphthong *iū* in allen Stellungen, wo er noch erhalten war, in *ȳ* übergeht, z. B. *tȳf* st. *thiūf* 'Dieb', *lȳd* st. *liūdh* 'Laut'; oder wenn die 2. Sg. Prät. Ind. der starken Verba sowohl auf *-st* wie *t* endet, z. B. *laast* neben *laat* 'lagst'. Aber doch ist diese Zeit in der dänischen Sprachentwicklung von durchgreifendem Einfluss, indem jetzt eine allgemeine Literatursprache, eine Reichssprache herausgebildet wird und durch den Sieg eines der früheren Dialekte (s. § 22) zu allgemeiner Anwendung kommt.

Nachdem das Jütische eine Zeit lang mit dem Seeländischen gekämpft hatte, siegte dieses gegen die Zeit der Reformation vollständig, wozu wohl der Umstand beigetragen haben möchte, dass einige von den ältesten dänischen Druckwerken, die Reimchronik (1495, das älteste von allen) und die Gedichte des Priesters Michael (1496, 1514 und 1515), welche die Sprache in ausgezeichneter Weise behandelten, seeländisch abgefasst wurden. — Als das erste bedeutende Denkmal des Neudänischen darf mit vollem Recht angesehen werden die von Christiern Pedersen, Peder Palladius u. a. verfertigte Bibelübersetzung, die sogen. Christians III. Bibel (1550), welche sich durch eine ungewöhnlich saubere und schöne Sprache auszeichnet. Das erste profane Werk, welches denselben Ruhm verdient, ist die Vedel'sche Übersetzung von Saxo (1575). Die folgende Zeit bis um 1750 hat nur wenige Arbeiten aufzuweisen, die ein wirklich gutes Dänisch bieten. Doch muss als geradezu klassisch das sogen. Christians V. dänische Gesetz (1683) hervorgehoben werden. Sonst hat die Literatur infolge des Humanismus im allgemeinen ein lateinisch-französisches Gepräge, das auch bei dem grössten Sprachkünstler dieser Zeit, Holberg, scharf hervortritt. Indessen beginnt um 1750 eine neue Zeit, die gegen den Sprachgebrauch jener reagiert und puristischen Tendenzen huldigt oder wenigstens bemüht ist die Sprache mit — oft nach deutschem Muster — neugeschaffenen Wörtern zu bereichern, wie z. B. *omkreds* 'Umkreis', *selvstændighed* 'Selbstständigkeit', *digter* 'Dichter', *valgsprog* 'Wahlspruch'. Die hervorragendsten Vertreter dieser Richtung waren Eilschow und Sneedorf. Seit deren Zeit, darf man wohl sagen, hat das Dänische im wesentlichen sein jetziges Aussehen. Als wichtigere Punkte, in denen dies sich von der Sprachform des Reformationszeitalters scheidet, mögen aus der Flexionslehre, wo die Neuerungen am bemerkbarsten sind, angeführt werden: die Kürzung der Substantiva auf *-ere*, z. B. *dommer* st. *dommere* 'Richter'; die Aufnahme der Pluralendung *-e* bei vielen Neutren, z. B. *huse* st. *hus* 'Häuser'; die Durchführung desselben Prinzips für die Flexion der Substantiva mit suffigiertem Artikel wie im Neuschwedischen (s. oben § 17, S. 437), z. B. Gen. Sg. *barnets* st. *barnsens* 'des Kindes'; die Entstehung eines Genus commune, diejenigen Maskuline und Feminine umfassend, welche nicht persönliche Wesen bezeichnen; die Einführung des maskulinen und femininen *n* vor *t* im Neutrum der Adjektiva auf *en*, z. B. *uldent* st. *uldet* 'wollenes'; die Annahme der Präsensendung *-er* auch bei Verben, deren Stamm auf *l, n, r, s* endet, z. B. *skiller, skinner, bærer, blæser* st. *skil* 'scheidet', *skin* 'leuchtet', *bær* 'trägt', *blæs* 'weht'; das Aufgeben der Endung *-t, -st* in der 2. Sg. Prät. Ind. der starken Verba, z. B. *kan* st. *kant* 'kannst', *gav* st. *gafst* 'gabst'; der Schwund des auslautenden *-e* in der 2. Sg. Imperat. der ersten schwachen Konjugation, z. B. *kald* st. *kalde* 'nenne'; die Ersetzung des Prät. Konj. durch den Indikativ, z. B. *var* st. *vaare* 'wäre'; die Verschleppung eines präsentischen *j* durch das ganze Thema eines starken Verbs, z. B. Prät. *stjal,* Part. Prät. *stjålen* st. *stal, staalen* zu *stjæle* 'stehlen'; der Zusatz eines präteritalen *-de* zu dem Präteritum derjenigen schwachen Verba, deren Stamm auf *-t* auslautet, z. B. *mistede* st. *miste* 'verlor'; der Austausch des präteritalen *d* gegen *t* in denjenigen Verben, deren Stamm auf *d, l, n, r* auslautet, z. B. *fødte, brændte, sol(g)te, spur(g)te* st. *fødde* 'gebar', *brænde* 'brannte', *solde* 'verkaufte', *spurde* 'fragte'.[1]

[1] Wimmer, Germ. N. R. XIX, 357 ff. *Navneordenes böjning i ældre dansk,* Kbh. 1868. P. K. Thorsen in Kort udsigt over det phil.-hist. samfund etc. 1885—7, s. 127 ff. *Mindre avhandlinger* udg. af det phil. hist. samfund, Kbh. 1887, s. 99 ff. Jessen, Tidskr. f. Phil. V, 197 ff. Aarb. f. nord. oldk. 1866, s. 132 ff. 1867, s. 371 ff. Såby, Aarb. f. nord. oldk. 1872, s. 197 ff. Blandinger I, 1 ff. *Det arnamagnæanske håndskrift nr. 187 i oktav,* Kbh. 1886, s. XI ff. K. J. Lyngby, *Udsagnsordenes böjning i jyske lov,* Kbh. 1863. Tidskr. f. Phil. V, 77 ff. O. Nielsen,

Gamle jydske tingsvidner, Kbh. 1882 (Einleitung). Blandinger I, 70 ff. 168 ff. 227 ff. 326 ff. Machule, *Die lautlichen Verhältnisse und die verbale Flexion des schonischen Land- und Kirchenrechtes*, Halle 1885. Lund, *Bidrag til dansk sproghistorie* I. Kock, *Studier öfver fornsvensk ljudlära* II, Lund 1886, s. 464 ff. Arkiv f. nord. Fil. IV, 181 ff. V, 66 ff. Petersen, *Det danske, norske og svenske sprogs historie*, I, Kbh. 1829. J. H. Bredsdorff in Blandinger fra Soroe, I, 77 ff.

§ 22. Die Dialektunterschiede sind in der altdänischen Literatur auffallend deutlich ausgeprägt, um so mehr, je älter die Denkmäler sind. Man unterscheidet leicht drei Hauptdialekte: das Schonische in Schonen, Halland, Blekinge und auf der Insel Bornholm, vertreten z. B. durch Cod. Runicus, die Hadorphische Handschrift und Cod. Rantzovianus; das Seeländische auf den Inseln (mit Ausnahme von Bornholm), vertreten z. B. durch das in Cod. AM. 455, 12:o enthaltene Kirchen- und (jüngere) Landrecht; und das Jütische in Jütland und Schleswig, vertreten z. B. durch die Flensburgischen Handschriften des jütischen Landrechtes und des Flensburgischen Stadtrechtes. In dem schärfsten Gegensatze zu einander stehen, wie man nach den geographischen und ethnographischen Verhältnissen erwarten könnte, das Schonische und das Jütische, während das Seeländische in fast allen Punkten entweder ganz mit jenem oder diesem übereinstimmt, oder auch zwischen beiden vermittelnd dasteht. Die wichtigsten Unterschiede sind die folgenden:

1) Schonisch sind die unbetonten Endungs- und Ableitungsvokale *a, i, u* noch aus einander gehalten, aber werden — wenigstens in einigen Denkmälern — durch eine gewisse Vokalharmonie (vgl. das Altnorwegische und das västgötische Altschwedisch) in der Art verändert, dass (z. B. in der Hadorphischen Handschrift) *a* zu *æ* wird, wenn die vorhergehende Silbe *ȳ*, *ǣ* (aber nicht *iæ*, weil aus *ia*) oder *ǿ̄* enthält, ebenso (z. B. in Cod. Runicus) *i* zu *e* nach *ā, ē, ō, ǣ* (doch nicht wenn = aisl. *é*), *ǿ*, und *u* (ausser vor *m*) zu *o* nach *ā, ō, ǿ̄*. Dagegen im Seeländischen und Jütischen sind alle drei Vokale (ausser *u* vor *m* und bisweilen *i* nach *k* und *g*) in *æ* zusammengefallen, wozu kommt, dass im Jüt. (und zum Teil im Seel.) der Ultimavokal synkopiert wird in drei- und mehrsilbigen Wörtern wie auch in solchen zweisilbigen, die besonders oft ohne Satzaccent vorkommen. Z. B. schon. *kalla* 'nennen', *ællær* 'entweder', *uppi* 'oben', *faþer* 'Vater', Acc. Sg. *faþur* 'Vater', *mōþor* 'Mutter', *liuande* 'lebend', *kallaþe* 'nannte', *hānum* 'ihm': jüt. *kallæ, uppæ, fathær, mōthær, liuænd, kallæth, ham, æth* (isl. *eda*) 'oder'.

2) Schon. (und gewöhnlich Seel.) Brechung in einigen Wörtern, die im Jüt. ungebrochenen Vokal zeigen, z. B. schon. *stiæla* 'stehlen', *iæk* 'ich', *siætte* 'sechste' : jüt. *stælæ, æk, sætæ*.

3) Schon. *u* in der Wurzelsilbe vieler Wörter, die im Jüt. *o* aufweisen, z. B. schon. *buþ* 'Gebot', *muld* 'Erde', *flughin* 'geflogen' : jüt. *both, mold, floghæn*. Das Seel. schwankt.

4) Schon. (und Seel.) *ē* wird jüt. zu *ie*, z. B. schon. *bēn* 'Bein' : jüt. *bien*.

5) *k, t, p* nach Vokalen gehen zwar einst auch im Schon. wie im sonstigen Altdänisch in resp. *g, d, b* über, aber diese Laute bleiben dann und werden nicht wie in den übrigen Dialekten zu resp. ȝ, *d, ƀ*. Z. B. schon. *mikit* (*meget*) 'viel', *løter* (*løder*) 'Teile', *dræpæ* (*dræbæ*) 'tödten' : seel. *meghæt, løthæ, dræuæ*.

6) Altes *gh* nach *ǿ̄* geht im Schon. und Seel. in konsonantisches *i*, im Jüt. dagegen in konsonantisches *u* über, z. B. schon. *hǿ̄i* 'hoch', *ǿ̄ie* 'Auge', *hǿ̄iræ* 'recht' (dexter) : jüt. *hǿ̄u, ǿ̄ue, hǿ̄uræ*.

7) Schon. und Seel. schwindet *d* vor *r*, geht aber im Jüt. in dieser Stellung in konsonantisches *i* über, z. B. schon. *vǣr* 'Wetter', *blǣre* 'Blase' : jüt. *wæir, blæiræ*.

8) Schon. und Seel. geht konsonantisches *u*, ausser nach anlautenden Kon-

sonanten und anlautend vor *r* in *v* über, im Jüt. aber bleibt es wahrscheinlich in allen Stellungen, z. B. seel. zwar *suā* 'so', *tuā* 'zwei', *urīthæ* 'drehen', aber *vatn* 'Wasser', *vī* 'wir', *muldvarp* 'Maulwurf'.

9) Schon. (und bisweilen Seel.) wird in die Gruppen *ml, mr* ein *b*, in die Gruppen *llr, nnr* ein *d* eingeschoben, was im Jüt. nicht der Fall ist, z. B. schon. *gamble* 'der Alte', *kumbær* 'kommt', *faldær* 'fällt', *brændær* 'brennt': jüt. *gamlæ, kumær, fællær, brænnær.*

10) Der Dativ ist im Schon. noch ein lebendiger Kasus, im Seel. selten, im Jüt. nur als ein überaus seltener Archaismus bewahrt.

11) Nom., Acc. Sg. Ntr. der starken Part. Prät. haben im Schon. immer, im Seel. gewöhnlich die Endung *-t*, die im Jüt. oft fehlt, z. B. seel. *skrivæt*: jüt. *skriuæn* 'geschrieben'. Wenn aber das Jüt. bei Verben, deren Wurzelsilbe auf Dental endet, die mit dem *-t* versehene Form hat, so ist diese durch Synkopierung des Ultimavokals einsilbig geworden, z. B. *æt* 'gegessen', *brot* 'gebrochen' gegen schon. *ætit, brutit.*

12) Konsonantisches *i* einer Ableitungssilbe bleibt im Schon., schwankt im Seel., schwindet im Jüt. (wenn nicht es infolge der Synkope des Ultimavokales, s. oben 1, sonantisch geworden ist), z. B. schon. *sitia* 'sitzen', *kirkia* 'Kirche: jüt. *sitæ, kirkæ (kirki).*

13) Im Sg. Präs. Ind. der starken Verba ist der alte *i*-Umlaut der Wurzelsilbe im Schon. geschwunden, im Seel. schwankend, im Jüt. sehr häufig erhalten, z. B. schon. *far* 'fährt', *fār* 'empfängt', *draghær* 'zieht', *haldær* 'hält' : jüt. *fær, fǣr, dræghær, hældær.*

14) Viele Unterschiede in Betreff einzelner Wörter wie Acc. Sg. schon. (gewöhnlich) *hana*, seel. (gewöhnlich) und jüt. *hænnæ* 'sie'; Pron. relat. schon. *ær*: seel. *ær* oder *thær*: jüt. *thær* 'welcher'; Konjunktion schon. und seel. *sum*: jüt. *sum* oder *ænzæ* 'wie'; Prät. Ind. schon. *fik*: seel. *fik* oder *fæk*: jüt. *fæk* 'empfing'; schon. *ātær* (selten *aftær*): seel. *ātær* oder *aftær*: jüt. *aftær* 'zurück'; schon. *um* (selten *æf*): seel. *um* oder *of (af)*: jüt. *of (af)* 'wenn'.[1]

Von kleineren Mundarten innerhalb dieser Hauptdialekte sei hier nur erwähnt die Inselmundart (von Møn, Ærø oder Låland), welche durch Mandevilles Reise (Cod. Holm. K 31, älterer Teil) vertreten ist und sich z. B. durch folgende Eigentümlichkeiten auszeichnet: aus Vokal + *n* wird vor *d* und *g* Nasalvokal, z. B. *kudæ* 'konnte', *magæ* 'viele'; *væ* geht in *vo* über, z. B. *vovæ* 'weben'; zwischen *r* und *k* tritt ein svarabhaktisches *a* ein, z. B. *marak* 'Boden'; *s, sk, st* + konsonantisches *i* sowie *sk* vor einem palatalen Vokal verschmelzen zu einem *sch*-Laute, z. B. *siælden* (auch *skelden, skielden* geschrieben) 'selten'; *huilken* 'welcher' wird zu *huikken* u. a. m.[2]

[1] Die zu § 21 citierte Literatur. — [2] Lorenzen, *Mandevilles Rejse*, Kbh. 1882, s. LII ff.

Nachdem wir also im Vorhergehenden einen Überblick über die gesamte Sprachentwickelung des Nordens gewonnen haben, gehen wir jetzt dazu über, die Geschichte der Laute und Flexionsformen mehr ins einzelne zu verfolgen.

II. GESCHICHTE DER LAUTE.

1. URNORDISCHE UND GEMEINNORDISCHE LAUTENTWICKLUNG BIS ZUM ENDE DER VIKINGERZEIT.

A. DIE SONANTEN.

§ 23. Das Urnordische übernahm aus urgermanischer Zeit folgende Sonanten. Kurze: *a, e, i, o, u.* Lange: *ā, ǣ, ē, ī, ō, ū.* Diphthonge: (Fallende) *ai, au, eo, eu, iu;* (Steigende) *wa, we, wi.* Diese Vokale konnten nach Um-

ständen sowohl nasaliert als rein oral gesprochen werden. Jenes war der Fall, wenn ein nasaler Konsonant dem Vokal unmittelbar vorherging oder nachfolgte oder doch in urgermanischer Zeit nachgefolgt war; *ā* scheint immer nasaliert gewesen zu sein und zwar aus letztgenanntem Grunde. In Betreff des exspiratorischen Accents konnten die Vokale entweder haupttonig, stark nebentonig, schwach nebentonig oder unbetont sein. Im Folgenden fassen wir die haupttonigen und stark nebentonigen Vokale als starktonig, die andern als schwachtonig zusammen.

1. Qualitative Veränderungen.

§ 24. *a* wird in haupt- und nebentonigen Silben im allgemeinen als *a* erhalten, z. B. urnord. *daʒaR* (got. *dags*), aisl., anorw., agutn. *dagr*, aschw. *dagher*, adän. *dagh* 'Tag'. In der Vikingerzeit wird es jedoch in starktoniger Silbe umgelautet, durch *i*-Umlaut zu *æ*, z. B. urnord. *ʒastiR*, um 700 *ʒæstR* (Dat. Plur. *ʒestumR* Stentofta), aisl., agutn. *gestr*, anorw. *gæstr*, aschw. *gæster*, adän. *gæst* 'Gast'; durch *u*-Umlaut zu *ǫ*, z. B. Acc. Sg. urnord. *maʒu*, aisl., anorw. *mǫg* 'Sohn'; wn. *hǫgg*, on. *hog* (*hug*) aus **haggwa* 'Hieb, Schlag'. Über die Weiterentwicklung dieser *æ* und *ǫ* s. § 25 und § 26.

§ 25. *æ* (s. § 24) wird im allgemeinen erhalten, aber durch *u*-Umlaut zu *ø*, z. B. an. *øx* aus **ækw(i)si-* (got. *aqizi*) 'Axt', 2. Sg. Präs. Ind. wn. *høggr*, on. *høgger* aus **hæggw(i)R* 'haust'.

§ 26. *ǫ* (s. § 24) wird in starktoniger Silbe erhalten, ausser wo es durch *i*-Umlaut zu *ø* wird, z. B. aisl. *døglingr* (aus **dǫg-*, **dagu-lingr*) 'Prinz', aschw. *høfþinge* (aus **hǫfþ-*, **habud-ingi*) 'Häuptling'. Wenn aber eine starktonige Silbe im Lauf der Sprachentwicklung schwachtonig wird, geht *ǫ* in *o* und weiter in *u* über, z. B. on., wn. *fordom* aus **for þǫm* (got. *faúr þamma*; vgl. aschw. *þom* 'dem') 'ehedem'; aisl. *Níđođr* (ags. *Nīđhad*) zu *hǫdr* 'Krieg'; Nom. Sg. Fem. und Nom., Acc. Plur. Ntr. wn. *nǫkkor*, aschw. *nakor* aus **ne-wait-*[*e*]*k-hwǫr* 'irgend eine'; aisl. *gǫmol*, anorw., aschw. *gamul* aus **gamǫl* und dies aus urnord. *ʒa-malu*, noch älter **ʒa-mālu* 'alt'; aisl. *verǫld*, aber on. *væruld* aus **ver-aldu* 'Welt'. Wo die Betonung schwankt, entstehen Doppelformen, z. B. Nom. Sg. Fem. aisl. *vesǫl*, aschw. *ūsul*, *-ol* zu *vesall*, *ūsall* (aus **-sāll*) 'elend'; aisl. Nom., Acc. Plur. *forǫđ*, *forođ* zu *forađ* (aus **for-rāđ*) 'Verderb'.

§ 27. *e* (altes oder nach § 28, a, α und § 39, b entstandenes) wird in starktoniger Silbe ziemlich selten als *e* erhalten, z. B. wn. *vefa*, on. *væva* (aus **veva*) 'weben', weil es (ausser nach *w*, *r*, *l* und vor intersonantischem *h*) durch ein *a*, *o* oder *u* (*w*) der folgenden Silbe in resp. *ea*, *eo*, *eu*, woraus später *ia*, *io*, *iu*, gebrochen wird. Die Brechung tritt erst mit der Vikingerzeit auf und ist wohl anfangs durch die Vokalsynkope hervorgerufen worden, wird aber später auch durch erhaltene Vokale bewirkt, z. B. urnord. *eka*, on. *iak* (*iæk*), aber wn. *ek* (ursprünglich die unbetonte Form) 'ich'; urnord. *HeldaR* (als Personenname), aisl. *hialdr* 'Kampf'; wn., aschw. *miolk* aus **melok* (got. *miluks*) 'Milch'; Nom., Acc. Neutr. wn. *fiogor*, *fiugur*, aschw. *fiughur*, adän. *fiughær* aus **feʒor*, *-ur* 'vier'; anorw. *þiukkr*, aschw. *þiukker* aus **þekkw-* 'dick'. In der an. Literatur, besonders der aisl. (doch nicht den allerältesten Hs., z. B. Plácitúsdrápa), sind indessen die Brechungsformen *io* und (noch mehr) *iu* ziemlich selten in Folge häufiger Ausgleichung, wobei *io*, *iu* durch *ia* oder dessen *u*-Umlaut *iǫ* ersetzt wurde, z. B. aisl. *kiaptr*, *kiǫptr*, aschw. *kiæpter* statt **kioptr* (Gen. Plur. *kiapta*) 'Kinnlade'; aisl. *fiǫl*, aschw. *fiæl* neben aisl., aschw. *fiol* (Gen. Sg. *fialar*) 'Brett'. Ebenso können natürlich durch Ausgleichung gebrochene Formen überhaupt von ungebrochenen verdrängt worden sein (und umgekehrt), z. B. Nom., Acc. Sg., Plur. wn. *berg*, on. *bærgh* neben

Nom., Acc. Sg. wn. *biarg*, on. *biærgh*, Nom., Acc. Plur. wn. *biǫrg* (aber Dat. Sg. *berge* und durch Ausgleichung *biarge*), on. *biærgh* (resp. *bærghe*, *biærghe*) 'Berg'. — Durch *i*-Umlaut werden *ia*, *io*, *iu* zu resp. *æ*, *ø*, *y*, z. B. aisl. *Erlingr*, anorw. *Ærlingr* zu *iarl*; Präs. *helpr*, *hælpr* 'hilft' zu *hialpa*; 3. Sg. Prät. Konj. wn., on. *høgge* zu 1. Plur. Ind. *hioggom* 'hieben'; wn. *yke* zu *iukom* 'vermehrten'.

Nach *w*, *r*, *l* und in schwach nebentoniger Silbe tritt statt *o*-, *u*-Brechung *u*-Umlaut zu *ø* ein, z. B. aschw. *kwør* aus **kwerruR* (got. *qairrus*) 'ruhig, zurück'; wn. *røkkr* aus **rekkwaR* (vgl. got. *riqis*, gr. ἔρεβος) 'Finsternis'; wn. *sextøgr* '60 Jahre alt' aus **-teʒuR* (vgl. die haupttonigen Formen aschw. *tiugher*, *tiogher* 'Anzahl von 10', später '20', *tiughu* 'zwanzig'); on. (runisch) *þorburn* (*u* als Zeichen für *ø*) neben *þorbiorn* (oder, durch Ausgleichung nach dem Genitiv, *-biarn*) mit stark nebentoniger und *þorbern* mit unbetonter Ultima.

§ 28. *i* wird in haupt- und nebentonigen Silben im allgemeinen als *i* erhalten, z. B. an. *finna* (got. *finþan*) 'finden'. Jedoch wird es verändert:

a) zu *e*: α) — ohne Zweifel schon urnord., wenn auch Belege fehlen — vor *h* (vielleicht doch nicht wenn unmittelbar auf diesem ein *i* folgt), nach dessen Schwund das *e* gedehnt wird, z. B. wn., agutn. *rétta*, aschw., adän. *rætta* (aus **rētta*) 'richten'; β) gewöhnlich vor einem aus *mp*, *nk*, *nt* entstandenen *pp*, *kk*, *tt*, z. B. wn. *kleppr*, on. *klæpper* (neben *klimper*) 'Klumpen'; wn. *brekka*, on. *brækka* 'Brink'; wn. *vetr*, aschw. *vætter* (neben *vinter*) 'Winter'. Dies *e* wird nicht wie das alte (s. § 27) gebrochen.

b) zu *y* durch *u*-Umlaut, z. B. wn. *tryggr*, on. *trygger* (got. *triggws*) 'treu'; vor erhaltenem *u* nur wenn ein labialer Konsonant vorhergeht, z. B. Acc. Sg. *systur* aus **swistur* 'Schwester'.

§ 29. *o* (altes oder nach § 30, a entstandenes) wird in starktoniger Silbe im allgemeinen als *o* erhalten, z. B. urnord. *horna*, wn., on. *horn* 'Horn'; doch wird es durch *i*-Umlaut zu *ø*, z. B. Nom. Plur. wn. *søner*, on. *sønir* zu *son(r)* 'Sohn'.[1] In schwachtoniger Silbe geht es früh in *u* über, z. B. Dat. Plur. Stentofta *ʒestumR* (aus *-omR*; vgl. got. *dag-am* u. dgl.) 'Gästen', Acc. Sg. Helnæs *Kuþumu[n]t* (d. h. *Guðumund*, aus **ʒuðo-mundu*).

[1] Brate, *Äldre Vestmannalagens ljudlära*, s. 36 ff.

§ 30. *u* wird in haupt- und nebentonigen Silben im allgemeinen als *u* erhalten, z. B. Istaby *-wuląfR* (got. *wulfs*), wn. *ulfr*, on. *ulver* 'Wolf'; doch erleidet es folgende Veränderungen:

a) zu *o*: α) schon urnord. vor *h*, nach dessen Schwund das *o* gedehnt wird, z. B. urnord. Nom. Plur. *dohtriR* (Tune) aus **duhtriR* 'Töchter'; wn. *sótt*, on. *sot* 'Sucht'. β) oft vor einem durch Assimilation oder sonst geschwundenen Nasal, z. B. wn. *okkarr* (got. *ugkar*), on. *okkar* 'uns beiden zugehörig'; wn. *ósk*, aschw. *ōsk* (und *ūsk*) 'Wunsch'. γ) vor *R*, z. B. das Präfix wn., on. *tor-* (got. *tuz-*) 'schwer-'.

b) zu *y* durch *i*-Umlaut, z. B. Nom. Plur. wn. *syner*, on. *synir* (got. *sunjus*) 'Söhne'. Über die Weiterentwicklung dieses *y* s. § 31.

§ 31. *y* (s. § 28, b und § 30, b) wird im allgemeinen als *y* erhalten, geht aber in schwachtoniger Silbe in *i* über, wenn die folgende Silbe ein *i* enthält, z. B. die proklitischen Formen wn., on. *ivir* 'über', *firir* 'vor, für', *þikkia* 'dünken' neben den haupttonigen *yvir*, *fyrir*, *þykkia*.[1]

[1] Kock, Arkiv f. nord. Fil. IV, 163.

§ 32. *ā* (sowohl altes als nach § 33 aus *ǣ* und nach § 38, b aus *ai* entstandenes) bleibt zwar im allgemeinen als solches erhalten, z. B. wn. *fá*, on. *fā* (got. *fâhan*) 'empfangen'; Acc. Sg. urnord. *Hāhaisla*, aschw. *Hāisl*. Es wird aber durch *i*-Umlaut zu *ǣ*, z. B. urnord. *māriR*, wn. *mǽrr*, aschw. *mǣr* 'berühmt, namhaft'; durch *u*-Umlaut zu *ǫ́*, z. B. Nom., Acc. Plur. wn. *vǫ́pn*

aus **vāpnu* 'Waffen'. Ausserdem geht möglicherweise *ā* in *ō* über, wenn *w* (welches dann vor *ō* schwindet, s. § 82, 2) unmittelbar vorhergeht und in der folgenden Silbe ein *u* oder *o* noch steht, z. B. aisl. *þóþóro* aus *þó-at-hudru* 'nichtsdestoweniger', on., wn. 3. Plur. Prät. Ind. *kódo* aus **kwādu* 'sagten'[1]

[1] Kock, Arkiv f. Nord. Fil. V. 46.

§ 33. *ǣ* (das aus urgermanischer Zeit ererbte) war sicherlich noch um Christi Geburt als solches erhalten, nach Ausweis der ältesten finnischen Lehnwörter aus dem Urnordischen wie *n(i)ekla* (got. *nêþla*, aisl. *nǫ́l)* 'Nadel', *miekka* (vgl. got. *mêkeis*, aisl. *mǽkcr* aus **mākiR* nach § 32) 'Schwert'.[1] Aber bald danach geht es in starktoniger Silbe in *ā* über, welches schon in der mutmasslich ältesten aller urnord. Inschriften auftritt: Thorsbjærg *māriR* (got. *mêrs)* 'berühmt'; vgl. weiter z. B. on., wn. *gráta* (got. *grêtan)* 'weinen', *máne* (got. *mêna)* 'Mond'. Über die Weiterentwicklung dieses *ā* s. § 32. — Dagegen in schwachtoniger Silbe wird *ǣ* urnord. zu *ē*, woraus später *i*, z. B. 3. Sg. Prät. urnord. *wurte* (Tjurkö), in der Vikingerzeit *urti* (Sölvesborg) 'machte'.

[1] Wimmer bei Burg, *Die älteren nordischen Runeninschriften*, s. 153.

34. *ē* (altes oder nach § 35, a und § 39, a entstandenes) wird als solches erhalten, z. B. wn. *hér* (got. *hêr)*, on. *hǣr* (noch runisch *hēr)* 'hier'. Dieser Laut ist indessen in urgerm. Zeit überhaupt sehr selten.

§ 35. *ī* wird im allgemeinen erhalten, z. B. Acc. Sg. Masc. urnord. *mīnino* (got. *meinana)* 'mein'; on., wn. *bíta* (got. *beitan)* 'beissen'. Doch wird es:

a) zu *ē* — ohne Zweifel schon urnord., wenn auch Belege fehlen — vor *h* (vielleicht doch nicht, wenn unmittelbar auf diesem ein *i* folgt), z. B. wn. *léttr* (got. *leihts)*, on. *lætter* (aus **lēttr)* 'leicht'; on. *lēa* (got. *leihvan)*, wn. *léa* (aus **lēa)* 'leihen'.

b) mit folgendem *w* zu *ȳ* kontrahiert, wenn die Verbindung *īw* durch Synkope des auf *w* folgenden Vokals im Silbenauslaut zu stehen kommt, z. B. on., wn. *blý* aus **blīwa* (ahd. *blīo*, Gen. *blīwes)* 'Blei', *hý-býle* 'Wohnsitz' (vgl. got. *heiwa-frauja* 'Hausherr'). Ausserdem ist wohl auch dieser Zeit zuzuschreiben der Umlaut von *ī* zu *ȳ* zwischen einem unmittelbar vorhergehenden (dann vor *ȳ* geschwundenen) und einem in der nächsten Silbe einst vorhandenen *w*, z. B. aisl. *ýkr* (neben analogischem *výkr*, *víkr)* aus **wīkwiR* 'weichst, weicht'.

§ 36. *ō* (altes oder nach § 37, a, § 40, b und § 41, a entstandenes) wird in starktoniger Silbe im allgemeinen erhalten, z. B. on., wn. *bók* (got. *bôka)* 'Buch'; aber durch *i*-Umlaut zu *ȫ*, z. B. on., wn. *sǿkia* (got. *sôkjan)* 'suchen'. — Dagegen in schwachtonigen Silben wird es gegen das Ende der urnord. Zeit verändert:

a) zu *u* vor *m*, in unnasaliertem Auslaut und wenn in der folgenden Silbe ein *u (o)* steht oder doch in urnord. Zeit gestanden hat, z. B. in der Vikingerzeit Dat. Plur. Hällestad *runum* (got. *rûnôm)* 'Runen', Acc. Sg. Rök *strǫntu* (d. h. *strǫndu)* 'Ufer', 3. Plur. Prät. Ind. anorw. *kalludu* (aus **kallôdun)* 'riefen'. Wahrscheinlich ist dieselbe Entwicklung auch vor *r* zu statuieren, z. B. Nom. Sg. aschw., aschon. *brōþur*, *-or* (gr. dor. *φράτωρ*, ags. *brôđor)* 'Bruder'.[1]

b) zu *a* in allen übrigen Stellungen, z. B. Acc. Plur. urnord. (Järsbärg, Tjurkö) *runoR* (got. *rûnôs)*, aber Istaby *runaR* 'Runen'; 1. Sg. Prät. Ind. urnord. (Einang) *faihido* (mit nasaliertem *ō*, weil aus *-ōm)*, Flemløse *faaþą* 'ritzte'. Der Übergang gehört zum Teil schon der späteren urnord. Zeit an, wie aus Etelhem *wrta* gegenüber Tune *worahto* 'ich machte' hervorgeht. Andererseits ist *ō* noch in Stentofta *runono*, Björketorp *runo* (s. § 172, 6) erhalten.

[1] Noreen in *Språkvetenskapliga sällskapets i Upsala förhandlingar 1882—5*, Upsala (universitets årsskrift) 1886, s. 124.

§ 37. *ū* wird im allgemeinen erhalten, z. B. Acc. Plur. urnord. *rūnōR* (got. *rûnôs)*, um 700 *rūnaR*, on., wn. *rúnar* 'Runen'. Doch wird es:

a) zu *ō* — ohne Zweifel in urnord. Zeit, wenn auch Belege fehlen — vor *h*, z. B. on., wn. *ótta* (got. *ûhtwô*) 'früheste Morgenzeit', 3. Sg. Prät. Ind. on., wn. *þótte* (got. *þûhta*) 'deuchte'.

b) zu *ȳ* durch *i*-Umlaut, z. B. 3. Sg. Präs. Ind. wn. *hýser*, on. *hȳsir* 'beherbergt' zu *hús* 'Haus'.

§ 38. *ai* hat dreifache Entwicklung. Daraus wird nämlich:

a) *æi* (oder vielleicht eher *ei*) in haupttoniger Silbe (ausser vor *h, r, w*), z. B. urnord. *stainaR* (Krogstad), aisl. *steinn*, anorw. *stæinn*, agutn. *stain* (aus **stæin*), aschw., adän. *stēn* (aus **stein*) 'Stein'. Über die Weiterentwicklung dieses *æi* (*ei*) s. § 39.

b) *ā* α) in haupttoniger Silbe vor *h, r, w*, z. B. 1. Sg. Prät. Ind. urnord. (Einang) *faihido*, später (Åsum-Brakteat) *fahi*[*do*], dann Flemløse *faaþą* (vgl. 3. Sg. Gursten *faþi*), aisl. *fáda* 'schrieb'; lapp. Lehnw. *sairas* 'verwundet' (vgl. got. *sair* 'Wunde'), wn. *sárr*, on. *sār*; (got. *saiwala*), on., wn. *sál* 'Seele' (vgl. noch urnord. *hlaiwa* 'Grabhügel', got. *hlaiw*). Wo *aiw* im Auslaut zu stehen kommt, scheint es indessen abweichend behandelt zu werden und zwar zu *øy* kontrahiert (vgl. § 35, b), z. B. wn. *øy* (neben unbetontem? *ei*) 'immer' (got. *aiw*; vgl. aisl. *ǽvin-*, got. *aiweins* 'ewig'); ngutn. (Fårö) *snoy* aus Acc. Sg. **snaiw(i)* 'Schnee' (vgl. aisl. *snǽr* aus Nom. Sg. **snaiwiR*); aschw. *frø̄* aus **frøy* (got. *fraiw*) 'Same'. β) in stark nebentoniger Silbe, z. B. wn. *Óláfr*, on. *Ōlāver* (vgl. mit haupttoniger Ultima aisl. *Aleifr*, air. Lehnw. *Amlaib*); wn. *þorlákr*, on. *þorlāker* (aber mit haupttoniger Ultima wn. *þorleikr*, on. *þorlēker*, vgl. urnord. *HadulaikaR*). γ) In einzelnen, noch unerklärten Fällen, wie lapp. Lehnw. *saipo*, on., wn. *sápa* 'Seife'; wn. *háss*, aschw. *hās* (aber daneben regelmässig *hēs*) 'heiser'; urnord. (Lindholm) *hateka* neben (Kragehul) *haiteʒa* 'ich heisse', dies haupt-, jenes stark nebentonig (also zu β)?

c) *ē* (woraus später *i* s. § 33) in schwachtonigen Silben, z. B. 1. Sg. Präs. Pass. schon urnord. (Kragehul) *haiteʒa*, aisl. *heite*, anorw. *hæiti*, aschw. *hētir* 'heisse'; 2. Sg. Präs. Ind. wn. *hefer, -ir*, aschw. *havir* (got. *habais*) 'hast'; wn., on. *bāþir* 'beide' aus *bā* + *þēr* (neben haupttonigem aisl. *þeir*, got. *þai* 'die').

§ 39. *æi* (*ei*, s. § 38, a) wird im allgemeinen erhalten, aber:

a) zu *ē* kontrahiert, wenn es durch Schwund eines auslautenden *ʒ* (s. § 82, 10, b) in den Auslaut tritt, z. B. 1., 3. Sg. Prät. Ind. wn. *sté*, aschw. *stǣgh* (mit analogischem *gh* aus **stǣ* und dies aus **stē*) aus **stæiʒ* (got. *staig*) 'stieg'.

b) zu *e* verkürzt vor zwei Konsonanten oder einer Geminata, z. B. wn., agutn. *helgi*, aschw. *hælghe* (aus *helghi*) 'der Heilige' zu wn. *heilagr* (agutn. *hailigr*, aschw. *hēlagher*) 'heilig'; wn. *ellifo*, aschw. *ællevo* (mit *æ* aus *e*) aus **ein-libu* (got. *ainlif*) 'elf'. Wo in verwandten Wörtern lautgesetzliche Formen mit *e* und *ei* nebeneinander standen, ist überaus oft Ausgleichung eingetreten, z. B. aisl. neben *enge* (aschw. *ængin*) auch ein jüngeres *eingi* (aschw. *ēngin*) nach Formen wie Dat. Sg. Ntr. *einoge* (woneben auch ein gleichfalls analogisches *enoge*) 'kein'; aschw. neben seltenem *ēledh* (ags. *ǣled*) auch *ælder* nach Dat. Sg. *ælde*, woneben umgekehrt *ēlde* (das dann wiederum zu dem Nom. *ēlder* Anlass gab) 'Feuer'. Ausserdem kommen *e* und *æi* vor *sk, sp, st* ohne ersichtlichen Grund neben einander vor, z. B. aschw. *bæsker* (**beskr*) : *bēsker* (**bæiskr*), aisl. *beiskr* 'bitter'; nschw. *gäspa* : aschw. *gēspa* (ndän. *gispe*), aisl. *geispa* 'gähnen'; aisl. *fresta*, aschw. *fræsta* : aisl. *freista*, aschw. *frēsta* (ndän. *friste*) 'versuchen'.

c) zu *øy* umgelautet — wahrscheinlich schon zu dieser Zeit — zwischen einem unmittelbar vorhergehenden (dann vor *øy* geschwundenen) und einem in der nächsten Silbe einst vorhandenen *w*, z. B. aisl. *køykr* (neben analogischem *kuøykr, kueikr*) aus **kweikwiR* 'belebst, belebt'.

§ 40. *au* hat eine dreifache Entwicklung gehabt:

a) zu *ǫu* (oder vielleicht *ou*) in starktoniger Silbe (ausser vor *h*), z. B. urnord. *laukaR*, aisl. *lǫukr* (gewöhnlich *laukr* geschrieben), anorw. *loukr* (auch *laukr* geschr.), agutn. *laukr* (aus **lǫukr*), aschw., adän. *lōker* (aus **lǫukr*) 'Lauch'. Über die Weiterentwicklung dieses *ǫu* s. § 41.

b) zu *ō* in starktoniger Silbe vor *h*, z. B. on., wn. *þó* (got. *þauh*) 'doch'; wn. *fló*, on. (schon Hällestad) *flu* (d. h. *flō*) 'floh' (got. *þlauh*).

c) zu *a* in schwachtoniger Silbe, z. B. Gen. Sg. wn. *fiár* (aus **fēaR*), on. (schon in der Gunderup-Inschrift) *fiaR* (d. h. *fēaR*), aschw. *fēar* (got. *fathaus*) 'Viehs'; on., wn. *átta* (got. *ahtau*) 'acht'; wn. *enda* 'und doch, nichtsdestoweniger' aus *enn* + *da* (neben haupttonigem *þō* im gleichwertigen wn. *ennþó*, on. *ænþō*).

§ 41. *ǫu* (*ou*, s. § 40, a) wird im allgemeinen erhalten, aber:

a) zu *ō* kontrahiert, wenn es durch Schwund eines auslautenden *ʒ* in den Auslaut tritt, z. B. 1., 3. Sg. Prät. Ind. wn. *ló* aus **lǫuʒ* (got. *laug*) 'log'.

b) zu *o* (woraus später dialektisch *u*) verkürzt, wenn die Silbe, die das *ǫu* enthält, von stark- zu schwachtonigem Accent niedersinkt, z. B. wn., on. *ok* 'und' neben haupttonigem wn. *auk* 'auch'; anorw. *ørtog*, *ertog*, aschw. *ørtogh*, adän. *ørtugh* 'Münze' neben agutn. *ertaug*, aschw. *ortögh* (aus *-*tǫuʒ*) mit starktoniger Ultima; wn. *valrof*, on. *valruf* 'Beute' (ags. *wælrēaf*); wn. *Hálogaland* 'Land der *Háløyger*'.

c) zu *øy* durch *i*-Umlaut, z. B. 2. Sg. Präs. Ind. wn. *løyser*, agutn. *loysir* (aus **løysir*), aschw., adän. *lōsir* (aus **løysir*) aus **lǫusiR* (got. *lauseis*) 'lösest'.

§ 42. *eo* wird überall zu *iō* (mit konsonantischem *i*), z. B. wn. *skiótr*, aschw. *skiōter* 'schnell' aus **skeotaR*; aschw. *liōver* (ags. *lēof*, ahd. *liob*) 'lieb' (neben gewöhnlicherem *liūver*, wn. *liúfr*, s. § 43).

§ 43. *eu* ist noch in alten urnord. Inschriften bewahrt (z. B. Skåång *leuʒaR*), fällt aber später mit dem alten Diphthong *iu* zusammen, indem beide:

a) in starktoniger Silbe zu *iū* (mit konsonantischem *i*) werden, z. B. Dat. Sg. on., wn. *diúpe* 'Tiefe' aus **đeupē* (vgl. ags. *dēop*); 2. Plur. Präs. Ind. aisl. *liúged*, anorw. *liúgir*, aschw. *liūghin*, adän. *liūghæ* aus **liuʒid* (got. *liugiþ*) 'lüget'. Dies *iū* wird ferner durch *i*-Umlaut zu *ȳ* (wohl zunächst aus **iȳ*, vgl. § 37, b), z. B. wn. *brýtr*, on. *brȳter* (Björketorp *barutR* geschrieben) aus **briutiR* (vgl. Stentofta *bariutiþ*, got. *briutiþ*) 'bricht'. — Wo in verwandten Wörtern ursprünglich *eo*, *eu* oder *iu* nebeneinander standen, ist der Wechsel von späterem *iō* (s. § 42) und *iū* durch Ausgleichung beseitigt, im on. fast immer zu Gunsten des *iū*, z. B. *þiūver* 'Dieb' statt **þiōver* (wn. *þiófr*) nach dem Dat. *þiūve* (wn. dagegen *þiófe* nach dem Nom.); im wn. aber in der Weise, dass *iō* fast überall durchgedrungen ist, und *iū* der Regel nach nur vor *f*, *g*, *k*, *p*, z. B. *flióta* 'fliessen', aber *fliúga* 'fliegen'.

b) in schwachtoniger Silbe zu *i*, z. B. wn. *øyrer*, on. *ōri(r)* 'Münze' aus dem lat. *aureus* entlehnt; Dat. Sg. wn., on. *syni* 'Sohne' (ahd. *suniu*; vgl. urnord. *kunimu[n]diu* Tjurkö).

2. Quantitative Veränderungen.

§ 44. Dehnung eines kurzen Vokals tritt ein in starktoniger Silbe im Auslaut (hier doch vielleicht schon in urgermanischer Zeit) und ausserdem wenn nach dem Vokal ein Konsonant schwindet ohne sich einem folgenden Konsonanten zu assimilieren (d. h. den Konsonanten zu dehnen); doch auch in diesem Falle vor einem aus *ht* entstandenen *tt*. Z. B. on., wn. *sá* (got. *sa*, gr. *ὁ*) 'der', on., wn. *í* 'in', wn. *gǫ́s*, on. *gās* 'Gans', wn. *fé*, aschw., adän. *fǣ* (got. *fathu*) 'Vieh', on., wn. *má* (got. *mag*) 'mag, kann, darf', on., wn. *mál* (got. *maþl*) 'Rede', on., wn. *dóttir* 'Tochter'.

§ 45. Kürzung eines langen Vokals tritt ein:

a) vor zwei Konsonanten oder einer Geminata, z. B. on., wn. *hann* 'er' neben anorw., aschw. *hānom* 'ihm'; on., wn. *vaðmál* 'Kleidstoff' zu aisl. *vǫ́ð*, aschw. *vāþ* 'Zeug'; Prät. Ind. aisl. *gekk* 'ging' gegenüber *lét* 'liess'; on., wn. Nom. Sg. Masc. *minn*, Ntr. *mitt* neben Fem. *mín* 'mein'; on., wn. *litle* 'der kleine' neben Acc. Sg. Masc. *lítenn* 'kleinen'; on., wn. Nom., Acc. Sg. Ntr. *gott* neben Fem. *góð* 'gut'; aisl. *þorsteinn* neben *þóroddr;* wn. *brullaup*, on. *bryllop* 'Hochzeit' neben on. *brūþ* 'Braut'; on., wn. *dyrka* 'verehren' neben wn. *dýrare* 'theurer'; on., wn. Plur. *ymser* zu Sg. *ýmiss* 'wechselnd'; wn., on. Dat. Sg. Fem. *hænne* 'ihr' neben Masc. *hānom* 'ihm'. Indessen ist überaus oft Ausgleichung eingetreten und zwar gewöhnlich zu Gunsten der langen Vokale, z. B. aisl. *váðmál, mínn, mítt, lítle, gótt, dýrka* neben den eben angeführten lautgesetzlichen Formen; umgekehrt aisl. *ymiss* neben *ýmiss*. Vgl. § 39, b.

b) in schwachtoniger Silbe, sei es dass sie dies schon ursprünglich oder erst durch Schwächung einer starktonigen Silbe geworden ist, z. B. wn., on. *gæstir* (got. *gasteis*) 'Gäste'; on. *hirþe*, wn. *hirðir* (got. *hairdeis*) 'Hirt'; on., wn. Gen., Dat., Acc., Sg. *tungu* (ahd. *zungûn*) 'Zunge'; Dat. Sg., Plur. aisl. *þeima* (got. *þaimûh*), aschw. *þæmma* 'diesem, -en'; on., wn. *Ólafr* aus *Óláfr; Ingimarr* aus *Ingimārr* (nnorw. *Ingemår*, Tacitus *Inguiomērus*); *nafarr* 'Bohrer' aus **naf-*[ʒ]*ārr* aus **naƀa-ʒaiRaR* (finn. Lehnw. *napakaira*, ahd. *nabagêr*); *Ívarr* aus **Inwārr* (air. Lehnw. *Imhair*); Acc. Masc. *báða* aus **bā þā* (got. *bans þans*) 'beide'; Acc. Sg. Fem. *hana* aus (noch aisl. selten) *hána* 'sie'; *herað* 'Bezirk' aus **her-rād;* aisl. *ǫk(k)la* (ahd. *anchlâo*) 'Knöchel'; *Hamðer* aus *Hamþér* (urnord. *þewaR* 'Diener' gibt *-þér*); *þyri* (aus *þyrvi*, runisch *þurui*) neben *þórvé; Hrérekr*, aschw. *Rōriker* (ags. *Hrêdrîc*) 'Rodrich'. Weitere Beispiele s. § 33 und § 36; vgl. auch § 40, c, § 41, b, § 43, b.

3. Übrige Veränderungen.

§ 46. Svarabhakti zeigt sich schon im Urnord. sporadisch in Verbindungen von *l* und *r* (sehr selten *n*) mit einem vorhergehenden oder folgenden Konsonanten. Der Hülfsvokal ist dann immer *a*, z. B. Tune Dat. Sg. *-halaiban* (vgl. got. *ga-hlaiba*) 'Genossen', 1. Sg. Prät. *worahto* (vgl. got. *waúrhta*) 'machte', Järsbärg 1. Plur. Dual. *waritu* st. **writu* 'schrieben', *haraƀanaR* (aisl. *Hrafn*) st. *HraƀnaR;* ebenso noch in den ältesten Inschriften der Vikingerzeit, z. B. Istaby *warait* 'schrieb', *-wulafR* (aisl. *-ulfr*), Stentofta *bariutiþ* (got. *briutiþ*) 'bricht'. Aber in noch späteren Inschriften zeigen sich Svarabhaktivokale von jeder Qualität, welche gewöhnlich von dem folgenden — oder, wenn es keinen solchen gibt, von dem vorhergehenden — Vokale abhängt, z. B. *buruþur* oder *boroþur* (aisl. *bróðor* Acc. Sg.) 'Bruder', *buru* (aisl. *brú*) 'Brücke', *Kiristr* (aisl. *Kristr*) 'Christus', *FaraukiR* (aisl. *Freygeirr*), Acc. Sg. *Krimuluf (Grimulf)*, 3. Sg. Präs. Konj. *hialibi (hialpi)* 'helfe'. Diese Vokale, die übrigens in keiner Weise konsequent auftreten, sind später wieder geschwunden, im allgemeinen schon in vorliterarischer Zeit.

§ 47. Kontraktion bei Hiatus (welcher nur da vorliegt, wo nicht nach § 48 Synkope stattfinden sollte) tritt in vielen Fällen ein, scheint aber dann erst gegen das Ende der Vikingerzeit durchgeführt zu sein, denn noch die ältesten anorw. und aisl. Skaldengedichte sowie Eddalieder zeigen noch häufig unkontrahierte Formen. In Betreff des Kontraktionsresultats ist zu merken, dass *ĕ* als mit *ĭ* gleichwertig anzusehen ist, und ebenso *ŏ* mit *ŭ*. Die Fälle, die in Betracht kommen, sind jetzt folgende:

a) wo zwei gleiche oder gleichwertige Vokale zusammentreffen, werden sie zu einem langen von der Qualität des stärker betonten kontrahiert, z. B. on.,

wn. *fá* (got. *fâhan*) 'empfangen', Acc. Sg. Masc. *blán* aus älterem *bláan* 'blauen', 3. Sg. Präs. Konj. *sé* 'sehe', Dat. Sg. aisl. *kné*, aschw. *knǣ* (aus **knē*) aus **knēe* 'Knie'; wn. *veill* aus **ve-heill* 'krank'; Dat. Plur. on., wn. *skóm* aus **skōhum* 'Schuhen', *húsfrúm* aus **-frūum* 'Hausfrauen'; on., wn. *bónde* aus **bōunde* (vgl. *búande*) 'Bauer'; aisl. *Hrólfr* aus **Hrōolfr*. Später werden durch analogischen Einfluss Hiatusformen wie *bláan* u. dgl. häufig wieder hervorgerufen.

b) *a* + *u* (*o*) wird zum Diphthong *au*, z. B. wn. *haukr*, on. *hōker* (aus **hǫukr*) aus **haƀukaR* 'Habicht', wn. *haustr*, on. *hōster* aus **harƀustaR* (s. § 82, 4, b) 'Herbst'. Dagegen wird *ā* + *u* oder *o* zu *ǭ* kontrahiert, z. B. 1. Plur. Präs. Ind. on. *fām* (aus **fǭm*), wn. *fǫ́m* aus **fāhum* 'empfangen', Dat. Plur. on. *ām*, wn. *ǫ́m* aus **ahwum* 'Wassern'; auch hier treten später oft analogische Formen wie *fáum*, *-om* hervor. — *ā* + *ĕ*, *ĭ* scheint zwar regelmässig erhalten zu werden, z. B. 3. Sg. Präs. Konj. on., wn. *fáe*, *-i* 'empfange', aisl. *dáenn* 'todt'; doch ist aus **hāhistaR* (vgl. ahd. *hengist*) 'Pferd' zunächst **haistaR*, dann **hæistr* geworden, das mit doppelter Entwicklung (s. § 39, b) in wn. *hestr*, on. *hæster* (aus *hestR*, Rök *histR* geschrieben) einerseits, aschw. dial. *heist* (nschw. dial. *hest*, *hist*) andererseits vorliegt.

c) *ĕ*, *ĭ* vor starktonigem *ă*, *ŏ*, *ŭ* werden konsonantisch (vor schwachtonigem aber erhalten), und ebenso *ŏ*, *ŭ* vor starktonigem *ă*, *ĕ*, *ĭ*. Z. B. aisl. *miðaldri* 'von mittleren Jahren'; aisl. *frials* (und *friáls*), aschw. *friæls* (gewöhnlich *fræls* nach *frælsa*, aisl. *frelsa* 'befreien') 'frei' aus **frī-hals* (und *-hāls*, vgl. aisl. *hals* neben *háls* 'Hals'); aisl. *fiórer*, aschw. dial. *fiōrir* 'vier' aus **fe[ð]wóriR* (vgl. skr. *catvā́ras*); on. *siū*, aisl. *siau* (vgl. § 204) aus **sibún* (vgl. gr. ἑπτά); on., wn. *Heriulfr*; aisl. *Bǫðuarr* aus **Badu-hariR*, *Bǫðuildr* aus **Badu-hildiR*; aber dagegen z. B. wn., on. *sēa* (wn. später *siá*) 'sehen', *tīu* 'zehn', *nīu* 'neun'; wn. *búa*, on. *bōa* 'wohnen', wn. *búenn*, on. *bōen* 'fertig' u. dgl.

§ 48. Synkope trifft nur unbetonten Vokal in »kurzer« Silbe, ist aber dann ausnahmslos, wenn auch in verschiedenen Stellungen zu sehr verschiedener Zeit durchgeführt. »Kurz« ist eine Silbe, wenn sie entweder kurzen Vokal + nur einen (oder keinen) Konsonanten oder auch langen unnasalierten Vokal ohne folgenden Konsonanten enthält. Wenn also in einer solchen Silbe der Vokal bleibt, so ist er entweder starktonig oder schwach nebentonig. Die Fälle sind:

a) Unbetonte Vorsilbe, z. B. wn., on. *granne* (got. *garazna*) 'Nachbar', vgl. mit betontem *ga-* wn., on. *gaman* 'Freude', *gamal(l)* aus **ʒa-mālaR* 'alt'; on. *lōt* (got. *lailôt*) 'liess', *fal(l)* (got. *faifall*) 'fiel'.

b) Unbetonte Ultima, z. B. urnord. *daʒaR* 'Tag' wird wn. *dagr*, on. *dagher* (aus **daghr*); urnord. *haitinaR* 'geheissen', wn. *heitenn*, aschw. *hētin*; Acc. Sg. urnord. *staina* 'Stein', wn. *stein*, on. *stēn*; Acc. Sg. Masc. wn., on. *blindan* (got. *blindana*) 'blinden'; 3. Plur. Präs. Konj. aschw. *bærin* (got. *bairaina*); urnord. *-ʒastiR* 'Gast', wn. *gestr*, on. *gæster*; on., wn. Imper. *sók* (got. *sôkei*) 'suche'; wn. *fé*, on. *fǣ* (got. *faihu*) 'Vieh'; Acc. Sg. urnord. *maʒu* 'Sohn', aisl. *mǫg*; Acc. Sg. Masc. wn. *einn*, on. *ēn(n)* 'ein' (got. *ainnô-hun*); Nom. Sg. Fem. aisl. *ǫnnor*, anorw., aschw. *annor* 'andere' aus **annuru*, **anþorō* (got. *anþara*). Vgl. dagegen mit ursprünglich langer Ultima Acc. Plur. wn. *daga*, on. *dagha* (got. *dagans*) 'Tage'; Nom. Plur. wn. *gester*, on. *gæstir* (got. *gasteis*) 'Gäste'; Gen. Plur. wn., on. *rūna* 'Runen' aus **rūnō* (got. *rûnô*) mit nasaliertem *ō* (aus *-ōm*). Vgl. ferner mit (schwach) nebentoniger Ultima 3. Plur. Prät. Ind. wn., on. *bundo* (got. *bundun*; vgl. skr. *bubudhimá* u. s. w. gleich *budum*, *-uð*, *-u*) 'banden'; 3. Sg. Präs. Konj. wn. *bynde*, on. *bunde* (got. *bundi*) 'bände'; Dat. (eigtl. Instr.) Sg. Ntr. wn., on. *blindo* (ahd. *blintu*) 'blindem'; wo die Betonung schwankt, entstehen natürlich Doppelformen, z. B. Ingelstad *sunR*, wn. *sonr*,

on. *son* : Gursten *sunuR*, aisl. (selten) *sonor* (vgl. skr. *sūnús*) 'Sohn'; wn. *veđr* : aschw. *væþur* 'Widder' (got. *wiþrus* ist nach *wiþrum*, *-uns* u. dgl. gebildet, wie *fôtus* nach *fôtuns*); wn. *vetr*, aschw. *vitter*, *vinter* : Rök *uintur* 'Winter'; wn., on. *vatn* 'Wasser' : aschw. *Vætur* Seename (oder nach § 36, a aus **wetōr*, vgl. gr. *ὕδωρ*); wn. *andr* : *ǫndorr* 'Schneeschuh'; Dat. Sg. wn. *laug*, on. *lōgh* neben *laugo*, *lōgho* 'Bad'; wn. *heim*, on. *hēm* 'Heim' neben *heime*, *hēme* u. s. w.

c) Unbetonte Pænultima, z. B. wn. *ellre*, aschw. *ældre* (got. *alþiza*) 'älter'; wn., on. *fagna* (got. *faginôn*) 'sich freuen'; urnord. *faihidō*, wn. *fáđa*, aschw. *fāþe* 'schrieb'; Gen. Plur. wn. *augna*, on. *ōghna* (ags. *éazena*, *éazna*) 'Augen'; Gen., Dat. Sg. Fem., Gen. Plur. wn., on. *blindrar*, *-re*, *-ra* aus **blindiRōR*, *-iRē*, *-iRō* (ahd. *blintera*, ags. *blindre*), *mikillar*, *-ille*, *-illa* aus **mikiliRōR* u. s. w. Vgl. mit ursprünglich langer oder mit nebentoniger Pænultima die oben (b) und unten (d) angeführten Beispiele, wo in mehrsilbigen Wörtern die Ultima synkopiert ist; ausserdem Fälle, wo gar keine Synkope stattfinden kann, wie on., wn. *armare* (got. *armôza*) 'ärmer'; *losnade* (got. *lusnôda*) 'wurde los'; wn. *skapere*, aschw. *skapære* (vgl. ahd. *-âri*) 'Schöpfer'.

d) Unbetonte Antepænultima und Ultima, z. B. Dat. Sg. Masc. on., wn. *bundnom* aus **bundunumu* (got. *bundanamma*) 'gebundenem'; Acc. Sg. Masc. aschw. *bundnan* (got. *bundanana*) neben on., wn. *bundenn* (aus **bundinnō*, vgl. got. *ainnō-hun*); on., wn. *valđan* (got. *walidana*) 'gewählt'.

e) Enklitische einsilbigen Wörter, z. B. run. *falk* aus **falh-ek* 'ich verbarg', *barþusk* aus *-sik* 'schlugen sich', on., wn. *þótt* aus *þó at* 'wiewohl'.

Wo innerhalb eines Paradigmas synkopierte und unsynkopierte Formen mit einander wechselten, ist oft Ausgleichung (gewöhnlich zu Gunsten der synkopierten Formen) eingetreten oder Doppelformen entstanden, z. B. wn. *danskr*, on. *dansker*, *dænsker* 'dänisch' st. **dæniskr* nach Acc. Sg. Masc. *danskan* (aus **dani-skan*, denn *sk*, *sp*, *st* werden nicht getrennt) u. a.; wn. *valdr*, on. *valder* 'gewählt' neben wn. *validr* (st. **vælidr*, got. *waliþs*) nach *valđan* u. a.; wn., on. *karl* (Ingelstad noch *karilR*) 'Kerl, Karl' nach Plur. *karlar*; on., wn. *eldr* (aschw. noch selten *ēledh*) 'Feuer' nach Dat. Sg. *elde*; aisl. *Hǫrdr* aus **Harudr* (Rök noch Gen. *Haruþs*) nach Dat. *Herde*, vgl. Plur. *Hǫrder* 'Einwohner von *Hǫrdaland*'; on. *bæzter*, wn. *beztr*, *baztr* 'best' st. **bætistr* (got. *batists*; vgl. aschw. *ondester* 'schlechtest', *skyldester* 'am nächsten verwandt', *sēnester* 'spätest' u. a. unsynkopiert neben *sēnster* u. a.) nach Acc. *baztan* u. a.

§ 49. Das chronologische Verhältnis der Synkope und des Umlauts geht aus folgenden Erwägungen hervor:[1]

1) Synkope tritt früher nach langer als nach kurzer Wurzelsilbe ein (weil nach jener nicht wie nach dieser ursprünglich ein Nebenton folgte, der erst schwinden musste), wie aus folgenden Gegensätzen zur Genüge hervorgeht: Acc. Sg. der *u*-Stämme Sölvesborg *Asmu[n]t* (aisl. *Ásmund*), aber noch *sunu* (aisl. *sun*, *son*) 'Sohn'; Helnæs *Kuþumu[n]t* (aisl. *Gudmund*), aber *sunu*; der Vokal in der Kompositionsfuge Sölvesborg *Asmu[n]t* (aus **āsu-*, vgl. urnord. *A[n]su-zisalas* und aisl. *ǫss* 'Gott'), aber Gommor *Haþuwolafa* (vgl. aisl. *Hǫđ-* in Namen), Helnæs *Kuþumu[n]t* (*Gudu-*, vgl. aisl. *gođ*, *guđ* 'Gott'); Nom. Sg. in den Runennamen des ABCdarium Nordmannicum *sôl* (aus **sōlu*) 'Sonne', aber *feu* (aisl. *fé*) 'Vieh', *lagu* (aisl. *lǫgr*) 'Flüssigkeit'; 3. Sg. Präs. Ind. Björketorp *barutR* (d. h. *brȳtR* aus **briutiR*) 'bricht', aber noch Rök (in der Poesie) *sitiR* (aisl. *sitr*) 'sitzt' neben (in der Prosa) *niþR* 'Verwandter' (vgl. ABCd. Nordm. noch *thuris*, aisl. *þurs*).

2) Synkope tritt nicht zu ganz derselben Zeit zwischen zwei starktonigen Silben ein, wie wenn die eine der umgebenden Silben schwachtonig ist, oder

keine andere Silbe folgt. Denn während nach langer Wurzelsilbe z. B. aisl. *kuánfang* 'Heirat' (aus **kuāni-fang), kattbelgr* 'Katzenfell' (aus **kattu-belgr)* mit stark nebentoniger Ultima keinen Umlaut zeigen, ist er dagegen vorhanden z. B. in Prät. *dómda* (got. *dômida)* 'urteilte' und Nom. *gestr*, urnord. *ȝastiR)* 'Gast', im Plur. *ǫxlar* 'Achsel' und Sg. *kǫttr* 'Katze', was auf eine temporale Verschiedenheit in Betreff der Synkope deutet (vgl. auch *Ingimarr* gegen *mérr* 'berühmt'). Ebenso das ganz umgekehrte Verhältnis nach kurzer Wurzelsilbe in z. B. aisl. *herskip* (aus **hari-skip)* 'Kriegsschiff' mit stark nebentoniger Ultima und *i*-Umlaut gegenüber Prät. *talda* (aus **talida)* 'zählte' und Nom. *salr* (aus **saliR)* 'Saal'. Da aber die umgelauteten *dómda, gestr* früher synkopiert sind als die unumgelauteten *talda, salr* (s. oben 1), so muss das unumgelautete *kuánfang* später als *dómde, gestr* synkopiert worden sein. Das umgelautete *herskip* ist aber erst noch später synkopiert worden, wie aus dem unsynkopierten Gen. *Hariwulfs* (aisl. *Heriolfs)* noch in der Räfsal-Inschrift hervorgeht, sowie aus dem Umstande, dass der noch spätere Schwund des *w* vor *u* eine notwendige Voraussetzung für die Bewahrung des *i* in aisl. *Heriolfr* ist. Also müssen wir zwischen der Periode (um 700), wo *i*-Umlaut nur bei der Synkope eines *i* (z. B. *dómda, *talida, *dōmir)* eintrat, und derjenigen (um 900), wo sowohl vor erhaltenem wie vor synkopiertem *i* (z. B. *dómir, Heriolfr, herskip)* sich Umlaut zeigt, eine mittlere Periode ansetzen, in der nicht durch synkopiertes, wohl aber bald durch erhaltenes *i* Umlaut bewirkt wird (z. B. *kuánfang, talda; HariwulfR, *hariskip, *dōmiR,* später **HæriwulfR, *hæriskip, *dǣmiR).* Also, es gab eine Zeit (etwa das 8. Jahrh.), wo der ältere (wahrscheinlich epenthetische) *i*-Umlaut schon nicht mehr lebendig, der jüngere (harmonische) *i*-Umlaut noch nicht ins Leben getreten war, und in dieser Zeit sind die unumgelauteten, synkopierten Formen — wie *talda* — entstanden. Hieraus geht hervor, dass in Fällen wie in aisl. 3. Sg. Prät. Konj. *telde* (aus **talidī)* 'zählte', Kompar. *betre* (urspr. die Form des Plur. und Sg. Fem. got. *batizei)* neben (seltenem) *batre* (urspr. Masc. und Ntr. Sg. got. *batiza, -zô)* 'besser' der Umlaut durch das *i* der Ultima hervorgerufen ist. Dieser jüngere *i*-Umlaut ist indessen gegen das Ende der Vikingerzeit nicht mehr lebendig, denn kein Umlaut wird durch dasjenige *i* bewirkt, welches durch Kürzung älterer *ǣ, ai, ē* (s. § 33; § 38,c; § 45,b) entstanden ist und nach Ausweis ags. Lehnwörter (Namen) wie *Bondi, Tosti, Tofi* u. a. schon um 1000 als solches vorhanden war; also *fadir* 'Vater' u. dgl. ohne Umlaut, weil aus **fader, -ēr, -ǣr.*

3) Synkope tritt später bei nasaliertem als bei unnasaliertem Vokal ein, z. B. Istaby schon Nom. *-wulafR* (aus *-*wulfaR)* 'Wolf', aber noch Acc. *-wulafa* (aus **-wulfą)*, auch Gommor *-wolafa* (erst Helnæs *-ulf)*; Ingelstad Nom. *sunR* 'Sohn', aber noch Kälfvesten und Rök (in der Poesie) Acc. *sunu* (*sun* zum ersten Mal in der Gursten-Inschrift).

4) Synkope tritt wohl am frühesten bei *a,* dann bei *i,* am spätesten bei *u* ein, aber die zeitlichen Differenzen sind jedenfalls ziemlich unbedeutend. Schon um 700 fehlt unnasaliertes *a* nach langer Wurzelsilbe in Istaby *-wulafR* 'Wolf', wenigstens um 900 auch nasaliertes *a* nach kurzer Silbe, z. B. Tryggevælde Acc. Sg. *uar* (aisl. *ver)* 'Mann'. Fast gleichzeitig mit *a* schwindet *i,* nach langer Silbe schon Björketorp *barutR* 'bricht', nach kurzer Rök *niþR* (got. *niþjis)* 'Verwandter'. Bei *u* zeigt sich Synkope nach langer Silbe erst in Sölvesborg (c. 750—775) *Asmu[n]t,* nach kurzer Silbe ist sie noch im Anfang des 10. Jahrh:s schwankend, z. B. Kälfvesten *sunu,* aber Gursten *sun.* Wenn demnach der ältere, durch die Synkope hervorgerufene *u*-Umlaut (den wir aus denselben Gründen wie bei dem *i*-Umlaut annehmen müssen, wenn auch viele Einzelheiten hier noch dunkel sind[2], nicht viel jünger als der

entsprechende *i*-Umlaut ist, so ist doch der jüngere, durch erhaltenes *u* bewirkte *u*-Umlaut so viel später, dass er ohne Zweifel nicht einmal der Vikingerzeit zuzuschreiben ist, sondern (mit der § 28, b und § 32 erwähnten Ausnahmen) als eine einzelsprachliche, dem Isländischen und einigen norw. und schwed. Mundarten eigentümliche Erscheinung zu betrachten ist. Dieser harmonische *u*-Umlaut fehlt nämlich im Ostnord. und im Anorw. fast ganz. Am treuesten sind wohl die Verhältnisse, wie sie gegen das Ende der Vikingerzeit waren, im Anorw. wiedergegeben, wo man regelmässig Flexionen findet wie *sǫk*, Dat. Plur. *sakum* 'Sache'; *gafugr*, Acc. Sg. Masc. *gǫfgan* 'grossartig' u. s. w. Dagegen im On. ist dieser Wechsel schon in vorliterarischer Zeit durch Ausgleichung beseitigt, fast immer zu Gunsten der unumgelauteten Formen, z. B. *sak* 'Sache' nach *sakum*, Plur. *saþlar* (st. **soþlar*) nach Sg. *saþul* 'Sattel'; bisweilen aber doch umgekehrt, z. B. aschw. *hovuþ* (anorw., agutn. *hafuþ*) nach Dat. Sg. *hofþe* (agutn. dagegen *hafþi* nach *hafuþ*) 'Haupt'. Übrigens kommen solche Ausgleichungen auch in Betreff des *i*-Umlautes in grosser Menge vor und zwar in allen anord. Sprachen, z. B. Part. Prät. *farinn* st. **færinn* nach Plur. *farner* 'gefahren' und umgekehrt Plur. *dregner* (aschw. auch *draghnir*) nach *dreginn* (*draghin*) 'gezogen'; Plur. *staðir* st. **stæðir* nach Sg. *staðr* (agutn. umgekehrt *steþr*) 'Stelle'; wn. *bȳð*, *bȳðr*, on. *biūþer* aus urspr. **biūð(u)* 'biete', **bȳð(i)R* 'bietest'; aisl. *Guðríðr* (neben *Gȳríðr*, aschw. *Gȳriþ*) nach *guð* 'Gott'; aschw. *arvinge* neben *ærvinge* 'Erbe' nach *arf* 'Erbschaft' u. s. w.

[1] Kock, PBB XIV, 53. Noreen, Arkiv f. nord. Fil. I. 150. III. 28 Note. V, 389 Note. Brate, Ant. tidskr. f. Sv. X, 310 Note. Bezz. Beitr. XI, 190. Wimmer bei Burg, Die älteren nordischen Runeninschriften, s. 157. De Saussure in *Mélanges Renier*, Paris 1886, s. 391. — [2] Heinzel, AfdA. XIV, 219 Note.

4. Übersicht des Sonantensystems am Ende der Vikingerzeit.

§ 50. **Phonetische Übersicht:**

	Hintere	Palatale: Mittlere		Palatale: Vordere
Vokale: Ohne Labialisierung:	ā̆	ǣ̆[1]	ē̆	ī̆
« Labialisierte:	ǭ̆[2]	ø		
	ō̆		ø̄̆	
	ū̆			ȳ̆

Diphthonge: Fallende: lange *æi*[3], *ǫu*[4], *øy*, *iō*, *iū*, kurze *ia*, *iǫ*, *io*, *iu* (bald in steigende übergehend).

« Steigende: lange *uā*, *uǣ*, *uǭ*, *uē*, *uī*, kurze *ua*, *uæ*, *uǫ*, *ue*, *uø*, *ui* (später auch *ia*, *iǫ*, *io*, *iu*).

Alle Vokale und Diphthonge können unter Umständen (s. § 23) nasaliert sein.

[1] Aisl. kurz *e*, lang *é*. — [2] Ostn. *o* geschrieben. — [3] Westn. (besonders aisl.) *ei*. — [4] Westn. (besonders aisl.) *au*. — Länge wird im Wn. durch Akut, im On. gewöhnlich gar nicht bezeichnet.

§ 51. **Etymologische Übersicht:**

Altererbte: *a e* (Brechungen *ia io iu*) *i o u*; *ā ē ī ō ū*; *æi ǫu iō iū*; *ua ue ui*; *uā uē uī*.
J-Umlaute: *æ* — (« *æ ø y*) — *ø y*; *ǣ* — — *ø̄ ȳ*; — *øy* — *ȳ*; *uæ* — —; *uǣ* — —.
U-Umlaute: *ǫ ø* (« *iǫ* — —) *y* — —; *ǭ* — *ȳ* — —; *øy* — — —; *uǫ uø y*; *uǭ* — *ȳ*.

§ 52. Die **Betonungsverhältnisse** waren wohl noch zu dieser Zeit über den ganzen Norden so ziemlich dieselben. Die folgende Darstellung basiert hauptsächlich auf das Altschwedische, dessen Accentuation bis jetzt am besten eruiert ist, aber ist wohl doch im grossen und ganzen auch für die übrigen anord. Sprachen dieser Zeit zutreffend.[1]

I. Der Hauptton ruht der Regel nach in einfachen Wörtern auf der Wurzelsilbe, in zusammengesetzten Wörtern auf der Wurzelsilbe des ersten Gliedes. Diese Regel erleidet jedoch viele Ausnahmen, indem nämlich:

1) Sehr viele zusammengesetzte Wörter haben den Hauptton auf der Wurzelsilbe des letzten Kompositionsgliedes. Solche sind:

a) Die meisten Wörter, die mit den Partikeln *of(r)-* 'allzu', *for-* 'ver-' und viele, die mit *and-* 'ent-', *mis-* 'miss-', *ó-(ú-)* 'un-', *á* 'an', *af* 'ab', *at* 'zu', 'an', *bort (burt)* 'weg', *fram* 'hervor', *inn* 'ein', *til* 'zu', *um* 'um', *upp* 'auf', *út* 'aus', *vel* 'wohl' als erstem Glied zusammengesetzt sind, besonders wenn das Kompositum ein Verb ist. Z. B. aisl. *ofrgiǫld* 'übergrosse Vergeltung', aschw. *ofstarker* 'zu stark', aisl. *forynia* (aus **for-rynia)* 'Vorbote', aschw. *forvarþa* 'vergehen' *andsuara* 'erwiedern', aisl. *miskunn* 'Erbarmen', aschw. *ōmak* 'Ungemach', *āfinna* 'entdecken', *afskæra* 'abschneiden', *atskilia* 'trennen', *bortgā* 'weg gehen', *framfōra* 'vorführen', *inlēþa* 'einleiten', *tilgā* 'geschehen', *vælsigna* 'segnen' u. s. w.

b) Viele einzelne Wörter mit einsilbigem ersten Glied, z. B. aisl. *árhialmr* 'Bronzehelm' (zu *eir* 'Bronze'), *Haraldr* (aus **Hari-waldR,* vgl. *Heriolfr* mit haupttoniger Pænultima), *þuríðr* (aus **þōr-[f]rīdR), Girkland* 'Griechenland', *hárfagr* 'haarschön', *Gunnhildr, Ǫgmundr, Friðgeirr* (vgl. *nafarr* 'Bohrer' aus **naf-*[ʒ]*árr* mit haupttoniger Pænultima), aschw. *Suānalder* (vgl. aisl. *Sueinn), ransaka* 'untersuchen', *hughsuala* 'trösten', *ōþmiūka* 'demüthigen', *vinskaper* 'Freundschaft', *rætvīs* 'gerecht', *vīsdōmber* 'Weistum' u. s. w.

Bei vielen ursprünglich hierher gehörigen Wörtern ist die Betonung in literarischer Zeit zu Gunsten der gewöhnlicheren aufgegeben und ist dann nur aus den lautlichen Verhältnissen des Wortes zu erschliessen, z. B. aisl. *þyri* aus **þōr-vī;* aschw. *þūrir* aus **þōr-*[ʒ]*eirr* (air. Lehnw. *Thomrair);* aisl. *forad* 'Verderb' aus **for-rād.* Ausserdem ist zu merken, dass viele, wenn nicht die meisten der oben (unter a und b) angeführten Wörter und ihresgleichen schon in der Vikingerzeit schwankende Betonung hatten, so dass bald das erste, bald das letzte Glied haupttonig sein konnte. Dadurch sind in vielen Fällen lautliche Doppelformen entstanden, z. B. aisl. *fóst(r)syster : fósyster* 'Pflegeschwester'; *Guttormr* (aus **Guþ-þormr) : Godormr; Ein(d)ride : Indride; Óláfr, -lafr : Óleifr; þórarr* (aus **þór-*[ʒ]*árr) : þorgeirr; Hróarr* (aus **Hró*[*d*-] [*w*]*árr) : Hródgeirr; Ívarr (*Inwárr)* : air. Lehnw. *Imhair (*Inwæirr); þórlákr : þórleikr; vesall* (und aschw. *ūsal* aus *-sāll) :* aschw. *væsæl* (vgl. aisl. *sǽll* 'glücklich') 'elend'; aschw. *bryllop : brølōp* 'Hochzeit'; *hūsprea : hostrō* 'Hausfrau'; *līkame* (später *ligheme) : likami* (nschw. *lekámen); ørtogh :* agutn. *ertaug* 'Münze'; aschw. *hærriþ : haraþ* (und *hæraþ,* vgl. aisl. *herað;* aus **hari-rād)* 'Bezirk', *þorbern : þorbiorn; þorstān : þorstēn* (aisl. *þorsteinn); Ovāgher : Ofēgher* (aisl. *Ófeigr); þorvaster : þorfaster* u. a. m.

2) Verschiedene einfache Wörter haben den Hauptton auf der Ableitungssilbe, wenn auch die meisten auch haupttonige Wurzelsilbe haben können. Hierher gehören:

a) Viele mit *-ing-* und *-ung-* abgeleiteten Wörter, z. B. wn. *teningr* (und *tenningr* mit haupttoniger Wurzelsilbe) 'Würfel'; *kening* (und *kenning)* 'poetische Umschreibung': aschw. (und anorw.) *pæninger* (und *pænninger)* 'Pfennig'; *tuilingr* 'Zwilling'; *brylunger* (und *bryllunger)* 'Geschwisterkind männlicher Seite'; adän. *thining* (und *thinning)* 'Schläfe'; *uningæ-logh* (und *unningæ-)* 'Fundgeld'.

b) Einzelne Fälle wie aschw. *fiænde* (neben *fiande* mit haupttoniger Antepænultima); *mæniskia* (neben *mænniskia)* 'Mensch'; *væþur* (vgl. aisl. *veðr)* 'Widder'; *alregh* (gewöhnlich *áldrigh)* 'nie'; adän. *san(n)ænd* 'Wahrheit'; vgl. aisl. *ellifo,* aschw. *ællivu* aus älterem **enlibu* (engl. *elleven,* ags. *andleofan)* 'elf' (vgl. § 67).

3) Wörter, die proklitisch oder enklitisch stehen, haben nicht einmal Neben-

ton, z. B. wn. *eda* (got. *aippau*) 'oder'; on., wn. *medan* (got. *miþþanei*) 'während'; on., wn. *þikia* (neben betontem *þykkia*) 'dünken'; on., wn. *ek(k)e* 'nicht' u. a. m.

Anm. In Betreff des Haupttons ist übrigens zu merken, dass er entweder stark geschnitten oder schwach geschnitten oder cirkumflektiert sein kann, und zwar in einfachen Wörtern wahrscheinlich:

a) Stark geschnitten: 1) in ursprünglicher (d. h. urnordischer) Ultima, z. B. on., wn. *upp* (ahd. *ûf*) 'hinauf'. 2) wo unmittelbar nach dem haupttonigen Vokal ein anderer Vokal synkopiert (nicht mit jenem kontrahiert, s. unter c, 1) worden ist, z. B. on., wn. *þótt* 'wiewohl'. Vgl. § 77.

b) Schwach geschnitten, wo in einem unsynkopierten Wort nach der haupttonigen Silbe eine nebentonige folgt, z. B. on., wn. 3. Pl. Prät. *bundo* 'banden'.

c) Cirkumflektiert: 1) Wo mit dem haupttonigen Vokal ein folgender Vokal kontrahiert (nicht nach jenem synkopiert, s. oben a, 2) worden ist, z. B. on., wn. *fá* (älter *fáa*, s. § 47) 'empfangen'. 2) Wo nach dem (oder den) auf dem haupttonigen Vokal folgenden Konsonanten ein (urnordischer) Vokal synkopiert worden ist, z. B. on., wn. *horn* (urnord. *horna*) 'Horn'.

II. Starker Nebenton tritt in folgenden Fällen auf:

1) Auf der Wurzelsilbe des letzten Gliedes eines zusammengesetzten Wortes, dessen erstes Glied den Hauptton hat, z. B. aisl. *kirkiogardr* 'Friedhof', aschw. *forfallalōs* 'ohne gesetzmässige Ursache'. Ausnahmen hiervon sind (vgl. oben I, 3):

a) Keinen Nebenton hat der suffigierte Artikel, z. B. *bóken, -in* 'das Buch', *barnet, -it* 'das Kind', *konungsens, -ins* 'des Königs', *stólenom, -inum* 'dem Stuhle'.

b) Schwachen oder gar keinen Nebenton haben viele Wörter, denen das Gefühl der Zusammensetzung abhanden gekommen ist, z. B. aisl. *Alrekr* aus **Ala-rīkR*; *þanneg* aus **þann-weg* 'dorthin'; *nekkuat* aus **ne-weit-ek-huat* 'etwas'; *Sigurdr* aus *-vǫrdr* (s. § 26); *Hamder* aus *Hampēr*; *gaman* aus *ga-man* 'Freude'; aschw. *væruld* (vgl. aisl. *verǫld*) 'Welt'; *hutlikin* (vgl. aisl. *hutlikr*) 'welcher'; *Guþir* aus **Gud-wēr*.

2) Auf sehr vielen »Ableitungs«silben, wie *-and-, -ind-, -īn-, -ing-, -tān* (aber nicht *-tiān*), *-und-, -ung-, -ærn-* und noch anderen, wofern sie nicht gar haupttonig sind (s. oben I, 2), z. B. wn. *erfinge*, aschw. *ærvinge* 'Erbe'; wn. *víkingr* 'Vikinger'; aisl. *faderne*, *móderne* 'väterliche, mütterliche Seite'; aschw. *fæþrīne, mōþrīne* dass.; aisl. *heimull, -ill*, aschw. *hēmul* 'von rechtswegen gestattet;' on., wn. *sextán* 'sechszehn'; aschw. *attunde* 'achte'; *sannind* 'Wahrheit'; aschw. *kōpunger*, aisl. *kaupangr* 'Stadt'; aisl. *eigande*, aschw. *ēghande* 'Besitzer'; aisl. *apaldr*, aschw. *apald* 'Apfelbaum'; aisl. *erfide*, anorw. *ærfade*, aschw. *ærvoþe* 'Arbeit, Gebühr'.

3) Auf fast jeder Silbe, die auf eine kurze haupttonige Silbe eines einfachen Wortes folgt, z. B. aschw. *gatā* (in ältester Zeit *gatā*, dann *gată*) 'Gasse', Pl. *vinī* 'Freunde', Prät. *talăþe* 'redete', *kolăre* 'Köhler u. s. w. Diese Betonung ist wohl doch in den wn. Sprachen früh aufgegeben, am frühesten im Aisl.; ziemlich früh wohl auch im Adän. (schon vorliterarisch in den seeländischen und jütischen Dialekten) und in einigen aschw. Mundarten.

Der starke Nebenton ist seinem Ursprung nach ein reducierter Hauptton. Dessen Dasein deutet demnach an, entweder dass die stark nebentonige Silbe einst haupttonig war, oder dass das Wort zusammengesetzt ist, oder dass es seine Betonung nach der Analogie eines zusammengesetzten Wortes bekommen hat.

III. Schwacher Nebenton kommt der Regel nach derjenigen Silbe zu, die in einem einfachen Wort auf eine lange haupttonige Silbe folgt, z. B. aschwed. *tunga* 'Zunge', Pl. *gæstir* 'Gäste', Prät. *kallaþe* rief, *fiskare* 'Fischer'. Doch fehlt jedweder (also auch der oben II, 3 erwähnte starke) Nebenton.

1) In zweisilbigen Komparativen, z. B. on., wn. *stérre* 'grösser', *yngre* 'jünger', *férre* 'weniger', *betre* 'besser'.

2) In einigen Wörtern, die oft proklitisch oder enklitisch stehen, auch

dann, wenn sie betont gebraucht werden, z. B. aschw. *undir* 'unter', *yvir* 'über', *genum* 'durch'.

3) In einzelnen Wörter wie on., wn. *nío* 'neun', *tío* 'zehn'. Wahrscheinlich auch in vielen Formen der auf *-ia-* abgeleiteten Verben, z. B. 1 Sg. Präs. wn. *déme* 'urteile', Prät. *démda* 'urteilte' gegenüber 2., 3. Sg. Präs. *démer*, Prät. *démder*, *-e* mit schwach nebentoniger Ultima.

Der schwache Nebenton ist seinem Ursprung nach ein reducierter starker Nebenton und hat daher im Grunde dieselben Voraussetzungen wie dieser. Der Zusammenhang des anord. Nebentones mit der ursprünglichen indoeuropäischen Ultimabetonung geht u. a. aus dem Umstande hervor, dass die an. Synkope lautgesetzlich unterbleibt (resp. Nebenton sich findet) in vielen Silben, die in ieur. Zeit betont waren, z. B. Pl. *bundom*, *-o* zu *batt* 'band' (vgl. sskr. Pl. *vidmás* zu *véda* 'weiss'); vgl. auch den Gegensatz von aschw. *siū* (gr. ἑπτά, ved. *saptá*) 'sieben' zu *nío* (gr. ἐν-νέα, skr. *náva*) 'neun', *tío* (gr. δέκα, sskr. *dáça*) 'zehn', (vgl. § 206, § 207). Dasselbe beweist das Fehlen des Nebentons in Wörtern, die in ieur. Zeit die Wurzelsilbe haupttonig hatten, z. B. 2-silbige Komparative wie aisl. *óre* (got. *jûhiza*) zu *ungr* 'jung', *ellre* (got. *alþiza*) zu *aldr* 'alt' (vgl. gr. κρέσσων zu θρατύς 'stark', τάσσων zu ταχύς 'schnell' u. a.).

[1] Kock, *Språkhistoriska undersökningar om Svensk akcent* II, 311—386. 394—403. 432—450. 496. *Studier i fornsvensk ljudlära* s. 140. 226—232. 271. 297—310, 367—369. *Undersökningar i svensk språkhistoria*, s. 48. 55. 62. Arkiv f. nord. Fil. IV, 165. V, 67. 74. Sievers, PBB. VIII, 75. IX, 561. Bugge, *Norrøn fornkvæði*, Chra. 1867, s. 36 Note. Arkiv f. nord. Fil. II, 226. PBB. XIII, 334. Falk, Arkiv f. nord. Fil. IV, 358. Noreen ib. V, 389 Note. Encyclopædia Britannica Vol. XXI, 372. Jessen, ZfdPh. II, 139.

B. DIE KONSONANTEN.

§ 53. Das Urnordische übernahm aus urgermanischer Zeit wenigstens folgende Konsonanten: Halbvokale *w ww; j jj*. Liquidæ *l ll; r rr*. Nasale *m mm; n nn; ŋ*. Tönende Spiranten *ƀ; đ; z; ʒ*. Tonlose Spiranten *f; þ; s ss; h*. Tönende Explosivæ *b bb; d dd; g gg*. Tonlose Explosivæ *p pp; t tt; k kk*. Selten waren die tön. Expl.; *b, d, g* kamen nur nach den entsprechenden Nasalen (resp. *m, n, ŋ*) vor.

1. Qualitative Veränderungen.

§ 54. *W* (d. h. konsonantisches *u*) geht, ausser nach tautosyllabischem Konsonanten[1] und anlautend vor *r*, gegen das Ende der Vikingerzeit allmählich im ganzen Norden — mit Ausnahme einiger Mundarten[2] — in bilabiales, (*ƀ*, woraus) dann dentilabiales *v* über, wie aus runischen Schreibungen wie *faR* st. *uaR* 'war' (urnord. *was*) hervorgeht; vgl. aisl. *áfe* neben *áve* 'Leben', *snifenn* neben *snivenn* 'beschneit' u. dgl. Noch bei wn. Skalden des 10. Jahrhdts alliterieren *u* und *v* (z. B. *und* : *vǫllr* bei Egell), was auf vokalische Qualität des letzteren hinweist[3], aber schon zur selben Zeit zeigen sich Assonanzen wie *Sutvor: lífe* (þorbiǫrn Dísarskald), welche den Übergang voraussetzen.

[1] Kock, Arkiv f. nord. Fil. V, 87. *Studier i fornsv. ljudlära* s. 4. 20. — [2] Ib. — [3] Gering, PBB. XIII, 202.

§ 55. *ww* und *jj* werden zu resp. *ggw, ggj* (zunächst vielleicht aus *ʒw, ʒj* nach § 76 entstanden), z. B. wn. *hǫggua*, agutn. *haggva* 'hauen' (ahd. *hauwan*); wn. *tryggr*, on. *trygger* (aus **triggwiR*) 'treu' (ahd. *triuwi*); wn., on. *tuæggia* 'zweier' (ahd. *zweijo*); *æg(g)* aus **aggja-* 'Ei'. Nach dem urnord. *Niuwila* (Varde-Brakteat) zu urteilen ist dieser Übergang nicht der urnord. Zeit

zuzuschreiben; aber wenigstens in der Vikingerzeit war *gg* da, z. B. Vedelspang Acc. Sg. *Siktriku*, d. h. *Sigtriggw* (aisl. *Sigtrygg*).

§ 56. *m* geht vor *n* in *b* über, z. B. Rök Dat. Pl. *nabnum* (got. *namnam*) 'Namen'; Ludgo Dat. Sg. *hifni* zu *himinn* 'Himmel'.

§ 57. *nn* wird vor *r* (nicht vor dem aus *z* entstandenen *R*) zu *đ*, z. B. aisl., *iđre* aus **innere* 'innerer' (vgl. *minne* aus **minniRe*, got. *minniza* 'minder'); wn., on. Pl. *aþrir* zu *annar(r)* 'ander'. Da die Gruppe *nnr* immer durch Synkope entstanden ist, fällt demnach dieser Übergang in die Vikingerzeit. Auch wo etwas später ein aus *R* entwickeltes *r* (s. § 60) zu *nn* tritt, findet dieselbe Entwickelung statt, z. B. aisl. Pl. *međr* (aus *menn-r*) neben *menn* (aus **manniR*, got. *mans*) 'Männer'. Durch Ausgleichung entstehen dann häufig Nebenformen mit *nnr* (woraus aschw. *ndr*), z. B. aisl. *innre* (aschw. *indre*) nach *innan* 'innerhalb', *mennr* nach Gen. Pl. *manna* u. dgl. — Die bisher übliche Erklärung[1] dieser Erscheinungen kann nicht richtig sein, da sie weder das *đ* in *iđre*, noch die Kürze des Vokals in *aþrir* u. a. erklärt.

[1] Tamm, PBB. VII, 445. Läffler, Nord. tidskr. f. Fil. IV, 288. V, 80. Noreen, Aisl. Gramm. § 220, 2.

§ 58. *ƀ* wird in folgenden zwei Fällen (vgl. § 82, 8) verändert:

a) Im Anlaut zu *b* und zwar im 8. Jahrh. (s. § 6, 7), z. B. aisl. *bera* 'tragen'.

b) Inlautend vor *k*, *s*, *t* zu *f*, z. B. aschw. *þæfka* 'kosten' zu *þæver* 'Geschmack', wn., on. Gen. Sg. *liūfs*, Nom. Sg. Ntr. *liūft* zu *liūver* 'lieb'. Der Übergang fällt nach der Synkope, die erst die Gruppen *ƀk*, *ƀs*, *ƀt* schafft. — Vgl. § 62, b.

§ 59. *đ* erleidet ebenso zweifache Veränderung:

a) Zu *d* anlautend und nach *l*, sowie bei Dehnung (s. § 70) im Anfang des 8. Jahrh:s, dann in der Vikingerzeit auch, wo zwei *đ* durch Synkope zusammentreffen, z. B. Helnæs *truknaþu*, d. h. *drukknadu* 'ertranken'; Söndervissinge *tutiR*, d. h. *dōttiR* 'Tochter' (vgl. urnord. *dohtriR* 'Töchter'); Vatn *rhoaltR*, d. h. *HrōaldR* (vgl. urnord. *HelđaR*, aisl. *Hialdr*); an., wn. *gaddr* (aus **ʒađđaR* aus **ʒazdaz*, got. *gazds*) 'Stachel'; Tryggevælde Nom. Pl. M. *futiR*, d. h. *fǿddiR* (got. *fôdidai*) 'geboren'.

b) zu *þ* nach *f*, *k*, *p*, *s*, aus *lþ*, *nþ* entstandenem *ll*, *nn*, nach *l*, *n*, wenn ihnen tonloser Konsonant voranging, und vor *k* (doch nicht in allen Dialekten, s. § 157, b) und *s*, d. h. im allgemeinen: nach und vor tonlosen Konsonanten. Später und einzelsprachlich, aber zu sehr verschiedener Zeit (nach *f*, *k*, *þ* erst im 13. Jahrh. und später nach kurzer als nach langer Silbe) geht dies *þ* in *t* über (doch nicht vor *k*). Z. B. aisl. *tylfþ* (um 1200 *tylft*) 'Zwölfter', Prät. *merkþe*, *-te* 'bezeichnete', *drøyþþe* (*dreypte*) 'liess tropfen', *reiste* (got. *raisida*; runisch noch im 11. Jahrh. oft *raisþi* neben *raisti*, das schon in der Tjängvide-Inschrift auftritt) 'errichtete', *vilte* (aus **wilþiđe*) 'führte irre', *nente* (got. *nanþida*) 'wagte', *mǽlte* (got. *maþlida*) 'sprach', *vǽþnte* 'bewaffnete', *bliþka* 'sänftigen' (zu *bliđr* sanft), *sizt* 'zuletzt' (zu *siđr* 'weniger'). Vor *s* wird jedoch oft *đ* analogisch wieder eingeführt, z. B. Gen. Sg. *ords* neben *orz* nach *orđ* 'Wort'[1]. — Da alle die betreffenden Konsonantengruppen erst durch Synkope entstanden sind, fällt der Übergang *đ* > *þ* demnach in die spätere Vikingerzeit.

[1] Hoffory, Arkiv f. nord. Fil. II, 32. 86. Mogk, AfdA. X, 64, Gering, *Íslenzk Æventýri*. I. Halle, 1882, s. XVIII.

§ 60. *Z* ist schon in den allerältesten urnord. Inschriften (aber noch nicht in den finnisch-lappischen Lehnwörtern, s. § 3) durchgehends zu (einem mit besonderem Zeichen ausgedrückten *r*-Laut) *R* geworden, z. B. Thorsbjærg *mariR* (got. *mērs*) 'berühmt'. Dies *R* geht dann (wo es nicht durch Assimilation schwindet, s. § 74) in der Vikingerzeit nach dentalen und interdentalen Konsonanten in gewöhnliches *r* über, doch nicht in allen Gegenden zu ganz derselben Zeit, in Dänemark schon um 900, in Schweden erst etwas

später. Z. B. Glavendrup, Tryggevælde *Raknhiltr*, d. h. *Ragnhildr*, aber noch kurz vorher Nörrenærå *þurmu(n)tR*, d. h. *þörmundR*; Högby *Asmu(n)tr*, aber noch Rök *histR* d. h. *hestR* 'Pferd', *niþR* 'Verwandter'. In übrigen Stellungen bleibt *R* weit über die Vikingerzeit hinaus[1].

[1] Wimmer, *Die Runenschrift*, s. 296. 332.

§ 61. ʒ wird in zweifacher Weise verändert:

a) Zu *g* anlautend (im 8. Jahrh.) und bei Dehnung (wenigstens um 900), z. B. aisl. *gestr* (urnord. *ʒastiR*) 'Gast'; Helnæs *kuþi*, d. h. aisl. *gode* 'Priester'; aisl. *geirr* 'Spiess' (aber inlautend *-ʒeirr* in z. B. aschw. *Styrgher*, *Bodgher*; vgl. aschw. *Vidhiarver* zu *diærver* 'keck', s. § 59, a); Rök *likia*, d. h. wn., on. *liggia* 'liegen'.

b) Zu *h* (gutturaler Spirans), woraus später *k*, nach und vor *s*, *t*, z. B. Gen. Sg. aschw. *huarske*, aisl. *hvárskes* zu *hvárge* 'keiner von beiden'; aisl. *vitke* (ags. *witiʒa*, ahd. *wizzago*) 'Zauberer'; aschw. *systkin* aus **syst(r)-ʒin* 'Geschwister'; Gen. Sg. wn. *heilax*, on. *hēlax* und Nom., Acc. Sg. Ntr. wn. *hēilakt*, on. *hēlakt* zu *heilagr*, *hēlagher* 'heilig'. Vor *s*, *t* tritt aber sehr oft ʒ wieder analogisch ein, z. B. *heilags* (*hēlaghs*), *heilagt* (*hēlaght*). — Der Übergang setzt die Synkope voraus und fällt demnach in die Vikingerzeit oder vielleicht etwas später.

§ 62. *f* erleidet ebenso eine zweifache Veränderung:

a) zu *ƀ* nach Vokalen, *l* und *r*, z. B. wn., on. *hævia* (got. *hafjan*) 'heben', *þorva*, *þurva* 'bedürfen'. Noch im 10. Jahrh. sind die Laute streng geschieden und demgemäss verschieden bezeichnet — das scheinbar wiedersprechende *gaf* 'gab' (Stentofta um 700) ist wohl als got. *gaf* aufzufassen, d. h. beruht auf einem (wenigstens dialektischen) Übergang von *ƀ* zu *f* im betonten Auslaut — z. B. Rök *tualf* 'zwölf', Pl. *-ulfaR* 'Wölfe', aber *ub* 'über', Pl. *ualraubaR* 'Beuten' (vgl. d. *rauben*); Kärnbo *-ulf* 'Wolf', aber *sialbą* 'selber'; noch Bække (um 980) *aft* 'nach', aber *Hribną* (vgl. d. *Raben*). Gegen das Ende des Jahrh:s tritt aber Vermischung der Laute und Zeichen ein, z. B. Tjängvide Gen. Sg. *SikuifaR* (vgl. d. *Weib*), Gunderup *abt*, *-ulb*. Vgl. § 6, 21.

b) Zu *p* (ein Übergang, dem auch das nach § 58, b aus *ƀ* entstandene *f* ausgesetzt ist) vor *s*, *t* und nach *s*, z. B. on., wn. *repsa* (ahd. *refsan*) 'züchtigen', *opt* 'oft', Nom., Acc. Sg. Ntr. *liūpt* zu aschw. *liūver* 'lieb'; wn. *hūspreyia*, aschw. *hūsprea*, agutn. (runisch) *husbroia* 'Hausfrau'. Doch ist der Übergang wahrscheinlich erst nach der Vikingerzeit eingetreten, und viele Mundarten haben ihn wohl nie durchgeführt. Die nicht seltenen Schreibungen *pft* (so besonders im Wn.), *fpt* (besonders im On.) drücken wohl verschiedene Übergangsstadien aus, resp. bilabiales *f* (woraus später *p*) + dentilabiales *f* + *t* und bilabiales *f* + *p* + *t*; möglicherweise deutet *pft* auch einen neuen Übergang von *pt* zu *ft* (mit dentilabialem *f*) an. Jedenfalls ist schon in der ältesten Literatur *p* sehr oft durch analogisches *f* ersetzt worden, z. B. aisl. *liúft* nach *liúfr*, *húsfreyia* nach *freyia*.

§ 63. *þ* wird nach Vokalen und *r* zu *d*, z. B. on., wn. *bróder* (got. *brôþar*) 'Bruder', *verda* (got. *wairþan*) 'werden'. Der Übergang fällt wahrscheinlich um 700, s. § 6, 6.

§ 64. *h* (gutturale Spirans) wird verändert:

a) Anlautend zu *h* (blossem Hauchlaut) vor sonantischen Vokalen und zu tonlosem *l*, *n*, *r* (in der Schrift durch *h* ausgedrückt) vor resp. *l*, *n*, *r*, z. B. on., wn. *horn* 'Horn', wn. *hlaupa* 'laufen'. Der Übergang gehört wenigstens dem 8. Jahrh., s. § 6, 8.

b) Inlautend zu *k* zwischen kurzem Vokal und *s*, z. B. on., wn. *ax* (got. *ahs*) 'Ähre'.

§ 65. *d* und *g* werden im Anfang des 8. Jahrh:s auslautend zu resp. *t*

und *k*, z. B. Prät. Sg. wn. *batt* (aus **bant*, s. § 66), on. *bant* 'band'; wn., on. *galt* (zunächst aus **gald* und dies aus **ʒald*, s. § 59, a) 'galt'; wn. *hekk* (aus **henk* s. § 66), aschw. *hænk* 'hing'; zu resp. *binda, gialda, hanga*. Der Übergang ist zwar, nach Ausweis von Formen wie *galt*, später als derjenige von *đ* in *d* nach *l*, aber andererseits früher als die Synkope eines auslautenden nasalierten *a* nach langer Wurzelsilbe, wie aus dem erhaltenen *d, g* in Formen wie Acc. Sg. *band* (aus **bandą*) 'Band', *giald* 'Bezahlung' und *gang* 'Gang' erhellt. — Derselbe Übergang tritt weit später, nach der Synkope aber vielleicht noch nicht während der Vikingerzeit[1], auch inlautend vor *k, s, t* ein, z. B. aisl. *stentk* aus *stend-(e)k* 'ich stehe', Gen. Sg. wn., on. *lanz* 'Landes', *konunxs* 'Königs', Nom., Acc. Sg. Ntr. wn., on. *trykt* zu *trygg(e)r* 'treu'. Indessen sind hier sehr oft *d, g* wieder analogisch eingeführt worden, z. B. *lands, konungs, tryggt*.

[1] Mogk, AfdA. X, 65. Hoffory, Arkiv f. nord. Fil. II, 93.

2. Quantitative Veränderungen.

α) Regressive Assimilation.

§ 66. *mp, nk, nt* werden schon im 8. Jahrh., aber erst nach dem Übergang auslautender *nd, ng* in *nt, nk* (s. § 65), in vielen Stellungen (wahrscheinlich überall ausser vor nebentonigem Vokal) zu resp. *pp, kk, tt* assimiliert, z. B. air. Lehnwort *sopp*, aisl. *suǫppr* (mhd. *swamp*) 'Schwamm'; Helnæs 3. Pl. Prät. Ind. *truknaþu*, d. h. on. *drukknaþu* 'ertranken'; on., wn. Imperat. *gakk* zu *ganga* 'gehen', *statt* zu *standa* 'stehen'; wn. *vetr* (aus **vettr* s. § 121, a), aschw. *vitter* 'Winter' (vgl. Rök *uintur* mit nebentoniger Ultima, s. § 48, b). Wo in verwandten Wortformen *mp, nk, nt* neben *pp, kk, tt* standen, ist später in den meisten Fällen Ausgleichung eingetreten, im Wn. fast immer zu gunsten der assimilierten Formen, während im On. die unassimilierten Formen ebenso oft wie jene zur Herrschaft gelangt sind, z. B. aschw. *klimper* neben *klæpper* (wn. *kleppr*) 'Klumpen' nach Formen wie Dat. *klimpe* (wn. *kleppe*); aschw. Prät. *bant* (wn. *batt*, selten *bant*) nach Pl. *bundom* 'wir banden'; statt urspr. **drinka* (vgl. aschw. *drinkare* 'Trinker'), Präs. *drekk(r)*, Prät. *drakk* (vgl. aschw. *drænkia*, wn. *drekkia* 'ertränken'), Pl. **drunkum*, Part. Prät. **drunkinn* (vgl. aschw. *drunkna* neben *drukkna*, wn. *drukkna* 'ertrinken') steht mit durchgehender Assimilation aschw. *drikka* (wn. *drekka*), *drikker* (wn. *drekkr*), *drak(k)*, *drukkom*, *drukken* (wn. *drokkenn*) 'trinken'. — Dieselbe Assimilation tritt bei *nt* auch weit später, nach der Synkope, ein, aber dann nur in schwachtoniger Silbe, z. B. on., wn. Nom., Acc. Sg. Ntr. *bundet* (aus **bundett*, s. § 79) zu *bundenn* 'gebunden', aber *vant* zu *vanr* 'gewöhnt'; neben unbetontem *mitt* (*sitt* u. dgl.) zu *minn* 'mein' (*sinn* 'sein') stand einst betontes *mint* (*sint*), das doch nur im Adän. öfter erhalten ist.

§ 67. *nl* wird nach der Synkope bisweilen, wahrscheinlich nur vor haupttonigem Vokal, zu *ll* assimiliert, z. B. aisl. *ellifo*, aschw. *ællivu* (got. *ainlif*; vgl. § 52, I, 2, b) 'elf'; aisl. *mullaug* (aschw. *mullōgh*) 'Waschbecken' neben *munnlaug* mit haupttoniger Pænultima.

§ 68. *dl* wird nach der Synkope unter (noch nicht bestimmbaren) Umständen zu *ll*, z. B. on., wn. *frilla* 'Concubine' zu *fridell* 'Liebhaber'; wn. *brullaup* (aschw. *bryllop*) 'Hochzeit' zu *brúdr* (aschw. *brūþ*) 'Braut'. Aber wn. *øydla, edla*, aschw. *ōþla* 'Eidechse' u. a. m.

§ 69. *đt, dt* werden nach der Synkope zu *tt*, z. B. on., wn. Nom., Acc. Sg. Ntr. *gott* zu *góđr* gut, *fǿtt* zu *fǿddr* 'geboren'.

§ 70. *z, zn* werden in urnord. Zeit, vielleicht schon vor dem Übergang des

z in *R* (s. § 60), zu resp. *dd* (aus *dđ*, vgl. § 59, a), *nn* assimiliert, z. B. on., wn. *gaddr* (got. *gazds*) 'Stachel', *granne* (got. *garazna*) 'Nachbar'.

§ 71. *ht* wird in der Vikingerzeit — wenigstens in Dänemark schon um 900 (s. § 6, 19) — zu *tt*, z. B. Glavendrup *trutin* = aisl. *dróttenn* (finn. Lehnwort *ruhtinas*) 'Herr'; Söndervissinge *tutiR* = aisl. *dótter* (vgl. urnord. Pl. *dohtriR*) 'Tochter'; on., wn. *ambótt* (Orrm. *ambohht*) 'Dienerin'. Ob dialektisch noch in literarischer Zeit Spuren des alten Gutturals zu finden sind, ist unsicher [1].

[1] Kock, Studier i fornsv. ljudl. s. 58. Undersökningar i sv. språkhist. s. 81. Lidén, Arkiv f. nord. Fil. III, 238 Note. Bugge, *Studier over de nordiske Gude- og Heltesagns Oprindelse*, s. 225 Note. Arkiv f. nord. Fil. IV, 116. *Indskriften paa ringen i Forsa kirke*, s. 57. Brate, *Äldre Vestmannalagens ljudlära*, s. 58.

§ 72. *tk* wird spät, vielleicht noch nicht in der Vikingerzeit, zu *kk* assimiliert, z. B. on., wn. *ekke* (aus **ett-ki* und dies aus **eint-ʒi*, s. § 61, b) 'nicht', 'nichts'; wn. *nekkuerr* (aus **ne-weit-ek-huerr*) 'irgend ein'.

β) PROGRESSIVE ASSIMILATION.

§ 73. *dđ, tđ* werden, nach der Synkope, zu resp. *dd, tt*, z. B. on., wn. Prät. *vende* (aus **vendde*, s. § 78, aus **wandide*) 'wandte', *bøtte* (got. *bôtida*) 'verbesserte'.

§ 74. *lR, nR, rR, sR* werden im 9. und 10. Jahrh. (s. § 6, 11 und 18) zu resp. *ll, nn, rr, ss*, z. B. Kallerup *stain* = aisl. *steinn* (urnord. *stainaR*, noch Björneby *stąi[n]R* 'Stein'); Rök *burin* = aisl. *borenn* 'geboren' (vgl. urnord. *haitinaR* 'geheissen'); Malstad, Frösö *sun* (noch Ingelstad, Krageholm *sunR*) 'Sohn'; Högby *frukn* = aisl. *frøkn* (aus **frøknn*, s. § 78) 'tapfer'; Glavendrup *þur* = aisl. *þórr*; Högby *Asur* = aisl. *Ǫzorr*; Högby *karl* (noch Ingelstad *karilR*) 'Kerl'; Högby *ai[n]taþis* = aschw. *ændaþis(s)* aus **ændaði-s(e)R* 'starb'. Nach dem allgemeinen Übergang des *R* in *r* (s. 60, § 154) kann dieses analogisch wieder eingeführt werden, z. B. Gen. Pl. on., wn. *illra* (neben älterem und seltenerem *illa* aus **illRa*) 'bösen' nach *góđra* 'guten' u. dgl.; Pl. aisl. *međr* (aus *mennr*, s. § 57) neben *menn* (got. *mans*) 'Männer'; Präs. aisl. *skilr* neben *skill* 'scheidet' u. s. w. Nach aus *lþ, nþ* entstandenem *ll, nn* (s. § 75) ist wohl doch dies *r* älteren Datums, schon vor der Assimilation *lR, nR* > *ll, nn* aus dem *R* entstanden (s. § 60), z. B. aisl. *ellre* aus **alþ(i)Re* (got. *alþiza*) 'älter', *muđr* aus **munnr* aus **munþ(a)R* (got. *munþs*) 'Mund'.

§ 75. *lþ, nþ* werden, wenigstens schon im 9. Jahrh. (s. § 6, 12), zu resp. *ll, nn*, z. B. Rök *ąnart* = aisl. *annat* zu *annar* (got. *anþar*) 'ander'; on., wn. *finna* (got. *finþan*) 'finden', *gull* (got. *gulþ*) 'Gold'.

γ) SONSTIGE FÄLLE VON KONSONANTENDEHNUNG.

§ 76. Vor den Halbvokalen *j, w* (d. h. konsonantischen *i, u*) werden, wenigstens vor 900, *ʒ* und *k* gedehnt; statt *ʒʒ* tritt dann *gg* ein (s. § 61, a). Z. B. Rök *likia* = on., wn. *liggia* (vgl. got. *ligan*) 'liegen'; on., wn. *hyggia* (got. *hugjan*) 'denken'; *lykkia* 'Schlinge' zu *lok* 'Schluss'; wn. *Grikkiar* 'Griechen' [1], wn. *sløkkua*, on. *slykkia* 'auslöschen' zu wn. *slokenn*, on. *slukin* 'erloschen'; aisl. *røkkua* 'finster werden' (vgl. got. *riqis* 'Finsternis'). Wo nach *ʒ, k* bald konsonantisches, bald sonantisches *i, u* stand, ist sehr oft Ausgleichung eingetreten, bei *ʒ* gewöhnlich zu gunsten der Geminata, bei *k* oft, besonders im Aisl., zu gunsten des kurzen Lautes, z. B. Präs. Sg. wn. *liggr*, on. *ligger* neben seltenem aschw. *ligher* (aus **liʒR*, **liʒiR*) nach *liggia* 'liegen'; wn., on. *sæghia* 'sagen' neben seltenem *sæggia* (**saʒian*) nach Präs. *sægher* (**saʒēR*); aisl. Dat. Sg. M. *sekiom* neben anorw. *sækkium* nach *sekr* 'schuldig'; aschw.

Präs. *lykker* neben *lyker* (aisl. *lykr)* nach *lykkia* (woneben *lykia)* 'schliessen'; wn. Acc. Sg. M. *kuikuan* neben seltnerem *kuikkuan* nach Dat. *kuikom* 'lebendig' u. s. w.

[1] Bugge, PBB. XIII, 171.

§ 77. Nach langem, haupttonigem Vokal, wenn dieser stark geschnittenen Accent (s. § 52, I, anm., a) hat. Vor der in dieser Weise (vielleicht erst nach der Vikingerzeit) entstandenen Geminata trat dann zwar lautgesetzliche Kürzung des langen Vokals ein (s. § 45, a), aber in nicht isolierten Wörtern ist gewöhnlich der lange Vokal durch Ausgleichung wieder eingeführt worden. Ebenso ist natürlich oft aus demselben Grunde die Gemination unterblieben, resp. aufgehoben worden. Die hierher gehörigen Fälle sind:

a) In ursprünglichem (d. h. urnordischem) Auslaut, z. B. on., wn. *upp* (ahd. *ûf,* ags. *ûp)* 'hinauf'; aschw., anorw. *utt* 'hinaus' (neben on., wn. *út,* nach *úte* 'draussen' umgebildet wie bisweilen *úp* nach *úpe* 'obenan', häufiger umgekehrt *uppe* nach *upp);* aisl. 2 Sg. Imp. *grátt* (und *grát* nach Inf. *gráta)* 'weine'; 2. Sg. Prät. Ind. *hiótt* zu 1. Sg. *hió* 'hieb'.

b) Wo der Konsonant durch Synkope mit dem Vokal zusammentrifft, z. B. aisl. Sg. Nom. M. *grárr,* Ntr. *grátt,* Gen. M., Ntr. *gráss,* F. *grárrar,* Dat. F. *grárre,* Gen. Pl. *grárra* 'grau' (woneben Formen mit einfachem *r* in Analogie mit Pron. *þeirar, -re, -ra* 'der', wie umgekehrt *þeirrar* u. s. w. nach *grárrar* u. dgl.); Gen. Sg. *búss* zu *bú* 'Wohnung'; Komparat. on., wn. *fǽrre* 'weniger'; aisl. *sékka* (aus *sé-*[*e*]*k-a)* 'ich sehe nicht'; *þótt* (aus *þó-*[*a*]*t)* 'obschon'. Vgl. dagegen Acc. Sg. M. *grán,* Dat. Sg. M. aisl. *grǿm,* aschw. *grām* 'grau' ohne Dehnung, weil die Formen nicht synkopiert, sondern aus (noch in literarischer Zeit auftretenden) *gráan, gráom* kontrahiert sind.

c) In der Kompositionsfuge, wo ein auslautender, langer, stark geschnittener Vokal mit dem anlautenden Konsonanten eines unbetonten Zusammensetzungsgliedes zusammentrifft, z. B. aisl. *tottogo* (aus **tó-togo)* 'zwanzig'; on. wn. *prettán* (aus **þré-tán)* 'dreizehn'; aschw. *hassæte* (aisl. *há-sete)* 'Ruderer'; *hybbele* (aisl. *hý-býle*) Heimat, *hæggum(m)e* (aisl. *hé-góme)* 'Thorheit'.

δ) KÜRZUNG.

§ 78. Nach einem Konsonanten wird immer — wo nicht Association hindert — ein langer Konsonant verkürzt, z. B. on., wn. *karl* (aus **karll,* aus **karlR,* s. § 74) 'Kerl'; Prät. *vende* (aus **vendde,* aus **vendðe,* s. § 73) 'wandte'; aisl. *virde,* alt und selten *virde* (aus **virdde,* aus **virðde,* s. § 59, a) zu *virda* 'schätzen'; aschw. *birkarlar* (aus *birk-karlar)* 'Kaufleute'; on., wn. *hiarne* (aus **hiarnne,* aus **herznē,* s. § 70) 'Hirn'; aisl. *muntu* (aus **munttu,* aus *munt-ðu,* s. § 73) 'du wirst'.

§ 79. Nach schwachtonigem, kurzem Vokal wird Geminata verkürzt, z. B. wn. *teningr* (mit haupttoniger Ultima neben *tenningr* mit haupttoniger Pænultima; s. § 52, I, 2, a) 'Würfel'; *þuridr* (aus *þór-ridr*); aschw. *brylunger* (neben *bryllunger)* 'Geschwisterkind männlicher Seite'; on., wn. Dat. Sg. M. *blindom* (got. *blindamma*) 'blindem'; Nom., Acc. Sg. Ntr. *bundet* (aus **banditt,* aus **bundint,* s. § 66) 'gebunden'. Daher auch in proklitischen und enklitischen Wörtern, wie aisl. *eda* (got. *aiþþau)* 'oder'; on., wn. *eke* (neben betontem *ekke)* 'nicht', *þikia* (neben *þykkia)* 'dünken'. Dagegen bleibt einstweilen die Geminata, wo sie verhältnismässig spät entstanden ist, z. B. on., wn. *ketell* 'Kessel', aisl. Gen. Sg. *kýrinnar* 'der Kuh', aschw. 3. Sg. Präs. *dōmiss* (aus **dōmiR-s*[*e*]*R)* 'wird gerichtet,' Inf. *bēþass* (aus **beida-sR)* 'bitten' (vgl. haupttonig *fáss* 'empfangen werden'); so wie nach langem Vokal, z. B. aisl. *skǫllóttr,* aschw.

skallötter 'kahl', auch wo die Länge schon in der ältesten Literatur verkürzt ist, z. B. Gen. Sg. aisl. *hirdess* 'Hirtes' (vgl. haupttonig *þess* 'dessen') zu *hirder* (got. *hairdeis*).

3. Übrige Erscheinungen.

§ 80. Einschub eines *t* kommt in folgenden Fällen vor:

a) Zwischen *s* und *r* (nicht *R*), z. B. on., wn. *Ástrídr* (noch runisch *Ásrídr*); *hústrú* (aus **hús*[*f*]*rú*, s. § 82, 1) neben *húsfrú* 'Hausfrau'; agutn. (runisch) *hustroya* = aisl. *húsfrøyia* 'Hausfrau'; aisl. *Ástrádr* (aus **Ás-rádr*).

b) Zwischen *ll* oder *nn* und *s* (vielleicht doch erst nach der Vikingerzeit[1]), z. B. Gen. Sg. M. on., wn. *allz* zu *allr* 'ganz'; runisch Acc. Sg. M. *þintsa* (d. h. *þenn-t-sa*) 'diesen'; on., wn. Gen. Sg. *mannz* 'Mannes', Superl. *minnzt* 'mindest'.

[1] Hoffory, Arkiv f. nord. Fil. II, 90.

§ 81. Metathesis eines *l* tritt sporadisch (d. h. ohne dass wir noch die näheren Bedingungen angeben können) bei *dl* (schon in urnord. Zeit, vor dem Übergang *ld* > *ld*, s. § 59, a), *fl* (*ðl*) und *sl* auf, z. B. on., wn. *sáld* (aus **sádla*) 'Sieb'; wn. *innylfe* (neben *innyfle*), aschw. *inælve* (ahd. *innuovli*) 'Eingeweide'; on., wn. *þorgils* u. a. Namen auf *-gils* neben ursprünglicherem *-gísl*[1].

[1] Sievers, PBB. V, 528. Kluge, *Nominale Stammbildungslehre*, Halle, 1886, S. 46.

§ 82. Schwund eines Konsonanten tritt in folgenden Fällen ein:

1) Wo durch Synkope, Zusammensetzung oder sonst eine der Sprache nicht geläufige Gruppe aus drei Konsonanten entsteht, fällt der mittlere Konsonant fort, wo er nicht durch Association erhalten wird, z. B. on., wn. *ambótt* 'Dienerin' (vgl. got. *andbahts* 'Diener'), *frán(d)kona* 'Muhme', *stir(ð)na* 'steif werden'; wn. *norrǿn* (ahd. *nordrôni*; aschw. *norǣn*) 'norwegisch', *fimte* (aschw. *fæmte*; got. *fimfta*) 'fünfte', *mar(g)t* 'viel'; on., wn. Pl. *mor(g)nar* 'Morgen', *enskr* (aisl. sehr selten *engskr*) 'englisch'; wn. Ntr. *beis(k)t*, on. *bēs(k)t* 'bitter'; aruss. Lehnwort *Karschev* = aisl. *Kar(l)sefne*; on., wn. *kar(l)madr* 'Mann', Prät. *sýs(l)ta* 'war beschäftigt'; aruss. Lehnwort *Ulvorsi* = *Hol(m)fors*; on. *Hol(m)ger*; on., wn. Ntr. *iam(n)t* 'eben', Gen. Sg. *vat(n)s* 'Wassers'; wn. *fóstbróder* (aschw. *fōsterbrōþir*) 'Pflegebruder'; on., wn. Pl. *fedgar* (aschw. noch runisch *faþrkaR*, d. h. *fædrghaR*) 'Vater und Sohn', Pl. *ap(t)nar* 'Abende', *kris(t)na* 'zum Christen machen'; wn. *fósyster* aus **fós(t)syster* (mit haupttoniger Pænultima) aus *fóst(r)-syster* 'Pflegeschwester'; anorw. *hel(f)ningr*, aschw. *hal(f)ninger* 'Hälfte'.

2) *w* schwindet in den meisten Stellungen, und zwar

a) anlautend, schon im 9. Jahrh., vor *ŏ*, *ŭ*, *ǒ*, *ў*, *l* und vor *r*, wenn einer der genannten Vokale darauf folgt[1], z. B. Hammel Gen. Sg. *ulfs* (noch Räfsal *-wulfs*) 'Wolfes'; Rök 3. Sg. Prät. Konj. *urþi*, aisl. *yrde* 'würde'; Orrm. *epeþþ* (got. *wôpeiþ*), aisl. *éper* 'ruft'; on., wn. *ord* 'Wort', *litr* (got. *wlits*) 'Farbe', *róta* (ags. *wrôtan*) 'aufwühlen', *rǿgia* (ags. *wrôgian*) 'Vorwürfe machen'; vgl. dagegen wn. *(w)reidr*, on. *vrēþer* 'zornig' u. dgl.

b) inlautend, während der Vikingerzeit, zum teil schon im 8. Jahrh., vor *ŏ*, *ŭ*, *ǒ*, *ў* und Konsonanten, so wie nach schwachtoniger Silbe und starktoniger, langer Silbe, die nicht auf *g*, *ʒ* oder *k* endet[2], z. B. on., wn. *sorg* (ahd. *sworga*) 'Kummer', wn. 1. Pl. Präs. Ind. *syngom* zu *syngua* 'singen', *sǫngr* (got. *saggws*) 'Gesang'; on., wn. *Haraldr* (aus **Harwaldr* mit haupttoniger Ultima); schon Vatn *rhoaltR*, aisl. *Hróaldr* (aus **Hrō*[*d*]*waldR*); on., wn. *ótta* (got. *ûhtwô*) 'frühe Morgenzeit'; aschwed. *Ōþin* (aus **AudwinR*, ags. *Éadwine*). Durch Ausgleichung kann die Regel gebrochen sein, z. B. on., wn. Prät. *s(u)ór* zu *sueria* 'schwören'; aisl. Dat. Pl. *sǽvom* nach Gen. Pl. *sǽva* zu *sǽr* 'See';

aschw. *annattuæggia* (nach *tuæggia*) neben *annattiggia* 'entweder'; adän. *Odhanswe* (bei Adam von Bremen, sonst) *Othensi;* vgl. umgekehrt aisl. *k(u)efia* 'niederdrücken' nach Prät. *kóf;* anorw., aschw. *suala* st. **swalwa* (lapp. Lehnwort *spalfo*) nach Acc. *sualu* 'Schwalbe' u. dgl.

c) auslautend, erst am Ende der Vikingerzeit, z. B. wn. Acc. Sg. *Sigtrygg* (noch Vedelspang *Siktriku,* d. h. *Sigtriggw*); Prät. Sg. wn. *sǫng,* on. *sang* (got. *saggw*) zu aisl. *syngua* 'singen'.

Nachdem *w* in (labiodentales) *v* übergegangen ist (s. § 54), kann dies *v* analogisch überall wieder eingeführt werden, z. B. on., wn. Prät. Pl. *vurdo* 'wurden' nach Inf. *verda;* aschw. Nom. Sg. *sparver* (wn. *spǫrr*), Acc. *sparf* 'Sperling' nach Pl. *sparvar*.

3) *j* schwindet überall (wenigstens anlautend schon um 700, s. § 6, 4) ausser vor *ă, ŏ, ŭ, ǫ̆* nach kurzer und auf *g, ʒ* oder *k* endender langen Silbe z. B. on., wn. *ár* 'Jahr', *ungr* 'jung', *vile* (got. *wilja*) 'Wille' zu Gen., Dat., Acc. *vilia*.

4) *r* schwindet

a) in schwachtoniger Silbe vor *n* und *t,* wohl im 10. Jahrh., z. B. on., wn. Acc. Sg. M. *annan* (schon Glavendrup *ąnąn*), Ntr. *annat* (noch Rök *ąnart*) zu *annarr* 'ander'; *okkan, okkat* neben analogischem *okkarn, okkart* zu *okkarr* uns beiden zugehörig'.

b) sporadisch vor *w* (sowohl altem als aus *ƀ* vor *u* entstandenem, s. unten 8) schon vor oder gleichzeitig mit dessen Schwund vor *ŏ, ŭ* (s. oben 2, a), also wenigstens schon im 9. Jahrh., z. B. aschwed. *þōlver,* älter *þoolver* (so auch schon bei Adam von Bremen und im Reichenauer Necrologium) aus **þórwolfR* (wn. *þórolfr*); on., wn. *þórdr* (neben seltnerem wn. *þórordr*) aus **þórwordr* (aus *-wǫrdR,* s. § 26; vgl. *þórvardr*); aisl. *naumr* aus **narwumR* (vgl. fs. *naru,* ags. *nearu*) 'enge'; *aumr* 'unglücklich' aus **arƀumR* (vgl. das gleichbedeutende *armr* aus urgerm. **arƀma-*) zu *erfide* (aschw. *arvoþe*) 'Mühe', got. *arbaiþs* 'Not'; *haustr* 'Herbst' aus **harƀustR* (ags. *hærfest*).

5) *R* (aus *z,* s. § 60) schwindet in der Vikingerzeit:

a) inlautend vor *s,* z. B. 3. Sg. Präs. Ind. wn. *kallask* aus **kallaR-s(i)k,* on. *kallas(s)* aus **kallaR-s(e)R* 'wird genannt'; aschw. (runisch) Gen. Sg. *Askis* aus **-gei(R)s* zu aisl. *Ásgeirr* (wonach Gen. analogisch *Ásgeirs*).

b) in schwachtonigem Auslaut nach *m,* wenn die Verbindung *mR* schon urnordisch ist, z. B. Dat. Pl. Snoldelev *-haukum* = wn. *haugom* 'Hügeln' (vgl. noch Stentofta *ʒestumR* 'Gästen') gegen wn. Dat. *þrimr* 'dreien' (mit starktonigem Auslaut), *naumr* 'enge' (aus **narwumaR,* also mit *mR,* das erst durch Synkope entstanden ist).

6) *m* schwindet vor *s* (wenn die Verbindung urnordisch ist) und im (urnordischen) Auslaut, z. B. aschw. *liūske* 'Weiche' (aus **leumskē*) neben *liumske* (aus **liumiskē* synkopiert); on., wn. *frá* (got. *fram*) 'von'.

7) *n* (und *nn*) schwindet, wenigstens schon im 9. Jahrh. (s. § 6, 13), vor *l* (nur nach starktonigem Vokal, vgl. § 67), *r, s* (nur wenn die Verbindung urnordisch ist), *w* und im (urnord.) Auslaut, z. B. wn. *Ále* (ahd. *Analo*); on., wn. *Ólafr* aus **Un-lāƀR; þórr* (schon Glavendrup *þur;* ahd. *donar*); Pl. *órer* aus **unnriR* (aus **unR(a)rē-R,* vgl. got. *unsarai*) 'unsre'; *gás* 'Gans'; *ósk* 'Wunsch'; Helnæs *ąuaiR,* agutn. *Avair* aus **Anu*[ʒ]*aiRaR* (vgl. ahd. *Anagêr*); on., wn. *Ívarr* aus **Inu*[ʒ]*āRaR* (vgl. air. Lehnwort *Imhair*); *á* (urnord. noch Tjurkö *an*) 'an'; Acc. Pl. *daga* aus **daʒann, -anR* (got. *dagans*) 'Tage'[3].

8) *ƀ* geht inlautend — wenn es nicht durch Association erhalten wird — vor *u* (und ehe dies synkopiert wurde) in *w* über, welches dann (nach 2, b oben) schwindet, z. B. wn. *haukr,* on. *hōker* aus **haƀukaR* (ahd. *habuh*) 'Habicht'; wn. *biórr,* on. *biūr* 'Biber'; aschw. *ūrævle* (aus **uƀur-,* ahd. *ubur*) neben wn.

ofrefle (aus **obar-*, ahd. *obar)* 'Übermacht'; wn. *ýrenn* (aus **uburinR)* neben *yfrenn* 'überschüssig', 'zahlreich'; aschw. *hōþ* (**hǫud)* aus *haubud* (so im wn. noch bei »Brage« und anderen alten Dichtern der Vikingerzeit) neben *hǭviþ* (got. *haubiþ)* 'Haupt' (vgl. auch aschw. *hōs*, wn. *hauss* 'Kopf'); Präfix *au-* aus **abu-* z. B. in wn. *auvird* (ags. *æfwyrd)* 'verächtlicher Mensch', *aukuise* 'entarteter Mensch', *aulande* 'Landflüchtiger', *auvisle* 'Schade'; *aur-* aus **abur-* (ahd. *abur-* 'zurück', 'gegen') in z. B. wn. *aurkunnask* 'entarten', *aurvase* 'einer, der wieder zum Kind geworden ist'; vgl. ferner *haustr, aumr* oben 3, 6.

9) *d* schwindet in mehreren Stellungen:

a) vor *n* sporadisch[4], z. B. wn. Pl. *lióнar* 'Männer' zu *lýdr* 'Leute'; *Heiner* 'Einwohner der *Heidmǫrk*'; agutn. Pl. *hainir* zu *haiþin* 'heidnisch'; wn. *Skáney*, on. *Skāne* (lat. *Skadinavia*, ags. *Scedenīʒ)* 'Schonen'; wn. *grein*, on. *grēn* 'Zweig' zu *greida* 'aussondern'.

b) Vor *r* sporadisch[5] schon im 9. Jahrh., z. B. on., wn. *þió(d)rekr* 'Dietrich', wn. *Hré(d)rekr*, on. *Rēriker* (schon aruss. *Rurik*, aber noch air. *Ruadrach)* 'Roderich'; wn. (schon bei Þiódolfr) *Górødr (Godrødr)* 'Gottfried'; *iúr* (gewöhnlich *iúgr* mit dunklem *g*; afr. *iader)* 'Euter'; *lýritr* aus **lýd-réttr* 'gesetzlicher Verbot'; Pl. *hudrer* zu *huadarr* (gewöhnlich analogisch *hudrr*; got. *hvaþar)* 'wer von zweien'; *Gýrídr* (aschw. *Gȳriþ)* neben *Gudrídr*.

c) Vor *w*, wahrscheinlich nur wenn darauf starktoniger Vokal folgt, schon im 8. Jahrh., z. B. Vatn *rhualtR*, aisl. *Hróaldr* (ahd. *Hrodowald)*; aisl. Fem. *Móǫld* (vgl. ahd. *Môdowald)*; Helnæs *rhuulfR*, aisl. *Hrólfr* aus **HródwolfR* 'Rudolf'; aschw. (runisch) *BāulfR* (aisl. *Bǫdolfr)*; wn. *Hálfr* aus **HǫolfR* (noch Stentofta *HaþuwolafR)*; *Bárdr* aus **Bǫordr* aus **BǫdwǫrdR* (s. § 26; ahd. *Badward)*; *Hróarr* aus **Hrōdu[ʒ]āRaR* (ags. *Hrôdʒâr)*; *fiórer* (got. *fidwôr)*; aschw. (run.) *Koisl*, d. h. *Gōisl*, aus **Go[dw]isl*.

10) ʒ schwindet:

a) inlautend schon in früh urnordischer Zeit oft (aber ohne ersichtliche Regel), wenn es ein späteres Zusammensetzungsglied beginnt; so besonders oft in Wörtern auf aisl. *-gísl, -geirr, -genge*[6], z. B. Möjebro Acc. Sg. *Hahaisla*, Rök *Haisl*; on., wn. *Adísl*; aschw. (run.) *HulmaiR* neben *Hol(m)ger* (wn. *Holmgeirr)*; on., wn. *nafarr* (ahd. *nabagêr*; finn. Lehnwort *napakaira)* 'Bohrer'; on., anorw. *unninge* (ags. *ûdʒenʒe)* 'entwischter Sklave'; *væringe* (ags. *wærʒenʒa)* 'Fremdling, Söldner'; wn. *foringe* (ags. *foreʒenʒa*, got. *faúragaggja)* 'Vorsteher'; agutn. *vereldi* (ags. *werʒeld)* 'Manngeld'.

b) Auslautend (wahrscheinlich zunächst in *h* übergegangen) in der Vikingerzeit, z. B. on., wn. Prät. *dró* zu *draga* 'ziehen', Präs. *má* zu *mega* 'können'. Später ist ʒ oft wieder analogisch eingeführt, z. B. aschw. Prät. *drōgh* 'zog', *stēgh* (aisl. *sté* zu *stíga)* 'stieg'.

11) *þ* schwindet vor *l*, z. B. on., wn. *mál* (got. *maþl)* 'Sprache', *nǫ́l* (got. *nêþla)* 'Nadel'.

12) *h* schwindet (abgesehen von den § 64, b und § 71 erwähnten Ausnahmen) durchgehends im Inlaut schon vor 800, dann auch im Auslaut, wohl um 900. Z. B. Flemløse 1. Sg. Prät. Ind. *faapǫ* (noch auf dem Åsum-Brakteate *fahi[do])* 'schrieb'; Orrm. *slan*, on., wn. *slá* (got. *slahan)* 'schlagen'; Rök *Haisl* (urnord. *Hahaisla* Möjebro); Hällestad Prät. *flu* = aisl. *fló* 'floh'; on., wn. 1. Sg. Präs. Ind. *á* (urnord. *aih* Fonnås) 'besitze'; *þó* (noch Orrm. *þohh*; got. *þauh)* 'doch'; aisl. *brullaup* 'Hochzeit' zu *hlaup* 'Lauf'; *Nídódr* (ags. *Nídhad)* zu *hǫdr* 'Streit'; *Óttarr* (ags. *Ohthere)* zu *herr* 'Heer'; *Gimlé* zu *hlé* 'Obdach'. In Zusammensetzungen wird doch natürlich oft das *h* durch Association erhalten, z. B. aisl. *lík(h)amr* 'Körper', aschw. *āt(h)āve* 'Gebärde', *Gunn(h)ilder* u. dgl.

[1] Bugge, Ant. tidskr. f. Sv. X. 265. — [2] Heinzel, AfdA. XII, 49. — [3] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. III, 37. — [4] Bugge, Arkiv f. nord. Fil. II. 212. 218. — [5] ib. 246. — [6] ib. 224.

§ 83. Übersicht des Konsonantensystems am Ende der Vikingerzeit:

		Labiale	Interdentale	Dentale	Palatale u. Gutturale
Halbvokale:		*u*[1]	—	—	*i*
Liquidæ:		—	—	*l*[2] *ll*; *r*[2] *rr*	*R*
Nasale:		*m mm*	—	*n*[2] *nn*	*ŋ*[3]
Spiranten:	tönende:	*b*[4]	*d*[5]	—	*ʒ*[6]
„	tonlose:	*f*	*þ*[7]	*s*[8] *ss*	*h*
Explosivæ:	tönende:	*b bb*	—	*d dd*	*g gg*
„	tonlose:	*p pp*	—	*t*[8] *tt*	*k*[8] *kk*

Hierzu kommen laryngales *h* (Hauchlaut) und kakuminales *l*. (Dentales *l* kommt nur anlautend und in urnordischer Verbindung mit Dental, sowie als Geminata vor).

[1]) Agutn. mit *v*, spät-ostnord. mit *w* bezeichnet. [2]) Tonlose Liquida und tonloser Nasal werden vor resp. tönenden mit *h* bez. [3]) Vor *g* und *k* mit *n*, vor *n* mit *g* bez. [4]) Anlautend mit *v*, inlautend mit *f* (aschw. — nicht agutn. — doch vor Vokal mit *v*), auslautend mit *f* bez. [5]) On. mit *þ*, später aschw. mit *dh*, adän. mit *th* (noch später *dh*) bez. [6]) Wn. und agutn. mit *g*, aschw. und adän. mit *gh* bez. [7]) Spät-on. mit *th* bez. [8]) *ts* wird mit *z*, *ks* mit *x* bez. — Länge wird im On. nur intervokalisch bezeichnet und zwar — wie im Wn. — durch Doppelschreibung des betreffenden Konsonanten.

2. DIE LAUTLICHE ENTWICKLUNG DER ALTNORDISCHEN LITTERATURSPRACHEN SEIT DEM ENDE DER VIKINGERZEIT BIS ZUR REFORMATION.

AA. WESTNORDISCH.

A. DIE SONANTEN.

1. Qualitative Veränderungen.

§ 83. *a* wird im allgemeinen erhalten, doch

a) zu *æ* umgelautet in starktonigen Silben (vorliterarisch und vielleicht schon in der Vikingerzeit) vor *R*, z. B. anorw. *hære*, aisl. *here* 'Hase'; *glær*, *gler* 'Glas'; ausserdem oft im Anorw. (besonders ostnorw.) durch progressiven Umlaut in der Verbindung *ia*, z. B. *hiærta (hiarta)* 'Herz'. In schwachtonigen Silben steht im Ostnorw. des 14. Jahrh:s *æ* st. *a* nach langer Wurzelsilbe, z. B. *sændæ* 'senden', *høyræ* 'hören' (gegenüber *gera* 'machen', *vita* 'wissen'). Hiemit ist nicht zu verwechseln, dass im Anorw. des 15. Jahrh:s, durch dänischen Einfluss *e* st. *a* in den Endungen (oft auch sonst danisierter Wörter) auftritt, z. B. *hēre* 'hören', *sēghe* 'suchen'.

b) Zu *ǫ* umgelautet in starktonigen Silben durch den jüngeren, nur dem Aisl. und einigen anorw. Mundarten eigenen, harmonischen *u*-Umlaut (s. 49, 4), z. B. aisl. Pl. *sǫgor* (anorw. *sagur*) zu *saga* 'Sage'.

§ 84. *á* wird ebenso:

a) Zu *ǽ* umgelautet vor *R*, z. B. *í gǽr* (on. *ī gār*) 'gestern'.

b) Zu *ǫ́* umgelautet vor einem *u* der folgenden Silbe (vgl. § 49, 4), z. B. aisl. Dat. Pl. *sǫ́rom* (anorw. *sárom*) zu *sár* 'Wunde'. Über die Entwicklung des *ǫ́* s. § 88.

Später wird im Anorw. (sowohl altes als aus *ǫ́* nach § 88 entstandenes) *á* in allen Stellungen zu langem *å* (d. h. sehr offenem *o*), das doch fortwährend *á* geschrieben wird. Noch später wird auf Island (doch nicht im westlichen Teile der Insel) *á* zu *au* diphthongiert, obwohl dies in der Schrift keinen Ausdruck findet; der Übergang ist wohl erst neuisländisch, jedenfalls um 1650 durchgeführt.

§ 85. *æ* ist im Aisl. und gewissen anorw. Mundarten sehr früh (zum Teil wohl schon in vorliterarischer Zeit) mit *e* zusammengefallen; wenigstens sind

es nur wenige aisl. Handschriften, die die beiden Laute in der Bezeichnung scheiden. Im Anorw. tritt *e* statt *æ* mehr allgemein nur in Wörtern ein, die oft unbetont stehen, z. B. *gera* 'thun', *mega* 'können', *knegom* 'wir können', Pl. *menn* 'man'; ausserdem dialektisch vor *n* mit noch folgendem Konsonanten, z. B. *lengi* 'lange', Dat. *hendi* zu *hǫnd* 'Hand', *brenna* 'entzünden'. Über die weitere Entwicklung des *e* s. § 89, b, c, d. — In gewissen anorw. Handschriften des 13. Jahrh:s wird *æ* zu *æi*, wenn die folgende Silbe *i* enthält, z. B. *sæigir* 'spricht', *sæitia* 'setzen'; vgl. § 89.

§ 86. *ǽ* wird als solches erhalten. Erst im Neuisl. ist es um 1700 zu *ai* diphtongiert, wenn auch die Schrift fortwährend *ǽ* (geschr. *æ*) hat.

§ 87. *ǫ* wird im Anorw. erhalten. Dagegen im Aisl. wird es

a) zu *au* diphtongiert vor *ng*, *nk*; hiervon sind Spuren schon um 1300 bemerkbar, z. B. *staung (stǫng)* 'Stange', *haunk (hǫnk)* 'Handhabe'.

b) zu *ø* (offenes; im Neuisl. *ö* geschrieben) in allen übrigen Stellungen und zwar im allgem. während des 14. Jahrh:s, stellenweise doch schon im 13. Jahrh. z. B. Dat. Sg. Ntr. *ødru* st. *ǫdro* zu *annar* 'ander'.

§ 88. *ǫ́* fällt schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrh:s mit *á* zusammen, wohl erst nachdem *á* schon eine geschlossenere Aussprache (woraus später anorw. *å*, isl. *au*, s. § 84) angenommen hatte. Z. B. Plur. *sár* st. *sǫ́r* (vorliterarisch **sāru)* zu *sár* 'Wunde'.

§ 89. *e* wird in mehrfacher Weise verändert:

a) zu *æ* im Anorw. zwischen *v* oder konsonantischem *u* und *r*, z. B. *værda* 'werden', *værk* 'Werk', *huærfa* 'weg gehen', *suærd* 'Schwert'; ausserdem dialektisch in geschlossener Silbe nach *v* oder kons. *u* (bisweilen auch nach *b*, *br*, *pr*), z. B. *vætr* 'Winter', Gen. Plur. *kuænna* 'Weiber' (*bærg* 'Gebirge', *bræsta* 'bersten', *sprætta* 'springen'), aber *vegr* 'Weg' nach Plur. *vegar* u. dgl.[1]

b) zu *ei* in einigen, besonders anorw., Handschriften vor einem *i* der folgenden Silbe (vgl. § 85), z. B. *dreipit* 'getötet', *teikinn* genommen, *eingi* (aber Dat. *engom*) 'kein'. Übrigens tritt im Aisl. dieselbe Diphthongierung allmählich seit 1300 vor *ng* überall ein, z. B. *leingi* 'lange', *geingu* 'gingen'.

c) zu *o* (obwohl die Schrift das *e* behält) im Aisl. nach *hu*, z. B. *huort* (*huert*) 'wohin', *huorfa (huerfa)* 'weggehen'; hiervon Spuren schon im Anfang des 14. Jahrh:s.[2]

d) zu *ø* (obwohl die Schrift das *e* behält) im Aisl. nach kons. *u* (ausser wenn *h* vorhergeht, s. oben c), z. B. *kuørn* (*kuern*) 'Mühle'; so wenigstens um 1500.[3]

[1] Sievers, *Tübinger Bruchstücke der älteren Frostuthingslög*, Tübingen 1886, s. 9. — [2] R. C. Boer, *Qrvar-Odds Saga*, Leiden 1888, s. III. — [3] Björn Magnússon Ólsen, Germ. XXVII, 266.

§ 90. *é* geht im Aisl. in *ié* über, im allgem. erst um 1300, dialektisch aber schon im 13. Jahrh., z. B. *fié (fé)* 'Vieh', *miér (mér)* 'mir'.[1]

[1] J. Þorkelsson, *Breytingar* etc., s. 34.

§ 91. *i* wird a) in starktoniger Silbe zwar im allgem. erhalten, doch vor *r* mit folgendem Konsonanten im Aisl. selten, im Anorw. oft zu *y*, z. B. aisl. *fyrra (firra)* 'entfernen', *hyrda (hirda)* 'wachten', anorw. *hyrdir* 'Hirt'. Ausserdem kommen vereinzelte Fälle vor, wie *klyppa (klippa)* 'scheren' u. a.

b) in schwachtoniger Silbe α) aisl. schon in vorliterarischer Zeit zu *e*, z. B. *gester* 'Gäste', *bundenn* 'gebunden (aber z. B. *víkingr* 'Vikinger' mit starktöniger Ultima). Schon vor 1250 wird aber dies *e* fast durchgehends durch *i* verdrängt. Dialektisch tritt im Ende des 14. Jahrh:s wieder *e* auf, dann aber vorzugsweise in offenen Silben. β) anorw. durch eine gewisse Vokalharmonie zu *e*, nur wenn die vorhergehende Silbe *a*, *á*, *e*, *é*, *o*, *ó*, *ø*, *ǿ* oder *ǽ* enthält, z. B. *marger* 'viele', Dat. *kononge* 'Könige', *mælte* 'sprach' (aber z. B. *spurdi* 'fragte', *synir* 'Söhne', Dat. *hændi* 'Hand'). γ) aisl. und anorw. kommen ausser-

dem dialektische Spuren vor eines Übergangs in *y*, wenn die vorhergehende Silbe *y* enthält, z. B. aisl. *systkyn (-kin)* 'Geschwister', *mykyll (-kill)* 'gross'; anorw. *lykyll* 'Schlüssel', *mykyt* 'viel', *þykkyr* 'dünkt'.

§ 92. *i* wird überall erhalten, z. B. *vísa* 'weisen'.

§ 93. *o* wird gleichfalls erhalten, nur dass es vor *R* in starktoniger Silbe zu *ø* umgelautet wird, z. B. *frørenn* 'gefroren', Privativ-Präfix *ør-* (got. *us-*, vgl. § 30, a, γ); vgl. unbetontes *tor-* (got. *tuz-*) 'schwer'- mit erhaltenem *o*.

§ 94. *ó* wird ebenso nur insofern verändert, dass es vor *R* in starktoniger Silbe zu *ǿ* umgelautet wird, z. B. Präp. *ǿr* (neben unbetontem *ór*) 'aus', kompar. *ǿre* (got. *jûhiza*; vgl. § 30, *a* α) 'jünger'. — Erst im Neuisl. wird *ó* zu *ou* diphthongiert (aber fortwährend *ó* geschrieben).

§ 95. *ø* wird sporadisch zu *e*, z. B. *hnetr* (*hnøtr*) 'Nüsse', *sefr* (*søfr*) 'schläft'.

§ 96. *ǿ* geht im Aisl. etwas vor 1250 in *ǽ* über, z. B. *dǽma* (anorw. *dǿma*) 'urteilen', *stǽrre* (anorw. *stǿrre*) 'grösser'.[1] — Ausserdem kommen sowohl im Anorw. wie im Aisl. sporadische Beispiele eines Übergangs von *ǿ* in *ý* vor *gi, ki* vor, z. B. *ýgishialmr* (*ǿgis-*) 'Schreckhelm', *ýki* (zu got. *wakan, wôk*) 'Übertreibung'.[2]

[1] J. Þorkelsson, *Breytingar* etc., s. 30. — [2] Bugge, Arkiv f. nord. Fil. II, 350.

§ 97. *u* wird in starktoniger Silbe erhalten, dagegen in schwachtoniger

a) aisl. schon in vorliterarischer Zeit zu *o*, z. B. *gǫtor* 'Gassen', *bindom* 'wir binden', *mono* (aus **munu*; später wieder *munu*) 'werden', *høyrdo* (aus *høyr þú*) 'höre' (doch steht in gewissen alten Handschr. oft *u*, wenn die vorhergehende Silbe *u, ǫ, ø* (*y, au*) enthält). Schon vor 1250 tritt aber bei einigen Schriftstellern *u* in geschlossener Silbe wieder ein; vor *r* ist jedoch fortwährend *o* beliebt. Seit 1300 ist auch in offener Silbe *u* gewöhnlicher als *o*. — Spuren von einem Übergange in *ø* zeigen sich hie und da, schon vor der Mitte des 13. Jahrh:s.

b) anorw. vokalharmonisch zu *o* nur nach *e, é, o, ó, ø, ǿ*, gewöhnlich auch *á, ǽ*, bisweilen *æ*, der vorhergehenden Silbe, z. B. *vegom* 'Wegen', *tóko* 'sie nahmen', *drápo* 'sie töteten' (aber z. B. *húsum* 'Häusern', *gripu* 'sie griffen').

§ 98. *ú* bleibt unverändert, nur dasss es vor *R* zu *ý* umgelautet wird, z. B. *sýr* 'Sau', *dýr* (zunächst aus **diýR*, got. *dius*) 'Tier'.

§ 99. *y* wird in alter Zeit im allgem. erhalten (erst neuisl. um 1600 fällt es mit *i* zusammen); doch wird es verändert:

a) zu *i* in nicht haupttoniger Silbe vor einem *i* der folgenden Silbe,[1] z. B. *ifir* (betont *yfir*) 'über', *þikia* (*þykkia*) 'dünken', *mindi* (*myndi*) 'würde', *skildi* (*skyldi*) 'sollte', *innifli* (*innyfli*) 'Eingeweide', *brillaup* (mit haupttoniger Ultima; *bryllaup*) 'Hochzeit'. Sonstige Fälle wie *minni* (*mynni*) 'Mündung', *brinia* (*brynia*) 'Brünne' sind wohl Zusammensetzungen wie *árminni* 'Flussmündung' und dgl. nachgebildet.

b) zu *iu* (*io*) gebrochen vor *r, l* sporadisch im Anorw. des 14. und 15. Jahrh:s, z. B. *kiulna* (*kylna*) 'Darrofen', *kiorkia* (*kyrkia*) 'Kirche', *hiurdir* (*hyrdir* aus *hirdir*, s. § 91, a) 'Hirt', *lykiul* (*lykyll, lykill*) 'Schlüssel', *mykiull* 'gross', *kætiul* 'Kessel'.

[1] Kock, Arkiv f. nord. Fil. IV, 166.

§ 100. *ý* wird regelmässig erhalten. Doch finden sich, besonders im Anorw., vereinzelte Spuren eines Überganges in *í* vor einem *i* der folgenden Silbe (vgl. § 99, a), z. B. *síndi* (*sýndi*) 'zeigte', anorw. *ímiss* (aisl. *ýmiss*) 'wechselnd', *híbíli* (*hýbýli*) 'Wohnsitz'. Im Neuisl. fällt es um 1600 durchgehends mit *í* zusammen.

§ 101. *æi* hat in vielen Mundarten, bes. im Aisl., die Aussprache *ei*. Dialektisch wird dies, nach Ausweis einiger Handschriften aus der Zeit 1225 bis 1250,[1] zu *é* kontrahiert (wie im On.).

[1] Larsson, Arkiv f. nord. Fil. V, 142.

§ 102. *ǫu* ist in gewissen Mundarten wie *ou*, in andern, bes. im Aisl., wie *au* ausgesprochen worden. Dialektisch wird es, nach Ausweis der im § 101 erwähnten Handschr., zu *ǿ* oder *ó* kontrahiert. Allgemein ist es vor *R* zu *øy* umgelautet worden, z. B. *øyra* (vgl. got. *ausô*) 'Ohr'. Neuisl. wird *au* in allen Stellungen wie *øy (öi)* ausgesprochen.

§ 103. *øy* geht im Aisl. (dialektisch auch im Anorw.) schon um 1200 in *ey* (oder *æy*) über, z. B. aisl. *ey* (anorw. *øy*) 'Insel'. Dialektisch kann es zu *ǿ*[1] oder (anorw.) *ý*[2] kontrahiert werden. Im Neuisl. ist es seit 1600 mit *ei* zusammengefallen.

[1] Larsson, Arkiv f. nord. Fil. V, 142. — [2] Gislason, *Om navnet Ýmir*, Kbh. 1874, s. 8 ff.

§ 104. Die Nasalierung der Vokale war im Aisl., nach Angabe der grammatischen Abhandlung »um stafrófit« in Snorra Edda, wenigstens noch um 1150 erhalten in allen Fällen, wo sie urnordisch da war (s. § 23)[1]. Dann schwand sie allmählich, wohl zu sehr verschiedener Zeit in verschiedenen Gegenden. Über den näheren Verlauf hierbei ist noch nichts Sicheres ermittelt worden. Wahrscheinlich ist der Verlauf im Anorw. etwas rascher vor sich gegangen, denn in der Frösö-Inschrift (um 1050) ist die Nasalierung schon in einem Falle verloren, nämlich bei kurzem Vokale, der nicht mehr in unmittelbarer Nachbarschaft eines Nasals steht[2].

[1] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. III, 1. 36. — [2] ib. III, 31.

2. Quantitative Veränderungen.

§ 105. Dehnung kommt in vielen Fällen vor, aber nur in starktoniger Silbe:

a) Im Aisl. werden um 1250 *a (ǫ), o, u* vor *lf, lg, lk, lm, lp* — d. h. vor kakuminalem *l* (s. § 83) mit folgendem Konsonantem — gedehnt; z. B. *hálfr* (Fem. *hǫ́lf, hálf*) 'halb', *úlfr* 'Wolf', *gálge* 'Galgen', *fólk* 'Volk', *hólmr* 'kleine Insel', *hiálpa* 'helfen', gegenüber älterem und anorw. *halfr* u. s. w. Später, wenigstens schon um 1350, tritt Dehnung eines *a, i, u, y* vor *ng, nk* ein, z. B. *lángr* 'lang', *þíng* 'Thing', *múnkr* 'Mönch', *lýng* 'Heidekraut'.

b) Im Anorw. sowohl wie im Aisl. wird jeder kurze Vokal in offener Silbe gedehnt, im allg. wohl erst nach 1400, dialektisch aber vielleicht schon im 13. Jahrh.

c) Wo *n* vor *k* schwindet, s. § 124, 4.

§ 106. Kürzung tritt häufig ein:

a) Unmittelbar vor einem andern Vokale — wenigstens fakultativ bis um 1400 (später steht in dieser Stellung wieder ausschliesslich Länge)[1] —, z. B. *buenn* 'fertig' (aber Plur. *búner*), *groa* (*gróa*) 'keimen'.

b) Oft vor zwei Konsonanten (wohl immer wo nicht Association hindert), z. B. *Vigfúss* zu *víg* 'Kampf', *Solveig* zu *sól* 'Sonne'; vgl. § 45, a.

c) In unbetonten Silben und Wörtern, z. B. *endeme* (*eindǿme*) 'etwas noch nie dagewesenes', *a* (betont *á*) 'auf', *i* (*í*) 'in', *nu* (*nú*) 'nun' u. dgl.[2] Vgl. § 45, b.

[1] J. Þorkelsson, *Beyging sterkra sagnorða*, s. 59. Gislason, *Njála* II, 945, Kbh. 1889 (vgl. dagegen Hoffory, Gött. gel. Anz. 1888, s. 155). — [2] Larsson, *Isländska handskriften* Nr. 645, 4°, Lund 1885, s. XXXIV ff.

3. Übrige Erscheinungen.

§ 107. Svarabhakti tritt zwischen auslautendem *r* und einem vorhergehenden Konsonanten ein:

a) Im Aisl. ist der Svarabhaktivokal *u*, wovon Spuren schon vor 1300 sich zeigen, z. B. *ríkur (ríkr)* 'mächtig', *bókur (bókr)* 'Bücher'. Um 1400 ist wohl die Aussprache *-ur* allgemein üblich gewesen, obwohl die Schreibung *-ur* erst nach 1550 völlig durchdringt.[1]

b) Im Anorw. ist der Svarabbaktivokal verschieden in verschiedenen Gegenden. Westnorw. (wenigstens südlich von Bergen) tritt *u* oder *o* ein, Ostnorw. dagegen regelmässig *a*, in gewissen Gegenden auch *e* oder *æ*, z. B. *hestur, -or, -ar, -er, -ær (hestr)* 'Pferd', *bókur* u. s. w. *(bókr)* 'Bücher'. Die Entwicklung ist wohl im allgem. im 14. Jahrh. vollzogen worden.[2]

[1] J. Þorkelsson, Um *r* og *ur* í niðrlagi orða, Reykj. 1863. — [2] J. Storm in Norvegia I, 35.

§ 108. Synkope eines unbetonten Vokals tritt in historischer Zeit ziemlich selten ein, z. B. *Hálgaland* st. älterem *Hálogaland*.

B. DIE KONSONANTEN.

1. Qualitative Veränderungen.

§ 109. *ll, nn* (sowohl alte, wie aus resp. *rl, rn* entstandene, s. § 118,a) werden im Aisl. und gewissen anorw. Mundarten zu resp. *ddl, ddn* (neuisl. *dtl, dtn*). Doch sind Spuren hievon erst im 15. Jahrh. anzutreffen, z. B. *faddla (falla)* 'fallen', *hoddn (horn)* 'Horn'. Demnach ist wohl der Übergang erst in neuisl. Zeit allgemein durchgeführt worden.

§ 110. Die Nasale werden gern (wo nicht Association hindert) einem unmittelbar folgenden Konsonanten homorgan, z. B. Dat. *huǫronge* zu *huárge* 'keiner von beiden', *minnunk* (gewöhnlich *minnomk*) 'ich erinnere mich'; *almboge* (gewöhnlich *ǫlboge, ǫlnboge*) 'Ellenboge'; *muŋat (mun*[*n*]*-gát)* 'Bier'; *hardenskr* 'aus Hardanger stammend'; *iumfrú (iungfrú)* 'Jungfrau'.

§ 111. *ƀ* unterliegt vielfachen Veränderungen:

a) *lƀ, rƀ* treten im Westisländischen des 13. und 14. Jahrh:s als resp. *lb, rb* auf, z. B. *tolb (tolf)* 'zwölf', *þǫrb (þǫrf)* 'Bedürfnis'.

b) *ƀ* vor *n* wird: α) in den weitaus meisten anorw. (und wohl auch einigen aisl.) Mundarten zunächst — und schon im 12. Jahrh. — zu nasaliertem *ƀ* (geschrieben *mf*, seltener *fm*), woraus dann (um 1200) *m*, z. B. *iafn, iamfn, iamn (iæmn)*. Derselbe Übergang zeigt sich bisweilen auch vor einem nasalierten Vokal, z. B. *ofan, oman* 'oben', *helfingr* (selten), *helmingr* 'Hälfte'. β) im Aisl. (und einigen anorw. Mundarten) im allgem. zunächst erhalten, dann zu *bb* (neuisl. *bp*), welcher Übergang doch kaum der aisl. Zeit gehört, z. B. neuisl. *hrafn* (sprich *hrabpn*) 'Rabe'.

c) In anorw. Mundarten wird *ƀ* sporadisch zu ʒ, z. B. Acc. Sg. *stugu (stofo)* 'Stube', *Algaræim* (aisl. *Alfarheimr*), *Lidskialg* (aisl. *Hlidskialf*).

d) Übrigens wird *ƀ* wahrscheinlich schon im Laufe des 13. Jahrh:s zu dentilabialem *v*; gleichzeitig wird ebenso das (bilabiale) *f* dentilabial.

§ 112. *đ* wird ebenso in mehrfacher Weise verändert:

a) Zu *d* schon vorliterarisch nach *ll, nn* (wo sie nicht aus *lþ, nþ* entstanden sind, s. § 59,b), z. B. Prät. *felda* (aus **fallidō*) 'fällte', *kenda (*kannidō)* 'kannte'. Um 1200 tritt derselbe Übergang nach übrigen auf *l, n* auslautenden langen Silben ein, z. B. *hullda (hullđa)* 'ruhte', *reynda (reynđa)* 'prüfte'.[1] Noch später, im Anorw. doch schon vor 1250, im Aisl. erst um 1300 oder etwas später, tritt *d* auch nach *ƀ, lf* (d. h. *lƀ, lv*), *lg, ng, m* und einer auf *l, n* auslautenden kurzen Silbe ein, z. B. *kembda* 'kämmte', *skelfda* 'schüttelte', *fylgda* 'folgte', *hengda* 'hängte', *temda* 'zähmte', *talda* 'zählte', *vanda* 'gewöhnte'.

b) Dialektisch geht im Aisl. auslautendes *đ* nach schwachtonigem Vokal

in *þ*, woraus dann (wenigstens schon im 14. Jahrh.) *t*, z. B. Acc. Sg. *skilnat* zu *skilnaðr* 'Verschiedenheit', Nom. Sg. Fem. *hreinsut* zu *hreinsaðr* 'gereinigt'; vgl. § 157, c.

c) Dialektisch, besonders im Anorw., scheint *ð* auslautend und (besonders) vor *l, n, s* in einen *r*-Laut (*dr* geschrieben) übergegangen zu sein, z. B. *orðr* (*orð*) 'Wort', Gen. *guðrs* zu *guð* 'Gott', Plur. *hæiðrnir* zu *hæiðinn* 'heidnisch'.

[1] Wisén. *Homiliu-Bók*, s. XII. Bugge, Ant. tidskr. f. Sv. X, 247.

§ 113. ʒ wird im allgem. erhalten, geht aber dialektisch im 13. Jahrh. vor *n* in gutturalen Nasal (oft *ng* geschrieben) über, z. B. *skyngn* (*skygn*) 'klarsehend'. Im Neuisl. ist ʒ nach labialem Vokal zu *ʒw* oder (wenn labialer Vokal auch folgt) *w* geworden, z. B. *ljúga* (spr. *liuʒwa*) 'lügen', *lágur* (spr. *lauwur* oder *laur*) 'niedrig'.

§ 114. *s* geht in westnorw. Mundarten schon im 14. Jahrh. vor *l* in *t* über, z. B. *sýtla* (*sýsla*) 'Beschäftigung'. Im Ostnorw. schmilzt es zu derselben Zeit — in gewissen Dialekten weit früher — mit einem vorhergehenden *r* oder kakuminalen *l* zu einem supradentalen (oder kakuminalen) *s*-Laut (*rs* oder *ls* oder sogar *s* geschrieben) zusammen, z. B. *kólsbróðer* (*kórs-*) 'Kanonikus', Gen. Sg. Masc. (runisch, schon Flatdal) *kamas* (d. h. *gamals*) zu *gamall* 'alt'.

§ 115. *hw* wird zu *kv* westnorw. schon im 14. Jahrh., ostnorw. um 1400, im Norden und Westen Islands wohl noch später, z. B. *kvat* (*huat*) 'was', *kvitur, kvitar* (*huitr*) 'weiss'. In den übrigen Gegenden Islands ist es erhalten. ausser im Südosten, wo es jetzt als gutturale tonlose Spirans (*ch*) gesprochen wird; vgl. § 11.

§ 116. *t* und *k* gehen im unbetonten Auslaut ziemlich allgemein in resp. *ð* und ʒ über. Beispiele finden sich — wenigstens bei *ð* — schon einige in den allerältesten Handschriften, und sie werden immer häufiger, z. B. *að* (*at*) 'dass', *við* (*vit*) 'wir zwei', *skylduð* (**skyldu-at*) 'sie sollten nicht', *hið* (*hit* 'jenes'; *miog* (*miok*) 'viel', *sig* (*sik*) 'sich', *eg, ég* (*ek, ék*) 'ich', *og* (*ok*) 'und'. In einigen Handschriften tritt *ð* vorzugsweise dann ein, wenn die Silbe mit *t* anlautet, z. B. Ntr. *litið* 'wenig' (aber *tekit* 'genommen'); in anderen ist *t* besonders gut erhalten, wenn die Silbe mit *ð* oder *d* anlautet, z. B. *heiðit* 'heidnisch', *bundit* 'gebunden' (aber *tekið*). — Hiermit ist nicht zu verwechseln, dass im Anorw. des 15. Jahrh:s durch dänischen Einfluss bisweilen *d, g* (und dann auch *b*) statt *t, k* (und *p*) nach betontem Vokal auftreten.

§ 117. Anlautendes *kn* wird im Aisl. (doch nicht in den nördlichen Mundarten) — selten im Anorw. — des 15. Jahrh:s zu *hn*, z. B. *hnútur* (*knútr*) 'Knoten', *hnífur* (*knífr*) 'Messer'.

2. Quantitative Veränderungen.

§ 118. Regressive Assimilationen:

a) *rl, rn, rs* werden im Aisl. und in sehr vielen anorw. Mundarten zu resp. *ll* (schon im Anfang des 13. Jahrh:s), *nn* (im Anorw. schon um 1300, im Aisl. wohl später), *ss* (wenigstens schon um 1300) assimiliert, z. B. *kall* (*karl*) 'Kerl', *honn* (*horn*) 'Horn', *prestanner* (*prestarner*) 'die Priester', *foss* (*fors*) 'Wasserfall'. Im Neuisl. unterbleibt die Assimilation bei *rs*, wenn *s* der Flexionsendung gehört.[1]

b) *ƀb* und *ƀf* werden zu resp. *bb, ff*, z. B. *abburdr* (*afburdr*) 'Überlegenheit', *affǫr* 'Abfahrt'.

c) *ggk* wird zu *kk*, z. B. *hykk* (aus *hygg-ek*) 'ich denke'.

d) *ts* wird — wenigstens intervokalisch — um 1250 zu *ss*, z. B. *Gissurr* (*Gizorr*).[2]

[1] Gislason, *Njála* II, 435. 860. J. Storm in Norvegia I, 101. 124 Note. Mogk, AfdA. X, 186. — [2] Mogk, ib. 66.

§ 119. Progressive Assimilationen:

a) *ld, nd* werden in ostnorw. Mundarten im 14. Jahrh. zu resp. *ll, nn,* z. B. *Vestfoll (Vestfold), bann (band)* 'Band'.

b) In enklitischen Wörtern assimiliert sich anlautendes *v* (vorliterarisch und vielleicht noch vor dem Aufkommen des *v* aus *w*, s. § 54) mit einem vorhergehenden auslautendem *m, n,* z. B. *bǫđom megom* (aus **wegom*) 'zu beiden Seiten', *gefom mit, mér* 'wir (zwei) geben'; *þan neg* (aus **weg*) oder *þanneg* 'dorthin'.

§ 120. Sonstige Fälle von Konsonantendehnung sind:

a) *l* vor *d* und *t* sowie *n* vor *d* sind bald nach 1200 gedehnt worden, z. B. *hallda (halda)* 'halten', *fellda (felda)* 'fällte', *allt (alt)* 'alles', *mǽllta (mǽlta)* 'sprach'; *lannd (land)* 'Land', *kennda (kenda)* 'kannte'.

b) *ȝ, k* werden sporadisch vor *l* zu resp. *gg, kk* gedehnt, z. B. Plur. *mikklir* zu *mikill* 'gross'.

c) *n* und *t* werden im Anorw. sporadisch vor konsonantischem *i* gedehnt, z. B. *synnia (synia)* 'weigern', *vittia (vitia)* 'besuchen', *sættia* 'setzen'.

d) *t* wird im Anorw. sporadisch vor *r* gedehnt, z. B. *ett(a)r (etr)* 'isst' zu *eta* (analogisch bisweilen *etta*) 'essen'.

§ 121. Kürzung tritt in folgenden Fällen ein:

a) Vor einem andern Konsonanten sind schon in vorliterarischer Zeit alle Geminaten — wenigstens in der Schrift — vereinfacht worden, ausser *ll, mm, nn, rr* vor *l, m, n, r*. Doch ist schon in den ältesten Handschriften diese Regel durch analogische Ausgleichung vielfach durchbrochen worden (vgl. auch die in § 120 erwähnten späteren Dehnungen). Z. B. *apr* (**appr*, aschw. *amper*) 'scharf, hart', Plur. *nǽtr* zu *nǫtt* 'Nacht', *vetr* (aschw. *vinter*) 'Winter', *Otkell* (aus **Odd-*), *Atle* (got. *Attila*), *ǽtla* (aus **ǽttla*, **ahtilôn*, vgl. ahd. *ahtôn*) 'die Absicht haben', *átian* 'achtzehn' (zu *átta* 'acht'), *ketlingr* 'Kitze' (zu *kǫttr* 'Katze'), *ǫk(k)la* (ahd. *anchlâo*) 'Knöchel', Prät. *kipta* zu *kippa* 'rücken', *kenda* zu *kenna* 'kennen', *ugla* 'Eule', *skygna* 'spähen' u. a.

b) Nach schwachtonigem Vokal tritt nicht selten schon im 13. Jahrh. Kürzung ein und wird später immer gewöhnlicher, z. B. *engil(l)* 'Engel', *annar(r)* 'ander', *heidin(n)* 'heidnisch', *konungrin(n)* 'der König', Gen. Plur. *annar(r)a* 'anderer', *ýmis(s)a* 'wechselnder' u. s. w.

3. Übrige Erscheinungen.

§ 122. Einschub eines Konsonanten kommt nicht selten vor:

1) *s* wird eingeschoben a) dialektisch im Aisl. (schon vorliterarisch) zwischen *f* und *t*, wenn die Gruppe *ft* urnordisch (d. h. nicht durch Synkope entstanden) ist, z. B. *ofst* 'oft', *krafstr* 'Kraft'; b) dialektisch im Ostnorw. zwischen *t* und *l* schon um 1300; später schwindet das *t* vor *s*, z. B. *A(t)sle (Atle), li(t)sli (litli)* 'der kleine'.

2. *h* wird sporadisch vor anlautenden Vokalen zugesetzt, z. B. *(h)elska* 'lieben', *(h)af* 'von'.

3. *b* wird im Anorw. bisweilen, aber selten, zwischen *m* und *r* eingeschoben, z. B. Dat. Sg. *hambre, sumbre* zu *hamarr* 'Hammer', *sumar* 'Sommer'.

4. *p* tritt sporadisch zwischen *m* und *t*, sehr selten zwischen *m* und *n* ein, z. B. Ntr. *sumpt* zu *sumr* 'irgend ein', *sam(p)na* 'sammeln'.

5. *t* wird im Anorw. sporadisch in die Gruppen *sn* und *sl* eingeschoben, z. B. *s(t)niór* 'Schnee', *laus(t)n* 'Erlösung'; *Ás(t)lákr, Ás(t)leifr*.

§ 123. Metathesis kommt bisweilen bei der Gruppe *ps* vor, z. B. *geispa* (aus* *geipsa*) 'gähnen', *rispa* (aus **ripsa*) 'ritzen'. Ausserdem wird dialektisch im Anorw. anlautendes *wr* zu *rw*, z. B. *ruæidi* (sonst gewöhnlich *ræidi*, s. § 124, 1) 'Zorn'.

§ 124. Schwund eines Konsonanten tritt ein:

1) *w* schwindet anlautend vor *r* (vgl. § 123), im Aisl. wohl schon im 11. Jahrh., im Anorw. etwas später, am spätesten im südlichen Norwegen, wo viele Mundarten bis heute *wr* als *vr* bewahrt haben. Z. B. *reka* (aschw. *vræka*) 'treiben', *ríða* (aschw. *vrîþa*) 'drehen'.

2) *l* schwindet dialektisch im Anorw. vor labialen Konsonanten, z. B. Präs. Konj. (runisch: Aardal, Bygland, im 13. Jahrh.) *hiabi* (d. h. *hialpi*) 'helfe', Hoperstad *ufaldi* (*ulfalde*) 'Kamel, *Ho(l)mstæin*, *A(l)mdaler*. In der Mundart der Shetland-Inseln schwindet *l* auch vor *t* wenigstens im Anfang des 13. Jahrh:s, z. B. *Hia(l)tland* 'Shetland'.

3) *r* schwindet dialektisch in der anlautenden Verbindung *wr* (vgl. § 123 und oben 1), z. B. *vá* (sonst *rǫ́*, *rá*, aschw. *vrā*) 'Winkel', *vangr* (sonst *rangr*, aschw. *vranger*) 'falsch'.

4) *n* (nicht *ŋ*) schwindet sporadisch vor *k*, wo *n* und *k* durch Synkope zusammengetroffen sind, z. B. *Áke* (ahd. *Enihho*), *kanú(n)ker* 'Kanonikus', *mú(n)kr* 'Mönch', *píkisdagar* 'Pfingsten'.[1]

5) *h* (d. h. tonloses *l*, *n*, *r*, s. § 64, a) schwindet im Anorw. vor *l*, *n*, *r*, z. B. *lutr* (aisl. *hlutr*) 'Loos', *níga* (aisl. *hníga* 'sich neigen', *ræinn* (aisl. *hreinn*) 'rein'. Nach Ausweis der Alliteration in den Skaldengedichten ist diese Veränderung kaum vor 1100 eingetreten; in dem Dialekt der Orknöer war *h* wenigstens im 13. Jahrh. noch da. — Sporadisch fehlt ausserdem *h* (Hauchlaut) anlautend vor Vokale, dies sowohl im Aisl. wie im Anorw.

6) *g* schwindet anlautend vor *n* im Aisl. seit 1300, z. B. (*g*)*naga* 'nagen', (*g*)*neisti* 'Funke'.

7) *t* schwindet sporadisch auslautend nach *ts* (*z*), z. B. *helz*(*t*) 'am liebsten', *síz*(*t*) 'am wenigsten', 2. Sg. Prät. Ind. *lēz*(*t*) 'liesst', *veiz*(*t*) 'weisst'.

[1] Bugge, Ant. tidskr. f. Sv. X, 42 Note.

BB. OSTNORDISCH.

A. DIE SONANTEN.

1. Qualitative Veränderungen.

§ 125. *a* wird im allgem. erhalten, aber doch in folgenden Fällen verändert:

a) zu *æ*[1] : α) in starktoniger Silbe durch progressiven Umlaut in der Verbindung *ia* (also nicht wo *i̯* dialektisch früh zu Spirans geworden ist, s. § 152, b); Spuren hiervon zeigen sich schon in aschw. Runeninschriften des 12. Jahrh:s, im Adän. aber kaum vor 1300; erst etwas nach 1300 ist der Übergang vollständig durchgeführt, denn die ältesten Handschriften haben noch vielfach, einige sogar vorzugsweise, *ia*; z. B. *biærgha* (aisl. *biarga*) 'retten', *iæk* 'ich' (unbetont *iak*). — Der *R*-Umlaut von *a* in *æ* kommt nur dialektisch vor, z. B. agutn. *ber* (aschw. *bar*, wn. *berr*) 'baar'. β) in nebentoniger und unbetonter Silbe durch Vokalharmonie in mehreren Dialekten (z. B. in Gegenden von Södermanland, Finnland und Schonen) nach einem alten *y*, *ȳ*, *æ*, *ǣ*, *ø*, *ø̄* der vorhergehenden Silbe, z. B. *fyllæ* 'füllen', *bæræ* 'tragen', *dømæ* 'richten'. γ) in schwachtoniger Silbe ohne Rücksicht auf die Vokalqualität der vorhergehenden Silbe in mehreren altschw. Dialekten, z. B. *kastæ* 'werfen', *sændæ* 'senden', aber mit stark nebentoniger Ultima *fara* 'fahren', *bæra* 'tragen; wenn einige Mundarten (z. B. in Gegenden von Uppland, Helsingland und Västergötland) *æ* auch in Fällen wie *faræ*, *bæræ* u. dgl. (aber z. B. *bærandi* 'tragend') aufweisen, so beruht dies wahrscheinlich darauf, dass in diesen Dialekten nach kurzer Wurzelsilbe im allgem. nicht mehr

starker, sondern nur schwacher Nebenton folgte (vgl. § 52, II und § 148, b). *δ*) In allen Silben ist *ia* zu *iæ* geworden in der finnländischen Mundart Buddes (s. § 18), z. B. *viliæ* 'wollen'. — Über *æ* statt unbetonten *a* im Seeländischen und Jütischen s. § 145, a.

b) zu *o*: *α*) dialektisch in schwachtoniger Silbe vor *m*, z. B. aschw. *likome* (gewöhnlich *likami*), adän. *legomme* 'Körper'; aschw. Präfix *iom-* (starktonig *iæm-* 'eben'-.[2] *β*) Adän. um 1300 zwischen *v* (oder *w*) und einem Guttural, z. B. *voghæn* (aschw. *vagn*) 'Wagen', *vox* (aschw. *vax*) 'Wachs'; später ausserdem sporadisch, z. B. *vol* (aschw. *hual*) 'Wallfisch', *vone* (älter *vanæ*) 'Gewohnheit'.

[1] Brate, Ant. tidskr. f. Sv. X, 23. Kock, Stud. i fsv. ljudl., s. 116, 128. 165. 310 356. — [2] Brate, Äldre Vestm. lagens ljudl., s. 40.

§ 126. *ā* wird nie (ausser im Agutn.) erhalten, sondern

a) zu *æ* um 1300 (doch nicht in allen Dialekten) in der Verbindung *iā*, z. B. *þiǣna, -æ* 'dienen'; aschw. *iǣta* (aisl. *iáta*) 'zugestehen'.

b) zu langem å (geschrieben *a* oder *o*, adän. und spät-aschw. auch *ǎ*, neuschw. allgemein seit 1526 *å*) in allen übrigen Stellungen, im Adän. schon um 1300, z. B. *bōthæ* (aisl. *báðer*) 'beide', im Aschw. dialektisch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh:s, allgemein durchgeführt um 1400, z. B. *fō* (*fā*) empfangen, *mōl* (*māl*) 'Sprache, aschw. dialekt. (Småland) *bæro* (aus *bærā*[1]) 'tragen'. Dieser Übergang — welcher dem Agutn. fremd ist — trifft sowohl altes *ā* wie solches, das durch die älteste ostnord. Dehnung (s. § 147, a) entstanden ist, z. B. aschw. *vōrdha* 'pflegen', adän. (schon um 1300) *vōrthæ* (aschw. unbetont, weil Hilfsverb, *varþa*) 'werden', aschw. dial. *fiōnde* (aus *fiānde* mit stark nebentöniger Paenultima) 'Feind'.

[1] Kock, Arkiv f. nord. Fil. IV, 89. K. H. Karlsson, ib. V, 166.

§ 127. *æ* wird im allgem. erhalten, aber doch

a) zu *i*[1] (doch nicht im Agutn.): *α*) in starktoniger Silbe vor *ghi*, z. B. *þighia* (aisl. *þegia*) 'schweigen', *sighia* (aisl. *segia*; on. auch *sæghia* in Analogie mit Präs. *sægher*) 'sagen'. *β*) in schwachtoniger Silbe vor Guttural + *i*, z. B. aschw. *āsik(k)ia* (zu aisl. *ekia* 'das Fahren') 'Donner', *annattiggia* (zu *tuæggia* 'zweier') 'entweder'; adän. Dat. Sg. *døzdighi* (zu aisl. *dege* 'Tage') 'Todestage', *iamlingi* (zu *længi* 'lange') 'ebenso lange'.

b) zu *e*: *α*) im Agutn. durchgehends, z. B. *segia* 'sagen', *lengr* 'länger' (aschw. *længer*). *β*) sonst wo es schwachtonig wird,[2] z. B. *ellar* (*ællar*) 'oder', Plur. *men* 'man' (betont *mæn* 'Männer'), *her* (vor Namen; betont *hær*) 'Herr', *noren* (*noræn, norǣn*) 'norwegisch'.

c) zu *a* sporadisch zwischen *v* oder *w* und *r*, besonders im Aschw., z. B. *varþa* (*værþa*) 'werden', *vara* (*væra*) 'sein', *varia* (*væria*) 'wehren', *suaria* (*suæria*) 'schwören', *þuar* (*þuær*) 'quer', *Suarker* (*Suærker*) u. a. m.

[1] Kock, Arkiv f. nord. Fil. IV. 171. — [2] Brate, A. Vestm. lagens ljudl., s. 5.

§ 128. *ǣ* wird im eig. Aschw. und im Adän. erhalten, geht aber im Agutn. durchgängig in *ē* über, z. B. *mēla* (aisl. *mǽla*) 'sprechen', Plur. *nētr* (aisl. *nǽtr*) 'Nächte'.

§ 129. *ǫ* ist selten erhalten (z. B. *hovuþ*, aisl. *hǫfod* 'Kopf'), indem es[1]

a) vor *r* und kakuminalem *l* in *ø* übergeht (doch nicht im Agutn.), z. B. *ørn* (aisl. *ǫrn*) 'Adler', *hør* (aisl. *hǫrr*) 'Flachs', *øl* (aisl. *ǫl*, agutn. *ol*) 'Bier', *møl* (aisl. *mǫlr*) 'Motte'.

b) vor *gg(w)* in den meisten Dialekten zu *u* wird, z. B. *hugga, -æ* (aisl. *hǫggua*) 'hauen', aschw. *glugguttir*, adän. *gluggaktig* (zu aisl. *glǫggr*) 'scharfsehend'.

[1] Kock, Stud. i fsv. ljudl., s. 469 ff. Arkiv f. nord. Fil. V, 95.

§ 130. *e* ist nur im Agutn. erhalten; sonst wird es

a) zu *æ* durchgängig in starktoniger Silbe, und dies schon gegen das Ende der Vikingerzeit, was daraus hervorgeht, dass die damaligen Runeninschriften

den betreffenden Laut durch die *a*-Rune statt der *i*-Rune zu bezeichnen anfangen. Z. B. *bæra, -æ* (wn. *bera*) 'tragen', *værk* (wn. *verk*) 'Werk'. Dagegen in schwachtoniger Silbe bleibt *e*,[1] z. B. *Noregher* (zu *vægher* 'Weg') 'Norwegen, *þet* (betont *þæt*) 'das', *meþ* (betont *mæþ*) 'mit'.

b) zu *ø* dialektisch (im Aschw. des 15. Jahrh:s) in schwachtoniger Silbe: α) nach einem *o* der vorhergehenden Silbe, z. B. Sg. Präs. Konj. *bōtø* (*bōte*) 'büsse'. β) im Präfix *be-* vor einem *ō* der folgenden Silbe (dann analogisch auch in andern Fällen), z. B. *bødrōvelse* 'Betrübnis'.

[1] Brate, A. Vestm. lagens ljudl., s. 6.

§ 131. *ē* ist vielfach verändert worden;

I. Altes (gemeinnordisches) *ē* wird je nach verschiedener Stellung verschieden behandelt:

a) vor Vokal im Agutn. zu *ī*, sonst erhalten in starktoniger, zu *i* verkürzt in schwachtoniger Silbe, z. B. agutn. *sīa*, aschw. *sēa*, adän. *sē* 'sehen'; Dat. Plur. agutn. *knīum* (wonach analogisch Nom. Sg. *knī*), aschw. *knēum* 'Knieen; aschw. *forsēa* 'Umsicht' mit starktoniger, aber *forsia* 'Haushälterin' mit schwachtoniger Pænultima.

b) auslautend und vor Konsonanten im Agutn. erhalten, sonst zu *ǣ*, z. B. agutn. *fē*, aschw., adän. *fǣ* 'Vieh'; Prät. agutn. *rēþ*, aschw. *rǣþ* 'rieth'. Der Übergang in *ǣ* zeigt sich schon gegen das Ende der Vikingerzeit (vgl. § 130, a), z. B. Hällestad *saR* (d. h. *sǣR*) = aisl. *sér* 'sich'.

II. Jüngeres (durch ostnordische Kontraktion aus *æi* entstandenes, s. § 141, b) *ē* ist zwar im allgem. erhalten, aber doch bisweilen verändert worden:

a) zu *i*, wo es (vor Doppelkonsonanz oder bei Reduktion der Betonung, s. § 148) verkürzt worden ist, z. B. *gisl* (aisl. *geisl*) 'Rute', *gnista* (aisl. *gneiste*) 'Funke', *hilsa, -æ* (aisl. *heilsa*) 'grüssen', *ilder* (neben *ēldh*, durch Kompromiss dann *elder*) 'Feuer', *Visnim* (aus *-hēm*, aisl. *heimr*), Plur. *þir* (betont *þēr*, aisl. *þeir*) 'die', 'sie'.

b) zu *ō* vor *v* im Adän.[1] und in südschw. Mundarten, z. B. *Rullōf* (aisl. *Hrolleifr*), *Sōfren* 'Severin', *stōvel* (mnd. *stēvel*) 'Stiefel'. Dialektisch kommt im Adän. *ō* auch sonst vor, z. B. *mōræ* (aisl. *meira*) 'mehr', *hōtæ* (aisl. *heita*) 'heissen', *grōn* (aisl. *grein*) 'Zweig' u. a.

c) zu *ie* im Jütischen, wovon Spuren schon um 1300 vorkommen, z. B. *ien* (aisl. *einn*) 'ein', *hielsæ* (aisl. *heilsa*) 'grüssen', *bien* (aisl. *bein*) 'Bein'.

§ 132. *i* wird in sehr vielen Fällen verändert:

a) zu *iu* (dialektisch *io*, besonders vor *nk*) gebrochen vor *ngw*, *nkw* schon in vorliterarischer Zeit, ausser im Agutn. Z. B. *siunga, -æ* (agutn. *singa*, aisl. *syngua*) 'singen', *siunka, -æ* (agutn. *sinka*, aisl. *søkkua*) 'sinken'.

b) zu *y*[1]: α) in starktoniger Silbe sporadisch (aber sehr häufig), besonders in geschlossener Silbe und unmittelbarer Nachbarschaft von Labialen oder *l, n, r*, z. B. *kyrvil, -æl* 'Cerefolium', *lyver* (aisl. *lifr*) 'Leber', *grymber* 'grimm', *fynna* 'finden', *ylla* 'schlecht'; alle diese Wörter haben aber ebenso häufig *i*. β) in schwachtoniger Silbe dialektisch, wenn die vorhergehende Silbe *y* enthält, z. B. *mykyt* 'viel', *brygyza* 'Brauerin', *thykkyr* 'dünkt'.

c) zu *e*: α) in starktoniger Silbe dialektisch (z. B. in Schweden und auf Gottland schon um 1350, im südöstlichen Seeland um 1450) und sporadisch, besonders vor Dentalen, z. B. *velia* (*vilia*) 'wollen, *kerkia* 'Kirche', *beskoper* 'Bischof', *men(n), met(t)* 'mein'. β) in nebentoniger und unbetonter Silbe durch Vokalharmonie dialektisch (z. B. in Gegenden von Västergötland und Schonen) nach einem *e, ē, o, ō, ø, ō* (in Schonen auch nach *a, ā* und *ǣ*, wenn es gleich aisl. *á* ist) der vorhergehenden Silbe, z. B. *hēter* 'heisst', *boren* 'geboren', *bōte* 'büsse', *salde* 'verkaufte'.[2] γ) in nebentoniger oder unbetonter offenen Silbe, ohne Rücksicht auf sei es Qualität oder Quantität der vorhergehenden

Silbe, dialektisch im Aschw. (z. B. in Gegenden von Västmanland), z. B. *give* 'gebe', *arve* 'Erbe'.[3] δ) in schwachtoniger offenen Silbe allgemein im Aschw. nach 1350, z. B. *rīke* 'Reich', *første* 'der erste', Konj. *grōe* 'keime', *væliande* 'wählend', aber z. B. mit geschlossener Silbe *rīkit* 'das Reich', *undir* 'unter', und mit stark nebentoniger Silbe *skaþi* 'Schaden', Konj. *givi* 'gebe'; dialektisch (z. B. in Östergötland in der ersten Hälfte des 14. Jahrh:s) steht *e* auch in geschlossener Silbe, z. B. *mōþer* 'Mutter' (aber *faþir* 'Vater' mit stark nebentoniger Silbe).[4] — Über *æ* statt unbetontem *i* im Seeländischen und Jütischen s. § 145, a.

d) zu *ē* in offener starktonigen Silbe allgemein im 15. Jahrh. in Zusammenhang mit der allgemeinen Vokaldehnung (s. § 147, c), z. B. *lēva* (früher *līva*) 'leben', *rēdhit* (*rīþit*) 'geritten'.[5]

[1] Kock, Unders. i sv. språkhist., s. 22. Nord. tidskr. f. Fil. VIII, 290 Note. Arkiv f. nord. Fil. III, 148. — [2] ib. V, 79. Unders. i sv. språkhist., s. 97 Note. Stud. i fsv. ljudl., s. 152. 171. — [3] ib. s. 322. — [4] ib. s. 155. 244. 265. 267., 297. 317. Brate, Ä. Vestm. lagens ljudl., s. 43. — [5] Kock, Stud. i fsv. ljudl., s. 454. 553. Nord. tidskr. f. Fil. IX, 152.

§ 133. *ī* wird regelmässig erhalten; doch findet sporadisch und dialektisch Übergang in *ȳ* statt, besonders in der Nachbarschaft von Labialen und *l*, *n*, *r* (vgl. § 132, b, α), z. B. *vȳn* (*vīn*) 'Wein', *klȳva* (*klīva*) 'steigen', *ȳla* (*īla*) 'eilen'.

§ 134. *o* wird zwar im allgem. erhalten, doch

a) zu *ø* in starktoniger (selten und dialektisch auch in schwachtoniger) Silbe in der Verbindung *io* (ausser vor *rd, rt, ng, nk;* natürlich auch nicht wo *i* zu Spirans geworden war, d. h. nach *t*, *þ* und im Anlaut, in welchen Stellungen *iø* nur dialektisch auftritt), im Aschw. um 1350, in gewissen aschw. Dialekten und im Adän. schon um 1300, z. B. *miøl* (*miol*) 'Mehl', *biørn* (*biorn*) 'Bär' (aber *iorþ* 'Erde', *hiorter* 'Hirsch', *þiokker* 'dick' u. dgl.); im Agutn. steht ein noch unaufgeklärtes *ie* statt *iø* (*io*), also *miel, biern* u. s. w. — Der *R*-Umlaut von *o* in *ø* kommt nur sporadisch vor, z. B. Präp. *ør* (*ōr*) 'aus', Präfix *tør-* (*tor-*) 'schwer'-.

b) zu *u* im Agutn. in allen übrigen Stellungen ausser vor *r* + Konsonant, z. B. *fulk* (on., wn. *folk*) 'Volk', *stukkr* (on., wn. *stokkr*) 'Stock, Balken', *butn* (on., wn. *botn*) 'Boden', aber *korn* 'Korn', *þorp* 'Dörfchen'.

c) zu *a* in schwachtoniger Silbe (wo es aus *u* entstanden ist, s. § 138, δ) sporadisch (doch nicht vor *m*) im Aschw. seit dem Ende des 14. Jahrh:s, z. B. *frillabarn* (*frillo-*) 'uneheliches Kind', *medh rætta* (*-o*) 'von Rechtswegen', Dat. Sg. *skipena* (*-no*) 'dem Schiffe', *leian* (*leion*) 'Löwe' u. a. m.

§ 135. *ō* wird im allgemeinen erhalten; jedoch:

a) Zu *ø̄* in der Verbindung *iō*, im Adän. (und einigen aschw. Dialekten) um 1300, im Aschw. um 1350, z. B. *siø̄* (*siōr*) 'See', *sniø̄* (*sniōr*) 'Schnee', *miø̄* (*miōr*) 'schmal'.

b) Zu *u*, wo es (vor Doppelkonsonanz oder bei Reduktion der Betonung, s. § 148) verkürzt worden ist, z. B. Ntr. *gut(t)* zu *gōþer* (durch Ausgleichung dann teils *gott*, teils selten *gūþer*) 'gut', *fulska* 'Thörichtkeit' zu *fōle* 'Thor', *hæ(g)gum(m)e* (aisl. *hégóme*) 'Thorheit', *Ārus* (aisl. *ár-óss*).

c) Zu *uo* im Jütischen, wovon Spuren schon um 1300 vorkommen, z. B. *guod* (aisl. *góðr*) 'gut', *huos* (aschw. *hōs*) 'bei'.

§ 136. *ø* wird im allg. erhalten, nur dass es in *y* übergeht: α) im Agutn. ausnahmslos, z. B. *yfri* (aisl. *øfre*) 'obere', *yx* (aisl. *øx*) 'Axt'. β) im Aschw. (schon im 14. Jahrh.) sporadisch, vorzugsweise in der unmittelbaren Nachbarschaft eines Gutturals, z. B. *yx* (*øx*) 'Axt', *slykkia* (*sløkkia*) 'auslöschen', *hyrfrø̄* (*hør-*) 'Flachssame'.

§ 137. *ø̄* (altes oder durch ostnord. Kontraktion aus *ǫu* und *øy* entstandenes, s. § 142 b, § 143 b) wird im allgem. erhalten, aber:

a) Zu *ȳ*, *y* sporadisch im Aschw., besonders in der unmittelbaren Nachbarschaft eines Gutturals (vgl. § 136, β) und bei Kürzung vor Doppelkonsonanz, z. B. *skȳkia (skøkia)* 'Hure', *dygn (døgn)* 'Tag und Nacht', *Væstragytland (-gøtland*, aisl. *-gautland)*, *syrgha (sørgha*, zu aisl. *saurr* 'Schmutz') 'schmutzen'.

b) Zu *e*, wo es in Folge des Herabsinkens der Silbe zur Schwachtonigkeit verkürzt wird, z. B. *Skāne* (*-ø*, aisl. *Skáney)* 'Schonen'; aschw. *hūsprea*, adän. *hūsfre* (wn. *húsfreyia)* 'Hausfrau'.

§ 138. *u* wird zwar oft erhalten, aber auch in vielen Stellungen zu *o* verwandelt: α) in starktoniger Silbe vor *r* + Konsonant regelmässig im Aschw. und Agutn. seit 1350, z. B. Prät. Sg. *smordhe (smurþi)* 'schmierte', Pl. *vordho (urþu*, agutn. *orþu)* 'wurden', *sport (spurt)* 'gefragt'; dialektisch zur selben Zeit auch vor *n*, *m*, *ŋ* + Konsonant, z. B. *sonnodagher (sunnu-)* 'Sonntag', Part. Prät. *vonden* (aisl. *undenn)* 'gewunden', *hongra* (*hungra*) hungern', *rompa (rumpa)* 'Schwanz'. β) in nebentoniger und unbetonter Silbe durch Vokalharmonie dialektisch (z. B. in Gegenden von Västergötland und Schonen) nach einem *e*, *ē*, *o*, *ō*, *ø*, *ø̄* (in den meisten Gegenden auch *ā)* der vorhergehenden Silbe, gewöhnlich doch nicht vor *m*, z. B. Dat. Sg. Ntr. *ēno* 'einem', *gōþo* 'gutem', *løso* 'losem', aber Pl. *ēnum* u. s. w[1]. γ) in nebentoniger oder unbetonter Silbe durchgehends, ohne Rücksicht auf sei es Qualität oder Quantität der vorhergehenden Silbe, dialektisch im Aschw. (z. B. in Gegenden von Västmanland), z. B. 3. Pl. *bundo* 'banden', 1. Pl. *givom* 'geben'[2]. δ) in schwachtoniger Silbe allgemein im Aschw. nach 1350 (dialektisch doch nicht vor *m* im 14. Jahrh., später aber sehr oft in dieser Stellung, analogisch dann auch in stark nebentoniger Silbe), z. B. Acc. Sg. *tungo* 'Zunge', 3. Pl. *lovaþo* 'lobten', *værþogher* 'würdig', aber z. B. mit stark nebentoniger Silbe *gatu* 'Gasse', *liþugher* 'ledig'[3]. — Über *æ* statt unbetontem *u* im Seeländischen und Jütischen s. § 145, a.

[1] Kock, Ark. f. nord. Fil. V, 79. Unders. i sv. språkhist., s. 97 Note. Stud. i fsv. ljudl., s. 147. 171. — [2] ib. s. 322. — [3] ib. s. 149. 161. 172. 311. 317. Brate, Ä. Vestm. lagens ljudl., s. 45.

§ 139. *ū* und *ȳ* bleiben unverändert (wegen *ȳ* vgl. doch § 140, a). Nur ist *ū* dialektisch (aber selten) vor *R* zu *ȳ* umgelautet worden, z. B. agutn. Präp. *ȳr (ūr)* 'aus'.

§ 140. *y* ist in vielen Stellungen verändert worden:

a) zu *i* (schon vorliterarisch) in nicht haupttoniger, dialektisch (z. B. in västgötischen und adän. Mundarten) auch in haupttoniger Silbe, wenn ein *i* in der nächsten folgt[1], z. B. *ivir* (betont *yvir)* 'über', Präs. *misfirmir* zu *misfyrma* (dann oft Ausgleichung) 'misshandeln', *køtstikki* (zu *stykki)* 'Fleischstück', *ørlighismaþer* (zu aisl. *ørlyge)* 'Krieger', dial. *nikil (nykil)* 'Schlüssel', Pl. *stildir* zu *styld* 'Diebstahl', *þirrir* (adän. *þirræ)* zu *þyrr* 'dürr'. Unklar sind Namen auf *-ni* (aisl. *-ný*, ahd. *-niwi*), z. B. *Signi*, *Guþni* (aisl. *Guđný)*; adän. so schon im 12. Jahrh. Wo bisweilen (wie in den letzten Beispielen) *y* zu grunde liegt, ist vielleicht dies erst zu *y* verkürzt worden (vgl. doch § 100), z. B. *Nȳbili* (zu *bȳli* 'Wohnsitz'), *firitighi* (mit haupttoniger Pænultima?) 'vierzig' zu *fȳrir* (*fīrir)* 'vier'.

b) zu *ø* (auch wenn das *y* aus *i* entstanden ist, s. § 132, b) wenigstens etwas vor 1350[2], ausserordentlich häufig, aber anscheinend ohne feste Konsequenz, z. B. *spøria (spyria)* 'fragen', *kørkia (kyrkia)* 'Kirche', *dølia (dylia)* 'verhehlen', *grømber (grymber)* 'grimm', *fønster (fynster)* 'Fenster', *møket (mykit)* 'viel', *bøggia (byggia)* 'bauen'. Die Formen mit *y* kommen das ganze Mittelalter hindurch neben denen mit *ø* vor.

c) zu *iu* (woraus vor *r* später *io*, s. § 138 α, und hieraus noch später bisweilen *iø*, s. § 134, a) gebrochen sporadisch um 1300 vor *r* (seltener *l)* + Konsonant,

z. B. *skiurta* (agutn. *skyrta)* 'Hemd', *kiurtil* (aisl. *kyrtell)* 'Rock', *giurþil* (aisl. *gyrdell)* 'Gürtel', *biurþ (byrþ)* 'Geburt', *kiurkia (kyrkia)* 'Kirche', *diurkia (dyrka)* 'verehren', Ntr. *þiurt* (zu *þyrr)* 'dürr', *miulna (mylna)* 'Mühle', *skiulder (skylder)* 'verwandt' u. a.

[1] Kock, Arkiv f. nord. Fil. IV, 163. — [2] Brate, Ä. Vestm. lagens ljudl., s. 36.

§ 141. *æi* ist nie erhalten. Es wird

a) im Agutn., wenigstens schon vor 1200, zu *ai*, woraus vor Geminata *a* (wo nicht *ai* durch Association erhalten wird), z. B. *braiþr* (aisl. *breiðr*), Ntr. *bratt* 'breit'; *baiþas* (aisl. *beiðask)* 'sich erbitten', 3. Pl. Prät. *baddus; ann*, F. *ain*, Ntr. *att* 'ein'.

b) Sonst zu *ē*, im Adän. nach Ausweis der Runeninschriften schon allgemein um 1050 (Spuren schon früher, z. B. Skærn und Store-Rygbjærg, aber noch nicht in Orrmulum)[1], im Aschw. zu ziemlich verschiedener Zeit in verschiedenen Gegenden, im allgem. wohl etwas nach 1200, obwohl Spuren des Diphthongs noch in ein paar alten Handschriften (z. B. Cod. Holm. B 59) zu finden sind, und früher (wohl schon vor 1200) in nebentoniger als in haupttoniger Silbe[2]. Z. B. *bēn* (wn. *bein)* 'Bein', *ēgha* (wn. *eiga)* 'besitzen' u. s. w. — Derselbe Übergang findet bei der alten Verbindung *ǣi* statt, z. B. *lēa* (wn. *hlǽia)* 'lachen', *blēa* (wn. *blǽia)* 'Bettuch'.

[1] Wimmer, *Die Runenschrift*, s. 329. — [2] Kock, Unders. i sv. språkhist., s. 37.

§ 142. *ǫu* ist nie erhalten. Es wird

a) im Agutn. schon vorliterarisch zu *au*, woraus vor Geminata *a* (wo nicht *au* durch Association erhalten wird), z. B. *dauþr*, Ntr. *datt* 'todt'; *auga* 'Auge'. — Schon vor dem Übergange ist *ǫu* vor *R* zu *øy*, woraus (nach § 143, a) *oy*, umgelautet worden, z. B. *oyra* (wn. *øyra*) 'Ohr'.

b) Sonst zu offenem *ø*, im Adän. nach Ausweis der Runeninschriften wohl allgemein um 1050 (Spuren schon früher, z. B. Skærn, kleineres Denkmal von Jællinge, aber noch nicht in Orrmulum), im Aschw. wohl im allgem. um 1200, jedenfalls geraume Zeit vor den ältesten Handschriften, wo keine Spuren des Diphthongs zu finden sind. Z. B. *ø̄gha* 'Auge', *brø̄t* (wn. *braut)* 'brach' u. s. w.

§ 143. *øy* ist nie erhalten. Es wird

a) im Agutn., schon vorliterarisch, zu *oy*, z. B. *droyma* (wn. *drøyma)* 'träumen', *oy* (wn. *øy)* 'Insel'.

b) Sonst zu (wohl geschlossenem) *ø̄*, im Adän. wenigstens vor 1200 (wahrscheinlich aber schon um 1050), im Aschw. um 1200 und nach Ausweis der Runenschriften wohl früher in nebentoniger als in haupttoniger Silbe. Z. B. *drø̄ma* 'träumen', *ø̄* 'Insel' u. s. w.

§ 144. *iū* ist in vielen Stellungen verändert worden und zwar

a) im Agutn., schon vorliterarisch, durchgehends zu *iau*, z. B. *diaupr* (on., wn. *diúpr)* 'tief', *iaul* (aschw. *iūl)* 'Weihnachten'.

b) Sonst zu *ȳ* kontrahiert nach *r* und kakuminalem *l* um 1300 (im Adän. vielleicht weit früher, wenigstens dialektisch, da schon in der Skærn-Inschrift — aus dem 10. Jahrh. — Präs. Konj. *biruti*, d. h. *brȳti*, aisl. *brióti* 'breche', auftritt), z. B. *rȳka* (wn. *riúka)* 'rauchen', *flȳgha* (wn. *fliúga)* 'fliegen', *klȳva* (wn. *kliúfa)* 'spalten'[1]. Im Adän. wird später, doch im allgem. erst gegen das Ende des Mittelalters, *iū* auch in anderen Stellungen zu *ȳ*, z. B. *lȳdh* 'Laut', *dȳb* 'tief', *mȳg* 'weich' u. a. statt älteren *liūþ, diūp(r), miūk(r)*.

c) Zu *iȳ* (wo es nicht schon, nach b oben, zu *ȳ* geworden ist) in südschwedisch-dänischen Mundarten um 1500, z. B. *diȳp* 'tief', *miȳk* 'weich' u. a[2].

[1] Kock, Sv. Landsmålen, II, 12. Stud. i fsv. ljudl., s. 465. — [2] Läffler, *Om v-omljudet af i, i och ei*, Upsala (universitets årsskrift) 1877, s. 35 Note.

§ 145. Jeder unbetonte Vokal geht schliesslich sowohl im Aschw. wie im Adän. in einen reducierten Vokal von unbestimmter Klangfarbe (im Aschw.

durch *e*, im Adän. ältest durch *æ* oder *e*, später durch *e* bezeichnet) über, jedoch zu sehr verschiedener Zeit in verschiedenen Mundarten und verschiedenen Stellungen, was ohne Zweifel daraus zu erklären ist, dass der betonte Vokal zu verschiedener Zeit seinen einst vorhandenen Nebenton verliert.

a) Im Seeländischen und Jütischen sind schon um 1100 die ursprünglich (d. h. in spät urnordischer Zeit) unbetonten Vokale in *e (æ)* übergegangen, z. B. *Hēthebȳ* (aisl. *Heidabør), Gētæsbū (Geitisbú), Kyrkethorp (Kirkiuþorp)*[1]. Schon im 12. Jahrh. tritt derselbe Übergang auch in ursprünglich nebentonigen Silben ein, z. B. *Halden (Halfdan), Agner (Agnarr), Asser (Ǫzorr)*[2]. In den ältesten Handschriften (um 1300) steht *æ* in fast allen Endungen und Ableitungssilben, welche also wohl in der Regel nicht mehr nebentonig waren, z. B. *havæ* (aschw. *hava)* 'haben', *fathær* (aschw. *faþir)* 'Vater', Pl. *ōræn* (aschw. *øron)* 'Ohren'. Doch ist bisweilen noch *i* nach *k, g* und *u* vor *m* bewahrt, z. B. Dat. Sg. *thingi* 'Gerichtsversammlung', *loghum* 'Gesetzen'. Ausserdem bleibt natürlich der ursprüngliche Vokal, wo und so lange er ausnahmsweise Nebenton oder Länge behält, z. B. *thrættān* (aisl. *þrettán)* 'dreizehn'. Ein in dieser Weise entstandenes *e* geht dann (wenigstens schon um 1300) vor *m* dialektisch (wie auch in aschw. und anorw. Mundarten) in *u* über, z. B. *Guthum* aus **Gud-hēm (-hæim)*; vgl. aschw. *Visnum*, älter *Visnim*, noch älter *Visnēm* aus *-hæim*.

b) Im Schonischen und Aschw. (nicht im Agutn.) zeigt sich derselbe Übergang weit später, im Aschw. wohl erst im Ende des 14. Jahrh:s, ist aber im folgenden Jahrh. häufig vertreten, z. B. Gen. Sg. *henne* neben betontem *hænna(r)* 'ihr', Sg. Präs. Konj. *vare* (betont *vari*) 'sei', 3. Pl. Präs. Ind. *ære* (betont *æru*) 'sind' u. dgl. Um 1500 scheint der Übergang auch schwach nebentoniges *i* getroffen zu haben, wenigstens in offener und auf *n, r* auslautender, geschlossener Silbe, z. B. *glædhe (glæþi)* 'Freude', *kristen (-in)* 'christen', *kænner (-ir)* 'kennt'[3]. — Über *u* aus solchem *e* vor *m* s. oben unter a.

[1] Bredsdorff, Blandinger fra Soroe, I, 83 ff. — [2] Nielsen, *Olddanske Personnavne*, Kbh. 1883, s. V f. — [3] Kock, Stud. i fsv. ljudl., s. 264. 270. 361. 374. Unders. i sv. språkhist., s. 103. Arkiv f. nord. Fil. V, 72.

§ 146. Die Nasalvokale geben allmählich ihre Nasalierung auf, doch zu sehr verschiedenen Zeiten je nach verschiedenen Stellungen und Gegenden. In Dänemark ist sie im allgemeinen — nach Ausweis der Runeninschriften — schon in der Vikingerzeit (um 950—1000) geschwunden, früher bei kurzem als bei langem Vokal, am frühesten (schon um 800) bei kurzem Vokal, der nicht mehr in der unmittelbaren Nachbarschaft eines Gutturals steht[1]. In Schweden geht die Entwicklung langsamer und sehr ungleichmässig. Die uppländischen Inschriften Asmunds Karasun (um 1000—1050) haben ausser in dem letzterwähnten Falle noch alle Nasalvokale bewahrt. Dagegen in der östgötischen Röker-Inschrift (um 900—925) fehlt ausserdem die Nasalierung auch nach Nasalen. Die södermanländischen Ingvar-Inschriften (um 1050) und die helsingländische Forsa-Inschrift (um 1100—1125) haben nur noch langen Nasalvokal bewahrt (z. B. *ą* 'an'). Endlich die uppländischen Ingvar-Inschriften (um 1050) zeigen schon keine Nasalvokale mehr. Im 13. Jahrh. sind sie wohl schon ziemlich allgemein in allen Stellungen verloren gegangen, aber noch jetzt sind sie in der altertümlichen Mundart von Älfdalen (in Dalarna) erhalten und zwar in allen Stellungen, wo sie sich in urnordischer Zeit vorfanden[2].

[1] Wimmer, *Die Runenschrift*, s. 320. Noreen, Arkiv f. nord. Fil. III, 33. — [2] ib. III, 24. 2.

2. Quantitative Veränderungen.

§ 147. Dehnung tritt in sehr vielen Fällen ein, aber nur in starktoniger Silbe:

a) vor *rt* + Vokal, *rd* und urnord. *ld;* dialektisch auch vor urnord. *nd* (besonders im Adän.), urnord. *ng* (besonders im Aschw.) und *nk, mb;* in diesen Stellungen wenigstens schon um 1350; erst dem 15. Jahrh. gehört die Dehnung vor *rl, rn.* Z. B. *vaarta* 'Warze', *moorþare* 'Mörder', *vaald* 'Gewalt', *haand* 'Hand', *ææng* 'Wiese', *staanka* 'stöhnen', *laamb* 'Lamm'; *soorl* 'Getöse', *hoorn* 'Horn[1]'.

b) In geschlossener haupttonigen Silbe vor einem einfachen auslautenden Konsonanten, im Jütischen schon vor 1300[2], in den meisten übrigen Dialekten wohl im Verlauf des 14. Jahrh:s, z. B. *saak* 'Sache', *broot* 'Bruch', *gaaf* 'gab', *øøl* 'Bier', *spoor* 'Spur'. Vgl. § 166, b.

c) In offener haupttonigen Silbe, ausser vor *m,* zu verschiedener Zeit in verschiedenen Gegenden, im allgemeinen doch wohl im Verlaufe des 15. Jahrh:s, z. B. aschw. *droope* 'Tropfen', *tiuughu* 'zwanzig', *klaasi* 'Traube'. Vgl. § 166, b.

[1] Kock, Stud. i fsv. ljudl., s. 394. Unders. i sv. språkhist., s. 45. Arkiv f. nord. Fil. IV, 90. — [2] Lyngby, Tidskr. f. Phil. II, 315.

§ 148. Kürzung tritt häufig ein:

a) vor zwei Konsonanten oder Geminata (wo nicht Association hindert), z. B. *ilder* (*īlder, īledher*) 'Feuer', Ntr. *gut(t)* zu *gōþer* 'gut'.

b) Bei Reduktion einer starktonigen Silbe zur Schwachtonigkeit, z. B. aschw. *emællan* neben *ī mællum* 'zwischen', *likami* (mit haupttöniger Pænultima) neben *līkame* 'Körper', *tröliker, -leker* aus *-līker* 'treu', *lata* (betont *lāta*) 'lassen'. Hierbei ist besonders zu beachten die durchgängige Verkürzung langer Endungs- und Ableitungsvokale nach kurzer Wurzelsilbe infolge der Reduktion ihres starken Nebentones zur Schwachtonigkeit, z. B. *fara* statt *farą* 'fahren'. Diese Reduktion ist in verschiedenen Dialekten zu sehr verschiedenen Zeiten eingetreten, wie aus der Geschichte der Nasalvokale und aus den qualitativen Veränderungen der betreffenden Endungsvokale hervorgeht. Im Seeländischen und Jütischen ist der starke Nebenton nicht nur zur Schwachtonigkeit, sondern wahrscheinlich gar zur Unbetontheit schon vor 1100 reduziert (vgl. § 145, a). In Uppland u. a. Gegenden ist schwacher Nebenton in den meisten Fällen wenigstens schon um 1250 eingetreten (vgl. § 125, a, γ), aber in den meisten schwedischen Dialekten noch nicht vor 1350, wie der Umstand beweist, dass urspr. stark nebentöniges *i, u* nicht den Übergang zu resp. *e, o* mitmacht (s. § 132, c, δ und § 138, δ). In anderen Dialekten (z. B. in Gegenden von Småland und Dalarna) ist der starke Nebenton und die damit in Zusammenhang stehende Länge noch nach 1400 bewahrt, was zur Folge hat, dass ein hierher gehöriges Endungs- oder Ableitungs-*a* den Übergang in *å (o)* mitmacht, z. B. *bæro* (*bæra*) 'tragen' (s. § 126, b).

3. Übrige Erscheinungen.

§ 149. Svarabhakti tritt zwischen *r, l, n* und einem vorhergehenden Konsonanten ein:

a) Inlautend nur sporadisch und selten. Die meisten Beispiele zeigt Cod. Buræanus, z. B. Acc. Sg. Fem. *fagh(a)ra* 'schön', *bund(a)na* 'gebunden', 3. Plur. Prät. Ind. *sigh(o)ldo* 'segelten'. Der Svarabhaktivokal ist fast immer derselben Qualität wie der Vokal der folgenden oder der vorhergehenden Silbe.

b) Auslautend regelmässig im Aschw. und Adän., aber nicht im Agutn.

1) Vor *r* zwar schon vorliterarisch, aber doch in vielen Gegenden erst im 13. Jahrh. Der Hülfsvokal ist regelmässig *æ* (besonders in der ältesten Zeit) oder *e* (besonders in späterer Zeit), dialektisch aber auch häufig *i* (z. B. im Dala-Gesetz und vielen späteren Schriften) oder *a* (z. B. in Cod. Bur.), selten und nur sporadisch *u, o* oder *ø*. In ein paar Handschriften aus Öster-

götland und Schonen herrscht vollständige Vokalharmonie in Betreff des Svarabhaktivokals, also z. B. *gangar* 'geht', *dighir* 'gross', *kombor* 'kommt', *skiūtur* 'schiesst', *systyr* 'Schwester' (Plur.), *nættær* 'Nächte', *bøndør* 'Bauern'. [1]

2) Vor *l* tritt Svarabhakti ein im Adän. schon um 1300, im Aschw. dagegen im allgem. erst nach 1400. Der Vokal ist im Adän. *æ* (*e*), im Aschw. meist *i* oder *e*, *æ*, selten *u*, *o*, z. B. *fogh(i)l*, *-(e)l*, *-(æ)l*, *fugh(u)l*, *-(o)l* 'Vogel'.

3) Vor *n* tritt Svarabhakti nur dann ein, wenn *k*, *p*, *t* oder *s* (im Adän. auch *gh*) vorhergeht. Die Entwicklung findet am frühesten im Jütischen (schon um 1300), am spätesten im Aschw. (erst um 1500) statt. Der Vokal ist im Aschw. *e*, im Adän. *æ* (*e*), z. B. aschw. *ōk(e)n* 'Einöde', *lōs(e)n* 'Lösegeld', adän. *vaghæn*, *voghæn* (aschw. *vagn*) 'Wagen'.

[1] Kock, Stud. i fsv. ljudl., s. 293. Brate, Ä. Vestm. lagens ljudl., s. 83.

§ 150. Synkope tritt seit 1300 (am frühesten im Adän.) regelmässig in derjenigen zweier auf einander folgenden unbetonten Silben ein, welche unmittelbar vor oder nach einer haupttonigen Silbe steht. Die Fälle werden demnach:

a) Wenn zwei unbetonte Silben vor einer haupttonigen stehen, wird die zweite synkopiert, z. B. *ab(ba)dissa* 'Äbtissin', *Kadhrin* aus *Kat(e)rin* 'Katharina'.

b) Wenn zwei unbetonte Silben nach einer haupttonigen stehen, wird die erste synkopiert, z. B. *syn(no)dagher* Sonntag', *an(nat)tiggia* 'entweder', *fæmt(igh)i* 'fünfzig', *hūl(i)kin* 'welcher', *vær(u)ldin* 'die Welt', *droz(e)te* 'Truchsess', *Swēr(i)ghe* 'Schweden' u. a. ursprünglich zusammengesetzten Wörter.

c) Zweisilbige proklitischen Wörter (wie Vornamen, Titel, Verwandtschaftswörter, Konjunktionen) synkopieren die Ultima (ursprünglich natürlich nur wenn sie proklitisch gebraucht werden), z. B. *Er(i)k*, *Bæn(di)kt* (aus *Benedikt* nach dem obigen), *bis(ko)p* 'Bischof', *drozt(e)* 'Truchsess' (vgl. oben b), *bro(þi)r* 'Bruder', *hur(u)* 'wie'. Natürlich hat oft die betonte Form die unbetonte (und daher synkopierte) verdrängt, aber im Seeländischen und besonders im Jütischen hat oft die entgegengesetzte Entwicklung stattgefunden, so dass Formen wie *gør* (*gøræ*) 'thun', *tak* (*takæ*) 'nehmen', 3. Plur. *skul* (*skulæ*) 'sollen' u. dgl. sehr häufig sind, obschon sie im Aschw. nur ganz ausnahmsweise vorkommen.[1]

Synkope eines unbetonten auslautenden Ultimavokales nach einer (wenigstens vorliterarisch) nebentonigen Pænultima tritt im Jütischen und (wenn auch weniger konsequent) im Seeländischen um 1300 ein, z. B. *morthær* (aschw. *morþare*) 'Mörder', *kærær* (aschw. *kærare*) 'lieber', *sannæst* (aschw. *sannaste*) 'wahrest', *livænd* (aschw. *livande*) 'lebend', *arvæth* (aschw. *arvoþe*) 'Arbeitslohn', *laghlik* (aschw. *laghlika*) 'gesetzlich' u. s. w. [1]

Synkope einer unbetonten Silbe zwischen einer haupttonigen und einer nebentonigen kommt dagegen nur dann vor, wenn der unbetonte Vokal zu beiden Seiten denselben Konsonanten hat, z. B. *atskil(li)liker* 'verschieden', *attun(de)dēl* 'Achtel'.

Aphaeresis tritt bisweilen bei enklitischen Wörtern nach vokalisch auslautenden Wörtern vor, z. B. *sā-na* (aus *sā hana*) 'sah sie', *firi-n* (aus *firi han*) 'für ihn', *þȳ-lder* (aus *þȳ hælder*) 'doch' u. dgl.

[1] Kock, Unders. i sv. språkhist., s. 54. Arkiv f. nord. Fil. V, 66.

B. Die Konsonanten.

1. Qualitative Veränderungen.

§ 151. *w* ist im allgem. nur nach tautosyllabischem Konsonanten (über *hw* vgl. § 170, 7, b) erhalten; sonst ist es in den meisten Dialekten:

a) Anlautend vor *r* (wo es überhaupt noch erhalten ist, s. § 170, 1) in *v* übergegangen, z. B. *vræka* 'treiben'.

b) Inlautend nach Vokal — wo es überhaupt noch als solches erhalten war — zu ʒ geworden, z. B. *sniōgha* (aisl. *sniōva*) 'schneien', Plur. *siōghar* (aisl. *siōvar*) 'Seen'.

§ 152. Konsonantisches *i* entwickelt sich folgendermassen:

a) Nach tautosyllabischem Konsonanten (ausser *t* und *þ*; über *hi-* s. § 170, 7,b) wird es in den meisten Dialekten erhalten, in andern geht es jedoch (wenigstens nach 1350) in dieser Stellung unmittelbar vor *ū* (in einigen Gegenden auch vor *u, o, ō*) und zwischen *m* und *ø (o)* in (konsonantisches) *y* über, z. B. *syū* 'sieben', *myølk (myolk)* 'Milch'.[1]

b) In übrigen Stellungen wird es in den meisten Dialekten, schon um 1300, zum Spiranten *j*, wie u. a. aus zahlreichen Schreibungen wie *hylgha, hylga, hylghia, hylgia* statt *hylia* 'hüllen' hervorgeht, sowie aus der Erhaltung (in vielen Dialekten) von anlautendem *ia-, io-* (d. h. *ja-, jo-*) gegenüber *-iæ-, -io-* nach tautosyllabischem Konsonanten.

[1] Kock, Stud. i fsv. ljudl., s. 448.

§ 153. *r* und kakuminales *l* schmelzen im Aschw. dialektisch, wenigstens schon um 1450, mit folgendem *d, d, t, l, n, s* zu einem supradentalen (resp. kakuminalen) *d, t, l, n, s* (das in der Schrift doch regelmässig durch die alte Verbindung bezeichnet wird), wie u. a. aus orthographischen Verwechslungen von *ls : rs* u. dgl. hervorgeht, z. B. *Malstrand* statt *Marstrand, himersliker* statt *himelsliker* 'himmlisch', *kyndersmæssa* statt *kyndils-* 'Lichtmesse'.

§ 154. *R* (wo es noch erhalten ist, s. § 60) geht allmählich in *r* über, doch zu verschiedener Zeit in verschiedenen Stellungen und Gegenden. Nach Konsonanten vollzieht sich der Übergang, nach Ausweis der Runeninschriften, z. B. in Uppland schon während des 11. Jahrh:s, in Dänemark im allgem. gegen 1100, aber im Agutn. erst im 13. Jahrh.[1] Nach einem Vokale tritt *r* am frühesten ein, wenn dieser unbetont ist; auch nach betontem Vokal zeigt sich z. B. in Uppland schon im 11. Jahrh. häufig Verwechslungen von *R* und *r*. In Gegenden von Västergötland ist um 1200 *R* in allen Stellungen durch *r* ersetzt worden, aber in vielen Dialekten ist dies wohl erst im 13. Jahrh. geschehen.

[1] Wimmer, Die Runenschrift s. 333. Dobefonten etc. s. 70 (vgl. Hildebrand, Månadsblad, 1887, s. 179 ff.).

§ 155. Die Nasale werden dialektisch oft einem unmittelbar folgenden Konsonanten homorgan gemacht, z. B. *hænta (hæmta)* 'holen', *sanka (samka)* 'sammeln', *ambudh (anbuþ)* 'Instrument', *Ramborgh (Rang-, Ragn-), yn(g)ska* 'Jugendlichkeit'.

§ 156. *ƀ* wird vielfach verändert:

a) Vor *n* wird es in den weitaus meisten aschw. Dialekten, wo Association nicht hindert, schon vorliterarisch zu nasaliertem *ƀ* (geschrieben *mf*, sehr selten *fm*), woraus um 1300 *m*, z. B. *næm(f)na* (aisl. *nefna*) 'nennen', Plur. *dom(f)nir* (analogisch *dofnir*) zu *dovin* 'schlaff', *ham(f)n* (aisl. *hǫfn*) 'Hafen'. Selten zeigen sich Beispiele desselben Überganges vor nasaliertem Vokal, z. B. *hælfminger* 'Hälfte'.

b) Intervokalisch nach (seltener vor) *u, o* wird es im Aschw. dialektisch, wenigstens schon um 1300, zu *w*, woraus (nach § 151,b) dann ʒ, z. B. *stugha (stova)* 'Stube', *oghan (ovan)* 'oben', *aghund (afund)* 'Neid', Plur. *hāghur (hāvor)* 'Habe' u. dgl.

c) Übrigens werden sowohl *ƀ* wie *f* allgemein, wohl um 1300, zu Dentilabialen *v*, resp. *f*.

§ 157. *d* ist vielfachen Veränderungen ausgesetzt worden:

a) Zu *d* vorliterarisch nach *b, g, l, m, n*, z. B. Prät. *kæmbde* 'kämmte', *bygde* 'baute', *talde* 'zählte', *tīmde* 'geschah', *vande* 'gewöhnte'; wenigstens etwas nach 1400 auch nach ʒ und *v*, z. B. *vīghde (-þe)* 'weihte', *ærfde (-þe)* 'erbte'.

Dialektisch tritt derselbe Übergang schon vor 1350 im Auslaut einer betonten Silbe ein, z. B. *blōđ* (Dat. *blōþe*) 'Blut'.[1]

b) Zu *r* dialektisch vor *k* (wo es überhaupt noch als *đ* erhalten ist, s. § 59,b), z. B. aschw. *marker* (sonst *maþker, matker*) 'Wurm', adän. *ørken* (*øthken*) 'Einöde'.

c) Zu *þ* dialektisch vor 1450 im Auslaut nach schwachtonigem Vokal, z. B. *hundrath* (*-adh*) 'hundert', *hovoth* (*-odh*) 'Haupt'; ebenso wo *đ* (nach § 162,a) aus älterem *t* entstanden ist, z. B. *mykith* 'viel', *livith* 'das Leben'; doch bleibt *dh* besonders häufig, wenn dem schwachtonigen Vokal ein *t* vorangeht, z. B. *lttidh* (*-ith*) 'wenig'.[2] Dieses *þ* geht nach 1450 dialektisch in *t* über, z. B. aschw. Acc. *hugnat* 'Trost', Nom. F. *skrivat* 'geschrieben', adän. *hundret* 'hundert' u. a. Vgl. § 112,b.

d) Zu konsonantischem *i* nach Vokal im Jütischen und zum Teil im Seeländischen, besonders vor *r*; so in gewissen Gegenden schon um 1300, z. B. *væir* (aisl. *veđr*) 'Wetter', *beilæ* (*bedhlæ*) 'freien'.

[1] Brate, Ä. Vestm. lagens ljudl., s. 47. — [2] Kock, Unders. i sv. språkhist., s. 1. 14.

§ 158. ʒ ist ebenso in mehrfacher Weise verändert worden:

a) Zu *g* nach *đ* (ausser wo Association hindert), zwischen *a, o, u* (dialektisch auch andern Vokalen und Konsonanten) und tautosyllabischem (dialektisch auch heterosyllabischem) *đ*, dialektisch auch auslautend nach *l*, z. B. *nøþga* 'nötigen' (*nōþgha* in Analogie mit *nōþogher* 'nötig'), Nom. Sg. Fem. *lagþ* (aber Masc. *laghþer*, dial. *lagþer*) 'gelegt', *hugþ* (: *hughþer*) 'gedacht', Acc. Sg. *bælg* (Nom. *bælgher*) 'Sack'.

b) Zu gutturalem Nasal (geschrieben *g*, seltener *ng*) vorliterarisch im Aschw. vor *n* (wo nicht Association hindert), z. B. *vagn* (*vangn*; adän. *vaghæn, voghæn*) 'Wagen', *sægn* 'Aussage' (*sæghn* in Analogie mit *sæghia* 'sagen').

c) Zum Spiranten *j* (geschrieben aschw. *gh, ghi, i*, adän. ausserdem oft *y*): α) Allgemein und schon vorliterarisch vor *i* und *e*, z. B. *bøghia, bōgha, bōia* (wn. *bøygia*) 'beugen', *bylghia, bølia* (wn. *bylgia*) 'Welle', *þiia, þighia* (wn. *þegia*) 'schweigen'. β) Adän. vor 1350 (dialektisch sicher vor 1250, wahrscheinlich doch weit früher) nach *æ, ǣ, ē, i, ī*, z. B. *væi* (*vægh*) 'Weg', *ēiæ* (*ēghæ*) 'besitzen', *fīreti(gh)* 'vierzig'; im Schonischen und Seeländischen ausserdem nach *ø, ø̄*, z. B. *høi* (*hōgh*) 'hoch', *øiæ* (*ōghæ*) 'Auge'. γ) Aschw. um 1500 in den meisten Dialekten zwischen *æ, ǣ* oder *ø, ø̄* und *đ* (*dh*), z. B. *hēlbræida* (aus *-bræghdha*) 'gesund', *høid* (*hōghdh*) 'Anhöhe'. — Im Adän. verstummt dann schon früh das *j* nach *i*, z. B. *vī(i)e* (wn. *vīgia*) 'weihen', *tie* (aus *þighia*) 'schweigen'.

d) Zu konsonantischem *u* (geschrieben *u, v, w, ugh*, wohl auch *gh*) im Adän. und einigen süd- und westschwedischen Dialekten nach *a, ā, o, ō, u, ū*, selten nach Konsonanten, im Jütischen ausserdem nach *ø, ø̄*, z. B. adän. *mawe* (*maghæ*) 'Magen', *low* (*logh*) 'Gesetz', *skōw* (*skogh*) 'Wald', *swælwæ* (*swælghæ*) 'schlucken', aschw. *iūwer* (*iūgher*) 'Euter', Prät. Plur. *gnōwo* (*gnōgho*) 'nagten', jüt. *høw* (aisl. *haugr*) 'Hügel', *øwe* (aschw. *ōgha*) 'Auge'. Der Übergang ist wenigstens in gewissen Gegenden sehr alt, sicher schon vor 1200 vollzogen (vgl. z. B. bei Saxo *Swibdavus* = aisl. *Suipdagr*); hieraus erklärt es sich, dass *w* auch nach *ȳ* steht, wo dies aus älterem *iū* entstanden ist (s. § 144), z. B. *flȳwe* (*flȳghæ*, wn. *fliúga*) 'fliegen'. — Im Adän. verstummt dann früh das *w* nach *u*, z. B. *dūe* (*dughæ*) 'taugen', *trū* (*trugh*) 'Trog'.

e) Zu gutturalem tonlosen Spiranten (geschrieben *ch*) in schwachtönigem Auslaut dialektisch, besonders im Adän., nach 1400, z. B. adän. *ēnfollich* 'einfältig', *kostelich* 'kostbar', aschw. *aldrich* (älter *aldrigh*) 'nie'; ebenso wo ʒ (nach § 163,a) aus älterem *k* entstanden ist, z. B. *och* 'und', *iach* (adän. *iech*)

'ich', *mich* 'mich', *kǣrlech* (älter *kǣrligh* aus *kǣrlīker*) 'Liebe'. Dies *ch* geht dann dialektisch in *k* über, z. B. adän. *honik* 'Honig', *løstik* 'lustig', *mek* 'mich', aschw. *aldrik* 'nie', *honak* 'Honig'.

§ 159. *þ* wird überall zu *t*, und zwar: *α*) anlautend im Adän. vor 1350 (im Jütischen wohl schon um 1300), im Aschw. um 1450 (dialektisch schon vor 1400), z. B. *tā* (*thā*, *þā*) 'dann', *tiggia* (*þiggia*) 'betteln'. *β*) inlautend vor *k* im 15. Jahrh., z. B. *blitka* (*bliþka*) 'besänftigen', *matker* (*maþker*) 'Wurm'. *γ*) auslautend s. § 157, c.

§ 160. *g* und *k* werden im Aschw. (wahrscheinlich auch im Agutn.[1]) und in vielen adän. Mundarten vor palatalen Vokalen (in gewissen Dialekten doch nicht vor offenem, aus *ǫu* entstandenem *ø̄*[2]) wohl im 13. Jahrh. — jedenfalls nicht viel früher[3] — zu resp. *gj* und *kj* (geschrieben *gi*, *ki* vor *æ*, *ǣ*, *ø*, *ø̄*, dagegen *g*, *k* vor *e*, *ē*, *i*, *ī*, *y*, *ȳ*), z. B. *g(i)æster* 'Gast', *k(i)ænna* 'kennen', *sk(i)ø̄ta* (wn. *skøyta*) 'anstücken'. Diese *gj*, *kj* gehen dann in den meisten Dialekten vor schwachtonigen Vokalen (im Agutn. auch vor starktonigen) wieder in resp. *g*, *k* über, vor starktonigen Vokalen werden sie aber in den massgebenden aschw. Dialekten nach 1350 (in gewissen Gegenden schon um 1300) zu resp. *dj*, *tj* weiterentwickelt, wie aus orthographischen Verwechslungen wie *Tiælsta* = *Kiælsta*, *kiuver* = *þiūver* 'Dieb' u. dgl. hervorgeht.

[1] Söderberg, *Forngutnisk ljudlära*, s. 30. — [2] Kock, Stud. i fsv. ljudl., s. 54. 548. — [3] E. H. Lind, *Om rim och verslemningar i de svenska landskapslagarne*, Upsala (universitets årsskrift) 1881, s. 17. 29. 38.

§ 161. *p* unterliegt verschiedenen Veränderungen:

a) Aschw. zu *f* (dentilabial) vor *s* und *t* (wo Association nicht hindert) gegen das Ende des Mittelalters (dialektisch doch schon um 1300), z. B. Gen. Sg. *krofs* zu *kropper* (wonach analogisch *krops*) 'Körper', Part. *skafter* (analogisch *skapter*) zu *skapa* 'schöpfen', *ofta* (älter *opta*) 'oft' u. s. w.[1]

b) Adän. zu *b* intervokalisch schon um 1350, auslautend nach Vokal erst etwas später, z. B. *skabe* (*skapæ*) 'schöpfen', *skib* (*skip*) 'Schiff'. Aus *b* wird dann im Seeländischen und Jütischen im 15. Jahrh. *ƀ* (geschrieben *w*, *f*, *ff*, *u*), z. B. *grīwe* (*grībe*, *grīpæ*) 'greifen', *skif* 'Schiff'.[2]

c) Dialektisch im Aschw. und Adän. zu *k* vor *s*, z. B. aschw. (Ortsname) *Axævalder* (*Apsa-*, *Afsa-*), adän. *Axilen* (aschw. *Axel*) 'Absalon'.

[1] Tamm, *Fonetiska kännetecken på lånord i nysvenska rikssprăkat*, Upsala (universitets årsskrift) 1887, s. 39. 41. — [2] Såby, *Det arnamagnæanske håndskrift Nr. 187 i oktav*, Kbh. 1886, s. XII. Jessen, Tidskr. f. Phil. V, 216. Kock, Arkiv f. nord. Fil. IV, 181.

§ 162. *t* wird in folgenden Fällen verändert:

a) Zu *đ* (wohl zunächst aus *d* entstanden) allgemein in unbetonter Silbe, dialektisch auch auslautend nach schwach nebentonigem Vokal. Beispiele zeigen sich schon in den ältesten aschw. Runeninschriften[1] und werden immer häufiger, z. B. *apertān* (auch *attertān* durch Association mit *ātta* 'acht') 'achtzehn', *Pædhar* (proklitisch; betont *Pætar*) 'Peter', *hwadh* (betont *hwat*) 'was', *bordh* (betont *bort*) 'hinweg', *bædhre* (gespr. *bæ-dhre*; auch *bætre* analogisch nach *bætra* 'bessern', *bætring* 'Besserung' u. a.) 'besser', *adh* 'zu', 'dass', *brystidh* 'die Brust'; Nom. Sg. Ntr. *lovadh* 'versprochen', *hiærtadh* 'das Herz'; doch ist *t* oft bewahrt, wenn die Silbe mit *dh* anfängt, z. B. *vædhrit* 'das Wetter'.[2] Über die weitere Entwicklung dieses *đ* s. § 157, c. — Hiermit ist nicht zu verwechseln, dass nach 1400 sich oft in aschw. Schriften durch dänischen Einfluss (ein nach b unten entstandenes) *d* statt *t* in andern Stellungen zeigt.

b) Zu *d* im Adän. intervokalisch schon allgemein vor 1350 (dialektisch schon im 13. Jahrh., vielleicht um 1200), auslautend nach Vokal um 1350, z. B. *ædæ* (*ætæ*) 'speisen', *mad* (*mat*) 'Speis'. Aus *d* wird dann im Seeländi-

schen und Jütischen um 1350 (dialektisch schon früher) *d*, z. B. *kiæthæl* (*kætæl*) 'Kessel', *math* 'Speis'.[3]

[1] Brate, Ant. tidskr. f. Sv. X, 313 Note. — [2] Kock, Unders. i sv. språkhist., s. 3. Stud. i fsv. ljudl., s. 44. — [3] Jessen, Tidskr. f. Phil. V, 215. Såby, Det arnam. håndskr. 187, s. XII. Kock, Arkiv f. nord. Fil. IV, 181.

§ 163. *k* wird in entsprechender Weise verändert:

a) Im Aschw. zu ʒ (wohl zunächst aus *g*) in unbetonter Silbe seit dem Ende des 14. Jahrh:s, z. B. *tagha* (betont *taka*) 'nehmen', *noghor* (betont *nokor*) 'irgend ein', *Swērighe* (aus *-rīke*) 'Schweden', *fattigher* (*fātōker*) 'arm', *baghare* 'Bäcker' (zu *baka* 'backen'), *iagh* (betont *iæk*) 'ich', *sigh* (*sik*) 'sich' u. a.[1] — Über die weitere Entwicklung dieses *gh* s. § 158,e.

b) Zu *g* im Adän. intervokalisch schon allgemein um 1300 (dialektisch, wenigstens im Seeländischen, schon vor 1200), auslautend nach Vokal erst etwas später, z. B. *strȳgæ* (*strȳkæ*) 'streichen', *bag* (*bak*) 'Rücken'. Aus *g* wird dann im Seeländischen und Jütischen vor 1350 ʒ, z. B. *lǣghedōm* 'Arzneimittel', *sagh* (*sag*, *sak*) 'Sache'.[2]

c) Über *k* vor palatalen Vokalen s. § 160.

[1] Kock, Stud. i fsv. ljudl., s. 35. — [2] Bredsdorff, Blandinger fra Soroe, I, 81. Jessen, Tidskr. f. Phil. V, 215. Såby, Blandinger I, 83. Det arnam. håndsk. 187, s. XII. Kock, Arkiv f. nord. Fil. IV, 181.

2. Quantitative Veränderungen.

§ 164. Regressive Assimilationen:

a) *rl*, *rn*, *rs* werden dialektisch zu resp. *ll*, *nn*, *ss*, z. B. *kall* (*karl*) 'Kerl', *Vibiønn* (*-biørn*), *fy(r)ster* 'erster', *Lasse* (zu *Lars*, *Larens*) 'Laurentius'.

b) *lk* wird in proklitisch gebrauchten Wörtern dialektisch im 15. Jahrh. zu *kk*, z. B. aschw. *thokkin* (*tholkin*) 'solcher'; aschw., adän. *huikken* (*huilkin*) 'welcher'.

c) *ðb*, *ðd*, *ðg*, *ðm*, *ðn* werden sporadisch (vielleicht immer wo Association nicht hindert) zu resp. *bb*, *dd*, *gg*, *mm*, *nn*, z. B. *Stubbiørn* (runisch *Stoþbiarn*), *Ubbe* (zu run. *Uþbiarn*), *guddømber* (zu *guþ* 'Gott') 'Gottheit', *stagga* 'befestigen' (*staþga* analogisch nach *staþugher* 'fest'), *vreggas* (*vrēþgas* nach *vrēþer* 'zornig') 'erzürnen', *Gummunder* (*Guþmunder*), *minnat* (*miþnat*) 'Mitternacht'. Ebenso wo *d* (*ð*) aus älterem *t* (nach § 162) entstanden ist, z. B. aschw. *Væstergylland* (*-gytland*, *-gōtland*), adän. *nælle* (*nætlæ*) 'Nessel', *dronning* (*drotning*) 'Königin', *van* (*vatn*) 'Wasser', *bun* (*bodn*, *botn*) 'Boden'.

d) *ʒb* wird dialektisch zu *bb*, z. B. *Habbardh* (*Haghbardh*), *Sibbe* (*Sighbiorn*).

e) *pt* wird dialektisch in unbetonter Silbe zu *tt*, z. B. *lǣret* (*lǣript*) 'Leinwand', *atter* (*apter*) 'zurück', *ættir* (betont *æptir*) 'nach'.

f) *ts* wird sowohl vorliterarisch (runische Beispiele schon um 1050) als auch später, wo immer es entsteht (z. B. nach § 168,3) lautgesetzlich zu *ss* assimiliert, z. B. Gen. *gus(s)* 'Gottes' (analogisch *guþs* nach *guþ*), *hærass* zu *hæraþ* 'Bezirk', Pass. *glæs(s)* zu *glæþia* 'freuen', *missumar* (*miþsumar*) 'Zeit um Johannis', *krussa* (aus mnd. *kruze*) 'Kreuz', *sist* (*sizt*) 'spätest' u. s. w. Natürlich sind doch die analogischen Neubildungen zahlreicher als die lautgesetzlich entwickelten Formen.

§ 165. Progressive Assimilationen:

a) *ld* wird nach 1350 zu *ll* (doch nicht vor *r*), z. B. *siællan* (früher *sialdan*) 'selten', aber *aldrigh* 'nie'.

b) *nd* wird nach schwachtonigem Vokal wohl allgemein um 1350, nach starktonigem Vokal nur im Adän. und vielen aschw. Dialekten zu verschiedener Zeit, im Aschw. erst um 1450, dagegen z. B. im Jütischen schon um 1300, zu *nn* assimiliert, z. B. *Ālænningiar* 'Einwohner von Aland', *han(d)* 'Hand', *binna*, *-æ* (*binda*) 'binden'.

c) *mb* wird auslautend um 1450, in andern Stellungen erst später zu *mm* assimiliert, z. B. *lam(b)* 'Lamm', *kamma (kamba)* 'kämmen'.

d) *rƀ (rv)* und *lƀ (lv)* werden im Adän., wenigstens dialektisch,[1] um 1400 zu *rr, ll,* z. B. *arre (arve)* 'ererben', *sel(f)* 'selber'.

[1] Lorenzen, Småstykker, s. 62.

§ 166. Sonstige Fälle von Konsonantendehnung sind:

a) Vor *l, n, r* oder konsonantischem *i* werden die meisten Konsonanten (wenigstens *p, t, k* und vor *i* auch *l, r* und zum Teil *n)* nach kurzem Vokal gedehnt, in den meisten Dialekten (z. B. Gegenden von Västergötland, Dalarna, Schonen und Jütland) schon um 1300, z. B. Plur. *nøkklar* zu *nykil* 'Schlüssel', *vit(t)ne* 'Zeuge', Plur. *vit(t)rir* zu *vit(t)er* 'klug', *sæt(t)ia* 'setzen', *vil(l)ia* 'wollen', *byr(r)ia* 'anfangen', *syn(n)ia* 'weigern'.

b) Nach stark nebentonigem kurzen Vokal wird im Aschw. kurzer Konsonant gedehnt (im allgem. wohl zwischen 1350—1450, früher in geschlossener als in offener Silbe), z. B. *blozdrop(p)e* 'Bluttropfen', *hælvit(t)e* 'Hölle', *drozæt(t)e* 'Truchsess', *fridhbrot(t)* 'Friedensbruch', *vinklas(s)e* 'Weintraube', *pænningsøl(l)* 'Schenkenzeche', *iorþsmonnen* 'das Erdreich', *brūþgum(m)e* 'Bräutigam' u. s. w. Vgl. § 147 b und c.

c) Ausserdem wird *m* intervokalisch (ausser nach *a, ā*) gedehnt, im Adän. schon vor 1300, im Aschw. (ausser in dem oben unter b erwähnten Falle) erst im 15. Jahrh., z. B. *hemma (hēma)* 'zu Hause', *komma* (aschon. *kummæ)* 'kommen'.

§ 167. Kürzung tritt ein:

a) Zwischen einem langen haupttonigen und einem nebentonigen (nicht unbetonten) Vokal, im Adän. (z. B. im Jüt.) schon um 1300, im Aschw. und Agutn. wenigstens um 1350, z. B. Gen. *nāt(t)ar* zu *natt* (*nātt*, s. § 148, a) 'Nacht', Kompar. *sǣl(l)are* zu *sæll* 'glücklich', *dōt(t)ir* (wn. *dóttir)* 'Tochter', *prǣt(t)a* (aisl. *prǽtta)* 'zanken'. Analogisch ist die Geminata oft wieder eingeführt worden.[1]

b) Nach schwachtonigem kurzen Vokal (im 14. Jahrh.), z. B. Pass. *bēþas* (vor 1300 noch *bēþass)* 'bitten', Gen. *rīkis* (ältest *rīkiss)* 'Reiches', Dat. *kirkion(n)e* 'der Kirche', *kætil(l)* 'Kessel' u. s. w.

[1] Noreen, *Om behandlingen af lång vokal i förbindelse med följande lång konsonant,* Upsala (universitets årsskrift) 1880. Kock, Stud. i fsv. ljudl., s. 418. Brate, Ä. Vestm. lagens ljudl., s. 77. Wimmer, Døbefonten, s. 55.

3. Übrige Erscheinungen.

§ 168. Einschub eines Konsonanten kommt in folgenden Fällen vor:

1) Konsonantisches *i* wird dialektisch (z. B. in Gegenden von Väster- und Östergötland) um 1300 (oder früher) zwischen *ē,* später auch *ī,* und einem nicht palatalen Vokal eingeschoben, z. B. *sē(i)a* 'sehen', *lē(i)on* 'Löwe', *dī(i)a* 'säugen', *ī(i)ādhans* 'einst'.

2) Konsonantisches *u* wird ebenso dialektisch (besonders in Östergötland) vor 1350 zwischen *ō* und einem *a, æ, e, i* entwickelt, z. B. *bō(u)a* 'wohnen', Plur. *brō(u)a(r)* zu *brō* 'Brücke'. Hieraus wird später (nach § 151, b) *ʒ,* z. B. *brōghar* 'Brücken', *grōghin* (wn. *gróenn)* 'gekeimt'.

3) *s* (in diesem Falle *z* geschrieben) wird um 1400 zwischen *t* und *l* entwickelt, z. B. Dat. *kiurtzle* zu *kiurtil* 'Rock', Plur. *katzlar* zu *kætil* 'Kessel', *brutzlikin* 'verbrecherisch', *ātzlōghe* 'Spott'. Analogische Formen ohne *s* kommen daneben oft vor.

4) *h* wird sporadisch (besonders in uppländischen Runeninschriften) vor anlautenden Vokalen zugesetzt, gewöhnlich ohne jede Konsequenz.

5) *b* wird (ausser im Jütischen und zum Teil im Seeländischen) vorliterarisch in die Gruppen *ml* und *mr* (nicht *mR)* eingeschoben, z. B. Plur. *him-*

blar zu *himil* 'Himmel', *hambrar* zu *hamar* 'Hammer', *hiælmber* (runisch *hialmR*, später *hialmbr*) 'Helm'. Dies *b* schwindet um 1600 (aus der Schrift erst im 18. Jahrh.).

6) *d* wird (ausser im Jütischen und zum Teil im Seeländischen) vorliterarisch (dänische Beispiele schon aus dem 11. Jahrh.) in die Gruppen *llr*, *nnr* eingeschoben, z. B. Gen. Plur. *aldra* (wn. *allra*) 'aller', Präs. *falder* (wn. *fellr*) 'fällt', *brinder* zu *brinna* 'brennen', Plur. *tænder* zu *tan(n)* 'Zahn'.

7) *p* wird im Aschw. (aber nicht im Agutn.) und Schonischen sporadisch in die Gruppen *mn*, *mt* eingeschoben, wahrscheinlich erst um 1300, z. B. *nam(p)n* 'Name', *stæm(p)na* 'Zusammenkunft', *sampt* 'samt', Ntr. *grym(p)t* zu *grymber* (vgl. oben 5) 'grimm'. Dies *p* schwindet um 1600 (wenn auch nicht immer aus der Schrift).

§ 169. Methatesis kommt bisweilen bei *l* und *r* vor, z. B. aschw. *huls* (*hūsl*) 'Abendmahl', agutn. *silgdi* 'segelte', adän. *-thrup* statt *-thorp* '-dorf', in Ortsnamen, *Thrugils* (*Thorgils*). Gesetzlich scheint *r* im Aschw. umgestellt werden, wenn in einer schwachtonigen Silbe *r* + Vokal + Konsonant steht, woraus dann Vokal + *r* + Konsonant wird, z. B. *Anders* (aus *Andres*) 'Andreas', *Kirstīn* (*Kristīn*) 'Christine', *Birghitta* (*Brighitta*), *Girkland* (mit haupttoniger Ultima; *Grikland*) 'Griechenland', *stōphors* (vgl. agutn. *rus*, aisl. *hross* 'Pferd') 'Stute', *bort* (betont *brot*) 'hinweg' u. a. Dialektisch (in Västmanland und Dalarna) wird *wr-* zu *rw-*, z. B. *rwæka* (*wræka*) 'treiben', *rwā* (sonst *vrā*) 'Winkel'.

§ 170. Schwund eines Konsonanten tritt ein:

1) *w* schwindet im Agutn. regelmässig (sonst nur selten und sporadisch) anlautend vor *r*, z. B. *reka* (aschw. *vræka*) 'treiben', *raiþi* (aschw. *vrēþe*) 'Zorn'.

2) *l* schwindet sporadisch vor *m*, *p*, *v*[1] (dialektisch) und im Auslaut proklitischer Wörter, z. B. aschw. *Ho(l)mstēn*, (runisch) Konj. *hia(l)bi* (= *hialpi*) 'helfe', *ha(l)fr* 'halb', adän. *alstæ* (aisl. *allz til*) 'zu (sehr)', aschw. *te* (*til*) 'zu', *ska(l)* 'soll'.

3) *r* wird dialektisch (z. B. vestgötisch) in der Verbindung *-rþer*, *-rþir* durch Dissimilation entfernt, z. B. *væ(r)þer* 'wird', *ba(r)þer* 'geprügelt', *my(r)þir* 'mordet'.[2]

4) *R* schwindet nach Vokal, schon ehe es in *r* übergeht (s. § 154), in folgenden Fällen:

a) Inlautend vor Konsonanten in den meisten Dialekten, doch z. B. nicht im Agutn. und in der Mundart des älteren Västgöta-Gesetzes; durch Analogie kann später *r* (wohl nicht mehr *R*) wieder eingeführt werden. Z. B. Plur. *hæstanir* (aisl. *hestarner*) 'die Pferde', *syndenar* (spät *syndirnar* nach *syndir*) 'die Sünden', *Gē(r)munder*, *ō(r)saker* (aisl. *ørsekr*) 'unschuldig', *āsyna(r)vitni* 'Augenzeuge', *hælgha(r)dagher* 'Festtag'.

b) Im Auslaut wird das *R* je nach verschiedenen Dialekten sehr verschieden behandelt, und zwar: α) Wird immer (dann als *r*) erhalten im Agutn., sowie in vielen västgötischen und uppländischen Urkunden; die »Ausnahmen« beruhen sehr oft darauf, dass ein *R* überhaupt nie vorhanden gewesen ist (vielmehr in andern Dialekten analogisch zugetreten), wie z. B. *þē* (aisl. *þeir*, aber got. *þai*) 'sie', *granna* (aisl. *grannar*, aber got. *garaznans*) 'Nachbarn' u. dgl. β) Schwindet nur im Satzzusammenhang vor anlautenden Konsonanten (vor *h* schwankend) in Urkunden aus Dalarna,[3] Västmanland und Södermanland; die »Ausnahmen« erklären sich teils aus Überführung der antekonsonantischen Form in antevokalische Stellung (und umgekehrt), teils daraus, dass schon vor der Durchführung des betreffenden Gesetzes *r* statt *R* eingetreten war, z. B. nach *u*, *o* (wie Plur. *konur* 'Weiber') und im Präs. Sg. (z. B. *dōmir* 'urteilt' durch Einfluss solcher Verba, wo *R* nach Konsonanten stand und daher früh in *r* überging, z. B. *giver* 'gibt', *glæþer* 'freut' aus *gifR*, *glædR* nach

§ 154 und § 60), in welchen Fällen *r* natürlich regelmässig da ist. *γ*) Schwindet überall (ausser wo *R* schon durch *r* ersetzt worden ist, vgl. oben *β*) in Denkmälern aus Östergötland, Småland und in den weitaus meisten aschw. Schriften aus der Zeit 1350—1500; ebenso der Hauptsache nach im Adän., wo doch nach ursprünglichem *i* und *u* grosse Schwankungen stattfinden, z. B. *lotæ(r)* 'Loose', (aisl. *hlutir, -er*), *konæ(r)* 'Weiber' (aisl. *konur, -or*).

5) *n* schwindet in unbetonter Silbe (wo nicht Association hindert) vor *s*, z. B. *i afte(n)s* 'gestern Abend', *Lare(n)s* 'Laurentius'.

6) Der gutturale Nasal schwindet sporadisch, durch eine Art von Dissimilation, in den Verbindungen *-ning-*, *-nung-*, z. B. *almænniger* 'Gemeingrund', *drotni(n)g* 'Königin', *kunu(n)ger* 'König'. Die Beispiele sind besonders in östgötischen Denkmälern häufig.

7) *h* schwindet anlautend vor Konsonanten zu verschiedener Zeit:

a) Vor *l, n, r* vorliterarisch, in Dänemark schon in der Vikingerzeit, z. B. Flemlose *ruulf*, Voldtofte *ruulfR* (aisl. *Hrólfr*) 'Rudolf'; in Schweden erst später, denn noch um 1050 zeigen die Runeninschriften allgemein *hr-*, aber jedenfalls vor 1250[4], z. B. *lōpa* (aisl. *hlaupa*) 'laufen', *nakke* (aisl. *hnakke*) 'Nacken', *rēn* (aisl. *hreinn*) 'rein'.

b) Vor konsonantischem *i* und *u* in Dänemark dialektisch schon um 1300 (z. B. jüt. *wat* statt *huat* 'was'), allgemein wohl vor 1500; in Schweden dialektisch um 1400 wohl in Zusammenhang mit dem Übergange von *i, u* zu den Spiranten resp. *j, v* (z. B. *jærta* statt *hiærta* 'Herz', *var* statt *huar* 'jeder'), allgemein doch kaum vor 1600, ja in gewissen Gegenden blieb *h* vor *w* bis in das 18. Jahrh.

8) *b* schwindet sporadisch in unbetonter Silbe auslautend und vor Konsonanten, z. B. aschw. *ă(f)* 'von', Prät. *ha(f)dhe* 'hatte'; adän. *umikil* (aisl. *of-mikell*) 'zu gross', *kastæskul* 'Wurfschaufel'.

9) *d* kann in vielen Stellungen verloren gehen:

a) Dialektisch im Aschw. inlautend vor konsonantischem *i* schon um 1300, z. B. Plur. *þri(þ)io* 'die dritten'; vgl. Schreibungen wie *værþia* = *væria* 'wehren'.

b) Im Adän. (und einigen aschw. Mundarten) nach *r* seit 1300, z. B. *iōr(th)* 'Erde', *gār(th)* 'Dörfchen', Prät. *giōr(th)æ* 'machte'.

c) Im Schonischen und Seeländischen vor *r* wenigstens um 1400, z. B. *vǣr* (älter *væthær*) 'Wetter', *blǣre* (*blæthræ*) 'Blase'. Vgl. § 157, d.

d) Sporadisch nach *gh*, z. B. aschw., adän. *dygh(dh)* 'Tugend', *frǣgh(dh)* 'Ehre', aschw. *hēlbrøgho* (älter *hēlbryghdha*) 'gesund'.

e) Dialektisch (z. B. im Jütischen) auslautend nach Vokal, z. B. Acc. Sg. *dø(þ)* 'Tod', *hove* (*hovuþ*) 'Haupt'.

10) ʒ schwindet ebenso in vielen Stellungen:

a) In unbetonter Silbe vor *d* um 1300, z. B. *Madhlin* 'Magdalena', *hel-bry(gh)þa* 'gesund', *laþe* (betont *laghþe*) 'legte', (später) *sa(gh)dhe* 'sagte' u. a.

b) Im Aschw. sporadisch vor *w* (*v*), z. B. *da(gh)varþer* 'Frühstück', *Ra(gh)-valder*.

c) Im Jütischen des 15. Jahrh:s in unbetontem Auslaut nach Vokal, z. B. *pinsda(gh)* 'Pfingsten', *lovlæ(gh)* 'zulässig', *velbyrdæ(gh)* 'wohlgeboren'.

[1] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. III, 5 Note. Kock, ib. VI, 32 Note. Bugge, Ant. tidskr. f. Sv. X, 36. 143. Brate, Ä. Vestm. lagens ljudl., s. 82. — [2] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. V, 386. — [3] Brate, Ä. Vestm. lagens ljudl., s. 83 ff. Bezz. Beitr. XIII, 41. — [4] Lind, Om rim och verslemningar etc., s. 23. 26.

III. Geschichte der Flexionsformen.

1. Urnordische und gemeinnordische Entwicklung bis zum Anfang der ältesten Literatur.

A. Deklination.

1. Die Nominalflexion.

§ 171. Die *a*-Stämme (Maskulina und Neutra) zeigen folgende Endungen:

1) Sg. Nom. M. hat die urspr. Endung *-az* noch in finnischen Lehnwörtern wie *kuningas* König', *tursas* (aisl. *þurs*) 'Riese'. Hieraus *-aR* in urnord. Inschriften wie Einang *dagaR* 'Tag', Krogstad *stainaR* 'Stein', Valsfjord *þewaR* (got. *þius*) 'Diener'. Tanum *haitinaR* 'geheissen'; nach der Synkope (um 700) nur *-R*, z. B. Istaby *-wulafR* '-wolf', Vatn *RhoaltR* (aisl. *Hróaldr*), Björketorp *-lausR* '-los'. Später ist das *R* einem vorhergehenden *l, n, r, s* assimiliert, z. B. Snoldelev *stain* 'Stein', Glavendrup *þur* (d. h. *þōrr*) 'Donnergott', Högby *karl* 'Karl'; nach übrigen dentalen und interdentalen Konsonanten dagegen zu *r* geworden, z. B. auf dem grösseren Denkmal von Jællinge *Haraltr* 'Harald'. — Die *ja-*, *ia*-Stämme weichen insofern ab, dass sie eine (nicht sicher belegte) urnord. Endung *-iR, -iR* voraussetzen[1]. Aus urnord. z. B. **hariR* 'Heer', **hirdiR* 'Hirt' wird dann resp. **harr* (*hærr* in Analogie mit den Kas. obl.; die lautgesetzliche Form ist in Namen wie *Ragn-arr, Agn-arr* u. dgl. bewahrt), *hirdiR*.

2) Sg. Nom., Acc. Ntr., Acc. M., ältest (nasaliertes) *-a* wie in finn. Lehnw. Ntr. *kauppa* 'Kauf', *kulta* 'Gold', M. *havukka* 'Habicht', *keula* (aisl. Nom. *kióll*) 'Schiff'; urnord. Ntr. Gallehus *horna* 'Horn', Bø *hlaiwa* (got. *hlaiw*) 'Grab', M. Tune *staina* 'Stein', noch Istaby *-wulafa* '-wolf'. Nach der Synkope ist also keine Endung da, z. B. Helnæs *stain* 'Stein', Flemløse *-ulf* '-wolf'. — Die *ja-*, *ia*-Stämme weichen insofern ab, dass sie im Nom. Sg. Ntr. *-i, -i* zeigen, z. B. finn. Lehnw. *kari* (aisl. *sker*) 'Klippe', *riiki* 'Reich'. Dagegen für den Acc. ist *-ja* vorauszusetzen nach finn. Ntr. *lattia* (aisl. *flet*) 'Fussboden', M. *patja* 'Bett' zu urteilen. Aus Nom. **flati* wird dann aschw. *flat* (neben aus dem Acc. entlehntem *flæt*), aus Acc. **flatia* aisl., aschw. *flæt*; in derselben Weise erklären sich aschw. *fol : fyl* 'Füllen', *vaþ : væþ* 'Wette' u. a.

3) Sg. Gen. M., Ntr., ältest betont *-ass* (vgl. aisl. *þess* 'des', *huess* 'wess'), unbetont *-as* in urnord. Kragehul *-gisalas* (aisl. *-gisls*), Valsfjord *godagas*, Bø *Hrawdas*. Hieraus nach der Synkope *-s*, z. B. Räfsal *-wulfs* '-wolfs'.

4) Sg. Dat. M., Ntr., ältest *-ē*, z. B. urnord. Björketorp *-daude* 'Tod', Tjurkö *-kurne* Korn'. Hieraus *-i*, z. B. Högby *hulmi* (aisl. *holme*) 'kleiner Insel'. Bei einsilbigen Wörtern mit langer Wurzelsilbe ist die Endung oft synkopiert worden (doch selten bei Neutren, z. B. *gōz* 'Gut) und ebenso fast immer bei maskulinen *ja*-Stämmen, was wohl beweist, dass diesen Wörtern kein Nebenton zukam. — In dem umgelauteten aschw. *dæghi*, aisl. *dege* haben wir wohl eine Spur des alten Lokativs auf *-i* zu sehen[2]. — Noch eine andere Bildung (alter Instrumentalis) auf *-ō*, woraus literarisches *-u*, zeigt der Dat. Ntr. bei den Adjektiven, z. B. *blindu*, *-o*, mit dem as., ahd. *tagu*, *-o* zu vergleichen.

5) Pl. Nom. M. muss ältest die (nicht belegte) Endung *-ōz* (got. *-ôs*), urnord. *-ōR* gehabt haben. Hieraus später *-aR*, z. B. Räfsal *stainaR* 'Steine', Rök *kunu[n]kaR* 'Könige'.

6) Pl. Nom., Acc. Ntr., ältest *-ō* im finn. *jukko* 'Joch', später *-u* im finn. *joulu* 'Weihnachten' (vgl. aisl. *þriú* aus **þriu* 'drei'). Nach der Synkope findet sich keine Endung, z. B. Glavendrup *ku[m]bl* 'Steinhaufen', aber wo möglich *u*-Umlaut oder -Brechung, z. B. wn. *bǫrn*, on. *børn* 'Kinder'.

7) Pl. Gen. M., Ntr. ist urnord. nicht sicher belegt, setzt aber nasaliertes *-ǭ* voraus. In der Vikingerzeit ist die Endung *-a*, z. B. Rök *mar[i]nka* (aisl. *Mǽringa*), Glavendrup *uia* (aisl. *véa*) 'Tempel'.

8) Pl. Dat. M., Ntr. muss ältest auf *-omiz*, urnord. *-om(i)R* geendet haben. Dies liegt — zwar auf einen *i*-Stamm übertragen — als *-umR* noch im Stentofta *ȝestumR* vor (vgl. auch aisl. *tueimr* 'zweien', *þrimr* 'dreien'). In der Vikingerzeit ist hieraus *-um* geworden, z. B. Snoldelev *haukum* (d. h. *hǫuȝum*) 'Hügeln', Rök *nabnum* 'Namen'.

9) Pl. Acc. M. ist urnord. nicht belegt, ja nicht einmal vor dem Ende der Vikingerzeit, zu welcher Zeit die Endung schon wie in der Literatur *-a* ist, z. B. Gårdstånga *stina* = aschw. *stēna* 'Steine'.

Die *ja*- und *ia*-Stämme weichen (ausser in dem schon besprochenen Nom. Sg.) in der Weise ab, dass in literarischer Zeit jene vor einem Endungsvokal ein konsonantisches *i*, diese vor einem Endungskonsonanten ein vokalisches *i* zeigen, was aus den Synkopierungsgesetzen seine Erklärung findet; also z. B. aisl. Gen. Sg. *beds* 'Bettes', *hirdis* 'Hirten', Nom. Pl. *bediar*, *hirdar*.

[1] Streitberg, PBB. XIV, 166. — [2] Sievers, PBB. VIII, 329 ff.

§ 172. Die *ō*-Stämme (Feminina) flektieren:

1) Sg. Nom., ältest auf *-ō*, z. B. finn. *runo* 'Gedicht', 'Rune', *sakko* 'Geldbusse', 'Sache'; später *-u*, z. B. finn. *arkku* (aisl. *ǫrk*) 'Kasten', *panku* 'Spange'. In urnord. Inschriften ist dieser Kasus nicht sicher belegt. Nach der Synkope findet sich keine Endung, aber wo möglich *u*-Umlaut oder -Brechung, z. B. aisl. *sǫk* 'Sache', aschw. *giorþ* 'Gurt'. — Die *iō*-Stämme weichen insofern ab, dass sie neben der regelmässigen Endung *-iō*, die z. B. durch finn. *hartio* 'Schulter' und spärliche literarischen Beispiele wie aisl. *gørve* 'Tracht', *gørsime* 'Kostbarkeit' vertreten ist, auch eine andere (urnord. nicht belegte) Endung *ī* (vgl. sanskr. *dēvī́* neben *kanyā́*), woraus *i* und mit Anlehnung an den *i*-Stämmen *-iz*, dann *-iR*, nach der Synkope *-R*. Dieser Typus ist in der Literatur der gewöhnliche, z. B. aisl. *ylgr* 'Wölfin' (vgl. ved. *vṛkī́s*), *festr* 'Band'. Ob aschw. *fæst* u. dgl. (schon häufig in Runeninschriften) den uralten Nominativ (ohne *-z*, *-R*) vertritt (vgl. got.) oder das *-R* analogisch eingebüsst hat, bleibt unentschieden.

2) Sg. Gen. ist urnord. nicht sicher belegt, muss aber auf *-ōz* (got. *-ôs*), *-ōR* geendet haben. Hieraus dann *-aR*, z. B. auf dem kleineren Denkmal von Jællinge *TanmarkaR* 'Dänemark'. Unaufgeklärt ist die im Schonischen des 12. Jahrh:s (Necrologium Lundense), seltener im Aschw., in weiblichen Personennamen auftretende Endung *-u*, z. B. adän., aschw. *Gunnuru* (aisl. *Gunnvarar* zu *Gunnvǫr*), adän. *Ōlovo* (aisl. *Ólufar*) u. dgl.[1]; ebenso die ganz isoliert dastehende Form auf *-ur* in anorw. *laugurdagr*, aschw. *løghurdagher* (neben *løghodagher*, das an die eben erwähnten schonischen Formen erinnert) 'Sonnabend' zu *laug*, *lōgh* 'Bad'.

3) Sg. Dat. ist urnord. nicht belegt, muss aber die Endung *-ō* (vgl. ahd. *gebu*, *-o*) gehabt haben. Hieraus *-u*, das teils synkopiert wird, wie in allen *iō*-Stämmen und den meisten übrigen Wörtern, z. B. aisl. *ylge* 'Wölfin', *fiǫdr* 'Feder', *nǫl* 'Nadel', teils aber erhalten wird, wie in Wörtern auf *-ing* und *-ung*, zusammengesetzten Personennamen und wenigen andern, z. B. aisl. *drotningo* 'Königin', *Ingibiǫrgo*, *laugo* 'Bad'. Die doppelte Entwickelung muss auf verschiedener Betonung beruhen.

4) Sg. Acc. setzt eine doppelte Bildung voraus. Ein vorauszusetzendes nasaliertes *-ǭ* (aus indoeur. *-âm*) ist vielleicht durch das urnord. Einang *runo* 'Rune' belegt (vgl. unten 5). Hieraus *-a*, das im finn. *nuotta* (vgl. aisl. *nót*) 'Netz', *laita* (vgl. aisl. *leid*) 'Weg' u. dgl. vorliegen kann, vorausgesetzt, dass diese finn. Wörter verhältnismässig spät (um 700) entlehnt sind. Diese nicht zu synkopierende Endung zeigt sich aber in der Literatur nur bei den Adjektiven,

z. B. *blinda* 'blind'. Die Substantiva dagegen zeigen eine ganz andere Endung, urnord. unnasaliertes *-ō*, das natürlich auch im Einang *-o* vorliegen kann. Hieraus *-u*, das dann meistens synkopiert wird, z. B. aisl. *rún* 'Rune', *gjǫf* 'Gabe', aber doch bei zusammengesetzten Personennamen (z. B. aisl. *Gudrúnu*) und selten bei Wörtern auf *-ing* (z. B. aschw. *bygningu* 'Haus') erhalten ist, sonst nie in der Literatur, aber noch Rök *strąntu* (aisl. *strǫnd*) 'Ufer'. Bei den Adjektiven ist diese Endung in der Literatur nie belegt, wohl aber ist in aschw. Runeninschriften z. B. *sinu* (aisl. *sína*) 'seine' anzutreffen.

5) Pl. Nom., Acc. *-ōz* (got. *-ôs*), *-ōR*, z. B. in urnord. Järsbärg *runoR* 'Runen' (Acc.), später *-aR*, z. B. Istaby (Acc.), Rök (Nom.) *runaR*. Daneben muss aber eine besondere Acc.-Endung, urnord. nasaliertes *-ǭ*, bestanden haben, die vielleicht im Einang *runo* 'Runen' vorliegt (vgl. oben 4), jedenfalls aber in aschw. Inschriften durch die häufige Form *runą*, *runa* vertreten ist[2]. In der Literatur scheint dieser Typus nicht mehr bewahrt zu sein.

6) Pl. Gen., Dat. sind wie bei den *a*-Stämmen; urnord. Beleg für den Genitiv ist wohl Björketorp *runo* 'Runen'. Vielleicht haben wir eine Spur einer Genitiv-Endung urnord. *-onō* (vgl. ags. *sorȝna*, north. *sorȝona* u. dgl.) im Stentofta *runono* 'Runen'.

Die *jō-* und *iō*-Stämme weichen (ausser in dem schon besprochenen Nom. Sg.) in ganz derselben Weise von den reinen *ō*-Stämmen ab, wie die *ja-* und *ia*-Stämme von den reinen *a*-Stämmen.

[1] Nielsen, Blandinger I, 75. *Olddanske Personnavne*, Kbh. 1883, s. XI. — [2] Brate, Bezz. Beitr. XI, 198. Ant. Tidskr. f. Sv. X, 18 Note.

§ 173. Die *i*-Stämme (Maskulina und Feminina) zeigen folgende Flexion:

1) Sg. Nom. ältest *-iz*, z. B. in finn. *palgis* (aisl. *belgr*) 'Erbsenschote', *tiuris* 'teuer'; urnord. *-iR* in Gallehus *-ȝastiR* '-gast', Thorsbjærg *mariR* (aisl. *mǽrr*) 'berühmt'. Nach der Synkope steht nur *-R*. Die hierher gehörigen Feminina sind aber entweder auf Anlass der Endung *-R(-r)*, die als ein maskulines Charakteristikum gefühlt wurde, zu Maskulinen geworden (wie z. B. aisl. *burdr* 'Geburt'), oder sind sie ganz (wie aisl. *elfr* 'Fluss') oder nur im Sg. (wie aisl. *brúdr* 'Braut') in die Flexion der *iō*-Stämme übergetreten, oder endlich haben sie die Endung aufgegeben (wie *kuén*, schon Herened *kuin* 'Weib'); die hierdurch entstandene Gleichheit mit den *ō*-Stämmen hat zur Folge gehabt, dass viele von diesen (z. B. aisl. *rǫdd* 'Stimme', *jǫrd* 'Erde', vgl. got. *razda*, *airþa*) die Endungen der *i*-Stämme angenommen haben. Die Wurzelsilbe hat wo möglich *i*-Umlaut, wenn sie lang, nicht aber wenn sie kurz ist, z. B. aisl. *gestr* 'Gast', *stadr* 'Stätte'. Da aber andere Kasus (z. B. Gen. Sg., Pl.) bei den langsilbigen Wörtern keinen Umlaut aufweisen sollten, dagegen Nom., Acc. Pl. auch bei den kurzsilbigen umgelautet sein müssten, so ist bei allen Wörtern in literarischer Zeit Ausgleichung eingetreten, zwar im allgemeinen bei den langsilbigen zu gunsten des umgelauteten, bei den kurzsilbigen zu gunsten des unumgelauteten Vokals, aber bisweilen auch umgekehrt (z. B. aisl. *brúdr* 'Braut', agutn. *stepr* 'Stätte'), oder sind Doppelformen entstanden, z. B. aisl. *fundr*, *fyndr* 'Zusammenkunft', *bón*, *bǿn* 'Bitte'.

2) Sg. Gen. ist urnord. nicht belegt. Von einer dem got. *-ais* (vgl. as. *kraftes*, north. *tides*, *dǣdes* u. dgl.?) entsprechenden Endung (oxytoniert) *-ēs*, später *-is*, (barytoniert) *-ēR*, später *-iR* dürften einzelne Spuren zu finden sein, z. B. *-is* in aisl. *þorgestes* (bei Are Þorgilsson um 1100), aschw. *allastæþis* (aisl. *allzstadar*) 'überall' und in Zusammensetzungen wie aisl. *háttdísdagr* 'Festtag', aschw. *læstisbōt* (neben *læstarbōt*) 'Geldstrafe wegen Verstümmelung'; andererseits *-ir* z. B. in aisl. *vetterges* (zu *vǽttr*, *vęttr* 'Wicht', 'Ding') 'nichts', anorw. *Alfer-* (zu *elfr* 'Fluss') in Ortsnamen, (agutn. *sakir* 'Sache'?). Sonst haben die Maskulina die Endung entweder der *a*-Stämme oder der *u*-Stämme, die Femi-

nina diejenige der *ō*-Stämme angenommen, z. B. M. *gests, stadar,* F. *tídar* 'Zeit'. Diese Entlehnung ist schon ziemlich alt, z. B. Snoldelev *þulaR* zu *þulR* 'Redner'.

3) Sg. Dat. ist ebenfalls urnord. nicht belegt. Als Spuren einer dem got. *-ai* entsprechenden Endung darf wohl das seltene *-i, -e* in Formen wie aisl. M. *funde* 'Zusammenkunft', F. *brúde* 'Braut', aschw. M. *rætt(i)* 'Recht' angesehen werden. Sonst ist durch Angleichung an die *a*-, resp. *ō*-Stämme dieser Kasus endungslos geworden, z. B. *gest, stad, tíd.*

4) Sg. Acc., urnord. nicht belegt aber unzweifelhaft auf *-i* endend, giebt nach der Synkope endungslose Formen wie *gest, stad, tíd.*

5) Pl. Nom. M., Nom., Acc. F. müssen urnord. die (nicht belegte) Endung *-iz* (got. *-eis*), *-iR* gehabt haben, was das literarische *-ir* giebt, z. B. *gestir, tídir.*

6) Pl. Gen., Dat. haben sehr früh die Endungen der *a*-, resp. *ō*-Stämme angenommen, z. B. schon Stentofta Dat. *ʒestumR* (vgl. got. *gastim*) 'Gästen', *borumR* 'Söhnen'. Doch finden sich einige Spuren der ursprünglichen Dativ-Endung *-im(i)z, -imR, -im* (vgl. § 171, 8), z. B. aisl. das Zahlwort *þrimr* 'dreien' und die Ausdrücke *bǫ́dom* (*ǫllom* u. a.) *megen* (durch Dissimilation aus **megim,* und dies nach § 119, 6 statt **wegim* zu *vegr* 'Weg') 'zu beiden (allen u. s. w.) Seiten'; wohl auch die Präp. *millim* (aschw. durch Dissimilation *mællin*) 'zwischen'. — Ausserdem ist wahrscheinlich eine Spur einer alten Genitiv-Endung *-(i)na* (vgl. ags. *Seaxna, Miercna*) im Pron. *huat-vetna, -vitna* 'was auch immer' zu *vǽttr, véttr, -vitr* 'Wicht', 'Ding' erhalten; *vegna* zu *vegr* 'Weg' kann auch nach § 174, 7 beurteilt werden.

7) Pl. Acc. M. ist in vorliterarischer Zeit nicht sicher belegt. In der Literatur ist die Endung *-i, -e,* z. B. *gesti, -e, stadi, -e.*

§ 174. Die *u*-Stämme (fast nur Maskulina) flektieren:

1) Sg. Nom. M., ältest auf *-uz* (got. *-us*), z. B. finn. *vantus* (aisl. *vǫttr*) 'Handschuh'. Urnord. *-uR*, z. B. Vånga *HaukoþuR;* nach kurzer Silbe erhalten noch im Anfang des 10. Jahrh:s, z. B. Gursten *sunuR* 'Sohn', Kälfvesten *stikuR* (aisl. *Stígr*), Rök *karuR* (aisl. *gǫrr*) 'fertig'. Nach der Synkope steht *-R*, z. B. Nörrenærå *þurmu[n]tR*, Ingelstad *sunR* 'Sohn', das dann wie bei den *a*-Stämmen (§ 171, 1) behandelt wird. Die Wurzelsilbe hat wo möglich *u*-Umlaut oder -Brechung.

2) Sg. Nom., Acc. Ntr. sind vorliterarisch nicht belegt, müssen aber auf *-u* ausgelautet haben (vgl. got. *faihu*). In der Literatur ist nur ein sicher hierher gehöriges Beispiel aufzuweisen: aisl. *fé,* aschw. *fǣ* 'Vieh' mit synkopiertem *-u.*

3) Sg. Gen. ist urnord. nicht belegt, hat aber sicher auf *-auz* (got. *-aus*), *-ōR* geendet, woraus noch später *-aR,* z. B. Snoldelev *sunaR* 'Sohnes', Gunderup *fiaR* 'Viehes'.

4) Sg. Dat. endet urnord. auf *-iu,* z. B. Tjurkö *Kunimu[n]diu,* später auf *-i* (mit *i*-Umlaut in der Wurzelsilbe), z. B. wn., on. *syni* 'Sohne', aisl. *firde* zu *fiǫrdr* 'Meerbusen'. Daneben kommt aber früh eine Form ohne Endung aber mit *u*-Umlaut (resp. -Brechung) in der Wurzelsilbe vor, z. B. aisl. *vǫnd* neben *vende* 'Zweig'; dies ist vielleicht die entlehnte Accusativform.

5) Sg. Acc. M. endet urnord. auf *-u,* z. B. finn. *vanttu* 'Handschuh', Strand *maʒu* (aisl. *mǫg*) 'Sohn'; nach kurzer Silbe noch Sölvesborg, Helnæs, Kälfvesten, Rök *sunu* 'Sohn'; nach der Synkope keine Endung, z. B. Sölvesborg *Asmu[n]t*, Tryggevælde, Rönninge, Gursten *sun;* aber wo möglich *u*-Umlaut (resp. -Brechung) in der Wurzelsilbe.

6) Pl. Nom. M. ist eben so wenig wie die übrigen Kasus des Plurals aus urnordischer Zeit zu belegen. In der Vikingerzeit ist die Endung *-iR,* z. B. Glavendrup, Rök *suniR* 'Söhne', Rök *tikiR* (aisl. *tigir*) 'Zehner', wo das *i* Umlaut wirkt, z. B. wn., on. *synir* 'Söhne'.

7) Pl. Nom., Acc. Ntr. und Gen., Dat. lauten ganz wie bei den *a*-Stämmen. Eine Spur einer Genitiv-Endung *-(u)na* (vgl. ags. *sunena)* ist wohl in *vegna* (neben *vega)* zu *vegr* 'Weg' erhalten; da aber das Wort nicht nur als *u*-Stamm (Acc. Pl. *vegu)* flektieren kann, sondern auch als *i*- (und *a*-) Stamm, gehört die Form *vegna* vielleicht zu § 173, 6.

8) Pl. Acc. M. endet regelmässig auf *-u*, *-o*, z. B. aisl. *vǫndo* 'Zweige', agutn. *lutu* 'Loose'; aber daneben tritt früh im Anschluss an Nom. Pl. die Endung *-i*, *-e* mit *i*-Umlaut der Wurzelsilbe auf; so schon in der Vikingerzeit, z. B. Högby *suni* (wn., on. *syni* neben *sunu)* 'Söhne', und später werden solche Formen immer häufiger.

§ 175. Die *an*-Stämme (Maskulina und Neutra; nur ein Femininum: *Skadi)* flektieren folgendermassen:

1) Sg. Nom. M. zeigt in ältester Zeit die Endung *ā* (nasaliert?), z. B. finn. *kelkka* (aisl. *kialke)* 'kleiner Schlitten', *tiima* (aisl. *tíme)* 'Stunde', urnord. Etelhem *Erla*[1] (aschw. *Iærle)*, Skääng *Hariȥa* u. dgl. Ganz unklar ist es, wie diese Endung mit dem in der Vikingerzeit (und später) gewöhnlichem *-i*, *-e*, z. B. Helnæs, Flemløse *kuþi* (aisl. *gode)* 'Priester', Store Rygbjærg *bruti* (aisl. *bryte)* 'Verwalter' u. s. w., zu vereinigen ist. Sollte — wie es scheint — dies *-i* nicht die lautgesetzliche Fortsetzung jenes *-a* sein, so kann dies durch die seltnere literarische Endung *-a* vertreten sein, die z. B. in aisl. *Ella, Sturla, Skúta, Órókia, kempa* 'Kämpfer', *skytia* 'Schütze', *hetia* 'tapferer Mensch' u. a. auftritt und den Übergang dieser Wörter in die Flexion der *ōn*-, *un*-Stämme veranlasst hat. Aber andererseits kann dies *-a* sehr wohl auf altes *-ō* (nasaliert) zurückgehen, das in seltenen finn. Wörtern wie *mako* (aisl. *magi*, ahd. *mago)* 'Magen' sich zeigt.

2) Sg. Nom., Acc. Ntr. sind urnord. nicht belegt, müssen aber die Endung (nasaliertes) *-ō* (got. *-ô)* gehabt haben, woraus später *-a*, z. B. wn., agutn. *auga*, on. *ogha* 'Auge'.

3) Sg. Gen. endet ältest auf *-an*, z. B. finn. *maanan-tai* 'Montag', urnord. Tanum *þrawiȥan*. Hieraus dann (nasaliertes) *-a*, z. B. Kallerup *Hurnbura*, Ingelstad *Kutą* (aisl. *Gota)*. Über eine andere Endung s. unten 4.

4) Sg. Dat. endet urnord. ebenso auf *-an*, z. B. Tune *-halaiban* 'Genosse' (vgl. got. *ga-hlaiba)*, dann *-a*, z. B. Rök *Kuta* (aisl. *Gota)*. Aber daneben muss sowohl im Gen. wie im Dat. eine Endung *-in* (got. resp. *-ins*, *-in)* bestanden haben, die vielleicht noch in schwed. Dial. (Dalarna) *ǫ̈gin-broyne* 'Augenbraue' erhalten ist, und deren Vorhandensein eine notwendige Voraussetzung zu sein scheint für den Umstand, dass viele *an*-Stämme in der Wurzelsilbe *i*-Umlaut zeigen, z. B. Ntr. wn. *nýra* (on. *niūra)* 'Niere', on. *nysta* (vgl. wn. *hnoda)* 'Knäuel', M. aschw. *grǿþe* (wn. *gróde)* 'Wuchs', *grænne* (*granne)* 'Nachbar', *vǣþe* (gewöhnlich *vāþe)* 'Gefahr' u. dgl.[2] Ebenso erklärt sich unter diese Annahme, weshalb viele *ia*-Stämme, besonders alle auf *-ária-* (got. *dômareis* u. dgl.), in die Flexion der *an*-Stämme übergegangen sind, so dass nur sehr spärliche Spuren der ursprünglichen Flexion erhalten sind. Der Übergang wird nämlich begreiflich, wenn die *ia*-Stämme mit den *an*-Stämmen nicht nur (wie übrige *a*-Stämme) im Plur., sondern auch im Sg. Dat. in Betreff der Endung zusammenfielen, so dass z. B. aisl. Dat. **ende* zu *endir* (got. *andeis)* 'Ende' als Dat. zu einem Nom. *ende* aufgefasst werden konnte, was die Neubildung Dat. *enda* hervorrief.

5) Sg. Acc. M. ist urnord. nicht belegt, aber *-an* wird von den Formen der Vikingerzeit vorausgesetzt, z. B. Kirkebo *hruą* (aisl. *Hróa)*, Glavendrup *kuþa* (aisl. *goda)* 'Priester'. Eine andere Endung *-un* (ahd. *-un)* liegt vielleicht in aisl. *Ello, Sturlo* u. dgl. zu den (übrigens wie *ôn*-, *ûn*-Stämme flektierenden) Namen *Ella, Sturla* u. a. vor.

6) Plur. Nom. M. ist weder urnord. noch aus der Vikingerzeit belegt, aber nach Massgabe des got. *-ans* erwartet man eine Endung *-an*, woraus später *-ą, -a*. Von diesem *-a* treffen wir noch häufige Spuren in der ältesten aschw. Handschr. (Cod. Holm. B. 59), z. B. *granna* 'Nachbarn', *ovormagha* 'Minderjährige', sowie in vielen »indeklinablen« anord. Wörtern auf *-a* wie aisl. *samfedra* (*-mǿdra*) 'diejenigen, welche gemeinsamen (-e) Vater (Mutter) haben', aschw. *samkolla* 'aus derselben Ehe stammende' u. a. Sonst haben hierher gehörige Wörter schon zur Zeit der ältesten Handschriften die Endung (*-ar*) der *a*-Stämme angenommen. Eine ganz anders abgestufte Endung urnord. *-niR* (vgl. griech. ἄρνες neben ἄκμονες) setzt das isoliert dastehende *yxn* (ags. *œxen*, afr. *ixen*) 'Ochsen' voraus. — Vom Nom. Dualis ist eine Spur noch erhalten im aschw. (Dala-Gesetz) *guzifiu* (aus *-*un*) 'Pathen'.[3] — Die Adjektive zeigen die Endung *-u* der Neutra und der femininen *ōn-*, *ūn*-Stämme, z. B. *góðu* 'die Guten'.

7. Plur. Nom., Acc. Ntr. sind aus vorliterarischer Zeit nicht zu belegen, setzen aber eine dreifache Bildung voraus. Dem got. *-ôna* (z. B. *augôna*) entspricht *-un*, das die regelmässige Endung des Ostnordischen ist, aber auch im Westn. durch aisl., anorw. *hiún* 'Ehegatten' und anorw. *augun* 'Augen', *øyrun* 'Ohren' vertreten ist. Daneben steht die dem ahd. *-un* entsprechende Endung *-u*, welche (ursprünglich wohl duale Form) nur dem Wn. geläufig ist, z. B. aisl. *hiú*, *augo*, *øyro*. Die dritte Bildung wonach Nom., Acc. Plur. mit Nom., Acc. Sg. identisch ist (vgl. ahd. *herza*, *auga*), scheint nur im Aschw. belegt zu sein, z. B. *hiærta* 'Herzen'. — Die Adjektive zeigen sowohl im On. wie im Wn. nur die zweite Bildung, diejenige auf *-u*, z. B. *góðu* 'die Guten'; nur das substantivierte aschw. *hælghon* 'die Heiligen' hat die den Substantiven geläufige Endung aufzuweisen.[4]

8. Plur. Gen. ist urnord. nicht sicher belegt. In der Vikingerzeit zeigt sich die Endung *-na*, z. B. Rök *flutna* (aisl. *flotna*) 'Männer'. Dies *-na* ist in der Literatur nur bei den Neutren und einigen wenigen Maskulinen erhalten worden, welche letzteren dann gewöhlich das *n* in die übrigen Kasus des Plurals (einige auch in den Singular) eindringen lassen, z. B. aschw. *næfna* zu *nævi* 'Faust', agutn. *Gutna* zu *Guti* 'Einwohner von Gottland', aisl. *yxna* 'Ochsen'; mit durchgehendem *n* z. B. aisl. Plur. *gumnar* zu *gume* 'Mann', *skatnar* zu *skate* 'Fürst'; und mit *n* auch im Sg. z. B. aisl. *þeinn* (ags. *flà*) 'Pfeil', aschw. *ham(þ)n* (aisl. *hame*) 'Gestalt, on. *ram(þ)n*, wn. *hrafn* (ahd. *hrabo*) 'Rabe' (vgl. Ntr. *vatn* 'Wasser, *nafn* 'Name' = got. *watô*, *namô*). Sonst steht allgemein nur *-a*, das von den *a*-Stämmen entlehnt ist. — Die Adjektive zeigen die ganz verschiedene, mit dem Femininum (s. § 176, 5) übereinstimmende Endung *-u*.

9. Plur. Dat. und Pl. Acc. M. sind urnord. nicht belegt. Später und zwar schon in der Vikingerzeit sind sie den entsprechenden Kasus der *a*-Stämme ganz gleich (ausser bei *uxe* 'Ochs', das im Acc. wie im Nom. Plur. die Form *yxn* hat). Gewissermassen ist die alte Endung *-nu* aus *-*nun* (vgl. got. *aúhsnuns*) in Fällen wie wn. *ǫrnu* 'Adler', *biǫrnu* 'Bären' bewahrt; aber diese Formen, die zu der *u*-Stamm-Flexion ganz passen (ebenso wie die zweideutigen Gen. und Dat. Plur.), haben einen vollständigen Übertritt in diese Flexion veranlasst, so dass Nom. Sg. nunmehr *ǫrn, biǫrn* lautet, und die alten Nominative aisl. *Are*, aschw. *Biari* nur (oder fast nur) als Personennamen fungieren. — Die Adjektive zeigen im Acc., später auch im Dat., *-u* wie im Nom., z. B. *góðu* 'die (den) Guten'. Die *jan*-Stämme weichen in so fern ab, als sie vor dem *a* (*æ*), *u* (*o*) der Endung ein konsonantisches *i* aufweisen, z. B. zu *bryte* 'Verwalter' Plur. Nom. *brytiar*, Dat. *brytiom*.

[1] Noreen, Bezz. Beitr. XI. 201. Kock, Unders. i sv. språkhist., s. 108. —

[2] Noreen, Sv. Landsmålen I, 696. 738. K. H. Karlsson, Arkiv f. nord. Fil. I, 388. — [3] Brate, Bezz. Beitr. XIII, 43. — [4] Schagerström, *Om svenska bär- och fruktnamn på -on,* Upsala, 1884, s. 6.

§ 176. Die *ōn-* und *ūn-*Stämme (Feminina), von welchen keine sicheren urnordischen inschriftlichen Belege vorhanden sind, flektieren folgendermassen:

1) Sg. Nom. muss in urnord. Zeit als Endung ein nasaliertes *-ō* (got. *-ô*) gehabt haben, das in finn. *kaltio* (aisl. *kelda*) 'Quelle', *saatto* (aisl. *sáta*) 'Heuhaufen' u. a. vorliegt. Hieraus dann *-ą*, *-a*, z. B. in der Vikingerzeit auf dem kleinen Denkmal von Bække *hribną* (aisl. *Hrefna*), Glavendrup *kuna* 'Weib'. Im Ostn. kommt daneben bisweilen *-u* vor, z. B. aschw. *āsikkiu* (*āsikkia*) 'Donner', runisch *kunu* 'Weib', adän. (schonisch) *uku* (*uka*) 'Woche', *laghstæfnu* 'gesetzliche Zusammenkunft', *kunu* 'Weib'; ob dies auf Entlehnung aus den Kasus obliqui beruht, bleibt unsicher (vgl. finn. *katu* 'Gasse', *kaakku* 'Kuchen' u. dgl., wenn diese Formen nicht späte Entlehnungen aus den Kasus obliqui sind).

2) Sg. Gen. setzt eine urnord. Endung *-ūn* (ahd. *-ûn*) voraus, die in finn. *sunnun-tai* 'Sonntag' (aisl. *sunno-dagr*) bewahrt ist und später als *-ų, -u* auftritt, z. B. aisl. *gǫto,* anorw., aschw. *gatu* 'Gasse'. Daneben besteht aber eine ganz andere Endung *-ur* (*-uR*), welche nur im Agutn. die regelmässige ist (ausser im ersten Glied einer Zusammensetzung, wo *-u* weit häufiger auftritt), sonst aber nur sporadisch vorkommt, z. B. anorw. *kirkiur* 'Kirche', *stefnur* 'Zusammenkunft', aschw. *gatur* 'Gasse', run. *kunuR* 'Weibes', *I*[*n*]*kuR* zu *Inga;* ob dies *-r* (*-R*) nach der Analogie der *ō*-Stämme zugetreten ist, bleibt sehr unsicher.

3) Sg. Dat., Acc. muss ebenso urnord. auf *-ūn* (ahd. *-ûn*) geendet haben. Die Endung ist in der Vikingerzeit und später nur *-ų, -u,* z. B. auf dem kleinen Denkmal von Jællinge Acc. *kunu* 'Weib'.

4) Plur. Nom., Acc. setzen ganz dieselbe Endung (ahd. *-ûn*) voraus. In der Vikingerzeit ist sie als *-u* belegt in Kärnbo Acc. *muþrku* (später aschw. run. *muþku,* aisl. *móðgor*) 'Mutter und Tochter', sowie bei Þiódolfr (in Haustlǫng) *skófu* 'Scharren', 'Späne'. In der ältesten Literatur steht bei den Substantiven überall *-ur* (*-or*), wo *-r* nach der Analogie der übrigen Femininen zugetreten ist. Hievon macht der im aschw. Dala-Gesetz zweimal vorkommende Ausdruck *tuā kunū* »zwei Weiber« keine Ausnahme, da hier zweifelsohne eine alte Dualform vorliegt.[1] — Dagegen bei den Adjektiven ist die alte Endung *-u* ausnahmslos erhalten, z. B. *góðu* 'die Guten'.

5) Plur. Gen. ist kaum vorliterarisch belegt (Tune *arbiȝano?*). Später treten viele verschiedenen Bildungen auf. Dem ags. *-ena* (*-ana, -ona*) entspricht die im Wn. regelmässige, dagegen im Aschw. nicht häufig und im Adän. sehr selten auftretende Endung *-na,* z. B. wn., aschw. *vikna* (adän. *uknæ*) 'Wochen', *kuenna* 'Weiber'. Eine Endung *-na* ohne (ursprünglich) vorhergehenden Suffixvokal (vgl. got. M. *abnê,* Ntr. *watnê* u. dgl., sanskr. *rā́jnām, nā́mnām*) tritt nur in der Nebenform des letzterwähnten Wortes, wn., on. *kuinna,* auf.[2] Eine dritte, nicht ganz klare[3], Bildung auf *-u* scheint bei den Substantiven wn. nicht belegt zu sein, ist dagegen im On. häufig vertreten, z. B. aschw. *viku* (adän. *ukæ,* schonisch *uku*) 'Wochen', *kirkio* 'Kirchen', *mīlo* 'Meilen', *bōno* 'Bohnen' u. a.; dagegen bei den Adjektiven ist diese Endung sowohl im Wn. wie im On. die einzige gebräuchliche, z. B. *góðu* 'der Guten'. Endlich steht im Wn. die Endung *-a* (wie bei den *ō*-Stämmen) bei denjenigen substantivischen *jōn-*, *jūn*-Stämmen, welche vor dem *j* keinen Guttural haben, z. B. *lilia* 'Lilien', *smiðia* 'Schmieden' (aber *kirkna* 'Kirchen' u. s. w.).

6) Plur. Dat. ist demjenigen der *ō*-Stämme ganz gleich.

[1] Brate, Bezz. Beitr. XIII, 41. — [2] Noreen in Språkvetenskapliga sällskapets i Upsala förhandlingar 1882—85, s. 117. — [3] Kock, Arkiv f. nord. Fil. VI, 54 ff.

§ 177. Die *īn*-Stämme (teils feminine Substantive im Sg., teils das Femininum und der ganze Plural der Participia Præsentis und der Komparative) sind aus vorliterarischer Zeit nicht zu belegen. Später enden sie im Dat. Plur. auf *-um* (in jüngerer Zeit auf *-i* nach den sonstigen Pluralkasus), das von den übrigen Stämmen entlehnt ist, in allen andern Kasus aber auf *-i*, welchem eine ältere Endung nasaliertes *-ī*, resp. *-īn* (got. *-ei, -eins, -ein* u. s. w.) zu Grunde liegen muss. Z. B. aisl. *elle* 'Alter' ohne jede Flexion.

§ 178. Die *r*-Stämme (Maskulina und Feminina) zeigen folgende Flexion:

1) Sg. Nom. ist aus der Vikingerzeit mit der Endung *-iR* (wo *-iR* neben *-ir* nach der Analogie sonstiger Nominative eingetreten sein muss) belegt, z. B. Rök *fapiR* 'Vater', Tryggevælde *sustiR* (aisl. *syster*) 'Schwester'. In der Literatur stimmt hiemit das im Wn. und Aschw. allgemein gebräuchliche *-ir, -er*, das dagegen im Adän. sehr selten ist. Hier steht (schonisch) regelmässig *-ur, -or*, wie auch oft im Aschw., z. B. *fapur* 'Vater', *mōþor* 'Mutter' (vgl. ags. *brôdor*, gr. φράτωρ gegenüber resp. *fæder*, πατήρ). Eine dritte Bildung zeigt sich im aisl. *fǫdr* (vorzugsweise als späteres Glied einer Zusammensetzung) 'Vater', anorw. (bisweilen) *móðr* 'Mutter', aschw. (dann und wann) *faþ(e)r, mōþ(e)r* u. dgl.

2) Sg. Gen. zeigt zwei hauptsächliche Bildungstypen. Die allgemein übliche Endung *-ur, -or* ist schon in Helnæs *bruþur* 'Bruder' belegt (vgl. ags. *brôdor*, sanskr. *pitúr* u. dgl.). Seltener sind Formen, die dem got. *fadrs* (lat. *patris*) u. s. w. entsprechen, z. B. aisl. *fedr* (aus **fadriR*), *brǿdr, mǿdr*, aschw. *brōþer*. Ausserdem kommen analogische Neubildungen auf *-s* vor, z. B. teils anorw. *fadurs*, aschw. *fapurs, brōþors, mōþors*, teils aisl. *fǫdrs*, aschw. *faþers* u. dgl.

3) Sg. Dat. zeigt zwar, besonders bei den Maskulinen, nicht selten eine Bildung, die dem got. *fadr* (gr. πατρί), ags. *brêder* u. dgl. entspricht, z. B. aisl. *fedr, brǿdr, mǿdr* u. s. w., aschw. *fæþer, brōþer*, agutn. *systr*, Formen die auch hie und da auf den Acc. (und sogar den Nom.) übertragen werden können. Aber gewöhnlicher ist die entgegengesetzte Entlehnung, so dass *-ur* im Dat. wie im Acc. steht.

4) Sg. Acc. endet allgemein auf *-ur, -or*; so in der Vikingerzeit Glavendrup *faþur*, Rönninge *bruþur*, Jællinge *muþur*. Daneben kommen in der Literatur nicht selten Entlehnungen aus dem Dat. (s. oben 3) oder Nom. vor, z. B. wenn im Aschw. nicht selten *-ir* (wie im Nom.) steht, was doch vielleicht altererbt ist und dem *-er* in ahd. *fater* (gr. πατέρα) gleichzustellen; ebenso kann aisl. *fǫdr*, aschw. runisch *faþr, bruþr* u. dgl. vielleicht dem lat. *patrem* u. s. w. entsprechen. Auffallend ist die isoliert dastehende, in aschw. Runeninschriften häufige Form *faþu* 'Vater'.

5) Plur. Nom. ist schon urnord. durch Tune *dohtriR* (gr. θυγατρες) 'Töchter' belegt. Hiemit stimmen die späteren *dǿt(t)r, fedr, brǿdr* u. s. w. Plur. Acc. ist dem Nom. ganz gleich. Gen., Dat. enden auf resp. *-a, -um* wie bei übrigen Stämmen, zeigen aber fast immer, wenigstens im Wn., *i*-Umlaut in der Wurzelsilbe.

§ 179. Die *nd*-Stämme (substantivierte Part. Präs. Mask.) flektieren im Sg. ganz wie *an*-Stämme. Doch ist von der alten Flexion (vgl. got. *nasjands*) eine Spur erhalten in Zusammensetzungen wie wn. *siánz-vitne* 'Zeugnis eines Sehenden', aschw. *mætanz-orþ* 'Gutachten eines Taxators' u. a. m., wo der alte Genitiv (vgl. got. *nasjandis*) noch auftritt. Ausserdem ist der ursprüngliche Stamm bewahrt in echten Zusammensetzungen wie aisl. *dugandmadr* (aschw. *dughande m.*) 'taugender Mann', aschw. *ætantiþ* (aus **ætand-tiþ*)

'Zeit zum Essen'.[1] — Der Plural hat wie bei den übrigen konsonantischen Stämmen im Nom. und Acc. *-r* mit *i*-Umlaut der Wurzelsilbe, im Gen. und Dat. resp. *-a*, *-um*, bisweilen mit analogischem Umlaut in der Wurzelsilbe (weit seltener ist — z. B. im Aschw. — der Umlaut im Nom., Acc. durch Ausgleichung aufgehoben worden), z. B. *bøndr* (aschw. bisweilen *bonder*), Gen. *bónda* (selten *bønda*), Dat. *bóndom* (*bøndom*), Acc. *bøndr* (aschw. auch *bonder*). Doch kann im Aschw., wenn auch selten, der Plural ganz wie der eines *a*-Stammes flektiert werden.

[1] Bugge, Arkiv f. nord. Fil. IV, 139. Brate, Bezz. Beitr. XIII, 38. Falk, PBB. XIV, 31.

§ 180. Die übrigen konsonantischen (und einsilbigen vokalischen) Stämme (Maskulina und Feminina) haben — ausser im Nom., Acc. Plur. — nur ausnahmsweise ihre alte Flexion bewahrt. Urnord. ist keine Form belegt.

1) Sg. Nom. endet auf *-r* (aus *-R*, *-z*), z. B. wn. M. *mánaðr* (got. *mênôþs*) 'Monat', F. *sýr* (lat. *sus*) 'sau'. Doch haben fast alle Feminina die Form der *ō*-Stämme angenommen.

2) Sg. Gen. setzt eine urnord. Endung *-iR* voraus, welche das spätere *-r* (mit Umlaut der Wurzelsilbe) giebt, z. B. F. wn. *sýr* 'Sau', on., wn. *nǽtr* (got. *nahts*) 'Nacht'; M. nur wn. *mánaðr*, indem alle übrigen Mask. die Endung entweder der *a*-Stämme oder der *u*-Stämme angenommen haben.

3) Plur. Nom., Acc. sind (wie im Got. und Ags.) dem Gen. Sg. ganz gleich und setzen dieselbe urnord. Form voraus. Die übrigen Kasus des Sg. und des Plur. haben keine Spur ihrer Eigentümlichkeit bewahrt.

2. Die pronominale Flexion.

§ 181. Die ungeschlechtigen persönlichen Pronomina sind urnordisch, ausser im Nom. Sg. der ersten Person, nicht belegt.

1) Sg. Nom. der ersten Person hat in urnord. Inschriften (z. B. Tune, Järsbärg, Lindholm u. a.) gewöhnlich die (proklitische) Form *ek* (vgl. lat. *ego*), selten (z. B. Reidstad) *ik* (ags. *ic*, ahd. *ih*); jenes ist im Wn. (*ek*) und Jütischen (*æk*) als die weitaus gewöhnlichste Form erhalten, dieses nur in neuschwedischen Dialekten (Dalarna). Daneben besteht eine enklitische Form: urnord. gewöhnlich *-ka* (z. B. Lindholm *hateka* 'ich heisse'), seltener *-ʒa* (z. B. Kragehul *haiteʒa* 'ich heisse'; vgl. sanskr. *ahám*, indoeur. **eghom*); jenes tritt nach der Synkope als *-k* auf, z. B. wn. *sék* 'ich sehe', *mǽltak* 'ich sprach' u. s. w. (häufig), aschw. *villik* 'ich wollte' u. a. (selten), runisch *raistik* 'ich ritzte'; dieses als *g*, das doch nur im Wn. (aber in ältester Zeit häufig) belegt ist, z. B. *ség* (bei »Brage«) 'ich sehe', *fréttag* 'ich fragte' u. a. Die beiden Formen *ek* und *-ka* setzen ein hauptoniges *eka* (vgl. ahd. *ihha*) voraus, das die im On. regelmässige (im Anorw. — z. B. in einem Diplome aus den Shetland-Inseln — seltene, im Aisl. unbelegte) Form *iak* (schon in der Kärnbo-Inschrift belegt), *iæk* giebt. Das Aisl. hat dagegen ein betontes *ék* (selten) aufzuweisen, das dem neuisl. *ég* (wegen *g* s. § 116) zu Grunde liegt.[1] Die jütische Nebenform *ak* scheint schon in dem *falah-ak* ('ich verbarg') der Björketorp-Inschrift belegt zu sein und dürfte vielleicht dieselbe Bildung, die im asl. *azŭ* (aus **ēzom*, indoeur. *ēgom*) vorliegt, vertreten. — Die zweite Person hat die Form *þú*, woneben besonders in enklitischer Stellung ein *-du* (*-do*), *-du* (*-do*) vorkommt, z. B. aisl. *heyrdo* 'höre', *skaldo* 'du sollst', *vildo* 'du willst'. — Die dritte Person fehlt in diesem Kasus.

2) Sg. Gen. lautet allgemein *mín*, *þín*, *sín* (got. *meina* u. s. w.). Doch kommt in ein Paar anorw. Inschriften *þína* und im Agutn. 2-mal *sína* vor; vgl. Plur. Gen. (unten 6).

3) Sg. Dat. lautet wn. *mér, þér, sér,* agutn. *mir, þir, (sir),* aschw. *mǣr* u. s. w. (unbetont *mer* u. s. w.) aus älteren Formen auf *-R* wie Malstad *miR,* Hällestad *saR* (vgl. got. *mis, sis);* sehr selten kommen im Aisl. Formen wie *þǽr* 'dir' vor. Enklitisch können *meR* und *seR* dem Verbum suffigiert werden und sind dann lautgesetzlich zu resp. *-m, -ss* entwickelt, z. B. aisl. *erom (*eru-mR)* 'sie sind mir', aschw. *bēþas(s)* 'sich erbitten'; vgl. § 238, 1.

4) Sg. Acc. *mik, þik, sik,* anorw. und adän. auch *mek* (aschw. sehr selten *mæk*), *þek, sek* (got. *mik* u. s. w.). Enklitisch dem Verbum suffigiert werden *mik, sik* zu resp. *-mk, -sk,* z. B. aisl. *rǫ́komk* 'sie trieben mich', *kallask* 'sich nennen'; vgl. § 238, 2.

5) Plur. Nom. wn. ältest *vér, ér* (ein Mal *es)* oder mit Überführung des auslautenden Konsonanten der unmittelbar vorhergehenden Verbalform *mér* (fast nur anorw.), *þér (dér);* später auch *vǽr, þǽr.* Agutn. steht *vir, ir,* aschw., adän. *vi(r), i(r)* aus *wiR* (Malstad *uiR), iR.*[2]

6) Plur. Gen. allgemein *vár, yd(u)ar* (on. *iþar), sin;* daneben aber im On. auch *vārra* (später *vāra), iþra, sina;* vgl. Sg. Gen. (oben 2).

7) Plur. Dat., Acc. sind bei der dritten Person den Sg.-Formen gleich. Bei der zweiten Person sind Dat. und Acc. mit einander zusammengefallen in der Form wn. *ydr,* aschw. *iþer,* adän. *ethær,* die wohl ursprünglich dativisch ist. Bei der ersten Person giebt die Dativ-Form (got. *unsis) øss,* die Accusativ-Form (got. *uns) ós, ús;* aber auch hier sind die Formen funktionell vermischt worden und Kompromissformen entstanden, so dass in der ältesten Literatur faktisch folgende gemeinsame Dat.-Acc.-Formen vorliegen: wn. *oss, øss* (alt), *ós* (sehr selten), aschw. *os(s), us(s), ōs, ūs,* adän. *os(s)* und (mit *v* von *vi* entlehnt) *vos(s).*[3]

8) Dual. Nom. *vit, it,* wn. auch *mit* (besonders anorw.), *þit (dit);* vgl. Plur. Nom. (oben 5).

9) Dual. Gen. wn. *okkar* (got. *ugkara), ykkar* (got. *igqara),* on. *okar, *ikar* (nicht belegt).

10) Dual. Dat., Acc. wn. *ok(k)r* (Kontamination von **ykkr,* got. *ugkis,* und **okk,* got. *ugk), yk(k)r* (got. *igqis),* on. *oker, *iker* (nur im neuschw. Dialekt von Dalarna belegt).

[1] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. I, 175. Brate, Bezz. Beitr. XI, 189. Larsson, *Isländska handskriften Nr. 645, 4:o,* s. LXXII. — [2] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. I, 178 Note. IV, 110 Note. Gislason, *Njála* II, 600. — [3] Såby, Blandinger, I, 20.

§ 182. Das geschlechtige Pronomen der dritten Person *hann* 'er', *hon* 'sie' (Ntr. und Plur. werden von dem Pron. demonstr. *sá* entlehnt) ist unter den germ. Sprachen den nordischen eigentümlich, sei es dass es ein altererbtes, dem griech. κῆνος entsprechendes, Pronomen ist oder vielleicht ursprünglich ein moviertes Substantiv, das mit *hane* (agutn. *hanni)* 'Hahn' und *hóna* 'Henne' urverwandt ist, zwei Alternative die vielleicht im Grunde identisch sind. Urnord. ist es nicht belegt, wohl aber in der Vikingerzeit, z. B. Skivum Nom. *hąn,* Glavendrup Gen. *hąns.* Die Flexion, wie sie in der ältesten Literatur vorliegt, lässt sich in allem wesentlichen erklären unter Annahme eines Stammes *hān-* (woneben ablautend *hōn-),* zu dem die gewöhnlichen pronominalen Endungen (des Pron. demonstr. und der Adjektive) zugetreten sind.

1) Nom., Acc. M. *hann* aus resp. **hānaR, *han-nō* (vgl. got. *ain-nô-hun).* Im Aschw. und Adän. wird das Wort oft einem vorhergehenden suffigiert in der Form *-n* nach Vokal (z. B. *frin* 'für ihn'), *-an* nach Konsonanten (z. B. *bindran* 'er bindet'); die letztere Form kann dann auch selbständig auftreten, z. B. schon Rök *ąn.* Ausserdem kommt im Aschw., wenn auch selten, ein noch unerklärtes *hæn, æn* vor.

2) Nom. F. *hōn* (aus **hōnō),* gewöhnlich zu *hon, hun* verkürzt; die süd-

schwed.-adän. Nebenform *hōn* scheint **hōni* (vgl. got. *mawi* u. dgl.) vorauszusetzen. Daneben steht ablautend agutn. *hān*, welche Form auch aisl. in dem Reykiaholz Máldage belegt ist.

3) Gen. M. *hans* aus **hānas(s)*. Auffallend ist die aisl. Nebenform *hann* (so z. B. einigemal im Stockholmer Homilienbuch).

4) Gen. F. *hænnar* (aisl. *hennar*) aus **hāniRōR*. Dunkel ist die spätadän. Form *hinder* (d. h. *hinner*), die auch in neunorw. Dial. *hinna* vorliegt.

5) Dat. M. *hānum* (aisl. *hǫnom*), woneben häufiger wenigstens im Wn. ein aus *hōnum* verkürztes *honom* (aisl. einmal [*h*]*unom*). Im Aschw. kann es suffigiert als *-nom* (z. B. *mottenom* 'begegnete ihm') auftreten; im Adän. (am frühesten im Jütischen) wird es in unbetonter Stellung zu *ham* zusammengezogen. Auffallend ist das einmalige aisl. *hinom*.

6) Dat. F. *hænni* (aisl. *henne*) aus **hāniRē*. Im Aschw. daneben die Analogiebildungen *hanne* und (sehr selten) *hunne*. Dunkel sind die sehr seltenen Formen aisl. *henn*, aschw. *hænnir*.

7) Acc. F. *hāna*, gewöhnlich zu *hana* verkürzt. Aschw. daneben analogisch *hōna, hōna, hænna;* suffigiert im Aschw. und Adän. *-na (-næ)*, z. B. *gørþena* 'machte sie'.

§ 183. Die Pronomina possessiva flektieren ganz wie die Adjektive (s. § 185). Besonders bemerkenswert ist nur das Pron. der ersten Person Plur., dessen Paradigma aus drei Stämmen zusammengesetzt ist: *vāra-* (von der Wurzel *vē* in *vér, vǽr* 'wir', Gen. *vár*, s. § 181, 5 u. 6[1]), *ōra-* (aus **unzara-*, das in grammatischem Wechsel mit got. *unsara-* steht; vgl. ags. *ûr* neben *ûser*) und *ossa-* (vgl. ags. *ûsser* neben *ûser*, ahd. fränk. *unsêr* neben sonstigem *unserêr*). Doch ist der dritte Stamm nur im Wn. erhalten, der zweite nur im Wn. (bis um 1300) und einigen on. Dialekten (z. B. agutn. und im neuschw. Dial. von Dalarna). Auch im Wn. dringt später der Stamm *vára-* in alle Formen ein.

[1] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. IV, 110 Note.

§ 184. Pronomen demonstrativum »der, die, das« hat sein Paradigma aus zwei Stämmen (sanskr. *sa-* und *ta-*) zusammengesetzt: *sa-* (nur im Sg. Nom. M. und F.) nnd *þa-* (in einigen Formen zu *þai-*, ablautend *þi-* erweitert; vgl. sanskr. *tê-, tay-, tya-* neben *ta-* wie *sya-* neben *sa-*), wozu ablautend resp. *se-* und *þe-*, welche letzteren Stammformen doch fast nur im On. und Onorw. vertreten sind (betont als *sæ-, þæ-*, unbetont als *se-, þe-*). Die Flexion wird dann:

1) Sg. Nom. M. *sā* (got. *sa*) im Wn. allgemein, dagegen on. nur runisch (z. B. Kälfvesten, Tryggevælde, Glavendrup u. a.) und in der ältesten aschw. Handschrift, wechselnd mit *sāR* (z. B. Stentofta, Björketorp u. a.), *sār* (in der genannten Handschr.), wo *-R (-r)* analogisch zugetreten ist (oder uralt, vgl. sanskr. *sas?*). Ebenso aus dem Stamme *se-* ein seltenes on. *sǣr* (run. *siR* geschrieben; vgl. ags. *sē*). Ferner tritt neben *sāR* in on. Runeninschr. *þāR* (mit aus den übrigen Kasus entlehntem *þ*, vgl. ags. *þē* neben *sē*) auf. Aber schon in der ältesten on. Literatur ist allgemein die Nominativform durch die des Accusativs ersetzt worden.

2) Sg. Nom. F. *sū* (got. *sô*), überall wo die mask. Form *sā* gebräuchlich ist. Ein aus einem Stamme *si-* (vgl. sanskr. *sya-*) gebildetes **stu* (ags. *sío*), woraus **sȳ* (vgl. *blȳ* = ahd. *blīo* u. dgl., s. § 35, b), wird von dem seltenen aschw. *þȳ* (mit aus andern Kasus entlehntem *þ*, vgl. ags. *þío* neben *sío*) vorausgesetzt. Sonst hat schon die älteste on. Literatur die Accusativform aufgenommen, entweder die fem. *þē* oder die mask. *þæn(n)*. Unerklärt bleibt die (auch im Acc., wiewohl seltener, vorkommende) on. Nebenform *þōn* (agutn. *þaun*).

3) Sg. Nom., Acc. Ntr. *þat* im Aisl. und Wnorw. allgemein, seltener

im Onorw. und On. (z. B. Björketorp, Rök und der ältesten aschw. Literatur), wo *þæt* (wie ags. *det* neben *dæt*) vorherrscht. Anorw. kommt auch *þætt* (gleich ags. *dǣt*, wie *utt* aus *ūt* u. dgl. ?; s. § 77, a) vor. On. suffigiert *-t*, z. B, *þottit* 'sah es an'.

4) Sg. Gen. M., Ntr. *þess* (on. *þæss*) allgemein. Adän. daneben *thæns* nach dem Acc. Aschw. *þærs* (Dala-Gesetz), wn. bisweilen *þers* nach dem Interrog. *huers.*[1] Unerklärt bleibt das seltene anorw. *þors* (Flatdal).

5) Sg. Gen. F. wn. *þeir(r)ar*, on. *þēra(r)*, das **þaizōz* voraussetzt und sich zu got. *þizôs* wie got. *blindaizôs* zu anord. *blind(i)rar* verhält. Daneben kommt aschw. in attributiver Stellung *þē* vor, das wohl aus Dat., Acc. entlehnt ist.

6) Dat. Sg. M. agutn. und run. *þaim*, wn. *þeim*, aschw. *þēm* (ags. *dâm*). Daneben on. *þem* (runisch *þim* geschrieben), *þæm* (ahd. *demu*) und mit aus andern Kasus entlehntem *ø* *þøm*. Ausserdem wird im On. früh die Acc.-Form auch als Dat. gebraucht.

7) Dat. Sg. Fem. wn. *þeir(r)e*, aschw. *þēr(r)e* (ags. *dâre*) aus **þaizai* (vgl. got. *þizai*); dagegen agutn. *þairu* (das sich zu ahd. *deru* wie wn. *þeire* zu got. *þizai* verhält). Aber gewöhnlich steht aschw., adän. ein substantivisch (wie got. *gibai*) gebildetes *þē* aus **þai*, das sich zu got. *þizai* wie got. *blindai* zu anord. *blind(i)re* verhält.

8) Sg. Dat. Ntr. zeigt sehr viele verschiedene Bildungen, was darauf beruht, dass hier mehrere ursprünglich verschiedene Kasus funktionell zusammengefallen sind. Alter Lokativ steckt wohl im wn., aschw. *þī* (got. *þei*, griech. τεῖ-δε[2]), woneben wn. *þuí*, wohl durch den Einfluss des entsprechenden Frageworts *huí*. On. steht gewöhnlich *þȳ* aus **þīu* (vgl. ahd. *diu*), alter Instrumental, woneben vom Stamme *þa-* ein *þō*, *þū* (vgl. *sū* = got. *sô*) im seltenen aschw. *þū* (aisl. *þú-at* in Stockh. Hom.) und *þō-liker* 'solcher', und vom Stamme *þe-* ein **þē* (got. *þê*, north. *dē*), das dem wn. *þuí* (nach *huí* gebildet wie *þuí* nach *huí*) zu Grunde liegt. Ein alter Dat.-Abl. **þammō* (zu got. *þammê-h* wie das eben besprochene *þō* zu *þē*) ist nur im Adv. *fordom* 'ehedem' (got. *faúr þamma*) erhalten. Ebenso ist der alte Sociativ (ags. *don*, got. Adv. *þan*, lat. *tum*) nur in adverbiellen Ausdrücken wie *medan* (got. *miþ-þan-ei*) 'während', *sidan* (ags. *siddan*) 'seitdem', *þá* 'dann' bewahrt.

9) Sg. Acc. M. wn. (selten aschw.) *þann*, das zu got. *þana* (ags. *done*) etwa in demselben Verhältnis steht wie Nom., Acc. Ntr. *þætt* (oben 3) zu got. *þata*. On. und onorw. steht gewöhnlich ablautend *þænn* (zu *þann* wie ahd. *den*, north. *dene* zu got. *þana*) oder (seltener) mit analogischem *ø* aschw. *þøn*.

10) Sg. Acc. F. wn. (selten aschw.) *þá* aus **þǭ* (got. *þô*), woneben ablautend aschw. *þǣ*. Aber meist steht on. *þē* (ags. *dâ*, ahd. *dē*, *dea*, *dia*) oder wie im Nom. *þøn* oder endlich mit Entlehnung aus dem Acc. M. *þæn(n)*.

11) Plur. Nom. M. in einer dem got. *þai* (ags. *dâ*, ahd. *dē*, *dea*) genau entsprechenden Form ist wohl in einigen alten aschw. Handschriften aus Västergötland als *þē* erhalten (s. § 170, 4, b, α). Sonst ist früh nach der Analogie der Substantive *-R* zugetreten, so dass runisch *þaiR* (z. B. schon auf dem grösseren Denkmal von Bække, dem älteren von Kolunda), agutn. *þair*, wn. *þeir*, on. *þē(r)*, unbetont *þi(r)*, mit analogischem *ø* aschw. *þø(r)* steht. Daneben sehr selten aschw., aisl. *þár* (aus dem Fem. entlehnt??).

12) Plur. Nom., Acc. F. sollte nach Massgabe des got. *þôs* ein betontes **þōR* oder mit *R*-Umlaut **þøR* (das vielleicht in dem seltenen aschw. *þør* vorliegt?), ein unbetontes **þaR* ergeben. Dies hat wohl im on. *þār* (Rök *þaR*), mit *R*-Umlaut wn. (selten aschw.) *þǣr*, sekundäre Dehnung erlitten. Aber daneben ist eine alte Form *þaiaR* (Acc.) in der Istaby-Inschrift belegt,

welche wohl die alte Dualform (sanskr. *tê*, griech. *ταί*, lat. *is-tæ*) mit zugetretener Pluralendung ist. Das aisl. *þeir* (sehr alt und selten), aschw. *þē(r)* ist vielleicht (?) aus dem Mask. entlehnt.

13) Plur. Nom., Acc. Ntr. zeigt nur in ein Paar aschw. Runeninschriften die dem got. *þô* entsprechende Form *þō, þū*. Sonst steht runisch und wn. *þau*, aschw. *þø̄*, das zu *þō* sich verhält wie sanskr. *tâu* zu *tâ*, d. h. wir haben hier ohne Zweifel die alte Form des Nom. Dual. M., welche in Folge seines auslautenden *-u* als Nom., Acc. Plur. Ntr. aufgefasst wurde und die ursprüngliche Form verdrängte. Doch scheint diese (sanskr. *tâni*, indoeur. **tēni*) in der nicht seltenen aschw. Nebenform (mit gekürztem Vokal in unbetonter Stellung) *þæn (þen)* vorzuliegen. Ob die häufigste aschw. Form *þø̄n*, agutn. *þaun* eine Kontamination von *þau* und *þen* ist? Eine dem ahd. *diu* entsprechende Bildung zeigt dagegen aschw. *þȳ* (selten, aber alt). Eine sehr häufige Form ist on. *þē* (ags. *đâ*), das sehr wohl der Dual des Ntr. (sanskr. *tê*) sein kann. Unerklärt bleibt aschw. *þǣ* (runisch *þa*). Endlich kommt nicht nur im Acc., sondern auch im Nom. die Dativform *þø̄m* vor.

14) Plur. Gen. run. *þaiRa*, agutn. *þaira*, wn. *þeir(r)a*, on. *þēr(r)a* (ags. *đâra*) verhält sich zu got. *þizê, -ô* wie got. *blindaizê, -ô* zu anord. *blind(i)ra*.

15) Plur. Dat. ist dem Dat. Sg. M. ganz gleich. Nur ist zu merken, dass aschw. hier auch ein *þom* (wäre aisl. **þǫm*) aus **þammō* (vgl. oben 8) vorkommt, das sich zu got. *þaim* wie anord. *blindom* zu got. *blindaim* verhält.

16) Plur. Acc. M. *þá* (got. *þans*) allgemein; daneben ablautend aschw. *þǣ (þē)*. Ausserdem können im Aschw. alle Formen des Dativs schon in der ältesten Literatur entlehnt werden; einigemal auch die neutrale Accusativform *þø̄n*.

[1] Gislason, *Njála* II, 867. — [2] Bechtel, ZfdA. XXIX, 366.

§ 185. Die Adjektiva und adjektivischen Pronomina zeigen zwar in mehr als der halben Anzahl ihrer Formen nominale Endungen, aber die übrigen Formen haben wie in andern germ. Sprachen die Endungen des Pron. demonstr. »der, die, das« angenommen, wenn auch daneben, besonders im On., bisweilen nominal flektierte Formen vorkommen. Hierher gehört:

1) Sg. Nom., Acc. Ntr. auf *-t*, z. B. *spakt* 'weise' wie *þat* (vgl. got. *blindata* wie *þata*). Nominale Formen (wie got. *blind*) sind in wn. ziemlich selten, z. B. aisl. *verþ* 'wert', *all* 'all', anorw. *half* 'halb', *slik* 'solch' u. a. neben gewöhnlichem *vert* u. s. w.; im Aschw. etwas häufiger, besonders in adverbialem Gebrauch, z. B. *nogh* 'genug', *miok* 'viel', (*ā*) *brēþ viþ* (selten *bret viþer*) 'neben', aber auch sonst hie und da (abgesehen von den zahlreichen sowohl on. wie wn. Fällen, wo die Form substantiviert worden ist, z. B. *diūp* 'Tiefe', *bundin* 'Garbe', *mulin, moln* 'Wolke' u. dgl.). Dagegen im Adän. ist, besonders bei den Partizipien, die nominale Bildung keineswegs selten, z. B. *skrivæn* (aschw. *skrivit*) 'geschrieben', *fød* (aschw. *føt*) 'geboren' u. a. (vgl. § 22, 11).

2) Sg. Gen. Fem. auf *-rar*, z. B. *spakrar* aus **spakizôz* wie got. *þizôs* (vgl. got. *blindaizôs* wie aisl. *þeirar*). Daneben kommt im Anorw. selten, im On. aber sehr häufig nominale Bildung vor, z. B. anorw. *huariar* (aisl. *huerrar*) zu *huarr* 'jeder', aschw. *tryggia(r)* zu *trygger* 'treu', *annøþugha(r)* zu *annøþugher* 'unfrei', *ætbornar* (aisl. *áttborennar*) 'edelgeborener'.

3) Sg. Dat. M., Ntr. *-um*, z. B. *blindum* (as. *blindumu*) 'blindem', ist im Mask. durchgehend, dagegen im Ntr. sehr selten, indem hier die nominale Endung *-u* fast allein üblich ist (s. § 171, 4). Doch kommen (z. B. in Stockh. Hom.) Formen auf *-om* auch im Ntr. vor, z. B. *ǫllom* 'allem', *góđom* 'gutem', *ǫđrom* 'anderem' u. a.

4) Sg. Dat. Fem. auf *-ri*, z. B. *blindri* aus **blindizai* wie got. *þizai*. Im

On. kommt daneben sehr häufig die dem got. *blindai* entsprechende nominale Bildung vor, z. B. aschw. *rætte* 'richtiger', *halve* 'halber', *mykle* (aisl. *mikelle*) 'grosser'.

5) Sg. Acc. M. zeigt drei verschiedene pronominalen Endungen: a) urnord. *-inō* (vgl. north. *dene*), in Strand *minino* 'meinen' (vgl. ags. *ǣnne* 'einen' aus **aininō*) belegt, später aber nicht erweisbar. b) Urnord. *-anō* (vgl. got. *þana*) nicht belegt, aber in der Literatur als die häufigste Endung *-an* auftretend, z. B. *blindan* (got. *blindana*). c) Urnord. *-nō* ist bei den Adj. und Part. auf *-n-* vorauszusetzen, da sie im Wn. immer, im On. alternativ *-n* als Endung aufweisen, z. B. schon Sölvesborg *sin* (aisl. *sinn*) 'seinen', aisl. *einn* 'einen' (got. *ainnô-hun;* aschw. selten *ēnan* = got. *ainana*), *bundenn* (aschw. auch *bundnan*) 'gebundenen'.

6) Pl. Nom. M. auf *-i* aus **-ai* (vgl. got. *blindai* nach *þai*) ist nur selten erhalten, z. B. aisl. in den Zusammensetzungen *eini-ger* 'keine', *hueri-ger, huá-ri-ger* 'welche auch immer' und aschw. einigemal in den ältesten västgötischen Urkunden (vgl. § 170, 4, b, *α*). Sonst ist überall nach der Analogie der nominalen Flexion ein *-R* zugetreten, z. B. schon Tryggevælde *faiR* 'wenige', wn., on. *blindir* 'blinde'.

7) Pl. Gen. M., F., Ntr. auf *-ra*, z. B. *blindra* aus **blindizō* wie got. (Fem.) *þizô* (vgl. got. *blindaizô* wie aisl. *þeira* gebildet). Daneben kommt im On. auch nominale Bildung vor, z. B. aschw. *fātøka* neben *fātøkra* (aisl. *fátékra*) 'armer', *hēþna* (aisl. *heidinna*) 'heidnischer' u. s. w.

§ 186. Pronomen demonstrativum «dieser, -e, -es» wird durch Zusammensetzung gebildet, indem zu dem Pron. «der, die, das» (s. § 184) entweder die Partikel *-si* (selten in der Form *-s*) oder die Partikel *-ą* aus *-ǭh* (gleich got. *-ūh* aus **-unh*) [1] tritt. Diese Bildungen, die resp. dem ahd. *dese* (ags. *dēs*) und dem got. *sah* entsprechen, sind schon aus der ältesten Vikingerzeit oder noch früher zu belegen. Aber keine von beiden scheint alle Kasus herausgebildet zu haben, sondern sie sind — wenigstens in der Literatur — in einem Paradigma vereinigt worden, wo die Mehrzahl der Formen der *-si*-Bildung gehören. Diese Verschmelzung zweier ursprünglich verschiedenen Bildungen hat aber veranlasst, dass viele Formen auf *-si* durch Kontamination Nebenformen auf *-sa* bekommen haben, gleichwie umgekehrt Formen auf *-ą* solche auf *-i* neben sich haben. Eine kurze Übersicht der mannigfachen Formen mag hier genügen:

1) Sg. Nom. M. a) Runisch *sasi* (z. B. Flemlöse), *saRsi* und *siRsi*, d. h. *seRsi*, woraus (statt **sesse*) mit aus übrigen Formen entlehntem *þ* wn. *þesse* (vgl. ahd. *dese*), ferner mit analogischer Nominativendung *þesser* und (den Formen *þessarrar*, *-rre*, *-rra* nachgebildet) *þessorr* nach der Proportion *nǫkk(u)orr : nakkuarrar, -rre, -rra;* agutn. *þissi.* b) Wn. *siá* aus **se-ǭh;* on. steht die Neubildung *þænni, þanni,* dem Acc. *þænna* (*þænni*), *þanna* (*þanni*) nachgebildet oder entlehnt.

2) Sg. Nom. F. a) Run. *susi;* selten *þis,* d. h. *des* (vgl. ags. *dēos*)*;* literarisch wn. *þesse, þessor,* agutn. *þissun,* aschw. *þæssi, þæssin* oder (aus dem Acc.) *þæssa.* b) Wn. *siá* aus **si-ǭh.*

3) Sg. Nom., Acc. Ntr. a) Run. *þatsi.* b) Run. *þitta,* aus **þett(þitt)-ǭh;* wn. *þetta,* sehr selten *þetti* (oder *hitti* durch Vermischung mit dem Pronominalstamme *hi-*), agutn. *þitta* (*hitta*), aschw. *þætta* (sehr selten *þatta*).

4) Sg. Gen. M., Ntr. b) wn. *þessa,* on. *þæssa.*

5) Sg. Gen., Dat. F., Pl. Gen. M., F., Ntr. werden aus dem sekundären Stamm *þes-* durch Hinzufügung der gewöhnlichen pronominalen Endungen gebildet, also wn. *þessar, þessi, þessa,* on. *þæssa(r)* u. s. w. Daneben kommen

wn. (sehr selten on.) die nochmals in derselben Weise erweiterten Formen *þessar(r)ar, -ar(r)i, -ar(r)a* vor.

6) Sg. Dat. M., Pl. Dat. M., F., Ntr. a) Run. *þaimsi;* dann aus dem sekundären Stamme *þess-,* wn. *þessum,* agutn. *þissum,* aschw. *þæssum.* b) Wn. *þeima, þema,* on. *þæmma,* run. *þeimi;* aschw. auch aus dem Acc. entlehnt *þænna.*

7) Sg. Dat. Ntr. a) Wn. *þutsa* oder mit der gewöhnlichen Dativendung *þutsu* (nur anorw. 1-mal belegt), adän. *þȳsu* (1-mal belegt); daneben allgemein wn. *þessu,* on. *þæssu,* agutn. *þissu.*

8) Sg. Acc. M. a) Run. *þą[n]si* (nach dem Nom. umgebildet *sąnsi* Ingelstad), *þa[n]sa, þe[n]si, þe[n]sa,* woneben selten *tisan* (d. h. *dessan*) und (agutn.) *þisan.* b) Run. *þąną* (Gommor), *þani, þina* (z. B. Kärnbo), *þini, hinna* (agutn.) und *þinan;* entsprechende Formen in der Literatur: wn. *þenna,* on. *þænna,* agutn. *þinna* neben wn. *þennan* mit nochmaliger Endung. c) Runisch kommen auch einigemal Formen vor, die zunächst *-a,* dann *-si, -sa* suffigiert haben: *þana si, þina si, þina sa.*

9) Sg. Acc. F. a) Run. *þaasi* (z. B. Tryggevælde), *þasa, þesi, -sa,* in der Literatur wn. *þessa,* on. *þæssa,* agutn. *þissa.*

10) Pl. Nom. M. a) Run. *þaisi, þiRsi,* selten *þais* (ags. *dâs);* lit. wn. *þessir,* on. *þæssi(r),* selten *þæssa,* adän. auch *thissæ.*

11) Pl. Nom., Acc. F. a) Run. *þasi* (z. B. Glavendrup), *þisi, þisa, þisaR* (z. B. Malstad), selten *þas;* lit. wn. *þessar,* on. *þæssa.* b) Run. *þina,* lit. on. (selten) *þænna,* wohl aus Acc. Pl. M. entlehnt.

12) Pl. Nom., Acc. Ntr. a) Run. *þausi* (z. B. Glavendrup), *þusi, þasi, þisi, þisa, þisun, þinsi;* literarisch wn. *þessi, þessor,* on. *þæssi* (sehr selten *þassi*), *þæssin, þæssu, þæsson, þæssa.* b) Run. *þini,* lit. aschw. *þænni.*

13) Pl. Acc. M. a) Run. *þasi, þasa, þisi, þisa, þinsa,* selten *þas;* lit. wn. *þessa,* on. *þæssa, þæssi.* b) Run. *þina* (z. B. Malstad), *tiną* (d. h. *denną*), gleich got. **þanzûh.*

[1] Lidén, Arkiv f. nord. Fil. IV, 101.

§ 187. Dem Pronom. demonstr. »jener« entspricht *enn, inn* mit gewöhnlicher Adjektivflexion. Es wird nur als Artikel mit der Bedeutung »der, die, das« gebraucht, und zwar vor dem Adjektiv aber nach dem Substantiv. Dieser letztere Gebrauch ist doch noch in der ältesten Literatur nur wenig herausgebildet und überhaupt vor 1200 nur ausnahmsweise vorhanden. (Über die spätere Entwicklung s. § 247.) Durch Kontamination von *enn (inn)* und einem anderen, dem ags. *hē* (vgl. got. *hita, himma, hina*) entsprechenden Pronomen entsteht ein ganz neues, dem Anord. spezifisches Pron. *hinn* (schon auf dem grösseren Denkmal von Söndervissinge belegt), das selbständig in der Bedeutung »jener« gebraucht wird, später auch als Artikel (statt des älteren *enn, inn*) vor Adjektiven. Die Flexion stimmt ganz mit derjenigen von *enn.* Von dem ursprünglichen Pron. *he-, hi-* sind nur einige Trümmer erhalten worden: Sg. Nom. F. *hý* (ags. *héo*) 1-mal im Aisl. (Skirnesmǫl 42); Nom., Acc. Ntr. *hit* (got. *hita*) oft; Dat. Ntr. *hī* (vgl. *þī, hut*) im anorw., aschw. *hīt* »hierher« aus **hī-at;* Acc. M. *hin* (got. *hina*) in wn. *hin(n)eg* (und *hingat*) »hierher« aus **hin weȝ (at).*

§ 188. Vom Pron. demonstr. »er, es« sind nur wenige Kasus bewahrt worden, und diese fungieren meistens als Partikeln:

1) Sg. Nom. M. run. *eR* (auch *iR, iaR* geschrieben), lit. wn. *er,* on. *ær* (ahd. *er);* selten in der Bedeutung »er«, gewöhnlich als Relativpartikel. Ob run. *aR,* aschw. (selten) *ar* eine ablautende Form zeigt oder nur eine verschiedene Schreibung ist, bleibt unsicher.

2) Sg. Gen. M., Ntr. run. *es*[1] (auch *is, ias* geschr.), lit. nur aisl. *es* (ahd. *es*), selten (Stockh. Hom.) *ess* (vgl. *þess*); ablautend (?, vgl. *aR* oben unter 1) run. *as*[2]. Wird ganz wie *er* gebraucht.

3) Sg. Nom., Acc. Ntr. wn., on. *at* (zu *ess* wie *þat* zu *þess*), allgemein in der Bedeutung »dass«, wn. auch als Relativpartikel. Ablautend agutn. *et* (got. *ita*), aschw. *æt* (zu *at* wie *þæt* zu *þat*) »dass«.

4) Sg Acc. M., run. *in* (*ian*), lit. wn. *en* (got. *ina*) als Relativpartikel, aschw. *æn* 'wenn'; ausserdem sowohl wn. wie on. in den Bedeutungen »als« (nach Komparativ) und »aber«, in bei den Fällen mit der wn. (selten on.) Nebenform *an*, ablautend zu *en* (wie wn. *þann* zu on. *þæn*).

[1] Lyngby, Tidskr. f. Phil. X, 81. — [2] Brate, Ant. tidskr. f. Sv. X, 268 Note.

§ 189. Pronomen interrogativum »wer, was« flektiert in allem wesentlichen ganz wie »der, das«. Alle femininen und die meisten pluralen Formen fehlen. Also:

1) Sg. Nom. M. run. *hua* (Glimminge), lit. on. *huā, huar* (got. *hvas*), woneben (mit schon urgermanischem Wechsel von *hv* und *h* [1]) *hā, har*. Wn. nur in der Zusammensetzung *hor-vetna* »wer auch immer« belegt.

2) Sg. Nom., Acc. Ntr. allgemein *huat* (ags. *hwæt*), wozu ablautend wn. *huet-vetna* (neben *huat-vetna*) und *nekkuet* (aus **ne-weit-ek-huet*, neben *nekkuat*) 'etwas', aschw. *huæt* (vgl. *þæt* neben *þat*); ausserdem wn. *hot* (fast nur in *hot-vetna* 'was auch immer' belegt). Die nominale Form *huá* (got. *hva*) ist aisl. einmal in *nøkkua* (**ne-weit-ek-huá*) belegt.

3) Sg. Gen. M., Ntr. wn. *huess* (vgl. ahd. *wes*), on. *huas* (ags. *hwæs*), *hues*.

4) Sg. Dat. M. wn. *hueim* (ags. *hwâm*), on. *huēm*, adän. auch *huam* (vgl. got. *hvamma*).

5) Sg. Dat. Ntr. *hui* (ags. *hwî*); aschw. auch *hū* (ags. *hû*) und *hō* (vgl. *þū*, *þō* neben *þi*) in *hūl(i)kin* (ags. *hûlîc*), *hōl(i)kin* 'wie beschaffen' (wn. dagegen *hui-líkr*) und dem seltenen *hūsu* 'wie' (gebildet in Analogie mit adän. *þȳsu*, anorw. *þuisu*, s. § 186, 7).

6) Sg. Acc. M. nur on. belegt: *huan* (got. *hvana*), *han*, *huæn* (ahd. *wen*), *huēn* (auch als Dativ gebraucht).

7) Pl. Nom. M. on. *huā, huē;* Dat. M. wn. *hueim*, on. *huēm* (als Acc. gebraucht), aber alle nur sehr spärlich belegt.

[1] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. III, 22 Note.

§ 190. Von den übrigen Pronominen mögen nur die folgenden in aller Kürze erwähnt werden:

1) Wn. *huaðarr* (got. *hvaþar*) »welcher (oder »jeder«) von beiden«, gewöhnlich synkopiert (s. 82, 9, b) *huárr*, on. immer *huār*, flektiert regelmässig.

2) Wn. *huerr* (meist aisl.) oder *huarr* (meist anorw.), on. *huar*, seltener *har* oder (meist agutn.) *huer* (agutn. *hver*) entspricht got. *hvarjis* und wird demnach als *ja*-Stamm flektiert; doch wird *h(u)ar(r)* ebenso häufig oder häufiger als reiner *a*-Stamm behandelt.

3) Über wn. *huílíkr*, on. *hūl(i)kin, hōl(i)kin* 'wie beschaffen' (vgl. wn. *þuílíkr*, on. *þȳliker, þiliker, þōliker* 'solcher') s. § 189, 5. Dagegen scheint on. *huil(i)kin* dem got. *hvileiks* zu entsprechen. Die Flexion ist im Wn. ganz regelmässig, beruht aber im On. teilweise auf Zusammensetzung mit *in*, die unbetonte Form von *ēn* 'ein' (also *huilik-in* 'welch ein'), wobei *huilik-* fast immer unflektiert bleibt.[1]

4) *Nekkuerr* (*-arr* u. a. Formen, s. die Spezialgrammatiken) 'irgend ein' und *nekkuat* (*-et*, s. § 189, 2) 'etwas' sind aus resp. *ne veit ek huerr* (*huarr*) und *huat* (*huet*) »nescio quis (quid)« entstanden und dem Anord. spezifisch. Später werden beide Wörter in der Flexion mit einander vermischt.

5) Wn. (*ne . . .*) *engi* (got. *ni ainshun*) 'kein' flektiert ursprünglich nur *en*-, aber später wird dies allmählich indeklinabel und *-gi* nimmt die Endungen an, was eine sehr bunte Flexion hervorruft. Dieselbe Entwicklung durchläuft das on. *ængin*, wo *-n* die suffigierte Negation *ne* ist (vgl. got. *manna ni* neben *ni manna* 'Niemand'),[1] nur dass der Ausgang *-in* Vermischung mit den Ad-

jektiven auf *-in* und daher einen noch mannigfacheren Formenreichtum veranlasst.

[1] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. V, 390 Note.

3. Komparation.

§ 191. Am häufigsten wird der Komparativ durch *-aRi* (got. *-ôza)*, der Superlativ durch *-astr* (got. *-ôsts*) gebildet, z. B. aisl. *spakr* 'weise', *spakare, spakastr.*

§ 192. Etwas seltener ist die Bildung durch *-(i)Ri* (got. *-iza), -istr* (got. *-ists)*, z. B. aisl. *langr* 'lang', *lengre, lengstr* (statt **lengistr* durch Ausgleichung nach Acc. *lengstan* u. a.). Der Komparativ muss lautgesetzlich das mittlere *i* überall synkopieren, dagegen der Superlativ nur in gewissen Kasus; doch sind nur im On., und zwar ziemlich selten, unsynkopierte Superlativformen belegt, z. B. aschw. *ændis'er* zu *onder* 'bös', *kæristēr* zu *kær* 'lieb', *rīkister* zu *rīker* 'reich' u. a.[1]

[1] Schagerström, Arkiv f. nord. Fil. IV. 345.

§ 193. Eine dritte Komparativbildung auf *-(e)ri* (ahd. *-ero)* ist bei wenigen Wörtern vorhanden, wie aisl. *hindre* (ahd. *hintero*) 'später', *idre* (ahd. *innero)* 'innere' u. a.[1] Die Superlative werden dann entweder auf *-(i)str* oder auf *-astr* oder (im On.) auf *-rstr*, z. B. wn. *efstr*, agutn. *yfrstr*, aschw. *yverster* zu aschw., aisl. *efre* (ursprünglich die Form des Fem. und Plur., wie der Umlaut zeigt; die Masc. Form *ofre* kommt im Aschw. vor) 'obere'.

[1] F. de Saussure in Mélanges Renier, s. 383.

4. Die Zahlwörter.

§ 194. Wn. *einn*, on. *en (æn, in)*, agutn. *ann* (Fem. *ain*, Ntr. *att*) 'ein' wird ganz wie ein Adjektiv flektiert. Ebenso die Ordinalzahl *fyrstr* oder häufiger (mit schwacher Flexion) *fyrsti* (ahd. *furisto*) 'erste(r)'.

§ 195. Zwei ist ein alter Dual, was viele Unregelmässigkeiten der Flexion erklärt.

1) Nom. Masc. run. *tuaiR* (Rök), agutn., wn. *tueir*, on. *tuē(r)* mit got. *twai* (wahrscheinlich urspr. Nom. Fem. Dual., skr. *dvê*, als Nom. Masc. Plur. aufgefasst) zu vergleichen. Daneben selten aschw., aisl. *tuǽr* (agutn. *tvēr)*, aschw., adän. *tuā*. Ausserdem ist der alte duale Nom. **t(w)ō* (skr. ved. *dvâ*, gr. δFώ-δεκα) in wn. *tottogo* (aus **tō-tugu)* 'zwanzig', wn., on. *tolf* (aus **tō-lf;* ags. *twelf*, as. *twulif*, afr. *tolef)* 'zwölf' erhalten[1] (Rök *tualf* = got. *twalif* erinnert an die oben genannte Form *tuā*).

2) Nom., Acc. Fem. run. *tua* (Rök), on. *tuā* oder, mit zugesetztem *-r(-R)*, *tuār*, wn. *tuǽr* ist dem got. *twa* in '*twa þûsundja*' (alter Dual[2]) zu vergleichen. Die streng lautgesetzliche Dualform **twai* (vgl. oben 1) ist wohl im seltenen aisl. *tuei-r*, aschw. *tuē-r* (ags. *twâ*) erhalten.

3) Nom., Acc. Ntr. wn. *tuau* ist wohl der alte Nom. Masc. (skr. *dvâu;* vgl. *þau* = skr. *tâu*, got. *ahtau* = skr. *aštâu)*, der wegen des Auslauts als Nom. Ntr. aufgefasst wurde (vgl. got. *twai* oben 1). Dagegen on. *tū* gleich ags. *tû*. Selten aschw., aisl. *tuá* gleich got. *twa*. Unerklärt bleibt das seltene aschw. *tug(h)*; vgl. *siug(h)* § 204.

4) Gen. Masc., Fem., Ntr. on., wn. *tueggia* (got. *twaddjê)* neben adän. *tuigge*, wn. *annar-, huār-tuegge*. Ausserdem agutn. *tyggia* mit auffallendem *y*.

5) Dat. Masc., Fem., Ntr. agutn., wn. *tueim(r)*, on. *tuēm* (got. *twaim);* daneben agutn. *tvem* (vgl. wn. *þrem*, on. *þræm* 'drei'?)

6) Acc. Masc. run. *tuą* (z. B. Forsa; got. *twans)*, on., wn. *tuá*, aschw. auch *tuǣ*.

[1] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. III, 9 Note. — [2] Mahlow, Die langen Vokale, s. 98. J. Schmidt, Z. f. vgl. Spr. XXVI, 43.

§ 196. Beide ist aus _bai_ und _þai_ zusammengesetzt,[1] aber allmählich wird die Flexion auf das letzte Glied beschränkt. Also in der Literatur:

1) Nom. Masc. wn. _báðer_, agutn. _bēþir_, on. _bāþi(r)_, selten _bǣþi(r)_.

2) Nom., Acc. Fem. on., wn. _báðar_, agutn. _bēþar_.

3) Nom., Acc. Ntr. aisl. alt und sehr selten _beide_ (ahd. _bēdiu_), sonst _bæðe_, _báðe_, anorw., agutn., aschw. _bāþi_, _-þin_, _bǣþi_, _-þin_ (vgl. § 184, 13), adän. _bāþe_.

4) Gen. Masc., Fem., Ntr. on., wn. _beggia_, on. auch _bægge_ (vgl. § 195, 4), ohne Zusammensetzung. Selten zusammengesetzt aschw. _bæggia þerra_.

5) Dat. Masc., Fem., Ntr. _báðom_ (vgl. on. _þom_ neben _þēm_ 'den').

6) Acc. Masc. _báða_ (got. _bans þans_), agutn. _bēþa_.

[1] Sievers, PBB X, 495. Meringer, Z. f. vgl. Spr. XXVIII, 236.

§ 197. Drei flektiert im ganzen regelmässig wie ein Adjektiv, ist aber (besonders im On.) vielfach von »zwei« beeinflusst worden. Daher:

1) Nom. Masc. wn. _þrír_ (got. _þreis_), on. _þrī(r)_, _þrē(r)_.

2) Nom., Acc. Fem. run. _þriaR_ (z. B. Kärnbo), wn. _þriár_, on. _þrīa(r)_, _þrēa(r)_, _þrē(r)_, _þrǣ_.

3) Nom., Acc. Ntr. wn. _þriú_, on. _þrȳ_, _þrū_ (selten), _þrī_, _þrē_.

4) Gen. Masc., Fem., Ntr. wn. _þriggia_, on. _þriggia_, _þryggia_, _þræggia_, adän. auch _thrægge_.

5) Dat. Masc., Fem., Ntr. wn. _þrim(r)_, _þrem(r)_, on. _þrim_, _þrēm_, _þræm_, _þrym_.

6) Acc. Masc. wn. _þrið_, on. _þrīa_, _þrēa_, _þrē_.

§ 198. Vier zeigt eine sehr bunte Flexion, bei der manches unklar ist.

1) Nom. Masc. wn. _fiórer_ (vgl. got. _fidwôr_), on. _fiūrir_, _fȳrir_, _fyūru_.

2) Nom., Acc. Fem. wn. _fiórar_, on. _fiūra(r)_, _fȳra_, _fīra_, _fiōrar_.

3) Nom., Acc. Ntr. wn. _fiogor_, _fiugur_, on. _fiughur_, _fiuvur_, _fiūr_ (spät _fȳra_, _fīra_), adän. auch _fȳr_ (ags. _fēower_, skr. _catvā́ri_), _fiyrgh_, agutn. _fiug(g)ur_.

4) Gen. Masc., Fem., Ntr. wn. _fiogorra_, _fiugurra_, _figurra_, _fiogurra_, on. _fiughurra_, _fiughra_, _fiūra_, _fȳra_, agutn. _fiugura_, _fygura_.

5) Dat. Masc., Fem., Ntr. run. _fiakurum_ (Rök), wn. _fiórom_, on. _fiūrum_, _fȳrum_ (got. _fidwôrim_[1]), _fīrom_, agutn. _fiaurum_.

6) Acc. Masc. run. _fiakura_ (Rök), wn. _fióra_, on. _fiūra_, _fiōra_, _fȳra_, _fīra_, _fīri_.

[1] Kock, Sv. Landsmålen II, 12, s. 5.

§ 199. In der Bedeutung 2—4 werden auch die ursprünglichen Distributive gebraucht: wn. _tuenner_ (zu Sg. _tuennr_, _tuinnr_, _tuidr_, selten _tuēnn_, _tuinn_ 'doppelt'), on. _tuænne_, _tuanne_, _tuinne_; wn. _þrenner_ (zu Sg. _þrennr_, _þrinnr_, _þriðr_, selten _þrēnn_ 'dreifach'), on. _þrænne_, _þranne_, _þrinne_, selten _þrāne_, adän. auch _thrǣnæ_, _thrynnæ_; wn. _ferner_. _Tuenner_, _þrenner_ sind aus urspr. *_twizn-_, *_þrizn-_ entstanden; vgl. das Präfix _twis-_ in got. _twis-standan_, aisl. _tuisuar_ 'zweimal', ahd. _zwirnēn_ (aisl. _tuinna_) 'zwirnen'.[1]

[1] Brate, PBB. X, 79. A. Vestm. lagens ljudlära, s. 32.

§ 200. Als numerale Präfixe haben 2—4 ganz abweichende Formen: wn. _tui-_, _tuí-_, on. _tuǣ-_, _tuā-_, _tuē-_, agutn. _tvi-_; wn. _þri-_, _þrí-_, on. _þrǣ-_, _þrē-_, agutn. _þri-_; wn. _fer-_, on. _fiæþer-_, _fioþer-_ (got. _fidur-_), _fiær-_.

§ 201. Die Ordinalzahlen für 2—4 flektieren ganz regelmässig: on., wn. _annar_ stark; wn. _þriðe_, on. _þriþi_, _þryþi_ und wn. _fiórðe_, on. _fiærþe_ (selten ungebrochen _færþe_), _fiōrþe_ schwach (resp. als _ja_- und _a_-Stamm).

§ 202. Urnord. *_fimf_ (got. _fimf_) 'fünf' würde *_fēf_ ergeben. Hieraus on. _fæm_ (aus *_fēm_) mit partieller, wn. _fim(m)_ mit vollständiger Angleichung an die Ordinalzahl wn. _fimte_ (aus urnord. *_fimftē_, das nach _fimf_ aus *_fumftē_ umgebildet ist; vgl. ahd. _fimfto_ neben seltenem _funfto_), on. _fæmte_ (wo _æ_ der Kardinalzahl entlehnt ist).[1]

[1] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. III, 40 Note.

§ 203. Wn. *sex*, on. *sæx* stimmt ganz mit got. *saíhs*. Die on. Nebenform *siæx* hat den gebrochenen Vokal aus der Ordinalzahl on. *siætte* (neben *sætte*) übernommen. Wn. *sétte* (gleich seltenem ahd. *sehto*) 'sechste' hat den ungebrochenen Vokal durchgeführt (urspr. Nom. **sehte*, Kas. obl. **siahta*).[1] Nicht ganz klar ist die auffallende aschw. Form *sax* 'sechs'.

[1] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. I, 174.

§ 204. Urnord. **sibun* (got. *sibun*) 'sieben' mit stark nebentoniger Ultima (vgl. sanskr. ved. *saptá*, gr. ἑπτά) gibt on. *siū*, das nach Ausweis der Ordinalzahl on., wn. *siunde* auch im Wn. einmal vorhanden gewesen ist. Daneben wn. *siau* (Ord. *siaunde*), das neben on. *siū* steht wie wn. *tuau* neben on. *tū* 'zwei'. Unerklärt bleiben aschw. Kard. *siug(h)* (vgl. afr. *siugon?*), Ord. *synde* und die späten wn. Kard. *siø*, Ord. *siondi*.

§ 205. On., wn. *átta* 'acht' gleich got. *ahtau* (aber *átt-* in wn. *át-tián* 'achtzehn' wohl gleich ahd. *ahtu*, got. *ahtu-da*). Neben wn. *átte* (aus *átt-te*, got. *ahtuda*) 'achte' stehen on., wn. *áttunde* (nach *nīunde* wie umgekehrt ags. *nigoda* nach *eahtoda*) oder *áttande* (zu *átta* wie *nīunde* zu *nīu* u. dgl.).

§ 206. Urnord. **niun* (got. *niun*) oder **niu* 'neun' mit schwachtoniger Ultima (vgl. skr. *náva*, gr. ἐννέϝα) gibt *nī* in wn. *nī-tián*, on. *nī-tān* 'neunzehn', wn. *nī-rǿdr* '90 Jahr alt', adän. *nī* 'neun'. Sonst wn., aschw. *nīu* im Anschluss an *nīunde* (dagegen adän. *nīndæ* nach *nī*) 'neunte'.

§ 207. Urnord. **tehu* (ags. *tēo*; wäre got. **taíhu*) 'zehn' mit schwachtoniger Ultima (vgl. skr. *dáça*) gibt aisl. *tē* im seltenen *tē-rǿdr* '100 Jahr alt' und, in Analogie mit *nī* umgebildet, adän. (seltener aschw.) *tī*. Dagegen urnord. **tehun* (got. *taíhun*) mit stark nebentoniger Ultima (vgl. skr. *daçát*) gäbe **tiú*, **tió*, so dass wn., aschw. *tīu*, *tīo* sich wohl nach *nīu*, *nīo* gerichtet hat, wie auch *tīunde* (adän. *tīndæ* nach *tī*) 'zehnte'. Wiederum geht *-tián* (*-tiāndi*) in wn. *siautián* '17' u. s. w. bis *tuttián* '20' aus urnord. **tehan-* (ahd. *zehan*) hervor. Endlich setzt *-tān* (*-tāndi*) in on., wn. *þrettán* '13' u. s. w. bis *sextán* '16' ein urnord. **tāhan-* (vgl. got. *-têhund*) voraus, mit dem das run. *þritaunti* 'dreizehnte' (Rök; wäre got. **-têhunda*) in Betreff des *ā* übereinstimmt.[1]

[1] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. III, 26 mit Note 1 und 2.

§ 208. Elf zeigt eine Menge von Formen, die zum Teil ganz unerklärt sind:[1] aisl. *ellifo* (vgl. got. *ainlif*) 'elf', *ellipte* 'elfte'; anorw. *ellifu*, *ellugu* 'elf', *ellifti*, *elliufti*, *øllyfti*, *øllykti*, *erlipti* 'elfte'; aschw. *ællivu*, *ælliuvu*, *ællovo* (vgl. ahd. *einluph*, ags. *endlufan*, afr. *andlova*) 'elf', *ællipte*, *ælliupte*, *ællofte* 'elfte'; adän. *ællæfu*, *ælløwæ*, *ælluwæ* 'elf', *ælløfte*, *ællufte*, *ællefte* 'elfte'.

[1] Läffler, Nord. tidskr. f. Fil. IV, 285. Noreen, Arkiv f. nord. Fil. I, 164.

§ 209. Über die Bildung von *tolf* 'zwölf', *tolfti* 'zwölfte' s. § 195, 1.

§ 210. 13 bis 16 werden aus 3—6 + *-tān* (s. § 207) gebildet (ganz ausnahmsweise einmal wn. *fiórtiánde* 'vierzehnte'). Mehrere Formen zeigen 13 und 14: wn. *þrettán* (anorw. einmal *þrentánde* 'dreizehnte'), on. *þrættan*, *þrittān*, *þrattān*; on., wn. *fiog(o)r-*, *fiug(u)r-* (on. auch *fygher-*, *fyghur-*), *fiór-*, *fiúrtán*.

§ 211. 17 bis 20 werden im Wn. auf *-tián* (s. § 207) gebildet: *siautián* (durch Dissimilation auch *siaután*, selten *sautián*, *seytián*[1]), *át(t)ián*, *nītián*, *tuttián*. Dass diese Formation auch im On. bestanden hat, zeigt der neuschw. Dialekt von Dalarna, wo sie noch herrscht. Aber schon in der ältesten on. Literatur sind 17—19 auf *-tān* gebildet: *siūtān*, *attān* oder häufiger *atertān* (*aþertān*) aus **ātrtān* (wohl mit *r* nach der Analogie von *fiugrtān*), *nītān*. Dagegen wird '20' durch den alten Nom. Dual. des Subst. *tiugher* (vgl. got. Plur. *tigjus*) 'Anzahl von zehn' ausgedrückt: *tiughu* (*tyghu*[2], als *i*-Stamm flektiert *tiughi*). Ebenso ist aus demselben Wort in der Form *togr*, *tugr* (vgl. ahd. *-zog*, *-zug* in *zweinzug* u. a.) wn. *tottogo*, *tuttugu* (neben *tuttián*) gebildet worden.[3]

[1] Gislason, Aarb. f. nord. Oldk. 1879, s. 160. — [2] Kock, Nord. tidskr. f. Fil. VIII, 291. — [3] Möller, Z. f. vgl. Spr. XXIV, 429. Meringer, ib. XXVIII, 234.

§ 212. Die Zehner von 30 bis 110 werden durch Verbindungen von 3 bis 11 mit dem Plur. wn. Nom. *tiger* (got. *tigjus*), on. Acc. *tighi* (*tiughi*, *tiughu* und, wohl nur scheinbar Sg., *tiugh*) ausgedrückt. *Hundrad* (on. auch *hundraþa*) bezeichnet '120' (so gewöhnlich im Wn.) oder '100' (besonders im On.), ist aus *hund* (got. *hund*) und *-rad* (»Zahl«, vgl. *-rǿdr* »zählend«, got. *raþjan* »zählen«) zusammengesetzt und wird im Wn. wie ein neutraler *a*-Stamm flektiert, ist aber im On. fast indeklinabel. »Tausend« (d. d. 1200, resp. 1000 wie bei »hundert«) heisst wn. *þúsund* (ahd. *dûsunt*) als fem. *i*-Stamm flektierend, on. *þūsand* (auch *þūsanda*), selten *þūsund*, run. *þusind* (as. *hûsind*) Ntr., meist indeklinabel.

B. KONJUGATION.

1) Tempusbildung.

α) ABLAUTENDE VERBA.

§ 213. Erste Klasse, z. B. *grīpa* — *græip* (wn. *greip*, on. *grēp*, agutn. *graip*) — *gripu* — *gripinn* 'greifen'.

1) »Aoristpräsens« mit *i* oder (*a*-umgelautet) *e* kommt nicht selten vor, z. B. *vega* (anorw. oft, aschw. selten *vigha*; vgl. ahd. *wîgan*) 'kämpfen' anorw. *tega* (neben *tiá*, got. *teihan*) 'zeigen', *vita* 'wissen' (vgl. aschw. *vīta* 'beweisen'). Jod-Präs. sind *blikia* (vgl. ags. *blîcan*) blinken, *svikia* (ags. *swîcan*) 'betrügen', *vikia* (ags. *wîcan*) 'weichen'.

2) Im Prät. Sg. steht im Aschw. (und Adän.) bisweilen alternativ (langes?) *æ* (*bæt* 'biss', *slæt* 'zerriss', *væt* 'weiss', *blæf* blieb, *stægh* 'stieg), das vieldeutig ist.[1]

3) Part. Prät. mit *i* (»nebentonige Tiefstufe«) zeigen wn. *ligenn* 'ausgezeichnet', *ó-hlifenn* 'verwegen'. *A*-umgelautet ist wn. *bedenn* zu *bída* 'warten'.

[1] Ljungstedt, *Anmärkningar till det starka preteritum*, Upsala (univ:s årsskrift), 1887, s. 115. Kock, Nord. tidskr. f. Fil. VIII, 298. Tamm, Arkiv f. nord. Fil. II, 345. Vgl. oben § 39,a und § 82, 10,b.

§ 214. Zweite Klasse, z. B. *kriūpa* (on. *krȳpa*, agutn. **kriaupa*) — *krǫup* (agutn., wn. *kraup*, on. *krōp*) — *krupu* — wn. (und jütisch) *kropenn*, agutn., on. *krupin(n)* 'kriechen'; *biūda* (wn. *bióda*, agutn. *biauþa*) u. s. w. 'bieten'.

1) Aoristpräs. mit *ū* ist häufig, z. B. *lūka* 'schliessen', *sūpa* 'saufen', aschw. *būgha* (ags. *bûȝan*) 'biegen', *strūka* (neben *strȳka*) 'streichen' u. a. Ebenso Jodpräs. wie wn. *spýia* 'speien', *lýia* 'zerquetschen', oder mit kurzem Vokal *strykia* (neben *striúka*) 'streichen', *klyfia* (neben *kliúfa*) 'spalten' u. a.

2) Prät. Pl. zeigt selten ein nicht sicher erklärtes *o*, z. B. anorw. *skoto* 'schossen', aschw. *skovo* 'schoben', *boþo* 'boten'[1]

3) Part. Prät. hat im On. selten (doch im Jüt. regelmässig) den *a*-umgelauteten Wurzelvokal *o*, z. B. aschw. *lokin* (*lukin*) 'geschlossen', *rovin* (*ruvin*) 'zerbrochen', oder *i*-umgelautet *brøtin* (*brotin*; *brytin*, *brutin*) 'gebrochen', *fløtin* (*flotin*; *flutin*) 'geflossen'[2]; im Wn. dagegen fast nie *u*, z. B. *hlutenn* (*hlotenn*) 'bekommen'. Einigemal kommt *ū* vor, z. B. wn. *lúenn* zu *lýia*, *spút* (Ntr.) zu *spýia*.

[1] Ljungstedt, a. a. o. — [2] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. I, 150.

§ 215. Dritte Klasse, z. B. *bresta* — *brast* — *brustu* — wn. *brostenn*, on. *brustin(n)* 'bersten'; *spinna* — *spann* — *spunnu* — *spunninn* 'spinnen'.

1) Aor.-Präs. ist selten, z. B. anorw. *horfa* (*huerfa*) 'sich wenden', aschw. *slunga* (*sliunga*) 'schleudern'. Ebenso Jodpräs. wie wn. *þriskia* (on. *þryskia*) 'dreschen'. Nicht ganz klar ist das *e* in *brenna*, *renna* neben (bes. im On.) *brinna* 'brennen', *rinna* 'laufen'. Perfektvokal zeigt die seltene aschw. Nebenform *halpa* (zu *hiælpa*) 'helfen', die sich zu den nicht all zu seltenen Wn. Präteritiformen *help*, *hialp*, *holp* (neben *halp*) wie z. B. *falla* 'fallen' zu Prät.

fell, on. auch *fiall* (*fiæl*), *fol(l)* verhält[1]. Ein Dentalpräs. ist *bregda* (anorw., agutn. *brigþa*) 'schwingen', wie das Prät. *brá* (aus **brah;* Pl. wn. *brugdo* mit aus dem Präs. entlehntem *d*, on. schwach *brāþo*) bezeugt[2].

2) Prät. Pl. zeigt selten *o*, z. B. anorw. *vordo* 'wurden', *horfo* 'wandten sich', aschw. *holpo* 'halfen', *skolvo* 'zitterten'.[3]

3) Part. Prät. hat vor Nasal immer *u*, sonst im Wn. fast ausnahmslos *o* (doch *brugdenn* und *drukkenn* st. **drunkinn*), im On. aber regelmässig *u*, selten *o*, z. B. *holpin* (*hulpin*) 'geholfen', *solghin* 'verschlungen'.

[1] Ljungstedt, a. a. o. s. 117. — [2] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. III, 30 Note. K. F. Johansson, Z. f. vgl. Spr. XXX, 447. — [3] Ljungstedt, a. a. o. s. 115.

§ 216. Vierte Klasse, z. B. *bera* — *bar* — *bāru* (aisl. *bǫ́ro*) — *borinn* (on. auch *burin*) 'tragen'.

1) Aor.-Präs. ist nicht selten, z. B. *koma* (on. auch *kuma*) 'kommen', *troda* (on. auch *truþa*) 'treten', *sofa* (agutn. *sufa*) 'schlafen', *muna* 'sich erinnern', aschw. *mogha* (*mugha*, ahd. *mugan*) 'mögen'. Jodpräs. ist. wn. *symia* neben *suimma* (Nasalpräs.) und *suima* (aschw. *sima*) 'schwimmen. Selten ist Perfekt-Vokalisation wie im aschw. *magha* (got. *magan*) 'mögen', *bara* (sehr selten; sonst *bæra*) 'tragen'.

2) Prät. Sg. zeigt gleichfalls nicht selten »aoristische« Bildung[1] wie *kom* (on. auch *kum* neben *kam*, agutn., wn. *kuam*) 'kam', *mon* (*mun*) 'werde' (neben *man* 'memini'), on. *trop* (*trup* neben *trap*) 'trat', *sof* (wn. *suaf*) 'schlief'.

3) Prät. Pl. hat statt *ā* nicht selten den schwachen Wurzelvokal *u*, z. B. *munu* (gr. *μέμαμεν*) 'werden', *skulu* 'sollen', *summo* 'schwammen', on. *kummo* 'kamen', *truþu* 'traten', *mughu* (ahd. *mugun*) 'mögen'. Daneben *ō* in z. B. *kōmo* (mhd. *kômen*), *sōfo*, on. *sōmo*, *nōmo* 'nahmen', *trōþo* u. a., wo verschiedene Deutungen möglich sind.[2] Auffallend ist *a* (wenn nicht vielleicht *á?*) in den anorw. Nebenformen *manu*, *skalu*, aschw. *maghu* (got. *magun*).

4) Part. Prät. hat wn. *o* ausser in *sumenn* (1-mal *sommenn*) und *numenn* (anorw. auch *nomenn*); on. aber ist in fast allen hierher gehörigen Wörtern *u* ebenso häufig (oder häufiger) als *o*.

[1] Ljungstedt, a. a. o. s. 111 ff. — [2] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. III, 38 Note. Ljungstedt, a. a. o. s. 87 ff. Kock, Arkiv f. nord. Fil. V, 46.

§ 217. Fünfte Klasse, z. B. *geta* — *gat* — *gātu* (aisl. *gǫ́to*) — *getinn* 'bekommen'.

1) »Perfektpräsens« mit *a* ist hier nicht selten, z. B. wn. *fata* (*feta*) 'den Weg finden', *frata* (*freta*) 'pedere', on. *vraka* (*vræka*) 'treiben', *draþa* (*dræþa*) 'erschlagen', selten *kuaþa* (*kuæþa*) 'sagen'. Jodpräs. sind *sitia* 'sitzen', *bidia* 'bitten', *liggia* 'liegen', *þiggia* 'empfangen'. Nasalpräs. *fregna* (Prät. *frā*, Pl. *frāgho*) 'fragen'.

2) Prät. Sg. mit *ā* zeigt on., wn. *át* (got. *fr-ēt*, lat. *ēdi*) 'ass'. Über *ō* s. unten 3.

3) Prät. Pl. hat hier oft (das schon § 216, 3 erwähnte) *ō*, z. B. wn. *kódo* (und *kuǫ́do*, anorw. *kuádo*) 'sagten', *óro* (*vǫ́ro*, *váro*) 'waren', *þógo* (*þǫ́go*, *þágo*) 'empfingen', *móto* (*mǫ́to*, *máto*) 'massen' u. a., aschw. *vrōko* 'trieben' u. a. Im aschw. kommt dies *ō* bisweilen auch im Sg. vor, z. B. *vrōk* 'trieb', *vōgh* (statt **ōgh* nach *vægha*) 'bewegte' u. a.; wn. nur *óf* (*vaf*) 'webte'.

§ 218. Sechste Klasse, z. B. *fara* - *fōr* — *fōru* — *farinn* 'fahren'.

1) Da die meisten der hierher gehörigen Verba ursprüngliche »Perfektpräs.« der 4. und 5. Klasse (vgl. *grafa* 'graben' mit sl. *grebą; fara* 'fahren' mit sl. *perą; mala*, lat. *molo*, mit sl. *melją* u. dgl.) sind, bei denen die Präteritalform mit *ō* (s. § 216, 3; § 217, 3) herrschend geworden ist, so kommen vielfach Schwankungen nach den genannten Klassen vor, z. B. aschw. *græva* (asl. *grebą*) neben *grava* 'graben'; anorw. *drega* neben *draga* 'ziehen'; aschw. Prät.

Pl. *suāro*, Part. Prät. *sorin (surin)* neben resp. *sōro* und *suarin* zu *suæria* (Prät. *sōr)* 'schwören'; aschw. *kolin (kulin)* neben wn. *kalin* 'erkältet' u. dgl.; bisweilen sogar vollständig doppelte Themabildung, z. B. aschw. *vræka* — *vrak* — *vrāko* — *vrækin* neben *vraka* — *vrōk* — *vrōko* — *vrakin* 'treiben'.

2) Jodpräs. ist sehr häufig, z. B. wn. *skepia* (aber on. *skapa*) 'schaffen', *hefia* 'heben', on. *væxa* (got. *wahsjan*) neben *vaxa* 'wachsen' u. a. m. Nasalinfix kommt in *standa* — *stōđ* — *stōđu* — *stađinn* (on. bald auch *standin*) 'stehen' vor (wie im got. *standan*); doch ist im On. das dem ahd. *stân* entsprechende *stā* ebenso häufig. Langer Wurzelvokal tritt ausserdem im aschw. *āka* (vgl. lat. *ēgi*) neben *aka* (lat. *ago*) 'fahren' vor; vgl. got. *tēkan* zu anord. *taka*, gr. ῥήγνυμι zu aschw. *vraka*, lat. *cēdo* zu *cado* u. a.

β) SOG. REDUPLICIERENDE VERBA.

§ 219. Die erste Klasse bilden »Perfektpräsentia« der ersten ablautenden Klasse, z. B. *hæita* (wn. *heita*, on. *hēta*, agutn. *haita* = got. *haitan*) 'heissen'. Da also schon im Präsens der sonst dem Präteritum charakteristische Vokal sich findet, muss dies anders gebildet werden und zwar:

a) Durch Reduplikation (wie im Gotischen). Urnord. **hehait* mit haupttoniger Ultima muss nach der Synkope **hhait*, run. *hait*, wn. *heit*, on. *hēt* ergeben. Eben so gebildet sind wn. *sueip* zu *sueipa* 'einhüllen', aschw. *lēk* zu *lēka* (got. *laikan*) 'spielen'. Dagegen giebt urnord. **hehait* mit haupttoniger Pænultima (vgl. north. *heht*) ein **hehēt*, woraus die häufigere Nebenform wn. *hēt*, on. *hǣt*; danach wn. *lēk*, on. *lǣk* zu resp. *leika*, *lēka*.

b) Durch »Imperfektvokalisation« (vgl. gr. ἔφευγον, πέφευγα statt *πέφουγα u. dgl.). So wn., agutn., *hēt* 'hiess'.

§ 220. Die zweite Klasse zeigt Perfektpräs. der 2. Ablautsklasse, wie *hlǫupa* (aisl. *hlaupa*, agutn., anorw. *laupa*, on. *lōpa* = got. *hlaupan*) 'laufen'. Präteritum wird gebildet:

a) redupliciert in on. *lōp* (got. **haihlaup*) 'lief', Pl. wn. *(h)laupo*, ablautend wn. *(h)lupo*, on. *lupu* (mhd. *luffen*). Ebenso on., wn. *hió* aus **hehōw* zu wn. *hǫggua*, on. *hogga (hugga)*, agutn. *haggva* 'hauen' (aus **hauwan*; vgl. Prät. *dó* aus **dōw* zu *døyia* aus **daujan)*; Pl. ablautend wn. *hiuggo*, on. *huggo* (wonach Sg. *hugg*) aus **(he)hūwun*.[1]

b) imperfektisch in wn. *(h)lióp* (ahd. *liof*, ags. *hlēop*) 'lief' (anorw. Pl. selten *liupu*), on. *hiog(g)*, *hiug(g)* aus **heuw* (ags. *hēow*) 'hieb'; wohl auch wn. *iók* 'vermehrte', *iós* 'schöpfte' zu resp. *auka*, *ausa*.[2]

c) Unklar bleibt aschw. *lop(p)* und adän. *læp* 'lief'.

[1] Ljungstedt, a. a. o. s. 126. — [2] Ib. s. 128.

§ 221. Die dritte Klasse enthält ebenso Perfektpräs. der 3. Ablautsklasse wie *halda* (got. *haldan*) 'halten', *ganga* (got. *gaggan*; on. auch *gā* = ahd. *gân*) 'gehen'. Die Präteritibildung ist ebenfalls

a) reduplicierend, z. B. on. *fal(l)* 'fiel', *valt* (**wewald*) 'waltete', neuschw. Dial. *(h)iælt* (**hehald*, got. *haihald*; vgl. *hialp* zu *halpa* § 215, 1) 'hielt' (wie ags. *ȝanȝ* zu *ȝonȝan* 'gehen'). Dazu Plur. ablautend on. *fullo*, *huldo* (wonach Sg. *full*, *hult*).

b) imperfektisch (mit *e*, vor Nasal + Kons. *i*) in wn. *fell* (aschw. *fæl*), *helt* (aschw. *hælt*), *felt* oder *fell* (vgl. got. *faifalþ*) 'faltete', *fekk* (on. *fæk* oder nach dem Plur. *fik*; aus **fing*) 'empfing', *gekk* (on. *gæk*, *gik*; **ging*) 'ging', *hekk* 'hing', *blett* (**blind*) zu *blanda* 'mischen'. Dazu Plur. on. (gebrochen) *fiollo* (wonach Sg. *fioll*; wn. umgekehrt Plur. *fello* nach dem Sg. ausgeglichen), *hioldo* (Sg. *hiolt*; wn. Plur. *heldo*), *fingo* (wn. auch nach dem Sg. *fengo*), *gingo* (wn. auch *gengo*) u. s. w.

c) Aoristische Bildung (schwacher Wurzelvokal mit *a*-Umlaut) scheint in aschw. *fol(l)* 'fiel', Plur. wn. *oldo* 'walteten', aschw. *holdo* 'hielten' vorzuliegen.

§ 222. Die vierte Klasse bildet langvokalische Präsentia der 4. und 5. Ablautsklasse wie *lāta* (got. *lētan*) 'lassen'. Die Präteritibildung ist:

a) reduplicierend, teils ablautend wie in on. *lōt* (got. *lailôt*) 'liess', teils nicht ablautend (vgl. got. *saizlêp* zu *slêpan*) wie im aschw. *lāt* 'liess', *grāt* 'weinte'.

b) Unklar sind die an die 1. Ablautsklasse erinnernden wn. *leit* (aschw. *lēt*) 'liess', *reid* 'riet', aschw. *grēt* 'weinte'; hierzu Plur. wn., aschw. *litu* und aschw. *gritu*.

c) Unklar ist auch die (bes. im Wn.) häufigste Bildung: wn. *lét* (on. *lǣt*) *grét* (on. *grǣt*), *réd* (on. *rǣþ*), *blés* 'blies', mit ahd. *lêz* (*leaz, liaz*), ags. *lêt* u. s. w. übereinstimmend.[1] Ganz vereinzelt steht agutn. *riaþ* neben *rēþ* (wn. *réd*).

[1] Hoffory, Z. f. vgl. Spr. XXVII, 600. Holthausen, ib. 618.

§ 223. Die fünfte Klasse enthält langvokalische Präsentia der 6. Ablautsklasse, ist aber nur spärlich vertreten. Zu *blōta* 'opfern' lautet das Prät. wn. *blét* (on. schwach) mit (dem § 222, c erwähnten) dunklen *é*; dagegen zu wn. *búa* (aus urgerm. **bōwan*[1]) 'wohnen' Prät. *bió* (aus **bebōw* etwa wie *biórr* aus **beboraR*, *-uraR*, s. § 82, 8 ? On. *bōa* geht schwach). Die Nebenform on., wn. 3. Sg. *biuggi*, *bioggi* (wozu 3. Plur. *bioggio*) ist wohl, ebenso wie *hioggi* (Plur. *hioggio*) neben *hió* (s. § 220, a), die alte Medialform (sanskr. *babhûvê*).[2]

[1] Noreen, *Utkast till föreläsningar i urgermansk judlära*, Upsala 1888, s. 19 ff.
[2] Ljungstedt, a. a. o. s. 127.

§ 224. Die sechste Klasse bilden diejenigen Verba, bei denen die Reduplikationssilbe noch bis in die literarische Zeit erhalten worden ist, z. B. *sā* 'säen'. Aus urgerm. Prät. **sezō* mit haupttoniger Ultima (wie das *z* bezeugt; vgl. got. *saizlêp* zu *slêpan*) wird urnord. **seRō* und ferner im Anschluss an die schwachen Präterita **seRǫ*. Dann wurde, schon vor der Synkopierungszeit, um den Zusammenhang mit dem Präs. *sā* zu wahren, der Hauptton auf die erste Silbe versetzt, wodurch wn. *sera* entstehen konnte; daneben ein nicht ganz klares *søra*[1]. In dieser Weise werden im Wn. noch mehrere Präterita — zum Teil analogisch — gebildet[2]; im On. dagegen stehen hier überall schwache Formen.

[1] Bugge, Arkiv f. nord. Fil. II, 252. — [2] Noreen, Aisl. und anorw. Gramm. § 421.

γ) SCHWACHE VERBA.

§ 225. Die Präsensbildung stimmt im allgemeinen ganz mit der des Gotischen überein, z. B. *kalla* 'rufen' aus **kallōn* (vgl. got. *salbôn*), *vælia* (got. *waljan*) 'wählen', *dōma* (got. *dômjan*) 'richten'. Nur bei den Verben, die dem got. Typus *haban* entsprechen, zeigen sich wesentliche Abweichungen, weil die urgerm. Flexion **habjō*, *-aiz*, *-aid*, *-jomz*, *-aid*, *-jand*[1] oft anders uniformiert worden ist als im Got. (wo im allgem. die *ai*-Formen siegten; vgl. doch z. B. *hatjan* neben *hatan*), oder Doppelflexion entstanden ist. So stehen neben einander z. B. wn. *hefr* und *hefer*, agutn. *hafr* und aschw. *havir* 'hat'; anorw. *trýr* : aisl. *trúer* 'glaubt'; aschw. *þer*, *þor* : wn. *þorer* 'darf'; aschw. *þol* : wn. *þoler* 'duldet'; aschw. *spar* : wn. *sparer* 'schont; on. *sæghia* : (*lēþ*)-*sagha* 'sagen'; on. *hængia* : wn. *hanga* 'hangen' u. a. m.

[1] Sievers, PBB. VIII, 90.

§ 226. Die Präteritalbildung ist verschiedener Art:

1) Am häufigsten steht dentale Ableitung mit vorhergehendem »Bindevokal«, z. B. 3. Sg. *kallaði* 'rief' aus **kallōðē* (vgl. got. *salbôda*), *valdi* 'wählte' aus **waliðē* (got. *walida*; vgl. urnord. 1. Sg. *tawido* 'machte' Gallehus), *dōmdi* 'richtete' aus **dōmiðē* (got. *dômida*; vgl. urnord. 1. Sg. *faihido* 'schrieb' Einang, *hlaaiwido* 'begrub' Strand). Dem got. Typus *habaida* (wäre aisl. **hafiði*) fehlen Entsprechungen.

2) Nicht selten fehlt der »Bindevokal« vor dem Dentale, z. B. *orti* (urnord. 1. Sg. *worahtǫ*, got. *waúrhta*) 'machte', *þótti* (got. *þûhta*) 'dünkte', *mátti* (got. *mahta*) 'möchte', *átti* (got. *aihta*) 'hatte', *keypti* (wäre Bindevokal vorhanden gewesen, stünde in der ältesten Literatur **keypðe*) 'kaufte', *mundi* (got. *munda*) 'wurde' (aber *mundi* 'erinnerte sich' aus **munidē*, vgl. got. *munaida* 'gedachte'), *vissi* (got. *wissa*) 'wusste', *unni* (aus **unþē*) 'liebte' u. a. m. Auffallend ist der Umlaut in wn. *selde* (hätte Synkope stattgefunden, stünde in der ältesten Zeit **selde;* dagegen ohne Umlaut on. *salde;* vgl. ags. *sealde*) 'verkaufte' und *sette* (on. *satte*, ahd. *sazta*, north. *satta*) 'setzte'. Alter Accentwechsel wird durch den vorhandenen grammatischen Wechsel erwiesen,[1] z. B. on. *kunne* (got. *kunþa*) und *kunde* 'konnte', *skulle* und *skulde* (got. *skulda*), *ville* und *vilde* (got. *wilda*), wn. *olla* und *olda* zu *valda* 'walten' (wo *d* ursprünglich nur Präsens-Suffix ist). *Lagđi* 'legte', *hugđi* 'dachte' u. dgl. können sowohl got. *lagida, hugida* wie ags. *legde*, as. *hogda* entsprechen. Gegen got. *habaida, libaida* u. dgl. stehen *hafđi, lifđi* u. s. w., die zwar einen kurzen Mittelvokal synkopiert haben können, aber wohl eher dem as. *habda*, *libda* u. dgl. gleichzustellen sind, also ohne Synkope. Die dazu gehörigen Participia Präteriti treten sowohl mit als ohne Mittelvokal auf, und im ersteren Falle kann dieser Vokal sowohl *a* wie (im On.) *i*, synkopiert oder nicht, sein, z. B. wn. *þorat*, *þort*, aschw. *þorit* zu *þora* 'dürfen, wagen'; wn. *trúat*, aschw. *trōit, trōt* zu *trúa, trōa* 'glauben', wn. *dugat*, aschw. *doghit* zu *dug(h)a* 'taugen'; wn. *haf(a)t* 'gehabt', *hug(a)t* 'gedacht', *sag(a)t* 'gesagt' u. a.; vgl. lat. *doctus*, *delētus*, *monitus* zu resp. *doceo*, *deleo*, *moneo*.

3) Ziemlich selten ist eine Formation ohne dentale Ableitung, z. B. aisl. (in Stockh. Hom.) 3. Sg. *horfe* (neben *horfđe*) 'wandte', *skelfe* (*skelfđe*) 'rüttelte', 2. Plur. *sǫgoð* (*sǫgđoð*) 'sagtet', adän. (jütisch) *hawæ* (*hafthæ*) 'hatte', *laghæ* (*laghthæ*) 'legte', *saghæ* (*saghthæ*) 'sagte', aschw. *saghi* oder *seghi* (*saghþe*, agutn. *segþi*) 'sagte', *leghi* (*lēghþi*) 'mietete'; vgl. die oben (§ 223) erwähnten *bioggi*, *hioggi* sowie ahd. *teta* 'that', got. *iddja* 'ging', ags. *funde* (neben *fond*), die wohl als Medialformen aufzufassen sind.[2]

[1] Noreen, Arkiv f. nord. Fil. III, 37 Note. — [2] Collitz, American Journal of Philology IX. Ljungstedt, a. a. o. s. 127.

2. Endungen.

§ 227. Der Infinitivus Præsentis endet auf *-a*, das teils aus *-an*, teils aus *-ōn* entstanden ist, z. B. *binda* (got. *bindan*) 'binden', *vælia* (got. *waljan*) 'wählen', *kalla* 'rufen' (vgl. got. *salbôn*). Eine abweichende Endung *-u* aus *-un* (ablautend zu dem gewöhnlichen *-an*), welche dem seltenen ags. (altws.) *-on* entspricht, kommt nur in wn. *skulu* (*skolo*) 'sollen', *munu* (*mono*) 'werden' und adän. *mughu* (neben *mugha*) 'mögen', *vitu* (1-mal, sonst *vita*) 'wissen' vor.

§ 228. Infinitivus Præteriti (oft mit Präsens-Bedeutung) ist eine spezielle Eigentümlichkeit des Altwestnordischen, kommt aber auch hier nur selten vor, besonders im prosaischen Sprachgebrauch, wo überhaupt nur drei Formen (in der Poesie aber etwa 25, alle zweisilbig) belegt sind: *mundo*, *skyldo*, *vildo* zu resp. *mono* 'werden', *skolo* 'sollen', *vilia* 'wollen'. Die Form ist immer mit derjenigen der 3. Plur. Prät. Ind. identisch und ist wohl auch dem Ursprunge nach davon nicht verschieden. Die Verwendung der 3. Plur. als Infinitiv beruht wohl teils auf der Gleichung Präs. Inf. *fara* 'fahren' = 3. Plur. Präs. *fara* 'sie fahren', teils auf anakolutischen Konstruktionen wie *ek sá þá fóro* (statt *þá fara* oder *þeir fóro*) 'ich sah sie fahren' ([dass] sie fuhren); vgl. z. B. die analoge Konstruktion mit 3. Sg. (in Niala): *hann kuaz eigi rída mundi* 'er sagte sich nicht reiten werden' (eigentlich: 'würde'), wo wir also gewissermassen einen Inf. Prät. auf *-i* haben.

§ 229. Indicativus Præsentis:

1. Sg. zeigt dreifache Bildung; urnord. Belege fehlen bei allen.

a) Urnord. *-*u* (aus *-*ō*, vgl. got. *baira*, ahd. *faru*, as., ags. kent. *bindu*) bleibt nur vor suffigiertem *-mk* (aus *mik*), z. B. wn. *heitomk* 'ich nenne mich', *teliomk* 'ich zähle mich'; schwindet sonst durch die Synkope, z. B. *heit*, *tel*, *døme* (aus **dōmiu*) 'richte'. Im Wn. und Jütischen tritt nach Analogie der 2., 3. Sg. *i*-Umlaut ein, im On. (ausser im ältesten Jütisch[1]) wird aus denselben Formen die Endung *-r* aufgenommen, z. B. wn. *býđ*, on. *biūþer* statt **biūđ* 'biete'. Der zu erwartende *u*-Umlaut zeigt sich in den synkopierten Formen nie, z. B. on. **far* (nicht *før*, wiewohl aus **faru*) 'fahre', was aus der Analogie der übrigen Personen zu erklären ist.

b) Urnord. *-*ǫ* (aus *-*ōm*, vgl. got. *salbô*, north. *drôw(iʒ)a* wie auch sl. *vezą*, lit. *sukù-s*) giebt *-a* in wn. *kalla*, on. *kalla-r* (mit aus der 2., 3. Sg. entlehntem *-r*; vgl. oben a) 'rufe' u. s. w. bei den dem got. Typus *salbô* entsprechenden Verben.

c) Urnord. *-*ē* (-*ę* aus *-*aim*? Vgl. ahd. *bibêm* = sanskr. *bibhḗmi* wie ahd. *challôm* = sanskr. *gṛṇā́mi*) giebt *-i* in wn. *bife* 'bebe', *life*, on. *lifi-r* 'lebe' u. s. w. bei den dem got. Typus *haba* entsprechenden Verben. Selten tritt diese Endung (und dem entsprechend 2, 3. Sg. *-ir*) bei Verben von dem Typus *salbô* auf, z. B. wn. *kaupe*, on. *kēpi-r* zu *kaupa*, *kēpa* (ahd. *kouffôn*) 'kaufen', wn. *kalle-g-a-k* 'ich rufe nicht' (neben *kalla* 'rufe'), on. *klande-s* 'werde getadelt' (neben *klanda-r* 'tadle'); vgl. Schwankungen wie ahd. *klagên*, *-ôn*, *wîsên*, *-ôn*, *tholên*, *-ôn*, *holên*, as. *halôn*. Ebenso kommen Schwankungen zwischen den beiden unter a) und c) erwähnten Bildungsweisen vor, z. B. wn. *nǽe* und *nǽ* (got. *nêhvja*) 'bekomme', *hefe* und *hef* (as. *hebbiu*) 'habe' u. a. m. (vgl. § 225).

2. Sg. zeigt dieselben drei Bildungen; urnord. Belege fehlen auch hier.

a) Urnord. *-*iR* (aus *-*iz*, vgl. got. *bairis*, wohl aus **beriz*) giebt *-r* mit *i*-Umlaut in langer, nicht aber in kurzer Wurzelsilbe. Bei den starken Verben tritt aber im Wn. und Jütischen (selten im sonstigen On.) analogisch umgelauteter Vokal auch in kurzer Silbe, umgekehrt im On. (ausser dem Jüt.) fast immer unumgelauteter Vokal auch in langer Silbe ein, z. B. on. *farr* (wn. *ferr*) 'fährt', wn. *býđr* (on. *biūþer*, selten *bȳþer*) 'bietet'. Bei kurzsilbigen *ja*-Verben, die ja auch im Inf., Präs. Plur. und 1. Sg. *i*-Umlaut haben, tritt auch im On. gewöhnlich umgelauteter Vokal an die Stelle des lautgesetzlich unumgelauteten, z. B. wn. *kefr*, on. *kuæver* (selten *kuaver*; vgl. aisl. *herr* neben *Ragn-arr* u. dgl.; s. § 171, 1) 'drückt nieder'; wn. *leggr*, on. *lægger* (selten *lagger*, wonach dann analogisch auch Inf. *laggia* statt *læggia* 'legen'; ebenso statt *duælia* ein *dualia* nach *dual[l]*, seltene Nebenform zu *duæl[l]* 'verzögert' u. a. m.). Langsilbige *ia*-Verben zeigen natürlich *-ir* aus *-*ɪR* (got. *dômeis*), *-*iiz*, z. B. wn. *dømer*, on. *dēmir* 'richtet'.

b) Urnord. *-*ōR* (aus *-*ōz*, vgl. got. *salbôs*) giebt *-ar*, z. B. *kallar* 'rufst'.

c) Urnord. *-*ēR* (aus *-*aiz*, vgl. got. *habais*) giebt *-ir*, z. B. *loder* 'haftest an'.

3. Sg. Urnord. *-*iđ*, *-*ōđ*, *-*ēđ* (vgl. got *bairiþ*, *salbôþ*, *habaiþ*) gäbe in derselben Weise *-đ*, *-ađ*, *-iđ*, aber diese Endungen sind (im Activum) nur spärlich belegt[2]: run. noch unsynkopiert Stentofta *bariutiþ* (wäre aisl. **brýtt*) 'bricht', in der Literatur selten aisl., aschw. *gæriþ* 'thut', wn. *þykke þér* (aus *þykkid þér* wie *eda* zu got. *aiþþau* u. dgl., s. § 79) 'es scheint dir'. Dagegen vor den Medio-Passiv-Endungen *-sk*, *-ss* (s. § 238) ist *-đ*, in *-t* übergegangen, sehr oft erhalten[3], z. B. wn. *bœtezk*, aschw. *bōtiz* 'wird gebüsst' u. s. w. Sonst ist aber allgemein schon im Anfang der Vikingerzeit (wenn nicht früher) die Form der 2. Sg. in die 3. Sg. eingeführt, z. B. Björketorp *barutR* (wn. *brýtr*) bricht', Rök (noch unsynkopiert, weil mit kurzer Wurzelsilbe) *sitiR* (wn. *sitr*) sitzt', Flemløse *stą[n]tR* (wn. *stendr*) 'steht', Helnæs *hifiR* (wn. *hefer*) 'hat' u. s. w.

1. Plur. Urnord. *-*om*, *-*ōm* (vgl. got. *bairam, salbôm*) giebt *-um*, z. B. run. (Rök) *sagum* 'sagen', wn., on. *bindom* 'binden', aisl. *kǫllom*, anorw., aschw. *kallom* 'rufen'. Vor den Pron. *mit, mér* (*vit, vér*) fehlt im Wn. oft *-m*, z. B. *bindo mér* aus *bindom-mér* (s. § 79; vgl. § 119, b).

2. Plur. zeigt sehr verschiedene Bildung in den verschiedenen anord. Sprachen (urnord. ist die Form nicht belegt):

a) Aisl. steht *-ed* aus urnord. *-*id*, *-*ēd* (vgl. got. *bairiþ, habaiþ*), z. B. *binded, hafed*, und dies *-ed* ist auch in den Typus *kalleđ* (statt **kallađ*, vgl. got. *salbôþ*) hineingeführt worden (vgl. oben 1, c). Vor den Pron. *þit, þér* (*it, ér*) steht fast regelmässig nur *-e*, z. B. *gefe þér* 'ihr gebet' aus *gefed þér* (s. § 79). Ausserdem kommt neben *-ed* häufig *-et* vor, und bald wird dies sogar häufiger als jenes. Möglicherweise ist das *t* aus dem Passivum entlehnt, indem wn. *-a* vor *-sk, -ss* lautgesetzlich in *t* übergeht, also z. B. *gefet* nach *gefezk, gefez*.[4]

b) Anorw. steht gewöhnlich *-ir* (*-er*) mit unerklärtem *-r*, z. B. *bindir*.

c) Aschw. steht ausnahmslos *-in* (*-en*), das vielleicht aus dem Konjunktiv entlehnt ist.[5]

d) Adän. ist die Form in den ältesten Denkmälern nicht belegt; später wird die Form der 3. Plur. entlehnt.

3. Plur. Urnord. (ohne Belege) wohl *-*an*(*þ*), *-ōn*(*þ*) (vgl. ags. *bindađ*), woraus *-a*, z. B. Tryggevælde *uarþa* 'werden', Rök *likia* (wn. *liggia*) 'liegen', on., wn. *hafa* 'haben'.

[1] Lyngby, *Udsagnsordenes böjning*, s. 35. — [2] Norĕeen, Arkiv f. nord. Fil. V, 393 f. — [3] Brate, Ä. Vestm. lagens ljudlära, s. 64. — [4] Hoffory, Arkiv f. nord. Fil. II, 33 Note. Larsson, *Isländska handskriften* Nr. 645, 4:o, s. LXV. — [5] Bugge, Ant. tidskr. f. Sv. V, 23. Läffler, Nord. tidskr. f. Fil. V, 77.

§ 230. Das Verbum substantivum hat eine ganz abweichende Flexion (»unthematisch«):

1. Sg. Wn. *em*, on. *æm* (später resp. *er, ær* aus der 3. Sg. entlehnt) statt **im* (got. *im*) durch Anlehnung an die Pluralformen.

2. Sg. Wn. *est* (später analogisch *ert*), on. *æst*, statt **ist* (vgl. 1. Sg.), ist wohl die alte 3. Sg. (got. *ist*), die wegen der Endung *-t* (vgl. Prät. *vast* 'warst' zu *vas* 'war') als 2. Sg. aufgefasst wurde (um so eher, weil der Plural präteritale Endungen zeigte), wozu wohl auch die Form *estu* (aus *es-þú*) 'du bist' beigetragen hat. Die sehr seltene wn. Form *es* (*er*, on. häufiger *ær*, mit aus dem Plur. entlehntem *r*) kann entweder unmittelbar die ursprüngliche (got. *is*) sein oder auch in späterer Zeit aus der 3. Sg. entlehnt.

3. Sg. run. *is* (z. B. Rök), wn. *es* (später *er*), on. *ær*, agutn. *ir* ist wohl die alte 2. Sg. (got. *is*), die, nachdem die 3. Sg. als 2. Sg. aufgefasst wurde, selbst die Funktion der 3. Sg. übernahm (nach der Analogie *vast* : *vas* u. dgl.). Mit abweichender Vokalisation (vgl. Plur.) steht aschw. *ar, iær* (agutn. *ier*).

3. Plur. wn. *ero*, on. *æru* wohl aus **ezunþ* (vgl. gr. ἔασι); mit anderer, nicht genügend erklärter, Vokalisation teils on. *aru* (vgl. north. *aron*), teils agutn. *ieru, iru*. Da diese Form wie eine 3. Plur. Prät. aussah, ist dazu mit Präteritalendungen neugebildet wn. 1. Plur. *erom*, 2. Plur. *erođ, -ot, -ur* (on. resp. *ærum, ærin*).

§ 231. Indicativus Præteriti hat im Sg. verschiedene Endungen, je nachdem das Verb stark oder schwach ist:

a) 1., 3. Sg. der starken Verba sind schon urnord. ohne Endung, z. B. 2. Sg. Reidstad *nam* (got. *nam*) 'nahm', 3. Sg. Tanum *was* (got. *was*) 'war', Istaby *warait* 'schrieb' u. a.

2. Sg. der st. Verba (urnord. nicht belegt) endet auf *-t*, z. B. on., wn. *gaft* (got. *gaft*) 'gabst'. Vor *þú* kann das *-t* fehlen, z. B. *gekk þú* 'du gingst'

mit analogisch hergestelltem *þú*, statt *gekktu* aus **gekkt-tu* (**gekkt-þú*); ausserdem aus unbekanntem Grunde bei wn. *mun* (*mon*) 'wirst', *skal* 'sollst' neben *munt* (*mont*), *skalt* (auch mit Präsensflexion *munn*, *monn* und *skall*). Das sehr seltene aisl. *skald* ist wohl aus *skaldu* (**skall-dú*, *-þú*) abstrahiert.

b) 1. Sg. der schwachen Verba urnord. auf *-ǭ* (aus **-ōm*), z. B. Gallehus *tawido* 'machte', Einang *faihido* 'schrieb', Tune *worahto* 'machte' u. a. Hieraus später *-ǫ*, *-a*, schon urnord. Etelhem *wrta* 'machte', dann in wn. *fáða* (run. *faaþą* Flemløse) 'schrieb', *orta* 'machte' u. s. w. Später kann die Form der 3. Sg. entlehnt werden, on. schon vorliterarisch und ausnahmslos, anorw. um 1200 und aisl. um 1300 alternativ.

2. Sg. der schw. Verba (urnord. nicht belegt) endet auf *-ir* aus urnord. **-ēR* (**-ǣz*, vgl. got. *walidês*), z. B. wn. *valder* 'wähltest'. Im On. ist jedoch diese Endung fast nie erhalten (z. B. agutn. *skuldir* 'solltest'), sondern die der 3. Sg. entlehnt worden.

3. Sg. der schw. Verba urnord. auf *-ē* (aus **-ǣ*, vgl. got. *walida*), z. B. Tjurkö *wurte* (By *orte*, Sölvesborg *urte*) 'machte', Gommor *sate* (aschw. *satte*) 'setzte'; später *i* (*-e*), z. B. on. *satte*, wn. *sette*. Daneben kommt einigemal im Anorw. und (runisch) im Adän. die Endung *-a* vor,[1] welche entweder aus der 1. Sg. entlehnt ist oder auch möglicherweise ein urnord. **-ā* (aus urgerm. haupttonigem *-ǣ*) voraussetzt (vgl. § 175, 1).

c) Plur. hat bei starken und schwachen Verben dieselben Endungen:

1. Plur. (urnord. nicht belegt) wn. *-om*, *-o* (nach der für das Präs. geltenden Regel), on. *-um*, z. B. *bundom*, *lifdom* 'lebten'.

2. Plur. (urn. nicht belegt) aisl. *-od*, *-o*, *-ot* (vgl. im Präs.), anorw. *-ur*, aschw. *-in*, adän. nicht belegt (vgl. im Präs.) z. B. *bundod*, *-o*, *-đ*, *-ur*, *-in*.

3. Plur. urnord. auf *-un* (vgl. got. *bundun*), z. B. Tune *dalidun* 'teilten'. Hieraus später *-u* (unsynkopiert, weil nebentonig), z. B. Flemløse *satu* (on. *satto*, wn. *setto*) 'setzten', on., wn. *bundu*, *-o*.

d) Eine Dualform ist in urnord. 1. Du. *waritu* (Järsbärg) 'wir zwei schrieben' noch vorhanden (vgl. got. *bundu* u. dgl.), später aber nicht von der wn. 1. Plur. auf *-o* (s. oben c) zu unterscheiden.

[1] Gíslason, *Um frumparta íslenzkrar túngu*, Kbh. 1846, s. 124. Rydqvist. Svenska språkets lagar, I, 329.

§ 232. Conjunctivus Præsentis (urnord. keine Form sicher belegt):

1. Sg. wn. auf *-a* aus **-ō*, **-au* (s. § 40, c; vgl. got. *bairau*), z. B. *fara* 'fahre'; vor der Passivendung *-mk* ist aber die *o*-Qualität erhalten, z. B. *beromk* 'werde getragen'. On. wird die Form der 3. Sg. schon vorliterarisch entlehnt, was wn. erst später vorkommt (vgl. § 231, b).

2. Sg. wn. *-er*, *-ir* aus urnord. **-ēR* (aus **-aiz*, vgl. got. *bairais*), z. B. *farer* 'fahret'; auch *kaller* 'rufest' (wäre got. **salbais* st. *salbôs*). On. findet schon vorliterarisch Entlehnung aus der 3. Sg. statt.

3. Sg. allgemein *-i* (*-e*) aus urnord. **-ē* (aus **-ai*, vgl. got. *bairai*), z. B. Glavendrup *uiki* (aisl. *vígi*) 'weihe', on. *fari*, wn. *fare*, *-i* 'fahre'; auch *kalle* 'rufe' (gegen got. *salbô*).

1. Pl. wn. auf *-em*, *-im* aus urnord. **-ēm* (aus -**aim* oder **-aima*, vgl. got. *bairaima*), z. B. *farem* 'fahren'; doch bei dem Typus *kalla* steht *-um* (*-om*; dem got. *-ôm* entsprechend), z. B. aisl. *kǫllom*, anorw. *kallum* (vgl. got. *salbôm*). Dann dringt diese Endung (wohl unter dem Einfluss des Indikativs) auch bei andern Verben ein, und diese Analogiebildung ist im On. (wo *-im* nur in ein Paar agutn. Runeninschriften vorkommt) schon vorliterarisch durchgeführt. Ausnahmsweise kommt im Aschw. *-in* (vgl. das in Stockh. Hom. einmal belegte *halldenn* st. *haldem* 'halten') vor, das wohl aus der 3. Plur. entlehnt ist, gleichwie im Aisl. einigemal (in Stockh. Hom.) ein daher stammendes *-e* steht.

2. Plur. aisl. *-ed, -id* (*-e, -i, -et, -it*, vgl. 2. Plur. Indik.), das mit dem got. *-aiþ* stimmt; anorw. *-ir, -er* (vgl. Indik.). Aschw. steht *-in*, adän. *-i* (später *-æ*) wie in der 3. Plur.

3. Plur. zeigt zwei verschiedene Bildungen. Dem got. *-aina* entspricht das im Aschw. gewöhnliche (im Agutn. ausschliesslich gebräuchliche) *-in*, z. B. *farin* (got. *faraina*) 'fahren'. Dagegen im Wn. und Adän. sowie sporadisch im Aschw. (vorzugsweise in västgötischen Denkmälern) steht *-i* (wäre got. **-ain*), z. B. *fari* (*-e, -æ*).

§ 233. Conjunctivus Præteriti zeigt nur im Wn. eine besondere Flexion. Zwar sind die Endungen anscheinend mit denen des Konj. Präs. ganz identisch, aber dass sie in der Wirklichkeit den got. *-jau, -eis, [-eiþ], -eim[a], -eiþ, -ein[a]* entsprechen, d. h. urnord. *ī*, nicht *ē* (gleich got. *ai*) enthalten, geht aus dem Umlaut der Wurzelsilbe hervor, z. B. *bynda, -er* u. s. w. 'bände, -est'. Dagegen im On. müssen schon vor dem Eintritt des späteren *i*-Umlautes (s. § 49, 2) die Endungen des Konj. Präs. alternativ in den Konj. Prät. eingeführt worden sein, denn umgelautete Formen finden sich hier fast nie; also z. B. Sg. *bunde* 'bände', run. (Rök) *urþi* 'würde', ganz ausnahmsweise aschw. *þørþe* neben *þorþe* 'dürfte', 'wagte', Plur. *bundin* 'bänden', run. (Rök) *uaRin* 'wären'.

§ 234. Imperativus (Præsentis) stimmt im Pl. (wo nur die zwei ersten Personen vorkommen) ganz mit dem Indik. Präs. Im Sg. (wo nur die zweite Person vorhanden ist) ist die Bildung (urnord. nicht sicher belegt) dieselbe wie im Got., also z. B. *far* (got. *far*) 'fahre', *kalla* (vgl. got. *salbô*) 'rufe'; bei den *ja-* und *ia*-Verben z. B. *vel* (got. *walei*) 'wähle', *dóm* (got. *dômei*) 'richte', aber mit erhaltenem *i*, wo die negierenden Suffixe *-at, -t* antreten, z. B. *kueliat* 'quäle nicht', *deilit* 'zanke nicht'. Wie die Verben, die dem got. Typus *haban* entsprechen, ja auch sonst vielfach Schwankungen nach der Flexion der *ja*-Verba zeigen (s. § 225, § 229), so tritt auch hier doppelte Bildung auf, z. B. wn. *þege* (got. *þahai*) 'schweige', anorw. (selten) *life* (got. *libai*) 'lebe' u. dgl., woneben (im On. ausschliesslich, im Wn. je später je häufiger) z. B. on. *þigh*, on., wn. *lif*, *seg* 'sage', *haf* 'habe' u. dgl.

§ 235. Participium Præsentis ist wie in den übrigen germ. Sprachen fast immer mittelst des Suffixes *-and-* gebildet, z. B. *farande* (got. *faranda*) 'fahrend', *kallande* (vgl. got. *salbônda*) 'rufend', *veliande* (got. *waljanda*) 'wählend' u. s. w. Selten steht ablautend *-(u)nd-* wie in den substantivierten *bónde* (aus **bō[u]ndi*) 'Bauer' (neben wn. *búande*, on. *bōande*; so immer als Part. Präs. »wohnend«), *þróndr* 'verschnittener Eber' (auch als Personenname) zu *þróa(sk)* ('sich) mästen' u. a. Die Flexion ist, wie im Got., im Sg. M. und Ntr. die eines *an*-Stammes, im Pl. und Sg. F. die eines *īn*-Stammes. Starke Flexion (vgl. got. *gibands* neben *gibanda*) kommt nur bei Wörtern vor, die völlig als Substantiva empfunden werden, wie z. B. das eben erwähnte *þróndr* (vgl. auch § 179). Im On. ist das Part. Präs. in prädikativer (später auch in attributiver) Stellung indeklinabel und endet dann entweder auf *-i* (*-e*) oder (adän. doch nur im Schonischen) auf ein noch nicht genügend erklärtes *-is*,[1] z. B. *gangandi(s)* 'gehend'.

[1] Rydqvist, Sv. språkets lagar, I, 423.

§ 236. Participium Præteriti flektiert ganz wie ein regelmässiges Adjektiv (stark und schwach), zeigt aber sehr verschiedene Stammbildung:

1. Suffix *-in-* kommt regelmässig den starken Verben zu, z. B. wn. *folgenn*, on. *fulghin* (got. *fulgins*) 'verborgen', *látenn*, *lātin* (gegen got. *lētans*) 'gelassen' u. s. w. Die im Got. gewöhnliche Ablautsform *-an-* kommt im On. einigemal vor, z. B. aschw. Ntr. *lighat* (wn. *leget*) 'gelegen', *þighat* (wn. *þeget*) 'empfangen',

run. *takat* (sonst *takit*) 'genommen'; vgl. auch Substantivierungen wie *bundan* 'Garbe' (»das gebundene«).

2. *-d-* (unter Umständen *-t-*, *-þ-*, *-d-*, *-s-*) mit oder ohne vorhergehenden »Bindevokal« kommt regelmässig den schwachen Verben zu, z. B. *kalladr* (vgl. got. *salbôþs*) 'gerufen', *val(i)dr* (got. *waliþs*) 'gewählt' u. s. w. Bei starken Verben ist diese Bildung verhältnismässig selten (und meist zu reinem Adj. oder Subst. geworden), z. B. *kaldr* 'kalt' zu *kala* 'frieren', *daudr* 'tot' zu *døyia* 'sterben', *skardr* 'vermindert' zu *skera* 'schneiden', *kudr* 'kund' zu *kann* 'kann' u. dgl.

3. Participien, die (wenigstens scheinbar) ohne jedwede konsonantische Ableitung gebildet sind, und welche gewöhnlich im letzten Grunde statt von denjenigen Verben, als deren Participien sie auftreten, abgeleitet zu sein, vielmehr diesen Verben zu Grunde liegen, sind — wenigstens im On. — nicht allzu selten, z. B. als *wa*-Stamm flektierend (vgl. skr. *pakvás*, lat. *arvum*, *pascuus*, *ingenuus* u. dgl., so wie anord. Substantivierungen wie *miǫl*, d. h. **melwa* zu *mala* 'mahlen') wn. *gørr* (*gǫrr*), on. *gør* zu *gørua* 'thun'; als *a*-Stämme (seltener sind *i-*, *ja-* oder *ia*-Stämme, vgl. lat. *eximius* zu *emo*, *ingenium* zu *gigno* u. dgl.) aschw. *sagher*, adän. *sagh*, aisl. (sehr selten) *sagr* neben *sagdr* zu *segia* 'sagen'; aschw. *lægher*, adän. *lagh* neben *laghþer* zu *læggia* 'legen'; aschw., wn. *sparr* (neben *spardr*) zu *spara* 'schonen', 'sparen'; aschw. *hutl* (*hutlter*) zu *hutla* 'ausruhen'; on., wn. *sárr* 'verwundet'; aisl. (selten) *vafr* (*vafdr*) 'eingehüllt', *séfr* (*séfdr*) 'getötet'. Wo solche Bildungen neben starken Verben stehen, haben sie gewöhnlich rein adjektivische Bedeutung gegenüber den echten Participien mit dem *-in*-Suffix, z. B. wn. *riódr* oder (ablautend) *raudr* 'rot' neben *rodenn* 'gerötet' zu *rióda*; *biúgr* 'krumm' neben *bogenn* 'gekrümmt' u. s. w.

§ 237. Das alte Medio-Passiv (vgl. got. *bairada*, *-aza* u. s. w.) ist im Anord. fast ausgestorben. Die 1. Sg. Präs. Indik. ist jedoch erhalten in urnord. (z. B. Kragehul) *haite* (wäre got. **haita* aus **haitai*[1]), wn. *heite*, on. *hēti-r* (mit jungem *r* aus der 2., 3. Sg.) 'ich werde genannt'. Wegen der Ähnlichkeit dieser Form mit einem schwachen Präs. Activi wie *déme* 'richte' werden die übrigen Personen nach dieser Analogie gebildet. — Über etwaige erhaltenen Formen der 3. Sg. Prät. Indik. s. § 223 und § 226, 3.

[1] Sievers, PBB. VI, 561. J. Schmidt, Z. f. vgl. Spr. XXVI, 43.

§ 238. Ein neues Medio-Passiv, das den nordischen Sprachen spezifisch ist, wird in der Vikingerzeit (wenn nicht früher, was aus Mangel an älteren Belegen nicht zu entscheiden ist) dadurch gebildet, dass an die aktive Form das Pron. reflexivum (in synkopierter Gestalt) tritt, entweder als Dativ (z. B. Högby *ai[n]taþis* = *ændadi-ss* »machte sich ein Ende«, 'starb') oder — ohne wesentlich verschiedener Bedeutung — als Accusativ (z. B. auf dem grösseren Denkmal von Århus *barþusk* = *bardu-sk* 'schlugen sich'). Hierbei ist zu merken, dass *-ss* (aus *seR*), *-sk* (aus *sik*) nicht nur in der 3. Sg. und Pl., sondern als generelles Reflexivpronomen für alle Personen gebraucht wird; doch kommt noch in der ältesten wn. Literatur allgemein *-mk* (aus *mik*), seltener *-m* (aus *-*mR*, *meR*), in der 1. Sg. (über *-k* in der 1. Pl. s. unten 2) vor. Über die älteste Entwickelung der beiden Formationen ist ferner zu bemerken:

1. Die Flexion mit suffigiertem Dativ, z. B. zu Präs. Ind. Akt. *dēmi* »richte« im Medio.-Pass. Sg. 1. *dēmum* (on. schon vorliterarisch, wn. erst später durch die Form der 2. Sg. ersetzt), 2. *-is(s)*, 3. *-iz*, Pl. 1. *-ums*, 2. *-iz*, 3. *-as(s)*, wird schon zur Zeit der ältesten Literatur allmählich in der Weise ausgeglichen, dass (besonders im Wn.) *-z* oder (bes. im On.) *-s* überall als Endung durchgeführt wird; also z. B. wn. *démomz* (*-oms*), *-ez* (*-es*), *-ez* (*-es*), *-omz* (*-oms*), *-ez*

(-*es*), -*as* (-*as*), on. aber *dǿmis* (-*iz*), -*is* (-*iz*), -*is* (*iz*), -*ums* (sehr selten -*ums*), -*ins*, -*as* und entsprechend in den übrigen Tempora und Modi.

2. Die Flexion mit suffigiertem Accusativ, z. B. Sg. 1. *dǿmumk* (sehr selten -*umsk*, aus der 1. Pl. entlehnt), 2. -*isk*, 3. -*izk*, Pl. 1. -*umsk* (häufiger -*umk* wie in der 1. Sg.; ob aber hier aus -*um* + **[o]kk* = got. *ugk* entstanden?), 2. -*izk*, 3. -*ask*, schwindet allmählich zu Gunsten der dativischen Formation und zwar im On. schon in früh vorliterarischer Zeit, im Wn. dagegen erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrh:s (am frühesten im Anorw.), zum Teil noch etwas später.

2. Die flexivische Entwicklung in den altnordischen (besonders den ostnordischen) Literatursprachen bis zur Reformation.

A. Deklination.

1. Die Substantivflexion.

§ 239. Die starken Maskulina und Neutra zeigen folgende hauptsächlichen Veränderungen:

1. Sg. Nom. M. verliert im On. allmählich (teils lautgesetzlich, teils durch Entlehnung der Accusativform) seine Endung. Im Adän. ist diese schon vor 1150 fast ausnahmslos geschwunden, und die älteste Literatur zeigt nur äusserst seltene Beispiele vom -*r* (-*ær*). Im Aschw. fehlt es zur selben Zeit (1300) regelmässig bei einem Subst. in appositioneller Stellung vor einem andern, sowie nach Vokal (z. B. *siō* 'See', *hirþe* 'Hirt'), sonst nur selten; dagegen nach 1400 öfter in gewissen Denkmälern, nach 1450 gewöhnlich überall. Im Ostnorw. schwindet es sporadisch, wobei jedoch (im Gegensatz zu dem Verhältnis im On.) der Svarabhaktivokal erhalten wird, z. B. *presta* neben -*ar* (aisl., wnorw. *prestr*, -*ur*) 'Priester'. In aisl. Rímur des 15. Jahrh:s steht durchgehends -*ing*, -*ung* statt -*ingr*, -*ungr*. — Umgekehrt können sowohl im Aschw. wie im Aisl. viele *ia*-Stämme ihre Nominativendung durch das ganze Paradigma dringen lassen, z. B. aschw. *Swærkir*, -*irs* u. s. w., aisl. *lǽknir*, -*irs* u. s. w. 'Arzt'.

2. Sg. Gen. bewahrt die Endung -*s* ausser on. in appositioneller Stellung. Dagegen wird im On. die Endung -*ar* allmählich aufgegeben (am spätesten in fremden Nomina propria, z. B. *Magnus-ar*, *Iohannes-ar*) und durch -*s* ersetzt, das schon um 1350 ganz regelmässig ist, z. B. *luts* st. *lutar* 'Looses'.

3. Sg. Dat. fällt im On. allmählich mit dem Accusativ (dessen Form alleinherrschend wird) zusammen, am frühesten im Jütischen (um 1300), etwas später im Seeländischen, dagegen im Schon. und Aschw. erst im 15. Jahrh.; doch kommen im Aschw. die alten Formen in Folge absichtlicher Archaisierung noch dann und wann bis in das 17. Jahrh. vor.

4. Pl. Gen. fügt im On. gegen 1500 zu dem alten -*a* die Singularendung -*s*. Vereinzelt steht die im Jütischen schon um 1300 regelmässig auftretende Neubildung *mæns* (nach dem Nom. Pl. *mæn*) statt *manna* 'Männer'.

5. Pl. Dat. fällt im On. mit dem Acc. zusammen zur selben Zeit, wo Sg. Dat. durch den Acc. ersetzt wird (s. oben 3).

6. Pl. Acc. fällt im On. mit dem Nom. zusammen; so im Adän. schon vorliterarisch, im Aschw. erst nach 1350, z. B. adän. *akræ* 'Acker', *lotæ(r)* 'Loose', aschw. *ākra(r)*, *loti(r)*. Vokalisch (selten konsonantisch) endende Neutra fügen im Adän. schon seit 1300, im Aschw. erst seit 1450 und selten, -*(e)r* (aschw. auch, sehr selten, -*n* nach Vokal) hinzu, z. B. adän. *bī-r* (*bī*) 'Bienen', *rīghe-r* 'Reiche', *herredh-er* 'Bezirke', aschw. *klǣdhe-r* (*klǣdhe-n*) 'Kleider', *dyrne-r* 'Thürpfosten', *kæxe-n* 'Bootshaken'). Ebenso finden sich im Adän. schon um 1300 Beispiele von zugesetztem -*æ* bei konsonantisch endenden Neutra, z. B. *blathæ* (*blath*) 'Blätter'.

7. Die *ja*-Stämme fallen sowohl im Wn. wie im On. durch Ausgleichung zu Gunsten der *j*-losen Formen je später je mehr mit den reinen *a*-Stämmen zusammen, z. B. aisl. Dat. Pl. *sekk(i)um* zu *sekkr* 'Sack'.

§ 240. Die starken Feminina haben im Pl. ganz dieselbe Entwickelung wie die starken Mask. durchgemacht. Zu der Singularflexion ist zu bemerken:

1. Sg. Gen. vermisst im On. bisweilen jede Endung; so häufig im Aschw. nach 1350. Wo die Endung nicht fehlen darf, wird allmählich das alte *-ar* durch das mask.-neutr. *-s* ersetzt, wovon Spuren sich finden im Adän. schon um 1300, im Aschw. erst nach 1400 (nur bei den femininen Verwandtschaftswörtern auf *-r* schon um 1350, z. B. *mōþors* 'Mutter').

2. Sg. Dat. ist im On. schon um 1350 mit dem Acc. zusammengefallen.

§ 241. Die schwachen Maskulina und Neutra:

1. Sg. Nom., Dat., Acc. M. fallen nach 1400 im Aschw. allmählich zusammen, wobei bald die Nominativform auf *-i*, *-e*, bald die Dat.-Acc.-Form auf *-a* den Sieg behält. Im letzteren Fall wird das Wort oft, wegen der Ähnlichkeit der Nom.-Endung, als Femininum aufgefasst.

2. Sg. Gen. nimmt im On. nach 1400 die Endung der starken Substantiva an; im Aschw. kann dies *-s* bei den Maskulinen sowohl an die alte Endung *-a*, als später (seit 1500) an das nominativische *-i*, *-e* treten, z. B. *boghas*, *-is*, *-es* statt *-a* 'Bogens'.

3. Pl. Nom., Acc. Ntr. können im Adän. die Form des Gen. Pl. annehmen, z. B. schon um 1300 *ørnæ* 'Ohren', später *øghnæ*, *øine* 'Augen',

§ 242. Die schwachen Feminina haben im On. dieselbe Geschichte wie die schw. Mask., indem im Aschw. seit 1400 der Nom. auch auf *-u*, *-o* wie der Dat.-Acc. und dieser auch auf *-a* wie der Nom. enden kann. Im Gen. tritt (um 1500) *-s* entweder an die alte Endung *-u*, *-o* oder an das nom. *-a* an, z. B. *kyrkios*, *-as* st. *-o* 'Kirche'.

2. Die Adjektiv- und Pronominalflexion.

§ 243. Die starke Adjektivflexion ist in folgenden wesentlichen Punkten vereinfacht worden:

1. Die *wa*- und *ja*-Stämme verlieren durch Ausgleichung allmählich ihr charakteristisches *w*, resp. *j*, z. B. aisl. Acc. Sg. M. *þykk(u)an* 'dicken', *rík(i)an* 'mächtigen'.

2. Die Endung *-(e)r* des Nom. Sg. M. schwindet im On. allmählich wie bei den Substantiven (s. § 239, 1), doch weit langsamer, so dass noch zur Zeit der Reformation die alte Endung, auch im Adän., häufig erhalten ist. In Pronominaladjektiven tritt on. schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrh:s bisweilen Acc. Sg. M. in nominativischer Anwendung auf, z. B. aschw. *annan*, *năkon* statt resp. *annar* 'ander', *năkor* 'irgend ein'.

3. Die Endungen des Gen., Dat. und Acc. gehen im On. bisweilen verloren, besonders wo das Adjektiv attributiv steht. In den aisl. rímur des 15. Jahrh:s fehlt bisweilen jede Endung (also auch die des Nom:s) bei einem nach seinem Substantiv stehenden Adj.

§ 244. Die schwache Adjektivflexion zeigte ja von Alters her im Pl. keine andere Verschiedenheit der Endungen, als dass der Dativ auf *-um* endete, während die übrigen Kasus *-u* hatten. Aber auch dieser geringfügige Unterschied wird bald aufgehoben. Schon in der ältesten on. und anorw. Literatur ist der Dat. Pl. den übrigen Pluralkasus gleich geworden und dasselbe Verhältnis tritt im etwas späteren Aisl. ein. Im Aschw. nach 1350 wird das *-u* (*-o*), je später je mehr, durch *-a* ersetzt; da nun der Nom. Sg. M. statt *-i* (*-e*) die Endung *-a* der obliquen Singularkasus bisweilen, wenn auch selten,

annehmen kann (vgl. § 241, 1), so ist also in solchem Falle das aschw. schwache Adj. (wie schon früher das adän. durch den Übergang aller Endungsvokale in *-æ*) faktisch indeklinabel, auf *-a* endend, geworden; erst sehr spät (im Adän. jedoch schon um 1400) kann der Gen., nach Analogie der starken Flexion, auf *-es, -as* enden, z. B. *then dōdhes* (aisl. *hins dauða*) 'des toten'. Ganz dieselbe Entwickelung durchlaufen zur selben Zeit die (immer schwach, als *n*-Stämme, flektierenden) Participia Præsentis und Komparative (im Aschw. bisweilen gewöhnliche schwache Flexion aufweisend), nur dass hier die den meisten Kasus vom Anfang an zukommende Endung *-i (-e)* herrschend wird. Daneben tritt aber im Aschw. bei den Komparativen eine Endung *-in* auf, die in der ältesten Zeit sich nur — und zwar ziemlich selten — bei komparativen Adverben zeigt, dann um 1350 — am frühesten im Agutn. und im Pl. — auch bei den Adjektiven in prädikativer Stellung, um endlich im 15. Jahrh. auch — wiewohl selten — in attributiver Stellung aufzutreten, z. B. *længrin* st. *længre* 'länger'. Wahrscheinlich beruht die Form auf einer Verschmelzung des Komparativs mit dem postpositiven (im Wn. præpositiven) unbetonten Partikel *in* (betont wn. *enn*, on. *æn*) 'noch'; also aschw. *længr-in* = aisl. *in lengr* '(noch) länger'.[1]

[1] Kock, Arkiv f. nord. Fil. VI, 56 ff.

§ 245. Die ungeschlechtigen persönlichen Pronomina haben im On. folgende hauptsächlichen Veränderungen erlitten:

1. Der Genitiv nimmt (bes. im Adän.) um 1400 in Analogie mit andern Wörtern die Endung *-s* an, z. B. *mins, sins, vars* (adän. auch *vāres*), *ēdhers* statt *mīn, sīn, vār (vāra), iþar*. Übrigens gerät dieser Kasus zur Zeit der Reformation überhaupt ausser Gebrauch (am frühesten im Sg.) und wird durch die Possessivpronomina ersetzt.

2. Der Dativ wird in der ersten Hälfte des 14. Jahrh:s allmählich von dem Accusativ verdrängt (am spätesten *sǣr* von *sik*), dies in scharfem Gegensatz zu dem Verhältnis bei dem geschlechtigen Personalpronomen, wo schon in der ältesten aschw. Handschrift der Dat. *hānum* den Acc. *han(n)* vertreten kann, wiewohl erst nach der Reformation die Accusativformen *han, hana* ganz von *honom, henne* ersetzt worden sind.

3. Der Nom. Pl. aschw. *vī(r), ī(r)* zeigt nach 1350 nur die *r*-losen Formen, die im Adän. schon früher alleinherrschend waren.

4. Die Dualformen kommen gegen die Reformationszeit ausser Gebrauch und werden von den Pluralformen ersetzt. Dasselbe Schicksal trifft gleichzeitig die dualen Possessivpronomina.

§ 246. Die Flexion der Pronomina demonstrativa wird im On. sehr vereinfacht. Wo sie attributiv stehen, bleibt zuletzt nur der Unterschied der Numeri und zum Teil der Genera, z. B. Sg. M., F. *then* 'der', 'die', Ntr. *thet* 'das', Pl. M., F., Ntr. *thē* 'die'; ebenso Sg. M., F. *thenne, -a* 'dieser, -e', Ntr. *thetta*, Pl. M., F., Ntr. *thesse, -a* (adän. auch *thisse*). Dagegen wo sie als Substantive gebraucht werden, kommen noch verschiedene Kasusformen vor, z. B. bei »der, die, das« Sg. Nom. F. *thē*, Gen. M. *thes* oder *thens*, F. *thē*, Ntr. *thes*, Dat. M. *them*, F. *thē*, Ntr. *thȳ* oder *the*; Pl. Gen. *thēra* oder mit analogischem *-s thēras* (adän. *thēres, -is* schon um 1400), Dat. *them* (jetzt auch als Acc. gebraucht, wovon Beispiele schon in der ältesten aschw. Handschrift anzutreffen sind).

§ 247. Der Artikel (urspr. Pron. demonstr.) *enn (inn)* wird in allen anord. Sprachen in literarischer Zeit vor einem Adj. durch *hinn* (s. § 187) ersetzt, nach einem Subst. mit diesem zu einem Worte verschmolzen (dialektisch aber im Jütischen des 15. Jahrh:s, wenn nicht früher, durch ein präpositives *e* (aus *the*?) ersetzt, z. B. *e diel* — *dēl-in* 'der Teil'[1]) Hierbei treten

sowohl beim Artikel wie beim Subst. durchgreifende Veränderungen (bes. Verstümmelungen) ein:

a) Über den Artikel ist hauptsächlich folgendes zu bemerken:

1. Der anlautende Vokal schwindet: immer nach schwachtonigem Vokal, z. B. wn. *líkame-n* (Stockh. Hom. noch einmal *lekameen;* sic!) 'der Körper', *trúa-n* (Stockh. Hom. noch *trúa en*) 'die Glaube'; gewöhnlich nach starktonigem Vokal (im Wn. doch nie, wenn die Artikelform einsilbig ist), z. B. wn. *brú-(e)nne* 'der Brücke', on. *fǣ-(i)t* (wn. *fēet*) 'das Vieh'; nach Konsonanten in gewissen Formen immer, in andern nie, in vielen schwankend, z. B. wn. *ulfar-ner* 'die Wölfe' (Nom.), *fiǫdr-enne* 'der Feder' (Dat.), *sól-(e)na* 'die Sonne' (Acc.). Vgl. weiter die Spezialgrammatiken.

2. Die Endungen werden im On. bisweilen verändert:

α) Sg. Gen. F. endet seit 1400 bisweilen, statt auf *-(i)nna(r)*, entweder auf *-(e)nnas*, *-(e)nnes*, z. B. aschw. *værld-ennas* 'der Welt', *kyrkio-nnas* 'der Kirche'; oder, durch Entlehnung aus dem Mask., auf *-ens*, z. B. *sōl-ens* 'der Sonne'.

β) Sg. Acc. F. kann, im Adän. schon um 1300, im Aschw. erst später, die Endung des Nom. Sg. F. entlehnen, z. B. adän. *iorthen* (wn. *iǫrðina*) 'die Erde'.

γ) Pl. Nom. M. kann im Aschw. seit 1400 statt auf *-ni(r)* auf *-na* enden, das aus dem Acc. Pl. M. und Nom., Acc. Pl. F. entlehnt ist.

δ) Pl. Nom., Acc. M. und F. können dialektisch sowohl im Aschw. wie (besonders häufig) im Adän. seit etwa 1450 die Endung *-en* (adän. auch nur *-n*) aufweisen, welche wohl durch eine späte Synkope aus resp. *-ini(r)*, *-ina(r)* entstanden ist[2], z. B. aschw. *bøndr-en* 'die Bauern', adän. *søner-en* 'die Söhne', *ængle-n* 'die Engel', *Iødher-n* 'die Juden'.

ε) Pl. Gen. kann spät, statt auf *-(e)nna*, auf *-(e)nnas* enden (vgl. § 239, 4). Über Dat. Pl. s. unten c.

b) Die Flexion des Substantivs erleidet folgende hauptsächlichen Veränderungen:

1. Sg. Nom. M. zeigt im Aschw. nach 1350 gewöhnlich (früher selten), kein *-r* mehr, z. B. *præstin* statt *præstrin* 'der Priester'. So lange das *-r* erhalten ist, steht natürlich vor diesem regelmässig kein Svarabhaktivokal, wenn auch bisweilen derselbe aus der unbestimmten Form auf die bestimmte übertragen wird, z. B. *udd(e)rin* 'der Ort', 'die Ecke'. Vgl. unten 2.

2. Sg. Gen. M., Ntr. ersetzt im On. immer die Endung *-ar* vor dem Artikel durch *-s*, z. B. *sons-ins* (neben *sonar* ohne Artikel) 'des Sohnes', *fǣs-ins* (neben *fēar*) 'des Viehes'. Ausserdem kommt sowohl im Wn. wie (bes. später) im On. nicht selten vor, dass die Genitivform des Artikels an die Nominativform eines Neutrums tritt, z. B. aisl. (in Stockh. Hom.[3]) *nafn-ens* 'des Namens', *bod-ens* 'des Gebots', aschw. *barn-ens* 'des Kindes'. Dagegen beim Maskulinum kann, im Wn. wie im On., *-s* an die mit dem Artikel versehene Accusativform treten, z. B. aisl. (in Stockh. Hom.[3]) *dag-enn-s* 'des Tages', *heim-enn-s* 'der Welt', altschw. *hæst-in-s* 'des Pferdes', *konung-in-s* 'des Königs'.

3. Sg. Gen., Dat. F. zeigen im On. bei dem Subst. nie *-ar*, resp. *-u* vor dem Artikel, der stets an die Nominativform tritt, z. B. Gen. *sak-innar* (wn. *sakar-innar*) 'der Sache', *siæl-innar* (neben *siælar*) 'der Seele'; ebenso Dat. *sōl-inne* (wn. *sólu-nne*) 'der Sonne', *iorþ-inne* (neben *iorþo*) 'der Erde'.

4. Pl. Nom. M., Nom., Acc. F. müssen in den meisten on. Dialekten (nach § 170, 4, a) das *-r* des Subst:s vor dem Artikel einbüssen, z. B. M. *hæsta-ni(r)* (wn. *hestar-ner*) 'die Pferde', F. *synde-na(r)* 'die Sünden'; im 15. Jahrh. tritt doch oft nach der Analogie der unbestimmten Form (*hæstar, synder*) das *-r* wieder ein, also z. B. *hæstar-ne(r)*, *synder-na(r)*.

5. Über Dat. Pl. s. unten c.

c) Besondere Erwähnung verdient der Dativus Pluralis, welcher viele verschieden entwickelte Formen zeigt. Mit ganz unversehrtem sowohl Subst. als Artikel kommt selten noch *-um-enum* vor, z. B. im anorw. Homilienbuch *steinom-enom* 'den Steinen'. Durch die gewöhnliche Synkope des anlautenden Vokals beim Artikel (s. oben a, 1) entsteht hieraus das ebenso sehr seltene *-um-num*, z. B. im aisl. (Stockh.) Homilienbuche *kirkiom-nom* 'den Kirchen', aschw. auch einmal (noch im Anfang des 15. Jahrh:s) *swēnom-nom* 'den Junggesellen'. Dann schwindet das *m* des Subst., wodurch die im Wn. normale Form auf *-o-nom* (*-u-num*) entsteht. z. B. *steino-nom*. Diese Formation kommt im On. nur in alten västgötischen Denkmälern vor, z. B. *arvu-num* 'den Erben', *bondo-nom* 'den Bauern'; sonst steht mit einer ganz anderen Entwickelung des ursprünglichen *-um-enum* allgemein *-um-in* (*-om-en*), wo also die ganze Endung des Artikels verloren gegangen ist, z. B. *stēnom-en* 'den Steinen'. Unklar sind die daneben (aber spät und selten) vorkommenden aschw. Bildungen auf *-omom, -ommon, -omon*, z. B. *mæssomom* 'den Messen', *swēnommon* 'den Junggesellen', *hūsbondomon* 'den Hausherren'.[4]

[1] O. Nielsen, *Gamle jydske tingsvidner*, Kph. 1882, s. XXXVI. — [2] Schagerström, Sv. Landsmålen II, 4:59. — [3] Larsson, *Svar på profässor Wiséns »Textkritiska Anmärkningar«*, Lund, 1888, s. 53. *Studier över den Stockholmska Homilieboken*, Lund, 1887, s. 64. — [4] ib. s. 89. Kock, Nord. tidskr. f. Fil. VIII, 300. Noreen, Arkiv f. nord. Fil. V, 367.

§ 248. Von den Relativpartikeln wn. *er, es, en, at* u. s. w. (s. § 188) wird bald nur *er* gebraucht. Im On. gerät um 1350 auch dieser Partikel ausser Gebrauch und wird von *sum* (wn. ablautend *sem*) oder *þær* ersetzt. Ausserdem kommen sowohl im Wn. wie im On. nicht selten Interrogativpronomina in relativer Anwendung vor.

§ 249. Über die Komparation der Adjektiva sei nur bemerkt, dass die Bildung mittelst *-ri, -str* immer mehr zu Gunsten derjenigen mittelst *-ari, -astr* zurücktritt; und dass im Aschw. nach 1350 eine unklare Komparativbildung auf *-ane* neben *-are* auftritt, z. B. *rættane* (*-are*) richtiger', *dȳrane* (*-are*) 'teurer'. Über die Komparativendung *-rin, -arin* s. § 244.

3. Die Zahlwörter.

§ 250. Das Zahlwort wn. *einn*, on. *en* wird allmählich zu unbestimmtem präpositiven Artikel herausgebildet, im On. doch kaum vor 1350. Die Zahlen 2—4 werden im On. zuletzt indeklinabel in der Form *twā* (adän. auch *tō*; Ntr. daneben noch *tū*), *thrē, fȳra* (adän. *fīre*), am frühesten das letzte, die andern erst nach der Reformation.

§ 251. Die Zehner 30—100 werden indeklinabel und enden dann wn. und aschw. auf *-tigi* (*-tighi*), adän. auf *-tigh, -tiugh* oder *-tive, -tyve*. Diese Bildungsweise wird aber schliesslich verdrängt wn. und aschw. durch Zusammensetzungen mit *-tiu*, z. B. *fimmtiu* 50; adän. dagegen für die Zahlen 50—90 durch ein neues Zählungsprinzip nach Stiegen statt nach Zehnern, z. B. *fȳræsintiugh* (*firesinnetiughe, firesinstive*), d. h. »vier-mal-zwanzig« 80, *half thrithiæ* (*sin*) *tiugh* oder *halfthridhisintyve*, d. h. »halb-dritte-mal-zwanzig« statt des älteren *fæmtiugh* 50. — Die Ordinalzahlen werden von den Kardinalzahlen mittelst *-nde* gebildet.

B. KONJUGATION (Endungen).

§ 252. Der Infinitiv (Präs.) verliert schon vorliterarisch seine Endung *-a* lautgesetzlich (durch Kontraktion bei Hiatus) nach *-a*, z. B. on., wn. *fā*

aus *fáa* (got. *fâhan*) 'empfangen'. (In derselben Weise endet dann auch das Partic. Präs. auf *-nde* statt *-ande*, z. B. *fánde* aus *fáande*). Im On. aber schwindet die Endung *-a* allmählich auch nach andern langen Vokalen (wohl in Analogie mit dem Präsens-Indikativ, z. B. *bō* zu *bōr* wie *fā* zu *fār*). Spuren hievon zeigen sich schon vor 1300, z. B. *bō* (wn. *búa*) 'wohnen', *sē* (wn. *siá*) 'sehen', *flȳ* (wn. *flýia*) 'fliehen'; und nach 1350 sind derartige Formen durchaus regelmässig. Zu solchen endungslosen Infinitiven wird im Aschw. seit 1350 das schwache Präteritum mittelst *-dd-* statt *-d-* gebildet,[1] z. B. *sadde* (älter *sāþe*) 'säete', *bodde* (*bōþe*) 'wohnte', *flydde* (*flȳþe*) 'floh' zu resp. *sā*, *bō*, *flȳ*.

[1] Schagerström, Arkiv f. nord. Fil. III, 330.

§ 253. Bei dem Verbum finitum ist hauptsächlich folgendes zu merken:

1. Sg. beginnt bald auch im Wn., und zwar früher im Anorw. als im Aisl., die Form der 3. Sg. zu entlehnen, was nach 1300 besonders gewöhnlich ist.

2. Sg. Indik. des starken Präteritums endet bekanntlich seit urgermanischer Zeit auf *-st* bei denjenigen Verben, die in der 1. und 3. Sg. Präs. auf *-t* auslauten, z. B. on. *vēst*, wn. (z. B. Stockh. Hom. 2-mal) *veist* 'weisst' gleich got. *waist*. Im Wn. ist aber diese ursprüngliche Bildungsweise frühzeitig fast durchgehends dadurch zerstört worden, dass die 2. Sg. aus der 1. und 3. Sg. analogisch das auslautende, zum Verbalstamme gehörige, *-t* übernahm, z. B. *veizt* (d. h. *veit-st*) 'weisst'. Hierdurch war eine neue Endung *-st* neben der alten (*-t*) für die 2. Sg. Prät. Indik. geschaffen worden, und diese wurde dann etwas später auch auf die Verba übertragen, welche in der 1. und 3. Sg. auf *-d* endeten, z. B. *bazt* (d. h. *bat-st* aus **bad-st* statt des älteren *batt* aus **bad-t*) zu *bad* 'bat'. Im On. wird, besonders seit 1350, das *-st* allmählich auch auf andere Verben übertragen, z. B. *gafst* 'gabst', *fikst* 'empfingst' u. s. w., was vielleicht zum Teil auch auf dem Einfluss des Deutschen beruht; doch kommt daneben ebenso häufig (bei den »Verba Präterito-Präsentia« sogar häufiger) die alte Endung *-t* vor, z. B. *skalt* 'sollst' u. a. Direkte Entlehnung der Form der 1. und 3. Sg. kommt auch im On. nach 1350 sporadisch vor, z. B. *gaf* 'gabst'.

1. Pl. wird im Adän. allmählich durch die Form des 3. Pl. ersetzt. Auch im Aschw. zeigt sich bisweilen im 15. Jahrh. dieselbe Formübertragung, z. B. *kænna* neben *kænnom* 'kennen' u. a.

2. Pl. Präs. Imperat. zeigt im Adän. allgemein eine noch nicht erklärte Endung *-ær* (*-er*), die im 15. Jahrh. sporadisch auch im Aschw., vielleicht durch dänischen Einfluss, auftaucht, z. B. adän. *kallær*, *-er* 'rufet', aschw. *æter* 'esset'.

2. und 3. Pl. Prät. Konj. nehmen im Wn. allmählich die Endungen des Indikativs an, obwohl von der alten Flexion daneben Spuren noch bis ins 17. Jahrh. vorkommen,[1] z. B. aisl. *kǫlluðut*, *-u* neben *-it*, *-i* 'ihr, sie würdet, -n rufen'. Im On. wird der Konjunktiv überhaupt in der späteren Sprache selten gebraucht.

3. Pl. Präs. Indik. verliert im On. seine Endung *-a* nach langem Vokal in ganz derselben Weise wie der Infinitiv (s. § 252), z. B. *bō* (wn. *búa*) 'wohnen', *flȳ* (wn. *flýia*) 'fliehen' u. s. w. Die Verba Präterito-Präsentia ersetzen sowohl im Wn. wie im On. allmählich ihre präteritale Endung *-u* (*-o*) durch die präsentische *-a*; schon vorliterarisch ist dies im On. bei *vita* 'wissen' geschehen, und in der ältesten Literatur stehen neben einander wn. *unnu* und häufiger *unna* 'lieben', on. *ǣgho*, *-a* 'haben', *kunno*, *-a* 'können', *þorvo*, *-a* 'bedürfen'. Übrigens ist zu beachten, dass im Aschw. seit 1350 die Pluralformen sporadisch durch den Singular ersetzt werden, ein Vorgang,

welcher im Adän. (bes. im Jütischen) sich schon um 1300 zeigt, früher im Präsens als im Präteritum, und um 1500 allgemein durchgeführt ist, z. B. *giver* 'gibt', 'geben', *gaf* 'gab', 'gaben'. Dies doch nur im Aktivum, denn im Medio-Passiv wird durch eine ganz entgegengesetzte Entwickelung im Adän. (doch nicht im Schonischen) die Singularform oft durch die plurale ersetzt, häufiger im Präsens (wo die Pluralform um 1500 auch im Sg. als die regelmässige zu betrachten ist) als im Präteritum, z. B. *gives* 'wird, werden gegeben', *gaves* 'wurde, -n gegeben'.[2]

[1] J. Þorkelsson, *Breytingar á myndum viðtengingarháttar*, Reykjavík, 1887, s. 63. — [2] Jessen, Tidskr. f. Phil. V, 201.

§ 254. Ein Participium Futuri activi und passivi wird bisweilen im Aschw. des 15. Jahrh:s zur Wiedergabe der lateinischen Bildungen auf *-urus* und *-ndus* geschaffen und zwar durch Zusammensetzung des Infinitivs mit dem Part. Präs. *skolande* 'werdend', 'sollend', z. B. *komaskolande* 'venturus', *dyrkaskolande* 'venerandus'. Wahrscheinlich sind diese Formen, die offenbar dem Lateinischen nachgebildet sind und bald wieder schwinden, nie in die gesprochene Sprache eingedrungen.

§ 255. Das Medio-Passiv fügt im Wn. früh zu den Endungen *-z* und *-s* (s. § 238, 1) ein noch nicht völlig aufgeklärtes *-t*,[1] z. B. *kallazt*, *kallast* statt *kallaz*, *-as* 'gerufen werden'. Im Anorw. sind diese neuen Endungen schon um 1250 häufig und werden (bes. *-zt*) später fast allein herrschend.[2] Im Aisl. ist nach 1350 *-zt* (auch *-zst* geschrieben) die gewöhnliche Endung; erst um 1550 wird das noch im Neuisl. fortlebende *-st* allgemein üblich, das doch vielleicht ebensowohl aus dem *-zt* (in Folge der Assimilation des *ts* zu *ss*, s. § 118, d) entstanden sein kann als das alte *-st* vertreten.

[1] Larsson, Studier över den Stockh. Hom., s. 75. — [2] J. Þorkelsson, Breytingar, s. 32. Dyrlund, Nord. tidskr. f. Fil. VI, 261. Mogk, ZfdPh. XIII, 235.



V. ABSCHNITT.

SPRACHGESCHICHTE.

5. GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE

VON

OTTO BEHAGHEL.

Allgemeine Literatur: Jacob Grimm, *Geschichte der deutschen Sprache.* Leipzig 1848. 4. Ausg. 1880. — A. Schleicher, *Die deutsche Sprache.* Stuttgart 1860. 5. Aufl. 1888. — W. Scherer, *Zur Geschichte der deutschen Sprache.* Berlin 1868. 2. Aufl. 1878. — E. Förstemann, *Geschichte des deutschen Sprachstammes.* Nordhausen 1874—75. — H. Rückert, *Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache.* Leipzig 1875. — O. Behaghel, *Die deutsche Sprache.* Leipzig und Prag 1886. — A. Socin, *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit.* Heilbronn 1888.

Die Geschichte der deutschen Sprache befasst sich mit der Entwicklung der Sprache bei denjenigen westgermanischen Volksstämmen, welche ausser den Engländern und Friesen die germanische Zunge bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Die zuverlässig beglaubigte Geschichte dieses Sprachzweigs beginnt mit dem siebenten Jahrhundert; denn von da an besitzen wir Sprachquellen, von denen Zeit und Ort der Abfassung bekannt ist, wenn gleich sie zunächst nicht in zusammenhängenden Denkmälern, sondern nur in einzelnen Wörtern bestehen. Es handelt sich nun zunächst darum zu bestimmen, in welchem Umfang diese Sprache zur Anwendung gekommen.

I. GRENZEN DES DEUTSCHEN GEGENÜBER ANDEREN VOLKSSTÄMMEN.

§ 1. Die Nachbarn des Deutschen sind im Westen und Süden die Romanen, im Osten die Magyaren und Slaven, im Norden die Dänen und Friesen. In früherer Zeit jedoch trafen Deutsche und Romanen nicht unmittelbar aufeinander, sondern andere germanische Stämme waren zwischen beide gelagert. Im Südwesten des deutschen Sprachgebietes begründeten im 5. Jahrh. die Burgunder ein Reich auf romanischem Boden, das 534 von den Franken vernichtet wird. Die Zeugnisse für das Bestehen burgundischer Sprache gehen nicht über das fünfte Jahrhundert herab; eine Vergleichung mit den benachbarten deutschen Mundarten lässt sich sonach kaum anstellen. Anderseits lässt sich die Möglichkeit einer längeren Fortdauer des Burgundi-

schen nicht unbedingt abweisen; manche Gelehrte vertreten die Anschauung, dass in der Westschweiz, im Oberwallis und in dem westlich der Aar gelegenen Teil des Kantons Bern burgundische Elemente in Bevölkerung und Sprache vorhanden seien.

Vgl. Jahn, *Geschichte der Burgundionen.* Halle 1874. — Binding, *Burgundisch-romanisches Königreich.* Leipzig 1868. Darin: Wackernagel, *Sprache und Sprachdenkmäler der Burgunden,* auch in dessen Kl. Schr. Bd. III. — Tobler, *Ethnographische Gesichtspunkte der schweizerdeutschen Dialektforschung* (Jahrbuch für schweizerische Geschichte Bd. 12).

Im Süden erwächst während des sechsten Jahrhunderts auf italischem Boden das Reich der Langobarden; auch dieses findet seinen Untergang durch die Franken mit dem Jahre 774. Die langobardische Sprache hat jedenfalls bis zum Ende des achten Jahrhunderts fortgedauert, denn Paulus Diaconus, der im Ausgang des 8. Jahrhs. eine Geschichte der Langobarden schreibt, gibt mehrfach deutsche Übersetzungen dieses oder jenes lateinischen Wortes, (z. B. »piscina, quod eorum lingua *lama* dicitur«; »rector loci illius quem *sculdhaiz* lingua propria dicunt« etc.). Für jüngere Zeiten besitzen wir keine Zeugnisse mehr. Die Reste des Langobardischen lassen deutlich erkennen, dass dasselbe die hochdeutsche Lautverschiebung mitgemacht hat und somit auch dem Ahd. ziemlich nahe gekommen ist.

Vgl. Carl Meyer, *Sprache und Denkmäler der Langobarden.* Paderborn 1877.

Aber nicht nur die Sprache der vorgeschobenen germanischen Nachbarn des Deutschen ist vom Romanischen überwältigt worden und so dieses dem Deutschen unmittelbar auf den Leib gerückt, sondern auch ein ganzer grosser Zweig eines im übrigen deutsch gebliebenen Volksstammes ist den Romanen unterlegen, nämlich das Reich der Westfranken. Wie lange hier das Deutsche im Munde des Volkes gesprochen worden, ist nicht zu erkennen. In den bekannten Strassburger Eiden vom Jahre 842 bedienen sich Ludwig der Deutsche, der zu den Westfranken spricht, und die Westfranken selber der französischen Sprache. Von der hochdeutschen Lautverschiebung scheint das Westfränkische unberührt geblieben zu sein. Allerdings sind Eigennamen mit germanischem *t* in den Quellen überhaupt äusserst selten; die wenigen Belege, die vorkommen, zeigen inlautendes *c (Gauciobert, Gaucemare, Charecaucius);* sie genügen nicht, um eine sichere Entscheidung über die Behandlung des *t* zu ermöglichen.

Vgl. Jacobs, *Die Stellung der Landessprachen im Reiche der Karolinger.* Forschungen zur älteren deutschen Geschichte. III, 363. — Waltemath, *Die fränkischen Elemente in der französischen Sprache.* Paderborn 1885. — Mackel, *Die germanischen Elemente in der französischen und provenzalischen Sprache,* Französische Studien VI, 1.

§ 2. Mit der Romanisierung der drei genannten Stämme ist die Grenze des Deutschen gegen das Romanische im wesentlichen festgestellt. Kleinere Verschiebungen lassen sich am leichtesten erörtern, nachdem die heutige Grenzlinie gezeichnet worden. Dieselbe beginnt im Norden östlich von Gravelines, zieht sich vorbei an dem franz. St. Omer, Aire, Merville, über Warneton, Werwick, Menin, Rousse, schneidet die Dender zwischen Acren und Grammont (Geertsbergen), geht südlich von Hal vorbei, nördlich an Wavre, zwischen Jodoigne und Hougaerde durch, an Tongern südlich vorbei, trifft auf die Maas in der Mitte zwischen Lüttich und Maestricht, unterhalb Visé, geht zwischen Limburg und Eupen hindurch, lässt Montjoie, Clerf östlich, Martelange westlich, Arlon östlich liegen, geht westlich an Diedenhofen vorbei, lässt Bolchen, Falkenberg, Mörchingen, Finstingen, Saarburg östlich, Schirmek westlich, Weiler östlich liegen, geht zwischen Schmierlach und Kaysersberg hindurch, trifft westlich von Kolmar die Grenze des deutschen Reiches, folgt dieser bis Roggenburg an der Lützel, geht östlich zur Birs,

von da entlang der Solothurner Kantonsgrenze und westlich vorbei am Bieler See, der Ziehl entlang, gegen Murten, durch Freiburg hindurch, über die Berra nach dem deutschen Saanen, geht der Grenze nach erst zwischen den Kantonen Bern und Waadt, dann zwischen Bern und Wallis, trifft die Rhone bei Siders, das teils deutsch, teils französisch spricht, geht am Matterhorn nördlich vorbei, umzieht Monte Rosa und St. Gotthard, begleitet die Nordgrenze Graubündens bis zur Höhe von Tamins, das deutsch bleibt — eine deutsche Insel, die nur durch einen ganz schwachen romanischen Meeresarm abgetrennt ist, bildet der Oberlauf des Hinterrheins, der Averser Rhein, der Walser Rhein, das Rabiusathal —, geht auf Schmitten, trifft den Inn bei Martinsbruck, zieht sich um den Ortler herum, von da nach Osten zur Etsch, an dieser hinunter bis Salurn, dann wieder nord-nordöstlich nach den (deutschen) Orten St. Peter und Onach, zuletzt östlich in der Richtung gegen Villach.

Die von uns derart gezeichnete Grenze zeigt besonders im Westen mehrfache Rückgänge des Deutschen gegenüber dem Stand früherer Jahrhunderte. Im Norden reichte das deutsche Sprachgebiet im 17. Jahrh. noch über Boulogne hinaus; im Beginn des 18. Jahrhs. lag die Sprachgrenze vor den Thoren von Calais; in Lille, Tournay, Douai, Cambrai, Valenciennes wurde noch im 18. Jahrh. von einem Teil der Bevölkerung flämisch gesprochen. In Elsass-Lothringen hat das Deutsche unter der französichen Herrschaft vielfältige Einbusse erlitten; so war Metz noch im 16. Jahrh. überwiegend deutsch; seit dem Kriege von 1870 ist jedoch dieser Rückgang zum Stillstand gekommen. In der Schweiz war im 13. Jahrh. die Stadt Freiburg deutsch, und das Deutsche ging noch westlich über Freiburg hinaus; in unseren Tagen scheint im Schweizer Jura das Deutsche sein Gebiet wieder auszudehnen. Im Rhonethal ging im 17. Jahrh. das Deutsche noch hinab bis Sitten; es scheint, als ob auch der heutige Stand vom Deutschen nicht behauptet werden könne. Ob durch die Besiedelung des Oberwallis, die wohl vom Haslithal im Berner Oberland ausging und etwa im Beginn der mhd. Zeit erfolgt sein mag, romanische Elemente zurückgedrängt worden sind, darüber lässt sich keine Entscheidung gewinnen.

Südlich des Monte Rosa ist das Deutsche im Rückschritt begriffen; dagegen scheint es in Graubünden nach Süden hin an Boden zu gewinnen. Die Ostschweiz ist auch die Gegend, wo in früheren Zeiten das Romanische die grösste Einbusse erlitten hat: romanische Ortsnamen erstrecken sich bis ins Glarner Land hinein; die Gegenden von Elm, vom Kerenzer Berg südlich vom Wallensee fordern noch jetzt durch den eigentümlichen Typus der Bewohner die Aufmerksamkeit der Ethnologen heraus. Auch in Vorarlberg ist erst seit dem 10. Jahrh. das Romanische verdrängt worden. Im Salzburgischen erscheinen im 8. Jahrh. noch zahlreiche von Romanen bebaute Höfe. Und vereinzelt begegnen Wälsche in Regensburg noch im 9., um Ebersberg im 11., in der Salzburger Gegend noch im 12. und 13. Jahrh. In Südtirol reichte noch im 14. Jahrh. das Deutsche bedeutend weiter nach Süden. Zwei kleine, in mhd. Zeit entstandene Sprachinseln griffen nach Oberitalien hinein, die Sette comuni östlich vom Nordende des Gardasees und die Tredeci comuni zwischen dem Gardasee und Vicenza. Hier ist das Deutsche jetzt fast völlig ausgestorben, und auch in Südtirol rückt das Romanische unablässig vor.

Vgl. Kluge, Grundriss der roman. Philol. I, 383; Gröber, ebda. 419; Suchier, ebda. 563. — C. This, *Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen;* ders., *Die deutsch-französische Sprachgrenze im Elsass.* Strassburg 1887 und 1889. — Neumann, *Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen.* (Vorträge von Frommel und Pfaff Bd. 13). (Dazu noch: Schulte, *über Reste romanischer Bevölkerung in der Ortenau.* Zs. f. Geschichte des Oberrheins, Bd. 43).

Die deutsch-slovenische Grenze zieht sich von Raibl — südwestlich von Villach — ziemlich genau nach Osten, trifft die Drau bei Radkersburg und geht dann nach Nordosten zur Raab, die bei St. Gotthard erreicht wird. Im slovenischen Gebiet ist eine ziemliche Anzahl kleinerer deutscher Sprachinseln verstreut; eine grössere Enclave bildet südlich von Laibach das Städtchen Gotschee samt Umgegend, ein Gebiet von 16 Quadratmeilen mit über 200 kleineren Ortschaften, von dem deutsche Ansiedler im 14. Jahrh. Besitz ergriffen haben. Das slavische Gebiet war im Beginn unseres Zeitraums erheblich weiter nördlich gegangen in Kärnten und Steiermark als heutzutage; seit dem 8. jahrh. wurden die Slaven von den Baiern zurückgedrängt. (Riezler, *Geschichte Baierns*, Gotha 1878, I, 154).

Die Ostgrenze des deutschen Sprachgebietes ist ziemlich zerrissen; die Nachbarn haben sich dort mehrfach in einander hineingeschoben.

Von St. Gotthard an der Raab zieht sich die Grenzlinie zum Neusiedler See, dann nach Osten die Rabnitz hinab bis Leiden, von hier nach Pressburg, donauaufwärts bis zur Mündung der March, nördlich gegen Nikolsburg, in einem grossen Bogen an den Rändern Böhmens herum, etwa über Znaim, Jankau, Schüttenhofen, Waldmünchen, Pilsen, Saatz, Leitmeritz, Reichenberg, Sternberg, Neu-Titschen, von da ziemlich gerade nördlich nach Leobschütz, Brieg, Wartenberg, nordwestlich bis Birnbaum an der Warthe, endlich nordöstlich über Bromberg, Kulm, Deutsch-Eylau, Seeburg, Angerburg, Przerosl, Janzburg an den Niemen, der schliesslich die Scheide übernimmt.

Eine Reihe von kleineren und grösseren Sprachinseln greift über das so abgegrenzte Gebiet noch hinaus. In ungarisches Land sind Deutsche in grösseren Kolonien eingesprengt in dem Donauwinkel zwischen Komorn und Pest; rechts und links der Donau oberhalb der Mündung der Drau; in dem Winkel, der westlich von der Theiss, nördlich von der Maros begrenzt wird; im Osten ferner sitzen die Siebenbürger Sachsen, in drei Hauptgruppen: südwestlich das eigentliche Sachsenland mit dem Hauptort Hermannstadt, nördlich das Nösnerland mit der Hauptstadt Bistritz, südöstlich das Burzenland mit dem Hauptort Kronstadt. Nordwestlich von Kaschau, in slovakischem Sprachgebiet wohnen die Deutschen der Zips mit dem Hauptort Leutschau. Grössere Einschlüsse im Czechichen Gebiet sind die Gegend um Iglau und das Schönhengstler Land mit Landskron, Trübau, Zwittau. Im Nordosten des Gebiets sind schliesslich die Deutschen in Kurland, Livland und Esthland zu nennen, nicht als eigentliche Sprachinsel; es ist die Schicht der Gebildeten durch die drei Provinzen hindurch, die deutsch spricht, etwa 200 000 Seelen, 10% der Bevölkerung.

Nirgends hat das Deutsche während unseres Zeitraumes grössere Eroberungen gemacht als in den östlichen Gebieten. In den Zeiten der Karolinger wurde die Ostgrenze gebildet durch die Elbe von der Mündung bis hinauf etwa nach Lenzen; die Altmark war schon slavisch; weiterhin wurde die Grenze bezeichnet durch Saale, Böhmerwald, Enns. Auch noch in das westlich dieser Grenzlinie gelegene Gebiet hatten sich Slaven eingedrängt, so in Thüringen, ins Fuldaische. Ferner hatten seit dem 8. Jahrh. slavische Ansiedler die Gegenden am oberen Main und an der Rednitz in Besitz genommen. Östlich jener Linie sassen Avaren und Slaven, mit denen sich die Deutschen in langen blutigen Feldzügen massen.

Im Ausgang des 8. Jahrhs. unternimmt Karl der Grosse seine Feldzüge gegen die Avaren; ihre Besiegung ist eine so gründliche, dass um 822 der Name des Volkes in diesen Gegenden zum letzten Male erscheint. Seit jenen Siegen Karls nun ergiessen sich bairische Ansiedler über das Land östlich der Enns, das fortan als Ostmark erscheint. Dieselbe geht bis zum Wiener

Wald; die Nordgrenze scheint anfangs die Donau; in den Kämpfen mit den Mähren in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhs. wird sie über die Donau hinaus ausgedehnt. Sie geht durch den Einfall der Ungarn zeitweise verloren und kann erst nach der Schlacht auf dem Lechfelde (955) zurückgewonnen werden. Die Ostgrenze Leytha-March wurde erst durch den ungarischen Feldzug von 1043 gesichert. Die Kolonien in Siebenbürgen haben sich hauptsächlich im 12. und 13. Jahrh. ausgebildet.

Die Slaven am oberen Main und an der Rednitz bleiben längere Zeit von der Germanisierung unberührt, bis in die zweite Hälfte des 11. Jahrhs. hinein; erst die Gründung des Bistums Bamberg im Anfang des 11. Jahrhs. war von entschiedenem Einfluss auf die Unterdrückung des Slaventums. Von Oberfranken drangen seit dem 11. Jahrh. deutsche Kolonisten dann auch im Egerland ein und machten den Anfang zur Gewinnung Böhmens. Im Erzgebirge mochten vielleicht einige Reste der durch die boische Einwanderung verdrängten deutschen Bevölkerung zurückgeblieben sein; wichtig für die Kolonisation Böhmens sind dieselben jedenfalls nicht geworden. Die Haupteinwanderung Deutscher nach Böhmen geschah im 13. Jahrh., besonders in der zweiten Hälfte desselben: die Premyslidenfürsten selber sind eifrig bemüht, Deutsche in ihre Lande zu ziehen. Im 14. Jahrh. hat Böhmen nahezu den Charakter eines deutschen Landes. Erst die Hussitenbewegung bringt einen sehr starken Rückschlag des czechischen Elementes; seitdem hat das Deutsche in Böhmen fortdauernd Rückschritte gemacht.

Auch die Gebiete der Wenden, die Altmark, das Land östlich von Elbe und Saale hatte schon die Macht Karls des Grossen erfahren müssen, der die Wilzen mit Hülfe der Obotriten überwand. Weiterhin festigten dann Heinrich I. und Otto der Grosse die deutsche Herrschaft bis zur Oder; und es begann die Ansiedelung deutscher Kolonisten auf dem eroberten Gebiete. Aber nur im Süden, in Meissen und in der Lausitz, war dieselbe von Dauer; im übrigen Gebiete wurde seit dem Ende des 10. Jahrhs. das Deutschtum durch heftige Aufstände der Wenden wieder in Frage gestellt; durch das ganze 11. Jahrh. waren dieselben fast unumschränkte Herren im eigenen Hause. Erst die Bestrebungen sächsischer Fürsten, Lothars, Albrechts des Bären und besonders Heinrichs des Löwen verschafften den Deutschen endgültig den Sieg und führten eine umfassende Kolonisierung des Landes herbei. Im Anfang des 13. Jahrh. fasste das Deutschtum in Livland festen Fuss; das Land der Preussen wird im Laufe des 13. Jahrhs. von dem deutschen Orden erobert.

Die Germanisierung dieser östlichen Provinzen ist im Ganzen eine sehr gründliche gewesen. Die von Virchow veranlassten Aufnahmen haben gezeigt, dass der helle germanische Typus heute in jenen Kolonien gerade so entschieden die Oberhand hat, wie in den alten germanischen Stammlanden.

Trotzdem findet sich noch jetzt im Herzen deutschen Landes wendisch redende Bevölkerung: die Bewohner des Spreegebiets in Ober- und Niederlausitz, von Rodewitz — südlich von Bautzen — abwärts bis Schönhöhe — nördlich von Pritz; allerdings auch hier ist das Wendische jetzt dem Aussterben nahe.

In Hannover hatte sich an der unteren Elbe, um die Städte Lüchow, Dannenberg, Bergen herum das Wendische bis ins vorige Jahrhundert erhalten.

Vgl. Riezler, *Geschichte Baierns*. Gotha 1878. — G. Wendt, *Die Germanisierung der Länder östlich der Elbe*. Liegnitz 1854. — O. Kaemmel, *Die Germanisierung des deutschen Nordostens*, Zeitschrift für allgem. Geschichte 1887. — Weber, *Die Ausbreitung der deutschen Nationalität in Böhmen*, Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Bd. II. — Giesebrecht.

Wendische Geschichten. Berlin 1843. — Brückner, *Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark und im Magdeburgischen.* Leipzig 1879. Grünhagen, *Geschichte Schlesiens.* Gotha 1884-86. — Weinhold, *Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien.* Stuttgart 1887. — Ewald, *Die Eroberung Preussens durch die Deutschen.* Halle 1872—86. — Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie, und Urgeschichte XVI, 92.

Im Norden endlich zieht die deutsche Grenze von Kupfermühle an der Flensburger Föhrde nach Jöldelund, von da nach Tondern und Hoyer. Das Deutsche ist hier gegenüber dem Dänischen in beständigem Fortschreiten, wie es seit Karl dem Grossen an Gebiet gewonnen hat, unter dem die Eider die deutsche Nordgrenze bildete. In den Gebieten der Nordsee berührt und berührte sich das Deutsche mit dem Friesischen; das Friesische hat hier erhebliche Einbusse erlitten.

Vgl. Kölner Zeitung vom 6. September 1889, erstes Blatt. — Zum ganzen Abschnitt vgl. Bernhardi, *Sprachkarte von Deutschland.* Kassel 1844; 2. Aufl. von Stricker, 1849. — Andree und Peschel, *Physikalisch-statistischer Atlas des deutschen Reiches.* Bielefeld 1876-77. Karte X.

II. UMFANG DES GEBRAUCHS DES DEUTSCHEN IM INNERN DES GEBIETES.

§ 3. Im Anfang unserer Periode fehlt es durchaus an zusammenhängenden deutschen Aufzeichnungen: die Sprache der Akten und Urkunden, der Rechtsbücher, der Geschichtschreibung, der Wissenschaft überhaupt, der Poesie ist die lateinische. Einzelne deutsche Wörter begegnen auch in diesen lateinischen Quellen; zumal wichtig sind die zahlreichen deutschen Eigennamen, welche besonders die Zeugenlisten der Urkunden enthalten. Solche besitzen wir auf westfränkischem Gebiete seit dem 7. Jahrh., in St. Gallen seit dem Ausgang des 8. Jahrhs., in den übrigen deutschen Stammlanden seit dem 9. Jahrh. Vereinzelte Bruchstücke deutscher Rede liegen weiter in den sogenannten Glossen vor, zu Lehrzwecken angefertigten Übersetzungen lateinischer Wörter; dieselben erscheinen entweder zwischen den Zeilen der lateinischen Texte, als Interlinearglossen, oder in Wörterbüchern nach sachlicher oder alphabetischer Anordnung vereinigt. Zusammenhängende Texte treten bis zum Anfang des 12. Jahrhs. nur spärlich auf. Wir besitzen zwei grössere Dichtungen aus dem 9. Jahrh.: den altsächsischen Heliand und Otfrids von Weissenburg Evangelien-Harmonie; das ausgehende 11. Jahrh. bringt die eine und die andere umfangreichere geistliche Dichtung. Was an kleineren poetischen Denkmälern aus dem 9., 10. und 11. Jahrh. erhalten, füllt kaum ein mässiges Bändchen. Mit dem Ende des 8. Jahrhs. beginnt die Übersetzung von liturgischen und katechetischen Denkmälern; das 9. Jahrh. bringt grössere Übersetzungen: einer theologischen Schrift Isidors, der Tatianischen Evangelienharmonie, von Teilen der Bibel. Um 1000 entstehen die Übersetzungen und Kommentare Notkers, in einer Sprache, die reichlich mit Latein untermischt ist; das Gleiche gilt von Willerams Paraphrase des hohen Liedes, die der zweiten Hälfte des 11. Jahrhs. entstammt. Ganz vereinzelt stehen da die niederdeutschen Heberollen der Stifter Essen und Freckenhorst und eine deutsche Schenkungsurkunde, welche zu Augsburg zwischen 1063 und 1077 ausgestellt worden ist.

Diese Denkmäler verteilen sich sehr ungleich auf die deutschen Gaue; sie entstammen Baiern und Österreich, der östlichen Schweiz, dem Elsass, Mainz und Fulda. Nördlichere Gebiete sind fast nur durch den Heliand vertreten.

Im 12. Jahrh. beginnt eine reiche Entwickelung der deutschen Dichtung, die gegen Ende des Jahrhunderts in der klassischen Periode der altdeutschen Poesie gipfelt. Noch immer ist Süddeutschland die Hauptstätte der deutschen Literatur, wenn gleich die Männer, die am Eingang der mhd. Blütezeit stehen, Heinrich von Veldeke und Eilhart von Oberge, niederdeutschem

Boden entstammen. Erst das spätere 13. und besonders das 14. Jahrh. bringt eine stärkere Beteiligung mitteldeutscher Gegenden. Im 13. Jahrh. werden auch historische Werke in deutscher Sprache abgefasst, wenn gleich grösstenteils in poetischer Form. Die Prosa ist im 12. Jahrh. hauptsächlich durch die Predigtliteratur vertreten, die im 13. und 14. Jahrh. zumal durch die Thätigkeit der Mystiker einen bedeutenden Umfang annimmt. In der ersten Hälfte des 13. Jahrh. begegnet uns dann das erste deutsche Rechtsbuch, der Sachsenspiegel (um 1230), dem sich etwas später der Schwabenspiegel anschliesst (um 1260). Ungefähr aus derselben Zeit wie der Sachsenspiegel stammt das erste Geschichtswerk in deutscher und zwar in niederdeutscher Prosa, die Weltchronik des Eike von Repkow.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts treten uns die Anfänge der deutschen Urkundensprache entgegen. Das Eindringen des Deutschen ist nach verschiedenen Gegenden ein sehr verschiedenes; die Ursachen dieser Erscheinung harren noch der Aufklärung. Am frühesten macht sich das Deutsche im Südwesten des Sprachgebietes geltend. Vereinzelt ist die Urkunde von circa 1238, ein Schiedsspruch zwischen Albrecht IV. und Rudolf III. von Habsburg, eine Urkunde Konrads IV. von 1240, sowie eine Berner Urkunde von 1251. In Freiburg i. B. beginnt die Reihe der deutschen Urkunden mit dem Jahre 1259; in Strassburg sind sie in den 60er Jahren schon häufig; in der Schweiz und im Ulmischen ist ihre Zahl in den 70er Jahren nicht unbeträchtlich (vgl. Behaghel, zur Frage nach einer mhd. Schriftsprache S. 49 ff.). Im Augsburger Urkundenbuch sind zwei deutsche Urkunden vom Jahre 1273 und 1277 enthalten; in den 80er Jahren sind solche häufig; im Urkundenbuch des Landes ob der Enns eine deutsche von 1276, zahlreiche aus den 80er Jahren. In den Urkunden zur Geschichte der Stadt Speyer je eine deutsche (Königs-) Urkunde von 1284 und 1297; eine sonstige von 1293; wenige aus dem ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhs. (von 1302, 1303, 1304, 1305); zahlreiche aus dem zweiten Jahrzehnt. Im Urkundenbuch der Stadt Worms (das erst bis zum Jahre 1300 reicht) je 5 deutsche Urkunden aus dem vorletzten und aus dem letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Im Nassauischen Urkundenbuch (das bis 1297 reicht) je eine Königsurkunde aus dem Jahre 1275, zwei derselben von 1286, eine sonstige von 1295. Im Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins zwei deutsche von 1257, deren acht aus den 60er Jahren, keine aus den 70er Jahren, je eine von 1280, 1283, 1298; häufiger werden sie im ersten und zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhs. Im Westfälischen Urkundenbuch, (das nur bis 1300 geht) keine deutsche. Im Dortmunder Urkundenbuch eine von 1300, zwei von 1319, fünf aus den 20er Jahren, je eine von 1335, 1339, 1342. Im Urkundenbuch der Stadt Halberstadt je eine deutsche von 1310 und 1315, acht aus dem dritten, vier aus dem vierten Jahrzehnt; grössere Häufigkeit erst in den 40er Jahren. Im Codex diplom. Anhaltinus zwei deutsche von 1294, je eine von 1305, 1308; von 1309 an eine grössere Zahl. Im Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg eine deutsche von 1296, deren sieben aus dem ersten, zahlreiche aus dem zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhs. Im Bremischen Urkundenbuch (das bis 1350 reicht) je eine deutsche aus den Jahren 1310, 1344, 1345, 1349, mehrere von 1350. Im Lübecker Urkundenbuch eine deutsche (niederländische) von 1303, je eine von 1319, 1323, 1324, 1326, 1328, zahlreichere aus dem vierten Jahrzehnt. Im Mecklenburgischen Urkundenbuch eine deutsche von 1284, zwei von 1292, je eine von 1295 und 1296; im ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhs. schon eine grössere Anzahl. Im Urkundenbuch der Stadt Leipzig eine deutsche von 1291, eine von 1335, eine von 1341; von der Mitte des

Jahrhunderts an werden sie etwas häufiger. Im Urkundenbuch des Hochstifts Meissen eine deutsche von 1305, vier von 1312, je eine von 1316 und 1318, zwei von 1319, je eine von 1333, 1349, 1350, 1352. Im Urkundenbuch der Stadt Liegnitz je eine deutsche von 1312, 1326, 1328, zwei von 1329, eine von 1333, zwei von 1335, eine von 1347. In den Urkunden von Kamenz (cod. diplom. Siles. X) eine deutsche von 1346, zwei von 1358, je eine von 1361 und 1365, 1374, 1378, 1379 u. s. w. vereinzelt durch die folgenden Jahrzehnte des Jahrhs. hindurch. In den Urkunden des Klosters Czarnowanz (Bezirk Oppeln) die erste deutsche von 1390, von da vereinzelte bis 1430, von da an überwiegend deutsche. Es ist also Mitteldeutschland und Norddeutschland um mehrere Jahrzehnte gegenüber den Gebieten des Oberrheins und der Donau im Rückstand; besonders spät dringt — von Mecklenburg abgesehen — das Deutsche auf ursprünglich wendischem Boden ein.

Darf man für die Sprache der Königsurkunden aus den Sammlungen von Böhmer (Acta imperii selecta) und Winkelmann (Acta imperii) Schlüsse ziehen, so ist vor Friedrich III. das Deutsche nur sehr spärlich verwendet worden; bei Böhmer je eine deutsche Urkunde von 1288 und 1309, bei Winkelmann je eine von 1287, 1288, 1289, 1301; eine etwas grössere Zahl unter Friedrich III.; häufig sind sie unter Ludwig dem Baier (vgl. Pfeiffer, Germ. 9, 159).

Gegen Ende des 14. Jahrhs. gewinnt die historische Erzählung in deutscher Sprache breiteren Raum. Im 15. Jahrh. erblüht die belletristische deutsche Prosa. Deutsche Andachts- und Erbauungsbücher, sowie Übersetzungen der Bibel und ihrer Teile erfahren Verbreitung, teilweise schon im 14., mehr noch im 15. Jahrh. Einen ganz ausserordentlichen Aufschwung nimmt das Deutsche als Büchersprache im 16. Jahrh. durch die Schriften, die im Dienste der Reformation stehen; auch die Kirchensprache ist durch den Protestantismus deutsch geworden. Anderseits hat gerade im 16. Jahrh. das Deutsche wieder wesentliche Einbusse erlitten und zwar durch den Einfluss des Humanismus: soweit sie nicht unmittelbar volkstümlicher Natur ist, bewegt sich die literarische Thätigkeit fast ausschliesslich im Gewande der lateinischen Sprache.

Um 1570 bilden die lateinisch abgefassten 70 % der in Deutschland gedruckten Bücher. Von da an aber erobert das Deutsche wieder langsam das Gebiet; seine Zunahme wird rascher in den 70er Jahren des 17. Jahrhs.; im Jahre 1681 sind die deutschen Bücher zum ersten Mal in der Überzahl, im Jahre 1691 die lateinischen zum letzten Mal. Um 1730 bilden die lateinischen Schriften nur noch 30 % der Erscheinungen des Büchermarktes; gegen Ende des 18. Jahrhs. ist die lateinische Sprache so gut wie ausgestorben. Bei dieser Verdrängung des Lateinischen sind die verschiedenen Gruppen der Literatur in sehr ungleicher Weise beteiligt. In der protestantischen Theologie hat die deutsche Sprache wohl immer das Übergewicht behauptet, soweit es sich nicht nur um gelehrte Werke handelt; in der Poesie überwiegt bis 1680 das Lateinische sehr stark, um dann ungemein rasch zurückzutreten; in Geschichtswerken hat die deutsche Sprache schon gegen Ende des 17. Jahrhs. das Übergewicht; im Anfang des 18. Jahrhs. tritt das gleiche Verhältnis bei den philosophischen Wissenschaften und der Medizin ein; es war vor allen Christian Wolff, durch dessen Einfluss die Sprache der Philosophie deutsch geworden. Am längsten leistet die Jurisprudenz Widerstand, bei der erst 1752 das Deutsche die grössere Anzahl von Werken aufzuweisen hat (vgl. Paulsen, *Geschichte des gelehrten Unterrichts*, Leipzig 1885, S. 785). Im Winter 1687 auf 1688 hatte Christian Thomasius an der Universität Leipzig die erste deutsche Vorlesung gehalten, und sein Ansehen hat an der Universität Halle das Lateinische als Kathedersprache verdrängt.

Besonders im 18. Jahrh. wird noch von einer andern Seite dem Deutschen das Gebiet streitig gemacht; an den Höfen und in den vornehmen Familien wird es guter Ton, französisch zu sprechen, und auch in der Literatur gewinnt das Französische Eingang: in der Zeit von 1750—80 gehören demselben etwa 10% der literarischen Erzeugnisse Deutschlands an (Paulsen a. a. O.).

III. DIE GLIEDERUNG DER DEUTSCHEN SPRACHE.

A. DIE PERIODEN DERSELBEN.

§ 4. Man gliedert die Geschichte der deutschen Sprache in drei Abschnitte, die alte, mittlere und neue Zeit, und spricht demgemäss von altniederdeutsch, mittelniederdeutsch, neuniederdeutsch — althochdeutsch, mittelhochdeutsch, neuhochdeutsch. Aber wie bei jeder zusammenhängenden Entwicklung, so ist es auch hier schwierig, den Umfang der Perioden genau zu bestimmen. Besonders schwankend ist die Grenze zwischen der alten und der mittleren Periode. Man pflegt die Zeit um 1100 als die Scheide zu betrachten und sieht das Eigentümliche der mittleren Periode darin, dass in ihr die vollen Endungsvokale der älteren Zeit durch das einförmige *e* vertreten seien. Nun sind aber die langen Vokale der älteren Zeit im Alemannischen bis in das 14. Jahrh. hinein noch nicht durchaus zu *e* geworden; also muss jene Unterscheidung auf die kurzen Vokale beschränkt werden. Bei diesen hat die Schwächung vor 1100 stattgefunden; sie ist bei verschiedenen Vokalen zu verschiedenen Zeiten eingetreten, und der Süden hat sie später vollzogen als der Norden, soweit über diesen die Thatsachen überhaupt festgestellt sind. Als Grenze zwischen der älteren und der neueren Periode wird gewöhnlich das Auftreten Luthers betrachtet, das für die Begründung der neuhochdeutschen Schriftsprache entscheidend gewesen ist. Durchschlagende formale Unterschiede zwischen der mittleren und der neueren Periode gibt es nicht, sofern man, wie sich gebührt, vor Allem die Mundarten ins Auge fasst. Zieht man dagegen als wichtigsten Vertreter der neueren Periode die nhd. Schriftsprache in Betracht, so liegen deren formale Kriterien hauptsächlich auf dem Gebiete des Vokalismus. Die langen Vokale des Mhd. — *î, û, iu* (sprich *ü*) — sind im Nhd. zu Diphthongen geworden, zu *ei, au, eu;* die mhd. Diphthonge *ie, uo, üe* haben sich zu den einfachen Längen *i, u, ü* gewandelt; eine Menge alter kurzer Vokale ist im Nhd. gedehnt worden. Freilich reichen diese Erscheinungen schon in erheblich frühere Zeit zurück; man hat daher vorgeschlagen, die Zeit um 1250—1650 als eine Übergangszeit zwischen Mhd. und Nhd. zu betrachten und das Nhd. erst mit der Mitte des 17. Jahrhs. zu beginnen. Dann besteht die wichtigste Eigentümlichkeit des Nhd. darin, dass der mhd. Wechsel zwischen Sg. und Plur. des starken Verbs ausgeglichen worden.

B. DIE MUNDARTEN DER DEUTSCHEN SPRACHE.

Die Zerlegung in räumliche Abschnitte begegnet ähnlichen Bedenken wie diejenige in zeitliche. Auch hier sind die Übergänge vielfach ganz allmähliche; es kann oft zweifelhaft sein, welches Kriterium für die Sonderung zu benützen sei. Je nach der Auswahl würde die Scheidelinie hierhin oder dorthin verlegt werden; denn oft genug haben verschiedene sprachliche Erscheinungen einen Teil ihres Verbreitungsbezirkes gemeinsam, einen andern nicht. Trotzdem ist aus praktischen Gründen eine Einteilung kaum zu entbehren.

§ 5. Die wichtigste Scheidung innerhalb des deutschen Sprachgebiets ist die Gliederung in niederdeutsche Mundarten im Norden und hochdeutsche Mundarten im Süden, hervorgerufen durch die sogenannte zweite Lautverschiebung. Und zwar liegt das entscheidende Merkmal auf dem Gebiete der Laute, die im Germanischen als Tenues erscheinen. Hochdeutsch sind die Mundarten, welche anlautend *t* zur Affricata *z*, inlautend *t* zur Spirans *z*, *p* und *k* im Inlaut nach Vokalen zu den Spiranten *f* und *ch* verschieben; als niederdeutsch bezeichnet man die Mundarten, welche diese Verschiebung unterlassen. Die Grenzlinien zwischen den unverschobenen und den verschobenen Lauten fallen für alle diese Organe fast völlig zusammen; nur erstreckt sich bei den Dentalen der verschobene Laut am Rheine etwas weiter nach Norden als bei den Labialen und Gutturalen. Die Grenze zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch bezeichnet eine ungefähr von West nach Ost gerichtete Linie, die von Wenker den Namen Benrather Linie erhalten hat. Sie beginnt an der französischen Grenze südlich von Limburg, geht um Eupen herum, das niederdeutsch bleibt, wendet sich nach Norden, zieht westlich vorbei an Aachen, lässt Geilenkirchen, Erkelenz, Odenkirchen links liegen, trifft für Labiale und Gutturale den Rhein unterhalb Benrath, während die Scheide zwischen verschobener und unverschobener Dentalis nördlich von Düsseldorf vorbeizieht, — in Kaiserswörth herrscht Schwanken zwischen verschobener und unverschobener Dentalis. Nunmehr schlägt die Linie nordöstliche Richtung ein, geht zwischen Leichlingen und Solingen hindurch, südwestlich an Wipperfürth und Gummersbach vorbei, lässt Waldbröhl südlich liegen, wendet sich von da nach Osten, nördlich an Siegen vorbei und nun in ziemlich gerader Linie nach der Elbe, die oberhalb von Magdeburg erreicht wird und von da an hinauf bis nach Griebau die Scheide bildet. Die Grenze geht dann im Norden von Wittenberg vorbei, südlich an Luckau vorüber, trifft die Spree bei Lübben, die Oder bei Fürstenberg und erreicht nahezu die Warthe in der Gegend von Birnbaum. Von da an berühren sich nicht mehr Niederdeutsch und Hochdeutsch, sondern Niederdeutsch und Slavisch. Die in Posen eingesprengten Deutschen sind hochdeutsch.

Auf einzelnen Punkten begegnen wir hochdeutschen Inseln innerhalb des niederdeutschen Sprachgebiets. Eine derselben liegt im Oberharz; ihre Hauptorte sind Andreasberg, Klausthal; die Bewohner sind des Bergbaues wegen zugewandert, der Hauptsache nach wahrscheinlich im 16. Jahrh., vielleicht aus dem Erzgebirge. Die zweite liegt in Ostpreussen in der Umgegend von Guttstadt, Heilsberg und Wormditt. Südlich von Cleve besteht eine kleine hochdeutsche Kolonie, die Orte Louisendorf, Neulouisendorf und Pfalzdorf, die im Anfang unseres Jahrhunderts von Landleuten aus der bairischen Pfalz gegründet wurde.

Diese heutige Grenze des Niederdeutschen und Hochdeutschen deckt sich nicht völlig mit derjenigen in früheren Zeiten. In dem Gebiet zwischen Weser und Saale reichte das Niederdeutsche noch 1300 nicht unerheblich weiter nach Süden: Walkenried, Hohnstein, Mansfeld, Eisleben, Merseburg, Halle, Bernburg, Köthen, Dessau waren ursprünglich niederdeutsch und sind teils im 14., teils im 15. Jahrh. erst hochdeutsch geworden. Noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhs. redete in Halle das Volk niederdeutsch, während bei den Gebildeten das Hochdeutsche seinen Einzug gehalten. Auch östlich der Elbe hat das Niederdeutsche Rückschritte gemacht; so ist Wittenberg früher niederdeutsch gewesen.

Vgl. Bernhardi und Stricker, a. a. O. — Peschel und Andree, a. a. O. (s. S. 558). (Deren Angaben aber besonders in Bezug auf die Grenze im Westen sehr fehlerhaft sind). — Wenker, *das rheinische Platt*. Düsseldorf 1877. — Braune,

Zur Kenntnis des Fränkischen. Beitr. I. — Tümpel, *Die Mundarten des alten niedersächsischen Gebietes.* Beitr. VII. — Günther, *Die Besiedelung des Oberharzes,* Zs. d. Harzvereins Bd. 17. — Haushalter, *Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebute östlich der Elbe.* Halle 1886.

§ 6. Das niederdeutsche Sprachgebiet lässt sich zunächst in zwei Hauptunterabteilungen zerlegen. In den Gegenden des Rheins zeigt sich in den heutigen Mundarten eine deutliche Grenzlinie, die von Südosten nach Nordwesten zieht und durch einen Unterschied in der Verbalflexion bedingt ist. Die 1. und 3. Pers. Plur. Präs. Ind. hat südwestlich dieser Linie durchaus die Endung *-en;* die nordöstlich angrenzenden Mundarten weisen *-et* auf. Den südlichsten Punkt der Linie kann ich nicht angeben; jedenfalls liegt er westlich von Olpe. Weiterhin geht die Linie zwischen Lüttringhausen und Hagen, dann zwischen Mühlheim a. d. R. und Essen hindurch, östlich an Dinslaken und Wesel vorbei, wie es scheint, zwischen Reese und Isselburg hindurch, um sich weiter rheinabwärts nach Norden zu wenden, über Doesborg auf Zütfen los und von dieser Stadt nach Westen zur Zuidersee. Was links dieser Linie liegt, ist fränkisches Gebiet; was rechts anstösst, ist sächsisches Gebiet. So erhalten wir die zwei Abteilungen des Niederfränkischen einerseits, des Niedersächsischen anderseits, wie man das östliche Gebiet nach dem wichtigsten Stamme nennt. Den östlichen Zweig bezeichnet man auch als plattdeutsch, oder man beschränkt auf ihn allein die Bezeichnung Niederdeutsch.

So weit die Quellen ein Urteil gestatten, scheint die Grenze zwischen Niederfränkisch und Niederdeutsch in der älteren Zeit den gleichen Lauf gehabt zu haben, wie heutzutage. Allerdings, in der Zeit zwischen 1350 und 1450 hat das niedersächsische Gebiet neben der Endung *-et* auch *-en* aufzuweisen, und in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhs. ist *-et* fast verdrängt, allein es scheint hier Einfluss irgend einer Kanzleisprache im Spiel zu sein. Vielleicht hat insofern eine kleine Verschiebung der Grenze stattgefunden, dass auf einzelnen Punkten das Niederfränkische das Niederdeutsche zurückgedrängt hat; so scheint Elberfeld früher sächsisch gewesen zu sein.

Noch in anderen Punkten besteht heute ein Unterschied der Flexion zwischen Niederfränkisch und Niederdeutsch. Im Niederdeutschen ist im grössten Teile des Gebietes, abgesehen von südlichen Grenzmundarten, der Umlaut des Konjunktivs Präteriti auch in den Indikativ Präteriti eingedrungen; das Niederfränkische ist von dieser Vermischung frei geblieben. Ferner ist im grössten Teile des Niederfränkischen dem Adjektiv für den Dativ Singular Feminini die schwache Form abhanden gekommen. Beide Unterschiede gehen in altdeutsche Zeit zurück.

Vgl. Braune, *Beiträge zur Kenntnis des Fränkischen.* PBB I, 1. — Tümpel, *Die Mundarten des alten niedersächsischen Gebiets.* PBB VII, 1.

Innerhalb des Niederfränkischen hebt sich deutlich die Gegend im Südosten des Gebietes ab. Hier hat die Welle der Lautverschiebung sich noch auf niederdeutsches Gebiet ergossen, indem *k* im Auslaute der Wörter sich zu *ch* verschoben hat, während es im Inlaute unverändert blieb. Dieser Stand der Dinge tritt in den mittelalterlichen Urkunden noch ziemlich deutlich zu Tage; heute liegt *ch* nur noch in den isolierten Formen *ich, mich, dich, sich, auch,* oder auch nur in einzelnen dieser Wörter vor, teilweise auch in der Adjektivendung *-lich.* Die Linie, welche dieses Gebiet umschliesst, ist die von Wenker so genannte Uerdinger Linie. Die von diesem gezogene Grenze trifft freilich nicht den ganzen Umfang der Erscheinung, da er nur die Wörtchen *ich* und *auch* ins Auge gefasst hat. Sie beginnt an der Sprachgrenze des Niederfränkischen gegen das Französische etwa bei Tirlemont, geht nach Nordosten,

nordwestlich vorbei an Diest, Weert, Venloo, Cleve* nach dem Rhein, diesen hinauf nach Wesel und Duisburg und geht nun nach Südosten, so dass Kettwig nördlich, Neviges westlich, Elberfeld östlich, Ronsdorf südlich liegen bleiben. Die weitere Gliederung des durch diese Linie ausgeschlossenen Gebietes gehört nicht mehr zu unserer Aufgabe, da das Niederländische weiter unten eine besondere Darstellung finden wird.

* Vgl. Behaghel, *Eneide,* Einleitg. S. XIX.

Für die niederdeutschen Dialekte gebricht es bis jetzt an einer ins Einzelne gehenden Gliederung. Im allgemeinen lassen sich die Mundarten im deutschen Stammlande von denen in den Colonien, auf slavischem Boden, unterscheiden. Die Mundarten westlich der Elbe weisen und wiesen (über das früher daneben auftretende *-en* s. S. 565) im Plural des Präs. 1. und 3. Person, die Endung *-et* (*et*) auf; nur im Südosten herrscht *-en*; den Mundarten östlich der Elbe ist die Endung *-en* eigen; nur in Ostholstein und noch östlich davon über Lübeck hinaus gilt auch hier *-et*. Die Mundarten im Stammlande lassen sich weiterhin in zwei Gebiete zerlegen. Das eine, das weitaus grössere, weist im Dativ des persönlichen Pronomens die Formen *mi* und *di* auf, im Accusativ *mi, di* oder *mik, dik*; das kleinere Gebiet zeigt für beide Kasus die Formen *mik (mek)*, *dik (dek)*. Es ist der Südosten des Gebietes zwischen Elbe und Weser, der die letztere Eigentümlichkeit aufweist; die Grenzlinie gegen die *mi*-Mundarten beginnt an der Weser oberhalb von Rinteln, westlich von Oldendorf, folgt dem Kamme des Bückebergs, geht hart im Osten des Steinhuder Meeres vorbei, schneidet die Leine fast genau an der Stelle ihres Zusammenflusses mit der Aller, geht auf Uelzen zu, wendet sich dann scharf nach Südosten, zieht bei Wittingen vorbei nach der Gegend von Neuhaldensleben an der Ohre und folgt diesem Flusse bis zur Elbe.

Vgl. Tümpel, *Die Mundarten des alten niedersächsischen Gebietes zwischen 1300 und 1500.* PBB VII. — Tümpel, *Zur Einteilung der niederdeutschen Mundarten* Jahrb. d. V. f. nd. Sprachf. V. — Babucke, *Über Sprach- und Gaugrenzen zwischen Elbe und Weser,* Jahrb. des Vereins f. nd. Sprachf. VII. (unvollkommene Versuche bei Jellinghaus, *Zur Einteilung der niederdeutschen Mundarten.* Kiel 1884).

§ 7. Das hochdeutsche Sprachgebiet zerfällt in zwei Hauptabteilungen, das Oberdeutsche und das Mitteldeutsche. Statt der letzteren Bezeichnung, welche für den Zusatz der zeitlichen Bestimmungen alt-, mittel- und neu- unbequem ist, wird auch der Ausdruck binnendeutsch gebraucht; doch ist derselbe nur in sehr beschränktem Masse in Aufnahme gekommen.

Das Oberdeutsche hebt sich in ahd. Zeit von dem übrigen Gebiete dadurch ab, dass ihm schon damals die eigentlichen Medien, die Verschlusslaute mit Stimmton, verloren gegangen sind. Die Folge ist, dass dem nieder- und mitteldeutschen Laute *g* in der altoberdeutschen Orthographie anlautend ein Nebeneinander von *g* und *k*, dem *b* ein anlautendes *p* entspricht. In mhd. Zeit hat auch das Oberdeutsche sich für das Zeichen der Media entschieden, so dass in dieser Periode sich kaum ein augenfälliges Kennzeichen auffinden lässt, das allen oberdeutschen Dialekten gegenüber den mitteldeutschen gemeinsam wäre. In der nhd. Periode hat das Oberdeutsche den diphthongischen Charakter der mhd. Laute *ie, uo, üe* bewahrt, während das Mitteldeutsche mit Ausnahme von verschwindenden Resten Monophthonge an ihre Stelle gesetzt hat. Die heutige Grenze zwischen oberdeutsch und mitteldeutsch gestaltet sich etwa folgendermassen. Im Rheinthal wird sie

* Für das ältere Clevische vgl. die Urkunde von 1298 bei Lacomblet II, 1611: *Diderich, Wittelich, redelich, nemelich* neben *maken, witteliken, Wilike, seker.*

gebildet durch den Hagenauer Forst und den Unterlauf der Murg. Sie geht dann am Oosbache hinauf, zieht von da an die Schwarzbach, jenseits derselben an den Quellen der Ens vorbei gegen die Teinach und deren Vereinigungspunkt mit der Nagold; sie erreicht die Würm zwischen Deifringen und Eutingen, den Neckar unterhalb der Remsmündung, geht nach Ellwangen, Feuchtwangen, Wassertrüdingen, Solenhofen, nach der schwäbischen Rezat, an der Rednitz hinab bis zum Einfluss der Pegnitz, der sie bis zu ihren Quellen folgt, am Nordrand hin des Fichtelgebirges nach den Quellen der Schwesnitz, an den Abhängen des Erzgebirges bis Klösterle, an der Eger hinab bis Laun.

Die mitteldeutschen Mundarten zerfallen in das schlesische, obersächsische, thüringische die auch als ostmitteldeutsch zusammengefasst werden, und das fränkische (= westmitteldeutsch). Das fränkische seinerseits teilt sich in das Mittelfränkische (das Niederfränkische gehört dem niederdeutschen Sprachgebiet an) und das Oberfränkische, das wieder in das Rheinfränkische oder Südfränkische und das Ostfränkische zerfällt (für das letztere würde man vielleicht besser das Mainfränkische sagen). Nur für das Mittelfränkische lässt sich eine ziemlich genaue Umgrenzung zeichnen. Die Scheidelinie gegen das Niederfränkische haben wir schon oben S. 562 gegeben; sie bildet ein Stück der Grenze zwischen hochdeutsch und niederdeutsch, auf der Strecke von der französischen Grenze bis nach Waldbroel. Siegen ist noch mittelfränkisch; von da geht die Grenze östlich an Haiger, Rennerode, Obertiefenbach vorbei, trifft oberhalb Limburg die Lahn, geht dann wohl die Lahn hinunter, über Simmern, Birkenfeld, St. Wendel, Ottweiler, Saarlouis, südlich (wie weit?) von Luxemburg zur französischen Grenze.

Das Rheinfränkische umfasst das Gebiet des Rheins zwischen dem Mittelfränkischen und dem Oberdeutschen, ferner Deutschlothringen, die Hauptmasse der Provinz Hessen, den äussersten Nordwesten des baierischen Franken mit Aschaffenburg, das nördliche Würtemberg. Zum Ostfränkischen gehört bairisch Franken, Fulda und Umgebung, Koburg, Meiningen, das Vogtland.

Für diese Mundarten lassen sich durchgreifende Unterschiede nur zum Teile feststellen. Hauptsächlich liegen dieselben auf dem Gebiete des Konsonantismus, im Verhältnis der Mundarten zur Lautverschiebung. Am weitesten gegangen ist die Verschiebung im Ostfränkischen. Die andern Dialekte bleiben hauptsächlich in Bezug auf die Wandlung von *t* und *p* mehr oder weniger zurück. Das ostmitteldeutsche verschiebt nur *mp* und *pp* nicht. Das Mittel- und Rheinfränkische (abgesehen von dem südlichsten Teile des letzteren) haben auch *p* im Anlaut nicht verschoben; im Mittelfränkischen ist auch *p* nach *r* und *l* nicht verschoben und ist *t* in den Pronominalformen *dat, wat, dit, it,* sowie in *allet* festgehalten worden.

Vgl. Braune, *Zur Kenntnis des Fränkischen* PBB I. — Lübben, *Über die Grenzen des Niederdeutschen und Mittelfränkischen,* Jb. d. V. f. nd. Sprachf. I.

Das Oberdeutsche seinerseits zerfällt in das Alemannische und das Bairische (Oesterreich ist ja von Bayern aus kolonisiert). In althochdeutscher Zeit unterscheiden sich beide dadurch, dass der einfache labiale Verschlusslaut im Wortinnern alem. als *b*, bairisch als *p* erscheint und dass die Endungen des Plurals Praeteriti beim schwachen Verbum alem. *-ôm, -ôt, ôn,* bair. *-um, -ut, -un* lauten. Das letztere Kriterium gilt auch noch für einen grossen Teil der mhd. Zeit, da das Alem. die vollen Vokale ja noch lange bewahrt hat (s. S. 561); ferner schreibt in mhd. Zeit das Alem. für die germanische gutturale Tenuis im Anlaute ebenfalls in der Regel *k*, während im Bairischen *ch* bezw. *kh* gegenüber *k* durchaus im Übergewicht bleibt; seit dem 13. Jahrh. treten im Bairischen statt der alten Längen *î, û, iu* die neuen Diphthonge

ei, au, eu auf, aber nicht im Alemannischen. In nhd. Zeit scheiden sich Alemannisch und Bairisch durch die Gestalt der von Patronymika abgeleiteten Ortsnamen: den alemannischen Bildungen auf *-ingen* stehen bairische auf *-ing* gegenüber; das Alemannische bildet seine Diminative auf *-li, -le,* das Bairische auf *-el (-l, -erl)*; das Bairische hat den alten Dual der zweiten Person in seinem als Plural verwendeten *es, enk* bewahrt, dem Alemannischen fehlt diese Form.

Die Grenze zwischen alemannisch und bairisch ist heute folgende: sie wird gebildet durch den Inn von seiner Quelle hinab bis Telft; von dort geht sie hinüber nach der Loisach und der Ammer, an diesen hinab durch den Ammersee bei Fürstenfeldbruck, hinüber nach dem Lech, den sie oberhalb Augsburg berührt, den Lech hinab bis zu seiner Mündung in die Donau, von dieser hinauf zur Wörnitz und schliesslich die Wörnitz entlang. Diese Grenze ist nicht ganz die alte; das Gebiet jenseits des Lech hat das Alemannische dem Bairischen abgewonnen.

Aus dem Alemannischen lässt sich in unserer Zeit noch das Schwäbische ausscheiden, das die Diphthongierung der alten Längen *î, û* und des *iu* (soweit es Umlaut von *û*) mitgemacht hat, während das übrige Gebiet auf dem mittelhochdeutschen Standpunkt verharrt, sofern diese Laute nicht im Auslaut oder im Hiatus stehen. Die Grenzlinie des Schwäbischen gegen das übrige Alemannische ist folgende: sie beginnt im Badischen an der Hornisgrinde, folgt bis zur Kinzig der badisch-württembergischen Grenze, geht hindurch zwischen Rottweil und Oberndorf, östlich von Tuttlingen vorbei, südlich an Pfullendorf, Waldsee, Leutkirch, nach Martinszell, Sonthofen, Hindelang (beide letzteren noch alemannisch). Wo die Grenze den Lech trifft, weiss ich nicht zu sagen; jedenfalls ist das Thanheimerthal noch schwäbisch.

Der nicht schwäbische Teil des Alemannischen lässt sich wieder in Nieder- und Hochalemannisch zerlegen. Unter Niederalemannisch begreift man das Gebiet, das anl. *k* nicht zur Spirans *ch* verschoben hat, während das Hochalemannische diese Verschiebung hat eintreten lassen. Das Niederalemannische umfasst den grössten Teil des Elsass, die Ortenau, Teile des Breisgau, Baselstadt mit 2 Nachbargemeinden, letztere als Insel im hochalem. Gebiete liegend; wo nördlich von Basel die Grenzen zwichen *k* und *ch* laufen, ist noch näher zu untersuchen.

Vgl. Weinhold, *alemannische Grammatik* und *bairische Grammatik,* Einleitung — Baumann, *Schwaben und Alemannien,* Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. 16.

Die Schweizer Mundarten, die die Hauptmasse des Hochalemannischen bilden, zerfallen — nach den Untersuchungen von Herrn Lehrer Schild in Basel — wieder in eine östliche und eine westliche Gruppe. In den östlichen Mundarten gehen die drei Personen des Plurals Präs. Ind. auf *-ed (et)* aus; diese Ausgleichung findet sich bei den westlichen Mundarten nirgends: wo die drei Personen gleich geworden — in Baselstadt — enden sie auf *-e* (= *en*); im Wallis geht die erste Person auf *e (en)* aus, die zweite und dritte auf *-ed (et)*; sonst gilt *-e* für erste und dritte Person, *-et* für die zweite Person.

Die Linie, welche diese beiden Sprachsippen trennt, zieht sich von Waldshut der Aare entlang, greift bei Leuggern auf das linke Ufer hinüber, trifft bei Böltstein wieder die Aare, läuft zwischen Mülligen und Birmenstorf, westlich von Wohlen und östlich von Fahrwangen hin gegen die Luzernergrenze, geht westlich und fällt auf eine Strecke mit der Grenze der Kantone Aargau und Luzern zusammen. Westlich vom Sempachersee zieht sie sich nach Süden (Willisau und Umgebung gehört zur westlichen Gruppe), wendet sich südlich

von Wohlhausen, das hart an der Grenze liegt, nach Südosten und streicht mit der Landesgrenze der Kantone Luzern und Unterwalden gegen das Brienzer Rothorn, geht östlich gegen den Titlis, dann südlich nach dem Gotthard. Zu der westlichen Gruppe gehört auch Davos.

Bei der westlichen Sippe können zwei weitere Gruppen unterschieden werden. Ganz besonders charakteristisch für den südlichen Teil der westlichen Mundarten ist die Verflüchtigung des *n* vor der gutturalen Spirans. Die Linie, welche die beiden Gruppen scheidet, beginnt östlich von Neuenegg an der Sense, läuft zwischen Könitz und Scheerli in östlicher Richtung gegen die Aare, zieht über Worb zwischen Burgdorf und Oberburg hin in nordöstlicher Richtung über Huttwyl nach der Luzernergrenze. Luzern kennt den Ausfall des *n* vor der gutt. Spirans nicht oder, im westlichen Teile, nur in importierten Wörtern. Nebst Davos hat auch das Schanfiggthal und das hintere Prättigau die Verflüchtigung des *n*.

§ 8. Was die deutschen Sprachinseln in fremdem Gebiete betrifft, so weist die wichtigste derselben, die Sprache der siebenbürgischen Sachsen den gleichen Lautstand auf wie das Mittelfränkische. Die Mundarten der Zips, überhaupt des ungarischen Berglandes (s. S. 556) haben die Eigentümlichkeit, dass sie *pp* nicht zu *pf* verschieben, während im Anlaut *p* zu *pf* geworden; sie sind also den ostmitteldeutschen Dialekten verwandt und zwar am nächsten dem Obersächsischen und Schlesischen, da sie wie diese die alten Längen diphthongiert haben. — Die Mundart von Gottschee ist bairisch, ebenso diejenige der (ausgestorbenen) VII. und XIII. Comuni.

Vgl. Keintzel, *Der Konsonantismus des Mittelfränkischen verglichen mit dem des Siebenbürgisch-Sächsischen*, Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürg. Landeskunde VIII, 2. — Schröer, *Deutsche Mundarten des ungarischen Berglandes*, Wiener Sitzungsberichte Bd. 44 u. 45. — Ders., *Ein Ausflug nach Gottschee*, ebda Bd. 60. — Schmeller, *Die sogen. Cimbern der VII. u. XIII. Communen*, Abhdlgn. der bair. Akad. der Wissenschaften 1838.

C. Schriftsprache und Mundarten.

§ 9. Dass es schon in althochdeutscher Zeit eine Sprache gegeben habe, die über den Mundarten stand, dass schon damals Jemand die ihm angeborene Mundart aufgegeben habe zu Gunsten einer anderen, die ihm besser und schöner erschienen sei, das lässt sich nicht erweisen. Es kommt allerdings vor, dass die Quellen Wörter überliefern, welche mit der lebendigen Rede der betreffenden Zeit und Gegend in ihrer Form nicht übereinstimmen: die Latinisierung von Eigennamen wird nicht in jedem einzelnen Falle von dem Schreiber einer Urkunde selbständig vollzogen, sondern bei häufiger erscheinenden Namen und Teilen von Namen gehen die einmal festgestellten lateinischen Formen durch verschiedene Gegenden und Jahrhunderte hindurch. So kann es vorkommen, dass hochdeutsche Namensformen auf niederdeutschem Gebiet auftreten, ohne dass sich daraus auf eine Hof- oder Schriftsprache schliessen liesse. Denn jene festen Latinisierungen haben sich nicht auf niederdeutschem Boden ausgebildet.

Mit dem 12. Jahrhundert macht sich ein gewisses Streben nach sprachlicher Einheit in der Literatur geltend. Freilich eine solche Übereinstimmung, eine so feste Norm einer höfischen Sprache, wie sie unsere kritischen Ausgaben mittelhochdeutscher Texte darbieten, hat nie bestanden. Bei den Dichtern, von denen sich mit Sicherheit sagen lässt, dass sie verschiedenen Gegenden angehören, lassen sich meist auch dialektische Verschiedenheiten nachweisen. Ebensowenig ist es richtig, dass eine ganze grosse Anzahl von Wörtern als unhöfisch aus der guten Gesellschaft verbannt worden wäre, ab-

gesehen von ganz vereinzelten Fällen, wo die auszudrückende Vorstellung an sich eine anstössige war. Wenn zwischen den höfischen Dichtern und der mehr volksmässigen Dichtung ein Unterschied in Bezug auf den Wortschatz besteht, so erklärt sich das einfach so, dass das Volkepos viel mehr auf der Überlieferung fusst, in seiner Rede archaisch ist, während das höfische Epos die Sprache der Gegenwart wieder giebt. In einzelnen Fällen aber lässt sich unmittelbar nachweisen, dass der Redende die heimische Mundart mit Bewusstsein verlassen hat. Das Bairische hat bis auf den heutigen Tag die alten germanischen Dualformen *ös, enk* bewahrt, aber bis zum Ende des 13. Jahrh. sind dieselben in literarischen Denkmälern nicht anzutreffen. Das Alemanische hat die langen Endungsvokale des Ahd. im Anfang des 13. Jahrh. noch nicht zu *e* geschwächt; aber die Reime der alemannischen Dichter aus der Blütezeit der mhd. Dichtung vertragen sich nur mit dem geschwächten *e*, und es giebt alemannische Handschriften des 13. Jahrhunderts, denen die vollen Endvokale fremd sind. Das Alemannische besitzt neben *klein* die Form *klîn*, die zu *klein* im Verhältnis des Ablauts steht, also uraltes Sprachgut sein muss. Trotzdem ist dieselbe — wie es scheint den Handschriften und Texten der klassischen mhd. Dichtung fremd.

Wie weit aber die Einigung gegangen, ob die zusammenfassenden Einflüsse von einer bestimmten Mundart ausgegangen und von welcher, auf diese Fragen lässt sich bis jetzt eine befriedigende Antwort nicht geben. Den meisten Anspruch, tonangebend gewesen zu sein, hätte das Ostfränkische, denn es lässt sich wohl kein Fall nachweisen, wo an Stelle einer angeborenen sprachlichen Eigentümlichkeit eine solche erschiene, die jener Mundart fremd wäre. Dass dem Hochdeutschen im 12. und 13. Jahrh. schon ein gewisses Übergewicht zukam, darauf mag der Umstand deuten, dass eine Anzahl von Niederdeutschen in hochdeutscher Sprache dichtete oder zu dichten versuchte, auch vielleicht die Thatsache, dass auf niederdeutschem Gebiet die deutschen Urkunden erheblich später auftreten als auf hochdeutschem. Im Jahre 1336 schliessen Göttingen, Minden, Northeim, lauter niederdeutsche Städte, ein Bündnis, dessen Beurkundung in hochdeutscher Sprache abgefasst ist. Aber auch auf niederdeutschem Boden selbst haben vielleicht Anfänge einer niederdeutschen Schriftsprache bestanden.

Vgl. Jostes, *Schriftspr. u. Volksdialekte*, Jahrb. d. Vereins f. nd. Sprachf. XI.

§ 10. Im 15. Jahrhundert verlieren sich jene Anfänge einer Einheit in der Literatursprache. Dagegen beginnt jetzt eine andere nachhaltigere Entwickelung. Dieselbe geht aus von den Kanzleien. Schon um 1330 verlässt die Trierer erzbischöfliche Kanzlei die reine heimische Mundart; seit der Mitte des 14. Jahrhunderts gilt das Gleiche von der Kanzlei des Magdeburger Erzbischofs; von entscheidender Bedeutung aber ist das Vorgehen der kaiserlichen Kanzlei. Seit Friedrich III. sucht dieselbe mundartliche Besonderheiten abzustreifen; seit Maximilian geben die Schriften, welche unmittelbar vom Kaiser ausgehen, die gleiche Sprache wieder, in welchem Teile von Deutschland sie entstanden sein mögen. Andere Kanzleien folgen diesem Beispiel; besonders wichtig ist, dass seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die kursächsische Kanzlei sich mit Entschiedenheit an die kaiserliche annäherte, teils durch unmittelbare Herübernahme oberdeutscher Eigentümlichkeiten, teils dadurch, dass die lautliche Entwickelung des Mitteldeutschen selbst dem oberdeutschen Lautstand in einzelnen Punkten zustrebte und man diesen jüngeren Elementen in der Urkundensprache nachgab, rascher und vollständiger, als es ohne dies geschehen wäre. Freilich, dieselben Fürsten, deren Kanzleien massgebend geworden, bedienen sich in ihren Privatschreiben noch der Mundart.

Die entscheidende That geschah durch Luther. Dieser machte mit vollem Bewusstsein die Sprache der kaiserlichen und sächsischen Kanzlei zur Grundlage der von ihm angewandten Sprache. Freilich kam dabei hauptsächlich der Bestand an Lauten und Formen in Betracht; in diesen trägt denn auch unsere Schriftsprache ihrem Ausgangspunkt gemäss einen gemischten Charakter. Die Diphthongierung der alten Längen war sowohl dem Bairisch-Österreichischen als einem grossen Teile des Md. gemäss; entschieden md. ist die Monophthongierung der alten Diphthonge *ie, ue, üe,* sowie die Beibehaltung der unbetonten Endvokale. Im Konsonantismus ist bairisch-österreichisch die durchgängige Verschiebung der alten *p,* sowie die durchgängige Wiedergabe der alten *d* durch *t.* Dagegen hat die alte bairisch-österreichische Orthographie *ch, kh* für *k* keine Aufnahme gefunden, ebensowenig *p* für altes *b.* Die Wortformen sind überwiegend mitteldeutsch, ebenso das Genus der Wörter. Immerhin konnte die Kanzleisprache der Hauptsache nach nur für solche Äusserlichkeiten massgebend sein; Luther selber ist freilich auch durch ihren Satzbau stark beeinflusst; aber in einem der wesentlichen Punkte bot sie keine genügende Unterlage, und Luther fühlte sich in dieser Beziehung sogar in einem Gegensatze zur Kanzlei, nämlich im Wortschatz. Teilweise knüpft er hier wohl an die Mundart seiner mitteldeutschen Heimat an; teilweise nahm er die Strömung in sich auf, welche die beiden letzten Jahrhunderte kennzeichnet. Seit 1300 war der Schwerpunkt literarischer Thätigkeit aus Oberdeutschland nach Mitteldeutschland verschoben worden, und so hatte der mitteldeutsche Wortschatz bereits vor Luther bedeutenden Einfluss in der Literatur gewonnen. So trägt der Wortbestand unserer Schriftsprache im Ganzen mitteldeutschen Charakter, und ihre Aufnahme konnte auf mitteldeutschem Boden ohne Anstand vollzogen werden. Was die übrigen Gebiete betrifft, so brach sich Luthers Sprache im protestantischen Niederdeutschland verhältnismässig rasch ihre Bahn. Schon in den 20-er und 30-er Jahren finden sich hochdeutsche Kirchenordnungen, während die Sprache der Kanzel erst etwa um 1600 hochdeutsch wird. In die Kanzleisprache dringt das Hochdeutsche im 4. oder 5. Jahrzehnt des Jahrhunderts ein; in Schleswig-Holstein verschwindet um 1560 das Niederdeutsche völlig aus der offiziellen Sprache. In der literarischen Produktion ist mit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts die Herrschaft der Schriftsprache ziemlich entschieden.

Langsamer ging es in dem katholischen Süddeutschland und der reformierten Schweiz. Hier war Luthers Autorität im 16. Jahrhundert noch keineswegs allgemein anerkannt. Man unterschied geradezu die verschiedenen Schriftsprachen, die mitteldeutsche, die süddeutsche, die schweizerische. Noch um 1570 erklärt ein Grammatiker die Sprache von Augsburg für die zierlichste Sprache. Erst gegen Ende des Jahrhunderts dringt in der Schweiz Luthers Kanon durch. In Basel überwiegt das Hochdeutsche seit der Mitte des 16. Jahrhunderts; chronikalische Aufzeichnungen in der Mundart reichen bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts hinein, waren aber ursprünglich nicht für den Druck bestimmt. In der Kanzlei von Schaffhausen werden die neuen Diphthonge um 1600 herrschend. In Zürich gelangt die Schriftsprache etwas später zum Sieg. In den Züricher Ratsprotokollen vollzieht sich jener Übergang zwischen 1650 und 1675, während in den Literaturwerken etwa 1557 den Wendepunkt bildet. In Bern wird eine in der Mundart abgefasste Pfarrordnung aus dem Anfang des 16. Jahrh. bis ins 18. Jahrhundert hinein in der mundartlichen Gestalt wieder abgedruckt. Das katholische Süddeutschland sträubt sich gegen die Aufnahme lutherischer Redeweise noch sehr entschieden bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts; ja noch nach der Mitte des Jahrh. finden Gottsched's Bemühungen um die Literatursprache fanatische Gegnerschaft und werden katholische Schriftsteller von der Kritik ermahnt, sie möchten erst deutsch lernen.

Aber auch in den Gegenden, die Luthers Vorbild anerkennen, ist im Beginn des 17. Jahrhunderts von einer festen Regel noch keine Rede. Das Jahrhundert arbeitet aber eifrig an einer endgültigen Festsetzung, besonders in den theoretischen Erörterungen der Sprachgelehrten: Opitzens, der Sprachgesellschaften, vor allem Schottels. Das wichtigste Ergebnis des Jahrhunderts in formaler Beziehung ist die endgültige Beseitigung des Unterschieds zwischen Singular und Plural im Präteritum des starken Verbs, ein Unterschied, der bei Luther noch in voller Blüte gestanden. Thatsächlich also ist man über Luthers Autorität bereits hinausgegangen. Überhaupt scheint es, als ob Luthers Einfluss von den Grammatikern des 17. Jahrh. überschätzt worden sei. Wie weit die Dichter des 17. Jahrh. sich an Luther anlehnen, wie weit etwa die noch fortlebende Kanzleisprache von Einfluss war, bedarf noch näherer Untersuchung.

Wie schwer es selbst im 18. Jahrhundert den Süddeutschen, insbesondere den Schweizern geworden, sich einer fremden Norm zu fügen, zeigt anschaulich die Stellung Hallers. Lebhaft beneidet er diejenigen, welche in Deutschland selber aufgewachsen; er sagt uns, wie er sich gemüht, den richtigen deutschen Ausdruck zu finden; die vierte Auflage seiner Gedichte hat zahlreiche Veränderungen erfahren lediglich aus sprachlichen Rücksichten. Dies praktische Unvermögen fand seinen Ausdruck auch in theoretischer Gegnerschaft. Der Hauptvertreter der sprachlichen Orthodoxie war Gottsched; für ihn stellte Obersachsen die Hochburg des besten Deutsch dar; das war der Ausgangspunkt seiner Sprachlehre, und der etwas spätere Adelung hat diesen Standpunkt im wesentlichen festgehalten. Gottsched und sein Anhang glaubten sich berechtigt, ein Sprachrichteramt in Deutschland auszuüben. Gegen seine »diktatorische Dreistigkeit« lehnten sich die Schweizer aufs lebhafteste auf, gegen den Anspruch, dass eine einzige Landschaft als höchstes sprachliches Muster dienen solle; es wurden sogar Stimmen laut, welche die Schaffung einer schweizerischen Schriftsprache verlangten und bedauerten, dass Haller nicht geradezu in alemannischer Mundart geschrieben. In Bezug auf Laut- und Formgebung hatte dieses Streben wenig Erfolg. Wohl aber in anderer Richtung. Gottscheds Bemühen ging vor allem auf äussere Korrektheit; jede örtliche Besonderheit, seltene, veraltete Wörter, neue ungewohnte Bildungen wurden in Acht und Bann gethan. Dadurch musste die Sprache an Umfang und Reichtum verlieren und so den Bestrebungen leichtes Spiel geben, welche für das Fehlende einen Ersatz schaffen wollten, zumal durch Entlehnung aus älteren Sprachquellen. Diese archaisierende Richtung wurde durch Bodmers Beschäftigung mit der altdeutschen Dichtung eröffnet; den Schweizern schloss sich der Göttinger Kreis an; Lessing und Herder traten nachdrücklich für eine derartige Auffrischung der deutschen Sprache ein. So sind Wörter wie *bieder, Brunst, Fehde, Gau, Ger, Hain, Hort* der Sprache neu gesichert worden.

Die klassische Literaturperiode des 18. Jahrhs. zerstört endgültig den Glauben an die Unfehlbarkeit Obersachsens; durch sie ist die Einigung der Schriftsprache vollzogen, soweit dieselbe bei einem so weit ausgedehnten Sprachgebiete überhaupt möglich ist. Noch heutzutage verrät eine österreichische oder schweizerische Zeitung ihre Heimat durch gewisse örtliche Besonderheiten.

Vgl. H. Rückert, *Geschichte der nhd. Schriftsprache.* Leipzig 1875. — A. Socin, *Schriftsprache und Mundart.* Heilbronn 1888. — Müllenhoff u. Scherer, *Denkmäler deutscher Poesie und Prosa, Einleitung* 2. Aufl. Berlin 1873. — H. Paul, *Gab es eine mhd. Schriftsprache?* Halle 1872. — O. Behaghel, *Zur Frage nach einer mhd. Schriftsprache.* Festschrift der Universität Basel zum Heidelberger Jubiläum. — F. Kauffmann, *Behaghels Argumente für eine mhd. Schriftsprache,* PBB.

XIII, 564. — H. Fischer, *Zur Geschichte des Mhd.* (Tübinger Universitätsschrift 1889). — E. Wülcker, *Die Entstehung der kursächsischen Kanzleisprache.* Zs. des Vereins für kurs. Geschichte IX. 349. — P. Pietsch, *Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache.* Breslau 1883. — K. Burdach. *Die Einigung der ahd. Schriftsprache. Einleitung. Das 16. Jahrh.* Hallische Habilitationsschrift, 1883. — Ders., *Die Sprache des jungen Goethe,* Verhandlgn. der Dessauer Philologenversammlung S. 166. — F. Kluge. *Von Luther bis Lessing.* 2. Aufl. Strassburg 1888. (dazu Schroeder, Gött. Gel. Anz. 1888, Sp. 249. Luther. Anz. f. d. A. 15. 324).

IV. SPRACHE UND SCHRIFT.

§ 11. Zu den sinnenfälligen Elementen der Sprache gehören die Schnelligkeit, mit welcher die Laute aufeinander folgen, die Betonung derselben, ihre Dauer, ihre Qualität.

Das Tempo der Rede hat nirgends in der deutschen Schrift eine Bezeichnung gefunden, soweit es sich um die absolute Geschwindigkeit handelt. Innerhalb der Rede aber folgen nicht alle Teile mit gleicher Schnelligkeit aufeinander; so bilden sich rythmische Glieder, Satztakte. Die Einschnitte zwischen diesen Gliedern haben zu einem kleinen Teile ihre graphische Darstellung gefunden durch die Interpunktionszeichen. Im Altsächsischen scheint die Interpunktion eine rein willkürliche zu sein; dieselbe wird von den Herausgebern nicht mitgeteilt. Im Althochdeutschen ist sie im Ganzen spärlich angewandt und beschränkt sich meist auf die Bezeichnung der Einschnitte, die zwischen ganzen Sätzen liegen. Ausgiebigen Gebrauch von der Interpunktion macht Notker; er bezeichnet sogar ziemlich häufig die Einschnitte zwischen den Satztakten innerhalb des nämlichen Satzes (z. B. Psalm 1, 2: *der dara ana denchet. tag unde naht;* 5, 8: *ze demo dinemo heiligen hus. peton ih hinnan dara. in dinero forhtun;* 7, 17: *sin farendo. irsluog si sih selbun*). In mhd. Hss. kommt fast gar keine Interpunktion zur Anwendung; sie steht gelegentlich dann, wenn ein Satzende mitten in einen Vers hineinfällt, sowie bei unverbundener Nebeneinanderstellung paralleler Ausdrücke (z. B. *ich sach ine hungeren dorsten. slafen. hitzen. vriesen* Evang. Nicod. v. 750). Im 15. Jahrh. kommt die Interpunktion zu einiger Anerkennung; doch bis in den Anfang des 16. Jahrhs. dauert das Sparen oder gänzliche Weglassen der Zeichen. Einen beträchtlichen Fortschritt bezeichnen die Drucke der lutherischen Schriften; im 17. Jahrh. gelangt die Interpunktion zu immer grösserer Verbreitung und Konsequenz.

Vgl. Al. Bieling, *Das Prinzip der deutschen Interpunktion nebst einer übersichtlichen Darstellung ihrer Geschichte.* Berlin 1880.

§ 12. Bei der Betonung der Rede kommen in Betracht die Verschiedenheiten in Bezug auf die Tonhöhe, der sogen. musikalische Accent, und die Verschiedenheiten in Bezug auf die Tonstärke, der sogen. dynamische Accent. Der erstere hat nirgends in deutscher Schrift einen Ausdruck gefunden, der zweite nur in ahd. Zeit (vereinzelt im Mhd.). Die Unterschiede in der Tonstärke der einzelnen Satzglieder, den Satzaccent, bringen die Hss. von Otfrids Evangelienharmonie wenigstens teilweise zur Anschauung: Otfrid versieht in jedem Halbverse ein oder zwei Wörter mit Accenten, um damit die höchst betonten Stellen des Verses zu bezeichnen. Freilich ist das oberste Prinzip für die Setzung seiner Accente nicht ein rhetorisches, sondern ein rythmisches, und der natürliche Wort- und Satzton wird von ihm hintangesetzt, wenn er mit dem von ihm gewollten rythmischen Schema in Widerstreit gerät. Auch das Accentuationssystem Notkers gibt Andeutungen über den Satzton, freilich nur in sehr beschränktem Masse: sie gilt eigentlich dem Wortton und bezeichnet im allgemeinen jedes selbständige Wort, lässt aber Enklitika und Proklitika häufig ohne Accent.

Für die Bezeichnung des Worttons kommen, abgesehen von vereinzelter anderweitiger Setzung von Accentzeichen, wieder Otfrid und Notker in Betracht. Da Otfrids Satzaccente auf den höchsten Stellen des ganzen Verses stehen, treffen sie natürlich auch die höchsten Stellen der einzelnen Wörter und lassen uns somit die Lage des Hochtons erkennen. Notker bezeichnet in jedem selbständigen Worte die hochtonige Silbe desselben mit einem Accent; aber auch nebentonige Silben werden mit Accenten versehen, und zwar sind in beiden Arten von Silben die Accentzeichen dieselben, so dass aus der graphischen Darstellung des einzelnen Wortes nicht zu erkennen ist, welche von zwei accentuierten Silben die höher betonte sei.

§ 13. In Bezug auf die Quantität der Laute sind von der Schrift stets nur die ziemlich rohen Unterschiede von Länge und Kürze beachtet worden. Die Länge kann dargestellt werden durch die Verdoppelung des Zeichens für den einfachen Laut; dies Mittel ist bei den Konsonanten stets und ausschliesslich zur Anwendung gekommen. Bei den Vokalen ist Doppelschreibung im Ahd. nicht selten, am häufigsten in der Interlinearversion der Benediktinerregel; sie erscheint häufiger in Stammsilben als in Ableitungssilben. Sie fehlt im Altsächsischen, mit ganz seltenen Ausnahmen. Vereinzelt ist solche Doppelschreibung im Mhd., etwas zahlreicher im Mittelniederdeutschen. Im Nhd. wird sie wieder häufig. Im Ahd. finden sich auch Quantitätsbezeichnungen durch Accente. Im Glossar Pa wird die Länge öfters durch Circumflexe, seltener durch Acute bezeichnet; die letzteren sind besonders oft im Glossar R verwendet. Auch Notkers Accente sind hier wieder wichtig: dieselben sind Circumflexe, wenn sie auf langen, Acute, wenn sie auf kurzen Silben stehen. Auch im mhd. begegnet Circumflex zur Andeutung der Länge, so in den Haupthandschriften des Parzival.

Andere Bezeichnungen langer Vokale sind mehr zufälligen Ursprungs. Der lange Vokal *ü* wird im späten Ahd. und im Mhd. durch *iu* bezeichnet, weil der alte Diphthong *iu* in seiner Aussprache dem langen *ü* nahegekommen oder mit ihm zusammengefallen war. Ähnlich ist *ie* im Nhd. Bezeichnung des langen *î* geworden, weil die meisten langen *i* aus einem älteren diphthongischen *ie* entstanden sind. Ebenfalls historische Schreibung liegt vor, wenn in neuniederdeutschen Wörtern *e* und *i* als Dehnungszeichen erscheinen, wenn *Soest* als *Sost*, *Troisdorf* als *Trosdorf* gesprochen wird. Zweifelhaft kann nur sein, ob *e* und *i* hier ursprünglich wirklich gesprochene Nachklänge waren und aus diesen diphthongartigen Lauten sich später wieder einfache Längen entwickelten, oder ob sie schon in früherer Zeit nur Längezeichen waren. Im letzteren Fall würden sie sich entwickelt haben in solchen Wörtern, die durch Kontraktion entstanden sind. Aus *slahen* wird nd. durch Ausfall des *h slaen, slân;* wurde hier die historische Schreibung *slaen* weiter geführt, so konnte auch für *stan* ein *staen* eintreten. Das Dehnungs-*h* des Nhd. entstammt solchen Wörtern, in denen *h* ursprünglich wirklich gehört wurde: weil z. B. *stahel* sich lautlich zu *Stâl* wandelte, aber das alte *h* in der Orthographie weitergeführt wurde, konnte ein älteres *mâl* später *Mahl* geschrieben werden.

Auch für die Bezeichnung des kurzen Vokals hat sich durch zufällige Umstände gelegentlich ein besonderes Mittel entwickelt. Im Nhd. ist es Charakteristikum vokalischer Kürze, dass danach Doppelkonsonant geschrieben wird. Die meisten kurzen Vokale nämlich des Mhd. sind im Nhd. zu Längen geworden, wenn einfacher Konsonant darauf folgte. Vor Doppelkonsonanz dagegen blieb die Kürze erhalten; die Doppelkonsonanz selber wurde mit der Zeit nahezu oder gänzlich zur einfachen Konsonanz, wobei jedoch das alte Zeichen beibehalten wurde. Dadurch entwickelte sich die Empfindung, als

ob kurzer Vokal und Doppelkonsonanz zusammengehörten, und letztere wurde auch dann geschrieben, wo auch vor einfacher Konsonanz die Kürze erhalten blieb.

§ 14. Qualität der Laute. Jede für das praktische Leben eingerichtete Orthographie leidet an zahlreichen Unvollkommenheiten. Das Wort, der Satz besteht aus einer unendlichen Anzahl in einander übergehender Laute, von denen die Orthographie nur einige Hauptpunkte, die besonders deutlich ins Ohr fallen, festhalten kann. Diese Auswahl kann nach Ort und Zeit, nach verschiedenen Schreibern verschieden sein. Der Diphthong *ei* erscheint ahd. und mhd. unter Nichtbeachtung des zweiten Bestandteils häufig als *e* geschrieben, ebenso, aber seltener, *ou* als *o;* auf oberdeutschem Gebiet wird in mhd. Zeit häufig *i* und *u* zur Bezeichnung von *ie* und *uo* verwendet, die dort noch heute nicht monophthongiert sind; auch auf md. Boden sind sicher lange noch Diphthonge gesprochen worden, obwohl man nur das einfache Zeichen schrieb. Ferner erscheint ein Wort im Zusammenhang des Satzes bald in der, bald in jener Gestalt; sein Anlaut und sein Auslaut werden durch die vorhergehenden oder nachfolgenden Laute beeinflusst. Die meisten Rechtschreibungen aber und so auch die deutsche, führen eine Gestalt des Wortes in allen Stellungen durch. Einen Versuch, den Erscheinungen der Satzphonetik gerecht zu werden, hat Notker gemacht (s. unten beim Konsonantismus); auch in mhd. Handschriften finden sich Spuren seiner Regel.

Andere Eigentümlichkeiten der deutschen Orthographie erklären sich aus besonderen geschichtlichen Verhältnissen. Das Material zur Bezeichnung des Deutschen haben die lateinischen Buchstaben abgegeben. Es sind somit die Unvollkommenheiten der lateinischen Orthographie auch auf die deutsche übergegangen. Wie im Lateinischen, so werden auch im Deutschen offenes *e* und *o* und geschlossenes *e* und *o,* die reinen Vokale und die Nasalvokale nicht von einander unterschieden. Auch im Deutschen hat *c* bald die Geltung von *k,* bald — im älteren Hochdeutschen wenigstens, wenn auch nicht gerade häufig — die von *z.* Eine Anzahl von deutschen Lauten ist dem Lateinischen fremd, so dass Verlegenheiten für die Bezeichnung entstehen. So kennt das Lateinische die deutschen Umlaute nicht, mit Ausnahme des *e.* Der Umlaut von *a* zu *e* ist daher auch der einzige, der im älteren Ahd. Bezeichnung findet; in der ganzen altdeutschen Zeit werden auf nd. und md. Gebiet, seltener auch im Oberdeutschen die Umlaute von *o* und *u* nicht von den unumgelauteten Vokalen unterschieden. Die Laute, welche im Oberdeutschen die germanischen Medien *g* und *b* vertreten, haben im Lateinischen keine genaue Entsprechung: daher schwankt ihre Bezeichnung zwischen *g* und *k, b* und *p.* Statt des sonstigen hochdeutschen *pf* erscheint in den ahd. Denkmälern von St. Gallen, Reichenau, Murbach ein anlautendes *f;* dies kann nicht, wie man gewöhnlich annimmt, eine Spirans darstellen, denn in der Gegenwart wie in mhd. Zeit erscheint in den betreffenden Gegenden an dieser Stelle die Affricata *pf,* sondern es ist ungenaue Wiedergabe, die dadurch hervorgerufen wurde, dass dem Lateinischen und Romanischen der Anlaut *pf* fremd war. Dem Romanen ist es schwer, vokalischen Anlaut und Anlaut mit *h* von einander zu scheiden; daher begegnet es im Ahd. nicht selten, dass *h* anlautend erscheint, wo es historisch keine Berechtigung hat. Und soll der deutsche Laut wirklich deutlich zur Anschauung gebracht werden, so greift der romanische Schreiber zu dem Zeichen *ch* oder selbst zu *c,* wie dies besonders im Westfränkischen und im ältesten Südrheinfränkischen geschieht; statt der Lautgruppe *rht,* die dem Lateinischen ganz fremdartig erscheinen muss, begegnet ahd. und auch mhd. nicht selten die Schreibung *rct.* Für die gutturale Media und für die palatale tönende Spirans stand nur

das eine Zeichen *g* zur Verfügung, und so muss in jedem einzelnen Falle untersucht werden, ob Verschluss- oder Reibelaut gemeint ist.

Manche andere Abweichungen der deutschen Orthographie von einer rein phonetischen Schreibung sind nicht in ihrem Ausgehen von der lateinischen Zeichengebung, sondern in der weiteren Entwickelung der Sprache begründet. Erstens darin, dass ein Laut sich verändert, während die Bezeichnung mit dem Wandel der Aussprache nicht gleichen Schritt hält: die sog. historische Schreibung. Wenn in den frühesten ahd. Quellen an Stelle eines vor *i* oder *j* stehenden *a* bald *a* bald *e* geschrieben wird, so ist nicht das eine Mal *a*, das andere Mal *e* gesprochen worden, sondern jenes ist die ältere, dieses die jüngere Schreibung. Das Gleiche gilt, wenn in mhd. Hss. nebeneinander anlautendes *sc* und das daraus entstandene *sch* erscheinen. Historische Schreibungen des Nhd. sind: *ei*, für das wir *ai* (noch genauer *ae*) sprechen, *el, em, en, er* in Endsilben, wo wir nur silbenbildendes *l, m, n, r* hören lassen, *chs* für *ks* der Aussprache, *ng*, das nur noch ein einfacher Laut, *sch*, aus *s-ch* (zu welcher Zeit der Uebergang in den einfachen Laut erfolgte, ob etwa schon altdeutsch, ist kaum zu bestimmen), *sp* und *st* im Anlaut der Wörter, wo die korrecte Theateraussprache *schp* und *scht* verlangt.

Zweitens darin, dass Laute, die ursprünglich deutlich geschieden sind, im Laufe der Entwickelung einander nahekommen oder gänzlich zusammenfallen. Dann wird das Zeichen für den einen Laut auch für den andern zur Anwendung gebracht. Für anlautendes *sl* erscheint ahd. auch die Schreibung *scl* wohl deshalb, weil in der Lautgruppe *sl* sich schon der gleiche palatale Zwischenlaut entwickelt hatte, wie er in der Gruppe auftrat, die man mit *sc* bezeichnete. Umgekehrt wird deshalb im Mhd. gelegentlich für *scatz* oder *schatz, scepfen* oder *schepfen* die Schreibung *saz, sepfen* gefunden. Weil gegen Ende des Ahd. der Diphthong *iu* sich der durch Umlaut entstandenen einfachen Länge *ü* annäherte, wird in der Regel der Umlaut mit *iu* geschrieben, aber auch umgekehrt *u* für den ursprünglichen Diphthongen verwendet, so im späten Ahd. nicht selten, und durchgehends im Mittelbinnendeutschen. Im Mhd. und Mnd. wird statt *e* gelegentlich auch *o* geschrieben, z. B. *fromede* statt *fremede*, weil *o* auch zur Bezeichnung von *ö* diente und dieses dem *e* nahestand. Im Bairischen des 13. Jahrhs. sind *b* und *w* einander nahegekommen, daher von da ab für älteres *b* auch *w*, für älteres *w* auch *b* begegnet. Ebenso steht im Mnd. *th* auch für *d*, nachdem die Spirans und die Media zusammengefallen. Im Ausgang der mhd. Zeit und im älteren Nhd. erscheint *mb* häufig für *m* geschrieben. (*boumb = Baum, heimb = heim, -thumb = thum*) weil altes *mb* sich zu *mm* (auslautend *m*) assimilirt hatte.

Endlich drittens haben etymologische Bestrebungen einer rein phonetischen Schreibung entgegengewirkt; man trachtete darnach, etymologisch zusammengehörige Formen auch in der Schreibung übereinstimmen zu lassen. So wird ahd. und mhd. das Zeichen *n* auch dann meist festgehalten, wenn ein *n* durch Zusammenrückung oder Zusammensetzung vor ein *b* oder *p* getreten und dadurch ein *m* geworden; es wird *wînberi, anblic, unbescheiden* geschrieben mit Rücksicht auf *wîn, an, un-* in den Fällen, wo es nicht vor Labial stand. Am stärksten findet diese Tendenz im Nhd. ihren Ausdruck. Der Umlaut von *a* wird *ä* geschrieben, wenn die Verwandtschaft mit solchen Formen zum Bewusstsein kommt, die *a* enthalten, aber *e*, wenn dies nicht der Fall ist, also die *älteren*, aber *Eltern*, die *Fährte*, *willfährig*, aber *Ferge, fertig*. Der mhd. Wechsel von inlautender Doppelkonsonanz und einfacher Konsonanz im Auslaut (*man-mannes*) ist im Nhd. verloren gegangen. Man schreibt *Jahrhundert*, *wahrhaftig*, obwohl die ersten Silben in der Regel kurz gesprochen werden.

§ 15. Die erörterten Abweichungen der deutschen Orthographie von einer rein phonetischen Schreibung sind nicht ohne Bedeutung für die Sprache selbst, indem die Schrift unter Umständen auf die Aussprache zurückwirkt. Ob derartiges in älterer Zeit stattgefunden, lässt sich nicht ermitteln. Wenn die heutige Theatersprache keinen Unterschied zwischen *ei* = ad. *ei* und *ei* = ad. *î*, zwischen *au* = ad. *ou* und *au* = ad. *û* macht, so ist das lediglich Einfluss der Schrift; es gibt wohl keine deutsche Mundart, die diesen Zusammenfall hat eintreten lassen. Umgekehrt kommt es vor, dass die Stammvocale von Wörtern wie *stetig, leer, schwer* und *bestätigen, erklären, gefährlich* unterschieden werden, obwohl überall derselbe mhd. Laut *æ* zu Grunde liegt. Die Deutschen in Esthland sprechen *die Haide, Kaiser, Maid* mit einem wirklichen *ai*, dagegen *der Heide, keiner, Meineid* mit wirklichem *ei*; überall liegt der gleiche altdeutsche Diphthong *ei* zu Grunde. Wenn die Schweizer hochdeutsch reden, so setzen sie an Stelle ihres *î* ein *ëi*, weil dieses die Schreibung der Schriftsprache ist. Die Theateraussprache von *t* als Tenuis aspirata ist ein reines Kunstprodukt. Das Nebeneinander von *d* und *t* in unserer Orthographie entspricht einem älteren Unterschied von tönendem und tonlosem Laute, bezw. von Tenuis lenis und Tenuis fortis. Der Unterschied zwischen Media und Tenuis ist dem Hochdeutschen gänzlich verloren gegangen; ebenso vermögen die wenigsten hochdeutschen Mundarten, zumal im Anlaut, einen Unterschied zwischen dentaler Lenis und Fortis zu machen. Da aber die historische Schreibung unserer nhd. Sprache die alte Scheidung noch festhielt, so übertrug man, um der Verschiedenheit der Zeichen gerecht zu werden, auf sie denjenigen Unterschied, der bei *g* und *k*, zum Teil auch bei *b* und *p* geläufig war. Oder stammt die Aspiration aus Wörtern wie *träg, treten, treu*, bei denen im Nd. *t'* auftritt?

V. DAS TEMPO DER REDE.

§ 16. Über die absolute Schnelligkeit der Rede lässt sich für vergangene Zeiten keine Ermittelung anstellen. Für die lebenden Sprachen liessen sich unmittelbare Beobachtungen machen, und es würde sich wohl ergeben, dass hierin nach Mundarten Verschiedenheiten bestehen; allein es fehlt noch fast gänzlich an Vorarbeiten.

Leichter dagegen ist es, die Lage der Pausen im Satze, die Gliederung der Rede in Satztakte festzustellen. Neben der mehr oder weniger subjektiven Beobachtung der lebendigen Rede kann als objektives Kriterium dienen, dass man fragt, wie im musikalischen Recitativ die Rede behandelt, wo dort die Pausen gesetzt werden. Für die ältere Zeit dienen als Anhalt die oben erwähnten Punkte bei Notker; ferner die Art und Weise, wie Parenthesen eingefügt werden, denn diese können nur an solchen Stellen eingeschaltet werden, wo Satztakte schliessen; endlich der Versbau: Versenden und Cäsuren fallen im allgemeinen mit dem Schluss von Satztakten zusammen; Enjambement ist nichts anderes als Zerreissung von Satztakten durch Verseinschnitte. Vergleicht man die mit diesen Hülfsmitteln gewonnenen Resultate, so zeigt sich, dass die Gliederung in alter mit der in neuerer Zeit übereinstimmt.

Ob überhaupt Pausen gemacht werden, hängt von zahlreichen Umständen ab. Verschiedene Personen verfahren darin verschieden, und der Einzelne verfährt bald so, bald so, je nach dem Zweck der Rede, nach seiner Geistesverfassung, dem Grade von Ruhe und Vorbedacht, mit welchem er spricht. Aber zwei allgemeine Sätze lassen sich aufstellen. Erstens treten zwischen zwei Gliedern um so eher Pausen ein, je umfangreicher dieselben sind: *der Zug der Vertriebenen* ist enger gefügt, als *der traurige Zug der*

armen Vertriebenen. Zweitens wird eher eine Pause gemacht, wenn das bestimmte Glied vorangeht, das bestimmende nachfolgt, als bei der umgekehrten Stellung: in den Ausdrücken *Gottes Geist, rot Röslein, es irrt der Mensch,* ist die Verbindung eine festere als in *der Geist Gottes, Röslein rot, der Mensch irrt.*

Die Frage, w o diese Pausen eintreten, ist überhaupt nur aufzuwerfen bei mindestens drei Satzgliedern. Hier liegt die Sache entweder so, dass das Glied *a* durch das Glied *b* und dieses wieder durch das Glied *c* bestimmt wird, oder aber *a* wird erstens durch *b,* zweitens durch *c* bestimmt. Das Glied, welches im erstern Falle einerseits zur Bestimmung dient, anderseits selber bestimmt wird, und das Glied, auf welches im zweiten Falle die beiden Bestimmungen sich beziehen, bezeichne ich als das bindende Glied, die beiden andern als die gebundenen. Es gilt nun der Satz: das bindende Glied steht zu jedem der gebundenen in engerer Beziehung, als die gebundenen unter sich. Steht also das bindende Glied an erster oder an letzter Stelle, so tritt die grössere Pause stets zwischen den beiden gebundenen Gliedern ein. So in attributiven Verhältnissen: *mendislo | manno cunneas* (Hel. 402) — *die Spuren | des schmerzlichen Übels — des Frühlings | lieblicher Hauch; die Belagerung Wiens | durch die Türken.* — Im Verhältnis von Subjekt und Prädikat oder von Teilen des Prädikates: *nezzo ih min bette! nahteliches* (Notker Ps. 6, 7.) — *des habent die wârheit | sîne lantliute* (Iw. 12), — *der da Trost | dem Dulder gab* (Messias von Händel, Nr. 94), *der hatte Wohlgefallen | an seinem Tode* (Mendelssohn, Paulus, Nr. 48).

Steht dagegen das bindende Glied in der Mitte zwischen den gebundenen, so tritt die grössere Pause zwischen dem ersten gebundenen Glied und dem bindenden ein. Das gilt wenigstens im Verhältnis von Subjekt und Prädikat oder von Teilen des Prädikats: *mit dien zungon! farent sie trugelicho* (Notk. Ps. 5, 11), *mit sinen zeichenen machot er in versihtigen* Notk. Ps. 9^b, 10). — *die Schmach | bricht ihm sein Herz* (Messias Nr. 94), *der Allerhöchste | wohnt nicht in Tempeln* (Paulus Nr. 6), *auch so das Glück | tappt unter die Menge.* Aber es findet sich auch die Pause zwischen dem mittleren Glied und dem zweiten Glied: *uuanda din uuerchmahtigi erhauen ist. uber himela* (Notk. Ps. 8, 2) *dess Name heisst | Immanuel* (Mess. 28). Auch bei attributiven Verhältnissen scheint die stärkere Pause v o r dem bindenden Gliede zu liegen; vgl. *den letzten | Saum seines Kleides, den brennenden | Durst meines Busens.* Endlich wo attributive Verbindung und prädikative Verbindung zusammentreffen, ist die erstere die festere: *ich gnâdelôser man | gedâhte (war ich kêrte)* (Iw. 780), *dass erfüllt würden | die Schriften der Propheten (Matthäuspass.* Nr. 63).

Bei mehr als drei Satzgliedern gelten im allgemeinen die gleichen Regeln wie diejenigen, die eben aufgestellt worden; die Stellen der Pausen werden gefunden, indem man immer drei aufeinander folgende Glieder mit einander unter Anwendung unserer Regeln vergleicht. Es ergeben sich also z. B. folgende Gliederungen: *ze demo dinemo heiligen hus. peton ih hinnan dara. in dinero forhtun* (Notk. Ps. 5, 8), — *daz in sîn boese site | vil dicke hât entêret* (Iw. 234), — *aber am ersten Tage der süssen Brod' | traten die Jünger zu Jesu* (Matth.pass. Nr. 27), — *ich im Geist gebunden | fahre hin | gen Jerusalem* (Paulus Nr. 41) — *rasch | tritt der Tod | den Menschen | an.* Aber es macht sich zugleich ein von den grammatischen Beziehungen unabhängiges Bestreben geltend, den Umfang, das Gewicht der Satzglieder zu einem möglichst gleichmässigen zu gestalten: *uz iegelîchem orte schein | ein also gelpfer rubîn* (Jw. 624), — *Wind ist der Welle | lieblicher Buhler,* — *und es erhob sich ein Sturm der Juden und der Heiden* (Paulus Nr. 37), — *und habe bezeugt den Glauben au meinen Herrn Jesum Christum* (Paulus Nr. 41); aber es würde heissen: *ich habe bezeugt | den Glauben an Christum.*

VI. DIE BETONUNG.

A. DER MUSIKALISCHE ACCENT.

§ 17. Der musikalische Accent des Deutschen lässt sich nur für die lebendige Rede der Gegenwart ermitteln. Während man beim dynamischen Accent Satzbetonung einerseits und Wortbetonung anderseits unterscheiden muss, hat bei dem musikalischen Accent eine solche Trennung keinen Wert, denn die Tonhöhe innerhalb des einzelnen Wortes bestimmt sich lediglich nach seiner Stellung und Verwendung innerhalb des Satzes, und für die Satzmelodie ist es gleichgültig, ob das Steigen oder Fallen der Töne auf mehrere einzelne Wörter verteilt ist oder ob es innerhalb der Silben eines Wortes oder gar nur auf einer Silbe sich vollzieht.

Die Grösse der Intervalle, innerhalb welcher die Rede sich bewegt, und die absolute Tonhöhe der Mittellage sind, wie das Tempo der Rede, nach Individuen, nach der innern und äusseren Situation der Redenden und wohl auch nach Mundarten verschieden. Der mittlere Tonumfang der einfach berichtenden oder darlegenden Rede scheint etwa eine Quarte bis Quinte zu betragen. Es wäre interessant zu wissen, ob die mittlere Stimmlage des Sprechenden in einem bestimmten Verhältniss zu dem Umfang seiner Stimme steht. Nach den wenigen Beobachtungen, die mir zu Gebote stehen, getraue ich mir nicht, darüber ein Urteil zu fällen.

Bestimmtere Regeln lassen sich geben über die Art der Tonbewegung, darüber, ob und wann sie eine aufsteigende oder absteigende sei. Die absteigende Bewegung entspricht im allgemeinen dem Abschliessen eines Gedankens; sie tritt also vor allem am Ende eines in sich vollkommen abgeschlossenen Satzes ein, der eine einfache Aussage enthält. Die aufsteigende Betonung hat den Charakter des Unabgeschlossenen, des Erwartenden oder die Erwartung Erregenden. Sie ist daher Regel am Ende des Aufforderungssatzes und des Fragesatzes, und zwar ist beim Fragesatz die Steigerung eine grössere als beim Aufforderungssatz. Sie tritt ferner im zusammengesetzten Satze ein vor Beginn eines neuen Satzes, sei es, dass der übergeordnete, sei es, dass der untergeordnete Satz vorangeht. Endlich scheint mir auch im einfachen, aber in Satztakte zerfallenden Satze die Neigung zu bestehen, am Abschlusse der Takte den Ton in die Höhe gehen zu lassen.

B. DER DYNAMISCHE ACCENT.

1. DER SATZACCENT.

§ 18. Über den Satzaccent, über das Verhältnis der Tonstärke, das zwischen verschiedenen Wörtern besteht, lässt sich eine allgemeine Regel aufstellen. Zwei Wörter werden gleich stark betont, wenn beide für den Hörenden von gleicher Bedeutung sind; sie werden gewöhnlich — es ist das keine unbedingte Notwendigkeit — verschieden betont, wenn dies nicht der Fall. Wenn man für ein Wort durch schwächerere Betonung ein geringeres Mass von Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, so thut man es deshalb, weil ein etwaiges Überhören oder Missverstehen desselben einen verhältnismässig geringen Schaden verursacht. Diese Unschädlichkeit kann in zwei Fällen eintreten: erstens, wenn das eine von zwei Wörtern entbehrlich ist, zweitens wenn es sich unschwer ergänzen lässt.

I. Das erste Verhältnis liegt vor:

a) Bei Verbindung von Substantiven mit partitiven oder possessiven Geni-

tiven, wo das vom Teil oder vom Besitztum Ausgesagte gerade so gut vom Ganzen oder vom Besitzer ausgesagt werden könnte.

Es wird also betont: *er wird die Schwelle*[2] *meines Hauses*[1] *nicht betreten;** *die Gestalt*[2] *Homers*[1] *ist sagenhaft; die Dichtung*[2] *der Ilias*[1] *wird ewig leben;* denn es könnte gerade so gut heissen: *er wird mein Haus nicht betreten; Homer ist sagenhaft; die Ilias wird ewig leben.* Dagegen wird betont: *der Bau*[1] *meines Hauses*[1], *die Gestalten*[1] *Homers*[1], *die Abfassungszeit*[1] *der Ilias*[1].

b) bei possessiver Verbindung, wenn der Eigentümer als bekannt vorausgesetzt wird: *Goethes*[2] *Faust*[1], *Mozart's*[2] *Zauberflöte*[1], *Raphaels*[2] *sposalizio*[1]. Sagen wir: der *Faust*[1] *von Goethe*[1], so wollen wir über den Autor belehren. Auf diese Weise erklärt sich auch der Umstand, dass die Pronomina Possessiva schwächer betont sind als die Substantiva, bei denen sie stehen. Spreche ich von *meinem*[2] *Hause*[1], so nehme ich an, der Hörer wisse, dass ich ein Haus besitze, sonst würde zugefügt werden, »ich besitze nämlich ein solches«.

c) bei der Verbindung von Vorname und Zuname, von Titel und Name.

d) bei der Verbindung von Substantiv und Adjektiv oder von Verbum und Adverbium, wenn das Adjektiv, bezw. das Adverbium nichts wesentlich neues beibringen, sondern der in ihm ausgesprochene Anschauungsgehalt eigentlich schon im Substantiv bezw. im Verbum enthalten ist. So heisst es: *lieber*[2] *Freund*[1]; *bestelle einen freundlichen*[2] *Gruss*[1]; *Gleichgültigkeit ist ein leerer*[2] *Schall*[1] (vgl. *Name ist Schall und Rauch*); dagegen würde man betonen: *ein langjähriger*[1] *Freund*[1], *eine freundliche*[1] *Wohnung*[1], *ein dumpfer*[1] *Schall*[1]. — Ferner heisst es: *sie redeten*[1] *zusammen*[2], d. h. miteinander. *sie plauderten*[1] *miteinander*[2], aber *sie redeten*[1] *zusammen*[1], d. h. gleichzeitig.

e) bei den nachgestellten Präpositionaladverbien: *den Tag*[1] *über*[2], *die Nacht*[1] *durch*[2]; der blosse Accusativ würde auch genügen.

f) beim Artikel, dem die Verbalformen begleitenden persönlichen Pronomen, den Präpositionen, den meisten Konjunktionen; denn zur Zeit ihres Aufkommens war ihre Verwendung fakultativ; Beziehungen, die bereits empfunden wurden, ehe sie da waren, erfuhren durch sie eine Verdeutlichung.

Wollte man die Wörter, die zu den vorstehenden Kategorien gehören, nach einem praktischen Kriterium zusammenfassen, so könnte man sagen: es sind solche, die im Telegrammstil weggelassen werden.

II. Dass ein Wort sich leicht ergänzen lässt, ist der Fall

a) wenn eine Beziehung durch unmittelbare physische Hinweisung deutlich gemacht werden kann; daher sind die deiktischen Pronomina, zu denen auch die Pronomina personalia der 1. und 2. Person gehören, proklitisch oder enklitisch: *dieser Mensch; sie liebt mich, ruft dich.*

b) wenn die vorliegende Nennung des Begriffs nicht die einzige ist:

1) wenn der Begriff schon einmal ausgesprochen worden: anaphorische

* Mit 1 bezeichne ich den stärkeren, mit 2 den schwächeren Ton.

Wörter sind stets schwächer betont als nicht anaphorische. Und zwar ist es ganz gleichgültig, ob das zweite Mal der Begriff mit demselben Wort gegeben wird wie das erste Mal, oder ob ein Synonymon dafür eintritt, oder ob die Zurückweisung in noch freierer Weise erfolgt. Es heisst also: (*er säete Unkraut unter den Weizen); da nun das Kraut*[2] *wuchs*[1]. — *Er legte ihnen ein ander*[1] *Gleichnis*[2] *vor.* — *und zog vom Steine sich hebend auch vom Sitze*[2] *den Sohn*[1]. *Die Gegeneinanderstellung der Rhapsoden und Mimen scheint nur ein Mittel, um der Verschiedenheit*[1] *beider Dichtarten*[2] *beizukommen. (selbst die Kräuter und Wurzeln miss ich ungern), wenn auch der Wert*[1] *der Ware*[2] *nicht gross ist.* So ist denn auch das anaphorische Pronomen und das Reflexiv proklitisch oder enklitisch, wie es wohl auch schon im Indogermanischen gewesen. Und auch die gleichfalls indogermanische Tonschwäche des Verbums erklärt sich vielleicht aus unserm Satze, denn im Zusammenhang der Rede ist das Verbum, das ja in jedem Satze wiederkehrt, ein wenn auch variiertes Wiederaufnehmen einer vorausgegangenen Thätigkeit.

2) wenn der Begriff später noch einmal ausgesprochen wird: *und wir bringen die Frucht*[1] *herein*[2], *(wie das Heu*[1] *schon herein*[2] *ist.)* *So schützt*[2] *die Natur*[1], *(so schützen*[2] *die wackern Deutschen*[1]*).*

c) Wenn die Zahl der möglichen Ergänzungen eine verhältnismässig geringe ist. Nehmen wir eine beliebige Verbindung von zwei Begriffen, z. B. *er liebt eine Spanierin,* so könnte mit *er liebt* eine grosse Zahl von andern Objekten verbunden werden, und *die Spanierin* zu vielen anderen Verben als Objekt gesetzt werden: beide Begriffe sind variabel. Diese Abänderungfähigkeit ist nun bei verschiedenen Verbindungen eine sehr verschiedene. Natürlich ist der variablere Begriff weniger leicht zu ergänzen. Man kann also sagen: der variablere von zwei Begriffen ist der stärker betonte. Ein solcher Unterschied der Variabilität liegt z. B. vor:

1) bei der Verbindung von Hülfszeitwörtern mit Vollwörtern: *ich habe*[2] *gesehen*[1]; *ich werde*[2] *gehen*[1]; *ich will*[2] *kommen*[1]; *ich wünsche*[2] *zu hören*[1].

2) bei der Verbindung eines Verbes mit prädikativem Nomen: *Einigkeit*[1] *macht*[2] *stark*[1].

3) bei der Verbindung von Verben mit Ortsbestimmungen: *sie kamen*[2] *zusammen*[1]; *er reiste*[2] *nach Berlin*[1]; dagegen bei modalen Bestimmungen ist die Variabilität ungefähr die gleiche: *sie kamen*[1] *eilig*[1]; *er reiste*[1] *in Ruhe*[1].

4) bei attributiven Ortsbestimmungen: *der Kaiser*[2] *von Japan*[1], *die Schlacht*[2] *von Arbela*[1].

In anderen syntaktischen Verbindungen liegt bald gleiche, bald verschiedene Variabilität von zwei Begriffen vor. Z. B.:

1) bei objektiver Verbindung: z. B. *er trinkt*[2] *Wein*[1]; bei der Nennung einer Getränke-Bezeichnung liegt das Verbum *trinken* unmittelbar nahe, mit *trinken* aber lässt sich eine stattliche Anzahl von Getränkbezeichnungen verbinden.

1 1
Dagegen heisst es z. B. *die Liebe beweget das Leben;* von keinem der beiden Wörter kann gesagt werden, dass seine Ergänzung nach Nennung des anderen naheliege.
2 1 2 1
2) bei attributivem Adjektiv: es heisst *altes Linnen; zum goldenen Löwen;*
2 1
der heiligen Schriften; aber nicht minder häufig ist gleich starke Variabilität
1 1 1 1
und Betonung: *der traurige Zug (der Vertriebnen); guter fliehender Menschen;*
1 1
(der Wind) mit lieblicher Kühlung,

3) Bei attributivem Genitiv: es heisst: *(betrachtete seine Gestalt) mit dem*
2 1 2 1
Auge des Forschers; er vergoss Thränen der Freude. An und für sich sind in beiden Sätzen die beiden Glieder der genitivischen Verbindung gleich variabel; aber in dem vorliegenden Zusammenhang, in der Nachbarschaft der Verben *betrachten, vergiessen* liegen die Ergänzungen von *Auge* und *Thränen* viel näher als die von *Forscher* und *Freude.* Dagegen wird betont: *(und gab*
1 1 1
ihr) den Schlafrock unseres Vaters dahin; (habe zusammengepackt) die Ketten
1
meiner seligen Mutter.

Vgl. W. Reichel, *Von der deutschen Betonung.* Jenenser Diss. 1888 (ich konnte diese Schrift nicht mehr verwerten).

Dies sind die Hauptgesichtspunkte, die sich bei Beurteilung des heutigen Accents ergeben. Über den Satzaccent der älteren Sprache hat man Regeln abgeleitet aus der Verwendung der Alliteration, aus Otfrids und Notkers Accentuation (s. oben S. 344).

Vgl. Rieger, *Die alt- und angelsächsische Verskunst.* ZfdPh. VII. — Horn, PBB. V, 164. — Ries, *Die Stellung von Subjekt und Prädikatsverbum im Heliand.* Strassburg 1880, Exkurse. — Sobel, *Die Accente in Otfrids Evangelienbuch.* Strassburg 1882. — Piper, *Otfrids Accente*, PBB. VIII, 225. — Fleischer, *Das Accentuationssystem Notkers in seinem Boethius.* ZfdPh. XIV, 129. — Sievers, *Die Entstehung des deutschen Reimverses.* Beitr. XIII, 121. — Wilmanns, *Der altdeutsche Reimvers.* Bonn 1889.

Bei Vergleichung dieser Regeln mit dem heutigen Zustande zeigen sich mancherlei Übereinstimmungen. Die Behandlung der Partikeln ist im Ganzen die gleiche wie heutzutage; insbesondere sind Ortsadverbia stärker betont als andere Adverbia; bei Verbindung von Verbum finitum und Infinitiv ist das erstere schwächer betont als das letztere. Der Titel erhält bei Otfrid geringeren Ton als das dabeistehende Substantiv *(druhtin krist)*; dazu stimmt im mhd. die Thatsache, dass *herre* und *vrouwe* vor Eigennamen zu *her, ver* geschwächt worden. Aber auch bedeutende Unterschiede scheinen zu bestehen.

Dass von zwei Ausdrücken derjenige der schwächer betonte sei, der einen früheren wieder aufnimmt, lässt sich nicht erkennen. Besonders auffallend ist, dass von zwei Nomina stets dem ersteren der überwiegende Ton zuzukommen scheint. Ist nun seit der altdeutschen Zeit eine wesentliche Veränderung des Tones eingetreten, oder ist unsere Kenntnis der alten Satzbetonung eine ungenügende? Man möchte glauben, dass die Gesetze unserer heutigen Betonung auch in älterer Zeit gegolten hätten, denn sie scheinen aus dem Wesen der Sprache hervorzugehen, während die erwähnte Regel über die Betonung zweier Substantive etwas ausserordentlich mechaniches hat. Zugleich scheinen Einzelheiten der Wortbetonung unser Gesetz als ein altes zu erweisen. So hat sich denn auch herausgestellt, dass Otfrids Accente in erster Linie metrische, nicht sprachliche Geltung haben, und so wäre es auch möglich, dass die Anwendung der Alliteration nicht lediglich mit der dyna-

mischen Betonung, sondern mit metrischen und musikalischen Eigentümlichkeiten zusammenhinge. Weitere Forschung wird dieser Frage gewidmet werden müssen.

2. Der Wortaccent.

I. Die höchstbetonte Silbe.

§ 19. Zu seiner Ermittelung dienen für die ältere Sprache die gleichen Hülfsmittel, wie beim Satzaccent.

Wie beim Satzaccent, gilt auch hier im allgemeinen der Satz, dass die wichtigsten Bestandteile den Ton erhalten. Das ist im einfachen Wort die Wurzelsilbe und im Kompositum in der Regel der erste Teil, so dass als äusserliche Regel der deutschen Betonung der Satz aufgestellt werden kann, dass die erste Silbe den Ton hat. Es heisst also *heiland, heilison, heilisunga; hímilrîhhi, ántwurti, bíspel, úrteil; lóbsalig, mánagfald, úrmari; múotfagon, teilnehmen.*

Die allgemeine Regel bedarf aber für die Komposita einer Einschränkung. Nicht immer ist das erste Glied wirklich das wichtigere; es enthält nicht immer eine wesentliche Bestimmung des zweiten Teils, sondern gibt unter Umständen nur den Grad an oder wiederholt das, was im zweiten Teile schon gesagt ist. Hierher gehören die verstärkenden Zusammensetzungen des Nhd. (vgl. Tobler, *Wortzusammensetzung*, S. 104). Bei ihnen sind beide Teile gleich stark betont, oder das zweite Glied überwiegt das erste: *blútárm* (= sehr arm; aber *blútàrm* = arm an Blut), *steinreich* (= sehr reich; aber *steinreich* = reich an Steinen), *grossmáchtig, freundnáchbarlich, kleinwínzig*. Ähnliches begegnet auch ahd.: im Muspilli alliteriert *weroltrehtwison* auf *r*, nicht auf *w*, und bei Otfrid scheinen auch mit *werolt* zusammengesetzte Substantiva einen starken Ton auf dem zweiten Teile gehabt zu haben; wenigstens kommt von den seltenen Fällen, in welchen die Otfridhss. beide Glieder eines Kompositums mit Accenten versehen, die grössere Zahl der Fälle auf derartige Substantive.

Noch weniger Ton haben einige dem Masse nach bestimmende Präfixe. So *ga-* : *gabírgi, garínnan*, ferner *vol-* in Verbindung mit Verben: *fulgángan, vollziehen*. Schwanken herrscht beim Präfix *al-*. In der Substantivkomposition wird das Präfix betont; im Adjektiv betont das Altsächsische das Präfix; im Ahd. ist das Präfix in der Regel unbetont. Auch bei *bora-* schwankt die Betonung: es erscheint bei Otfrid *boralángo, borathráto*, aber auch *bóralang* und *bóraláng*.

Ferner sind unbetont eine Anzahl von Präfixen, die mit dem Verbum untrennbare Komposition eingehen: *er-, ent-, ob-, ver-, zer-*. Hier konnte ursprünglich das einfache Verbum dasselbe aussagen, wie das spätere Kompositum; das Präfix diente Anfangs nur zur Verdeutlichung der Verbalbedeutung, in ähnlicher Weise wie bei *freundnachbarlich, kleinwinzig* und den Präpositionen neben ihrem Kasus. Vielleicht gehört auch hierher, dass die Verbalkomposita mit *misse-, miss-* den Ton auf das Verbum legen; das Muster der bedeutungsverwandten Bildungen mit *ver-* und *zer-* könnte eingewirkt haben. Es spielt aber wohl auch unsere Regel von der Variabilität hier eine Rolle; das Präfix ist weit weniger variabel, als das damit verbundene Verbum.

Die — untrennbaren — Komposita von Verben mit *bi, duruh, ubar, untar* betonen in ahd. Zeit wohl durchaus das Verbum, da in früherer Zeit das Verbum für sich allein den gleichen Sinn geben konnte, bzw. in der Verbindung von Verbum und Kasus der Kasus der Stütze des Präpositionaladverbs nicht bedurfte. Gegen Ende der ahd. Zeit geht *durh* mit Verben auch solche Komposita ein, die trennbar sind und den Ton auf dem Präfix haben; im

Mhd. treten dann auch gleichgeartete Komposita mit *bi, über, under* auf: *leitta sie dúre* Notker, *bî-ligen, únder-gan, úber-loufen:* hier wird das Präfix betont nach der oben gegebenen Regel über das Stärkeverhältnis von Verbum und Lokaladverb.

Bei den Präfixen *hintar, umbi, widar* findet sich seit der ahd. Zeit Betonung des Präfixes bei trennbarer Verbal-Komposition neben Betonung des Verbs bei untrennbarer, und zwar ist — von wenigen Ausnahmen abgesehen, — die Bedeutung so verteilt, dass Präfixbetonung bei intransitiven Verben, Betonung des Verbs bei transitiven Verben gilt: im letztern Fall also war das Präfix unwesentlich zu der Zeit, als die lokale Bedeutung der Kasus noch deutlicher hervortrat. Nach dem Muster dieses Nebeneinanders von präfixbetonten und stammbetonten Verbalkomposita ist im Neund. der gleiche Wechsel auch entstanden bei den Kompositen mit *af,* wo im Altdeutschen nur Betonung des Präfixes galt: *áfsên-afsên, áfsnaken-afsnáken.*

Wenn die Präfixe, über deren Verbindung mit Verben wir gesprochen haben, mit Nomina verbunden sind, so tragen sie den Ton und weisen dementsprechend eine vollere ungeschwächte Form auf: *ántwurti, bîspel, frátat, úrteil, zúrgang* etc. Dieser Unterschied zwischen nominalen und verbalen Präfixkomposita erklärt sich wohl aus unserem Gesetze von der Variabilität. Im Nominalkompositum ist das erste Glied viel veränderlicher als im Verbalkompositum, da dort ausser Adverbien die Nomina als erstes Glied in Betracht kommen. — Die Betonung des Präfixes gilt ursprünglich auch für die Verbindung von diesen Präfixen mit Partizipia, wo schon im Idg. das Präfix den Ton hatte; aber in historischer Zeit hatte sich bis auf vereinzelte Fälle das Partizip dem zugehörigen Verbum in seiner Betonung angeschlossen; ein Rest der alten Betonung ist nhd. *únterthan.* Umgekehrt hat sich wohl gelegentlich das Verbum nach dem Partizip gerichtet (bei Otfrid einigemale *úbarfuar*).

Diesen auf psychologischen Gründen beruhenden Accentgesetzen wirkt in nhd. Zeit ein mechanischen Ursachen entspringendes Streben entgegen, das Streben nach bequemerer Gewichtsverteilung. Bei Adjektiven von der Lautform ⩡ ⩡ ⏑ oder ⩡ ⏑ ⩡ ⏑ zeigt sich die Neigung, den Ton vom Wortanfang wegzurücken und auf die schwerste der Nebensilben zu verlegen. Es heisst *eigentümlich* und *eigentúmlich, leibhaftig* und *leibháftig, nótwendig-nothwéndig, wáhrscheinlich-wahrschéinlich, barmhérzig, dreifáltig, lebéndig* (aus mhd. *lébendic*). Fast lauter solche Wörter gehören hierher, die Komposita sind oder den Eindruck von Komposita machen, bei denen aber dem Sprachbewusstsein das Gefühl abgeht, dass ein erster Teil einen zweiten modifiziere: wir besitzen kein *haftig, wendig, scheinlich.* Das zeigt sich besonders deutlich bei den Komposita mit *un-,* wo der Ton auf der Vorsilbe steht, wenn der zweite Teil auch als vollständiges Adjektiv sich findet, sonst aber auch auf dem zweiten Teile liegen kann: *únfreundlich, únfruchtbar,* aber *únermesslich* und *unermésslich, únsäglich* neben *unsäglich* (aber auch *únmöglich* und *unmöglich, únglaublich* und *ungláublich,* obwohl daneben *glaublich* und *möglich* bestehen; hier haben wohl Verbindungen wie *ganz unmöglich* eingewirkt (s. unten S. 556). Ein Beispiel für das Verbum liegt vor in *schmarotzen,* falls dies ein deutsches Wort ist. Auch das Substantiv zeigt diese Erscheinung: mhd. *hólunder* = *Hollúnder,* mhd. *forhele* = *Forelle.* Neben *Nibelungen* hört man *Nibelúngen.* In Norddeutschland wird vielfach *Bürgermêister* gesagt. Besonders häufig ist die Verschiebung bei Ortsnamen, wo das logische Verhältnis meist nicht mehr empfunden wird: *Blankenbérge, Rheinfélden, Schaffháusen, Wernigeróde, Greifswálde, Marienwérder.* Die Accentverlegung findet hier auch dann statt, wenn nach der schweren Nebensilbe keine weitere Silbe mehr

folgt: *Schönbrúnn, Peterspldtz* (in Basel), *Kaiserswórth, Appenzéll.* Hier mag teilweise die Analogie der vorhin genannten gewirkt haben; teilweise haben ältere Namensformen noch eine weitere Silbe am Schluss des Wortes besessen; teilweise endlich hat der Gegensatz gegen andere mit dem gleichen ersten Gliede gebildete Namen die Betonung beeinflusst.

Bei den Komposita mit *un-* zeigen sich Anfänge dieser Tonverschiebung schon im Heliand; es findet sich *unhólde* neben *únholde, unswóti* neben *únswoti, unléstid, unquéthandes* etc. (die Betonung des Substantivs *unspúod* 3454 wird wohl nur metrischem Bedürfnis ihr Dasein verdanken); ebenso im Ahd: bei Otfrid treffen wir *ungiloúbige, ungiséwanlicho, unrédihafte.* Auch einige andere Abweichungen der Otfridhss. von der alten Accentregel gehören wohl hierher, so wenn in den Komposita mit *drut* mehrfach der zweite Teil accentuiert erscheint.

Die Ausnahmen, welche die vorstehenden Regeln durchbrechen, sind meist nur scheinbar. Wenn sich in *antworten, urteilen, vorschlagen* auch beim Verbum betontes Präfix findet, so liegt der Grund darin, dass wir es hier nicht mit Verbalkompositionen zu thun haben, sondern mit Ableitungen der Nominalkomposita *Antwort, Urteil, Vorschlag.* Umgekehrt besitzen die substantivischen Ableitungen von Verbalkompositen den Accent dieser letzteren: *Verlúst, Vernúnft,* (alte Ableitungen zu *verlieren, vernehmen*), *Betrúbnis, Entspréchung, Erlaúbniss, Übersétzung* etc.

Ihren eigenen Weg gehen die Fremdwörter. Sie bequemen sich entweder dem deutschen Accent an oder behalten den fremden bei. Je älter die Entlehnungen, desto häufiger ist der erstere Fall: *monasterium, palatium, sacristanus* konnten nur dadurch zu *Münster, Pfalz, Sigrist* werden, dass der Deutsche die erste Silbe betonte. Seit der mhd. Zeit überwiegt die Beibehaltung des fremden Accents; das alte und das neue Prinzip gelten bisweilen im selben Worte nebeneinander: das Mhd. sagt *pálas* und *palás*, *bánier* und *banier* (aus frz. *bannière*; nhd. = *Bánner* und *Panier*), und wir schwanken zwischen *Ádjectiv* und *Adjectív*, *Kávallerie* und *Kavallerie.*

Dieser fremde Accent zeigt sich auch in deutschen Wörtern, wenn sie fremde Bildungssilben aufweisen: hierher gehören die Ableitungen auf *-ei* und *-ieren.* Oder auch wenn sie solche aufzuweisen scheinen: häufig kann man bei Laien die Betonung *Heliánd* vernehmen.

Vgl. Lachmann, *Über ahd. Betonung und Verskunst,* Kl. Schriften Bd. I. — Kluge, *Verbalpartikeln in der Zusammensetzung.* Zs. f. vergl. Sprachf. XXV, 68. — Fleischer, *Das Accentuationssystem Notkers in seinem Boethius,* ZfdPh. Bd. XIV. — Seelmann, *Niederdeutsche Betonungsanomalien,* Correspondenzbl. d. Vereins für nd. Sprachf. IV, 18; ebda S. 39, S. 76. — Reichel, a. a. O.

II. DIE NEBENACCENTE.

§ 20. In der Zusammensetzung steht der höchste Nebenton auf der höchstbetonten Silbe desjenigen Gliedes, das nicht den Hochton enthält, und zwar auf derjenigen Silbe, welche den Hochton tragen würde, wenn das Wort selbständig wäre. Diese Weise steht im Einklang mit den allgemeinen logischen Betonungsgesetzen; aber auch hier wirken mechanische Bestrebungen entgegen. Bei zusammengesetzten Wörtern von der Lautgestalt ⏑́ ⏑ ⏑̀ bzw. ⏑́ ⏑ ⏑̀ ⏑ kann im Nhd. statt auf die zweite Silbe, der höchste Nebenton auf die dritte Silbe gelegt werden; es kann gesprochen werden *Vórurteìl, Vóranzeìge, únbrauchbàr, únstatthàft, únvorsìchtig, Ánmerkùngen.* Es macht sich hierin das Bestreben geltend, den Rhythmus der Rede so zu gliedern, dass ein regelmässiger Wechsel von stärker und schwächer betonten Silben eintritt. Vereinzelte Anfänge dieser Tonverschiebung scheinen bei Notker vorzuliegen.

Dass sie sich im Mhd. geltend gemacht, lässt sich vielleicht aus einer später zu besprechenden sprachlichen Erscheinung vermuten, die gleichfalls wohl mit dem Streben nach regelmässigem Wechsel zwischen Hebung und Senkung zusammenhängt (S. 573, 2).

In der untrennbaren Komposition von zweisilbigen Präfixen mit Verben liegt der höchste Tiefton auf der Stammsilbe des Präfixes, also z. B. *wìderrâten.* Ist das Präfix einsilbig und tritt ihm noch ein weiteres Präfix vor, was selten genug vorkommt, so trägt das letztere den höchsten Tiefton: *vèrbescheiden.*

Im nicht zusammengesetzten Worte hängt die Betonung ab von der Gestalt der dem Hochton nachfolgenden Silben, teilweise auch von der Gestalt der hochtonigen Silbe selber. Gewisse schwere Suffixe haben regelmässig den höchsten Nebenton, so ahd. *-âri, -inne, -nissi, -unga;* daher mhd. *schepfære, spehære; wirtinne, gotinne; gevancnisse; barmunge, manunge.*

Im Übrigen herrscht das Bestreben, die dritte Silbe des Wortes mit dem höchsten Nebenton zu versehen. Dies ist stets der Fall, wenn die hochtonige Silbe kurz ist; also ahd. *thánanà, frémidèr,* mhd. *dégenè;* ferner, wenn bei langer Stammsilbe die zweite kurz, die dritte lang (⏗ ⏑ _): *gruobilòn, kindilìn, heilisòn ruomisàl, wîzagòn* etc. Sind dagegen bei langer Stammsilbe die zwei nachfolgenden Silben beide kurz oder beide lang, so scheint doppelte Betonung möglich gewesen zu sein und zwar wahrscheinlich in der Weise, dass vor nachfolgendem Hochton die erste der zwei Nebensilben den stärkeren Ton hatte; folgte dagegen eine unbetonte Silbe, so lag der stärkere Ton auf der zweiten Nebensilbe: *sâlìda mîn,* aber *sâlidà gimeini.*

In wie weit diese Regel noch heute gilt, ob wirklich allgemein *mùtìger Hirt,* aber *mùthigès Gemùth* gesprochen wird, bleibt zu untersuchen.

Neben diesem mechanischen Prinzip der Tonverteilung zeigen sich Spuren einer vermutlich älteren logischen, nach welchem der stärkste Nebenton auf die Endsilbe gelegt wird, die als Trägerin der Flexion die wichtigste der Nebensilben ist.

Bei Fremdwörtern und den nach fremdem Muster gebildeten Wörtern liegt häufig der Hochton am Ende des Wortes. Geht der hochtonigen Silbe mehr als eine Silbe voraus, so findet insofern Anpassung an den deutschen Tonfall statt, als der höchste Nebenton auf die erste Silbe des Wortes zu stehen kommt: *Àbdicatión, àccomodíeren, Àktivität, Màgnetiseúr, Rèquisitión.* Daneben zeigt sich das Streben, Wechsel zwischen Hebung und Senkung durchzuführen: es heisst *àccompagníeren* und *accòmpagníeren, àmalgamíeren* und *amàlgamíeren.* In sehr vielen Fällen natürlich, in allen Wörtern, wo der Hochton auf der dritten oder fünften Silbe liegt, entspricht die Stellung des höchsten Nebentons auf der ersten Silbe auch diesen rythmischen Bestrebungen: *rèservíeren, àcclimatisíeren.* Es hat demnach auch gar nichts Auffallendes, wenn bei den Verben auf *-ieren* im Mhd. das Präfix *ge-* mit einem stärktsten Nebenton versehen erscheint: *gèfloitíeret* Tristan 10924. *gèrotíeret* ebda. 3205.

Vgl. Lachmann a. a. O. — Hügel, *Über Otfrids Versbetonung.* Leipzig 1869. — Sievers, *Zur Accent- und Lautlehre der germ. Sprachen* PBB. IV, 522. Trautmann, *Lachmanns Betonungsgesetze,* Halle 1877 (dazu Behaghel, Germ. XXIII, 365.) — Behaghel, *Eneide.* Heilbronn 1882, Einl. S. 88. — Paul, *Untersuchungen zum germ. Vocalismus,* Beitr. VI, 130. — Fleischer, a. a. O. — Wilmanns, *Über Otfrids Vers- und Wortbetonung,* ZfdA. 27, 105. — Pfeiffer, Germ. XI, 445.

VII. LAUTE.

A. DIE VOKALE.

I. DIE VOKALE DER HOCHBETONTEN SILBEN.

a. Allgemeines.

§ 21. Das Urdeutsche — d. h. die Sprache, die den Ausgangspunkt für die deutschen Mundarten der geschichtlichen Zeit bildet — besitzt folgende Vokale:

a) kurze: *a* (aus igm. *a* und *o*), *e* (offenes, aus igm. *e* und *i* vor *a* der Endung*), *i* (aus igm. *e* vor *i* und wohl auch vor *u* der Endung sowie vor gedecktem Nasal und aus igm. *i*, das nicht vor *a* stand), *o* (aus igm. und gm. *u* vor *a* der Endung), *u* (aus igm. *u* und aus silbenbildenden Sonorlauten).

b) lange: *â* (aus *an* vor *h*), *æ* (aus igm. *ē*), *ê* (geschlossen, aus verschiedenen Quellen), *î* (aus igm. *ei* und *î*), *ô* (geschlossen — anders Kluge oben S. 357; vgl. aber Braune, PBB XIII, 583 — aus igm. *â* und *ô*), *û* (aus igm. *û*).

c) Diphthonge: *ai* (aus igm. *ai* und *oi*), *au* (aus igm. *au* und *ou*), *eo* (unter bestimmten Bedingungen aus ig. *eu* vor *a* der Endung), *eu* (aus igm. *eu* und aus urdeutsch *ew* in der Verbindung *eww*).

Betreffs der Quantität der langen Vokale und der Diphthonge ist zu bemerken, dass im einsilbigen Worte der zweite Teil derselben vielfach stärkeres Gewicht hatte, als im mehrsilbigen (vgl. Behaghel, *Eneide*, Einl. S. LIX.). Dieser Unterschied wirkt teilweise bis in die Gegenwart fort, freilich nicht überall; so werden basler. *rôt* und *rôte* mit gleich langem Vokal gesprochen.

b. Die einfachen Vokale.

1. QUANTITATIVE VERÄNDERUNGEN

α. DER KURZEN VOKALE.

§ 22. Für das Niederdeutsche, das Mitteldeutsche und die nhd. Schriftsprache gilt das Gesetz, dass kurzer Vokal in offener Silbe Dehnung erfährt: mhd. *săge*, *lĕbe*, *lĭge*, *bŏte*, *stŭbe* = nhd. *sāge*, *lēbe*, *liege*, *Bōte*, *Stūbe*. Diese Regel scheint auch zu gelten im nördlichen Teile des Alemannischen, nämlich im Schwäbischen, in Ortenau und Breisgau, im Elsass; ferner gilt sie in einzelnen Teilen der Schweiz (Basel, Zürich). In dem grösseren Teile des Südalemannischen ist die alte Kürze in der offenen Silbe bewahrt. Der kurze Vokal in der geschlossenen Silbe bleibt mittel- und niederdeutseh lautgesetzlich erhalten; im Südalemannischen wird sie — wenigstens in einem grossen Teile des Gebietes — gedehnt.

Auch auf mitteldeutschem Boden begegnet Dehnung in der geschlossenen Silbe: so im Erzgebirge, in Ruhla. Das Ursprüngliche so ziemlich auf dem ganzen Gebiete scheint gewesen zu sein, dass in der geschlossenen Silbe Doppelentwickelung möglich war: Dehnung vor schliessender Lenis, Erhaltung der Kürze vor Fortis; Lenis aber und Fortis konnten im selben Worte mit einander wechseln (s. u.). So erklärt es sich, dass z. B. im Südfränk. es heisst *wek* (fort!), aber *gwîs* (gewiss), *wăs* neben *wās*; ebenso steht basl. *wōl* neben *woll* in *ja woll*. Auch in der nhd. Schriftsprache liegen Fälle vor, wo in der geschlossenen Silbe Dehnung eingetreten, z. B. *ihm*, *wēm*.

* Zu *e* aus *i* vor *a* der Endung vgl. Paul, PBB VI. 82 und as. *wehsal*, *lebod* Cott. 774, *lebdin*, 2822 Mon., *leccodun* 3345 Cott. [vgl. Kluge oben S. 355].

Die Regel über die Dehnung kurzer Vokale in offener Silbe bedarf noch einer näheren Bestimmung: vor einem Konsonanten, auf den *-em, -en, -er, -el* folgt, erscheint die Kürze bald erhalten, bald gedehnt: *gesotten,* aber *geboten, Gevatter,* aber *Vater, Himmel,* aber *Schämel* (mhd. *gesoten, geboten, gevatere, vater, himel, schemel*). Dieses Schwanken, sowie zahlreiche dialektische Abweichungen erklären sich durch die Annahme, dass ursprünglich bei jedem Worte Doppelformen bestanden haben, die eine mit kurzem, die andere mit langem Vokal. Und zwar blieb der kurze Vokal wohl dann erhalten, wenn der nachfolgende Sonorlaut (das *e* ist ja lediglich graphischer Natur) konsonantische Geltung hatte, und er wurde gedehnt, wenn der Sonorlaut sonantisch war. Dieser Wechsel selber zwischen Sonant und Konsonant steht im Zusammenhang mit der Beschaffenheit der Endung bezw. des folgenden Wortanlautes.

Durch Ausgleichung ist aber in den allermeisten Fällen die eine oder die andere Form beseitigt worden. Auch sonst ist die allgemeine Regel vielfältig durch Analogiebildungen verdunkelt. Den Wechsel zwischen kurzer und langer Silbe im selben Paradigma hat das Niederdeutsche grossenteils bewahrt; sonst ist die Länge meist auch in die geschlossene Silbe eingedrungen: *Glās — Glāses, Wēg — Wēges* statt *Glăs — Glāses, Wĕg — Wēges* (das Lautgesetzliche in *weg!*). Auch die umgekehrte Ausgleichung kommt vor, ist aber seltener: *Gott — Gottes, fromm — frommes.*

Die lautgesetzliche Dehnung des kurzen Vokals schreitet von Norden nach Süden vor. Die frühesten Belege dafür, dass die Dehnung begonnen, finden sich bei Heinrich von Veldeke. Im Mnd. ist dieselbe vollzogen. Auch im Md. reichen die Anfänge der Bewegung in die mittlere Periode zurück, wie es scheint, auch auf oberdeutschem Gebiete.

Die Regel von der Erhaltung des kurzen Vokals in geschlossener Silbe erleidet eine Ausnahme, wenn der dem Vokal folgende Konsonant ein *r* ist. Vor *r* im Wortauslaut tritt nhd. stets Dehnung ein: *gewahr, wer, ihr, empor.* Im Bairischen hat diese Dehnung schon in mhd. Zeit bestanden. Schwanken von alter Kürze und neuer Länge findet sich nhd. in bis jetzt nicht befriedigend erklärter Weise vor der Verbindung von *r* + Dental: *Fărt* neben *Fārt; Ărzt* neben *Ārzt; Schwĕrt* neben *Schwērt; zārt,* aber *hărt; Hērde,* aber *fĕrtig.*

Die durch diese Dehnung entstandenen Längen sind keineswegs überall mit den bereits vorhandenen Längen zusammengefallen: altes *ā* und *â, ī* und *î* sind in der Mehrzahl der heutigen Mundarten deutlich geschieden; ebenso ist nd. *ē* aus *ĕ* meist weder mit *ê* = *æ,* noch mit *ê* = *ai,* oder *ê* = *ie* zusammengefallen.

Vgl. Paul, *Vokaldehnung und Vokalverkürzung im Nhd.,* (PBB IX, 101). — Heusler *Der alemannische Consonantismus in der Mundart von Baselstadt,* Strassburg, 1888, S. 38.

β. Der langen Vokale.

§ 23. In den Mundarten des nieder- und mitteldeutschen Gebietes ist im allgemeinen vor Doppelkonsonanz Kürzung des langen Vokals eingetreten. Eine besonders grosse Rolle spielt diese Erscheinung in der Flexion des Verbs. Es entsteht dadurch ein Quantitätsunterschied zwischen der 1. Pers. des Präs. Ind. einerseits und der 2. und 3. Pers. anderseits, soweit nicht durch Ausgleichung das lautgesetzliche Verhältnis getrübt worden: z. B. *lâte — lĕtst — lĕt, lîde — lĭtst — lĭtt, reit — retst — rett, hüüt — hütst — hüt* etc. Ferner tritt der gleiche Unterschied auf zwischen Präsens und Präteritum des schwachen Verbs: *kêpe — köfte, sêke — sochte, brêde — bredde.*

Weiter beim Adjektiv zwischen Positiv und Superlativ: *grêt* — *gretste*, *klên klenste;* beim Substantiv zwischen dem Substantiv und seinem Diminutiv: *pîpe* — *pipke*, *schôp* — *schöpke*. Vor *st*, *ng* scheint die Kürzung lautgesetzlich nicht eingetreten zu sein.

Auf alemannischem Boden hat die Kürzung geringeren Umfang, aber z. B. in *Find* 'Feind', *Fründ* 'Freund' ist sie fast allgemein. In Teilen des Alemannischen, wie dem Elsässischen, dem nördlichen Alemannischen in Baden, in Basel, findet Kürzung von *î*, *û*, *ǖ* statt vor allen Fortes mit Ausnahme von *ch*, also z. B. basl. *gitig* = mhd. *gîtec*, *wiss* = mhd. *wîz*, *huffe* = mhd. *hûfe*, *lit* = mhd. *liute*.

Die nhd. Bühnensprache hat eine ganze Anzahl der mundartlichen Kürzungen aufgenommen: *Acht* (mhd. *âhte*), *brachte* — *gebracht* (mhd. *brâhte*), *dicht* (mhd. *dîhte*), *Docht* (mhd. *dâht*), *wuchs* (mhd. *wuohs*), *Pfründe* (mhd. *pfrüende*), *stund* (mhd. *stuont*), *Hoffart* (mhd. *hôchfart*). Daneben aber stehen *Beichte* (mhd. *bîhte*), *leicht* (*lîhte*), *Deichsel* (*dîhsel*), *Feind*, *Freund*.

Doppelkonsonanz kann auch dadurch entstehen, dass der Endkonsonant eines Wortes vor ein mit Konsonant anlautendes Wort tritt; so erklärt sich *genüg* neben *genūg*, nordalem. *Schwöp* = mhd. *Swâbe*. Wie die Endungen *-el*, *-em*, *-en*, *-er* teilweise die Kürze der Stammsilbe erhalten haben, haben sie auch teilweise Verkürzung der langen Stammsilbe hervorgerufen; es besteht nebeneinander *Blatter* (mhd. *blâter*), *Jammer* (mhd. *jâmer*) und *Ātem*, *Āder*, *Būsen*. Der Grund der Doppelung ist der gleiche wie oben. So erklären sich auch die Doppelformen *düster* — *dūster*, *husten* — *hūsten*, *Osten* — *Ōsten*; *Klăfter* — *Klāfter*; *fing*, *ging*, *hing* — *fieng*, *gieng*, *hieng* (lautgesetzlich *fieng* — *fingen* und *fiengen*).

Die Kürzung von *ht* lässt sich bereits in mhd. Zeit nachweisen; dass auch die übrigen Kürzungen soweit hinaufreichen, wird wahrscheinlich u. a. durch mhd. *stunt* aus *stuont* und mhd. *sider*, den Komparativ von *sît*. Sie sind aber jünger als die Trübung von *â* zu *ô*, vgl. dial. *lösse* = mhd. *lâzen*.

Vgl. Paul, a. a. O. — Winteler, Jenaer Litzeitung, 1879, 528. — Heusler, a. a. O. S. 43.

2. Qualitative Veränderungen.

α. Der kurzen Vokale.

§ 24. Wir besprechen zunächst eine Erscheinung, die mehrere dieser Laute gemeinsam betroffen hat, den sog. Umlaut. *a*, *o*, *u* werden — unter gewissen Beschränkungen — durch nachfolgendes *i*, bezw. *j* zu *e*, *ö*, *ü* gewandelt.

Die gleiche Wirkung wie *i* (*j*) scheint ein dem Vokal nachfolgendes *sk* gehabt zu haben, wenigstens für einen Teil des Gebietes: im Alemannischen, auf mittelfränkischem und westfälischem Boden (so Siegerland, Ronsdorf, Soest), dagegen nicht z. B. im Südrheinfränkischen, im Sauerländischen; in jenen Gegenden erscheinen also die Formen *Äsche*, *Däsche* (= Tasche), *Fläsche*, *Wäsche*.

Am frühesten, seit der Mitte des 8. Jahrhs., findet der Umlaut des *a* schriftliche Bezeichnung; etwas später, aber noch in ahd. Zeit, der des *u*; der des *o* scheint in jener ältesten Periode keine Wiedergabe erfahren zu haben. Es lässt sich nicht entscheiden, ob dies auf ein späteres Eintreten des Umlauts von *o* und *u* zurückgeht; es wäre auch möglich, dass die Bezeichnung bloss deshalb längere Zeit unterblieb, weil das Lateinische kein Zeichenmaterial darbot. Dass anderseits die physiologische Möglichkeit für eine andere Entwicklung von *u* + *i* als von *a* + *i* zugestanden werden muss, ergibt sich aus Thatsachen, die weiter unten zur Darstellung kommen. In

mhd. Zeit sind jedenfalls alle drei Umlaute auf dem ganzen Gebiete gleichmässig durchgedrungen, wenn auch *ö* und *ü* im Mitteldeutschen und Mittelniederdeutschen ohne deutliche Bezeichnung bleiben. Dass dem so sei, zeigt sich an dem im Md. und Mnd. in der Schrift nicht seltenen Wechsel von *e* und *o*, *i* und *u*; dieser ist nur durch die Annahme erklärlich, dass *o* und *u* auch für *ö* und *ü* galten.

In den ältesten Denkmälern erscheint unter sonst völlig gleichen Bedingungen bald das Umlautszeichen *e*, bald das Zeichen *a*; je weniger alt das Denkmal, desto häufiger wird *e*, bis *a* ganz verschwindet, d. h. der Laut hat sich in seiner Entwicklung immer deutlicher dem *e* genähert (s. oben S. 547).

Das Eintreten des Umlauts wird beeinflusst durch die Beschaffenheit der Konsonanten, welche den Stammvokal und das *i* der Endung trennen. Vor *hh, ht, hs* findet ursprünglich auf dem ganzen Gebiete kein Umlaut statt, ebenso vor Konsonant + *w*: *lachen* (= germ. *hlahjan*), *mahtig, wahsit, garwen* (aus *garwjan*). Ferner unterbleibt allgemein der Umlaut von *u* vor *ld: dulden* (aus *duldjan*), *huld* (aus *huldi*). Auf oberdeutschen und auf mitteldeutschen Gebieten, so südrheinfränk. und schles., unterbleibt der Umlaut von *u* vor *ck: drucken, Lucke, Mucke, Stuck, z'ruck* (zurück); *Glück* scheint im Oberdeutschen Fremdwort zu sein. Teilweise allerdings erscheint auch alemann. hier der Umlaut: so hat das Bernische *Rick* (Rücken), *dricke* (drücken), daneben *Mucke* (Mücke). Auch vor *pf* scheint *u* südrheinfränk. und oberdeutsch in gewissem Umfang nicht umgelautet zu sein (aber alem. *lupfe* und *lüpfe*). Nur oberdeutsch unterblieb der Umlaut von *a* vor *l* + Konsonant und *r* + Konsonant: ahd. *haltit, warmen* (aus *warmjen*). Vor *w* + *i (j)* herrscht anscheinend auf dem ganzen Gebiete Schwanken zwischen umgelauteten und nicht umgelauteten Formen: d. h. vor *i* wurde *aw* zu *ew*; dagegen vor *j* war *w* verschärft worden, und *aww* hatte sich zu *auw, ouw* gewandelt, wo sich der Vokal dem Umlaute entzog. So steht *Gau* neben *Gaü*, und in heutigen Mundarten begegnen nebeneinander *heu* und *hau* (ahd. *hawi* — *houwi*).

Aber auch vor den *h*-Verbindungen, bei *a* vor *l* und *r* + Konsonant wird schliesslich das von diesen Lauten gebotene Hemmnis überwunden und tritt später doch der Umlaut ein; wir müssen somit zwei Schichten des Umlauts, eine ältere und eine jüngere, unterscheiden. Noch heute liegen dieselben vielerorts deutlich nebeneinander, so im Alemannischen, im Schwäbischen, in Soest, in Olvenstedt, im Mecklenburgischen. Und zwar ist der Umlaut der ersten Periode ein geschlossenes *e*; der jüngere Umlaut ist nur bis zum offenen *e* vorgeschritten.

Wenn in nhd. *um* der Umlaut fehlt, also auch in mhd. *umbe* (= ahd. *umbi*), so hängt das mit der häufigen Verwendung des Wortes in der Proklise zusammen; eine gewisse Stärke der Betonung ist für das Eintreten des Umlauts erforderlich. Das Nd. und Md. weisen grösstenteils die umgelautete Form auf.

Vgl. Braune, *Zur ahd. Lautlehre*, PBB IV, 540. — Kauffmann, *Der Vokalismus des Schwäbischen in der Mundart von Horb.* Marburger Habilitationsschrift, 1887. — A. Heusler, *Zur Lautform des Alemannischen*, Germ. XXXV, S. 112. — Bohnenberger, *Schwäbisch ę*, ebda., S. 194.

§ 25. And. *a* vor *ld, lt* ist im Mnd. zu *o* geworden: *holden* 'halten', *solt* 'Salz'.

§ 26. Das westgermanische *e (ë)* war offen. Daher ist es noch heute in grossen Teilen des Sprachgebietes von dem lautgesetzlichen Vertreter des älteren *a*-Umlauts in der Aussprache deutlich unterschieden: so wohl im ganzen Oberdeutschen, im Mittelfränkischen, Ostfränkischen, so in den hessischen, in thüringischen, sächsischen, schlesischen Mundarten; hier teilweise nur bei den

in offener Silbe eingetretenen Dehnungen, nicht in geschlossener Silbe. In der Beschränkung auf die offene Silbe sind die beiden Laute auch noch in westfälischen Mundarten geschieden. In einem bestimmten Falle ging das »gebrochene« *ë* frühe zu geschlossenem über, nämlich dann, wenn es (infolge von Übertragung, denn lautgesetzlich musste ja *ë* vor *i* zu *i* übergehen, s. oben S. 355) vor *i* der Endung zu stehen kam. So erklärt sich z. B. das geschlossene *e* der oberdeutschen Mundarten in *fels* (ahd. *felis*), in *welch* (ahd. *welich*), auch in dem Fremdwort *Pelz*.

Vgl. Franck, *Der Klang der beiden kurzen e im Mhd.*, ZfdA XXV, 218. — Luick, *Die Qualität der mhd. e nach den lebenden Dialekten*, PBB XI, 492. — Derselbe, *Geschlossenes e für ë vor st*, PBB 13, 588. — Paul, PBB XII, 548. — Kauffmann, PBB XIII, 393. — Holthausen, PBB 13, 370. — Braune, *Zu den deutschen e-Lauten*, PBB 13, 573.

§ 27. Im Mittelniederdeutschen wurde *i* in offener Silbe zu *e* gewandelt, ebenso in einem Teile des Mitteldeutschen. Auch in geschlossener Silbe neigt sich auf diesen Gebieten, aber auch im Schwäbischen das *i* dem *e* zu, wenn gleich nicht so entschieden, wie in offener Silbe.

§ 28. *o* besitzt vor *r* teilweise einen sehr offenen Laut. Im as. erscheint dafür vereinzelt die Schreibung *a* (*gibaranero, farahte, bifara*). In bair.-österr. Denkmälern der mhd. Zeit erscheinen Reimbindungen von *o* + *r* auf *a* + *r*; dem entspricht es, dass in den heutigen bairischen Mundarten östlich des Lech *o* vor *r* zu *a* geworden: *bargn* (= hd. *borgen*), *Darf* (= *Dorf*), *wårn* (= *worden*) etc.

§ 29. *u* und *ü* sind in offener Silbe im Mnd. in *o* und *ö* übergegangen, teilweise auch auf md. Gebiet. Auch in geschlossener Silbe findet sich auf diesen Gebieten die Neigung des *u* gegen *o*. Besonders verbreitet ist dies vor Nasalen, vereinzelt sogar alemannisch. Aber im Allgemeinen sind hier die Thatsachen nicht genügend bekannt und die Regeln schwer zu erkennen. Die nhd. Schriftsprache weist mehrfach *o*, *ö* auf, wo der ältern Sprache *u*, *ü* zukam: *Nonne*, *Sohn*, *Sommer*, *sondern* (aber *Wunder*), *Sonne*, *Wonne*; *König*, *Mönch*.

β. der langen Vokale.

§ 30. Urdeutsch *â* (aus *an* vor *h*) ist auf niederfränkischem Gebiet seit den frühesten Zeiten zu *o* geworden: *bringen* — *brochte* — *gebrocht*, *denken* — *dochte* — *gedocht*; daneben finden sich auch Formen mit a: vielleicht hängt das Nebeneinander der beiden Vokale mit dem Wechsel von ein- und zweisilbigen Formen zusammen. *brohte, gebroht* begegnen auch in mittelniederdeutschen Quellen, nicht im Altsächsischen.

§ 31. Urdeutsch *æ* ist im Deutschen zu *â* geworden. Und zwar ist dieser Übergang am frühesten im Oberdeutschen durchgeführt, schon im 4. Jahrhundert; im Fränkischen vollzieht sich im Ganzen der Übergang während des 6. Jahrhunderts, und zwar dringt, wie es den Anschein hat, das *â* von Süden nach Norden vor. Im Fränkischen des Elsass verschwindet die Schreibung *e* mit dem Ende des 7. Jahrhunderts, im Ost- und Mittelfränkischen mit der Mitte des 8. Jahrhunderts; im Niederfränkischen reichen ganz vereinzelte Ausläufer bis ins 9. Jahrhundert hinein. Ebenso vereinzelt sind im 9. Jahrhundert diese Spuren im westlichen Gebiete des Altsächsischen, häufiger im östlichen Teile desselben.

Vgl. Bremer, *Germanisches ē*, PBB XI, 17.

Bei den Gebieten, welche am spätesten von dieser Bewegung ergriffen worden sind, ist es zweifelhaft, ob dieselbe überall völlig durchgedrungen; es wäre leicht möglich, dass vor nachfolgendem *i* die Bewegung gehemmt worden wäre.

§ 32. Die ersten Beispiele nämlich, in welchen der Umlaut von *â* Bezeichnung gefunden hat, begegnen im Niederfränkischen des 9. Jahrhunderts, in denselben niederfränkischen Psalmen, welche noch einzelne Reste der Schreibung *ê* für germ. *è* (offen) aufweisen; die von Cosijn (*Oudnederlandsche Psalmen*, Vorrede) erhobenen Zweifel an der Existenz des Umlautes sind unbegründet. Auch im Monacensis des Heliand scheint sich bereits die Wirkung eines suffixalen *i* (*j*) auf das *â* der Stammsilbe geltend zu machen. Es finden sich hier zwischen v. 1600 und 4100 12 Beispiele, wo das Zeichen *e* einem alten westgermanischen *ê* entspricht, davon 5, ohne dass *i* nachfolgt, 7 bei nachfolgendem *i*. In der gleichen Partie der Handschrift wird westg. *ê* ca. 240 mal durch *a* vertreten, wo kein *i* nachfolgt, 140 mal, wo *i* nachfolgt; es ist also vor *i* die Schreibung *e* doppelt so häufig, als wenn kein *i* nachfolgt.

Auf den übrigen Gebieten hat der Umlaut von *â* erst im 11. oder 12. Jahrh. Bezeichnung gefunden; ob deswegen, weil der Umlaut selber noch nicht eingetreten war oder weil es an Zeichenmaterial fehlte, lässt sich kaum sicher entscheiden. In den westlichen Gebieten des Mitteldeutschen hat der durch Umlaut entstandene *e*-Laut schon in mhd. Zeit geschlossene Aussprache angenommen und wird mit *ê* aus *ai* gebunden. Im Bairischen dagegen ist der Umlaut von *â* ein äusserst offener Laut gewesen, denn die heutigen Mundarten weisen ein reines helles *â* auf; ebenso ist dies im Schlesischen der Fall.

Der Umlaut von *û* findet sich im Altnd. noch nicht angedeutet, wohl aber in den spätern Zeiten des Ahd. Im Mhd. ist er jedenfalls auf dem ganzen Gebiete durchgedrungen. Seine Bezeichnung ist meistens *iu*, teilweise auch *u*; so regelmässig in md. Hss.; dass im Md. der Klang wirklich *ü* gewesen, ist nicht anzunehmen.

Auch bei urgerm. *ô* vor *i, j* erscheint im heutigen Niederdeutschen der Umlaut; über die Zeit seines Eintritts lässt sich nichts Sicheres ermitteln. Der aus *ô* horvorgegangene Diphthong *uo* lautet im Altdeutschen um zu *üe*. Seit dem Ende des 10. Jahrhs. lassen sich Bezeichnungen dieses Umlauts nachweisen. Es gibt freilich im 13. und 14. Jahrh. mitteldeutsche Reime, wo der heute umgelautete Vokal mit umlautlosem gebunden wird, allein hier liegt wohl Ungenauigkeit der Reimbindung vor, und es ist daraus nicht ein späteres Eintreten des Umlauts auf jenen Gebieten zu erschliessen.

§ 33. Das geschlossene *ê* des Urdeutschen, dessen Vertreter noch durch Lehnwörter aus dem Lateinischen Zuwachs erhalten haben (*brêf prêster* etc.) und das urdeutsche *ô* sind im Hauptgebiete des Altniederdeutschen als einfache Längen bewahrt; der Monac. des Heliand zeigt nur einzelne Belege von *ie* und *uo*. Dagegen in westlichen Grenzgebieten des Altniederdeutschen, hauptsächlich vertreten durch den Cott. des Heliand, und wohl auch im ganzen Altniederfränkischen ist Diphthongierung eingetreten zu *ie* und *uo* (ein dem *uo* wenigstens nahestehender Laut liegt wohl auch dem *oe* des Mndl. zu Grunde.). Heute ist *ê* des Altniederdeutschen im weitaus grössten Teile des Gebiets zu *ei* (*äi*) geworden; gewahrt ist die alte Länge in den Mundarten der Nordseeküste. Auch altes *ô* blieb hier erhalten, ferner in den sächsischen Niederlanden, im westlichen Westfalen. Anderwärts ist *ô* zu *au* gewandelt, wie im östlichen Westfalen, in den Gebieten zwischen Elbe und Weser. Auch in den Kolonien auf ursprünglich slavischem Boden erscheinen beide Gestaltungen.

Im Hd. hat sich urdeutsches *ê* und *ô* im Laufe des Ahd. zu *ie* und *uo* entwickelt. Teilweise lassen sich Mittelstufen zwischen den alten Längen und den genannten Diphthongen nachweisen. Im Oberdeutschen und im Rhein-

fränkischen entwickelt sich *ê* im 8. Jahrh. zu *ea*, das dann im 9. Jahrh. sich zu *ia* wandelt; *ia* schwächt sich weiter zu *ie* und zwar zuerst im mehrsilbigen Wort. Die Diphthongierung des *ô* beginnt etwa um die Mitte des 8. Jahrhs.; es wird im Alemannischen zunächst zu *oa*; daraus wird *ua*, das im 9. Jahrh. die herrschende Form ist; nach 900 herrscht *uo*. Im Bairischen wird der Diphthong nicht so rasch deutlich ausgeprägt wie im Alemannischen, findet aber um die gleiche Zeit seine Entwicklung zu *uo*; eine Mittelstufe *ua* ist hier kaum vorhanden. Dem Fränkischen ist *oa* fremd; *ua* herrscht im Südrheinfränkischen, dagegen fehlt es — bis auf ganz vereinzelte Belege — im übrigen Rheinfränkischen und im Ostfränkischen; es besteht also kein völliger Parallelismus zwischen der Entwicklung von *ê* und *ô*. Sieht man somit vom Südrheinfränk. und mit Bezug auf *ê* vom Rheinfränkischen ab, so fehlen für den grössten Teil des fränkischen Gebiets, auch für das Niederfr., und für die nichtfränkischen Gebiete des Mitteldeutschen die Übergänge zwischen *ê* und *ie*, *ô* und *uo*. Es wäre daher möglich, dass jene Zwischenstufen hier überhaupt gefehlt hätten; ein unmittelbarer Übergang von *ê* und *ie*, *ô* und *uo* fände sein freilich nicht ganz genaues Analogon in den romanischen Sprachen. Immerhin könnte auf den genannten Gebieten die Entwicklung sich früher vollzogen haben, als auf den oberdeutschen Gebieten; dazu ist zu bedenken, dass im Fränkischen und Mitteldeutschen die Sprachquellen im Ganzen später auftreten als im Oberdeutschen.

Das aus *ê* hervorgegangene *ie* fällt völlig zusammen mit dem aus *io* entstandenen; was also nachher von der weiteren Entwicklung dieses Diphthonges zu sagen ist, gilt zugleich auch von *ie* aus *io*.

Was die weiteren Schicksale der drei Diphthonge *ie, uo, üe,* betrifft, so sind dieselben im Bairischen und Alemannischen bewahrt, abgesehen davon, dass mancherlei Veränderungen in den Bestandteilen derselben sich vollzogen haben. Im allgemeinen kann man wohl sagen, dass im Bairischen der zweite Bestandteil grösseres Gewicht hat als im Alemannischen.

In den nördlichen Grenzgebieten des Elsässischen, im Rheinfränkischen, in Teilen des Ostfränkischen, den nördlichsten Teilen des Mittelfränkischen, im Niederfränkischen, im Thüringischen, Obersächsischen, Schlesischen, in der nhd. Schriftsprache erscheint für älteres *ie, uo, üe* heutzutage *î, û, ü̂*. Wann hier auf den verschiedenen Gebieten die Monophthongierung eingetreten ist, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Wenn auf md. Boden Reime von *î* auf *ie*, *û : uo*, *ü̂ : üe* angetroffen werden, so beweist das noch nicht notwendig für die Monophthongierung, und umgekehrt: wo solche Bindungen fehlen, liegt nicht notwendig ein Beweis gegen die Monophthongierung vor. Denn im weitaus grössten Teile des deutschen Sprachgebietes sind die alten Längen und die alten Diphthonge noch heute deutlich unterschieden; in diesen Gegenden enthalten also jene Bindungen jedenfalls nicht völlig genaue Reime. Anderseits kann das Fehlen solcher Bindungen auch darauf beruhen, dass die alten Längen sich bereits der Diphthongierung zugewandt. Nur in Thüringen und im Niederfränkischen sind die beiden Reihen heute zusammengefallen: hier ist also das Nichtauftreten jener Bindungen beweiskräftig. Im Thüringischen nun zeigen die Reime der Dichter, dass bis ins 15. Jahrh. hinein Zusammenfall nicht eingetreten. Im Schlesischen scheint, nach orthographischen Kriterien zu schliessen, die Monophthongierung schon im 14. Jahrh. eingetreten zu sein. Im allgemeinen hat es den Anschein, als ob im einsilbigen Wort die Monophthongierung später erfolgt sei als im mehrsilbigen.

Auf einem zweiten Gebiete, dem grössten Teile des Mittelfränkischen und Teilen des Ostfränkischen, entspricht dem *ie* der älteren Sprache heutzutage *ê* oder *ei*, und zwar geht dieser Wandel bereits in mhd. Zeit zurück. Die

gleiche Entwickelung hat in diesen Gebieten altes *uo* durchgemacht: es wurde zu *ô*, *ou*.

Vgl. von Bahder, *Über ein vokalisches Problem des Mitteldeutschen*. Leipziger Habilitationsschrift. 1880.

§ 34. In der mittleren Periode erscheinen für älteres *â*, *ô*, *û* häufig die Schreibungen *ae* oder *ai*, *oe* oder *oi*, *ue* oder *ui*, überwiegend in geschlossener Silbe, und zwar hauptsächlich auf dem Gebiete des Niederfränkischen und im westlichen Teile des Niedersächsischen. Reste dieser Schreibung zeigen sich in nhd. Eigennamen wie *Soest*. Aber eine besondere Lautentwickelung scheint diesem in der Schrift erscheinenden Vokalnachschlag nicht zu entsprechen in den heutigen Mundarten, und man kann die Frage aufwerfen, ob nicht in jenen Schreibungen lediglich Längenbezeichnungen vorliegen, die sich dadurch entwickelten, dass zweisilbige Wörter nach Konsonantenausfall zu einsilbigen wurden, aber die zweisilbige Schreibung weiterführten: z. B. *slahen* oder *slahin* ergab nach Ausfall des *h slaen*, *slaïn*, dann *slân*.

§ 35. Bezüglich der Entwickelung von altem *î*, *û*, *iu* (dem Umlaut von û) sind heutzutage mehrere Gebiete zu unterscheiden.

Unerhebliche Ausnahmen abgerechnet, sind auf dem Boden des Niederdeutschen, ferner im südlichen Teile der alemannischen Mundarten die alten, einfachen Längen unverändert geblieben.

Ein zweites Gebiet umfasst das Nfr., den nördlichen Teil des Mittelfränkischen, d. h. nördlich einer Linie, die, von Südwesten nach Nordosten ziehend, den Rhein etwa bei Remagen schneidet (sie geht im Südwesten zwischen Cronenburg und Prüm, im Nordosten zwischen Waldbröhl und Altenkirchen hindurch), das Thüringische mit dem nördlichen Teile des Hessischen, einen Teil der alemannischen Mundarten. Die Grenze zwischen dem Alemannischen des ersten Gebietes und den hierher gehörigen Mundarten ist etwa folgende (nach den Feststellungen von Herrn Schild in Basel): sie geht von der Sense in südöstlicher Richtung nach der Stockhornkette, läuft dem Thuner- und Brienzersee nach gegen das Rothorn, über die Kantonsgrenze von Luzern und Unterwalden, westlich von Wäggis nach dem Zugersee, zwischen Baar und Zug nach dem Etzel, dann westlich von Lachen an den Zürichsee. Hierauf streicht sie zwischen Utznach und Kaltbrunnen hin an die Speerkette, zieht sich dem Walensee nach und läuft östlich von Mühlehorn dem Gebirgszug entlang nach der Sardona (in Graubünden haben das Rheinwald und Davos die alten Längen festgehalten).

In diesem Gebiet ist im allgemeinen die Länge bewahrt; aber im Inlaut vor Vokal ist Diphthongierung eingetreten: also z. B. alem. *schreie*, *baue*, *reue*. Ferner ist die Diphthongierung geschehen im Wortauslaut, hier freilich nicht ausnahmslos. In Schaffhausen z. B. heisst es zwar *frei*, *sei*, *Weih*, *neu*, *Spreu*, *treu*, aber *debi* (dabei), *nübache* (neugebacken), *Sû*, *drü* (= mhd. *driu*). Offenbar war das lautgesetzliche Verhältnis das, dass überhaupt vor Vokal Diphthongierung stattfand. Für den Wortauslaut mussten sich danach Doppelformen ergeben: Diphthong, wenn das folgende Wort mit einem Vokal begann, Beibehaltung der alten Länge vor konsonantischem Anlaut des nächsten Wortes. Wenn auf alem. Boden auch *tausend* und *Teufel* mit Diphthong erscheint, so sind diese Wörter wohl als Entlehnungen zu betrachten.

In einem dritten Gebiete endlich ist allgemein Diphthongierung eingetreten: im südlichen Teil des Mfr., im Oberfränkischen, im Obersächsischen und Schlesischen, im Bairisch-Österreichischen, ganz vereinzelt im Alemannischen: in Engelberg, im Schanfiggthal (östlich von Chur). Diesem Gebiete hat sich naturgemäss die nhd. Schriftsprache angeschlossen. Die Diphthongierung ist zuerst im Bairisch-Österreichischen aufgetreten, wo sie

sich vor der Mitte des 12. Jahrh. entwickelt hat, und dann nach Norden und Westen vorgedrungen. Wann sie sich in den übrigen Mundarten festgesetzt, ist sehr schwer zu entscheiden, da das Auftreten der diphthongischen Zeichen auch mit dem Vordringen der kaiserlichen Kanzleisprache, mit den Eroberungen der Schriftsprache im Zusammenhang stehen kann. Jedenfalls scheinen sie im Rheinfränkischen nicht vor Ende des 15. Jahrhunderts Platz gegriffen zu haben.

Vgl. Weinhold Mhd. Gr.[2] § 105 ff. — Schilling, *Diphthongisierung der Vokale û, iu und î*, Programm der Realschule zu Werdau, 1878.

§ 36. *â* der älteren Sprache hat sich teilweise schon in der mittleren Periode, teilweise erst seither in grossen Teilen des Gebietes dem *o* genähert. Teilweise durch unmittelbaren Übergang von *â* in *ô*, teilweise durch Diphthongierung zu *ao, au*. Das Letztere ist z. B. im Schwäbischen und Teilen des Bairischen der Fall gewesen. Die Schreibung *au* findet sich bereits in mhd. Zeit; in der heutigen Mundart ist teilweise der Diphthong zur Länge *ô* geworden. Eine Übersicht über den Verbreitungsbezirk des dumpfen Lautes zu geben, ist schon deshalb kaum thunlich, weil nicht ganze grosse Gebiete den hellen, andere den dumpfen Laut aufweisen, sondern vielfach ziemlich rascher Wechsel stattfindet. Beispielsweise in der Schweiz ist im allgemeinen die Trübung eingetreten; sie unterbleibt jedoch in Freiburg, in Bern, im Entlibuch, im Glarus, in Wallis.

In einer Anzahl von Fällen ist dies *ô* für älteres *â* auch in die nhd. Schriftsprache eingedrungen, z. B. *Mond* (mhd. *mâne*), *Schlot* (mhd. *slât*), *Woge* (mhd. *wâc*).

c. Die Diphthonge.

§ 37. Unter denselben Bedingungen, wie die Verkürzung langer Vokale, tritt Wandel von Diphthongen zu Monophthongen ein und Übergang derselben in kurze Vokale und zwar schon in mhd. Zeit; freilich ist im einzelnen die Strenge des Lautgesetzes schwer zu erkennen. Es steht mhd. *elf* neben *eilf*, *sense* neben *seinse* (aus *segense*), *zwensic* neben *zweinzic*; *enpfetten* gehört zu *pfeit*; die Kürze stammt aus dem Präteritum, wo *tt* dem Stammvokal folgte; *dirne* steht neben *dierne*, *imer* neben *iemer*. Ferner gehören hierher nhd. *Elster* (< *eilster*, < *agelster*), *Nelke* (< *negelke*), *itzt* (= *ieze*). In heutigen Mundarten begegnen uns zahlreiche weitere Beispiele, vgl. z. B. alem. *Helge* (Bild) aus *heilig*, *heilg*.

§ 38. Umlaut der Diphthonge. In Betracht kommen urdeutsch *ai*, *au* und *eu*. Auf nd. Boden hat *ai*, bezw. das schon im And. daraus hervorgegangene *ê* Affektion durch nachfolgendes *i* (*j*) erlitten: in Soest, im Sauerländischen, vielleicht auch im Ravensbergischen ist noch heute *ê*, das ursprünglich vor *i* stand, von dem *ê* verschieden, dem kein *i* nachfolgte, und zwar ist der Umlaut zusammengefallen mit dem Laute, der aus and. *io* hervorgegangen. Wenn im Hessischen zu *Klad*, 'Kleid' das Diminutiv *Kledi* erscheint oder zu *hasse* 'heissen' die 3. Ps. Sg. Präs. *hæsst* lautet, so ist hier der Umlaut schwerlich ursprünglich, sondern durch moderne Analogiebildung erzeugt.

Für den Umlaut von urdtsch. *au*, bezw. dessen spätere Gestaltungen *ou* und *ô* finden sich vor der mhd. Zeit keine Belege. Vor *w* ist *ou* überhaupt nicht umgelautet worden: *Frau* entspricht altem **frauwja*. Im Bereiche des Bairischen und Alemannischen scheint auch labialer Geräuschlaut den Umlaut von *ou* verhindert zu haben, freilich nicht überall, denn z. B. das Schwäbische weist *doefe* (= Taufe, taufen) auf. Mitteldeutsche Mundarten zeigen hier den Umlaut. Die nhd. Schriftsprache besitzt *streifen* (abstreifen) = mhd. *stroüfen*,

aber *erlauben, glauben, Haupt, kaufen, raufen, Taufe, taufen.* Daneben zeigen ältere Quellen des Nhd. auch die umgelauteten Formen.

iu wurde durch den Umlaut zu *iü;* dieses ging früh zu *û* über und fiel mit dem Umlaut von *û* zusammen, während im übrigen dieser letztere noch in den heutigen Mundarten vielfach von altem *iu* geschieden ist (vgl. Germ. XXXIV, 251 und 370).

§ 39. Der urdeutsche Diphthong *ai* ist in bestimmten Fällen im ganzen deutschen Gebiet und zwar schon während des 7. Jahrh. monophthongiert worden zu *ê,* nämlich 1) wenn der Diphthong vor den *a*-farbigen Konsonanten *r* und *h* stand, welche das vorhergehende *i* dem *e* annäherten: got. *sair* = as. ahd. *sêr,* got. *plaihan* = ahd. *flêhôn.* 2) vor *w:* got. *saiws* = as. ahd. *sêo,* Gen. *sêwes.* 3) wenn der Diphthong im Wortauslaut in Pausa stand: got. *sai* = ahd. *sê,* got. *wai,* as. ahd. *wê.* Dieses *ê* ist ursprünglich offen, später geschlossen. Im Nhd. ist dies *ê* im einsilbigen Wort lautgesetzlich zu *ee* gewandelt worden: mhd. *diu ê* = *Ehe; ê, êr* = *ehe, eher.*

Im Nd. geht die Monophthongierung des alten *ai* noch weiter: das And. zeigt für diesen Laut in jeder Stellung die Schreibung *e.* Wenn im Cott. des Hel. gelegentlich dafür das Zeichen *a* erscheint, so ist das wohl Einfluss angelsächsischer Zeichengebung. Im Mnd. ist der vorliegende Laut noch deutlich von dem *ê* aus *ai* unterschieden, das gemeindeutsch sich in den vorhingenannten Fällen entwickelt hat, anderseits auch von mnd. *ê* aus and. *io;* teilweise auch noch in den heutigen Mundarten. Und zwar war *ê* < *ai* im Mnd. ein geschlossener, dem *ei* nahestehender Laut. Die mnd. Orthographie schwankt zwischen der Schreibung *e* und *ei*; die letztere steht besonders vor Dentalen; im heutigen Nd., so im Westfälischen, ist geradezu ein Diphthong (*ai, ei, oi*) an seine Stelle getreten.

Im Nfr. scheint die Entwickelung im Ganzen die gleiche zu sein, wie im Nd.; heutige Mundarten wandeln hier mehrfach *ê* aus *ai* in *ie.*

Auf hochdeutschem Gebiet bleibt im Altdeutschen der Diphthong erhalten; es findet jedoch im Laufe des Ahd. Assimilation des ersten Teiles an den zweiten statt, so dass der Diphthong mit dem Ausgang des 8. Jahrh. als *ei* erscheint, gesprochen mit *e* als erstem Gliede, nicht *a,* wie die nhd. Aussprache es meist thut. Im 13. Jahrh. wandelt sich dieses *ei* im Bairischen wieder zu *ai* und dann auch in andern Mundarten; heutzutage ist dieser Laut in grossen Teilen des Mitteldeutschen, besonders auf rheinfränkischem Boden und dem grössten Teile des Ostfränkischen, wie im Obersächsischen monophthongiert, teils zu *ê,* teils zu *â.* Wo der Diphthong geblieben, tritt er in mannichfachen Gestalten auf, als *ei, ai, oi, oa, ua* etc. Wohl nirgends sind die heutigen Vertreter des urdeutschen *ai* mit dem aus *î* hervorgegangenen Laute zusammengefallen.* Wo kein qualitativer Unterschied stattfindet, besteht wenigstens ein quantitativer, derart, dass im alten Diphthongen der erste Bestandteil lang, im neuen kurz ausgesprochen wird. In der Bühnensprache hat Zusammenfall stattgefunden.

§ 30. Westgerm. *au* wird auf niederdeutschem Gebiet zu *ô* monophthongiert und zwar zunächst zu offenem *ô*; es erscheint im Alts. mehrfach dafür die Schreibung *a*; es ist also deutlich von dem geschlossenen, aus westgerm. *ô* hervorgehenden Laute getrennt; und auf dem weitaus grössten Teile des Gebietes ist noch heute kein Zusammenfall eingetreten.

* Im Südrheinfr. erscheint in *Keim, Reim* der dem alten *ai* entsprechende Laut (nicht aber in *Leim*). Ebenso bilden dort *kaum, Raum, Schaum,* völlig genaue Reime zu *Baum, Traum.* Auch im Bairischen ergeben sich — nach Brenner — vor Nasal Berührungen von *ai* und *î.*

Auf hochdeutschem Gebiet findet Monophthongierung von *au* zu *ô* nur statt, wo es vor *h* oder vor dentalen Konsonanten steht: got. *hauhs* > ahd. *hôh*, got. *baut* > *bôt*, got. *laun* > *lôn*, *raus* > *rôr* etc. Die Mittelstufe zwischen *au* und *ô* war *ao*; sie ist in den Quellen ziemlich spärlich belegt. Der Vorgang der Verschmelzung fällt ins 8. Jahrh., und zwar ist, wie es scheint, die Veränderung im Bairischen etwas später vor sich gegangen als im Alemannischen und Fränkischen.

Wo der Diphthong erhalten blieb, verläuft seine Entwicklung ziemlich parallel der des nicht monophthongierten *ai*. In der ersten Hälfte des 9. Jahrhs. findet in dem Diphthongen rückschreitende Assimilation statt: *au* wird zu *ou*, dann aber gegen Ende des 13. Jahrhs. im Bairischen und später in weiteren Gebieten wieder zu *au*. Teilweise ist das alte *ou* noch heute bewahrt, so in der Mundart von Schaffhausen. Auf den mitteldeutschen Gebieten, die *ai* zu *â* oder *ê* gewandelt haben, ist *au* zu *â* oder *ô* monophthongiert. Der Parallelismus des Wandels von *ai* > *ei* > *ai* und *au* > *ou* > *au* scheint im Altdeutschen nicht vollständig, weil bei *ai* die Assimilation früher belegt ist; das ist aber vielleicht nur Schein, denn der Artikulationsunterschied zwischen *au* und *ou* kommt nicht so deutlich zum Bewusstsein, als der von *ai* und *ei* und hat daher vielleicht erst später als dieser in der Schrift Ausdruck gefunden.

Zusammenfall des aus *au* entstandenen *au* mit dem aus *û* hervorgegangenen findet nicht statt, abgesehen wieder von der Bühnensprache; der alte Diphthong hat — wo keine qualitativen Unterschiede der beiden vorliegen — einen langen Vokal als ersten Komponenten, der neue einen kurzen.

öü, der Umlaut von *ou*, ist in seiner Entwicklung dem *ou* völlig parallel gegangen, hat also in heutigen md. Mundarten auch Monophthongierung — zu *ê* (*æ*) — erfahren.

§ 41. 1) *eu* und *eo* wechseln im Urdeutschen unter bestimmten Bedingungen: *eo* ging aus *eu* hervor — *eu* wird zu *eo* »gebrochen« — vor einem *a* der nachfolgenden Silbe, wenn der zwischenstehende Konsonant eine Dentale war und kein *i* zwischen der Stammsilbe und dem *a* stand. In allen übrigen Fällen galt *eu*. In der historischen Zeit des Deutschen ist die Verteilung eine andere geworden. Auf dem Gebiet des Niederdeutschen und Mitteldeutschen erscheint von vornherein der ungebrochene Vokal nur vor *i* und *u* der Endung, der gebrochene überall vor *a* der Endung. Im Oberdeutschen ist anfangs der Stand des Urdeutschen festgehalten, so dass der gebrochene Vokal nur vor Dentalen, nicht vor Labialen und Gutturalen erscheint. Seit dem 10. Jahrh. begegnet der gebrochene Laut auch vor den Lippen- und Kehllauten; aber er ist hier keineswegs allgemein durchgedrungen. Im Bairischen und in schweizerischen Mundarten finden sich Beispiele für den gebrochenen und den ungebrochenen Vokal noch heute unmittelbar nebeneinander. Es ist nicht leicht, eine Erklärung für diesen Thatbestand zu finden; an ein verspätetes Weiterwirken der allgemeinen Brechungsbewegung kann kaum gedacht werden. Besondere Schwierigkeiten macht Notker. Das Adjektiv *tief* lautet nach Graffs Belegen bei ihm durchaus *tief*, auch das Adverb *tiefo*, das Substantiv in der Regel *tiefi*, nur vereinzelt *tiufi*: das heutige St. Gallische aber hat durchaus *tüf*, *tüfi*. Sollten hier Einflüsse einer Art von Gemeinsprache im Spiele gewesen sein?

Vgl. Braune, PBB 4, 557.

2) Westgerm. *eu* = germ. *eu* hat sich im Deutschen etwa im 7. Jahrh. zu *iu* gewandelt; vereinzelte Belege der Schreibung *eu* begegnen noch in alten Urkunden, so in rheinfränkischen aus dem Anfang des 8. Jahrhs. Dasjenige *eu*, das vor *w* stand (aus *euw*), ist im Altsächs. regelmässig bewahrt

in *hreuua, treuua:* dagegen steht neben *eu, euuar* (vos, vester) schon *iu, iuuar*. Auch auf hochdeutschem Gebiet sind in den ältesten Quellen noch einzelne *eu* belegt; die Regel ist aber durchaus hier *iu*.

Nach und nach ist dieses *iu* teilweise dem durch Umlaut aus *û* hervorgegangenen *ü* der Aussprache nahegerückt. Im Mhd. werden oberdeutsch beide Laute in der Regel durch *iu*, mitteldeutsch durch *u* wiedergegeben, und die Dichter binden beide Laute aufeinander. Gewiss waren aber diese Reime zu einem Teile nicht völlig genau. Denn alemannische und bairische Quellen scheiden deutlich beide Laute, und die heutige Gestaltung des *iu* weicht von den Fortsetzungen des *ü* mehrfach ab.

In einem Teile des Mitteldeutschen hat sich altes *iu* heute in zwei Laute gespalten: es erscheint dafür teils *ü*, teils *ū*, bezw. die daraus entstehenden Diphthonge. Und zwar in Teilen des Mittel- und Rheinfränkischen, besonders auf hessischem Boden, im nördlichen Thüringen, im Altenburgischen. Das Gesetz des Wechsels ist nicht deutlich zu erkennen; *û* findet sich hauptsächlich im Pronomen der 2. Ps. Pl. Im ganzen scheint es, als ob der einsilbigen Form *ū*, der mehrsilbigen *ü* lautgesetzlich zukomme, aber hessisch erscheint auch *haut* = heute, was ursprünglich zweisilbig war. Dasjenige mhd. *iu*, welches aus *û* umgelautet, hat diesen Wandel zu *û* nicht mitgemacht. Dagegen ist der alte Diphthong *iu* in den Fällen, wo er sich vor *i* zu *ü* entwickelte, mit dem Umlaut-*ü* zusammengefallen; er nimmt in gleicher Weise wie dieser an der Diphthongierung zu *eu* teil, ebenso wie das *û* aus *iu* an der des alten *û*. Im Schwäbischen ist Umlaut-*ü* durchaus zu *ei* diphthongiert; altes *iu* hat teilweise die gleiche Entwicklung erfahren, teilweise erscheint es als *iu* oder *î*, beides auf ein älteres *ü* zurückweisend [vgl. jetzt Behaghel, Germ. 34, 247 und 370].

Es muss somit auf diesen Gebieten die Monophthongierung von *iu* wenigstens teilweise sich erst vollzogen haben, nachdem die Diphthongierung von altem *ü* bereits begonnen. Auch im Bairischen und selbst auf alemannischem Gebiete, wie in der Gegend des Bodensees, ist altes *iu* in seiner Entwicklung nur teilweise mit altem *ü* zusammengefallen; in einem Teile der Fälle ist es noch deutlich von diesem unterschieden. Und in diesen Beispielen ist in Gegenden des Bairischen nicht die Wandelung zu einem mit *ai, au, eu* gleichartigen Diphthonge eingetreten, sondern es erscheint *ui* oder *iu*; die letztere Form, die auch im Alemannischen des Bodensees auftritt, könnte vermuten lassen, dass hier überhaupt nie völlige Monophthongierung stattgefunden. Für die Fälle, wo überhaupt Zusammenfall von *iu* und *ü* eingetreten, lässt sich eine genauere zeitliche Bestimmung des Wandels nicht geben.

3) Der Brechungsvokal *eo* wandelt sich auf hochdeutschem Gebiete zu *io* in der ersten Hälfte des 9. Jahrhs.; in den Handschriften des Heliand ist *eo* noch sehr stark vertreten. Neben *io* begegnet *ia* vereinzelt in diesen letzteren; etwas häufiger in altniederd. Urkunden. Zahlreich sind die *ia* bei Otfried, und zwar scheint der vielfach verwischte lautgesetzliche Stand der Dinge der gewesen zu sein, dass der einsilbigen Form *io*, der mehrsilbigen *ia* zukam. Daneben zeigt sich Einfluss der Endungsvokale bei Otfried: vor *o* der Endung gilt *io* des Stammes; vor *e* tritt mehrfach *ie* auf.

Der allgemeine Wandel von *io* zu *ie* ist im St. Gallischen in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhs. eingetreten; ebenso finden sich schon zahlreiche *ie* im Cott. des Heliand; im übrigen vollzieht sich der Übergang etwa im Ausgang des 10. Jahrhs.

Eine Sonderstellung nimmt der Diphthong *eo* ein in den Wörtern *eo, neo, weo,* die auf *êo, nêo, wêo* zurückgehen. Hier hat sich der Übergang zu *io* teilweise später vollzogen, als in den sonstigen Fällen des *eo*, d. h. es wird

die vollständige Kürzung des *ê* erst dann eingetreten sein, als sonstiges *eo* bereits seinen Weg gegen *io* angetreten. Bei Notker erscheinen häufig die Formen *ieo, nieo, wieo*. Endlich ist *io* hier weniger der Schwächung zu *ie* unterworfen gewesen. Bei Notker ist *io* im allgemeinen zu *ie* gewandelt; aber in jenen Wörtern meist *io* erhalten, wenn sie nicht in der Komposition erscheinen (es heisst überwiegend *ieman, iemer*). Auch im Mnd. und Mittelbinnendeutschen ist *io* häufig; teilweise liegt hier wohl gewiss Wandel zu *jó* vor, wie sich dann im Nhd. mhd. *ie* zu *je* gewandelt hat. Der Grund der unterbliebenen Schwächung und der Tonverschiebung liegt offenbar darin, dass im einsilbigen Worte der zweite Teil eines Diphthongen stärkeren Ton hat als im mehrsilbigen. Wenn daher nhd. *itzt* und *jetzt*, *ider* und *jeder* nebeneinander erscheinen, so sind *itzt* und *ider* die lautgesetzlichen Formen; bei *jetzt* und *jeder* liegt frühe Anlehnung an das einfache *ie* vor.

II. Die Vokale der unbetonten Silben.

§ 42. Eine Anzahl von nebentonigen Silben kann immer noch so starken Ton haben, dass die Gesetze der hochtonigen Silben auch bei ihnen wirksam sind. Dies gilt besonders für die Stammsilben zweiter Kompositionsglieder, wenn gleich hier häufig unentschieden bleiben muss, ob wir es mit lautgesetzlichen Verhältnissen zu thun haben oder mit einem Einfluss der danebenstehenden einfachen Wörter. Aber auch Ableitungs- und Flexionssilben nehmen unter Umständen an der Entwicklung der hochtonigen Teil. Für folgende Vorgänge lassen sich auch aus nicht hochtonigen Silben Beispiele beibringen:

1) die nhd. Quantitätsgesetze, vgl. *Bischŏf — Bischōfe, Herzŏg — Herzōge, (lang)săm — (lang)sām*.

2) den Umlaut: urd. *-ari* = as., ahd. *-eri*, ahd. *-âri* = mhd. *-aere*, ahd. *-ôti* = mhd. *-œte*.

3) > den Wandel von *ô* > *uo*: ahd. *armuoti* neben *armôti*, *heimuoti* neben *heimôti*; doch könnte auch Anlehnung an *muot* vorliegen.

4) die Diphthongierung von *î* zu *ei*, *iu* zu *eu*: das mhd. Diminutivsuffix *-lîn* = nhd. *lein*; im Mhd. und älteren Nhd. begegnet für mhd. *-lîch* die Form *-leich*, für das Suffix *-în* die Form *-ein*: *kaiserein, eiserein*; die Endung *-iu* im Feminin und Neutrum des Adjektivs begegnet bairisch in mhd. Zeit als *-eu*.

5) den Übergang von *â* zu *ô*: *arcwân* = *Argwohn*.

§ 43. In andern Fällen waren die Nebensilben den Veränderungen der Stammsilben nicht unterworfen.

1) das nhd. Dehnungsgesetz hat nicht gewirkt, z. B. im Suffix *-igen*.

2) der Umlaut ist vielfach nicht eingetreten: die Endung des Part. Präs. ist and. ahd. *-andi (-anti)* neben *-endi (-enti)*.

3) germ. *ê* ist nicht zu *â* geworden: vgl. got. *nasidês* mit *chiminnerodes* bei Isidor.

4) urd. *ô* ist in der Regel nicht zu *uo* geworden, vgl. die Klasse der schwachen Verben auf *-ôn*.

5) ahd. mhd. *ei* hat nicht überall den vom Bairischen ausgehenden Wandel zu *ai* mitgemacht: der unbestimmte Artikel *ein* wird im Bairischen in mhd. Zeit nicht zu *ain*, und auch andere Dialekte, z. B. das Südrheinfränkische, teilten wohl diese Eigentümlichkeit, denn das heute hier geltende *e*, *en* geht doch wohl auf *ein*, nicht *ain* zurück (vgl. Bartsch, Germ. XXIV, 198).

§ 44. Von den Veränderungen, welche den unbetonten Silben eigentümlich sind, gehört noch dem Urdeutschen an der Einfluss, den ein *j* auf nach-

folgendes *o* bezw. *a* ausübte, indem dasselbe zu *e* gewandelt wurde. Es hiess also lautgesetzlich **geban* — **horien*, **geba* — **sibbie*, **gomo* — **reckie*. Im Ahd. ist dieser Stand der Dinge noch in den ältesten Quellen bewahrt, dann durch Ausgleichung meist zu Gunsten der Formen ohne *j* beseitigt; im And. ist die Ausgleichung schon sehr weit vorgeschritten.

§ 45. Vokale von Mittelsilben sind and. und ahd. vielfach an Endsilbenvokale angeglichen worden. Eine strenge Gesetzmässigkeit ist hier nur in wenigen Fällen zu erkennen, teilweise weil vielfach Analogiebildung wirksam gewesen ist, teilweise wohl deshalb, weil innerhalb des Satzes mancherlei Betonungsverhältnisse möglich waren und diese auf das Vollziehen der Angleichung von Einfluss sein konnten. Beispiele: *i* der Endung gleicht sich vorhergehendes *a* der Mittelsilbe an: as. ahd. *menigi* aus *managi*; vielleicht war auch *e* der angeglichene Laut, der mit *a* im Verhältnis der Stammabstufung stand (s. o. S. 353). Die Endung des Dat. Sgl. Masc. und Neutr. des starken Adjektivs ist as. meist *-umu* (soweit nicht eine kürzere Form vorliegt), aus *-omu* oder *-amu* (oder *-emu?*) entstanden; der Gen. Pl. des Adjektivs ist as. oft *-oro* neben dem ursprünglichen *-ero*. Von *zeichan* begegnet ahd. der Gen. Pl. *zeichono*, neben *wuntaron* steht *wuntoron*.

§ 46. *ai* und *au* der Mittel- und Endsilben sind noch vor dem Auftreten unserer Quellen zu den Monophthongen *ê* und *ô* gewandelt worden: got. *habais* = urd. **habes*, got. *fridaus* = urd. ahd. **fridô*. Das *ê* war auf nd. Gebiet von vornherein ein sehr offenes, denn die Orthographie der Heliandhandschriften schwankt zwischen *e* und *a*. Auch im Bairischen des späteren Ahd. ist die Wiedergabe durch *a* häufig, während die ältern ahd. Quellen in der Regel *e* aufweisen.

§ 47. Wo im Urdeutschen lange Vokale, sei es ursprüngliche, sei es aus *ai*, *au* monophthongierte, im Auslaut auftraten, mochte die Auslautstellung eine ursprüngliche sein oder mochte in älterer oder jüngerer vorgeschichtlicher Zeit danach ein Konsonant verloren gegangen sein, da erscheint im Ahd. ein kurzer Vokal; ob es im As. ebenso gewesen, lässt sich nicht mit Sicherheit entscheiden; immerhin ist es wahrscheinlich, dass das As. mit dem Ahd. übereinstimmte. Beisp.: urdeutsch **nimô* = as. ahd. *nimu*, urd. *bodôn* = ahd. *boto*, urd. **wulfôs* = ahd. *wulfa;* urd. *wilîs* = ahd. *wili*; urd. *dagai* = ahd. *tage*, urd. *eththau* = ahd. *eddo*. Ausnahmen bilden die ahd. Abstrakta auf *-î*, die die Länge einer Übertragung verdanken, die 1. und 3. Pers. Konj. Prät. Sg. im schwachen Verb, bei dem wohl das Gleiche der Fall ist, die Ntr. und Acc. Pl. der femininen *â*-Stämme: *gebâ*, der Genetiv Sg. der *u*-Flexion: *fridoo* = got. *fridaus*. Sollten in den beiden letzten Fällen alte Accentverschiedenheiten im Spiele sein? (vgl. oben S. 366).

Von den so entstandenen kurzen Vokalen hat das *o*, hinter dem nicht ursprünglich Nasal oder *s* stand, sich in unseren frühesten Quellen zu *u* gewandelt: urd. **nimô* = as. ahd. *nimu*, urd. **fatô* = as. *fatu*.

§ 48. Kurze, im Auslaut stehende Endungsvokale können zu allen Zeiten vor vokalischem Anlaut des nächsten Wortes elidiert werden, wenn das folgende Wort zum gleichen Satztakte gehört: ahd. *want er* = *wanta er*, *wân ih* = *wânu ih*; mhd. *wer aber* = *waere aber*; nhd. *sagt' ich*, *sagt' er*.

§ 49. Die Endsilbenvokale erleiden im Laufe der Entwickelung mancherlei Reduktionen. Die Schwächung trifft zuerst die kurzen Vokale; dieselben erscheinen in mhd. Zeit alle in dem tonlosen *e* zusammengefallen. Begonnen hat die Entwickelung bei den auslautenden Vokalen, welche nach nicht hochtoniger Silbe standen. Beim Feminin des starken Adjektivs geht in *C* und den vordern Partien von *M* des Heliand der Dat. Sg. (bzw. der teilweise danach gebildete Gen.) auf *-ro* aus. Nebeneinander stehen *iru* und *iro*, *theru*

und *thero*; auch hier erhielt das alte *u* die Stellung nach unbetonter Silbe, wenn diese Wörtchen proklitisch oder enklitisch verwendet wurden. Dies war seltener der Fall beim Pronomen der 3. Pers. als bei dem auch als Artikel gebrauchten Pronomen *the*; somit überwiegt *iru* gegen *iro*, aber *thero* gegen *theru*. Im Dat. Sg. des männlichen und sächlichen Adjektivs überwiegt dagegen *-umu* weitaus; vielleicht hat *m* erhaltend auf *u* gewirkt. Auf hochdeutschem Gebiete hat der Tatin *-emo* und meist *-ero*, Otfrid *-emo*, aber *eru*. In den St. Gallischen Urkunden ist in den Zusammensetzungen auf *-dregi*, *-heri*, *-ini* seit den 70er Jahren des 9. Jahrhs. das auslautende *i* durchaus zu *e* geschwächt, während *i* nach Hochton sich noch hält.

Bei den nach Hochton stehenden Vokalen tritt das Hochdeutsche in einen gewissen Gegensatz zum Nd. Im Heliand ist *-an*, *-in*, *-un* (= urgerm. *un*) lautgesetzlich erhalten. Wo neben *-an* ein *-en* auftritt, stammt es entweder aus solchen Silben, wo es nach *j* sich entwickelt hatte, oder ist Übertragung aus solchen Formen, wo der Vokal in einer Mittelsilbe stand. Von den im Auslaut stehenden Vokalen sind *i* und *o* bewahrt, ebenso *a* in der Hs. *C*; *u* ist vereinzelt zu *o* geschwächt, der Übergang von *a* zu *e* in *M* schon weit durchgedrungen. Im Hd. dagegen tritt *e* am frühesten für die vor Konsonant stehenden Endsilbenvokale ein. Bei Notker ist hier *e* völlig durchgedrungen; im Auslaut bleiben *a* und *o*; *i* und *u* sind zu *e* und *o* geworden. Über den weitern Verlauf der Schwächung bis zum Mnd. und Mhd. ist man noch nicht genügend unterrichtet. — Wie die Flexionsvokale, so werden diejenigen Mittelvokale behandelt, welche in der Kompositionsfuge oder zwischen der Stammsilbe und schweren Ableitungssilben stehen: ahd. *Gotafrid*, mhd. *Gotefrid*, ahd. *kindilîn*, mhd. *kindelîn*.

§ 50. In Bezug auf die langen Vokale ist der Norden dem Süden mit der Schwächung vorausgegangen. Ob eine Kürzung der langen Vokale schon in den Hss. des Heliand eingetreten, lässt sich nicht entscheiden. Aber in der mittleren Periode sind im Niederdeutschen alle langen Vokale zu tonlosem *e* geworden; ebenso im Mitteldeutschen. Im Bairischen der mittlern Periode ist *-iu* und *î* nicht zu tonlosem *e* geworden; alle andern Längen sind in dieses übergegangen. Im Alemannischen des Mhd., abgesehen vom Elsässischen, das sich wie das Bairische verhält, sind um 1200 die vollen Vokale noch unangetastet, wenigstens was ihre Qualität betrifft (doch schwankt *o* nach *u* hinüber); wann die Länge verloren gegangen und der Kürze Platz gemacht, das zu entscheiden, haben wir kein Mittel. Seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. nehmen die Formen mit *e* überhand; jedoch treten sie nicht ein für altes *-î* und *-iu* (das teilweise in *i* übergeht). Das Schwanken zwischen den *e*-Formen und denen mit vollem Vokal wird schliesslich zu Gunsten der *e*-Formen entschieden; ob rein durch lautliche Entwickelung oder durch Analogiebildungen, ist zweifelhaft. Noch im heutigen Oberdeutschen ist altes *-iu* und *-î* nicht zusammengefallen mit den Entsprechungen der alten kurzen Vokale, sondern sie haben volleren Klang als diese bewahrt.

Vgl. Behaghel, *Zur Frage nach einer mhd. Schriftsprache*, Basler Festschrift 1886. — Kauffmann, *Behaghels Argumente f. e. mhd. Schriftspr.* PBB 13, 464.

§ 51. Statt des tonlosen *e* wird, besonders auf mitteldeutschem Gebiet, in mhd. Zeit ein *i* geschrieben, hauptsächlich vor schliessendem *n*; die *i*-Farbe muss teilweise ziemlich ausgeprägt gewesen sein, denn es begegnen Reime wie *lôsin* (lösen) : *frô sîn* (froh sein).

§ 52. Wo im Mhd. bereits der irrational. Vokal (*e* oder *i*) erscheint, ist weiterhin teilweise völliger Verlust des Vokals erfolgt. Während aber in der Schwächung der vollen Vokale zu diesem *-e* der Norden voranging, ist er in der Erhaltung dieses *e* konservativer als der Süden.

1) In der mittleren Periode wird nach Liquida *(r, l)*, die auf kurze Stammsilbe folgt, das *e* der Endsilbe im Oberdeutschen abgeworfen; das Niederdeutsche kennt dieses Gesetz nicht, das Mitteldeutsche nur in beschränktem Masse. Auch Vokale im Innern des Wortes unterliegen diesem Gesetze.

2) Auch ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit der vorhergehenden Laute ist mhd. Flexions-*e* vielfach abgefallen. Am frühsten — schon in der mhd. Periode selbst finden sich hier Anfänge — hat seine Unterdrückung stattgefunden, wenn dasselbe nach Tiefton stand. Und wie das Flexions-*e* wurde auch dasjenige *e* behandelt, das im Innern des Wortes seine Stellung nach Hochton vor Tiefton oder nach Tiefton vor Hochton hatte. Auf dem Gebiete des Niederdeutschen ist die Unterdrückung des *e* vor oder nach Tiefton nicht durchgedrungen, auch nicht im ganzen Md.: noch heute heisst es nordthür.: *Meinunge, Zeitunge;* wohl aber zeigt sie sich in der Schriftsprache, welche in Bezug auf das nach Hochton stehende *e* ziemlich konservativ ist. Schon mhd. heisst es also: *wundert* neben *wunderte, vischaer* neben *vischaere, baumgart* neben *baumgarte.* Die mhd. Wortausgänge *-aere, -ende* (im Partic. Präs.), *-nisse, -unge* erscheinen nhd. als *-er, -end, -niss, -ung,* ebenso *-elære, -elîn, elisch, -eling, -elunge, -enære* als *-ler, -lein, -ling, -lisch, lung, -ner;* mhd. *herzoge, schultheize, steinmetze* — nhd. *Herzog, Schultheiss, Steinmetz,* mhd. *arzenîe* = *Arznei.* Das *i* in *Bräutigam, Nachtigall, Rüdiger* verdankt wohl dem *g* sein Dasein.

3) Auslautendes *e* nach Hochton ist im ganzen erhalten im Niederdeutschen westlich der Elbe, ausgenommen die Gebiete der Nordseeküste und der Altmark, sowie in den südlichen Gegenden östlich der Elbe (Mittelmark, Neumark), ferner in einem Teile des Mitteldeutschen: der Gegend von Kassel, dem nördlichen Thüringen, in Sachsen, im grössten Teile von Schlesien. Im allgemeinen abgefallen ist das *e* im Niederdeutschen der Nordseeküste und der Altmark, in Mecklenburg und Pommern, im nördlichen Brandenburg; im Fränkischen, im südlichen Thüringen, im Alemannischen und Bairischen. Aber auch auf diesem Gebiete ist in bestimmten Fällen die Endung meist erhalten, nämlich in der starken Adjectivflexion, im N. A. Sg. Fem. und im N. A. Plur. der drei Geschlechter. In einem Teile des Gebietes ist hier die Endung überhaupt bewahrt, teilweise fehlt sie bei attributiver und ist vorhanden bei prädikativer Stellung des Adjektivs.

Für das Oberdeutsche liegt die Erklärung darin, dass altes *-iu* hier nicht völlig mit dem *e* aus den kurzen Vokalen zusammengefallen war: daher die Erhaltung der Endung im N. Sg. Fem. und N. A. Pl. N.; dem Nom. Sg. des Fem. wurde der Acc. gleich gemacht und im Plural Masc. und Fem. mit den Neutralendungen versehen. Ganz vereinzelt (so an der Obernaab) ist der lautgesetzliche Stand der Dinge bewahrt, dass N. A. Pl. des Masc. und Fem. endungslos, das Neutrum mit der Endung versehen ist.

Im übrigen Gebiet liegt die Sache wohl so, dass sich im Satzzusammenhang überall Doppelformen mit oder ohne *e* entwickeln; im allgemeinen siegte die Form ohne *e*, in jenen Flexionsformen, wo man das Bedürfnis der Unterscheidung empfand, die Form mit *e*. Durch solche Annahme von Doppelformen erklärt es sich auch, dass auch sonst auf dem Gebiete des nicht festen *e* Formen mit *e* und ohne *e* nebeneinander liegen. Teilweise ist auch die Beschaffenheit der dem *e* vorausgehenden Konsonanten im Spiel. Wenn dagegen auf mittelniederfränkischem Gebiet auch im schwachen Präteritum auslautendes *e* auftritt, so trägt hier nicht der Gang der Ausgleichung die Schuld, sondern der Umstand, dass hier neben den Formen auf *-te* sich seit dem 15. Jahrh. solche auf *-ten* bildeten; dieses *-en* nun entwickelte sich zu *e*, während in den alten Formen auf *-e* dieses abfiel.

Ein merkwürdiges Beispiel von Erhaltung der Endung bietet das Oberdeutsche, das Südrhfr. und wohl noch andere Gebiete in dem Wort *ohne*.

4) In mitteldeutschen Mundarten ist nicht nur das ursprünglich im Auslaut stehende *e* abgefallen, sondern teilweise auch dasjenige, das erst nach Abfall eines schliessenden *n* in den Auslaut getreten, so südthür. im Infinitiv: *mach, sprech* = mhd. *machen, sprechen*.

5) Die Schriftsprache hat das nach Hochton auslautende *e* überwiegend bewahrt; Ausnahmen lassen sich wohl meist als Analogiebildungen erklären.

6) *e* vor wortschliessenden Sonorlauten ist ausgefallen, und diese haben sonantische Geltung erhalten: *Vogl, Ebr, Regn, Athm*. Vor anderen Konsonanten ist *e* früher verloren gegangen als im Auslaut, und der Verbreitungsbezirk seines Ausfalls ist grösser als bei dem auslautenden *e*. Die nhd. Schriftsprache weist hier Doppelformen auf: Synkope beim Substantivsuffix: *Krebs, Pabst, Magd, Vogt;* hier gaben flectierte Formen mit synkopiertem Mittelvokal den Ausschlag; Synkope und Erhaltung in den Flexionsendungen: *eins* neben *eines, lebt* neben *lebet*.

§ 53. 1) Die in den letzten Nummern für die Endsilben gemachten Bemerkungen gelten teilweise auch für die Vokale der Mittelsilben. Über diese letzteren und die Ableitungssilben ist aber noch einiges zu sagen. In sehr vielen Fällen stehen die Bildungssilben bald im Ende des Wortes, bald — bei Anfügung von Flexionsendungen — im Innern desselben. Daraus ergibt sich ein Wechsel der Betonung. Daher herrscht schon im Germanischen (und noch früher) Stammabstufung in den Suffixsilben, deren Nachwirkungen sich bis in historische Zeit erstrecken, d. h. es findet sich ahd. und as. in denselben Bildungssilben ein Nebeneinander von verschiedenen Vokalen. Da die Tonverschiedenheit fortdauert, so kommen dazu in der historischen Zeit neue Doppelformen. Und zwar hat im allgemeinen die im Wortinnern stehende Bildungssilbe geringeres Gewicht als die im Wortende. Natürlich haben zahlreiche Analogiebildungen das lautgesetzliche Verhältnis getrübt. Alts. heisst es *têkan, wolcan* ohne Nebenformen auf *-en;* die flectierten Formen lauten *têknes, wolknes;* es heisst aber *innan* und *innen*: daneben bestehen dreisilbige Formen: *innane, innene*.

Von den ahd. Suffixen haben einzelne schwere im Mhd. ihren vollen Vokal gewahrt, so *-aere, -inne (-în), -lîn, -nisse (nüsse), -unge*. In der nhd. Schriftsprache ist *-aere* auf *r* reduziert; die andern haben, abgesehen von der Unterdrückung des *e*, den mhd. Bestand gewahrt. Die Mundarten freilich gehen weiter in der Schwächung: in ihnen begegnet *-n* für *inne (Meistern, Pastern* = 'Meisterinn, Pastorinn), *-le* für *-lein, -ig* für *-unge*. Schwächung zu *e* ist eingetreten bei kurzem Vokal in offner Silbe: ahd. *seganon, richison, ketina* = mhd. *segenen richesen ketene*. Auch schwere Endungen sind zu *e* geworden: *-anti* des Partizips wird mhd. *-ende, jugund, tugund* zu *jugent, tugent*. Die Adjektivendung ahd. *-îg* ist im Mhd. geschwächt, und zwar erscheint es in den zwei Formen *-ic* und *-ec : kreftic, kreftec* (daher erschien denn auch neben *-ec* aus *-ac* ein *ic : manec, manic)*.

In zahlreichen Fällen standen im spätern Ahd. und teilweise noch im Mhd. die vollen alten Formen neben geschwächten jüngeren: *-sal* neben *-sel, vîant* neben *vîent, arzât* neben *arzet, -ich* neben *-ech, -în* neben *-en (guldîn — gulden), -chîn* neben *-chen, -isch* neben *-esch, -ist* neben *-est* (im Superl.); *-oht* neben *-eht, -ost* neben *-est* (im Superl.), *-ote* neben *ete* (im Verbum), *mânôt* neben *mânet, tûsunt* neben *tûsent*. Im Nhd. ist hier teilweise der Wechsel schon durch lautliche Entwickelung beseitigt, indem vor palatalen Lauten *e* zu *i* sich wandelte: also nhd. nur *-ig, -ich, -isch*. Das Nebeneinander blieb und ging Hand in Hand mit einer Verschiedenheit der Bedeutung in *-sal*

und *-sel.* Im Übrigen trat Ausgleichung ein und fast durchaus zu Gunsten der geschwächten Form (eine isolierte Form in *Obrist*).*

2) Infolge dieser Schwächung von Mittelvokalen mussten in zahlreichen Wortformen zwei Silben, die *e* enthielten, aufeinander folgen. Sind die beiden *e* durch Liquida oder Nasal getrennt, so ist in der Entwickelung, die durch die nhd. Schriftsprache dargestellt wird, aus jenen drei Lauten ein einziger geworden, nämlich Liquida oder Nasalis Sonans: mhd. *ebere, segele, degene* = nhd. *Ebr̥, Segl̥, Degn̥.* Wird nach diesem silbenbildenden Sonorlaute durch Systemzwang ein Endungs-*e* hergestellt, so erhält der Sonorlaut wieder konsonantische Geltung: ich *wittre, segle, segne.* Wenn neben *wittre, wundre,* auch *wittere, wundere* gilt, so liegt hier Angleichung an *wittern, wittert, wundern wundert* vor.

In den Fällen, wo ein anderer Konsonant die beiden *e* trennt, ist schon mhd. vielfach das erste *e* ausgestossen worden: die Vokalsuffixe *-esen, -ezen* werden zu *-sen, -zen; ambetes, herbestes, mennesche* > *amtes, herbstes, mensche,* und dieses Verfahren hat schliesslich fast alle Fälle betroffen. Doppelentwickelung liegt im Nhd. vor im schwachen Präteritum, indem *-ete* teils zu *-et* — so vielfach in älteren nhd. Quellen — teils zu *-te* geworden.

§ 54. Auch die Vokale von ursprünglich wurzelhaften Silben haben Abschwächung erfahren, wenn sie als zweite Glieder von Komposita auftreten. Teilweise geschieht dies durch Wandel eines Diphthongs in einen einfachen vollen Vokal: ad. *follist* neben *folleist, urlub* neben *urloub.*

Oder es geschieht durch Verkürzung langer Vokale. Schon mhd. besteht neben der Bildungssilbe *-lîch* die Form *-lich,* späterhin nebeneinander *-leich* und *-lich*; teilweise scheint das auf Wechsel von zwei- und mehrsilbigen Formen zu beruhen; also *erleich,* aber *erlichen.* Wenn im Neudeutschen *-leich* verloren gegangen, so kann das auf Verdrängung durch die Nebenform beruhen, kann aber auch als rein lautlicher Vorgang sich erklären (wie *folleist* > *follist* wurde).

Drittens findet im Nhd. Reduktion der vollen Vokale auf ein *a* statt: mhd. *-baere* = *-bar; nâchbûre* = *Nachbar; briutegome* = *Bräutigam.*

Viertens tritt Abschwächung zu *e* ein: mhd *gruonmât* = *Grummet;* mhd. *samît* = *Sammet; -heim* in Ortsnamen erscheint südrhfr. und alem. als *-e*: *Mülle* = *Müllheim, Hendese* = *Handschuchsheim, -heit* erscheint alem. als *-et: Kranket, Wohret (Wahrheit).* — *Holzschuh* = soestisch *Holske.*

Endlich fünftens kann völliger Ausfall des Vokals eintreten. *solicher, welicher* ist schon bei Notker zu *soler, weler* geworden. Nhd. *Oehmd* ist mhd. *uomât, Samt* = mhd. *samît;* neben *Ameise* besteht *Aemse.* Die Mundarten gehen vielfach noch weiter: z. B. altenburg. *Freindscht* Freundschaft, *Werkscht* Werkstatt, *Bust* Bosheit, soest. *baks* Backhaus, ruhlisch *bruhs* 'Brauhaus'. — Schloss die Silbe, die den Vokal verlor, mit einem Sonorlaut, so wurde dieser silbenbildend: mhd. *ver* vor Namen aus *frouwe,* nhd. *Jungfer, Junker* = mhd. *juncfrouwe, juncherre,* und *Zweitel, Drittel* etc., *Urtel, Vortel* sind Komposita mit *Teil,* die Eigennamen auf *-sen* vielfach solche mit *-sohn.* Oberdeutsch begegnet *wolfl, Hampfl, Mumpfl, Arfl* wohlfeil, Armvoll, Handvoll, Mundvoll.

§ 55. 1) Die Vokale der nicht hochtonigen Präfixe teilen im ganzen die Schicksale der Endsilbenvokale. Auch bei ihnen liegt von Hause aus Stammabstufung vor: so steht im Ahd. *ga* neben *gi, ar* neben *ir, za* neben *zi.* Noch in der ahd. Periode, schon im 9. Jahrh., sind im ganzen die Doppelformen durch Ausgleichung beseitigt, und in mhd. Zeit sind die Vokale der

* *-eht* wandelte sich dann lautlich zu *-icht.*

Präfixe allgemein zu *e* geworden. Wenn im Mnd. und Mittelbinnendeutschen unser Präfix *ver-* als *vor-* erscheint, so ist hier wohl eine Anlehnung an die Präposition vor geschehen: neben dieser bestand gewiss auch die Form *vr*, und so schuf man auch zu dem Präfix *vr* die Nebenform *vor*, die schliesslich den Sieg davon trug. In der gleichen Weise ist an die Stelle des and. und amd. Präfixes *te-* (= *zer-*) später das Präfix *tô-* getreten, weil der Präposition *zu* die Doppelformen *to* und *te* zukamen.

2) Auch die Präpositionen können im Zusammenhang völlig ihren Ton verlieren und somit ihren vollen Vokal zu *e* schwächen: ahd. *bi thiu* = mhd. *bediu, bi gegene* = *begegene, in wec* = *enwec, in zwei* = *entzwei.*

3) Der geschwächte Vokal kann dann auch ganz verloren gehen. Vor *l* und *n* ist das Präfix *ge-* mehrfach schon im Ahd. zu *g-* geworden; noch häufiger ist im Mhd. der Wandel von *bel-* zu *bl-*, von *gel-, gen-* zu *gl-, gn-* belegt und denn auch in die nhd. Schriftsprache übergegangen, vgl. *bleiben, Glaube, gleich, Glied, Glimpf, Glück, Gnade.* Daneben besteht *genug, genau;* Schwanken liegt vor in *Gleis* und *Geleise;* neben *gerade* gilt *grade.* Seit etwa dem 15. Jahrh. geht der Ausfall des *e* noch weiter: die Mundarten, welche die Endvokale unterdrücken, beseitigen auch das *e* von *be-* und *ge-* vor spirantischem Anlaut: *g'jagd, g'hört, g'sunge, g'schehe, G'fahr.* Vor Explosivlaut ist *e* in jenen Mundarten überwiegend verloren und dazu Angleichung des *g-* an den folgenden Anlaut eingetreten (s. unten § 65). Teilweise aber ist *e* geblieben, so in Ottenheim bei Lahr, in bündnerischen Mundarten, in Passeier, in der Mundart des Oetzthals: es scheint, als ob ursprünglich dem ganzen Gebiete jener Mundarten Doppelformen mit erhaltenem und ausgestossenem *e* zugekommen seien; dadurch würde sich erklären, dass auch den Gegenden, die *e* des Präfixes im allgemeinen synkopieren, Erhaltung desselben in nominalen Bildungen nicht fremd ist, so in Basel: *Gidär* (Geschwätz), *Gikessel* (Getöse).

Keine lautliche Entwickelung scheint vorzuliegen, wenn auf nd. Gebiet das Präfix *ge-* vielfach verloren gegangen. Schon mnd. erscheint *meine, note, selle* neben *gemeine, genote, geselle;* im grössten Teil des heutigen Nd. zeigt das Part. Prät. kein Präfix; neben dem verbalen Partizip ohne *ge-* steht aber mehrfach, so in Soest, in der Altmark das Partizip mit *ge-* in adjektivischer Verwendung. Die Entwickelung ging offenbar aus von solchen Fällen, wo neben einander das einfache Wort und die Komposition mit *ge-* bestanden; nach deren Muster wurden auch von alten Kompositis Nebenformen ohne *ge-* gebildet.

§ 56. Seit dem 12. Jahrh. erscheint — besonders in oberdeutschen Quellen — am Ende von Wörtern ein *e*, wo die ältere Sprache überhaupt keinen Vokal hatte. Es begegnet hauptsächlich im Ausgang des Mhd. und beim Beginn des Nhd.; es reicht aber in einzelnen Belegen bis in das vorige Jahrhundert hinein. Es erscheint wesentlich in einsilbigen Verbal- und Nominalformen: *empfalche, fande, harte, sahe* = *empfahl, fand, hart, sah; boume, steine* = *Baum, Stein.* In einzelnen Fällen liegt hier ganz unmittelbare Analogiebildung vor; wenn z. B. die Nominative und Accusative Sg. der weiblichen *i*-Stämme ein solches *e* aufweisen, so hat das Vorbild der weiblichen *â*-Sämme eingewirkt. Der Hauptgrund aber für das Erscheinen jener *e* dürfte in dem Auftreten der Schriftsprache liegen. Gehörte ein Schreiber einer Mundart an, welche das *e* der Endsilben tilgte, und bemühte sich dieser, in einer Sprache zu schreiben, welche das Schluss-*e* erhalten hatte, so entstand bei demselben leicht eine Unsicherheit über die Fälle, wo er ein *e* ansetzen musste, und wo nicht; so konnte es geschehen, dass das *e* auch da verwendet wurde, wo es der betr. Schriftsprache nicht zukam (Hyperhochdeutsch).

B. DIE KONSONANTEN.

I. ALLGEMEINES.

§ 57. Die Konsonanten, welche das Urdeutsche aufwies, zerfallen in die zwei Klassen der Sonorlaute und der Geräuschlaute. An Geräuschlauten besass das Urdeutsche tonlose und tönende Verschlusslaute, tonlose und tönende Reibelaute. Im Laufe der späteren Entwickelung gestaltet sich das Bild noch mannigfaltiger: der tonlose Verschlusslaut tritt nicht nur ungehaucht auf, sondern auch als Tenuis aspirata; ausserdem haben sich die zusammengesetzten Laute der Affrikaten ausgebildet. Von der letzten Klasse abgesehen, erscheinen die meisten der genannten Laute sowohl einfach als verdoppelt. Sonorlaute wie Geräuschlaute treten sowohl als Lenes als auch als Fortes auf. Es kann nicht jeder Konsonant in jeder Stelle des Wortes zur Anwendung kommen.

§ 58. Die grössere oder geringere Intensität des Anlauts kann von der Stellung des Wortes innerhalb des Satzes abhängig sein. Bei Notker gilt für die Vertreter der germanischen Laute *b, g, th* — die bei ihm zweifellos ton- und hauchlose Verschlusslaute waren (s. u.) — folgende Regel. Sie erscheinen teilweise als *b, g, d,* teilweise als *p, k, t,* und zwar wird *b, g, d* geschrieben, wenn das vorhergehende Wort auf Vokal ausgeht oder auf *l, m, n, r; p, k, t* stehen nach stimmlosen Lauten, d. h. allen übrigen, sowie im Satzanfang. Anlautendes *f* und *v* wechseln derart, dass nach stimmlosen Lauten nur *f* auftritt, dagegen nach den stimmhaften sowohl *f* als *v* erscheint. Spuren dieser Regel begegnen auch in einigen ahd. Glossen, sowie in mhd. Handschriften wie der St. Galler Hs. des Parzival und in der Vorauer Hs.; dass der Bereich ihrer Gültigkeit ein weit grösserer war als die Orthographie alter Denkmäler vermuten lässt, wird durch gewisse Erscheinungen heutiger Mundarten wahrscheinlich gemacht (s. u.)

§ 59. Bei den Geräuschlauten gilt die Regel, dass im Auslaut nur tonloser, nicht tönender Laut erscheint, so dass also in vielen Wörtern Wechsel zwischen tönendem und tonlosem Laute vorliegt. In Betracht kommen hiefür hauptsächlich die Spiranten. Es heisst also as. *geƀan-gaf, mugun-mah.*

§ 60. Inlautender Lenis entsprach altdeutsch auslautende Fortis. Der Schreibgebrauch Isidors macht es wahrscheinlich, dass dieses Gesetz schon in der ahd. Periode gegolten hat. Das Mhd. schreibt regelmässig *tages-tac, pfades-pfat, lîbes-lîp, hoves-hof.* Ferner wechseln *-h-* und *-ch: sehan-sach;* auch das darf als Wechsel von Lenis und Fortis aufgefasst werden. In einzelnen Gebieten ist aber Spaltung eingetreten: im Soestischen wie im Alemannischen erscheint heute auslautende Fortis im Wechsel mit inlautender Lenis nur nach kurzem Vokal, während nach langem Vokal auch im Auslaut Lenis steht. Diese Entwickelung ist wohl nicht sehr neuen Datums; wenn im Md. und Nd. der mittleren Periode *ch* nach langem Vokal in Teilen des Gebiets verloren geht, so setzt das auslautende Lenis, nicht Fortis voraus. Dass aber mit jener Scheidung nach der Quantität des vorhergehenden Vokals etwas Ursprüngliches bewahrt sei, dass nach langem Vokal die Lenis überhaupt nicht zur Fortis geworden, ist nicht wahrscheinlich. Dagegen spricht der durchgehende Brauch des Mhd., welcher jenen Unterschied nicht kennt; ferner scheint im heutigen Bairischen auch nach langem Vokal die Fortis zu gelten; endlich findet sich im Alem. heutzutage auslautende Lenis auch da, wo sie zweifellos aus alter Fortis hervorgegangen: so basl. *rîspret, rîsnagl* zu *risse,* reissen, *gfrîs* Gesicht = mhd. *gevraeze* etc.

Die Regel, wonach Lenis im Auslaut zur Fortis werden muss, ist heute nicht mehr — wenigstens nicht überall mehr — lebendig; wo in den heu-

tigen Mundarten, sei es durch Uebertragung, sei es durch Abfall eines auslautenden *e*, die Lenis in den Auslaut getreten, kann sie erhalten bleiben.

§ 61. Die Verdoppelung eines Schriftzeichens erscheint im Altdeutschen nur zwischen Vokalen; es steht also nebeneinander *mannes-man, ezzan-az, kussian-kusta*. Wenn im Nhd. die Doppelschreibung auch dem Silbenauslaut zukommt, so beruht das nicht auf einer lautlichen Veränderung, die seit der mhd. Zeit in diesem Auslaut eingetreten wäre, sondern sie ist hervorgerufen durch die Rücksicht auf die Formen, welche den betreffenden Laut zwischen Vokalen darboten. Jener altdeutsche Wechsel zwischen In- und Auslaut schliesst die Möglichkeit aus anzunehmen, dass in der altdeutschen Zeit das doppelte Zeichen nur die Bedeutung einer Fortis gehabt habe, denn nach dem in § 60 Gesagten wäre für den Auslaut nicht Abschwächung, sondern vielmehr Verstärkung der Artikulation zu erwarten. Ebenso wenig wahrscheinlich ist, dass jene Doppelschreibung wirkliche Doppelkonsonanz mit doppelter Artikulation bezeichnen sollte. Ein derartiger Laut konnte überhaupt wohl nur da entstehen, wo Stammauslaut mit identischem Suffixanlaut zusammentrat oder Angleichung von Konsonanten geschah; nicht da, wo ein Konsonant vor folgendem Sonorlaut eine Verstärkung seiner Intensität erfuhr (s. o. S. 367). Die Annahme doppelter Explosion im ersteren Falle erklärt das Entstehen von *ss* aus *tt* in vorgeschichtlicher Zeit; dass in historicher Zeit ein Unterschied zwischen beiden Klassen bestanden habe, lässt sich nicht erweisen. Es ist wahrscheinlich, dass wir in jenen Doppelschreibungen Zeichen für lange Konsonanten zu sehen haben, die aber in sofern den Geminaten nahe standen, als der Anfang der Konsonanten zur ersten Silbe, der Schluss zur zweiten Silbe gehörte, sich zwei Expirationsstösse in den Laut teilten. Eine solche Aussprache aber ist im Anlaut sowie im Auslaut bezw. vor Konsonanten unmöglich.

Im Urdeutschen, vielleicht auch bis in historische Zeit hinein, bestand lange Konsonanz auch nach Konsonanten. Geschrieben wird hier im Althochdeutschen das Doppelzeichen höchstens in ganz vereinzelten Fällen; sie ist wohl früh zur einfachen Fortis gewandelt worden: ahd. *wulpa* < **wulbba* < **wulbbja*, ahd. *henken* = **hankkjan*.

§ 62. Vielleicht noch westgermanisch, vielleicht erst urdeutsch vollzieht sich ein Wandel von langer Konsonanz zu einfacher Konsonanz, wenn der betreffende Laut in unbetonter Silbe stand. So entspricht der Dativendung das Adjektivs got. *-amma* im As. u. Ahd. die Endung *(a-, e-, u-) mu*. Die gleiche Erscheinung wiederholt sich dann in geschichtlicher Zeit. Im Ahd. begegnet *soliher* < *solihher;* bisweilen erscheint der Ausgang des flectierten Infinitivs *-ennes, -enne* zu *-enes, -ene* geworden, was dann mhd. noch viel häufiger wird.

§ 63. Im Ahd. — kaum im As. — ist lange Konsonanz in hochbetonter Silbe auch nach langem Vokal ursprünglich erhalten; aber im Laufe der Periode tritt in der Schrift Vereinfachung ein, teilweise auch in der Aussprache, d. h. aus dem langen Konsonanten wird einfache Fortis*, die dann weiterhin vielfach zur Lenis wird (s. u.), so dass wo dies der Fall, kein Unterschied mehr zwischen ursprünglich einfachem und ursprünglich langem Laute besteht. Die gleiche Erscheinung der Vereinfachung zeigt sich auch wieder in späterer Zeit, wenn altes *hêriro* im Md. und Mnd. zu *hêre* geworden ist.

§ 64. In der nhd. Periode hat auch eine Reduktion der langen Konsonanz nach kurzem hochbetontem Vokal stattgefunden. Manche Gelehrte behaupten, dass die alte Doppelkonsonanz heute völlig mit der einfachen zusammen-

* Noch heute gibt es alemannische Mundarten mit erhaltener langer Konsonanz.

gefallen sei; andere leugnen diesen Zusammenfall. Dieser Widerspruch erklärt sich dadurch, dass die Verhältnisse nach verschiedenen Mundarten verschieden sind. Auf mittel- und niederdeutschem Gebiet, ebenso im nördlichen Alemannischen, scheint allgemein Zusammenfall von einfachem und geminiertem Laute eingetreten zu sein, soweit nicht etwa der Unterschied vorliegt, dass der eine Laut Spirant, der andere Verschlusslaut ist. Im Schweizerischen dagegen unterscheiden sich bei Spirans und Verschlusslaut der alte einfache und der alte geminierte Laut ganz deutlich als Lenis und Fortis, bezw. langer, der Geminate nahe stehender Laut. Bei den liquiden Lauten gilt in einem Teile der Mundarten der eben gemachte Unterschied; in anderen ist die alte Geminata mit der Lenis zusammengefallen. Das erstere ist z. B. der Fall im Kerenzer Gebiet, das letztere in dem unmittelbar angrenzenden Toggenburg.

Die Zeichengebung der nhd. Schriftsprache setzt den Zusammenfall von Doppelkonsonanz und einfacher Konsonanz voraus, oder mindestens musste der Unterschied zwischen beiden ein verschwindend kleiner geworden sein. Wir bezeichnen heute jeden Konsonanten nach kurzem Vokal mit doppeltem Zeichen, auch da wo niemals früher eine Doppelkonsonanz vorhanden war oder irgend ein Grund für die Entstehung einer solchen. Nach S. 558 ist nämlich kurzer Vokal vor einfacher Konsonanz im allgemeinen gedehnt worden; vor Doppelkonsonanz blieb die Kürze bewahrt. Als nun die Doppelkonsonanz sich vereinfachte, entstanden genau die gleichen Lautgruppen wie da, wo kurzer Vokal vor einfacher Konsonanz keine Dehnung erlitten hatte; es wurde daher die historische Schreibung mit zwei Zeichen auch auf jene anderen Fälle übertragen: mhd. *doner* wird jetzt *Donner* geschrieben, weil z. B. mhd. *sunne* in der nhd. Aussprache zu *Sone* geworden war.

§ 65. In nhd. Zeit konnte Doppelkonsonanz auch am Anfang eines Wortes entstehen, wenn in dem Präfix *ge-* der Vokal ausfiel und das übrigbleibende *g* vor *g (k)* im Anlaut des Stammes trat oder bei Zusammentreffen mit dentalen oder labialem Verschlusslaut sich diesem assimilierte. Diese lange Konsonanz ist teilweise vereinfacht worden; so heisst es im Südrheinfränkischen *denkt* aus *gedenkt, bracht* aus *gebracht*. Teilweise aber tritt diese Vereinfachung nicht ein, wie in Gebieten des Bairischen und des Alemannischen.

II. Die einzelnen Laute.

a. Sonorlaute.

§ 66. Von Sonorlauten besass das Urdeutsche: *w — ww, j, r — rr, l — ll, m — mm, n — nn*. Von ihnen erschienen *r, l, m, n* in allen Stellungen, *w* und *j* nur im Anlaut und Inlaut.

§ 67. Im Beginne des Deutschen hat *w* einen ganz anderen Klang als heutzutage, nämlich den stark vokalischen des englischen *w*. Damit hängt es zusammen, dass in den Auslaut getretenes *w* as. und ahd. als *o* erscheint; got. *aiw* = as. ahd *eo, io*. Dadurch ergibt sich in der Flexion ein Wechsel von Formen mit *w* und mit *o*. Erscheint im Auslaut statt des *o* ein *u*, so liegt hier Angleichung an das *u*-farbige *w* des Inlauts vor. Es heisst ahd. *sêo* (as. *sêu*), *sêwes*, *falo — falwes*. Wann das *w* sich zu dem heutigen spirantischen Laute entwickelt hat, lässt sich nicht sicher sagen; im Bairischen muss der Wandel sich vor dem Ende des 13. Jahrhunderts vollzogen haben, denn von dieser Zeit an erscheinen dort die Zeichen *w* und *b* als gleichwertig und bezeichnen erstens das germ. *w*, zweitens den Laut, welcher aus der germanischen Spirans *ƀ* sich entwickelt hat.

In einem Teile des Mittelfränkischen, zwischen Koblenz und Remagen,

im Hessischen (ausser dem Niederhessischen), im Hennebergischen ist anlautend *w* zu *b* geworden in dem Fragepronomen und den dazu gehörigen Adverbien: *ber* = *wer*, *bas* = *was* etc., im Hessischen auch in *ich will;* für die Rhön ist auch *bail* (= weil) bezeugt (das Pronomen *wir* hat hier wohl meist den Anlaut *m*). Das Schlesische dagegen weist für das Pronomen *wir* diesen Lautwandel auf (*ber*, *beir*). Der Übergang kommt also offenbar dem Anlaut in unbetonter Silbe zu.

§ 68. Die Anlautgruppen *wl* und *wr* sind im Oberdeutschen schon in der frühesten Zeit zu *l* und *r* geworden. Im ältesten Oberfränkischen dagegen finden sich vereinzelt Reste von *wr*. Auf dem Gebiete des Niederdeutschen, Niederfränkischen und in Teilen des Mitteldeutschen ist der labiale Anlaut bis heute bewahrt; teilweise ist *wr* und *wl* zu *fr*, *fl* übergegangen, wie im Hessischen, in Teilen des Nfr. und Westphälischen, im Westpreussischen; teilweise auch zu *br-*, *bl-* geworden, wie im Siegerländischen, im Ravensburgischen.

§ 69. Im Hd. ist *w* als Anlaut zweiter Kompositionsglieder nach Konsonanz mehrfach verloren gegangen; unter welchen Bedingungen, ist nicht ganz klar: *Ôtahhar*, *êrahhar* zu *wahhar;* vgl. die Eigennamen auf *-ini* (aus *wini*), auf *-olt*, *olf* (*-walt*, *-wolf*), vgl. Kluge, PBB 12, 378.

§ 70. In der nhd. Periode sind die Lautgruppen *lw* und *rw* im grössten Teile des Alemannischen und teilweise auf dem mitteldeutschen Gebiet zu *lb* und *rb* geworden, und dies ist auch die Gestalt jener Laute, welche in der heutigen Schriftsprache erscheint; mhd. *swalwe* = nhd. *Schwalbe*, mhd. *Kirchweihe* = al. *Kilbi*, mhd. *narwe* = nhd. *Narbe*, mhd. *alwaere* = nhd. *albern*.

§ 71. Auf oberdeutschem und mitteldeutschem Gebiet ist nach *u*-haltigen Vokalen *w* in der nhd. Periode verloren gegangen: mhd. *bûwen* = *bauen*, mhd. *schouwen* = *schauen*, mhd. *riuwen* = *reuen*. (Aber nicht ganz allgemein, z. B. bernisch heisst es *buwen*).

§ 72. Wo durch Übertragung *w* in den Auslaut getreten war — ursprüngliches *w* ist ja an dieser Stelle nicht möglich, s. § 66 — da geht es in der nhd. Periode auf hd. Gebiet zu *b* über, vgl. mhd. *houwen* — nhd. *Hieb*, *Wittib* neben *Wittwe;* südfr. mfr. *Leb* neben nhd. *Löwe;* mhd. *blâ* — *blâwes* — alem. *blâb* (aber bernisch *Lew*, *Triw* = Löwe, Treue).

§ 73. Urdeutsches *ww* erscheint as. und ahd. als *uw* : got. *triggwa* = as. ahd. *treuwa*, *triuwa;* im Auslaut entsteht daraus *u*: urdeutsch **euwis* = as. ahd. *eu*, *iu*.

§ 74. 1) *j* hatte beim Auftreten unserer Denkmäler im Wortanlaut entschieden konsonantischen Charakter, denn es alliteriert im Heliand mit dem palatalen Spiranten *g*. Vor *e* und *i* ist anlautendes *j* wohl schon beim Beginn der historischen Zeit vielfach zur palatalen Spirans gewandelt worden, so dass beim starken Verbum sich Anlautswechsel zwischen *g* und *j* ergeben musste (*gihu* — *jah*). Diese Spirans ist dann da, wo die alten palatalen Spiranten zu Verschlusslauten wurden, ebenfalls dahin weiter gegangen, daher *gähren* = urdeutsch *jesan*, dazu das Substantiv *Gischt*, ferner *gäten* neben *jäten*. Ostfränkisch und obersächsisch, auch in Mediasch (Siebenbürgen) ist anlautend *j* auch vor den andern Vokalen zum Verschlusslaut geworden: *Gahr* (Jahr), *gung* (jung),

2) Im Inlaut nach Konsonanten war sein Laut ein mehr vokalischer; es erscheint as. und ahd. bald als *e*, bald als *i* geschrieben. Nur nach *r*, wenn dasselbe eine kurze Silbe schliesst, fehlt im Ahd. dieses Schwanken; es ist also hier das *j* wohl bereits spirantisch geworden. Abgesehen von diesem Einzelfalle, ist das *j* nach Konsonanten schon in den ältesten Quellen des Ahd. im Schwinden begriffen und geht im 9. Jahrh. völlig unter. Im Alts. dagegen ist es im 9. Jahrhundert bis auf wenig zahlreiche Ausnahmen erhalten; Belege dieses *j*

reichen bis ins 10. und den Anfang des 11. Jahrhunderts hinein; im Mnd. ist es verschwunden.

3) Die Lautgruppe *rj* nach kurzer Stammsilbe, in der im Ahd. das *j* frühe spirantisch geworden, erscheint im älteren Alemannischen und Fränkischen als *rr*, woneben aber in den gleichen Mundarten auch *rj* auftritt. Das Bairische hat *rj* bis ins 12. Jahrhundert hinein bewahrt. Heute entspricht diesem ältern *rr* und *rj* entweder *r* oder *rg*. Das erstere scheint nicht lautgesetzliche Entwickelung zu sein: so ziemlich neben allen Formen mit *rr*, *rj* stehen in der ältesten Zeit Formen mit einfachem *r*; es heisst z. B. ahd. *nerju* — *neris* — *nerit* (s. oben S. 368), und in Ausgleichung mit diesen ist der einfache Konsonant durchgedrungen. Das Lautgesetzliche ist der Wandel von *rj* zu *rg*: ahd. *verjo* = *Ferge*, *scerjo* = *Scherge*, *St. Märgen* < *St. Marien*. Wann der Übergang des Spiranten in den Verschlusslaut stattgefunden hat, ist nicht festzustellen.

4) Wo im Urdeutschen *j* in den Auslaut trat, ward es zu *i*: urdeutsch **kunnjom* = as. ahd. *kunni*. In geschichtlicher Zeit hingegen wandelte sich das in den Auslaut geratene *j* zur Spirans und teilte weiterhin deren Schicksale: mhd. *kevje* = *Käfich*.

Wo diese aus *j* hervorgegangene Spirans den Schluss einer hochtonigen Silbe bildete, ist sie auf verschiedenen Gebieten zum Verschlusslaut weiter gegangen; so ist in Ruhla *schrie*, *sei*, *thue* = *schrêk*, *säik*, *duck*; *sick*, *duck* ist auch thüringisch; in Leipzig gilt *duck*, *schrick*, *freik dich* ('freue dich'). Altes *sîje*, *tiieje* = alem. *sîg*, *tüeg*; *tüeg* begegnet auch bairisch.

§ 75. *r* im Auslaut nach langem Vokal geht im Ausgang der ahd. Zeit verloren: *dâr*, *êr*, *hiar*, *sâr*, *wâr* > *dâ*, *ê*, *hie*, *sâ*, *wâ*. Jedoch vor vokalischem Anlaut des folgenden Wortes bleibt *r* bestehen, wie überhaupt im Inlaut. Dies ursprüngliche Verhältnis spiegelt sich noch heute in dem Nebeneinander von *da*, *wo* und *daraus*, *darin*, *darum*, *woraus*, *worin*, *warum*. Diese Doppelformen geben dem Sprachgefühl Anlass — ähnlich wie bei *n* (s. S. 583, 6) — *r* als Hülfsmittel zur Hiatustilgung aufzufassen; so entstehen mhd. *jârâ*, *nurâ*.

§ 76. Silbenbildendes *r* des ältern Mhd. ist so beschaffen, dass der vokalische Bestandteil des Lautes dem konsonantischen bald vorausgeht, bald nachfolgt. Und zwar scheint das lautgesetzliche Verhältnis ursprünglich das zu sein, dass wenn das vorhergehende Wort auf Vokal, *r*, *l* oder *n* ausgeht, sofort sich das konsonantische Element anschliesst, sonst zuerst das vokalische Element folgt: ahd. *donar* = frühmhd. *donre*, ahd. *kellari* = mhd. *kelre*; aber schon in der klassischen Zeit des Mhd. hat meist Ausgleichung zu Gunsten von *er* stattgefunden.

§ 77. Auslautendes *m* geht and. und ahd. im 9. Jahrh. lautgesetzlich in *n* über; wirklich durchgeführt erscheint dieses Gesetz aber nur in Flexionsendungen (1. Pers. Sg. der unthematischen Verba und der Verba auf *-ên*, *-ôn*; 1. Pers. Plur. des Verbs; Dat. Plur. des Nomens; Dat. Sg. des starken Adjektivs, soweit — zumeist und zuerst auf nd. Gebiete — in der Endung **-amu* der auslautende Vokal frühzeitig synkopiert worden). Und zwar haftet das *m* fester im Dat. Plur. von Adjektiven als von Substantiven, in ich *bium*, *bim* fester als in *tuom*, *salbôm*; der Grund liegt darin, dass Adjektiva und *bin* häufiger im Innern von Satztakten erscheinen als Substantiva und Vollverba und somit den Gesetzen des Auslauts seltener unterliegen.

Wo *m* stammhaft ist, bleibt es ahd. unversehrt, weil daneben zahlreichere flektierte Formen mit inlautendem *m* bestehen: also ahd. *heim*, *kam*, *fadem*. In späterer mhd. Zeit aber, wo das Gesetz noch immer weiter wirkt, kommen auch hier lautgesetzliche Formen zum Durchbruch. Es findet sich mhd. *kan* für *kam*; *hein* in Eigennamen für *heim*; vgl. nhd. *lobesan* = *lobesam*; *aufzäunen*

neben *Zaum* setzt die Form *Zaun* voraus; mhd. *beseme, vadem, gadem* = nhd. *Besen, Faden, Gaden.*

§ 78. Nasal vor Spiranten hat keinen festen Bestand. Vor *h* wird *n* schon in den ältesten Quellen aller deutschen Mundarten nicht geschrieben, also germ. **branhta* = as. ahd. *brahta*; wahrscheinlich ist aber trotzdem das völlige Verklingen des Nasals nicht gemeingermanisch, sondern einzelsprachlich: so würde sich am leichtesten das *o* in nfr. *brochte, dochte* erklären.

Weiter geht das Niederdeutsche. *m* (oder *n*) fällt hier aus vor *f*: **fimf* = *fîf*, **samft* = as. *sâft* (= mnd. *sacht*). Auf einem Teile des nd. Gebiets ist *n* vor *s* ausgefallen: germ. *gans* > *gôs, uns* > *ûs*. In den Hss. des Heliand ist *n* vor *th* nicht bezeichnet; got. *swinþs* = alts. mnd. *swîþ, swît.* Merkwürdig ist aber, dass von der Form *othar* aus *anþar*, die in den Hss. des Heliand fast ausschliesslich gilt, aus späterer Zeit Formen ohne *n* nicht anzutreffen sind. Um einen wirklichen Ausfall kann es sich somit hier kaum gehandelt haben.

Verlust des Nasals vor Spirans begegnet auch in einem grossen Teile der heutigen Schweiz: *trîche*, 'trinken', *tûchel*, 'dunkel', *feister*, 'finster', *zeise*, zinsen'; *Hâf*, 'Hanf', *sâft*, 'sanft'.

Vgl. F. Staub, *Ein schweizerisch-alemannisches Lautgesetz*, (die deutschen Mundarten, Bd. 7).

§ 79. 1) *n* im Auslaute unbetonter Silben ist in den heutigen Mundarten vielfach verloren gegangen. Den Anfang machte die Form des Infinitivs, auf dem Gebiete des Mitteldeutschen. Hier fehlt das *n* schon in mhd. Zeit und zwar in einem Gebiete, dessen Umkreis etwa durch die Linie Fulda, Heiligenstadt, Nordhausen, Merseburg, Naumburg, Altenburg, Koburg, Würzburg, Fulda bezeichnet wird. Der Anfang der Entwickelung lässt sich in Würzburg bis zum 9. Jahrhundert hinauf verfolgen. Wenn innerhalb des so umgrenzten Gebietes in der Mundart von Ruhla in gewissen Verwendungen doch ein Infinitiv auf *-en* erscheint, so liegt hier wohl eine Entwickelung aus der flectierten Infinitivform *-enne*, bezw. aus dem Part. Präs. vor.

2) Auf einem andern Gebiete geht das starke Partizipium Präteriti mit dem Abfall des *-n* voran. Etwa folgende Linie bildet hier die Umschliessung: Koblenz, Trier, Grevenmachern, Saarbrücken, Pirmasens, Kaiserslautern, Grünstadt, Kreuznach, Oberwesel (Bingen ist ausgeschlossen), Koblenz. Der Abfall des *-n* hat hier wohl später stattgefunden, als auf dem eben besprochenen Gebiete; immerhin muss der Abfall früher geschehen sein, als die Unterdrückung des auslautenden *e*, denn das *e* des Partizipiums hat diesen Ausfall mitgemacht, ebenso wie auf dem thüringischen Gebiete das *e* des Infinitivs, soweit überhaupt die betreffenden Gegenden diese Synkope kennen. Das *-en* der Nominalformen dagegen hat sich höchstens bis zu *-e* entwickelt.

3) Diese isolierte Stellung einzelner grammatischer Formen ist auffallend. Es lässt sich kaum eine andere Erklärung finden als die, dass es ursprünglich Doppelformen gegeben hat, indem in sämtlichen Wörtern auf *-en* das *n* bald erhalten blieb, bald abfiel, und das nun in dieser eigentümlichen Weise ausgeglichen wurde.

4) Abgesehen von diesem frühzeitigen Abfall des *n* im Infinitiv und im Partizipium Präteriti ist der Thatbestand in den heutigen Mundarten etwa folgender: *n* ist erhalten im Niederdeutschen mit Ausnahme der östlichsten Gegenden, in Teilen des Niederfränkischen, besonders solchen, die sich unmittelbar an das Niederdeutsche anschliessen, im nördlichen Thüringen, in Niederhessen, Sachsen, im nordwestlichen Schlesien, den östlichen Teilen des Bairischen, in Teilen des Wallis (Lötschenthal); es sind das fast lauter solche Gegenden, in denen auslautendes *e* nicht synkopiert worden. Mit einer be-

stimmten Einschränkung ist *n* erhalten im grössten Teile des Bairischen und dem östlichen Teile des Ostfränkischen. Die Ausnahme besteht darin, dass nach stammschliessendem labialem, dentalem, gutturalem Nasal das *n* abgefallen: z. B. *kumma, finna, singa*.

Schwanken zwischen Abfall des *n* und Erhaltung desselben gilt in Teilen des Niederfränkischen und dem mittleren Schlesien (Löwenberg, Hirschberg, Schweidnitz, Breslau). Das *n* ist abgefallen im Mittelfränkischen grösstenteils, im Rheinfränkischen, im westlichen Teil des Ostfränkischen, im grössten Teil des Hessischen, im südlichen Thüringen, im südöstlichen Schlesien (Neisse, Freiwaldau, Gebiet der Oppa), im Schwäbischen und Alemannischen. Auch hier gilt für einen Teil des Gebiets eine bestimmte lautliche Ausnahme: in Mitteldeutschland östlich des Rheins und nördlich etwa der Linie Darmstadt-Würzburg ist *n* nicht abgefallen, wenn die Wurzel oder das Suffix auf *r*, teilweise auch wenn sie auf *l* ausgeht; hier wurde *e* der Endung synkopiert, und *n* hat sich in konsonantischer Geltung an das *r*, bezw. *l* angeschlossen.

5) Auch am Schlusse hochtoniger Silben geht *n* verloren, wenn ein Vokal unmittelbar vorhergeht, freilich in viel beschränkterer Weise als in der unbetonten Silbe: vor allem meist im Alemannischen: mhd. *stein* = *stei*. Zwischen der altdeutschen Form und der heutigen lag noch eine Mittelstufe, eine Form ohne *n*, aber mit Nasalierung des Vokals: *steĩ*; dadurch erklärt es sich, dass nach Abfall des *-n* nur noch lange Vokale im Auslaut stehen; mhd. *man* = **mã* = alem. *mâ*. Diese Zwischenstufe mit nasaliertem Endvokal liegt noch heute vor u. A. im Südrheinfränkischen, im Schwäbischen.

6) Der Abfall des *n* — das gilt für die Stellung nach hochtoniger wie unbetonter Silbe — hat lautgesetzlich nirgends stattgefunden, wenn das nachfolgende Wort mit Vokal begann. Wo in solchen Fällen *n* doch heute fehlt, wie im Südrheinfränkischen, liegt Analogiebildung vor nach den Fällen, wo *n* nicht vor Vokal stand. Im grössten Teil des Gebietes ist aber *n* vor Vokalen wirklich erhalten; es bestehen also Doppelformen. Daraus hat sich für das Sprachgefühl die Empfindung entwickelt, als ob *n* die Aufgabe habe, den Hiatus zu tilgen, und so tritt besonders bairisch und alemannisch vor vokalischem Anlaut bei vokalisch schliessenden Wörtern ein *n* auch da ein, wo ursprünglich niemals eines gestanden: alem. *wo-n-i, wie-n-i* = wo ich, wie ich. Vielleicht blieb auch vor Dentalen das *n* rein lautgesetzlich erhalten: im Mediascher Dialekt schwinden die auslautenden *n* der Flexionssilben ausser vor Vokal, *h, d, t, ts*.

b. Geräuschlaute.

§ 80. Das Urdeutsche besass folgende Geräuschlaute:

A. Verschlusslaute.

I. Tonlose *k — t — p* (aus igm. *g — d — b*); *kk — tt — pp*.

II. Tönende: *g* (?) — *d* — *b* (aus igm. *gh — dh — bh*, vielleicht auch aus — *k* ˊ, — *t* ˊ, — *p* ˊ); *gg — dd — bb*.

B. Spiranten.

I. Tonlose: *h*, *χ* — *þ*, *s* — *f* (aus igm. *k — t, s — p*; im Auslaut auch aus den tönenden Spiranten des Germanischen hervorgegangen); *hh** — *þþ* — *n* — *ff*.

* Falls dies sich noch von *χ* unterschied.

II. Tönende: *γ* — *d* — *b* (aus igm. *gh* — *dh* — *bh* und — *k* ˊ, — *t* ˊ, — *p* ˊ).

Die Doppellaute erschienen nur im Inlaut; von den einfachen Lauten traten die tonlosen — abgesehen von *h* und *χ* — in allen Stellungen auf. *h* kam dem Anlaut zu und dem Inlaut zwischen Vokalen, *χ* dem Silbenauslaut. Die tönenden Laute waren auf An- und Inlaut beschränkt; wie weit hier in vorgeschichtlicher Zeit noch Spiranten vorlagen, wie weit dieselben bereits zu Medien geworden, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Wahrscheinlich galten bei den Labialen und Dentalen im Anlaut schon Verschlusslaute, bei den Dentalen vielleicht auch im Inlaut.

Die Hauptveränderung, welche diese urgermanischen Laute erlitten, geschah in der sog. zweiten Lautverschiebung, die freilich nicht ein einheitlicher Vorgang war, sondern sich aus zahlreichen Einzelvorgängen zusammensetzt.

§ 81. Die Vertretung der urdeutschen Medien und tönenden Spiranten gestaltet sich in der geschichtlichen Zeit folgendermassen. Bei den Dentalen liegt, wie es scheint, nur noch Verschlusslaut vor. In der Labialreihe kommt dem Anlaut, der Stellung nach *m* und der Verdoppelung der Verschlusslaut zu. Im sonstigen Inlaut weist heutzutage das Alemannische inkl. Schwäbisch den Verschlusslaut auf, abgesehen vom Elsässischen, von Teilen des Alem. im Badischen; auch Teile des Schlesischen, des Thüringischen und wie es scheint das Altenburgische zeigen Verschlusslaut; im übrigen Gebiet gilt Spirant. Und zwar im Niederdeutschen, Niederfränkischen und im nördlichen Teile des Mittelfränkischen tönender labiodentaler Reibelaut, sonst bilabialer. Nur von dem ersteren Spiranten lässt sich mit Sicherheit annehmen, dass hier eine unmittelbare Fortsetzung der germanischen Spirans vorliegt. Die ahd. Quellen des Bairischen besitzen zweifellos den Verschlusslaut, und erst später — etwa im 12. Jahrhundert — hat neuerdings ein Wandel zur Spirans stattgefunden; der neue Laut fiel zusammen mit demjenigen, der aus germanischem *w* hervorgegangen war. Ähnlich scheint der Gang der Entwickelung im Rheinfränkischen gewesen zu sein, und wohl auch im übrigen Md.

§ 82. 1) Bei den Gutturalen zeigt der Anlaut eine Spirans von verschiedener Beschaffenheit auf dem Gebiete des Niederfränkischen, des Niederdeutschen westlich der Elbe (mit vereinzelten Ausnahmen), des Niederdeutschen in der Priegnitz, Mecklenburg-Strelitz, Uckermark, Westpreussen, der Mark Brandenburg, im nördlichen Mittelfränkischen. Anlautender Verschlusslaut gilt im Niederdeutschen in Schleswig-Holstein, in Mecklenburg-Schwerin und Pommern, im südlichen Mittelfränkischen, dem übrigen Mitteldeutschen und dem Oberdeutschen. Die Grenze zwischen Reibelaut und Verschlusslaut liegt im Westen zwischen Prüm und Neuerburg, geht herüber nach Kochem, die Mosel abwärts nach Koblenz und überschreitet die Sieg unterhalb Hamm. Im Siegerländischen und im Saynischen gilt im allgemeinen im Wortanfang der Verschlusslaut, aber im Präfix *ge-* steht die Spirans. Im Nordthüringischen tritt ein Laut auf, der aus Verschlusslaut und Spirans zusammengesetzt ist: *gjrot*.

2) Im Inlaut hat die Spirans weit grösseren Umfang als im Anlaut. Die Spirans steht im Niederfränkischen, im grössten Teil des Niederdeutschen, im Mittelfränkischen, Ostfränkischen, Teilen des Rheinfränkischen, in Teilen des Hessischen, des Thüringischen, Sächsischen. Verschlusslaut liegt vor in Mecklenburg-Schwerin, in Teilen des Hessischen, Thüringischen, Sächsischen, im Schlesischen, im grössten Teil des Oberdeutschen. Im Südrheinfränkischen steht der Verschlusslaut nach dunkeln Vokalen, *j* nach palatalen Vokalen und *r*. Im nördlichen Alemannischen in Teilen des Badischen erscheint nach allen Vokalen und nach *r* ein *j*; im Elsass hat sich der *g*-Laut nach hellen Vokalen

zu *j*, nach dunkeln zu *u* gewandelt (wie auch im Siegerländischen). In diesen südrheinfränkischen und alemannischen Gebieten ist gewiss der spirantische Laut nicht das ursprüngliche, sondern erst wieder aus dem Verschlusslaut hervorgegangen.

3) Eine besondere Stellung nimmt innerhalb des Gebiets mit Verschlusslaut die Ableitungssilbe *-ig-* ein. Sie weist die Spirans *ch* auf im Schlesischen und wie es scheint, meist auf den mitteldeutschen Gebieten, die sonst inlautenden Verschlusslaut besitzen (in Ruhla *künnek, hunnek*), ferner im Südrheinfränkischen und im nordwestlichen Schwaben. Die Grenze dieses letzteren Gebietes gegenüber dem übrigen Schwaben geht — nach Hermann Fischer — etwa von Oberndorf nach Balingen, Hechingen, Reutlingen, Kirchheim, Göppingen, Gmünd, Krailsheim. Es scheint als ob in dieser Sonderstellung der Endung *-ig-* eine Wirkung des Accentes vorliege, als ob die Unbetontheit der Silbe das Weitergehen der alten Spirans verhindert habe. Oder sollte das Lautgesetzliche sein: Spirans im Auslaut, Verschlusslaut im Innern und bei der Ausgleichung der Auslaut den Sieg davon getragen haben?

4) In der Verbindung *-ng-* ist durch Assimilation der zweite Laut heute meist verloren gegangen (s. u.); wo er noch bewahrt wird, erscheint er als Spirans.

Vgl. A. Diederichs, *Über die Aussprache von sp, st, g und ng*, Strassburg 1884.

§ 83. 1) Von den im Urdeutschen anlautenden tonlosen Spiranten sind *f* und *s* stets Spiranten geblieben. Teilweise sind dieselben tönend geworden: *s* im grösseren Teile des Nd., nicht im ganzen, z. B. nicht im Westfälischen und grossen Teilen von Schleswig, *f* auf nfr. u. mfr. Gebiet.

2) *s* ist in den Verbindungen *sl, sm, sn, sw* auf hochdeutschem Boden zu *š* geworden — die Anfänge finden sich schon in mhd. Zeit, — teilweise auch auf nd. Gebiet, wie in Teilen der Altmark und Nordthüringens, zwischen Saale und Elbe, zwischen Elbe und Havel.

3) *sp* und *st* entwickelten sich so, dass im Alemannischen, im westlichen Teile des Bairischen und im Südrhnfr. *s* an allen Stellen des Wortes zu *š* wurde. Auf dem übrigen mitteldeutschem Gebiete scheint im ganzen nur im Anlaut *s* zu *š* geworden zu sein; das Schlesische wandelt jedoch inlautend *sp* zu *šp*. Auch in Nfr. erscheint anlautend *št* und *šp*; ferner sind *št* und *šp* über einen grossen Teil Niederdeutschlands verbreitet. Im Kolonisationsgebiet hat wohl nur Mecklenburg *st, sp*.

Vgl. Diederichs in der eben genannten Schrift.

4) Dass die relativischen *wer, welcher, wo* des Nhd. unter Abfall des *s* aus *swer, swelher, swâ* des Mhd. entstanden, ist schwerlich richtig; es liegt im Nhd. syntaktische Entwicklung aus dem Fragepronomen vor.

Über *sk* vgl. unten § 114.

§ 84. *h* im Anlaut ist schon in den frühesten Quellen nicht eigentlicher Spirant, sondern Hauchlaut und hat diesen Charakter bewahrt, so weit es nicht gänzlich verloren gegangen. Dies geschah in den Verbindungen *hl, hn, hr, hw*; im Ahd. findet das Verklingen etwa um 800 statt und zwar früher auf oberdeutschem als auf fränkischem Gebiet; im Anfr. der Psalmen ist *h* ebenfalls schon geschwunden. Noch fest ist es im As. des Heliand, schon bisweilen fehlend in der Freckenhorster Rolle; das Mnd. besitzt es nicht mehr.

§ 85. *th* ist, wohl durch die tönende Spirans hindurch, zum Verschlusslaut, zur Lenis *d* geworden. Im Bairischen ist dieser Übergang bereits im Beginne unserer Quellen vollzogen; im Alem. fand er in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh., im Oberfränkischen im 9. Jahrh. statt; im Nfr. und den nördlichen md. Mundarten dagegen erst im Ausgang des Ahd., und noch die Strassburger Hs. des Rolandsliedes weist *th* auf. Im Beginn der mittleren Periode folgen

Nfr. und Nd. nach; doch ist im Mnd. teilweise noch bis ins 14. Jahrh. der dem alten *th* entsprechende Laut noch nicht völlig mit dem alten *d* zusammengefallen.

Vgl. Braune, PBB I, 53.

Seine besonderen Schicksale hatte altes *th* in der Stellung vor *w*. Ahd. *dw* ist im Mhd. zu *tw* geworden: as. *thwingan* = mhd. *twingen;* im Übrigen teilt dies *dw* bezw. *tw* die Schicksale von urgerm. *dw* (s. unten § 97); so besteht denn in der heutigen Schriftsprache nebeneinander *quer* und *Zwerchfell, quängeln* und *zwingen*.

§ 86. Im Inlaut hat *s* das gleiche Schicksal wie im Anlaut, ebenso *th*, nur hat sich im Inlaut der Wandel zu *d* etwas rascher vollzogen als im Anlaut.

§ 87. 1) *h* im Inlaut zwischen Vokalen hat jedenfalls schon im As. sehr schwach geklungen, denn es wird öfters nicht geschrieben. Verloren ist es im Anfr. sowie in der mittleren Periode des Nd. und Md.; auch oberdeutsch verschwindet es später in dieser Stellung.

2) Vor Konsonanten ist *h* echter Spirant; die Verbindung *ht* erscheint im Md. und Nd. der mittleren Periode als *cht* geschrieben (hd. als *ht*). In heutigen Mundarten, in Teilen des Nieder- und Mittelfränkischen, in Ruhla ist der gutturale Spirant zum Vokal aufgelöst, zu *i*, teilweise auch zu *u*. *hs* ist nd. und teilweise md. zu *ss* geworden (s. u. S. 592). Im sonstigen Mitteldeutschen, Elsässischen, Schwäbischen*, Bairischen wandelte sich *hs* > *ks*; wohl im ganzen Schweizerischen — Basel ausgenommen — ist der Spirant erhalten.

3) *h* nach *l* und *r* ist in der neueren Periode geschwunden; zuerst — schon in der mittleren Periode — vollzieht sich dieser Abfall auf md. und nd. Gebiet; mhd. *befelhen, vorhe* = nhd. 'befehlen, Föhre'. Wo *lh, rh* in den Auslaut trat, ward daraus nach dem oben § 60 Gesagten *lch*, das lautgesetzlich erhalten blieb; so erklärt es sich, dass in heutigen Mundarten auch inlautend *lch* erscheint; so begegnet *befolche* bair. wie alem.

§ 88. 1) Germ. *f* ist im Inlaut vor Vokalen in historischer Zeit auf einem grossen Teile des Gebietes mit dem Nachfolger des germ. *ƀ* aus igm. *bh* zusammengefallen, nämlich im Nfr. und Nd., ferner im Hessischen, Thüringischen und Sächsischen, im Mittelfränkischen und im Rheinfränkischen nördlich einer Linie, die zwischen Worms und Mannheim den Rhein schneidet. Und zwar wird schon in den Hss. des Heliand für altes *f* das Zeichen verwendet, welches auch zur Wiedergabe alter Spirans dient. Auf dem übrigen Gebiete ist jenes *-f-* als tonlose labiodentale Spirans bewahrt, aber als Lenis, soweit die betreffenden Mundarten Fortis und Lenis unterscheiden. Es steht also in dem grössten Teile des Alemannischen, sowie in Teilen des Schlesischen dieses *f* aus *f* einem *b* aus *ƀ* gegenüber; im Südrhnfr., in Teilen des Schlesischen, in Teilen des Alemannischen, im Bairischen einem *w* aus *b* aus *ƀ*.

2) Wo *f* vor *t* stand, ist es im Mnd. meist zu *ch* geworden; eine Spur dieses Wandels reicht bis in den Cott. des Heliand zurück. Mehrere Belege für diese Erscheinung sind aus dem Nd. in die nhd. Schriftsprache übergegangen, so *sacht* = *sanft, Schlucht* neben *schlüpfen; echt* = mhd. *êhaft*.

§ 89. Von auslautenden tonlosen Spiranten hat urdeutsches *s* keine Veränderung lautlicher Art erfahren; nur ist es im Nhd. mehrfach durch *r* ersetzt worden, indem Angleichung an *r* des Inlauts stattfand.

§ 90. 1) Die gutturale Spirans des Urdeutschen blieb in der altdeutschen Zeit lautgesetzlich im allgemeinen auslautend bewahrt. Dieser lautgesetzliche Stand der Dinge liegt vor im And. und Mnd.: also *sehan* — *sach, liggian* — *lach*. Ebenso im grösseren Teile des Md.; im Oberdeutschen aber — und

* Im Schwäbischen von Horb heisst es *seks, Fuks*, aber *Âs* 'Achse', *Flâs* 'Flachs', *flêse* 'flächsern'.

dies gilt teilweise auch für das Md. — ist nur das *ch*, das mit inlautendem *h* wechselt, regelmässig bewahrt; inlautendem *g* dagegen entspricht in mhd. Zeit auslautend *c*, wenn auch Belege für *ch* bis tief ins Mhd. hinein vorliegen. Es hat also Angleichung des spirantischen Auslauts an den Verschlusslaut im Innern stattgefunden. Wo im Inlaut kein Verschlusslaut vorhanden war, blieb die Spirans auch im Auslaut, also in der Endung *-ig* in dem oben verzeichneten Umfang, wenn anders wirklich die inlautende Spirans hier lautgesetzlich entwickelt ist. Das Elsässische weist *heilije* (aus *heilige*) neben *heiliche* auf; hier wenigstens wird man annehmen müssen, dass nicht, wie sonst meist, der Inlaut über den Auslaut den Sieg davon getragen, sondern umgekehrt der Auslaut auch in den Inlaut eingedrungen.

2) Dagegen in nhd. Zeit begegnet auf md. Gebiete wirkliche Verschiebung von ausl. *ch* zum Verschlusslaut: mhd. *vlôch* 'Floh', *schuoch* 'Schuh' erscheint im Hessischen, in Ruhla, im Altenburgischen, in Leipzig, im Schlesischen als *Flok, Schuk;* in denselben Gebieten begegnet teilweise auch *sāk*, *geschāk* = 'sah, geschah'.

Die gleiche Verschiebung von — *ch* zu — *k* liegt wohl auch vor, wenn auf md. Gebiet einer inlautenden Spirans *g* im Auslaut wie es scheint allgemein lautgesetzlieh ein Verschlusslaut entspricht. So heisst es pfälzisch *Âk* — *Âche* = 'Auge — Augen'. Freilich ist dieser Wechsel zwischen inlautender Spirans und auslautendem Verschlusslaut nicht mehr überall lebendiges Gesetz; durch Übertragung aus dem Inlaut kann die Spirans auch in den Auslaut treten. So hat das Sächsische in Leipzig inlautende Spirans, auslautend nebeneinander *ch* und *k*: *Wēch* — *Wēk*.

Diesem Wandel von — *ch* zu — *k* entspricht der oben erwähnte Wandel von — *w* zu — *b*, von — *j* zu — *k*.

3) Wo in der Verbindung mit *n* noch nicht Assimilation vorliegt (§ 115, 2), wird auslautend teilweise der Spirant gesprochen, so im Westfälischen, wo auch im Inlaut *n* + Spirans gilt; überwiegend aber steht der Verschlusslaut, auch in Mundarten, die ausserhalb der Verbindung mit *n* die Spirans sprechen, und sogar auch neben *n* + Spirans des Inlauts, wie in Hamburg, im Hannöverschen.

§ 91. Urdeutschem *th* des Auslauts entspricht in der ahd. Schreibung in weitaus den meisten Fällen *d* — und zwar in derselben Weise und Zeit des Auftretens wie im Inlaut. Dies ist aber wohl nur eine, sei es lautliche, sei es rein graphische Übertragung aus dem Inlaut. Die rein lautliche Entwickelung von auslautend *th* scheint dagegen *t* zu sein, denn die Endung der 3. Ps. Ind. Sg. Präs., die urdeutsch auf *-þ* ausgeht, schliesst ahd. mit *-t*. Dieser Wandel beschränkt sich nicht auf das Hd.; auch im Hel. lautet jene Endung in der grossen Mehrzahl der Fälle auf *-t* aus (neben selteneren *-d*, was vielleicht die vor Vokal entwickelte Form ist); auch für stammschliessendes *th* findet sich hier *t* geschrieben.

§ 92. Auslautendes *f* des Urdeutschen ist nd. geblieben, im Md. und Oberdeutschen regelmässig nur da, wo inlautend daneben *f* oder *v* steht: doch begegnet im heutigen Hessischen *hob* = 'Hof'. Da, wo heute im Wortinlaut labiolabialer Spirant (*w*) oder Verschlusslaut gilt, erscheint seit der ahd. Zeit im Wortende der Verschlusslaut: as. *līf* = ahd. *līb*. Da wo inlautend Verschlusslaut steht oder stand, ist sicher die lautgesetzlich auslautende Spirans durch Übertragung aus dem Inlaut verdrängt worden. Wäre auf md. Gebiet das heutige *w* direkte Fortsetzung der urdeutschen Spirans, so müsste dort der auslautende Verschlusslaut unmittelbar aus *f* entstanden sein, wie hessisch *hob* aus *hof*, und wie — *ch* zu — *k* ward; es scheinen diese letzteren Parallelen aber zu jung zu sein.

§ 93. Die aus den tönenden Spiranten hervorgegangenen deutschen Verschlusslaute waren anfänglich reine Medien. Zwischen ihnen und den aus den indogermanischen Medien hervorgegangenen germanischen und westgermanischen Tenues bestand also der Hauptunterschied, dass die Medien tönend, die Tenues tonlos waren.

Dieser wichtige Unterschied trennt auf nd. Gebiet die beiden Reihen bis auf den heutigen Tag. Dazu kam aber noch in vorgeschichtlicher Zeit eine zweite Verschiedenheit: die germanischen Tenues erfuhren — mit bestimmten, später zu besprechenden Ausnahmen — eine Artikulationsverstärkung —, die sie den als Lenes artikulierten alten Medien als Fortes gegenüberstellte und zugleich (teilweise) sie mit Aspiration versah.

Dieser Unterschied wurde besonders wichtig auf dem hochdeutschen Gebiete. Denn hier gaben die aus Spiranten entstandenen Medien ihren Stimmton auf, und es blieb somit bloss der Unterschied in der Art der Expiration. Diese Aufgabe des Stimmtons ist auf dem oberdeutschen Gebiete bereits in den ältesten Denkmälern vollzogen; wann sie auf den verschiedenen Gebieten des Mitteldeutschen geschehen, ist noch genauer zu ermitteln.

§ 94. 1) Nach dem Verluste des Stimmtons erscheint nd. *g* und *b* im Hd. im allgemeinen als Tenuis Lenis. Ihr gegenüber steht die alte Tenuis *k* bzw. *p* als Tenuis fortis bzw. aspirata und deren weitere Umgestaltungen. Ebenso entspricht dem nd. *d* aus urdeutsch *th* im allgemeinen hd. Tenuis lenis. Daneben steht erstens die alte Tenuis *t* in ihren verschiedenartigen Fortsetzungen, zweitens der Laut, der aus nd. *d* = urdeutsch *d* sich entwickelt hat.

2) Dieses letztere *d* ist in altdeutscher Zeit im allgemeinen zur Tenuis fortis geworden im Oberdeutschen, Ostfränkischen, Schlesischen, wohl auch im Obersächsischen und Thüringischen. Im südlichen Mfr. und im Hessischen ist nur *rd* zu *rt* verschoben am Schlusse von hochtoniger Silbe: in unbetonten Silben steht nebeneinander *rd* und *rt*.

3) Zur Tenuis aspirata scheint diese dem nd. *d* entsprechende Fortis nicht geworden zu sein; ein paar vereinzelte Fälle von *t'* werden für Mediasch in Siebenbürgen verzeichnet. Wenn die nhd. Theatersprache aspiriertes *t* anwendet — (in todt, Tag etc.), diese Aussprache lässt sich übrigens bis in das Ende des 16. Jh. hinauf verfolgen —, so ist das vielleicht geschehen, um das in manchen Mundarten noch geltende Nebeneinander von Lenis zu Fortis nachzubilden, wahrscheinlicher aber, um dem gleichen Nebeneinander in der überlieferten Orthographie Rechnung zu tragen (s. o. S. 548).

4) Diese Fortis *t* hatte aber nicht auf dem ganzen Gebiete Bestand, dem sie ursprünglich zukam. In einem Teile des Alemannischen, so in Baselland und Baselstadt, sowie, wie es scheint, im Bairisch-Oesterreichischen, ist die anlautende Fortis wieder zur Lenis herabgesunken; im Alemannischen des Elsass wie in Teilen von Baden, im Südrhfränk. und im Ostfränkischen hat sich dieser Wandel im Anlaut wie im Inlaut vollzogen. Im Niederöstreichischen steht inlautend nach kurzem Vokal die Fortis, nach langem gilt Lenis. Es ist also in diesen Gebieten Zusammenfall mit *d* aus *th* eingetreten, wie es im grösseren Teile des Md. seit der Verschiebung des *th* immer bestand. Im Schlesischen dagegen und in manchen Schweizermundarten (z. B. in Zug, im Haslithal) sind die Wörter mit altem *th* und altem *d* deutlich geschieden, — von gewissen Ausnahmen allerdings abgesehen.

§ 95. Dass nämlich nd. *b* und das aus *th* entstandene *d* im Hd. als Tenues lenes erscheinen, gilt, wie schon bemerkt, nur im allgemeinen. Anlautend *b* spaltet sich in mitteld. Mundarten in Lenis und Fortis, so im Schlesischen und Hessischen: im Hess. ist die Fortis ziemlich vereinzelt, in *Pusch, Puckel* (aber *bücken*), etwas häufiger im Schlesischen: *Pauer, Paerschke* (Barsch), *Pengel,*

picklig (bucklig), *Pittch* (Bottich), *plären*, *Prille*, *prillen*, *Pursch*, *Purzelbaum*, *Putter*. Statt eines zu erwartenden *d* des Anlauts erscheint mhd. *t* in *trûbe*, *tûsend* (auch schon ahd.), *tünewenge*, *tiusche*; in manchen Schweizer Mundarten ist *d* im selben Worte bald durch *d* bald durch *t* vertreten; in anderen Gegenden der Schweiz sind viele oder die meisten *d* zu Fortes geworden. Diese Thatsachen sind wohl so zu erklären, dass in den betreffenden Mundarten im Anlaut ursprünglich Tenuis und Lenis wechselten nach Art des Notkerschen Kanons, und dass dieser Wechsel bald zu Gunsten der Lenis, bald zu Gunsten der Fortis ausgeglichen wurde.

Sogar auf nd. Gebiet scheint teilweise ein solcher Wechsel bestanden zu haben; für das Ravensburgische wird das Nebeneinander von *daks* — *taks*, *daspe* — *träspe*, *duls* — *tuls* gemeldet.

§ 96. Die inlautende Lenis *d* ist auf grossen Gebieten des Md. und Nd. in einen *r*-Laut übergegangen.

§ 97. Eine besondere Entwickelung hatte urdeutsches *d* in der Stellung vor *w*. Schon im Mnd. steht die Schreibung *tw* neben der allerdings überwiegenden *dw*; in heutigen niederfr. und nd. Mundarten gilt *tw*. Das aus *dw* verschobene *tw* des Ahd. und Mhd. ist in der nhd. Periode zu *zw* gewandelt worden: mhd. *twerc* = Zwerg. Auf niederdeutschem wie mitteldeutschem Gebiet findet sich auch Ersatz des *tw* durch *kw*, und zwar begegnet md. *kw*- teilweise innerhalb derselben Mundart neben *zw*-.

§ 98. Auch bei den germanischen Tenues ist auf den hd. Gebieten, in denen urdeutsch *d* als *d* erscheint, die Expirationsverstärkung in bestimmten Fällen nicht eingetreten, bezw. wieder verloren gegangen, so dass Zusammenfall mit den aus den Spiranten hervorgegangenen Lenes stattfand: in den Verbindungen *kr*, *kl*, *kn*; *pl*, *pl*; *tr*; *sp*, *st* und in *sk* der älteren Zeit; in *-ft* und *-ht*; in den Doppelungen *kk*, *pp*.

Auf sächsischem Gebiete ist auch anl. *k* vor Vokal heute nur Tenuis Lenis.

Als reine Tenues fortes erscheinen die einfachen urdeutschen Tenues nur in beschränktem Umfang; so hat sich *tr* weiterer Verschiebung entzogen: got. *triggwa* = altoberdeutsch *triuwa*. Im Übrigen sind die Tenues fortes weiter gegangen zu Aspiraten bezw. zu Affricaten und Spiranten.

§ 99. Am weitesten greift die Veränderung, die »Verschiebung«, im In- und Auslaut nach Vokalen. Hier sind *p*, *t*, *k* auf dem ganzen hochdeutschen Gebiete zu den tonlosen Doppelspiranten (bezw. im Auslaut einfachen Spiranten) der betreffenden Organe geworden. Diese Entwickelung liegt vor dem Auftreten unserer Quellen. Im Ahd. erscheinen die drei Laute als *ff*, *zz*, *hh*, (über ihre Gestaltung nach langen Vokalen s. § 63). Für *hh* erscheint früh und bald ausschliesslich die Schreibung *ch*.

Im heutigen Alemannischen — die nördlichsten Gebiete abgerechnet — hat dieser Spirant nach allen Vokalen die gleiche Aussprache als *ach*-Laut; im übrigen Hochdeutschen steht nach palatalen Vokalen, nach *r* und *l*, der *ich*-Laut, sonst der *ach*-Laut; wenn aber ein *a* aus einem älteren *ai* hervorgegangen, so steht auch hier das palatale *ch*, z. B. in *blăch*, *wăch* (= bleich, weich) im Hessischen von Friedberg.

In unbetonten Silben, speziell in der Silbe *-lich* ist *ch* im Alemannischen und teilweise im Bairischen zum Verschlusslaut *g* (*k*) geworden: mhd. *weideliche* = alem. *weidlige*, mhd. *lîlachen* = bair. *leilig*. Ferner begegnen in zahlreichen alemannischen Mundarten die Formen *ig* und *aug* = ich, auch.

§ 100. Zweifelhaft ist die lautliche Geltung der alten Spirans *z*; dieselbe hat sich von *s* wohl durch die Artikulationsstelle unterschieden und ferner dadurch, dass *s* eine Spirans lenis, *z* eine Spirans fortis war. Der Unterschied

der Artikulationsstelle ist im Laufe der Zeit geschwunden, zuerst wohl auf oberdeutschem Gebiet. Dadurch ist im Md. Zusammenfall von *s* und *z* eingetreten; obd. blieb im ganzen der Unterschied zwischen Lenis und Fortis bestehen; in den unbetonten Silben erscheint *z* als Lenis, so in der pronominalen Endung des Nom., Acc., Sing. Neutrum: *es, gutes, das, was.*

§ 101. Bei den Gutturalen geht die Expirationsverstärkung und weiterhin die Verschiebung zum Spiranten im Auslaut noch über das Gebiet des Hochdeutschen hinaus: in Teilen des Nfr. (s. oben S. 563) ist —*k* zu —*ch* geworden. In mhd. Zeit sind die Belege dafür zahlreicher als heute. Jetzt hat wohl in allen Fällen, wo flektierte Formen mit inlautendem *k* daneben standen, dieses *k* das lautgesetzliche *ch* verdrängt; Formen wie *ich, auch* entzogen sich der Ausgleichung. Selbst auf nd. Gebiet findet sich *ch* in dieser Stellung: so im Sauerländischen, im Mecklenburgischen.

§ 102. Von der Verschiebung zu Spiranten macht eine Ausnahme das Mittelfränkische mit den pronominalen Formen *dat, wat, dit, it, allet;* d. h. lautgesetzlich fand hier im Auslaut überhaupt keine Verschiebung statt; jene vereinzelten Wörter sind aber die wenigen, die sich der Ausgleichung nach Formen mit inlautendem Spirant entziehen konnten. *dit* hat auch im Hessischen das *t* nicht verschoben. Eine eigentümliche Doppelung gilt auf dem Grenzgebiet von Mittelfränkisch und Hessisch. Es steht dort der unverschobene Laut in der volleren Wortform: dat Wäldche, et blaibt daobei, dagegen der verschobene Laut im verkürzten, angehängten Worte: in's Wäldche, doabei blaibt's.

Ganz neuerdings ist die Ansicht ausgesprochen worden, dass lautgesetzlich die Verschiebung des Auslauts höchstens bis zur Affricata gegangen sei, dass also z. B. im Oberdeutschen es ursprünglich geheissen habe: *schutz - schuzzes, schâpf - schâffes;* dadurch würden sich allerdings besonders manche schwierige Formen des heutigen Alemannischen befriedigend erklären.

§ 103. Standen die Tenues fortes im Anlaut oder im Inlaut nach Konsonanten, so fand im allgemeinen Verschiebung zur Affricata statt; ebenso wurden die Doppeltenues zu Affricaten (z. B. *pp* zu *pf*). Der Wandel von *t* zu *tz* (in altdeutscher Zeit *z* oder *c* geschrieben) ist auf dem ganzen hochdeutschen Gebiet eingetreten. Nur im Worte zwischen ist die Verschiebung in den nördlichen Gegenden des Mittelfränkischen im Rückstand: es heisst *töschen* im Ganzen in dem gleichen Gebiete, das die langen Vokale *î, û, iu* nicht diphthongirt hat. Noch in Andernach gilt *tösche* neben *zwösche.* Das gleiche Nebeneinander von *tösche* und *zwesche* findet sich aber auch bedeutend weiter nördlich in Neuss, so dass ursprünglich auf dem mfr. Gebiete wohl Doppelformen vorhanden waren. Vielleicht haben auch rheinfränkisch einmal solche Doppelformen bestanden; das Keronische Glossar, das möglicherweise aus rheinfränkischer Vorlage entstammt, weist *zw* und *qw* nebeneinander auf, von denen das letztere doch wohl auf *tw* zurückgeht.

In einem Falle findet Weitergehen der anlautenden Affricata zur Spirans statt: hessisch tritt neben *ze* (zu) ein *sze* auf, und auch im Bairischen begegnet *so* = zu; wahrscheinlich ist die Spirans in den Silben entstanden, wo das *t* in Satzzusammenhang zum Inlaut geworden war.

§ 104. Anlautend *p* ist zu *pf* verschoben im Oberdeutschen und im Mitteldeutschen, abgesehen vom Mittel- und Rheinfränkischen. Das Mittelfränkische hat *p* überhaupt bewahrt, das Rheinfränkische in seinem nördlichen Teil, während der südlichere *pf* besitzt. Auf dem linken Rheinufer wird nach Martins Mitteilungen die Grenze gebildet ungefähr durch die Wasserscheide zwischen Mosel und Rhein und die Grenze zwischen Elsass und Pfalz, im Badischen liegt sie zwischen Bruchsal und Heidelberg und

schneidet den Neckar unterhalb Neckarelz. Bloss graphische Bedeutung hat es nach Ausweis der heutigen Mundart, wenn Notker an Stelle des anlautenden *pf* ein *f* schreibt. Dagegen ist *f* für *pf* heute thüringisch, sächsisch, schlesisch eingetreten; ferner ersetzt *f* das *pf* in Wörtern, welche Mundarten mit anlautendem *p* dem Hochdeutschen entlehnen, häufig auch dann, wenn Niederdeutsche hochdeutsch sprechen.

Auch diejenige Tenuis-Aspirata *ph*, die erst in neuerer Zeit durch Ausstossung eines Vokals und Zusammenrücken zweier Konsonanten entstanden, konnte zu *pf* weitergehen, so findet sich bairisch *pfend, pfalten* = behende, behalten.

§ 105. *p* nach Konsonanten ist obd. allgemein zu *pf* geworden; nach *r* und *l* geht dieses schon im 9. Jahrh. weiter zu *f*: *helpan* > *helpfan* = *helfan*. Damit stimmt überein der Stand der Dinge in den südlichsten Teilen des Rheinfränkischen und des Thüringischen und im Ostfränkischen; *mp* ist geblieben, aber *lp* und *rp* zu *lf* und *rf* geworden im Schlesischen, Obersächsischen, dem grössten Teil des Thüringischen und des Rheinfränkischen, sowie den südlichen Teilen des Mittelfränkischen. Das übrige Mittelfränkische lässt *p* nach Konsonanten unverschoben; *pp* wird in demselben Umfange zu *pf* gewandelt, wie *mp* zu *mpf*.

§ 106. Anlautende gutturale Tenuis fortis erscheint im Oberfränkischen, dem grössten Teile des übrigen Md., dem Bairischen, Schwäbischen und den nördlichen Teilen des Alemannischen als Tenuis Aspirata; von schweizerischen Dialekten gehört hieher die Mundart von Baselstadt und von Bündten. Im südlichen Elsass sowie im St. Gallischen Rheinthal (Münsterthal) ist teilweise ein Schritt weiter gethan zur Affrikata. Dass auf irgend einem Teile dieses Gebietes zwischen der alten Tenuis fortis und der heutigen Tenuis aspirata eine Affrikata oder ein Spirant liege und der heutige Zustand sich durch eine Art von Rückverschiebung ausgebildet habe, ist wenig wahrscheinlich. — In der grossen Masse der schweizerischen Dialekte erscheint heute im Anlaut die gutturale Spirans *ch;* das ist wahrscheinlich ein verhältnismässig junges Erzeugnis.

§ 107. *k* nach *n* erscheint im grössten Teile des Hd., auch im nördlichen Alemannischen, als Tenuis lenis. Im Schwäbischen (allgemein?) und in Teilen der Schweiz, nämlich so ziemlich der ganzen Ostgrenze entlang, sowie im Nordwesten gilt Tenuis Fortis. Spirans hatte sich in den schweizerischen Mundarten entwickelt, wo heute der Nasal verloren gegangen vor dem Gutturallaut (s. o. § 78). Sonst steht im Schweizerischen die Affrikata. Nach *r* und *l* erscheint altes *k* im Oberdeutschen heute als Spirant; dieser Übergang ist jedenfalls schon ahd.; ob und wie lange aber noch in der ältesten Zeit hier eine Affrikata gesprochen worden, ist nicht zu ermitteln.

kk geht in seiner Entwickelung zusammen mit der von *k* nach *n*.

§ 108. Keiner Verschiebung zu Affrikata oder Spirans unterliegen die Tenues fortes (soweit sie hier sich überhaupt entwickelt haben) in den Verbindungen *ht*, *sp*, *st*, *tr*.

Zu dem ganzen Abschnitt über die Geräuschlaute vgl. Winteler, J., *Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus*, Leipzig 1876. — A. Heusler, *Zum Konsonantismus der Mundart von Basel-Stadt*, Strassburg 1888. — H. Paul, *Zur Lautverschiebung*, PBB I. 147. — W. Braune, *Zur Kenntnis des Fränkischen und zur hochdeutschen Lautverschiebung*, PBB I, 1. — H. Paul, *Das mittelfränkische Lautverschiebungsgesetz*. PBB V, 554. — K. Nörrenberg, *Die Lautverschiebungsstufe des Mittelfränkischen*, PBB IX, 371. — A. Bachmann, *Beiträge zur Geschichte der schweizerischen Gutturallaute*, Züricher Diss. 1886.

§ 109. In der Verbindung *sk* ist schon in der ahd. Periode *k* zur Spirans

ch verschoben worden, freilich wohl nicht auf allen Gebieten zur gleichen Zeit. In mhd. Zeit ist wenigstens auf alemannischem Boden schon sicher der Wandel von *s-ch* zu dem einheitlichen Zischlaute der heutigen Sprache erfolgt, später auf den meisten übrigen Gebieten. Auf dem Boden des Westfäl. ist im In- und Auslaut *sk* noch rein erhalten; im Anlaut wird ebenfalls noch ein Doppellaut gesprochen, teils *s-ch*, teils *ś-ch*; *s-ch* begegnet auch nfr.

§ 110. Von den zahlreichen Ausgleichungen aufeinander stossender Konsonanten reichen am weitesten diejenigen, welche in den Verbindungen von Nasal mit Verschlusslaut stattfinden. Auf dem ganzen deutschen Gebiet ist *mb* zu *mm* geworden, und zwar auf md. und nd. Boden schon in md. Zeit. Das im Auslaut diesem *mb* entsprechende *mp* blieb lautgesetzlich erhalten; in weitaus den meisten Mundarten ist es jedoch durch Ausgleichung dem *m (mm)* des Inlauts gewichen; nicht eingetreten ist die Ausgleichung z. B. in Werden und Remscheid, im Altenburgischen, im Schlesischen.

2) Inlautendes *ng* hat sich auf dem grössten Teile des deutschen Sprachgebietes zu gutturalem Nasal assimiliert. Nicht stattgefunden hat diese Ausgleichung hauptsächlich im Westfälischen; ferner ist selbstständige Existenz eines Gutturals bezeugt für die Gegenden von Peine (Hannover), Leer, Hamburg, Husum, Greifswald, Treuenbriezen. Der Beginn dieser Augleichung scheint in altdeutsche Zeit zurückzureichen. Im Auslaut fand wieder Assimilation lautgesetzlich nicht statt; wohl aber trat in gewissen Teilen des Gebietes der Laut des Wortinnern auch in das Wortende über. Der auslautende Verschlusslaut blieb wohl so ziemlich auf dem ganzen Gebiete des Niederdeutschen, ferner im Sächsischen und Schlesischen. Wann die Ausgleichung stattfand, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Jedenfalls musste das *g* noch seine selbständige Geltung haben zu der Zeit, als die Suffixe *-ing-* zu *-ig-*, *-ung* zu *-ug* wurden. Dies geschah im Oberdeutschen etwa im 14. Jh.

Inlautend *nd* ist auf niederdeutschem und teilweise auf md. Gebiet zu *nn* geworden; nicht im südrhfr. Daneben findet sich hauptsächlich auf md. Gebiet Wandel von *nd* zu *ng*, der bereits in die mittlere Periode hinaufzureichen scheint, besonders mfr., sodann hessisch, thüringisch, sächsisch, schlesisch; teilweise auch nfr., sowie in einzelnen Gegenden des Nd. (Waldeck, Westpreussen); auch auf oberdeutschem Gebiet, wie im Elsässischen und im Kanton Bern. In manchen Gegenden erscheint *nn* und *ng* nebeneinender, wie in Ruhla, im Altenburgischen; möglicherweise kam hier *ng* ursprünglich der Stellung nach palatalen Vokalen zu.

§ 111. Assimilation von *hs* zu *ss* ist allgemein niederfränk. und nd., aber auch mfr., hessisch, hennebergisch, ruhlisch. Jedenfalls auf nfr. und nd. Gebiet gehört diese Angleichung bereits der mittleren Periode an.

VIII. DIE FLEXION.

A. DAS VERBUM.

§ 112. Das Verbum hat in der Zeit unmittelbar vor dem Auftreten deutscher Sprachquellen einige Einbussen gegenüber dem germanischen Bestand an Formen erlitten. Es besitzt noch von Genera das Aktiv, von Zeitformen Præsens und Perfektum, von Modi Indikativ, Konjunktiv und Imperativ, die Numeri des Singularis und des Pluralis, die drei Personen, die nominalen Bildungen des Infinitivs und des Partizips. Diese Formen erfahren im Laufe der geschichtlichen Entwickelung noch eine weitere Einschränkung durch den Umstand, dass im Oberdeutschen und Oberfränkischen die Form des Indikativs Præteriti ausser Gebrauch kommt; dieses Absterben beginnt im

15. Jahrhundert. An seine Stelle traten die Umschreibungen mit *haben* und *sein*.

Die Formen des Verbs können sich unterscheiden a) durch den Vokal der Stammsilbe; b) durch den stammschliessenden Konsonanten; c) in der Anwendung von Ableitungssilben, bezw. in deren Gestalt; d) durch die Endungen; e) durch Præfixe.

§ 113. Die Verschiedenheiten des Stammvokals stammen teilweise aus indogermanischer Zeit: es sind dies die Nachwirkungen des in Accentverschiedenheiten begründeten Ablauts. Derselbe tritt hauptsächlich auf in den Formen des sog. starken Verbs. Von den germanischen Gestaltungen des Ablauts sind im frühesten Deutschen noch erhalten die e (i)-Reihe, die î-, iu-, (û-)- und a-Reihe. Ausserdem zeigen sich Ablautsverschiedenheiten bei denjenigen mit Suffix gebildeten Præterita, bei welchen der Dental des Suffixes unmittelbar an den stammschliessenden Konsonanten antritt. Teilweise erschien der Ablaut innerhalb des Präteritums selber: urdeutsch bestand nebeneinander *wolda* und *walda*, *worhta* und *warhta*, *mohta* und *mahta*. Das Nebeneinander von ahd. *gunda* und *gonda* geht zurück auf das von urd. **unda* und **ônda; kunda-konda* ist eine Nachbildung des letzteren Verhältnisses. Teilweise auch zeigen sich Ablautsverschiedenheiten zwischen den mit Suffix gebildeten Præterita und den zugehörigen Præsentia, so bei den meisten Præterito-præsentia.

§ 114. Die weiteren Schicksale dieser Ablautsverschiedenheiten wurden durch zwei Haupttendenzen bestimmt: durch das Streben nach Ausgleichung innerhalb desselben Paradigmas und das Streben nach Annäherung der verschiedenen Paradigmen. Das erste Moment ist das am Frühesten sich geltend machende. Ihm ist zunächst das Nebeneinander von Doppelformen in den Suffixpraeterita zum Opfer gefallen: schon im frühesten ahd. sind **walda* und **warhta* gänzlich, *unda* fast vollständig verschwunden. Wenn *gunda* in den mittleren Perioden wieder herrschend wird, so ist das wohl eine Anbildung an den Plural des Præsens *gunnen*. *mahta* und *mohta* bestehen im Hd. noch nebeneinander, mnd. ist *mahta* untergegangen. Im Ahd. begegnen nur noch ganz selten beide Formen in den gleichen Quellen: *mohta* ist auf das Fränkische beschränkt, in dem *mahta* nur spärlich auftritt. Mhd. stehen im Oberdeutschen wieder beide nebeneinander wohl in Folge von schriftsprachlichen Einflüssen.

§ 115. 1) Vokalunterschied zwischen Singular und Plural des Indikativs Praeteriti ist von den heutigen Mundarten teilweise aufgegeben worden, teilweise beibehalten. Besonders conservativ ist hier das Westfälische, aber auch mitteldeutsche Mundarten, wie das Schlesische zögern mit der Ausgleichung. Besonders fest haftet der alte Unterschied bei der *î*-Reihe und *iu*-Reihe; hier ist auf westfälischem Gebiete der alte Stand rein bewahrt. Aber auch bei den *e*-Reihen ist noch keineswegs überall Ausgleichung eingetreten; im Mecklenburgischen herrscht noch Schwanken zwischen *gaf-gêf, sach-sèg* etc.

2) In der Schriftsprache ist der Wechsel ganz allgemein aufgegeben worden, soweit nicht schon durch rein lautliche Veränderungen der Zusammenfall eingetreten. Bei den î- und iu-Stämmen hat der Vokal des Plurals den Sieg über den des Singulars davongetragen: mhd. *meit-miten* = nhd. *mied-mieden*, mhd. *flouc-flugen* = nhd. *flog-flogen* (mit der mitteldeutschen Gestaltung des Vokals). Diese Ausgleichung zeigt sich vereinzelt in der eigentlich mhd. Zeit; sie wird häufiger im 15. Jh., aber noch Luther hat den alten Unterschied grösstenteils bewahrt. Erst im 17. Jahrh., seit Schottel, ist im Nhd. die Sache entschieden.

3) Bei der Reihe e (i) + Liquida oder Nasal mit Konsonant hat sowohl Übergriff des Singulars in den Plural, als das Umgekehrte stattgefunden. Im

Neuniederdeutschen hat überwiegend der Vokal des Plurals den Sieg davon getragen: *spranc-sprungen, fant-funden = sprung-sprungen, funn-funnen.* Im übrigen Gebiet ist der Schluss der mhd. und der Beginn der nhd. Periode eine Zeit des Schwankens. Es heisst ebensowohl ich *half* als ich *hulf, halfen* als *hulfen; schwamm* als *schwumm, schwammen* als *schwummen; starb* als *sturb, starben* als *sturben.* Schliesslich wurde hier in den meisten Fällen der Vokal des Singulars herrschend: seltener der des Plurals (wieder mit dem mitteldeutschen Vokal): *quoll, scholl, schwoll; schmolz; glomm, klomm.* Ein Rest der alten Doppelformigkeit ist das Nebeneinander von *ward-wurde.* Nicht ganz verdrängt im Nhd. ist der abweichende Umlautsvokal aus dem Konjunktiv Praeteriti: bei einer Anzahl der Verba, wo im Indikativ der Vokal des Singulars gesiegt, ist das alte *u,* bezw. gewisse Umformungen desselben im Konjunktiv bewahrt: *hülfe; schwömme; zerrönne, gewönne; verdürbe, stürbe, würbe, würde, würfe.* Ausgenommen die drei Nasalstämme, würden hier bei Durchführung der a-Umlaute im Konjunktiv die Formen des Konjunktiv Praeteriti mit Praesensformen fast oder ganz gleichlautend sein *(ich helfe - ich hälfe, ich sterbe - ich stärbe).*

4) In der Reihe e (i) mit nachfolgender einfacher Konsonanz war im Nhd. auf dem grösseren Teile des Gebietes der Stamm des Singulars und des Plurals nur durch die Vokalquantität unterschieden; hier wurde der lange Vokal des Plurals verallgemeinert; wann, lässt sich kaum mit Bestimmtheit sagen. Im Niederdeutschen war im Plural statt *â* ein *ê* eingetreten (s. u.). Hier ist denn auch bis heute der Unterschied zwischen Singular und Plural teilweise geblieben: *näm-nêmen, sach-sêgen, sät-sêten.* Teilweise ist aber das *ê* des Plural in den Singular übertragen worden: *bêd* (bat), *êt* (ass), *trêd* (trat) etc. Dieser Vorgang reicht in mnd. Zeit zurück.

§ 116. Ein zweiter Ausgleichungsvorgang innerhalb desselben Paradigmas besteht darin, dass der Vokal des Partizips eines Praeteriti das Praeteritum beeinflusst. In Betracht kommt die Reihe *brechen - gebrach - gebrochen.* Hier ist schon im Mnd. mehrfach das *o* des Partizips in Singular und Plural des Praeteritums eingedrungen; es findet sich *bevele - bevôl, dwele - dwôl, plogen - plôch, spreken - sprôk, wreken - wrôk.* Ebenso erklärt sich nhd. *pflog, roch, schor, schwor* neben *schwur.* Auch bei den Verben, wo das u (o) des Plurals das *a* des Singulars verdrängte (z. B. *schwoll),* wird der Einfluss des Partizips mit im Spiele gewesen sein.

§ 117. Einfluss des Praesensablauts auf den von Praeteritum bezw. Partizip oder umgekehrt hat nur selten stattgefunden. Ganz vereinzelt im starken Verbum, wo ja der Ablaut wesentliches Hülfsmittel zur Charakteristik der Zeiten war: ad. *bliuwu* und die gleichgebauten Verba haben neben der ursprünglichen Form des Praeteritum Pluralis und des Part. Praet. mit *û* auch eine mit *iu* gebildet: *blûwen* und *bliuwen;* ferner beim Praeterito-Præsens, wo im Praeteritum noch ein Suffix hinzutrat: neben as. *wolda-walda,* ahd. *wolta* erscheinen as. *welda,* ahd. *welta* nach as. *welliad,* ahd. *wellen* des Præsens; ahd. *skal-skolta* ist mhd. *sol-solde;* mhd. *touc-tohte* = nhd. *tauge-taugte.*

§ 118. 1) Von den Beeinflussungen verschiedener Paradigmen sind die frühesten da eingetreten, wo innerhalb der Hauptablautsreihen das Præsens etwas abnormes bot. So haben die û-Præsentia der iu-Reihe sich in Præsentia mit iu umgestaltet: urd. *drûpan* ist anfr. *driepan.* Im mnd. ist *krepen* (aus **kriepen*) neben *krûpen* getreten. Im Ahd. haben urdeutsch *bûgan, drûpan, rûkan, skûvan, slûtan, stûvan* den Formen *biogan, triofan, riohhan, skioban, sliotan, stioban* weichen müssen. Urdeutsch *spurnu (sparn, spurnum)* erhält bei Otfrid neben sich ein *spirnu;* urdeutsch *kumo (*quam, *quâmum)* erscheint ahd. meist als *quimu.*

2) Durch die ganze historische Zeit hindurch gehen die gegenseitigen Beeinflussungen der verschiedenen e-Reihen. Von *brestan* erscheint schon ahd. neben *brustum* auch *brâstum;* mhd. wird älteres *vluhten* und *vuhten* durch *vlâhten* und *vâhten* verdrängt. Neben dem Partizip *quoman* ist im Ahd. die Neubildung *quëmen* das weitaus Häufigere; (ge-) *steken* des mnd., mnfr., mfr. kann alt sein, aber auch erst wieder neuerdings an die Stelle von **gestoken* (das selber nach *gebroken, geproken* gebildet) getreten sein. Mhd. begegnet *gestemen, gezemen* für älteres *gestomen, gezomen.* Im Nhd. sind mhd. *weben, wegen* in die Analogie von *pflegen* (s. § 116) übergetreten: *bewog, wob; gähren* hat sich nach *scheren* gerichtet (mhd. *gise, jas, gejesen).*

3) e-Reihe und a-Reihe berühren sich ahd., indem *sweru* aus **swarju* (juro), *swuor* nach dem Muster von *skeru, swëru* (doleo) sein Part. nun als *gisworan* bildet, statt **giswaran.* Auch mnd. liegt die Neubildung *gesworen* vor. Umgekehrt hat das Mnd. *schere - schôr - schôren* gebildet nach dem Muster von *swere - swôr - swôren,* statt des zu erwartenden *schere - schar - schâren.*

Neben *dragen, malen* erscheint mnd. *dregen, melen,* neben *drepen* ein *drapen,* neben *bevelen, dwelen* die Formen *bevalen* und *dwalen.* Die Vermischung der beiden Reihen geht hier hauptsächlich vom Praeteritum aus: *môl* = *bevôl, drôch* = *plôch;* dazu kam die Berührung in der 2. und 3. Pers. Sgl. Praes.: *meles* (aus **malis)* = *dweles* (aus **duilis).*

Im Nhd. wird *stund - stunden* unter dem Einfluss von *band - bunden, fand-funden* zu *stand - stunden,* das dann seinerseits wieder Ausgleichung erfährt zu *stand - standen; hebe - hub - gehoben* wird *hebe - hob - gehoben* nach dem Muster von *bewegen, weben, pflegen.*

4) Berührung zwischen e-Reihe und i-Reihe findet im Mhd. beim Verbum *jehen* statt: auf md. Gebiet erscheint die Præterialform *gigen* und das Partizipium *(ver)gigen,* indem nach dem md. Ausfall des *h* das Præs. *gie* sich nahe berührt mit *rie - sie* aus *rîhe - sîhe.*

5) Auf die gleiche Weise ergab sich im Mnd. eine Berührung der e-Reihe und der *iu*-Reihe: von as. *sehan, giskehan* lautete nach Ausfall des *h* der Pl. des Præs. Ind., der Konj. Præs., der Inf. und das Part. Præs. *sên, sê, sênde* etc.; von as. *fliohan, tiohan* waren die entsprechenden Formen zu *flên, tên* etc. geworden; daher bildete man nach *flûst - flût, tûst - tût* auch zu *sên, (gê-)schên,* die zweiten und dritten Personen des Sgl.: *sûst - sût; schûst - schût.*

6) î-Reihe und iu-Reihe haben sich beeinflusst bei den *w*-Stämmen: *spîwen - spiuwen* (von *spîwen), lîwen - liuwen* (von *lîhen*) trafen zusammen mit *bliuwen, riuwen* etc. und erhielten daher nach dem Muster der zugehörigen Zwillingsformen *blûwen, rûwen* ihrerseits die Nebenformen *lûwen - spûwen.*

§ 119. Eine andere Verschiedenheit der Stammvokale ergab sich in urdeutscher Zeit bei den ursprünglich reduplizierenden Verben durch Verschmelzung der Vorsilbe mit der Stammsilbe. Und zwar war das Ergebnis dieser Zusammenziehung entweder einfacher Vokal: teils ê (über dessen weitere Entwickelung, s. o. S. 563), z. B. urdeutsch *lætan - lêt, haitan - hêt,* teils *ĕ,* nämlich vor Doppelkonsonanz, z. B. *fallan fel,* oder Diphthong, z. B. *hrôpan - hriop hlaupan - hliop.* Der Unterschied zwischen den Formen mit *ê* und denen mit *e* hat keinen dauerhaften Bestand gehabt, sondern hat Ausgleichung zu Gunsten von *ê* erfahren: so im Mnd., wo neben *venc, genc, henc* ein *vinc, ginc, hinc* aus *vienc, gienc, hienc* steht; noch umfassender im Hochdeutschen: hier sind die Formen mit *ê,* bzw. dessen weitere Entwickelungen schon im Ahd. die Regel; nur Isidor weist noch *fenc, genc, henc* auf.

§ 120. Weitere Ausgleichungen innerhalb des Paradigmas der reduplizierenden Verba haben kaum stattgefunden, wohl aber mehrfache Berührungen der reduplizierenden Verba mit den ablautenden Verben.

Zusammentreffen der reduplizierenden a-Reihe und der ablautenden a-Reihe erzeugt im Mnd. neben der Bildung *schapen-schôp* auch ein *schapen-schêp*, im Mhd. zu *blanden* neben *bliended* das vereinzelte *bluonden;* im Nd. tritt zu *vangen* seit dem 15. Jahrh. das Præt. *vunk* auf, das dann zugleich mit *gung* zu *gân* und *hung* zu *hangen* im heutigen Niederdeutschen ziemlich allgemein geworden; vereinzelt begegnet *gung* auch im älteren Nhd. Durch Berührung von ei-Klasse und î-Klasse entsteht im Md. schon in der mittleren Periode zu *heizen* ein Partizip *gehîzen* und im Nhd. zu *scheiden* das Partizip *geschieden*. Zu *houwen* begegnet im Mhd. das Præteritum *hou*, weil der Plur. *hiuwen* mit *bliuwen*, Plur. Præt. zu *bliuwen - blou* zusammenfiel; die Annäherung von *laufen* und *saufen* erzeugt im 15. Jahrh. in Præteritum *luf;* das seit der mhd. Zeit begegnende Part. *geloffen* könnte möglicherweise alt sein, oder aber Bildung nach *gesoffen*.

§ 121. 1) Die Verschiedenheiten im stammschliessenden Konsonanten haben ihren Grund einmal in dem Verner'schen Gesetze (s. S. 327). Im allgemeinen kommt der tonlose Spirant ursprünglich zu dem Præsens und der 1. und 3. Person Sgl. Præt. Indik. des starken Verbs, der tönende Spirant der 2. Person Sgl. Præt. Ind., dem Plural Ind. und dem ganzen Konj. Præt. sowie dem Part. Præt.

2) Im And. lässt sich bei den Labialen nicht erkennen, ob der grammatische Wechsel vorhanden, da altes *f* und altes *ƀ* inlautend — auch nach Konsonanten — zusammengefallen. Wechsel zwischen *th* und *d* ist sicher nicht vorhanden, sondern ausgeglichen teils zu Gunsten von *th: quedan - quâđun*, *lîdan - lidun*, *werdan - wurdun*, teils zu Gunsten von *d*: urdeutsch *hlaþan* = and. *hladan*. Neben einander stehen *skêđan* und *skêdan* = urd. **skêthan;* in den praeteritalen Formen gilt *th*. Neben *fîthan* steht *findan* = urd. *finthan;* in den praeteritalen Formen gilt *d*.

Der Wechsel von *s* und *r* ist as. bewahrt in *kiosan, farliosan wesan* (Partizip fehlt), verloren bei *lesan, ginesan, rîsan*. Wechsel zwischen *g* und *h* kam dem And. zu bei *fâhan, hâhan, hlahan (hlehhian?), lahan, slahan, thwahan, sehan* (vgl. mnd. *sâgen*), *lîhan* (vgl. mnd. *gelegen*), **giskehan* (vgl. mnd. *schâgen*), *thîhan*, *tiohan*. Aber von *tiohan* findet sich auch die Form *tuhin;* von *sehan* sind *g*-Formen im Heliand nicht belegt; dagegen die anfr. Psalmen weisen *sâgen* auf.

Wenn von *lahan* und *thwahan* die Singulare Præt. *log* und *thwog* erscheinen und neben *sloh* ein *slog* besteht, so ist hier eine Analogiebildung in der Orthographie vollzogen; gesprochen wurde wohl trotzdem tonlose Spirans, die sowohl einem *h* als einem *g* des Inlauts entspricht. In urd. *swelhan-swulgum* hat das And. das *g* verallgemeinert. Wechsel zwischen *h* und *w* findet sich bei *lîhan* und *sehan*, doch ist auch hier *h* schon bedeutend über sein ursprüngliches Gebiet hinausgegangen.

3) Im Mnd. ist der Wechsel vnn *h* und *w* zu Ungunsten von *w* gänzlich aufgegeben. Neben *fân* (= *fâhan*) tritt die Neubildung *vangen;* neben *hân* bestand schon von alter Zeit her *hangen* (= as. *hangon*); Præsensformen mit *g* haben sich neben die Vertreter der *h*-Formen gestellt bei *dwân*, *slân*, *lien;* bei *vlên* (= and. *fliohan*) ist neben *flogen* des Præt. und Part. ein *vloen* getreten.

4) Im Ahd. ist der grammatische Wechsel noch in grösserem Umfang erhalten. Wechsel zwischen *f* und *b* liegt noch vor bei *heffen - huobum - gihaban*, aber schon ist der Sgl. Præs. dem Plur. gleich gemacht: *huob*. Weiterer Ausgleich ist im Ahd. noch in den Anfängen, im Mhd. ist er durchgeführt und zwar zu Gunsten von *b: heben*. Bei urdeutsch *hwerfen - hwarƀum* findet sich ahd. in allen Formen sowohl *f* als *b;* mhd. ist *f* verschwunden. Der Wechsel

der Dentalen ist ahd. bis auf wenige Reste beseitigt bei den reduplizierenden Verben *faldan* und *skeidan*, ferner bei *hladan* und *rîdan;* lebendig dagegen ist er bei *findan, werdan, quedan; lîdan, mîdan, snîdan; siodan.* Soweit diese Verba der *e*-Reihe angehören, erleidet dieser Wechsel schon im Ahd. Störungen und ist im Mhd. ziemlich allgemein, im Nhd. durchaus — zu Gunsten der Præsenskonsonanten — beseitigt. Im Nhd. gibt auch noch *meiden* seinen Wechsel auf.

5) Wechsel zwischen *s* und *r* ist ahd. nicht vorhanden bei *blâsan;* völlig lebendig im Ahd. ist er bei *rîsan, friosan, kiosan, fraliosan.* Im Mhd. ist das Praet. *riren* bereits in der Minderzahl gegenüber *risen;* umgekehrt hat im Nhd. bei *friesen* und *verliesen* das *r* sich in allen Formen fortgesetzt, bei *kiesen* wenigstens im Præt. Sgl. Schon ahd. in Zerrüttung begriffen ist der Wechsel bei den Verben der *e*-Reihe: *lesan, ginesan* zeigen neben *lâren - genâren, gileran-gineran* früh Formen mit *s*, das im Mhd. im Partizip ausschliesslich gilt. Auch *lâren, genâren* treten mhd. bedeutend zurück, um im Nhd. ganz zu verschwinden. Bei *wesan* geht *wârun* durch das ganze Hd. hindurch und erzeugt nhd. *war; gewesen* ist mhd. Neubildung; bei *jesan*, *kresan* sind alte *r*-Formen nicht vorhanden, es hat aber *jesen* im Nhd. zuerst im Præt. nach dem Muster von *was - wâren* ein *r* angenommen und dann dieses verallgemeinert.

6) Der Wechsel von *g* und *h* ist ahd. und mhd. vorhanden bei den Verben *fâhan* und *hâhan;* auf mitteldeutschem Gebiet beginnt schon in der mittleren Periode *ng* in das Præsens von *vâhen* einzudringen, das dann im Nhd. den Sieg erlangt hat. In der gleichen Weise ging *hâhen* verloren zu Gunsten des bereits vorhandenen *hangen* (= ahd. *hangên).* Bairisch gilt noch *(ich) fâ-(wir) fangen, hâ-hangen;* alem. findet sich *fô - gfange.* Bei den ablautenden Verben der a-Reihe ist das *h* des Sgl. Præt. schon im Ahd. bis auf vereinzelte Spuren durch das *g* des Plurals verdrängt worden. Im Nhd. dringt das *g* auch in das Præsens ein, so dass *zwagen* neben *zwahen* tritt und *schlagen* über *schlahn* den Sieg davon trägt; alem. gilt noch *schloh - gschlage*, indem wie bei *fô* die stärkere Vokaldifferenz vor Ausgleichung geschützt hat. Kein Wechsel zwischen *h* und *g* ist ahd. bei *gischehan, sehan* belegt. In *swelhan* ist der Wechsel im Ahd. noch ziemlich im ursprünglichen Zustande; im Mhd. werden daraus zwei Verba: *swelhen* und *swelgen.* Von *jehan* lautet ahd. das Præteritum *jach - jâhun;* im Particip findet sich *gejegen.* Dieses verschwindet mhd.; aber auf md. Gebiete begegnet in dieser Zeit *jâgen, sâgen, geschâgen*, die wenigstens teilweise alt sein müssen. In der ganzen altdeutschen Zeit lebendig ist der Wechsel bei den Verben der *î*- und *iu*-Reihe, mit Ausnahme von *lîhan* (s. u.) und *fliohan*, das seine *g*-Formen früh aufgegeben, weil sie mit den entsprechenden von *fliogan* zusammenfielen. Neben *wîhan* findet sich schon ahd. *wîgan;* später ist das Wort verloren. Auf mitteldeutschem Gebiet findet sich in der mittleren Periode *g* auch bei *lîhen* und *fliehen.* Im Nhd. haben *gedeihen* und *zeihen* das *g* beseitigt; bei *ziehen* ist *g* auch in den Sgl. Præt. gedrungen, in heutigen Mundarten auch in das Præsens: z. B. südrhfr. *ziege.*

7) Wechsel zwischen *h* und *w* ist im Ahd. noch die Regel bei *lîhan,* obgleich bereits das Partizip *farlihan* begegnet. Vereinzelt findet sich *w* noch bei *sîgan* und *sehan.* Mhd. findet sich *w* noch vereinzelt bei *lîhen,* nhd. ist es verschwunden.

§ 122. Ebenfalls noch in gemeingermanische Zeit reichen die konsonantischen Verschiedenheiten zurück, welche auf dem Umstande beruhen, dass vor *t* von Geräuschlauten ursprünglich nur Spirans stehen kann. Daher ahd. as. *bringan* (*brengian*) *-brâhta, thenkian -thâhta, thunkian - thûhta; rôkian- *rôhta, sôkian - sôhta, wirkian - worhta, mugan - mohta, tugan - tohta.* Im Mnd. findet sich

rokede neben *rochte,* ferner das Präsens *wrecht, wracht* neben *werket.* Im Mhd. tritt neben *dûhte* ein *dunkte* auf, das nhd. ziemlich allgemein wird; umgekehrt begegnet im Präsens auch die Form *dûht,* wie nhd. *mich dünkt* und *mich däucht* neben einander stehen. Im Mhd. steht neben *worhte* schon *würkte;* im Nhd. verschwindet *worhte* vollständig. An Stelle von mhd. *touc-tohte* tritt nhd. *tauge-taugte.* Zu *denken* bilden heutige Dialekte das Partizip *gedenkt.*

§ 123. Aus westgermanischer Zeit stammt der Wechsel zwischen einfacher Konsonanz und Doppelkonsonanz im Stammausgang, hervorgerufen durch die Verdoppelung der Konsonanten vor *j.* Im Præteritum besteht lautgesetzlich nur einfache Konsonanz, ebenso vor den Präsensendungen *-is, -it, -i,* Doppelkonsonanz vor den übrigen Präsensendungen. Der lautgesetzliche Wechsel des Präsens ist im And. noch rein bewahrt; im Mnd. hat überwiegend die Doppelkonsonanz, seltener die einfache Konsonanz den Sieg davon getragen. Im Ahd. ist der aus dem Wechsel von alter Doppelkonsonanz und alter einfacher Konsonanz hervorgegangene Wechsel von Affrikata und Spirans beseitigt; meist zu Gunsten der ersteren: *skepfu-skepfit, setzu-setzit;* doch trat auch das Umgekehrte ein: daher die mhd. Doppelformen, wie *streipfen-streifen, bîle(t)zen-bîlezen, rei(t)zen-reizen.* Dagegen der Wechsel, der bloss auf der Verschiedenheit von einfacher und Doppelkonsonanz beruht, ist im 8. und 9. Jahrh. im Ganzen noch bewahrt. Die Ausgleichung vollzieht sich hier im Wesentlichen zu Gunsten der einfachen Konsonanz. Schon vollkommen durchgeführt ist sie bei Tatian, weit fortgeschritten bei Notker; doch begegnen noch mhd. Doppelformen, wie *bitten-biten, zellen-zeln.*

Im Präteritum bleibt beim starken Verbum die einfache Konsonanz unangetastet; as. mnd. *biddian, bidden-bâdun, bâden,* ad. *sitzen-sâzen.* Dagegen dringt beim schwachen Verb die Doppelkonsonanz auch in das Prät. ein: z. B. *setzt-satzte.*

§ 124. 1) Der Einfluss der Endsilben auf die Stammsilben reicht teilweise in das Germanische, bezw. Urdeutsche hinauf, in den Erscheinungen der sog. Brechung. Beim Verbum hatte sich dadurch ein Wechsel ergeben a) zwischen *e* und *i* bei der *e-* Reihe, soweit der Stammschluss nicht durch Nasal-Konsonant gebildet wurde: *i* ist der Vokal des Präs. Sgl., *e* der übrigen Präsensformen; ferner bei *wili,* zu dem das Präteritum *welda* sich findet, und *witan,* dessen Prät. Sgl. Ind. urspr. *wessa* lautet; b) zwischen *u* und *o* zwischen dem Plural Präteriti und dem Partizipium Präteriti bei einer Unterabteilung der *e*-Reihe und bei der *iu*-Reihe: *wurfum-gaworfan, lugum-galogan,* ferner bei den Präteritopräsentia, z. B. *durfum-dorfta;* c) zwischen *iu* und *io,* bezw. deren Umformungen, die im Präsens der *iu*-Reihe in gleicher Weise verteilt sind, wie *i* und *e* in der *e*-Reihe.

2) Am frühesten ist der Wechsel zwischen *i* und *e* bei *wita* gestört worden; schon as. heisst es nur *wissa,* bezw. *wista;* im Ahd. ist *wissa* die allgemeine oberdeutsche Form; die *e*-Formen sind fränkisch; in mhd. Zeit sind allerdings die letztern auf dem ganzen Gebiete in Geltung. Zwischen *willian* und *welda* kommt es im Nfr. zu einem Ausgleiche in der Form *wilde.*

3) Der Wechsel im Präsens der *e-* und *iu*-Reihe ist zuerst wieder auf nd. Gebiet ins Schwanken geraten. As. heisst es meist *niman* statt *neman,* öfters *giban* statt *geban;* umgekehrt finden sich die Imperative *gef, help, teoh* etc. Im Anfr. ist bei *gian, sian* (= *jehan, sehan*) das *i* durchweg an Stelle des *e* getreten. Im Neund. hat die 1. Pers. Sgl. Präs. den Vokal des Plurals angenommen; wahrscheinlich geht diese Ausgleichung in das Mnd. zurück; der dadurch sich ergebende Wechsel zwischen 1. Pers. einerseits, 2. und 3. Pers. anderseits ist demjenigen nachgebildet, der sich in Folge des Umlauts bei den *a*-Verben findet. Bei der *iu*-Reihe ist das Eindringen des Pluralvokals in die 1. Pers. Sgl.

im Mnd. schon allgemein. Auch auf mitteldeutschem Gebiete dringt in der mittleren Periode der gebrochene Vokal in die 1. Pers. Sgl. ein. Theilweise aber wird heute in diesen Gebieten der gebrochene Vokal auch in die 2. und 3. Pers. Sgl. eingeführt, besonders bei der *iu*-Reihe, aber auch bei der *e*-Reihe (südrheinfr. ich *geb*, du *gebsch*, er *gebt*). Im Oberdeutschen ist bei der *e*-Reihe in der 1. Pers. Sgl. der ungebrochene Vokal und somit der alte Wechsel zwischen Sgl. und Plur. bewahrt. In der *iu*-Reihe ist meist ausgeglichen durch alle Formen des Präsens hindurch, und zwar ist bald der Vokal des Plurals, bald auch der des Sgl. verallgemeinert (z. B. basl. schaffh. *verliere*, kerenz. *verlüre*). In der Schriftsprache ist bei der *e*-Reihe der Wechsel die Regel; bei einer Anzahl von *e*-Verben ist der Wechsel aufgehoben, fast immer zu Gunsten von *e*: bei allen denen, die zugleich ganz oder theilweise in die Klasse der schwachen Verben übergetreten: *bellen, gellen, melken, jäten, kneten, pflegen, weben, bewegen;* ferner bei *gähren* und *genesen*. Das *i* hat gesiegt bei *wiegen* und *ziemen*, weil hier die 3. Pers. Sgl. Ind. die weitaus häufigste war.

4) Der Wechsel zwischen *u* und *o* ist in der nhd. Schriftsprache teilweise durch lautliche Entwickelung beseitigt, indem auf md. Boden sich ein Wandel von *u* zu *o* vollzogen hat: mhd. *flugen-geflogen* = nhd. *flogen-geflogen*. Durch Ausgleichung ist mhd. *durfen (dürfen)-dorfte* zu nhd. *dürfen-durfte* geworden, aus mhd. *vürchten-vorchte* nhd. *fürchten-fürchtete*.

§ 125. 1) In geschichtlicher Zeit sind Veränderungen des Stammvokals durch den Umlaut bewirkt worden. So sind erstens Verschiedenheiten zwischen den Präsentia der zur selben Reihe gehörigen starken Verba entstanden: das *j*-Suffix zeigen im Urdeutschen die Verba **arjan*, **haffjan*, **hlahhjan*, **saffjan*, **skappian* **swarjan*; **hwôppian*, **hrôppian*, wo also später, soweit es lautgesetzlich möglich ist, der Umlaut eintreten muss. Dieser Umlaut ist bei den Verben der *a*-Reihe in geschichtlicher Zeit im allgemeinen geblieben. Für **hlahhian* findet sich nirgends *lechen*, sondern nur *lachen*. Neben *skepfen* ist im Ahd. *skaffan* gebildet worden nach dem Muster der übrigen *a*-Verben; ebenso tritt im Mnd. neben *scheppen* ein *schapen* (im And. ist das Präsens nicht belegt). Urdeutsch *hrôppian* ist as. *hrôpan*, späteres nd. *ropen;* auch auf hd. Gebiete gewinnt die Form ohne Umlaut den Sieg, wenn gleich noch in heutigen Dialekten *rüefen* besteht; *wôppian* ist mhd. *wuofen* und *wüefen*.

2) Zweitens haben sich durch den Umlaut Unterschiede entwickelt beim schwachen Verbum der *j*-Klasse mit langer Stammsilbe, indem das Präsens umlautet, das Präteritum nicht (diese Erscheinung hatte Grimm bei anderer Auffassung des Vorgangs als Rückumlaut bezeichnet). Dieser Unterschied hat sogar über seinen ursprünglichen lautgesetzlichen Umfang hinausgegriffen: von *kêren* und *lêren* wurden auf mbinnendtschem und mndtschem Gebiete die Präterita *kârte-lârte* gebildet nach dem Muster von *maeren (mêren)-mârte* etc.; ebenso von *leuchten*, wo altes *iu* zu Grunde liegt, die Formen *erlaucht-durchlaucht*. Umgekehrt beginnt schon im As. die Ausgleichung zwischen Präsens und Präteritum und zwar zu Gunsten des Präsensvokals: es heisst zwar *habda, sagda, salda, talda, wahta*, aber neben *lagda — latta — quadda — sanda — salta* besteht *legda — letta — quedda — senda — setta;* von *heftian — wendian* gelten die Präterita *hefta-wenda*.

Ungefähr in gleichem Umfange besteht der Wechsel noch im Mnd., doch ist er bei allen Verben, bei denen er hier erscheint, nur fakultativ: neben dem *a* des Präteritums findet sich überall auch *e* (abgesehen von *dâhte*). Im Mhd. ist der Wechsel mit ganz vereinzelten Ausnahmen lebendig. Von den heutigen Mundarten hat das Westfälische den Rückumlaut in weitem Umfange bewahrt; auch mitteldeutsche Mundarten, wie das Hennebergische, Sächsische, Schlesische, das Siebenbürgische gewähren noch zahlreiche Belege für den alten Wechsel,

In grossen Gebieten aber, im Oberdeutschen, auch im Mecklenburgischen etc. ist der umgelautete Vocal verallgemeinert. Die Schriftsprache hat sich dem angeschlossen; sie bewahrt nur wenige Beispiele des alten Wechsels: bei *brennen, nennen, rennen, senden, wenden, denken.* Die Mundarten, die den Wechsel nicht in weiterem Umfange gewahrt haben, lassen ihn wohl grösstenteils auch hier fallen: *gerennt, gedenkt* etc.

Ganz vereinzelt ist der Vokal des Präteritums in das Präsens eingedrungen: mhd. erscheinen die Präsentia *kâren, lâren* neben *kêren, lêren;* im Nhd. stehen *atzen, bestallen, schatzen* neben *ätzen, bestellen, schätzen.*

3) Drittens hat der Umlaut einen Unterschied zwischen Indikativ und Konjunktiv erzeugt. Nur vereinzelt im Präsens: im Alemannischen ist schon in ahd. Zeit das *j*-Suffix im Konjunktiv der schwachen Verben (s. § 127) auch auf den Conjunktiv des Verbums *thun* übertragen worden, so dass hier ein Umlautswechsel stattfinden musste. Schon bei Notker aber wurde das *j*-Suffix weiterhin in den Plural des Indikativs übertragen, so dass der Sgl. des Indikativs ohne Umlaut den übrigen Präsensformen mit Umlaut gegenübertrat. Nach diesem Vorbild und nach dem der Präteritopräsentia ist dann auch noch bei anderen Verben im heutigen Alemannischen ein Umlautswechsel zwischen Singular und Plural eingeführt worden, z. B. ich *lô — mer lön, schlô — schlön; gang — gönge.* Auch das heutige Bairische zeigt diesen Umlautswechsel, ohne dass, wie es scheint, *tuon* schon im Ahd. im Konjunktiv das *j*-Suffix angenommen hätte.

Auch im Präteritum musste der Umlaut einen Unterschied im Indikativ und Konjunktiv erzeugen. Aber schon im Ahd. ist beim Präteritum der schwachen Verba Ausgleichung eingetreten, indem der Indikativvokal sich den Konjunktivvokal angleicht: *zalta — zalti.* Möglicherweise sind umgekehrt die vorhin erwähnten as. *legda — telda* etc. auf Rechnung einer Einwirkung des Konjunktivvokals zu setzen. Das Mhd. steht oberdeutsch auf der Stufe des Ahd. (jedoch *brâhte — bræhte, dâhte — dæhte*), aber im Md. zeigt der Konjunktiv den Umlaut: *brande — brende;* im Nhd. werden von den wenigen Verben, welche sich dem Wechsel zwischen Präsens und Präteritum bewahrt haben, bei denen allein also der Konj. Prät. sich durch den Umlaut vom Indikativ unterscheiden konnte, keine Konjunktive des Präteritums zur Anwendung gebracht, abgesehen von *brachte — brächte, dachte — dächte.*

Beim Praet. des starken Verbums ist im Mhd. die 2. Pers. Sgl. Indik. und der Konjunktiv regelmässig durch den Umlaut vom Indikativ verschieden, soweit die Unvollkommenheiten der mhd. Orthographie dies zu erkennen gestatten. Im Nd. ist — ausser in westlichen und südlichen Grenzgebieten — fast seit Beginn der mittleren Periode der Umlaut des Konj. Präteriti auch in den Plural des Indikativs Präteriti eingedrungen und von hier aus in heutigen Mundarten teilweise auch in den Singular Präteriti übertragen worden. Ganz vereinzelt finden sich solche Indikative mit dem Konjunktivumlaut auch auf mhd. Gebiet, so bei Wolfram (auch Biter. 2445, Klage 221).

Auch die Präsensformen der Präteritopräsentia musten als alte Präterita ursprünglich diesen Wechsel zwischen Indikativ und Konjunktiv aufweisen. Da jedoch in der Regel im Präsens kein Umlautswechsel zwischen Indikativ und Konjunktiv stattfindet, ist hier schon im frühesten Mhd. der Umlaut auch in dem Plural des Indikativs eingedrungen, so dass Doppelformen entstehen: *muozen — müezen, kunnen — künnen* etc. (bei den *u*-Formen ist das Vorhandensein des Umlautes nicht mit Sicherheit zu entscheiden): daher dann nhd. wir *dürfen, können, müssen, mögen.* In heutigen Dialekten ist der Umlaut teilweise auch noch in den Sgl. eingedrungen: nd. *ik möt,* südrhfr. *ich derf.*

4) Endlich ist im starken Verbum durch den Umlaut ein Unterschied zwischen der 2. und 3. Pers. Präs. Sg. einerseits und den übrigen Präsensformen

anderseits entstanden: as. ahd. *faru* — *feris* — *ferit.* Aber schon im As. findet sich eine ziemliche Anzahl von Formen, in welchen *a* das *e* verdrängt hat, mehr vereinzelt auch im Ahd. Im Mnd. sind Formen ohne Umlaut stark vertreten; im Mhd. sind im Oberdeutschen die Ausnahmen von der alten Regel wieder vereinzelt, häufiger auf mdtschem Gebiet. In den heutigen Mundarten ist der Wechsel zu einem grossen Teile ausgeglichen zu Gunsten des *a*, so im Alemannischen, in grossen Teilen des Bairischen, im Südrheinfränkischen. Vereinzelt aber hat er auch über seinen ursprünglichen Umfang hinausgegriffen, so im Pfälzischen, im Westfälischen: ich *mach* — du *mächst* — er *mächt, sag* — *sägst* — *sägt; ik make, mekest, meket, hale* (*hole*) — *helst* — *helt.* Eine einzelne derartige Neubildung liegt auch im Nhd. vor: *frage* — *frägst,* nach *schlagen, tragen* gebildet.

§ 126. Stammbildende Suffixe kommen zur Anwendung im Präsens wie im Präteritum und Partiz. Präteriti. Im Präsens des starken Verbs liegen im Urdeutschen *j*-Suffixe und *n*-Suffixe vor; die in Betracht kommenden Verben sind oben S. 369 und 70 aufgezählt. Die *j*-Suffixe blieben immer auf das Präsens beschränkt; hier aber behalten sie bezw. ihre jüngeren Entwickelungsstufen ihren festen Sitz mit Ausnahme der vorhin erwähnten Formen: *lachen, schaffen, ruofen, wurfen.* Von den Verben mit *n*-Suffix im Präsens hat *standen* im As. das ursprüngliche Verhältnis noch rein bewahrt: *standan* — *stôd;* im Mnd. bestehen *stund* und *stôt* neben einander; im Nnd. ist die nasalierte Form wohl allgemein. Im Ahd. kennt nur das Fränkische noch einige Formen ohne *n;* ebenso vereinzelt sind diese Formen im Mhd. Bei **giwahnan* — **giwôg,* wo zu der durch das Suffix bewirkten Verschiedenheit noch die des grammatischen Wechsels kommt, besteht noch im Mhd. der ursprüngliche Unterschied zwischen Präsens und Präteritum. Ganz vereinzelt steht im Rolandslied der neue Imperativ *gewah;* mdtsch. ist ein neues Präsens *gewagen* gebildet worden. Die altsächsische Form des Wortes ist nicht bekannt; im Mnd. ist die Form mit dem *n*-Suffix durch die Neubildung *gewagen* völlig verdrängt. Germanisch **fraihnan* – **frah* ist vielleicht schon urdeutsch, dann as. umgebildet zu *(gi)fregnan* — *fragn;* sonst fehlt das Wort. Bei **backen* (aus **baknan,* oder aus *bakwan?*) — *bôk* ist der Wechsel zwischen Präs. und Prät. im Mnd. gewahrt, aber in das Partiz. Prät. ist das *ck* eingedrungen; im Hd. ist schon in der frühesten Zeit ein Präsens *bachen* neben *backen* getreten; im ältern Nhd. wird noch *backe* — *buch* als Regel angegeben.

§ 127. Ein *j*-Suffix tritt ferner beim schwachen Verbum präsensbildend auf. Und zwar von Hause aus in allen Klassen desselben; unter der Wirkung bestimmter Lautgesetze aber ist es schon vorhistorisch in einzelnen Formen der Ableitungen von *-ê-* und *-ô*-Stämmen geschwunden, so dass Verschmelzung zwischen dem Stammausgange und der Endung entstand; in andern blieb es vorhistorisch und ging erst später teilweise verloren, so dass dort Endung und Stammausgang getrennt blieben und sich längere Formen darbieten. Der lautgesetzliche Stand wäre Erhaltung des *j* in der 1. Pers. Sgl., 1. (2.) und 3. Pers. Plur. des Indik. und im ganzen Konjunktiv des Präsens, sowie im Infinitiv und Partizip. Die Formen ohne *j* haben jedoch schon in den frühesten Quellen über ihr ursprüngliches Gebiet hinausgegriffen. Im Altsächsischen sind in der *ô*-Klasse Belege für die 1. Pers. Sgl. Ind. mit *j* nicht mehr vorhanden, dagegen eine Form des Plurals Ind. mit *j*, wenige des Konjunktivs und Partizips, ziemlich zahlreiche des Infinitivs. Im Mnd. sind diese Reste der verlängerten Formen verschwunden. Im Ahd. weist nur noch der Konjunktiv die längeren Formen auf, und zwar sind sie im Alemannischen die fast allein herrschenden; im Bairischen finden sich daneben die kürzeren Neubildungen, im Fränkischen sind diese die allein üblichen. Vereinzelt haben umgekehrt

die längern Formen über ihr ursprüngliches Gebiet hinausgegriffen, indem *thun* in die Analogie derselben hereingezogen wurde: as. ist *duoian* als Adhortativ einmal belegt; bei Notker lauten die Konjunktivformen *tuoie, tuoiest* etc. Diese Formen auf *-je* begegnen noch im Mittelalemannischen, und sie leben fort, wie es scheint, in der im heutigen Schweizerischen weit verbreiteten Endung *-i* des Konj. Präs.

Von den Verben der alten *ai*-Klasse haben im Alts. *hebbian* und *seggian* den lautgesetzlichen Stand bewahrt. *M* weist folgende 2. und 3. Personen des Präs. Ind., bezw. des Imper. auf: *habes (habas), habed (habad), sagad, habe, (haba), saga* (aus **habais, *habaid* etc.). Im Cott. sind — ausgenommen *habes* 118 — hier die Ausgänge der gewöhnlichen *j*-Verba eingetreten: *habis, habit;* aber der Ursprung der Formen verrät sich noch durch den durchgehenden Mangel des Umlauts. Bei *libbian* ist für die Formen, denen das *j* lautgesetzlich fehlt, nur ein Beleg vorhanden*: *libod (lebod),* also mit der zu erwartenden einfachen Konsonanz-, aber mit Übertritt zur *ô*-Klasse. Dieser Übertritt hat weiter stattgefunden bei *thagon, tholon, wonon,* die urd. der *ai*-Klasse angehören; Reste der *j*-Formen liegen hier noch in Belegen der Infinitive *tholian, wonian,* des Partizips *thagiandi* vor (wo aber der einfache Konsonant bereits Ausgleichung verrät). Ferner wohl bei *bibôn, frâgôn, folgôn* u. a. m. Übergang in die *j*-Klasse hat stattgefunden bei *huggien.*

Im Hochdeutschen liegen die Dinge ziemlich wie bei den ô-Verben. Die verlängerten Formen erscheinen nur im Konjunktiv, sind aber seltener als bei den ô-Verben: sie sind wesentlich auf das Alemannische beschränkt, wo sie bis heute weiter leben.

Insbesondere ist vielleicht *heige* (habeam) = ahd. *habêje*; wahrscheinlicher freilich ist es mir, dass hier eine Kontamination von *haban* und *eigan* vorliegt.

§ 128. 1) Die stammbildenden Suffixe des Präsens finden sich bei den schwachen Verben urdeutsch auch im Präteritum und Partizipium Präteriti: urdeutsch *nasis - nasida - nasid, thagais - thagaida - thagaid* = *minnôs - minnôda - minnôd,* und zwar steht in der *ô*-Klasse in den Formen der Vergangenheit das Suffix ausnahmslos. Bei den beiden anderen Klassen finden sich Verba, bei denen das Präteritalsuffix direkt an die Wurzel antrat (s. oben S. 376): im As. etwa folgende: *brâhta, giboht, hogda - gihugd, sohta, wahta, warhta; lagda (?), sagda - gisagd, salda - gisald, talda - gitald, quadda, latta, satta, habda - (be-)habd, libda - gilibd.* Die meisten davon sind auch ahd.; dazu kommen hier noch *dahta* (zu *decken*), *forahta, gistraht, dwalta, ratta, trahta.* Bei manchen Verben kann man zweifeln, ob das Fehlen des Vokals ursprünglich ist oder ob derselbe erst später ausgefallen. Denn bei den Verben der *j*-Klasse musste unter dem Einfluss der oben S. 366 erwähnten Lautgesetze bei langsilbigen Stämmen das suffixale *i* synkopiert werden, während es nach kurzen Stammsilben blieb: **hôrien - hôrta, *nerien - nerita.* Im Partizipium Präteriti der langsilbigen Verba blieb das *i* lautgesetzlich in den unflektierten Formen; es wurde unterdrückt in den flektierten: *gibrennit - gibranter.*

2) Zwischen den Formen ohne suffixalen Vokal — ihr Ursprung sei, welcher er wolle, — und denen mit Vokal *i* sind nun aber sehr vielfache Ausgleichungen eingetreten. In der älteren Zeit geschah beim Präteritum dieser Ausgleich in weit überwiegender Weise zu Gunsten der Formen mit Vokal. So haben vielfach die kurzsilbigen Verba mit bindevokallosem Präteritum früh den Vokal angenommen: as. *wekida* neben *wahta;* ahd. *hebita, hugita* neben *hogta, libita; retita, segita, selita, zelita:* mnd. *hugete;* mhd. *hugete* ohne daneben existierendes *hogte.* Neben diesen Bildungen auf *-ita* stehen ahd. auch

* Diese Formen müssen aber, nach Ausweis des mnd. *leven* die Regel gebildet haben.

solche auf *-êta: hogêta, sagêta, habêta, lebêta,* und zwar sind dies die regelmässigen Formen. Auch bei den langsilbigen Verben findet sich Annahme des Suffixvokals. Im Altsächs. sind es besonders solche Verba, deren Stamm mit Doppelkonsonanz schliesst, die *-ida* aufweisen: z. B. *andwordida, boknida, leskida, lestida* (neben *lesta*), *mahlida* (neben *malda*), *wernida* etc.; dann die, deren Stamm vokalisch oder auf *h* ausgeht: *saida, streida, nahida, wihida.* Aber auch andere: *diurida* neben *diurda, dopida* neben *dopta, wrêdida.* Im Oberdeutschen sind ahd. Formen auf *-ita* fast gar nicht belegt, dagegen zahlreich im Fränkischen, wo sie bei Isidor Regel sind (mit ganz vereinzelten Ausnahmen); der Tatian stellt sich dem Niederdeutschen zur Seite: die *i*-Formen sind besonders häufig bei mehrsilbigen und auf mehrfache Konsonanz ausgehenden Stämmen, ferner bei den auf *h* ausgehenden: *nâhita, wîhita.* Bei Otfrid herrschen die vokallosen Formen, ausgenommen *antwurtita* und einige andere mehrsilbige Stämme. Im Mnd. und Mhd. haben sich unter der Wirkung der Lautgesetze eine Menge von Formen ohne Suffixvokal ergeben: derselbe ist bei den mehrsilbigen Verben vielfach verloren gegangen (nach S. 573, 2), gleichgültig, welcher Klasse der schwachen Verba sie ursprünglich angehörten. Ferner mussten im Mhd. kurzsilbige auf Liquida ausgehende Stämme den Suffixvokal verlieren (s. § 52). Daher haben denn im Mhd. auch einsilbige Stämme der alten *ê-* und *ô*-Klasse, die lautgesetzlich die Form *-ete* haben, das suffixale *e* vielfach eingebüsst: *vragte, machte.* Umgekehrt kann so ziemlich von jedem Verbum, das ursprünglich *-te* hat, die Form auf *-ete* gebildet werden. Nur bei den auf Dental ausgehenden Stämmen hat das Mhd. bloss die kürzeren Formen, während das Mnd. auch hier die längeren gestattet, wie überhaupt im Mnd. die längeren Formen häufiger sind als im Mhd.

3) Aus den altdeutschen Formen auf *-ete* entwickeln sich im Übergang zum Nhd. lautgesetzmässig die Formen *-et* und *-te;* unter gewissen Umständen — in Pausa? — scheint *-ete* lautgesetzlich geblieben. Schliesslich hat in der Schriftsprache *-te* den Sieg davon getragen; nur die mit Dental schliessenden Stämme haben die volle Form *-ete* bewahrt, bezw. angenommen.

4) Im Partizipium Präteriti haben die ursprünglich ohne Suffixvokal gebildeten Formen den Vokal noch früher angenommen als im Präteritum: as. *gihugid* neben *gihugd,* aber *hogda, gilegit,* aber *lagda;* Tatian *giselit,* aber *salta;* ahd. *gisezzit,* aber *sazza.*

Der bei den langsilbigen i-Stämmen vorhandene Wechsel zwischen unflektierter und flektierter Form: *gihôrit - gihôrter,* ist im Ahd. nur ganz vereinzelt zu Gunsten der synkopierten Form ausgeglichen worden; dagegen ist der Suffixvokal auch in die flektierten Formen eingedrungen, wo wie im Fränkischen die Formen auf *-ida* um sich gegriffen haben und auch sonst vereinzelt.

Im Mnd. und Mhd. sind — wohl besonders unter dem Einfluss des Präteritums — die flexionslosen Formen ohne Suffixvokal weit häufiger geworden; sie sind die Regel bei den Dentalstämmen. Umgekehrt im Nhd.: hier ist *-t* die Regel, *-et* nur bei den Dentalstämmen vorhanden. Flexivische Formen mit eingedrungenem Suffixvokal sind im Mnd. und Mhd. ziemlich selten; im Nhd. besteht überhaupt kein Wechsel mehr zwischen flektierten und unflektierten Formen.

§ 129. 1) Bei der Bildung von Präteritum und Partizipium Präteriti kommt nun aber noch ein weiteres Suffix hinzu, und darin liegt der Hauptunterschied zwischen den schwachen und starken Verben: im Präteritum der starken Verba wird gar kein stammbildendes Suffix verwendet und im Partizipium Präteriti ein *n*-Suffix, beim schwachen Verbum in beiden Fällen ein *t*-Suffix. Allerdings findet sich das t-Suffix in vorhistorischer Zeit auch bei Verben mit starker

Präteritalbildung, aber in den uns vorliegenden Sprachquellen stehen derartige Partizipia nirgends mehr in lebendiger Beziehung zum Verbum, sondern sind Adjektiva geworden (z. B. *alt, gewiss*, s. o. S. 377, 4). Vereinzelt fand sich vorhistorisch auch ein *t*-Präteritum bei sonst starken Verben. Hiervon ist vielleicht im As. das neben *fand* einmal belegte *funda* ein Rest, möglicherweise auch ahd. bigunda (*bigonda*, *bigonsta*).

2) In historischer Zeit sind dann die Vermischungen zwischen beiden Klassen sehr zahlreich. Weitaus überwiegen die Fälle, wo schwache Bildungen an die Stelle von starken getreten; das Umgekehrte ist verhältnismässig selten. Die Neubildung betrifft häufiger die Formen des Praeteritums. Das Nd. gleicht, wie überhaupt, so auch hier, im Ganzen früher und stärker aus, als das Hd. Im As. erscheint von *bûwan* das schwache Verb *bûwida*. Im Mnd. sind u. a. *bagen, halsen, kluven, salten, schalten, temen, vloken, walken, walden, wallen* zur schwachen Konjugation übergetreten; *heten, scheden* haben schwaches Präteritum; *heten* daneben starkes Partizip, *scheden* starkes und schwaches; starkes und schwaches Präteritum bei starkem Partizip bieten z. B. *backen, kêren, houwen, râden,* starkes Präteritum mit Belegen für schwaches Partizip *spannen, vangen, walden.* Doppelformen für Präteritum wie Partizip finden sich bei einer ziemlichen Anzahl von Verben.

Belege für den Ersatz schwacher Formen durch starke kommen im Mnd. nur ganz vereinzelt vor. Nfr. sind besonders *jehen* und *geschehen* in die schwache Flexion übergetreten.

3) Im Ahd. haben die alten starken *j*-Präsentia **rôpjan*, **wôpian* schwache Präteritalformen gebildet, so dass nun, da auch die Präsentia Umbildung erfahren haben (s. o. § 125), normales starkes und normales schwaches Paradigma nebeneinander stehen. Zu urd. *giwahnan* erscheint ein Part. Prät. *giwahinit; bûan* bildet sein Prät. im Ahd. fast ausschliesslich schwach, im Mhd. tritt auch im Partizip eine schwache Form neben die ursprüngliche starke (ahd. allerdings nicht belegte), die dann nhd. ganz verloren geht. Ausserdem hat eine Reihe von starken Verben im Mhd. schwache Nebenformen; häufiger sind dieselben bei *besinnen, heben, schrîen, spîwen.* Mfr. und auch sonst md. sind bei *jehen* und *geschehen* die schwachen Formen zahlreich. Umgekehrt finden sich starke Nebenformen bei schwachen Verben, so bei *gelîchen, prîsen;* von *swîgen*, ahd. *swîgên* finden sich schwache Formen nur noch vereinzelt. Sehr gewöhnlich ist gegenüber ahd. *eiscôn - eiscôta* das mhd. Prät. *iesch,* nicht selten die starken Partizipia *gedrân, gehân, erkunnen, gevorhten.*

4) Im Laufe des Nhd. haben die starke Flexion völlig aufgegeben die starken Verba mhd. *walken, wallen, halsen, falten, schalten, walten, walzen, bannen, spannen, schweifen; schaben, nagen, waten; bellen, gellen, (er)grimmen, rimpfen, hinken, verwerren, smerzen; heln, zemen, entbern, jeten, kneten; nîden, rîhen, sîhen, versîhen, grînen; smiegen, bliuwen, briuwen, kiuwen, riuwen.* Von einzelnen dieser Verba finden sich die alten starken Partizipia noch in adjektivischer Verwendung, so *gefalten, abgeschaben, verworren, verhohlen.* Bei *(h)eischen* und *rufen* sind die im Mhd. neben den schwachen geltenden starken Formen im Laufe des Nhd. wieder verschwunden. Ältere starke Verba sind durch schwache, von Substantiven gebildete ersetzt worden: mhd. *hellen, knellen, dimpfen, schrimpfen* = nhd. *hallen, knallen, dampfen, schrumpfen* (vgl. das mnd. *schrumpe* Falte). An die Stelle von *schellen* ist das denominative *schallen* getreten, aber neben *schallte-geschallt* die alten Formen *scholl - erschollen* erhalten. Eine Anzahl von starken Verben des Mhd. hat im Nhd. starke und schwache Bildungen der gleichen Formen neben einander aufzuweisen: *glimmen, klimmen, weben, pflegen, gähren, befleissen, erkiesen, niesen, spriessen, saugen.* Nur im Präteritum weisen schwache

Bildung auf: *spalten, salzen, backen* (seltener *backte* als *buk*), *malen, melken, werden* (*wurde* neben *ward*). Das Präteritum ist schwach geworden, das Partizip zeigt Doppelformen bei *schroten, rächen.*

Ausser den aufgezählten schwachen Formen, die im Nhd. Bestand behielten, finden sich bei nhd. Schriftstellern noch zahlreiche gelegentliche schwache Bildungen, wie *dreschete - gedrescht, hebte - gehebt, geneste, scheerte, schwimmete, sinkete, waschete* etc. Die Mundarten gehen vielfach noch weiter in solchen schwachen Bildungen als die Schriftsprache, z. B. schles. *gewinnte, scheinte, springte, verlierte;* Leipz. *bratte (briet), fangte, fechtete, leihte, speite;* bair. *gfangt, ghaut;* alem. *ghebt, gspeit, treit* (= getragen), *gwäscht.*

Umgekehrt und noch häufiger haben Dialekte starke Formen bewahrt, wo die Schriftsprache die schwachen besitzt, so soest. bei *grinen, hinken,* alem. (basl.) in den Formen *bolle* (gebellt), *grinne* (gegreint), *graue* (gereut) *ghunke, gschabe, gspanne.*

Übertritt schwacher Verba in die Klasse der starken ist im Nhd. eingetreten bei *gleichen, laden* (einladen), *preisen, weisen.* Älteres Schwanken zwischen starker und schwacher Form ist zu Gunsten der starken Form entschieden worden bei *beginnen, besinnen, rufen;* starke Formen haben sich den schwachen zur Seite gestellt bei *bedingen, fragen, stecken.* Im älteren Nhd. findet sich auch gelegentlich *jug, geforchten, gewunschen, gelitten* (= geleutet). Diese starken Formen finden sich auch in heutigen Mundarten, und zahlreiche andere treten ihnen hier zur Seite: so sind im Soest. *holen, machen, trecken, winken* stark geworden; südfr. begegnet *beditte, glitte (geläutet), gwunke, gezunde,* alem. *gschumpfe, gwunsche, glache.* Ferner finden sich alem. Konjunktive Präteriti wie ich *miech,* ich *kuff* (zu kaufen); bei Fritz Reuter begegnet ich *fiesz* (zu *fassen).*

5) In einigen Fällen hat Vermischung von Hause aus nebeneinander bestehender starker und schwacher Verba stattgefunden. So hat nhd. *brennen-brante* die Bedeutungen von mhd. *brinne - bran* und *brenne - brante* vereinigt, nhd. *schmelzen - schmolz* die von mhd. *smilze - smalz* und *smelze - smalzte,* nhd. *verderbe - verdarb* die von mhd. *verdirbe - verdarp* und *verderbe - verdarbte* (daneben *verderbte* mit der kausativen Bedeutung); *beklommen* gehört der Bedeutung nach zu *klemmen,* der Form nach zu *klimmen.*

§ 130. 1) Die Endungen des Verbs gestalteten sich im Urdeutschen etwa folgendermassen:

Präs. Ind. Sgl.: 1. Ps. *-u* bei den starken und den schwachen j-Verben, *-m* bei den unthematischen Verben und den schwachen Verben der *ê-* und *ô*-Klasse, keine Endung bei den Präteritopräsentia; 2. Ps. *-s* ausser bei den Prät. präs., die *-st* aufweisen; 3. Ps. *-th,* keine Endung bei dem Prät.-Präs. Plur.: 1. Ps. *-mês* (?), 2. Ps. *-th,* 3. Ps. *-nd.* Dem Endungskonsonanten gehen bei den Präteritopräsentia die gleichen Elemente voraus wie bei den Präteritalendungen, bei den unthematischen Verben der Stammvokal, bei den *ê-* und *ô*-Verben das *ê* bezw. *ô.* Im Sgl. geht beim starken Verbum und bei den schwachen j-Verben ein *i* vorher. In der starken Flexion geht im Plural dem *-m* der 1. Ps. ein *u* vorher, dem *-nt* der 3. Ps. ein *a;* bei den *j*-Verben in beiden Formen ein *e.* In der 2. Ps. scheinen schon urdeutsch 3 Formen nebeneinander bestanden zu haben, eine lautgesetzliche auf *-ith,* eine zweite auf *-ath,* deren *a* wohl der 3. Ps. entstammt, eine dritte auf *-eth,* die vielleicht nur Nebenform von *-ath* bei *j*-Verben, vielleicht auch alte Dualform ist.

Präs. Konj.: Sgl. *-e, -ês, -e,* Pl. *-êm, -êth, -ên.* Bei den Präteritopräsentia liegen die Endungen des Konj. Prät. vor.

Adhortativ: *-am* beim starken und bei den j-Verben; *-êm, -ôm* bei den beiden anderen Klassen.

Imperativ: in der 2. Ps. Sgl. der Stammausgang, also: *nim, neri, sage, salbo;* Plur. = 2. Ps. Pl. Indik.

Präterit. Ind.: a) des starken Verbs: Sgl. —, *-i*, —; Pl. — *-um*, — *-uth*, — *-un;* b) des schwachen Verbs: Sgl. *-a, -ês, -a.* Plur. *-ôm, -ôth, -ôn.*

Präterit. Konj.: a) des starken Verbs: Sgl. *-i, -îs, -i.* Pl. *-îm, -îth, -în;* b) des schwachen Verbs: Sgl. *-î, -îs, -i.* Pl. *-îm, -îth, -în.*

2) In diesem System wird in geschichtlicher Zeit vor allem das Nebeneinander mehrerer Formen für die 2. Ps. Pl. Präs. Indik. beseitigt: *-it* begegnet in etwas grösserer Anzahl nur noch in den Monseer Fragmenten; sonst herrscht bairisch und fränkisch im Ahd. *-et; -at* ist spezifisch alemannisch, wenn gleich in der älteren Zeit auch *-et* vorkommt, und altsächsisch.

3) Beeinflussung verschiedener Personalendungen innerhalb derselben Zeit und Modusform hat hauptsächlich im As. stattgefunden: im Präs. Ind. ist -ađ der zweiten Person und der dritten, wo das Nasal von *nd* lautgesetzlich ausfiel, auch in die erste übertragen worden. In dem Konjunktiv Präsentis und Präteriti und im Indikativ des Prät. ist das schliessende *-n* der ersten und dritten Person im As. auch in die zweite eingedrungen: *gi, geben, gâbun, gâbin.* Im Altniederfränkischen hat die Ausgleichung der drei Personen nicht stattgefunden: 1. Pers. Pl. Ind. Präs.: *werthun,* 2. Ps. *cumit,* 3. Pers. *werthunt.*

Im Alemannischen erscheint *-nt* in der 2. Ps. Pl. seit früher ahd. Zeit; bei Notker ist es Regel; im Ausgang der mhd. Zeit beherrscht es das ganze alem. Gebiet und ist auch in die 1. Person übergetreten. Auch md. ist *-nt* in mhd. Zeit häufig, vereinzelt im Bairischen.

Umgekehrt findet sich seit dem 12. Jahrh. eine 2. Ps. Pl. auf -en, am frühesten auf mitteldeutschem, dann auf alemannischem, besonders elsässischem Gebiet, nicht im Bairischen. Diese Form hat sich wohl zuerst im Konjunktiv ausgebildet, wo 1. und 3. Ps. Pl. übereinstimmend auf *-en* ausgingen.

Eine zweite Beeinflussung verschiedener Personen hat stattgefunden im Prät. Indik. der schwachen Verba. Nur noch im As. erscheint etwas häufiger die alte Form der 2. Ps. auf *-es (-as)*: bei *habda, mahta, sagda, sanda, welda;* ausserdem einmal *chiminnerodes* bei Isidor; sonst ist aus den übrigen Formen, deren ursprünglich *-ô* zukam, dies auch in die 2. Ps. Sgl. eingedrungen. So schon as.: *dedos, habdos, sandos* und sonst allgemein.

4) Eine Einwirkung des Konjunktivs auf den zugehörigen Indikativ war es schon, wenn *-en* der 2. Ps. Pl. auch im Indikativ auftrat. Die Wechselwirkung zwischen beiden Modi zeigt sich ferner bei der 1. Ps. Plur. Im Niederfränkischen erscheint keine Spur des indikativischen -mês; auch für das Altniederdeutsche begreift sich die Assimilation der 1. Ps. Pl. Indik. an die anderen leichter, wenn man annimmt, dass schon vorher das indikativische *-mês* dem konjunktivischen *-m (-n)* gewichen. Im Hd. zeigen nur noch alte Denkmäler, wie die Benediktinerregel und die Murbacher Hymnen das alte Verhältnis, indik. *-mês* neben konj. *-m*, aber in andern ganz alten Denkmälern erscheint *-mês* im Indikativ und Konjunktiv des Präsens; bei wieder andern (so Tatian) begegnen im Indikativ, wie im Konjunktiv Formen auf *-mês* und auf *n;* Otfrid hat fast nur die kürzere Form. Mhd. zeigen sich nirgends mehr Spuren der längeren Form.

Im Mnd. zeigen Indikativ wie Konjunktiv Formen auf *-et* und auf *-en;* es hat als wechselseitige Ausgleichung der beiden Modi stattgefunden. Über die Verteilung von *-en* und *-et* im Neund. s. o. S. 564.

Die 3. Ps. Pl. des Indik. Präs. hat in mhd. Zeit auf md. Gebiet ihr *-nt* zu Gunsten des konjunktivischen *-n* aufgegeben. Später geschieht dies dann auch im Bairischen und seltener im Alemannischen.

5) Auch der Adhortativus und die 1. Ps. Pl. des Präs. Ind. haben sich beeinflusst. Im ältesten Ahd. sind beide zusammengefallen, so dass der Adhortativ die Endung *-mês* zeigt; er hielt dieselbe sogar fester als der Indikativ: bei Otfr. ist sie noch regelmässig im Adhort. vorhanden, während sie im Indik. sich auf einige Fälle beschränkt hat. Aber schon früh wird — ein eigentlich der Syntax angehörender Vorgang — auch der Konjunktiv in adhortativer Bedeutung verwendet. Die hierfür geltende as. Form auf *-an* könnte alter Adhortativ, aber auch Konjunktiv sein.

6) Beeinflussung präsentischer und präteritaler Endungen zeigt sich in den ahd. nicht seltenen Übertragung des präsentischen *-mês* ins Präteritum, so in der Benediktinerregel, den Murbacher Hymnen, im Tatian. Umgekehrt haben die Formen des Präteritums den Sieg davon getragen, wenn das mhd. *-en* im Indikativ wie im Konjunktiv Praes. ein ahd. *-mês* ersetzte. Im Alemannischen erscheint *-nt* auch im Plural des Präteritums.

7) Besonders folgenreich waren die Einwirkungen, welche die verschiedenartigen Bildungsweisen einer und derselben Person auf einander ausübten. Man hat sehr früh begonnen, den Unterschied auszugleichen, der zwischen dem Präsens Indik. der starken Konjugation und dem Präs. Ind. der schwachen j-Konjugation in dem den Endungskonsonanten vorausgehenden Vokal bestand. Im As. erscheint nur die Pluralendung *-ad*, kein *-ed*; es sind also die Formen der j-Verba verdrängt worden. Im Ahd. findet sich die Scheidung zwischen *-amês* und *-emês* nur noch in Spuren; im Ganzen ist der Unterschied ausgeglichen: in den einen Denkmälern, wie den Murbacher Hymnen, erscheint bei beiden Arten von Verben sowohl *-amês* als *-emês*; in den andern gilt *-amês* (wie im Glossar *Rb*) oder *-emês* (wie bei Isidor) ausschliesslich. In der 3. Pers. hat der lautgesetzliche Zustand sich etwas fester gehalten; er liegt noch vor in den Glossaren Pa, K, R, und in den Monseer Fragmenten, aber doch ist auch hier früh Ausgleichung eingetreten und zwar der Art, dass im Oberdeutschen *-ant*, im Fränkischen *-ent* den Sieg davon trägt.

In der 1. Ps. Sgl. Präs. Ind. ist der Unterschied zwischen *-u* und *-m(n)* im Altniederdeutschen bewahrt worden; im Anfr. finden sich schon Belege für das Eindringen des konsonantischen Suffixes in die starke Konjugation (*wirthon*, *biddon*). Im Hd. kennt Tatian von Verben der *-ên*-Klasse Formen auf *-u* (*eru*, *habu*, *sagu*); *habu* und *sagu* sind dann bei Notker das Herrschende. Seit dem 11. Jahrh. ist besonders im Rheinfränkischen das *-n* auch beim starken Verbum häufig. Im Mnd. ist die konsonantische Endung verschwunden. Im Mhd. hält sich *-n* in den unthematischen Verben *ich gân-stân-tuon*, denen sich *ich hân, lân* als Analogiebildungen anschliessen; sonst besteht keinerlei Unterschied zwischen verschiedenen Klassen mehr: entweder steht überall *-e*, und das ist das Überwiegende, oder überall *-en*. Dieses *-en* eignet besonders dem Fränkischen; auch im Alem. ist es weit verbreitet, kaum im Bairischen. Die Neuzeit hat in der Schriftsprache auch noch das *-n* der unthematischen Verba beseitigt; im Alemannischen begegnen Formen, die auf *-e* und solche, die auf *-en* zurückgehen.

Berührung der gewöhnlichen Präsensflexion und der entsprechenden Formen der Präteritopräsentia findet zuerst im Mnd. statt. So weit hier im Pluralis Indik. die Formen auf *-et* gelten, sind sie auch auf die Präteritopräsentia übertragen worden, obwohl hier die Formen auf *-en* noch überwiegen. Im Neuniederd. dagegen ist in den entsprechenden Gegenden *-et* ausschliesslich herrschend geworden.

Nachdem die Endung der 2. Ps. Sgl. bei den gewöhnlichen Verben zu *-st* geworden, tritt dieselbe auch bei den Präteritopräsentia für deren Endung

-t ein und zwar zuerst im Mnd., wo *-st* schon fast Regel geworden; im Mhd. ist sie ganz vereinzelt und wird erst im Nhd. ganz allgemein (*darfst*, *magst*, *sollst*). Im Nhd. ist mhd. *gan* und *tar* völlig in die Analogie der gewöhnlichen Verba übergetreten; im älteren Nhd. und im Dialekt, besonders auf oberdeutschem Gebiet findet sich auch von *weiss* eine 3. Ps. Sgl. *weisst*.

Im Präteritum ist sehr früh der Unterschied ausgeglichen worden, der in den Pluralendungen des Indikativs zwischen starken und schwachen Verben bestand: im As. und im grössten Teile des Ahd. hat das *-un*, (*-ut*) *-un* der starken Verba den Sieg über *-ôn*, *-ôt*, *-ôn* der schwachen davongetragen; nur das Alemannische und auf fränkischem Gebiete Isidor haben die alte Scheidung bewahrt.

In der 2. Ps. Sgl. Indik. ist im Mnd. der Unterschied zwischen starkem und schwachem Verbum ausgeglichen und zwar zu Gunsten des schwachen *-s(t)*: *du gêves*, *du wêres*. Im Mhd. dringt *-es* (*est*) allmählich auch in die starke Flexion ein und behauptet schliesslich im Nhd. den Sieg. Umgekehrt finden sich beim schwachen Verbum Bildungen nach dem Muster des starken: *du bræhte*, *dæhte*, *ruohte* etc.; dieses *-te* springt dann wieder in die starke Flexion zurück und ergibt Formen wie in *schriuwte*, *trugte*, oder mit oberdeutschem Abfall des *e*: *du sæcht*, *spræcht*, *enphiengt*.

8) Eine letzte Umgestaltung der Endungen wird hervorgebracht durch die Berührung mit dem nachfolgenden Personalpronomen. Am frühesten trat ein solcher Einfluss ein in der 2. Ps. Sgl. Präs. Indik. Aus *gibis du* wird *gibistu*; das konnte wieder aufgelöst werden in *gibist du*, unter dem Einfluss von *weistu* neben *weist du*. Dies *-st* tritt im Hd. im 9. Jahrh. auf im Fränkischen, dann im 10. Jahrh. im Oberdeutschen, wo es dann im Mhd. fast ausnahmslos gilt. Im Mnfr. und Neunfr. herrscht *-s*; im Mnd. herrscht *-st* neben seltenerem -s, das aber noch heute in Teilen des Westfälischen vorliegt. Md. ist in der mittleren Periode *-s* häufig; heute ist auch dort *-st* durchgedrungen, ausser im Mfr. Anfangs ist *-st* auf den Ind. Präs. beschränkt; sehr bald aber erscheint es in allen zweiten Personen des Sgl. — Im Mhd. fehlt häufig das schliessende *-n* der 1. Ps. Plur. vor nachgestelltem *wir* offenbar in Folge von Angleichung des *n* an das *w*: *gebe wir*, *gabe wir*. Wenn daneben auch die Formen mit bewahrtem *n* häufig sind, so ist Analogiebildung nach den Fällen eingetreten, wo das Pronomen nicht nachfolgte. Im Mnd. fehlt der schliessende Konsonant in der ersten wie in der zweiten Person Pl. — *geve wi*, *geve gi*; ob in der 2. Ps. derselbe lautgesetzlich abgefallen oder ob Analogiebildung nach der 1. Ps. vorliegt, lässt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden.

Im heutigen Bairischen ist das nachgestellte Pronomen geradezu an das Verbum angewachsen, so dass es lediglich als Endung empfunden wird und noch einmal ein selbständiges Pronomen zugefügt werden muss: so sehr häufig in der 1. Ps. Pl.: *mîr hammer* (wir haben), *mîr gemmer* (wir geben); regelmässig in der 2. Ps. Pl.: *esz gebts*, *lebts esz* (*esz* die alte 2. Ps. des Duals).

§ 131. Ein Präfix als Hülfsmittel der Flexion findet sich nur im Partizipium Präteriti. Schon im Urdeutschen hat sich die Vorsilbe *ga-* (*gi-*) als Charakteristikum dieser Form ausgebildet, soweit es sich um einfache Verba handelt. Verben, die schon mit einem untrennbaren Präfix zusammengesetzt sind, bleiben stets ohne das Präfix *ge-*: *erfunden*, *entnommen*, *vermieden* etc., da hier die Vorbedingung fehlte, da es kein *ge-erfinden*, *ge-entnehmen*, *ge-vermeiden* gab. Nur da, wo das stammhafte Präfix durch Synkope für das Sprachgefühl konstruktiv geworden, konnte im Part. Präs. *ge-* vortreten: *geblieben*, *geglaubt*, *gefressen*.

Auch von einfachen Verben finden sich in geschichtlicher Zeit noch Partizipia Präteriti ohne *ge:* im And. und Ahd. fehlt es noch bei *brengian (bringan), findan, kuman, werthan,* lauter Verben, bei denen noch in den älteren Sprachquellen keine Zusammensetzungen mit *ge-* gebildet werden und denen sie von Hause aus wegen ihrer Bedeutung als Verba perfektiva nicht zukommen konnten. Zu jenen gemeinsamen Beispielen kommen noch im And. Belege der Partizipia *kennid, lôsôt, neglid,* sowie die zu Adjektiven gewordenen Partizipia *druncan, hêtan, wundan,* im Ahd. das Verbum *treffan,* das and. nicht belegt ist, dazu vereinzeltes andere. Im Mnd. ist das Präfix vielfach wieder geschwunden nach dem Muster der präfixlosen (s. o. S. 576). Im Mhd. sind noch die gleichen Verba wie im Ahd. meist im Partizip ohne ge-; zu ihnen gesellen sich *geben, lâzen* und vereinzelte andere. Im Nhd. bleiben ohne *ge-* die französischem Einfluss entstammenden auf *-ieren,* sonst ist *worden* neben *geworden* die einzige Form ohne *ge-* mit noch völlig lebendiger partizipialer Bedeutung. Versteckt liegen alte Formen ohne *ge-*, bezw. deren Nachbildungen vor in den Verbindungen wie *ich habe ihn kommen lassen, gehen heissen, singen hören.* Adjektivische Partizipia ohne *ge-* liegen vor in *rechtschaffen, trunken,* mhd. *wânschaffen.*

II. DAS NOMEN.

§ 132. 1) Im Urgermanischen bereits ist der Dual des Nomens als lebendige Bildungsform verloren gegangen. Vereinzelte Duale waren wohl noch im Gebrauch, wie **breustō* die Brüste, **nosō* die Nase = die Nasenlöcher; dieselben wurden in geschichtlicher Zeit nach anderen Flexionsweisen umgebildet. An Kasus besass das Urdeutsche Nominativ (mit dem der Vokativ zusammengefallen), Accusativ, Genitiv, Dativ, Instrumentalis und Lokativ; die beiden letzteren nur in beschränkter Verwendung. Ein besonderer Instrumentalis kommt nur dem Singular zu und erscheint ursprünglich nur bei dem Maskulinum und Neutrum; nur ganz vereinzelt greift er in geschichtlicher Zeit ins Feminin über. Ob neben Dativ und Instrumentalis ein Lokativ des Singulars noch als lebendige Form überhaupt gefühlt wurde, ist zweifelhaft. Einen Lokativ des Plurals hat man in historischer Zeit noch bei alten Ortsbezeichnungen (*ad Frisingas, ad Tuzlingas* etc.) finden wollen; allein es liegen hier wohl nur Latinisierungen vor.

2) In geschichtlicher Zeit jedenfalls ist von einem selbständigen Lokativ keine Rede mehr. Auch der Instrumentalis geht gegen Ende der ahd. Periode verloren, schon ehe beim Substantiv derselbe nach Abschwächung der Endungen mit dem Dativ zusammengefallen wäre. Nur in einigen erstarrten Formen hat sich beim Substantiv der Instrumentalis im Mhd. gerettet: *ihtiu, nihtiu,* wo das *u* durch Verschmelzung mit *i* vor der Abschwächung bewahrt worden. Auch beim Adjektiv begegnen noch einzelne spätere Belege wie *gueliche lande* (de qua patria), *ze dine ruge* (in collo tuo) in dem anfr. Gesprächsbüchlein, *mit holze erlîne* Mereg. 68 und das adverbiale mhd. *mitalle.*

3) In nhd. Zeit ist in den Mundarten der Genitiv untergegangen und durch Umschreibung mit *von,* bezw. den possessiven Dativ ersetzt worden. Nur in ganz bestimmter Verwendung tritt die alte Genitivform noch auf: wenn es sich um genitivische Fügung von Personenbezeichnungen handelt, aber auch hier nur dann, wenn dieselbe vor dem regierenden Substantiv steht; offenbar hat hier die Analogie der unechten Komposita erhaltend gewirkt. Im heutigen Bairischen ist der Dativ vor dem Akkusativ zurückgewichen; im Neund. finden sich Anfänge einer Ersetzung des Dativs durch Umschreibung mit *an.*

§ 133. Die verschiedenen Formen des Nomens können sich in Bezug auf

den Stammvokal, auf den stammschliessenden Konsonanten, auf die Endung unterscheiden.

§ 134. Ob im Urdeutschen noch bei einzelnen Nomina ein lebendiger Ablaut der Wurzelsilbe bestand, so dass einzelnen Formen diese, anderen Formen eine andere Vokalstufe entsprach, ist zweifelhaft. Mindestens aber galten bei manchen Wörtern noch vokalische Doppelformen; eine Anzahl von solchen reicht noch in geschichtliche Zeit herein. So ist mnd. *bare* = hd. *Bär* (ahd. *bero*); neben as. *briost* muss ein *brust* bestanden haben, das mnd. allein gilt; mnd. *krane* = *krôn;* das Nd. weist *stôf* neben hd. (auch nd.?) *Stoub* auf. Hd. steht nebeneinander *brart - brort, bast - buost, hnel - hnol, kegel-kaigel* (so alem.), *karl - kerl, kreta - krota, mies - mos, râwa - ruowa, sterz - starz, wal - wuol, wamba - womba, hald - hold, liub - loub* (alem.), *maro - murwi, rask-rosk;* hd. und nd. ist die Doppelform *schinke - schunken* (jambon).

§ 135. Auch der Wechsel von *ë* und *i* war im Urdeutschen wohl nicht mehr lebendig innerhalb desselben Nomens. Auch hier sind noch in geschichtlicher Zeit einige Doppelformen bewahrt, so hd. *bret - brit* (das letztere im heutigen Alem.), *fehu - fihu, ferah - *firah, scef - scif, scerm - scirm, steft-stift, weht - wiht.* Desgleichen Reste des Wechsels von *u - o:* so ist as. *fugal* = hd. *fugal - fogal*, as. *gumo* = hd. *gomo*, nd. *vul, wulf* = hd. *voll, wolf.*

§ 136. 1) Völlig lebendig ist in geschichtlicher Zeit der Wechsel des Stammvokals, der in Folge des Umlauts eintritt. Und zwar hauptsächlich beim Substantiv. Hier schuf der Umlaut erstens einen Unterschied zwischen Singular und Plural: bei den Neutren mit dem Pluralsuffix *-ir*, bei den männlichen *i*-Stämmen mit langer Stammsilbe, auch bei den kurzsilbigen, soweit sich dieselben nach dem Muster jener umgebildet, in Bezug auf Nominativ und Accusativ auch bei den weiblichen i-Stämmen, die im Nom. und Acc. Sgl. keine Endung aufwiesen. Hier wird er nach Abschwächung der Flexionsendungen zu *e* als Hülfsmittel der Charakteristik auch dahin übertragen, wo er ursprünglich nicht bestanden hatte. So schon im Mhd. vielfach bei alten *a*-Stämmen: *ban - benne; halse - helse, walde - welde;* vereinzelt auch schon bei suffixalen Bildungen, bei denen der Umlaut ursprünglich überhaupt nicht möglich war, also *vater-vetere.* Im Nhd. weist die grosse Masse der alten a-Stämme den Umlaut auf. Allgemein haben ihn die suffixalen Bildungen — auch die hierher übergetretenen *Bruder* und *Vater*, bei denen die Pluralendungen lautlich verloren gegangen: nur bei den na-Bildungen und den n-Stämmen, die sich ihnen angeschlossen haben, herrscht Schwanken: *Bogen-Bögen, Laden - Läden, Wagen - Wägen*, wo jedoch der Umlaut der eigentlich volkstümlichen Form angehört, der Nicht-Umlaut mehr die gewählte, archaische Form charakterisiert. Die Mundart geht vielfach noch weiter, da hier auch der Abfall der Endungen noch weiter gegangen. So heisst es baslerisch: Sgl. *Arm*, Pl. *Ärm, Halm - Hälm*, in Schaffhausen *Haspel - Hespel, Hund - Hünd, Name - Näme;* pfälz.: *Dag - Däg.* Ja es wird ein solcher Wechsel sogar da hergestellt, wo der Stammvokal an sich dem Umlaut unzugänglich gewesen wäre: so heisst es pfälzisch *der Fusch - die Fisch,* etwa nach dem Muster von *der Busch - die Bisch.* Dass umgekehrt älterer Umlautwechsel später getilgt wird, ist ziemlich selten. Im Mhd. gilt Pluralumlaut bei *vunt, grât, lahs, luhs, pfat, slât*, während er nhd. fehlt. Aehnliches auch in heutigen Mundarten; so haben im Soest. *Blatt, Huhn, Kamm, Lamm, Rad* Plurale ohne Umlaut. Auch solche Fälle kommen vor, wo der Pluralumlaut auch den Sgl. ergriffen hat. Allgemein schweizerisch ist *der Epfel* (Apfel), *der Frösch* (Frosch); ebenso ist *Brüder, Töchter* als Sgl. schweiz. verbreitet. *Epfel* ist auch bairisch. Im Soest. zeigen *Dorn, Horn, Korn* im Singular den Umlaut.

Im Feminin hat Weitergreifen des Umlauts nur bei *Mutter* und *Tochter* stattgefunden, da der Plural sich sonst schon deutlich genug vom Singular abhob.

2) Zweitens brachte der Umlaut einen Unterschied zwischen den Kasus des Singulars hervor. So bei den n-Stämmen (es kommen nur Maskulina in Betracht), wo *-in* des Gen. und Dat. auf die Stammsilbe einwirkte, freilich nur oberdeutsch und rheinfränkisch, wo *-in* überhaupt allein belegt ist; also z. B. *hano-henin, namo-nemin;* aber der Umlaut besteht schon in den Quellen des 8. und 9. Jahrhunderts nicht mehr in seinem lautgesetzlichen Umfang; später sind bis auf wenige Beispiele die umgelauteten Formen verschwunden. In einem Fall ist die Form mit Umlaut verallgemeinert, in *Lenz,* das auf urdeutsch **langto* zurückgeht.

3) Weiter findet sich ein solcher durch Umlaut gewirkter Unterschied zwischen den Kasus des Sgl. bei den weiblichen i-Stämmen. Hier haftet der Umlaut an den auf *-i* gebildeten Formen des Gen. und Dat. Sgl. Wenn an Stelle dieser Formen solche ohne Endung nach dem Muster konsonantischer Formen treten, so zeigen dieselben keinen Umlaut; wenn neue Nominative Sgl. unter der Einwirkung der alten *ô*-Stämme gebildet werden, so weisen sie den Umlaut auf: mnd. *die gewelde,* bair. die *Brüst* neben die *Brust,* ostfr. die Singulare *Benk*, *Hent, Went* (= Bank, Hand, Wand).

4) Die Adjektivendung ahd. *-iu* hat Umlaut gewirkt; Belege dafür finden sich mhd. hauptsächlich bei *al* und *ander;* im Nom. Acc. Plur. des Neutr. bieten noch heutige schweizerische Mundarten die Form *älli, ellü.*

5) Beim Adjektiv findet sich Umlautswechsel sodann im Verhältnis des Adjektivs zu seinen Komparationsstufen. Im Mhd. stehen, teilweise bei denselben Stämmen, Komparative und Superlative mit und ohne Umlaut neben einander, entsprechend dem ahd. Nebeneinander von *iro - oro*, *isto - osto.* Im Nhd. ist der Umlaut die Regel; der unumgelautete Vokal eignet hauptsächlich solchen Adjektiven, bei denen Komparative und Superlative nur selten vorkommen, vgl. *barsch, blank*, *falsch, flach, kahl, karg*, etc. Bei manchen gelten noch jetzt Doppelformen, so bei *bang, brav, fromm, gesund*, *grob*, *rot*, *schmal.*

6) Ferner herrscht Umlautwechsel bei den Adjektiven, die in ahd. Zeit der Klasse auf *-i* angehören: hier bestehen (s. unten S. 625) Doppelformen, kürzere ohne Umlaut, längere mit Umlaut, z. B. mhd. *hart - herte, swâr - swære, vast - veste;* nhd. *jach - jäh;* md. *kuhl, schwul* neben *kühl, schwühl*, md. und nd. *zach (tag)* neben *zähe.*

Ferner weist bei dieser Klasse von Adjektiven das Adverbium in der älteren Sprache keinen Umlaut auf, z. B. mhd. *schœne* adj., *schône* adv. Im Nhd. ist hier der Umlaut auch in das Adverb übertragen, ausser in den isolierten Formen *fast* und *schon.* Oberdeutsche Mundarten kennen *fruh* als Adverb zu *früh;* ferner besitzen dieselben auch *spât (spôt,* = *spät),* das auch Adjektivform geworden.

§ 137. Von konsonantischen Verschiedenheiten des Stammauslautes sind die ältesten die durch das Verner'sche Gesetz bewirkten. Schwerlich aber war der grammatische Wechsel im Urdeutschen beim Nomen noch lebendig. Einige Doppelformen reichen in geschichtliche Zeit hinein: mhd. *heher - heger, hô(ch)* neben *hôge* (das letztere nd. und nfr.) der flektierten Formen; ahd. *ruova - ruoba, eivar - eibar, fravali - frabali;* nhd. und in heutigen Mundarten: *Bufe - Bube, Hafer - Haber, Hofel - Hobel, Kofen - Koben, Zwiefel - Zwiebel, sûfer - sauber;* ad. *slaga - slâ, zwîc - zwî.*

§ 138. Zahlreich sind die Doppelformen, welche sich aus vordeutschem, aber schon urdeutsch schwerlich mehr lebendigem Wechsel zwischen ein-

fachem und doppeltem Konsonanten ergeben haben, vgl. z. B. mhd. *drache - dracke*, schweiz. *bache - backe*, ahd. *troffo - tropfo*, *seipfa - seifa; Schnute-Schnautze*, mhd. *weize - weitze* (vgl. Kauffmann, PBB XII, 504 ff.).

§ 139. In geschichtlicher Zeit noch lebendig ist der Wechsel zwischen in- und auslautenden Konsonanten, zufolge den S. 577 ff. erörterten Gesetzen. Der Wechsel zwischen tönendem Laut des Inlauts und tonlosem des Auslauts ist im ganzen bis heute bewahrt auf dem Gebiete, dem überhaupt tönende Laute zukommen. An die Stelle dieses Wechsels war auf hd. Boden in Folge der Lautverschiebung ein Wechsel zwischen inlautendem Verschlusslaut und auslautender Spirans getreten, der schon ad. grösstenteils ausgeglichen wurde, so dass der Verschlusslaut auch in den Auslaut zu stehen kam (s. § 90, 1 und 92). Es ergab sich dadurch ein Wechsel von inlautender Lenis und auslautender Fortis; schon vorhanden war ein solcher in dem Nebeneinander von *-h* und *-ch*. Das letztere ist im Nhd. zu Gunsten des Inlauts ausgeglichen; ein Rest des alten Standes ist *hoch*. Wie weit sonst in den heutigen Mundarten auslautend Fortis steht, wie weit die Lenis eingedrungen, ist nicht genügend bekannt. Vereinzelt liegen im Nhd. in der Schriftsprache Fälle vor, wo die Fortis des Auslauts auch in den Inlaut gedrungen: nhd. *Mark* = mhd. *marc-marges* (vgl. *ausmergeln*), nhd. *Welt* = mhd. *werlt - werlde*, nhd. *werth* = mhd. *wert - werdes*.

Noch lebendig ist der in der neueren Periode ausgebildete Wechsel von *-w-* mit *-b* (*p*), *-j-* und *-ch-* mit *-g* (*k*) (s. §§ 72, 74, 4, 90, 2).

§ 140. Inlautendem *w* entsprach urdeutsch auslautend *o*, daher ahd. *sêo-sêwes, grâo - grâwêr* = mhd. *sê - sêwes, grâ - grâwer*. Bei den Substantiven ist im Nhd. die Form des Auslauts Meister geworden, vgl. Bau, Klee, Knie, See, Schnee, Mehl, Schmeer; dagegen beim Adjektiv teils die Form des Inlauts: blau, grau, lau, — farb, teils die des Auslauts: froh, gar, kahl. Schwanken zeigen fahl - falb, gehl (mundartl.) -gelb.

§ 141. Wechsel zwischen einfachem Laut und Lautverbindung ergab sich durch die im Inlaut eingetretenen Angleichungen: es trat *-mm-* neben *-mp*, *-ŋ-* neben *-nc*, *-n-* neben *-nt*. Die Ausgleichung geschah zu Gunsten des Inlauts (s. S. 592).

§ 142. In Bezug auf die Endungen empfiehlt sich eine getrennte Betrachtung von Substantiv und Adjektiv.

DIE ENDUNGEN DES SUBSTANTIVS.

§ 143. Beim Substantiv ist schon in den frühesten Quellen ein Unterschied zwischen Nominativ und Accusativ nur im Sgl. der schwachen Flexion erhalten, und erst das Hinzutreten des Artikels kann in den meisten Fällen den syntaktischen Unterschied andeuten. Im Nhd. ist auch dieses Hülfsmittel teilweise verloren gegangen: im Alemannischen und in andern hochdeutschen Mundarten des Rheingebiets, auch im Marburgischen, ist der Acc. *den* durch den Nominativ *der* verdrängt (vgl. Tobler, ZfdPh 4, 375).

144. Beim Masculinum und Neutrum gestalteten sich im Urdeutschen die Endungen etwa folgendermassen. Der Ausgang des Nom. Sgl. wurde gebildet entweder durch den die Wurzel schliessenden Konsonanten: dies war der Fall bei den *-a*-Stämmen, bei den *-i-* und *-u*-Stämmen, deren Stammsilbe lang, bei denjenigen konsonantischen Stämmen, die nicht *-n*-Stämme sind; oder durch *i:* bei den *-ja*-Stämmen und den *-i*-Stämmen mit kurzer Stammsilbe; durch *o:* bei den *-wa-* und *-n*-Stämmen; durch *u:* bei den *-u*-Stämmen mit kurzer Stammsilbe. Im Genitiv galt die Endung *-es* bei allen Paradigmen, mit Ausnahme der *-n-* und *-r*-Stämme. Daneben war bei den *-u*-Stämmen

noch der alte Genitiv auf *-ô* vorhanden. Bei den *-r*-Stämmen war der Gen. = dem Nominativ; bei den *-n*-Stämmen galt eine doppelte Form für die Endung: *-en* und *-in*. Im Dat. galt die Endung *-e* lautgesetzlicher Weise bei den *-a (-ja-, -wa-)* Stämmen, sowie den *i-* und *u*-Stämmen mit langer Stammsilbe, wohl auch schon bei den *-i-* und *-u*-Stämmen mit kurzer Stammsilbe. Daneben aber bestand bei den kurzsilbigen *i*-Stämmen ein Dativ auf *-i*, bei den kurzsilbigen *u*-Stämmen ein solcher auf *-iu*. Bei den *u*--Stämmen ging der Dativ wie der Genitiv auf *-en* und *-in* aus; bei den übrigen konsonantischen Stämmen war er gleich dem Nominativ. Der Accusativ stimmte mit dem Nominativ überein, ausser bei den Eigennamen, die die pronominale Endung *-an* aufweisen, und den männlichen *-n*-Stämmen, wo die Endung wahrscheinlich Doppelformen, *-on* und *-un*, aufwies. Der Instrumentalis kam nur den vokalischen Stämmen zu: er ging auf *-u* aus bei den *-a*-Stämmen und den langsilbigen *-i-* und *-u*-Stämmen; den kurzsilbigen *-i-* und *-u*-Stämmen kamen wohl Instrumentale auf *-iu* zu.

Im Plural stimmten Nominativ und Accusativ überall zusammen. Keine Endung wiesen diese Formen auf bei den einsilbigen Neutra der *a*-Stämme mit langem Stamm und den nach Abzug der *-n*-Stämme übrig bleibenden konsonantischen Stämmen. Die männlichen *-a-* (und *-wa-)* Stämme hatten die Doppelformen *-ôs* und *-a;* die *-ja*-Stämme die Doppelformen *-ôs* und *-e*; auf *-i* gingen aus die *-i-* und *-u*-Stämme, auf *-u* die Neutra der *a*-Klasse mit einsilbigem kurzem oder mit mehrsilbigem Stamm; auf *-on* (und *-un?*) die männlichen *n*-Stämme, auf *-un (-ûn?)* die sächlichen; auf *-ir* eine Anzahl von neutralen Stämmen. Der Genitiv des Plurals ging allgemein auf *-o* aus (bezw. *io* bei den *-ja, -i-* und kurzsilbigen *-u*-Stämmen). Der Dativ des Plurals ging aus auf *-om* bei den *-a-* und *-wa*-Stämmen; bei den *-n*-Stämmen lautete er *-ôm; -im* kam den *ja-* und *i*-Stämmen und den *u*-Stämmen mit langer Stammsilbe zu, *-um* den kurzsilbigen *u*-Stämmen und wohl auch den noch übrigen konsonantischen Stämmen.

§ 145. Fünf verschiedene Gruppen von Vorgängen bedingen nun die Weiterentwickelung der so gestalteten Paradigmen.

Erstens wird das Nebeneinander gleichberechtigter Formen beseitigt. Im Dativ der kurzsilbigen *i*-Stämme ist *-i* im Ahd. verloren, im And. dagegen noch die Regel. Umgekehrt hat das And. die Dativendung *-iu* der *u*-Stämme aufgegeben, während sie ahd. nicht selten ist; gegen Ausgang der Periode verschwindet sie auch hier. Im Gen. u. Dat. der *n*-Stämme ist *-in* ausschliesslich herrschend geworden im Altoberdeutschen. Isidor hat *-in* neben wenigen *-en;* das übrige Fränkische, auch das Anfr. und das Altsächsische haben *-en*. Dies ist sicher nicht aus *-in* entstanden, sondern hat, wenigstens im Nd., offenen Klang gehabt, wie das überwiegende *-an* im Mon. des Hel. beweist. *-on* und *-un* des Acc. Sgl., wenn sie überhaupt urdeutsch nebeneinander bestanden, wurden so ausgeglichen, dass im And. *-on* erscheint (die wenigen *-un* sind vom Adjektiv her übertragen); im Oberdeutschen liegt im allgemeinen *-un*, im Fränk. im allgemeinen *-on* vor. Ebenso verteilen sich *-on* und *-un* beim Nom. Acc. Plur. Im N. A. Pl. der männlichen *a- (ja-, wa-)* Stämme kommt in geschichtlicher Zeit dem As. des Heliand nur *ôs* zu; die Freckenhorster Rolle weist *-ôs* und *a* auf; das anfr. und das ahd. haben *-a*. Zahlreiche andere Doppelformen haben sich erst im Laufe der geschichtlichen Entwickelung gebildet und vielfach wieder ihre Beseitigung gefunden.

§ 146. Zweitens haben innerhalb desselben Paradigmas und des gleichen Numerus die Kasus unter sich Angleichung erfahren. Diese Erscheinung ist ziemlich selten, da es im allgemeinen nicht den Gesetzen der Formenübertragung entspricht, dass bei Bedeutungsverschiedenheit zweier Formen ihre

einzige lautliche Verschiedenheit beseitigt wird. Hierher gehört die Entwickelung des Singulars der *n*-Stämme im Altniederdeutschen. Im As. wie im Anfr. ist *-on* des Accusativs auch in den Gen. und Dat. eingedrungen; daneben bestand freilich die alte Form weiter, und zwar hat sie sich im Genitiv viel fester gehalten als im Dativ; ganz vereinzelt findet sich diese Neubildung nach der Accusativform auch im Ahd., besonders in bairischen Denkmälern. Die alte Accusativform selber, welche diese Übertragung veranlasst hatte, ist im Anfr. durch die Form des Nom. fast gänzlich verdrängt worden; dabei hat ohne Zweifel noch ein anderer Einfluss mitgewirkt, das Vorbild aller übrigen Flexionsklassen, bei denen kein Unterschied zwischen Nominativ und Accussativ mehr bestand. Dem Nom. und Accusativ wird dann im Mfr. und Nfr. auch noch der Dativ gleich gemacht, wie beim Masc. so auch beim Neutrum, wo jene beiden Kasus schon von Haus aus gleich waren. Ebenso ist im As. zu dem N. A. Sgl. *êo* ein Dativ *êo* neben *êwa* geschaffen worden. In heutigen Mundarten, so im Rheinfränkischen, Schwäbischen, Hessischen, teilweise im Mittelfränkischen ist der Dat. Plur. dem Nom. und Acc. Pl. angeglichen worden: *de Leut* = *den Leuten*. Im heutigen Basl. besteht alte und neue Form nebeneinander: *de Lite, de Lit.*

§ 147. Drittens werden ganz vereinzelt Singularendungen in den Plural übertragen: im Ahd. finden sich bei N. und A. Pl. der neutralen *n*-Stämme neben den Formen auf *-un* auch Formen auf *-a (auga, herza,* die Augen, Herzen), und die Form des Dat. Sgl. *herzen* erscheint auch als Dat. Pl. Doch liegt hier schwerlich eine unmittelbare Angleichung singularer und pluraler Endungen vor, sondern auch hier hat das Vorbild anderer Paradigmen eingewirkt, indem bei den meisten übrigen Neutra N. und A. des Singulars mit den entsprechenden Formen des Plurals gleich lauteten. Nachdem dann *herza* etc. einmal pluralisch verwendet wurde, konnte leicht auch der daneben stehende Dativ auf *-en* in den Plural übergehen.

§ 148. Viertens ist einmal, wie es scheint, ein flexivivisches Element einer fremden Sprache entlehnt worden. Im Mnd. findet sich seit dem 15. Jahrh. (wie im Mndl.) ein Plural auf *-s (-es)* und zwar in sämtlichen Kasus, nicht nur bei Masculina, sondern auch bei Neutra, der wohl aus dem Französischen, vielleicht durch Vermittelung des Niederländischen, eingedrungen. Er begegnet zuerst bei Personenbezeichnungen, offenbar deshalb, weil bei der zahlreichsten Klasse derselben, den Nomina auf *-ere,* N. und A. Pl. mit N. A. Sg. zusammenfielen und am ersten einer Charakteristik bedurften. Und im heutigen Nd. kommt dies *s* wesentlich den Wörtern zu, welche sonst die beiden Numeri weder durch eine Endung, noch durch Umlautswechsel unterscheiden, also besonders bei Wörtern mit Suffixen.

§ 149. Fünftens haben verschiedene Paradigmata sich gegenseitig beeinflusst. Dieser Vorgang ist weitaus der wichtigste; auch bei den Erscheinungen von § 146 und 147 war er ja mit im Spiele. Und wiederum zeigt sich, wie bei der Flexion des Verbs, dass die Ausgleichung auf niederdeutschem Gebiete früher eintritt und allgemeiner ist als auf hochdeutschem.

Am leichtesten gehen Angleichungen bei denjenigen Paradigmen vor sich, die demselben Genus angehören.

A. Die Endungen des Masculins.

§ 150. Berührung von männlichen *a*-Stämmen mit verschiedenem Stammausgang. Die Formen auf *e* im N. und A. Pl. der *ja*-Stämme, z. B. *hirte,* die Hirten, sind im Ahd. nur noch im 8. Jahrh. die Regel, im 9. Jahrh. wurden sie durch *-a* der *a*-Stämme verdrängt. Im Dat. Pl. liegt die Sache

so, dass bei den *ja*-Stämmen ahd. im Fränkischen die alte Form *-im* das Häufigere ist; im Oberdeutschen überwiegt schon die Neubildung auf *-un* nach den *a*-Stämmen; im And. herrscht die letztere Form ausschliesslich. Im N. A. Sgl. fallen die mehrsilbigen *ja*-Stämme (auf *-ari*) lautgesetzlich im Nhd. mit den *a*-Stämmen zusammen. Die wenigen zweisilbigen, die das *i* als *e* in der neuern Sprache bewahren, haben viel stärkere Anziehung nach andern Seiten zu erleiden als nach den *a*-Stämmen (s. § 154, 172).

In der mittlern Periode war zufolge einem mhd. Lautgesetz (s. § 52, 1) eine Verschiedenheit der Bildung auch in den obliquen Casus des Sgl. eingetreten. Bei Stämmen mit kurzer Stammsilbe, die auf *r, l* ausgingen, und bei langsilbigen mit *r*- oder *l*-Suffix musste im Dat. Sgl. im Mhd. das auslautende *e* abfallen, also Zusammenfall von Nom. und Dat. eintreten; die Folge war, dass im Mhd. noch andere *a*-Stämme ihren Dativ ohne *e* bildeten: dem *krâm, plân, wân* etc.; immerhin sind dies Ausnahmen.

§ 151. Berührung der lang- und kurzsilbigen *i*-Stämme. Hier war im Ahd. durch die Lautverschiebung in zahlreichen Fällen der charakteristische Quantitätsunterschied verloren gegangen; daher sind auch die einzig noch bestehenden Unterschiede im N. und A. Sgl. schon im frühesten Ahd. fast gänzlich ausgeglichen worden, indem die Endungslosigkeit der langstämmigen auch auf die kurzstämmigen übertragen wurde, während im As. noch das alte Verhältnis gewahrt blieb. Also as. *heti, seli, slegi* = ahd. *haz, sal, slag*. Die alten Formen blieben ahd. nur in *-kumi, quiti, risi, wini*. Auch im Nd. sind dann später Übertritte dieser Art erfolgt: as. *flugi, heti, slegi, seli* = mnd. *floch, hat, sal, slach*. Andere reflectieren im Mnd. genau die alte lautgesetzliche Form: and. *biti, fluti, *gripi, hugi, *skridi, *snidi, *skuti, *tredi* = mnd. *bete, flote, grepe, hoge, schrede, snede, skote, trede*. Teilweise besteht auch alte und neue Form nebeneinander: as. **bruki, kuri* = mnd. *broke* und *brok, kore* und *kor*. Ausser den langsilbigen *i*-Stämmen haben auch die *n*-Stämme und die Feminina Einfluss auf die kurzsilbigen *i*-Stämme gewonnen; s. u.

§ 152. Berührung zwischen *a*- und *ja*-Stämmen einer- und *i*-Stämmen anderseits. Im Dat. Plur. sind ahd. bei den *i*-Stämmen die alten Formen auf *-im* bewahrt; im And. finden sich nur ganz vereinzelte Reste der Form auf *-im*; sonst ist die Endung *-iun* der *ja*-Stämme durchgedrungen. Im Ahd. wird von den endungslosen Singularen der *i*-Klasse vielfach der ganze Plural nach der *a*-Klasse gebildet. Im And. tritt ganz vereinzelt bei den *i*-Stämmen auch eine Bildung auf *-ôs* (*hornselios*) auf; im Mnd. dagegen sind gar keine Reflexe der Endung *-os* mehr anzutreffen, sondern das dem *i* der *i*-Stämme entsprechende *-e* hat allgemeine Geltung gewonnen.

§ 153. Berührung der männlichen vokalischen Stämme und *n*-Stämme findet im As. im Dat. Plur. statt, in der Mundart des Monacensis, wo neben herrschendem *-un* der vokalischen Stämme auch *-on* wie bei den *n*-Stämmen auftritt und bei den *n*-Stämmen *-un* und *-on* ungefähr gleichberechtigt sind. Diese Angleichung beruht nicht auf teilweiser Übereinstimmung der betreffenden Paradigmata, sondern auf syntaktischer Association, d. h. es schlossen sich in zwei- und mehrgliedrigen Ausdrücken häufig Dative verschiedener Bildungsweise aneinander an, die dann auf einander einwirkten. Ähnlich ist es wohl aufzufassen, wenn im Alemannischen der mhd. Zeit sehr häufig ein G. Pl. der vokalischen Stämme auf *-on, -en* gebildet wird; sonst könnte man auch an Einwirkung des Fem. denken, mit dem Nom. Acc. Pl. übereinstimmte.

§ 154. Berührung der männlichen *a*- und *n*-Stämme. Vereinzelt hat eine solche schon im Mnd. und Mhd. stattgefunden; etwas häufiger sind im Mhd. schwache Formen von *mâg* belegt. Hier war offenbar die Bedeutung

der Anlass für den Übertritt: abgesehen von den Bildungen auf *-ære*, gehört der grösste Teil der Personalbezeichnungen der Flexion der *n*-Stämme an. Stärkere Vermischungen haben erst im Nhd. stattgefunden, wo in Folge lautlicher Wandlungen die Übereinstimmungen zwischen beiden Paradigmen stärker geworden. Diese lautliche Veränderung ging teilweise bei den *a*-Stämmen vor sich. Durch Abfall des *e* in nicht hochtoniger Silbe (s. § 53, 2) hatten die mhd. Dative Singularis und die gleichlautenden Pluralformen der *-na*-Stämme ihre Endung verloren; es war also *degene*, *wagene* etc. zu *Degen*, *Wagen* gewandelt worden; zwischen ihrer Flexion und dem Paradigma der *n*-Stämme bestand somit ein Unterschied nur noch im Nom. und Gen. Sgl.: *Wagen — Wagens*, *Grabe — Graben*, der denn auch noch in zahlreichen Fällen ausgeglichen wurde und zwar zu Gunsten des Paradigmas von *Wagen*, obgleich das Paradigma der *n*-Stämme viel mehr Vertreter aufzuweisen hatte, als das der *na*-Stämme. Offenbar wirkte das Beispiel aller übrigen Stämme mit, bei denen ein Unterschied zwischen Nominativ und Accusativ nicht bestand. Die Wörter, welche diesen Übertritt mitmachten, bezeichnen Sachen, nicht Personen. Vgl. mhd. *balle*, *balke*, *boge*, *brunne*, *dûme*, *garte*, *grabe*, *huoste*, *knoche*, *kuoche*, *mage* etc. mit nhd. *Ballen*, *Bogen*, *Brunnen* etc. Mittel- und niederdeutsche Mundarten sind hier mehrfach nicht so weit gegangen als die Schriftsprache; so heisst es soestisch: *balke*, *dume*, *mage*, wo *-e* nicht auf *-en* zurückgeht, ebenso ravensburgisch *knuake* (Knochen), *heosse* neben *heossen* (Husten), mecklenbg. *born*, *dum*, *grav*, *mag* (Magen), schles. der *Kuche*. Schwanken herrscht in der Schriftsprache bei Abstraktbezeichnungen: *Glaube — Glauben*, *Glaubens*; *Name — Namen*, *Namens*; *Wille — Willen*, *Willens*, Anderseits gab es auch bei den *n*-Stämmen zahlreiche mehrsilbige Wörter, die das auslautende *e* des Nom. Sgl. verlieren mussten, so dass ihr Nominativ dem der *a*-Stämme gleich wurde. Soweit diese Wörter nicht Bezeichnungen lebender Wesen waren und männlich blieben, haben sie sich dem Paradigma der *a*-Stämme angeglichen: *Bärlapp*, *Besen*, *Dotter*, *Nabel*, *Leichnam*, *Mittwoch*. Ganz vereinzelt hat umgekehrt zu suffixalen *a*-Stämmen sich ein Plural nach den *n*-Stämmen gebildet: *Stacheln*, *Stiefeln* neben *Stiefel*. Auch einige *n*-Stämme von persönlicher Bedeutung haben jenen Übertritt mitgemacht: *Anwalt*, *Einsiedel*, *Gevatter*, *Herzog* und die Komposita auf *-wart*; im Singular teilweise die Wörter *Bauer*, *Nachbar*.

Endlich ist das im Nominativ auslautende *e* auch bei solchen Angehörigen des *-n*-Paradigmas abgefallen, deren Stamm einsilbig war; teilweise schon mhd., wie bei *Aar* (s. S. 573), teilweise erst nhd., sei es bei Wörtern, die häufig als Titel proklitisch standen, wie *Graf*, *Herr*, *Fürst* (nach § 52, 2), sei es, dass vielleicht die betr. Wörter ihre Form aus einem Dialekt entnahmen, der überhaupt *e* synkopierte, z. B. *März*. Von diesen sind wieder diejenigen, die nicht lebende Wesen bezeichnen, in die *a*-Flexion übergetreten: *Blitz*, *Dost*, *Lenz*, *März*, *Mond*, *Spelz*, *Stern*; von Bezeichnungen lebender Wesen traten über *Hahn*, *Schwan*, *Schelm*, *Tropf*; *Lumpe* gilt neben *Lumpen*. Umgekehrt sind von *a*-Stämmen Plurale auf *-en* gebildet worden: *Dornen*, *Masten*, *Seen*, *Sinnen*, *Staaten*. Ganz in die Weise der *n*-Stämme und dann mit diesen in die Flexion der *na*-Stämme ist übergetreten mhd. *nac* = nhd. *Nacken*.

Bei einzelnen Substantiven der beiden Klassen war die Übereinstimmung mit den andern Klassen im Nhd. nicht grösser geworden, als sie im Mhd. war; trotzdem ist erst im Nhd. ein Übertritt erfolgt: mhd. *ampfer — ampfern*, nhd. *Ampfer — Ampfers*, mhd. *heiden*, *— ens*, *cristen*, *— ens*, nhd. *Heide*, *Christ*, mhd. *genôz*, nhd. *Genosse* (nach *Geselle*), mhd. *gedanc*, nhd. *Gedanke* (nach *Glaube*, *Wille*), ebenso mhd. *nutz*, nhd. *Nutzen*.

Nach diesen Veränderungen bleiben bei der alten *n*-Flexion nur Bezeichnungen lebender Wesen, die häufiger als Subjekte erscheinen, wo somit der Nominativ besonders festen Boden hatte; vgl. *Bürge, Drache, Gatte, Löwe, Schenke, Scherge, Schotte, Zeuge* etc. Es steht also *Franke, Rappe* neben *Franken, Rappen* (Münzen), wie *Lump, Tropf* neben *Lumpen, Tropfen.*

§ 155. Berührung der männlichen *n*-Stämme mit den vokalischen Stämmen, deren Nom. auf Vokal ausging. Die Nominative der urdeutschen *ja-*, *wa-*, kurzsilbigen *i-* und *u*-Stämme mussten ebenso wie die *n*-Stämme in der mittleren Periode den Ausgang *-e* erhalten, soweit derselbe nicht lautgesetzlich verloren ging. Schon mnd. und mhd. treten daher schwache Formen auf von *frede, herde, rugge, schade* (Schatten), *sede, sege, wete* (Weizen); noch öfter begegnen auf mnd. Gebiet schwache Formen, z. B. von *bete, hoge, sone.* Im Nhd. sind dann *Rücken, Schatten, Weizen* zugleich mit den entsprechenden *n*-Stämmen den *na*-Stämmen angeschlossen, das persönliche *Hirte* der alten *n*-Flexion eingereiht, *Friede* nach *Glaube, Wille* gebildet worden.

§ 156. Anderweitige Berührungen der *u*-Stämme mit männlichen Stämmen. Urdeutsch **hugu* ist im As. in die Flexion der *i*-Stämme übergetreten = *hugi,* das vereinzelt auch ahd. erscheint. *sunu* ist im Ahd., abgesehen von den ältesten fränkischen Quellen, zu *sun* umgebildet. Von *fridu* erscheint ahd. ein Plural nach der *a*-Flexion. *sigu,* dessen and. Form nicht genügend gesichert, und *metu* haben schon im Mhd. neben *sige* und *mete* die Formen *sic, met,* die nhd. allein herrschend geworden.

§ 157. Männliche konsonantische Stämme, ausser den *n*-Stämmen. Bei den *r*-Stämmen ist im And. der alte Genitiv und Dativ Sg. ohne *s* bewahrt. Im Ahd. ist es bei *bruoder* ebenso; bei *fater* besteht neben *fater* bereits *fateres* und *fatere* nach der vokalischen Flexion. Im Mnd. und Mhd. stehen die alten Formen *bruoder* und *fater* neben den Formen nach der vokalischen Flexion; im Nhd. musste beides lautlich zusammenfallen. Auch mit den *n*-Stämmen findet in der mittleren Periode Berührung statt: selten auf mnd., häufiger auf mhd. Boden begegnet im Gen. S. *vatern.* Ganz vereinzelt begegnet mhd. auch ein Gen. *bruodern,* ein Dativ *vatern.* Die Form des Nom. Acc. Plural ist im And. kaum belegt; wo sie erscheint, zeigt sie die ursprüngliche Gestalt; im Ahd. ist dies nur bei *bruoder* der Fall, wo in der älteren Zeit der Übertritt in die *a*-Flexion nur ganz vereinzelt begegnet. Bei Notker ist er allerdings auch hier vollzogen. Bei *fater* dagegen sind überhaupt nur die *a*-Formen belegt, mhd. ist *bruodere* nicht selten; die Form *bruoder* kann dem einen wie dem andern Paradigma angehören.

Bei denjenigen alten *-nd*-Stämmen, die sich durch ihre Substantivierung dem Übertritt in die *ja*-Flexion entzogen hatten, ist die endungslose Form des Dat. Sg. im And. nur vereinzelt in der Verbindung *waldand gode* bewahrt; im Ahd. begegnet vereinzelt der Dativ *friunt,* sonst herrscht die Form nach der *a*-Flexion; in der mittleren Periode sind auch diese wenigen Ausnahmen verschwunden. Im Nom. Acc. Plur. bewahrt das And. meist die lautgesetzliche Form; Übertritt ist ganz vereinzelt (*wîgandôs* neben *wîgand*). Im Anfr. ist der Übertritt zur *a*-Flexion vollzogen. Im Ahd. überwiegt noch *friunt* gegenüber der Neubildung *friunta,* während *fiant* neben *fianta* sehr selten ist. In der mittleren Periode hat nur *friunt* alte Formen bewahrt.

Von *man* hat der Dat. Sg. im And. noch die alte Form; im Anfr. gilt die Neubildung *manne;* im Ahd. und in der mittleren Periode besteht beides nebeneinander. Nom. und Acc. Plural lauten in der älteren Zeit durchaus *man;* nur das Kompositum *gomman,* wo *man* als Suffix erschien, zeigt im

Ahd. auch Formen nach der *a*-Flexion. In der mittleren Periode stehen wieder *man* und *manne* nebeneinander.

Endlich hat das As. und Ahd. einen Rest konsonantischer Flexion aufzuweisen in dem Dat. Plur. *fôtun*, *fuozun*, während sonst der Plural dieses Stammes in die *i*-Flexion übergetreten; das Ahd. allein in der Flexion von *genôz*, von dem Dat. Sg. und Nom. Plur. in der Form *genôz* belegt sind, neben den gewöhnlichen *a*-Formen; im Mhd. sind jene alten Formen zahlreich vorhanden.

Bei der Berührung mit andern Stämmen verhalten sich somit die vorliegenden konsonantischen Bildungen fast durchaus passiv. Ein Beispiel des Umgekehrten liegt vor, wenn im Mnd. zu *bûr* (Bauer) der Plural *bûr* erscheint.

§ 158. Berührung der Eigennamen mit andern Stämmen. Im Ahd. ist die Endung *-an* des Accusativs bei den Eigennamen auch auf solche Appellative übergegangen, die in ihrer Bedeutung den Eigennamen nahestehen: von *got* begegnet der Acc. *gotan;* von *fater* und *truhtin* als Bezeichnungen Gottes kann der Acc. *fateran, truhtinan* lauten. Von den Eigennamen, welche als zweites Glied das Substantiv *man* enthielten, ist die Endung *-an* auch auf das selbständige Substantiv übertragen worden, so dass *mannan* neben *man* besteht. Dieser neue Accusativ ist dann im späteren Mhd. und Nhd. Anlass geworden, ein Paradigma nach dem Muster der *n*-Stämme auszubilden.

B. DIE ENDUNGEN DES NEUTRUMS.

§ 159. Berührungen der vokalischen Neutra unter sich. Im As. ist im Nom. Acc. Sg. der *ja*-Stämme der alte Stand der Dinge noch ziemlich bewahrt, wonach bei ursprünglich kurzen Stammsilben der Stamm mit Konsonant schliesst: *bed, flet, giwit,* während die von Hause aus langsilbigen auf *-i* ausgehen: *girûni, rîki* etc. Aber die Übereinstimmung der obliquen Kasus hat doch schon begonnen, auch die Nominative anzugleichen und zwar zu Gunsten der langstämmigen: es heisst *kunni* gegen ags. *cyn*, *netti* neben *net*. Im Ahd. findet sich nur die Neubildung nach den langsilbigen Stämmen. Im Mnd. ist der Übertritt auch noch weiter gegangen als im As.: neben *flet* begegnet *flette*, für *bed* erscheint *bedde*.

Die Bildung des Plurals befindet sich im As. noch ziemlich auf dem lautgesetzlichen Stande: *-u* des N. A. steht bei den kurzsilbigen *a*-Stämmen, vereinzelt bei *ja*-Stämmen (*nettiu*) und bei mehrsilbigen (*ofligeso*). Im Ahd. hat der Typus der langsilbigen *a*-Stämme das *-u* der kurzsilbigen *a*-Stämme ziemlich verdrängt. *-u* besteht nur noch im Ostfränkischen bei den *ja*-Stämmen: *kunniu, gibeiniu* etc. neben *kunni, gibeini* und im Alem. bei den Diminutiven auf *-li* (*chindiliu*). Im Mhd. sind diese Formen bis auf wenige Reste der Bildung *-liu* verschwunden, indem nach dem Muster der neutralen *a*-Stämme der Plural dem Singular gleich gemacht wurde.

Noch viel entschiedener geht die Ausgleichung zwischen *a*- und *ja*-Stämmen im Nhd. vor sich: zahlreiche mhd. Substantive auf *-e* gehen im Nhd. nach der *a*-Flexion, d. h. sie treten ohne *e* auf: *Kinn, Kreuz, Netz, Reich* etc. Dadurch ergibt sich nun ein Unterschied von N. A. Sg. und N. A. Pl., der bisher nicht bestanden hatte: es erscheint der Stammauslaut *e* des Plurals nunmehr als Endung; dieser Vorzug war es offenbar, der die Durchführung des Übertritts gefördert hat. Der Übertritt hat hauptsächlich bei solchen nicht stattgefunden, die kollektive Bedeutung hatten, also in ihrer Bedeutung dem Plural nahe standen und eine Unterscheidung der beiden Numeri weniger erheischten, vgl. *Gebilde, Gebirge, Gefilde, Gefüge, Gelände, Geschmeide, Gewölbe.*

Diese haben ihrerseits zwei Wörter der *a*-Flexion sich angeglichen, die gleichfalls mit *ge-* zusammengesetzt waren: *Gelage, Gestade* (mhd. **gelac, gestat*).

§ 160. Berührung der *ja*-Stämme und der *n*-Stämme. Dieselbe konnte erst in der mittleren Periode eintreten, nachdem auslautend *i* und *a* in *e* zusammengefallen. So finden sich schon mhd. von den *n*-Stämmen Formen nach dem Vorbild der zahlreicheren *ja*-Stämme: dem *herze*, dem *wange*, dem *ouge*. Im Nhd. ist *Auge* im Sg. durchaus stark, ebenso mhd. *ôre* > nhd. *Ohr*, das auch noch den Übertritt von *kinne, kriuze* etc. in die Form der *a*-Stämme mitmachte. Von jenen vokalischen Formen der obliquen Kasus von *herze* aus entsteht dann auch der neue Nom. *Herz*, während in den obliquen Kasus die Formen der *n*-Stämme siegreich bleiben. — Umgekehrt finden sich bei der *ja*-Flexion schon in der mittleren Periode Formen auf *-en*, so im Mnd. bei *ende*, *ribbe;* auch mhd. einzelnes, wie *meren* (Pl. von *daz maere*), *stucken;* im Nhd. sind Plurale auf *-en* die Regel geworden bei *Bett(e), Ende, Hemde, Maere*, wo bei Fortbestehen des singularen *e* eine Unterscheidung des Plurals wünschenswert war.

§ 161. Berührung von alten *s*-Stämmen mit den vokalischen Neutra. Bei den alten *s*-Stämmen mit langer Stammsilbe waren im Urd. N. A. Sg. mit den *a*-Stämmen lautgesetzlich zusammengefallen: *kalb* (aus **kalbos*) — *word.* In den Kasus des Plurals dagegen war *-ir* (aus *-eza*) überall geblieben, so dass das Bildungssuffix das Aussehen eines Pluralkennzeichens gewann. Im And. erscheinen Plurale auf *-ir* von *ei* und *hôn*; zahlreicher sind die Belege im Ahd.: bei einzelnen Substantiven (*blat*, *farh*, *ei*, *huon*, *kalb*, *luog*, *rîs*, *rind*) tritt diese Bildung ausschliesslich auf, bei anderen steht sie neben den endungslosen Formen. Im Mnd. und Mhd. nimmt die Zahl dieser Plurale erheblich zu; im Nhd. ist das Schwanken zwischen alter und neuer Pluralbildung bei den meisten Wörtern zu Gunsten von *-er* beseitigt.

Vereinzelt haben auch alte *ja*-Stämme *-er* angenommen (*Bild*, *Gemüt*, *Geschlecht*); hier war durch die Bildung von Nominativen ohne *e* bereits eine Unterscheidung zwischen Sg. und Pl. geschaffen, also weniger Anlass vorhanden, nach jenem *-er* zu greifen. Die Mundarten gehen in Zufügung des *-er* vielfach noch weiter als die Schriftsprache; so begegnet alem. *Beil* — *Beiler*, *Bein* — *Beiner*, *Bett* — *Better*, *Bart* — *Bärter*, *Heu* — *Heuer* etc., bair. *Bett* — *Better*, *Bein* — *Beiner*, *Gebet* — *Gebeter*, *Gemüs* — *Gemüser*, *Hemd* — *Hemder* etc., rhfr. *Bein* — *Beiner*, *Bett* — *Better*, *Hemd* — *Hemder*, *Stück* — *Stücker*, thür. *Jahr* — *Jahrer*, *Spiel* — *Spieler*, *Thier* — *Thierer*. Im Pfälzischen, in der Wetterau findet sich auch bei den Diminutiven das *-er: Äugelcher*, *Vögelcher*.

§ 162. Berührung von Masculina und Neutra. Die Endung *e* des N. A. Pl. Masc. geht teilweise schon in der mittleren Periode auf den endungslosen N. A. Pl. des Neutrums über; in weiterem Umfang im Mnd., wo einzelne *e*, aus dem alten *u*, bei den Neutris schon vorhanden waren; auf hd. Gebiete zuerst und zumeist auf md. Boden. Und zwar tritt es mnd. und im Md. auch an die Suffixe an: *wâpene*, *kindere*, *lochere*, *redere*. In nhd. Zeit sind die endungslosen Plurale durch Bildungen auf *e* verdrängt, soweit nicht die Endung *-er* eingegriffen hat. Nur bei Verbindung mit Zahlwörtern sind die alten Plurale geblieben: *sechs Loth, Pfund* etc., wegen ihrer besondern Häufigkeit; nach diesem Vorbild sind denn auch andere Pluralbildungen dem Singular gleich gemacht worden, wohl hauptsächlich deshalb, weil oft verschiedene solche Substantive in Aufzählungen verbunden waren: so heisst es auch *sechs Stück* (mhd. *daz stücke*) und auch beim Masc. *sechs Fuss*. Diese Beeinflussung des Masc. ist schon as., vgl. *fier penning*, *twêne scilling* in der

Freckenhorster Heberolle. Im allgemeinen aber gehört diese Ausgleichung erst der nhd. Zeit an.

In manchen Substantiven bestehen die Plurale auf *-e* neben solchen auf *-er*. Dabei zeigt sich deutlich, dass die Bildung auf *-er* die eigentlich lebendige und volkstümliche ist: die Plurale auf *e* haben überwiegend archaischen Charakter und bezeichnen nicht so entschieden eine Mehrzahl, wie diejenigen auf *-er*, vgl. *Bande* — *Bänder*, *Lande* — *Länder*, *Worte* — *Wörter*.

Vereinzelt ist schon mhd. *-er* auch ins Masc. eingedrungen; häufiger wird es seit dem 14. und 15. Jahrh., um im Nhd. bei manchen Substantiven Regel zu werden. In schweizerischen Mundarten erscheint auch ein Sg. *Eier* (ovum), wohl schwerlich eine alte Form, sondern mit Übertragung des *-er* aus dem Plural, wie im Südrheinfr. und in schweizerischer Mundart im Sg. *Spreuer* besteht, aus dem Plural *spreüer* zu mhd. *daz spriu*.

C. DIE ENDUNGEN DES FEMININUMS.

163. Der Stand der Endungen im Urdeutschen war etwa folgender. Der Nominativ Sgl. war ohne Endung: allgemein bei den langsilbigen *i*-Stämmen und den konsonantischen Stämmen; ferner teilweise bei den langsilbigen *ô*-Stämmen und *jô*-Stämmen. Er hatte die Endung *a:* bei den kurzsilbigen und grossenteils bei den langsilbigen *ô*-Stämmen, sowie bei den *-ôn*-Stämmen. Er hatte die Endung *-e* teilweise bei den *jâ*-Stämmen. Er hatte die Endung *i* bei den kurzsilbigen *jô*-Stämmen (teilweise), bei den kurzsilbigen *-i*-Stämmen, bei den *-în*-Stämmen. Er hatte die Endung *-î* bei den *-îni*-Stämmen, endlich die Endung *-o* ganz vereinzelt bei den *-ô*-Stämmen.

Der Genitiv Sgl. zeigte keine Endung bei den konsonantischen Stämmen, die nicht *-n*-Stämme waren; er gieng aus auf *-a* bei den *-ô*-Stämmen, auf *-e* bei den *-jô*-Stämmen, auf *-i* oder *-es* bei den *i*-Stämmen (also auf *-îni* oder *-înes* bei den *-îni*-Stämmen), auf *-ûn* bei den *-n*-Stämmen. Der Dativ Sgl. endigte auf *-i* bei den *-i*-Stämmen, auf *-u* bei den *-ô*-Stämmen mit ihren Unterabteilungen, er war gleich dem Genitiv bei den konsonantischen Stämmen. Der Accusativ Sgl. war im allgemeinen dem Nominativ gleich, ausser bei den *-în-* und *-ûn*-Stämmen: hier ging er aus auf *-î-* und *-ûn*. Bei den langsilbigen *-ô*-Stämmen kam zwar dem Nominativ wie dem Accusativ die Form mit und ohne Endung zu; bei manchen Substantiven aber war im Nom. noch die Form ohne Endung, im Acc. die Form auf *-a* die Regel.

Der Nomin. Accus. Pl. endete auf *-â* und *-ô* bei den *ô*-Stämmen, auf *-e* bei den *jô*-Stämmen, auf *-i* bei den *i*-Stämmen, auf *-î* bei den *în*-Stämmen; er war gleich den obliquen Kasus des Sgl. bei den übrigen konsonantischen Stämmen. Der Genitiv Pl. ging auf *-o* aus bei den konsonantischen Stämmen, ausser den *-n*-Stämmen, auf *-io* bei den *-i*-Stämmen, auf *-îno* bei den *-în*-Stämmen, auf *-ôno* bei den *-ô-* und *-ôn*-Stämmen, auf *-iôno* bei den *-jâ*-Stämmen. Der Dativ Pl. ging aus auf *-im* bei den *-i*-Stämmen, auf *-îm* bei den *-în*-Stämmen, auf *-ôm (-iôm)* bei den *-ô- (-jô-)* und *-ôn*-Stämmen, auf *-um* bei den übrigen konsonantischen Stämmen.

§ 164. Hier trat dann wieder Ausgleichung der Doppelformen ein. Im G. Sgl. der *i*-Stämme ist im As. die Form auf *-es* fasst ausschliesslich herrschend geworden; im Anfr. besteht noch beides nebeneinander; im Ahd. gilt lediglich die Form auf *-i.* . Was die mehrfachen Formen des Nom., bezw. Accus. Sgl. betrifft, so sind die Formen auf *-o* der *ô*-Stämme nur noch ganz vereinzelt vertreten: im Cott. des Heliand begegnen je einmal die Formen *thiodo, thiorno;* vereinzelte Beispiele finden sich im Keronischen Glossar. Das Nebeneinander von Formen der *ô*-Flexion mit *-a* und ohne

schliessenden Vokal ist im allgemeinen zu Gunsten der Formen mit *-a* entschieden worden; es bestand im As. noch vereinzelt (*thiod-thioda, hel-hellia*); noch etwas mehr Belege begegnen im Ahd. In einzelnen Fällen sind die alten lautgesetzlichen Formen nur noch in adverbiellen Ausdrücken erhalten, deren Erstarrung teilweise gewiss schon in das Urdeutsche zurückreicht, so im And. bei *half, stunt, wîs* (die letztern aus dem Mnd. zu erschliessen), im Ahd. bei denselben, bei *buoz*, bei *wîl*. Im N. A. Pl. ist *-â* fast auf dem ganzen Gebiete verallgemeinert worden; nur in den Murbacher Hymnen gilt *-o* ausschliesslich; die Zwillingsformen bestehen noch nebeneinander in der ältern Zeit des Alemannischen, werden dann aber auch zu Gunsten von *-â* ausgeglichen, das in der mittleren Periode des Alem. allein gilt.

§ 165. Weiterhin hat auch Angleichung verschiedener Kasus stattgefunden. Die Zurückdrängung der endungslosen Nominativform bei den *ô*-Stämmen beruht hauptsächlich auf Angleichung an den Accusativ; umgekehrt haben die verkürzten Nominativformen sich einen gleichlautenden Accusativ gebildet. Bei den movierten *-injô*-Bildungen ist das ursprüngliche Verhältnis im Ahd. noch ziemlich gewahrt: N. *kuningin* — A. *kuninginna*; aber die Form auf *-in* dringt seit dem 9. Jahrh. auch in den Accusativ und seit dem 11. Jahrh. die Accusativform *-inne* auch in den Nominativ ein. Die nämliche Ausgleichung liegt auch auf mnd. Gebiete vor. Ziemlich auffallend ist, dass zwischen Gen. u. Dat. Sgl. der *ô*-Stämme im As. wie im Ahd. Ausgleich stattgefunden hat, der Gen. neben der Form auf *-a* auch die auf *-u*, der Dativ neben *-u* auch *-a* aufweist. Und zwar liegt auf beiden Gebieten die Sache so, dass die ursprünglich dativische Genitivform die alte Genitivform mehr zurückgedrängt hat, als die alte Dativform durch das neue *-a* Einbusse erlitten hat. Im Laufe des Ahd. nimmt die Form des Gen. auf *-u (o)* immer mehr überhand; bei Notker gehen Gen. wie Dativ auf *-o* aus. Vielleicht ist bei dieser Ausgleichung das Vorbild der Paradigmen *kraft, hôhî* und *zunga* massgebend gewesen.

Bei den alten *-în*-Stämmen hatte sich im Urdeutschen nach Abfall des auslautenden *n* das Paradigma ergeben N. Sgl. *-i*, oblique Kasus auf *-î*: hier fand nun im Ahd. (auch im As.?) Angleichung des Nominativs an die obliquen Kasus statt, so dass auch dieser auf *-î* ausging.

Bei den *-îni*-Stämmen war N. A. Sgl. auslautend das *n* verloren gegangen (vgl. Kluge, PBB XII, 381). Nach den Formen der obliquen später teilweise durch Analogiebildung verdrängten Formen mit *n* wurde dieses — vielleicht schon urdeutsch oder erst ahd.? — wieder hergestellt, so dass Doppelformen entstanden: *toufitoufin*, die dann wieder vereinfacht worden: as. begegnet nur die Form auf *i*, die auch ahd. herrscht; *-în* gilt in einigen alten fränkischen Quellen.

Die weiteren Umgestaltungen erfolgen auch beim Femininum durch gegenseitige Beeinflussung der verschiedenen Paradigmata.

§ 166. Der Unterschied der Endungen *a* und *e* bei den *ô*-Stämmen und *jô*-Stämmen besteht noch im frühesten Ahd; aber schon am Ende des 8. Jahrhs. beginnen die *a*-Formen auch bei den *jô*-Stämmen sich geltend zu machen und verdrängen dieselben im 9. Jahrh. gänzlich. Im As. und Anfr. ist von den Abweichungen der *jô*-Stämme keine Spur mehr vorhanden.

§ 167. Berührung der alten *în*-Stämme und der *îni*-Stämme. Die beiden Paradigmen stimmten im N. A. Sgl. überein: *hôhî* = *dôpî*, daher wurden auch die obliquen Formen und die Pluralformen von *dôpi* nach *hôhi* gebildet, also *-îno* Gen. Pl., *-îm* Dat. Pl., *-î* in allen anderen Kasus. Aus der Zeit, wo bei den Vertretern der *îni*-Stämme noch Doppelformen auf *-î* und *-în* bestanden, stammt eine Einwirkung in entgegengesetzter Richtung:

es wurden zu *hôhî* etc. auch Nebenformen auf *-în* geschaffen, die dann bei der Ausgleichung natürlich sich ebenso verteilten wie jene.

§ 168. Berührung von *â (jâ)*-Stämmen und *î*-Stämmen. Im Ahd. begegnen von alten *jâ*-Stämmen Nebenformen auf *î: redia-redî, minna-minnî, wunna-wunnî;* auch von alten *ô*-Stämmen: z. B. *farawa-farawî.* Der Ausgangspunkt ist wohl *redi*, die lautgesetzliche Nominativform der kurzsilbigen *jâ*-Stämme; darnach wurden auch zu langsilbigen Stämmen Nominative auf *-i* wieder hergestellt: *minni-wunni*, die zur alten Nominativform *hôhi* in Beziehung traten, also oblique Formen auf *-î* schufen, und dann wie jene das Nom. *-i* verlängerten. Die *ô*-Stämme wurden wieder von den *jô*-Stämmen beeinflusst.

Eine andere Einwirkung der *ô*-Stämme auf die *î*-Stämme, die sich wohl bei syntaktischer Association entwickelt hat, besteht darin, dass in altalem. Quellen der Dat. Plur. vielfach auf *-înôm, -inum* ausgeht, ein Umstand, der dann weiter bei Notker zur Bildung einer Form *hôhîna* für N. A. Pl. führte.

§ 169. Berührungen zwischen den *ô*-Stämmen und den *ôn*-Stämmen, die im Nom. Sgl. und Gen. Dat. Plur. übereinstimmen, finden schon im As. und Ahd. statt, so dass ursprünglich starke Stämme auch schwach, ursprünglich schwache Stämme auch stark abgewandelt werden. Und zwar sind die Übertritte aus der starken in die schwache Flexion weit häufiger als die aus der schwachen in die starke. Nicht alle Kasus erleiden die Neubildung in gleichem Masse: wenigstens auf altnd. und altnfr. Gebiet sind im Gen. u. Dat. Sgl. die schwachen Formen bedeutend häufiger als im Accus. Sgl., offenbar weil im allgemeinen das Bestreben nach Gleichheit von N. u. A. wirksam war.

In der mittlern Periode nehmen die schwachen Formen noch mehr überhand, besonders auf md. Gebiet. In der jüngsten Periode ist in den Mundarten wie in der Schriftsprache im Plural völliger Zusammenfall der beiden Paradigmen eingetreten und zwar zu Gunsten der Formen auf *-en*, so dass ein deutlicher Unterschied zwischen Sing. und Plural gegeben war. Im Sgl. besteht auf Teilen des Gebietes noch Scheidung: soest. heisst es noch die *lunge* — der *lungen* und ravensburg. wenigstens überwiegend die *zunge* — der *zungen;* auch Hessisch und Thüringisch kennen noch solche Flexionsweise; im weitaus grössten Teile des Gebiets aber ist wie in der Schriftsprache *-e* durch alle Kasus des Sing. durchgeführt. Noch etwas stärkere Umbildung hat eine besondere Unterabteilung der *ô*-Stämme erfahren: diejenigen, die mit *-n*-Suffix gebildet waren. Ahd. *versana* wurde mhd. *versen*, und alle Kasus waren dieser Form gleichlautend geworden; es wich also nur der N. Sgl. von dem Typus von *zunge* ab. Die Folge war einerseits, dass im späten Mhd. Nominativformen ohne *-n* entstanden, anderseits aber auch bei den schwachen Substantiven sich Nomin. des Sing. auf *-en* einfanden. Diese letztern sind zuerst md., dann oberdeutsch, hier mit dem 14. Jahrh. ziemlich häufig belegt, und kommen natürlich auch bei *ô*-Stämmen vor. Im heutigen Bairischen und Alemannischen, teilweise auch im Ostfränkischen und Westfälischen, besteht daher neben dem Typus, dessen Singular nur auf *e* ausging, ein zweiter, dessen Endung überall *-en* aufweist, bezw. auf solches zurückgeht.

§ 170. Berührung zwischen den langsilbigen *i*-Stämmen und den konsonantischen Stämmen, die nicht *n*-Stämme sind. Sie beruht hauptsächlich auf der Übereinstimmung von Nominativ und Accusativ b[illegible] Klassen. Im Sgl. ist as. der Gen. *-es* der *i*-Stämme auch auf die konsonantischen übertragen: *burges, nahtes*; vereinzelt ist auch der Dativ auf *-i* auf konsonantische Stämme übergegangen: *burgi* neben häufigerem *burg*, *idisi* neben *idis*, während bei *magad* und *naht* nur die konsonantischen Formen vorliegen; im Anfr. ist der Übertritt im Dat. noch etwas weiter gegangen, wenn es über-

haupt erlaubt ist, aus der geringen Zahl der Belege Schlüsse zu ziehen. Im Ahd. sind bei *burg* die Formen des Gen. und Dat. nach der *i*-Flexion ganz gebräuchlich neben der konsonantischen Form; bei *brust* gehören die wenigen Belege des Sgl. der *i*-Flexion an. Erst ganz vereinzelt sind im Ahd. die *i*-Formen bei *naht*. Die umgekehrte Strömung beginnt im As.: mehrfach finden sich Dative von *i*-Stämmen nach der konsonantischen Flexion (bei *giwald*, *craft*, *maht*, *middilgard*, *mundburd*, *werold*), einmal auch der Gen. *tid*; im Ahd. sind solche Formen sehr selten. Im Mnd. sind die Formen des Gen. auf *-es* verschwunden vor den endungslosen konsonantischen Formen und auch im Dativ die *-e*-Formen vor diesen sehr stark zurückgetreten. Im Gen. bestanden auch noch Formen auf *-e* im Mnd., sei es als Fortsetzungen der im And. hier seltenen Bildung auf *-i*, sei es dass man zu den dativischen Doppelformen mit und ohne *e* auch solche im Genitiv schuf.

Im Mhd. tritt die alte Form auf *-e* aus *i* schon vielfach zurück, im Nhd. ist sie verschwunden.

Im Nom. Acc. Pl. ist im As., wie im Ahd. die Bildung nach der *i*-Flexion die Regel; von Vereinzeltem abgesehen, zeigt nur im Ahd. *brust* etwas häufiger die alten konsonantischen Formen, und *naht* hat diese ausschliesslich, im As. wie im Ahd. Bei beiden dauern auch in der mittlern Periode die alten Formen fort, doch treten nun auch bei *naht* die *i*-Formen hervor, die in der jüngsten Periode allein herrschen. Im Gen. und Dat. Plur. ist im As. *-io*, *-iun* der *i*-Stämme auch in die konsonantische Flexion eingedrungen, so dass *burgo* — *burgio*, *burgun* — *burgiun* nebeneinander steht.

§ 171. Berührung zwischen den langsilbigen und kurzsilbigen *i*-Stämmen. Bei diesen stimmten die obliquen Kasus überein, N. u. A. Sgl. wichen ab: es hiess *kraft*, aber *-skepi*. Hier hat zuerst das ahd. ausgeglichen, die Form der langstämmigen Substantiva auch auf die kurzstämmigen übertragen, so dass es *-skaf* gegenüber as. *-skepi*, *stat* gegenüber as. *steti* heisst; nur *kuri* und *turi* haben sich diesem Übertritt entzogen. Im Nd. begegnet dieser Übertritt erst in der mittleren Periode, aber nicht so entschieden wie im Hd.; *beke* hat die Neubildung nicht erfahren; neben *stat* gilt *stede*.

§ 172. Berührung der *i*-Stämme und der ihnen gleichgebildeten konsonantischen Stämme einerseits mit den *ô*- und den *-ôn*-Stämmen anderseits. Nicht auf teilweisem Zusammenfall, sondern auf syntaktischer Association beruht die frühzeitig eingetretene Angleichung des Dativs der *i*-Stämme an die *ô*-Stämme: as. wie ahd. begegnen Formen wie *heriu*, *idisiu*, *brûdiu*, *wêdiu*, *stetiu* (wenn dies nicht alte aus der *u*-Flexion übernommene Lokative sind). Ebenfalls noch in der ältesten Periode hat Berührung mit denjenigen *ô*-Stämmen stattgefunden, welche die lautgesetzliche Form im Nom. Sgl. bewahrten, also in diesem Kasus mit den *i*-Stämmen und den betr. konsonantischen Stämmen zusammenfielen. So finden sich as. und anfr. und bei Notker Formen von *thiod* (got. *thiuda*) nach der *i*-Flexion. Oder aber es werden nach dem Muster der konsonantischen Stämme die obliquen Kasus dem Nominativ gleich gemacht, hauptsächlich as., kaum ahd. Solche Formen begegnen von *êo*, *hel*, *thiod*.

Stärkere Berührung der beiden genannten Klassen mit der *ô*-Flexion tritt in [illegible] mittlern Periode ein, nachdem die Endungen zu *e* geworden, also Gen. Dat. Sgl. und N. A. Pl. zusammengefallen. Die Folge ist einerseits, dass auch von den endungslosen Stämmen Nominative und Accusative des Singulars auf *e* gebildet werden. So ist schon mnd. *sûle* an Stelle von *sûl* getreten, mhd. *erne* hat *arn* fast verdrängt; auf beiden Gebieten findet sich *schulde*, *werlde* neben den alten Formen *schult*, *werlt*. Zahlreiche derartige Neubildungen zeigt das Nhd.: *Beichte*, *Eiche*, *Ente*, *Leiche* etc. Anderseits erscheinen

alte Singulare auf *e* später ohne *e*, so dass die alte lautgesetzliche Form wieder hergestellt erscheint (man kann sogar in einzelnen Fällen zweifelhaft sein, ob man es mit alten oder neuen Bildungen zu thun hat). So schon mhd.: *huot* neben *huote*, *vorht* neben *vorhte*, *waht* neben *wahte*. Noch mehr im Übergang zum Nhd.: *ahte* = *Acht*, *marke* = *Mark*, *quâle* = *Qual*, *stirne* = *Stirn*, *raste* = *Rast*.

Infolge dieser Neubildungen bestanden eine Zeit lang zahlreiche Doppelformen mit *-e* und ohne *-e*. Als nun die starken *-e*-Bildungen sich mit den *ôn*-Stämmen berührten (s. o. § 169), so wurden die Pluralbildungen auf *-en* auch auf die daneben stehenden Formen ohne *e* übertragen, und von diesen gingen sie weiter auf endungslose Formen, neben denen es keine Bildung auf *-e* gab. So erklären sich die nhd. Plurale *Arbeiten*, *Burgen*, *Geburten* etc.

§ 173. Berührungen zwischen dem Femininum einerseits, Masculinum und Neutrum anderseits. Berührung einer einzelnen Form fand im As. beim Dat. Pl. statt, indem sich derselbe dem Masculinum in der Neubildung auf *-iun* anschloss; also urdeutsch **kraftim* = as. *kreftiun*. Ferner haben im Nhd. nach dem Muster der endungslosen männlichen und sächlichen Plurale bei Zahlbenennungen auch Feminina Formen ohne Endung aufzuweisen, so *Last*, *Mass*, *Ohm*, *Uhr*. In zahlreichen Fällen aber hat Wechsel des Geschlechts und damit Umbildung des ganzen Paradigmas stattgefunden. Besonders nahe lag ein solcher Übertritt bei den *u*-Stämmen, bei denen alle Kasus des Masc. und Fem. von Hause aus übereinstimmten. So sind dieselben vielfach in andere Genera übergetreten oder zeigen wenigstens ein Nebeneinander verschiedener Geschlechter. got. *kustus* m. = as. und ahd. *kust* f.; die got. Masculina *flôdus*, *haidus*, *luftus*, *lustus* sind and. und ahd. m. und f. got. *kinnus* f. = and. ahd. *kinni* n.; urdeutschem *grundus* (m. o. f.?) entspricht hd. *grund* m., mnd. *grund* f. neben seltenerem Masc. (im As. lässt sich das Geschlecht nicht erkennen); auch *Floh*, das ad. beide Genera, m. u. f., zeigt, war wohl ursprünglich weiblicher *u*-Stamm. — In der *i*-Flexion stimmten bei gleichartiger Stammsilbe Nom. und Acc. Sgl., sowie der ganze Plural überein. So entspricht urdeutsch *hups* m. dem ad. *huf* f.; urdeutsch *wêns* f. = ad. *wân* m., urd. *dails* f. = ad. *teil* m. und n., urd. *taikns* f. = deutsch *zeichen* n. Im and. und ahd. stehen Masc. und Fem. nebeneinander bei *giwald* und *list*, ebenso Neutr. und Fem. bei *lîch* (and. nur neutr. belegt, mnd. m. u. fem.). Die alten Feminina *kraft*, *werold* sind as. auch Masculina; and. und ahd. *art* masc. ist mnd. und teilweise mhd. fem. geworden.

Auf der Übereinstimmung von Nom. (und Acc. Sgl.) beruhen Übergänge alter Feminina mit langer Stammsilbe ins Masc. Manches davon ist wohl schon urdeutsch übergetreten, wie urdtsch **randa* f. = dtsch. *rand* masc., urdtsch. **skûra* f. = dtsch. *skûr* m., urd. **wunska* f. = dtsch. *wunsch* m. Anderes erst später. Neben ahd. *folma* f. steht as. *folm* m.; im As. selber begegnet *hel* als Masc. neben *hel- hellia* fem. Häufiger sind diese Übertritte im Ahd., wo auch der Nom. Acc. Plur. bei Masc. und Fem. übereinstimmte. So finden sich neben den Abstrakta auf *-unga* Masculina auf *-ung*, neben *thioda* das Masc. und Neutr. *thiot*, neben *halba*, *wîsa* besonders adverbial männliche Formen.

Noch weit mehr Anlass zum Übertritt bot sich nach Abschwächung der Endungen in der mittlern Periode. Hier ergab sich erstens Zusammenfall aller früher vokalisch auslautenden männlichen Stämme mit den *ô*-Stämmen und *-ôn*-Stämmen im N. Sgl. Ausserdem fielen diese vokalischen männlichen und neutralen Stämme auch im Dat. Sgl. und im Plur. — den Gen. ausgenommen — mit den *ô*-Stämmen zusammen; bei den *n*-Stämmen der verschiedenen Genera bestand nur im Acc. noch ein Unterschied (indem das Neutrum auf *e*, nicht auf *-en* ausging). Die alten *i*-Stämme as. **guti*, *kumi*, *kuri* erscheinen mnd.

als Fem. *gote, kome, kore;* mnd. *sege* (as. *sigi*) ist M. und F.; von as. ahd. *sidu* erscheint mnd. und mhd. neben dem häufigern Masculinum das Femin., ahd. *hugu* = mhd. *hüge* f. Im mnd. beginnen ferner die Übertritte der schwachen Masculina ins Femininum, die dann im Nhd. ziemlich zahlreich belegt sind; vgl. z. B. *Blume, Grille, Imme, Kohle, Niere, Schlange, Schnecke, Strähne, Traube.* Auch das Neutr. *wange* fängt schon in der mittleren Periode an, sich dem Feminin zuzuwenden. Endlich werden teils schon in mhd., teils erst in nhd. Zeit, auch *-ja*-Stämme ins Feminin hinübergeführt, so *Hirse, Beere, Grütze, Rippe, Tenne, Wette;* auch *Milz* gehört hierher, das nach seinem Übertritt ins Feminin auch noch die Angleichung an die *i*-Stämmen mitgemacht hat. Bei dem Übertritt der letzten beiden Klassen sind besonders solche Substantiva beteiligt, die häufiger im Plural als im Singular vorkommen, wo also der Singular geringern Halt im Gedächtnis hatte.

Nicht der Nom. Sgl., aber der ganze Pluralis und Dat. Acc. Sgl. stimmten überein bei den neutralen *na*-Stämmen und den femininen *ôn*-Stämmen. So traten mhd. *molken, wâfen, wolken, zicken* im Nhd. ins Feminin über.

Bei allen bis jetzt erwähnten Übertritten lag der Anlass in der Übereinstimmung der sich genau entsprechenden Kasus. Aber auch Formen, die in ihrer Bedeutung von einander abwichen, stimmten äusserlich überein: N. A. Pl. von männlichen und sächlichen vokalischen Stämmen trafen überein mit N. (und A.) Sgl. der *ô*- und *ûn*-Stämme. Kam nun noch hinzu, dass jene Plurale häufiger im Gebrauch waren als die zugehörigen Singulare, so lag es nahe, das ganze Paradigma nach dem Muster der Feminina umzugestalten. Das geschah teilweise schon in der mittlern, theilweise erst in der neueren Periode, bei Masculinis (wie *Borste, Binse, Graete* neben *Grat, Lefze, Locke, Schläfe, Tücke* neben mundartl. *tük, Träne,* selten bei Neutris, wo das Plural-*e* selber erst, jungen Datums: *Aehre,* (mhd. *daz eher*).

DIE ENDUNGEN DES ADJEKTIVS.

§ 174. Das Adjektiv liegt im Urdeutschen in starker und schwacher Flexion vor. Die starke, aus nominaler und pronominaler gemischt, hat folgende Gestalt:

Nom. Sgl. Masc., Fem. Neutr. bei den *a*-Stämmen ohne Endung, bei den *ja*-Stämmen auf *i* ausgehend; bei den *i*-Stämmen und *u*-Stämmen teils lautgesetzliche Formen ohne Endung, teils Neubildungen auf *-i.*

Gen. Sgl.: Masc. Neutr. auf *-es,* Fem. auf *-era.*

Dat. Sgl.: Masc. Neutr. haben Doppelform: *-omu (-amu?)* und *-om;* bei den *i*-Stämmen erscheint der erste Vokal als *e*; Fem. *-eru.*

Acc. Sgl. im Masc. drei Formen: *-ana, -an, -na,* bezw. *-ena, -en, -na* bei den *ja*-Stämmen; Fem. *-a,* bezw. *-e* bei der *ja*-Flexion. Neutr. endungslos.

Instrum.: Masc. Neutr. *-u.*

Plur. N. A.: M. *-e,* Fem. *-o,* Neutr. endungslos oder auf *-u* ausgehend.

Gen. Pl.: *-ero.*

Dat. Pl.: *-êm.*

§ 175. In der geschichtlichen Zeit sind die Doppelformen auf hochdeutschem Gebiet fast völlig verschwunden. Der Acc. Sgl. M. geht ahd. auf *-an* aus; der N. A. Pl. des Neutr. ist endungslos; der Dat. Sgl. M. und N. endet auf *-mu;* nur auf mdtschem Gebiet erscheinen Ausläufer der Endung *-om;* im Nom. Sgl. der *i*- und *u*-Stämme gilt fast ausschliesslich die Endung *-i,* nur bei einzelnen liegen Doppelformen vor: so bestanden nebeneinander *fast—fasti, gâh—gâhi, hart—harti, rûm—rûmi, reid—reidi, rîch—rîhhi, wâr—wâri.* Im And. sind die Doppelformen länger erhalten. Im Hel. begegnen noch, wenngleich wenig zahlreich, Accusative auf *-ana* und *-na* neben dem regel-

mässigen *-an;* im Anfr. und Mnd. ist *-an (-en)* allein herrschend geworden. Im N. A. Pl. Neutr. ist die Endung *-u* anfr. gar nicht, as. nur ganz vereinzelt belegt (einmal *managu*). Im Dat. Sgl. überwiegt anfr. weitaus die Endung *-um,* bezw. ihr Reflex, um später allein gültig zu werden; im Nd. liegen beide Formen noch im Mnd. nebeneinander. Im N. Sgl. der *i-* und *u*-Stämme haben wie im Hd. die Formen mit *-i* gesiegt, doch sind hier die lautgesetzlichen endungslosen Formen etwas häufiger als im Hd.; so erscheint as. nur *fast* und *hard.*

§ 176. Im Gegensatz dazu treffen wir schon im frühesten Hochdeutschen neue Doppelformen, indem pronominale Bildungen auch im N. und Acc. des Neutr. und im N. Sgl. Masc. und Fem. auftreten. Nom. Sgl. Masc. geht somit auf *-êr* aus, N. A. Sgl. Neutr. auf *-az;* Nom. Sgl. Fem. und Nom. Acc. Pl. auf *-iu*, und zwar kam diesen — wohl je nach der Stellung im Satze — doppelte Betonungsweise zu: *(blint)ìu* und *(blint)iù.* Daraus ergab sich eine Zweiteilung im Hochdeutschen: das Oberdeutsche hat die Form *blintìu* verallgemeinert, das Fränkische weist das aus *blintiù* entstandene *blintu* auf. Im Mnd. beschränkt sich das Vorkommen der pronominalen Neubildung auf das Neutrum *allet,* und zwar erscheint diese Form fast niemals attributiv; im Neund. hat diese Bildung noch etwas weiter gegriffen: so zeigt sich *-et* bei den Adjektiven überhaupt im Ravensburgischen und Soestischen, im letztern dann, wenn das Adjektiv ohne Substantiv steht.

§ 177. Gegenseitige Beeinflussung verschiedener Kasus liegt wie bei den substantivischen *â*-Stämmen vor im Gen. und Dat. Sgl. des Feminins. As. wie ahd. tritt *-era* des Gen. auch im Dat. auf und *-eru* (as. meist *ero)* auch im Gen.; das letztere überwiegt; seit dem 10. Jahrh. ist im Ahd. *-eru (-ero)* die regelmässige Endung für Gen. und Dativ. Im Neuoberdeutschen gilt die dem Fem. auf *-iu* entsprechende Form auch für den Accusativ. Umgekehrt ist schon mnd. und noch mehr im Neund. im Masc. die Accusativform auch in den Nominativ eingedrungen: *en scharpen nagel, en ǥauden Kirl* = ein scharfer Nagel, ein guter Kerl. Es ist also, bezw. war einmal gleichberechtigt: *en scharp nagel* und *en scharpen nagel;* daher hat man schon mnd. die Form auf *-en* auch ins Neutrum übertragen, zu *ein vet hôn, en grot her* die Zwillingsformen *ein vetten hôn, en grôten her* geschaffen.

§ 178. Beeinflussung der verschiedenen Geschlechter findet im Plural statt. Der Unterschied zwischen dem N. A. Pl. Masculini und Feminini ist schon as. und anfr. verloren, und zwar ist das Masculinum auch für das Feminin eingetreten: *blinte (blinta).* Auch in das Neutrum dringt diese Form schon and. ein, so dass mnd. *-e* der regelmässige Ausgang aller drei Geschlechter ist. Im Anfr. lautet das Neutr. ganz regelmässig gleich dem Masc. und Fem. auf *-a* aus. Ebenso ist im Hd. bei Notker *blinte* auch für *blinto* eingetreten, dagegen das Neutrum unangetastet. Im Md. mussten in der mittleren Periode die Endungen *-e, -o, -u* zu *-e* zusammenfallen. Im Mitteloberdeutschen dagegen ist Masc. und Femin. auf *-e* deutlich vom Neutr. auf *-iu* getrennt; im heutigen Oberdeutschen, wo *-e* lautgesetzlich verloren ging, ist die Form des Neutrums auch für Masc. und Femin. eingetreten (s. o. S. 573, 3).

§ 179. Berührung verschiedener Flexionsklassen liegt hauptsächlich vor in der Einwirkung der *a*-Flexion auf die *ja*-Flexion. Im Ahd. weisen die ältesten Quellen im Accusativ der *ja*-Stämme noch *e*-Formen auf; im allgemeinen aber ist Ausgleichung zu Gunsten der *a*-Stämme eingetreten. Ob im As. das Nebeneinander von *a* und *e,* das hier in beiderlei Formen vorliegt, eine Nachwirkung jener alten Verschiedenheit ist oder auf anderen Gründen beruht, lässt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Im Dat. Sgl. des Masc. und Neutr. ist im As. Form *-emu* der *ja*-Flexion fast gänzlich ver-

schwunden vor denjenigen der *a*-Stämme auf *-um(u)*; umgekehrt ist im Hd. die Form der *a*-Stämme nur ganz vereinzelt in alten Quellen belegt; vom 9. Jahrh. an ist *-emo* die normale Form. Es ist das wieder eine Berührung zweier Paradigmata, die nicht sowohl auf der Übereinstimmung einzelner Kasus, als auf syntaktischer Assoziation beruhen wird. Dagegen ist der Zusammenfall des N. Sgl. der Anlass, wenn im Alts. alte *i*-Stämme oblique Formen ohne *j*, also nach dem Muster der *a*-Stämme, erzeugen. Insbesondere steht so dem hd. *spâhi* das alts. *spâh* völlig wie ein *a*-Stamm gegenüber.

§ 180. Einwirkung des Substantivs auf das Adjektiv hat stattgefunden im Alts., wo durch syntaktische Assoziation die Substantivendung *-un* des Dativs Pluralis das alte *-en* der Adjektiva völlig verdrängt hat. Eine scheinbare Einwirkung des Adjektivs auf das Substantiv liegt vor, wenn der Acc. der Eigenamen und der eigennamenartigen Wörter — *got*, sowie *fater* und *truhtin* in der Bedeutung von *got* — im And. und Ahd. auf *-an* gebildet wird. Dies *-an* ist so zu erklären, dass als zweite Kompositionsglieder von Eigennamen häufig Adjektiva verwandt wurden und somit den betreffenden Bildungen ursprünglich adjektivische Flexion zukam.

§ 181. Beim schwachen Adjektiv sind die für das Urdeutsche vorauszusetzenden Formen die gleichen, wie beim Substantiv. Aber die Schicksale des Adjektivs sind weit weniger mannigfaltig als die des Substantivs, die rein lautlich entwickelten Formen zahlreicher beim ersteren als beim letzteren. Die Beseitigung der Doppelformen war die gleiche wie beim Substantiv. Das Eindringen der Accusativform in Gen. und Dat. Sgl. des Masc. und Neutr. geschah ebenso wie beim Substantiv; nur ist diese Angleichung beim Adjektiv schneller erfolgt als beim Substantiv, denn beim Adjektiv, das so häufig neben dem Substantiv auftritt, erschien eine charakteristische Endung weniger notwendig als beim Substantiv. Im Nhd. ist im Fem. der Acc. Sgl. auf *-en* dem Nominativ auf *-e* angeglichen worden.

Berührung verschiedener Geschlechter hat stattgefunden im N. A. Pl.: im Alts. ist hier *-un* des Feminins und Neutrums auch Masculinendung geworden, ebenso bei Otfrid. Umgekehrt hat Notker *-en* des Masc. auch auf Femin. und Neutr. übertragen.

Berührung zwischen Masc., Fem. und Neutr. Sgl. liegt vor, wenn im As. der Nom. Sgl. Masc. neben der Form auf *-o*, auch solche auf *-a*, neben derjenigen des Feminins und Neutrums auf *-a* auch eine solche auf *-o* begegnet (z. B. *mennisca mod*, *rehtaro dad*, *narowaro thing*). Auffallend ist, dass die weitaus überwiegende Zahl dieser Doppelformen beim Komparativ erscheint. Es muss also wohl bei ihrer Bildung noch ein weiterer Grund mitgewirkt haben; vielleicht das Vorbild der starken Feminin-Flexion, wo im Gen. und Dat. Sgl. *-ara* und *-aro* gleichwertig geworden waren.

Eine weitere Beeinflussung der schwachen durch die starke Adjektivflexion liegt vor bei Notker, wo *-ôn* des Dat. Plur. durch *-ên* verdrängt worden war.

DAS PRONOMEN.

§ 182. Das persönliche Pronomen der ersten und zweiten Person wies im Urdeutschen etwa folgendes Paradigma auf:

Sgl.	Nom.:	*ik*	*thu*
	Gen.:	*mîn*	*thîn*
	Dat.:	hatte dreifache Formen:	
		mê—mi—mir	*thê—thi—thir*
	Acc.:	*mik*	*thik*

Dual.	Nom.:	*wit*	*git*
	Gen.:	*unkêr (-ar?)*	*inkêr (-ar?)*
	Dat.:	*unk*	*ink*
	Acc.:	*unk*	*ink*
Plural:	Nom.:	*wê—wi—wir*	*jê—ji ir*
	Gen.:	*unsêr (-ar?)*	*iuwêr (-ar?)*
	Dat.:	*uns*	*iu*
	Acc.:	*unsik*	*iuwik* (vielleicht daneben auch *uns—iu*).

§ 183. In der geschichtlichen Entwickelung wurden wieder ganz früh die Doppelformen beseitigt. Im Dat. Sgl. und Nom. Pl. wählt das Hochdeutsche die konsonantisch ausgehenden Formen, das Niederdeutsche diejenigen mit vokalischem Auslaut. Die letztern greifen aber auch in die nördlichen Grenzgebiete des Hochdeutschen, besonders des Hessischen und Thüringischen über, jedoch nicht immer so, dass Dat. Sgl. und Nom. Plur. parallel gingen, sondern es kann die eine Form vokalischen Auslaut aufweisen, die andere das *r* zeigen. Ganz beseitigt sind allerdings die Doppelformen nicht, so erscheinen im Thüringischen für *ihr* nebeneinander die Formen *dê* und *dṛ*. Auch unter den beiden vokalischen Formen wird wieder Auslese gehalten: die Formen mit *-i* verdrängen früh, besonders im Dativ, diejenigen mit *-ê*.

Die Formen des Duals erleiden sehr starke Einbusse. Im As. sind dieselben noch fast vollständig belegt; im Mnd. sind die Formen der ersten Person untergegangen; diejenigen der zweiten Person dagegen dauern auf den Grenzgebieten des Westfälischen und Niederfränkischen bis heute fort. Im Hd. ist die erste Person bis auf einen einzigen Beleg des Genetivs *unkêr* bei Otfrid verschwunden. Die Formen der zweiten Person sind zwar im Ahd. nicht belegt, müssen aber mindestens im Bairischen bestanden haben: hier erscheinen *ez* (ihr) und *enk* (euch) seit dem Ende des 13. Jahrh., und diese haben heute die Pluralformen völlig verdrängt.

§ 184. Angleichung verschiedener Kasus liegt besonders vor in zahlreichen Berührungen zwischen Dativ und Accusativ, während — im Gegensatz zu Substantiv und Adjektiv — Nominativ und Accusativ geschieden bleiben. Schon im And. ist die Form des Acc. Pl. durch den Dativ ersetzt; nur noch ganz vereinzelt begegnen im Mnd. Belege für *usik* und *juk*. Ebenso ist im Anfr. *iu* für Dat. und Acc. gültig, während in der 1. Pers. *uns* und *unsig* für Dat. wie für Acc. zur Verwendung kommen: später trägt *uns* den Sieg davon. Im Ahd. ist die Vermischung nur ganz spärlich eingetreten, aber wieder etwas häufiger bei der zweiten als der ersten Person: im Fränk. des Ludwigslieds lautet der Accusativ *iu*. Mhd. dagegen tritt *unsich* zurück; *uns* gilt für beide Kasus, während *iu* und *iuch* bis ins 14. Jahrh. noch ziemlich streng geschieden sind; von da an beginnt *iuch* — besonders im Mitteldeutschen — *iu* zu verdrängen.

Der Ausgleichung des Plurals folgt diejenige des Singular nach. Schon im Monacensis des Hel. ist der Dativ *mi*, *di* auch für den Acc. ganz allgemein eingetreten; im Cott. ist der Acc. *mi*, *di* das Häufigere, aber auch *mik*, *thik* noch belegt. Umgekehrt findet sich heute in einem grossen Teile des Niederfränkischen und des Niederdeutschen *mich*, *mik* für Acc. und Dat. gebraucht, ein Zustand, der sich bereits in der mittleren Periode ausbildet. Dem hochdeutschen Gebiet ist diese Vertauschung im Sg. fast gänzlich fremd geblieben: im Vintschgau findet sich Vertauschung von Dat. und Acc. (*er hat mer gschlogen, er hat mi vorglogn*).

Vgl. Behaghel, *Vertauschung von Genetiv, Dativ und Accusativ beim persönlichen Pronomen*, Germ. XXIV, 24.

§ 185. Einwirkung des Singulars auf den Plural zeigt sich darin,

dass der Anlaut *m* der obliquen Formen auch auf *wir*, der Anlaut *d* des ganzen Sg. auch auf *ir* übertragen wird. Und zwar ist auffallender Weise *mir* allgemeiner verbreitet als *dir*. Das heutige Oberdeutsche hat fast ausschliesslich *mir*, dagegen *dir* und *ir* nebeneinander. Wo wie im Bairischen *ir* durch *es* verdrängt ist, begegnet (so am Regen) die Form *dês*. Ebenso scheint es sich auf md. Gebiete zu verhalten, während das Nd. von dieser Einwirkung freigeblieben scheint.

§ 186. Endlich hat beim Pronomen Association an syntaktisch damit verbundene Wörter stattgefunden, nämlich beim Genitiv. Hauptsächlich geschah dies bei nachfolgendem *selbes* oder einem Plural: so erscheint schon as. *iuworo selboro, unkero selboro*, sogar *iuwaro gumono*. Bei Otfrid ist *mines selbes, thines selbes* häufig genug; vereinzelt begegnet auch *iuues selbes;* in der mittleren Periode ist nd. und md. diese Angleichung ziemlich häufig, seltener dagegen auf oberdeutschem Gebiet; im Mnd. erscheint *mines, dines* sogar ohne *selbes*. Neben *mines, dines selbes* erscheint auch *miner, diner selbes*, vermutlich zuerst beim Feminin: auch dies *miner, diner* wird im Mnd. und im Ausgang des Mhd. selbständig; im Nhd. sind dies die regelmässigen Formen; zu ihrem Sieg haben wohl auch die daneben stehenden *unser, euer* beigetragen.

§ 187. Vom reflexiven Pronomen der dritten Person besass das Urdeutsche nur noch den Gen. *sîn* für Masc. und Neutr. und den Acc. *sik* für alle Geschlechter und Numeri; *sîn* hat die gleiche Entwicklung durchgemacht wie *mîn* und *dîn*. *sik* ist im Heliand nicht vorhanden, wohl aber, wie es scheint, so ziemlich im ganzen späteren Niederdeutschen: wie diese beiden Thatsachen zu vermitteln sind, ist unklar. Im Mnd. gilt *sich* nicht nur für den Accusativ, sondern ist auch in den Dativ eingedrungen. Auch im Hd. findet sich im Ausgange der ahd. Zeit und in mhd. Zeit mehrfach dativische Verwendung von *sich*, zuerst und zumeist nach Präpositionen. In den heutigen mitteldeutschen Mundarten steht *sich* fast ganz allgemein für Dativ und Accusativ; in Gebieten des Mittel- und Niederfränkischen begegnet dafür ein nach dem Muster von *mir* und *dir* gebildetes *sir*. Im Oberdeutschen dagegen ist *sich* erst in beschränktem Masse in den Dativ eingedrungen; es überwiegt hier noch das geschlechtige Pronomen der 3. Person.

§ 188. Bei dem geschlechtigen anaphorischen Pronomen lautete im Urdeutschen Nom. Sg. Fem. *siu*, Neutr. *it*. Welche Formen im Masc. vorlagen, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, jedenfalls eine Form, die dem got. *is* entsprach, in doppelter lautlicher Gestaltung, *ir* und *er*, und eine Form mit dem Anlaut *h*, ebenfalls in mehreren Gestalten, wohl *hê*, *hie*, *her*.

Gen. Sg.: Masc. Neutr. *is*, Fem. *ira* — *irâ*.
Dat. Sg.: Masc. Neutr. *imu* — *imû* — *im;* Fem. *iru* — *irû*.
Acc. Sg.: Masc. *ina* — *inan* — *inân;* Fem. *sia* (*sie?*), Neutr. *it*.
Plural Nom. Acc.: *sie* — *siô* — *siu;*
— Gen.: *iro* — *irô;*
— Dat.: *im*.

In der geschichtlichen Entwickelung hat die Verteilung der Doppelformen folgendermassen stattgefunden. Im N. Sg. Masc. sind die mit *h* anlautenden Formen dem Oberdeutschen fremd; *he* (*hie*) ist niederdeutsch, aber auch auf md. Gebiete verbreitet, *her* tritt mitteldeutsch neben *er* und *ir* auf: das letztere nur bei Isidor. Oberdeutsch ist *er*. Die Formen *imu* — *im* verteilen sich wie die entsprechenden Endungen beim Adjektiv; *ina* ist and.; *inan* hd. (nur einmal begegnet es im Mon. des Heliand); unter dem Einflusse der Unbetontheit entwickelt sich aus *inan*, *inen* im 11. Jahrh. die Form *in*, ebenso wie, schon im 9. Jahrh., aus gleichem Grunde neben *siu* im Ahd. die Form *si*

entsteht. Die endungsbetonten Formen *irá, imú, irú, inán, iró* spiegeln sich in den Otfridischen Verkürzungen *ra, mo, nan, ro*. Später sind diese verschwunden. Dagegen lebt *iró* noch fort in mhd. *iro*, nhd. *ihro* (neben mhd. *ir*, nhd. *ihr*), das die Erhaltung des vollen *o* nur der Endbetonung verdanken kann.

Der Gen. *is* ist im Hd. im Masc. schon in der frühesten Zeit verschwunden; in der mittleren Periode tritt er auch nd. zurück. In dieser Zeit wird nd. wie hd. der neutrale Genitiv stark eingeschränkt und verschwindet im Nhd. bis auf versteckte, unlebendige Reste (vgl. *ich bin es satt, zufrieden*).

Wenn im Ahd. neben *is* auch *es* erscheint, das im Mhd. Regel wird, und auch im Mnd. *es* neben *is* gilt, so liegt hier wohl weniger eine Beeinflussung von *he* und *er* aus vor, als lautliche Schwächung.

Auf nfr. Gebiet begegnen seit der ältesten Zeit nicht selten Formen des Dat. Sg. (der auch den Acc. vertritt) mit anlautendem *h*, das vom Nom. her übertragen, neben Formen ohne *h*. Mehr vereinzelt sind solche Dative und Accusative mit anlautendem *h* auch im Mfr. der älteren und mittleren Zeit: eigentümlich ist der Thatbestand im Trierer Capitulare, wo der Nominativ selber nur *er* lautet. Im Mhd. beeinflusste sich der Nom. Fem. *siu* und der zugehörige Accusativ *sie* nicht selten in der Weise, dass *siu* auch als Accusativ, *sie* auch als Nominativ verwendet wird. Im Gen. und Dat. Sg. des Feminins werden *ira* und *iru* in der gleichen Weise vertauscht, wie die entsprechenden Formen des Adjektivs. Im Anfr. der Psalmen tritt für den Acc. *ina* der Dat. *imo* ein, eine Entwickelung, die im Mnd. weiter geht und im heutigen Nd. ein grosses Gebiet einnimmt. Auch im Fem. ist an die Stelle des Acc. Sg. Fem. *sie* im heutigen Nd. vielfach die Form des Dat. getreten.

Gegenseitige Beeinflussung der verschiedenen Geschlechter zeigt sich kaum im Sg.; denn mnd. *et* neben *it*, spätahd. mhd. *ez* aus *iz* ist wohl durch lautliche Schwächung entstanden. Im Plural hat schon das And. *sie* — *sio* zu Gunsten des Masc. ausgeglichen; im Mnd. ist auch die besondere Form des Neutrums verloren gegangen. Im Ahd. wird *sio* mehr vereinzelt durch *sie* ersetzt; bei Notker ist *sie* für Masc. und Fem. durchgeführt. Im Mhd. dringt *sie* auch schon ins Neutrum ein, was im Nhd. zur Regel geworden. Umgekehrt begegnet im Mhd. auch *siu* für das Masc. wie das Fem.

Einwirkung des Sg. auf den Pl.: neben dem Gen. Pl. *iro* findet sich im As. die Form *iru;* sie ist offenbar deshalb neben *iro* getreten, weil im Dat. Sg. des Fem. *iro* und *iru* nebeneinander standen, die unter verschiedenen lautlichen Bedingungen entstanden waren (s. S. 572 o.). Und auch *ira* erscheint as. im Gen. Pl., wie es im Sg. durch Vermischung von Genitiv und Dativ neben *iro* getreten. Ebenso ist im Mnd. neben dem Dat. Pl. *en* (ihnen) eine Form *ene* entstanden, weil im Acc. Sg. Masc. neben *ene* (= and. *ina*) die verkürzte Form *en* lag. Und im Neund. erscheint *er* auch als Acc. Pl. neben *se*, weil im Acc. Sg. Fem. diese beiden Formen nebeneinander gelten. Die nämliche Erscheinung treffen wir auf hd. Gebiet: dort begegnet seit dem 11. Jahrh. neben dem Dat. Pl. *in* die Form *inen*, nach dem Muster des Acc. Sg. Masc., wo die gleichen Formen nebeneinander bestanden.

Unter dem Einfluss eines ursprünglich nachfolgenden *selber* ist der nhd. Gen. Sg. Fem. und der Gen. Pl. *ihrer* aus mhd. *ir* entstanden, unter dem Einfluss nominaler Flexion der im älteren Nhd. auftretende Dat. Sg. Fem. und Gen. Pl. *ihren*.

§ 189. Das Paradigma des Pronomens *der* hat so ziemlich die gleiche Urgestalt und Entwickelung, wie das von *er, sie, es;* nur sind die zweifelhaften Punkte noch zahlreicher.

Das urdeutsche Paradigma war etwa:

Nom. Sg.: Masc. *se* — *the* — *thie* — *ther*, Fem. *thiu*, Neutr. *that*.

Gen. Sg.: Masc. Neutr. *thes*, Fem. *thera*.

Dat. Sg.: Masc. Neutr. *thamu* — *themu* — *tham* — *them*, Fem. *theru*.

Acc. Sg.: Masc. *thana* — *thena* — *than* — *then*, Fem. *tha* (= got. *tho*) — *thea*, Neutr. *that*.

Instr. Sg.: Neutr. *thiu*.

Plural Nom. Acc.: Masc. *thê* — *tha* (das letztere aus dem Fem. übertragen); Fem. *tha* (= got. *thos*) — *thio*, Neutr. *thiu* — *thei*.

Gen. Plur.: *thêro* und *theró*.

Dat. Plur.: *thêm*.

Von den Doppelformen des Nom. Sg. Masc. ist *se* nur noch einige Male im Cott. des Hel. belegt. Die andern Formen verteilen sich im ganzen wie die Formen *he* — *hie* und *er*. *thamu* ist noch im And. der Freckenhorster Rolle bewahrt; **tham* erscheint als *than* einmal im Cott. des Heliand; sonst gilt nd. und hd. die Form mit *e*; *themu* und *them* verteilen sich wie *imu* und *im*. Im Acc. Sg. Masc. ist *then* hd. ausschliesslich herrschend geworden; *thana* und *thena* stehen im Hel. nebeneinander; *than* und *then* sind ganz vereinzelt; im späteren Nd. ist die Form mit *a* verloren. Im Acc. Sg. Fem. erscheint die alte Form *tha* nur noch in ganz vereinzelten Belegen im Hel., sonst *thea*. Der Heliand zeigt auch noch einige Belege von *tha* in Nom. Acc. Plur. des Masc. und Fem., während dieselbe im übrigen verschwunden ist. Im N. A. Plur. N. ist *thei*, wohl alte Dualform, nur oberdeutsch belegt im Bair. bis zum Ausgang des Ahd. *Theró* reicht in *dero* bis ins Nhd. hinein, mit Bewahrung des vollen Vokals unter dem Accent.

Neue Doppelformen entstehen im N. A. Pl. Masc. durch lautliche Doppelentwickelung. Urgerm. *thai* wurde in unbetonter Silbe früh zu *thê*, und dessen *ê* fiel mit urd. *ê* in *hêr* zusammen. *thê* wurde nun wieder unbetont wie hochbetont verwendet. Im letzteren Falle wurde es zu *thea* — *thia* — *thie*, und diese Form hat schon im 9. Jahrh. *thê* verdrängt. Ebenso erscheint im Ahd. besonders alemannisch für den Dat. Pl. die Form *deam*, *diem*, bis hinein ins Mhd. Ganz vereinzelt ist *thiem* im Heliand neben regelmässigem *them*; nach dem Muster dieser pluralischen Doppelformen begegnen dann auch neben *them* des Sg. einige *thiem*.

Austausch von Gen. und Dat. Sg. Fem. tritt ein, wie bei dem Adjektiv und bei *si*. Im Mnd. ist der aus *thea* entstandene Accusativ Sg. Fem. *de* auch die Form des Nom. Sg. Fem. geworden. Im Mhd. ist besonders md. der Acc. *die* auch in dem Nom. eingedrungen, was dann im Nhd. Regel geworden. Auch das Umgekehrte begegnet, dass *diu* für Nominativ wie Accusativ angewendet wird: im Mhd. wie in heutiger Mundart im Bairischen. Nachdem auf diese Weise *diu* und *die* gleichwertig geworden, stellte sich auf md. Gebiete *die* auch neben die Form *diu* des Instrumentalis. Im Mnd. ist für das Neutrum *dat* vielfach die Genitivform *des* eingetreten, da in negativen Sätzen beides häufig gleichwertig war (*dat enis niet* = *des enis niet*).

Die Ausgleichung der drei Geschlechter im N. A. Pl. verlief im Ganzen wie bei *sie*, *sio*, *siu*.

Die Form des N. A. Pl. Masc. selber stand teilweise unter dem Einflusse von *sie*: daraus ergab sich im As. für *the* die Form *thie* (*thea*, *thia*). Ferner sind im Nhd. ähnlich wie beim Pronomen *er*, *sie*, *es* Angleichungen an die nominale Flexion vollzogen worden: *dessen*, *deren*, *derer*, *denen*.

§ 190. In hohem Masse unsicher ist die urdeutsche Flexion des zusammengesetzten Pronomens *dieser*. Sie mag etwa folgendermassen ausgesehen haben:

Nom. Sgl.: Masc. *these,* Fem. *thius,* Neutr. *thit—thetti.*
Gen. Sgl.: Masc. Neutr. *thesse—thesses;* Fem. *thesera.*
Dat. Sgl.: Masc. Neutr. *thesomu—thesum,* Fem. *theseru.*
Acc.: Sgl.: Masc. *thesan;* Fem. *thesa;* Neutr. *thit—thetti.*
Inst. Neutr.: *thius.*
Plur. Nom. Acc.: Masc. *these.* Femin.: *theso,* Neutr. *thius—theisu.*
Gen. Pl.: *thesero.*
Dat. Pl.: *thesêm.*

Von diesen Formen sind *thetti, thesse, theses, theisu* auf nd. Gebiete nicht vorhanden; der Nom. Sgl. Masc. ist im And. nicht belegt. Auf hd. Boden dauern die drei ersten bis in mhd. Zeit fort, allerdings mit einer kleinen Umgestaltung. *deisu* erscheint nur in ahd. Quellen, denselben, die auch beim Artikel die Form *dei* bieten. *thesomu* und *thesum* verteilen sich wie die entsprechenden Adjektivformen; überhaupt erleidet das Paradigma, soweit es schon Adjektivendungen aufweist, die gleichen Veränderungen durch Einwirkung verschiedener Kasus, verschiedener Geschlechter aufeinander, durch von der Substantivflexion ausgehende Einflüsse, wie sie das Adjektiv erfahren hat.

Weitere Beeinflussung verschiedener Kasus zeigt sich im Stammvokal. Im frühsten Ahd. waren noch weitere Endungen des Adjektivs in das Paradigma eingedrungen, auch die Endung *-iu.* Vor dieser Endung ging das *e* des Stammes lautgesetzmässig im 9. Jahrh. zu *i* über, so dass also Wechsel zwischen *e* und *i* in den verschiedenen Formen des Paradigmas stattfand. Dieser wurde zu Gunsten des *i* ausgeglichen, und der Ausgleich ist bei Notker schon völlig durchgedrungen. Wenn das Mnd. neben *dese, dit* auch Formen mit *ü* zeigt, so stammt dies wohl aus den alten Formen, die im Stamm *iu* aufweisen; freilich müsste Verkürzung eingetreten sein. Einfluss von Plural auf Sgl. liegt vor, wenn nach dem Muster der im Ahd. sich ergebenden Doppelformen für N. A. Pl. Neutr. *thesiu* und *theisu* das letztere auch im N. Sgl. Fem. neben *thesiu* tritt.

Die wichtigste Umgestaltung geschah durch Neubildungen nach der Adjektivflexion. Schon and. lautet der Gen. Sgl. regelmässig *theses,* und im Mnd. ist die Form *thius* des N. Sgl. Fem. und N. A. Plur. Neutr. durch gewöhnliche adjektivische Bildungen ersetzt worden; neben *dit* begegnet eine Form *desset* (s. *allet* § 176). Im Ahd. ist die Form *thius* überall durch adjektivische Bildungen ersetzt; neben *these* tritt frühe *thesêr,* um später Regel zu werden. Der Genitiv *theses* neben regelmässigem *thesses* und seltenem *thesse* tritt ahd. erst vereinzelt auf; mhd. ist er allgemein.

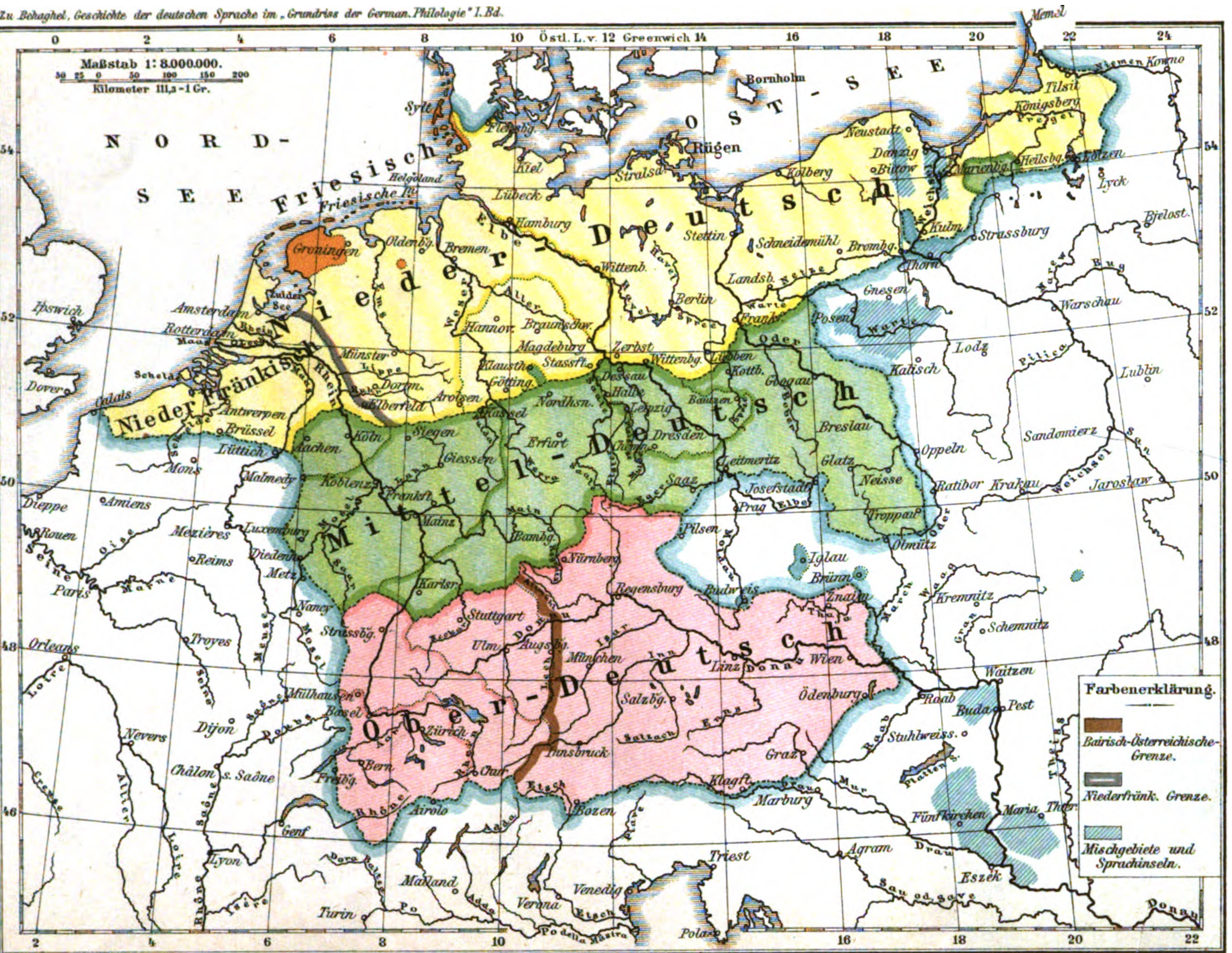
Einwirkung des Artikels scheint vorzuliegen im As., wenn neben *theses* im Gen. Sgl. auch *thieses,* im Dat. Sgl. und Plur. auch die Form *thieson* neben *theson* erscheint: man darf wohl annehmen, dass der nicht belegte Nom. Sgl. Masc. neben *these* auch *thiese* gelautet habe.

Schwierig ist das im Mnd. neben dem einfachen *s* des Stammes auftretende Doppel-*s* zu erklären; ebenso ist der Ausgangspunkt der bei Notker und dann im Mhd. begegnenden Neubildung *dirro* neben *deser* im Nom. Sgl. Masc. unklar.

§ 191. Das Fragepronomen *wer* entbehrt des Feminins und des Plurals. Seine urdeutschen Formen waren etwa:

Nom.: Masc. *hwe—hwie—hwer,* Neutr. *hwat.*
Gen.: *hwes.*
Dat.: *hwemu—hwem.*
Acc.: Masc. *hwana— hwena—hwanan* (?) —*hwenan.* Neutr. *hwat.*
Instr.: Neutr. *hwiu.*

Die Doppelformen haben sich in geschichtlicher Zeit verteilt wie die entsprechenden des Artikels; von der Form *hwanan,* wenn sie überhaupt


Zu Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache im „Grundriss der German. Philologie“ I. Bd.
Maßstab 1: 8.000.000.
Kilometer 111,3 = 1 Gr.
Östl. L. v. Greenwich
NORD-SEE
OST-SEE
Friesisch
Nieder-Deutsch
Mittel-Deutsch
Ober-Deutsch
Niederfränkisch
Farbenerklärung.
Bairisch-Österreichische-Grenze.
Niederfränk. Grenze.
Mischgebiete und Sprachinseln.
Verlag von Karl J. Trübner, Strassburg.
F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.
F. Kauffmann.

einmal bestand, sind keine Spuren zurückgeblieben. *wenan* hat sich im spätern Ahd. unter dem Einfluss der Proklise zu *wen* verkürzt.

Im Mnd. erscheint *weme* auch als Accusativ, *wen* auch als Nominativ; von hier aus erklärt es sich, dass neben dem Gen. *wes* im Mnd. auch die Neubildungen *wems* und *wens* auftreten.

§ 192. Possessives Pronomen. Dasselbe lautete für den Singular urdtsch. *mîn, dîn, sîn,* letzteres nur für Masc. und Fem. Im Dual und Plural der 1. und 2. Person bestanden Doppelformen: *unkar—unka, inkar—inka; unsar- unsa, iuwar—iuwa.* Die Flexion der genannten Pronomina war die der starken Adjektiva. Für das Fem. Sgl. und den ganzen Plural der 3. Person wurde der Genitiv des anaphorischen Pronomens verwandt. Von den Doppelformen des Duals und Plurals gehören die auf *r* ausgehenden in geschichtlicher Zeit dem hochdeutschen Gebiet an, die auf Vokal dem Niederdeutschen, doch greifen dieselben auch auf md. Gebiet über. Die Form des Duals der ersten Person ist im Ahd. und Mnd. verloren; die der zweiten Person dauert da fort, wo das Pronomen der 2. Person *enk* noch besteht. Der Genetiv des anaphorischen Pronomens hat im Mnd. regelmässig, im Mhd. häufig und im Nhd. durchgängig für die possessive Verwendung adjektivische Flexion angenommen *(ihr, ihres, ihrem* etc.).

V. ABSCHNITT.

SPRACHGESCHICHTE.

6. GESCHICHTE DER NIEDERLÄNDISCHEN SPRACHE

VON

JAN TE WINKEL.

I. LITERATUR.

§ 1. Eine ausführliche Geschichte der nl. Sprache ist noch nicht geschrieben. Das einzige Werk der Art, A. Ypey, *Beknopte Geschiedenis der Ned. Tale* I Utrecht 1812, II Gron. 1832, ist natürlich schon veraltet. Doch sind für eine solche Geschichte die Baustoffe vorhanden, zunächst in verschiedenen Zeitschriften, u. a. *Taalkundig Magazijn* (Red. A. de Jager), Rott. 1835—42, *Magazijn van Ned. Taalkunde,* 's-Grav. 1847—52, *Archief* und *Nieuw Archief voor Ned. Taalkunde* (Red. A. de Jager), Rott. 1847—56, *Nieuw Ned. Taalmagazijn* (Red. L. A. te Winkel), 's-Grav. 1853—57, *De Taalgids* (Red. A. de Jager, L. A. te Winkel, J. A. van Dijk), Utrecht 1859—67, *De Taal- en Letterbode* (Red. E. Verwijs, P. J. Cosijn), Haarl. 1870—76, *Taalkundige Bijdragen* (Red. P. J. Cosijn, H. Kern, J. Verdam, E. Verwijs), Haarl. 1877—79, *Noord en Zuid* (Red. Taco H. de Beer, C. H. den Hertog), Culemborg 1876 bis zur letzten Lief. und *Tijdschrift voor Ned. Taal en Letterkunde,* Leiden 1881 bis zur letzten Lief., *Register op tijdschriften over Ned. Taalkunde,* 2. A., *met aanvulling van* J. H. Gallee, Kuil. 1886.

§ 2. Das Mittelalter. Für die Kenntnis der mnl. Sprache (13. und 14. Jahrh.) hat man zwei ausführliche Grammatiken, 1. J. Franck, *Mittelnied. Grammatik,* Leipzig 1883, und 2. W. L. van Helten, *Middelned. Spraakkunst,* Gron. 1886, die aber beide nur die Laut- und Formenlehre behandeln. Eine ausführliche mnl. Syntax fehlt noch, eine verdienstvolle *Proeve eener beknopte mnl. Syntaxis* jedoch gab F. A. Stoett, 's-Grav. 1889. Der mnl. Wortschatz ist behandelt in Textausgaben mit ausführlichen Bemerkungen, wie, aus früherer Zeit, B. Huydecoper, *Stokes Rijmkroniek,* Amst. 1772, J. A. Clignett, *Bijdragen tot de oude Ned. Letterkunde,* 's-Grav. 1819, H. van Wijn, *Aanteekeningen op de Rijmkroniek van Jan van Heelu* (herausg. von Jonckbloet und Kroon), 's-Grav. 1840, J. Clarisse, *Heimelijkheid der Heimelijkheden,* Dordrecht 1838,

Natuurkunde van het Geheel-al, Leiden 1847, und weiter in zahlreichen Textausgaben mit Bemerkungen und Glossar von belgischen Gelehrten, wie J. F. Willems, C. P. Serrure, J. H. Bormans, J. David, F. Snellaert, K. F. Stallaert, von deutschen Gelehrten, wie Hoffmann von Fallersleben, *Horae Belgicae,* Vratisl. (Leipzig, Hann.) 1830—55 XII Bd., Ed. Kausler, *Denkmäler altnied. Sprache und Litteratur,* Tüb.-Leipz. 1840—66 III Bd., E. Martin, *Reinaert,* Paderb. 1874 und J. Franck, *Alexanders Geesten,* Gron. 1882, und von niederl. Gelehrten, hauptsächlich in den *Werken uitg. door de Vereeniging der oude Ned. Letterkunde* (Jonckbloet, *Karel de Groote* 1844, *Walewein* 1846-48, J. Tideman, *Boec van den Houte,* 1844, *St. Franciscus Leven,* 1848, P. Leendertz Wz., *Der Minnenloep,* 1847, M. de Vries, *Der Lekenspiegel,* 1848) und in der *Bibliotheek van mnl. Letterkunde* (Red. H. E. Moltzer und Jan te Winkel), Gron. 1868—89, 43 Lieff.; und in Einzelausgaben mit Glossar u. a. von W. J. A. Jonckbloet (*Dietsche Doctrinael,* 1842, *Reinaert,* 1856, *Beatrijs en Carel ende Elegast,* 1859), P. J. Vermeulen (*Van den Levene ons Heren,* 1843), L. Ph. C. van den Bergh (*Limborch,* 1847), E. Verwijs (*Bloemlezing* 1867, *W. van Hildegaersberch* 1870), J. Verdam (*Seghelijn* 1878), Jan te Winkel (*Torec* 1875). Weiter wird an zwei Wörterbüchern gearbeitet 1. von J. Verdam (und E. Verwijs), *Mnl. Woordenboek,* 's-Grav. seit 1882 (zwei T. A—G erschienen) und 2. von K. F. Stallaert, *Glossarium van verouderde Rechtstermen,* seit 1886. Zu erwähnen wäre noch A. C. Oudemans, *Bijdrage tot een Middel- en Oudned. Woordenboek,* Arnhem 1869-80, das auch die Sprache des 16. bis 18. Jahrh. enthält und grösstenteils aus verschiedenen Glossaren zusammengelesen ist. In Bezug auf andere Schriften s. Louis D. Petit, *Bibliographie der Mnl. Taal- en Letterkunde,* Leiden 1888, 1—10.

§ 3. Das 15. Jahrhundert. Die Sprache des 15. Jahrhs. ist noch wenig bearbeitet. Man kann dafür nebst Verdams *Mnl. Woordenboek* die damaligen lateinnl. Wörterverzeichnisse zu Rate ziehen, nämlich die *Vocabularius ex quo* etc. Zwolle 1479, *Vocabularius copiosus* ± 1483, *Gemmula Vocabulorum,* Antv. 1486 und *Gemma Vocabulorum,* Antv. 1494.

§ 4. Das 16. Jahrhundert. Für das 16. Jahrh. hat man einige orthographische und grammatische Werke aus der Zeit, wie von Joost Lambrecht, *Nederlandsche Spellijnghe,* Gent 1550 (neu herausgeg. von J. F. J. Heremans und F. van der Haeghen, Gent 1882; vgl. J. W. Muller, *Onze Volkstaal* III 184—193), von Jan van de Werve, *Den Schat der Duytscher talen,* Antw. 1553 (s. C. P. Serrure, *Vad. Museum* II 104—106, IV 438 f.), von Anthonis Sexagius, *Orthographia Linguae Belgicae,* Leuven 1576; von Pontus de Heuiter, *Nederduitse Orthographie,* Antw. 1581 und von der *Kamer in Liefd' Bloeyende* (H. Lz. Spieghel), *Twespraack van de Nederduitsche Letterkunst,* Leyden 1584, die erste nl. Grammatik (die *Rederijck-Kunst in rym opt kortst vervat,* Leyden 1587 folgt) nebst *Vocabulaire françois-flameng,* Antw. 1557 und *Dictionaire flamen-françois* 1562, beide von Gabriel Meurier, den *Nomenclator* von Hadrianus Junius, 1567, und hauptsächlich zwei grosse wertvolle Wörterbücher: 1. C. Plantijn, *Schat der Nederduytscher Spraken,* Antw. 1573 und 2. Corn. Kiliaen, *Etymologicon Teutonicae Linguae,* Antw. 1583, 1588, 1599 (neu herausgeg. von G. van Hasselt, Utrecht 1777; s. A. Kluyver, *Proeve eener Critiek op het Wdb. van Kiliaen,* 's-Grav. 1884).

§ 5. Das 17. Jahrhundert. Für das 17. Jahrh. hat man aus der Zeit selbst einige Sprachlehren, wie von C. van Heule (Leyden 1626), P. Montanus (Delft 1635) und A. L. Kok (Amst. 1649), und das Wörterbuch von Lod. Meyer, *Nederlandtsche Woordenschat,* Haerl. 1650 (2. A. 1654, 12. A. 1805). Aus späterer Zeit B. Huydecoper, *Proeve van Taal en Dichtkunde*

op Vondels vertaalde Herscheppingen, Amst. 1730 (2. A. von F. van Lelyveld, Leyden 1783—91). Für die Grammatik des 17. Jahrhs.: W. L. van Helten, *Vondel's taal, Vormleer en Syntaxis,* Rott. 1881 II T.; für die Worterklärung: *Uitlegkundig Woordenboek op de Werken van P. Cz. Hooft,* Amst. 1825—38; A. C. Oudemans, *Taalk. Wdb. op de Werken van P. Cz. Hooft,* Leiden 1868; A. C. Oudemans, *Wdb. op de Gedichten van G. A. Bredero,* Leiden 1857; A. de Jager, *Taalkundige Handleiding tot de Statenoverzetting des Bijbels,* Rott. 1837 und *tot de Kantteekeningen op den Statenbijbel* (in *Latere Verscheidenheden*, Deventer 1859), und weiterhin sprachliche Bemerkungen zu Textausgaben poetischer und prosaischer Werke des 17. Jahrhs., insbesondere zu *S. van Beaumonts Gedichten* (Utrecht 1843) von J. Tideman, zu *Hoofts Warenar* (Leiden 1843) von M. de Vries, zu *Nederlandsche Klassieken* (Werke von Hooft, Vondel, Huygens, Bredero, Brandt, Leeuw. 1864—69) von E. Verwijs, fortgesetzt von J. Verdam (1884, 85), zu *De Werken van G. A. Bredero* (Amst. 1885—89) von H. E. Moltzer, G. Kalff, R. A. Kollewijn und Jan te Winkel, und zu *Huygens' Hofwijck* (Kuil. 1888) von H. J. Eymael (nebst *Huygens-Studien,* Kuil. 1886).

§ 6. Das 18. Jahrhundert. Die Sprache des 18. Jahrhs. lernt man aus den damals erschienenen Grammatiken, wie von A. Moonen (Amst. 1706), A. Verwer (Anonymus Batavus, Amst. 1707, 2. A. 1783), J. Nyloë (1707, 2. A. 1751), W. Sewel (Amst. 1708, 2. A. 1712), F. de Haes (Amst. 1764), E. Zeydelaer (Amst. 1791), P. Weiland (Amst. 1805), insbesondere aus dem für die Zeit vorzüglichen grammatischen und lexikalischen Werke von Lambert ten Kate, *Aenleiding tot de Kennis van het verheven Deel der Ned. Sprake,* Amst. 1723 II T., worin zuerst die nl. Sprache sprachvergleichend, minstens innerhalb der Grenzen des Germ. behandelt wird. Für die Kenntnis des Geschlechts ist noch von Bedeutung D. van Hoogstraten, *Lijst der gebruikelijkste zelfst. naamwoorden,* Rott. 1711 (5. A. von A. Kluit, Amst. 1759), für Geschlecht und Orthographie M. Siegenbeek, *Woordenboek voor de Ned. Spelling*, Amst. 1805 und *Verhandeling over de Ned. Spelling*, Amst. 1804 (4. A. Dordrecht 1829). Im Anschluss an das *Wörterbuch der hochdeutschen Mundart* von J. C. Adelung schrieb P. Weiland *Nederduitsch Taalkundig Woordenboek,* Amst. 1799—1811.

§ 7. Das 19. Jahrhundert. Für das Studium der jetzigen nl. Schriftsprache verdienen die folgenden Sprachlehren Erwähnung: 1. W. G. Brill, *Hollandsche Spraakkunst,* Leiden 1846 (4. A. 1871), II *Syntaxis,* Leiden 1852 (3. A. 1871), III *Stijlleer,* Leiden 1866 (2. A. 1880); 2. H. Kern, *Handleiding tot het Onderwijs der Ned. taal,* Zutfen 1859—60 (6. A. Amst. 1883); 3. D. de Groot, *Ned. Spraakleer,* Arnh. 1863 (4. A. Amst. 1882); 4. P. J. Cosijn, *Ned. Spraakkunst,* I *Etymologie,* Haarl. 1867 (7. A. bewerkt door Jan te Winkel 1886), II *Syntaxis,* Haarl. 1869 (6. A. bewerkt door Jan te Winkel 1888); 5. W. L. van Helten, *Kleine Ned. Spraakkunst,* Rott. 1877—78 (5. A. Gron. 1885); 6. T. Terwey, *Ned. Spraakkunst,* Gron. 1876 (7. A. Gron. 1889). Einzelne Abschnitte der Grammatik behandeln K. L. Ternest, *Uitspraakleer der Ned. taal.* 2. A. Gent 1872, W. L. van Helten, *De Klinkers en Medeklinkers in de Ned. taal,* Rott. 1875, *Het Werkwoord en zijne Vervoeging en Afleiding,* Rott. 1877, Jan te Winkel, *De Grammatische Figuren in het Nederlandsch,* 2. A. Kuilenb. 1884. Für Orthographie: L. A. te Winkel, *De Grondbeginselen der Ned. Spelling*, Leiden 1865 (4. A. Leiden 1879), *Leerboek der Ned. Spelling*, Leiden 1866, und M. de Vries und L. A. te Winkel, *Woordenlijst voor de Spelling der Ned. taal,* 's-Grav., Leid., Arnh. 1866 (3. A. 1881), das auch für die Bestimmung des Geschlechts massgebend ist. Für Orthographie und Worterklärung hat

man J. H. van Dale, *Nieuw Woordenboek der Ned. Taal*, 's-Grav., Leid., Arnh. 1872 (3. A. von J. Manhave 1884), für Etymologie J. Franck, *Etymologisch Woordenboek der Ned. Taal*, seit 1884, doch noch unvollendet; für einen Teil des Wortschatzes A. de Jager, *Woordenboek der Frequentatieven in het Ned.*, Gouda 1875—78. Das grosse *Woordenboek der Nederlandsche Taal*, wie Grimms Wörterbuch eingerichtet, wurde 1864 angefangen von M. de Vries und L. A. te Winkel. Letzterer starb 1868, ersterer setzte bis jetzt das Riesenwerk fort. Von 1869 bis 1878 war E. Verwijs, von 1872 bis 1878 P. J. Cosijn Mitredakteur; seit 1885 ist A. Kluyver neben De Vries als Redakteur aufgetreten, seit 1889 auch A. Beets und J. W. Muller. Das A ist beinahe ganz vollendet, das G und O sind fast zur Hälfte fertig. Für andere Abschnitte der Sprachwissenschaft ziehe man noch zu Rate: G. Bruining, *De Nederduitsche Synoniemen*, Rott. 1820, J. V. Hendriks, *Proeve van een Woordenboek der Ned. Synoniemen*, Dev. 1880 (2. A. Tiel 1885), W. H. D. Suringar, *Verhandeling over de Proverbia communia*, Leiden 1864—65, P. J. Harrebomée, *Spreekwoordenboek der Ned. Taal*, Utrecht 1858—70, Joh. Winkler, *De Nederlandsche Geslachtsnamen*, Haarl. 1885, M. J. Koenen, *Sprokkelingen*, Tiel 1888.

II. URSPRUNG DER NL. SCHRIFTSPRACHE.

§ 8. Namen der Schriftsprache. Das Niederl. ist die allgemeine Schriftsprache im Königreich der Niederlande und gilt als die Schriftsprache der niederdeutsch redenden Bewohner von Belgien. Weiter wird das Nl. geschrieben in den ost- und westindischen Besitzungen der Niederlande, in der südafrikanischen Republik, dem Oranje-Vrijstaat und zum Teil auch in der englischen Kapkolonie. Im Mittelalter hiess die Sprache *Dietsch*, in einigen Gegenden *Duutsch*.[1] Noch lange blieb dieser Name in der Form *Duitsch* im Gebrauch. Der engl. Name für diese Sprache ist deshalb noch stets *Dutch*. Im 17. Jahrh. und später nannte man sie gewöhnlich *Nederduitsch*, dann und wann auch *Nederlandsch*, aber seit der Gründung des *Königreichs der Niederlande* 1813 kam der Name *Nederduitsch* in Abnahme und wird sie stets *Nederlandsch* genannt, zumal da der Name *Nederduitsch* für die sächsischen und fränkischen Dialekte Norddeutschlands galt. In der Umgangssprache heisst sie auch wohl, obschon mit Unrecht, *Hollandsch*.[2]

[1] E. Verwijs, *Taalk. Bijdr.* I 217—232. — [2] L. A. te Winkel, *Taalgids* V 99—103.

§ 9. Niederländische Mundarten. Als die Volkssprache der Niederländer sich am Ende des 12. Jahrhs. und im Anfang des 13. Jahrhs. zur Schriftsprache erhob, wurden die germ. Gegenden von Niederland und Belgien von drei verwandten niederdeutschen Stämmen bewohnt, den Friesen, Sachsen und Franken, die sich zum Teil noch ungemischt erhalten hatten, zum Teil eine gemischte Bevölkerung bildeten. Auch jetzt noch kann man die drei Bestandteile der Bevölkerung noch ziemlich gut in den Dialekten der verschiedenen Provinzen erkennen, welche sich im allgemeinen in denselben Gegenden behauptet haben, wo sie auch schon im 12. Jahrh. herrschten.[1] Das Friesische war im Anfang der Hauptdialekt, war aber im 12. Jahrh. schon merkbar zurückgedrängt. In der ältesten Zeit wohnten die Friesen im ganzen Norden und Westen der Niederlande, nämlich 1. zwischen Ems und Lauwers (Prov. Groningen), 2. zwischen Lauwers und Flie (Prov. Friesland und der Westen von Drente und Overijsel), 3. zwischen Flie und Maas (Prov. Holland und der Westen von Utrecht), wo nur in Kennemerland (das alte Kinhem zwischen dem Kinhemerbach und dem Rekere, nördlich von Alkmaar,

einerseits, und andererseits dem Südrande des Haarlemmerhout, das sich im Anfang bis Noordwijk und Voorhout, später bis Hillegom erstreckte), ein anderer Volksstamm, die Kaninefaten, gewohnt zu haben scheint, und 4. zwischen Maas und Zwin (oder Sincfal bei Damme in Westflandern), also in der Prov. Zeeland und dem »Vrije van Brugge«. Obschon sich im »Vrije« das Friesische ziemlich rein behauptete, erstreckte sich Friesland 839 nicht weiter als bis zur Maas, und im 12. Jahrh. nicht weiter als bis an die Nordgrenze von Kennemerland, sodass das *Friesische* damals nur noch gesprochen wurde in Westerlinga (dem nördlichen Teil der Prov. Noord-Holland), auf Tessel und in Westergoo und Oostergoo (den zwei Hauptgauen von Friesland), denn auch im Osten vermischte es sich mehr und mehr mit dem Sächsischen. Seit dem 12. Jahrh. nämlich begann eine *friesisch-sächsische Mischsprache* zu herrschen, 1. in Oost- und West-Stellingwerf (d. h. Friesland südlich von der Kuinder), 2. im grössten Teil der Prov. Groningen, nämlich im Westerkwartier (das alte Hugmerchi oder Humsterland), Hunzegoo, Fivelgoo und dem Norden von Goorecht und Oldambt (ungefähr nördlich vom Winschoter Diep). Weiter wurde diese Mischsprache noch gesprochen, 3. in Drente, westlich von dem Hoornsche Diep und der Smildevaart, und 4. in Overijsel, im Kwartier von Vollenhoven (dem alten Gau Umbalaha) und westlich von der Stadt Zwolle und dem Zwarte Water. Endlich wurde sie noch gesprochen 5. in einem Teil des Gooilands, nämlich Naardingeland.

Reines Sächsisch wurde gesprochen 1. in der Stadt Groningen, im Goorecht, Oldambt und Westerwolde, südlich vom Winschoter Diep (Prov. Groningen), 2. in Drente, östlich von dem Hoornsche Diep und der Smildevaart, 3. in Overijsel, östlich von Zwolle und dem Zwarte Water (Salland und Twente), und 4. in Gelderland, in der Grafschaft Zutfen (dem alten Gau Hamaland), östlich und nördlich von der alten IJsel. Auf der Veluwe (Prov. Gelderland) grenzten die drei Dialekte an einander. An der Meeresküste herrschte das Friesische, an der IJsel das Sächsische, am Rhein das Fränkische.

Eine *friesisch-fränkische Mischsprache* wurde gesprochen 1. im nördlichsten Teil von Utrecht, nämlich im Eemland, 2. im Süden von Noord-Holland (Amstelland und Gooiland, und mit Abweichungen auch in Kennemerland), 3. in ganz Zuid-Holland (ausgenommen nur die Alblasserwaard und die Vijf Heerenlanden, d. h. das eigentliche alte Holtland), also in Rijnland, Maasland und den Inseln von Overmaas, 4. in Zeeland, 5. in Oost-Vlaanderen, westlich von Schelde und Leie, und 6. im grössten Teil von West-Vlaanderen, nämlich überall ausgenommen an der Meeresküste und im »Vrije van Brugge«, wo ziemlich reines Friesisch, westlich von Yperen und südlich von der Yser, wo eine sächsisch-fränkische Mischsprache, und zwischen Leie und Schelde, wo reines Fränkisch gesprochen wurde.

Übrigens herrschte das *reine Fränkische* 1. in Oost-Vlaanderen, östlich von Leie und Schelde, 2. in Antwerpen, 3. in Zuid-Brabant, 4. in Noord-Brabant, 5. im belg. und nl. Limburg, 6. im südlichen Teil von Gelderland, westlich von der alten IJsel und südlich vom Rhein (in dem IJselgau, der Duffel, dem alten Reich von Nijmegen, in der Betuwe und der alten Grafschaft Teisterbant), 7. in der Alblasserwaard und den Vijf Heerenlanden (Prov. Zuid-Holland) und 8. im grössten Teil von Utrecht.

[1] D. Lubach, *De bewoners van Nederland*, Haarl. 1863. L. Ph. C. van den Bergh, *Handboek der Mnl. Geographie* 2. A. 's-Grav. 1872. H. Kern. *TenLtbode* III 275—283, Joh. Winkler, *Oud Nederland*, 's-Grav. 1887. 43—72.

§ 10. **Entstehen der Schriftsprache der südlichen Niederlande.** Der erste nl. Staat, in dem, so weit wir wissen, die Volkssprache sich zur Schriftsprache erhob, war ein fränkischer, nämlich Limburg. Der erste Schrift-

steller war Henrik van Veldeke, in der 2. Hälfte des 12. Jahrhs. in der Nähe von Maastricht geboren. Seine *Servatius-Legende* jedoch, in so weit wir aus der ziemlich jungen Hs. schliessen können, und seine *Eneide* und Lieder [1], in so weit es möglich ist diese nach den sehr verdeutschten Hss. in den ursprünglichen Zustand zurück zu bringen, sind nicht in reinem Mnl. geschrieben, sondern in dem zum Mittelfränkischen hinneigenden Dialekt von Maastricht (man findet z. B. Formen wie *mir* und *dir*) und können also nicht als reiner Typus des Mnl. gelten. Übrigens ist kein einziges mnl. Gedicht mit vollkommener Gewissheit ins 12. Jahrh. zu datieren. Die ältesten Schriften, die später erwähnt werden, die wir aber nicht mit Namen kennen, sind die *libri Teuthonice scripti*, vermeldet in einer Akte von 1202, vom päpstlichen Legaten Guido für das Bistum Lüttich aufgesetzt. [2]

Die ältesten bekannten Gedichte des 13. Jahrhs. sind in Limburg, Brabant, Antwerpen und vorzüglich Vlaanderen verfasst, also von Schriftstellern, die zum grössten Teil fränkische Dialekte sprachen, und zum Teil auch die friesisch-fränkische Mischsprache, und für den kleinen Teil von West-Vlaanderen die fränkisch-sächsische Mischsprache. Die sächsischen Bewohner von Flandern datieren wahrscheinlich aus der Zeit Karls des Grossen, der sächsische Kolonien in der Gegend zwischen Schelde und Seine stiftete. [3] Bei den mnl. Schriftstellern tritt der Unterschied zwischen den verschiedenen Dialekten denn auch deutlich hervor. Man vergleiche dazu das Limburgische der *Limburgsche Sermoenen* [4] mit dem Brabantischen von Jan van Heelu, dem Antwerpischen von Jan van Boendale, dem Westflämischen von Philips Utenbroeke und dem Holländischen (oder Zeeländischen) von Melis Stoke, welche sämtlich dialektische Eigentümlichkeiten aufweisen, doch auch das Bestreben zeigen eine allgemeine Schriftsprache zu bilden.

Von solch einer Schriftsprache liefern die Werke von Jacob van Maerlant (1235—1300) das reinste Abbild. Ausdrücklich erklärt dieser (*Leven van St. Franciscus* v. 129—134): »Lesen sire in somich woort, dat in haer lant es ongehoort, men moet om de rime souken misselike tonghe in bouken: Duutsch, Brabantsch, Vlaemsch, Zeeusch, Walsch, Latijn, Griex ende Hebreeusch«. Griechische und hebräische Wörter sind in Maerlants Sprache natürlich selten und nur vermittelst des Lateinischen aufgenommen, lateinische und französische Wörter dagegen findet man häufig, da die Volkssprache zur Zeit der Römer schon viele Wörter aus dem Lateinischen aufgenommen hatte, das auch später als Kirchensprache die Volkssprache beeinflusste, und da unsere Schriftsteller gewöhnlich aus dem Lateinischen oder Französischen übersetzten, während überdies die Südbrabanter und Südflamländer französisch sprachen. Von den nl. Dialekten nennt Maerlant Duutsch, worunter er wahrscheinlich Holländisch meint, Brabantisch, Flämisch und Seeländisch, also rein fränkische oder fränkisch-friesische Dialekte mit einer geringen Beimischung des Sächsischen.

Dass es Maerlant und anderen mit der Schöpfung einer allgemeinen Schriftsprache Ernst war, erhellt aus der Sorge, die viele mnl. Schriftsteller auf die Orthographie und Grammatik verwendeten, so dass sogar zwischen 1325 und 1330 einer der Wortführer der Schule Maerlants, Jan van Boendale (in seinem Werk *Der Leken Spiegel* III 15, v. 15—52) als das erste der drei Erfordernisse für einen Dichter nennt: »hi moet een gramarijn wesen ende te minsten connen sine parten«, er muss »te rechte voeghen die woorde, ele na sinen scoonsten accoorde, te rechte scriven ende spellen«.

[1] W. Braune, *ZfdPh* IV 249—304. Otto Behaghel, Einl. *Eneide*, Heilbronn 1882. — [2] Miraeus *Opera Diplom.* I 564 s. L. Ph. C. van den Bergh, *N. Reeks van Werken v. d. M. der Ned. Lett.* VII 120. — [3] Einhard *Vita Car. M.* 8, *Annales* S. 213. — [4] P. J. Cosijn, *TenLtb.* V 169—185. VI 225—238.

§ 11. Fränkischer Charakter der Schriftsprache. Nach den Gegenden, welche die ersten nl. Schriftsteller hervorbrachten, zu urteilen, musste die Gemeinsprache einen stark fränkischen Charakter tragen, aber nicht ohne friesische und einige sächsische Bestandteile. Vergleichen wir nun das Mnl. mit den *Karolingischen* oder *Altniederländischen Psalmen* aus dem 10. Jahrh., von denen der fränkische Charakter deutlich nachgewiesen ist[1], mit dem sächsischen *Heliand* und mit den ältesten *friesischen Gesetzen*, so wird diese Beobachtung bestätigt.[2] Das Mnl. ist in der That in der Hauptsache gleich der Sprache der Psalmen, hat jedoch eine jüngere Form. Fränkisch ist z. B. das mnl. *oe* (spr. *u*), in den Psalmen *uo*, neben welchem das friesisch-sächsische *ou* oder *ô* im Mnl. weit seltener erscheint. Fränkisch, jedoch noch nicht in der Sprache der Psalmen, ist mnl. *ou* für *ol*, welches im Sächsischen sich unverändert erhielt. Fränkisch (auch Sächsisch) ist mnl. *ô* (germ. *au*), während das Friesische *â* hat. Fränkisch (und auch sächsisch) ist das mnl. *â*, während das Friesische *ê* hat. Fränkisch, schon in den Psalmen, ist der Übergang von *ft* in *cht* im Mnl., aber nicht in den friesischen und sächsischen Dialekten. Dagegen hat das Mnl. häufiger das im Sächsischen regelrechte *ê* (germ. *ai*), als das Fränkische, welches dafür oft *ei* zeigt. Auswerfung von *n* vor Spiranten ist im Friesischen und Sächsischen die Regel, im Fränkischen und auch im Mnl. Ausnahme (vgl. sächs. fries. *ûs*, fränk. *uns*, mnl. *ons*, vereinzelt *us*). Das mnl. Pron. pers. *hem* (auch im Acc.) ist fränk., das im Mnl. gerade so gebräuchliche *ene*, *ne* sächsisch. Das mnl. Pron. *ghi* ist fränk. (sächs. *ge*): das fries. *i* (Acc. *ju*) kommt nur enklitisch vor, während *jou* bei flämischen Schriftstellern gefunden wird. Mnl. Formen wie *wiste* und *sal* stimmen überein mit anfränk. *wista* und *sal*, und nicht mit dem as. *wissa*, *skal* und dem afries. *skil*. Hauptsächlich verdient der Plur. des Präs. Ind. beachtet zu werden, welcher im Mnl. ausnahmslos auf *n*, *t*, *n* endigt (anfränk. *n*, *t*, *nt*), während im As. und Afries. alle Personen auf *d* endigen, wie auch jetzt noch in sächs. und fries. Dialekten.

Das älteste Mnl. ist also eine, nach dem Wohnort der Schriftsteller mundartlich gefärbte Gemeinsprache von Südniederland und Holland, mit nfränk. Grundcharakter, doch fries. und einzelnen sächs. Bestandteilen.

[1] P. J. Cosijn, *TenLtb.* III 25—48, 110—124, 257—270, IV 149—176. — [2] Jan te Winkel, *NenZ.* VII 134—141.

III. VERBREITUNG DER SCHRIFTSPRACHE.

§ 12. Erste Blüte und Zerfall der Schriftsprache in den südlichen Niederl. Waren im 13. Jahrh. schon einige Holländer als Schriftsteller aufgetreten neben den fläm., brab. und limb., so nahm im 14. Jahrh. die Anzahl der holl. Dichter und Prosaschriftsteller merklich zu. Zwar schlossen sie sich in der Hauptsache an die damals gebräuchliche Schriftsprache an, aber führten doch auch einige bestimmt holl. Wörter ein, die einen um so stärkeren fries. Charakter trugen, als sie aus einem nördlicheren Teil Hollands herrührten. Zur selben Zeit machte sich auch der Einfluss des Hochdeutschen, das am Hofe der bairischen Grafen von Holland (1345—1425) viel gesprochen wurde, stark geltend.[1] Später erfuhr die Sprache, vorzüglich in den südlicheren Gegenden, einen mächtigen Einfluss des Französischen, während der Herrschaft der burgundischen Herzöge (1425—1568). Die Folge war nicht nur, dass zahlreiche Fremdwörter in Aufnahme kamen, sondern auch dass die Flexionsendungen abgeschleift wurden, sodass im 16. Jahrh. auf sprachlichem Gebiet grosse Verwirrung herrschte.

Mit dem Verfall von Brugge und dem Emporkommen von Gent und Ant-

werpen wurden in der Gemeinsprache die westfläm. Bestandteile (fries.-sächs.) mehr und mehr zurückgedrängt, und trat der fränk. Charakter noch mehr in den Vordergrund. Sogar drohte die Gefahr, dass drei Dialekte, Flämisch, Brabantisch und Holländisch oder noch mehrere sich zur Schriftsprache herausgebildet hätten, anstatt der einen Gemeinsprache, welche schon so bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Bei den Sprachmeistern, die im 16. Jahrh. in grosser Anzahl auftraten, finden wir wiederholt Bemerkungen über die Unterschiede in den Dialekten, die sie nicht mit einander in Einklang zu bringen wissen.

Anfangs bestrebte sich ein jeder seinem Dialekt die Herrschaft zu versichern und dementsprechend seine sprachlichen und orthographischen Regeln einzurichten. Den geringsten Einfluss hatte Adrianen van der Gucht, Schulmeister in Brugge, in seiner Orthographie »zoukende plat Brux die zinen te leren schriven«, wie De Heuiter (*Ned. Orthographie* S. 30) sagt. Mehr Einfluss gewannen Joost Lambrecht mit seiner *Nederlandsche Spellijnghe*, Gent 1550, die das Ostflämische von Gent für seine Sprachregeln zu Grunde legte, und Meester Anthonis Tzestich (oder Sexagius), in dessen *Orthographia Linguae Belgicae*, Leuven 1573 bestimmt brabantisch gelehrt wurde.

[1] Jan te Winkel, *NenZ.* XII 116–135.

§ 13. Wiedergeburt der Schriftsprache in Holland. Eklektischer verfuhr Pontus de Heuiter, ehemaliger Kanonikus in Gorinchem, der in seiner *Nederduitse Orthographie*, Antw. 1581 erklärte, die nl. Gemeinsprache lehren zu wollen. Er selbst sagt von seiner eigenen Sprache: »aldus heb ik mijn Nederlants over vijf en twintih Jaren gesmeet uit Brabants, Flaems, Hollants, Gelders en Cleefs« (S. 93), und seine Richtung wurde endlich von der Mehrzahl unterstützt. Die Trennung von Nord- und Südniederland begünstigte die Verbreitung einer Gemeinsprache sehr. Diese Trennung war die Folge der Erhebung gegen die Tyrannei Albas, des spanischen Landvogts der burgundischen Herzöge, 1568; denn die belgischen Provinzen wurden allmählich und nach der Einnahme Antwerpens durch Parma, 1585, für immer Spanien unterworfen, während der Norden, 1581, durch die Abschwörung des spanischen Königs sich als die Republik der vereinigten Niederlande unabhängig erklärte, und im Jahre 1648 im Frieden von Münster als solche auch von Spanien anerkannt wurde.

§ 14. Einfluss der Brabanter auf die holl. Schriftsprache. Doch war es nicht der holl. Dialekt, der damals zur Schriftsprache erhoben wurde. Der Einfluss der südniederl., mehr fränkischen Schriftsprache auf die mehr friesisch gefärbte holländische hatte im Anfang eher zu- als abgenommen, denn von 1568 bis 1585 liessen sehr viele ausgewichene Flamländer und Brabanter sich in Holland nieder, und diese waren durchgängig gebildeter und literarisch entwickelter als die damaligen Holländer. Sie errichteten überall in den holl. Städten Rhetorikerkammern und gaben auf literarischem Gebiet den Ton an. Belangreichen Einfluss übten sie also auf die holl. Schriftsprache, ja sogar auf die gebildete Umgangssprache, so dass sie sogar wichtige Veränderungen in der Aussprache der Holländer herbeiführten. So waren sie es z. B., welche die Aussprache von *u* (= hd. *ü*) als *ui* (= *öü*) einführten oder wenigstens für immer festsetzten, und zugleich für das lange *i* (geschrieben *ij*), das in Amsterdam 1584 noch als langes *i* ausgesprochen wurde[1], die Aussprache *ei* zur allgemeinen gebildeten Aussprache erhoben.

Werke von geborenen Brabantern und Flamländern, wie Philips van Marnix, Karel van Mander, Daniel Heinsius, Zacharias Heinsz, Jacob van Zevecote etc., die von den südlichen Provinzen nach den nördlichen auswichen, übten einen grossen Einfluss auf die Schriftsprache der

Holländer, während sie ausserdem die Aufmerksamkeit der Holländer auf andere brab. und fläm. Schriftsteller richteten, wie Ant. de Roovere, M. de Castelein, Corn. van Ghistele, Colijn, Jan Bapt. Houwaert u. a. Der Einfluss dieser ältesten Schriftsteller wurde nur gemässigt durch den Streit, den Jan van de Werve u. A. in Brabant um 1550 anfingen und in Holland die Kammer »In Liefd' bloeyende« seit 1584 fortsetzte gegen das Heer der franz. Wörter, von denen die Werke der alten brab. und fläm. Dichter wimmelten, und von denen gegen das Ende des 16. Jahrhs. die Schriftsprache mit Energie gereinigt wurde, während dagegen bei der Bildung neuer Wörter, der Einführung eines gedrängteren Satzbaues und dem Gebrauch der Metaphern die klassischen Sprachen — hauptsächlich das Lateinische — als Muster dienten.

Der südniederl. Einfluss wurde stark begünstigt 1. durch die als dichterisches Erzeugnis übrigens tief stehenden gereimten Psalmen des Flamländers Petrus Datheen, seit 1566 in allen Gemeinden der reformirten Kirche eingeführt, und da bis 1773 im Gebrauch geblieben, und 2. durch die beiden grossen Wörterbücher von Plantijn (Antw. 1573) und Kiliaen (Antw. 1583, 1588, 1599), die beide den brab. Dialekt zu Grunde legten, obschon Kiliaen mehr eine Gemeinsprache als dialektische Eigentümlichkeiten zu begünstigen beabsichtet. Sein Wörterbuch wurde in den nördlichen Provinzen regelmässig zu Rate gezogen und erlebte dort mehrere Auflagen (1605, 1613, 1620, 1632, 1777).

[1] s. *Twespraack der Ned. Letterkunst*, Amst. 1584, s. 20.

§ 15. Die Schriftsprache der Holländer im 17. Jahrhundert. Eigentümlich zeigt sich vor allem der Einfluss des brab. Dialekts in den Werken Vondels in dessen erster Periode (1605–1625), wenn man diese vergleicht mit seinen Schriften aus späterer Zeit (1625—1679), in denen er solche brab. Wörter und Wendungen zu vermeiden trachtet, welche zu der Amsterdamer Umgangssprache im Widerspruch standen, und in denen er sich genauer an die etwas mehr friesisch gefärbte Amsterdamer Umgangssprache anschloss, ohne jedoch diese Sprache im Ganzen als Schriftsprache zu wählen. Dass er sich bewusst war eine Kunstsprache zu schreiben, die über den Dialekten stand, erhellt deutlich aus den Worten seiner *Aenleidinge ter Nederduitsche Dichtkunst* (1650): »Onze spraeck wort tegenwoordigh in 's Gravenhage, de Raetkamer der Heeren Staten en het hof van hunnen Stedehouder en t' Amsterdam, de maghtighste koopstadt der weerelt, allervolmaeckst gesproken by lieden van goede opvoedinge, indien men der hovelingen en pleiteren en kooplieden onduitsche termen uitsluite; want out Amsterdamsch is te mal, en plat Antwerpsch te walgelijck en niet onderscheidelijck genoegh. Hierom moeten wy deze tonghen matigen en mengen en met kennisse besnoeien; ook niet alte latijnachtigh, nochte te nacugezet en nieuwelijcks Duitsch spreken, maer zulcks dat de tong haer eigenschap niet en verlieze, waervan de hervormers onzer Spraecke (die Mitglieder der Kammer In Liefd' bloeyende) niet geheel vrij zijn«.

Auch die Sprache von P. Cz. Hooft hat einen mehr fries. Charakter, so dass bei ihm viele Wörter und Ausdrücke, die aus der jetzigen Sprache verschwunden sind, noch in den fries. Dialekten von Nordholland zurückgefunden werden können. Merklich verschieden waren denn auch Hooft und Vondel (in seiner letzten Periode) in ihrer Sprache von den südholl. Schriftstellern, wie Const. Huygens, und von den seeländischen, wie Jacob Cats, deren Sprache mehr fränkisch ist.

§ 16. Verbreitung der Schriftsprache im Norden und Osten der Republik. Im Lauf des 17. Jahrhs. kam es immer mehr zu einem

Vergleich. Vorzüglich Vondels Sprache diente den Schriftstellern als Muster. Im 18. Jahrh. wird überall ziemlich dieselbe Schriftsprache geschrieben. Damals haben sich auch die nördlichen und östlichen Provinzen an die Gemeinschriftsprache angeschlossen. Während des Mittelalters schrieben die Friesen und fries. Groninger ihr Friesisch oder Sächsisch-Friesisch, die Bewohner der Stadt Groningen, der Provinzen Drente und Overijsel und der Grafschaft Zutfen ihr Sächsisch, die Geldrischen ihr Fränkisch; aber nur in Gesetzen, Urkunden, Stadtbüchern und Chroniken. Rein literarische Arbeit fehlte in jenen Gegenden fast gänzlich. Seitdem die Utrechter Union (1579) auch diese Provinzen genauer als je mit Holland verbunden hatte, richteten sie sich auch in ihrer Schriftsprache nach Holland. Das eigentlich Friesische war schon am Ende des 15. Jahrhs. als Schriftsprache unter dem Einfluss von Albrecht und Georg von Sachsen und ihrer Umgebung verdrängt von dem fries. gefärbten Sächsischen Norddeutschlands, und dieses Friesisch-Sächsische trat nun im 17. Jahrh. gerade so wie das rein Sächsische, wenigstens als Schriftsprache, vor dem in Holland, Zeeland und Utrecht schon längst eingebürgerten Niederländisch zurück.

Zur allgemeinen Verbreitung des Nl. hat unstreitig viel beigetragen die unter dem Namen *Statenbijbel* bekannte Bibelübersetzung, im Auftrag der General-Staaten im Jahre 1619 angefangen und 1637 vollendet. Diese *Statenbijbel* leistete dem Nl. denselben Dienst wie Luthers Bibelübersetzung dem Neuhochdeutschen. Die Übersetzer hatten 1628 und 1633 für die Sprachlehre und Orthographie bestimmte Regeln festgesetzt[1], welche die Einheit in der Orthographie und den Flexionsformen begünstigten, wie das schon früher durch die grammatische Arbeit anderer geschehen war.

Seit im Jahre 1584 die Amst. Rhetorikerkammer »In Liefd' bloeyende« mit ihrer *Twespraack der Nederduytsche Letterkunst* die erste eigentliche nl. Grammatik herausgab, worin man der entsetzlichen Verwirrung, welche durch Französierung der Sprache auf dem Gebiet der Orthographie und Flexion herrschte, ein Ende zu machen suchte, hielt sich jeder Dichter für mehr oder weniger verpflichtet auch Sprachgelehrter zu sein, und das blieb so bis in die Mitte unseres Jahrhs. Dichter des 17. Jahrhs., wie A. de Hubert, S. Ampzing, P. Cz. Hooft, J. van Vondel, Jer. de Decker, G. Brandt u. a. setzten für den eigenen Gebrauch Sprachregeln fest, die nur teilweise, bisweilen erst nach ihrem Tode, veröffentlicht wurden. Andere schrieben Sprachlehren, wie C. van Heule (Leyden 1626), P. Montanus (Delft 1635), A. L. Kok (Amst. 1649), A. Moonen (Amst. 1706), A. Verwer (Amst. 1707), J. Nyloë (Amst. 1707), W. Sewel (Amst. 1708), und obschon sie die eigentliche Sprachwissenschaft damit wenig förderten, ja sogar nicht selten der natürlichen Entwicklung der Sprache Gewalt anthaten, haben sie doch kräftig dazu beigetragen, grössere Einheit und Regelmässigkeit in die Sprache zu bringen, und sie dadurch zu einer über den Dialekten stehenden Schriftsprache zu machen.

Nach dem Beispiel der 1669 errichteten Kunstgesellschaft *Nil Volentibus Arduum*, die auch hierin dasselbe erstrebte, als bei den Franzosen die *Académie française*, hat man im 18. Jahrh. sogar zum Nachteil sowohl der Sprache als der Poesie den vielfach kleinlichen und willkürlichen Sprachregeln zu viel Wert beigelegt, die von den Grammatikern aus praktischen und logischen Gründen vorgeschrieben waren und der nl. Sprache die steife Würde, die ängstliche Nettheit verliehen haben, durch welche sie auf Fremde bisweilen einen ungünstigen Eindruck macht, von welchen sie sich aber seit der Mitte des 19. Jahrhs. allmählich mehr und mehr befreit.

Mit dem Untergang des alten Bundesstaates der sieben vereinigten Provinzen,

1795, und der Gründung der einen und unteilbaren Batavischen Republik waren die letzten Mauern gefallen, welche noch eine Sprachgemeinschaft hätten verhindern können. Die Regierung der neuen Republik gab dies auch selbst zu erkennen, indem sie (auf Antrieb von J. H. van der Palm) von Reichswegen Matthijs Siegenbeek und Pieter Weiland mit der Abfassung einer offiziellen Orthographie und Grammatik beauftragte. Siegenbeeks *Verhandeling over de Nederduitsche Spelling* erschien 1806, sein *Woordenboek voor de Ned. Spelling* 1805, Weilands *Nederduitsche Spraakkunst* erschien 1805. Die Regierung des Königreichs der Niederlande blieb bei dieser Orthographie bis 1883, in welchem Jahre sie sich an die neue Orthographie anschloss, welche 1863 entworfen, 1865 festgesetzt wurde von L. A. te Winkel und M. de Vries, den Redakteuren des grossen *Woordenboek der Nederlandsche taal*, und welche schon seit ihrer Festsetzung im ganzen Reich gelehrt und gebraucht wurde.

[1] N. Hinlopen, *Historie van de Ned. Overzettinge des Bijbels*, Leyden 1777.

§ 17. Die Schriftsprache in Belgien seit dem Mittelalter. Die belg. Regierung hatte sich schon im Jahre 1864 an die Orthographie von De Vries und Te Winkel angeschlossen und der Anstoss zu dieser Regulierung der Orthographie, wie auch zur Bearbeitung des grossen Wörterbuchs war denn auch von den *Taal- en Letterkundige Congressen* gegeben, die seit 1849, wo der erste in Gent abgehalten wurde, erst alljährlich, später jedes zweite oder dritte Jahr in einer der vornehmsten Städte von Belgien oder Niederland zusammentraten (der letzte in Amsterdam 1887) und wo von den Süd- und Nordniederländern die Interessen der nl. Sprache und Literatur behandelt wurden. Diese Congresse waren das beste Mittel, das zerstörte Verhältnis zwischen der nl. Schriftsprache und der Schriftsprache der niederdeutsch redenden Belgier wieder herzustellen.

Die südlichen Provinzen (belg. Limburg, Zuid-Brabant, Antwerpen, Oost- und West-Vlaanderen) waren seit der Einnahme Antwerpens durch Parma, 1585, unwiederruflich von den nördlichen geschieden, und unter der Herrschaft spanischer Fürsten geblieben, bis sie 1714 unter die Herrschaft von Österreich und 1794 unter die Herrschaft Frankreichs gerieten. Während mehr als zwei Jahrhunderten herrschte dort der tiefste Verfall auf manchem Gebiet, insbesondere auf dem der Literatur. Während in der Republik der vereinigten Niederlande die Schriftsprache sich systematisch entwickelte, blieb in den spanischen oder österreichischen Niederlanden die Schriftsprache, deren sich nur Wenige bedienten, ziemlich auf dem Standpunkte des 16. Jahrhs. stehen, ja ihr Wortschatz schwand dahin und sie drohte wieder zum Rang eines Dialektes herab zu sinken. Neue Nahrung aus der gebildeten Umgangssprache zu ziehen, war ihr unmöglich, denn die Gebildeten fingen an, sich im Umgang mehr und mehr des Französischen zu bedienen, insbesondere seit Belgien 1794 Frankreich einverleibt wurde. Ein Versuch im Jahre 1777 von Jan des Roches im Auftrag der österreichischen Regierung gemacht, den Dialekt Antwerpens zur Gemeinschriftsprache der südlichen Niederlande zu erheben, musste natürlich Schiffbruch leiden.

Erst nach der Vertreibung Napoleons und der Vereinigung der südlichen Provinzen mit den nördlichen zu einem Königreich der Niederlande, 1815, schien eine bessere Zeit heran zu nahen. Der König Wilhelm I. that sein möglichstes die Südniederländer gehörig in der nl. Schriftsprache unterrichten zu lassen. Das Volk jedoch, das nur seinen eigenen Dialekt kannte, betrachtete das Nl. als eine fremde Sprache, welche es Holländisch nannte, und die Gebildeten wollten ungern das Französische darangeben, welches sie mit den Bewohnern der anderen belg. Provinzen (Lüttich, Luxemburg, Namen

und Hennegau) verband. Daher trotz der eifrigen Bemühungen von J. F. Willems (s. u. a. sein Gedicht *Aen de Belgen* 1818 und seine *Verhandeling over de Ned. taal en letterkunde*, Antw. 1819—24) ein heftiger Widerstand gegen die Massregeln König Wilhelms. Mit der Erhebung von 1830, welche die südlichen Niederlande wieder von den nördlichen trennte und dem Königreich Belgien das Dasein schenkte, drohte die nl. Schriftsprache dort für immer unterzugehen. Das Französische wurde die einzige offizielle Sprache, die Bewohner der niederdeutschen Provinzen hatten keine Schriftsprache mehr, nur einige Dialekte, welche unter einander zu sehr verschieden waren, als dass aus ihnen sich eine allgemeine Schriftsprache hätte entwickeln können.

§ 18. Flämische Bewegung. Doch war bei manchem Brabanter oder Flamländer die Anhänglichkeit an das Niederdeutsche gross genug, und die Abneigung gegen das Französische zu stark, als dass sie den Zustand nicht beklagt hätten. Noch bevor der Friede von 1839 die Trennung von Belgien und Niederland zur Thatsache gemacht hatte, strengten einige sich an, um selbst zu thun, was man an König Wilhelm missbilligt hatte, nämlich die Wiedereinführung des Nl. als Schriftsprache. Jan Frans Willems stellte sich an die Spitze der Bewegung, die unter dem Namen »Flämische Bewegung« bekannt ist. Während er einerseits die verzweifelten Bestrebungen derer bekämpfte, welche aus Abneigung gegen Niederland die Prinzipien von Des Roches in Anwendung bringen wollten, eiferte er andererseits dafür, die nl. Schriftsprache beim Volke und den Gebildeten zu Ehren zu bringen und ihr offiziell in Belgien die Anerkennung zu verschaffen. Er veröffentlichte dazu sowohl in seinem *Belgisch Museum* (1837—46), wie auch in Sonderausgaben allerlei Werke aus der Blüteperiode der mnl. Literatur, als Flandern und Brabant an der Spitze der literarischen Bildung standen, und spornte Dichter wie Karel Ledeganck, Theodoor van Rijswijk und Prudens van Duyse, Prosaschriftsteller wie Hendrik Conscience an, durch nl. Schriften dem Volk neues Interesse für die nl. Sprache einzuflössen. Im Sprachkongress in Gent 1841 feierte die flämische Bewegung ihren ersten Sieg, und immermehr wuchs die Anzahl ihrer Begünstiger. Nach dem Tode von Willems wurde sie hauptsächlich fortgeführt von den Mitgliedern des zu seiner Ehre 1851 errichteten *Willemsfonds*, welches erst unter der Leitung von J. F. J. Heremans († 1884), jetzt unter der von Julius Vuylsteke sich kräftig beeifert, die Ehre der nl. Sprache in Belgien hoch zu halten, trotz der Bestrebungen derjenigen, die noch immer trachten, durch das Schreiben dialektisch gefärbter Werke die belgische und niederländische Schriftsprache zu zwei besonderen Sprachen zu machen. Indessen hat die belg. Regierung durch drei Sprachgesetze (im J. 1873. 1878 und 1883) in ganz Belgien die nl. Sprache neben dem Französischen nicht nur als offizielle Sprache anerkannt, sondern auch die Beamten und Advokaten verpflichtet, ihre Kenntnis sich anzueignen, und sie unter die Fächer des Unterrichts aufgenommen. Die Gründung der *Koninklijke Vlaamsche Academie* im J. 1886 setzt dieser Staatsbemühung die Krone auf.

IV. DIALEKTISCHE EIGENTÜMLICHKEITEN DER BELG. UND NIEDERL. SCHRIFTSPRACHE.

§ 19. Eigentümlichkeiten der belg. Schriftsprache. Obgleich die nl. Schriftsprache auch als die Belgiens gilt, ist es nicht zu leugnen, dass noch in mancher Hinsicht zwischen der nl. und belg. Schriftsprache ein Unterschied besteht. Sogar die besten belg. Schriftsteller, die sich am stärksten bemühen dialektische Ausdrücke zu vermeiden, können keine Seite schreiben

ohne sofort von den Nordniederländern als Südniederländer erkannt zu werden. Vorzüglich herrscht im Gebrauch der Partikeln zwischen Nord und Süd ein Unterschied. Unter den Adverbien sind den Südniederländern besonders eigen: *dan* und *alsdan* (nl. *toen), tot dan toe* (nl. *tot dien tijd toe), van dan af* (nl. *van toen af), slechts* (nl. *eerst), iederwerf* (nl. *telkens), langs daar* (nl. *langs dien weg), weeral* (nl. *alweer, opnieuw);* unter den Konjunktionen: *wanneer* (nl. *toen), nu dat* (nl. *nu), zoohaast* (nl. *zoodra), eens dat* z. B. *hij begonnen was* (nl. *toen hij eens begonnen was).* Besonders im Gebrauche der Präpositionen ist der Unterschied gross. Der Südniederländer schreibt z. B. *mits* (nl. *behoudens* oder *door), rond* (nl. *om* oder *omstreeks), bij middel van* (nl. *door middel van), op weinigen tijd, op eene maand* (nl. *binnen korten tijd, gedurende eene maand)* etc. Transitive Verben werden in Südnied. intransitiv gebraucht, z. B. *versmachten* (nl. *smoren), aftakelen* (nl. *laken, berispen),* und umgekehrt, z. B. *verteederen* (nl. *week worden).* Trennbar zusammengesetzte Verben sind im Südnl. häufig untrennbar, z. B. *overhaalde* und *aanzag* (nl. *haalde over, zag aan).* Einige Wörter werden in anderer Bedeutung gebraucht, z. B. *aanduiden* (nl. *aanwijzen), afstellen* (nl. *afzetten), inrichten,* z. B. *feesten* (nl. *op touw zetten, organiseeren); uitroepen* (nl. *verklaren), aanranden in geschriften* (nl. *aanvallen),* andere ausserdem in einem anderen Verbande, z. B. *zich aanspannen aan* (nl. *zich inspannen voor), in beweging stellen* (nl. *in beweging brengen), zich beproeven* (nl. *zich oefenen), ergens in gelukken* (nl. *ergens in slagen).* Andere Wörter erscheinen in ungewöhnlicher Form, z. B. *het bijzonderste* (nl. *het voornaamste),* oder sind gar nicht gebräuchlich, z. B. *iemand feesten* (nl. *vieren, verheerlijken), herbeginnen* (nl. *opnieuw beginnen), opzoekingen* (nl. *onderzoekingen), plichtig* (nl. *schuldig), stal* (nl. *gestalte)* etc.

Merkwürdig vorzüglich sind in der südnl. Schriftsprache die Gallicismen: wörtliche Übersetzungen aus dem Französischen, z. B. *gekend* (fr. *connu,* nl. *bekend), denken* (fr. *penser,* nl. *meenen), smaken* (fr. *goûter,* nl. *genieten), houden aan iets* (fr. *tenir à q. ch.,* nl. *hechten aan iets), prijs hechten* (fr. *attacher du prix,* nl. *waarde hechten), zich ergens aan verwachten* (fr. *s'attendre à q. ch.,* nl. *ergens op rekenen), eene wet stemmen* (fr. *voter une loi,* nl. *eene wet aannemen* oder *over eene wet stemmen), ontslag geven* (fr. *donner sa démission,* nl. *ontslag nemen* oder *indienen), ik weet niet wat zeggen* (fr. *que dire,* nl. *wat te zeggen), om te hebben bijgewoond* (fr. *pour avoir assisté à,* nl. *omdat hij bijgewoond had)* etc.

Insbesondere offenbaren sich diese Gallicismen auf dem Gebiet der Präpositionen, z. B. *onder dit opzicht* (fr. *sous ce rapport,* nl. *in dit opzicht), onder dit oogmerk* (fr. *sous ce point de vue,* nl. *uit dit oogpunt beschouwd), gelijken aan* (fr. *ressembler à,* nl. *gelijken op* oder *naar), onverschillig aan* (fr. *indifférent à,* nl. *onverschillig voor), te kort komen aan* (fr. *manquer à,* nl. *te kort schieten in), rekening houden van* (fr. *tenir compte de,* nl. *rekening houden met)* etc.

Dagegen haben die Südniederländer eine grössere Abneigung gegen Fremdwörter, vorzüglich aus dem Französischen; und die bald richtigen, bald unbeholfenen Übersetzungen klingen dem Nordniederländer fremd in den Ohren, z. B. *vaststellen* (nl. *constateeren), drukking* (nl. *pressie), gezindheid* (nl. *politieke partij), opsteller* (nl. *redacteur), schatbewaarder* (nl. *thesaurier), geheimschrijver* (nl. *secretaris), statieoverste* (nl. *stationschef), kroos* (nl. *rente)* etc.

Gewiss werden die südniederländischen Schriftsteller, die in Hinsicht auf die Anzahl und durchschnittliche Bildung hinter den Nordniederländern zurückstehen, sich allmählich mehr und mehr nach der Schriftsprache ihrer nördlichen Brüder richten, und diese werden umgekehrt manches eigentümliche Wort und manche kräftige Wendung dem Süden entleihen, so dass, wenn die Spracheinheit mehr als jetzt der Fall ist zu Stande gekommen sein wird, die Schriftsprache durch diese Vereinigung gewonnen haben wird.

§ 20. Dialektische Lauterscheinungen in der nl. Schriftsprache. Vor der Aufnahme neuer Elemente braucht die nl. Schriftsprache desto weniger auf ihrer Hut zu sein, als sie auch selbst nicht aus einer einzigen nfränk. Mundart gebildet ist, und früher, wie noch jetzt, den Einflüssen der Mundarten, sogar der friesischen und sächsischen, unterworfen war und ist. Dieses ergibt sich aus den vom regelmässigen Lautsystem abweichenden Wörtern. Im Mittelalter, wo die Sprache erst anfing sich zu bilden, sind die lautlichen Variationen selbstverständlich am häufigsten; jedoch auch im 17. Jahrh., als die holländische Umgangssprache mehr in die Schriftsprache drang, erscheinen plötzlich mehrere dem Lautsystem nicht kongruente Laute. Auch in der Mitte des 19. Jahrhs. entstand unter den Holländern, vorzüglich unter den Amsterdamern, eine Bewegung zu Gunsten der Umgangssprache, die sie, wiewohl mit bedeutenden Einschränkungen, zur Wiederbelebung der zu konventionnel gewordenen Schriftsprache auszubeuten versuchten. Jacob van Lennep stellte sich an die Spitze der Bewegung; er führte neue Wortformen aus der Umgangssprache ein, wie *drok* statt *druk, lof* (z. B. *wortellof*) statt *loof, mangel* statt *(a)mandel* mit *ng* statt *n* vor später oft verschwundenen Dentalen, wie es die amst. Mundart in den Possen des 17. Jahrhs. oft aufweist (vgl. z. B. noch *Monckelbaenstoren* st. *Montalbaanstoren*), bemühte sich mit anderen veraltete Sprachwendungen und Wörter, wie z. B. das zu steife *dezelve* (derselbe) aus der Schriftsprache zu bannen, was ihm auch gelungen ist, und führte das nur in der holländischen Umgangssprache geläufige Pron. *jij, je* in die Bühnensprache und tägliche Schriftsprache ein statt des fränkischen, in Brabant und Südgelderland in der Umgangs-, in Holland bloss in der Schriftsprache üblichen *gij, ge*. Der Streit gegen *gij, ge* ist jetzt noch nicht beendigt, ist aber ein bedeutendes Beispiel des Bestrebens holländischer Schriftsteller, in der überlieferten fränkischen Schriftsprache ihre friesisch gefärbte Umgangssprache zur Geltung zu bringen.

Von jeher jedoch herrschen schon Hollandismen in der Schriftsprache, z. B. *rot* (und vorzüglich *rotje* = liebes Kindchen), *sop, och* neben *rat, sap, ach,* im 17. Jahrh. auch häufig *of* neben dem jetzt allein üblichen *af, tolk* (aus *tale*), erst im 16. Jahrh. (mnl. bloss *taelman*), *leunen* und *steunen,* neben *lenen* und *stenen, sneuvelen* neben *sneven.* Mit *eu* kommen diese Wörter im Mnl. nicht vor; vereinzelt findet man im Mnl. jedoch schon die jetzt allein berechtigten Formen *reus* und *neus.* Die geläufigeren *rese* und *nese* sind mundartlich geworden. Nordholländisch sind *ketting* (bei Vondel auch *ketten*) neben dem älteren *keten, elkaar* und *malkaar* (oder *mekaar*) neben dem mnl. allein üblichen *elkander* mit friesischer Synkope des *n* und allgemein nl. Ausstossung des *d*. Im 17. Jahrh. schrieb man auch bisweilen *aar* statt *ander*.

Die Diphthongierung des *î* zu *ei* in der Schriftsprache ist fränkisch; die Friesen und Sachsen sprechen noch immer *î*; daher noch im 17. Jahrh. *iever* (z. B. bei Huygens), *iedel, ielen,* wie jetzt noch von älteren Leuten in Holland gesprochen wird, statt *ijver, ijdel, ijlen,* und in der Schriftsprache *iep* (neben dem seltenen *ijp*), *uitsliepen* (für *uitslijpen*) und *kiem* (= keim). Friesisch ist *ee* statt *ie* in *veertien, veertig, deemoed, deerne, neet* und vielleicht[1] auch in *heden*, das jedoch schon im Mnl. die übliche Form ist neben *hude(n)* und dem jetzigen *huidig*. Schon im 13. Jahrh. schrieb Stoke die friesischen Formen *dre, we, de, vreent* statt *drie, wie, die, vriend.* Umgekehrt war friesisches *î* statt *ê* bei Amsterdamer Schriftstellern des 17. Jahrhs., vorzüglich in der mundartlichen Sprache der Possen, üblich, z. B. *allien, bien, stien* statt *alleen, been, steen*, das in Hoofts *Warenar* vorkommende *knielsvat* statt *kneelsvat* durch Aphaeresis für *bekkeneelsvat*[2], und das jetzt noch neben *beet, beetwortel* gebräuchliche *biet*.

Das friesische *î* entstand auch aus *ê* (Umlaut des *ô*). Im Nl. ist *î*-Umlaut des *oe* unbekannt. Friesisch sind also in der nl. Schriftsprache *hiel* (aus *hêl,* aus älterem **hôhil)* neben dem verwandten nl. *hak, kiem* (Schimmel) aus *kêm* (für **kômi)* neben *kaam, vliering* (aus **flêring,* aus älterem **flôring)* neben nl. *vloer* und das im 17. Jahrh. bei Amsterdamer Schriftstellern übliche *ondief, ondieft* (hübsch) aus afries. *undêfi* (mit *i*-Umlaut aus **undôfi),* zu vergleichen mit dem mnl. *gedoef* (= got. *gadôbs).* Stammverwandt ist *deftig,* das erst seit dem 17. Jahrh. in der Schriftsprache vorkommt und auch durch sein *f,* welches im Nl. vor *t* immer *ch* wurde, sich als friesisches Lehnwort erweist, wie auch *drift,* es sei denn, dass in diesem Worte die Verwandtschaft mit *drijven* noch gefühlt wurde und darum das *f* erhalten blieb[3], *kluft* neben *klucht* mit Bedeutungsdifferenz, *heft* (eines Messers) neben *hecht, bruiloft,* im Mnl. meist *brulocht, brullocht,* und *heftig* (aufbrausend, streitlustig) mit *e* aus einem *â* (vgl. *haft, *hâft,* Zank), welches in der friesischen Mundart aus *ai* entstehen konnte, und also im Nl. *ee* oder *ei* sein sollte, wie in *aterling* (Bastard), das im Nl. *etterling* (aus *eiterling* oder **eeterling)* sein sollte[4], in *navegaar, avegaar (gaar=gaizo)* und in *ladder* neben dem nl. *leer* aus *leeder* (noch bei Vondel wg. **hlaidra)*[5].

Das in der friesischen Mundart aus *ai* entstandene *â* konnte in den Gegenden, wo das Friesische später mit dem Sächsischen gemischt wurde, als *ao* gesprochen werden und also in *ô* übergehn. Diesen Vorgang nimmt man an bei *moot* aus dem sächs. *maot* und dieses wieder aus einem noch nicht nachgewiesenen fries. **mât* (für **mait,* Schnitt[6]), bei *toon,* fries. *tâne* (für **taihna)* neben *teen* und bei *flikflooien* (vielleicht aus **flikflâjan* mit urspr. *â,* vgl. ags. *flâh,* nl. *flauw,* oder aus *ai,* vgl. nl. *vleien).* Das *ô* in *bogen* (sich rühmen), aus *bâgen,* ist wohl nicht friesisch, sondern sächsisch.[7]

Ein schon im Mnl. geläufiges friesisches Wort mit *i*-Umlaut des *a* haben wir in *eiland (ei* = wg. **awjo* aus **agwjo),* das im Nl. *ooiland* gewesen wäre und dessen Nebenform *A* oder *Aa* (aus *ahwa)* als Name mehrerer Flüsse noch lebt. Das *a,* dessen Umlautsform *e* in *eiland* vorkommt, ist also nicht aus *ai,* sondern aus *au* entstanden, wie in mehreren friesischen Dialekten. Regel war. Daher in der nl. Schriftsprache *dageraad,* schon mnl. als fries. Form für *dagerood, baken, baak* als fries. Form statt des nl. im Mnl. noch lebendigen *bokijn* (wg. **baukian*[8]), *laaie* (Flamme) für *lage* (noch bei Huygens und Vondel) als fries. Form statt des nl., im Mnl. noch üblichen *loghe* (aus **laugja)* und *fraai* als fries. Form statt *vrooi* (wg. **fraujo),* das im Mnl. und auch im 17. Jahrh. noch üblich ist und woneben im Mnl. *vroo,* im Nnl. mit Bedeutungsdifferenz und Suffix *vroolijk* besteht.[9]

Fraai zeigt seinen friesischen Charakter schon durch sein *f,* welches im Nl. tönend sein sollte, und auch andere erst später in der Schriftsprache vorkommende Wörter zu friesischen Lehnwörtern stempelt, z. B. *fnuiken*[10], *fniezen* (neben *niezen), flab, fladderen* (neben *vleermuis,* d. h. *vledermuis), flauw, fleemen, flets, flink, flodderen, feil* (aus **fegil* neben *vegen), fok, fuik* u. s. w. Friesisch oder sächsisch sind die Wörter, welche *oe* (wg. *û)* erhielten statt des nl. *u* (spr. *ü)* oder *ui* (spr. *öü),* z. B. *boer* (für **geboer,* mnl. nur *ghebuur), broeken* (volkstümlich, von einem Weibe, neben *gebruiken), groezelig* (neben *gruis,* bei Huygens *begruysd), kroes* (bei Kiliaen nur *kruys* und jetzt noch *kruizemunt* und *kruisbes), loensch, roes, schroef, snoet* (neben *snuit), snoeven* (neben *snuiven), soezen* (neben *suizen), stoer* (mnl. *sture), toeten* (neben *tuiten).* In *smoel* neben *muil* haben wir wohl ein späteres westfälisches oder rheinländisches Lehnwort mit nicht verstandenem *s* aus *das mûl. Krioelen* hat friesisches *oe* für wg. *iu,* nl. *ie,* welches sich in der Nebenform *krieuwelen* oder *krielen* findet.[11]

Friesisch ist das *ô* statt *oe* in *loom* (ahd. *luomi*), von Kiliaen holl. genannt, in *zwoord* (Schweinshaut) neben *zwoerd* und *zwaard*, und in *spook*[12], das Kiliaen schon als holländisch-friesisch verzeichnet. Friesisch oder westflämisch ist das bei Dichtern neben *klein* übliche *kleen*. Westflämisch ist *eu* statt *u*, nicht nur vor *r* wie in *treuren* statt *truren*, sondern auch in *beuk* (einer Kirche) statt *buik*.

Eu als *i*-Umlaut von *oe* ist eine nicht allgemein gewordene Eigentümlichkeit der brabantischen und limburgischen (auch der sächsischen) Mundart. Daher *geneugte* (neben *genoegen*), *beuk* (der Baum, neben *boek* und *boekweit*), *beun* (Soller, bei Kiliaen sächsisch neben *boene*), *petemeu* (neben *petemoei*), und das im 17. Jahrh., u. a. bei Vondel, übliche *reukeloos* neben *roekeloos*. Denselben Ursprung hat *eu* als *i*-Umlaut des *ô* (wg. *au*) in *beuzelen* (neben *boos*[13]), *kreunen*, *bleu* (neben *bloode*), *sneu* (neben *snood*) und *vreugde* (aus **fraujida*).

i-Umlaut des *a* in Fällen, wo die Schriftsprache diesen sonst nicht hat, finden wir in den wohl brabantischen oder limburgischen Formen *amechtig* (neben *machtig*) und *verdedigen* statt *verdadigen* (aus *verdagedingen*), das im Mnl. und auch noch im 17. Jahrh. üblich ist. *Ongeveer* (bei Kiliaen nur *ongheväer* als sächs.) wird wohl sächsisch oder niederrheinisch sein, wie vielleicht auch *geeuwhonger*, volksetymologisch für *geehonger*, das im Nl. *gahonger* (schneller Hunger) sein sollte.[14] Im volkstümlichen »klaar is Kees« (= die Sache ist fertig) ist *kees* wohl ursprünglich brabantische Form von nl. *kaas*. *Malloot* (albernes Weib) statt *malhoofd* bewahrt die dem Brabantischen eigene Synkope des *f* (*v*) in *hoot* für *hovet*, *hoofd*.

[1] Wie Cosijn, *NenZ.* I 219—227 will. — [2] s. Verdam, *Tijdschrift* V 107 f. — [3] Mnl. jedoch auch *dricht*, *drecht*, s. Verdam, *Tijdschrift* IV 212—214. — [4] s. De Vries, *Taalk. Bijdr.* I 5—14. — [5] s. L. A. te Winkel, *Taalgids* VI 276—284. — [6] s. Beckering Vinckers, *TenLb.* V 203—205. — [7] s. Gallee, *Tijdschrift* V 1—10. — [8] s. Van Helten, *NenZ.* II 157 f. — [9] s. Verdam, *Tijdschrift* IV 227—232, Van Helten, *Tijdschrift* V 202—204, Gallee, *NenZ.* IX 20—28, im Gegensatz zu dem Erklärungsversuche Francks, *Tijdschrift* V 109—117. — [10] Verdam, *Tijdschrift* IV 220—223. — [11] Van Helten, *NenZ.* II 34—38. — [12] Beckering Vinckers, *TenLb.* V 213—216. — [13] Kern, *Tijdschrift* VIII 37—46. — [14] Verdam, *Tijdschrift* VI 294—297.

V. LAUTSYSTEM DER NL. SPRACHE.

Das Lautsystem der nl. Sprache und dessen Geschichte kann hier bloss im allgemeinen, nicht in Einzelheiten auseinander gesetzt werden.

§ 21. Vokale und Diphthonge. In der nl. Schriftsprache unterscheiden die nl. Grammatiker fünf »onvolkomen« (urspr. kurze) Vokale: *ă* (ungefähr wie *a* in *dass* oder eher wie *u* im schott. *but*), *ĕ* (wie *e* in *fett*), *ĭ* (zwischen *i* im engl. *pity* und *e* im engl. *men*), *ŏ* (bald wie *o* im franz. *bon* ohne Nasalierung, bald wie *o* im franz. *bonne* ohne Nasalierung, oder wie im engl. *saw*, *all*, aber kurz) und *ŭ* (wie *ö* im schwed. *för*); und sieben »volkomen« (gedehnte oder urspr. lange) Vokale: *â* (wie *a* im sudd. *vater*), *ê* (wie *ee* in *See*), *ie* (wie *ie* in *Sie*), *ô* (wie *o* in *so*), *û* (wie *ü* in *früh*), *oe* (wie *u* in *du*), *eu* (wie *ö* in *schön*).[1]

Nach Sievers Interpretation des Bell-Sweetschen Vokalsystems werden sie von den Gebildeten so gesprochen:

ă wie *ɒ*^{1} (geschlossen niedrig guttural).

ĕ wie *ae*^{1} (geschlossen niedrig palatal).

ĭ zwischen *i*^{2} und *e*^{2} (offen hoch oder mittel palatal).

ŏ wie *ɔ*^{1} (geschlossen niedrig guttural labialisiert oder gerundet) und in anderen Wörtern wie *o*^{2} (offen mittel guttural labialisiert).

ŭ wie *œ*^{1} (geschlossen niedrig palatal labialisiert).

â wie v^2 (offen niedrig guttural).
ê wie e^1 (geschlossen mittel palatal).
ie wie i^1 (geschlossen hoch palatal).
ô wie o^1 (geschlossen mittel guttural labialisiert).
û wie y^1 (geschlossen hoch palatal labialisiert).
oe wie u^1 (geschlossen hoch guttural labialisiert).
eu wie $ɔ^1$ (geschlossen mittel palatal labialisiert).

Das Nl. hat sechs kurze und sechs gedehnte Diphthonge. Die kurzen sind *ai* (spr. *ài*, nur als Interjektion); *ei; ij* (spr. *ĕi*); *au* (spr. *ŏu*); *ou* und *ui* (spr. *öü* oder *öi*), die gedehnten sind *aai, ooi, oei, aau* (nur als Interjektion und im onomatopoetischen *miaauw*), *eeu* und *ieu*.

Ai = *à* + *i* (wie i^2, offen hoch palatal); *ei* = *ĕ* + *i* (wie i^2); *ij* = *è* + *i* (wie i^2); *au* = *ŏ* (wie $ɔ^1$) + *u* (wie u^2 offen hoch guttural labialisiert); *ou* = *ŏ* (wie $ɔ^1$) + *u* (wie u^2); *ui* = *u* (wie $ɔ^2$, offen mittel palatal labialisiert) + *i* (wie y^2 offen hoch palatal labialisiert, oder wie i^2); *aai* = *â* + *i* (wie i^2); *ooi* = *ô* + *i* [wie i^2); *oei* = *oe* + *i* (wie i^2); *aau* = *â* + *u* (wie u^2); *eeu* = *ê* + *u* (wie u^2) und *ieu* = *ie* + *u* (wie u^2).

[1] Ausgenommen vor *r* ist die Aussprache der „volkomen“ Vokale im Nl. etwas kürzer als im Deutschen.

§ 22. Accent. Tonlose Vokale. Wie im Germ. überhaupt ist auch im Nl. die Wurzelsilbe, oder was dafür gilt (besser: die erste Silbe der Simplicia) stark betont. Nebenton haben nur die schweren Ableitungssilben. Bei zusammengesetzten Nomina und davon abgeleiteten Verba hat das erste Glied den Hauptton, das zweite den Nebenton. Bei zusammengesetzten Verba behält das Verbum den Hauptton, falls die Teile bei der ganzen Konjugation ungetrennt bleiben; sonst hat der erste Teil den Hauptaccent. Ausnahmen von diesen Regeln können hier nicht erörtert werden.

Der musikalische Accent spielt in der nl. Sprache überhaupt eine nur sehr geringe Rolle; der Hauptton ist meistens so stark, dass die Vokale der nicht betonten Silben, welche schon im Asächs. und Anfränk. ihre Klangfarbe zu verlieren anfingen, im ältesten Mnl. ohne Ausnahme tonlos oder unbestimmt (nl. *onduidelijk*) erscheinen = Sievers $ö^2$, offen mittel guttural-palatal labialisiert, oder $é^1$, geschlossen mittel guttural-palatal.

Man schrieb und schreibt sie meistens mit *e*, z. B. *wonen* (anfränk. *wonon*), *sprake* (anfr. *sprâka*); vor *g*, *k* und *ng* mit *i*, z. B. *heilig, monnik, koning;* vereinzelt in Eigennamen mit *u*, z. B. *Dokkum* (d. h. *Dockmahêm* wie in 1347 neben vielleicht **Dockingahêm*, früher nur *Doccinga*) und *Gorkum* (urspr. *Gorinc-hêm*). In der Ableitungsendung *lijk*, z. B. *heerlijk*, in den unbetonten Pron. poss. *mijn, zijn* und sogar im Worte *dikwijls* wird das urspr. lange *i* im Nl. tonlos gesprochen.

Demzufolge sind die tonlosen Vokale, welche im 13. Jahrh. im Auslaut meist noch geschrieben wurden[1], schon seit dem 14. Jahrh., vorzüglich im Holländischen, öfter apokopiert, z. B. anfr. *dûva*, mnl. *duve*, nnl. *duif*. Synkope der tonlosen Vokale trat schon früher ein, z. B. anfr. *bilithe*, mnl. *beelde*, nnl. *beeld;* anfr. *givit*, mnl. *gevet, geeft*, nnl. *geeft*, nicht aber in der Endung der Infinitive und Part. Praet. der starken Verben, z. B. *varen, gevaren, bevelen, bevolen*. Nur die Gerundia im Mnl. synkopierten öfter das *e* nach Liquiden, z. B. *scerne* neben *scerene, telne* (assimiliert *telle*) neben *tellene, velne* (assimiliert *velle*) neben *vellene*. Die vorher schon gedehnten kurzen Vokale blieben jedoch nach der Apokope oder Synkope gedehnt.

Hingegen ist die Zahl der Svarabhaktivokale oder Schewas, welche das Anfr. bereits überliefert hatte, z. B. *akker, regen, vogel* im Mnl. bedeutend erweitert, vorzüglich zwischen *r* und *n*, jedoch auch zwischen anderen *r*- und

l-Verbindungen, z. B. *koren*, *doren*, *Karel*, *twijfelen* für *korn*, *dorn*, *Karl*, *twijflen*. Im Holländischen (und vorzüglich in der Amsterdamer Mundart) des 17. Jahrhs., z. B. bei Vondel, finden sich zahlreiche Beispiele von Svarabhakti, welche jetzt wieder aus der Schriftsprache geschwunden sind. Im Nnl. jedoch ist der Svarabhaktivokal häufig vor den Endungen *lijk* und *nis*, z. B. *sterfelijk*, *vreeselijk*, *lafenis*, *beeltenis*. Der Svarabhaktivokal verursachte Dehnung des vorhergehenden Vokals, und dieser bewahrte seine Länge auch nachdem der Svarabhaktivokal wieder synkopiert war, z. B. *koorn*, *doorn*.

[1] s. J. Franck, *ZfdA* XXVI 332—348.

§ 23. Geschichte des Vokalismus. Die Geschichte der nl. Vokale ist im Grundriss die folgende:

Wg. kurzes a wurde ausnahmslos gedehntes *a* in offenen Silben, z. B. *dagen*, *vader*, und blieb kurzes *a* in betonten geschlossenen Silben, z. B. *dag*, *nam*. Durch *i*-Umlaut wurde es gedehntes oder kurzes *e*, z. B. *beter*, *here* (nnl. *heer*), *helle* (nnl. *hel*), wie schon im Anfr.: *betero*, *heri*, *hella*. Auch wurde es *e* vor *r*-Verbindungen, jedoch mehr im fränkischen Limburg und Brabant, als im friesischen Flandern und Holland, und daher in der mnl. Schriftsprache *sterc*, *scherp*, *erch* neben den im Anfr. noch unveränderten Formen *stark*, *scarp*, *arch*, *arm*, *warm*; in der nnl. Schriftsprache nur *sterk*, *scherp*, *erg*, *arm*, *warm*. Vor *ld* und *lt* wurde kurzes *a* zu kurzem *o*, und, als das *l* schwand, zu *ou*, z. B. *houden*, *woud* (anfr. *haldan*, *walt*).

Wg. kurzes e wurde ausnahmslos gedehntes *e* in offenen Silben, z. B. *breken*, *geven* (anfr. schon *brecan*, *gevon* neben *brican*, *givon*). In betonten geschlossenen Silben blieb es kurzes *e*, z. B. *helpen*, *gebed*, vor *r* im Mnl. auch gedehnt, vielleicht gesprochen wie *è* im franz. *père*, und wie es noch jetzt viele Leute in *wèreld*, *pèrel*, *kèrel* und alle in *vèrs* sprechen. Kurzes *e* ging aber mitunter auch in kurzes *i* über, z. B. *gisteren*. Vor *r*-Verbindungen wurde kurzes *e* häufig zu kurzem oder nachher gedehntem *a* (anfr. kurzes *e* oder *i*, z. B. *berg*, *herta*, *ertha* neben *hirta*, *irtha*), z. B. mnl. *warf*, *harte*, *aerde*, *daren* neben *werf*, *herte*, *erde*, *deren*, *berch*; im Nnl. nur vor *rd* und *rt*, z. B. *hart*, *aarde* neben *werf*, *berg*, *deren*.

Wg. kurzes i wurde ausnahmslos gedehntes *e* in offenen Silben, z. B. *hemel* (anfr. *himil*), *beeld* (anfr. *bilithe*). In betonten geschlossenen Silben blieb kurzes *i*, z. B. *wille*, *kind*; nur vor *r* wurde es immer, vor *m* und *cht* öfter zu kurzem *e*, z. B. *beschermen*, *zwemmen*, *slechten*.

Wg. kurzes o wurde ausnahmslos gedehntes *o* in offenen Silben, z. B. *wonen* (anfr. *wonon*), mnl. *boge*, nnl. *boog* (anfr. *bogo*). In betonten geschlossenen Silben blieb kurzes *o* (wie im franz. *bonne*), z. B. *god*, *volk*, *dochter*; nur ging es vereinzelt in *u* oder *o* (wie im franz. *bon*) über, z. B. mnl. *busch*, *dul*, *wulf* neben *bosch*, *dol*, *wolf*, jedoch nnl. nur *bosch*, *dol*, *wolf*; wurde aber vor *r* häufig gedehnt, z. B. mnl. *woort*, *doorn* neben *wort*, *dorn*, doch nur *sorge* u. s. w.; nnl. nur *woord*, *doorn* neben *zorg*; während *old* und *olt* zu *oud* und *out* wurden, z. B. *goud*, *hout* (anfr. *golt*, *holt*).

Wg. kurzes u wurde ausnahmslos gedehntes *o* oder durch *i*-Umlaut[1] *eu* in offenen Silben, z. B. *logen*, *leugen*, *heuvel* (anfr. *lugina*, *huvil* mit umgelautetem *u*). In geschlossenen Silben blieb kurzes *u*, z. B. *vullen*, *hulde*; nur wurde es vor *n*-, *m*- und *r*-Verbindungen zu kurzem *o* (wie im franz. *bon*), z. B. *mond* (anfr. *munt*), *ombe*, *omme*, nnl. *om* (anfr. *umbi*), *dorst* (anfr. *thurst*). Auch dieses *o* ist vor *r* öfter gedehnt.

Wg. langes a blieb langes *a*, z. B. *jaar*, *laten*. *i*-Umlaut kommt mnl. nur mundartlich im Limb., vereinzelt im Brab., nnl. nie vor, z. B. *zalig*, *daden* (anfr. *sâlig*, *dêda*). Langes *a* aus *an* vor *h* wird verkürzt, z. B. *bracht*, *dacht* (mnl. bisweilen auch *brocht*, *docht*).

Wg. langes E wurde mnl. diphthongiert, z. B. *miede, hier, sciere* (schon anfr. *mieda*), und nnl. wieder monophthongiert, *hier, schielijk* (spr. *hîr, schîlijk*).

Wg. langes I war im Mnl. noch langes *i*, wie jetzt noch in Limburg, Westflandern, Friesland und den sächsischen Provinzen. In Brabant jedoch wurde es schon im 14. Jahrh. diphthongiert, in Süd-Holland im 15. Jahrh. Man schrieb nach wie vor *ii* oder *ij*, sprach aber *ei*. In der nnl. Schriftsprache des 17. Jahrhs. war wie heute *ij* (auch *y*) die Schriftform, *ei* der Laut in jedem Falle, ausser vor dem *r*, wo man *ie* schreibt und *î* spricht, z. B. *gier, gierig, wierook, schier* (grau).

Wg. langes O ist im Mnl. schon diphthongiert, wie im Anfr. *uo*. Die Schreibung *oe* war die allgemeinere und deutete vielleicht ein geschlossenes *o* mit Nachklang an. Die Westfläminge schrieben auch *ou* vor Labialen und Gutturalen, sprachen also vielleicht geschlossenes *o* mit *u*-artigem Nachklang. Brabanter und Limburger schrieben auch *ue*, d. h. wohl *u* (wie im Hd.) mit Nachklang. Im Nnl. ist *ue* monophthongiert zu *u* (wie im Hd.). Die Schreibung *oe* jedoch wurde behalten und ist heute die einzige. Man schrieb also im Mnl.: *broeder, brueder* (auch wohl *broder*), *roepen, roupen, sloech, slouch*, im Nnl. nur *broeder, roepen, sloeg*. *i*-Umlaut ist im Mnl. nicht bestimmt nachzuweisen, im Nnl. unbekannt. Folgendes *m* und *cht* wirkten kürzend: daher *blom* neben *bloem, verdommen* neben *doemen* (Anfr. *duomen*), *rijkdom* (anfr. *rîcduom*), *zocht* (anfr. *suohta*).

Wg. langes U war im Mnl. schon langes *u* (gespr. wie Hd. *ü*), weshalb *i*-Umlaut nicht nachgewiesen werden kann, z. B. *huus, bruut, brudegom*, wie jetzt noch in der Westflämischen Mundart. Im späteren Mittelalter verbreitete sich jedoch in die fränkischen Provinzen die jetzt allein berechtigte Diphthongierung, geschrieben *ui*, gesprochen *öü* oder *öi* [2]), z. B. *huis, bruid, bruidegom*. Nur vor *r* und *w* blieb *u* (Hd. *ü*), z. B. *zuur, schuwen*.

Wg. AI war im Mnl. wie schon im Anfr. langes *e* geworden vor *r, w* und *h* und im Wortauslaut, z. B. *eer* (anfr. *êr*), *zee, tee* (nnl. *teen*), *wee*. Auch vor anderen Konsonanten ist *ai* häufig *ê* geworden, doch nicht wie im Asächs. regelmässig. Es findet sich im Mnl. auch *ei* neben *e* in eben denselben Wörtern, von welchen das Nnl. eines vorgezogen hat, meist *e*. Das *ei* findet sich im Nnl. fast ausschliesslich da wo es *i*-Umlaut sein könnte; vgl. *breed, verbreiden; gereed, bereiden; geheel, heil.*[3] Die Aussprache des *ê* aus *ai* und des gedehnten *e* war im Mnl. noch eine verschiedene[4], wie sogar noch im 18. Jahrh. im südlichen Teil von Süd-Holland, in Utrecht und Zeeland, und jetzt noch in Westflandern und Brabant. In Rijnland und Nord-Holland war der Unterschied schon im 16. Jahrh. verschwunden, und heute machen die Gebildeten nirgendwo den Unterschied mehr, ausser in der Schreibung.

Wg. AU wurde, ausser vor *w*, langes *o*, nicht nur vor Dentalen und *h*, wie urkundlich schon 828 im fränkischen Gelderland bezeugt ist, z. B. *oor* (anfr. *ôra*), *dood* (anfr. *dôt*), *loon* (anfr. *lôn*), *schoon* (anfr. *scôni*), sondern auch vor anderen Lauten, z. B. *toom* (anfr. *tôm*), *loopen* (anfr. *loupan*), *doof* (anfr. *douf*), *oog* (anfr. *ouga* und *ôga*), *ook* (anfr. *ôk*). *i*-Umlaut ist mnl. nicht nachzuweisen, für Limburg und Ost-Brabant jedoch möglich. Im Nnl. kommt er nicht vor, wohl aber Kürzung des *ô* vor *cht*, z. B. *kocht, verknocht*, wie auch im Mnl. Die Aussprache des *ô* (aus *au*) und des gedehnten *o* war im Mnl. gewiss noch eine verschiedene, obwohl die Dichter sie im Reim nicht unterschieden. Noch im 16. Jahrh. sprachen die Amsterdammer das *ô* (aus *au*) mehr *ao*-artig, und doch waren sie mit den Rijnländern und sonstigen Nord-Holländern die ersten, welche den Unterschied ausglichen, wenigstens schon im 18. Jahrh. Heute wird von Gebildeten in der Aussprache gar kein Unterschied mehr

gemacht: alle sprechen gedehntes *o*, schreiben jedoch in offenen Silben das gedehnte *o* als *o*, das *ô* (aus *au*) als *oo*.

Wg. io wurde mnl. *ie* (noch als Diphthong), z. B. *diet* (anfr. *thiat*), *gieten* (anfr. *gietan*), *stier* (anfr. *stier*). Nnl. wurde es monophthongiert *î* (geschrieben *ie*).

Wg. iu wurde im Flandrischen und überhaupt in der mnl. Schriftsprache meistens *ie* (als Diphthong), z. B. *dietsch, liede, onghehiere, stieren*, im Brab. und Holl. aber *u* (spr. *ü*), z. B. *duutsch, lude, onghehure, sturen*. Daher im Nnl. neben einander *ie* (= *î*) und *ui* (oder *u* vor *r* und *w*), z. B. *duitsch, lieden* und *lui, kuiken* (selten *kieken*), *sturen* (selten *stieren*), *dierbaar* (neben *duur*), *onguur, nieuw* (bei Vondel auch *nuw*).

[1] s. J. Franck, *ZfdA* XXIV 25—32, 355—369. — [2] Van Helten, *TenLtb.* VI 95—107. — [3] Jan te Winkel, *Feestbundel Matthias de Vries*, Utr. 1889, 147 -164. — [4] Franck, *ZfdA* XXV 19—26.

§ 24. Konsonanten. Das Nl. hat 19 Konsonanten. Vier von diesen sind Sonorlaute: Die Liquiden *l* (dental) und *r* [1]) und die Nasalen *m* (labial), und *n* (dental, doch mit folgendem *g* oder *k* verbunden guttural: Sievers *ŋ*). Vierzehn Konsonanten sind Geräuschlaute: die sechs Verschlusslaute: *p* (tonlose Labial), *t* (tonlose Lingual oder Dental), *k* (Mnl. auch *c* geschrieben, tonlose Guttural), *b* (tönende Labial), *d* (tönende Lingual oder Dental [2]) und *g* (tönende Guttural, nur in der Verbindung *ng* und gesprochen in Verbindungen wie *zakdoek*); und die acht Spiranten: *f* (tonlose Labiodental), *s* (tonlose Dental), *ch* (tonlose Guttural), *v* (tönende Labiodental), *z* (tönende Dental), *g* (tönende Guttural, Sievers *ʒ*), *j* (tönende Palatal) und *w* (tönende Labial). Dazu kommt noch der Hauchlaut *h*.

[1] Drei verschiedene Ausspracheweisen des *r* sind nachgewiesen von Kern, *Taalk. Bijdr.* I 214—216 eine cerebral, zwei alveolar oder dental. Dazu kommt noch das uvulare oder gutturale *r*, das von fast einem Drittel der Niederl., vorzüglich Holländern gesprochen wird. — [2] s. Kern, *Taalk. Bijdr.* I 175 - 181.

§ 25. Geschichte der Konsonanten. Die Geschichte der nl. Konsonanten ist im Grundriss die folgende:

Wg. l und r erhalten sich, ausser vereinzelten Fällen von Synkope oder Assimilation. Häufig aber ist das *r*, welches vor kurzem Vokal + *d, t, s* oder *n* stand, umgestellt, wie im Ags., z. B. mnl. *scerde, terden, verde, storte, gars, ors, verste, borne*, u. s. w. (nnl. nur *schrede, treden, vrede, strot, gras, ros, bron*) und ausnahmslos mnl. und nnl. *derde, dertien, dertig, kers, dorschen, vorsch, barsten, borst, vorst, kerstmis* (mnl. *kersten*, nnl. nur *Christen*), u. s. w. Metathesis des *r* vor *ft* und *cht* kommt vor bei *nooddruft, wrocht, godsvrucht* und dem zweiten Glied der Eigennamen *Albrecht, Robbrecht* u. s. w. Schon in einer Urkunde von 855 findet man den Eigennamen *Meginbraht*. Falls Metathesis nicht eintrat wurde *h* ausgestossen, z. B. schon sehr früh *Dagobert* u. s. w.

Wg. m und n erhielten sich, ausser vereinzelten Fällen von Apokope, Synkope und Assimilation, z. B. den seltenen Fällen der fries. und sächs. Synkope des *n* vor Spiranten, und in den Flexionsausgängen, wo immer *n* statt *m* steht (nur Pron. *hem*, und mnl. *bem* neben *ben*), und wo *n* häufig (vereinzelt schon im Anfr.) und später vorzüglich im Holländischen abfiel.

Wg. p (nur selten und im Anlaut bloss in Fremdwörtern) erhielt sich meist, wurde vor *t* jedoch häufig *f*, z. B. *bruiloft* (mnl. auch *brulocht*), *koft, verknoft, geroft*, später *kocht, verknocht, gerucht*.

Wg. f wurde, wenigstens schon im 11. Jahrh., im Anlaut und Inlaut fast ausnahmslos *v*, z. B. anfr. *folc*, nl. *volk*, anfr. *frî*, nl. *vrij*, mnl. *grave, te hove*, erhielt sich aber im Auslaut, z. B. *hof, hoef*, oder wurde wieder *f*, wenn es durch Apokope des Schlussvokals im Auslaut zu stehen kam, z. B. nnl. *graaf*. Bei Gemination (Assimilation von *fj*) erhielt sich *f*, z. B. Wg. *hefjan*, nl. *heffen*, und wenn *t* folgte z. B. *hij straft, treft*. Regel jedoch war, dass *f*

hinter kurzen oder verkürzten Vokalen und vor *t* in *ch* überging, z. B. *achter*, *kracht*, *zacht*, *schacht*, *oplichten*, *nicht*, *lucht*, *zuchten*, u. s. w., im Mnl. sogar *vichtich*, nnl. *vijftig*, *scricht*, nnl. *schrift*, u. s. w.

Wg. B (*b* aus BH) wurde labiale Media im Anlaut, z. B. *bosch*, *blad*, *boom*, im Inlaut nur bei Gemination (Assimilation von *bj*), z. B. anfr. *hebbu*, nl. *hebbe*, *webbe*, *krabbe*, u. s. w. und hinter *m*, z. B. anfr. *umbi*, *wamba*, mnl. *ombe*, *wambe*, *crombe*, *stombe*, *lamber*. Bei Apokope des *e* wurde *b* zu *p*. Schon im Mnl., regelmässig aber im Nnl. wurde *mb* assimiliert zu *mm* (ausser in *wambuis*). Sonst hat das Nl. im Inlaut die tönende Spirans *v*, es sei denn ursprüngliche oder vom grammatischen Wechsel erzeugte Spirans (ausgenommen in *arbeid*, anfr. *arvit*), im Auslaut aber die tonlose Spirans *f* (schon in Geldrischen Urkunden von 850 und 983), z. B. anfr. *gevon*, *ovir*, *ava*, mnl. *gheven*, *seven*, *over*, *ave*, nnl. *geven*, *zeven*, *over* und *af*, wie auch *graf*, *half*, *kalf*. Die Verschärfung *ft* (aus *vt*) wurde hinter kurzen Vokale meist *cht*, wie oben schon bemerkt ist.

Wg. K erhielt sich im An-, In- und Auslaut. Nur in der Verbindung *sk* fing *k* schon im Anfr. (s. *schalc*, *geschînan*, *beschirman*, *underscheidan*) an im Anlaut betonter Silben tonlose Spirans zu werden, welche es im Mnl. immer ist, vielleicht palatal (geschrieben *ch*) vor *e* und *i*, sonst guttural (geschrieben *c*); also *scalc*, *scriven*, *schinen*, *beschermen*, nnl. jedoch blos guttural (geschrieben *ch*), *schalk*, *schrijven*, *schijnen*, *beschermen*. Im Auslaut und Inlaut unbetonter Silben war *sk* schon zu *ss* assimiliert im Mnl., obgleich *sch* (oder *sc*) geschrieben wurde, wie auch im Nnl., z. B. *mensch* (spr. *mens*), *wasschen* (spr. *wassen*). Die fries. und einzelne sächs. Mundarten haben bis heute das *k* hinter *s* erhalten. Auch vor *t* in derselben Silbe ist *k* zu *ch* geworden, jedoch nur in der vormnl. Zeit, z. B. anfr. *thahta*, *suohta*, mnl., nnl. *dacht(e)*, *docht(e)*, *zocht(e)*, *wachten*, *zwichten*, *smachten*, *zucht* neben *denken*, *dunken*, *zoeken*, *waken*, *(be)zwijken*, *smaken*, *ziek*, und *wrocht*, durch Metathesis aus *worcht* (anfr. *warhta*), Imperf. des neben *werken* zu vermuten *worken*, *hecht* (aus **hekid*).

Wg. CH (H) erhielt sich nur vor *t* in derselben Silbe, z. B. anfr. *naht*, nl. *nacht* (jedoch *iet*, *niet* aus *iewet*, *niewet*, wie vereinzelt noch im Mnl. und wie im Anfr. schon neben häufigem *niewiht*; und *ambt* (mnl. auch *amt*) aus *ambet* neben *ambacht*); und bei Assimilation mit *j*: *lachen* (aus *hlahjan*). Mit folgendem *s* assimilierte *ch* zu *ss*, z. B. anfr. *ohsso*, *wahs*, *wahson*, *wihsil* (doch schon *vusso*), mnl. und nnl. *os*, *was*, *wassen*, *wissel*, *vos* und ausserdem *brasem*, *deesem*, *as*, *bus*, *das*, *dissel*, *disselboom*, *haas* (in *ossenhaas*), *laster* (neben mnl. *lachter*), *los*, *mist*, *vlas*, *zes*, *Tessel*; mnl. auch *assel* (nnl. *oksel*), *Sassen* (nnl. *Saksen*). Im Anlaut wurde *ch* vor Vokalen ausnahmslos zum Hauchlaut *h*, nur ist in mittelflämischen Schriften (und noch jetzt in der fläm. und anderen Mundarten) anlautendes *h* häufig abgefallen. Mit Vokalen anlautende Wörter werden hingegen in fläm. und anderen Dialekten häufig mit anlautendem *h* gesprochen. Das zum Hauchlaut gewordene *h* fiel selbstverständlich ab vor *l*, *n* und *r*, schon im Anfr. und in Geldrischen Urkunden von 983, noch nicht aber in einer Urkunde von 855, und im Friesischen vielleicht erst im 14. Jahrh., z. B. *loopen* (afries. *hlâpa*, anfr. *loupan*), *nijgen*, *neigen* (afries. *hnîga*, anfr. *neigan*), *ring* (afries. *hring*, anfr. *ring*). Auch das *h* im Anlaut unbetonter Silben ist synkopiert. z. B. *bevelen* (aus *bifelhan*), sogar im betonten Ausgang *haftig*, z. B. *waarachtig*, und im schwach betonten Ausgang *hard*, z. B. *grijsaard*, *Reinaert*, im Mnl. sogar häufig im Ausgang *heit*, z. B. *wareit*, *groteit*, nnl. nur *waarheid*, *grootheid*, und noch jetzt *Aleid* (aus *Adelheid*); vgl. noch *Machteld* (aus *Mahthilde*), *Willem* (aus *Wilhelm*), und mnl. *godsat* (=*Godshaat*). Im Inlaut vor Konsonanten und Vokalen ist *h* immer synkopiert, schon anfr. *tion*, *sian*, nl. *leen*, *veem*, *traan*, *korenaar*, *bijl*, *naar*, *staal*, *tien*

(zehn), *vijl*, *taai*, *vleien*, *vlijen*, *zien*, *geschien*, *slaan* u. s. w.; mnl. auch *dwaen*, *vaen*, *tien* (ziehen), *tîen* (zeigen), *vlaen*, *vrien* (fragen), *plien*, *zweer* (Schwiegervater). Im Auslaut ist zum Hauchlaut gewordenes *h* apokopiert, z. B. *vee* (anfr. *fe*), *dij* (mnl. *die*), *ree*, *na*, *door*, mnl. *tee* (nnl. *teen*), *scoe* (nnl. *schoen*), *ghevee* (feindlich). Auslautendes *ch* blieb jedoch in mnl. *sloech*, *dwooch*, *teech*, *tooch*, *hooch* (neben *ho*), *ruuch* (neben *ru*), nnl. *sloeg*, *teeg* *toog*, *hoog*, *ruig* (neben *ruw*) (mit *g* geschrieben aber mit *ch* gesprochen), falls es nicht Analogiebildungen mit verschärften *g* sind. *Noch* (im Mnl. auch *no*) ist vielleicht aus älterem *nochte*, *nocht* zu erklären; im Anfr. findet sich jedoch auch *noh*.

Wg. G (ʒ) erhielt sich als tönende Spirans im Anlaut und Inlaut (es sei urspr. oder vom grammatischen Wechsel erzeugtes *g*). Im Mnl. war *g* (geschrieben *gh*) vielleicht palatal vor *e* und *i*, und sonst guttural (geschrieben *g*). Die Inkonsequenz bei der Schreibung zeigt jedoch, dass allmählich der Unterschied schwand, und *g* bloss guttural wurde, wie im Nnl., z. B. anfr. *gevon*, mnl. *gheven*, nnl. *geven;* anfr. *guot*, mnl. *goet*, nnl. *goed;* mnl. *eighen*, nnl. *eigen;* mnl. *hoghe*, nnl. *hooge*. In der Gemination *gg*, z. B. *segghen* (auch geschrieben *segen*) war *g* im Mnl. vielleicht tönende Media, im Nnl. jedoch nicht mehr. Dagegen ist es noch jetzt tönende Media in der Verbindung *ng*, z. B. *zingen*, *ding*, mnl. *singhen*, *dinc*. Das mnl. *c* im Auslaut (und vor *t*) wurde wohl als *k* gesprochen. Verschärfung der Gutturalmedia zeigt mnl. und nnl. *nk* (aus *ng*) vor *lijk*, z. B. *koninklijk*, in unbetonten Silben vor *je*, z. B. *koninkje*, und vereinzelt in *jonkheer* (auch *jonker*), *jonkman*, *jonkvrouw*, *sprinkhaan*, *lankmoedig* und *koninkrijk*. Die Assimilation *gj* ergab *kk*, z. B. *bukken*, *wikken*, *likken*. *Gn* wurde *kn;* vgl. mnl. *gnorren* mit nnl. *knorren*, *gnap en gnut* (bei Bredero, Coster u. s. w.) mit nnl. *knap*, *knutselen*. Im Auslaut und vor *t* derselben Silbe wurde die tönende Spirans *g* schon im Anfr. tonlos, z. B. anfr. *weh*, mnl. *wech*, nnl. *weg* (gesprochen *wech*), anfr. *reht*, nl. *recht* (auch anfr. *mohta*, *brahta*, nl. *mocht(e)* *bracht(e)* neben *mogen*, *brengen*). Im Anlaut ist *g* nur vereinzelt zu *j* geworden, z. B. mnl. *jegen*, nnl. *jegens*, im Inlaut aber in der Verbindung *egi* häufig, wie im Engl. und Fries. *Egislîk* wurde im Anfr. schon *eislîk* (schrecklich). In einer Teisterbantischen Urkunde 983 findet man schon die Eigennamen *Meintêt*, *Reinmâr*, *Reingard*. Mnl. *eislijc*, mnl. und nnl. *zeil*, *seinen*, *zeit* (und *zeide*, *gezeid*), *leit* (und *leide*, *geleid*), neben *zegenen*, *zeget* (*zegde*, *gezegd*), *leget* (*legede*, *gheleget*), *Reinaert*, *Reinout*, und Nnl. ausserdem in *brein*, *dweil*, *heining*, *keilen*, *meid* (neben *maagd*), *peil*, *zeis*, *Meindert*, u. s. w.

Wg. T erhielt sich im An-, In- und Auslaut. Ausserdem ist Paragoge des *t* häufig, vorzüglich seit dem 14. Jahrh., z. B. nnl. *borst* (Bursche), *burcht* (mnl. *borch*), *kroost* (schon bei Kiliaen neben *kroos*), *sedert* (auch mnl. neben *sider*), *stipt* (bei Bredero und Vondel noch *stip*) u. s. w. Epenthesis des *t* hinter *n* erscheint vorzüglich in dem Limburgischen, z. B. *minnentlike*, doch auch in der Schriftsprache des 17. und 18. Jahrhs., z. B. (u. a. bei Vondel) *eigentlijk*, *gelegentheid*, u. s. w.; nnl. nur *mijnentwege*, *onzenthalve*, u. s. w. *ordêntelijk*, *erkêntelijk*.

Wg. TH (þ) wurde im Anlaut und Inlaut dentales *d*, z. B. anfr. *that*, nl. *dat;* anfr. *bruother*, nl. *broeder;* ist im Inlaut jedoch im Nnl. häufig synkopiert, z. B. *kweelen* (aus *kwedelen*, anfr. *quethan*), *veer* (neben *veder*, anfr. *fethera*), *vleermuis* (ahd. *fledarmûs*), u. s. w. Im Auslaut wurde es ausnahmslos (schon in Geldrischen Urkunden von 720, 850, 855) dentales *t*, wiewohl im Nnl. meistens als *d* geschrieben, z. B. Wg. *munþ*, anfr. *munt*, mnl. *mont*, nnl. *mond*.

Wg. D (đ) wurde linguales *d* (oder vor *r* vielleicht dentales *d*) im Anlaut und im Inlaut, es sei urspr. oder vom grammatischen Wechsel erzeugtes *d*, z. B. anfr. *dohter*, nl. *dochter;* anfr. *drincan*, nl. *drinken;* anfr. *leidon*, nl. *leiden;*

anfr. *fader*, nl. *vader*. Im Nnl. ist dieses *d* zwischen zwei Vokalen jedoch häufig synkopiert, z. B. *beuling* (mnl. *bodelinghe*), *afbeulen* (mnl. *bodelen*), *blaar* (mnl. *bladere*), *beul* (bei Vondel noch *beudel*), *graag* (aus *grâdeg*), *door* neben *dooier*, bei Kiliaen noch *doder*), u. s, w., oder durch *j* oder *w* ersetzt, z. B. *vermoeien* (im 17. Jahrh. auch *vermoeden*), *ooievaar* (mnl. *odevare*), *spouwen* (mnl. *spouden*), *vouwen* (mnl. *vouden*, vgl. *eenvoudig*), *kouwelijk*, *ouwelijk*, u. s. w. Anorganisch hingegen ist das hinter *î* eingeschaltete *d* im Nnl. *geschieden*, *spieden*, *vlieden*, *kastijden*, *belijden*, *verlijden*, *wijden*, *bevrijden*, mnl. *ghescien*, *spien*, *vlien*, *castîen*, *belîen*, *verlîen*, *wîen*, *vrîen*, und das im Mnl. noch seltene, im Nnl. jedoch häufige epenthetische *d* zwischen *l*, *n* oder *r* und folgendem *(e)r*, z. B. in *daalder*, *elders*, *helder*, *kelder*, *kolder*, *vilder*, *zolder*, *beenderen*, *boender*, *bunder*, *diender*, *donder*, *hoenders*, *spaanders*, *vaandrig*, *Hendrik*, *Leendert*, *Reindert*, *Meindert*, *naarder* (mnl. *naerre*, jetzt, mit Synkope des *r*, *nader*), in zahlreichen Nomina agentis, z. B. *hoorder*, *bestuurder*, u. s. w. und in allen Komparativen der mit *r* auslautenden Adj. z. B. *zwaarder*, *verder*, *duurder*. Im Auslaut wurde linguales *d*, schon im 8. Jahrh., ausnahmslos linguales *t*, wiewohl im Nnl. meistens als *d* geschrieben, z. B. Anfr. *guot*, mnl. *goet*, nnl. *goed*.

Wg. s wurde im An- und Inlaut zur tönenden Dentalspirans *z* vor Vokalen und *w*, auch schon im Mnl., obgleich im 13. Jahrh. noch als *s*, später ohne feste Regel als *s* oder *z*, im Nnl. nur als *z* geschrieben, z. B. anfr. *sang*, *singon*, *suert*, *wesan*, mnl. *sanc*, *singhen*, *swaert*, *wesen*, nnl. *zang*, *zingen*, *zwaard*, *wezen*. Vor Konsonanten, also in den Verbindungen *sch*, *sl*, *sm*, *sn*, *sp* und *st* wurde *s* als tonlose Spirans erhalten, z. B. anfr. *schalc*, *slâp*, *smer*, *spel*, *sterk*, nl. *schalk*, *slaap*, *smeer*, *snood*, *spel*, *sterk*. Die tonlose Spirans erhielt sich auch im Auslaut der Silben, z. B. anfr. *hulpelôs*, *wîsduom*, nl. *hulpeloos*, *wijsheid*, und in der Gemination (Assimilation von *sj*, *ts*, *chs*), z. B. *kussen* (wg. *kussjan*), *beslissen* (aus **beslitsen*), *wassen* (anfr. *wahsan*), und im Anlaut aus *ts* assimiliert, z. B. *samen* (aus *tsamen* = *te samen*), *suffen* (aus **ontsuffen*, ahd. *insueppen*).

Wg. z (es sei durch grammatischen Wechsel erzeugt oder nicht) ist im Auslaut weggefallen, z. B. anfr. *mî*, *thî*, *wî*, *gî*, *the*, *he*, mnl. *mi*, *di*, *wi*, *ghi*, *de*, *hi*, nnl. *mij*, *wij*, *gij*, *de*, *hij* (Hd. *mir*, *dir*, *wir*, *ihr*, *der*, Mfr. *her*), auch im Mnl. *mee* neben der Analogieform *meer*, welche im Nnl. die einzige ist. Im Inlaut findet man *r* im Anfr. *ôra*, *hôron*, *bekoron*, *lêran*, *generon*, nl. *ore* (*oor*), *hooren*, *bekoren*, *leeren*, *generen*, u. s. w., in allen Komparativen, z. B. anfr. *betero*, nl. *betere*, *beter*, und mit vorhergehendem *r* assimiliert in *dorre*, *marren*, mnl. *erre*, *dorren* (nnl. *durven*). In der Konjugation findet man bloss Prät. *vroren*, *verloren*, *waren*, mnl. auch *coren*; Part. *gevroren*, *verloren*, *verkoren* (mnl. auch *ghecoren*, nnl. bloss *gekozen*); hingegen mnl. *gewesen* (nnl. *geweest*). Die Sing. Prät. *vroor* und *verloor* (neben *koos* und *was*) sind Analogieformen nach dem Plur. Sonst ist das durch grammatischen Wechsel verursachte *r* in allen Verba durch Ausgleichung zu *z* geworden.

Wg. j erhielt sich als tönender Palatal meistens im Anlaut, ging nur vereinzelt (vor *e* und *i*) in *g* über, z. B. anfr. *gî*, mnl. *ghi*, nnl. *gij*, *ge* neben *jij*, *je*; mnl. *ghien* (neben *biecht* aus *bijecht*); mnl. nl. *gene*. Im Inlaut und Auslaut ist *j*, wie schon im Anfr. hinter kurzem Vokal + Konsonant zum vorhergehenden Konsonanten assimiliert, hinter langem Vokal + Konsonant synkopiert. Vereinzelt findet man es im Mnl. hinter *r*: *herien*, *erien*, *scerien*. Hinter Vokalen ist *j* erhalten, z. B. *hooi*, *zaaien*, *bloeien* (anfr. *blôion*), oder im Inlaut in *g* übergegangen, vorzüglich (wie im Ags.) in der Verbalendung *igen*, z. B. *steenigen*, *eindigen*, u. s. w., falls diese nicht Analogiebildungen sind nach den von Adj. auf *ig* gebildeten Verben, (vereinzelt auch hinter *l* und *r*: *verdelgen*, *tergen*), im Auslaut, jedoch vereinzelt, in *ch*, z. B. *vroech* (ahd. *fruoji*), nnl. *vroeg* (gespr. *vroech*).

Wg. w erhielt sich, als tönende Labial, im Anlaut selbst vor *r*, z. B. *wraak*, *wringen*, *wroegen*, *wroeten*, *wrijven*, mnl. *wrene*, 17. Jahrh. *wrijten*. Hinter *z* wurde es oft synkopiert oder dem folgenden Vokal assimiliert, z. B. *zoel*, *zoet*, *zuster*, *zulk* vgl. noch *tusschen*. Im Inlaut ist es nur selten ausgefallen oder vokalisiert, meistens erhielt es sich. Im Auslaut wurde es tonloses *e*, welches hinter Vokalen wieder abfiel, z. B. wg. *saiw*, anfr. *sêo*, nl. *zee* (vgl. *Zeeland* und *Zeeuwen*); wg. *snaiw*, anfr. *snêo*, mnl. *snee*, nnl. aber durch Ausgleich *sneeuw*; wg. *gelw*, nl. *gele*, *geel* aber wg. *gelwa*, mnl. *gelewe*, *geluwe*, nnl. *gele* durch Ausgleich. Analogiebildung verursachte jedoch sogar im 17. Jahrh. Formen wie *geluw* für *gele*. Vereinzelt wurde *w* im Inlaut *v*, im Auslaut *f*, z. B. wg. *farwa*, mnl. *varwe*, *varewe*, *varuwe*, nnl. *verwe*, später *verf*, Plur. *verven*. Ausserdem ist im Nnl. Epenthesis und Paragoge des *w* hinter *u* häufig.

Wg. Q., GW und HW kommen als labialisierte Gutturalen im Nl. nicht vor. *Q* wurde im Anlaut *k* + *w* (im Mnl. auch geschrieben *qu*), z. B. mnl. *quaet*, *quale*, *quellen*, nnl. *kwaad*, *kwaal*, *kwellen*, im Inlaut *k*, z. B. *zinken*. GW kommt im Anlaut gar nicht vor, wurde im Inlaut nach betonten Silben *g*, z. B. *zingen*, schwand nach unbetonten, z. B. *nier*. HW wurde im Anlaut *h* + *w*, und das zum Hauchlaut gewordene *h* schwand schon im Anfr., z. B. *welp*, *werven*, *wit* (mit kurzem *i* für *hwît*), u. s. w. Vereinzelt wurde *w* vokalisiert, und blieb *h*, z. B. *hoe* (= *hwâ*), *hui* (neben *wei* = **hwajo*). Im Inlaut wurde *w* synkopiert (später auch *h*, wie schon im Anfr.) nach betonten Silben, z. B. anfr. *sian*, nl. *zien* (= *sehwan*). Nach unbetonten Silben wurde anfangs nur das zu *g* gewordene *h* synkopiert; das *w* jedoch schwand auch nachdem es Vokal geworden war, z. B. *gezien* (aus *gesewun*, aus *gasegwun*, aus *gaschwun*), vielleicht auch *wiel* und mnl. *niel* (= pronus).

§ 26. Eigentümlichkeiten des nl. Lautsystems. Vergleichen wir das Nl. mit den verwandten Schriftsprachen der Nachbarn, mit dem Hochdeutschen und Englischen, so zeigen sich in seinem Lautsystem mehrere wichtige Eigenheiten (Idiotismen), welche ihm eine Stelle geben zwischen diesen beiden Sprachen. Weil es eine niederdeutsche Sprache ist, steht es seinem Konsonantismus nach dem Englischen näher. Nur ist das *th* immer, wie in Hd., zu *d* geworden. Durch seinen Vokalismus nähert es sich dem Hochdeutschen. Wichtige Idiotismen machen es jedoch zu einer selbständigen Sprache. Die bedeutendsten sind m. E. 1. dass alle kurzen Vokale in offenen Silben gedehnt und *i* und *u* immer in *e* und *o* übergegangen sind, 2. dass *î* und *û* zu *ei* und *ui* diphthongiert sind, 3. dass *oe* und *ie* monophthongiert sind, 4. dass der Übergang von *au* in *ô* vollständig durchgeführt ist, 5. dass kurzes *e* vor *r* in *a* sich verwandelte, 6. dass kurze Vokale vor *r* meist gedehnt sind, 7. dass *u* (Hd. *u*) immer *u* (Hd. *ü*) geworden ist, 8. dass lange Vokale nicht umlauteten und überhaupt der Umlaut durch Ausgleichung oder folgenden Konsonanten bedeutend eingeschränkt ist, 9. dass die neuen langen Diphthonge *aai*, *ooi*, *oei* gebildet sind durch Erhaltung des *j* hinter Vokalen, 10. dass *g* und *j* wechseln und *egi* vielfach in *ei* überging, also die Zahl der *ei's* vermehrte, 11. dass *w* sich erhielt vor *r*, 12. dass *l* schwand hinter *o* (und *o* aus *a*) und vor *d* oder *t*, und dass also der Diphthong *ou* entstand, 13. dass *r* vor kurzen Vokalen + *d*, *t*, *s* oder *n* häufig umgestellt wurde, 14. dass die tönenden Verschlusslaute und Spiranten im Auslaut immer in tonlose Verschlusslaute und Spiranten übergingen, 15. dass *th* immer zu *d* wurde, 16. dass *d* häufig entstand durch Epenthesis hinter Vokalen oder *l*, *n*, *r*, 17. dass die tonlose Spirans *f* immer und *s* vor Vokalen und *w* im An- und Inlaut in tönendes *v* und *z* übergingen, 18. dass *ft* zu *cht* wurde, 19. dass die tönende Guttural- und Labialspirans sich erhielt, und 20. dass

sk im Anlaut zu *sch*, im In- und Auslaut zu *ss* (geschrieben *sch*) wurde, und *chs* zu *ss* assimilierte.

VI. GESCHICHTE DER NL. ORTHOGRAPHIE.

§ 27. Mittelniederländische Orthographie. Das Hauptprinzip der mnl. Orthographie ist, die Aussprache möglichst gut wieder zu geben. Daher auch meist *t*, *s*, *f*, *ch* und *nc* am Ende der Wörter, welche etymologisch oder in flektierten Formen *d*, *z*, *v*, *g* und *ng* haben. Daher anfänglich auch die besonderen Zeichen für *gh* und *g*, *sch* und *sc*, als diese Laute noch verschieden ausgesprochen wurden. Bald jedoch hörte dieser Unterschied auf und schrieb man stets *sch*, sogar wenn man *s* aussprach. Zwischen *s* und *z* machte man selten Unterschied. Meistens wird auch die tönende Spirans durch *s* wiedergegeben. Vor *e* und *i* schrieb man immer *k*, vor anderen Buchstaben war das *c* gewöhnlicher. *Kw* wurde durchgängig als *qu*, *ks* durchgängig als *x* geschrieben. Das *w* wurde meist durch *w*, bisweilen durch *uu* dargestellt. Für *v* wurde oft dasselbe Zeichen wie für *u* gebraucht, für *j* oft dasselbe wie für *i*. Konsonantenverdoppelung (und dafür gewöhnlich *ck* für *kk*, bisweilen *cg* für *gg*) bezeichnete, dass der vorhergehende Vokal »onvolkomen« war, da in offenen Silben jeder Vokal gedehnt wird. Verdoppelung des *ch*, das stets genau vom Hauchlaut *h* unterschieden wird, unterblieb entweder, weil vor demselben der Vokal ohnehin fast immer verkürzt war, oder wurde durch *cch* ausgedrückt. Selten findet man *lichgame* neben dem gewöhnlichen *lichame*. Im Auslaut oder vor Konsonanten wurden die Konsonanten nie verdoppelt, und eben so wenig wurde etymologische Gemination nach offenen Silben bezeichnet. Lange und gedehnte Vokale wurden in offenen Silben nur mit einem Buchstaben geschrieben, in geschlossenen Silben jedoch wurden sie durch Verdoppelung bezeichnet, welche bei *e* und *i* regelmässig war (obschon man für *ii* gewöhnlich *ij*, auch wohl *y* schrieb), und sehr häufig bei *u*. Doch bediente man sich auch wohl eines *e* (selten und meist im 14. u. 15. Jahrh. eines *i* oder *y*) hinter dem *u*, was bei *a* regelmässig, bei *o* häufig geschah. Daher Verwirrung zwischen *oe* (= langes *o*) und *oe* als Diphthong (= wg. *ô*), während auch eine Verwirrung stattfand zwischen *ue* (= langes *u*) und *ue* als seltene Orthographie für *oe* (wg. *ô*) und *ö* (*i*-Umlaut von *o*). Gewöhnlich jedoch wurde der *ö*-Laut nicht bezeichnet, sondern einfach durch *o* dargestellt, im späteren Mnl. auch wohl, in Nachahmung des Franz., durch *eu*. *Ie* und *oe* (wg. *ô*) bezeichneten im Mnl. noch Diphthonge. Die langen Diphthonge wurden gewöhnlich nur mit zwei Buchstaben geschrieben: *ai* (selten *aei*), *oi* (selten *ooi* oder *oei*), *au* (selten *aeu*), *eu* (selten *eeu*), jedoch meistens *ieu* oder *iew*. Das *w*, welches im Nnl. einem langen Diphthong stets und einem kurzen im Auslaut und vor einem Vokal folgt, fehlte im Mnl. meistens.

In franz. Wörtern hatten die Buchstaben fast immer denselben Wert wie im Franz., wie *j* (z. B. *josteren*), *g* (z. B. *geeste*, *usage*), *ch* (z. B. *coche*), doch bisweilen schrieb man auch *ds* für *g* und *ts* oder *tch* für *ch* (z. B. *usaedse*, *coetse*, *coetche*). Mouillirtes *l* wurde durch *lg* wiedergegeben, z. B. *bataelge*. Auch die Vokale bezeichneten bisweilen die franz. Aussprache.

Natürlich herrschte in der Orthographie noch nicht überall Übereinstimmung, und kommen also allerlei Ausnahmen von diesen Regeln vor. Diese Abweichungen werden von den Herausgebern gewöhnlich in ihren Textausgaben beibehalten, damit durch Normalisierung nicht zugleich dialektische Eigentümlichkeiten verwischt werden.

Da im allgemeinen die im Mittelalter angenommenen orthographischen Prinzipien auch für das spätere Nl. die herrschenden blieben, genügt es für

spätere Zeit die Veränderungen anzugeben. Die ersten Veränderungen entstanden seit der Mitte des 14. Jahrhs. durch den Einfluss des Hochdeutschen. Da findet man — doch durchaus nicht allgemein — Konsonantenverdoppelung im Auslaut, *th* für *t*, *ck* für *k*, *cx* für *x* oder *ks*, *ngk* für *ng* oder *nk*, *mpt* für *mt*, *dt* im Auslaut für *d* oder *t* u. s. w. Da findet man auch Verwechslung von *i*, *ij* und *ie*, seit das letztere nicht mehr überall als Diphthong ausgesprochen wurde.

§ 28. Orthographische Bewegung des 16. Jahrhs. In der Mitte des 16. Jahrhs., als sowohl Verwirrung im Gebrauch der Vokale wie unnötige Häufung der Konsonanten herrschte, offenbarte sich auf einmal in verschiedenen Gegenden zugleich der Wunsch die Orthographie nach vernünftigen Prinzipien zu regeln, und von der Zeit an giebt es keine sprachliche Frage, welche die nl. Gelehrten bis auf unsere Zeit so sehr beschäftigt hat, als die orthographische, wahrscheinlich weil jeder Dilettant darüber ebenso gut eine Meinung äussern zu können glaubte, als der wissenschaftliche Sprachgelehrte.

Der erste, der mit einer *Nèderlandsche Spèllijnghe* 1550 auftrat, war Joost Lambrecht von Gent. Sein Hauptprinzip war dasselbe wie das der mnl. Orthographie, nämlich die gesprochene Sprache (in seinem Fall die von Gent) möglichst genau wieder zu geben. Er führte desshalb neue Verbindungen von Buchstaben ein, wie *ea* für das lange *e* (wg. *ai*), *oa* für das lange *o* (wg. *au*)) und *ae* für das *e*, wie im franz. *père;* denn auch für *a* wie für alle anderen Vokale wollte er in geschlossenen Silben die Länge durch Verdoppelung bezeichnen. In offenen Silben wollte er die langen oder gedehnten Vokale mit einem Accent versehen, also *jâren, lèzen*, u. s. w. Das wg. *ô*, das wie *u* lautet, konnte nach ihm sowohl durch *ou* als durch *oe* wiedergegeben werden, das *ö* durch *ue*. Unsere jetzigen Diphthonge schrieb er: *au* (für *au* und *ou*), *ei* oder *ey* (das *ij* lautete bei ihm noch wie *î*) und *ui* oder *uy*; die langen Diphthonge: *ai* oder *ay*, *ieu*, *eeu* oder *eau*, *oi* oder *oy* oder *oai* und *oei* oder *oui*. Zwischen *i* und *j*, *u* und *v* machte er noch keinen Unterschied, wohl zwischen *gh* und *sch*, die er vor *e* oder *i* und im Silbenauslaut, und *g* und *sc*, die er vor anderen Buchstaben schrieb. Während er *qu* behielt, schrieb er *cs* für *x*. An die Regel von tonlosen Konsonanten im Auslaut hielt er sich nicht.

Wichtiger sind die orthographischen Regeln in der *Nederduitse Orthographie* (Antw. 1581) von Pontus de Heuiter, weil dieser dabei das allgemein Nl. mehr berücksichtigte. Sein Hauptprinzip war, möglichst einfach zu schreiben, nicht mehr Buchstaben zu gebrauchen als durchaus notwendig ist. Daher schrieb er nie *gh*, immer *g*, aber weiter auch nie ein *w* hinter auf *u* endigende Diphthongen, und sogar immer *h* anstatt *ch*, z. B. *wahten*, ausser bei vorhergehendem kurzem Vokal, z. B. *lachen*, und bei der Verbindung *sch*, welche er im Anlaut stets gebrauchte, indem er im In- und Auslaut bald *sch* bald *s* schrieb je nachdem er das *ch* aussprach oder nicht, z. B. *Nederlantsche* sowohl als *Nederlantse*. Er scheint der erste gewesen zu sein, der darauf drang, genauen Unterschied zu machen zwischen *j* und *i*, *w*, *v* und *u*, *s* und *z*. Auch wollte er das *k* nur im Anlaut, das *c* nur im Auslaut der Silben gebrauchen, also auch in der Verdoppelung *ck*. *Qu* und *x* hielt er für *kw* und *ks*, und am Ende der Wörter schrieb er lieber tonlose als tönende Konsonanten. Länge der Vokale in geschlossenen Silben bezeichnete er durch Verdoppelung, und das *ae* diente bei ihm also auch nur dazu, das *e* vom franz. *père* zu bezeichnen. In offenen Silben fand er Accente auf den langen Vokalen überflüssig, aber da er keine Verdoppelung wünschte, missbilligte er die Schreibweise *schrijven* statt *schriven*. Für den *ö*-Laut schrieb

er *eu*, für den *öü*-Laut *ui*; dagegen wählte er für das *u* die franz. Verbindung *ou*, und schrieb also *bouk*, *noumen*. Um den Laut *ou* in *goud* auszudrücken, blieb ihm nun nichts anders übrig als *oou*, z. B. *goout*. Seine langen Diphthonge sind *ai*, *oi*, *oui* (= *oei*), *aau* und *ieu*; statt unseres *eeu(w)* schrieb er *ew*. Eigentümlich für ihn ist noch, dass er den gutturalen Laut des *n* vor *g* oder *k* durch *in* wieder zu geben suchte, und also *klainc*, *haingen* schrieb.

Von noch grösserer Wichtigkeit ist die Orthographie, von der Amsterdamer Rhetorikerkammer entwickelt in ihrer von H. Lz. Spieghel verfassten *Twespraack van de Nederduitsche Letterkunst* (1584), weil dieses Büchlein den grössten Einfluss auf die spätere Orthographie des Nl. gehabt hat. Es führte die neuere Orthographie des *d* und *g* im Auslaut ein, wo die Analogie der flektierten Formen dies verlangte, setzte für immer den Unterschied zwischen *j* und *i*, *w*, *v* und *u*, *s* und *z* fest, wie auch die Orthographie des *ö*-Lautes als *eu*, des *u*-Lautes als *oe*. Es hielt das *ch* auch in *sch* und verstärkte die Meinung, dass *ch* auch nach kurzen Vokalen, z. B. in *lachen*, *lichaam* nicht verdoppelt zu werden brauchte. Es führte *k* als das einzige Zeichen für die gutturale Tenuis im Anlaut ein und beschränkte das *c* auf Fremdwörter. Dagegen behielt es *ck* im Auslaut der Silben, *gh* für jedes *g*, ausser in der Verbindung *ng*, und *qu* und *x* für *kw* und *ks*. Von den vier letzten Punkten ist man später abgewichen, wie teilweise auch hinsichtlich der Orthographie der Diphthonge: *ai* (oder *ay*), *au*, *ei* (oder *ey*), *ou*, *ui* (oder *uy*) und der langen *aai* (oder *aay*), *aau*, *eeu*, *ieu*, *oy*, *oey*. Das *ij* war noch kein Diphthong; das lange *i* wurde als *y* geschrieben, auch in offenen Silben, wo das Büchlein übrigens nur einfache Buchstaben anwendete. In geschlossenen Silben empfahl es die Verdoppelung der langen oder gedehnten Vokale.

§ 29. Orthographie des 17. und 18. Jahrhs. Die Orthographie der *Twespraack* wurde der Ausgangspunkt der Orthographie des 17. Jahrhs., aber hinsichtlich der Verdoppelung, vorzüglich des *a*, offenbarte sich noch lange Zeit ein Widerstand. Während Hooft das *a* verdoppelte, schrieb Vondel stets *ae*. Noch im 18. Jahrh. wurde *ae* beibehalten u. a. von A. Moonen (1706), A. Verwer (1707), L. ten Kate (1723), F. de Haes (1764) u. s. w., und erst am Ende des 18. Jahrhs. wurde durch den Einfluss von J. Nyloë (1707), aber hauptsächlich durch die Vorschriften von B. Huydecoper (1730) und A. Kluit (1763) die Verdoppelung in Nord-Niederland für immer eingeführt, während die Südniederländer noch bis 1864 mit Vorliebe *ae* schrieben, nicht ohne Absicht sich dadurch deutlich von den Nordniederländern zu unterscheiden (s. Behaegel, *Nederduytsche Spraekkunst*, Brugge 1817—27, und vgl. J. David, *Nederduytsche Spraekkunst* I 5 A. Mech. 1837 II, 2 A Mech. 1839).

Einige wollten dagegen die Verdoppelung auch in offenen Silben einführen, wie der Prediger Petrus Leupenius, der 1653 *Aanmerkingen op de Nederduytsche taal* veröffentlichte, und der von keinem geringeren als Vondel zurecht gewiesen wurde in dem *Noodich Berecht over de nieuwe Nederduitsche misspellinge* hinter seinem Trauerspiel *Lucifer*, 1654. Aus diesem *Noodich berecht* stellt sich jedoch heraus, dass auch Vondel selbst das *o* und ausserdem das *e* verdoppelte in offenen Silben, wenn diese Laute aus den Diphthongen *au* und *ai* hervorgegangen waren, wie aus der Aussprache der meisten Gegenden noch geschlossen werden konnte. Coornhert scheint diesen Unterschied in seinen späteren Schriften zuerst eingeführt zu haben. Kiliaen wandte ihn in seinem *Etymologicum* (1599) ziemlich konsequent an und im 17. Jahrh. hielten mit Vondel auch die sorgfältigsten Dichter, wie De Hubert, Huygens und die Übersetzer der *Statenbijbel* daran fest; aber allgemein war es damals noch nicht, so dass 1660 Jeremias

de Decker noch klagte über den Gebrauch des einfachen *e* und *o*, wo er, als aus Dordrecht gebürtig, das doppelte hörte.

Im Jahre 1677 führten die Mitglieder des Kunstvereins *Nil Volentibus Arduum*, die zusammen eine Grammatik zu schreiben anfingen, sie aber nicht vollendeten, einzelne sonderbare Neuerungen in der Orthographie ein, wie das Verdoppeln des *ch* nach »onvolkomen« Vokalen, was jedoch wenig Nachahmung fand. Auch schlossen sie sich an die an, welche das *o* (wie im franz. *bonne*) durch einen Accent vom *o* (wie im franz. *bon*) unterscheiden wollten, und versahen, als eigene Erfindung, auch jedes *e* (wie Hooft nur mit dem *e* aus *ai* gethan hatte) ausser dem tonlosen mit einem Accent. Einige folgten diesem Beispiel, andere wie Antonides in seinem *Lijkdicht op Vondel* (1679) machten es lächerlich. Dass sie nach dem Beispiel anderer *kw* anstatt *qu* schrieben, war eine Verbesserung; dass sie beim schreiben eines *d* und *g* am Ende der Wörter die Analogie wirken liessen, war nicht ohne Beispiel. Adriaan Pars, der Verfasser des *Index Batavicus of Naamrol van de Batavise en Hollandse Schrijvers* (Leiden 1701) ging noch weiter: er schrieb im Auslaut und vor Konsonanten das *v*, wo die Analogie es verlangte, anstatt eines *f*, aber blieb ohne Nachahmung, ausser bei einzelnen, wie E. Zeydelaar *Régelmaatige Néderduitsche Spélkonst*, Amst. 1769.

Der einflussreichste Grammatiker des 18. Jahrhs, dessen oft herausgegebene *Nederduitsche Spraekkunst* 1706 veröffentlicht wurde, war der Deventer Prediger Arnold Moonen. Seine Orthographie schloss sich grösstenteils an die der *Twespraack* an, aber er erklärte sich für das *ae* in geschlossenen Silben, gebrauchte das *gh* nur in einigen Fällen im Auslaut, beschränkte das *c* (ausgenommen in *ch*) und das *x* auf Fremdwörter, während er das *qu* beibehielt, schrieb die Diphthonge (ausser *aei* und *aeu*) wie man sie auch jetzt schreibt, liess auf das *u* der Diphthonge nur dann ein *w* folgen, wenn die folgende Silbe mit einem Vokal anlautete, und schrieb in offenen Silben zwar einfache Vokale, machte aber auch da Unterschied zwischen gedehntem *e* und *o* und langem *ee* und *oo* (aus *ai* und *au*). Da jedoch die Holländer nördlich vom Rhein schon längst keinen Unterschied mehr machten in der Aussprache dieser Laute, machte er, wie die übrigen, nicht selten offenbare Fehler gegen diese Regel. Der ausgezeichnete Sprachgelehrte Lambert ten Kate war der erste, der in seiner *Aenleiding* (Amst. 1723) auf wissenschaftlichen Gründen mittelst Sprachvergleichung entschied, wann *e* oder *o*, wann *ee* oder *oo* geschrieben werden musste. Auch gab er die Gründe an zur Unterscheidung von *ei* und *ij*, welche beiden Zeichen seit dem 17. Jahrh., wenigstens in Holland, denselben Laut repräsentierten. In der Orthographie hielt Ten Kate sich an den damaligen allgemeinen Gebrauch, aber Vorschläge zur Veränderung machte er in seinen *Aenmerkingen over de critique Spélkúnde onzer Hóllandsche Spraake* (aufgenommen in seine *Aenleiding* I 114—130), welche jedoch nicht günstig aufgenommen wurden, weil er darin mehr der Analogie und Etymologie als dem Sprachgebrauch folgte.

§ 30. Orthographie des 19. Jahrhs. Am Ende des 18. Jahrhs. ist die gebräuchlichste Orthographie die von Moonen, abgesehen von einigen Punkten, wie *ch* und *qu*, welche allmählich ganz ungebräuchlich wurden, und der Verdoppelung des *a*, welche schliesslich über *ae* den Sieg davontrug. Die genaueste Erläuterung und beste Vertheidigung der damaligen Orthographie findet man in den beiden sorgfältig ausgearbeiteten Abhandlungen von Adriaan Kluit (*Nieuwe Bijdragen tot den opbouw der Vad. Lett.* I Leyden 1763 s. 284 ff. und *Werken van de Maatsch. der Ned. Lett.*, III Leyden 1777 s. 1—42). Sein Vorschlag, wie im Mittelalter wieder ausschliesslich nicht nur *f* und *s*, sondern auch *t* und *ch* im Silbenauslaut zu

schreiben, fand keine Unterstützung bei dem Verfasser der offiziellen Orthographie von 1804, näml. Matthijs Siegenbeek. Dieser dehnte im Gegenteil den Einfluss der Analogie noch weiter aus, indem er auch vor *t* ein *g* schrieb, wenn man diesen Laut in verwandten Wörtern hörte, wie z. B. in *gezigt* wegen *zagen*. Man bedenke, dass damals das richtige Verhältnis zwischen *g* und *ch* noch nicht bekannt war.

Die von Siegenbeek in der gebräuchlichen Orthographie angebrachten Veränderungen waren nicht sehr belangreich. Er führte, was einige schon vor ihm geschrieben hatten, das *gch* als Verdoppelung des *ch* nach »onvolkomen« Vokalen ein, wie in *bogchel*, *ligchaam*, u. s. w. Wie einige vor ihm, schrieb er stets *j* hinter einem auf *i* endigenden, *w* hinter einem auf *u* endigenden Diphthong, wenn diese Diphthonge einem Vokal vorhergingen. Übrigens regelte er zuerst genau die Orthographie der Fremdwörter, denen er, sofern die veränderte Aussprache dies nicht verhinderte, auch in der Orthographie ihren ursprünglichen Charakter liess. Frei von der Sucht nach Neuerungen, mit Urteil und Kenntnis führte Siegenbeek die Aufgabe aus, welche die Regierung ihm aufgetragen hatte.

Doch fand er an dem erfinderischen aber als Sprachforscher nicht sehr gründlichen Dichter Willem Bilderdijk einen heftigen und derben Gegner (s. *Brief aan M. Siegenbeek*, 1808, *Nederl. Spraakleer* 's-Grav. 1826, *Woordenboek der Ned. Spelling* 's-Grav. 1829). Grade was Siegenbeek an Neuerungen allgemeiner gemacht hatte, das *gch*, das *g* vor *t* und das *j* als Übergangslaut, wurde von ihm missbilligt, und obschon die Anzahl seiner Anhänger gering und die von Siegenbeek gross war, sind grade die Eigentümlichkeiten, zuletzt von A. de Jager vertheidigt, schliesslich wieder aus der Orthographie entfernt, als den Sprachgelehrten L. A. te Winkel und M. de Vries eine neue Regelung der Orthographie aufgetragen wurde.

Der Hauptunterschied zwischen dieser neuen, 1865 festgesetzten, Orthographie und der von Siegenbeek besteht denn auch in der Entfernung der von Bilderdijk bekämpften Neuerungen, denn sogar Siegenbeeks Orthographie der Fremdwörter wurde beibehalten, trotz des Widerstandes von vielen u. a. J. A. Alberdingk Thijm, der schon 1847 *De Nederduitsche Spelling* veröffentlicht hatte, worin er auf die Fremdwörter dieselben Regeln angewandt wissen wollte wie auf die niederl., ungefähr so wie es im Italienischen geschieht. Das Verdienst der neueren orthographischen Regelung besteht denn auch hauptsächlich darin, dass eine gründlichere Sprachkenntnis, als Siegenbeek sie besass, angewandt wurde, wo es galt Lautlehre und Etymologie Einfluss zu gestatten auf die Orthographie, dass das orthographische System deutlicher und mit triftigeren Gründen auseinandergesetzt wurde, dass auch auf Punkte von geringerer Bedeutung mehr Sorge verwandt wurde, und dass auch die Zusammensetzung und Verbindung der Wörter (*woordkoppeling*) in Einzelheiten ins orthographische System aufgenommen wurden.

Nur äusserst wenige weigerten sich bis zu diesem Augenblick das System als Ganzes anzunehmen. Es sind entweder alte Schüler von Bilderdijk oder Anhänger von Multatuli (Douwes Dekker), der Neigung fühlte, nur der Aussprache bei der Orthographie zu folgen und also z. B. das *ch* in Wörtern wie *mensch* weg liess oder in einzelnen Fällen den tonlosen Vokal durch einen Apostroph bezeichnete und also *'n mens* schrieb anstatt *een mensch*. Die grosse Mehrheit jedoch zeigt mit Recht einen Widerwillen gegen diesen unsystematischen und in sich selbst inkonsequenten Dilettantismus und freut sich, dass mit der neuen orthographischen Regelung die anhaltenden und kleinlichen Zänkereien über orthographische Fragen beendet sind, die doch nur ein relatives Interesse einflössen dürfen.

VII. GESCHICHTE DER NL. KONJUGATION.

§ 31. Starke Verben. Die Ablautsreihen im Nl. sind die folgenden:

I. Anfr. *î*, *ei*, *i*, *i*; Mnl. *î*, *ee*, *ē*, *ē*; Nnl. *ij*, *ee*, *ē*, *ē*.

II. Anfr. *û* oder *ie*, *ou*, *u*, *o*; Mnl. *û* oder *ie*, *oo*, *ŏ*, *ŏ*; Nnl. *ui* oder *ie*, *oo*, *ŏ*, *ŏ*,

III. Anfr. *e* oder *i*, *a*, *u* oder *o*, *u* oder *o*; Mnl. *e* oder *i*, *a*, *o*, *o*; Nnl. *e* oder *i*, *o*, *o*, *o*.

IV. Anfr. *e* oder *i*, *a*, *â*, *u* oder *o*; Mnl. *ē*, *a*, *â*, *ŏ*; Nnl. *ē*, *a*, *â*, *ō*.

V. Anfr. *e* oder *i*, *a*, *â*, *e* (oder *i*); Mnl. *ē*, *a*, *â*, *ē*; Nnl. *ē*, *a*, *â*, *ē*.

VI. Anfr. *a*, *uo*, *uo*, *a*; Mnl. *ā*, *oe*, *oe*, *ā*; Nnl. *ā*, *oe*, *oe*, *ā*.

Die reduplizierenden Verben lauten folgendermassen ab:

VII. Anfr. *a*, *ie*, *ie*, *a*; Mnl. *a*, *ie* oder *i* (*e*), *ie* oder *i* (*e*), *a*; Nnl. *a*, *ie* oder *i*, *ie* oder *i*, *a*.

VIII. Anfr. *â*, *î* oder *ie*, *î* oder *ie*, *â*; Mnl. *â*, *ie*, *ie*, *â*; Nnl. *â*, *ie*, *ie*, *â*.

IX. Anfr. *ê* oder *ei*, *ie*, *ie*, *ê* oder *ei*; Mnl. *ee* oder *ei*, *ie*, *ie*, *ee* oder *ei*; Nnl. *ee* oder *ei* [*ie*, *ie*], *ee* oder *ei*.

X. Anfr. *ou*, *ie*, *ie*, *ou*; Mnl. *ô*, *ie*, *ie*, *ô*; Nnl. *oo*, *ie*, *ie*, *oo*.

XI. Anfr. *uo*, *ie*, *ie*, *uo*; Mnl. *oe*, *ie*, *ie*, *oe*; Nnl. *oe*, *ie*, *ie*. *oe*.

Die wichtigsten Unregelmässigkeiten in der starken Konjugation sind:

Kl. II. *Vlien* hat im Mnl. Prät. Sing. *vlo*, Plur. im Brabant. und Holl. *vluwen* oder *vlouwen*, im Fläm. *vloen* (bisweilen *vloon*), Part. *ghevlouwen* oder *ghevluwen*, fläm. auch *ghevloen*. Im späteren Mnl. entstand durch Epenthesis das späterhin allein gebräuchliche *vlieden*, *vlood*, *vlooden*, *gevloden*. *Tien* (d. h. *tieën*, ziehen) wurde im späteren Mnl. nach Analogie der Formen mit grammatischem Wechsel *tiegen*. Jetzt leben nur noch Prät. und Part. *Kiezen*, *vriezen* und *verliezen* haben Formen mit *r* durch grammatischen Wechsel (s. § 25 Z).

Kl. III. Im Prät. Sing. dieser Verben treten am Ende des Mittelalters Formen mit dem *o* des Plur. anstatt *a* zuerst auf. Im 16. und 17. Jahrh. erscheinen *a* und *o* neben einander; bei Vondel nach 1625 nur das *o*. Das *a* wurde seitdem ungebräuchlich. Noch nicht genügend erklärt sind die unregelmässigen Prät. *hielp*, *bedierf*, *stierf*, *wierf*, *wierp* und *zwierf*, *hielpen*, *bedierven* u. s. w., wovon man die ersten Spuren im Fläm. des 14. Jahrhs. findet neben Formen wie *sterf*, *zwerf* u. s. w. mit *e* aus *a* vor *r*. Das Holl. des 16. Jahrhs. hat *bedurf*, *sturf*, *wurf*, *wurp* und *zwurf*, aber *halp* und *holp*, und erst im 17. Jahrh. werden die Formen mit *ie* in diesen Verben allgemeiner, wie z. B. bei Bredero, Huygens und in der *Statenbijbel*. Vondel hat nur selten *hielp* und *wierp*, dagegen gewöhnlich *holp*, *bedorf*, *storf* oder *bedurf*, *sturf* u. s. w. Moonen erkannte die Formen mit *ie* noch nicht als grammatisch richtig an, aber Ten Kate nahm sie von allen Verben ausser *zwerven* als richtig an neben denen mit *o*. Das that auch Weiland, obschon die Formen mit *ie* damals schon weitaus die gebräuchlichsten waren. Jetzt ist bei diesen sechs Verben *ie* ausschliesslich im Gebrauch. *Worden* gehört auch zu dieser Klasse. Im Mnl. ist es noch regelmässig *werden*, *wart*, *worden*, *(ge)worden*, im späteren Mnl. aber neigte es schon zu der jetzigen unregelmässigen Konjugation: *worden*, *werd* (oder *wierd*), *werden* (oder *wierden*), *geworden*. Im 17. Jahrh. findet man jedoch noch oft die regelmässige Konj. Im Mnl. zeigten die alten Infinitivformen *ronnen*, *begonnen*, *ontgonnen* [1] sich neben dem mnl., jetzt verlorenen, *rinnen* und dem mnl., nnl. *beginnen*, *ontginnen*, welche regelmässig stark konjugiert werden, überdies aber bis ins 17. Jahrh. auch ein schwaches Prät. *begonde*, *begonste*, *begost* und ein Part. *begost* hatten.

Kl. IV. *Scheren* und *zweren* (Schmerz empfinden) haben schon im Mnl. wie auch jetzt noch als Prät. *schoor*, *zwoor*, *schoren*, *zworen* und als Part.

geschoren, *gezworen*. Im Mnl. und sogar noch im 18. Jahrh. wurde daneben auch als Prät. *schoer*, *zwoer* gebraucht. Von *steken* kommt das Part. *gesteken* für jetziges *gestoken* im Mnl. häufig vor und ist sogar im 17. Jahrh. die gewöhnlichste Form. Zu dieser Klasse gehört auch *komen*, Part. *gekomen* mit regelmässigem Prät. *kwam*, *kwamen* (im Fläm. *kam*, *kamen*). Das Präs. *ik kom*, *hij*, *gij komt* hat im Lauf des 17. Jahrhs. das *o* verkürzt.

Kl. V. *Zitten*, *bidden* und *liggen* sind schon im Mnl. die gewöhnlichen aus *zetjan*, *bedjan* und *legjan* entstandenen Formen. Neben *liggen* kommt im Mnl. auch *leghen* vor. Verwechslung mit dem trans. *leggen* ist im 16. und 17. Jahrh., z. B. bei Vondel und Huygens, sehr gewöhnlich und herrscht noch in der holländ. Umgangssprache. Die jetzigen Formen *zien*, *zag*, *zagen*, *gezien* sind schon im Mnl. die allein gebräuchlichen. *Wegen* (und auch das eigentlich schwache *bewegen*) hat im Mnl. neben dem regelmässigen Prät. auch *woech*, *woeghen*, das im 17. und 18. Jahrh. bestehen blieb neben dem jüngeren *woog*, *wogen*. Letztere Formen sind jetzt allein noch gebräuchlich. Im Brab. des späteren Mittelalters kommt das Part. *gewogen* vor, das nach und nach das ältere *gewegen* verdrängte.

Kl. VI. Von *standen* ist im Mnl. nur das Prät. *stoet*, *stoeden* (= got. *stôþ*, ahd. *stuot*) im Gebrauch neben der Form mit epenthetischem *n* und verkürztem Vokal, *stond*, *stonden*, die nach dem Mittelalter die einzige Form wurde. Das Präs. war stets *staan*, das Part. *gestaan*. Das alte *slahan* lautet im Mnl. und Nnl. *slaan*, *sloeg*, *sloegen*, *geslagen*, und so wurden auch die nach dem Mittelalter verlorenen Verben *dwaen* (waschen) und *vlaen* (schinden) konjugiert. *E* für *a* ist bei den Verben dieser Klasse im Mnl. im Part. sehr gewöhnlich: *gedregen* und *geslegen* kommen vereinzelt auch noch im 17. Jahrh. vor. *Zweren* (aus *swarjan*, schwören) hat durch *i*-Umlaut im Präs. stets *e* und ist im Part. stets *gezworen*.

Kl. VII. *Haldan* ging im Mnl. und Nnl. regelmässig über in *houden*, *hield*, *hielden* (mnl. und im 16. Jahrh. auch *hild* oder *held*), *gehouden*. Von *gangen* kommt Präs. und Part. im Mnl. selten vor; es wurde verdrängt durch das jetzt nur gebräuchliche *gaan*, *gegaan*, aber das Prät. *ging*, *gingen* blieb (obschon mit verkürztem *i* vor *ng*). Im 17. und 18. Jahrh. kam auch oft das jetzt nur in Dialekten lebende *gong* vor, wie auch *vong* und *hong* für das gewöhnliche *ving*, *hing*. Neben *vangen* (anfr. *fangan*) ist im Mnl. *vaen* (asächs. *fâhan*) sehr gebräuchlich, doch später nicht mehr. *Haen* neben *hangen* ist im Mnl. viel seltener.

Über andere Unregelmässigkeiten siehe § 34 und 35.

[1] J. Franck, *Tijdschrift* II 19—26.

§ 32. Schwache Konjugation. Dadurch, dass alle Flexionsendungen tonlos wurden, ist im Mnl. schon jeder Unterschied zwischen *i*-, *ô*- und *ai*-Klassen der schwachen Konjugation verschwunden. Nur hat das *i* der ersten Klasse im Umlaut des Wurzelvokals eine Spur hinterlassen, z. B. in *drenken*, *wenden*, *leggen*, *zetten*, *generen*, *zeggen*, *dekken*, *krenken*, *temmen* u. s. w., während es sich unverändert erhielt nach Vokalen, wie in *bloeien*, *vloeien*, *maaien*, *strooien* u. s. w. Da jedoch wurde das *i* nicht mehr als Suffix gefühlt, sondern als Schlussvokal des Stammes aufgefasst, und bildete man also schon im ältesten Mnl. neben einem seltenen *bloede* ein Prät. *bloeyede*, Part. *ghebloeyet* u. s. w.

Das tonlose *e*, wozu das Stammsuffix abgeschwächt ist, wurde im Nl. allmählich synkopiert vor dem *d* des Prät. und Part. Zuerst verschwand das *e* aus *i*, denn schon im Anfr. wurde es ausgestossen, wenn die Wurzel einen langen Vokal oder einen Diphthong hatte und auf die Dentalen oder Dentalverbindungen *n*, *r*, *d*, *s*, *st* oder *rs* endigte, z. B. *gehôrda*, *getruoda*, *irruort*

u. s. w. neben *genereda*, *irfullit*, *gescathot* u. s. w. Im Mnl. ist das *e*, gleichgültig woraus es entstanden war, stets synkopiert bei Verben auf *ēlen* und *ēren*, z. B. *wandelde*, *versekert*, meist auch bei vorhergehendem einfachem Dental, z. B. *woonde*, *vreesde*, doch schon ziemlich häufig wenn andere Konsonanten oder Konsonantverbindungen vorhergehen, z. B. *leefde*, *maecte* neben *levede*, *makede*, am seltensten bei vorhergehendem *ll* und *rr*, z. B. *gesellede*, *merrede*. Die Synkope hatte dann zugleich zur Folge, dass das *d* des Prät. und Part. nach den scharfen Konsonanten (*k, ch, t, s, p, f*) in *t* überging. Blieb das *e* im Mnl., so schmolz das *d* des Prät. nicht selten mit der Personenendung *t*, auch wohl mit der Personenendung *s* zusammen: daher Formen wie *ghi horet* für *horedet* neben *hoordet; du minnes* für *minnedes* neben *mindes;* doch nach dem Mittelalter kommen diese Formen nicht mehr vor. Dagegen ist Synkope des *e* und Verschärfung des *d* zu *t* hinter harten Konsonanten nach dem Mittelalter, wenigstens schon im 16. Jahrh., die Regel. Im 18. Jahrh. fing man wieder an im Prät. ein *e* einzuschalten, wenn die Verben auf *d* oder *t* endigten, und schrieb man bisweilen: *zij redden, zetteden,* um das Prät. vom Präs. *zij redden, zetten* zu unterscheiden, doch seit der Mitte des 19. Jahrhs. findet man diese für steif gehaltenen Formen nicht mehr.

Von den Verben, die schon im Altgerm., bevor der *i*-Umlaut wirkte, den Mittelvokal entbehrten und den thematischen Schlusskonsonanten verschärften, besitzt das Nnl. noch die folgenden, welche im Mnl. noch das End-*e* im Prät. besassen, doch später apokopierten: *brengen* (mnl. auch *bringhen), bracht, gebracht* (mnl. und im 17. Jahrh. auch *brochte, ghebrocht); denken, dacht, gedacht* (mnl. und im 17. Jahrh. auch *dochte, ghedocht); dunken* (mnl. auch *donken), docht, gedocht; zoeken, zocht, gezocht; werken, wrocht, gewrocht* (neben dem gebräuchlicheren *werkte, gewerkt;* mnl. auch *wrachte, ghewracht); koopen, kocht, gekocht.* Im Mnl. findet man ausserdem noch die jetzt verlorenen Verben *vruchten* (fürchten), *vruchte, ghevrucht* und *roeken* (sich kümmern), *rochte, gherocht,* während anstatt des mnl. *raken, rochte, gherocht* und *cnopen, cnochte, ghecnocht* nach dem Mittelalter nur *raken, raakte, geraakt* und *knoopen, knoopte, geknoopt* (doch noch stets *verknocht)* im Gebrauch ist.

Im Mnl. kommen noch Formen mit sogenanntem Rückumlaut vor neben den gewöhnlichen, nämlich von *kennen, cande, ghecant,* von *rennen, rande, gherant,* von *setten, ghesat,* die später nur lauten *kende, gekend, rende, gerend, zette, gezet;* weiter von *schenden: scande, ghescant,* von *senden: sande, ghesant,* später stark *schenden, schond, geschonden, zenden, zond, gezonden* (doch *gezant* noch als Subst.). Von einem nicht gebräuchlichen *nennen* (man gebrauchte immer *noemen): nande, ghenant,* von *bewenden: bewant,* die später verloren gingen, und von *bernen*: *brande, ghebrant,* woraus im Nnl. ein neues Verb *branden, brandde, gebrand* entstand.

Schon im Mnl. und auch jetzt noch sehr gebräuchliche unregelmässige Nebenformen von *legde*, *gelegd*, *zegde* (im Nordniederl. selten), *gezegd* sind *leide*, *geleid*, *zeide*, *gezeid.* Im Mnl. schrieb man auch *hi*, *ghi*, *leit*, *seit* für *leget*, *zeget* (jetzt *legt, zegt)* Formen, die jetzt auf die Umgangssprache beschränkt sind.

§ 33. Präterito-Präsentia. Die Prät.-Präs. sind 1. Mnl. *weet* (auch *weit)*, *weten*, *wiste*, *gheweten*, Nnl. *weet*, *weten*, *wist*, *geweten;* 2. Mnl. *can*, *connen* (brab. auch *conen)*, *conde* (auch *conste* und *coste)*, *gheconnen*, Nnl. *kan*, *kunnen*, *kon(de)* (auch *kost)*, *gekund* oder *gekunnen;* 3. Mnl. *sal* (auch *sel)*, *sullen* (auch *sellen* und *selen)*, *soude*, kein Part., Nnl. *zal*, *zullen*, *zou(de)*, kein Part.; 4. Mnl. *mach*, *moghen*, *mochte*, *ghemoghen* oder *ghemocht*, Nnl. *mag*, *mogen*, *mocht*, *gemoogd* (aber *vermocht)*, 5. Mnl. *moet*, *moeten*, *moeste* (auch *moste)*, *ghemoeten*, Nnl. *moet*, *moeten*, *moest*, *gemoeten*.

Weiter kommen im Mnl. noch vor: 1. *dooch, doghen, dochte, ghedocht* oder *ghedoghen;* 2. *an, onnen, onde* und *onste, gheont* und *gheonnen;* 3. *dar* (auch *der*), *dorren* (auch *durren* und *derren*), *dorste* (auch *durste*, sogar *dorde*), *ghedorst* und *ghedorren;* 4. *darf* (auch *derf*), *dorven* (auch *durven* und *derven*), *dorste* (auch *durste* und *dorfte, durfte*), kein Part.

Doghen wurde im Nnl. *deugen* (vielleicht Konjunktivform mit *i*-Umlaut), ganz schwach konjugiert. Für *onnen,* woneben im Mnl. und sogar noch im 17. Jahrh. sehr oft *jonnen* vorkommt, wurde später nur eine mit *ge* versehene Form *geonnen* gebraucht, zusammengezogen zu *gunnen,* das ganz schwach konjugiert wird. *Dorren* und *dorven* wurden durch ihr gemeinschaftliches Prät. *dorste* schon im Mnl. mit einander verwechselt. Seit dem 16. Jahrh. lauten sie *durven* (wagen) und *derven* (dürfen) und werden schwach konjugiert, obgleich Hooft noch ein anorganisches Prät. *darde* gebraucht. Nur ist von *durven* auch noch ein Prät. *dorst* neben *durfde* im Gebrauch.

§ 34. Anomala. Unregelmässig sind mnl. *doen* (daneben ein seltenes *doeien*), Prät. *dede, dades, dede, daden, dadet* oder *daet, deden,* Konj. *dade,* obschon Formen mit *e* und *a* schon früh mit einander vertauscht wurden: Part. *ghedaen.* Nnl. *doen,* Prät. 1. 3. *deed,* Plur. 1. 3. *deden,* 2. *deedt,* Konj. *dede,* Part. *gedaan.* Im Mnl. kommt neben einem Imper. *doe* auch *doch* (und *doech*) vor.

Willen wird im Mnl. und Nnl. ganz schwach konjugiert, aber die 3. Pers. Sing. Präs. Ind. hat kein *t.* Im Mnl. kommen aber Formen wie *du, hi wilt* vor neben *du willes, hi wille* und vereinzelt auch *hi wele* als Konj. Neben dem Prät. *wilde* ist im Mnl. und Nnl. auch *wou(de)* im Gebrauch.

Die Hilfsverben sind *worden* (für das Passiv, s. § 31), *zullen* (für das Futurum, s. § 33) und *hebben* und *zin. Hebben* lautet im Präs. mnl. *hebbe* (aus *habja*), *heves, hevet* (auch *het, heit*), *hebben, hebbet, hebben,* Konj. *hebbe.* Nnl. *heb,* —, *heeft, hebben, hebt, hebben,* Konj. *hebbe.* Prät. mnl. *hadde* (aus *habda*), nnl. *had,* Konj. *hadde.* Part. mnl. und nnl. *gehad* (aus *gehabd*). *Zijn*[1] lautet im Präs. Ind. mnl. *bim* (auch *bin* und *ben*), *best* oder *bist* (auch *bes*), *es* oder *is* (für *ist*), *sijn, sijt, sijn* (nach Analogie der ersten Person; das Anfr. hat noch *sint*). Nnl. *ben,* — , *is, zijn, zijt, zijn,* Konj. *zij;* aber im Mnl. bei fläm. Dichtern auch *si* im Ind. Das Prät. lautet mnl. und nnl. *was,* Plur. *waren,* Konj. *ware.* Part. mnl. *ghesijn* und *ghewesen,* nnl. nur *geweest* (*gewezen* nur noch als Adj.), Part. Präs. *zijnde,* Inf. *zijn* oder *wezen,* Imper. Sing. mnl. *wes,* nnl. *wees,* Plur. mnl. *weset, weest,* nnl. *weest.*

[1] s. Kern. *TenLtb.* V 89—104.

§ 35. Übertritt von Verben zu einer anderen Konjugationsgruppe. Verschiedene Verben sind im Nl. aus einer Klasse in eine andere übergetreten. Das Verb *spîen* (aus *spîwan*), im Mnl. noch *speech, speghen, ghespeghen,* überlebte das Mittelalter nicht, hatte aber damals schon die aus *spîwan* entwickelte Nebenform *spuwen,* konjugiert *spau, spouwen, ghespouwen* nach Kl. II, doch auch schon schwach, wie nach dem Mittelalter stets. Eine andere Nebenform war auch schon im Mnl. *spugen, spoog, spogen, ghespogen. Bevelen* ging sofort nach dem Verlust des *h* (in *befelhan*), also schon im ältesten Mnl., aus der III. Kl. in die IV. über; doch hört man dann und wann noch wohl im Prät. *bevool, bevolen. Treden* wurde im Mnl. durch Metathesis *terden* und trat dann zur IV. Kl. über; doch nach dem Mittelalter ging es wieder regelmässig nach Kl. V. *Treffen* ist schon im Mnl. von der V. in die III. Kl. übergetreten. *Plegen* hat im Mnl. als Part. *gheplogen* (neben *gheplien* mit einem Inf. *plien*). Es gehörte also zur IV. Kl. Diese Form erscheint sogar noch bei Vondel neben *geplegen*; aber seit dem 18. Jahrh. ist das ganze Part. in Unbrauch geraten. Schon im 17. Jahrh. entstand das

unregelmässige, aber jetzt ausschliesslich gebräuchliche Prät. *placht*, *plachten* (gebildet nach Analogie von *dacht*, *bracht*) für das frühere *plag*, *plagen*. In der Bedeutung »begehen (z. B. ein Verbrechen)« ist *plegen* jetzt nur schwach. Ebenso *verplegen*.

Von VI zu VII sind im Mnl. schon fast ganz übergetreten *wassen*, *wasschen* und *bakken*, und mit Umlaut *scheppen* und *heffen*. Formen wie *hoef* und *scoep* sind im Mnl. selten neben *biec*, *wies*, *wiesch*, *hief* und *schiep*, die noch stets gebraucht werden, abgesehen davon, dass neben *wiesch* auch *waschte* gebräuchlich ist und dass *biec*, wovon man bei Vondel noch ein Beispiel findet, im 17. Jahrh. der jetzigen schwachen Form *bakte* hat weichen müssen. Eigentümlich sind die Part. *geschapen* (im Mnl. auch *gheschepen*) und *geheven* (mittelbrab. auch *ghehaven*). *Waaien* ging von Kl. VIII zu VI über; doch findet man im Mnl. mitunter noch *wieu* neben den gewöhnlichen Formen *woei* und *waaide*, die jetzt noch immer nebeneinander gebräuchlich sind. Das Part. war nie anders als *gewaaid*.

Mehrere Verben sind von der starken Konj. zur schwachen übergetreten. Ausschliesslich schwach sind jetzt *dijen* (mnl. *deech*, *deghen*, *ghedegen*, doch auch schon schwach und seit dem 17. Jahrh. nur schwach; das Part. *gedegen* lebt noch als Adj.), *beklijven* (im Mnl. noch stark), *kwijnen* (im Mnl. noch stark); II. Kl. *klieven* (im Mnl. ausschliesslich und bei Vondel und im 18. Jahrh. noch oft stark), *rieken* (im Mnl. immer und bis ins 18. Jahrh. noch oft stark, neben der noch jetzt starken Doppelform *ruiken*), *berouwen* (im Mnl. stark, Prät. *berau*, aber auch *berieu*, Part. *berouwen*; im 17. Jahrh. schon schwach); III. Kl. *belgen* (im Mnl. stark, bei Vondel schon schwach, doch jetzt noch das Part. *verbolgen* als Adj.), *bernen* (im Mnl. schon bisweilen mit dem schwachen *bernen* verwechselt, später nur schwach), *dorschen* (durch das *o* im Mnl. bisweilen, später nur schwach), *hinken* (schon im Mnl. schwach); IV. Kl. *stenen* (im Mnl. Prät. *stan*), *helen* (im Mnl. sowohl schwach als stark, später nur schwach, doch noch immer *verholen*), *beren* (im Mnl. schon durch Übergang von *e* zu *a* vor *r* schwach: *baren*; nur das starke Part. *geboren* blieb bis heute bewahrt; *ontberen*, mnl. sowohl schwach als stark, später nur schwach); V. Kl. *geschieden* (mnl. *geschien*, ausser deutschem Einfluss stets schwach), *kneden* (schon im Mnl. bisweilen, später nur schwach), *leken* (mnl. stark, später nur schwach); VI. Kl. *knagen*, *schaven*, *(ont)schaken*, *gewagen* (alle im Mnl. schon schwach und stark, später immer schwach), *waden* (mnl. noch stark, später nur schwach), *waken* und *stappen* (mnl. nach VII *wiec* und *stiep* und auch schwach, wie später immer), *beseffen* (im Mnl. *besoef*, doch auch nach VII *besief*, Part. *beseven* und auch schwach, wie später immer); VII. Kl. *bassen* (mnl. stark und schwach, später nur schwach), *zaaien* und *kraaien* (mnl. neben der gewöhnlichen schwachen Form auch *sieu* und *crieu*, später nur schwach); XI. Kl. *groeien* und *vloeken* (mnl. selten *grieu*, *vliec*, meist schwach, wie später immer).

Einige Verben, die im Mnl. noch fast immer stark waren, kommen später, wie auch jetzt noch, sowohl schwach als stark vor, näml. *grijnen*, *krijschen*, *aantijgen* (oft mit *tiegen* für *tieën* verwechselt) und *kruien* (mnl. *cruden*). Andere Verben, die im Mnl. noch fast immer ganz stark konjugiert wurden, behielten nur bis heute das starke Part., nahmen aber ein schwaches Prät. an, nämlich II. Kl. *brouwen* (im Mnl. auch *bruwen*, Prät. *brau*, doch auch damals schon schwach), III. Kl. *bersten* oder *barsten* (noch im 18. Jahrh. mit einem starken Prät., das jetzt wohl nie mehr geschrieben wird, obgleich es in Grammatiken noch mitaufgenommen ist), IV. Kl. *wreken* (schwaches Prät. schon bei Vondel und jetzt; mnl. *wrac*, im 17. und 18. Jahrh. auch *wrook*), V. Kl. *weven* (ausschliesslich schwaches Prät. schon im 16. Jahrh., jetzt auch gewöhnlich schwaches Part.), VI. Kl. *malen* (mnl. noch starkes Prät., später nur schwach),

laden und *lachen* (bei Vondel sind *loed* und *loegh* noch im Gebrauch neben *laadde* und *lachte;* bei Dichtern des 19. Jahrhs. findet man sogar noch *loeg;* aber seit dem 16. Jahrh. war *laadde* durch Einfluss des schwachen *laden* (einladen) in Gebrauch gekommen, während vom schwachen *lachen* das Prät. das des starken Verbs allmählich verdrängte; das Part. *gelacht* kommt aber nach dem 17. Jahrh. nicht mehr vor). VII. Kl. *bannen* und *spannen* (im Mnl. schon dann und wann, seit dem 16. Jahrh. stets schwaches Prät.), *vouwen, spouwen* und *zouten* (schon im Mnl. fast nur schwaches Prät.), VIII. Kl. *raden* (das schwache Prät. erst im 17. Jahrh. gewöhnlich, doch *ried* ist auch jetzt noch gebräuchlich neben *raadde*), *braden* (neben dem schon im Mnl. erscheinenden schwachen Prät. ist sogar im 18. Jahrh. *bried* noch im Gebrauch; jetzt aber nicht mehr), IX. Kl. *heeten* und *scheiden* (im Mnl. noch starkes Prät., sogar noch bei Vondel ein einzelnes Mal *hiet* und *schied*, aber im 18. Jahrh. und jetzt nur schwach).

Umgekehrt sind einige schwache Verben stark geworden, im ältesten Mnl. schon *lijken, gelijken*, das nach dem Mittelalter verlorene *finen;* weiter *prijzen* (im Mnl. schwach und stark), *zenden* (im Mnl. noch gewöhnlich schwach, doch im 16. Jahrh. schon allein stark), *trekken* (im Mnl. bisweilen stark, gewöhnlich *trecte, ghetrect.* Die starke Form ist einem verlorenen *treken* entlehnt und ist im 17. Jahrh. schon ausschliesslich im Gebrauch), *bescheren* (jetzt verloren bis auf das starke Part. *beschoren*). Im 14. Jahrh. wurden allmählich stark: *wijzen, belijden* (mnl. *belien*), *kwijten* und *schenken*, alle schon im 14. Jahrh. auch stark. Nach dem Mittelalter wurden stark: *spijten, fluiten, dingen* (schon im 16. Jahrh. nur stark) und *schenden* bei Vondel und noch im 18. Jahrh. sowohl schwach als stark, aber später durch die Autorität von Moonen und Ten Kate gegen die von Huydecoper nur stark.

Neben der ursprünglich schwachen Konjugation nahmen schon im Mnl. auch die starke an das Verb *schuilen*, das nach dem Mittelalter verlorene *prenden* oder *prinnen*, und *kleven*, das jedoch nach dem Mittelalter wieder schwach wurde, wie auch *eischen* (mnl. auch *heeschen* und *vreeschen*). Nach dem Mittelalter wurden sowohl stark als schwach konjugiert *vrijen* und *bezwijmen*, während *stijven, pluizen* und *schrikken* jetzt Unterschied in der Bedeutung der starken und schwachen Formen aufweisen. Im 14. Jahrh. findet man schon das Prät. *vroeg* neben *vraagde;* später kam auch ein Prät. *joeg* neben *jaagde* in Gebrauch. Sie werden noch gebraucht, doch die Part. sind nur *gevraagd, gejaagd.*

§ 36. Konjugationsendungen. Die Endungen, welche im Anfr. schon tonlos waren, obschon sie noch mit verschiedenen Vokalen geschrieben wurden, werden im Mnl. schon ausschliesslich mit tonlosem *e* geschrieben. Die einzigen Endungen sind *e, es, et, en, ende.* Die Geschichte der Endungen beschränkt sich also auf den Verlust des *e.* Nach dieser Synkope oder Apokope blieb jedoch der früher in offenen Silben gedehnte Vokal auch in den später geschlossenen Silben gedehnt.

Präsens Indik. (stark und schwach). Die Endung der 1. P. Sing. ist anfr. *e*, auch *on* (sogar in der starken Konj.), mnl. *e* nnd bisweilen *en* bei schwachen, jedoch auch bei starken Verben, und vorzüglich auch im 17. Jahrh. (z. B. bei Huygens) bei *gaan, staan, doen,* wo das *n* organisch sein kann, und auch bei *zien.* Das *e* fängt an im 15. Jahrh. apokopiert zu werden. Vondel gebraucht es noch vor 1626, doch später selten. Im 18. Jahrh. suchte Moonen die Form mit *e* als die einzig berechtigte hinzustellen, doch Ten Kate gibt daneben auch die apokopierte Form als richtig an, und seit der Zeit blieb das *e* nur im gehobenen Stil und in Ausdrücken, wie *segge* (auf einer Quittung), *verblijve, verzoeke.* Die Endung der 2. P. Sing. ist anfr.

is (wie auch im Asächs.), mnl. *es* oder *s* und daneben mitunter auch *st* [1], eine Endung, welche im 17. Jahrh., z. B. bei Vondel, die gewöhnliche ist. Damals war aber schon die 2. P. Sing. nicht mehr lebendig. In der Vorrede zu seinen *Psalmen* (1580) klagt Marnix darüber, dass das von ihm noch gebrauchte Pron. *du* mit den dazu gehörigen Verbalformen aus der Umgangssprache verschwunden sei, während es in seiner Jugend noch gebraucht worden sei, und dasselbe lesen wir in der *Twespraack* von 1584. Schon im 13. Jahrh. hatte man angefangen die Franzosen nachzuahmen, indem man die 2. P. Plur. als Höflichkeitsform gebrauchte anstatt der 2. P. Sing., und dadurch wurde endlich im 16. Jahrh., vorzüglich unter dem Einfluss Datheens, die 2. P. Sing. gänzlich verdrängt. Im 17. Jahrh. suchte man sie wieder einzuführen; man findet sie bei Hooft, Huygens u. a., doch fast nur in der Anrede an Gott. Vondel gebraucht sie auch, doch nach 1625 nur selten, und am Ende des 17. Jahrhs. ist auch in der Schriftsprache keine Spur davon zurückgeblieben. Die Endung der 3. P. Sing. ist anfr. *it*, *et* (schwach auch *ot*), mnl. *et*, allmählich auch *t*, und seit der Mitte des 17. Jahrhs. ausschliesslich *t*. Die 1. P. Plur. ist anfr. *un*, mnl., nnl. *en*; die 2. P. anfr. *it*, *et* (schwach auch *ot*), mnl. *et*, allmählich auch *t*, und seit der Mitte des 17. Jahrhs. ausschliesslich *t*; die 3. P. anfr. *unt*, *int* (schwach auch *ont*), mnl., nnl. *en*.

Präsens Konj. (eigentlich Optativ) (stark und schwach): Sing. 1. P. anfr. *e* oder *i*, mnl., nnl. *e*; 2. P. anfr. *as* (?), mnl. *es* oder *s*, bisweilen *est*, wie im 17. Jahrh.; in dem Jahrhundert verschwindet diese Person; 3. P. anfr. *e*, *i*, mnl., nnl. *e* (im 17. Jahrh. bisweilen *et*); Plur. 1. P. anfr. *on*, mnl., nnl. *en*; 2. P. anfr. *it*, *et*, mnl. *et* oder *t*, und so auch im 17. Jahrh., im 18. Jahrh. nur *t*, aber im 19. Jahrh. seit Weiland wieder *et*; 3. P. anfr. *on* (*in*, *en*), mnl., nnl. *en*.

Prät. Indik. (stark): Sing. 1. P. anfr., mnl., nnl. keine Endung. Einmal kommt im Anfr. *riepo* vor, und auch im Mnl. und im 17. Jahrh. (z. B. bei Vondel) bisweilen eine Form mit *e*; 2. P. anfr. *i* oder *e* und abweichend davon nach Analogie des Präs. im Mnl. *es* oder *s* und selten *st*, wie im 17. Jahrh. die Regel ist; doch später verschwindet diese Person; 3. P. anfr. mnl., nnl. keine Endung, ausgenommen im Mnl. und im 17. Jahrh. bisweilen *e*; Plur. 1. P. anfr. *on*, mnl. nnl. *en*; 2. P. mnl. *et* oder *t*, später nur *t*; 3. P. anfr. *on*, mnl. nnl. *en*.

Prät. Konj. (stark): Sing. 1. P. anfr. *i* oder *e*, mnl. nnl. *e*; 2. P. mnl. *es* oder *s*, selten *st*, wie im 17. Jahrh. die Regel ist; doch später verschwindet diese Person; 3. P. anfr. *i* oder *e*, mnl. nnl. *e*; Plur. 1. P. mnl. nnl. *en*; 2. P. mnl. *et* oder *t* und so auch im 17. Jahrh., im 18. Jahrh. nur *t*, aber im 19. Jahrh. seit Weiland wieder *et*; 3. P. anfr. *in*, mnl. nnl. *en*.

Prät. Indik. und Konj. (schwach). Sing. 1. P. anfr. *da* (konj. *di*) mnl. *de*, selten *den*, was jedoch im 17. Jahrh. neben *de* (oder *te*) oft (z. B. bei Huygens und Vondel) vorkommt; seit dem 18. Jahrh. nur *de* oder *te*; 2. P. anfr. *dos*, mnl. *des*, selten *dest*; wie im 17. Jahrh. die Regel ist; später aber verschwindet diese Person; 3. P. anfr. *da* (konj. *di*), mnl. *de*, selten *den*, was jedoch im 17. Jahrh. neben *de* (oder *te*) viel vorkommt; seit dem 18. Jahrh. nur *de* oder *te*; Plur. 1, 3. P. anfr. *don*, mnl. *den*, nnl. *den* oder *ten*; 2. P. mnl. *det*, selten *den*, was im 17. Jahrh. eine sehr gebräuchliche Form neben *de* (*te*) ist; im 18. Jahrh. sind *den* (*ten*) oder *de* (*te*) die herrschenden Formen, aber Ten Kate gibt neben *den* (*ten*) auch *det* (*tet*) an, und seit Weiland ist das im 19. Jahrh. die gewöhnliche Form.

Durch den enklitischen Gebrauch der Pron. kommen, hauptsächlich im Mnl., allerlei Nebenformen vor, die hier nicht behandelt werden können. Ich weise nur auf das Fortlassen des *en* in 1. 3. P. Plur. hin, z. B. *aetwi*, *liepsi*

und auf Formen wie *neemdi*, *naemdi*, *segdi*, die im Mnl. häufig und im 17. Jahrh. (z. B. bei Vondel und Bredero) noch manchmal anstatt *neemt ghi*, *naemt ghi*, *segt ghi* vorkommen. Es sind Verbindungen mit *ji*, der Nebenform von *gi*, und entstanden schon in einer Zeit als die Endung noch *þ* war, aus Formen wie *nemeþi* (für *nemeþji*), *nâmeþi* (für *nâmeþji*), *seggeþi* (für *seggeþji*).[3] Wird *je* (für *jij*) im 17. Jahrh. und später (vorzüglich im 19. Jahrh. nahm dieser Gebrauch überhand) hinter das Verb. gestellt, so wird die Endung *t* weggelassen, also *neem je*, *zeg je*. Die 2. P. Plur. nimmt dann den Vokal der 1. P. Sing. an, z. B. *nam je*. Eine merkwürdige Erscheinung in der nl. Konjugation ist, dass durch starke Sucht nach Analogie überall der *i*-Umlaut in den einzelnen Personen entfernt ist.

Der Infinitiv endigt im Mnl. und Nnl. auf *en* und kommt mnl. im Genitiv in der Form *ens*, im Dativ in der Form *ene* vor. Nach dem Mittelalter verschwand die Dativform ganz und gar; der Genitiv blieb nur in einzelnen Ausdrücken, wie *zwervens moede*.

Das Part. Präs. endigt im Mnl. und Nnl. auf *ende*, *end*.

Das Part. Prät. der nicht zusammengesetzten Verben hat schon im Mnl. die Vorsilbe *ge*. Nur kommen im Mnl. meist ohne *ge* vor die Part. *comen*, *worden*, *vonden*, *leden* (vom jetzt veralteten *liden*, passieren) und *bleven* (da dies für *beleven* steht). *Eten* hatte im Mnl. meist *geten*, seit dem 16. Jahrh. *gegeten*.[3]

Der Imper. Sing. der schwachen Konjugation endigte mnl. auf *e*, der der starken hatte mnl. keine Endung, ausgenommen bei den *jan*-Verben *bidden*, *liggen*, *sitten*, *zweren* (schwören), *heffen*, *scheppen*, *lachen* (auch *beseffen*), aber im Mnl. findet man den schwachen Imper. oft ohne, den starken bisweilen mit *e*. Bei den starken Verben ohne *e* blieb der kurze Vokal gesetzmässig ungedehnt, z. B. *swich*, *brec*, *et*, *gef*, doch auch *breec*, *eet* nach Analogie des Plur. und daneben auch schwache Imper. mit kurzem Vokal, *mac*, *vrach* nach Analogie der starken. Sehr eigentümliche Imper. sind im Mnl. *sich* (von *sien*), *lach* (von *laen* neben *laten*), *dwach* (von *dwaen*), *slach* (von *slaen*), *doch* (von *doen*), *ganc* (von *gaen*), *stant* (von *staen*).[4] Nur *sich* kommt auch im 17. Jahrh. in der, vorzüglich bei Bredero gebräuchlichen, Interjektion *hem sick!* (neben *hm sie!* oder *kedaar*, d. h. *kijk daar*) vor. Im Nnl. hat der Imper. Sing. immer eine Form ohne *e*. Der Imper. Plur. hat im Mnl. *et*, später *t*.

Eine Spur eines Passiv meint Franck zu erkennen im mnl. *hetede*, *hete*, *hiete* (war genannt) und *heteden*, *heten*, *hieten* (waren genannt), jetzt *heette heetten*.

[1] s. Cosijn, *TenLtb.* III 272 f., Kern, *TenLtb.* V 101 f. — [2] s. Van Helten, *TenLtb.* III 91 f., Cosijn, *TenLtb.* V 309—311. — [3] Über die westfläm. Form *i* (aus *ji*, *gi*) für *ge* im Mnl. s. Verwijs, *Taalk. Bijdr.* I 7—12. — [4] s. A. de Jager *Verscheidenheden* 195—208, *Nieuwe Versch.* 469 f.

VIII. GESCHICHTE DER NL. DEKLINATION.

§ 37. Flexion der Substantiva. Dadurch dass die vokalischen Stammsuffixe tonlos wurden, gibt es schon im ältesten Mnl. keinen bestimmten Unterschied mehr zwischen der Deklination der verschiedenen Vokalstämme. Nur einzelne damals schon veraltete Eigentümlichkeiten erinnern daran. Der augenfältigste Unterschied ist, dass es im Mnl. noch Vokalstämme gibt, die im Nom. und Acc. Sg. meist auf *e* endigen, und andere, die dies *e* schon verloren haben. Auf *e* endigen noch 1. die *â*- und *jâ*-Stämme, z. B. *aarde*, *bede*, *groeve*, *siele*, *sorghe*, *sprake*, *vrese*, *sonde*, *helle* u. s. w., während *bezie* und *schalie*, vermutlich aus dem Plur. abstrahiert, sogar jetzt noch auch das *i* bewahren; 2. die *jo*-Stämme mit langem Vokal, z. B. *herde*, *molenare* (und die

übrigen Wörter auf *are)*, *armoede*, *orconde*, *beelde*, während dagegen die *jo*-Stämme, welche kurzen Wurzelvokal haben [1], das *j* mit dem vorhergehenden Konsonant assimilierten und also das *e* verloren, z. B. *ric*, *put*, *kin*, *net* u. s. w. doch daneben auch, durch Analogie (?) *rucghe* (anfr. *rukgi)*, *putte* (anfr. *putte)*, *kinne*, *nette* u. s. w. und stets *here* durch den Einfluss des *r*, und sogar unter Beibehaltung des *i* nach Vokal *hooi* (n. doch anfr. f. *hôi)*, *ooi* (nur f.), urspr. also vielleicht *jâ*-Stämme; 3. die *i*- und *u*-Stämme mit kurzem Wurzelvokal, z. B. m.: *grepe*, *seghe*, *sede*, *vrede*, *sone* u. s. w. (ausgenommen *slach)*, n. *spere*, *orloghe* (*vee*, zusammengezogen aus *vehe*, nach Synkope des *h)*, f. *dore* oder *duere*, *stede* (neben *stat)* u. s. w. und die Wörter auf *scepe* (neben *scap*, wie nur im Anfr.).

Noch immer sind einige dieser Wörter kenntlich durch den *j*-Umlaut, wie 1. *jâ*-Stämme, z. B. *helle*, *henne*, *bezie* u. s. w., 2. *jo*-Stämme, z. B. *ende*, *erve*, *ellende*, *here*, *net*, *bed* u. s. w., 3. *i*-Stämme mit kurzem Wurzelvokal, z. B. *beke*, *nese* (nnl. *neus)*, *sele* (auch *sale*, nnl. nur *zaal)*, *stede*, *duere*, *cuere*, *huege* u. s. w. Übrigens spielt der Umlaut in der nl. Deklination keine Rolle, denn grade wie bei der Konjugation sind die umgelauteten Formen überall verdrängt, wenn der Nom. Sg. keinen Umlaut hatte. Sogar der Unterschied durch Umlaut zwischen Sg. und Plur., der sich im Hd. zeigt, ist im Mnl. Ausnahme und nur dialektischer Natur. Im Nnl. kommt er nie vor. Daher muss man den jetzigen Plur. *steden* von *stad* für entlehnt halten von den Sg. *stede* (im Mnl. kommt auch der Plur. *stade* vor), wie man in *lendenen* (Plur. von *lende)* und *leerredenen* (Plur. von *leerrede)* den Plur. hat von veralteten Sg. *lenden*, *leerredene*. Wohl zeigt sich im Mnl. und auch jetzt noch ein Lautunterschied zwischen Sg. und Plur. bei *lid* (mnl. auch *let)*, *gelid*, *smid* (mnl. auch *smet)*, *schip* (mnl. auch *schep)*, *spit* und *rif* (des Segels) mit den Plur. *leden*, *gelederen*, *smeden*, *schepen*, *speten* und *reven* (mnl. gewöhnlich *lede*, *smede*, *schepe)*.

Allmählich, je grösser der Einfluss des Holländischen auf die Schriftsprache wurde, wurde auch das *e* des Nom. Sg. als letzter Rest der alten Deklination apokopiert. Es wurde im 17. Jahrh. als eine Eigentümlichkeit des Brabantischen betrachtet und von vielen Schriftstellern weggelassen. Am längsten behauptete es sich bei weiblichen *â*- und *jâ*-Stämmen, und daher fing man an, damit die Idee einer weiblichen Endung zu verbinden, so dass die Wörter, welche das *e* hielten, das weibliche Geschlecht annahmen (s. § 40), wenn sie nicht wie *scenke*, *herde* und *schutte* zu *schenker*, *herder* und *schutter* wurden. Schliesslich blieb das Wort *vrede* als einziger männlicher Vokalstamm auf *e* übrig, während von den sächlichen nur *einde* und die Kollektiven mit dem Präfix *ge* und dem Suffix *te*, wie *gebergte*, *gevogelte* u. s. w. das *e* behielten.

Länger behauptete sich der Unterschied zwischen der sogen. schwachen (die der *n*-Stämme) und der starken Deklination (die der Vokal- und starken Konsonantstämme); aber in Übereinstimmung mit dem Germ. überhaupt haben auch im Nl. die *n*-Stämme das Stammsuffix im Nom. Sg. abgeworfen und endigen sie also auf ein tonloses *e*, grade wie die *â*- *jâ*- und einige *jo*, *i*- und *u*-Stämme; und wie diese verloren auch sie nach und nach das *e*, sodass jetzt, abgesehen von den jetzt weiblich gewordenen Wörtern, nur noch einige männliche Personennamen wie *bode*, *getuige* u. s. w. es besitzen. Die sächlichen *n*-Stämme, *harte*, *oore* und *ooge*, teilten das allgemeine Schicksal. Sie neigten im 15. und 16. Jahrh. zum weiblichen Geschlecht, konnten sich aber schliesslich nur als sächlich durch Apokope des *e* behaupten.

Stärker als im Nom. Sg. musste der Unterschied zwischen starker und schwacher Deklination sich zeigen in den anderen Fällen. Die starken Deklinationsendungen der männlichen und sächlichen Wörter hätten, in Über-

einstimmung mit dem Anfr., sein müssen: Sg. Nom. — oder *e*, G. *es* oder *s*, D. *e*, A. — oder *e*; Plur. N. *e*, G. *e*, D. *en*, A. *e*; die schwachen: Sg. N. und A. *e* (der Acc. auch schon so im Anfr.), alle anderen Fälle *en*. Thatsächlich wurde jedoch nur selten der Unterschied zwischen den beiden Deklinationsarten beachtet, und kann man als allgemeines Paradigma fürs Mnl. hinstellen: Sg. N. — oder *e*, G. *es*, *s* oder *en*, D. *e*, A. — oder *e*; Plur. N. *e* oder *en*, G. *e* oder *en*, D. *en*, A. *e* oder *en*. Wie hieraus erhellt, ist der D. und A. Sing. auf *en* bei schwachen Wörtern schon seltene Ausnahme.

Bemerkt zu werden verdient noch, dass der Gen. Sg. im Mnl. bisweilen keine Endung hat: 1. bei den *tar*-Stämmen *vader* und *broeder*, in Übereinstimmung mit dem westgerm. Auslautgesetz; 2. bei einigen *u*-Stämmen, z. B. *des sone* oder *soon*, in Übereinstimmung mit dem Asächs. und Ahd.; 3. bei Wörtern die auf eine Spirans endigen, wie *visch, berch* u. s. w., sogar noch im 17. Jahrh., z. B. bei Vondel. Sehr eigentümlich ist auch die Endung *s* im Nom. und Acc. Plur. bei den männlichen *jo*-Stämmen auf *er*, der nur durch friesischen (oder sächsischen) Einfluss erklärt werden kann, z. B. *sangers*, und der sich, wenigstens schon im 14. Jahrh., auch ausdehnte auf die Wörter auf *el* und *en*, wie *distels* und *guldens*. Die sächlichen *o*-Stämme (ausser den einsilbigen mit kurzem Wurzelvokal) hatten regelmässig keine Endung im Nom. und Acc. Plur., z. B. *die woort, die wapen*. Die sächlichen *z*-Stämme, die durch den Verlust des zu *r* gewordenen *z* im Nom. und Acc. Sg. und sogar schon im Gen. und Dat. Sg. mit den *n*-Stämmen übereinstimmen, bilden also im Mnl. (nicht aber, wie es scheint im Anfr.) scheinbar ihre Mehrzahl durch *er*. *Kind* z. B. wurde im Mnl. also dekliniert: Sg. N. *kint*, G. *kints*, D. *kinde*, A. *kint*, Plur. N. *kinder*, G. *kindere*, D. *kinderen*, A. *kinder*. Auch diese jedoch nehmen oft, sogar schon im 13. Jahrh., hinter *er* die Endung *e* oder *en* (selten *s*) an im Nom. und Acc. Plur. Im Nnl. haben sie in allen Fällen des Plur. *eren*, einige auch *ers*. Nur im Mnl. findet man mit der Pluralendung *er* (oder *eren*) dann und wann *berder* (neben *berde*, nnl. nur *borden*), *brander* (neben *brande*, nnl. verloren), *doeker* (neben *doeke*, nnl. nur *doeken*), *gater* (neben *gate*, nnl. nur *gaten*), *houter* (auch noch im 16. und 17. Jahrh., neben *houte*, nnl. nur *houten*), *cruder* (neben *crude*, nnl. nur *kruiden*), *lover* (nnl. ohne Plur.), *riser* (neben *rise*, nnl. gewöhnlich ohne Plur., sonst *rijzen*), *telgher* (neben *telghe*, nnl. nur *telgen*), *wichter* (neben *wichte*, nnl. nur *wichten*). Sowohl im Nnl. als im Mnl. findet man *beenderen* (neben *beenen* in anderer Bedeutung), *bladeren* (von Bäumen, neben *bladen*), *eieren* (auch asächs. *eier*), *hoenderen* (auch asächs. *hôner*), *kalveren* (neben *kalven*), *kinderen* (mnl. auch *kinde*, auch afries. *kindar* neben *kinda*), *kleederen* (neben *kleeden* in anderer Bedeutung, auch afries. *clâthar* neben *clâtha*), *lammeren* (mnl. auch *lamme*), *raderen* (neben *raden*), *runderen*. Nur im Nnl. haben *eren*: *gelederen*, *gemoederen*, *goederen* (mnl. *goede*), *liederen* (mnl. *liede*), *volkeren* (neben *volken*, mnl. nur *volke*).

Schon in der mnl. Periode zeigt sich bei den meisten Wörtern die Neigung im Sg. der starken, im Plur. der schwachen Deklination zu folgen, und im 15. Jahrh. ist es schon so weit gekommen, dass der schwache Gen. Sg. nur noch bei einer sehr kleinen Anzahl von Wörtern vorkommt, die immer kleiner wird und sich jetzt beschränkt auf die männlichen Personennamen auf *e* und acht andere, nämlich *mensch*, *heer*, *graaf*, *hertog*, *vorst* und die Lehnwörter *prins*, *paus* und *profeet*. Von den sächlichen hat nur *hart* den Gen. Sg. *harten* bis auf unsere Zeit bewahrt. Der Gen. Sg. auf *s* (nie mehr *es*) blieb, ausser bei den sächlichen Wörtern auf *e* und den Wörtern, die auf einen Zischlaut endigen, welche stets durch *van* umschrieben werden. Nur gebraucht man noch die festen Ausdrücke: *de heer des huizes, het teeken des kruises, de*

macht des geestes, *de begeerlijkheden des vleesches*. Der Dat. Sg., der im Mnl. noch auf *e* endigte, verlor diese Endung allmählich. Im 17. Jahrh. ist sie schon selten und später verschwindet sie ganz, ausser in einigen der gehobenen Schriftsprache angehörigen festen Ausdrücken. Der Plur. auf *e* dagegen wurde seit dem 15. Jahrh. ganz durch den auf *en* ersetzt. Nur Ausdrücke wie *acht*, *veertien daag*, *een pak slaag* und *onder de voet* blieben nach Apokope des *e* ohne Endung. Auch die sächlichen *o*-Stämme, welche im 1, 4 Plur. im Mnl. oft noch keine Endung hatten, finden sich im Mnl. auch schon bisweilen mit der Endung *e* oder *en*. Nnl. haben sie stets *en*. Nur kennt man noch den Ausdruck *op de been* und sagt man nach den Grundzahlen *jaar* so gut wie *jaren* (irrtümlich auch *uur*, das urspr. *F* war); im 17. Jahrh. noch *in de wapen*. Ausserdem nahm die Anzahl der Wörter auf *s* im Nom. und Acc. Plur. stets zu durch den Einfluss der franz. Wörter mit dem Plur. auf *s*. Dieses *s* drang auch in den Gen. und Dat. Plur. ein und herrscht da jetzt in allen Wörtern, die es im Nom. und Acc. annahmen. Es sind im allgemeinen alle Wörter auf *el*, *em*, *en*, *er*, *ier*, *aar*, *aard* und *erd*, wovon einige im gehobenen Stil oder mit Unterschied in der Bedeutung (z. B. *heidenen*, Götzendiener, *heidens*, Zigeuner) ausserdem eine Form auf *en* haben, weiter mehrere Fremdwörter und einige andere.

Die weiblichen Wörter haben dieselbe Geschichte wie die männlichen und sächlichen. Schon im ältesten Mnl. ist die starke Deklination dabei nicht mehr geschieden von der schwachen, welche selbst wieder allen Unterschied zwischen *în*, *ân* und *jân*-Stämme verloren hat, so dass das gewöhnliche Paradigma dieser Wörter im Mnl. ist: Sg. N. *e*, G. *e* oder *en*, D. *e* oder *en*, A. *e* (sehr selten *en*), Plur. N. *e* oder *en*, G. *en* (sehr selten *e*), D. *en*, A. *e* oder *en*; immer mehr jedoch nahmen die Formen auf *en* im Sg. ab, im Plur. zu. Jetzt geht der Sg. stets ganz auf *e* aus, wenigstens wenn dieser Vokal nicht apokopiert ist. Der Plur. lautet stets ganz *en*, ausser wo der Plur. auf *s* eingeführt ist in denselben Fällen wo er bei männlichen und sächlichen Wörtern vorkommt. Im Mnl. haben die weiblichen *u*-, *i*- (und einige *â*-)Stämme mit langem Wurzelvokal, wie die starken Konsonantstämme, keine Endung im Nom. und Acc. Sg., und entweder keine Endung oder *e* (sogar *en*) im Gen. und Dat. Sg.; ausserdem aber zeigt sich mitunter bei den *i*-Stämmen mit langem Wurzelvokal (wie schon im Anfr.) ein *s* im Gen. Sg. und sogar im 17. Jahrh. sind Formen wie *werelds*, *machts* u. s. w. nicht ungewöhnlich. In Zusammensetzungen, wovon diese Wörter den ersten Teil bilden, findet sich dieses *s* noch. Auch nehmen weibliche Eigennamen und Verwandtschaftsnamen schon im Mnl. und jetzt noch im Gen. Sg. das *s* an, wenn sie vor dem Wort stehen, das sie bestimmen.

Eine Unregelmässigkeit zeigt der Plur. von *koe*. Neben der schwachen Form *coen* findet man im Mnl. auch *koeien*, welches im Nnl. die einzige Form ist, wie *vlooien* vom Sg. *vloo*.[2]

[1] s. E. Sievers, *PBB* V 101 ff. — [2] Für das *i* in *sieradien*, *kleinoodien* als Plur. von *sieraad*, *kleinood* s. Cosijn, *TenLtb.* I 70—75, 141—144, Kern *TenLtb.* I 132—140; über den Plur. des mehrstämmigen *man*, näml. mnl. *manne* und *man*, nnl. *mannen*, selten und ein wenig veraltet *mans*, und nach den Grundzahlen *man* s. Kern, *TenLtb.* V 1—9.

§ 38. Flexion der Adjektiva. Auch bei den Adjektiven sind alle Endungen tonlos geworden. Im Nom. Sg. müsste ursprünglich ein Unterschied gewesen sein zwischen den *o*-Stämmen, den *jo*-Stämmen mit kurzem und den *i*- und *u*-Stämmen mit langem Wurzelvokal, die die Endung abwarfen, und den *jo*-Stämmen mit langem und *i*- und *u*-Stämmen mit kurzem Vokal, die sie in der Form eines tonlosen *e* behielten, unter welcher Form auch das *w* der *wo*-Stämme bewahrt blieb, z. B. *gele*, *vale*, *kale*; aber nicht

nur der Übertritt von beinahe allen *i*- und *u*-Stämmen zur *jo*-Deklination, sondern auch noch allerlei andere Nebenumstände haben, schon im ältesten Mnl., diese Regel schon mannigfach durchkreuzt. Einige *jo*-Stämme kennzeichnen sich noch durch *j*-Umlaut, z. B. *enghe, edele, erre, strenghe* u. s. w., so dass z. B. das mnl. Adj. *ange* (für *ang*) sich durch Mangel des Umlauts als ursprünglicher *u*-Stamm kennzeichnet[1], während die *jo*-Stämme mit kurzem Vokal in der Verdoppelung des Schlusskonsonanten eine Spur hinterlassen haben, so dass sich das Adj. *droog* durch einfaches *g* als *i*-Stamm kennzeichnet, gegenüber dem hd. *trocken*.

Die übrigen Fälle haben durch den Einfluss des vorhergehenden bestimmten Artikels im Mnl., wie im Germ. überhaupt, zum Teil die sog. pronominalen Endungen angenommen. Daher im Mnl. die folgenden Endungen: Sg. Masc. N. — oder *e*, G. *es* oder *s*, D. *en*, A. *en* oder —; Fem. N. *e* oder —, G. *ere*, *re* oder *er*, D. *ere*, *re* oder *er*, A. *e* oder —; Neut. N. — oder *e*, G. *es* oder *s*, D. *en*, A. — oder *e*; Plur. N. *e*, G. *ere, re* oder *er*, D. *en*, A. *e*.

Es verdient noch besonders bemerkt zu werden, dass die endungslose Form des Nom. Sg. sich nicht nur auf den männl. und weibl. Acc. Sg. erstreckte, sondern sich auch bei allen anderen Fällen im Sg. und Plur. zeigte, sogar ziemlich regelmässig wenn das Adj. prädikativ gebraucht wurde. Dagegen ist sogar der weibl. Nom. Sg. ohne Endung weniger gebräuchlich als das Anfr. vermuten liesse. Weiter muss hingewiesen werden auf die verhältnismässige Seltenheit der vollständigen Endung *ere*, welche meistens durch Synkope oder Apokope *re* oder *er* wurde.[2]

Neben dieser starken Deklination hat im Mnl. auch noch die schwache bestanden, welche in allen Fällen auf *en* hätte endigen müssen, ausser im Nom. Sg. von allen Geschlechtern, und im Acc. Sg. der Neutra, welche auf *e* endigten. Diese schwache Deklination ist im Mnl. jedoch grossenteils mit der starken zusammengefallen. Sie zeigt sich noch oft im Gen. Sg. Masc. auf *en* und weit seltener im Gen. Sg. Neutr. und im Gen. und Dat. Sg. Fem. auf *en*, hat aber vielleicht dazu beigetragen, dass im Fem. die unflektierten Formen viel seltener sind als die auf *e*.

Nach dem Mnl. kann von einem Unterschied zwischen starker und schwacher Flexion nicht mehr die Rede sein, man müsste denn die unflektierte Form, welche in prädikativem Gebrauch seit dem 17. Jahrh. Regel ist, aber in attributivem Gebrauch nur bei männlichen qualitativen Personennamen vorkommt und regelmässig bei den Sg. Neutr. angetroffen wird, wenn der unbestimmte Artikel, ein unbestimmtes Zahlwort oder Pron. Poss. vorhergeht, stark nennen. Merkwürdig ist, dass nach dem Mittelalter die schwachen Formen in mehreren Kasus die starken verdrängt haben. Im 17. Jahrh. sind die Endungen, wie noch jetzt, Sg. Masc. N. *e*, selten —, G. *en*, D. *en*, A. *en*, selten —; Fem. N. *e*, G. *e*, D. *e*, A. *e*; Neutr. N. *e* oder —, G. *en*, D. *en*, A. *e* oder —; Plur. N. *e*, G. *e*, D. *en*, A. *e*. Reste der pronom. Flexion hat man nur in den Adj., welche als Gen. Part. nach unbestimmten Zahl- und Fürwörtern stehen, wie *iets liefs*, *veel goeds*, und in festen Ausdrücken, wie *goedsmoeds*, *blootshoofds*, *ouder gewoonte*, *te goeder trouw*, *allerwegen*. Übrigens werden Gen. und Dat. oft umschrieben durch *van* und *aan*, die jetzt den Acc. regieren, so dass jetzt der Dat. Sg. Neutr. auf *en* beinahe nie gebraucht wird, ausser in festen Ausdrücken, wie *van goeden huize*, *in koelen bloede* u. s. w. Vondel aber sagte noch: *van den hoogen paerde, met afgelegden zwaerde*.

Die substantivisch gebrauchten Adj. folgen jetzt der Deklination der männl. und weibl. Personennamen auf *e*, haben also im männl. Sg. N. D. A. *e*, G. *en*, Plur. *en*; im weibl. Sg. *e*, Plur. *en*. Die Neutr. endigen auf *e* im Sg., haben

aber keine Mehrzahl. Im 17. Jahrh. kommt bei Dichtern wie Vondel, welche sich nach dem Lat. richteten, auch eine sächliche Mehrzahl der subst. gebrauchten Adj. vor auf *en*.

Die Superl. auf *ste* (mnl. auch noch *este*) und die Ordinalzahlen, welche im Mnl. schon öfter schwach als stark flektiert werden (ebenso wie auch die Kompar. auf *er* aus *ere*, mnl. auch *re* und die Part. Präs.) unterscheiden sich noch jetzt durch das Bewahren des *e*, selbst in den Fällen, wo die gewöhnlichen Adj. dies nicht mehr besitzen. Unregelmässige Steigerung zeigen im Mnl. und Nnl. *goed, beter* (im Mnl. neben dem jetzt verlorenen Adv. *bet* und *bat*), *best; slecht*, mnl. *wers* (nur Adverb), *werst*, nnl. *slecht, erger, ergst; veel* (mnl. noch nur als Subst. *vele*[1]), *meer* (nur als Adv. mnl. auch *mee*), *meest; weinig*, selten *luttel, minder* (nur Adv. mnl. *min*), *minst. Klein* und *groot* haben jetzt nur einen regelmässigen Kompar. und Superl., aber im Mnl. daneben auch sehr oft *minre, minste, meerre, meeste*. Das Adv. *laat*, welches im Nnl. mitunter auch als Adj. gebraucht wird, hat zum Kompar. *later*, zum Superl. aber neben *laatst* auch *lest*. Von Adverbien gebildete Superl. sind: *eerste, voorste, achterste, opperste, bovenste, onderste, benedenste, binnenste, buitenste, uiterste* und *middelste*.

[1] s. O. Behaghel, *Germ.* 23. 275 ff. — [2] Für Einzelheiten s. Cosijn *TenLth.* VI 148—157. — [3] s. Kern *Taalgids* I 83—87.

§ 39. Deklination der Pronomina. Der Raum gestattet mir nicht, alle Pronomina ausführlich zu behandeln. Nur einzelne Bemerkungen können hier gemacht werden.

Die Personalia sind im Mnl. und Nnl. 1. N. *ik*, G. *mijner, mijns*, D. A. *mij, me;* Plur. N. *wij, we*, G. *onzer, ons*, D. A. *ons* (im Westfläm. und Holl. des Mittelalters auch *us*); 2. N. *du*, G. *dijner, dijns*, D. A. *dij* (im 16. Jahrh. aus der gebildeten Umgangssprache, im 17. Jahrh. aus der Schriftsprache verschwunden, s. § 36); Plur. N. *gij, ge* (im Mnl. enklit. *i*, s. § 36, nnl. auch fam. *jij, je* und höflich *U*, d. h. *Uwe Edelheid*), G. *uwer, uws*, selten *ulieder*, D. A. *u*, selten *jou* (nnl. auch fam. *je*); 3. Masc. N. *hij* (mnl. enklit. *i*), G. *zijner, zijns* (mnl. enklit. *es, s*), D. *hem* (mnl. auch *heme, him*, enklit. *em, en*), A. *hem* (mnl. selten *heme*, enklit. *ene, ne, en*); Fem. N. *zij, ze* (mnl. auch *soe* got. *sô*, und *su* mhd. *siu*), G. *harer, haers* (mnl. auch *hare, haer, haerre*, enklit. *ere, re, er*), D. *haar* (mnl. auch *hare*, enklit. *ere, re, er*), A. *ze, haar* (mnl. auch *hare*); Neut. N. *het* oder *'t* (mnl. enklit. *et*), G. *zijner, zijns* (mnl. enklit. *es, s*), D. *hem* (mnl. auch *heme, him*, enklit. *em, en*), A. *het* oder *'t* (mnl. enklit. *et*); Plur. N. *zij, ze*, G. mnl. *haers, hare, haerre*, selten *hens* (enklit. *ere, re, er*), nnl. Masc. (Neut.) *hunner, huns, er*, selten *hunlieder*, Fem. *harer, haars, er*, selten *haarlieder;* D. mnl. *hem, him, hen* (enklit. *en*), nnl. Masc. (Neut.) *hun;* Fem. *haar;* A. mnl. *hem, ze*, nnl. Masc. (Neut.) *hen, ze*, Fem. *haar, ze*. Abgesehen von dem Verlust der Pron. *du* und *soe* und der Verbannung der Enklit. aus der Schriftsprache ist ein wichtiger Unterschied zwischen Mnl. und Nnl. der von den Grammatikern eingeführte Unterschied von *hun* als D. und *hen* als A. Plur. Beide Formen waren ursprünglich die nämlichen, denn *hun* ist eine dialektische Aussprache für *hen*. Hooft war es hauptsächlich, der das Beispiel zu diesem Unterschied gab, aber erst im 19. Jahrh. ist derselbe herrschend geworden. Hoofts Versuch, auch im D. und A. Sg. *hum* (mnl. bisweilen *home*, d. h. *höme*) und *hem* zu unterscheiden, misslang; *hum* blieb auf die dialektische Umgangssprache beschränkt. Eine weitere Abweichung des Nnl. vom Mnl. ist die Unterscheidung zwischen Masc. Neut. Plur. und Fem. Plur., die erst im 19. Jahrh. konsequent durchgeführt ist. Im 17. Jahrh. werden *huns, hunner, haars, harer* im Gen. und *hun, hen, haar* im Dat. und Acc. noch ohne Unterschied für

alle Geschlechter gebraucht. Eine dialektische, im dichterischen Stil gebrauchte Nebenform von *haar*, nämlich *heur*, kommt auch schon, doch selten, im Mnl. vor (geschrieben *hore*).

Während des Mittelalters sind die Personalia auch als Reflexiva im Gebrauch, doch im 15. Jahrh. erscheint durch deutschen Einfluss für die dritte Pers. Sg. und Plur. auch *zich*, das mehr und mehr herrschend wurde, so dass es im 17. Jahrh. die Personalia der dritten Pers. schon fast ganz verdrängt hat. Vondel gebraucht sie noch vor 1626, später selten, und im 18. Jahrh. ist *zich* schon das einzige Reflexiv der dritten Pers. für den D. und A. Sg. und Plur. aller Geschlechter.

Die Possessiva sind im Anfr. *mîn*, *unsa*, *thîn*, *iuwa*, *sîn*, im Mnl. *mijn*, *ons(e)* (im Westfläm. und Holl. auch wohl *use) dijn*, das seit dem 17. Jahrh. aus der Schriftsprache verschwindet, *uw(e)* (auch *jouw*, selten *ju*), *zijn*. Das letzte diente anfänglich nur als reflexives Poss. für alle Geschlechter Sg. und Plur., und von diesem Gebrauch finden sich im Mnl. noch ziemlich viel Beispiele. Doch wurde es im ältesten Mnl. auch schon nicht reflexiv gebraucht; dann aber selten fürs Fem. und die Mehrzahl. Dafür blieb der Gen. des Pron. pers. *hare* im Gebrauch; doch fing man auch schon bald an es zu deklinieren, als ob es ein gewöhnliches Poss. Fem. und Plur. sei. Die Deklination der Poss. ist im Mnl. die der starken Adj. Von *mijn*, *dijn* und *zijn* waren jedoch im Nom. Sg. die unflektierten Formen weitaus die gebräuchlichsten, während *onze*, *uwe* und *hare* in diesem Kasus gewöhnlich ein *e* hatten, obschon auch davon, sogar im Plur. unflektierte Formen nicht selten waren. Im Nnl. behauptet sich bei diesen Pron. die starke Flexion der Adj.; doch die unflektierten Formen beschränken sich auf den Nom. Sg. Masc. und Neut. Nur *onze* behält auch im Nom. Sg. Masc. das *e*. Der Gen. Sg. lautet im Mnl. gewöhnlich *ons* statt *onses*. *Mijnre*, *dijnre*, *sijnre* assimilieren sich im Mnl. gewöhnlich zu *mire*, *dire*, *sire* (auch *miere*, *diere*, *siere)*, lauten aber im Nnl. nur *mijner, zijner*. Schon im 15. Jahrh. erscheint für den Plur. der dritten Pers. auch *hun* (damals noch neben *hen)*. Im 16. Jahrh. werden *hun* und *haar* abwechselnd für alle Geschlechter des Plur. gebraucht; im 17. Jahrh. findet sich das auch wohl, doch *hun* wird von der Zeit an mehr und mehr auf das Masc. und Neut., *haar* auf das Fem. beschränkt, und so blieb es bis auf unsere Zeit. Ausnahmen von dieser Regel werden durch die Vorschriften der Grammatiker immer seltener.

Wie das Poss. wird auch das Zahlwort und der Artikel *een* flektiert. *Twee* und *drie* werden im Nnl. nicht mehr flektiert, im Mnl. aber: N. A. *twee, drie,* G. *tweeër, drieër,* D. *tween, drien.* Noch jetzt sagt man *tweeërlei, drieërhande* und nach Analogie auch *vierderlei, vijfderhande* u. s. w.

Das gewöhnliche Demonstrativ ist Masc. Fem. *die*, Neut. *dat* (im Mnl. auch, doch selten, *datte)*. Durch Sucht nach Analogie betrachtete man schon im ältesten Mnl. *die* als den Stamm, hinter den dann die pronom. Endungen gesetzt wurden (*m* ist jedoch stets in *n* übergegangen). Nur organisch ist der mnl. Gen. Sg. Masc. und Neut. *des* (selten *dis)* neben *dies* (nnl. seit dem 16. Jahrh. auch schon *diens*, das im 17. Jahrh. ausschliesslich gebraucht wird, wie noch jetzt). Das Neut. hatte im Gen. Sg. im Mnl. auch *das* mit *a* nach Analogie von *dat.* Die unflektierte Form *die* neben *dien* für Dat. und Acc. Sg. Masc., die dann und wann im Mnl., sogar noch im 17. Jahrh. vorkommt, ist Nachahmung des Gebrauchs als Relativ. Als Artikel behauptete das Pron. seine ursprünglichen Formen besser. Zwar sind im Mnl. dieselben Formen wie beim Demonstr. die gebräuchlichsten, aber daneben findet man doch auch: Sg. Nom. Masc. und Fem. *de*, Neut. *dat* (und *'t),* Gen. Masc. und Neut. *des*, Fem. *der*, Dat. Masc., Neut. *den*, Fem. *der*, Acc. Masc. *den* (und auch, sogar noch

im 17. Jahrh. *de*), Fem. *de*, Neut. *dat* (oder *'t*); Plur. Nom. *de*, G. *der*, D. *den*, A. *de*. Im 17. Jahrh. verdrängten diese Formen die anderen ganz und gar, und jetzt sind sie die einzig gebräuchlichen, ausgenommen dass im 17. Jahrh. das Neut. *dat* verdrängt wurde vom Pers. *het*, das also im Dialekt als adjektivisches Demonstr. im Gebrauch geblieben sein muss, und jetzt die einzig sächliche Form ist neben der Verkürzung *'t*.

Andere Demonstr. sind *deze*, *gene*, *zelf* und *zulk* (aus *swelik*, mnl. auch *selc*). *Deze*, Neut. *dit* (mnl. auch, doch selten, *ditte*) wird im Mnl. und Nnl. flektiert wie *die*, doch der Gen. Sg. Masc. Neut. *dezes* lautete im Mnl. meist *dees* oder *des*. *Dezer*, mnl. *desere*, *desre*, assimilierte sich im Mnl. auch zu *derre*. *Gene* wird dekliniert wie *deze*. Im Mnl. lautet Nom. Acc. Sg. Neut. nicht nur *ghene* und *gheen*, sondern auch *ghent*, *ghint* oder *ghont*. Im Nnl. ist das Neut. dieses Pron. ersetzt durch das Adj. *gindsch*. Die neutr. Form mit *t* findet sich im Mnl. (vorzüglich im Limburgischen) sonst noch nur bei *allet*. *Zelf* wird im Mnl. meist schwach flektiert, doch an die damals auch noch vorkommende starke Flexion erinnert noch jetzt der Ausdruck *om mijns*, *zijns* u. s. w. *zelfs wil*. Im jetzigen Nl. folgt es der gewöhnlichen Deklination der Adj., wenn es nicht, wie meist geschieht, ganz unflektiert bleibt. *Die* und *deze* haben im Mnl. und auch noch im 17. Jahrh. bisweilen den Artikel *de* (oder *die*) vor sich. *Gene* und *zelve* bildeten damit verbunden sogar neue Wörter mit abweichender Bedeutung: *degene* (auch *diegene*), *dezelve* (mnl. auch *dieselve*). *Degene* hat im Neut. *hetgeen*, *diegene* hat *datgene*. *Hetgeen* war noch im 17. Jahrh. rein demonstr., wurde aber auch in derselben Zeit schon als demonstr.-relativ (= *dat*, *wat*) gebraucht, wie im 18. und 19. Jahrh. die Regel ist. Neben *dezelve* entstand im 17. Jahrh. auch *dezelfde*, das seit dem 18. Jahrh. nur in der früheren Bedeutung von *dezelve* (d. i. latein. *idem*) gebraucht wird, während *dezelve* nur die Bedeutung des Demonstr. *die* oder des Pers. *hij* behielt. Übermässiger Gebrauch von *dezelve* in dieser Bedeutung im ersten Viertel des 19. Jahrhs. (z. B. bei Van der Palm und dessen Nachahmern) verursachte ein von Bilderdijk[1] und später hauptsächlich von Van Lennep angeführte Bewegung gegen diesen Gebrauch, und seit der Mitte des 19. Jahrhs. glaubt man sich lächerlich zu machen, wenn man es gebraucht.

Das gewöhnliche Interrogativ ist männl. und weibl. *wie* für Personen und Neut. *wat* für Sachen. Wie das Demonstr. *die* wurde auch schon im ältesten Mnl. *wie* als der Stamm betrachtet, hinter den die Flektionsendungen gesetzt wurden. Die Deklination war: Sg. Nom. Masc. Fem. *wie*, Neut. *wat* (bisweilen, sogar noch im 17. Jahrh. bei Bredero und Huygens *watte*), Gen. *wes* neben *wies* (Nnl. nur *wiens*), Dat. *wien*, Acc. Masc. Fem. *wien*, Neut. *wat* (bisweilen *watte*). Ursprünglich bestand keine besondere Form fürs Fem. und den Plur., und die oben genannten Formen wurden denn auch dafür im Mittelalter noch oft gebraucht; man findet sogar im 17. Jahrh. mitunter für Gen. Fem. *wies* oder *wiens*, Dat. und Acc. Sg. und Plur. *wien*. Doch werden auch schon im Mittelalter besondere Formen für Fem. und Plur. der drei Geschlechter gebraucht nach Analogie der Formen des Demonstr. Seit der Mitte des 17. Jahrhs. sind sie für immer als die einzig grammatisch richtigen in der Sprache angenommen. Sie sind: Fem. Sg. N. *wie*, G. *wier* (mnl. auch *wiere*), D. *wier* oder *wie* (mnl. auch *wiere*), A. *wie*; Plur. der drei Geschlechter N. *wie*, G. *wier* (mnl. auch *wiere*), D. *wien*, A. *wie*. Einen seltenen Instrumentalis, der nach dem Mittelalter jedoch verloren ging, finden wir in den fragenden Adverbien *wie* (= hd. *wie*, im Nnl. jedoch stets das stammverwandte, auch im Mnl. gebräuchliche *hoe*) und *twi* (= warum). Ein zweites Interrogativ das sowohl adjektivisch als substantivisch gebraucht wird,

ist *welk* (aus **hwelîk*). Die Deklination ist im Mnl. die eines starken Adj., im Nnl., mit seltenen Ausnahmen, die eines gewöhnlichen Adj., mit stets umschriebenem Gen.

Als Relativ ist im Mnl. das undeklinierte *die* (vgl. ags. *dhe*, asächs. *the*) im Gebrauch, aber im 17. Jahrh. hört das auf. Weiter dient im Mnl. das Demonstr. *die* in allen Kasus als Relativ, und ebenso das fragende *wie*, doch nicht im Nom. Im Nnl. wurden allmählich im Nom. und Acc. die Formen des Pron. *die*, im Gen. und Dat. die des Pron. *wie* mehr und mehr gebräuchlich, und jetzt ist das die Regel. Nur gebraucht man das sächliche *wat* anstatt *dat*, wenn das Antecedent ist *al*, *alles*, *dat* oder *datgene*. Als Relativ wird im Mnl. auch noch *diewelke* (*dewelke*), *datwelke* (*hetwelke*) gebraucht. Im Nnl. kommt das Masc. und Fem. selten mit dem vorgesetzten *de* vor. Es lautet jetzt *welke*, doch das sächl. lautet substantivisch noch *hetwelk* und adjektivisch *welk* im Nom. und Acc. Sg. Der Gen. Sg. Neut. ist jetzt, grade wie der des Masc., *welks*. Ist das Relativ zugleich Demonstr., dann hat es jedoch stets die Form des Interrog. *wie* im Nnl., die des Relativs *die* im Mnl. Daneben wird dann auch im Mnl. *so wie* und *so wie so* (mhd. *swer*) gebraucht und jetzt *alwie*, *alwat*. Es ist dann eigentlich Pron. indefinitum.

Andere Indefinita sind: *wat* (= hd. *etwas*); mnl. *iet*, *niet*, nnl. *iets*, *niets* (= *iet*, *niet* + Gen. Sg. von *'t*); mnl. *ieman*, *nieman* (Gen. *iemans*, D. A. *iemanne*), nnl. *iemand*, *niemand* (Gen. mit *s*); *men* (nur N. S.); *ieder*, *een iegelijk*, *elk*, *zeker* (das latein. *securus*, aber in der Bedeutung des latein. *quidam*), nebst dem reziproken *elkander* und *malkander*, im Mnl. noch in zwei Wörtern geschrieben: *elk* und *malk* (= *manlijc*, d. h. jeder der Männer) als Subjekt, *ander* als Objekt des Satzes, aber jetzt stets (ausser im Gen. *elkanders*, *malkanders*) als Ganzes im Dat. und Acc., aber ohne Endung, im Gebrauch.

[1] Bilderdijk, *Nieuwe Taal- en Dichtkundige Verscheidenheden*, III (1825) 121—154.

IX. GESCHLECHT DER SUBSTANTIVA IM NL.

§ 40. Geschlechtswechsel einzelner Wörter. Infolge der Verwirrung der grammatischen Formen im 15. und 16. Jahrh. ist u. a. auch das Geschlecht vieler Wörter ein anderes geworden, obschon auch vor dieser Zeit bei vielen Wörtern eine Neigung zum Geschlechtswechsel bemerkt werden kann. Die Hauptursache dazu war die vorzüglich in Holland stark zunehmende Sucht das tonlose *e* der Endungen zu apokopieren. Am längsten, bei einigen Schriftstellern sogar bis zum Anfang des 19. Jahrhs., bot das *e* der weiblichen *â*-Stämme Widerstand, aber schon im 17. Jahrh. hielt man die Formen mit *e* für brabantisch. Dadurch entstand die Meinung, dass alle Wörter, welche auf *e* endigten, weiblich sein müssten, und so gingen, besonders seit dem 17. Jahrh., mehrere männl. und sächl. Wörter, die das *e* behalten hatten, zum weibl. Geschlecht über, z. B. *armoede* (mnl. N. und F.), *ellende* (mnl. N., selten F.), *kudde* (mnl. schon F., selten noch N.), *kunne* (mnl. N. und F.), *oorkonde* (mnl. N. und F.), *bete* (mnl. gewöhnlich F., bisweilen noch M.), *schrede* (mnl. gewöhnlich F., bisweilen noch M.), *snede* (mnl. M. und F.), *zege* (mnl. M., bisweilen schon F.), *mede* (mnl. M. und F.), *zede* (mnl. M. und F.), *scade*, *scaduw* (mnl. M. und F.). Alle diese Wörter werden im 17. Jahrh. schon ausnahmslos weiblich gebraucht, ausser *beet*, das noch wohl männl. vorkommt, z. B. bei Vondel und auch jetzt noch als männl. vom weibl. *bete* unterschieden wird. Andere männl. und sächl. Wörter sind weibl. geworden, obschon sie allmählich sogar das tonlose *e* verloren, z. B. *weite*, *weit* (mnl. M.), *kinne*, *kin* (mnl. N., selten M.), *broke*, *breuk* (mnl. M., doch auch schon F.), *hope*, *heup* (mnl. M. und F.), *core*, *keur* (mnl. M. und F.),

toge, *teug* (mnl. M. und F.), *vloge*, *vleug* (mnl. M. und F.), *zale*, *zaal* (mnl. M. und F.), *spere*, *speer* (mnl. N.); nebst den männl. *n*-Stämmen, die auch etwas länger das *e* behielten, doch es später beinahe alle verloren, und alle schon im Mnl. neben dem männl. auch das weibl. Geschlecht aufweisen, z. B. *galge*, *galg*, *hage*, *haag* (jedoch noch M. im Eigennamen *Den Haag* [1]), *hope*, *hoop*, *mage*, *maag*, *mane*, *maan*, *rogge*, *schade*, *sterre*, *ster*, *vane*, *vaan*, *wolke*, *wolk*. Auch diese Wörter waren im 17. Jahrh. schon alle weibl., ausser *keur*, das, z. B. bei Vondel und Huygens, noch wohl einmal als M. gebraucht wird, und *teug*, das bei Vondel und De Decker noch wohl einmal als M. vorkommt.

Ohne Einfluss des *e* sind schon sehr früh weiblich geworden die ursprünglich sächlichen *korenaar* (mnl. schon F.), *wet* (mnl. selten N., meist F.), *die*, *dij* (mnl. N. und F.), *knie* (mnl. N. und F.), welche im 17. Jahrh. ausnahmslos weibl. sind; und die ursprünglich männl. *brij*, welches im Mnl., ja sogar noch im 17. Jahrh. männl. war, und *sneeuw*, das im Mnl. gewöhnlich männl. ist, als solches auch im 17. Jahrh., z. B. bei Vondel, vorkommt, doch von Hooft schon weibl. gebraucht wird, und im 18. Jahrh. entweder als N. (wie bei Moonen) oder als F. gebraucht wird.

Umgekehrt sah man auch in weibl. *i*- und *u*.Stämmen, die im Mnl. nicht auf ein tonloses *e* endigten, und häufig im Gen. Sg. ein *s* annahmen, männl. Wörter. So wurden die ursprünglich, und im Mnl. noch gewöhnlich, weiblichen, aber auch damals schon bisweilen männlich gebrauchten Wörter im Lauf des 17. Jahrh. männlich, z. B. *oogst*, *nood* (noch stets *ter nauwernood*), *spoed*, *tijd* (noch stets *indertijd*, *mettertijd*) und *wand*, die von Hooft noch bisweilen weibl. gebraucht werden, und *arbeid*, *last*, *gloed* und *tocht*, die im 17. Jahrh. kaum anders als männl. gefunden werden.

Auch die Konsonantstämme *nacht* und *borch*, die im Mnl. nur selten männl. vorkommen, und im 17. Jahrh. schon ziemlich allgemein (z. B. von Hooft) männl. gebraucht werden, sind jetzt ausschliesslich männl., ausser dass die Nebenform *burcht* (mit paragog. *t*) weibl. ist, und dass das alte Geschlecht von *nacht* in *middernacht* bewahrt ist. Einige weibl. Wörter sind sogar sächl. geworden, schon im Mnl., nämlich *schrift*, das jedoch im 17. Jahrh. (und auch bei Moonen) noch meist weibl. ist und dieses Geschlecht auch jetzt noch bewahrt hat, wenn von der Bibel die Rede ist als *de heilige Schrift*, und *geweld* und *geduld* die dem als sächl. aufgefassten Präfix *ge* ihre Geschlechtsveränderung zu danken haben.

Ganz isoliert stehen einige männl. Wörter, die sächl. wurden, z. B. *geloove*, *geloof* und *lichaam*, welche schon im Mnl. als N. vorkommen und im 17. Jahrh. ausschliesslich N. sind, *pad*, noch M. im Mnl., im 16. Jahrh. und bei Vondel, aber bei Hooft N. und so regelmässig im 18. und 19. Jahrh., und *schild*, sogar bei Moonen noch männl. und erst regelmässig N. seit dem 18. Jahrh. Dagegen wurden M. die Neutra *afgrond* (mnl. N., selten M., im 17. Jahrh. N. und M., im 18. Jahrh. M.) und *oorlog* (schon im 16. Jahrh. mitunter männl., im 17. Jahrh. meist M., aber bei Hooft und Vondel auch noch N. und sogar F., später stets M.).

Ausserdem liefen viele Wörter Gefahr ihr Geschlecht zu wechseln, sind aber schliesslich doch wieder zum alten Geschlecht zurückgekehrt. Spuren dieses Geschlechtswechsels sind übrig geblieben in einigen festen Ausdrücken, z. B. *ter wille van*, *om der wille*, *ter goeder naam*, *ter oore komen*, *ter harte gaan*, *vanganscher harte*.

[1] J. Verdam, *Tijdschrift* V 100—104.

§ 41. Geschlecht der Nominalsuffixe. Das Suffix *are* (wg. *ārjo*), *ēre* (nur dial. *ēre*), nnl. *aar*, *er*, blieb als Endung der männl. Personennamen

natürlich männlich. So blieben auch männl. die männl. *o*-Stämme auf *er*, *en*, *el* und *em* (mnl. auch *re*, *ne*, *le*, *me*), wie auch der männl. *n*-Stamm *bliksem*, der im Mnl. jedoch dann und wann weibl. vorkommt. Männl. blieben die ursprünglich männl. Wörter auf *ing* und *ling*. Die auf *dom* (*dômo*) wurden verwechselt mit den sächl. auf *dom*, und später wieder nach einem, übrigens nicht konsequent durchgeführten, Unterschied in der Bedeutung in männl. und sächl. geschieden.

Sächl. blieben die sächl. *o*-Stämme auf *er*, *en*, *el* (mnl. auch *re*, *ne*, *le*) und die Verbalsubstantiva auf *sel*. Die Diminutiva auf *kijn*, *ken* und *je* (*tje*, *pje*) hielten das sächl. Geschlecht. Den alten, doch nicht mehr als Diminutiva gefühlten Verkleinerungswörtern auf *el* schrieben unsere Grammatiker, in Nachahmung der Analogielehre der latein. Grammatiker, das Geschlecht des Grundwortes zu. Die nicht mehr als Diminutiva gefühlten Wörter auf *în* (später *en*), wie mnl. *hoekijn*, mnl., nnl. *veulen*, *kieken* oder *kuiken* u. s. w. blieben sächlich.

Sächl. blieben die Verbalsubstantiva mit dem Präfix *ge* und andere Wörter mit *ge* und dem Suffix *te*, welche meist später das *e* apokopierten, wie *gerecht*, *geslacht*, zum Teil behielten wie *gebergte*, *gevogelte* und andere Kollektiva. Die sächl. Wörter auf *scepe*, *scap* (aus *scapi*), welche mnl. noch vorkommen, wurden verwechselt mit den weibl. auf *scepe*, *scap* (aus *scapi*). Im 17. Jahrh. hat man nur Wörter auf *schap*, die der Bedeutung nach in weibl. und sächl. eingeteilt wurden, wie noch jetzt. Die sächl. auf *heide* (aus *haidjo*) und (*n*)*isse*, (*n*)*esse* (aus *nissjo*, *nussjo*), welche im Mnl. noch mitunter vorkommen, sind im 17. Jahrh. schon alle weibl., ausser *vonnis*, das jetzt noch sächl. ist, und *getuigenis*, das noch sächl. und weibl. gebraucht wird.

Die weibl. Wörter auf *de* (aus *pâ*), später meist *te*, behielten ihr Geschlecht, wie auch die weibl. auf *ele*, *ere*, *ene*, welche jedoch das *e* im Nnl. apokopierten. Die weibl. *i*-Stämme auf *st*, von Verben abgeleitet, haben meist, doch nicht ohne Kampf, ihr Geschlecht behalten, deshalb aber auch, sogar schon im Mnl. oft ein anorg. *e* im Nom. und Acc. Sg. angenommen[1]. *Dienst*, das ein männl. *o*-Stamm war, hat durch alle Zeiten hindurch sein Geschlecht bewahrt, obschon im 18. Jahrh. die Analogie mit den anderen Wörtern auf *st* und die Sucht das zusammengesetzte *godsdienst* weibl. zu machen wie das franz. *religion* manchen Sprachlehrer verführt hat diesem Wort das weibl. Geschlecht zuzuerkennen. Die Endung *ster*, die besonders im Nnl. weibl. Personennamen bildet neben männl. auf *er*, brauchte natürlich ursprünglich nicht nur weibl. zu sein[2], machte aber, dass schon im Mnl. das Wort *ekster* weibl. wurde. Weibl. sind auch die Personennamen, die im Mnl. auf *inne*, *ese* oder *se* und *ige* oder *ege* endigen, z. B. *coninginne*, *meesterse*, *makerige*, seit dem 17. Jahrh. auf *in*, *es*, *egge* mit Accentverschiebung: *koningin*, *meesteres*, *dievegge*. Die weibl. auf *inge*, *ing* (aus *ungâ*), von Verben abgeleitet, und die auf *heit*, *heide*, *hede* (nnl. nur *heid*, Plur. *heden*), *nisse*, nnl. nur *nis* (aus *nissâ*, *nussâ*) und *scepe*, *scap*, nnl. nur *schap* (aus *scapi*) behielten ihr Geschlecht, abgesehen von dem oben Bemerkten.

[1] Van Helten, *Tijdschrift* II 47 f. — [2] Kern, *TenLtb.* V 32—34.

§ 42. Geschlecht der Lehnwörter. Lehnwörter behielten in der Regel das Geschlecht, welches sie in der ursprünglichen Sprache hatten. Bemerkt zu werden verdienen nur die männl. *vorm*, *persoon*, *mostaard* und *troep*, welche im Franz. weibl. sind, und *beest* und *uur*, die im Mnl. noch immer, im 17. Jahrh. noch meist weibl. sind, aber im Lauf des 17. Jahrhs. sächl. wurden. Doch sagt man noch immer *de beest spelen* und *te goeder ure*. Man bedenke weiter, dass viele lateinischen Wörter durch Vermittelung des Franz. ins Nl. eingedrungen sind, und dass sächl. Wörter wie *lilium*, *folium*, *premium*, *minium*,

oleum, *chronicum* infolge ihrer Mehrzahl auf *a* als weibl. Wörter aufgefasst wurden und so zu den nl. weibl. Wörtern *lelie*, *foelie*, *premie*, *menie*, *olie*, *kroniek* geworden sind.

Das Nl. hat, vorzüglich nach dem Mittelalter, viel Gebrauch gemacht von betonten franz. Endsilben. Die fremde Endung *ier* (auch entwickelt zu *enier)* bildet, auch hinter nl. Wörter gefügt, männl. Personennamen, wie *tuinier*, *herbergier*, wie auch *ist* (auch *enist)*, z. B. *bloemist*, *drogist*, *klokkenist*. Die Endung *ij* (franz. *ie*, auch entwickelt zu *erij*, *ernij)*, bildet weibl., besonders von Verben abgeleitete Wörter, z. B. *kleedij*, *visscherij*, *smederij*, *slavernij*. Nur *schilderij* wird auch oft sächl. gebraucht, wie auch das Fremdwort *genie*, das in der Bedeutung das Genie immer sächl. ist. Dasselbe gilt von *evangelie* und *concilie* aus den latein. *evangelium*, *concilium*. Weibl. sind die Wörter mit der Endung *age*[1], wie *vrijage*, *lekkage*. Nur *bosschage* ist sächl. wegen des Grundwortes, und dies Geschlecht hat auch das Fremdwort *personage*.

[1] L. A. te Winkel, *Taalgids* I 217—219.

§ 43. Geschlechtsbestimmung durch die Grammatiker. Dass im Nnl. so oft Geschlechtswechsel stattgefunden hat, ist zum Teil die Folge gewesen von der schon im 16. Jahrh. (vielleicht sogar schon früher) herrschenden Eigentümlichkeit der Niederländer, das Flexions-*n* in der Umgangssprache wegzulassen und diesen Buchstaben (doch jetzt nur bei weniger Gebildeten) zur Vermeidung des Hiatus zu gebrauchen, gleichgültig ob er dahin gehört oder nicht. Dadurch ist in der Umgangssprache der Unterschied zwischen männl. und weibl. erloschen. Sogar wird dann von weibl. Sachnamen das männl. Pronomen pers. und poss. gebraucht. Nur für das sächl. Geschlecht mit dem abweichenden Artikel *het* hat der Niederländer noch Gefühl. Er muss also für die Schriftsprache das Geschlecht in Geschlechtsverzeichnissen nachschlagen oder aus Geschlechtsregeln erlernen, die, von Sprachlehrern zu praktischem Zweck verfertigt, oft sehr willkürlich und im Widerspruch mit der Sprachgeschichte sind, jedenfalls aber das gänzliche Verschwinden des Geschlechtsunterschiedes verhütet haben. Am ersten wurde ausführlich über das Geschlecht gehandelt in *De Nederduytsche Grammatica* (Leyden 1626) von C. van Heule, dessen Bestimmungen für das 17. Jahrh. massgebend waren, während die *Ned. Spraekkunst* (Amst. 1706) von A. Moonen dieselbe Herrschaft im 18. Jahrh. ausübte. L ten Kate gab in seiner *Aenleiding* (Amst. 1723, I 411—468) eine *Geslacht-toetse*, worin er in Bezug auf das Geschlecht sehr vieler Wörter gerade so verfuhr, wie in Bezug auf die Orthographie, nämlich durch Vergleichung der agerm. Sprachen sich eine feste Grundlage zu erwerben suchte. Weiter wurde die *Geslachtslijst* in der *Rhapsodie van Ned. Taalkunde* (Amst. 1776) von H. Pieterson, worin man eine Kompilation der Weisheit aller Sprachlehrer fand, oft zu Rate gezogen; doch alles Vorige wurde übertroffen von den *Aenmerkingen over de geslachten der zelfstandige naamwoorden* (Amst. 1700, auch 1710, 1723, 1733 mit Zugaben von G. Outhof) von David van Hoogstraten, hauptsächlich als diese stark vermehrt von Adriaan Kluit herausgegeben wurden unter dem Titel *Lijst der gebruikelijke zelfstandige naamwoorden* (Amst. 1759, auch 1783). Für das 19. Jahrh. wurde das *Woordenboek* von Siegenbeek (1805) massgebend, bis es verdrängt wurde von der *Woordenlijst voor de spelling der Ned. taal* (1866, 1872, 1881) von M. de Vries und L. A. te Winkel, der als Einleitung ausführliche Geschlechtsregeln vorhergehen. Durchaus keinen Wert haben die fantastischen Werke von W. Bilderdijk: *Verhandeling over de Geslachten* (Amst. 1805, auch 1818) und *Geslachtslijst der Ned. Naamwoorden* (Amst. 1822, auch 1832—34).

X. DIE WORTBILDUNG IM NIEDERLÄNDISCHEN.

§ 44. Ableitung durch Nominalsuffixe. Für die Nominalsuffixe, die schon vor der Entstehung der nl. Sprache als einer Schriftsprache aufgehört hatten zur Bildung neuer Wörter angewendet zu werden, verweise ich der Kürze halber auf Kluges *Nominale Stammbildungslehre der Altgerm. Dialekte* (Halle 1886) und auf das im vorhergehenden Abschnitte Erörterte.

Im Mnl. lebte als wortbildendes Suffix von Subst. und Adj. vielleicht noch *el*, z. B. in den Subst. *eikel*, *stengel*, *droppel*, *korrel* (für *kornel*), *sleutel*, *klepel*, *nagel* u. s. w. und in den Adj. *snodel*, *stotel*, *wandel*, *vergetel*, *verstandel*, *behagel*, *costel*, *aenhangel*, *scuwel* u. s. w. Von den Adj. auf *el* sind nur wenige im Nnl. übrig geblieben, z. B. *dartel*, *ijdel*, *kregel*, *kreupel*, *onnoozel*, *schamel*, *vermetel*, *wankel*. Die meisten sind entweder verloren gegangen oder von Adj. mit anderen Suffixen verdrängt oder durch Hinzufügung von *lijk*, dessen *l* mit dem *l* des Suffixes *el* zusammenwuchs, unkenntlich geworden, wie *aanstootelijk*, *onvergetelijk*, *verstandelijk*, *behaaglijk*, *kostelijk*, *aanhankelijk*, *afschuwelijk*.

Kaum lebte im Mnl. noch als Suffix *leek* (aus *laik* = Spiel) in *vechteleec*, das jetzt verloren ist, und *huweleec*, das schon im Mnl. nach Analogie der Wörter auf *lijk* auch als *huwelijk* geschrieben und gesprochen wurde, wie jetzt allein der Fall ist. Vielleicht bildete man im Mnl. auch noch neue Wörter mit dem seltenen in *graefnede*, *swaesenede* und *geselnede* vorkommenden Suffix *ede*, eigentlich ein Subst., das Frau bedeutete (asächs. *idis*, ags. *ides*, ahd. *itis*[1]). Doch findet man auch schon *graefnedinne*. Jetzt sind alle diese Wörter aus der Sprache verschwunden.

Ganz gewiss war im Mnl. noch als wortbildendes Suffix gebräuchlich *ege* oder *ige* (aus *ijâ*[2]), später *igge* oder *egge*, hinter persönliche Masculinen gefügt, um persönliche Femininen abzuleiten, z. B. *meesterighe*, *makerighe*. Nach dem Mittelalter starb diese Endung ab. Sie ist jetzt nur noch einzig bewahrt geblieben in *dievegge* (mit Accent auf der Endung) und in *klappei* und *labbei* (mit *ei* aus *ege*). Ein anderes Suffix um persönliche Femininen von Masculinen abzuleiten war im Mnl. *se* (*ese*), z. B. *meesterse*. Es blieb erhalten, wenn auch in *es* (mit Accent) umgewandelt durch den Einfluss vieler eingeführten franz. Wörter auf *esse*, z. B. *voogdes*, *meesteres*, *zangeres*, *dienares*. Also blieben auch *ster* und *inne* (nnl. *in*) als Bildungssuffixe persönlicher Femininen im Gebrauch, z. B. *naaister*, *zangster*, *bedelaarster*, *herbergierster*, *koningin*, *ezelin*, *duivelin*, *godin* (im 17. Jahrh. bisweilen neu gebildet von *god* und daher *goddin*). Das Suffix *in* jedoch wurde schon im Mnl. betont[3].

Nur selten bildet man noch neue männl. und weibl. Personennamen durch *ling*, wie *voedsterling*, *doopeling*, *vondeling*, *tweeling*. Im Mnl. diente dieses Suffix auch zur Bildung von Münznamen, wie *zilverling*, *schelling*, *sterling*. Männl. Personennamen werden noch immer gebildet durch *aar* (aus *ârjo*), wie *dienaar*, *bedelaar* (auch *enaar*, *Parijzenaar*) und durch das daraus verkürzte *er*, z. B. *schrijver*, *diender*, welches auch dazu dient, Namen von Werkzeugen von Verben abzuleiten, z. B. *stoffer*, *veger*.

Das Suffix *hard* wurde im Mnl. auf's neue, jedoch in der Form *aard*, einigen Eigennamen und franz. Wörtern, wie *grisard*, entlehnt und bildete seitdem persönliche Masculinen, wie *lafaard*, *luiaard*, mnl. auch *lollaert*, *dullaert*, und verkürzt zu *erd lieverd*, mnl. auch *moiert*, hat aber, ausser bei Eigennamen und dem Worte *grijsaard*, eine ungünstige Bedeutung.[1]

Als Diminutivsuffix diente im Mnl. *kijn*, verkürzt zu *ken*, z. B. *mannekijn*, *huusken*. Jetzt ist es fast ganz auf die südlichen Provinzen und die dichterische Sprache beschränkt; im Nordniederl. wich es seit dem 17. Jahrh. mehr und

mehr einem, vielleicht aus der bei Hooft und Huygens vorkommenden Nebenform *gien* entstandenen, *je* (auch *tje*, *pje*), das jedoch auch einem älteren Suffix *jon* entsprechen könnte[5]. Bis auf die Siegenbeeksche Orthographie schrieb dieser *je*, jener *jen*, obgleich das *n* nicht mehr gesprochen wurde. Seitdem schrieb jeder, ausser Bilderdijk und dessen Nachahmern, nur *je*.

Concreta (Gerätebenennungen oder Namen von Produkten) werden noch jetzt von Verben abgeleitet durch das Suffix *sel* (aus *slo*), z. B. *deksel*, *schoeisel*, *schepsel*, *voortbrengsel*. Als Kollektivsuffix lebt noch *te* (aus *tjo* oder *pjo*), das zusammen mit dem Präfix *ge* Neutra bildet, wie *gebergte*, *geboomte*, *gesternte*. Weiter sind noch Kollektivsuffixe *schap* (aus **scapi*) und *dom* (aus **dômo*), z. B. in *vroedschap*, *priesterschap*, *menschdom*, *priesterdom*, u. s. w., doch diese dienen auch dazu, Abstracta zu bilden, wie *blijdschap*, *rekenschap*, *ouderdom*, *wasdom* und sächl. Concreta, vorzüglich Benennungen von Amtern und Landschaften, wie *vaderschap*, *graafschap*, *hertogdom*, *bisdom* (schon mnl. für *bisschopdom*). Zur Bildung anderer Abstracta dient noch das Suffix *de* (aus **pâ*) hinter Adj., dessen *d* nach Synkope des vorhergehenden *e* im Mnl. schon gewöhnlich zu *t* verschärft wurde, wenn das Adj. nicht auf *g*, *d* oder *v* auslautete, z. B. *grootte*, *ziekte*, *diepte*, *stilte*, *warmte*, *kleinte*, *zwaarte*, sonst, noch bis in's 17. Jahrh. hinein, nicht nur bei Kiliaen, sondern auch bei Huygens u. a. erhalten blieb, z. B. mnl. *hoghede*, *lenghede*, 17. Jahrh. *hooghde*, *lenghde*, mnl. und 17. Jahrh. *wijdde*, seit dem 17. Jahrh. aber *hoogte*, *lengte*, *wijdte*. Andere Suffixe zur Bildung von Abstracta sind *nis* (aus *nussjo*, *nissjo*, *nissâ*), z. B. *duisternis*, *lafenis*, *heid* (aus *haidu*, *haidjâ*), z. B. *verlegenheid*, *tevredenheid* und *ing* (aus *ungâ*) und *st*, welche vorzüglich Verbalabstracta bilden, wie *handeling*, *werking*, *komst*, *winst*.

Als Adjektivendungen leben noch jetzt *ig*, z. B. *wettig*, *machtig*, *goedig*, *begeerig*, *innig*, und *erig*, z. B. *rookerig*, *weelderig* (17. Jahrh. auch *weeldig*), *winderig* (neben *windig*) u. s. w. nach Analogie von *hongerig* u. s. w., *isch*, z. B. *afgodisch*, *Russisch* und *sch*, z. B. *trotsch*, *heusch* (= *heuvisch* von *hof*), *lakensch*, *Fransch*, *Groningsch*, und *en* (mnl. noch *ijn*) zur Bildung von Stoffnamen als *gouden* (mnl. *goudijn*), *linnen* (mnl. *lînijn*), *garen* (für *garenijn* aus *garnijn*) u. s. w.[6].

Kompositionssuffixe sind *baar* (*bâri* zu *beran*), *zaam* (**samo*), *lijk* (**lîko*), *loos* (**lauso*) und *achtig* (aus *haftig* mit oder ohne Accent), z. B. *vruchtbaar*, *kostbaar*, *draagbaar*, *buigbaar*, *buigzaam*, *deugdzaam*, *langzaam*, *meesterlijk*, *liefelijk*, *uiterlijk*, *draaglijk*, *sterfelijk*, *eerloos*, *hulpeloos*, *reddeloos*, *vreesachtig*, *woonachtig*, *waarachtig*, *heuvelachtig*, *meesterachtig*, *blauwachtig*, *suapachtig*. Die Form *haftig* findet sich nur in *zeeghaftig* (bei Dichtern), *manhaftig*, *krijgshaftig* und *heldhaftig*, welche wohl den hochdeutschen Söldnern des 16. und 17. Jahrhs. entlehnt sind.

[1] Kern, *Hand. en Meded. v. d. Maatsch. der Ned. Lett.* 1866 102. — [2] Kern, *Taalk. Bijdr.* I 196—200. — [3] Kern, *TenLtb.* II 92—94. — [4] Kern, *Taalgids* II 192—196, L. A. te Winkel, *Taalgids* VII 1—12. — [5] L. A. te Winkel, *Taalgids* IV 81—116, V 45—55, Kern, *TenLtb.* II 100 109. — [6] L. A. te Winkel, *Taalgids* I 49 71.

§ 45. **Ableitung durch Verbalsuffixe.** Weil vor der Entstehung der nl. Schriftsprache das *a* der Verbalendung *an* schon tonlos geworden und das *j* des Suffixes *jan* (ausser hinter Vokalen, wie in *waaien*, *bloeien*, *dooien*) synkopiert oder dem vorhergehenden Konsonanten assimiliert war, blieb nur noch die Endung *en* als Verbalsuffix über. Durch dieses Suffix bildet man noch jetzt Verba von Nomina. Das *j* des Suffixes *jan* verrät sich nur noch durch die umgelautete Form mehrerer Verben, z. B. *dekken*, *stellen*, *pletten*, *krenken* u. s. w. Nach dem Vorbild mehrerer von Nomina auf *el* und *er* abgeleiteten Verba, wie *zetelen*, *wankelen*, *tooveren*, *schilderen*, *weigeren*, bildete man, vorzüglich im Nnl., eine grosse Zahl von Denominativen

auf *elen* und *eren*, z. B. *krabbelen*, *schuifelen*, *klapperen* u. s. w., welche stets eine iterative Bedeutung haben [1]. Intensiven, wie *bukken* (neben *buigen*), *hikken* (neben *hijgen*), *verspillen* (neben *spelen*), und Intensiv-iterativen, wie *dribbelen* (neben *drijven*), *kabbelen* (neben *kauwen*), *bibberen* (neben *beven*), sind wohl nicht mehr während der Herrschaft der Schriftsprache gebildet, ebensowenig wie die Kausativen [2], von denen im Nnl. nur noch nachzuweisen sind: *neigen* (neben *nijgen*), *leiden* (neben mnl. *liden*, jetzt nur erhalten in *overlijden* und den Part. *geleden* und *verleden*), *zoogen* (neben *zuigen*), *klooven* (neben dem jetzt schwachen *klieven*), *drenken* (neben *drinken*), *wenden* (neben *winden*), *generen* (neben *genezen*), *leggen* (neben *liggen*), *zetten* (neben *zitten*), *voeren* (neben *varen*), *vellen* (neben *vallen*), *gehengen* (neben *hangen*). Von anderen, wie *leeren*, hat das Stammwort im Nl. niemals existiert. Ein mnl. Kausativ *beeten* (vom Pferde steigen, eigentlich: das Pferd weiden lassen, neben *bijten*) ist im Nnl. gänzlich verschwunden.

[1] A. de Jager, *Woordenboek der Frequentatieven in het Ned.* Gouda 1875—78.
[2] L. A. te Winkel, *Taalgids* I 147—163.

§ 46. Wortbildung durch Präfixe. Zur Bildung von Subst. werden im Nnl. nur noch die Präfixe *on*, *wan* und *ge* angewendet, wie schon im Mnl. *On* und *wan* dienen zur Verneinung, z. B. *onzin*, *ongeduld*, *wanhoop*, wie auch zur Bezeichnung einer schlechten Abart, wie in *onmensch*, *onkruid*, *ontuig*, *wandaad*, *wangedrag*, u. s. w. [1] Als Kollektivbildendes Präfix hat *ge* [2] aus dem Mittelalter Wörter überliefert, wie *genoot*, *gezel*, *gevolg*, *gezin*, *gebroeders*, *gelieven*, u. s. w. Jetzt bildet es nur Kollektiva zugleich mit dem Suffix *te*, z. B. *geboefte*, *gevogelte*, u. s. w. Übrigens dient es noch jetzt zur Bildung von Verbalabstracta, wie *geloop*, *geschreeuw*, *gevoel*, welche auch bisweilen konkret gebraucht werden können, z. B. *gebak*, *gebouw*. Nicht mehr lebendig sind die Präfixe *ant* (= wider), nur noch in *antwoord*, *et* (= wieder), nur noch in *etmaal*, *etgroen*, *af*, das eine schlechte Abart bezeichnet, in *afgunst*, *afgod*, und *oor* (mit gedehntem *o*, aus *uz*) mit der Bedeutung des Verursachens, in *oorzaak*, *oorsprong*, *oordeel*, *oorkonde*, *oorlog* [3] und den jetzt veralteten *oorlof* und *oorbaar*. [4]

Zur Bildung von Adj. ist jetzt nur noch das verneinende *on* gebräuchlich. Ein gleichbedeutendes *a* findet sich nur in *amechtig* (ohnmächtig). [5] Das Präfix *ge*, das sich noch jetzt vor vielen Adj. findet, war im Mittelalter vielleicht schon nicht mehr verwendbar. Es hatte wenigstens schon damals fast gar keine Bedeutung mehr. Aphäresis von *ge* kommt im Nnl. darum auch häufig vor. Man sagt *trouw*, *streng*, u. s. w. ohne Bedeutungsdifferenz ebenso gut wie *getrouw*, *gestreng*, welche im Mnl. noch die einzigen Formen sind. [6]

Dasselbe gilt von *ge* vor Verben. Im Mnl. jedoch wird das Präfix dem von *mogen* und *connen* abhängigen Infinitiv, vorzüglich in verneinenden Sätzen, vorgesetzt und in indirekten Fragen oder sonst im Potentialis dem Verbum finitum. [7] Noch jetzt sind zur Bildung von Verben gebräuchlich die Präfixe *be*, *ont* und *ver*. Das Präfix *er* (aus *ar*, *ir*, für *az*, *iz*) [8] erscheint nur vor einigen im späteren Mittelalter dem Hochdeutsch entlehnten Wörtern, nämlich *erbarmen*, *erkennen*, *erlangen*, *ervaren*, *erachten* (nur in der Verbindung *mijns erachtens*). Das Präfix *her* (= wieder) ist nachmittelalterlich, findet sich jedoch schon bei Kiliaen vor zahlreichen Verben. Vielleicht entstand es unter dem Einfluss des obengenannten *er* oder eines anderen *er* aus *eder* (= wieder, mnl. in *edercauwen*, *ercauwen*, nnl. *herkauwen*), jedoch vorzüglich unter dem Einfluss des Adverbs *her* (= hieher, in *herwaarts*). Die meisten jetzigen mit *her* verbundenen Verba, wie *herhalen*, *herkennen*, u. s. w. sind im Mnl. noch mit *ver* gebildet, z. B. *verhalen*, *verkennen*. Dagegen lebte im Mnl. noch das Präfix *te* (= hd. *zer*), z. B. *testoren*, *tebreken*, *tevallen*,

u. s. w., das im Nnl. und schon im 15. Jahrh. nicht mehr vorkommt, vielleicht weil man es für die Präp. *te* (hd. *zu*) hielt, welche häufig dem Inf. vorhergeht.

[1] s. Verdam. *TenLtb.* IV 191—193. — [2] s. Kern, *Taalk. Bijdr.* I 210—214. [3] *Oorlog* (aus *urlügi*, bedeutet: das Flamme Verursachende; vgl. ags. *orlege*, mhd. *urlüge* mit *i*-Umlaut des kurzen Vokals, neben ahd. *urliugi;* s. auch anord. *logi*, mhd. *lohe*, und vielleicht mnl. *loghe* mit kurzem, neben ahd. *loug*, *lauc*, mnl. *laghe*, nnl. *laaie* (fries. für **lauga*) und vielleicht asächs. *lôgna* mit langem Vokal. — [4] *Orbaer*, urspr. nur Subst., bedeutet im Mnl. Gebrauch, Nutzen (vorzüglich von Äckern), also: das Produzieren Verursachende; im 17. Jahrh. auch Adj. (nützlich), jetzt veraltet. Nur das Denom. *orberen* (gebrauchen, essen) lebt noch. — [5] s. De Vries, *Taalgids* I 246—254, L. A. te Winkel, *Taalgids* VI 23—34. — [6] Für jetzt verlorene oder durch Part. verdrängte Adj. mit *ge* s. Verdam, *Tijdschrift* VI 39—47. — [7] Cosijn, *TenLtb.* III 151—154. — [8] Kern, *TenLtb.* III 1—7.

§ 47. **Wortbildung durch Komposition.** Das Nl. stimmt auch darin mit den anderen germ. Sprachen überein, dass es überaus fähig ist durch Zusammensetzung neue Wörter zu bilden. Allmählich jedoch hat der Usus diese Fähigkeit in feste Regeln eingeschränkt, welche hier unmöglich vollständig besprochen werden können. Einige allgemeine Bemerkungen mögen genügen.

Die Zeit, worin zwei gleichberechtigt nebeneinander gesetzte Begriffe durch Komposition von zwei Subst. oder Adj. in einem einzigen Worte ausgedrückt werden konnten, war schon lange vorüber, als das Nl. anfing Schriftsprache zu werden. Nur die Zahlwörter *dertien* bis *negentien* sind im Nl. noch vereinzelte Beispiele von dieser gänzlich veralteten Art der Zusammensetzung, vielleicht auch das dem Franz. nachgebildete Adj. *doofstom* und die theologische, doch wohl aus dem Griech. übersetzte Bezeichnung *godmensch.* Dagegen bedeuten Adj. wie *roodbruin*, *blauwgroen* u. s. w. nicht *rot und braun*, *blau und grün*, sondern *rötliches braun*, *bläuliches grün*. Das ganze Wort bezeichnet also eine Unterart der Gattung, welche vom letzteren Glied der Komposition angedeutet wird, und diese Beziehung der Kompositionsglieder ist im Nl. die gewöhnliche.

Bei zusammengesetzten Subst. kann der erste Teil ein adjektivisches Attribut sein, z. B. *hoogeschóól*, ein seltenes Beispiel von Zusammensetzung mit einem Adj. in der Nominativform, und also nur durch Betonung des letzten Glieds zu unterscheiden von dem in zwei Wörtern ausgedrückten Begriff *hooge school.* Gewöhnlich kommt das Adj. als erster Teil in der Stammform vor, z. B. *smaldeel*, *grootmeester*, *hoogmoed*, *zuurkool*, u. s. w. Beachtung verdienen noch die sogenannten possessiven Komposita, z. B. *roodhuid*, *spitsneus*, *blauwbaard*, *blauwkous* u. s. w., welche jemand mit einer roten Haut u. s. w. bezeichnen.

Der erste Teil eines zusammengesetzten Subst. ist vielfach ein Subst. mit Genitivbedeutung, verhältnismässig selten auch mit Genitivform, z. B. *staatsbelang*, *watersnood*, *vaderlandsliefde*. Die Subst. in der Form der schwachen Flexion werden heute gewöhnlich als Gen. Plur. aufgefasst, z. B. *gravenkroon*, *berenklauw;* dagegen die Subst. auf *e*, sowie auch die, welche keine Flexionsendung haben, als Sing. mit der Bedeutung entweder eines Acc. (der Richtung oder Beziehung) oder eines Lokativs oder Instrumentalis. Die Analogie ist die einzige Norm, welche die Beziehung des ersten Glieds eines Kompositums zum zweiten festsetzt.

Gross ist die Zahl von mit Subst. zusammengesetzten Adj., welche eine Eigenschaft bezeichnen in Beziehung auf eine Substanz, welche vorzüglich diese Eigenschaft besitzt, z. B. *grasgroen*, *melkwit*, *ijzersterk*, *eivol*, d. h. grün wie Gras, u. s. w. Sowohl Subst. als Adj. können auch als erster Teil des Kompositums einen Verbalstamm haben, z. B. *slaapkamer*, *weetgierig*, *kakelbont* oder ein Adverb, z. B. *voorhoofd*, *binnenplaats*, *welzalig*, *doornat*, *overoud.* In

Wörtern wie *doodgoed*, *doodeenvoudig* hat *dood* seine eigentliche Bedeutung ganz verloren und ist es also als Adverb aufzufassen mit der Bedeutung *sehr.*[1]

Einige Subst. jüngeren Ursprungs nehmen bei der Komposition zugleich das Suffix *er*, *ing* oder *st* an, viele Adj. das Suffix *sch* oder *ig*, z. B. *zeventiendeëeuwer*, *teleurstelling*, *tehuiskomst*, *alledaagsch*, *hardnekkig*. Verschiedene Adj. werden nach Analogie der adjektivisch gebrauchten Part. der Denominativen unmittelbar von Subst. abgeleitet mit dem Präfix *ge* und dem Suffix *d* oder *t* des schwachen Part., z. B. *genaamd* (mnl. auch *gebinaemt*, jetzt *bijgenaamd*), *gelaarsd*, *gespoord*, auch schon viele im Mnl., z. B. bei Maerlant, welcher dieselben zuerst gebildet zu haben scheint, *gheheent*, *gheborst*, *ghehorstelt*, *ghebuuct*, *ghebuult*, *ghehovet*, *ghehornet*, *ghehalst*, *ghehaert*, *ghemont*, *ghestaert*, *ghetant*, und diese können dann, wie auch die eigentlichen Part., weiter mit Adj. zusammengesetzt werden, z. B. *breedgeschouderd*, *snelgewiekt*. *platboomd* (ohne *ge*) und bei Dichtern auch, doch nicht ohne von vielen missbilligt zu werden,[2] mit Subst., wie *bloedbevlekt*, *goudbekroond*, *armontscheurd*, *godgevloekt*, *kunstervaren*.

Bei einigen Komposita dient der zweite Teil nur zu urspr. überflüssigen, Erläuterung des ersten, der in einer früheren Periode der Sprache noch als Simplex verstanden wurde. So sagte man im Mittelalter noch ausschliesslich *dam* oder *dame*, *muul*, *reen*, *wint*, *heer*, *winkel*, *meede*, *crappe* und auch Kiliaen kennt noch *muyl*, *reen* (oder *reyn*, *reyner*), *wind*, *heyr*, *winckel*, *mee* oder *meed* und *krap*, doch schon neben *muylesel*, *muyldier*, *windhondt*, *heyrlegher* (doch nur in der Bedeutung *castra*), *winckelhaeck*, *meekrappe*, wie auch *wal* (vgl. *walrus*) neben *walvisch*. Jetzt kennt man nur noch *damhert*, *muilezel*, *muildier*, *rendier*, *windhond*, *walvisch*, *winkelhaak*, *meekrap* und *heerleger* als gleichbedeutend mit *heer* (exercitus). *Bronwel* wird schon im 17. Jahrh. neben *bron* gebraucht.

Diesen Kompositis stehen Simplicia gegenüber, die den letzten Teil der Zusammensetzung, welcher die Wörter zuerst verständlich machen konnte, später verloren. So findet man bei Kiliaen schon die jetzt gebräuchlichen verstümmelten Wörter *minne* für *minnemoeder*, *winkel* für *winkelhuis*, *kroeg* für *kroeghuis*, *kraag* für *kraagdoek* (wenn nicht *kraag*, Hals, durch Metaphora zu der Bedeutung »Halstuch« gekommen ist), *koets* neben *koetswagen* (das dialektisch, z. B. in der Prov. Groningen, noch im Gebrauch ist), *spinne* neben *spinnecobbe* (mnl. nur *cobbe*, jetzt *spin* und *spinnekop*) und *sarck* (franz. *cercueil*, jetzt *zerk*) neben *sarcksteen* (jetzt *zerksteen*). Noch sind jetzt im Gebrauch: *baker* für *bakermoeder* (u. a. bei Huygens), *sjees* (franz. *chaise*), für *sjeeswagen*, *krant* für *courante nouvelle* (im 17. Jahrh. neben *loopmare*), *spoor* für *spoortrein*, *tram* für *Outramwagen*, *kilo* für *kilogram*, *best* oder *bestje* (Mütterchen) für *bestemoeder* (Grossmutter) und *de beste* für *bestekamer* (aus dem franz. *basse chambre* Abtritt, durch Volksetymologie).

Verba werden trennbar oder untrennbar zusammengesetzt mit Subst. und Adj., meist aber mit Adverbien. Eine eigentümliche Art, in der schon im 16. Jahrh. einzelne Verba gebildet sind, ist die Zusammensetzung eines Verbalstammes als ersten Teils mit einem Subst., das immer einen Körperteil bezeichnet. Bei Kiliaen findet man die jetzt wieder verlorenen Verba *draeikoppen*, *draeitoppen*, *kortvlercken*, *kortvloghelen*, *krijsseltanden* (auch schon im Mnl.), *wipsteerten*, und die jetzt noch gebräuchlichen *plukharen*, *trekkebekken*, *schuimbekken* (auch im Mnl.), *schuddebollen*, *knikkebollen*, *suyselbollen* (jetzt, wie schon bei Vondel, *suizebollen*), *kleppertanden* (jetzt *klappertanden*), *knarseltanden* (jetzt *knarsetanden*), *wispelsteerten* (auch bei Vondel, jetzt *kwispelstaarten*). Noch nicht bei Kiliaen verzeichnet sind die jetzt gebräuchlichen: *druipstaarten*, *knipoogen*, *klapwieken*, *kortwieken*, *likkebaarden*, *schoorvoeten*,

sleepvoeten, *stampvoeten*, *trekkebeenen*, *watertanden* und *reikhalzen*, schon am Ende des 17. Jahrhs. für *rekhalzen*, wie Vondel noch schreibt.[3] *Gieroogen* findet man bei Bilderdijk.

Als Sprachschöpfer durch Neubildung zusammengesetzter Wörter sind vielmehr die grossen Dichter zu betrachten als das Volk. Schon Maerlant, der von vielen populär-wissenschaftlichen Sachen zuerst in der nl. Sprache schrieb, hat viele Komposita in die Sprache eingeführt. Später sind viele Komposita, jedoch von eigentümlicher Art, den Mystikern, Ruusbroec und seinen Anhängern im 14. und 15. Jahrh. zu danken.

Als am Ende des 16. Jahrhs. der Streit gegen die Fremdwörter anfing, und die nl. Schriftsteller versuchten, sie durch nl. Wörter zu ersetzen, wurde die Sprache mit einem ganzen Heer von neugebildeten Komposita bereichert. Spieghel, der den übrigen als Sprachschöpfer das Beispiel gab, meinte der nl. Sprache wäre nur die griechische in Bezug auf Wortbildungsfähigkeit gleich zu stellen. Da er aber die griech. Wortbildungsregeln auch seiner Sprache gemäss erachtete, erschwerte er unendlich das Verständnis seines, 1614, nach seinem Tode unvollendet herausgegebenen Gedichts *Hart-Spieghel*, wimmelnd von neuen, nur zum geringeren Teil in die Sprache aufgenommenen unniederländischen Komposita, wie *rampverdriet*, *loofsmal*, *ruyckbladryck*, *maatvoeghlik*, *slangtrekhobbeldijk*, u. s. w. In dem von ihm verfassten und von der Kammer »In Liefd' bloeyende« 1585 herausgegebenen *Ruygh-bewerp van de Redenkavelingh* gab er zum ersten Mal eine Übersetzung aller in der Rhetorika gebräuchlichen Kunstwörter. Simon Stevin folgte ihm in seinen *Beghinselen der Weeghconst* (Leyden 1586) und überhaupt in seinen *Wisconstige Gedachtenissen* (Leyden 1608) für die Kunstausdrücke der Mathematik,' Hugo de Groot in seiner *Inleiding tot de Hollandsche Rechtsgeleertheid* (s-Grav. 1631) für die Kanzleiwörter der Rechtswissenschaft' und Daniel Mostaert in seinem *Nederduytse Secretaris* (Amst. 1635) für die Kanzleisprache überhaupt.

Der ausgezeichnetste Sprachschöpfer des 17. Jahrhs. jedoch war Hooft, dem die nl. Sprache eine Menge malerischer Wörter verdankt. Auch Huygens war ein Freund der Neubildung, doch seine Sprache ist nicht grade natürlich noch verständlich[6] und seine Komposita sind oft nur Wortspielereien, bisweilen geistreich, jedoch selten sprachbereichernd. Vondel dagegen, der bezeugte, dass es ein Mittel gab »om noch maghtigh in nieuwe koppelwoorden (waerin onse spraek niet min geluckigh dan de Griecksche is) aen te winnen, zoo men met oordeel te wercke ga«, ging selbst bei der Wortbildung mit Urteil zu Werke, und hat also mehr als irgend jemand den nl. Wortschatz vermehrt. Antonides folgte ihm.

Die Arbeit des 17. Jahrhs. wurde am Ende des 18. Jahrhs. fortgesetzt von Bilderdijk, dessen Sprachgewalt und Schöpfungskraft ausserordentlich waren[7] und der, vorzüglich in seinen späteren Gedichten, die Sprache mit einer Anzahl kräftiger, kernhafter Komposita bereichert hat. Ihm folgte zuerst Da Costa, später J. J. L. ten Kate (vorzüglich in seinem Gedicht De Schepping, 1867) und Carel Vosmaer in seiner talentreichen Übersetzung der Homerischen Gedichte. Schade nur, dass die neugebildeten Komposita gewöhnlich all zu lange auf die dichterische Sprache beschränkt bleiben und erst allmählich und dann noch nur zum geringeren Teil in der Prosaschriftsprache verwendet werden. Aus Abneigung gegen Schwulst und Anstellerei verhalten sich die nl. Prosaschriftsteller diesen Neubildungen gegenüber fast zu spröde.

Von der anderen Seite machen einzelne Amsterdamer Nachahmer der franz. Decadents sich seit 1885 lächerlich durch ihre Bestrebungen, in Widerspruch mit den Kompositionsregeln der nl. Sprache, neue Wörter zu bilden, welche

nur mit der grössten Anstrengung ungefähr verstanden werden können und durch ihre Länge an die Agglutination der Negerstämme mahnen, aber leider nicht durch Ergötzlichkeit den Aristophaneischen Wortschöpfungen gleichkommen.

[1] s. Van Helten, *TenLtb.* V 237–240. — [2] W. G. Brill, *Taalgids* V 211 —213. — [3] De Vries, *Taalk. Bijdr.* II 58—61. — [4] s. J. P. van Cappelle, *Bijdragen,* Amst. 1821, 1—62. — [5] s. S. Vissering, *Versl. en Mededeel. der kon. Akad. v. wet. Lett.* 2 XII 372—441. — [6] s. N. Hinlopen, *Verhand. v. d. Maatsch. der Ned. Lett.* II 1 (1814) 219—279. — [7] s. A. de Jager, *Over den Invloed van Bilderdijks Dichtwerken op onze taal,* Leiden 1847.

§ 48. Wortbildung durch Onomatopoie. Lautnachahmung hat auch im Nl. mehrere Wörter hervorgebracht. Die Tierlaute haben vorzüglich die Bildung verschiedener onomatopoetischen Verben veranlasst. Bei Kiliaen sind schon die jetzt noch gebräuchlichen Verben verzeichnet: *blaffen* der Hünde, *blèten* oder *blaten* der Schafe, *gnorren* (jetzt *knorren*) der Schweine, alle auch schon im Mnl., *giegagen* der Esel (auch bei Vondel), *piepen* der Mäuse, *circken* (jetzt *tjilpen*) der Sperlinge, *kakelen* der Hühner, *kwekken* oder *kwaken* der Enten, *gaggelen* der Gänse, *blèren* der Kinder (im Mnl. auch der Esel) und *giechelen* der jungen Mädchen. Jetzt kennen wir noch das *hinncken* der Pferde (im Mnl. *neien*), das *miaauwen* der Katzen, das *sissen* der Schlangen (auch vom Wasser im Feuer, u. s. w.) und das *worken* der Frösche (bei Rusting *wrikkikken,* bei Huisinga Bakker *rikkikkikken,* bei Bilderdijk *kwikkwakken* und *wrikwrakken*).

Einzelne Tiere verdanken ihrem Laut ihren Namen, nämlich schon im Mnl. der *koekoek* (mnl. *cucuc,* bei Kiliaen *kockock*) und der *kievit*; und bei Kiliaen der *kikkert* neben *kikvorsch.*

Auch andere Laute sind durch Wörter nachgeahmt, und nicht selten werden diese Lautnachahmungen von Dichtern zur Benennung von Lichterscheinungen verwendet. Vorzüglich Bilderdijk wusste oft in seinen Gedichten durch lautnachahmende Wörter eine mächtige Wirkung hervorzubringen. In dieser Hinsicht ist Van Lenneps Gedicht *Hoe loopt de Dusse langs het hol van Neander* berühmt geworden.

Eigentümlich ist die ablautende onomatopoetische Wortbildung mit *i* oder *ie* in der ersten, *a* in der zweiten, vereinzelt auch *oe* in der dritten Silbe[1], z. B. *bimbam, geklikklak* (schon bei Vondel), *klinkklank, klisklas, krikkrak, kwiskwas* (bei Cats), *tiktak, tingtang, piefpafpoef.*

[1] s. A. de Jager, *Verscheidenheden* 127—194, *Nieuwe Versch.* 447 468.

XI. VERLUST VON WÖRTERN IM NIEDERLÄNDISCHEN.

§ 49. Verlust von Wörtern durch Veränderung der Zustände. Der Wortschatz der nl. Sprache hat in den sieben Jahrhunderten, in denen sie Schriftsprache gewesen ist, natürlich bedeutende Einbusse erlitten. Manches Wort ist veraltet oder ganz in Unbrauch geraten. Zunächst verschwanden mit alten Zuständen und Einrichtungen auch alte Wörter. Das Mnl. besitzt z. B. viel mehr, obschon auch damals schon aussterbende Wörter, welche an die germ. Götterwelt erinnern, als das Nl. Wörter wie *aenganc, alfsghedroch, avetronc*[1], *barlebaen, belewitte, leverzee*[2], *lintworm* (als Drache), *maar* (noch unkenntlich durch Volksetymologie in *nachtmerrie*), *meerwijf, nachtridder, met valen mennen*[3], *Vids mortelhamer, woenswaghen* u. s. w., die man in mnl. Gedichten noch findet[4], sind jetzt sogar aus den Märchen verschwunden.

Auch verschwanden aus der nordnl. Schriftsprache nach der Reformation eine Reihe von Wörtern, die sich auf den katholischen Kultus bezogen, wie *ave, amict, beendyst* (benedicite), *dalmatike, ommeganc, sinxendach* (d. h. *cin-*

quiesme, jetzt *Pinksteren*), *dertiendach* (jetzt *driekoningen*), u. s. w. und die mnl. Zeitbestimmungen nach den Horae: *mettentijt* (noch jetzt *korte metten maken*, und *iemand de metten lezen*), *priemtijt*, *tiercentijt*, *sextentijt*, *noen* (mit der Zusammensetzung *achternoen*), *vespertijt* und *completentijt* oder *volletijt*.

Mit dem Lehnsystem verschwanden die Lehnausdrücke, wie *vasseel* (auch *man*), *baenrots*, *heervaert*, *verheergewaden*, *acht* und *laten*, *hoorigen*, *eigenen*; mit dem Rittertum fast alle Wörter, die beim Ritterschlag oder Turnier gebraucht wurden. Der Verfall alter Burgen führte den Verlust von allerlei Wörtern für Teile dieser Burgen herbei, wie *steenhuus*, *vorboech*, *hordijs*, *horneck*, *barbekane*, *canteelen*, *wiket*, *valdeure*, *kemenade*, *duwiere* u. s. w.[5]

Infolge der Veränderungen im Kriegswesen gingen mnl. Wörter wie *blide*, *evenhoghe*, *halsberch*, *cnielinc*, *maliencolre*, *corie*, *coyfie*, *nesebant*, *brant* (Schwert, noch übrig in *brandschoon*), *glavie*, *trensoen*, *ghisarme*, u. s. w., Wörter des 17. Jahrhs., wie *hopman*, *lansknecht*, *piekenier*, *speerruiter*, *mortepaai* (franz. *morte-paie*), *kornet*, *vendel*, *musket*, *kartouw*, u. s. w. verloren; infolge der Veränderungen im Seewesen verschwanden Wörter, wie *kogge*, *galei*, *galjoen*, *hulk*, *fluit*, *kraak* (noch jetzt in *kraakporselein*), *brander* u. s. w.[6].

Mit dem alten Rechtswesen verlor sich mancher malerischer mnl. Rechtsausdruck[7] und auch allerlei Wörter, welche beim mittelalterlichen Kampfgericht und Gottesurteil vorkamen, wie *eenwych*, *crijt* (noch fig. *in 't krijt treden*), *wedersake*, *kempe*, *vuurproef* (noch fig. *de vuurproef doorstaan*) u. s. w. Namen von richterlichen Beamten, welche im 17. und 18. Jahrh. noch vorkommen, wie *schepen*, *schout*, *baljuw*, *drost* oder *drossaard* (mnl. *drossate*), von Gerichtsdienern, wie *koddebeier*, *rakker* (d. h. *rekker*, Folterknecht), u. s. w. von Strafwerkzeugen, wie *blok*, *duimschroef* (noch fig. *de duimschroeven aanleggen*), *rad* mit dem Verb *radbraken* (jetzt nur fig. z. B. von der Sprache), *kaak* (noch fig. *aan de kaak stellen*) erlagen dem neuen Rechtswesen des Königsreichs der Niederlande.

Dass die Namen von Kleidungsstücken, auf einem Gebiet wo die Mode so tyrannisch herrscht, jedesmal veralteten, bedarf keines Nachweises.

Auch alte Münznamen gerieten in Unbrauch, wie die, welche im Mittelalter und zum Teil noch im 16. Jahrh. vorkommen, z. B. *denier* oder *penninc*, *hellinc*, *mite*, *groot*, *plak*, *botdrager* (verkürzt *botkijn*, *botje*), *schild* u. s. w. Noch im 17. und 18. Jahrh. finden sich *duit*, *oort*, *blank*, *zesthalf*, *dertiendhalf*, *scheepjesschelling*, *rijder*, *ducaton* u. s. w., alle durch das Münzgesetz vom 28. Sept. 1816 abgeschafft. Einige Namen von abgeschafften Münzen leben noch weiter als Wertbestimmungen, z. B. *stooter*, *daalder*, *dukaat*, *pond vlaamsch*, andere erscheinen noch in meist unverstandenen Ausdrücken, wie *botje bij botje leggen* (zu gemeinschaftlicher Ausgabe den Besitz zusammenwerfen), *oortjesband* (Band von zwei Deuten die Elle), *geen oortje*, *geen duit waard*, *duitendief* (Geizhals), *van penning zestien* und *op den penning zijn* (filzig sein) u. s. w.

Ausser durch das Verschwinden alter Einrichtungen und Zustände verlieren sich auch Wörter durch eine Veränderung im Gefühl für Anstand und Sitte. Sehr viele derbe Wörter, welche in den Possen des 17. Jahrhs. noch nur ein Lächeln erregten und von denen einige sogar in ernsten Schriften unanstössig waren, verschwanden seit dem Ende des 17. Jahrhs. immer mehr aus der Schriftsprache; sogar Wörter, die einen unanständigen Nebengedanken erregten, wie das bei Hooft und Vondel noch sehr gebräuchliche *achterdeel*, das zu wörtlich aufgefasst wurde und deshalb später dem Worte *nadeel* (Nachteil) weichen musste, und *kloot*, wofür man jetzt nur *bal* sagt. *Lollen* (daher im Mnl. *lollaert*) neben *lullen* (läppisches Gerede führen) ist jetzt un-

anständig geworden, und sogar *vergunning* ist in unserer Zeit verdrängt von *verlof*, seitdem vor jede Schenke dieses Wort gesetzlich zu lesen ist.

[1] s. Verwijs, *Tijdschrift* II 182--188. — [2] K. Müllenhoff, *D. Altertumskunde* I 410—425. — [3] Verwijs, *Taalgids* IV 121--131. — [4] L. Ph. C. van den Bergh, *Kritisch Woordenboek der Ned. Mythologie,* Utrecht 1846. -- [5] Jan te Winkel, *Het Kasteel in de dertiende eeuw*, Gron. 1879. — [6] W. à Winschooten, *Seeman, uitlegging van de Neederl. Konst- en Spreekwoorden voor soo veel die uit de Seevaart zijn ontleend,* Leiden 1681, Q. de Flines, *Scheeps- en Zeemanswoordenboek,* Amst. 1806. J. van Lennep, *Zeemans-Woordenboek,* Amst 1856. — [7] M. J. Noordewier, *Nederduitsche Regtsoudheden*, Utrecht 1853.

§ 50. Verlust durch den Einfluss von Fremdwörtern und Homonymen. Fremdwörter haben auch manches ursprünglich nl. Wort verdrängt. Als Beispiel können die Namen der Monate dienen. Schon im Mittelalter waren die latein. Namen gebräuchlicher als die nl. Die zwölf, welche sich am längsten behauptet haben, sind jetzt nicht einmal allen Gebildeten bekannt, nämlich *Louwmaand* (mnl. auch *Juulmaent*), *Sprokkelmaand* (mnl. *Sporkelmaent*, auch *Sulle-* oder *Sellemaent*), *Lentemaand* (im 16. und 17. Jahrh. auch *Dorremaend*), *Grasmaand* (bei Kiliaen auch *Oostermaend*), *Bloeimaand*, *Zomermaand* (mnl. auch *Braecmaent* und *Wedemaent*, das noch im 18. Jahrh. vorkommt; bei Kiliaen auch noch *Rozenmaend*), *Hooimaand*, *Oogstmaand*, *Herfstmaand* (mnl. auch *Speltmaent* und *Evenmaent*, die auch noch bei Kiliaen vorkommen, wie auch *Gherstmaend*), *Wijnmaand* (mnl. auch *Arselmaent*, d. h. *Hersemaent*, woneben Kiliaen auch noch *Saeymaend* verzeichnet), *Slachtmaand* (mnl. und auch später noch *Smeermaent*) und *Wintermaand* (mnl. auch *Horemaent*, und daneben bei Kiliaen auch noch *Heiligmaend*).

Andere Wörter verschwanden unter dem Einfluss von Homonymen oder Wörtern, die im Lauf der Zeit Homonymen geworden waren. Das mnl. Wort *hie* (Ahd. *hîwo* und *hîwa*, mhd. *hiwe*, *hie* für die Ehegenossen) ist verloren, da man meinte, es wäre das Pron. pers. Maerlant, der es häufig für das Männchen von Tieren gebraucht, nennt darum das Weibchen *die sie* oder *die soe*, z. B. von dem Hirsch: »die hie heeft hoorne, die sie enghene«. *Minne* (Liebe) geriet in Unbrauch, weil es den Nebengedanken an *minne* (Amme), *maag* (Verwandter) weil es den an *maag* (Magen) erregte. Das mnl. *ondern* (got. *undaurni*, Mittagsmahl) wird wohl erlegen sein unter verzweifelten Versuchen es mit der Präp. *onder* in Verband zu bringen[1]. *Poot* (Kopf, afries. *pota*) mit dem Adj. *potig* (trotzig), die bei Hooft vorkommen und im nordholl. Dialekt noch leben, verschwanden aus der Schriftsprache wegen des Bestehens des Wortes *poot* (Pfote) und des Adj. *pootig* (stark)[2]. *Adellijk* (anrüchig) wird nur noch gebraucht in dem Ausdruck *adellijk wild* wegen des Homonyms *adellijk* (edel)[3]. *Neefje* (Mücke, aus **hnifo*) ist für das Volksgefühl ganz dasselbe wie das jetzt gleichlautende *neefje* (Neffe, aus **nefo*)[4].

Im Mnl. standen noch viele starke und schwache Verben neben einander, welche jetzt nur in einer der beiden Formen erscheinen mit intrans. und trans. Bedeutung zugleich. Zwar datiert die Verwechslung schon aus dem Mittelalter, aber damals bestand doch z. B. noch ein schw. trans. *bederven* neben dem st. intrans. *bederven*, ein schw. trans. *smelten* (*smaltjan*) neben dem st. intrans. *smelten* (*smeltan*), ein schw. trans. *verdrenken* oder *verdrinken* (*drankjan*) neben dem st. intrans. *verdrinken* (*drinkan*), ein schw. trans. *bewegen* (*biwagjan*) und zugleich auch ein anderes schw. *bewegen* (auf den Weg bringen) neben dem st. intrans. *bewegen* (*biwegan*), ein st. intrans. *bernen* (*brinnan*) neben einem schw. trans. *bernen* (*brannjan*), ein st. intrans. *rinnen* oder *rennen* (*rinnan*) neben einem schw. trans. *rennen* oder *rinnen* (*rannjan*), während schon im Mnl. *hangen* (*haen*) nur stark ist, obgleich es neben der trans. Be-

deutung des starken ags. *hôn*, ahd. *hâhan* auch die intrans. des schw. ags. *hangian*, ahd. *hangên* hat. Von den anderen Paaren blieben nach dem Mittelalter nur die starken *bederven*, *smelten*, *verdrinken*, *bewegen* und das schwache *branden* übrig in den beiden Bedeutungen; doch das schw. *rennen* nur in der Bedeutung des starken *rinnen*.

[1] De Vries, *Taalk. Bijdr.* II 54—58. — [2] De Vries, *Tijdschrift* I 42—46. — [3] De Vries, *TenLtb.* I 261—264. — [4] De Vries, *Taalk. Bijdr.* II 44—46.

§ 51. Reste verlorener Wörter in Zusammensetzungen und Ausdrücken. Auf jedem Gebiet veralteten die Wörter. Doch wie wir schon dann und wann bemerkt haben, einige fristeten ihr Dasein bisweilen noch in Zusammensetzungen, wie die mnl. Wörter *aar*, *bak*, *balg*, *ee* (Gesetz), *el*, *lijf* (= Leben), *euvel*, *raas* (Unsinn), *wroeging* (Anklage), *ware* (Sorge) u. s. w., nur noch übrig in *adelaar* und unkenntlich in *sperwer* (mnl. noch *sperware*), *achterbaks*, *bakboord*, *blaasbalg*, *eegade*, *elders*, *ellende*, *euveldaad*, *voeteuvel*, *raaskallen* (auch in *razen*, *razernij*), *gewetenswroeging*, *waarnemen*, *verwaarloozen*, oder in festen Ausdrücken, wie *mast* (Futter), *kond* (bekannt), *leed* (hässlich), *vuig* (gemein), *arre* (böse), *moed* (Gemüt), *lier* (Lärchentanne) u. s. w., in *voor de mast zitten*, *kond doen*, *met leede oogen aanzien*, *vuige laster*, *in arren moede* (auch *goedsmoeds*, *blijmoedig*), *branden als een lier*. Vorzüglich in alliterirenden Ausdrücken blieben einige bestehen, z. B. *kind noch kraai* (= Hahn), *kap en keuvel* (Haube einer Frau), *te kust* (Wahl) *en te keur*, *in rep en roer*, *vrank en vrij*, *zus* (= so) *of zoo*, und in Reimverbindungen, wie *heg en steg*, *steen en been klagen*, *hou* (mnl. *hout*, hd. *hold*) *en trouw*, *wijd en zijd*[2], *tegen heug* (Vernunft) *en meug* (Lust), *zooals het treilt* (aufgetakelt ist) *en zeilt*, *het mijn en dijn*, *recht en slecht* (schlicht), *kallen* (plaudern) *is mallen* u. s. w., oder in Sprichwörtern, wie *mond* (Hand; daher auch *mondig*, grossjährig) in *de morgenstond heeft goud in den mond; lid* (Deckel, daher *ooglid*) in *wie het onderste uit de kan wil hebben krijgt het lid op de neus; rinnen* in *zoo gewonnen, zoo geronnen*.

Sprichwörter und stehende Ausdrücke bewahren auch die Wörter in veralteter Form, z. B. das mnl. *iet* und *niet* (jetzt *iets* und *niets*) in *als niet komt tot iet, kent iet sich zelf niet* (auch in den Zusammensetzungen *doeniet*, *deugniet*, *weetniet*), das mnl. *berd* (jetzt *bord*) in *te berde brengen* u. s. w.

Einige Adj. gingen in der gewöhnlichen Form verloren und blieben nur in der negativen Form bestehen, wie *onnoozel, onstuimig, onbehouwen, onhebbelijk* (bei Hooft noch *hebbelijk* = schön gebildet), *onwraakbaar* u. s. w. Von einigen Verben ging das Simplex verloren und blieb nur die Form mit *ge*, wie *gebruiken, generen, genieten* u. s. w. Dagegen werden zahlreiche Verben und Adj. mit der Vorsilbe *ge*, die im Mnl. vorkommen, im Nnl. vergeblich gesucht[3].

[1] De Vries, *Taalk. Bijdr.* II 35—43. — [2] Verdam, *Tijdschrift* VIII 29—32. [3] Für das Adj. s. Verdam, *Tijdschrift* VI 39—47.

XII. ERWEITERUNG DES WORTSCHATZES IM NIEDERLÄNDISCHEN.

§ 52. Neue Verwendung und Erweiterung des Sprachmaterials. Viel grösser als jetzt der Fall ist würde der Wörterverlust gewiss sein, wenn nicht im 16. und 17. Jahrh. Spieghel, von Kiliaen unterstützt, der auch veraltete Wörter in seinem Wörterbuch aufnahm, das Beispiel gegeben hätte aus alten Urkunden und Gedichten gute, aber veraltete Wörter wieder in Gebrauch zu nehmen. Ihm folgten u. a. De Groot, Hooft, Bredero, welcher die alten »potstukken«, wie er sie nannte, wieder als gute Münze ausgab, wenn sie nur inneren Wert besassen, und Vondel, der sagte, dass »een schat van welsprekenheit by der hant is, zoo men uit oude gedichten en schriften,

oock uit Neerlantsche hantvestboecken de eige manieren van spreecken byeenzamelt en zich eigen maeckt«. Später hat Bilderdijk wieder manches tote Wort zum neuen Leben erweckt. Im 19. Jahrh. geschah dasselbe durch die Begründer der Zeitschrift *De Gids* (1837) mit Potgieter an der Spitze, der besonders in Heye, Hofdijk und Frau Bosboom-Toussaint Geistesverwandte hatte.

Doch erregt es bei der Lektüre von Schriften aus dem Mittelalter und sogar aus dem 17. Jahrh. immer wieder unser Erstaunen, wie viel Wörter später ganz oder teilweise in Unbrauch geraten sind; dennoch hat der nl. Wortschatz im Lauf der Zeit merklich zugenommen. Verdam hat berechnet, dass das von ihm bearbeitete *Mnl. Woordenboek* p. m. 33 000 Wörter erhalten wird, und das von Kiliaen p. m. 35 000 angibt, während das jetzige Nl. nach dem Wörterbuch von J. H. van Dale p. m. 100 000 Wörter enthält[1]. Diese Vermehrung hat man nicht nur der Bildung neuer Wörter durch Ableitung, Zusammensetzung oder Onomatopoie zu danken, sondern auch der Entlehnung aus der Umgangssprache und den Dialekten, und weiter der Formdifferenzierung (u. a. Volksetymologie), der Bedeutungsdifferenzierung und dem Funktionswandel. Endlich sind auch zahlreiche Fremdwörter in die Schriftsprache aufgenommen.

[1] s. Verdam, *Almanak der Maatsch. tot Nut van 't Alg.* 1884, auch *NenZ.* VIII 309—317.

§ 53. Entlehnung aus der Umgangssprache und den Dialekten. Bei der Behandlung des Entstehens der nl. Schriftsprache haben wir schon gesehen, dass verschiedene Dialekte zur Bildung derselben beigetragen haben, während Maerlant sogar ausdrücklich erklärte, dass er seine Wörter aus verschiedenen Dialekten aufsuchte. Auch haben wir eine Reihe von dialektischen Wörtern angegeben, die allmählich in die Schriftsprache aufgenommen wurden (s. § 20). Natürlich geschah das ohne Unterlass in den sieben Jahrh., in denen die nl. Sprache geschrieben wurde, es sei unwillkürlich oder von einigen Schriftstellern absichtlich.

Im Anfang des 17. Jahrhs. geschah dies besonders häufig, namentlich von den Possendichtern, wie Coster, Starter und Bredero. Der letztere rühmt sich dessen sogar und erklärt ausdrücklich in der Vorrede zu seinem *Geestich Liedt-Boecxken:* »De oude Amsteldamsche en Waterlandsche Taal hebben wy so nagekomen als ons onse (doch te luttel) letteren toelieten. Veel ouwde en ghebruyckelijcke woorden der Landluyden hebben wy inne genomen, die sommige Latynisten (die doch eer en meer uytheemsch dan duytsch geleert hebben) veroordeelen en smadelijck verwerpen, omdat syse juyst door onkunde niet en kennen ..... Het is mijn al goet als 't hierlandsche onvervalschte onvermenghde munte is, als ick weet, dat het by de ghemeene man in de dagelijcksche handeling en ommegangh gewraackt noch geweygert, maar by haerlieden voor goet gekent en ontfangen wort. Het is mijn alleens, of ik van een machtich Coning of van een arm Bedelaer leer de kennisse van mijn moeders tale en of de woorden uyt het vuylnis-vat of uyt de cierlyckste en grootste Schat-kamers van de wereld komen; doch moet my elck na haer waarde goude, silveren en koperen gelde verstrecken«.

Unter den ernsten und erhabenen Dichtern waren einige, welche ebenso wenig diese Quelle zur Sprachbereicherung verschmähten. Von Vondel bezeugt sein Freund und Biograph Brandt: »Om op elke stof en zaak de rechte spreekwijzen te vinden, onderzocht hy by allerley slagh van menschen, wat Duitsche woorden elk omtrent zijn werk, handteering en kunst gebruikte. De landtluiden vraagde hy, hoe zy spraaken omtrent den landtbou, en hoe ze 't geen daartoe behoorde noemden en uitdrukten. Omtrent den huisbou

vraagde hy op gelijke wijze de timmerluiden en metselaars; omtrent de zeevaart en 't scheepstuig de zeeluiden; omtrent de schilderkunst en wat daar toe hoorde de schilders, en zoo voort omtrent alle ander bedryf, wetenschappen en kunsten. Dit strekte tot opbou der taale en om van al wat hem voorquam met woorden, die de zaake eigen waaren, te spreeken«. Nicht weniger als Vondel hat gewiss Cats aus der lebenden Sprache geschöpft. Seine Werke sind für den Sprachforscher eine reiche Quelle von besonderen volkstümlichen Wörtern und Wendungen.

Mit dem 18. Jahrh. änderte sich dies. Zu wählerisch bestimmten die Kritiker (z. B. Sybrand Feitama), welche Wörter für die Schriftsprache fein genug und welche für sie zu platt waren, und sogar die besten damaligen Lustspieldichter, wie Langendijk, wagten in der Hinsicht nicht viel. Am Ende des 18. Jahrhs. offenbarte sich hier und dort eine Neigung, für die Schriftsprache aus der Volkssprache mehr Nutzen zu ziehen. In dieser Hinsicht sind die Romane der Freundinnen Elisabeth Wolff und Agatha Deken von unschätzbarem Wert, aber es dauerte noch ungefähr bis zur Mitte des 19. Jahrhs. bis das Verlangen, die Schriftsprache aus der lebenden Umgangssprache zu bereichern, allgemein wurde.

Van Lennep, aber besonders Cremer und in der letzten Zeit Justus van Maurik führten die Umgangssprache, ja sogar Mundarten und Patois in ihren Romanen und Novellen ein. Beets hatte damals schon in seiner *Camera Obscura* (1839) den Beweis geliefert, wie man dies thun kann mit Geschmack und ohne platt zu werden. Auch die Dichter verschmähten seit der Zeit das Beste, was die Umgangssprache darbot, nicht, auch wenn ihre Gedichte einen höheren Schwung nahmen, wie die von Da Costa. Sogar die Kanzelsprache verlor etwas von ihrer alten Würde, von dem festen alttestamentlichen Wortschatz und Satzbau, denen sie den Namen *tale Kanaäns* zu danken hatte. Bei einigen Kanzelrednern, z. B. E. Laurillard, nähert sie sich der gebildeten Umgangssprache sehr.

Weiter liefern im 19. Jahrh., seit die literarische Bildung sich mehr über das Land verbreitet hat, auch die nördlichen und östlichen Dialekte der Schriftsprache Wörter und Wendungen, die früher darin nicht vorkamen. Nicht wenig trägt u. a. dazu bei, dass im ganzen Land in den Volksschulen keine Lesebücher so allgemein gebräuchlich waren als die, in mancher Hinsicht so verdienstlichen, von L. Leopold, worin ein Holländer eine Menge Groninger Provinzialismen aufweisen kann, welche seine Kinder jedoch später vielleicht für unzweifelhafte Bestandteile der Gemeinsprache halten werden.

§ 54. Sprachbereicherung durch Formdifferenzierung. Wenn dasselbe Wort durch verschiedene Umstände unter zwei Formen weiterlebt und jede dieser Formen ausschliesslich eine oder mehr Bedeutungen annimmt, welche ursprünglich beiden Formen gebührten, kann man sagen, dass sich durch Formdifferenzierung ein Wort in zwei geteilt hat. Das ist im Nl. ziemlich oft geschehen.

So schied sich z. B. das wg. *baz* (bloss) in *bar* (ungehobelt, früher auch »bloss« wie noch in *barrevoets*) und *baar* (bar, z. B. *bare onzin*, noch in *baarblijkelijk* = offenbar). So waren auch ursprünglich *bros* und *broos* (mnl. auch *broosch*) dasselbe Wort; jetzt bedeutet *bros* nur »leichtverbröckelnd«, *broos* nur »brechbar«. So haben wir zwei Formen vom selben Wort in *dof* (von Farben und Tönen) und *duf* (von der Luft). So besteht neben *erg* (schlecht, entsetzlich, auch in *ergdenkend*) auch noch die gewöhnliche mnl. Nebenform *arg*, doch nur in *argwaan*, *arglistig* und *argeloos*. So lebt das wg. *grob* weiter unter den Formen *grof* und *groof* mit verschiedener Bedeutung. So besitzen wir neben dem gewöhnlichen *scherp* auch noch das

durch Metathesis aus dem ursprünglichen *scarp* entstandene *schrap* doch nur in dem Ausdruck *zich schrap* (früher *tschrap) zetten*. So entstand aus dem wg. *rûhw* nach Analogie der unflektierten Form *ruw* (uneben, roh) und nach Analogie der flektierten Form *ruig* (haarig), doch noch bis ins 17. Jahrh. vereinigten beide Wörter beide Bedeutungen. *Romanus* wurde sowohl *Roomsch* (jetzt nur »katholisch«) als auch *Romeinsch* (altrömisch). *Linksch* und *slinksch* (vielleicht verschiedenen Ursprungs) werden im 17. Jahrh. noch für einander gebraucht in beiden Bedeutungen »link« und »betrügerisch«; jetzt hat *slinksch* nur letztere Bedeutung und *linksch* die ursprüngliche nebst der von »linkisch«.

Weiter macht man Unterschied zwischen *zinnelijk*, das urspr. und noch im 17. Jahrh. »reizend« bedeutet, und jetzt »lüstern«, und *zindelijk* mit epenthetischem *d*, das »reinlich« bedeutet; zwischen *zinneloos* (irrsinnig) und *zinloos* (unsinnig), zwischen *nameloos* (unbeschreiblich) und *naamloos* (ohne Namen), zwischen *werkeloos* (unthätig) und *werkloos* (arbeitslos), zwischen *ordelijk* (mit Ordnung) und *ordentelijk* (anständig) mit epenthetischem *t* und Accentspaltung.

Doppelformen von Subst. sind: *ambacht*, das die Bedeutung »Beruf« hat, neben der daraus schon im Mittelalter verkürzten Form *ambt* (Amt), wie denn auch ein ähnlicher Unterschied besteht zwischen dem mnl. *ambachter*, nnl. *ambachtsman* und *ambtenaar*; *bende*, das seine gewöhnliche Bedeutung »Trupp« behielt, während die apokopierte Form *bent* die ungünstige Bedeutung »Clique« annahm; *bes*, das jetzt nur noch von der einfachen (z. B. *aalbes*, *kruisbes*, *boschbes*), und *bezie*, das nur von der zusammengesetzten Frucht gebraucht wird (z. B. *aardbezie*, *moerbezie*, *braambezie*); *kruid* (Pflanze), das auch die Bedeutung »Spezerei« und später die von »Pulver« annahm, und jetzt in letzterer Bedeutung *kruit* geschrieben wird in den Zusammensetzungen *buskruit*, *rattenkruit*[1]. So hat *schelp* die Bedeutung »Muschel« bewahrt (nur sagt man *in zijn schulp*, niemals *in zijn schelp kruipen*); die Nebenform *schulp* aber wird nur gebraucht in der Bedeutung »Feston«; daher auch das Verb *uitschulpen* »festonnieren«. Das franz. *laurier* hat in der Form *laurier* die eigentliche, in der Form *lauwer* die figürl. Bedeutung; daher *laurierblad*, *laurierdrop* neben *lauwerblad*, *lauwerkrans* als Sinnbild des Ruhmes. Das latein. *leopardus* wurde im Nl. *luipaard* (Panther), aber die franz. Form desselben Wortes *liëbart* wurde *liebaert*, das im Mnl. selten »Panther«, meist »Löwe« bedeutet, und letztere Bedeutung in der Heraldik noch hat. *Pluk* bedeutet »Obsternte«, die Nebenform *plok* »Premie für das höchste Gebot bei einer Versteigerung«. Neben *poes* (Mietz) stand früher (z. B. in Hoofts *Warenar)* auch *puis*, das nur noch weiterlebt in dem Ausdruck *een puisje vangen* (zum Scherz an der Hausglocke ziehen). *Wenkbrauw* bedeutet »Augenbraue«, das verkürzte, vielleicht dem Hd. entlehnte, *wimpers* bei Dichtern: »Wimpern«. Das alte Wort *oogtalen*, das noch im Anfang des 19. Jahrhs. vereinzelt vorkommt (bei Loosjes) für Wimpern[2], ist jetzt verloren.

Doppelformen von Verben sind: *klieven* (Wasser oder Luft durchschneiden) und *kluiven* (Knochen abnagen), *rieken* (intrans.) und *ruiken* (gewöhnlich nur trans.), *aanrechten* (von einer Mahlzeit) und *aanrichten* (von einem Unglück), *lekken* (im erhabenen Stil) und *likken* (im Alltagsstil), und daneben im 17. Jahrh. (z. B. bei Hooft) auch noch das jetzt dialektische *slikken*. Einige Verben haben je nach der Bedeutung eine starke oder schwache Konjugation, wie *stijven* (eigentlich st., fig. schw.), *krijgen* (empfangen st., Krieg führen schw.), *prijzen* (loben st., den Preis notieren schw.), *pluizen* (trans. st., intrans. schw.), *verschrikken* (intrans. st., trans. schw.), *plegen* (gewohnt sein st., begehen schw.), *scheppen* (erschaffen st., schöpfen schw.). Im 17. Jahrh. machte man auch noch gewöhnlich Unterschied zwischen der starken Konjugation

von *bergen* in der gewöhnlichen Bedeutung und der schwachen in der damaligen Bedeutung »retten«.

Subst. haben in verschiedener Bedeutung verschiedene Pluralform, z. B. *spelen* (Arten des Spiels) und *spellen* (Marktbuden), *lidmaten* (Mitglieder einer Kirchengemeinschaft) und *ledematen* (Gliedmassen), *heidenen* (Götzendiener) und *heidens* (Zigeuner), *letters* (Buchstaben) und *letteren* (Litteratur), *middels* (Mitte des Leibes) und *middelen* (Mittel), *redens* (Proportionen) und *redenen* (Gründe), *studies* (Skizzen) und *studiën* (wissenschaftliche Übungen), *vaders* (Väter) und *vaderen* (Ahnen) u. s. w. Auch ist das Geschlecht oft verschieden nach der Bedeutung. Das Fem. *gift* bedeutet »Gabe«, das Neut. *gift* oder *gif* »das Gift«. Das Masc. *eigendom* ist Eigentumsrecht, das Neut. Besitz. Das Fem. *priesterschap* ist die Gesamtheit der Priester, das Neut. die Priesterwürde u. s. w.

Nach dem Accent macht man Unterschied zwischen *overwínnen* (besiegen) und *óverwinnen* (vom Gewinn ersparen), *overwérken* (abarbeiten) und *óverwerken* (nochmals bearbeiten), *overléggen* (überlegen) und *óverleggen* (zurücklegen), *ondergáán* (erdulden) und *óndergaan* (untergehn), *doorzíén* (ergründen) und *dóórzien* (durchsehen), *aanbídden* (hochverehren) und *áánbidden* (anbeten) und zahlreiche andere.

[1] s. J. Beckering Vinckers, *TenLtb.* III 125—137. — [2] H. J. Swaving, *TenLtb.* I 252—254.

§ 55. Volksetymologie und Volkswitz. Auch das Nl. hat der Volksphantasie An- und Umbildungen zu verdanken[1]. Hierdurch entstanden neue Wörter, wenn veraltete Wörter, welche in einzelnen Verbindungen isoliert bewahrt blieben, vom Volk und bisweilen auch von unberufenen Sprachforschern falsch verstanden und zum Teil oder ganz und gar anderen noch lebendigen Wörtern angebildet wurden, indem die Volksetymologen es dann auch versuchten, ihnen die Bedeutung der gebräuchlichen Wörter beizulegen. Weil jedoch die Bedeutung oft kaum oder auch ganz und gar nicht im Einklang ist mit der Verbindung, worin die Wörter vorkommen, muss man sie lexikalisch wieder absondern von der Sippschaft, zu welcher das Volk sie rechnete, und sie also als für sich bestehende Wörter behandeln.

So sah man im 16. und 17. Jahrh. (z. B. Kiliaen und Vondel) im mnl. *vivelter, vivalter* (vielleicht auch *vivouter*, Schmetterling) das Zahlwort *vijf* und bildete es um zu *vijfwouter*. So wurde das *a* des mnl. *abolgich* (zornig, noch jetzt *verbolgen*) im 17. Jahrh. nicht mehr verstanden: man dachte an *bol* (Kopf) und machte daraus erst *oubollig*, später sogar *holbollig* mit der Bedeutung »närrisch«. *Nootweg* wurde zu *noodweg* als man das Wort *noot* (Vieh) nicht mehr verstand und darin *nood* (Not) zu sehen begann. Der Pflanzenname *gonderave* wurde so zu *hondsdraf*[2]. Das mnl. *scheren* (spotten) lebt noch allein fort in dem tautologischen, unter dem Einfluss von *scheren* (den Bart) entstandenen, Ausdruck *gekscheren* und *den gek met iemand scheren*. Der Ausdruck *iemand kennen van avere te avere* (d. h. von Geschlecht zu Geschlecht), welchen De Groot noch kennt, würde zuerst *van haver tot haver*, später sogar, wie noch jetzt, *van haver tot gort*[3]. *Zondvloed* ist dem Worte *zonde* angebildet. Kiliaen kennt neben *zondvloed* auch noch *zindvloed* (für *sinvloed* ahd. *sinfluot*, grosse Wasserflut)[4]. Bei dem Heiltrunk auf den noch Ungeborenen *Hansje in den kelder* sagt man *kelder* statt *kelde* (got. *kilþei*), das man nicht verstand[5]. In dem Ausdrucke *iemand iets op de mouw spelden* (weis machen) ist das mnl. *die mouwe maken* (franz. *faire la moue*, bei Shakespeare *make mowes*) und das Verbum *spellen* (= sprechen, noch in *voorspellen*) versteckt. Jetzt glaubt man *mouw* sei »Ärmel« und *spelden* »mit einer Stecknadel befestigen«.

Bisweilen ist von den zwei Formen, in welchen ein Wort vorkam, die eine veraltet, und wo sie noch isoliert bestand durch Volksetymologie umgebildet. So sind z. B. die Wörter *ros, kras, beurs* und *koopman* noch gebräuchlich, die mnl. Nebenformen *ors, kars, bors* und *coman* aber veraltet, und jetzt sagt man *van den os* (für *ors*) *op den ezel, kersversch* (bei Bredero und Hooft *kars inne,* d. h. *ende varsch*), *borst* (bei Kiliaen noch *bors* für *borsgeselle,* Bursche), und im 18. Jahrh. war *kom-en-eisch-winkel* die gewöhnliche Umbildung des mnl., jetzt wieder eingeführten *koomenij.* So gebraucht man noch heute *harre* (aus *hadder;* bei Bredero auch noch *hadderen*) in *harrewarren,* und *winkel* in *winkelhaak;* veraltet jedoch sind die Grundformen *haar* (noch bei Kiliaen, aus *hader,* wie im Hd.) und *wink.* Daher die volksetymologischen Ausdrücke *haar op de tanden hebben* und *schuilevinkje spelen* (bei Kiliaen noch *schuyl-winckel-spel*) mit Anspielung auf *haar* (Haar) und *vink* (Finke).

Das im Mnl. noch vorkommende *seldsien, seldsen* (gewöhnlich *selsien*) wurde später, wie jetzt noch, *zeldzaam,* als ob es mit dem gewöhnlichen Suffix *zaam* gebildet wäre. Der letzte Teil von *vaandrig* (= *vaanrig* mit epenthetischem *d*) wurde im 17. Jahrh. falsch aufgefasst: man meinte es wäre eine Ablautsform von *dragen* mit der Bedeutung *drager* und Hooft bildete nach Analogie davon *stengdrig,* Vondel *roedrigh, scepterdrigh, myterdrigh, blixemdrigh* und *vlammendrigh,* welche jetzt wieder aus der Sprache verbannt sind. Accentverschiebung machte aus *voorhandsche titel* sogar *Fransche titel*[6].

Durch Volksetymologie sind vorzüglich Fremdwörter umgebildet, so dass sie den trügerischen Schein angenommen haben, als gehörten sie zur Sippschaft gebräuchlicher nl. Wörter, z. B. die Pflanzennamen *mandragerskruid* (lat. *mandragora*), *ezelsmelk* (lat. *esula*), *meeldauw* (griech. μίλτος oder got. *milip*), *fijnegriek* (lat. *foenum graecum*), *kamperfoelie* (lat. *caprifolium*), *makke boonen* (Kartoffelart, lat. *magnum bonum*), und weiter im Mnl. *conincstavel* (Mlt. *constabularius* aus *comes stabuli;* Becanus bei Kiliaen auch *koninckstapel*) jetzt wieder *konstabel,* im 15. bis 17. Jahrh. *hooghsael* (aus *doxale* für lat. *dossale* oder *dorsale*) und *offerhande* (z. B. bei Coster und Vondel), jetzt wieder *offerande.* Im Mnl. findet man bisweilen *camplys,* anspielend an *kamp,* für *caplys* (afranz. *chapleis* von *chaple,* lat. *capulus,* Schwertgriff); bei Kiliaen *saedsoen* für *seisoen* (franz. *saison*), im 17. Jahrh. *kortegaard* (z. B. bei Bredero, für *corps de garde*) und *kortelas* (z. B. bei Kiliaen und Vondel, für afranz. *coltelas, coutelas,* Dolch). Das mnl. *visieren* (afranz. *viser, deviser,* erdichten) wurde, und ist noch jetzt, *verzieren* unter dem Einfluss des Homonyms *versieren* (zieren). So findet man bisweilen (z. B. bei Huygens) *verzier* für *vizier* (franz. *visière* des Helms). In dem Ausdruck *goede sier maken* (franz. *faire bonne chère*), im Mnl. bisweilen auch *leleke siere togen,* meint man ein Glied der Sippschaft von *versieren* zu haben[7].

Das franz. *fouine* wurde schon im Mnl., wie noch jetzt, *fluwijn,* wegen des fast gleichlautenden *fluwijn* (afranz. *felouine*), das noch im Westfläm. lebt. Epenthesis des *l* in *pleisteren* (bei einer Wirtschaft anhalten) für *peisteren* (afranz. *paistre*) ist volksetymologischer Natur, durch Anspielung an *pleisteren* (mit einem Pflaster heften). *Muysenissen in 't hoofd* (von *muisen,* afranz. *muser,* träumen, Grillen fangen), das sich noch findet bei Kiliaen, ist jetzt nur *muizennesten,* und neben *galerij* gebraucht man noch jetzt, seit dem 17. Jahrh., *gaanderij*, mit dem Nebengedanken an *gaan* gebildet von der Form *gaelderij* mit epenthetischem *d,* welche u. a. Vondel gebraucht. Das franz. *couperose* wurde *koperrood,* obgleich es keine rote, sondern eine blaue Farbe hat.

Das portug. *cuspidor* wurde nicht nur zu *kwispedoor,* sondern auch zu *kwispeldoor*[8]. Das nord. *fjallfress,* im Hd. zu *Vielfrass* geworden, findet sich im Nl. als *veelvraat;* das arab. *awar* (Mlt. *avaria*) sollte *averij* sein, heisst jedoch

gewöhnlich *haverij* wegen *havenen* (schadhaft machen); das türk. *djakâl* wurde zu *jakhals* mit volksetymologischem *s*, während das den Bewohnern von Haiti entlehnte *hamaca* von den Seeleuten zum untadelhaften nl. Compositum *hangmat* umgebildet wurde.

Der Volksetymologie nahe verwandt ist die absichtliche Umbildung von Wörtern durch den Volkswitz, der gerne mit Lauten und verwandten Bedeutungen spielt. Eigennamen dienten besonders dazu. So war im 17. Jahrh., als der Volkswitz sich noch in den kecksten Äusserungen kund gab, welche die Possen uns aufbewahrt haben, der Ausdruck *van Aaltje* (Adelheid) *zingen* sehr gebräuchlich für »Bier trinken«, im Anschluss an das jetzt schon lange veraltete Wort *aal* (eng. *ale*) für Bier. So sprach man damals von dem *Lubbert in de wei laten*, eine Spielerei vom Eigennamen *Lubbert* mit dem jetzt nicht mehr gebräuchlichen Wort *lubbe* oder *lobbe* (die männlichen Schamteile; daher noch volkstümlich *lubben*, castriren). Noch jetzt wird ein lustiger Geselle *vroolijke Frans* genannt, wobei man ursprünglich an einen Franzosen dachte.

Besonders boten sich Ortsnamen zu dieser Spielerei dar[9]. *Te Malleghem geboren zijn* ist *mal* (närrisch) *zijn; van Kleef zijn* is filzig sein, am Gelde kleben; *er uitzien of men van Grimberg komt* ist *grimmig* aussehen; *van Domburg zijn* ist *dom* (dumm) sein; *in Hongarije wonen* ist hungerig sein. Sehr gebräuchlich sind noch jetzt die Ausdrücke »*Duren* is eene mooie stad, maar *Kortrijk* ligt er tegenover« und »*Duren* ligt aan het *Sparen*«, wo man also Spielereien hat von den Städtenamen *Duren* und *Kortrijk* und dem Namen des nordholl. Flüsschens *Spaarne* mit den Wörtern *duren* (dauern), *kort* und *rijk* (kurz und reich) und *sparen*.

Umgekehrt werden bisweilen Namen von nicht bestehenden Örtern gebildet. Im Gegensatz zu »Madame van *Schoonhoven*« spricht im 17. Jahrh. Joan de Brune von »Mevrouw van *Leelickendam*«. So bildete man *Botterdam* als Geburtsort der »botteriken« (Heuochsen); so nannte man einen Vagabond »heer van *Bijsterveld*« oder »poorter van *Nergenshuizen*«, und wurde »greifen und rauben« scherzhaft (u. a. von Coster und Bredero) »op *capo de Gryp* varen« genannt.

Eine Menge von Beispielen volkstümlicher Spielereien liefern uns die sogenannten »bastaardvloeken«, wie im Mnl. *goy* oder *by goy* (= bij God), *seker* (und im 17. und 18. Jahrh. *seper* = sacre), *keren* (= kerst, d. h. Christus), *wetecree* oder *wetekey* (= dat weete Kerst), *hulpe longeren* (= help, longen) und *longeren dermen; wajen* (= Wat Jezus!), *by gans bieren* (= bij St. Jans vieren oder vuren), im 17. und 18. Jahrh. *beget* (= bij God), *gans bloed* (= Gods bloed), *gans bloemerherten* (= Gods bloedend hart), *gans wonden* (= Gods wonden), *selleweken* oder *gans elleweken* (= Gods heilige weken), *gans sakkerlysjes* (= Gods sacre calice), *pots longeren* (= Gods longen), *seldrement* (= sacrement), *zeven zakken met krenten* (= zeven sacramenten), und noch jetzt: *gut* oder *grut* (= God), *wel gomp alle moppen* (= wel God almachtig!), *pot vol blommen* (= God verdomme), *jandomme* (= God doem me), *jandorie* (= Gods glorie), *heer in Den Haag* (= Heer in den Hemel), *sapperdekriek* (= sacre Christ), *jemenie* oder *jerum* (= Jezus Maria), *duivekater* (auch eine Art von Brödchen = duivelskater), *blikslagers* oder *blikkisch* (= bliksemsch), u. s. w.

[1] s. H. E. Moltzer. *De volksverbeelding in het rijk der taal*, Gron. 1881 J. Verdam, *Almanak der Maatsch. tot Nut van 't Alg*. 1883. — [2] Verwijs. *TenLtb*. V 267–273. — [3] J. Beckering Vinckers, *NenZ*. VI 88–92. — [4] Beckering Vinckers, *NenZ*. VI 257–276. — [5] De Vries. *Taalk. Bijdr*. II 27–32, Beckering Vinckers, *NenZ*. VI 86—88. — [6] De Vries, *Taalgids* I 259–261. — [7] L. A. te Winkel, *Taalgids* IX 163–168. — [8] P. J. Veth, *Tijdsch. voor Ned. Indië* 1867 I 296, De Vries, *TenLtb*. I 271–273. — [9] W. Bisschop, *Taalgids* VIII 33—45.

§ 56. Bedeutungsdifferenzierung, Bedeutungswandel. Die Lehre des Bedeutungswandels ist so unendlich umfangreich, weil jedes einzelne Wort in dieser Hinsicht seine eigene, oft sehr bedeutende und complicierte Geschichte hat, dass wir hier nur an einigen Beispielen zeigen können, auf welche Weise und durch welche Geistesthätigkeiten die Wörter ihre Bedeutung allmählich änderten oder dazu kamen, zwei oder mehr verschiedene Begriffe zu bezeichnen. Im letzteren Fall können die zwei Begriffe schliesslich so wenig verwandt erscheinen, dass man eher zwei Homonymen als ein einziges Wort vor sich zu haben meint.

Erweitert oder verengert sich der durch das Wort bezeichnete Begriff, so nennt man diesen Bedeutungswandel Synekdoche. Erweiterung hat z. B. stattgefunden bei *pokelen* (früher aus einem Pokal trinken, jetzt zechen), bei *raam* (früher der Rahmen eines Fensters, jetzt das ganze Fenster, sodass man jetzt ohne Tautologie sprechen kann von *een open raam*), bei *schoorsteen* (früher der Stein, welcher *de schouw* — Kamin — trug, jetzt *de schouw* selbst), bei *gracht* (früher ein gegrabenes Wasser, jetzt auch die Strasse am Wasser und sogar die Häuser an derselben), bei *rivier* (früher das Ufer eines Stroms; daher im Mnl. *in riviere varen* = mit Vögeln jagen am Ufer eines Stroms; später der Strom mit seinem Ufer, jetzt wieder verengert nur der Strom). So sagt man *mijn zoon* zu jedem jungen Freund, und *dochter* oder *jonge dochter* zu jeder Magd.

Der Begriff ist erweitert, wenn man ein Ganzes nach einem seiner Teile benennt, z. B. Menschen nach ihren Körperteilen. So sagt man *monden* für Esser, *handen* für Arbeiter, *koppen* für die Bemannung eines Schiffes, und zählt man scherzhaft die *neuzen* statt der Anwesenden. *Een hals* ist ein Tropf. So benennt man auch Menschen nach einem Teile ihrer Kleidung. *Een pruik* oder *een oude pruik* ist ein altmodischer Mann, *een steek* ist ein Pfarrer. Im Mnl. sagte man *kap en keuvel* (noch als fester Ausdruck erhalten, aber nicht mehr verstanden) für Männer und Weiber. Im 17. Jahrh. findet man oft (z. B. bei Huygens) *broecken en doecken* für Männer und Weiber. Ein Greis wurde im 17. Jahrh. ohne Schimpf (s. Vondels Gedicht *Het stockske van J van Oldenbarnevelt*) *een oude stok* genannt. Mit *paarden* bezeichnet man Reiter. Zu dieser Gattung gehören auch die substantivisch gebrauchten possessiven Adj., z. B. *wijsneus, warhoofd, stijfkop, zwartrok* (Geistlicher), *pikbroek* (Seemann), u. s. w. Nicht nur bei Personen, sondern auch bei Sachen ist diese Synekdoche gebräuchlich. *Zeilen* und (dichterisch) *kielen* sind *schepen*, *eigen haard* ist *eigen huis*, *een vendel* war im 17. und 18. Jahrh. ein ganzes unter derselben Fahne streitendes Bataillon.

Eigennamen wurden zu Gattungsnamen. Das älteste Beispiel davon liefert *keizer* (*Caesar*). *Judassen* sind schon im 14. Jahrh. bei Jan de Weert »Verräter«; *de Benjamin* ist der jüngste einer Familie (s. De Genestets Gedicht *Benjamin af*), *een Piet* ist jeder grosse Herr, *een Stoffel* (für Christoffel) ist jeder ungeschickte Mensch. *Lazarus, lasersch syn* ist im Mnl. und noch im 17. Jahrh. dasselbe was man jetzt *melaatsch zijn* (aussätzig sein) nennt. Von dem Namen des Propheten *Jonas* rührt das Verbum *jonassen* her (wie Jonas hin und her geschleudert werden), das beim Kinderspiel gebräuchlich ist. Eigennamen mit attrib. Adj. dienen vorzüglich als Gattungsnamen, z. B. *een ongeloovige Thomas, de oude Adam, de ware Jozef, een stijve* oder *houten Klaas* (jeder hölzerne Bursche), *nieuwsgierig Aagje* (ursp. die Heldin einer Posse von A. Bormeester, Amst. 1664, jetzt jede Neugierige), *een brave Hendrik* (urspr. der Held eines Kinderlesebuchs von N. Anslijn aus dem Anfang des 19. Jahrh., jetzt jeder zu brave Junge). *Jan en Lijsje* bezeichneten im 17. Jahrh. jeden Mann und jedes Weib, wie *Gaius* und *Gaia* im Lat. Daher nennt man noch

jetzt die langen Puppen auf dem japanischen Porzellan *lange lijzen*, d. h. lange Weiber. Daher hat man auch allerlei Arten von *Jannen* (d. h. Männer), z. B. *Jan Plezier* (lustiger Geselle; daher auch ein Wagen, womit eine ganze Gesellschaft eine Lustfahrt macht), *Jan Compagnie* (im 17. Jahrh. ein Seemann der Ostindischen Compagnie), *Jan Hen* (schon im Mnl.), *Jan Salie* (s. Potgieters Skizze *Jan, Jannetje en hun jongste kind*), *Jan Kalebas, Jan Content, Jan Sekuur*, u. s. w. Wie man sieht, findet sich das Adj. auch bisweilen hinter dem Namen; vgl. noch *Pietje bedroefd* (s. Heyes Gedicht). Personifizierte Konkreta oder Abstrakta werden bisweilen auch, mit Vornamen verbunden, zu Gattungsnamen, z. B. im Mnl. *Pieter Diertijt* (Teuerung) und später *Klaas Vaak* (der Schlaf, s. Goeverneurs Gedicht); vgl. noch *Piet Snot, Hans Worst*, u. s. w.

Verengerung des Begriffs findet statt, wenn die Wörter eine nur günstige oder nur ungünstige Bedeutung annehmen. So kann man jetzt *te beurt vallen* nur in günstiger Bedeutung gebrauchen; *iemand van geboorte, van smaak* ist jemand von hoher Geburt, gutem Geschmack. *Bespreken* war im 17. Jahrh. (z. B. bei Vondel) tadeln, und *onbesproken* ist noch jetzt »untadelhaft«. Dagegen hat *berucht* (urspr. = *beroepen*) jetzt nur ungünstige Bedeutung gegen *befaamd, beroemd*. *Wijten* ist jetzt nur gebräuchlich von etwas Bösem, gegen *danken* nur von etwas Gutem. *Een ouderling* war früher, wie noch jetzt im Fläm., ein alter Mann (gegen *jongeling*); seit der Reformation bedeutet es nur ein Kirchenältester (*presbyteros*). *Minestreel* war urspr. jeder Dienstmann, im späteren Mittelalter bedeutete es aber vorzüglich Musikant. *Clerc* war im Mnl. anfangs nur ein Geistlicher, später auch jeder der schrieb und vorzüglich jeder Gelehrte; jetzt ist die Bedeutung von *klerk* wieder verengert zu Comptorist. Wenn man scherzhaft einen Comptoristen *pennelikker* (s. Potgieters Skizze *'t Is maar een pennelikker*) und einen Apotheker *pillendraaier* nennt, gibt man diese allgemeinen Namen den Personen, welche vorzüglich thätig sind mit *pennen te likken, pillen te draaien*.

Auch euphemistische Benennungen sind oft Wörter, welche in einer engeren Bedeutung aufgefasst werden als die, welche sie gewöhnlich haben. So bedeutet *schalk* jetzt schelmisches Kind, im Mnl. aber knechtischer Kerl oder Philister. *Overlijden* ist ursp. »hingehen«, *inslapen* bedeutet auch jetzt noch »einschlafen«. Sie werden jedoch jetzt gewöhnlich euphemistisch für »sterben« gebraucht.

Werden zwei Begriffe, die mit einander in Beziehung stehen, vertauscht, so nennt man das Metonymie. So werden Stoffnamen gebraucht zur Benennung von aus dem Stoff verfertigten Sachen, z. B. im Mnl. *die hare* (härenes Gewand), und jetzt *een glas, een talhout, eene lei, een potlood, een katoentje* (baumwollenes Kleid). Einige haben ihre eigene Bedeutung auf diese Weise fast ganz eingebüsst. *Een gulden* ist jetzt nicht mehr von Gold, sondern von Silber, *een oorijzer* ist nicht mehr von Eisen, sondern von Silber oder Gold, *een kamer-* oder *tafelblik* ist nicht immer aus Blech gemacht, sondern oft aus Kupfer, bisweilen aus Silber. Tiernamen werden Stoffnamen, z. B. *sabel, hermelijn, schildpad*, und Speisenamen, z. B. *kip* (= Hühnerfleisch), *patrijs, visch, aal, baars, haring* u. s. w. Adj., abgeleitet von Land- oder Städtenamen, werden gebraucht für bestimmte Sachen in diesen Ländern oder Städten verfertigt, z. B. im Mnl. *corduaen* (= Leder aus Cordova), im 17. Jahrh. *bouwen* (Frauenrock = Tuch aus Baldac, d. h. Bagdad), und jetzt *ouddelftsch* (= Porzellan von Delft), *een gouwenaar* (= eine Pfeife aus Gouda), *labberdaan* (Fisch aus dem Labourd[1]), *smyrnaasch, deventersch, nieuw-brusselsch* (Teppiche aus Smyrna, Deventer, Brüssel), *damast* (Tuch mit Bildern aus Damascus), *marokijn* (Leder aus Marocco), u. s. w. *Spaansch* bedeutet jetzt oft »arg, roh«,

z. B. *het ging er Spaansch toe*. *Harleveensch* (= *Aarlanderveensch*) ist »unbeholfen«. Mit dem Diminutivsuffix hat man: *een schiedammertje* (ein Glas Genever aus Schiedam); vgl. noch *een evaatje* (Schürze), *een flikje* (Chocoladetabletchen von Caspar Flick), *een boonekampje*, u. s. w.

Die Metapher, welche zwei einigermassen ähnliche Begriffe vertauscht, hat am häufigsten Bedeutungswandel verursacht. Sie gibt konkreten Wörtern eine abstrakte Bedeutung, z. B. *inzien, overwegen, ontvouwen*, u. s. w. Sie vertauscht unter einander Benennungen der Zeit und des Raums, vorzüglich Beziehungswörter (Präpositionen und Konjunktionen). Sie wendet Namen von Körperteilen an zur Bezeichnung von Teilen der Erde[2]), z. B. *zeeboezem, rivierarm, landtong, bergrug*, u. s. w. Umgekehrt werden Körperteile nicht selten durch andere Sachnamen bezeichnet, z. B. *kop, schedel* (urspr. Deckel), *bekken, borstkas, knieschijf*.

Dem Seewesen und dem Spiel sind im Nl. vorzüglich metaphorische Ausdrücke entlehnt, und zur Bezeichnung der Trunkenheit, des Geldbesitzes und der Bezahlung fand der Volkswitz zahlreiche metaphorische Ausdrücke. Die meisten Schimpfwörter sind Metaphern, wie *schurk* (urspr. Reibepfahl), *smeerlap* (urspr. Lappen mit Fett), *slet* (urspr. abgenutzter Lappen), *vlegel* (urspr. Geissel, Schinder), *kreng* (carogne), *schavuit* (urspr. Eule[3]), *uil, uilskuiken, hondsvot* (cunnus canis), *tang* (= *seetang*, malaische Aussprache des Wortes *satan*[4]) u. s. w. Scherzhaft nennt man die Leichenbitter *kraaien*, die Handelsreisenden *kieviten*, die Seeleute *zeerobben* oder *waterrotten* (bei Huygens auch *waterkatten*), die Prediger *hemeldragonders*, die Gelehrten *boekwurmen*, u. s. w. *Kruisridders* werden die Sackträger mit den gekreuzten Seilen auf dem Nacken von Bredero genannt, in dessen Posse *Symen sonder soeticheyt* (Amst. 1619) man eine reiche Sammlung volkstümlicher Schimpf- und Scherzwörter findet.

In die Gemeinsprache sind weiter nicht wenige metaphorische Ausdrücke eingedrungen aus dem Studentenargot, z. B. *hengsten* (viel ins Kolleg gehn), *zakken* (durchfallen beim Examen), *sjeezen* (einheimsen), u. s. w.[5], aus der Jägersprache, z. B. *lepels* (für die Ohren des Hasen, s. Beets — Hildebrand, *Camera Obscura:* die Skizzen *Teun de Jager* und *De Jager en de Polsdrager*), aus der Kaserne- und der Diebssprache (*Bargoensch*).

Nicht metaphorischer Art ist der Bedeutungswandel als Folge der Lautähnlichkeit mit anderen Wörtern. *Ophemelen* z. B. war urspr. »verstecken, aus dem Wege schaffen« (z. B. bei Bredero und Hooft, der es auch, wie im Mnl., gebrauchte in der Bedeutung »begraben«), und daher »säubern, zieren« (wie schon bei Kiliaen und später bei Antonides). Unter dem Einfluss des Wortes *hemel* hat es jetzt die Bedeutung »zum Himmel erheben, himmelhoch preisen« erlangt. Das mnl. *gelimpen*, später nach Syncope des *e glimpen* bedeutet im 15. Jahrh. noch »gebühren, geziemen« und daher »trefflich, schön sein«. Kiliaen nennt es Nebenform von *glimmen*, obgleich dieses Wort mit *glimpen* keineswegs stammverwandt ist; doch unter dem Einfluss dieses Wortes nahm *glimpen* im 17. Jahrh. dieselbe Bedeutung als *glimmen* (glänzen) an; doch bald trat wieder Bedeutungsdifferenzierung ein und wurde das Subst. *glimp*, wie noch jetzt, für »falschen, trügerischen Schein« genommen[6]. Das germ. Wort. *hugi* (Verstand) lebt nur noch in dem Ausdruck *tegen heug en meug;* im Mittelalter jedoch sah man Ähnlichkeit zwischen diesem Wort und dem Eigennamen *Hugo*, ohne natürlich zu wissen, dass diese Wörter stammverwandt waren, und sagte man *Hughe heeten* in der Bedeutung »vernünftig sein«.

Verschiedene Wörter, die allmählich ihre Bedeutung umgewandelt haben, bewahrten ihre frühere Bedeutung doch noch in einzelnen Ausdrücken. *Eerlijk* bedeutet jetzt »nicht betrügerisch«, im Mnl. aber »anständig, mit Ehre«; daher noch *eene eerlijke begrafenis* und *een eerlijke dief*. *Spannen*, jetzt »spannen«,

bedeutete im Mnl. »binden«; daher noch *de kroon spannen*. *Tuin*, im Mnl. »Zaun«, jetzt »Garten«, hat die frühere Bedeutung bewahrt in dem Ausdruck *om den tuin leiden* (betrügen). *Wet*, jetzt »Gesetz« bedeutete im Mnl. auch »Sitte«; daher noch jetzt *ouder* und *nieuwer-wetsch* (alt- und neumodisch). *Gierig*, jetzt »filzig«, bedeutete im Mnl. »habsüchtig«, daher *nieuwsgierig*, *bloedgierig*, *eergierig*. Im Mnl. sagte man: *het paard met sporen slaan;* jetzt: *met sporen steken* oder *de sporen geven;* doch sagt man noch jetzt *spoorslags rijden*, und bedeutet *slaan* (mit Ellips von *met sporen*) noch jetzt »reiten« und sogar »gehen« in der Verbindung *eenen hoek omslaan*, *eenen weg inslaan*.

[1] De Vries, *TenLtb.* I 274—280. — [2] J. Verdam, *Tijdschrift* I 30—32. — [3] F. A. Stoett, *NenZ.* XII 473-476. — [4] De Vries, *TenLtb.* II 291 f. — [5] Man lernt die Studentensprache am besten kennen aus Kneppelhouts *Studententypen* 1841 und auch aus Beets *Camera Obscura* 1839. — [6] Jan te Winkel, *TenLtb.* II 198—210.

§ 57. Funktionswandel. Neue Wörter entstehen, wenn die Wörter aus einer Wortklasse in eine andere übertreten. So kann der Inf. in die Klasse der Substantiva übertreten und zu einem abstrakten Substantiv werden, wie *leven*, *geweten*, *geheugen*, welche beide letztere sogar als Verben verloren sind. Bisweilen bilden sie konkrete Subst., z. B. *eten* (Speise). Nur selten werden sie in jeder Hinsicht zu Subst., so dass sie auch im Plur. vorkommen können, wie *vermoeden*, *gevoelen*, und *eten* in der Bedeutung »Speiseart« oder *leven* in der Bedeutung »Biographie«. Alle Adj. und Part. können als Subst. (nl. als Personennamen) gebraucht werden; nur einige jedoch sind ganz und gar zu Subst. geworden, wie schon früh *Heiland*, *vijand*, *vriend*, *mensch*, und später *doode*, *heilige*, *gulden*, *jongen*, *zot*, *dwaas*, *vrek*, *uitverkorene*, *geliefde*, *bekende*, *gedaagde*, u. s. w. Selten werden sie zu neutralen Sachnamen, wie *goed* (Plur. *goederen*), *(doel-)wit*, *jong* (eines Tieres) und Kollektivnamen wie *vuil*, Abstrakta wie *ongelijk*, *euvel*, *recht*, *gegeven* (in der Mathematik), oder Farbenamen wie *rood*, *zwart*, u. s. w. Adj. werden zu Subst. mit der Diminutivendung, wie *bittertje*, *zoetje*, *halfje*, *nieuwtje*, *grauwtje*, *grootje*, *bestje*, *oudje*, u. s. w. Zahlwörter werden Subst. als Ziffern oder zur Bezeichnung von Karten oder Steinen beim Spiel, oder als Münznamen mit der Diminutivendung, wie *dubbeltje*, *vijfje*, *kwartje*, *tientje*.

In die Klasse der Adj. treten bisweilen Subst. über, wie *meester* in der Bedeutung »innehabend«. Alle von Ortsnamen abgeleiteten Subst. auf *er*, welche die Bewohner der Örter bezeichnen, werden Adj., z. B. *Haarlemmer*, *Groninger*, bleiben dann jedoch unflektirt. Alle Part. können Adj. werden, wenn die von ihnen bezeichnete Wirkung als bleibende Eigenschaft aufgefasst wird, wie *vervelend*, *bekrompen*. Bei den trennbar zusammengesetzten Part. findet dann Accentverschiebung statt. So ist *úitstekend* Part. und *uitstékend* Adj., *innemend* Part. und *innémend* Adj. Sind sie Adj. geworden, dann können sie auch das Präfix *on* annehmen, wie *ondeugend*, *onwetend*, *onbeduidend*, *onbehouwen*. Einige werden in sehr abweichender Bedeutung gebraucht: *brekende waar* (= fragilia), *roerend goed* (= mobilia) statt *breekbare waar*, *roerbaar goed*, vgl. noch *ijlende koorts* (Fieber worin man phantasirt), *vallende ziekte* (Epilepsie), *een zittend leven*, u. s. w.

Einzelne Pron. waren ursp. Subst., wie das Pron. pers. der zweiten Person *U*, urspr. *Uwe Edelheid*, und die Indefinita *men* (= man), *iemand*, *niemand* (= je, nie ein Mann), *iets*, *niets* (= je, nie ein Wicht oder Ding). Der bestimmende Artikel *de* war urspr. ein Demonstrativ, der unbestimmte Artikel das Zahlwort *een*.

Die meisten Adverbien sind Subst. oder Adj. in einer gewissen Kasusform. So die Adv. auf *e*, wie *noode*[1], *verre*, *luide*, *alreede*, von denen jedoch die meisten später das *e* wieder abwarfen, so dass sie in der Form den Adj. gleich wurden.

Subst. im Acc., welche Richtung, Entfernung, Gewicht, Mass, Wert oder Zeit angeben, konnten Adj. werden, wie *altijd, eenmaal.* Andere Subst. wurden schon früh in der Dativform zu Adv., wie *vaak* (Dat. von *vak*[2]), *heinde* (Dat. von *hand*), *wijlen* (Dat. von *wijle*), *midden* (Dat. vom veralteten Adj. *mid,* nur noch in *middag*). Weil soviele Subst. und Adj. in der Genetivform mit *s* zu Adv. wurden, wie *daags, deels, steeds, slechts, straks, rechts, onlangs,* wurde das *s* später als Bildungssuffix von Adv. aufgefasst und sogar zu diesem Zweck hinter andere Kasus der Subst. oder Adj. gefügt, wie *overigens, trouwens, minstens, somtijds, dikwijls,* und sogar hinter Subst. mit einer Präp., wie *achterbaks, bijkans, thans, terloops, tevens, voormaals;* vgl. noch *voorshands, binnenslands, insgelijks,* wo sogar die Präp. das *s* annahm. Merkwürdig sind die mit dem Suffix *s* hinter der Diminutivendung von Adj. gebildeten Adv., wie *zoetjes, zachtjes, netjes, stilletjes.* Weiter sind viele adverbiale Genetivverbindungen von Subst. mit Adj. oder Part., welche im Mnl. in viel grösserer Anzahl vorkommen als im Nnl.[3], zu Adv. geworden, wie *goedsmoeds, blootshoofds, alleszins, grootendeels, middelerwijl, gewapenderhand,* u. s. w.; und Verbindungen von Subst. mit Präp., wie *terug, overhoop, bijgeval, onderwijl, onderweg, achterwege, inderdaad, terstond, uitermate, uitentreuren*[4]. Das Adv. *misschien* ist aus einem ganzen Satz entstanden. Im Mnl. lautete es noch *masscien,* assimilirt aus *mach scien* (d. h. es mag geschehen), das auch Kiliaen noch verzeichnet.

Die Mehrzahl der Präpositionen waren urspr. Adv., wie mnl. *beneven,* nnl. *benevens,* mnl. *bachten,* mnl. und nnl. *binnen, buiten, boven, beneden, tegen* (für *tejegen;* vgl. hd. zugegen) neben *jegens, naast* (der Superl. des Adv. *na*) u. s. w. Adj. wurden zuerst Adv. und später Präp., wie *lang,* mit adverbialem *s: langs,* und *tusschen,* urspr. ein Adj. im Dat. Plur. Von Subst. im Dat. Plur. wurden mittels *s* Adv. gebildet, welche jetzt Präp. sind, wie *wegens, tijdens, krachtens.* Andere Subst. im Acc. oder Gen. Sing. wurden nach dem Mittelalter Präp., wie *ondanks, trots.* Subst., welche, mit Präp. verbunden, mit oder ohne *s* zu adverbialen Ausdrücken geworden waren, wurden später Präp., wie *nevens* (= *en-even-s*), *omstreeks, omtrent, ingevolge.* Unter dem Einfluss des Lat. oder Franz. sind auch Part. zu Präp. geworden (s. § 59).

Fast alle Konjunktionen waren urspr. Adv. So kommen im Mnl. *want* und das jetzt aus der Sprache verschwundene *bedi*[5], *doch* und *doe* als Adv. vor. *Want* ist jedoch im Mnl. gewöhnlich und später immer Konj. *Doe,* seit dem 17. Jahrh. *toen,* ist jetzt, wie schon im Mnl. sowohl Konj. als Adv. *Doch* ist in der Nebenform *toch* Adv. geblieben, in der urspr. Form jedoch jetzt nur Konj. *Alzoo* war im Mnl., wie noch jetzt, sowohl Konj. als Adv.; die verkürzte Form *alse, als* jedoch ist im Mnl. meist, jetzt bloss Konj. Die Fragewörter *weshalve, waarom, wanneer, hoe* und das mnl. jetzt verlorene *twi* (= warum) werden auch jetzt als Konj. gebraucht, sowie das lokative *daar,* das im Mnl. auch schon Konj. war mit der Bedeutung »wo« oder »indem«, jetzt aber, wie vereinzelt schon im 14. Jahrh., nur mit der Bedeutung »weil«.

Die Konj. *dat* war urspr. Acc. Sg. Neutr. des Pronomens, doch schon im Mnl. kommt es sehr häufig als Konj. vor, es sei allein, es sei denn in Verbindung mit Adverbien. Daher die Konj. *zoodat, zonder dat, behalve dat* und weiter *dan dat, eer dat, sedert dat, sinds dat, mits dat,* bei welchen man jetzt nach Belieben das Wort *dat* weglassen kann. Auf diese Weise sind *dan, eer, sedert, sinds* und *mits* jetzt Konj. geworden. *Nu, nademaal, ten einde* kommen niemals mehr in Verbindung mit *dat* vor und sind also echte Konj. geworden, obgleich sie im Mnl. noch bloss Adv. waren und nur in Verbindung mit *dat* als Konj. gebraucht wurden. Dasselbe gilt von *toen* (früher *doe*), *terwijl* und *dewijl,* welche urspr. adverbiale Verbindungen waren, doch

auch schon im Mnl. als Konj. gebraucht wurden mit der Bedeutung »während, indem«. Jetzt hat *dewijl* nur die Bedeutung »weil«.

Verschiedene Konj. waren urspr. Präp. mit dem Dat. Sg. Neutr. des Demonstrativs, welche als Adv., und in der Verbindung mit *dat* auch als Konj. gebraucht wurden. Als man die Konj. *dat* wegliess, wurden sie selbst Konj., nl. *indien, doordien, naardien, bijaldien* für *indien dat* u. s. w. Andere wurden Konj. indem das Demonstr. (im Dat. oder Acc.) ausgelassen wurde, nl. *omdat* (= *om dien dat* oder *om dat dat*, d. h. im Mnl. »damit«, im Nnl. »weil«), *opdat* (= *op dien dat* oder *op dat dat*, d. h. im Mnl. »unter der Bedingung dass«, im Nnl. »damit«), *doordat* (= *door dien dat*) und *totdat, voordat, nadat* und *naardat*, bei welchen man sogar *dat* weglassen kann, so dass dann die Präp. selbst als Konj. gebraucht werden.

Einzelne Konj. sind urspr. ganze Sätze, nl. *weliswaar* (d. h. zwar), *hetzij* (= es sei), *tenzij* (= es sei denn dass), *ten ware* (= es wäre denn dass) und *maar* (= jedoch, urspr. *en ware* = es wäre nicht). Dieses *maar* ist (wie das hd. *nur* = *newaere*) auch als Adv. gebräuchlich mit der Bedeutung »bloss«. In *tenzij, tenware* und *maar* ist also die verneinende Partikel *en* versteckt, die im Mnl. zur Verneinung noch notwendig war und sogar bis in die Mitte des 17. Jahrhs. noch ziemlich häufig mit anderen Wörtern zur Verneinung gebraucht wird. Seitdem aber genügen die verneinenden Wörter *nimmer, nooit, nergens, niet, niets, niemand* oder *geen* (= *negeen*, das im Mnl. neben *engeen* noch die regelmässige Form ist).

Auch in den Kasus- und Verbalformen fand Funktionswandel statt. Genet. wie *lekkers, nieuws* sind Nom. geworden durch Weglassung des von ihnen bestimmten Numerale oder Pron. Indef. Der Dat. Sg. wurde Nom. durch Fortlassung der Präp. bei *middernacht, rechter-* und *linkerhand*, und bei Ortsnamen wie *Rozendaal, Bloemendaal, Heiligerlee, Nieuwersluis, Leidschendam, Nieuwendam, Den Haag, Den Bosch*, und Ortsnamen im Dat. Plur., wie *Tienhoven, Driebergen, Zevenhuizen* u. s. w. und Ortsnamen mit der Präp. *te*, z. B. *Ter Neuzen, Ter Gouw, Ter Apel*; vgl. noch *Rijsel*, d. h. *Ter Isel* (= *à l'Isle*, jetzt *Lille*). Volksnamen im Dat. Plur., wie *Beieren, Pruisen, Hessen* sind Ländernamen im Nom. Sg. geworden. Am ganzen Rhein, nicht nur in der Schweiz und in Deutschland[6], sondern auch in den Niederlanden wurde schon in der Schriftsprache des 14. Jahrhs. und später, vorzüglich im 17. Jahrh. (z. B. bei Vondel vor 1625 und Huygens) der Acc. als Nom. gebraucht. Bilderdijk nannte es den emphatischen Nom.[7] und wollte es beibehalten, wie die Fläminger noch bis in die Mitte des 19. Jahrhs. thaten[8], doch Ten Kate hatte diesen Gebrauch schon bestritten und seitdem kommt er in der Schriftsprache nicht mehr vor. Zum Funktionswandel gehört noch die Umschreibung des Gen. und Dat. mit den Präp. *van* und *aan*, die in der Schriftsprache häufig, in der Umgangssprache fast immer angewandt wird.

Bei den Verben finden sich Umwandlungen von Intrans. zu Trans. So ist *vluchten* im Mnl. auch trans., jetzt nur intrans.; so ist *versmachten* im Mnl., wie noch jetzt im Fläm., trans., jetzt nur intrans.; so kommt *bezwijken* im Mnl. häufig, jetzt nur noch in veralteter Bedeutung (*iemand niet bezwijken*) trans. vor. Dagegen sind im Mnl. *ontsteken, quellen, verclaren, verduwen, vernieuwen* u. s. w. sowohl intrans. als trans., jetzt aber nur trans. So sind jetzt die Verben *helpen, volgen, ontmoeten* u. s. w. auch im Passiv gebräuchlich mit demselben Wort als Subjekt, das früher beim Aktiv nur als Dativ vorkam; ja man sagt jetzt sogar, obgleich dies nicht unbedingt gebilligt wird, *hij wordt in de rede gevallen, hij wordt gelukgewenscht, wij worden daardoor gebaat.* Viele Verben, welche im Mnl. nur mit dem Genit. vorkommen, regieren jetzt den Acc. als Objekt. Verben, welche im Mittelalter noch unpersönlich waren,

wie *twivelen*, *gruwen*, *lusten*, *walgen*, sind jetzt persönlich und einige sogar trans. wie *verheugen* und *(ver-)wonderen*. Im Mittelalter sagte man: *mi* (Dat.) *wondert des* (neben *mi hevet des wonder*), im späteren Nl. aber *dat* (Nom.) *verwondert mij* (Acc.) und *ik verwonder, verheug mij daarover*. Dagegen sind im Mnl. reflex. *hem bedancken, hem versaghen* u. s. w., die jetzt nur intrans., *hem vermoeden, hem bevroeden*, die jetzt nur trans. gebraucht werden. *Belenden* ist jetzt nur intrans., *gedoogen* und *belijden* jetzt trans.; im Mnl. jedoch kommen sie auch reflex. vor: *hem belenden, ghedoghen, belien*.

Auch die Modi werden verwechselt. Bisweilen wird der Indik. statt des Imperativs gebraucht, z. B. *gij blijft* oder *gij moet blijven*, häufig sogar der Inf., z. B. *opstaan! zitten!* oder das Part. Prät., z. B. *opgepast!* Der Konjunktiv ist im Laufe des 19. Jahrhs. fast ganz vom Indik. verdrängt, und vorzüglich dadurch unterscheidet sich die Sprache der letzten Hälfte des 19. Jahrhs. von der der ersten Hälfte. Sogar im Konditionalis gebraucht man den Ind., falls man nicht die Umschreibung mit *zoude* vorzieht, oder sich des Imperativs bedient, wie in dem Satz: *wees tevreden en gij zult gelukkig zijn*. Der Imperativ wird bisweilen auch als Optativ gebraucht, z. B. *Leef gelukkig!* Gewöhnlich aber umschreibt man den Optativ mit *laten* oder *mogen*. Das Part. Prät. findet sich, wenigstens schon im 16. Jahrh., in vielen Sprüchwörtern anstatt des Infinitivs, z. B. *beter hard geblazen dan den mond gebrand*. In rhetorischen Sätzen wendet man, schon im Mnl., häufig das Präsens historicum (Präsens pro Präterito) und das Präsens pro Futuro an.

Schliesslich verdient es noch bemerkt zu werden, dass bei denjenigen Präp., welche im Mnl. noch, in Übereinstimmung mit dem ganzen Germ., den Dativ regierten, schon damals Verwirrung stattfand mit den Präp., welche mit dem Acc. konstruiert wurden, und dass nach dem Mittelalter alle Präp. ohne Unterschied den Acc. nach sich haben, ausser in einigen erstarrten Ausdrücken, in denen sogar bisweilen Präp., welche den Acc. haben sollten, mit dem Dativ verbunden sind, wie schon im Mnl.

[1] T. Nolen, *Feestbundel M. de Vries*, Utr. 1889, 97—102. — [2] De Vries, *Taalgids* I 278—282. — [3] J. Verdam, *Tijdschrift* II 188—192, Van Helten, *Tijdschrift* V 218-220. — [4] Jan te Winkel, *NenZ.* II 203—214. — [5] Verdam, *Tijdschrift* V 93—96. — [6] K. Hildebrand, *ZfdPh* I 442 ff., L. Tobler, *ZfdPh* IV 375—400. — [7] Bilderdijk, *Nieuwe Verscheidenheden* II 61—67. — [8] J. F. Willems, *Belg. Museum* II 341—355.

XIII. EINWIRKUNG FREMDER SPRACHEN AUF DAS NIEDERLÄNDISCHE.

§ 58. Lehnwörter in der Sprache vor dem 12. Jahrh. Durch Einführung von fremden Wörtern ist das Nl. stark bereichert, obgleich andrerseits Fremdwörter auch viele gute nl. Wörter verdrängt haben zum Schaden der Sprachreinheit (s. § 50). Auch in anderer Hinsicht haben fremde Sprachen auf das Nl. eingewirkt, z. B. bei der Wortbildung und dem Satzbau.

Die Sprachen, welchen zuerst von den Bewohnern der Niederlande Wörter entlehnt wurden, waren vielleicht die finnischen, sehr wahrscheinlich die keltischen. Geographische Namen, wie *Rijn*, *Nijmegen*, sollen keltischen Ursprungs sein.

Den weit grössten Einfluss aber übte gewiss das Latein, dem schon eine Menge Wörter entlehnt waren noch bevor das Nl. geschrieben wurde, also vor dem 12. Jahrh. Mit den Kriegern Cäsars und vorzüglich mit den Heeren des Germanicus und Drusus drangen die ersten lat. Wörter in die Sprache der Bataven, Friesen und Franken ein als Benennungen von allerlei Tieren, Pflanzen, Stoffen und Geräten, welche die Bewohner der Niederlande damals noch nicht kannten. Für die Landwirtschaft, Schifffahrt, Fischerei, Medizin,

Schreib- und Baukunst, Hauseinrichtung, Kleidung, Küche u. s. w. haben die Niederländer schon damals den Römern viele Wörter entlehnt, sogar für Tiere oder Sachen, die sie schon kannten, z. B. das Wort *paard* (mlt. *paraveredus)*, das schon früh, und im Mnl. neben *ors (ros)*, gebraucht wird und nach dem Mittelalter das nl. Wort *ors* gänzlich verdrängt hat.

Welche Wörter schon in den ersten Jahrhunderten der römischen Herrschaft entlehnt sind, ist nicht jedesmal genau anzugeben, doch gehören zu den am frühesten entlehnten Wörtern diejenigen, welche durch *k* vor *e* oder *i* beweisen, dass sie eingedrungen sind in der Zeit, als das lat. *c* noch tonloses Guttural war, z. B. *keizer* (Caesar), *kelder* (cellarium), *kerker* (carcer), *kers* (ceresea), *kervel* (caerifolium), *keuken* (*cucina neben coquina), *kist* (cista), gegen die später entlehnten *cel* (cella), *ceder* (cedrus), *cijns* (census), *cither* (cithara, schon im Anfr.), *kruis* (crucem, schon im As.). Sehr früh sind auch die Wörter mit *w* für lat. *v* entlehnt, z. B. *wal* (vallum), *wan* (vannus), *wijn* (vinum), mnl. *wile* (velum), *pauw,* mnl. *pawe* (pavo), *kooi* (aus **cauia,* cavea), gegen die später entlehnten *vers* (versus), *vesper* (vesper), *viool* (viola), *vijver* (vivarium), *kevie* (cavea).

Vor dem 7. (oder 8.) Jahrh. waren schon diejenigen Wörter entlehnt, welche im Hochdeutschen die zweite Lautverschiebung mitgemacht haben und damals natürlich ebenso gut in das Anfr. als in das Hd. aufgenommen waren, z. B. *dichten* (dictare, ahd. *tihtôn), tegel* (tegula), *tol* (mnl. *tolne,* telonium), *straat* (strata), *munt* (moneta), *schotel* (scutella), *peper* (piper), *poort* (porta), *pond* (pondo), *enten* (imputare), *offeren* (offerre), *keten* (catena, ahd. *chetinna), beker* (bicarium), *bekken* (baccinum) u. s. w., gegen die später entlehnten *prediken* (praedicare, schon im Anfr. *prêdicôn), tempel* (templum, schon im As.), *toren* (turris, schon im Anfr. *turn).*

In der Zeit der Römer waren schon die lat. Namen der Monate von den Bewohnern der Niederl. angenommen und die Namen der Tage von ihnen übersetzt: *Zondag* (dies Solis), *Maandag* (d. Lunae), *Dinsdag* (Tag des Thing oder Thîh, daher im Mnl. auch *Dijsdach, Dijsendach,* Beiname des Kriegsgottes, d. Martis [1]), *Woensdag* (für *Woedensdag,* d. h. *Wôdanesdag,* d. Mercurii), *Donderdag* (d. h. *Donarsdag,* d. Jovis), *Vrijdag,* mnl. auch *Vriendach* (d. h. *Frîadag,* anord. *Friggadagr,* d. Veneris). *Zaterdag* dagegen ist keine Übersetzung, sondern einfach das lat. *dies Saturni.*

Vor dem 9. Jahrh. müssen auch schon die Wörter aufgenommen sein, welche den *i*-Umlaut aufweisen, wie *metten* (mlt. mattina, für matutina), *engel* (angelus) u. s. w. und auch die Wörter, welche das lange lat. *e* durch *î* wiedergeben, wie *vieren* (feriari), welches später *ij* wurde, z. B. in *krijt* (creta), *houtmijt* (meta), *pijn* (paena), *prij* (mnl. *pride,* lat. praeda), *spijs* (mlt. spesa) u. s. w. Merkwürdig gross ist vor dem 9. Jahrh. die Anzahl der entlehnten Wörter aus der Kirchensprache, von denen verschiedene griechischen Ursprungs sind, wie *kerk* (*κυριακόν*), *krocht* (*κρυπτά*), *paus* (*πάπας*), *priester* (*πρεσβύτερος*), *leek* (*λαϊκός*), *klerk* (*κληρικός*), *diaken* (*διάκονος*), *monnik* (*μοναχός*), *aalmoes* (*ἐλεημοσύνη*), mnl. *alemosene* u. s. w. Nur einige kirchlichen Wörter, wie *hemel, hel, heiland, gemeente, doop, biecht, vasten* u. s. w. sind echt nl.; andere sind wörtlich übersetzt aus dem Lat., wie *barmhartigheid* (misericordia), *heiden* (paganus) u. s. w.

Vor dem 12. (oder 11.) Jahrh. waren schon die Wörter aufgenommen, welche für ein lat. *i* in offenen Silben gedehntes *e* haben, wie *lelie* (lilium), *peer* (pirum), *zemelen* (simila), *zegenen,* mnl. auch *seinen* (signare) u. s. w., und vor dem 12. Jahrh. die Wörter, welche *ou* haben für das lat. *al* oder *ol (ul),* z. B. *souter* (psalter), *kouter* (culter), *outer* (altare), neben *altaar,* das also in späterer Zeit aufs neue aus dem Lat. eingeführt wurde.

[1] s. W. Pleyte, *Versl. en Mededeel. der K. Ak.* afd. Lett. 3 R. III 109—126.

§ 59. Einwirkung des Lateinischen und Französischen im Mittelalter. Seitdem das Nl. Schriftsprache geworden, hörte das Latein nicht auf, seinen Einfluss geltend zu machen, da fortwährend aus dem Lat. übersetzt wurde. Aus der Sprache der Wissenschaft drangen damals allerlei lat. Wörter in etwas veränderter Form, oder Übersetzungen derselben in die nl. Schriftsprache ein. Die Werke von Maerlant liefern den Beweis. So findet man u. a. in *Der Naturen Bloeme*: *simme* und *simminkel*, auch *scimminkel* (simia, simiuncula), *linx* (trotzdem ein nl. Wort *los* bestand), *jena*, später *hyena*, *panther(a)*, *krokodil*, *boa*, *salamander*, *mossel*, und Übersetzungen wie *zeepaert*, jetzt gewöhnlich *walrus* (equus marinus), *hasenvoet*, jetzt gewöhnlich *buizerd* (buteo lagopus), *vliegenvanger* (muscicapa), *distelvink* (carduelis), *kuenincskijn* (basiliscus) u. s. w.

Die Scholastik und Mystik waren vorzüglich das Mittel lat. Wörter oder wörtliche Übersetzungen derselben in das Nl. einzuführen, und als seit der Mitte des 13. Jahrhs. in Holland, und später auch in Brabant, Flandern und Gelderland die fürstlichen »willekeuren« in nl. Sprache erlassen wurden, wurde die nl. Schriftsprache von festen Formeln überschwemmt, wörtlich aus dem Mlt. übersetzt, und von allerlei mlt. Wörtern, die man nicht einmal zu übersetzen versuchte. Von der Zeit datiert der Gebrauch von *wij* für *ik* in fürstlichen Erlassen, die Einführung des Wortes *datum* als Zeitbestimmung, von *vidimus* als Subst., *inventaris*, *mandaat*, *clausule*, *titel*, *kapittel* (später übersetzt als *hoofdstuk*), *artikel*, *nummer*, *recipe* (später *recept*), *inkluis* u. s. w.; von Verkürzungen als *P. S.* (postscriptum) und *N. N* (nomen nescio) u. s. w. Der Gebrauch lateinischer Verben mit der Endung *eeren* nahm im Lauf des Mittelalters stets zu, und ihre Zahl wurde noch vergrössert durch die dem Franz. entlehnten Wörter mit dieser Endung.

Das Franz. übte nämlich im Mittelalter keinen geringeren Einfluss aus als das Lat., anfangs als Umgangssprache von franz. Flandern, Hennegau, Namur und Lüttich, also der wallonischen Gegenden, in denen ein Dialekt gesprochen wurde, der merklich abwich von dem der in Ile de France (der älteren Form des späteren Franz.) herrschte und dagegen mit dem Picardischen näher verwandt war. So muss *lei* (Art) in *allerlei*, *velerlei*, u. s. w. aus der Umgangssprache herübergenommen sein, denn es muss entweder schon vor dem 13. Jahrh. eingeführt sein, da nach der Zeit das eigentlich Franz. *loi* sagte, wie wir auch bei Maerlant finden, oder im 13. Jahrh., dann aber aus den nord-östlichen Dialekten. Picardisch ist auch die Form *kersoude*, *kersouw* (Massliebchen) mit *ou*, *au* aus *ol*, pic. *cassaude* aus dem lat. *consolida*[1]. So sind pic. Wörter *kasteel*, *kamp*, *kaart* (neben mnl. *tsaerter*, *chaerter*), mnl. *camerier*, jetzt *kamenier*, und *kaatsen*, das sich auch durch sein *ts* als picardisch (*cacher*) verrät.

Schon vor dem 14. Jahrh. sind die Wörter aufgenommen, welche die später veränderte Aussprache von *ch* oder *c* als *ts* und von *g* als *ds* durch die Orthographie andeuten, wie *koets* (couche), *toets* (touche), *rots* (roche), *toorts* (torche), *fatsoen* (façon), *rantsoen* (rançon), *plaats* (place), *loods* (loge), und die Endung *age*[2], im Mnl. oft als *aedse* geschrieben, im 16. Jahrh. *aedge* oder *agie*, später auch *aadje*, aber seit 1865 *age*.

Da das *s* vor einem Konsonanten in der Mitte des Wortes im eigentlich Franz. schon um das Ende des 12. Jahrhs. nicht mehr ausgesprochen wurde, müssen die Wörter, worin wir dasselbe finden, entweder vor dieser Zeit aus der Umgangssprache herübergenommen sein, oder aus dem wallonischen Dialekt, wo man das *s* noch jetzt ausspricht, oder aus der Schriftsprache, wo es bis zum Jahr 1740 bestehen blieb. Wir finden dasselbe u. a. in den Wörtern: *arrest*, *kasteel*, *kust*, *pastei*, *pleisteren*, *prevoost* oder *provoost*, *spijt* (mnl. *despijt*),

und in den mnl. jetzt verlorenen Wörtern *costume, josteren foreest, geeste* oder *jeeste, tempeest, queste,* und auch im mnl. *oest*[3], das auch im 17. Jahrh. noch neben *oogst* (Augustus) vorkommt, und, wie der Verlust des *a* beweist, erst zwischen dem 13. und 14. Jahrh. aus dem Franz. entlehnt sein kann, als das *a* von *aoust, août* nicht mehr ausgesprochen wurde. Durch Vermischung von *oest* und *oogst* entstand schon im Mnl. *oegst.*

Die Diphthonge *oi* und *ui* fingen erst im 16. Jahrh. an als *wà* und *wì* ausgesprochen zu werden. Vor der Zeit waren es noch Diphthonge mit dem Accent auf dem ersten Teil. Es sind also schon vor dem 16. Jahrh. entlehnt die Wörter *prooi, tornooi, octrooi,* und im Mnl. auch *point, joie, poisoen, voys* (noch im 17. Jahrh.), *poie* (auch nach der pic. Aussprache *peye,* jetzt *pui*), und mit Verlust des *i: ivoor, komfoor, exploot, framboos,* und im Mnl. *lavoor, conroot, nose; fruut* (jetzt *fruit*), und mnl. *conduut, deduut* und *huke* (auch *hoeyke* und *heyke,* im 17. Jahrh. *huik,* noch in: »de huik naar den wind hangen). Auch das *ai,* welches im Mfr. noch Diphthong war, wurde ins Mnl. als *aei* oder *ai* aufgenommen; daher noch stets *paaien* (zufrieden stellen), *baai, kaai,* und im Mnl. *praeyeel* (neben *prieel,* das noch gebräuchlich ist), *pais* (noch im 17. Jahrh.), *aisieren.* Das *ai,* welches schon im Mfr. als *è* ausgesprochen wurde, wurde im Mnl. durch *ei* zurückgegeben, das noch bewahrt ist in *paleis* (im Mnl. auch *pallaes*), *kastelein, pleisteren, plein, trein, feit, Romein, grein* (Kornsamen, neben *graan,* Korn, aus dem Lat.). *Ei* entsprach auch schon im Mnl. dem franz. *ée,* z. B. *vallei, livrei, karwei* (corvée), *prei* (aus *porei,* franz. *porée*), mnl. *contreie;* auch *societeit, majesteit* und die anderen Wörter auf *teit.*

Die franz. Endung *on* wurde im Mnl. durch *oen* wiedergegeben, wobei die Wörter oft das sächliche Geschlecht annahmen. Daher noch *citroen, kapoen, legioen, meloen, millioen, paviljoen, seizoen, vermiljoen,* u. s. w., im Mnl. auch Eigennamen wie *Ciceroen, Catoen.* Aus späterer Zeit sind also Wörter wie *baron* (mnl. *baroen*), *galon, ballon, kanton, postiljon, station.* Dagegen hat das Mnl. bisweilen noch das *o* bewahrt, das im Gemeinfranz. regelmässig zu *ou* wurde: daher *trop* und *joste* neben *troep,* wie im Nnl., und *joeste.*

Die alte Aussprache von *eu* als *e + u,* die bis ins 17. Jahrh. noch im Franz. herrschte, ist bewahrt im mnl. *ure,* nnl. *uur,* dagegen nnl. *kleur, humeur,* u. s. w. und die Personennamen auf *eur,* wo *eu* die nl. Aussprache annahm. Vor dem 17. Jahrh. wurde *au* im Franz. noch als *au,* später als *o* ausgesprochen; vor der Zeit sind also entlehnt *kous, fout, herout, saus,* mnl. auch *assaut, ribaut* u. s. w.; nach der Zeit *poover.* Die franz. Wörter, welche im Nnl. *ij* oder *ui* haben, haben also die Diphthongierung von *î* und *u* mitgemacht, und sind also vor dem Ende des Mittelalters entlehnt, wie *kwijt, prijs, patrijs* (mnl. *partrijs, pertrijs*), *partij, fijn, satijn, azijn, dolfijn* (mfr. *daulphin*), u. s. w.; *juist, fruit, kornuit,* u. s. w. Letzteres gilt natürlich auch von den aus dem Lat. entlehnten Wörtern, wie *bijbel, lijn* (in *lijnzaad, lijnwaad*), *ijken, pijl, schrijn; kuip, ruit.*

Schon im Mittelalter waren viele Wörter auf *ier, esse, el, ie* oder *i, age* und *ard* aus dem Franz. herübergenommen, und diesen wurden nun die Endungen *ier* (auch *enier*), *es, eel, ie* (später *ij,* auch *erij, ernij*), *age* und *aard* entlehnt, welche hinter echt nl. Wörter angehängt wurden, wie *tuinier, hovenier, godes, houweel, tooneel, maatschappij, kleedij, smederij, slavernij, vrijage, lekkage, lafaard, veinzaard.* Die Endung *ment* wurde erst nach dem Mittelalter nur gebraucht bei den etwas platten Wörtern *kakement* und *dreigement.* Die Endung *ier* wurde entlehnt, als das *i* noch betont, das *e* noch tonlos und das *r* noch deutlich ausgesprochen wurde, wie im Nl. ausserdem noch in *fier* (mit *ie* aus *ê*), *manier, rivier* u. s. w., und im Mnl. in den Fremdwörtern auf *ien,* wie

grammarien, und in den Verben auf *ier*, wie *hantieren*, *visieren*, u. s. w. Im späteren Nl. jedoch endigen alle aus dem Franz. entlehnten Verben auf *eeren*. Diese Endung wurde sogar einigen nl. Wörtern angefügt, wie *voeteeren*, *stoffeeren*, *trotseeren*, *waardeeren*, *halveeren*, und nach *declineeren* auch *verkleineeren* neben *verkleinen*.

Franz. Wörtern wurde weiter schon im Mnl. das Präfix *archi* in der Form *aarts* entlehnt, z. B. *aartsvader*, *aartshertog*, *aartsdeugniet*, *aartsdom*. Es verdient noch bemerkt zu werden, dass im Mnl. das Präfix *re* von franz. Wörtern oft durch das nl. *ver* ersetzt wurde[4], wie in *verstoren* (entschädigen, afr. *restorer*), *vermonteren* (fr. *remonter*), *vercoeveren* oder *vercoevereeren* (*recouvrer*), *vernoyen* und *vernoyeeren* (afr. *renoier*, jetzt *renier*), *verspijt* (*respit*). So wurde das franz. *en* durch *ver* ersetzt in *vernoy*, *vernoyen* (afr. *ennoy*, *ennoyer*), das afr. *es* (jetzt *é*) in *verlaisieren* (afr. *s'eslaissier*), während *ver* bisweilen unnötig vor das franz. oder lat. Wort gesetzt wurde, wie im Mnl. *vermaledien* (wegen *vervloeken*) und in der nnl. fam. Umgangssprache *veramuseeren*, *verexcuseeren*, *verassureeren*, *verneg ligeeren* wegen *vermaken*, *verontschuldigen*, *verzekeren*, *verwaarloozen*.

Wie hier franz. Vorsilben wörtlich durch eine nl. zurückgegeben wurden, übersetzte man auch wörtlich franz. Ausdrücke und Zusammensetzungen. So wurden die Personennamen aus Imperativ und Objekt oder Vokativ zusammengesetzt, wie *fainéant*, *vaurien*, *trouble-fête*, *boute-feu*, u. s. w. im Nl. übersetzt oder nachgeahmt. Im Mnl. findet man u. a. schon: *bottecroes*, *gadergoet*, *gadergout*, *gierbesant*, *hancdief* und *dwingeland*, die alle, das letzte ausgenommen, jetzt verloren sind. Kiliaen verzeichnet u. a. *quistgeld*, *quistgoed*, *quistschotel* (jetzt verloren) und *brekspel* (jetzt *brekespel*), *drinckbroeder* (jetzt *drinkebroer*), *stockvier* (jetzt *stokebrand*), *waaghals*, *doeniet*, *deugniet*, welche noch jetzt gebräuchlich sind. Kiliaen kennt noch nicht: *weetniet*, *bedilal*, *bemoeial*, *vernielal*, *spilpenning*. Mit dem Imperativ hinter dem Subst. hat man, schon bei Kiliaen, *tijdverdrijf* als Übersetzung von *passe-temps*, und weiter *beeldjeskoop*, *scharenslijp*. Imper. mit Verneinung für Blumennamen sind *kruidje-roer-mij-niet*, als Übersetzung des mlt. *noli-me-tangere*, schon bei Kiliaen, der auch *kruydeken-loopt-my-nae* als Name für einen Liebestrank kennt, und weiter *vergeet-mij-niet*. Einen Imper. mit Präpositionalkasus (wie im Franz. *vol-au-vent*, *passe-par-tout*) hat man in *spring-in-'t-veld*.

Zum Beweise, dass Übersetzungen von franz. Wörtern nicht nur in den vielen aus dem Franz. übersetzten Ritterromanen vorkommen, wie z. B. Ausdrücke, wie *te hovede comen* oder *bringhen* (afr. *venir*, *traire à chef*), jetzt *klaar komen*, *ten einde brengen*, sondern dass sie ganz und gar in die Sprache aufgenommen wurden, erinnere ich an Wörter wie *dorper* (fr. *vilain*), das noch im 17. Jahrh. ziemlich gewöhnlich ist im Gegensatz zu *burger* (*bourgeois*) und *heusch* oder *hoofsch*, mnl. *hovesc* (*courtois*), die noch stets sehr gebräuchlich sind. Auch änderte sich die Bedeutung einiger Wörter durch franz. Einfluss. Man denke an *zulk*, mnl. gewöhnlich *selc*, das jetzt »solch« bedeutet, im Mnl. jedoch auch »dieser und jener«, als Übersetzung des franz. *tel*, und an *zeker*, das urspr. nur »sicher« bedeutete, daneben aber seit dem Mittelalter auch die unbestimmte Bedeutung des franz. *certain* besitzt.

In mancher Hinsicht hat das Franz. einen Einfluss ausgeübt auf die nl. Grammatik. So ist der zunehmende Gebrauch des *s* als Zeichen für den Plural (s. § 37) gewiss dem *s* zuzuschreiben, das im Lauf des Mittelalters auch im Franz. das Zeichen für den Plural wurde. So war auch das Franz. die Ursache, dass das Pron. pers. Sing. *du* dem Plur. *ghi* weichen musste, erst nur in der höflichen, später auch in der gewöhnlichen Rede (s. § 36).

Vorzüglich die nl. Syntax hat den Einfluss des Franz. erfahren. Ausdrücke wie z. B. *een man van veel verstand, een boek von groote waarde, dat is van het hoogste gewicht*, sind gewiss Übersetzungen der franz. Ausdrücke: *un homme d'esprit, un livre de grande valeur, c'est de la plus haute importance,* man müsste sie denn lieber für unmittelbare Nachahmungen der lat. Konstruktion halten: *vir magni ingenii, liber magni pretii, maximi momenti est.* Die Verneinung in einem Vergleichungssatze, der durch *dan* mit einem verneinten Satz verbunden ist, wie »ghi en zijt niet meerder dan hi *en* is«, welche im Mnl. nicht selten ist[5], war natürlich Nachahmung des franz. Satzbaus, blieb jedoch im Nl. nicht bestehen, da die verneinende Part. *en* in Unbrauch geriet. Dagegen dauert auch jetzt noch der Gebrauch des absoluten Acc., den man im Mnl. oft dem Franz. nachahmte[6]. So schrieb Maerlant z. B. »Si lagen vore sijns paerts voete, ghescort lijf, cleeder ende haer«, oder mit adverbialer Bestimmung: »dicken hi slapens plach sittende, thooft an enen steen of an een hout, els bedde negeen«, während noch im 19. Jahrh. Beets schreibt: »de heldin der historie verschijnt, het helder voorhoofd met het schoone mopje beplooid« und Bogaers: »ook hij, de vuist aan 't heldenwapen, wou dringen in dien wondertuin«. Einige dieser absoluten Kasus sind sogar zu festen Formeln erstarrt. Sehr gewöhnlich ist z. B. der Ausdruck: *niemand uitgezonderd* oder *uitgenomen* (fr. *n'exceptée personne),* im Mnl. auch *niemande uutgesceden, uutgesteken, uutgheset, overgheslaghen.* So auch *alles wel beschouwd (tout considéré), de goeden niet te na gesproken*, und in offiziellen Stil *gezien*, z. B. *de beschikking des konings (vue la disposition du roi), de Raad van State gehoord (oui* oder *entendu).* Einfluss des lat. Abl. absol. hat gewiss diese Konstruktion begünstigt, wie besonders wahrscheinlich ist bei Ausdrücken wie *toegegeven (concesso)* und *gesteld* oder *ondersteld (posito* oder *supposito).*

Durch diese Konstruktion sind allmählich einige Partizipien, wie auch im Franz., zu Präpositionen geworden. So sagte man im Mnl. *dat hanghende* oder *hanghende dat (ce pendant)*, z. B. *hanghende die hooghe vierschare, dien tijd gedurende* oder *dat gedurende (ce temps durant)*, später *gedurende dien tijd;* so auch *niettegenstaande (nonobstant), aangaande* oder *rakende (touchant).* Im Mnl. sagte man *behouden het recht van anderen (sauf le droit d'autrui),* doch wandelte man diesen Satz auch schon in einen absol. Genit. um: *behoudens srechts*, und aus beiden Konstruktionen entstand wieder *behoudens het recht*, worin *behoudens* jetzt als Präp. zu betrachten ist. Gerade so ging es mit *nopens* (für *nopends)* und auch mit *volgens* (für *volgends, suivant).* Liess man aus einem Satz wie *dit niettegenstaande dat het regende* erst das hinweisende Fürwort, dann die Konj. *dat* weg, so wurde *niettegenstaande* selbst Konj., wie es denn auch im jetzigen Nl. ist. Dasselbe gilt von *aangezien (vu)* und im 17. Jahrh. auch von *gemerkt (considéré),* die beide »weil« bedeuten.

Neben der mnl. Konstruktion *si viere, ghi vive,* u. s. w., d. h. ihrer vier, euer fünf, selten *hi vierde,* und der Konstruktion *hi met hem vieren,* d. h. er mit vier anderen, bestand im Mnl. auch noch eine Konstruktion mit dem Acc. absol., z. B. in einem Satz wie von Maerlant: »Saul ghinc darewaerd hem derden«, d. h. während er der dritte war, also mit zwei anderen. Letztere Konstruktion ist offenbar Nachahmung des afr. *lui tiers,* u. s. w. Man findet auch *hem derde* (also *derde* im Nom.), und auch wohl, mit Hinzufügung des Genit. Plur. des Pron. pers. *er (iro)*: *hem derder;* weiter noch *met hem derden,* auch sogar mit dem Pron. poss., wie auch noch in der Statenbijbel: *sijn achtster,* ja noch mehr durch Missverstand entstandene Verbindungen. Jetzt sagt man *wij met ons vieren, gij met u vijven, zij met hun tienen* und sogar *wij met zijn drieën,* d. h. unser drei u. s. w.[7].

War schon im 13. und 14. Jahrh. der Einfluss des Franz. so gross, dass

er noch im jetzigen Nl. jeden Augenblick gefühlt wird, so machte er sich erst recht im 15. und 16. Jahrh. geltend unter der Herrschaft der burgundischen Herzöge. Es gab damals in den südl. Niederlanden Dichter, bei denen mehr als die Hälfte der Wörter franz. oder lat. Ursprungs sind. Die nl. Sprache wäre damals fast in derselben Weise romanisirt, wie es mit dem Engl. geschehen ist. Wie im Engl. offenbarten sich auch im Nl. die Folgen darin, dass die grammatischen Formen verwechselt wurden und zum Teil verschwanden.

[1] De Vries, *TenLth.* I 265—271. — [2] L. A. te Winkel, *Taalgids* I 217—219. — [3] J. Franck, *Tijdschrift* V 120—126. — [4] Jan te Winkel *TenLth.* V 137, 299—308. — [5] Van Helten, *Tijdschrift* V 238. — [6] Van Helten, *Tijdschrift* 207 220. — [7] Huydecoper zu Stoke I 501—505. A. de Jager *Archief* III 199—208, Verdam, *Tijdschrift* II 192—195. Van Helten, *Tijdschrift* V 215—218.

§ 60. Bewegung gegen die Fremdwörter im 16. und 17. Jahrh. Gegen den übermässigen Gebrauch franz. und lat. Wörter entstand in der Mitte des 16. Jahrh. eine heftige Bewegung. Der erste, der dagegen auftrat, war Jan van de Werve in *Den Schat der Duytscher talen,* Antw. 1553. Darin hat er, wie er sagt, »alle gheschuymde woorden, die in ons tale nyet thuys en behooren, vervolghens, nae deerste Letteren afghaende, hier gheset achter eene, alwat van eenen stam ende afcoemsten is coppelende by malcanderen ende de selve in platten Duytsche wtgheleydt«. Radikal jedoch verfuhr er noch nicht, denn von Wörtern wie *testament*, *sacrament*, *instrument* u. a. sagte er, »dat mense qualyck anders soude connen ghesegghen: oft al waert noch te doene, het ware buyten redene ende verstant«. Doch konnte Coornhert[1] ihm mit Recht das Lob erteilen, dass er »bestaan heeft als een eenige Hercules desen driehoofdighen Cerberum eerst te bestryden«.

Nicht nur Coornhert sondern auch andere folgten seinem Beispiel, wie Jan Utenhove aus Gent, der an der Übersetzung von *Het Nieuwe Testament,* Embden 1556, mitarbeitete, und in der Vorrede zu dieser Arbeit erklärt, dass die Übersetzer »na zommigher gheleerder Nederlanderen Raad grooten arbeyd anghewendt hebben, op dat zy onse sprake in haeren rechten zwangh (waervan zy buyten allen twyffel door vreemde ende wtlandische spraken ook binnen mans ghedencken zeer vervallen is) wederbrachten«, obschon er doch auch gesteht, dass sie »onderwylen zommighe onduydsche woorden willens ghebruyckt hebben om den zin des heylighen Geestes te krachtiger wt te drucken«.

Auch von Peeter Heyns, der u. a. den *Spieghel der Werelt,* Antw. 1577, dichtete, sagt Kiliaen[2]: »Dese betoont in zijne ghedichten, dat hy alle uytlandtsche woorden schouwt, die tot noch toe sommighe andere, oudere hebben ghebruyct, bewysende dat dese spraecke ryck ende begrypich ghenoech is om alle dingen uyt te spreken sonder behulp van eenighe vreemde spraecke: welck sonder twyfel een groot ende loffelyck opset is, indien hy 't volbrenght alsoe hy seydt«. Kiliaen selbst unterstützte die Sprachreinigung, indem er die Fremdwörter aus seinem *Etymologicum* ausschied und sie am Schluss seines Werks als Appendix mitteilte, »ut singulis exacte cognitis, legitimis recte uti, adulterinis autem non abuti discant purioris linguae Teutonicae curiosi«, wie er sagt.

Der kräftigste Anstoss zur Sprachreinigung ging jedoch von Hendrik Spieghel und den anderen Mitgliedern der Amsterdamer Kammer »In Liefd' Bloeyende« aus durch ihre *Twespraack van de Nederduitsche Letterkunst,* Leyden 1584. Coornhert, der dazu die Vorrede schrieb, klagte darin, dass die nl. Sprache« door vreemde Heren ende vreemdtongighe landvooghden met der zelver ghezinde begraven is gheweest met invoeringhe eens bastaardstale«, aber äussert dann seine Freude über das kräftige Auftreten der Mitglieder der

Kammer. Sie selbst erklärten noch ausdrücklicher, dass »onse spraack in korte Jaren herwerts (sedert dat wy met de Walsche steden onder een ghemeen Vorst ende hof zyn gheweest, zo zeer met uytheemsche woorden vermengt is, dattet schier onder 't volck een onghewoonte zou zyn enkel Duits te spreken«, und stellten das Fremdwörterunwesen in einem ergötzlichen Gedicht, das sie »revierein« nannten, an den Pranger. Dass so viele Fremdwörter eingedrungen waren, bedauerten sie um so mehr als Becanus ihnen die Überzeugung gegeben hatte, dass das Deutsch die reichste und älteste Sprache der Welt sei, und schon von Adam und Eva im Paradies gesprochen wurde. Letztere Meinung jedoch hatte auch zur Folge, dass sie trotz ihres heftigen Kampfes gegen die Fremdwörter doch eine grosse Anzahl beibehielten, weil sie dieselben für rein Nl. ansahen und glaubten sie seien von anderen Völkern dem alten Deutsch entlehnt, z. B. *plaats, rond, koord, sluis, falen, natuur, glory, bastaard, avontuur, anker, pyloot, partyen, ghordyn.* Von diesen Wörtern suchen sie sogar den deutschen Ursprung mit — natürlich mangelhaften — logischen und etymologischen Gründen zu beweisen. Bisweilen scheuten sie sich nicht des Beweises wegen die Wörter ein wenig zu verändern. So schrieben sie *boerdeel* statt *bordeel* als ob es aus *boerd* und *deel*, *banketteren* als ob es aus *banket* (= *bank* und *eet*) und *teren*, *plackaart* statt *plakkaat* als ob es aus *plak* und *kaart* zusammengesetzt wäre. Bei dem letzten Wort hatten sie übrigens auch Vorgänger, wie auch bei *rederijker* statt *rhetoriker*, als wäre es aus *rede* und *rijk* gebildet, und also ihrer Meinung nach gut Nl. im Gegensatz zu *retrosijn* (franz. *rhétoricien*). Nur einige allgemein übliche Fremdwörter finden Gnade in ihren Augen, obschon sie auch von diesen Proben einer Übersetzung liefern, z. B. von *conscientie* durch *gewisse* (jetzt *geweten*), von *planeet* durch *zweefsterre* (jetzt *dwaalster*), von *eclipsis* durch *taningh* (jetzt *verduistering*), von *victori* durch *zegh* (jetzt *overwinning*).

Ihr Einfluss war so gross, dass im Anfang des 17. Jahrh. nur selten ein Wettstreit von Rhetorikern gehalten wurde, wobei nicht der Gebrauch von reinem Nl. vorgeschrieben wurde. Die hauptsächlichsten Sprachreiniger des 17. Jahrh., die dem Beispiel Spieghels folgten, waren Simon Stevin, Hugo de Groot, Bredero, Mostaert und Hooft. Ängstlich suchten sie jedes Fremdwort zu vermeiden, wenn dadurch auch ihre Ausdrucksweise für ihre Zeitgenossen oft steif und gesucht wurde. Hooft fühlte dies selbst. «De vieze naeuwheit van gewisse in deze«, sagte er, »mishaegt my zelven eenighzins, ende hebbe somtyds in beraedt gestaen, oft niet beter waer den schoot te vieren met spreken van hoofsch Duitsch«. »Maer zoo men die deure open zet«, fügte er mit Recht hinzu, »ik en zie niet waer 't eindighen wil met het verloop der taele«. Das Streben der Puristen wurde mit einem solchen Erfolg gekrönt, dass Vondel 1650 sagen konnte: »Onse spraeck is sedert weinige jaren herwaert van bastertwoorden en onduitsch allengs geschuimt en gebouwt«.

[1] In der Vorrede seiner Übersetzung der *Officia Ciceronis*, Haerlem 1561. — [2] In seiner Übersetzung von *Lowys Guicciardijns Beschryvinghe van alle de Nederlanden*, Amst. 1612. S. 91.

§ 61. Einwirkung des Lateinischen seit dem 16. Jahrh. Doch ist es nicht zu leugnen, dass besonders die Kanzlei- und Gerichtssprache, trotz der Bemühungen von Hugo de Groot, auch fernerhin noch von franz. und hauptsächlich lat. Wörtern wimmelte. Sogar ein Advokat wie Simon van Middelgeest, der am Ende des 17. Jahrh. als Redner berühmt war, beweist das durch seine Reden in auffälliger Weise. Auch blieben erklärende Fremdwörterbücher sehr notwendig, wie der *Nederlantsche Woordenschat* von Lod. Meyer, Haerlem 1650 (2. A. 1654, 12 A. 1805) und der *Woordentolk of*

Verklaring der voornaamste onduitsche en andere Woorden in de hedendaagsche en aaloude Rechtsplegingen voorkomende von Thymon Boey, s'Grav. 1773, dem später das *Kunstwoordenboek* von P. Weiland, s'Grav. 1824, folgte.

Auch die Puristen selbst haben auf andere Weise dem Lat. grossen Einfluss auf das Nl. verliehen durch wörtliche Übersetzung lat. Wörter und Einführung des lat. Satzbaus. Vom Ende des 16. Jahrhs. datieren z. B. die nl. grammatischen Namen, wörtlich aus dem Lat. übersetzt. Zwar gerieten später die Kasusbenennungen, durch die *Twespraack* eingeführt, nl. *noemer, barer, ghever, anklagher, roeper, ofnemer,* wieder in Unbrauch, aber als Namen für die Redeteile blieben *zelfstandig* und *bijvoeglijk naamwoord, voornaamwoord, telwoord, lidwooord, werkwoord, (deelwoord), bijwoord, voorzetsel, voegwoord* und *tusschenwerpsel*[1].

Hooft besonders ist bekannt wegen seiner oft in der That sonderbaren Übersetzungen lat. und franz. Wörter, z. B. *erbermgift* (aalmoes), *voorspraak* (advocaat), *beaangenamen* (agreëeren), *zinslot* (clausule), *teghenrolhouder* (controleur), *beonderhoudseld* (geprebendeerd), *pleithof* (parlement), *enkeling* (particulier), *verdeelgeld* (pensioen), *onderworpeling* (suppoost), u. s. w. Seine Übersetzung von *ingenieur* durch *vernufteling* ist berüchtigt; doch diesen und anderen unglücklichen und wenig gebrauchten Wörtern gegenüber stehen bei Hooft viele, die mit Recht für immer in die Sprache aufgenommen wurden.

Besonders hat auch Hooft in seinen *Nederlandsche Historien* (1642) den lat. Satzbau nachgeahmt und zwar namentlich den des Tacitus, dessen Werke er übersetzte, nachdem er sie ein ganzes Jahr hindurch jede Woche von A bis Z durchgelesen hatte. Man findet bei ihm denn auch zahlreiche Beispiele von Hendiadys, Breviloquenz, Ellipse, Attraktion und Weglassung nebengeordneter Wörter trotz Unterschiedes in Funktion und Bedeutung. Er bedient sich des Ansdrucks *zei hij* in der Mitte des Satzes, wie *inquit,* also, z. B.: »De Graaf daarop »dank«, zei hy, »zij God altijd«. Er gebraucht gegen das nl. Idiom die Partizipien wie im Lat. und zieht z. B. ganze konditionale oder kausale Sätze zu einem einzigen Part. zusammen, wie auch jetzt noch wohl geschieht. Er schreibt weiter z. B.: »naa oorlof van den koning genoomen« (post veniam a rege petitam) oder »om die beknopte mooghentheit« statt »om de beknoptheid van die mogendheid«.

Er gebraucht wiederholt den absol. Nom. in Nachahmung des lat. Abl. absol., und dies alles wurde im 17. Jahrh. von den besten Schriftstellern, die ihn zum Muster nahmen, ganz oder teilweise nachgeahmt. Die Sucht den lat. Abl. absol. zu gebrauchen ging sogar so weit, dass B. Huydecoper 1739 sowohl Lamb. ten Kate wie auch Mattheus van Leeuwaerden heftig bekämpfte[2], welche als absol. Kasus im Nl., in Übereinstimmung mit Hooft und Vondel, nur den Nom. für geeignet hielten, während Huydecoper sogar den Dativ dafür gebrauchen und also z. B. schreiben wollte: »den bischop« oder »hem gestorven zijnde, verkoos men een ander«, und das indem er sich u. a. auf Tatian, Isidor, Otfrid, sogar auf die ags. Evangelien und Vulfila berief, da er im Agerm. keine Latinismen annahm. Erst im 19. Jahrh. ist man dazu geschritten, nicht nur den absol. Dativ, sondern auch den absol. Nom. aus dem Nl. zu verbannen.

Dies war auch mit dem sogenannten Acc. cum Inf. der Fall. Er kommt zwar schon im Mnl. vor, wird aber erst recht häufig gebraucht seit dem 17. Jahrh. Bei Hooft findet man wiederholt Sätze wie: «'tpadt, dat men houdt gebaant te zijn« (via, quae habetur strata esse), oder »het zy dan waar oft hier uit vermoedt niet verziert te zijn«, oder »Hij zeide te zullen doen tgeen hij verstond tot 's Koninx dienst te strekken«. Bis ins 19. Jahrh. hinein behauptete sich diese Konstruktion beim getragenen Stil, so dass z. B.

Van der Palm noch schrieb: »dat tijdstip acht ik nu gekomen te zijn«. Durch Kontamination der lat. Konstruktion: »ik weet dien man rijk te zijn« und der nl.: »ik weet, dat die man rijk is« entstand schon im Mnl. bei relativer Satzverknüpfung eine Konstruktion wie *de man, die ik weet, dat rijk is,* die noch sehr gebräuchlich ist, obschon man es jetzt mit Recht missbilligt, wenn man das Relativpron. in den Acc. setzt, wie z. B. Van Lennep noch that. Im Mnl. sagte man bisweilen auch *de man, die(n) ik weet, die rijk is.*

Als Latinismus ist auch zu betrachten der adjektivische Gebrauch des Relativpronomens *welk,* der noch herrscht, wenn man auch nicht mehr, wie Hooft, mit solch einem Relativsatz anfangen wird. Man wird also z. B. nicht mehr schreiben: »welk lof bet zou geklonken hebben«, sondern »Een lof, welke u. s. w.« Ein Latinismus, der für immer ins Nl. aufgenommen zu sein scheint, ist der passive Gebrauch intransitiver Verben als Prädikat eines unbestimmten und durch kein Wort ausgedrückten Subjekts, wie »*er* (= da) *wordt geloopen*« (curritur) statt *men loopt,* wie man auch in der Schriftsprache, oder *ze loopen,* wie man in der Umgangssprache sagt.

Ein Latinismus jüngeren Datums, das im Nl. erst im 19. Jahrh. als Nachahmung des Hochdeutschen (worin übrigens schon Jacob Grimm es missbilligt) eingeführt zu sein scheint, ist die Konstruktion von *leeren*, *onderwijzen* und *vragen* mit doppeltem Acc., anstatt mit dem Dativ der Person und dem Acc. der Sache, wie der nl. Sprachgebrauch der letzten Jahrhunderte es heischt, und wie man auch noch bei der Mehrzahl der guten Schriftsteller und Grammatiker finden kann. Zwar kommen diese Verben auch mit den Acc. der Person vor; dann aber steht *leeren* ohne nähere Bestimmung, während bei *onderwijzen* der Sachname mit der Präp. *in* verbunden ist, und bei *vragen* mit der Präp. *naar* oder *om,* als Ersatz des Genitivs, worin der Sachname im Mnl. stand.

Noch herrschte seit dem 17. Jahrh. der, erst im Lauf des 19. Jahrh. verbannte, Latinismus *de eerste* (primus) in einem Satze wie *hij sprak haar de eerste toe,* statt *hij sprak haar het eerst toe* oder *hij was de eerste, die haar toesprak.* Nach dem Artikel forderte der nl. Sprachgebrauch von jeher den Superlativ als Vergleich, wo das Lat. sich oft des Komparativs bediente. Hooft und andere ahmten auch in diesem Punkt das Lat. nach. Jetzt wird man das nur noch wie schon im Mnl. bei Eigennamen finden, wie bei *Cato de oudere, Cyrus de jongere* u. s. w. Vater und Sohn, die denselben Vornamen führen, schreiben auch jetzt noch häufig *senior* und *junior* (nicht *maior* und *minor)* hinter ihren Namen. Sehr gebräuchliche Latinismen sind jetzt noch die substantivisch gebrauchten Part. prät. in aktiver statt in passiver Bedeutung: *oudgediende*, *geleerde*, *gezworenen*, *samengezworenen*, als Übersetzung von *emeritus, doctus, jurati, conjurati.*

Dass immerfort und auch jetzt noch lat. und griech. Wörter aus der Sprache der Wissenschaft ins Nl. herübergenommen werden, versteht sich von selbst, und Übersetzungen derselben, wie z. B. von *telegraaf* durch *verschrijver, telephoon* durch *verspreker* oder *spreekdraad, thermometer* durch *warmtemeter, photographie* durch *lichtdruk,* u. s. w. werden mit Gleichgültigkeit oder Spott empfangen, weil sie für zu steif gehalten werden.

[1] Die *Twespraack* benennt sie: *naam (zelfstandig* und *bijvoeghlijck), voornaam, getal, lid, woord, (deelneming), bijwoord, voorzetting, koppeling* und *inwurp.* — [2] s. *Werken van de Maatsch. der Ned. Letterkunde* I Leyden 1772, 1—55.

§ 62. Einfluss des Hochdeutschen auf das Nl. Ein Einfluss des Hochd. auf das Nl. offenbart sich vor dem 14. Jahrh. so gut wie gar nicht. Nur dringen in der Zeit vereinzelt mitteldeutsche Wörter durch den Süden Limburgs hindurch in die Sprache ein. In der Mitte des 14. Jahrhs. aber,

wo in Brabant Wenzislaus Herzog wurde und in Holland das bairische Haus zur Regierung kam, offenbarte sich zuerst der hd. Einfluss in kräftiger Weise[1], weil damals unaufhörlich hd. Minstrels, Sänger und Sprecher an den fürstlichen Höfen Gehör fanden, hd. Lieder, wie z. B. von Walther von der Vogelweide ertönten und hd. Gedichte übersetzt wurden, wie Vrîdancs *Bescheidenheit*, die *Reise des St. Brandan* und das *Nibelungenliet*, wenn nicht die Übersetzung des letzten Gedichts älter ist. Diese Übersetzungen weisen viele Spuren hd. Ursprungs auf; aber auch in ursprünglich nl. Werken nahm in der Zeit der Einfluss des Hd. sichtlich zu. Ein treffendes Beispiel davon liefert uns *Der Minnen loep* (1412) von Dirc Potter, einem nl. Edelmann, aber von 1403 bis 1428 Geheimschreiber der holl. Grafen.

Nachdem Philipp von Burgund 1428 Jacobäa von Baiern verdrängt hatte, wich der Einfluss des Hd. zwar in der Hof- und Kunstsprache vor dem des Franz., doch die Prosa der Mystiker, welche auch fortan mit deutschen Gleichgesinnten in Verbindung blieben, machte sich von diesem Einfluss nicht frei, und als später, vorzüglich unter Maximilian und Karl V., deutsche Kriegsknechte in die Niederlande als Besatzung kamen, wurden allerlei deutsche Wörter in die Sprache eingeführt, auch durch viele aus dem Hd. übersetzte Reiterlieder, die beim Volk sehr populär wurden und oft von hd. Wörtern wimmeln. Weiter übten deutsche Kaufleute in den grossen Handelsstädten Einfluss aus, und die zeitweilige Auswanderung von Reformirten nach Deutschland vor dem Anfang des achtzigjährigen Krieges verstärkte diesen Einfluss, der auch während dieses Krieges fortdauerte durch die deutschen Mietstruppen, die unter Moritz und Friedrich Heinrich dienten.

Die Sprachreiniger widersetzten sich diesem Einfluss nicht nur nicht, sondern begünstigten ihn, da sie absichtlich dem Hd. Wörter entlehnen wollten um dadurch die franz. und lat. zu ersetzen. So sagte Jan van Ghelen, der Verleger Jan van de Werves *Schat der Duytscher talen:* »Dese onse tale, al is sy van der Overlantscher spraken van gheluytsweghen seer verscheyden, so heeft sy nochtans metter selver hare ghemeynschap, wesende beyde tsamen van ghelycken eygenschap ende oorspronge, so dat wanneer in de selve onse moedertale yet ghebreeckt, men tselve aen de Overlantsche halen ende rechtelyck mach gebruycken«.

So urteilte auch Spieghel in der *Twespraack.* Er hielt Hd. und Nl. für eine Sprache, »doch dat de zommighe wat te hoogh, andere wat te laagh spreken, ende dat de Nedersaxense of Mysense spraack (van de welcke wy ghekomen zyn) de middelbarichste ende vriendelyckste is, de welcke van Brug af tot Ry en Revel toe streckt, wel iet wat in de uytspraack verschillende, maar zo niet of elck verstaat ander zeer wel«. Deshalb will er denn auch zur Bereicherung der Sprache »uyt elcke verscheyden Duytsche spraack, ja uyt het Deens, Vries ende Enghels, de eyghentlyckste woorden zoecken, van de welcke de ene deze, de andere de andere alleen int ghebruyck ghehouden hebben«.

Ausserdem suchten die Sprachreiniger ihre Wörter auch aus den Urkunden der bairischen Periode, und es braucht uns also nicht Wunder zu nehmen, dass wir bei Schriftstellern wie Bredero, Hooft und Vondel manche hd. Wörter antreffen, die durch ihren Einfluss leicht ins Nl. aufgenommen werden konnten, oder sogar im 19. Jahrh. von verschiedenen Dichtern, die für das 17. Jahrh. noch keinen hd. Einfluss voraussetzten, wieder als rein Nl. aus ihnen entnommen wurden.

Zu den ältesten hd. Wörtern im Nl. gehören: *vertsagen* (jetzt *versagen*), *tsollen* (mhd. *zöllen*, jetzt *sollen*), *tsop* (mfr. *zop*, neben nl. *top*, das jetzt allein

gebraucht wird) und *swych* (mhd. *swîc*), jetzt in scheinbar nl. Form *twijg*, doch nur bei Dichtern.

Bei Kiliaen findet man schon hd. Wörter, die teils schon im 14. oder 15. Jahrh. vorkommen, wie *cieren* oder *sieren*, *cieraet* (jetzt *sieraad*), *tsitteren* (jetzt *sidderen*), *tsaert* oder *saert* (jetzt verloren), *tseghe* oder *seghe* (jetzt verloren, doch wohl *sikje* = ahd. *zicchi*), *sech* (bei Bredero *tsech*, jetzt verloren), *malts* oder *maltsch* (jetzt *malsch*), *grens*, *krants* (jetzt *krans*), *schants* (jetzt *schans*), *harts* (jetzt *hars*), *kortswijl*, *schortsen* (jetzt *schorsen*, neben nl. *schorten*), *spiets* und *spies* (im Mnl. bestand auch die nl. Form *spiet*), *etsen*, *flits*, alle mit *ts* oder später *s* aus hd. *z*. Aus späterer Zeit wären noch hinzuzufügen: *poets* (in: *iemand eene poets spelen*) oder *pots*, *potsig*, *poetsen*, *fratsen*, *gletscher*, *kwarts*, *walsen*, *sarren* (für *serren*, hd. *zerren*, aber in der Bedeutung *tergen*, reizen).

Wie stark der Einfluss des Hd. schon im 14. und 15. Jahrh. war, erhellt schon daraus, dass selbst ein Wort wie das refl. Pron. *zich* in die Sprache aufgenommen werden konnte, welches seit dem 17. Jahrh. für die dritte Person allein herrschend blieb (s. § 39.) Das zeigt sich auch aus der Einführung der Vorsilbe *er*, bei *erinneren* (später *herinneren*) und anderen Verben (s. § 46).

Doch sind auch später wieder viele hd. Wörter, die bei Dichtern aus dem 14. und 15. Jahrh., in Liedern des 16. Jahrhs., und bei den grossen Dichtern des 17. Jahrh. vorkommen, aus der Sprache verschwunden. Von den noch gebräuchlichen verzeichnet Kiliaen schon: *boel* (nl. *minnaar*), *flikken* (nl. *lappen*), *folteren* (nl. *kwellen*), *gestalte* (mnl. *ghedane*, *hebbenesse*, nnl. *gedaante*, *houding*, fläm. *stal*), *hamster*, *hupsch* (nl. *heusch*), *louter* (nl. *zuiver*), *noodwendig* (nl. *noodzakelijk*, früher auch *noodelick*, wie bei Huygens), *pracht* (nl. *schoonheid*), *sage* (nl. *sprook*, im Mnl. jedoch *asage* — Lügenmärchen), *vertwijfeling* (nl. *wanhoop*), *wen* (nl. *wanneer*) u. s. w. und namentlich auch Kriegswörter, wie *hopman* (Hauptmann), *ruiter* (platte Aussprache von *Reiter*), *lansknecht*, *schans* und *schanskorf*, *spiets*, *flits* und *dolk* (eig. slav.), nebst den Wörtern mit dem Suffix *haftig* (s. § 44), wozu später noch hinzutraten: *loopgraaf* (Kiliaen hat *loopgrachte*), *vuurroer*, der Ruf *werda?* und das Kommando *halt*.

Von anderen nach dem 16. Jahrh. entlehnten Wörtern nennen wir noch *aanstalte*, *bestendig*, *bewust*, *gehalte*, *gewei*, *monter*, *pedel*, *poedel*, *waldhoorn*, *foedraal*, *foeteren*, *forel*, *freule*, die vier letzten schon durch das *f* als unniederl. kenntlich. Schon bei Hooft findet man *uitbundig* als Ableitung von *Ausbund*; später übersetzte man *neumodisch* durch *nieuwmodisch* (nl. *nieuwerwetsch*), *zweckmässig* durch *doelmatig* (nl. *doeltreffend*), *weltberühmt* durch *wereldberoemd*, ja sogar *Schadenfreude* durch *leedvermaak*, alles im Widerspruch mit dem Charakter der nl. Sprache. Aus *bijdragen*, Übersetzung von *Beiträge*, wurde eine Einzahl *bijdrage* abgeleitet.

Die meisten der obigen Entlehnungen datieren erst aus dem Ende des 18. oder Anfang des 19. Jahrhs. als zunächst die Werke der hd. Dichter, Ästhetiker und Philosophen, später die der Gelehrten in allerlei Wissenschaften, namentlich der Theologie und Sprachwissenschaft, ihren Einfluss geltend machten. Am Ende des 18. Jahrhs. findet man verschiedene hd. Wörter bei den Dichtern Van Alphen, Feith, sogar Bilderdijk; im 19. Jahrh., ausser in Zeitungen, wissenschaftlichen Werken und übersetzten Romanen, auch bei Romanenschriftstellern wie Consciense und Dichtern wie Hofdijk. Doch finden solche Germanismen auch viele heftige Gegner, unter denen namentlich Van Vloten sich bis vor wenigen Jahren hervorthat.

[1] s. Jan te Winkel, *NenZ.* XII 110—135.

§ 63. Einwirkung der Bibelsprache auf das Nl. Sehr gross ist der Einfluss der Bibel auf die Sprache gewesen, besonders nachdem sie im Auftrag der General-Staaten von 1619 bis 1637 übersetzt war und in allen Familien täglich gelesen wurde. Dadurch behaupteten sich lange Zeit hindurch nicht nur Verbindungen wie *psalmen Davids*, *spreuken Salomo's* mit dem Genit. der Eigennamen hinter dem bestimmten Wort, im Widerspruch zum gewöhnlichen Gebrauch, der *Davids psalmen*, *Salomo's spreuken* fordert, oder deklinirte lat. Genit. wie *de eerste zendbrief Petri*, *het evangelie Marci*, oder modifizirte Gräzismen wie *die van Corinthe* für *de Corinthiërs*, die jedoch jetzt so gut wie ganz verbannt sind; ausserdem aber drangen dadurch allerlei Ausdrücke, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten sogar in die gewöhnliche Umgangssprache ein [1].

Der Bibel entlehnt sind z. B. Wörter wie *farizeër* (Heuchler), *laodiceër* (Gleichgültiger), *sodomiter* (Paiderast), *muggenzifter* (Kleinigkeitskrämer), *zondebok, het gouden kalf* oder *de Mammon, groote verzoendag* (sonnabendliche Reinigung), *de verboden vrucht, de verloren zoon* (im Mnl. auch *verloren kinderen* = lustige Brüder), *zwakke vaten* (Weiber, I Petr. III 7), *babelsche spraakverwarring* (babilonische Sprachverwirrung), oder mit Genitivbestimmung: *jobsbode* (Hiobspost), *kainsteeken*, *arke Noachs* (ein Haus worin Mitglieder verschiedener Familien zusammenwohnen), *paradijsappel* (Apfelart), *paradijscostuum* (Adamskostum), *het heilige der heiligen* (Prunkzimmer), *het penninkske der weduwe* (geringe Gabe aus grosser Liebe), *de vleeschpotten van Egypte*, *een land van melk en honig*, *een steen des aanstoots*, *een kind des doods*, oder mit anderen Bestimmungen: *een wachter op Sions muren* (Prediger), *wolven in schaapskleeren*, u. s. w.

Feste biblische Ausdrücke sind weiter: *ter elfder ure komen* (im letzten Augenblick kommen), *door elkander loopen als de bliksem* (Nahum II. 4, verwirrt durch einander laufen, jetzt vorzüglich von den Übungen der Bürgerwehr), *de hand in eigen boezem steken* (Exod. IV. 6, 7, sich selbst untersuchen), *in Abrams schoot zitten*, *in zak en assche zitten*, *woekeren met zijne talenten*, *de lier aan de wilgen hangen* (aufhören zu dichten), *hinken op twee gedachten* (schwanken), *van de daken prediken* (laut verkündigen), *kolen vuurs op iemands hoofd stapelen* (Spr. XXV. 22, einen beschämen indem man Böses mit Gutem vergilt), *het gemeste kalf slachten*, u. s. w. Auch sind der Bibel allerlei Sprüche entlehnt, wie z. B.: *het grondsop is voor de goddeloozen* (Ps. LXXV 9), und zahllose mehr. Kommt man aus dem Gebiet der gewöhnlichen Umgangs- oder Schriftsprache zur sogenannten *tale Kanäans*, wie sie u. a. noch jetzt von dem Politikertheologen Abr. Kuyper in der Zeitung *De Standaard* geschrieben wird, so trifft man noch viel mehr biblische Ausdrücke und Wendungen an.

Hebräische und Chaldäische Wörter hat man der Bibel nur selten entlehnt, wie *amen* (mit dem Verb *beamen*), *hallelujah*, *hosanna*, *manna*, *Paschen*, *sabbat* und *seraf* und *cherub* mit den jetzt als Einzahl gebrauchten Mehrzahlformen *serafijn* und *cherubijn*.

Wohl sind noch einige Wörter aus dem Jüdischen und darunter vereinzelte aus der Diebssprache ins Nl. herüber genommen, wie *bolleboos* (= *baäl bois*, Herr vom Hause), *gauf* (*ganâb*, Dieb), *gochem* (erfahren, pfiffig), *kabaal* (*kabbâla*, Geheimwissenschaft, geheimes Komplot, und jetzt Lärm), *kapoeres* (*kappâra* oder *kappora*, entzwei), *kit* (*kissé*, Bordell, Kneipe), *kosjer* (rein), *kotsen* (in der Studentensprache: erbrechen), *lawaai* (eig. Interj. jetzt Subst.: Lärm), *rabbijn* (*rabbî*), *schacheren* (*sacheer*, herumgehen und dann Handel treiben), *sikker* (trunken, *sjikkôr*), *sjofel* (schäbig), *smous* (Judendeutsch: *Mausche* oder *Mösche*, d. h. Moses), *taggerijn* oder *tangerijn* (Händelsucher oder Kaufmann

in altem Eisen). Das Wort *schorrimorrie* (Gesindel, Rummel) wird jetzt erklärt[2] aus Deut. XXI 18: *sorer umoreh* (Taugenichts und Rebel), im Judendeutsch *sorreremorrie*.

[1] s. E. Laurillard. *Opgave en toelichting van spreuken en gezegden in de volkstaal aan den Bijbel ontleend*, Amst. 1875. — [2] s. H. Oort. *Tijdschrift* VIII 319.

§ 64. Orientalische Lehnwörter im Nl. Von allen Orientsprachen hat das persisch-arab. der Nl. Sprache die meisten Wörter gegeben[1], es sei unmittelbar durch die Kreuzzüge oder die Handelsrelationen, es sei mittelbar durch das Französische. Vorzüglich waren es Namen von gewebtem oder gesticktem Zeug, wie *atlas* (im Arab. = glatt), oder Lederarbeit, wie das jetzt verlorene *besaen* (im Arab. gegerbtes Schaffell), und anderen Stoffen, die oft benannt wurden nach dem Ort, wo sie gearbeitet wurden, wie das mnl. *bocraen* nach Bokhara, u. s. w. Weiter wurden schon im Mnl. Namen von Spezereien oder Apothekerwaren dem Pers.-Arab. entlehnt, wie *ammer* (arab. *anbar*, jetzt *amber*), *borax* (arab. *bôrak*, pers. *bûrah*), *canfora* (ital. *canfora*, arab. *kâfur* aus dem Prakrt *kappûra* oder *kapûra*, jetzt *kamfer*, franz. *camphre*), *gengebare* (afranz. *gengibre*, mlt. *zinziber*, arab. *zendjebil* aus dem Prakrt. *singabêr*, jetzt *gember*), *saffraan* (pers.-arab. *za'farân*), *siroop* (franz. *sirop*, mlt. *syrupus*, arab. *sjarâb*, jetzt neben *siroop* auch *stroop*) und *zuker* (franz. *sucre*, arab. *sukkar*, jetzt *suiker*); weiter Wörter wie *aysuur* oder *asuur* (arab. *lâsûward*, pers. *lâsjûward*, jetzt *azuur* oder *lazuur*) und *arancenappel* (mlt. *anerantium*, *arancium*, *aurengium*, ital. *arancio*, arab.-pers. *nârandj*, bei Kiliaen *araniënappel*, jetzt *oranjeappel* nach dem Franz.) und Titel wie *ammirael* (arab. *amîr* mit lat. Endung: mlt. *amiralius*, Befehlshaber; bei Velthem »ammirael van der see«, jetzt *admiraal*, ausschliesslich mit der Bedeutung »Flottenkommandant«) und *soudaen* (arab. *soltân* oder *sultân*, urspr. Chald., jetzt *sultan*), und auch *schaak* (pers.-arab. *sjâh*), das jedoch nur dem im Mittelalter bei den Rittern so beliebten *schaakspel* den Namen gab. Daher stammt auch nl. *mat* (arab. *mâta*, *mât* = tot, später im Nl. »besiegt«, jetzt »ermüdet«) mit der Ableitung *afmatten*, und das Wort *alfijn* (afranz. *alfin*, arab. *al-fîl* = der Elefant), wofür im Mnl. jedoch gewöhnlich *oude*, jetzt nur *raadsheer* gebraucht wird.

Den arab. Artikel *al* finden wir auch noch in *alembijt* oder *alambic* (franz. *alambic*, arab. *al-anbik*, Distillirkessel) und *algebra* (arab. *al-djebr* oder *al-djebra*) und versteckt auch in *acotoen* (afranz. *aucoton*, arab. *al-koton*), einem anderen Namen für das Mnl. *wambeys* (jetzt *wambuis*) als Gegenstand, jetzt aber, ohne Artikel, als Stoffname *katoen*, und in *luit* (franz. *luth*, arab. *al-'ud*, das Holz). Auch andere Musikinstrumente kommen im Mnl. mit arab., jetzt wieder verlorenen Namen vor, wie *acare* oder *nacare* (afranz. *naquaire*, arab. *nakarieh*) und *rebebe* (arab. *rebab*), auch *rebeke* (ital. *rebeca*). Im 15. Jahrh. kommt schon *magazijn* vor (franz. *magasin*, arab. *machsen*, *machasen*), das jedoch erst später allgemein wurde, und *bazaar*, das jedoch erst im 19. Jahrh. im Nl. geläufig ist.

Von den anderen pers.-arab. Wörtern verzeichnet Kiliaen schon: *alcumye* oder *alkemye* (arab. *al-kimijâ*, jetzt *alchimie*), *almanak* (arab. *al-manâk*, aber eig. koptisch), *arcinael* (franz. *arsenal*, arab. *dâr-san'a*, Schiffswerft, jetzt *arsenaal*), *artischock* (ital. *articiocco*, arab. *charsjof*, jetzt *artisjok*), *cijfer* (arab. *çîfr*), *haverij* (mlt. *avaria*, arab. *awâr*, beschädigt, jetzt besser *averij*), *jasmijn* (arab. *jâsemîn*), *kallefaten*, *kalfateren* (arab. *kalafa*, mlt. *calafatare*), *karmesijn* oder *karmosijn* (ital. *carmesino*, franz. *cramoisi*, arab. *kermesi* aus dem Indischen: Skr. *krimi-dsjâ*, jetzt auch *karmijn*, franz. *carmin*), *lak* (arab. *lakh*, ind. *lâksjâ*), *limoen* (pers. *limûn*), *masche* oder *mascke* (franz. *masque*, arab. *maschara*, Spötter, jetzt *masker* mit der Bedeutung des ital. *maschera*), *mattras* (mlt. *materassa*, arab. *matrah*, Kissen, jetzt *matras*), *riem* (Papiermaass; sp. port. *rima*, arab.

rizma), seneblad (arab. *senâ*), *taffetas* (pers. *tâftah*, gewebt, jetzt *taf*), *tulipa* und *turbant* (pers. *dulband*, jetzt *tulp* und *tulband*).

Andere pers.-arab. Wörter scheinen erst im 17. Jahrh. oder noch später ins Nl. aufgenommen zu sein, wie *alcohol, alkali, arak, brons, divan* (wenigstens in der Bedeutung »Ruhebank«), *harem, kandij, karaf, koepel* (ital. *cupola* aus dem arab. *kobba*), *koffie, salep, segrijnleer* (pers. *sagrî* oder *segrî*), *sits* (pers. *tsjit*), *sjorren* (sp. *jorro*, Schlepptau, arab. *djarra*, schleppen), *sofa, sorbet, talk, tarra* (arab. *tarha*, das Weggeworfene), *tarief, zenit*, u. s. w. Ein Wort wie *alkoof* (franz. *alcove*, arab. *al-kobba*) kommt erst am Ende des 18. Jahrh. im Nl. vor.

So findet sich auch noch kein einziges türkisches Wort bei Kiliaen. Die jetzt gebräuchlichsten aus dieser Sprache sind: *bergamot* (ital. *bergamotto*, aus dem türk. *beg-armudi*, Herrenbirne), *horde* (franz. *horde*, erst im 18. Jahrh. aus dem türk. *uru*), *jakhals* (türk. *djakâl*), *karwats* (türk. *karbâdj*, Ochsenziemer), *kiosk* (türk. *kieusjk*), *kolbak* (türk. *kalpâk*, erst im 19. Jahrh.), *odalisk* (franz. *odalisque*, türk. *odalik*, Kammermädchen), *schabrak* (franz. *schabraque*, türk. *tsjâprâk*. Pferdedecke), u. s. w.

Natürlich datieren auch die malaischen Wörter frühestens aus dem 17. Jahrh. Die gebräuchlichsten sind[2] als Namen von Produkten: *gutta-percha* (mal. *gĕtah-pertsja*, verändert durch Nebengedanken an das lat. *gutta*), *kajapoet* (mal. *kaja-putih*, weisses Holz), *pisang* (auch in dem Ausdruck: *de ware pisang* = das Richtige), *rotting* (mal. *rotan*), *sago* (mal. *sagu*), *thee* (mal. *teh*, urspr. chinesisch: *tsjâ*); als Tiernamen: *orang-oetang* (Waldmensch), *kazuaris* (Papua-mal. *kasu-wari*), *kaketoe* (Papua-mal. *kakatuwah*), *lorre* (Papua-mal. *luri*, Papageiart), und weiter *amok* (mal. *amuk*), *baadje* (mal. *badju*), *baboe* (Amme), *brani* (grosser Herr), *baar* (mal. *baru*, Neuling), *oorlam* (mal. *orang-lama*, eig. alter Mensch, daher Veteran, Schnappstrinker, und jetzt der Schnapps selbst), *pagaai* (mal. *pèngajuh* oder *pĕgajuh*), *pikol* (gut 60 Kilogr.), *prauw* (mal. *prahu*), *negerij* (mal. *negeri*, urspr. Skr. *negari*); sogar Verben wie *bakkeleien* (mal. *bekkelâhi*, sich raufen) und *soebatten* (unaufhörlich um etwas bitten, vom mal. *sobat*, Freund, urspr. arab.). Unter den aus Indien zurückgekehrten Niederländern sind natürlich noch viel mehr malaische Wörter im Schwange, und auch nl. Wörter, die in Indien eine bestimmte Bedeutung angenommen haben und ganz und gar in dieser Bedeutung von Niederländern gebraucht werden, z. B. *lekker* in der Bedeutung von »frisch, munter, oder göttlich wohl«.

[1] s. R. Dozy, *Oosterlingen*. 's-Grav. 1867. — [2] s. P. J. Veth. *Uit Oost en West. Verklaring van eenige uitheemsche woorden*. Arnh. 1889.

§ 65. Französische Lehnwörter vom 17. bis 19. Jahrh. Der Bewegung im 16. Jahrh. gegen die Fremdwörter gelang es ebenso wenig das Franz. vollkommen zu verbannen als das Lat. Namentlich behielt die Gerichts- und Kanzleisprache eine grosse Anzahl franz. Wörter bei; und wie sollte es anders, da das Franz. die Hofsprache war? Schon 1622 schilderte Huygens in seinem *Voorhout*, 1624 Westerbaen in seinem *Noodsaeckelick Mal* «'tgebroetsel dat off Penn' off Degen voert« mit ihrer halbfranz. Sprache. Hauptsächlich unter Friedrich Heinrich (1625—1647) und Wilhelm II (1647—1650) nahm die Französierung am Hofe zu. Viele Dichter schrieben denn auch nicht nur lat. und nl., sondern auch franz. Gedichte, wie z. B. Huygens, Cats, Simon van Beaumont, einmal auch Vondel, obschon er nicht wie die anderen in den Haagschen Hofkreisen verkehrte. »Hagae Gallorum et Gallizantium plena sunt omnia« schrieb Barlaeus 1641.

Auch anderswo als im Haag zeigte sich der Einfluss seit dem Ende des 17. Jahrhs. immermehr, nicht nur durch Übersetzen und Nachahmen der franz. klassischen Literatur, sondern auch durch die gastfreundliche Aufnahme der

zahlreichen Refugiés, die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes, 1685, in den Niederlanden ein zweites Vaterland suchten, und darunter Gelehrte wie Bayle, Jurieu, Saurin, Lyonnet, Basnage u. a. Seit der Zeit hauptsächlich wurde es auch in höheren Ständen mehr und mehr zur Gewohnheit auch im Haus franz. zu sprechen, und während des ganzen 18. Jahrh. wurde der Briefwechsel der Vornehmen grossenteils in franz. Sprache geführt. Viele Niederländer setzten eine grosse Ehre darin, ihre Werke französisch zu schreiben, im Anfang des 18. Jahrh. z. B. Justus van Effen, der seit 1711 eine franz. Zeitschrift *Le Misanthrope* herausgab, obschon er 1731 mit seiner Wochenschrift *De Hollandsche Spectator* bewies, dass er auch im Nl. seine Gedanken meisterhaft auszudrücken wusste; und am Ende des 18. Jahrh. François Hemsterhuis mit seinen fein stilisirten, franz. geschriebenen Platonischen Dialogen.

Die franz. Fremdwörter, die damals wieder massenhaft in die Umgangssprache eindrangen, blieben zwar aus den mustergültigen Werken der Dichter und Prosaisten verbannt, aber in der Schreibweise und im Satzbau waren diese doch auch teilweise franz. Kein stärkeres Beispiel davon findet man als in den dichterischen, jedoch in Sprache und Stil erbärmlichen Gedichten der Brüder Van Haren, den feurigen Bewunderern und persönlichen Freunden von Voltaire.

Mit der Regierung von König Ludwig (1806—1810) und der Einverleibung von Niederland in das franz. Kaiserreich (1810—1813) nahm der franz. Einfluss natürlich eher zu als ab, doch die Reaktion blieb nicht aus, und seit der Gründung des Königsreichs der Niederlande wurde der Kampf gegen die franz. Lehnwörter immer wieder erneut, und suchte man sich auch der allzu wörtlichen Übersetzungen von franz. Wörtern und Wendungen zu entäussern. Van Lennep, der sich diese in seinen älteren Werken noch ziemlich häufig zu Schulden kommen liess, wies in den späteren Ausgaben dieser Werke darauf als auf abschreckende Beispiele hin. Doch finden sie sich noch in grosser Anzahl in der Schriftsprache, vorzüglich der familiären. Namentlich werden dadurch die Schriften Busken Huets verunreinigt, wie auch die von Frau Bosboom Toussaint, die in ihrem ausgezeichneten Roman *Majoor Frans* (1875) ein Musterbild des franz. Konversationstons der höheren, vorzüglich Haagschen Kreise gab. Poesie und Kanzelstil vermeiden dagegen gewöhnlich diese Fremdwörter. Es ist jedoch nicht zu leugnen, dass die nl. Wörter, wodurch man sie dann und wann zu ersetzen sucht, ein wenig steif lauten, wie z. B. *regenscherm* für *parapluie, briefzakje* für *enveloppe, inzameling* für *collecte*, *aanbieden* für *presenteeren*, u. s. w. Sogar die von De Vries 1870 vorgeschlagene Übersetzung von *vélocipède* durch *wieler*[1] wird erst allmählich einigermassen gebräuchlich.

Dagegen findet man schon im 17. Jahrh. wörtliche Übersetzungen aus dem Franz., die für immer im Gebrauch blieben, z. B. *grootvader* und *grootmoeder* (mnl. *oudervader* und *oudermoeder*, im 17. Jahrh. auch *bestevaar, bestemoer*) für *grandpère, grandmère; schoonvader* (mnl. *sweer*), *schoonmoeder* (mnl. *swegher*), *schoonzoon* (mnl. *swager*, das jetzt neben *schoonbroeder* gebräuchlich ist), *schoondochter* (mnl. *snaar*) für *beau père, belle mère, beau fils, belle fille; kleinzoon, kleindochter* (mnl. *neve, nichte*) für *petit fils, petite fille; vroedvrouw* für *sage femme*, u. s. w.

Aus späterer Zeit datiren *het hooger en lager onderwijs* als Übersetzung von *l'instruction supérieure et inférieure*, aus der Mitte des 19. Jahrhs. *middelbaar onderwijs*, (*instruction moyenne*) und *hoogere burgerschool* (*école civile supérieure*). Sogar auf echt nl. Wörter übte das franz. Einfluss aus: *aanrannen* z. B. wurde *aanranden* durch den falschen Nebengedanken an *aborder*.

Zahlreiche franz. Wörter haben sich jedoch im Nl. so sehr in Form oder Bedeutung geändert, dass ein Franzose sie nicht leicht erkennen oder verstehen würde, z. B. *accijns (assise), astrant* (frech, *assurant*), *beschuit (biscuit)*. *kantoor (comptoir), ledekant (lit de camp), loderein (eau de la reine)*, *sikkeneurig (chicaneux)*. *Lommer* (fr. *ombre*) hat sogar den Artikel dem Worte einverleibt. Bisweilen wurden franz. Wörter von Niederländern gemacht, wie *secondant* (Hülfslehrer an einem Knabeninstitut, *maître d'étude*, oder *second* bei einem Duel), das nie im Franz. bestand, aber von *seconder* abgeleitet ist.

Eine veraltete Bedeutung hat *melaatsch* (jetzt franz. *lépreux*), doch die afr. Bedeutung lebte noch lange in *maladerie*, das neben *léproserie* (nl. *leprozenhuis*) gebräuchlich war. *Horloge* ist im Franz. eine stehende Uhr, doch die nl. Bedeutung Taschenuhr (fr. *montre*) ist in Übereinstimmung mit dem Franz. des 17. Jahrhs., wo ein *montre sonante* ein *horloge* genannt wurde. *Equipage* wurde auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. noch im Franz. gebraucht für *voiture de maître*. *Jalousie* war im Franz. der Name der italienischen hölzernen Fensterbedeckung, wodurch man hindurchgucken konnte, jetzt gebraucht man es im Nl. für *zonneblinde* (fr. *persienne*). *Galanterieën* bedeutet im Franz. auch wohl »kleine Geschenke«, doch im Nl. ausschliesslich allerlei Nutz- und Luxusartikel (fr. *quincaillerie*). *Logement* (im Franz. nur Wohnung, Aufenthalt) hat im Nl. die Bedeutung des fr. *hôtel*. *Negociatie* konnte im Franz. gebraucht werden für das Schliessen einer Anleihe, bedeutet aber im Nl. die Anleihe (*leening*) selbst (fr. *emprunte*). *Passagier* ist im Franz. nur jemand, der mit einem Schiff übergesetzt wird, im Nl. jeder Reisende (fr. *voyageur*). *Station* bedeutet im Franz. »Aufenthalt« und »der Ort, wo man still hält«, im Nl. bestimmt die Stelle, wo der Zug hält und das Gebäude (fr. *gare*). Ein *engagement* ist im Franz. eine Verbindung ganz allgemein, im Nl. eine Verlobung (fr. *liaison d'amour*). *Geëngageerden* sind denn auch im Nl. Verlobte (fr. *fiancés*) u. s. w.

[1] s. De Vries, *TenLtb.* I 79–82.

§ 66. Romanische und englische Lehnwörter. Die anderen romanischen Sprachen haben dem Nl. nur einige Wörter geliefert, meist durch franz. Vermittlung, obschon Handelsrelationen mit Italien, Spanien und Portugal im 16. und 17. Jahrh., Bekanntschaft mit der damaligen spanischen und ital. Literatur, und persönlicher Einfluss der spanischen Soldaten im 16. Jahrh. auch das Ihre dazu haben beitragen können.

Dem Italienischen entlehnte der Handel Wörter wie *disconteeren* (jetzt ital. *scontare*), *endosseeren* (*indossare*), *cassa* und *incasseeren, saldo, agio, netto, bruto, franco, porto* oder *port, contrabande (contrabbando), bankroet (banca rotta), dukaat*, u. s. w. und Namen von Waren, wie *vermicelli, macaroni, amandel* auch *mangel (mandola), marsepein (marzapane), cervelaatworst (cervellata)* u. s. w. Kriegswörter aus dem Ital. sind: *infanterie, cavalerie, artillerie, eskader (squadra)* und *eskadron (squadrone), patrouille (pattuglia), soldaat, korporaal (caporale), kapitein (capitano), kolonel (colonnello), marketentster (mercadante), cantine, proviand, kanon, karabijn, pistool, musket (moschetto), bom (bomba), kardoes (cartoccio), citadel (cittadella), kazemat, schermutseling (schermugio), braveeren, contramine (contrammina), affront, alarm* (Subst. Aufregung, ital. *all' arme*, zu den Waffen) u. s. w. Namentlich auf dem Gebiete der Kunst werden zahlreiche ital. Wörter gebraucht. Aus der Baukunst kennen wir u. a. *villa, balkon, kabinet, rotonde, belvedere, mozaiek (musaico)*, aus der Bildhauerkunst und Malerei: *model, buste, profiel (proffilo), caricatuur, aquarel, schets (schizzo), inkarnaat*, aus der Musik: *opera, ballet, sonate, cantate, fuga, tempo, crescendo, andante, adagio, solo, duo* oder *duet, trio, quartet, tenor, bas, sopraan, alt, klavecimbel, piano, violoncel, mando-*

line, *tamboerijn*, *triangel*, *fagot*, *trombone*, und aus allen Künsten *virtuoos* und *dilettant*.

Die spanischen Wörter im Nl. sind zunächst Namen von südlichen, auch amerikanischen, Früchten und anderen Esswaren, z. B. *kalebas (calabaza)*, *schorseneer (escorzonera*, so genannt als Heilmittel gegen Schlangenbiss, von *escorzo*, Schlangenart), *vanille*, *(vaynilla)*, *cacao* und *chocolade* (beide aus den amerik. Sprachen), *marmelade*, *noga (nogado)*, *salade*; weiter *tabak*, *sigaar (cigarro)*, *indigo*, *cochenille* oder *konzenielje*. Der Schiffsbefrachter hiess mit einem span. Wort *cargadoor*. Das Kriegswesen bot u. a. *adjudant (ayudante*, verbildet durch Nebengedanken an das lat. *adjuvare*, doch schon im Franz.), *kazerne*, *kameraad*. Weiter gehören zu den gebräuchlichsten span. Wörtern im Nl. *poelepintaat* (fr. *poule pintade*, sp. *pintado*), *parmantig* (von *paramento* gebildet), *bezaan (mezana)*, *orkaan (huracan* aus dem Karaibischen), *corridor*, *lakei (lacayo)*, *mantille*, *platina*, *serenade*, *gitaar* (schon im Mnl. aus dem Franz. *ghiterne)*, *kastanjetten (castañetas)*, *domino* (als Spiel) und *omber (hombre)* mit den Namen der *matadors*. Der Fluch *par (por) los santos* gab Anlass zur Bildung des Wortes *parlesanten* (lebhaft, doch unverständlich sprechen).

Sind viele der ital. und span. Wörter mittels des Franz. ins Nl. eingedrungen, so rühren die portugiesischen Wörter entweder direkt von den Matrosen her, oder von der Bevölkerung der Ost- und Westindischen Besitzungen, aus denen die Niederl. die Portugiesen im Anfang des 17. Jahrhs. verdrängten. Alle port. Wörter im Nl. erinnern denn auch an die Kolonien, wie die Namen der Farbigen, z. B. *neger (negro)*, *creool (crioulo)*, *mesties (mestiço)* und *mulat* (aport. *mulato*, Maulesel), und weiter Wörter wie *fetisch (feitiço)*, *kaste (casta)*, *kwispedoor (cuspidor)*, *muskiet (mosquito)*, *mandarijn* (Name von den Portugiesen den chinesischen Beamten gegeben, von *mandar* = befehlen) und *baljaard* (Lärm, port. *bailar* = tanzen, von den Nl. insbesondere aufgefasst für das wilde Tanzen der Negerstämme in West-Indien; daher auch *bajadere*, Tänzerin, port. *bailadera)*. Einige Wörter sind von ausser-europäischer Herkunft, doch ins Nl. durch das Port. hindurch aufgenommen, z. B. *ananas* (eig. amerik.), *bamboes* (port. *bambu* oder *bambuz*, aus Vorderindien, eig. *mambu)* und *banaan* (port. *banána*, urspr. afrik.)

Auch die Wörter, welche das Nl. aus dem Englischen entlehnt hat, sind direkt aus dieser Sprache eingeführt, doch der Anzahl nach geringer als man erwarten sollte. Eins der ältesten ist *dog*, das schon Kiliaen vermeldet. Einige sind von ausser-europäischer Herkunft, doch durch das Engl. hindurch ins Nl. aufgenommen, wie *nabob* (im Engl.-Indien gebildet aus dem arab. *nuwab*, Plur. von *nâib)*, *veranda* (eng. *verandah*, eig. prakrt. *waranda)*, *gonje* (eng. *gunny*, eig. bengal. *guni)*, *sjaal* (eng. *shawl*, eig. ind.), *kerrie* (eng. *curry*, aus dem Tamil *kari)* und *pons* (eng. *punch*, eig. Skr. *pentsja* oder *pantsja*, nach den fünf Bestandteilen, woraus er urspr. bestand).

Weiter sind sehr gebräuchlich: *herrie* (eng. *hurry)*, *toost (toast)*, *pony*, *comfort*, *lift*, *blunder*, *clown*; einige Wörter für Speisen und Getränke, wie *biefstuk (beefsteak)*, *podding (pudding)*, *rum*, *grog*, die beiden letzten gewiss durch das Seevolk eingeführt, das auch *praaien* (engl. *to pray)* und *brits (breeches)* für *broek* herübernahm. Andere eng. Namen für Kleidungsstücke sind *cloak*, *chambercloak*, *ulster*, *plaid*. Der Handel entlehnte nur vereinzelte Wörter, wie *check*; viel mehr dagegen sind bei der Entwicklung des Dampf- und Fabrikwesens herübergenommen, wie *rails*, *tender* (nl. *kolenwagen)*, *wagon*, *tunnel*, *cokes*, *gasfitter*. Da seit der Einführung der Verfassung von 1848 die Mitglieder der General-Staaten das eng. Parlement sich zum Muster nahmen, wurden damals ziemlich viel parlementäre Wörter herübergenommen, wie *speech*,

meeting, *club*, *budget* (nl. *begrooting*). Die Ausstellungen brachten das Wort *jury* in Gebrauch. Das Wort *whist* wurde mit dem Spiel eingeführt, wie auch, doch im franz. Form, *fiche* (eng. *fish*) für Spielmarke. Da in letzter Zeit allerlei *sport* Mode geworden ist, bis zum *wedrennen* (das Nl. kennt wohl seit langer Zeit *harddraverijen*, wobei nicht gewettet wird), gebraucht man nun Wörter wie *jockey*, *turnen* (vermutlich mittels des Hochdeutschen eingeführt), *cricket* und zahlreiche andere, die jedoch jetzt noch nur unter den Sportliebhabern im Schwange sind.

V. ABSCHNITT.

SPRACHGESCHICHTE.

7. GESCHICHTE DER FRIESISCHEN SPRACHE

VON

THEODOR SIEBS.

EINLEITUNG.

§ 1. Begriff der friesischen Sprache. Unter friesischer Sprache verstehen wir die Sprache des germanischen Stammes, welcher in den ältesten Zeiten, von denen wir Kunde haben, Inseln und Küste der Nordsee zwischen Rhein und Ems bewohnte. Als die ältesten zusammenhängenden Denkmäler friesischer Sprache in der Form aufgezeichnet wurden, wie sie uns überliefert sind — also um die zweite Hälfte des 13. Jahrhs. —, hatten sicherlich Friesen das Gebiet zwischen dem Fli und der Weser inne, vermutlich auch damals schon das Land Wursten am rechten Weserufer[1], ferner die Westküste Schleswigs, die Inseln Helgoland, Amrum-Föhr, Sild sowie im Westen gewisse Teile des Landes zwischen Sinkfal (Zwin) und Fli, z. B. das Kennemerland (das Land der Caninefates des Tacitus).

Anmerkung. In den ältesten Überlieferungen lautet der Name des Volkes *Fresa(n)* (in der Rüstringer Sprache *Frisa* Nom. Plur.), die Sprache wird *fresisk (frisesk)* genannt, das Land *Freslônd (Frislônd).* Die Bedeutung des Friesennamens ist nicht sicher gestellt; ich erkläre ihn als germ. *Frisan-* neben *Frisjan-*, etwa „der in Gefahr schwebende" bedeutend: die Form bietet die Tiefstufe der in ahd. *freisa·freisôn* as. *frêsôn* got. *fraisan* erhaltenen Wurzel; betreffs des Sinnes hat man wohl an die Gefahren der See zu denken.

[1] v. Richthofen, *Untersuchungen über frs. Rechtsgeschichte.* Berlin 1880—6. II. Bd. pag. 145.

§ 2. Die Stellung des Frs. innerhalb des Germanischen. Das Friesische ist ein Zweig der englisch-friesischen[1] Spracheinheit, welche sich aus dem Westgermanischen entwickelt hat und ihren nächsten Verwandten im Altsächsischen sieht. Aus der englisch-friesischen Sprache sind sowohl die angelsächsischen als auch die friesischen Mundarten hervorgegangen; von den ersteren steht das Northumbrische dem Frs. am nächsten.

[1] Siebs, *Zur Geschichte der engl.-frs. Sprache* (EFS). Halle 1889. Hier ist (pag. 348—393) die gesamte Literatur verzeichnet.

§ 3. Das Urfrs. und die Spaltung. Die urfrs. Sprache hat sich schon in sehr früher Zeit in zwei Hauptmundarten, eine östlichere und eine west-

lichere, gespalten. Die erstere nennen wir (gemein)ost-nordfrs., denn sie ist die Vorstufe der ostfrs. und nordfrs. Dialekte; auf das (Gemein) westfrs. hingegen weisen die Mundarten Westfrieslands zurück.

Anm. Die älteste Spur friesischer Sprache bietet uns eine bei Borcovicium am Hadrianswalle gefundene Inschrift von etwa 225 n. Chr. vgl. EFS pag. 363, ZfdPh XXII, 258 ff.

§ 4. Das Sprachgebiet des Altostfrs. Das ostfrs. Sprachgebiet erstreckte sich im 13. Jahrh. von der Lauwers bis zur Weser. Auf Grund der uns erhaltenen Sprachdenkmäler und der überlebenden Mundarten können wir das weserfrs. und das emsfrs. Sprachgebiet scheiden [1]. Zu ersterem rechnen wir mit Sicherheit Rüstringerland (das alte Riostringalônd), Land Wursten (Wurtsetenalônd), Harlingerland (Herlingalônd) und die Insel Wangeroog; höchstwahrscheinlich gehören auch Östringen, Wangerland sowie die Inseln Langeoog und Spiekeroog dazu, während für das am rechten Weserufer gelegene Land Würden das frs. Idiom nicht zu erweisen ist. Das gesamte übrige Land zwischen Weser und Lauwers — wohl einschliesslich Norderland — ist der emsfrs. Sprache zuzuweisen, nämlich das Brôkmonnalônd (Brokmerland), Môrmonnalônd (Mormerland), Lengen (Lengenerland), Sêgelteralônd (Saterland), ferner das Overledingerland, Reiderland, Emsigo, Federgo, Oldampt, Westerwald, Fivelgo, Hunsego, das alte Gau Hugmerke und die zugehörigen Inseln.

Anm. 1. Quellen des älteren Ostfrs. sind — abgesehen von den unsicheren ältesten Namen, die wir aus den Heberegistern und Urkunden entnehmen — die Bruchstücke einer altfriesischen Psalmenübersetzung [2] (Ps.), die wahrscheinlich in das 11./12.. spätestens in das 13. Jahrh. zu setzen ist, vor allem aber die Rechtsbücher [3]. Solche sind uns erhalten aus dem Rüstringer Lande in 2 Handschriften (RI vom Ende des 13. Jahrhs., RII von 1327). aus dem Emsigo in 3 Handschriften (EI EII um die Mitte des 15. Jahrh.. EIII kurz nach 1425 geschrieben; alle drei gehen wohl auf eine frs. Vorlage vom Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhs. zurück), aus dem Brokmerlande in 2 Handschriften (BI von 1345, BII Ende des 13. Jahrh.), aus dem Fivelgo in einer Handschrift (F vom Ende des 15. Jahrh.). aus dem Hunsego in 2 Handschriften (HI HII aus dem Ende des 13. oder Anfange des 14. Jahrhs.; beide gehen vermutlich auf eine ältere frs. Vorlage des 13. Jahrhs. zurück). Man hat das Recht bestreiten wollen, die Sprache dieser Rechtsquellen altfrs. zu nennen; indess sind die Lautverhältnisse derartig, dass wir mit dem gleichen Rechte diese Bezeichnung anwenden, mit dem wir von einer altsächsischen oder einer althochdeutschen Sprache reden.

Anm. 2. Das neuostfrs. Sprachgebiet [4]. In dem gesamten ostfrs. Gebiete ist schon seit dem 15. Jahrh. die alte Sprache durch das Plattdeutsche allmählich verdrängt worden; die Mundarten jener Gegenden enthalten jedoch noch so viele frs. Elemente, dass sich das frühere Sprachgebiet dadurch annähernd bestimmen lässt. Geschäfts- und Schulsprache ist jetzt in den zu Preussen und Oldenburg gehörigen Landen das Hochdeutsche, in den zum Königreiche der Niederlande gehörigen Teilen das Niederländische; die Sprache des Volkes ist, wie schon erwähnt, plattdeutsch. Das Frs. lebt nur noch auf der Insel Wangeroog (*Waŋərôᵘx¹*) und im Saterlande (nach der Hollener Aussprache: *Sêltrlôᵘnd*). Dieses besteht aus den Kirchdörfern Strücklingen mit Utende und Bollingen, dem Kirchdorfe Ramsloh mit Hollen und dem Kirchdorfe Scharrel: demgemäss unterscheiden wir drei saterländische (stl.) Mundarten. Dass im 17. Jahrh. das Frs. auch in den übrigen Gebieten noch nicht völlig verdrängt war, lehren uns die Aufzeichnungen der harlingischen Mundart vom Pastor Johann Cadovius-Müller zu Stedesdorf (1650–1725), das Wurster Vocabular des Pastor Luderus Westing vom Jahre 1688 (Bremer PBB XIII 530 ff.) und das Hochzeitslied des Imel Agena von Upgant (v. Richthofen, *Frs. Rechtsgesch.* I, 203).

[1] Möller, H., *Die Palatalreihe der idg. Grundsprache im Germ.* Leipzig 1875. — [2] J. H. Gallée, *Bruchstücke einer afrs. Psalmenübstzg.* ZfdA XXXII, 417 ff. — [3] v. Richthofen, *Frs. Rechtsquellen.* Berlin 1840, dazu: *Altfrs. Wörterbuch.* Göttingen 1840; M. de Haan Hettema, *Oude friesche Wetten.* Leeuwarden 1845–51. 3 Stukken. — [4] Minssen und Ehrentraut im *Frs. Archiv*, 2 Bde. Oldenbg. 1847—54.

§ 5. Das nordfrs. Sprachgebiet. Das Nordfrs. ist die Sprache der Besiedler der Westküste Schleswigs und der Halligen sowie der Inseln Helgoland, Amrum-Föhr und Sild. Wir unterscheiden das festländische Nordfrs. und das Nordfrs. der Inseln.

Anm. 1. Festlandsdialekte sind derjenige von 1. Hattstedt (die alte Syndraegosharde), 2. Bredstedt-Drelsdorf (die alte Norregosharde) 3. die Halligen (welche vor dem 17. Jahrh. mit dem Festlande zusammenhingen: das alte Nordstrand, dessen überlebende Be-

wohner friesischer Zunge nach Wijk auf Föhr übergesiedelt sind, ferner Nordmarsch-Langeness, Groede, Oland, Hooge), 4. Ockholm, 5. Karrharde, 6. die Moringer Mundart (die alte Bökingharde), 7. die Wiedingharde. Inselmundarten sind 1. Osterland-Föhr, 2. Westerland-Föhr, 3. Amrum, 4. Helgoland, 5. Sild. Die Inselmundarten hält Bremer (Einleitg. zu einer amr.-föhr. Sprachlehre, Jahrb. d. V. f. ndd. Sprachfschg. XIII, 1 ff.) für den selbständigen Zweig eines „ingwaiwischen oder anglofriesischen Sprachstammes."

Anm. 2. Altnordfrs. Sprachdenkmäler besitzen wir — von unsicheren urkundlichen Namen abgesehen — nicht, neunordfrs. nur in kleiner Zahl. Bemerkenswert ist, dass uns historische Quellen von der nordfrs. Bevölkerung Eiderstedts berichten, und dass eine Inschrift aus dem 14. oder 15. Jahrh. auch für Pelworm eine friesische Bevölkerung erweist. (EFS pag. 48).

§ 6. Das westfrs. Sprachgebiet umfasste im 13. Jahrh. das Land zwischen Fli und Lauwers nebst den zugehörigen Inseln Terschelling, Ameland und Schiermonnikoog, nämlich den Westergo, Ostergo und Suthergo. Ob zu jener Zeit in dem alten Waldago (Stellingwerf) die frs. Sprache noch lebendig war, ist nicht zu entscheiden; auch für die Lande zwischen Fli und Maresdiep, z. B. das Kennemerland (das Land der Caninefates des Tacitus), ist sie nicht zu erweisen (trotz v. Richthofen, Frs. Rechtsgesch. III, 1).

Anm. 1. Die altwestfrs. Quellen. Abgesehen von den altwestfrs. Eigennamen, die wir in den Heberegistern und Urkunden finden, kommen für das altwestfrs. in erster Linie die Rechtsquellen des westerlauwerschen Frieslands in Frage. Wir kennen dieselben aus einer im Jahre 1464 geschriebenen Papierhandschrift (als „Jus municipale Frisonum" und von v. Richthofen mit S bezeichnet); ferner aus einer „Manuscriptum Roorda" genannten Hs., welche zu Ende des 15. Jahrh. — jedenfalls nach 1480 — geschrieben und von Hettema in der „Jurisprudentia frisica (Leeuwarden 1834—5)" abgedruckt ist (v. Richthofen fasst das als „Jur." zusammen); endlich aus einem alten Drucke ohne Ort und Jahr, welcher aus der Zeit zwischen 1460 und 1488 und zwar entweder aus Cöln oder aus Aanjum stammt. Die handschriftlichen Quellen dieses Druckes, der von v. Richthofen als W bezeichnet wird, kennen wir nicht. — Einige handschriftliche Stücke, die aus dem Besitze des Franciscus Junius in denjenigen der Bodleiana übergegangen sind, sind mir nur in der sehr schlechten Abschrift von Gabbema in Leeuwarden zugängig geworden. — Wichtig sind für das Studium des Westfrs. auch eine Zahl von frs. Urkunden von dem 15. Jahrh. ab; aus dem 16. Jahrh. sind uns fast nur Privaturkunden überliefert, und die jüngste derselben stammt, soweit mir bekannt, aus dem Jahre 1541. Schon im 15. Jahrh. war die Sprache dieser Schriftstücke stark mit niederländischen, zum Teil auch mit plattdeutschen Elementen gemischt; nunmehr hört das Frs. gänzlich auf Geschäftssprache zu sein.

Anm. 2. Der Begriff des Mittelfrs. Wollten wir die Sprache, die wir aus Urkunden des 15. und 16. Jahrh. kennen lernen, analog dem Mhd. und Mnd. als mittelwestfrs. bezeichnen, so liesse sich dagegen nichts einwenden; hingegen ist keineswegs zu billigen, dass die Sprache der frs. Schriftwerke des 17. und 18. Jahrh., welche dem Frs. unserer Tage fast gleichkommt, als mittelfrs. bezeichnet werde. Über die frs. Literatur seit 1700 wird unten gehandelt werden (vgl. auch EFS pag. 364—388).

Anm. 3. Das neuwestfrs. Sprachgebiet. Das Westfrs. ist noch heute in der niederländischen Provinz Westfriesland die Volkssprache und ist, nachdem die Rechtschreibung dank den Bestrebungen einzelner Verehrer des Friesentums geregelt worden ist, als Schriftsprache im Gebrauch. In Stellingwerf und auf der Insel Ameland ist die frs. Sprache verdrängt worden; in dem nordwestlich von Leeuwarden an der Mündung der Bordena neu angeschwemmten Lande „het Bildt" wird ein sächsisch-friesischer Mischdialekt geredet, ähnlich auch in den Städten Leeuwarden, Bolsward, Harlingen, Franeker, Dockum, Heerenveen, Sneek, Stavoren. Diese Sprache wird meistens plattfrs. oder auch — im Gegensatze zum bauern- oder landfrs. — stadtfrs. genannt. In den übrigen — also reinfrs. — Gebieten lässt sich unterscheiden 1) die Mundart von Hindeloopen. Von dieser leitet die Sprache von Molkwerum über zu 2) den Mundarten des übrigen Festlandes, unter denen man a) die Mundarten des Nordwestens oder des Kleilandes, b) die Mundarten des Ostens (im allgemeinen der Wouden), c) die Mundarten des Südens (Zuidhoek, im allgemeinen des Tiefmoores) trennen kann; 3) die Mundart der Insel Schiermonnikoog; 4) die Mundarten von Terschelling (der Osten der Insel ist wahrscheinlich von Friesen des Zuidhoek, der Westen von Bewohnern der Gegenden zwischen Workum und Makkum besiedelt worden).

§ 7. Zur Methodik. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, an dieser Stelle die Lautverhältnisse der einzelnen frs. Mundarten von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag geschichtlich darzustellen. Wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, die Laut- und Flexionslehre eines altfrs. Dialektes zu

entwickeln, die wichtigsten Abweichungen der übrigen Mundarten zu verzeichnen und, wo es zur richtigen Beurteilung der urfrs. Lautverhältnisse notwendig ist, die Ergebnisse der Vergleichung der anderen altfrs. Dialekte, des Neufrs. und des Altengl. zu verwerten. Den folgenden Untersuchungen ist die Rüstringer Sprache zu Grunde gelegt, weil die Denkmäler dieser Mundart einen älteren Standpunkt repräsentieren und besser erhalten sind als die Mehrzahl der übrigen.

§ 8. Die Schrift. Die altfrs. Handschriften sind mit dem lateinischen Alfabet aufgezeichnet worden. Obschon die üblichen Zeichen in ihrer gangbaren Aussprache nicht hinreichten, alle frs. Laute darzustellen, sind doch nicht etwa wie in der altengl. Schrift neue Buchstaben hinzugenommen worden. *þ* wird durch *th* dargestellt, *ks* durch *x;* für den Vokal *u* werden *u* und *v* völlig gleichwertig gebraucht, ebenso wechseln als Konsonantzeichen *u, v* und *w* ohne Unterschied: *redieua* neben *redieva* und *rediewa, vmbe* neben *ongungath;* desgleichen kommen *k* und *c* neben einander vor: *kere* neben *sprecma.* Sehr häufig ist die abkürzende Bezeichnung des Nasals durch Strich über dem Vokal: *mercū* = *mercum, talemō* = *talemon.* Die Vokallängen werden nicht bezeichnet, nur in den westfrs. Texten (selten in EFB) werden sie häufig durch Verdoppelung oder durch die niederländische Transskription dargestellt, z. B. *deel* teil neben *del, eerwe* erbe, *daed* neben *dad* tot, *moeder* neben *moder* mutter. Ich habe auf Grund der Orthographie sowie der Vergleichung der verwandten Sprachen und der lebenden Mundarten die phonetische Geltung zu ermitteln gesucht und sie bei der Behandlung der einzelnen Laute angegeben.

Anm. Die Quantitätsbezeichnung ist eine erschlossene; um der Hypothese nicht zu viel Rechnung zu tragen, versehen wir mit ^ nur die für das urfrs. sicheren Längen, also *fôt* Fuss, *kôld* kalt, aber *smiten* geschmissen, *fretho* Friede (*î* und *ê* sind hier erst ostfrs. vgl. § 20, I II). Andernfalls ist die Mundart, z. B. „ostfrs.“, angegeben.

LAUTLEHRE.

A. VOKALISMUS.

I. VOKALE DER STAMMSILBEN.

a) Übersicht der Stammsilbenvokale.

§ 9. Die altostfrs. Rechtsquellen, die wir unseren Erörterungen zu Grunde legen, bieten nur die einfachen Vokalzeichen *a, e, i, o, u* und die Diphthonge *ia, iu (io), ei (ai).* Der Aussprache nach waren der altostfrs. Vokale weit mehr. Mit Sicherheit können wir folgende Laute ansetzen: *a, â, å* (d. h. *å̂*); *æ, ê; i, î; o, ô; u, û;* ferner *i̯a, i̯â; i̯u (i̯o), i̯û; æi, ai.* Es wird nunmehr festgestellt werden, welche etymologischen und phonetischen Werte die einzelnen Vokale des Altfrs. haben; die Rüstringer Texte sind zu Grunde gelegt (vgl. Siebs, PBB XI, 205 ff.).

§ 10. *a* ist 1. germ. *a,* und zwar

I. = urfrs. *a* vor gewissen Konsonantverbindungen, insofern sie nicht Dehnung bewirken (*swart* schwarz, *halt* lahm, *nacht* Nacht); in offener Silbe bei dunklem Vokal der Folgesilbe (*fara* fahren); bei vorhergehendem *w* (*was* war). Phonet. Geltg. ist *a.*

Anm. So auch in gewissen Praett. III. IV. V. Ablautsreihe (*nam* nahm).

II. = urfrs. *å* (d. h. ein dem *o*-Laute zuneigendes *a*), speziell im Rüstringischen vor Nasal + Konsonant bei *i* der Folgesilbe, insofern kein *i*-Umlaut eingetreten ist (*manniska* Mensch). Phonet. Geltung Rüstr. *a.*

III. = urfrs. *â* vor dehnenden Konsonantverbindungen (*stârf* starb, *kâld* kalt) und bei Kontraktion (*slâ* schlagen). Phonet. Geltg. *â*.

2. germ. *u* speziell im Rüstr. Dialekt in gewissen Fällen, wo andere Mundarten *e* bieten, z. B. *dracht* Schaar. Phonet. Geltg. *a?*

3. altes *â* in Fremdwörtern: *pâvs* Papst, *grâd* Grad. Phonet. Geltg. vermutlich *â*.

4. germ. *ai,* und zwar
 I. = urfrs. *â* (*klâthar* Kleider). Phonet. Geltg. *â*.
 II. = urfrs. *a* bezw. *æ* vor kürzender Doppelkonsonanz (*hat* er heisst). Phonet. Geltg. *a*.

5. germ. *au,* und zwar
 I. = urfrs. *â* (*âge* Auge). Phonet. Geltg. *â*.
 II. = urfrs. *a* bezw. *æ* vor kürzender Doppelkonsonanz (*stat* er stösst). Phonet. Geltg. *a*.

§ 11. *e* ist 1. germ. *e,* und zwar
 I. = urfrs. *e* (*west* Westen). Phonet. Geltg. *æ*.
 II a) = urfrs. *ê* vor dehnenden Konsonantverbindungen (*fêld* Feld). Phonet. Geltg. *ê,* wahrscheinlich mit Nachklang eines *i*-Lautes.
 II b) = urfrs. *ê* in offener Silbe (jedoch nicht sicher, ob nicht als urfrs. Kürze anzusetzen), z. B. **mili* R Mehl wg. *mīlî* stl. *mêl*. Phonet. Geltg. *ê*˝ (*ê* unter stark gestossenem Tone).
 II c) = urfrs. *ê,* durch Kontraktion entstanden (*eskên* geschehen, vgl. *iên* gegen).

2. germ. *a,* und zwar
 I. = urfrs. *e:*
  a) durch Tonerhöhung, insofern nicht dehnende Konsonantverbindungen folgen (*fet* Fass). Phonet. Geltg. *æ;*
  b) durch Tonerhöhung vor dehnenden Konsonantverbindungen (*thêrm* Darm). Phonet. Geltg. = 1 II a;
  c) durch *i*-Umlaut in geschlossener Silbe (*setta* setzen). Phonet. Geltg. *æ*.
 II. = urfrs. *ê:*
  a) durch *i*-Umlaut in offener Silbe (jedoch nicht sicher, ob bereits urfrs. Länge anzusetzen): *stidi* R *stede* RB Stätte. Phonet. Geltg. wie 1 II b;
  b) durch *i*-Umlaut vor dehnender Konsonantverbindung (*ênda* Ende). Phonet. Geltg. wahrscheinlich *ê* mit stark geschliffenem Tone < *ǣ;*
  c) = *a* + Nasal vor Spirans unter Einwirkung des *i*-Umlauts (stl. *ʒêⁱzə* Gänse). Phonet. Geltg. 1 II a;

3. germ. *i* unter Einwirkung eines *o, u* der Folgesilbe (*fretho* Friede). Phonet. Geltg. in offener Silbe wahrscheinlich = 1 II b.

4. germ. *o,* und zwar
 I. = urfrs. *e* durch *i*-Umlaut vor dehnender Konsonantverbindung (**mêrn?* Morgen stl. *mêⁱdn̥*). Phonet. Geltg. 1 II a.

II. = urfrs. *ê* durch *i*-Umlaut in offener Silbe (*êpen* offen wg. *ipîn*). Phonet. Geltg. 1 II b.

5. germ. *u*, und zwar

I. = urfrs. *e* (*i*?):

a) durch *i*-Umlaut (*thenne* dünn). Phonet. Geltg. *æ*;

b) das gleiche vor dehnender Konsonantverbindung (*hêrne* Ecke stl. *hê'dnə* und *hædn*). Phonet. Geltg. 1 II a.

II a) = urfrs. *e* (*i*) in offener Silbe (*kîmin* R, *kêmen* B etc. gekommen). Phonet. Geltg. 1 II b.

II b) urfrs. *ê* = *u* + Nasal vor Spirans (*kêtha* künden). Phonet. Geltg. 1 II a (?).

6. germ. *â* = urfrs. *ê* durch *i*-Umlaut (*êchta* ächten). Phonet. Geltg. 1 II a (?).

7. germ. *ê*², und zwar

I. = urfrs. *ê* (*æ̂*?), z. B. *mêl* Mal. Phonet. Geltg. 1 II a.

II. = urfrs. *e* vor kürzender Doppelkonsonanz (**slepst* schläfst). Phonet. Geltg. *æ*.

8. germ. *ê*¹ = urfrs. *ê*, *î*? So in Praett. redupl. Verba (*hêt*, *hît* hiess), vgl. § 12 unter 3.

9. germ. *ô*, und zwar

I. = urfrs. *ê* durch *i*-Umlaut (*mêta* begegnen). Phonet. Geltg. 1 II a.

II. = urfrs. *e* vor kürzender Doppelkonsonanz (**metst* begegnest). Phonet. Geltg. *æ*.

10. germ. *û*, und zwar

I. = urfrs. *ê* (?) durch *i*-Umlaut (*hêd* Haut stl. *hê'd*). Phonet. Geltg. 1 II a.

II. = urfrs. *e* vor kürzender Doppelkonsonanz (**hletst* läutest). Phonet. Geltg. *æ*.

11. germ. *ai* = urfrs. *ê* (oder *æ̂*?), z. B. *hêl* Heil. Phonet. Geltg. vermutlich *ê* mit geschliffenem Tone = 2 II b.

12. germ. *au* = urfrs. *ê* (oder *æ̂* ?) durch *i*-Umlaut (*hêra* hören). Phonet. Geltg. vermutlich ebenfalls 2 II b.

Anm. Es ist eine Eigentümlichkeit des Rüstringer Dialektes, dass urfrs. *ê* in offener Silbe, welches einem germ. *e* entspricht oder germ. *a*, *o*, *u* + *i*-Umlaut ist, unter stark gestossenem Tone als *i* erscheint, z. B. **mili* Mehl, *stidi* Stätte, *kimin* gekommen, vgl. wg. *ipîn* offen. Phonet. Geltung ist *i*. Ferner erscheint in R. urfrs. *ei* = germ. *ag*, *eg* (im Wangerlande auch *og*, *ug*) als *î*, z. B. *dî* Tag, *wî* Weg vgl. wg. *tîn* = *tein* R gezogen. Phonet. Geltg. *î*.

§ 12. *i* ist 1. germ. *i*, und zwar

I. = urfrs. *i*:

a) in geschlossener Silbe, falls nicht dehnende Konsonantverbindung folgt (*fisk* Fisch). Phon. Geltg. *i*;

b) in offener Silbe unter Dehnung (ostfrs. *smîten* geschmissen). Phonet. Geltg. *î*.

II. = urfrs. *î*:

a) vor dehnenden Konsonantverbindungen (*finda* finden). Phonet. Geltg. *î*;

b) = *i* + Nasal vor Spirans (*fîf* fünf). Ebenso;

c) = Kontraktions-*î* (*fîand* Feind, *sî* Sieg). Ebenso;

d) = germ. *iw* unter Einwirkung eines *i*, *j* der Folgesilbe (*nîe* neu). Ebenso.

2. germ. *e* = urfrs. *î*, nämlich Kontraktions-*ê* unter Er-

weichung vor dunklem Vokal (*sîa* sehen, *îa* gestehen = ahd. *jehan*). Phonet. Geltg. *î*.

3. germ. *ê*[1] = urfrs. *î* (*ê*), z. B. *hîr* hier; so auch *hêt*, *hît* hiess.

4. germ. *ê*[2] = urfrs. *î* unter Erweichung vor dunklem Vokal der Folgesilbe (**sîa* säen). Phonet. Geltg. *î*.

§ 13. *o* ist 1. germ. *o*, und zwar

I. = urfrs. *o* in geschlossener Silbe, falls nicht dehnende Konsonantverbindung folgt (*stok* Stock). Phon. Geltg. *o*.

II. = urfrs. *ô*:

a) in offener Silbe oder vor dehnender Konsonantverbindung (*hôrn* Horn). Phonet. Geltg. *ô*;

b) Kontraktions-*ô* (*ôse* = ahd. *obasa* Dachtraufe). Phonet. Geltg. *ô*.

2. germ. *a*, und zwar

I. = urfrs. *å* (dem *o*-Klange sich näherndes *a*):

a) vor Nasalen ausser *mb* und *nd* und nicht in offener Silbe, z. B. *mon* Mann. Phonet. Geltg. *o*;

b) vor *mb*, *nd* und in offener Silbe (*sônd* Sand, *hômer* Hammer). Phonet. Geltg. *ô*.

II. = urfrs. *ô*:

a) germ. *a* + Nasal vor Spirans (*tôth* Zahn). Phonet. Geltg. *ô*;

b) in *nôsi* Nase und *ôf* ab. Phonet. Geltg. *ô*.

3. germ. *we* = urfrs. *we* durch Samprasārana (*hok* welcher). Phonet. Geltg. *o*.

4. germ. *ą* = urfrs. *o* vor germ. *ht* (*brochte* brachte). Phon. Geltg. *o*.

5. germ. *ê*[2] = urfrs. *ô* vor Nasalen (*môna* Mond). Phonet. Geltg. *ô*.

6. germ. *ô*, und zwar

I. = urfrs. *ô*, z. B. *stôl* Stuhl. Phonet. Geltg. *ô*.

II. urfrs. *o* vor kürzender Doppelkonsonanz (*sochte* suchte). Phonet. Geltg. *o*.

§ 14. *u* ist 1. westgerm. *u*, und zwar

I. = urfrs. *u*, z. B. *iung* jung. Phonet. Geltg. *u*.

II. = urfrs. *û*:

a) vor silbeschliessendem *nd* und in offener Silbe (*hûnd* Hund, *fûgel* Vogel). Phonet. Geltg. *û*;

b) = germ. *u* + Nasal vor Spirans (*kûth* kund). Phonet. Geltg. *û*.

2. westgerm. *o* = urfrs. *u*:

a) vor Nasalen (**thuner* Donner). Phonet. Geltg. *u*;

b) in Partt. Praet. III. Ablautsreihe (*hulpen* geholfen). Phonet. Geltg. *u*.

3. germ. *a* = urfrs. *u* durch Erweichung vor velarem Nasal (*gunga* gehen). Phonet. Geltg. *u*.

4. germ. *we* = urfrs. *we* durch Samprasārana (*suster* Schwester). Phonet. Geltg. *u*.

5. germ. *ô* = urfrs. *û* durch Erweichung vor dunklem Vokal (*dûa* tun). Phonet. Geltg. *û*.

6. germ. *û*, und zwar

I. = urfrs. *û* (*hûs* Haus). Phonet. Geltg. *û*.

II. = urfrs. *u* vor kürzender Doppelkonsonanz (**supst* säufst). Phonet. Geltg. *u*.

§ 15. *ia* ist 1. germ. *eu* (*eo* und *iu*, insoweit letzteres nicht durch *i*-Umlaut entstanden ist) = urfrs. *ia*, z. B. *biar* Bier, *fliaga* fliegen, und zwar
a) insoweit nicht kürzende Doppelkonsonanz folgt (*bįâr* Bier). Phonet. Geltg. *iâ* (vgl. stl. *bįôr*);
b) vor kürzender Doppelkonsonanz (*liacht* Licht). Phonet. Geltg. *ia*, *ja*.

2) unechter Diphthong durch Zusammentreten von *î* und *a* entstanden (*tîan* zehn, **sîa* säen). Phonet. Geltg. *iâ*.

iu ist 1. germ. *iu*, durch *i*-Umlaut aus *eu* entwickelt, = urfrs. *iu* (*iu*, *io* R):
a) vor kürzender Doppelkonsonanz (*kiust*, *kiost* er kiest). Phonet. Geltg. *įu*, *ju*;
b) in den übrigen Fällen (*diure* teuer. Phonet. Geltg. *îû*, *įû*, *jû*. In offener Silbe ist Dehnung wohl schon urfrs.

2. germ. *e* durch Brechung vor *h* + Konsonant (und auslautendem *h?*) = urfrs. *iu*, z. B. *riucht* recht. Phonet. Geltg. *įu*, *ju*.

3. germ. *i* = urfrs. *iu* (*io*) durch Brechung nach Palatalen oder Dentalen vor folgendem Guttural (*siunga* singen, vgl. *niugun* neun). Phonet. Geltg. *įu*, *įû*.

io in westgerm. *iuw* urfrs. *iow* (*fiower* vier). Phonet. Geltg. *įôw*.

§ 16. *ei* (*ai*) ist 1. urfrs. *ei* < *e* + *g*, insofern das *e* nicht in offener Silbe steht, und zwar a) = germ. *ag*, b) = germ. *eg*, c) = germ. *og*, d) = germ. *ug*, z. B. *dei* Tag, *wei* Weg, *tein* gezogen, *hei* Sinn, vgl. § 11 Anm. Phonet. Geltg. *æi*.

2. urfrs. *êi* = germ. *â*, *ê*², *ai* oder *au* + palataler Spirans, z. B. **têi* zähe, *kêi* Schlüssel, *êi* Ei, vgl. *bêia* = ahd. *bougjan* beugen. Phonet. Geltg. *ai* (*âi*).

3. in Fremdwörtern vorhanden, z. B. *keyser Heinrik*. Phonet. Geltg. *ai*.

Anm. In seltenen Fällen ist *ei* mundartliche Parallelschreibung für afrs. *e*, und zwar 1. germ. *ai* (*weigaria* weigern), 2. germ. *û* + *i*-Umlaut (*breid* Braut), 3. germ. *a*, *e* (*deil* Tal, *weisa* sein).

b) Die historische Entwicklung der Stammsilbenvokale.

§ 17. Das germanische Vokalsystem bestand aus den kurzen Vokalen *a*, *e*, *i* (1. = idg. *e*, vgl. pag. 355, 2. = idg. *i*), *o* (= älterem *u*; *o* = idg. *o* kommt bloss für die Flexionssilben in Betracht) und *u*; aus den langen Vokalen *â* (*ã* vgl. pag. 356), *ê*², *ê*¹ (pag. 356), *î*, *ô*, *û*; aus den Diphthongen *ai*, *au* (bzw. *ao*), *eu* (bzw. *eo*, *iu* pag. 356). Sehen wir von einem hieraus hervorgangenen westgermanischen Systeme ab, sowie auch von der engeren Verwandtschaft, die auf Grund des Ausfalls von Nasal vor Spirans unter Dehnung des Vokals für das Englische, Friesische und Sächsische angenommen werden kann (*fîf* fünf), so dürfen wir behaupten: aus dem germanischen Vokalsysteme hat sich das englisch-friesische entwickelt. Seine Hauptmerkmale sind die Tonerhöhung des *a* zu *æ* in geschlossener Silbe (**dæg* Tag), die Dunkelung des *a* (nach der *o*-Färbung zu) vor Nasalen (*lâmb* Lamm), der Übergang des *o* zu *u* vor Nasalen (**munek* Mönch), die Vertretung

des *ê*[2] vor Nasalen, sowie des *ą̂* (*ā*) durch *ô* (*môna* Mond, *brŏchte* brachte). Aus dem englisch-friesischen Vokalsysteme hat sich das urfriesische entwickelt. Dieses kennzeichnet sich — abgesehen von charakteristischen Umlauts- und Kontraktionserscheinungen, von der Einwirkung kürzender und dehnender Konsonantgruppen und von der Dehnung in offener Silbe stehender Vokale — vor allen Dingen durch die Brechung des germ. *i* nach Palatalen oder Dentalen vor folgenden Gutturalen (*siunga* singen), ferner durch die Erweichung der primären und secundären *ê* und *ô* zu *î* und *û* vor dunklem Vokal (**sîa* säen) und schliesslich durch die Entwickelung der Diphthonge afrs. *ei* (*æi*) und *êi* (*ai*) aus älterem *e*, *ê* + *g* (*dei* Tag, *kêi* Schlüssel). Wir geben im Folgenden ein Bild des altostfrs. Vokalismus und legen im allgemeinen die orthographischen Verhältnisse der Rüstringer Rechtsquellen zu Grunde. Die wichtigsten Charakteristika des gemeinostfrs. Vokalismus sind — abgesehen von Dehnungen vor gewissen Konsonantgruppen und in offener Silbe — die Dunkelung des urfrs. *â* zu *á* und die Vertretung des germ. *a* vor *mb*, *nd* durch *ô* (diese Erscheinungen sind dem Ost- und Nordfrs. gemeinsam, also einer gemeinostnordfrs. Periode zuzuschreiben); ferner die Vertretung des *a* vor Nasalen durch *o*, insofern nicht *i*-Umlaut eingewirkt hat, und Übergang des Accentes vom ersten auf den zweiten Komponenten des Diphthongen *ia*. (Im Folgenden sind die altostfrs. Laute so gruppiert, wie sie in der Schrift der Rechtsquellen zum Ausdrucke kommen: z. B. wird *á* von *â* nicht unterschieden. — Länge ist nur bezeichnet, wo sie als urfrs. anzunehmen ist).

§ 18. germ. *a*

I. erscheint als *a*

1. vor *r* + gewissen Konsonanten (mit Sicherheit lassen sich die letzteren nicht bestimmen), z. B. *swart* schwarz, *flarde* Lappen. Ausnahmen:
   a) vor dehnenden Konsonantverbindungen (*rð*, *rw*) erscheint *a* als *â* (urfrs. *â* phonet. Geltg. *á*), z. B. **stârf* starb;
   b) bei vorhergehendem *w* in zweisilbigen Wörtern hat sich das *a* dem *o*-Klange genähert, z. B. *warte* *worteE* (stl. *wotə*) Warze.
2. vor *l* + Konsonant, insofern nicht *i*-Umlaut gewirkt hat, z. B. *hals* Hals. Phonet. Geltg. *a*. Ausnahme: vor *ld* hat Dehnung stattgefunden, z. B. *kâld* kalt (urfrs. *â* phonet. Geltg. gemeinostfrs. *á*).
3. vor *h* + Konsonant und silbeschliessendem *h*, insofern nicht *i*-Umlaut eingewirkt hat, z. B. *nacht* Nacht (Phonet. Geltg. *a*).
4. in offener Silbe, falls die Folgesilbe *a*, *o* oder *u* enthielt — ausser vor Nasalen, z. B. *fara* fahren (Phonet. Geltg. *a* mit stark geschliffenem Tone).
5. bei vorhergehendem *w*, z. B. *was* war (Phonet. Geltg. *a*). Ausnahmen sind selbstverständlich, insoweit die Fälle unter die übrigen Rubriken fallen, z. B. *i*-Umlaut gewirkt hat.
6. vor Nasalen, und zwar:
   a) insoweit ein *i*, *j* der Folgesilbe zwar nicht *i*-Umlaut bewirkt, jedoch die Dunklung zu *o* verhindert hat, z. B. *manniska* R Mensch (Phonet. Geltg. *a*);
   b) in den Praett. der III. und IV. Reihe: *bånd*, *nam* (Phonet. Geltg. *a*).

II. erscheint als *o* (< urfrs. *ą*) vor Nasalen, insofern nicht Spirans folgte oder ein *i*, *j* der Folgesilbe den Übergang verhindert hat (*mon* Mann). Phonet. Geltg. *o*. Ausnahmen:

1. vor *mb*, *nd* und in offener Silbe erscheint (ostnordfrs.) *ô*, z. B. **kômb* Kamm, *sônd* Sand, *hômer* Hammer. Phonet. Geltg. *ô*.
2. die unter I, 6 gegebenen Fälle.

III. + Nasal vor Spirans ergibt (engl.-frs.) *ô*, unter Einwirkung des *i*-Umlautes *ê*, z. B. *tôth* Zahn, Plur. *têth*. Phonet. Geltg. *ô*, *ê* (§ 11, 1 II a).

IV. wird zu (urfrs.) *u* erweicht (*gunga* gehen). Phonet. Geltg. *u*.

V. wird durch *i*-Umlaut zu *e*, z. B. *bed* Bett. Phonet. Geltg. *æ*. Ausnahmen:
1. durch gewisse Konsonantgruppen wird Dehnung bewirkt (*mb*, *nd*, *rm*, *rn*). Phonet. Geltg. vor Nasalen *ê* mit geschliffenem Tone, in anderen Fällen *ê* mit dem Nachklange eines *i*-Lautes (vgl. § 11).
2. in offener Silbe erscheint *ê* (*stêde* Stätte; R: *stidi* vgl. wg. *stidi*). Phonet. Geltg. *ê* mit gestossenem Tone.

VI. + *a*, *o*, *u* der Folgesilbe wird (urfrs.) zu *â* kontrahiert (*slâ* schlagen). Phonet. Geltg. *â*.

VII. erscheint in allen anderen Fällen, ausgenommen die unter VIII. verzeichneten, unter (engl.-frs.) Tonerhöhung als *e*, z. B. *stef* Stab. Phonet. Geltg. *æ*. Ausnahme:
vor gewissen Konsonantverbindungen tritt Dehnung ein (*rn*, *rm*), z. B. *thêrm*. Phonet. Geltg. wie V, 1.

VIII. + *g*, insofern *a* nicht in offener Silbe steht, also germ. *ag* = engl.-frs. *æg*, wird *ei* (phonet. Geltg. *æi*), z. B. *dei* Tag; speziell R bietet in solchen Fällen *î*.

§ 19. germ. *e*

I. ist erhalten, z. B. *west* Westen. Phonet. Geltg. *æ*. Ausnahmen:
1. vor dehnenden Konsonantverbindungen (*ld*, *r* + Dauerlaut) erscheint *ê*, z. B. *fêld* Feld. Phonet. Geltg. *ê(i)* vgl. § 11, 1 II a.
2. in offener Silbe erscheint *ê* (**mêle* Mehl). Phonet. Geltg. *ê* mit gestossenem Tone § 11, 1 II b. R hat daraus *i* entwickelt, z. B. **mili* R Mehl (wg. *mili*).

II. erscheint unter Brechung vor *h* + Konsonant und auslautendem *h* als *iu*, *io* (Phonet. Geltg. *îu*, *iu*, *ju*), z. B. *riucht* recht.

III. + *h* vor dunklem Vokal ist durch *î* vertreten. Resultierendes *iâ* wird im Ostfrs. wie der Diphthong *ia* behandelt (*tian* zehn). Phonet. Geltg. *iâ*. Das *î* entstand durch Erweichung des Kontraktions-*ê* vor dunklem Vokal (*eskên* geschehen zeigt solches *ê* ohne Erweichung).

IV. + *g*, insofern *e* nicht in offener Silbe steht, wird *ei* (Phonet. Geltg. *æi*), z. B. *wei* Weg. R bietet in diesen Fällen *î* (vgl. § 11 Anm.).

Anm. 1. Dialektisch ist *e* bisweilen durch *ei* vertreten, z. B. *eifna* ebnen, *weisa* sein E III.
Anm. 2. *we* erscheint durch Samprasarana mundartlich als *u*, *o*, z. B. *suster* Schwester vgl. § 32, 6).

§ 20. germ. *i*

I. ist erhalten, z. B. *fisk* Fisch. Ausnahmen:
1. vor (urfrs.) dehnenden Konsonantverbindungen, z. B. *ld*, *nd* erscheint es als *î*, z. B. *fînda* finden. Phonet. Geltg. *î*.
2. in offener Silbe erscheint es im Ostfrs. als *î*, z. B. *smîten* geschmissen. Phonet. Geltg. *î* (vgl. § 8 Anm.).

II. wird durch *u*, *o* der Folgesilbe zu *e* umgelautet, welches ostfrs. in offener Silbe gedehnt wird, z. B. *frêtho* Friede. Phonet. Geltg. *ê* mit gestossenem Tone § 11, 1, II b (vgl. § 8 Anm.).

III. wird nach Palatalen oder Dentalen unter Einwirkung folgender Velare oder Gutturale zu *iu* *(io)* gebrochen, z. B. *siunga* singen, vgl. *niugun* neun. Phonet. Geltg. *įu, ju* *(įû, įû, jû)*.

IV. + Nasal vor Spirans erscheint als *î* *(sîth* Reise). Phonet. Geltg. *î*.

V. + *w* = westgerm. *iuw* erscheint unter Einwirkung eines *i, j* der Folgesilbe als *î*, z. B. *nîe* neu. Phonet. Geltg. *î*, (vgl. § 12 II d).

VI. + palataler Spirans wird zu *î* kontrahiert, z. B. *fîand* Feind, vgl. *lîst* < *lig(i)st*. Phonet. Geltg. *î*.

§ 21. germ. *o*

I. ist erhalten, z. B. *stok* Stock. Phonet. Geltg. *o*. Ausnahmen:

1. vor (urfrs.) dehnenden Konsonantverbindungen (*l* + tönendem Konsonant, *rn, rd, rth*) erscheint *ô*, z. B. *hôrn* Horn. Phonet. Geltg. *ô*.
2. in (urfrs.) offener Silbe erscheint *ô*, z. B. *kôle* Kohle. Phonet. Geltg. *ô*.

II. erscheint vor Nasalen als *u* (in offener Silbe *û*), z. B. **thûner* *(thunr-)* Donner. Phonet. Geltg. *u* bezw. *û*.

Anm. So auch durch Analogie in den Partt. Prät. gewisser Verba der III. Klasse, z. B. *hulpen* geholfen.

III. erscheint unter Einwirkung des *i*-Umlautes als *e*, welches die Weiterentwicklung des alten *e* erfährt (*sketen* geschossen, *tein* gezogen).

IV. erscheint in seltenen Fällen infolge Kontraktion als *ô*, z. B. *ôse* Dachtraufe = ahd. *obasa*.

§ 22. germ. *u*

I. ist erhalten, z. B. *iung* jung. Phonet. Geltg. *u*. Ausnahmen:

1. vor (urfrs.) silbeschliessendem *nd* erscheint *û*, z. B. *hûnd* Hund. Phonet. Geltg. *û*.
2. in offener Silbe tritt Dehnung zu *û* ein, z. B. *fûgel* Vogel. Phonet. Geltg. *û*.

II. + Nasal vor Spirans ergibt *û*, z. B. *ûse* unser. Phonet. Geltg. *û*. *i*-Umlaut dieses *û* ist *ê*, z. B. *kêtha* künden.

III. wird durch *i*-Umlaut zu einem dem *i* nahestehenden *e*-Laute, der wie altes *e* weitergebildet wird, also z. B. *skêlde* Schuld; ferner in geschlossener Silbe erscheint er als *ê* Rüstr. *i* (Phonet. Geltg. vgl. § 11, 1 II b), z. B. *kining* König; ferner vgl. *hei* Sinn = ags. *hyȝe*. Ausnahme: in seltenen Fällen erscheint *a*, z. B. *dracht*, neben *drecht* Schaar (vgl. § 10 II 3).

Anm. In gewissen Formen der Plurr. Praet. II. Ablautsreihe (*eu*-Klasse) haben wir vermutlich Schwächung des *u* zu *e* anzunehmen, z. B. urfrs. *bedon* boten; man müsste denn *bêdon* ansetzen und die Form als Analogiebildung nach *iêvon* gaben etc. (IV. Klasse) ansehen, die sich durch Gleichheit der Partt. Praet. (*ebeden, eieven*) erklären würde.

§ 23. germ. *â* *(ą̂)*

I. + *ht* erscheint als *ocht* < *ôcht*, z. B. *brochte* brachte. Phonet. Geltg. *o*.

II. vor *h* bei folgendem dunklen Vokal wird (urfrs.) zu *û* (< *ô*) erweicht, z. B. *hûa* hangen. Phonet. Geltg. *û*.

III. unter Einwirkung des *i*-Umlautes erscheint als *ê*, z. B. *fêth* fängt; dieses *ê* + palataler Spirans ergibt *êi* (phonet. Geltg. *ai*), z. B. **têi* zäh vgl. *tôî* Wangeroog.

§ 24. germ. *ê*[2]

I. ist vor Nasalen durch (engl.-frs.) *ô* vertreten, z. B. *môna* Mond. Phonet. Geltg. *ô*.

II. ist in den übrigen Fällen durch *ê* (im Ostfrs. langes geschlossenes *ê* mit dem Nachklange eines *i*, vgl. § 11, 1 IIa) vertreten, z. B. *mêl* Mal. Ausnahme: vor kürzender Doppelkonsonanz erscheint *e* (urfrs.?, sicher ostnordfrs.), z. B. **slepst* schläfst. Phonet. Geltg. *æ* (wg. stl. *slæpst*).

III. vor dunklem Vokal wird zu *î* erweicht (urfrs.), z. B. **sîa* säen; *ia* wird wie der Diphthong *ia* behandelt und daher im ältesten Ostfrs. zu *į̂â* (vgl. stl. *mįô* mähen).

IV. + palataler Spirans ergibt *êi* (phonet. Geltg. *ai*), z. B. *kêi kai* Schlüssel.

§ 25. germ. *ê*[1] ist durch einen zwischen *î* und *ê* schwankenden Laut vertreten, z. B. *hîr* hier, **tîra* zieren vgl. wg. *tîr* stl. *tîrə* Hollen < **têrə* (*têrjə* Scharrel), *hîld hêld* hielt. Rüstr. bietet in allen diesen Fällen *î*.

§ 26. germ. *î* ist erhalten, z. B. *wîs* weise. Phonet. Geltg. *î*. Ausnahme: vor kürzender Doppelkonsonanz, auch wo sie erst durch Vokalsynkope hervorgerufen ist, tritt – wahrscheinlich schon urfrs. — Kürzung ein, z. B. *licht* leicht, *glitst* gleitest. Phonet. Geltg. *i*.

§ 27. germ. *ô*

I. ist erhalten, z. B. *stôl* Stuhl. Phonet. Geltg. *ô*. Ausnahme: vor kürzender Doppelkonsonanz (vor *ht* wohl schon engl.-frs.) erscheint *o*, z. B. *sochte* suchte, vgl. § 23 I. Phonet. Geltg. *o*.

II. ist vor dunklem Vokal zu *û* erweicht worden, z. B. *dûa* tun (vgl. § 23 II); dieses *ua* erscheint im ältesten Ostfrs. als *ų̂â*, vgl. stl. *dwô* tun. Ebenso finden wir Erweichung im Wortauslaut: *hû* wie = ae. *hwô*, vgl. ae. *cû* afrs. *kû* Kuh = ahd. *chuo*.

III. erscheint unter Einwirkung des *i*-Umlautes als *ê*, z. B. *mêta* begegnen = got. *môtjan*. Phonet. Geltg. vgl. § 24 II. Ausnahme: vor kürzender Doppelkonsonanz erscheint — wohl schon urfrs. — *e*, z. B. **metst* begegnest. Phonet. Geltg. *æ* vgl. wg. *mætst*.

§ 28. germ. *û*

I. ist erhalten, z. B. *skûl* Ps. Schutz. Phonet. Geltg. *û*. Ausnahme: vor kürzender Doppelkonsonanz erscheint (wohl schon urfrs.) *u*: **supst* säufst.

II. erscheint unter Einwirkung des *i*-Umlautes als *ê* (phonet. Geltg. vgl. § 24 II); öfters auch findet sich *ei* (*êi?*), z. B. *hêd* Haut, *breid* Braut. Ausnahme: vor kürzender Doppelkonsonanz erscheint (wohl schon urfrs.) *e*, z. B. **hletst* läutest. Phonet. Geltg. *æ* (wg. stl. *lætst*).

§ 29. germ. *ai*

I. erscheint, falls nicht ein *i* oder *j* der Folgesilbe eingewirkt hat, unter Einfluss von *w*, vor Nasalen (vielleicht auch vor *ch*), ferner in offener Silbe bei dunklem Vokal der Folgesilbe als *â*, dessen phonet. Geltung (schon im Ostnordfrs.) *å* ist, z. B. afrs. *klâthar* Kleider, vgl. wg. *klôᵘdr̥*, nordfrs. *klůadr* Sild. Ausnahme wird bewirkt durch Vokalkürzung in Wörtern wie *nammer* nimmer, *ammon* Jemand; *ô* durch *w*-Einfluss in *ôwet* statt *âwet* etc.

II. erscheint in den übrigen Fällen als *ê*, z. B. *skrêf* schrieb. Phonet. Geltg. im Ostfrs. langes geschlossenes *ê* mit geschliffenem Tone, im Ostnordfrs. vielleicht noch *æ̂*, vgl. EFS p 315 Nr. 4. Ausnahme: vor kürzender Doppelkonsonanz erscheint ein zwischen *a* und *e* liegender Laut (die Schreibung schwankt), z. B. **hatst* du heissest, vgl. stl. *hatst*.

III. + palataler Spirans ergibt *êi* (phonet. Geltg. *ai*): **êi* Ei.

Anm. In Fremdwörtern sowie in Eigennamen findet sich bisweilen *ei, ai, ey* geschrieben: *keyser* Kaiser, *Beygeron* Bayern.

§ 30. germ. *au*

I. ist durch *â* vertreten, z. B. *âge* Auge. Phonet. Geltg. *å*.

II. erscheint unter Einwirkung des *i*-Umlautes als *ê* (phonet. Geltg. vgl. § 29 II), z. B. *hêra* hören. Ausnahme: vor kürzender Doppelkonsonanz erscheint ein zwischen *a* und *e* schwankender Laut, z. B. **hlapt* läuft.

Anm. Statt *âw* wird öfters *auw, ouw* geschrieben; auch erscheint *ôw* (vgl. § 29 I).

§ 31. germ. *eu*

I. d. h. *eo* und *iu*, insoweit letzteres nicht durch ursprüngliches *i* oder *j* der Folgesilbe entwickelt ist, ist durch *ia* vertreten, und zwar ist dieses *ia*

1. vor kürzender Doppelkonsonanz als *i̯a, ja* bewahrt, z. B. *liacht* Licht (wg. *ljàx¹t*);

2. in sonstigen Fällen aber erscheint *i̯â* (**bi̯âr* Bier afrs. *biar* vgl. wg. *bi̯ô"ər*, afrs. *fliaga* fliegen stl. *fli̯ôʒə* Hollen.

II. d. h. *iu*, welches unter Einwirkung eines *i* oder *j* der Folgesilbe entstanden ist, erscheint

1. vor kürzender Doppelkonsonanz als *i̯u, ju* (geschrieben *iu*, in R vielfach *io*), z. B. **biutst* bietest wg. *bi̯utst*.

2. in anderen Fällen als *îû, i̯û, jû* (geschrieben *iu*), z. B. afrs. *liude, liode* vgl. wg. *li̯ûd*. Doch *eu* in *feur* Feuer Ps.

III. westgerm. *iuw* erscheint im Ostfrs. als *iôw* (phonet. Geltg. *i̯ôw*) < urfrs. *iow*, z. B. afrs. *fiô(we)r* vier stl. *fi̯ôôr*.

Anm. Durch vorhergehendes *r* wird *i* oft resorbiert: *brast* E Brust, *frudelf* H Friedel.

c) Die wichtigsten mundartlichen Abweichungen der afrs. Dialekte.

§ 32. Abgesehen von mancherlei Abweichungen, die sich durch ausgedehntere oder eingeschränktere Wirkung des *i*-Umlautes, durch Formausgleichung u. s. w. im Vokalismus geltend machen, sind als die wichtigsten Verschiedenheiten der Mundarten, wie sie uns in den afrs. Texten überliefert sind, folgende zu erwähnen (zum Teil haben dieselben schon Berücksichtigung erfahren):

1. *a* vor Nasalen erscheint in den meisten Dialekten unter Einwirkung des *i*-Umlautes als *e*, in den Rüstringer und in gewissen Emsigoer Quellen (E II III) aber ist es erhalten, d. h. vor dem Übergange zu *o* bewahrt worden, z. B. *manniska* RE *menneska* BEWS Mensch.

2. germ. *a* vor velarem Nasal unter Einwirkung des *i*-Umlautes erscheint im Westfrs. meistens als *i* (< *ê* mit gestossenem Tone?), z. B. *swinga* W *swenga, swensza* schwingen trans. So auch *stinsen* W = *stênden* BH gestanden, vgl. *ammer* E *emmer* HWS *immer* W jemals.

3. germ. *a* (urfrs. *å*, d. h. dem *o*-Klange sich näherndes *a*) vor Nasalen ist im Westfrs. durch *a* vertreten, welches vor *nd, mb* sowie in offener Silbe als *â* erscheint, z. B. *dom* ER *dam* WS Damm; *brônd* RBEHF *brând* WS Brand.

4. ostfrs. *ê* mit stark gestossenem Tone (d. h. germ. *a* + *i*-Umlaut in offener Silbe, germ. *e* in offener Silbe und in gewissen Fällen auch germ. *o, u* + *i*-Umlaut in offener Silbe) erscheint im Rüstringer Dialekt als *i*, z. B. *stidi* R *stêde* BW etc. Stätte, *wiri* R statt *wêre* Wehre, *êpen* offen vgl. wg. *i̯pìn*, *kini(n)g* R *kening* EFH König, vgl. *twilif* R *twel(e)f* BEH zwölf.

5. *e* (= germ. *a, e, u*) vor *r* + Konsonant ist in vielen westfrs. Texten durch *i* vertreten, z. B. *berd* REHS *bird* W Bart, *werk* REH *wirk* W Werk, *kirta* W statt *kerta* kürzen. In solchen Fällen findet man in R öfters *î*, z. B. *îrthe* Erde, *hîrth* Herd gegenüber *erthe* BEH *herth* BE (vgl. wg. *îrd, hîrt*).

6. Die Mehrzahl der ostfrs. sowie auch die westfrs. Mundarten zeigen Sampras irana des *we*, z. B. *swester* R *suster* BEHW Schwester, vgl. § 19, Anm. 2.

7. urfrs. *ê* ist zwar nicht in allen, aber doch in den meisten neuwestfrs. Mundarten durch *ie* vertreten. Zur Zeit der Rechtsquellen findet sich dieses *ie* nur statt urfrs. *ê* < germ. *a, e, u* vor *ld*, z. B. *thêlda* E *thielda* W dulden, *êlder* HE *ielder* W älter, *fêld* REH *field* WS. Ging dem *e* ein Palatal oder *h* vorher, so erscheint *i* neben *ê, ie*, z. B. *skêldech* RBEH *skieldich* und *skildich* W schuldig. Auch findet sich *ie* vor *l* + sonstigen Konsonanten bei vorhergehendem Palatal, z. B. *hella* BE *hiella* W hüllen u. s. w.

8. Anstatt ostfrs. *ê* vor Nasal + Dental erscheint in westfrs. Texten vielfach *ei*, z. B. *einde* = *ênde* RBEHS Ende. Sonst ist *ei* als häufigere Schreibung anstatt des *e* nur in Emsigoer Quellen nachzuweisen, z. B. *weisa* sein, *deil* nieder, vgl. § 19, Anm. 1.

9. Anstatt urfrs. *ei* < *e* + palataler Spirans bietet die Rüstringer Mundart *î*, z. B. *dî* Tag, *wî* Weg. vgl. § 18 VIII, § 19 IV, § 51 B 1.

10. Statt ostfrs. *u* vor Nasalen schreiben die westfrs. Texte fast regelmässig *o*: *iung* REH *iong* WS jung, *sunne* RBEH *sonne* WS Sonne.

11. Anstatt afrs. *iu* = germ. *iu* < *eu* gewähren die Rüstringer und die westfrs. Texte in der Regel *io*, z. B. *stiora* RH *stiura* EH steuern, *diore* RW *diure* BEH teuer. Die Vertretung des germ. *eu* vor frs. *cht*, sowie diejenige des gebrochenen *e* ist in den Rüstringer Quellen *iu* (*liucht* lügt, *riucht* recht), während die westfrs. Texte auch hier vielfach *io* bieten.

12. Anstatt afrs. *ia* schreiben die westfrs. Texte in der Regel *ie*, z. B. *diap* HB *diep* W tief, *thiaf* RBEH *tief* W Dieb.

13. Die meisten westfrs. Mundarten zeigen Spaltung des *êw* zu *iow*: so bieten auch die meisten westfrs. Texte diese Schreibung, z. B. *lêwa* E *lyowa* Iur. glauben, *êwend* B *jownd*, *jowen* etc. Urk. Abend.

Anm. Über die Entwicklung der neufrs. Stammsilbenvokale s. EFS pag. 313 ff.

II. Vokale der nicht hochbetonten Silben.

a) Vokale der Endsilben.

§ 33. Vokalschwund.

I. Alle diejenigen westgerm. Vokale, welche nicht durch einen Schlusskonsonanten gedeckt waren, sind bereits im Urfrs. (Engl.-Frs.) in zweisilbigen Wörtern nach langer Wurzelsilbe geschwunden, während sie nach kurzer Wurzelsilbe erhalten sind. Die Rüstringer Rechtsquellen haben *u* in solchen Fällen bewahrt, *i* erscheint als *e*; die übrigen Texte bieten stets *e*.

So westgerm. *i* = 1. urgerm. *i*: urgerm. **fôtiz* (vgl. πόδες) westgerm. **fôti*, ae. *fêt*, afrs. *fêt* E Füsse, aber urgerm. **matiz*, got. *mats*, afrs. *mete* E Speise. = 2. urgerm. *î*: got. *sôkei* westgerm. **sôki* ae. **sêc* afrs. **sêk* Imper. suche; aber got. *nasei* ae. *nere* urfrs. **nere* Imper. heile.

westgerm. *u*: = 1. urgerm. *u*: urgerm. **sunuz* westgerm. **sunu* afrs. *sûnu* R *sûne* E Sohn; aber lang: *hônd* R vgl. got. *handus* Hand. So auch urfrs *u* < vokalisiertem *w*, doch ist dieses *u* selbst in R nur im Wortinneren der Komposita bewahrt, z. B. *balumond* Balmund. = 2. urgerm. *û(?)*: urgerm. **snuzu* westgerm. **snuru* ae. *snoru* afrs. *snôre* BE Schwiegertochter. = 3. urgerm. *ô*: urgerm. **ʒebô* westgerm. **ʒebu* ae. *ʒifu* afrs. *ieve* Gabe; urgerm. **fatô* westgerm. **fatu* ae. *fatu* wg. *fýtù* Fässer (vgl. EFS pag. 106, 109); aber afrs. *wôrd* Worte.

Anm. 1. Wo westgerm. *i* im Auslaute in R durch *i* vertreten ist, haben wir wohl nicht Erhaltung des alten Zustandes, sondern Neuerung anzunehmen, z. B. *wliti* R *wlite* (Ant)litz, vgl. das *i* der Endsilben in *hiri* R *here* EHW Heer, *sini* R *sine* BEHS Sehne.

Anm. 2. In manchen Fällen lässt sich die Erhaltung des Vokals der Endsilbe nicht mehr erkennen, z. B. *hei* Sinn = ae. *hyȝe*, *sî* Sieg = ae. *siȝe;* möglicherweise haben wir hier **sig*, **heg* anzusetzen, vgl. Sievers ags. Gr. § 263, 2 Anm. 5.

Anm. 3. Das ursprünglich vorangehende *j* hindert den Vokalabfall nicht, z. B. *ken* R *kin* W < germ. **kunjo(m)* Geschlecht.

Anm. 4. Die schon im Westgerm. geschwundenen ursprünglich auslautenden *a, e, o* fallen nicht in das Gebiet unserer Betrachtung.

II. In drei- und mehrsilbigen Wörtern herrscht betreffs der Erhaltung des Endsilbenvokals starkes Schwanken, doch überwiegt die Erhaltung des zu *e* geschwächten Vokals, z. B. in den Abstrakta auf *-inge* (*blêndinge* Blendung), ferner in Formen wie *monege* und *monich* Nom. Akk. Plur. Neutr.

III. Elision des auslautenden Vokals bei Enklisis ist häufig, z. B. *biddik* H statt *bidde ik* bitte ich.

Anm. Die sonstigen frs. Vokale der Endsilben sind erhalten, indess erscheinen auch sie in jüngerer Zeit zu *e* geschwächt — in den neufrs. Mundarten ist das durchgehends der Fall, z. B. Akk. Plur. *êtha* R *êde* W Eide.

§ 34. Vokalschwächung. Die durch einen Schlusskonsonanten gedeckten Vokale bleiben in den ältesten frs. Texten erhalten, z. B. das *u, o* im Dat. Plur. und im Plur. Praet. (*halsum* B Hälsen, *fiundum* Ps. Feinden, *friondon* R Freunden). Schon früh tritt jedoch Schwächung der Endsilbenvokale zu *e* ein (einige Denkmäler bieten daneben *i*). Zeitlich lassen sich diese Vorgänge nicht bestimmen: in den Texten, die man als S zu bezeichnen pflegt, erscheint als Endung des Nom. Plur. *-en* neben selteneren *-an*, als Dat. Plur. *-um, -am, -em, -im, -en.* Synkope gedeckter Endsilbenvokale ist in frühester Zeit durch die 2. und 3. Pers. Sing. reichlich belegt, in späterer Zeit mundartlich, z. B. in den Partt. Praet. starker Verba (*bern* F getragen). Eingehender wird darüber in der Flexionslehre gehandelt werden.

b) Vokale der Mittelsilben.

§ 35. Unter Mittelsilben versteht man dem Wortlaute nach die zwischen Stamm- und Endsilbe liegenden Silben, aber im Folgenden begreifen wir darunter die sogenannten Bildungssilben, also auch solche, die in Ermanglung der Flexion Endsilbe eines Wortes sein können. Es ist bekannt, dass germ. kurzer Mittelvokal im Westgerm. nach kurzer Silbe erhalten blieb, nach langer synkopiert ward. Dem Prinzipe nach ist es wohl ähnlich zu beurteilen, wenn in Formen wie Plur. *firna* Verbrechen (vgl. got. *fairina*) der Mittelvokal ausgefallen ist. Im allgemeinen gelten für die frs. Mittelvokale folgende Regeln:

1. Schwere Mittelvokale sind selten synkopiert, in der Regel aber erscheinen sie zu *e* geschwächt; nur die älteren Texte, vor allen R, zeigen einen ursprünglicheren Standpunkt. Und zwar ist *ô* hier in der Regel zu *a* geworden, oder durch *o* vertreten, während die anderen Quellen *e* (selten *i*) bieten, z. B. Superl. ahd. *-ôsto*, vgl. afrs. *midlost, midlast* R mittelste gegenüber *middelst* EHW *midlist* F, vgl. Komparation § 89. *u* vor Nasal ist in R bewahrt, sonst zu *e* geschwächt, z. B. *sigun, siugun* R sieben gegenüber *sôgen* BEH *sôgon* H; sonst erscheint *u* als *o* bzw. *e*, z. B. *melok* R Milch, *ongost* R *ongst* Angst. Abgesehen von der Endung *-îg*, die in R (< *-ag* durch Einfluss des vor dunklen Endsilbenvokalen gutturalen *ȝ*?) als *-och* erscheint, sind die *i*-Laute durch *i* oder *e*, die *e*-Laute durch *e* vertreten, z. B. *bênen* REH = ahd. *beinîn; -nesse* in *thusternesse* Ps. caligo, *fengnese* EH = ahd. *fangnisse; bernere* B Brandstifter mit kurzem *ĕ* der Mittelsilbe, vgl. *biskirmgre* protector Ps. neben *skirmere* Ps., *helpre* Ps. adiutor.

2. *l, r, m, n* erscheinen als silbebildend, werden dann aber meist mit vorhergehendem *e* geschrieben, z. B. *fûgel* BE Jur. Vogel, *ekker* REHW Acker, *even* HWS *ivin* R eben, *bêken* R (Dat. Plur. *bêknum* B) Zeichen. Als

Sekundärvokal entwickelt sich manchmal ein *i*, z. B. *burich* W Burg, *sterik* H stark, vgl. wg. *sîlix*[1] Seehund = ae. *seolh*. Vgl. § 39 II Anm.

B. KONSONANTISMUS.

§ 36. Es lässt sich vermuten, dass das urfrs. Konsonantensystem folgende Laute aufwies:

	Labiale	Dentale	Palatale	Gutturale
1. Halbvokale:	*w*		*j* (*i*)	
2. Liquiden:		*r, l*		(*l̥*?)
3. Nasale:	*m*	*n*		*n* (*ŋ*)
4. Verschlusslaute:				
stimmlos	*p*	*t*	*k̑*	*k*
stimmhaft	*b*	*d*	*g̑*	*g* (?)
5. Spiranten:				
stimmlos	*f*	*þ, s*	*h̑*	*h*
stimmhaft	*ƀ* (*v*)	(*đ*?)	*j*	*ʒ*

I. SONORE KONSONANTEN.

1. Halbvokale.

§ 37. Das *w* wird in den afrs. Texten durch *w, v, u* wiedergegeben (vgl. § 8); die alte Orthographie sowie die lebenden Mundarten lehren, dass es wie engl. *w* (*u̯* = konsonantisches *u*) gesprochen wurde.

I. *w* (= germ. *w*) erscheint anlautend vor allen Vokalen sowie vor *r* und *l*, z. B. *wâch* Wand, *wesa* sein, *wîf* Weib, *wôste* wüst, *wundia* verwunden, ferner *wrôgia* rügen, *wlitiwlemmelsa* R 87, 13 vgl. ae. *wlit(e)* Gesicht. Erhalten ist *w* auch in den anlautenden Verbindungen *kw, hw, dw, thw, tw, sw*, z. B. *kwinka* schwinden, *hwît* weiss (vgl. § 52), **dwerg* (*dwirg* Jur. 2, 22) Zwerg, *thwinga* zwingen, *twâ* zwei, *swart* schwarz.

Anm. *wu* im Anlaut wird häufig *w* geschrieben, z. B. *wnde* Wunde; in BEH schwindet anlautendes *w* vor *u* oft, z. B. *vlle* E 243, 30 Wolle — eine Erscheinung, die sich auch im stl. und, wohl unabhängig vom Altostfrs., im Nordfrs. findet, vgl. afrs. *wulle, wulf* = nordfrs. *ol, ylf* etc. EFS pag. 176); Samprasaranaerscheinungen haben wir in *kok* BEHWS *huk* W (jeder beliebige) zu erkennen, ferner in *suster* BEHW Schwester sowie in jüngerer Zeit in *tolef* W zwölf vgl. § 19 Anm. 2, § 32, 6; *hû* (wie) ist entstanden aus **hwô* vgl. § 27 II. Ausfall des *w* bei Kontraktion zeigt sich in *nel nil* = *ne wel ne wil, nas* = *ne was, nêre* = *ne wêre, nêt* = *ne wêt* u. s. w.; auch ist *w* ausgefallen nach Dentalen in *ondzera ondsera onszere* BE freischwören, *ondertia* H etc. = *ondwardia* R antworten.

II. Inlautend ist *w* (*w*[1], s. Anm.) ausgefallen; so auch schwindet *w* im Auslaute nach langen Vokalen und Diphthongen, während es in den übrigen Fällen zu *u, o* vokalisiert und, falls nicht Kontraktion stattgefunden hat, in jüngeren Quellen zu *e* geschwächt erscheint, z. B. afrs. *sê* See, *hrê* Leichnam St. *saiwi-, hraiwi-*; *spîa* speien < **spîwa, sêle* Seele, *benêra* EH hindern = got. **binarwjan* (vgl. *en nâra* H in Bedrängniss), **snê* Schnee, *trê* E Baum, *balumon(d)* R *balemund* E Balmund, *hôre* BEH Schlamm (St. *balwa-, horwa-*). Inwieweit die Formausgleichung eingewirkt hat, ist in solchen Fällen schwer zu ermitteln.

Anm. Durch vorhergehendes westgerm. *u* ist *w* geschützt (germ. *ww*), z. B. *auwa* < *âwa* zeigen = ae. *éawan, iewan*; *hâwa* B hauen, *skâwia* E schauen, *dâw* R der Tau, *iuwe* euer.

§ 38. Für *j* gibt es in den frs. Hss. kein besonderes Zeichen, sondern der Laut des *i* in konsonantischer Funktion (*i̯*) wird durch *i* dargestellt. So anlautend: *iagia* jagen, *Jacob, iêr* Jahr, *iung*, jung. Inlautendes *j* erscheint im Infin. der schwachen Verba II. Klasse, z. B. *klagia* klagen, *makia* machen, so auch *folgia* folgen, *talia* zählen (neben *tella* I. Klasse); altes *j* jedoch im Infin. der schwachen Verba I. Klasse ist geschwunden, z. B. *nera* nähren.

Auslautendes *j* ist mit vorhergehendem Vokal zu einem Diphthong verschmolzen, z. B. **êi* (gespr. *ai*) Ei.

Anm. 1. In seltenen Fällen wird *i* vor hellen Vokalen durch *g* wiedergegeben, z. B. *gêr* E Jahr, *gê* ja (welches sich mit Assibilierung als *dzyê* Iur. 2, 206 findet). Umgekehrt ist das öfters als Übergangslaut erscheinende *g* als ein *j*-Laut aufzufassen, z. B. *sinhîgen* R Ehegatten, *nîge* H 355, 21 neue, *Beygeron* R Bayern; so auch *biswêrigia* E II 150, 14 st. *biswêria* beschweren u. s. w.

Anm. 2. Spuren des alten *j* zeigen sich noch in der westgerm. Konsonantenverdopplung, im *i*-Umlaut und in solchen Fällen, wo dem *j* ein palataler Konsonant voranging, z. B. *skeppa* schaffen = got. *(ga)skapjan*, *dêma* urteilen = got. **dômjan*, *hêia* erhöhen = got. *hauhjan*, *sêka* R *sêza* E 184, 21 suchen = got. *sôkjan*, *sedsza* B *sidza* W sagen = ae. *secȝean*, vgl. §§ 50, 51.

Anm. 3. Über Kontraktion des alten *j* mit *i* zu *î*, z. B. *fîand* Feind, *nîe* neu, vgl. § 12 II. Vgl. auch Formen wie afrs. *îa* bekennen < **jîa* = ahd. *jehan*.

2. Liquiden.

§ 39. Das urfrs. *r* ist (wahrscheinlich gerolltes) mittleres alveolares *r*, dessen Klangfarbe derjenigen des *a*-Vokals nahekommt: das schliessen wir sowohl aus den modernen Mundarten, welche entweder das so artikulierte *r* erhalten oder aus demselben einen Dental entwickelt haben (stl. *hôᵘdn̥*, helgol. *hôdn̥* Horn), als auch aus den afrs. Lautverhältnissen (durch *r*-Einfluss wird *e* häufig zu *a*, *i* zu *e* oder gar zu *a*: *hars* neben *hers* Ross, *gars* neben *gers* Gras, *farsch* neben *fersk* frisch).

I. Das *r* erscheint im Anlaut, Inlaut und Auslaut, z. B. *rîke* reich, *bera* tragen, *bûr* Bauer. Statt des anlautenden *hr* wird — namentlich in jüngeren Quellen — häufig *r* geschrieben, bisweilen erscheint auch *rh*, z. B. *hring* neben *ring* und *rhing* Ring (vgl. § 52). Inlautendes *r* kommt nur selten verdoppelt vor, so bei Synkope, z. B. *ferra* (*farra*) dexter = ahd. *furiro*, *êrra* (*erra*?) früher = ahd. *êr(i)ro*; in den übrigen Fällen, in denen die verwandten westgerm. Sprachen *rr* zeigen, bietet das Afrs. einfaches *r* — sogar statt *rr* < germ. *rz*: *stera* (*stêra*?) Stern ae. *steorra*, *ire* (*îre*?) zornig ae. *ierre*, *meria* hindern (*meert* W 49, 16) = got. *marzjan*.

II. Sehr häufig ist Umstellung von inlautendem *r* + Vokal, namentlich vor Dentalen, z. B. *kristen-* neben *kersten-* Christen-, *frosta* frieren neben *forst* Frost, *brust* neben *burst* Brust. Ebenso auch umgekehrt: *bern* Kind neben *bren*, *dern* dunkel neben *dren*, *nêddrefth* Notdurft. Die gleiche Erscheinung findet man in Nebensilben, z. B. *andern* Fenster neben *andren*, *hundred* hundert neben *hunderd*; auch Metathese von Konsonant + *r* erscheint: *kairslik*, *kairsk* kaiserlich.

Anm. Schon diese Metathesen weisen darauf hin, dass auf das sonore *r* der Gipfel des Silbenaccents und damit eine sonantische Funktion übertragen wurde. Durch das gleiche Prinzip kann man den Wechsel der Stammsilbenvokale in solchen Fällen erklären, z. B. *dracht* neben *drecht* die Schaar, *hars* neben *hers*, *hors* und *ros* Ross, *bern* neben *birn*, *barn* und *bren* Kind (vgl. PBB XI, 218). In Nebensilben erscheint das *r* bisweilen als silbebildend, z. B. *brêdr* breiter, *êldr* älter, vgl. § 35, 2.

III. Das frs. *r* kann 1. einem germ. *r* entsprechen, und zwar in allen Stellungen des Wortes; 2. einem germ. *z* = got. *z*, *s*, aber nur inlautend, z. B. *âre* Ohr, *keron* Plur. Prät. *ekeren* Part. Prät. zu *kiasa* kiesen, vgl. got. *ausô*, *kusum*, *kusans*; ferner ist frs. *r* < *rr* = germ. *rz*, frs. *rd* < germ. *zd*, frs. *rg* < germ. *zg*, z. B. *meria* hindern = got. *marzjan*, *ierde* Gerte = germ. **gazdjô* (vgl. got. *gazds* St. *gazda-*), *merch* ES *merg* W mark got. St. **mazga-*.

§ 40. Für die neufrs. Sprachen sind wenigstens drei Arten des *l* zu unterscheiden: 1. gutturales *l*, z. B. westfrs. *fuḷ* voll, *â(ḷ)d* Hindeloopen *âud* Schiermonnikoog alt; 2. alveolares *l*, z. B. ostfrs. westfrs. *stil* still; 3. palatales (mouilliertes) *l*, z. B. nordfrs. *ûl* alt Wiedingharde, westfrs. *liȝ*

(und *jîəx* [1]) lügen. Es ist anzunehmen, dass dieser Klangwechsel von der lautlichen Umgebung abhängig ist. Inwieweit ein solcher bereits für das Altfrs. gilt, vermag ich nicht zu ermitteln; ich gebe einige Lautveränderungen, welche uns zum Teil Schlüsse auf die Artikulation des *l* (1 und 2) gestatten:

1. anlautendes *l* ist in der Regel erhalten, hat jedoch in seltenen Fällen einen *i*-Laut erzeugt: *liûd* E 52, 18 statt *hlûd* Subst. Laut, *hliaept* W 435, 15 läuft statt *hlapt*. (Zu dieser Form vgl. aber Prät. Opt. *hliope* § 59, 4).

2. inlautendes *l* ist in der Regel erhalten; auf gutturale Klangfarbe im Altwestfrs. weist hin, a) dass häufig *e* zu *ie* gebrochen wird, z. B. *bihiella* W verhüllen, *ielne* W Elle; b) dass *l* ein *u* vor sich entwickelt hat oder durch *u* ersetzt wird, z. B. *auld* W neben *âld*, *aud* (Jur.) alt, *saut* W Salz neben *salt*, *goud* neben *gôld* W Gold;

3. inlautendes *l* vor Konsonanten schwindet häufig, z. B. *hwel(i)k* neben *hwek* jeder beliebige, *nas* (gesprochen *nās* d. h. mit geschliffenem Tone) statt *nalles* H, *haf* neben *half* R halb;

4. Verdoppelung des *l* erscheint häufig, und zwar a) als germ. Gemination, z. B. *falla* fallen; b) als westgerm. Gemination vor *j*, z. B. *tella* zählen; c) durch Assimilation, z. B. *northhalle* E 238, 18 statt *northhâlde* nach Norden gerichtet, *hallem* W statt *halvon* R *halvem* E halben; d) ohne ersichtlichen Grund, z. B. *beyllum* E Dat. Plur. von *bêl beil* Beule;

5. häufig tritt — nach den für *r* (§ 39) geltenden Grundsätzen — Metathese von Vokal + *l* ein und umgekehrt. Diese Erscheinung zeigt sich namentlich vor Dentalen: *bold* neben *blod* Ausstattung, *buld* und *blud* Haufen, *frudelf* und *frudlef* Geliebter, *nelda* (vgl. mhd. *nâlde*) statt *nêdla* Dat. Nadel. In Nebensilben erscheint *l* bisweilen silbebildend: *dadl* neben *dadel* Totschlag.

3. Nasale.

§ 41. *m* ist labialer Nasal, *n* ist vor *k*, *g* velarer bezw. palataler, sonst aber dentaler Nasal. *m* sowie dentales *n* finden sich an allen Stellen des Wortes, z. B. *môt* muss, *nât* Genosse, *rêma* räumen, *sûnu* Sohn, *êm* Oheim, *mon* Mann; velares *n* erscheint naturgemäss nur im Inlaut: *hengst* E Pferd, *mong* R zwischen.

I. Inlautendes *n* kann Umstellung erleiden, z. B. in *bernde*, *bernthe* statt **berthne* Dat. Sg. von **berthn* Bürde = ae. *byrden*. Auch gründet es sich wohl nicht auf Ablaut, sondern auf sonantische Funktion des *m*, wenn *strump-* neben *strimp-* (*strumpo-* statt *strunqo-*) E erscheint. In Nebensilben sind die Nasale bisweilen silbebildend, z. B. *bôsm* Busen, *têkn* und *têken* Zeichen.

II. Verdoppelung des Nasals ist entweder a) germ. Gemination, z. B. *rinna* rinnen, *bennon* Prät. Plur. von *bonna* bannen; oder b) westgerm. Verdoppelung vor folgendem *j*: *demma* dämmen, *fremma* E vollbringen; c) finden sich Assimilationen, z. B. *fämne*, *famme*, *fanne* Frau < germ. **faimnjôn-* (vgl. EFS p. 264. 274), *stemme* Urk. < **stemne* Stimme = *stifne* R 130, 14, *dumme* W statt *dumbe* E dumm, *nanna* S neben *namna* W nennen, *klinna* < **klinga(?)*; d) Verdoppelung infolge späterer Vokalkürzung oder ohne ersichtlichen Grund, z. B. *tumma* W statt *thûma* R Daumen, *thonnersdei* Urk. Donnerstag; hieher gehören auch Formen wie *ammer* E *emmer* HWS *immer* W = ahd. *io-mêr*, *ammon* R *emman emmen immen* u. s. w. jemand, *annen* F Akkus. einen.

Anm. Assimilation zeigt sich auch in dem häufigen Übergang des *n* zu *m* vor *b*, z. B. *umbeide* st. *unbeide* H ohne Verzug, *ombecht* BEH vgl. got. *andbahti* Amt.

III. Vor stimmlosen Spiranten erscheinen im Frs. keine Nasale, denn vor *h* waren sie bereits im Germ. geschwunden (afrs. *thochte* = got. *þâhta*), und

vor *f*, *th* und *s* fallen sie unter Verlängerung des vorhergehenden Vokals aus — eine Erscheinung, die dem Altfrs. mit dem Altsächsischen gemeinsam ist (vgl. §§ 17; 18 III 20 IV 22 II), z. B. *fîf* fünf = got. *fimf*, *binêtha* angreifen vgl. got. *nanþjan*, *swîthe* HE *swîde* W heftig vgl. got. *swinþs*, *êst* in *evêst* EH Abgunst. Worte wie *eenst* Jur., *unse* S *onse* W unser, sind aus dem ndl. entlehnt; Formen, in denen das Zusammentreffen von Nasal + Spirans jünger ist als die Wirkung jenes Lautgesetzes, zeigen den Ausfall natürlich nicht, z. B. *winster* E link = ahd. *winistar*, *bigonste* R. *mog* neben *mong* R (zwischen) weist wohl nicht auf Nasalvokal hin; es erscheint auch öfters *-ig* neben *-ing*, z. B. *bernig* H neben *berning* B Zeugung.

IV. Auslautendes *m* der Flexion nach kurzem Vokal wird in R zu *n*: so erscheint der Dat. Plur. als *-on* anstatt des älteren *-um* (vgl. § 72, 8), z. B. *monnon* R statt *monnum*, vgl. *fiundum* und (*? engl*)*un* Ps.

V. Auslautendes *n* nach *a* schwindet in der Regel: so vor allem im Infin., z. B. *drinka* = got. *drigkan*; ferner — abgesehen von der verbalen und nominalen Flexion — in *ma* man, *bova* oben < **be oban*, *bûta* aussen < **be ûtan* und vereinzelten anderen Fällen.

Anm. Das Präfix *ond* < *and* ist häufig zu *a* verkürzt, z. B. *aiën* entgegen, *atwâ* entzwei, *abûta*, *abefta* u. s. w.

VI. Die 3. Pers. Plur. erscheint als *-ath* < *-and* = got. *-and*.

II. GERÄUSCHLAUTE.

1. Labiale.

§ 42. Die labiale Tenuis *p* ist im Anlaute — abgesehen von Fremdwörtern — selten, im In- und Auslaute aber häufig, z. B. *plôch* Pflug, *plicht* Obhut, *pilugrim* Pilger, *pûnd* Pfund; *helpa* helfen, *werpa* werfen; *râp* das Tau, *skerp* scharf.

I. Verdoppelung ist a) germanisch, z. B. *klappa* Urk. klappen ahd. *chlaphôn*; b) westgerm., z. B. *lippa* Lippe = got. **lipjô*, *skeppa* schaffen = got. *skapjan*; c) bloss graphisch zur Bezeichnung der Vokalkürze, z. B. *dreppel* Schwelle.

II. Unorganisches inlautendes *p* wird bisweilen zwischen *m* und Dental eingefügt, z. B. *nimpth* E nimmt, *dempth* B *dampth* E dämmt, *drempel* S Schwelle = ahd. *dremil*(?). Umgekehrt scheint *p* ausgefallen zu sein in *domliacht*, welches ich als »nebelhell, frei von Nebel« = **dompliacht* erkläre.

III. Auslautendes *p* erscheint bisweilen als *f*, z. B. *slofbênde*, wohl = Schlaufbande; ebenso *schof* Spott = an. *skop*(?).

Anm. *ph* vertritt *f*, z. B. *phê* B = *fê* wenig; über *kaphse* Kapsel vgl. § 45 Anm. 2.

§ 43. *b* ist stimmhafte labiale Media und erscheint oft im Anlaute, einem germ. *b* entsprechend, z. B. *bîta* beissen, *bregge* Brücke, *blât* bloss; ferner in der Verdoppelung (z. B. *sibba* Verwandter, *kribba*(?) Krippe, *libba* leben, *abbet* Abt) und in der Lautverbindung *mb*, z. B. *bikumbria* bekümmern, *dumbe* dumm, *krumb* krumm, urfrs. *lômb* Lamm (EFS p. 76). In allen übrigen Fällen tritt für inlautendes *b* die stimmhafte Spirans *v*, für auslautendes *b* die stimmlose Spirans *f* ein, z. B. *drîva* treiben, *dâf* taub (vgl. §§ 44, 45). Ganz selten erscheint das *v* auch anstatt *bb*, z. B. *avete* B Abt (über *w* = *v* vgl. § 8).

Anm. In späterer Zeit schwindet das *b* in der Verbindung *mb* oder wird assimiliert, z. B. *dumme*, *timmria* W = *timbria* R zimmern: anderseits wird auch bisweilen ein unorganisches *b* zwischen *m* und Vokal eingefügt, z. B. *nember* st. *nemmer* H *nammer* R *nimmer* W nimmer, vielleicht auch *bâmbe* st. *bâme* B Dat. Sg. von *bâm* Baum; *mp* statt *mb* zeigt sich in *stemplinge* R neben *stemblenge* EH Verstümmelung, *ompt* = *ombecht* Amt.

§ 44. In Fremdwörtern wird der Laut des lateinischen *v* im Anlaut entweder durch *w* oder durch *f* dargestellt, z. B. *wîn* Wein, *fenîn* Jur. = vene-

num, *fers* Vers — die Fälle sind sehr selten; im Inlaut erscheint *v, w, u*, z. B. *aduent, ewangelista* (über den Wechsel von *v, w, u*, vgl. § 8).

In der Regel ist das frs. *v* der Vertreter des inlautenden germ. *ƀ*, hd. *b*, ags. *f*, in Lehnwörtern eines lat. *b*: für dieses *v* haben wir wohl den phonetischen Wert des konsonantischen *u̯* anzunehmen. Vor allem schliessen wir das aus den neufrs. Mundarten (z. B. afrs. *skrîva* schreiben, 1. Pers. Präs. stl. *sx¹rîu̯ə* westfrs. *skrî'û* Schiermonnikoog), ferner aus dem Wechsel von *v, w* und *u* in den afrs. Texten (*bihalwa* und *bihalua* ausser), endlich aus Kontraktionserscheinungen (z. B. *över* und *ûr* über). Beispiele für afrs. *v* = germ. *ƀ*: *lêva* glauben, *râvia* rauben, *sterva* sterben, *hâved* Haupt.

Anm. 1. Nach langer Silbe fällt das *v* bisweilen aus, z. B. *stêra* W sterben, *drîa* B treiben, *hwârdlar* E (mit unorganischem *d*) < *hwarlar* Wirbel, vgl. EFS pag. 44.

Anm. 2. Vor Konsonanten, namentlich vor stimmlosen, geht das *v* in der Regel in die stimmlose Spirans über, z. B. 3. Pers. Sing. Präs. *skrifth* schreibt, *sterfth* stirbt, *eifna* ebnen, *hâfd* R Haupt. Umgekehrt wird *f* zwischen Vokalen manchmal zu *v*, z. B. *neva newa* Neffe.

Anm. 3. In Fremdwörtern erscheint *v* = lat. *b* zwischen Vokalen öfters als *g*, z. B. *pâgus* R 539, 14 = *pâves* Pabst, *prôgost* R = *prôvest* lat. praepositus, *prôgia* und *prôvia* = lat. probare. So auch erklärt sich vielleicht *sigun siugun sôgon* und *sôven* sieben (vgl. EFS pag. 149. 152).

§ 45. I. Die stimmlose labiodentale Spirans *f* ist anlautend in germ. Wörtern und in Fremdwörtern häufig, z. B. *fîa* Vieh = got. *faihu*, *fêre* nützlich = ahd. *(gi)fuori*, *font* Taufe = lat. *fontem*.

Anm. 1. Ganz vereinzelt wird statt des *f* ein *ph* geschrieben, z. B. *phê* neben *fê* wenige; *v* - *f* liegt vielleicht in *vêlik* H = *fêlich* E (sicher) vor; über *fial* Rad vgl. EFS pag. 300.

II. Inlautendes *f* erscheint nur in der Verdoppelung sowie in den Verbindungen *ft, fth* und *fs*. Beispiele für Verdoppelung kenne ich nur in Fremdwörtern (z. B. *offer* Opfer, *official*) sowie in Formen, welche *ff* < *ft* bieten, z. B. *skiffa* B entscheiden = *skifta* R. Beispiele für die übrigen Fälle sind häufig: *ieft* R Gabe, *iefth* er gibt.

Anm. 2. Ob *ph* in *caphse* H Kapsel als *f* (wie in *propheta*) oder als *p* aufzufassen ist, lässt sich nicht entscheiden.

Anm. 3. *f* < *ƀ* glaube ich auch in *stifn(e)* R 130, 14 Stimme sehen zu müssen, welches nicht — wie von Richthofen meint — für *stiftne* geschrieben ist (vgl. § 41 II).

Anm. 4. Wo anstatt des *ft* ein *cht* erscheint, haben wir mit niederdeutschen Lehnformen zu rechnen, z. B. *-achtich* = *-haftich, sticht* für *stift*.

III. Auslautendes *f* ist häufig, z. B. *fîf* fünf, *wîf* Weib, *half* halb, *hôf* (Plur. *hôven*) hub; so auch *brêf* = lat. *breve* Brief. Die gleiche Regel gilt für den Wortschluss innerhalb der Komposita.

2. Dentale.

§ 46. Die dentale Tenuis *t* ist im Anlaut, Inlaut und Auslaut häufig.

I. Beispiele für den Anlaut sind: *tian* zehn, *tâm* Zaum, *tunge* Zunge, *trê* Baum, *twisk* zwischen. Anlautend ist die Gruppe *st* häufig, z. B. *strîda* streiten, *strâm* Strom.

Anm. 1. Wo *d* erscheint, ist Verschreibung anzunehmen, z. B. *biduiskia* E 218, 16 unterscheiden; ebenso ist häufiges *th* statt *t* ungenaue Schreibung.

II. Beispiele für den Inlaut sind: *wita* wissen, *hêta* heissen, *hirte* R *herte* Herz; häufig sind in- und auslautend die Gruppen germ. *ft* (aus Labial + *t* entstanden), *ht* (aus Guttural + *t*, geschrieben frs. *cht*), und *st* (aus Dental + *t*), z. B. *hefta* heften, *kreft* Kraft, *machte* mochte, *nacht* Nacht, *moste* musste, *hlest* Last. Germanische Verdoppelung liegt vor in *ket(t)* Gen. *kettis* Vieh, westgerm. Gemination in *setta* setzen, *etta* < **atjan* weiden trans.

Anm. 2. Spätere Gemination findet sich vor *r* bei langem Vokal, z. B. *hlutter* lauter Jur., ferner entsteht Verdoppelung durch Zusammenrücken ursprünglich getrennter Konsonanten, z. B. im schwachen Prät. *hlette* zu *hlêda* läuten; endlich als rein graphische Er-

scheinung nach kurzer Silbe, z. B. *betteria bettria* bessern vgl. *betre* besser. Über *tt* < *tth* u. s. w. vgl. § 48 IV.

Anm. 3. Bisweilen fällt *t* aus, besonders nach Konsonant vor folgendem Sonorlaut, z. B. *nesla* st. *nestla* die Nestel, *bitichma* st. *bitichtma* Bezichtigung, *drochenis* E st. *drochtenis* Gen. von *drochten* Herr.

Anm. 4. In lateinischen Wörtern kann *t* vor *i* + Vokal die Geltung des *ts* haben, z. B. *Bonifatiusdey* S. 384, 16.

III. Auslautendes *t* ist häufig, z. B. *wêt* ich weiss, *fôt* Fuss, *bint* er bindet (< **bindth*).

Anm. 5. Auslautendes *t* erscheint häufig statt *th*, namentlich in der 3. Pers. Sing. Präs., auch wo es nicht aus *dth* oder *tth* hervorgegangen ist; desgleichen in einigen Fällen statt *d*. Beispiele sind: *bât* st. *bâd* = got. *bauþ* bot, *bant* F st. *band* Praet. von *binda*, *drift* neben *drifth* 3. Pers. Sing. Präs. von *drîva* treiben. So auch *breithuis* E Brauthaus, *entlîk* W endlich.

Anm. 6. Abfall des auslautenden *t* erscheint nach Konsonanten häufig, z. B. *nis* st. *ne ist*, *fech* st. *fecht* Frucht B 174, 2. Umgekehrt erscheint unorganisches auslautendes *t* in *nemment* E *nimment* S Niemand, vgl. *ammant emmant* S Jemand.

IV. Für Assibilierung des *t*, wie sie in modernen frs. Mundarten erscheint (z. B. im stl. *tśjôn* Hollen zehn < *tjôn* urfrs. *tian* vgl. westfrs. *tsìən* < *tjìən*, westfrs. *tśiux'st* ziehst Grouw u. s. w.), finden sich im Afrs. keine Belege, vgl. unter *k* § 50 B.

§ 47. *d* (im grammatischen Wechsel mit *th*) ist stimmhafte dentale Media und erscheint im Anlaut, Inlaut und Auslaut häufig.

I. Anlautendes *d* steht vor Vokalen sowie in den Konsonantverbindungen *dr* und *dw*, z. B. *diar* Tier, *dom* Damm, *drâm* Traum, *dwirg* Jur. Zwerg.

Anm. 1. Bisweilen findet sich statt dessen ein *th* oder *t*, z. B. *thâth*, *thât* = *dâth* tot — darin haben wir Verschreibungen zu sehen. *d* statt *t* erscheint in *biduiskia* (vgl. § 46); über *d* statt *th* vgl. § 48.

II. Inlautendes *d* ist im allgemeinen alt, z. B. *hâlda* halten, *rêda* raten, *ierde* Gerte. *dd* erscheint infolge westgerm. Verdoppelung (*bidda* bitten, *midde* mittlere), ferner infolge späterer Gemination (*eddre* Ader vgl. wg. *œ'dr̥* mit Vokalkürzung durch Einfluss des *r*? *bedde* Dat. Sg. von *bed* Bett), endlich aus rein graphischen Gründen in der Komposition (*daddolch* Todwunde).

Anm. 2. *ld* kann einem got. *ld* und *lþ* entsprechen, ebenso *dl* auch einem got. *þl*, z. B. *kâld* kalt, aber *gôld* Gold = got. *gulþa-*; *nêdle* Nadel = got. *nêþla*.

Anm. 3. Vor und nach stimmlosen Lauten wird *d* zu *t*, z. B. *finst* Jur. < **fintst* < **findst* 2. Pers. Sing. Präs. von *finda* finden; ebenso *bitst* zu *bidda* bitten. Vgl. auch in der Komposition *nosterle* Nasenlöcher = ahd. *nasturili*.

Anm. 4. Bisweilen findet man statt des *d* ein *th* geschrieben, z. B. *bethen* E geboten, *dêthe* st. *dêde*, *gatherad* E versammelt; gramm. Wechsel in *môther* vgl. *môtæ* Sild. Ganz selten erscheint *t* oder gar *dt*, z. B. *nêtigade* R Prät. von *nêdigia* nötigen, *nêdtkâld* E notkalt.

Anm. 5. Unorganisches *d* ist bisweilen zwischen *r* und *l*, *n* und *l*, ferner zwischen *n* oder *l* und Vokal sowie zwischen *m* und *s* entwickelt, z. B. *andlova* R elf vgl. got. *ainlif*, *hwârdlar* Wirbel (vgl. § 44 Anm. 1), *etmêldon* Dat. Plur. von *etmêl* (Zeit von 24 Stunden), *hynda* Jur. Ehegatten st. *hîena*, *fremdsind frumdsind* neben *fromsind* der erste Send.

Anm. 6. Im Altwestfrs. fällt *d* zwischen stimmhaften Lauten sehr häufig aus, mag es nun einem germ. *d* oder *þ* entsprechen, z. B. *gâer* W zusammen = *gadur* R, *môer* Mutter, *weer* statt *weder* Wetter. So auch im Neuwestfrs.: *wêər* Hindeloopen, *təʒɛ̄rə* Ostterschelling (zusammen), vgl. auch § 48 Anm. 3.

III. Auslautendes *d* ist häufig, z. B. *bed* Bett, *râd* rot, *berd* Bart, *âld* alt. Wie inlautendes *d* im Altwestfrs., so scheint auslautendes *d* nach (selbstverständlich: stimmhaften) Konsonanten bereits im Ostnordfrs. sehr schwachen Stimmton gehabt zu haben: im Altfrs. wird es häufig fortgelassen, und in vielen neufrs. Dialekten ist es gänzlich geschwunden, z. B. *âl ôl* alt neben *âld ôld*, *iêl* Geld neben *iêld* R, vgl. wanger. *ôul*, *jil*, nordfrs. *ûal* Hattstedt Boldixum *ôal(d)* Sild, *gîl* Hattstedt *jîl* Boldixum Sild. Das Westfrs. hat *d* bewahrt.

IV. Assibilierung des *d* liegt vor in *stinsen* W Jur. = *stênden* BH gestanden.

§ 48. *th* (im grammatischen Wechsel mit *d*) ist interdentale Spirans und zwar wie im heutigen Englisch sowohl stimmhafte als auch stimmlose, also Vertreter des *þ* und *d*. Für den spirantischen Charakter des *th* ist die Gemination beweisend, die bei einer Aspirata undenkbar wäre, z. B. *aththa, sweththe, withthe* Bande = ae. *widde*. Bereits im Urfrs. war die stimmlose Spirans zwischen stimmhaften Lauten tönend geworden: das ist deshalb sicher, weil die neufrs. Mundarten in solchen Fällen entweder Erhaltung des *d* oder Übergang zu *d* oder Ausfall zeigen, sonst aber *þ* oder *t* bieten, z. B. afrs. *thûma* Daumen ergibt neuostfrs. *þûm* (Wangeroog), *tûmə* (Hollen), neunordfrs. *tymə* (Nordmarsch), *þym* (Oldsum-Föhr), *śym* (Amrum), neuwestfrs. *tumə* (Terschelling); aber afrs. *brôther* RBEHFS *brôder* EW *brô(e)r* W, neuostfrs. *brôuər* (Wangeroog), *brûər* (Hollen), neunordfrs. *brâər* (Nordmarsch), *brôudr* (Karrharde), *brœda* (Sild), neuwestfrs. *brôər* Hindeloopen.

I. Anlautendes *th* ist im Altostfrs. erhalten, nur ganz vereinzelt findet sich *t*, z. B. *trîtich* dreissig R, *ting* E 197, 27. Im Altwestfrs. ist *t* die regelmässige Vertretung, nur vor *w* wechseln bisweilen *d* und *t*, z. B. *tief* W — *thiaf* R Dieb, *twinga* W vgl. *dwingen* Jur. zwingen. Bemerkenswert ist, dass im Altwestfrs. sowie in allen neufrs. Dialekten anlautendes *th* in Wörtern, die den Nebenton tragen, als *d*, nicht als *t* erscheint, z. B. afrs. *thû* (vgl. *tû* R 132, 8) REH *dû* W du, neuostfrs. *dû*, nordfrs. *dy dŷ dœ*, neuwestfrs. *dû dôô* u. s. w.; *thet* RH, *dat* W das. Man vergleiche auch *thus* so, aber *dldus* RHEFWS.

II. Inlautendes *th* ist im Altostfrs. in der Regel erhalten, in BEHF hingegen findet sich vereinzelt *d*; im Altwestfrs. ist Übergang zu *d* die Regel, Ausfall des Konsonanten zwischen Vokalen ist häufig, s. oben. Beispiele: *lethoch* R, *letheg* H, *ledich leech* W ledig, *berthe* RWS *berde* BEH Bürde, *sûther* RE südwärts *sûder sûer* W.

Anm. 1. Dass *fth* in *ieftha* aus *thth* hervorgegangen sei (vgl. Sievers ags. Gr. § 226), dafür giebt es kein Analogon; auch spricht anlautendes *i* gegen die Identität mit got. *aiþþau*. Afrs. *ieva* „oder" weist auf got. *jabai* hin; *ieftha* ist (gegen PBB XII, 211) wohl Kontamination von afrs. *ieva* und **eththa* vgl. got. *jabai—aiþþau*.

Anm. 2. Über *th* anstatt *d, t* (z. B. *dêthe* st. *dêde*) vgl. § 47.

Anm. 3. In einigen Fällen ist *d* < *th* zu *i* geworden, z. B. *snein* geschnitten, *mei* mit. *snei* Schnitt. Dieses *ei* erklärt sich wohl aus älterem *ê*: das *d* war zwischen Vokalen geschwunden.

III. Auslautendes *th* ist in der Regel erhalten, jedoch nach Sonorlauten in den ostfrs. Dialekten (ausser R) vereinzelt, in den westfrs. Mundarten meistens zu *d* geworden. In manchen Fällen erklärt sich das *d* wohl durch Übertragung aus den verlängerten Flexionsformen, wo es im Inlaute stand. Beispiele: *nôrth* REH *noerd* W Norden, *êth* Eid RBEFHS *êd* WS, *path* E *paed* W Pfad.

IV. Altes *lþ, þl* gehen in *ld* bezw. *dl* über, vgl. § 47; *t* + *th* erscheint im Inlaute als *tt*, im Auslaute als *th* oder *t*, z. B. *thetter* < *thet thêr* dass da, *bith* ES *bit* W < **bîtth* er beisst; *dth* wird im Inlaute zu *tth* oder *th* (W zeigt *tt*), z. B. *mittha mitha* mit dem = *mitta* W, im Auslaute zu *th* oder (meistens) *t*, z. B. *rith rit* < **rîdth* er reitet; *thd* wird in W zu *tt*, z. B. *kette* W kündete zu Inf. *kêtha* (aus den anderen Mundarten keine Belege); *th* + *th* wird zu *th* oder *t*, z. B. *kweth kwet* er spricht; *sth* erscheint als *st*, z. B. *kiost* er kiest = got. *kiusiþ*; ebenso *stth*, z. B. *finstu* findest du.

§ 49. *s* (im grammatischen Wechsel mit *r* = germ. *z*) ist im Frs. wie im Germ. in der Regel stimmlose dentale Spirans, jedoch weist die Aussprache in den überlebenden Mundarten darauf hin, dass *s* zwischen stimmhaften Lauten mit Stimmton gesprochen ward. Wir finden das *s* im Anlaut, Inlaut und Auslaut häufig, z. B. *sâth* Brunnen, *sumur* Sommer, *skîa* geschehen, *slât* Graben, *smel* schmal, *snîtha* schneiden, *spôn* Spahn, *stela* stehlen, *swester* R Schwester,

âst Osten, *wîs* weise. So auch in der Verdoppelung: *kessa* küssen = an. *kyssa, wiss* gewiss; jedoch ist Gemination in nebentoniger Silbe oft vereinfacht: *-nese* st. *-nissi*, z. B. *skipnese* Ps., aber *wôstnesse* ebenda.

Anm. Anlautendes *s* erscheint in vereinzelten Fällen als *ts*, z. B. *tsawen* S sieben, unter ndl. Einfluss als *z* in *zwol* st. *swol* Geschwulst.

Bemerkenswert sind folgende Punkte:

1. *ks* und *hs* erscheint als *x*, z. B. *waxa* wachsen; *ss* = germ. *hs* findet sich nur in niederdeutschen Lehnworten, z. B. *bussa* Büchse.

2. *sl* erscheint als *skl* in *sklûta* E 247, 14. 15 statt *slûta* schliessen, vgl. PBB XIV, 290.

3. *sk* ist im Westfrs. in der Regel *sch* geschrieben, z. B. *skip* R *schip* W Schiff, *twiska* R *twisscha* W zwischen, vgl. § 50 A; auffällig ist die Schreibung *esxehalt* H 334, 24 speerlahm. Umstellung von *sk* zu *ks* mag in gewissen Fällen vorgelegen haben, vgl. *muksl* (Wangeroog) Muschel. So auch findet sich Umstellung von *sr* zu *rs*, z. B. *kairslik kairsk* H = *keiserlik* W (vgl. § 39 II).

4. Der *ts*-Laut (nhd. *z*) erscheint nur in Fremdwörtern, ferner bei Zusammentritt von Konsonanten infolge von Vokalausfall (*quetsene* vgl. mhd. *quetzen* < *quatisôn*), endlich bei Assibilierung von Palatalen und Dentalen.

a) in Fremdwörtern wird in der Regel *z*, manchmal auch — namentlich nach *n* — ein *s* geschrieben, z. B. *betska* Batzen, *enze ense einse* = lat. *uncia*, *erzebiskop* und *arsebiscop* Erzbischof, *ersedie* Arzenei, *palense* Pfalz.

b) Nach Konsonanten geht *ts* (< *ds*) häufig in *s* über, z. B. *finst* findest, *halst* hältst.

c) Assibilationserscheinungen finden sich bei *k* und *g* (vgl. §§ 50. 51), vereinzelt bei *d* (*stinsen* gestanden, s. § 47, IV) und bei *j* (*dzyê* ja § 38 Anm. 1).

3. Gutturale und Palatale.

§ 50. A. Gutturales *k*. Die germ. gutturale Tenuis *k* ist im Anlaute erhalten vor Konsonanten (*l, n, r, w*), sowie vor den gutturalen Vokalen (*a, â, o, ô, u, û*) und deren *i*-Umlauten, z. B. *klâth* Kleid, *knapa* Knabe, *kriapa* kriechen, *kwinka* schwinden, *kampa* (*kempa*) Kempe, *kâp* Kauf, *kort* kurz, *kôrn* Korn, *kumbria* kümmern, *kû* Kuh (Plur. *ky* Urkk.), *kessa* küssen. Beispiele für inlautendes *k*: *âka* vermehren, *wike* Woche, *breka* brechen; für auslautendes *k*: *ik* ich, *bôk* Buch, *âk* auch.

Geminiert findet sich *k* 1. bei germ. Verdoppelung, z. B. *lokkar* Nom. Plur. von *lok* Locke, *stokke* Dat. Sg. von *stok* Stock; 2. bei westgerm. Verdoppelung vor ursprünglich folgendem *r*, z. B. *ekker* Acker (doch auch Dat. Sg. *ekre*); 3. aus rein graphischen Gründen nach kurzem Stammsilbenvokal, z. B. *blokk* Block.

Anm. 1. Statt *k* und *kk* wird öfters — namentlich in westfrs. Quellen — *ck* geschrieben, in seltenen Fällen erscheint *c*: *bicumbria* R bekümmern, *diunck* E dunkel, *ecker* H Acker. Statt *kw* wird in seltenen Fällen *qu* geschrieben, s. unter 1).

Bemerkenswert sind folgende Erscheinungen:

1. *k* erscheint in seltenen Fällen als *ch*, so anlautend, z. B. in *bûrchûth* E bauernkund; inlautend vor *t*, z. B. *brecht* st. *brekth* er bricht; auslautend, z. B. *bôch* S Bücher, *ballich* S Balken. Umgekehrt scheint *k* statt *h* zu stehen in *quam* (*quem-*) *bên* WS (Seitenknochen?) vgl. ae. *hwom* Winkel, Seite. Vertretung des *k* durch *g* findet sich nur vereinzelt, z. B. bei velarem Nasal (*schangt* st. *skankt* schenkt) oder unter Einwirkung eines folgenden *m* in *degma* R zehnte. Über *kt* statt *ht* vgl. § 52 Anm. 6.

2. Statt *sk* schreiben die westfrs. Quellen in der Regel *sch* (*ssch*, vereinzelt auch *sh*), z. B. *schip* st. *skip* Schiff, *falsch* st. *falsk* falsch. *skl* statt *sl* findet sich in *sklûta* E von *slûta* vgl. § 49, 2.

3. *ks* erscheint als *x*, z. B. *pinxtere* Pfingsten; so auch *sext* du suchst. *xs, sx (pinxstere)* sind unregelmässige Schreibungen. Die Lautverbindung *kt* in lateinischen Wörtern gibt das *k* auf, z. B. *punt* = *punctum, sant sent sunt* = *sanct(us)*.

B. Palatales *k*. Bereits für die englisch-friesische Gemeinsprache ist eine palatale[1] Erweichung des anlautenden *k* vor den ursprünglichen palatalen Vokalen (frs. *e, ê, i, î, ia, iu* bezw. *io)* sowie des inlautenden *k* vor altem *i, j* anzunehmen. Die meisten frs. Mundarten zeigen in diesen Fällen Assibilierung, indess kann dieselbe noch nicht als urfrs. gelten, weil gewisse westfrs. Dialekte nur eine starke palatale Erweichung aufweisen, z. B. *tjòtl* Kessel (Schiermonnikoog). Nichts aber hindert uns, die Assibilierung für eine gemeinostnordfrs. Periode in Anspruch zu nehmen und die einschlagenden westfrs. Erscheinungen als gesonderte Weiterentwicklung der palatalen Erweichung aufzufassen. Um die verschiedenen Stufen der Assibilierung in den einzelnen Mundarten zu erklären, haben wir die Entwicklung des palatalen *k* zu *ks* (dorsales *s*) anzunehmen; und je nachdem nun der Verschlusslaut entweder erhalten oder geschwunden ist (ersteres gilt namentlich im Wortinneren), und je nachdem sich das *s* entweder der rein dentalen *(s)* oder der gerundeten Artikulation *(š ś)* genähert hat, haben sich Unterschiede in der Vertretung des engl.-frs. palatalen *k* ergeben, z. B. saterld. *sîz* Käse, vgl. westfrs. *tjìəs* Ost-Terschelling *tsîz* Joure *tšîz* Workum *tšîs* Tjum und nordfrs. *sêiz* Lindholm *sêiz* Wiedingharde (EFS p. 204). Die Wiedergabe dieser Laute in den frs. Rechtsquellen ist eine sehr mannichfaltige. Im Rüstringer Dialekt erscheint anlautend bisweilen *k*, in der Regel *sth* (— *sþ*?), inlautend *k* oder *ts*. Die ostfrs. Texte des Brokmerlandes und Emsigo drücken die Assibilierung im Anlaute durch *ts, tz, sz,* vereinzelt durch *tsz, st, zs* aus; im Inlaute finden wir *sz, ts, z, tz, s, ths, thz* — das alles lässt einen rein dentalen *s*-Laut vermuten. Aus den Hunsigoer, Fivelgoer und Westerlauwerschen Quellen, welche für den Anlaut die kompliziertesten Darstellungen geben *(sk, tscz, schz, scz, sthz, sx* u. a. m.), lässt sich eine den *š*-Lauten näherliegende Artikulation vermuten; betreffs des Inlautes entsprechen sie im allgemeinen den ostfrs. Mundarten. Beispiele: *kiasa* RBE *sziasa* H *tziesa* W wählen, *sthiake ziake* R *tziake* E *ziake* F *tscziake scziake schzake sthzake* W Kinnbacken = ae. *céoce, breken* RH *breszen* BH *bretzen brezen bresan* EF *bretszen bresken* H *britsen britzen* W gebrochen, *bitzaslek* E (vgl. ae. *bicc)* Schlag mit einer Hündin, *thenzia* H *tensa tinsa* W denken vgl. Optat. Präs. *thanze thantse* E, *êtszen* R Adj. eichen, **dûtsa* R *(duts* Wangeroog) sw. Verb. trans. tauchen.

Anm. 1. Zu trennen von dieser Palatalisierung und Assibilierung des *k* ist eine ähnliche jüngere Spracherscheinung, welche im westfrs. vorliegt und das inlautende *k* vor dem *i* des Infin. Präs. der schwachen Verba II. Klasse betrifft, z. B. *makia* machen *(mathia* B 153, 8) *matia maytia meythia* S Urk. vgl. *meytsen* etc. Epkema Woordenboek zu G. Japicx pag. 289. neuwestfrs. *maitšə* etc. EFS pag. 68. 69.

Anm. 2. Formen, in denen inlautendes *k* erscheint, wie *thanka* R sind als Analogiebildungen nach den lautgesetzlich nicht assibilierten Formen zu betrachten.

[1] Siebs, Th., *Die Assibilierung der frs. Palatalen*. Tübingen 1887.

§ 51. A. Gutturales *g*. Das germ. *g* (im grammatischen Wechsel mit *h)* ist in der Regel stimmhafte gutturale Spirans und ist für das Engl.-Frs. als erhalten anzunehmen vor Konsonanten sowie vor gutturalen Vokalen *(a, â, o, ô, u, û)* und deren *i*-Umlauten, z. B. afrs. *glîda* gleiten, *grât* gross, *galga* Galgen, *gâ* Gau, *god* Gott, *gôd* gut, *gunga* gehen, *gerdel* Gürtel. Beispiele für den Inlaut: *âge* Auge, *thwinga* zwingen, *maga* Magen; für auslautendes *g*: *iung* jung, *hreg* Rücken. Inwieweit das *g* für die engl.-frs. und die urfrs. Periode als Verschlusslaut zu bezeichnen ist, lässt sich weder aus der Schreibung der Rechtsquellen noch aus den modernen Mundarten, die zum Teil

älteres ʒ zu *g* gewandelt haben mögen, deutlich ersehen. Mit Sicherheit dürfen wir für jene Zeit *g* nach velarem *n* sowie in der Gemination als Verschlusslaut betrachten, s. unter B. Bemerkenswert ist:

I. Anlautendes gutturales *g* ist nur in ganz seltenen Fällen durch *i (j)* vertreten, z. B. *yonstich* Jur. günstig, *iêstlīk* R 127, 16 geistlich (der umgekehrte Fall liegt vor in *gêr* Jahr, vgl. § 38, Anm. 1). Geschwunden ist *g* in *unga* B st. *gunga* gehen.

II. Der spirantische Charakter des inlautenden gutturalen *g* spricht sich aus 1. in der häufigen Schreibung *gh*, 2. in dem Wechsel von *g* und *w* zwischen Vokalen, 3. in dem Schwund des *g* zwischen tönenden Lauten; Beispiele: *erghene* und *êrene* neben *ergene* Verschlimmerung, *mern* und *morn* Morgen, *megheth* E Magd, *nôgelîk* und *nôwelīk* genügend, vgl. *pâgus* Papst und *prôgost* Propst § 44, Anm. 3.

III. Auslautendes spirantisches *g* wird nach gutturalen Vokalen in der Regel durch *ch* dargestellt, jedoch findet sich auch *g* und in seltenen Fällen *gh*; z. B. *âch* er hat neben *aeg aegh* W, *berch* RE *birg* W Berg, *drôch* trug W, *erch* und *erg* arg. (So auch umgekehrt: *hâch* und *hâg* hoch, § 52 III). Hingegen der Verschlusslaut *g* bleibt erhalten und kann sogar mit *k* wechseln, z. B. *ring* Ring, *kenenk* König H 18, 5.

Anm. 1. Anstatt *gst* wird auch *xt* oder *xst* geschrieben, z. B. *anxst* und *anxt* Angst, *hanxt* hengst E *hinxt hinxst* W Pferd.

Anm. 2. Vor stimmlosen Konsonanten wird *g* zu *ch*, auch wenn es mit diesen bloss durch Vokalsynkope zusammentritt, z. B. *ducht* er taugt (von *dûga*); indess nach velarem *n* scheint das *g* trotz dieser Schreibung (*brencht brancht* er bringt) wie *k* gesprochen worden zu sein.

Anm. 3. Über den Ausfall des inlautenden *g* unter Ersatzdehnung siehe B 3.

Anm. 4. Nach *r, l* wird vor auslautendem *g* öfters ein *i* eingeschoben, z. B. *burich* W neben *burch* Burg, *erich* neben *erch* arg, vgl. wg. *mîrix*[1] das Mark (vgl. § 35, 2).

Anm. 5. Statt des auslautenden *ng* erscheint gern *g* geschrieben, z. B. *kinig* neben *kining* König, *alagne* W vgl. *along* E.

B. Palatales *g*. Bereits in der englisch-friesischen Sprache ist *g* palatale Spirans vor den ursprünglichen Palatalvokalen (afrs. *e, ê, i, î, ia, iu* bezw. *io*) sowie vor deren *i*-Umlauten und ferner im Inlaute vor altem *i, j*. Die afrs. Quellen schreiben in diesen Fällen *i*, z. B. *iêld* Geld, *ieva* geben (Praet. *ief* analog dem Plur. *iêvon*), vgl. *biiuth* E < **biiiuth* er begiesst; *folgia* folgen erscheint daher auch als *folia*. Aber nicht nur der folgende, sondern bisweilen auch der vorhergehende Konsonant hat Einfluss auf das *g* geübt. Hier ist zu bemerken:

1. *eg* in geschlossener Silbe erscheint als *ei*, speziell im Rüstringer Dialekt als *î* (vgl. § 18 VIII, 19 IV, 32, 9), z. B. *dei dî* Tag, *wei wî* Weg, vgl. auch *tein* gezogen, *hei* Sinn; *ag* wird zu *ai* (geschrieben *ei, ai*), z. B. *wein wain* Wagen.

2. *ê* + palatalem *g* erscheint in solchen Fällen als *êi* (gesprochen *ai*), z. B. *kêi* Schlüssel = ae. *cæʒ*, afrs. **êi* Ei stl. *âi di* westfrs. *âi* (Hindeloopen), aber *mêg, mêch* Verwandter (EFS pag. 206).

3. In gewissen Fällen ist *g* unter sogenannter Ersatzdehnung ausgefallen, z. B. *iên* gegen, vgl. nordfrs. *wên* Wagen (Halligen); hier ist kein Übergang der ursprünglich gutturalen in die palatale Spirans anzunehmen, vgl. *brûden* < **brugden* geschwungen Part. Prät. von *brîda* = ae. *breʒdan* (EFS pag. 134).

4. *ige* < *igi* erscheint häufig als *î*, z. B. *ligth* und *lîth* R liegt, *sî* Sieg so inlautend in unbetonter Silbe, z. B. *menie* Manche R, *êndia* < *êndigia* endigen.

Anm. 1. Durch Doppelformen wie die letztgenannte ist erklärlich, dass auch öfters Auflösung der Infinitivendung *ia* in *igia, egia* stattfindet, z. B. *lâvegia lâvigia* W < *lâvia* W vgl. as. *lêbôn, timbrege* Ps. vgl. § 61, 2; 71 b.

Anm. 2. Auslautendes *ig, ich* wird nicht kontrahiert, z. B. *twintich, thrîtich*.

In zwei Fällen blieb der Verschlusslaut *g* erhalten, nämlich in den Lautverbindungen *ng* und *gg*, also nur im Inlaute. Und wo auf diese Lautgruppen ein *i, j* folgte, zeigen die frs. Mundarten Assibilierung. Analog der

Entwicklung des palatalen *k* haben wir Wandlung des *g'* zu *g'z'* (dorsaler stimmhafter *s*-Laut); und je nachdem der Verschlusslaut erhalten oder geschwunden, je nachdem das *z'* bewahrt oder der rein dentalen Artikulation genähert ist, haben sich Unterschiede in der Vertretung ergeben: die Rüstringer Quellen schreiben *s* nach *n*, sonst aber *dz* oder *dsz;* im Brokmer Dialekt ist *dz, sz,* selten *dsz* üblich; in den Emsigoer Texten finden wir *z, ds, dz, s,* selten *tz;* in der Hunsigoer Mundart *z, ds, dz,* selten *dsz;* W bietet nach *n* meistens *s* oder *z*, selten *schz, sch,* in der Gemination *dz, ds,* selten *ts, z, scz.* Beispiele: *brendza* (bringen < **brangjan*) *brensza* B *brenza* E *brenzia* H, *finsen finzen* W gefangen, *sedsza* B *sidsa sidza* W Jur. sagen. So auch die neufrs. Mundarten: *widse* (Wiege) im Harlingischen, vgl. *wìz* (Wangeroog), *wêzə* (Hollen) westfrs. *widzə* (Oudemirdum) *widz'ə* Joure; Annäherung an die Artikulation der *š*-Laute finden wir in *widžə* (Molkwerum), und auch die afrs. Schreibungen *schz, sch* weisen auf diese Aussprache hin.

Anm. 3. Formen wie *brenga* bringen u. ä. sind als Analogiebildung nach lautgesetzlich nicht assibilierten Formen zu erklären.

§ 52. I. Anlautendes *h* erscheint vor allen Vokalen und vor den Konsonanten *r, l, n, w:* in diesen Fällen ist es einfacher Hauch. Beispiele: *hals* Hals, *hâp* Haufen, *helpa* helfen, *hêr* Haar, *hîr* hier, *hônd* Hand, *hûa* hangen, *hrôf* Dach, *hlâpa* laufen, *hnekka* Nacken, *hwerva* wenden.

Anm. 1. Dass das *h* in den Verbindungen *hr, hl, hn, hw* nur ein schwacher Hauchlaut war, ist deshalb anzunehmen, weil es in den meisten Dialekten sehr häufig weggelassen wird, z. B. *hlid* Deckel REH *lhit lith* E *lid* S, *hnîga* RB neigen *nîga* B. In R sowie überhaupt in älteren Texten ist der Schwund des *h* vor Konsonanten seltener. Im neunordfrs. der Halligen Oland und Groede wird dem anlautenden *r* in der Regel ein *h*-Laut vorgeschlagen: *hrûed* rot, *hrîmə* Riemen (EFS pag. 133).

Anm. 2. Ohne ersichtlichen Grund schwindet anlautendes *h* bisweilen vor Vokalen, z. B. afrs. *alf* B statt *half* halb, *erne* statt *herne* EH Ecke; anderseits findet sich manchmal fälschlich vorgeschlagenes *h*, z. B. *hêrest* st. *êrost* erste H, *hacht* st. *acht* B acht (Zahlw.). *hâga* R haben (unter Einfluss von *hebba).*

Anm. 3. Anlautendes *h* schwindet durch Kontraktion in *nebba* < **ne hebban* nicht haben.

II. 1. Inlautendes *h* nach einem Konsonanten und altes *hw* schwindet vor Vokalen, jedoch haben wir keine Beispiele dafür, dass in solchen Fällen der vorhergehende Vokal gedehnt ist: ostfrs. *bifèla* (*bîfilə* Wangeroog, *bîfèlə* Hollen) < *bifela* vgl. ahd. *bifelhan.* So auch *nosterle* EH Nasenloch ae. *dyrel* < **dyrhl-es,* vgl. Sievers ags. Gr. § 218. Zwischen Vokalen schwindet *h*, und es tritt Kontraktion ein, z. B. *slâ* schlagen, **târ* Zähre, *tian* zehn < **têan* (?) vgl. §§ 15, 2; 18, 6.

Anm. 4. Ebenso schwindet *h* bisweilen zwischen Vokal und stimmhaftem Konsonanten, z. B. in der Komposition: *âhweder* neben *auder, hêia* vgl. got. *hauhjan* erhöhen. Assimilation zeigt sich in *harra* B höher.

2. Inlautendes *h* vor tonlosen Konsonanten erscheint in der Gemination (selten), ferner in den Lautverbindungen *ht* und *hs*. *hh* erscheint in **hlehha* lachen, *krocha* Topf (**hlehha* vgl. *læx*[1], *dû læȝəst* Wangeroog steht zu afrs. **hlakia* in dem gleichen Verhältnisse wie *krocha* vgl. *krâȝ* Wangeroog zu afrs. **krûke* s. EFS pag. 62. 165. 234. 250). — In der alten Lautgruppe *ht* scheint das *h* ursprünglich entweder den *ach*- oder den *ich*-Laut gehabt zu haben, je nachdem der vorhergehende Vokal guttural oder palatal war; die späterhin erfolgte Brechung erweist jedoch, dass in letzteren Fällen das *h* guttural ward, z. B. *riucht* recht, *fiuchta* fechten bieten den gleichen Spiranten wie *acht, nacht.* Für die alte Lautverbindung *hs* ist *x* geschrieben, z. B. *fax* Haar, *waxa* wachsen, *sex* sechs.

Anm. 5. Für gutturale Färbung des *h* spricht auch der Übergang des *e* zu *a* in *dracht* st. *drecht* Schaar.

Anm. 6. Für *ht* wird bisweilen latinisierend *ct* geschrieben, z. B. *bijecta* Beichte. Durch niederdeutschen (niederfrk.) Einfluss wird *ft* öfters zu *cht*, z. B. *sticht* Stift, aber *stifta* stiften; *-achtich* st. *-haftich.* In vereinzelten Fällen wird *gt* statt *ht* geschrieben, z. B. *fiugta*

fugta H fechten, *agt* st. *acht* W acht. Schwund des *h* ist selten z. B. *drusta* Drost, *guncht* und *gunth* R er geht.

Anm. 7. Wo statt *hs* ein *ss* erscheint, ist niederdeutsche Entlehnung anzunehmen, z. B. *bussa* W Büchse (vgl. § 49 I).

Anm. 8. Bisweilen wird ein *h* zwischen Vokalen zur Vermeidung des Hiatus eingefügt, z. B. *israhelisk, Michahelesdî.*

Anm. 9. Statt *ch* wird bisweilen *g* geschrieben, z. B. *hâchera* und *hâgera* höher (vgl. § 51 A III).

III. Auslautendes *h* ist erhalten, und zwar wird es *ch* geschrieben, z. B. *tâch* zog, *iech* gestand (von *îa* = ahd. *jehan*), *thiach* Schenkel = ahd. *dioh.*

Anm. 10. Statt *ch* wird öfters *g* geschrieben, wie auch umgekehrt (§ 51 A III), z. B. *hâch* und *hâg* hoch, *tâg* zog, *slôg* schlug.

Anm. 11. Über *ch* statt *k* vgl. § 50 A 1; *i* statt *ch* erscheint in *nei* nahe < *nech* < *nêch* (*nî* R erklärt sich schwerlich aus jener Form, vielmehr durch Analogie nach dem Komparativ *nîar* < **nêar* vgl. § 19 III).

FLEXIONSLEHRE.

A. KONJUGATION.[1]

I. TEMPUSBILDUNG.

a) Ablautende Verba.

§ 53. Erste Klasse. Das regelmässige Ablautverhältnis ist im Altostfrs. folgendes: Präs. *î*, Prät. Sg. *ê*, Prät. Plur. *î* (< urfrs. *i* in offener Silbe), Part. Prät. *î* (< urfrs. *i* in offener Silbe), z. B. *grîpa* greifen (Präs. 1. *grîpe*, 2. *gripst*, 3. *gript*)—*grêp*—*grîpon* (< **gripun*; noch in einigen Fällen ist *-un* belegt, vgl. § 70 c)—*grîpen* (*grîpin* R, < urfrs. **gripen*). So auch: *bilîwa* bleiben, *bîta* beissen, *blîka* sichtbar sein, (*bi*)*drîta* (con)cacare, *drîva* treiben, *glîda* gleiten, *glîsa* gleissen, *hnîga* neigen, *klîva* kleiben, *lîtha* leiden, *mîtha* meiden, *rîda* reiten, *rîsa* ent-stehen, *rîva* reissen, *sîga* sinken, *skîna* scheinen, *skrîa* schreien, **skrîda* schreiten, *skrîva* schreiben, *slîta* schleissen, *smîta* schmeissen, *snîtha* schneiden, *spîa* speien, *splîta* spleissen, *stîga* steigen, *strîda* streiten, *strîka* streichen, *swîka* verlassen, *wrîta* ritzen. Bemerkenswert ist:

1. Aoristpräsentia sind aus dem Afrs. nicht bekannt; man müsste denn *hrêna* RE riechen (< urfrs. *hrena*) zu ae. *hrînan* stellen.

2. Jodpräsentia sind durch *bîdia* W warten, *hlîdia* F decken, *tîgia* HW < **tîa* zeihen, *tîgia* W gedeihen vertreten (die letzteren Formen erklären sich auch durch § 71 b).

3. Die Erscheinung des grammatischen Wechsels ist durch Analogiebildung mehrfach gestört worden, z. B. *snithin* Part. Prät. von *snîtha* schneiden.

4. *wiaka* EF weichen erklärt sich durch Übertritt in die II. Klasse infolge der 2. und 3. Pers. Sing. **wiuchst, wiucht* < **wichst,* **wicht* (vgl. van Helten PBB XIV, 277).

5. Übertritt in die schwache Konjugation ist häufig, z. B. *wîsa* weisen, Prät. *wîsde, rîwat* F *strîdeth* E Partt. Prät.; vgl. *krîga* kriegen.

§ 54. Zweite Klasse. Regelmässiges Ablautverhältnis ist Präs. *ia* (gesprochen ostfrs. *i̯ä*) bezw. *iow* (vgl. § 31 III), Prät. Sg. *â*, Prät. Plur. *ê* < *e*, Part. Prät. *ê* (< *e* = germ. *o* + *i*-Umlaut) bzw. *i* (< *ĕ*) in Rüstringen: z. B. *biada* bieten (Präs. 1. *biade*, 2. *biutst biotst, biut*(*h*) *biot*(*h*))—*bâd*—*bêdon* (< urfrs. **bedun*)—*ebêden* (< *beden*, vgl. auch *bidîn* Wangeroog). So auch *driapa* triefen, *flia* < **fliaha* fliehen, *fliaga* fliegen, *fliata* fliessen, (*i*)*iata* giessen (vgl. stl. *jôtə* < **i̯âtə*), *kiasa* (*sziasa*) kiesen, *kriapa* kriechen, *liaga* lügen, *-liasa*

[1] Günther, Curt, *Die Verba im Altostfriesischen.* Ein Beitrag zu einer altfriesischen Grammatik. Diss. Leipzig 1880. — Minssen, J., Das stl. Zeitwort. *Frs. Archiv* II, 172 ff.

(ver)lieren, *niata* (ge)niessen, *riaka* rauchen, *siatha* sieden, *skiata* schiessen *tia* < **tiaha* ziehen (Part. Prät. *tein,* Wangeroog: *tîn* vgl. EFS pag. 169), ferner **briowa* brauen, *riowa* reuen. Bemerkenswert ist:

1. Aoristpräsentia sind *hrûta* röcheln, *lûka* 1. schliessen, 2. ziehen, *skûva* schieben, **slûpa* schliefen (vgl. stl. *ærslûpy* Eidechse < *ærs—slûpy* eig. Arschschliefer), *slûta* schliessen, *sprûta* sprossen (auch *spriata?*).

2. Mehrere Formen von *driaga* trügen sind als zum Verbum *draga* tragen gehörig empfunden: *bidrecht* 3. Ps. Sg. Präs., Plur. *bidraged,* aber Part. Prät. *bidrein.* Auch sonstige Unregelmässigkeiten dieser Klasse sind durch Analogie oder Entlehnung zu erklären, z. B. Part. Prät. *sprûten* nach *sprûta; -loren* W verloren ist Entlehnung aus dem Ndl.?

§ 55. Dritte Klasse. A. Regelmässiges Ablautverhältnis der Verba auf Nasal + Konsonant ist folgendes: Präs. *i* (vor *nd* zu *î* gedehnt, in gewissen Fällen zu *iu, io* gebrochen, vgl. § 20 I, III), Prät. Sg. *a* bzw. *â* (nicht *o,* vgl. § 18 I 6 b), Prät. Plur. *u* bzw. *û,* Part. Prät. *u* bezw. *û* (W bietet *o*): z. B. *winna* gewinnen — *wan* — *wunnon* — *wunnen; fînda* finden — *fând* — *fûndon* — *fûnden; siunga* F *sionga* W singen — *sang* — *sungon* — *sungen.* So auch *bînda* binden (Präs. 1. *bînde,* 2. *binst,* 3. *bint(h)*), *drinka* trinken, *kringa* erhalten (?), *kwinka* schwinden, *springa* springen, *swimma?, swinga* schwingen, *thwinga* zwingen, *wînda* winden. Bemerkenswert ist:

1. Aoristpräsens liegt vor in *runna* (Part. Präs. *runnand* R 75, 19; *rent* BE 3. Ps. Sg. Präs. *e* ist aus *u* durch *i*-Umlaut entstanden, vgl. *wennen* B Part. Prät. von *winna*) neben *rinna* rinnen, ferner in **bigunna* (Opt. *biienne* B) neben *biinna* beginnen, endlich in dem metathetischen *burna* (*burnt, burnath* R) neben *berna barna* brennen; man vergleiche an. *brenna, renna.* Einmaliges *hulpa* 558, 30 ist wohl Schreibfehler. (Vgl. auch Franck, Tijdschr. f. ned. Taal- en Lk. 2, 20.)

2. Oft ist die Stammform des Plur. auf den Sing. übertragen worden, z. B. *sunch* W sang.

B. Verba auf *r, l, h* + Konsonant zeigen als regelmässigen Ablaut im Präs. *e* (vor dehnender Konsonantverbindung *ê,* vor *ht* Brechung zu *iu, io*), Prät. Sing. *a* bzw. *â,* Prät. Plur. *u* bzw. *û,* Part. Prät. *u, o* bzw. *û, ô:* z. B. *iêlda* gelten — *gâld* — *gûldon* — *gûlden;* ostfrs. *stêrva* sterben — *stârf* — *stûrvon* — *stûrven; fiuchta* fechten — **facht* — *fuchten* W — *fuchten* R. So auch *bersta* bersten, *delva* graben, *-derva* (ver)derben, *helpa* (nach Analogie der 2. und 3. Pers. Sing. Präs. auch *hilpa*), helfen, *hwerva* wenden, *kerva* kerben, *melka* melken, *skêlda* (*schielda, schilda* vgl. § 32, 7) schelten, *swella* schwellen, *swerva* kriechen, *werpa* werfen, *wertha* werden, *wella* beflecken. Bemerkenswert ist:

1. Übertritt in die vierte Klasse zeigt *bifella* befehlen.

2. Übertritt in die schwache Konjugation kommt öfters vor, z. B. *kerfd* R zu *kerva, wollet wollit* W neben *wullen* R Part. Prät. zu *wella.*

3. Über *a*-Formen des Präsens vgl. § 56, 3.

C. In diese Klasse gehört auch *brîda* ziehen = ae. *bregdan,* Part. Prät. *brûden* (auch ein schwaches Part. *broedt* W kommt vor). Vgl. *strîden* ausspreiten Doornkaat Wb. III 336, *strädden* grätschen (Bendsen, die nordfrs. Sprache nach der Moringer Mundart. Leiden 1860. pag. 331).

§ 56. Vierte Klasse. Regelmässiges Ablautverhältnis ist Präs. ostfrs. *ê* (< *e*) bzw. *î* (vor Nasalen, < *i*), Prät. Sing. *e* bzw. *a* (vor Nasalen), Prät. Plur. *ê* bzw. *ô* (vor Nasalen), Part. Prät. *ê* (< *e*) bzw. *i* in Rüstringen (< *ĕ*) = germ. *o* + *i*-Umlaut. Beispiele: *breka* brechen (Präs. ostfrs. 1. *breke,* 2. *brekst,* 3. *brekth*) *brek* — *brêkon* — *ebreken* (über die *e*-Laute vgl. § 11); *nima* — *nam* — *nômin* H — *nimin* R (< **nĕmen*) *nimen* BEH (statt **nemen* nach Analogie des Infin.). So auch *bera* tragen, *hela* (Part. Prät. unumgelautet *thä ûrholna* Ps.

condensa) hehlen, *skera* scheeren, *spreka* sprechen, *steka* stehen, *stela* stehlen, *tera* zerreissen (?), *wreka* verfolgen (aber *ruêka* B? s. PBB XIV, 277). Bemerkenswert ist:

1. Aoristpräsens liegt vor in ostfrs. *kûma* R (< *kuma*) neben *koma*. Zur Erklärung der 3. Pers. Sg. Präs. *kemth* BEH vgl. *rent* zu *runna* § 55, 1. Formen wie Prät. Plur. *kômon* statt **kwômon* erklären sich durch Aufgabe des *w* nach Analogie der Tiefstufe, Prät. Sing. *kôm* H *coem* W durch Formausgleichung zu Gunsten des Plur. Prät.

2. Übergang in die schwache Konjugation ist selten, z. B, *sprekaden* H 336, 35.

3. Formen wie *bara* W tragen, 3. Pers. Plur. Präs. *warpath* B, Inf. *te warvane* H *to hwarvene* E sind nicht als Perfektpräsentia zu deuten, sondern das *a* erklärt sich durch *r*-Einfluss.

§ 57. Fünfte Klasse. Regelmässiges Ablautverhältnis ist ostfrs. Präs. *ê* (< urfrs. *e*), Prät. Sing. *e* bzw. *a* (vor auslautendem *h* oder nach *w*), Prät. Plur. *ê*, Part. Prät. *ê* (< urfrs. *e*): z. B. *iêva* geben (Präs. 1. **iêve*, 2. *iefst*, 3. *ieffth* Ps.)—*ief*—**iêvon* (*iôven* W vgl. § 32, 13)—*eiêven*. So auch *eta* essen (Wangeroog: Sing. Prät. 1. *itə*, 2. *ætst* und *itst*, 3. *æt* und *it*, Plur. *itṛt* < **ētath*), *îa* gestehen (= ahd. *jëhan*), *lesa* lesen, *meta* messen, *sîa* sehen (2. Pers. Sing. Präs. **siuchst*, 3. *siucht*), *skîa* geschehen (Part. Prät. *eskên*; *skien* B ist wie *sîen* H zu *sîa* Angleichung an den Infin.), *treda* treten, *wega* wägen, *wesa* sein (Prät. Sing. *was* vgl. § 181 5.) Plur. *wêron*). Bemerkenswert ist:

1. Aus dem Infin. *quân* W sagen, Imp. *quâ* etc. haben wir ein Perfektpräsens **kwatha* neben **kwetha* (3. Pers. Sing. Präs. *queth* R) zu erschliessen; Erklärung des *â* durch Kontraktion aus *ea* wäre gekünstelt (**kwetha* > **kweda* > **kwea* > **kwâ*). Das *a* im Prät. Sing. erklärt sich durch *w*-Einfluss, vgl. § 181 5 (*kwath*, Plur. **kwêdon* vgl. Wangeroog: Infin. *twidṛ* neben älterem *kwidṛ*, Prät. Sing. *hî twâ* neben jüngerem analogischen *twâid*, Plur. *wî twâidṇ*; stl. Präs. 1. *kwêdə*, 2. *kwæst*, 3. *kwæt*, Prät. Sing. *kwàd*, Plur. *kwídṇ* Hollen).

2. Jodpräsentia sind: *bidda* bitten (Präs. 1. *bidde*, 2. **bidst*, 3. *bit*, Prät. Sing. *bed*, Plur. *bêdon*, Part. *ebeden*). So auch *lidzia* R liegen < **liggja*, *sitta* sitzen.

3. *sâgen* W sahen = *sêgin* H ist Angleichung an den Sing. Prät. *sag* (st. *sah*), so auch vielleicht *wâren* W 427, 2 an *was*; *bâden* W baten ist der Form nach Prät. von *biada* bieten (so auch im Nordfrs. und Neuwestfrs. vgl. EFS pag. 110). — Übertritt in die schwache Konjugation liegt z. B. vor in Part. Prät. *quaet* E 250, 1.

§ 58. Sechste Klasse. Regelmässiges Ablautverhältnis ist Präs. *a*, (*ô* vor Nasal unter Dehnung), Prät. *ô*, Part. Prät. *a* oder *ê* (< *e* = germ. *a* + *i*-Umlaut; statt dessen in Rüstringen bisweilen *i* < *ē*): z. B. *fara* fahren (Präs. 1. *fare*, 2. *ferst*, 3. *ferth*;—*fôr*—*fôron*—*efèrin* R *efaren* E. So auch *hlada* laden, **skaka* rauben, *slâ* < **slaha* schlagen (Prät. Sing. *slôch*, Plur. *slôgon*, Part. *eslein* etc.), *spôna* verlocken, **thwâ* < **thwaha* waschen, *wada* gehen, *waxa* wachsen (Prät. *wôx*, Part. *waxen* W). Bemerkenswert ist:

1. Die meisten Verba dieser Klasse sind Perfektpräsentia der IV. und V. Klasse (§ 57, 1), und daher haben sie Parallelformen mit dem Stammsilbenvokal *e*, z. B. *drega* neben *draga* tragen, *greva* graben (Wangeroog: Präs. 1. *ʒriwə*, 2. *ʒræfst*, 3. *ʒræft*), *swera* und *swara* schwören (vgl. aschwed. *græva* etc. pag. 510).

2. Jodpräsentia finden sich nicht selten; *heva* heben = got. *hafjan*, *skeppa* schaffen (Part. *eskepen* und *eskipin* R), *steppa* schreiten (Prät. *stôp*) ist wohl neben *stapa* anzusetzen, *sweria* schwören E.

3. Präsens mit Nasalinfix ist vertreten durch *stônda* (*stân* vgl. § 68), Prät.

Sing. *stôd,* Plur. *stôden* Ps., Part. Prät. *estênden* BEFH *stinsen* W Jur. (neuwestfrs. *stęsn̥* Hindeloopen).

4. Formen wie *swora* schwören (Part. *sworn)* dürften sich durch *w*-Einfluss erklären.

5. Übergang in die schwache Konjugation zeigt sich z. B. in *slagad* E 236, 15, Part. *griovd* W 464, 21 u. s. w.

b) Reduplicierende Verba.

§ 59. Präteritum. 1. *ê* = Präterita: *gêng* RBF *ging* W, Plur. *gêngin* H *gingen* FW von *gunga* bzw. *gân* gehen; *fêng* HF *fing* W, Plur. *fingen* W von *fâ(n)* fangen (statt **fûa* vgl. EFS pag. 189. 190. 228); *hêng* R von *hûa* hangen; *bên* R, Plur. *bennon* R *bennen* EH von *bonna* bannen; *blê* E von *blîa* blasen.

2. *î* in R, sonst *ê: hîld* RW, Plur. *hîldon* R *hêlden* EHF *hîlden* W (über dieses *î* in W vgl. § 32, 7) von *hâlda* halten; *wîldon* R Plur. Prät. von *wâlda* walten; *lît* R *lêt (let?)* HFW Plur. *lêten* W von *lêta* lassen; *rêd (red?)* Jur. von *rêda* raten; *hît* R *hêt* EHF Plur. *hîton* R *hêten* EHFW *hieten* (< *hêten)* W von *hêta* heissen; **slîp* R von *slêpa* schlafen.

3. Sonstige Vokale: *fôl* Plur. *fôlen* W Jur. zu *falla* fallen; *hlêp* (Opt. Prät. *hliope* S) vgl. *lîp* Wangeroog zu *hlâpa* laufen; *rôp (rop?)* Jur. von *hrôpa* rufen *(rîp* Wangeroog).

4. Schwache Bildungen: *bande* W zu ostfrs. *bonna* bannen, *spande* W zu ostfrs. *sponna* spannen, *lêtte?* H zu *lêta* lassen, *schate* W zu *skêtha* scheiden, *bûwde* R von *bûwa* bauen.

Anm. Man sollte erwarten **skâtha* scheiden, **hâta* heissen u. s. w., aber 3. Pers. Sing. Präs. **sketh *heth.* Ich ziehe vor, das *a* der 2. und 3. Pers. Sing. Präs. *(schath, hat)* als Weiterentwickelung des *æ* < *ai* zu erklären (vgl. EFS pag. 314 ff.), anstatt eine unwahrscheinliche Formausgleichung zu durchaus umgekehrten Verhältnissen anzunehmen, durch welche sich Präs. 1. **hâte* 2. **hetst* 3. **heth* zu 1. *hête* (stl. *hêtə)* 2. **hatst* (stl. *hatst)* 3. **hath* (stl. *hat)* entwickelt haben sollte.

Eine Entwicklung **hêhald *hêhait* > **hêald *hêat* > **hîald *hîat* > *hîld hît* sowie **weuldun* > **wiuldun* > *wîldon* — eine solche Annahme liegt nahe — wage ich auf Grund friesischer Lautgesetze (betreffend die Entwicklung des *ia)* nicht zu behaupten; am ehesten liesse sich vermuten, dass das *î* in *hîld hît* durch Palataleinfluss aus *ê* entstanden sei, und dass **slîp lît* R Analogiebildungen nach jenen *i*-Formen seien, ebenso **hrîp* (vgl. Part. Prät. *hrêpen); fôl* ist nach Klasse VI der ablautenden Verba gebildet. Afrs. Formen wie *hît* R hiess, *hliope* S liefe lassen sich auch durch Imperfektvokalisation erklären, desgleichen verschiedene abweichende Formen lebender Dialekte, z. B. stl. *fæl* (Hollen) fiel, *hæl* (Amrum) hielt; ferner als aoristische Bildung gewisse mundartliche *u-, o*-Formen von *falla* fallen. Indes sind derartige Scheidungen sehr kompliciert, und in den meisten Fällen ist bei der geringen Zahl reduplicierter Präterita die naheliegende Erklärung durch Analogiebildung nach ablautenden Verben meines Erachtens vorzuziehen.

§ 60. Participium Präteriti. Das Part. Prät. zeigt teils *i*-Umlaut, teils den Vokal des Präsens; letztere Formen scheinen entweder neuere Analogiebildungen zu sein, oder der *i*-Umlaut ist durch Konsonantgruppen wie *ld, ng* u. ä. gehindert worden: *ehâlden* RB gehalten, *fangen* R *fenszen* etc. BEF *finzen* W gefangen, *ehlêpen* HF gelaufen, *hrêpen* R *hrôpen* EH gerufen, *âken* RH vermehrt. Schwache Participialbildungen sind häufig, z. B. *bonned* B gebannt, *sketh* E *skat* Jur. geschieden.

c) Schwache Verba.

§ 61. Präsensbildung. 1. *jo*-Klasse. Sämtliche Verba der *jo*-Klasse, sowohl die ursprünglich kurzsilbigen als auch die langsilbigen haben im Frs.

das *j* bzw. *i* eingebüsst; auch bei vorhergehendem *r*, welches ja durch die westgerm. Konsonantenverdoppelung nicht berührt wurde, ist das *j* geschwunden: ae. *werian* = got. *wasjan* altostfrs. *wêra* wehren, ae. *sellan* = got. *saljan* afrs. *sella* übergeben, ae. *mêtan* = got. *môtjan* afrs. *mêta* begegnen. Dereinst vorhandenes *j* zeigt noch Spuren: a) in der westgerm. Konsonantenverdoppelung, z. B. *setta* setzen, *hella* hüllen; b) in der durchgehenden Einwirkung des *i*-Umlautes auf umlautsfähige Vokale, z. B. *demma* B dämmen (aber **damma* R vgl. § 10 II); c) in der Assibilierung eines vorhergehenden *k* oder *g* (letzteres in der Gemination oder in der Verbindung *ng*, vgl. § 51 B), z. B. *thanka* R denken *thenzia* H *tensa tinsa* W = got. *þagkjan*, *sedsza* B *sidza* EmW sagen. (Wo in den lebenden westfrs. Mundarten das *k* erhalten ist, haben wir mit Neubildung nach nicht assibilierten Formen zu rechnen, z. B. *tinckjen* Japicx, *tinkjə* und *tins'ə* Grouw). Wo trotzdem im Afrs. *i* in der Infinitivendung erscheint, weist es auf palatale Spirans zurück, z. B. *hêia* erhöhen = ahd. *hôhjan*, *bêia* beugen.

2. *ô*-Klasse. Das alte *-ôjo-* erscheint im Afrs. wie auch im Ae. als *-ia*, in seltenen Fällen als *-egia*, *-igia*, z. B. *kâpia* kaufen = ae. *céapian* ahd. *koufôn*, *bîswêrigia* E statt **bîswêria* = ahd. *biswârôn* belästigen, vgl. die Formen *timbrege* und *bôgeia* Ps. (§ 51 B 4 Anm. 1). In denjenigen Formen, welche den verkürzten Stamm *-ô-* zeigen, erscheint lautgesetzlich wie im Ae. ein *-a-*, z. B. 3. Pers. Sing. Präs. *kâpath* er kauft. Das *-ia* dieser Infinitivendung hat niemals Umlaut bewirkt.

3. *ai*-Klasse. Die wenigen hierher gehörigen Verba bilden eine Mischklasse, indem sie Formen der ersten und zweiten Konjugation bieten; indes ist es in sprachgeschichtlicher Hinsicht doch nicht ratsam, dieselben — wie es Günther, Die Verba im Altostfrs. gethan hat — bei den genannten Klassen einfach einzureihen. Die Präteritalbildung spricht dagegen (§ 62), ebenso die Infinitivbildung: *habba* W haben—*hebba* ist Neubildung; Inf. *libba* leben gegenüber der 3. Pers. Sing. Präs. *levath livath*. Neuwestfrs. Mundarten bieten als Neubildung den Infin. *libjə*.

§ 62. Präteritalbildung. 1. *jo*-Klasse. Bei den ursprünglich kurzsilbigen Verben der ersten Klasse auf *-r* scheint die Präteritalendung *-ede* gewesen zu sein: so ist sie noch z. B. in *nêrede* H nährte (aber *nêrda* W *wêrde* FW wehrte) erhalten. Bei allen anderen Verben, kurz- und langsilbigen, ist *-de* die regelmässige Endung, z. B. *mengde* E mengte, *dêlde* W teilte. Ausnahmen begreifen sich leicht auf Grund der lautgesetzlichen Veränderungen beim Zusammentreffen der Konsonanten mit folgendem *d* (§§ 47 II, 48 IV). Die wichtigsten Fälle sind: a) Zusammentreffen von *d* (Präs. *dd*) mit *d* ergibt *dd*, z. B. *wedde* F zu **wedda*; b) *th* + *d* wird zu *tt*: *kette* W Prät. von *kêtha* künden; c) Gemination wird vor der Präteritalendung vereinfacht, z. B. *bonde* Prät. zu *bonna* bannen F; d) geht der Verbalstamm auf *p*, *k*, *t*, *ff*, *ss* aus, so erscheint *t* statt *d*: *sterkte* E (ausnahmsweise einmaliges *sterkde* E) zu *sterka* stärken, *skankte* H von **skenza* etc. schenken, *keste* W zu *kessa* küssen; aber nach einfachem *s* des Präsensstammes erscheint *d*: *lêsde* zu *lêsa* lösen W; e) nach Konsonanten ergibt *d*, *t* + *d* des Präteritums einfaches *t*: z. B. *reste* R zu *resta* ruhen, *weinte* W zu *wênda* wenden, *hente* B zu *hênda* auffangen, *sante* RW *seinte* W zu *sênda* senden; f) durch Analogiebildung scheinen sich die *t*-Präterita *hlette* F zu *hlêda* läuten und **blette* zu *blêda* bluten zu erklären (vgl. Wangeroog: Präs. *blâid* Prät. *blæt*, stl. *blèdə* Prät. *blætə* Scharrel).

Bei einer Anzahl von Verben dieser Klasse zeigt das Prät. und das Part. Prät. keinen *i*-Umlaut, weil die Endung im Germ. direkt an die Wurzelsilbe getreten ist. Wo letztere auf einen Guttural auslautete, zeigen Prät. und Part. Prät. nach germ. Lautgesetze *ht*, z. B. **thekka* decken (stl. *tek*), Part.

Prät. *thacht* F *tacht* EW (das Prät. *dekte* W ist Entlehnung); *rêka rêsza rêtz(i)a* reichen Prät. *rachte* EW Part. Prät. *racht* BEH (stl. *rêkə* Prät. *râtə* Part. Prät. *rât* Strücklingen); *sêka sêza* suchen Prät. *sochte* W *sogte* HE Part. Prät. *socht* HW; *thanka* R (die *k*-Formen sind Analogiebildung nach den lautgesetzlich nicht assibilierten Formen) *thenzia* H *tensa tinsa* W denken Prät. *thogte* H *tochte* W; *branga* etc. bringen Prät. *brogte* H *brochte* FW Part. Prät. *brocht* RBEHFW, *werka* R *wirtsa* W arbeiten Prät. *wrochte* W Part. Prät. *wrocht* RFW *ruocht* B (vgl. pag. 376).

Auch sonst finden sich vereinzelt unumgelautete Formen: Prät. *bikande* R, Prät. *sante* RE Part. Prät. *esant* RE von *sênda* senden, vgl. Part. Prät. *rant* E *rent* BH von *rênda* reissen u. a. m. Gewisse Formen erklären sich durch Doppelbildung nach der *jo*-Klasse und *ô*-Klasse, z. B. Infin. Präs. *tella* sagen = **taljan* neben *talia* = as. *talôn;* jedoch auf Erklärung derartiger Einzelheiten einzugehen, wäre Aufgabe einer das Material erschöpfenden afrs. Grammatik.

2. *ô*-Klasse. Die regelmässige Form des Präteritums ist *-ade,* z. B. *makia* machen Prät. *makade* RW; so auch *hataden, folgaden* Ps. 3. Pers. Plur. Prät. von *hatia* hassen, *folgia* folgen. Selten ist in E und F, häufiger in W das *a* zu *e* geschwächt worden, z. B. *thiania* R *tienia* W dienen Prät. *thianede* F *tyenade* W, *kâpia* kaufen Prät. *kâpade* REH *kâpede* EW; Synkope des Vokals tritt ganz vereinzelt auf, z. B. *halde* E Prät. von *halia* holen. Die Schwächung des *a* zu *e* ist im Plur. häufiger als im Sing.: sie mag unter dem Drucke des schwereren *o, u* der Endsilbe entstanden sein und sich dann auf den Sing. ausgebreitet haben. — Ganz vereinzelt erscheint *-at* statt *-ade: kâpat* F.

3. *ai*-Klasse. Die regelmässige Form des Prät. ist *-de,* z. B. *hêde* hatte < **hefde, lifde* RE lebte, *seide* W sagte < **segde;* daneben finden sich auch Bildungen nach der *ô*-Klasse, z. B. *livade* HW zu *libba.*

§ 63. Participium Präteriti. 1. *jo*-Klasse. Insoweit das Part. Prät. nicht flektiert ist, zeigt es bei ursprünglich kurz- und langsilbigen Verben in der Regel *-ed,* welches aus älterem *-id* geschwächt ist, z. B. *lemed* H gelähmt, *rêmed* H geräumt, *êred (êrath)* B (< *ered*) gepflügt. Das *i* erscheint sehr selten (z. B. *êrit* F), und, wo es in R auftritt, ist es vermutlich Erzeugnis einer späteren Entwicklung des *e* der Flexionssilben zu *i* (vgl. § 33 Anm. 1), z. B. *wirid* (vgl. Wangeroog: *wýrît*) zu *wera, efremid* R zu **framma.* Späterhin wird — wahrscheinlich durch Einfluss flektierter Formen, in denen die Endung mit Vokal begann — statt des *-ed* einfaches *-d* häufig; das gilt vor allem nach *n, r* und *l,* jedoch in W auch nach anderen einfachen Konsonanten, z. B. *hêred* RH gehört *hêrd* EW, *wîsd* Prät. zu *wîsa* W weisen. Sonstige Abweichungen — die wichtigsten derselben sind bereits in § 62, 1 besprochen worden — erklären sich leicht durch die für das Prät. geltenden lautgesetzlichen Veränderungen, z. B. *eset* gesetzt, *eketh* gekündet, *esant* gesandt, *hêid* erhöht. — Das Präfix *e* ist Schwächung aus *i-* < **ji-* < **gi.*

2. *ô*-Klasse. Das Part. Prät. wird regelmässig auf *-ad* gebildet, welches in W meist zu *-ed (et, eth)* geschwächt erscheint, z. B. *folgad* RE *fulged* W gefolgt, *eklagad* B *klageth* S geklagt, *makad* Ps. RB *makat* F *maked* W gemacht. Im Ostfrs. ist Schwächung des *a* zu *e* sehr selten, ganz vereinzelt erscheinen *i* und *u: klagit* F, *efullud* E gefüllt (durch sillabische Assimilation?). Anstatt des *d* tritt in EHF vereinzelt, in WS häufiger *th* ein; *t* ist in F und den westlicheren Gebieten sehr oft belegt, in B und E selten.

3. *ai*-Klasse. Hier tritt das *-d* des Part. Prät. direkt an den Stamm, z. B. *hêvd* E gehabt, *seid* W < **segd* gesagt. Daneben findet sich Übertritt in andere Verbalklassen, z. B. *hêved* B.

d) Präteritopräsentia.

§ 64. Wir kennen aus dem Afrs. zehn Präteritopräsentia, die sich unter die verschiedenen Ablautklassen der starken Verba einreihen lassen. Sie sollen demgemäss aufgezählt und, soweit eine speziell frs. Entwicklung vorliegt, erklärt werden.

I. Klasse. 1. Präs. Sing. *wêt* REF weiss (*nêt* RE negativ) [*wit* W analog dem Plur.]. Plur. **witon* R *witen* W [*witath* E *witet* S vgl. *witrt* und *wâitrt* Wangeroog mit Präsensflexion], Opt. *witi wite*, Prät. *wiste* EF, Infin. *wita* BEHFWS. Das Part. Prät. ist als *wîtn* (*witn*, *wêtn*, *wætn*) im Neuwestfrs. erhalten, die übrigen lebenden Mundarten zeigen Neubildungen nach dem Prät., z. B. stl. *wist*, *wust* Wangeroog, nordfrs. *wost wust*, nur Helgoland: *wætn*.

2. Präs. Sing. 1. Ps. *âch* habe [3. Ps. auch *âcht* REFS *ôcht* W Jur. mit Präsensflexion; Plur. *(h)âgon* R *âgen* BEFHW *âgin* E, Opt. *âge*, Prät. *âchte* EFHWS *âcht* F *ôchte* Plur. *ôchten* Jur., Inf. *âga*. Dazu stellt sich das Participialadjektiv *êin*, *âin* eigen]. —

Die Formen erscheinen öfter, vermutlich nach Analogie von »haben«, mit anlautendem *h*.

II. Klasse. 3. Präs. Sing. **dâg*, *daech* E *daegh* Jur. (gespr. *dâʒ*) [*daecht* E 3. Ps. mit Präsensflexion, *duch ducht* B *doech* E Analogiebildung nach Plur. **dûgon* < **dugon*; Plur. *daged* Jur. II, 84 Neubildung nach dem Präs.], Opt. *dege* H; [Prät. im Afrs. nicht erhalten, im Neufrs. Neubildungen, z. B. *dax¹tə* Wangeroog, westfrs. *dôʒdə* etc., nordfrs. *dûʒdə* Wiedingharde, aber *dôʒt* < **dohta* Sild], Part. Prät. erhalten in *dân'* Föhr < **dein* < **degen*, vgl. *tân'n* gezogen (Oldsum) anstatt *tân'* EFS pag. 170 [*dagen* Jur.].

III. Klasse. 4. Präs. Sing. **on* gönne. Das davon gebildete **biinna*, *biienna* R etc. (vgl. § 55, 1) ist unter der dritten Klasse ablautender Verba verzeichnet. Der Plur. Präs. *beginnen* S statt *biginnath* E zeigt alte Flexion.

5. Präs. Sing. *kan* FW kann, Plur. *konnen* WS [*konath konet* W mit Präsensflexion], Opt. *kunne* H *konne* S, Prät. **kûthe* (*kûd* Scharrel, nordfrs. *kyə* Lindholm, *kyd* Sild, westfrs. *kŷə* Schiermonikoog) Plur. [*konden* W Lehnform], Inf. *kunna* E *kona* W, altes Part. Prät. *kûth* [die Vertretung eines afrs. **kunnen* ist nicht belegt: *kûn* Wangeroog ist Analogiebildung, westfrs. *kinn*, *kænn* sind Neubildungen nach Massgabe der Präsensformen].

6. Präs. Sing. 1. **thârf* darf [*thoer* W analog dem Plur.], 2. [*thûrstu* R], 3. **thârf thôr(f)* EH [*thûr(f)* RBE *thôr* S *thoer* W analog dem Plur.], Plur. *thûr(v)on* R *thûr(v)en* EH *thôren* FW *thoeren* W Jur., Opt. *thûre* E *thôre* W, Prät. [*thorste* HE Analogiebildung nach **dar* anstatt **thôrfte*; *dorste* W]. In allen neufrs. Mundarten ist Vermischung dieses Verbums mit **dar* (7) eingetreten, wozu die nach Ausfall des *v* bis auf den Anlaut gleichen Pluralformen des Präs. die Schuld tragen mögen. Auf Wangeroog sind zwei Verba im Gebrauch: *þûr* nötig haben und *dûr* dürfen, Prät. *þust* und *dust* (*durst*); im Stl. ist Zusammenfall eingetreten: *dûr*; desgleichen im Neuwestfrs., wo die *th*-Formen sämtlich von dem Verbum »wagen« (*ik dôr*, *dår*, *dûər*, *dûr*, *dôər*, *dôár*) resorbiert sind; im Nordfrs. sind in verschiedenen Mundarten beide Typen erhalten, doch ist frs. **thora* — an. *þora* wagen in die Vermischung eingetreten, vgl. EFS pag. 162. Inwieweit letzteres Verbum in den altfrs. Formen erhalten ist, lässt sich nicht feststellen.

7. Präs. Sing. **dar* wage [*dûr(e)* R Analogiebildung nach dem Plur., *dûr dôr* E], Opt. 3. *dûr(e)* R, Prät. *dorste* W 438, 35.

IV. Klasse. 8. Präs. Sing. 1. **skel*, *skil* R (durch Palataleinfluss oder nach Analogie von *wil?*) [*skol* F Analogie nach der 2. Pers.? vgl. *ol* st. *al*], 2. *skalt* RE *skelt* E *skolt* F, 3. *skil* RE *skel* BEHFS *schel* EF *sel* HW *schil* W

sal 480, 20 *scol schol* F (vgl. *sil* Wangeroog, stl. *sx'æl;* westfrs. *sil,* aber *so̜l* Hindeloopen Molkwerum Workum, *su̜l* Westterschelling, *sa̜l* Oudemirdum Joure Balk; nordfrs. *śæl* Wiedingharde, *ś'x'æl* Sild, *skæl* Helgoland, sonst überall *śal, skal),* Plur. *skilun* R *(skiluwi), skelen* BEH *skelin* B *sken* H *schellen schen* EFH [*skillath* R *(silt* Wangeroog), *skellath schellath schelleth* E *schellet schillet* W mit Präsensflexion], Opt. *skille* R *skele* BEHF *schele* F < **skuli,* Prät. *skôlde* REHFW *schôld(e)* EF *scôld* F *schûlde* W *skôde* H *sôlde* Jur.

VI. Klasse. 9. Präs. Sing. *mî* R kann *mei* BEHFW *(memma* kann man F), Plur. *mugu (wi)* R *mugen* BEHF *mugin* H *mogen* FW, Opt. *mugi* R *muge* BEHF *môge* W, Prät. *macht(e)* REHF *magte* H *mochte* W *muchte* WS [Part. Präs. *mogend* W 404, 18]. Jedoch ist die *a*-Form des Prät. nicht für das ostfrs. charakteristisch, vgl. *mux'l* Wangeroog, nordfrs. *mà* Plur. *muən* Oland u. s. w. EFS pag. 61. 63. 113. (Vgl. Osthoff PBB XV, 214; westfrs. *mochte* natürlich nicht < germ. **môhta).*

10. Präs. Sing. 1. *môt* RH 3. *môt* RBEFW, Plur. *môton* R *môten* BEHFW, Opt. *môte* RBHF, Prät. *moste* HFW, Plur. *mostin* H *mosten* W, Opt. *moste* RF.

e) Verba auf *-mi.*

§ 65. Verbum Substantivum. a) von der Wurzel *es* sind gebildet: 3. Pers. Sing. *is(t),* 3. Pers. Plur. *send (sint* vereinzelt im Ostfrs., regelmässig im Westfrs., Opt. *sê (sye* E 224, 21 *sîe* S); b) Wurzel *bheu̯:* 1. Pers. Sing. *bem* H *bim bin* E *ben bin* W etc.; c) Wurzel *wes:* Infin. *wesa* etc., Prät. Sing. *was,* Plur. *wêron,* Opt. *wêre,* Part. Prät. *ewesen.* In den lebenden Mundarten finden sich mancherlei Neubildungen: z. B. *îk sin* Wangeroog (Analogiebildung nach Plur. *sint);* westfrs. *wî binə* bzw. *wî bin* (Analogiebildung nach dem Sing. *bin);* nordfrs. auf Föhr, Amrum und Sild, aber nicht auf Helgoland *ik san* (Sild: *sæn)* — Analogiebildung nach dem Plural.

§ 66. Das Verbum »wollen« *(willa,* vgl. Sievers PBB IX, 562 ff.). Es sind verschiedene Ablautstufen anzunehmen *(wil, wal, wul),* nach denen wir die einzelnen afrs. Formen gruppieren werden; aus den mannigfaltigen Entsprechungen der lebenden Mundarten ergibt sich weniges, weil durch Angleichung an die Präteritopräsentia *(skel),* durch Einfluss des *w* auf den folgenden Vokal und durch Systemzwang die alten Verhältnisse verwischt sind.

Präs. Sing. 1. *i*-Formen: *wille* RF *wil* W; *a: wel* EF;
2. *i*-Formen: *wilt* W; *a: welt* E;
3. *i*-Formen: [*wili, wille* R, falls nicht (vgl. *hille* Hölle) aus *wele* entstanden] *wil* REW; *a*-Formen: *wele* FH *welle* BFH vgl. *neli* R *nele* RH *nel* BEFH. Isoliert stehen *wol (o* entstanden durch *w*-Einfluss?) und *nalma* F.

Plur. *i*-Formen: *willat(h)* R *willeth* etc. SW; *a*-Formen: *wellat(h)* BEHF *nellath* B *nellet* W.

Opt. *i*-Formen: *wille* REF; *a*-Formen: *welle* BEFH *nelle* RBEF *wele* F *nele* R.

Anm. 1. Negierte *i*-Formen liegen überhaupt nicht vor; aus den negierten *a*-Formen lässt sich nichts Sicheres erschliessen, weil *e* in der Kontraktion seinen Grund haben kann. Die positiven *a*-Formen des Sing. können möglicherweise dem Plur. angeglichen sein und umgekehrt: so kann sich *nalma* zu north. *nallað* stellen.

Anm. 2. Die neuwestfrs. Mundarten bieten durchgehends 1. und 3. Pers. Sing. *wol* bzw. *wul,* 2. Pers. *wost(ə)* bzw. *wust(ə),* Plur. *wolə* bzw. *wulə* vgl. *wol* F: der dunkle Vokal erklärt sich entweder durch *w*-Einfluss. oder er beruht — und das ist wahrscheinlicher — auf dem Einflusse des Präteritums; die Schiermonikooger Form 1. 3. Pers. *wil* 2. Pers. *wolt(ə)* Plur. *wilə* erkläre ich durch Anlehnung an *sil* soll. — Alle nordfrs. Dialekte weisen auf die *i*-Form der 1. und 3. Pers. Sing. zurück *(wal* alle Mundarten, nur Wiedingharde Sild Helgoland: *wæl* vgl. EFS pag. 138), jedoch hinsichtlich der 2. Pers. Sing. auf umgelautete *a*-Form: *wæl* Hattstedt *wêl* bzw. *wæl* Halligen, *wælt* (!) Brecklum, *wêt* übrige

Festlandsmdd., *wǽl* Föhr-Amrum, *wæt* Sild, *wælt* Helgoland. — Das ostfrs. *wul* (Wangeroog) *wol* (stl.) ist vielleicht durch Angleichung an einen älteren Plural zu erklären, der nach Analogie der III Ablautreihe gebildet war: im harlingischen lautet der Sing. *will* und *wall*, Plur. *wult* (so auch *sill* Plur. *zull*).

Prät. Ind. *wêlde* REHF *wolde* FW; Opt. *wêlde* E *welde* F *wilde* W *wolde* HF. Wir haben hier *i*-Umlaut anzunehmen (vgl. Sievers PBB IX, 563; Paul PBB IV, 379 ff.; EFS pag. 169).

§ 67. Das Verbum »tun«. Neben dem urfrs. Infin. **dôn* hat sich schon sehr früh — unter Anlehnung an andere Infinitive — die Form **dûa(n)* < **dôa(n)* herausgebildet, vgl. north. *dôa*. Daher rührt die Differenz von Gerundium *tô dôuən* Wangeroog, nordfrs. *tu dœôn* (Lindholm) *tu dun* (Boldixum-Föhr *to duny* Helgoland einerseits, anderseits *to dŷny* (Halligen) *to dûan* (Karrharde), westfrs. *tə dôán* (Makkum Grouw), *dwân* (Hindeloopen) < **duâne* vgl. afrs. Inf. *dûa* RBEHFW Gerund. *to dûan(d)e*.

Präs. Sg. 1. **dô* (*dôu* Wangeroog; die übrigen Dialekte haben zu einem grossen Teile den Inf. eingesetzt oder Analogiebildung nach anderen Verben eintreten lassen: westfrs. *due* W, *dwân* Hindeloopen, *dux*[1] übrige Mundarten); 2. **dêst* (nordfrs. *dêst*, stl. *dæst*, westfrs. *d/u/ëist* Hindeloopen); 3. *dêth* Ps. RBEHFWS, Plur. **dôth* (*dôut* Wangeroog) und *dûat(h)* RBEHF; Opt. *dûe* RBEHFWS; Imp. Plur. *dûat* S.

Prät. *dêde* REHFW *dêd(a)* W, Plur. *dêden* HFW *dêdin* W; daneben **dide*, welches in stl. *dîd* Plur. *dìdən(ə)* bewahrt ist. Opt. *dêde* RFH.

Part. Prät. *dên* RBEHWS (natürlich ist *ê* = engl.-frs. *ô* + *i*-Umlaut, vgl. north. *ʒedœn*) [*dân* in EHFW vereinzelt vorkommend ist nicht frs., sondern niederdeutsch].

§ 68. Die Verba *gân* und *stân*. Von dem Verbum *gân* »gehen« sind — abgesehen von den bemerkenswerten Formen *gênde* E 223, 27 *gânde* F und 3. Pers. Sg. *gêth* EFH — nur im Westfrs. Reste erhalten, denn ostfrs. *gâth* B 143, 5 ist unsichere Lesart, und die auf Sild gebräuchlichen Präsensformen 2. Sg. *gaist*, 3. Sg. *gaid* vermag ich nur als Analogiebildung nach Formen wie *slaist* schlägst, *faist* bekommst, *maist* magst etc. zu deuten. Im Altwestfrs. ist belegt der Inf. *gân* FWS, 3. Pers. Sg. Präs. *gêt* W *gêd geith* S Plur. *gâd* S; alle neuwestfrs. Mundarten (z. B. Präs. *ʒêən ʒîəst ʒîet* Makkum) setzen älteres *gân* **gêst gêth* voraus. In diesen Formen sehe ich die Vertretung eines germ. *ai* bzw. den *i*-Umlaut des germ. *ai* (vgl. übrigens Bremer PBB XI, 44). — Das Verbum *stân* ist durch folgende Formen vertreten: Inf. *stân* HFW *steen* F, Präs. 3. *stêth* EF *stêt* HFW *stât* F (vgl. Part. Prät. *stên* EF).

II. FLEXION.

§ 69. Präsens. a) Die 1. Pers. Sg. Präs. Ind. geht — abgesehen von den schon behandelten Verben auf *-mi* — im Afrs. auf *-e* aus, welches auf älteres *-u* bzw. *-a* (letzteres in der II. Klasse schwacher Verba) zurückweist, z. B. *banne* F *spreke* EH *bidde* E *lidse* W; so auch schwache Verba I. und III. Klasse, z. B. *bikenne* H *hebbe; nômie* REH nenne, *wîtnie* E strafe vgl. as. *namôn wîtnôn* (II. Klasse). — Folgt das Pronomen *ik*, so kann das *e* der Endung abfallen, z. B. *heb ik* E *bidd-ik* H neben *bidde ik* E. Vereinzelt findet man diese Apokope des *e* auch in anderen Fällen (z. B. *sprek* W *ban* W *lêt* E), in den neufrs. Sprachen ist sie weit häufiger: das stl. hat *e* in der Regel bewahrt; auf Wangeroog ist es geschwunden, doch nach kurzer Stammsilbe bei schwachen Verben III. Klasse erscheint *î*, vgl. unter d) sowie § 71 b; im Nordfrs. und Westfrs. ist *-e* der starken Verba und der schwachen Verba I III geschwunden, jedoch in Klasse II bewahrt (nur die nordfrs. Mundarten

des südlichen Festlandes und der Halligen haben häufig *-e* erhalten), z. B. *bîn* binde Wangeroog = stl. *bîndə*, nordfrs. *binə* Nordmarsch *bin* Karrharde Helgoland, westfrs. *bîn; hüir* höre Wangeroog = stl. *hêrə*, nordfrs. *hîrə* Oland *hîr* Karrharde Sild, westfrs. *hêr* Hindeloopen Holwerd; *mâkî* mache, aber *kôəp* kaufe Wangeroog = stl. *kôpjə*, nordfrs. *kûpə* Hattstedt Boldixum, westfrs. *kèəpjə* Terschelling Baard. Ausnahmen sind selten, z. B. stl. *spriŋə driŋək;* das *-t* in *bînt* (Hindeloopen) ist Analogiebildung nach der 3. Pers.

b) Die durch Anfügung des enklitischen *thu* du erklärliche Endung *-est* < *is* (= germ. *iz*) + *t* ist im Frs. allgemein, und zwar haben die starken Verba und die schwachen Verba I III den Vokal der Flexionssilbe in der Regel synkopiert, z. B. *halst* E *sprekst* R *sext* = *sekst* R suchst *hest* E hast; diese Erscheinung war im Urfrs. noch nicht durchgeführt, vgl. EFS p. 80. Die schwachen Verba II bieten *-ast*, welches in W und in den lebenden Mundarten nach kurzer Stammsilbe in der Regel als *-est* auftritt, z. B. *âskast* REH *âschest* W forderst, stl. *mâkəst* machst = *mâkəst* Sild *makəst* Terschelling (aber *mâkîst* analog der 1. Pers. Präs. Wangeroog neben älterem *makəst*). Enklitische Anlehnung des Pronomens ist häufig, z. B. *finstu* Jur.; auf eine solche Erscheinung weisen die vielen neuwestfrs. Nebenformen auf *-stə* anstatt *-st* zurück, z. B. *stearste* (Japicx) stirbst *stjærstə* und *stjærst* Holwerd.

c) 3. Pers. Sg. *-ith* der starken Verba erscheint unter Synkope des Vokals als *-th;* dieselbe muss bereits im ältesten Frs. Anlass zu Doppelformen gegeben haben: das dürfen wir aus den Vokalkürzungen schliessen, welche auf der neu erzeugten Doppelkonsonanz beruhen, sowie aus dem häufigen Unterbleiben des *i*-Umlautes (man vgl. auch ae. *bint* st. *binded*). Erhaltung des Vokals ist sehr selten, und in den meisten derartigen Formen lässt sich der Vokal als sekundärer Übergangslaut (Svarabhakti) erklären, z. B. *kumith* und *kumth*, *nimith* und *nimth*. Bei dem durch die Vokalsynkope entstehenden Zusammentreffen der Konsonanten kommen die in §§ 46 ff. aufgestellten Gesetze zur Geltung. — Die schwachen Verba I III zeigen ebenfalls in der Regel Synkope, die II. Klasse bietet *-ath* < *-ôth*, welches in RBH stets erhalten, in EF öfters, in W stets zu *-eth* geschwächt worden ist. Anstatt des auslautenden *th* erscheint vereinzelt in R und B, häufiger in E, überwiegend in HFW ein *t*, z. B. *ieft* neben *iefth* gibt; ganz selten erscheint *d*. Ich vermag hierin nur eine erklärliche Inkonsequenz der Schreibung zu sehen: statt auslautender Spirans *th* ward im Emsgebiet und den westlichen Gegenden ein *t* gesprochen, und der Widerstreit phonetischer und historischer Schreibweise wird Anlass zur Verschiedenheit geworden sein (anders van Helten PBB XIV, 284 ff.). — Die neufrs. Mundarten bieten *-t*, nur für die schwachen Verba II. Klasse *-et*, z. B. *slæpt* schläft Wangeroog Scharrel, nordfrs. *slêpt* Hattstedt *slapt* Helgoland, westfrs. *slêpt* Hindeloopen; *mæt* Wangeroog Scharrel Holwerd (begegnet) *mêt* Hattstedt; aber stl. *hâlət* er holt (Strücklingen), nordfrs. *hâlət* Hattstedt Sild, westfrs. *hâlət* Schiermonnikoog (Synkope als späte Neuerung findet sich in vereinzelten Mundarten, z. B. *hâlt* Hollen). *halət* Wangeroog erscheint unter Systemzwang in neuester Zeit bisweilen als *hâlît* vgl. unter b.

d) Der Plur. Präs. endigt im Afrs. stets auf *-ath*, doch zeigen die schwachen Verben II. Klasse in der Regel *-iath*, daneben öfters *-ath*. Anstatt des *-ath* der starken Verben zeigt E und W häufig *-eth*, vereinzelt auch F, z. B. *sprekath* Ps. *drîvath* sie treiben BE *drîveth* E Jur. Auch die I. und III. Klasse der schwachen Verba zeigt im Ostfrs. seltene *e*-Formen, z. B. *dêleth* E *libbet* E (vgl. *dêlith* F *beldot* H 48, 29); in W sind dieselben häufig, z. B. *sêket* W; bei den schwachen Verben II. Klasse findet sich diese Schwächung bloss in späteren westfrs. Texten. Über *t*, *d* statt *th* vgl. unter c. — Von den neufrs. Mundarten hat nur das Wangeroogische und die nordfrs. Mundart von Hatt-

stedt den konsonantischen Auslaut bewahrt, z. B. *wî sitrt* Wangeroog wir sitzen, *sætət* Hattstedt, aber stl. *sitə*, nordfrs. *satə* Lindholm *sat* Oldsum-Föhr, westfrs. *sitə (sètə* Holwerd); *wî sâikət* Wangeroog wir suchen *sêkət* Hattstedt, aber stl. *sêkə* Scharrel, nordfrs. *sêikə* Karrharde *sjyk* Oldsum, westfrs. *sîkjə* wir suchen *(sêkjə* Hindeloopen); afrs. *-iath (makiath* BE *klagiath* R) der schwachen Verba II. Klasse erscheint auf Wangeroog als *-ît* < *-ieth* vgl. Infin. § 71 b und oben unter a): *wî mâkît* wir machen *hâlît* wir holen, ebenso *hâlît* Hattstedt, aber stl. *hâljə* Hollen, nordfrs. *hâlə* Nordstrand Sild, westfrs. *hæljə* Baard Makkum. Eine Spur des alten *i* ist wohl in *hâli* Brekklum *hâli* Amrum zu sehen.

e) Der Optativ Präs. starker Verba zeigt im Sing. und Plur. die Endung *-e* (Plur. *-e* < *-en*), z. B. *belîve* B, *grîpe* H, *fînde* RHWS. R bietet öfters *i* statt *e*, z. B. *grîpi* (vgl. § 33 Anm. 1). Die schwachen Verba I. und III. Klasse zeigen ebenfalls *e* bezw. *i*, *(dême* urteile REH, *were* wehre BEHW *wiri* R, *hebbe* RBEHF *habbe* W), doch haben wir aus verschiedenen Spuren, z. B. der Assibilierung des *k* und *g*, mit Sicherheit auf altes *-ie* der I. Klasse zu schliessen: *sedsze* sage B *sedze* E *sidse* W, *sêke* RWS *sêkie sêcze* E suche. Die schwachen Verba II. Klasse zeigen in der Regel *-ie*, daneben *e* bzw. *i*, z. B. *klagie* BH *klagi* R *kâpie* EH *makie* BEHFW. — Die in allen Klassen und allen Mundarten oft vorkommenden Formen auf *-a* zeigen nicht etwa die Spur eines älteren *-ai;* auch sind es wohl nicht Infinitive, sondern wir haben darin eine junge Bildung zu erkennen: meines Erachtens eine enklitisch angefügte Partikel, vgl. mhd. *â*. Beispiele sind: *grîpa* W *biada* E *lâdza* E *makia* FH *bînda* W.

§ 70. Präteritum. a) Die 1. und 3. Pers. Sg. der starken Verba ist endungslos, z. B. *bên* R zu *bonna*, *skrêf* REHW, *bâd* REHW. Die schwachen Verba zeigen dementsprechend *-e*, welches aber in F und im westfrs. häufig schwindet, z. B. *hêrde* hörte B, *seide* sagte W, *makade* R *makede* W machte, *brogte* H *brochte brocht* FW brachte, *hêde* RHW *hêd* W hatte, *kâpade* REH *kâpat* F kaufte.. — Unter den lebenden Mundarten hat das stl. das *-e* am reinsten bewahrt; die nordfrs. Mundarten haben es grösstenteils aufgegeben; die westfrs. Dialekte zeigen Schwanken, doch von altwestfrs. *-ede* ist *-de* abgefallen. Beispiele: *fâild* Wangeroog fühlte, stl. *fêildə*, nordfrs. *fêld'* Hattstedt *fæld* Amrum, westfrs. *fêldə* Hindeloopen *fîəldə fîəld* etc. übrige Mundarten; stl. *mâkədə* (machte) Hollen, *makət* Wangeroog, nordfrs. *mâkəd* Sild, aber westfrs. *makə*.

b) Für die Prätt. starker Verba aller alt- und neufrs. Mundarten ist — im Gegensatze zu den ae. Formen, einige north. reduplicierte Präterita ausgenommen — charakteristisch, dass die alte westgerm. 2. Pers. Sg. Opt. im Ind. wieder aufgegeben ist; statt dessen ist die 1. Pers. Sg. + *st* eingetreten, z. B. *underfengest* suscepisti Ps., *kômest* E kamst. Dazu vgl. Formen wie wg. *lîtst* liessest nordfrs. *styst* standest Nordmarsch, *lôʒst* logst Sild, westfrs. *fûnst* fandest Holwerd. Auch die schwachen Verba bieten *-st*. — Alter Vokalwechsel zeigt sich nur noch bisweilen im Stl.: *kwàd kwîst* Plur. *kwî'dn̥* Praet. v. *kwêdə* sprechen.

c) Der Plural lautet nur noch in ganz vereinzelten Fällen auf *-un* aus; die in R übliche Endung ist *-on*, welche in den übrigen Mundarten zu *-en* bzw. *-in* (H) geschwächt wird, z. B. *hnigun* R neigten, *bêdon* R baten, *flegin* H *flegen* W flogen, *gripen* W griffen, *understôden* Ps., *driovn* Jur. trieben, *drôgon* R *drôgin* EH trugen. In den Prätt. schwacher Verba ist *-on* seltener: *kâpadon* R *kâpaden* EH *kâpeden* W kauften, *hataden* Ps., *bifolgaden* Ps., *santon* santen R.

d) Der Optativ Praet., der ja vom Stamme des Plur. Praet. Ind. gebildet wird, geht in allen Formen auf *-e* aus (<*-en* vgl. § 69 e), welches nach den für R geltenden Regeln öfters als *-i* erscheint, z. B. *nigi* von *hnîga* R, *hulpe* EH, *nôme* EH, *fôre* RW, *hilde* RW *hêlde* EH, *barnde* RW, *kâpade*, *râvade*

u. a. m. Selten sind die *a*-Formen, z. B. *hëlda* F, vgl. *muga* (Praeterito-praes.) E.

§ 71. Sonstige Formen. a) Imperativ. Die 2. Pers. Sing. ist bei den starken Verben endungslos, z. B. *ief* gieb Ps., *hâld* E, *brûk* E, **gung*, vgl. *jêw* Karrharde *jêô* Schiermonnikoog (gieb), *ʒuə* geh Wangeroog. Die langsilbigen schwachen Verba I. Klasse zeigen keine Endung, erweisen jedoch durch Umlaut des Stammsilbenvokals das ursprüngliche *i* der Flexionssilbe (*merk* F merke, *seth* W setze, **sêk* suche vgl. *sâik* Wangeroog *sêik* Hollen Karrharde, *hêr* höre Terschelling); die kurzsilbigen schwachen Verba zeigen *e*, welches aus *i* hervorgegangen ist; die schwachen Verba II. und III. Klasse bieten *-a*, welches in jüngerer Zeit zu *e* geschwächt ist, z. B. *minna* liebe, *fira* feire H, vgl. *mâkə* (mache) Hollen. In den meisten neufrs. Mundarten ist der Imp. Sing. der schwachen Verba dem Inf. gleich, z. B. *mâkî* Wangeroog (mache), *tæŋk* (denke) Sild, *listə* (höre) Holwerd. — Die Adhortativform (ae. *-an*) der 1. Pers. Plur. ist in *hâlda* W 491, 35 zu erkennen — man müsste denn diese Form als Optativ auf *-a* betrachten. — Die 2. Pers. Plur. Imp. stimmt mit der 2. Pers. Plur. Präs. Ind. überein, z. B. *sîat* sehet, *fâth* fanget, *wesset* seiet W, vgl. stl. *braŋət* bringt, *stêtət* stosst, *hâljət* holet, *wêisə* seiet Karrharde.

b) Infinitiv. Derselbe endigt auf *-a*, welches aus *-an* entstanden ist; die schwachen Verba II. Klasse bieten *-ia* (*-egia*, vgl. die Formen *timbrege* Ps. *râvege* E von *timbria*, *râvia* § 51 Anm. 2). In späteren Texten (E II, E III) wird *-a* zu *-e* geschwächt (*biada* REHS *biade* EW *bieda* W). So ist es auch im Neufrs. (afrs. *finda* vgl. stl. *fîndə*, westfrs. *finə* Holwerd, nordfrs. *finə* Karrh.), indess ist in gewissen Mundarten dieses *e* bei den starken Verben und bei schwachen Verben I. Klasse nach langer Wurzelsilbe (*fin* finden, aber *nimə* nehmen Wangeroog) oder überhaupt (auf den nordfrs. Inseln z. B. *kæm* kommen, *fin* finden Amrum) geschwunden. Bei schwachen Verben II. Klasse ist *-ie* in den meisten neufrs. Dialekten als *-jə* erhalten (stl. *mâkjə* machen *rôujə* rauben Hollen, westfrs. *haljə* holen *kêəpjə* kaufen Terschelling). In den übrigen Mundarten ist *-ie* monophthongiert worden, und zwar erscheint es auf Wangeroog nach kurzer Stammsilbe als *-î*, nach langer ist es geschwunden (*mâkî* machen *hâlî* holen, aber *rôəv* rauben *kôəp* kaufen); im nordfrs. erscheint *-e*, in einigen Inselmundarten nach kurzer Stammsilbe *-i* (z. B. *hâlə*, *kûpə* Moringer Mdart; *sûlwə* salben Karrharde; *hâli kôpe* Amrum). — Auf *-n* endigen ursprünglich nur die afrs. Infinitive *gân* FWS und *stân* FHW, ferner urfrs. **dôn* (neben der sehr frühen analogischen Neubildung **dôan*, welche als *dûa*, *duâ* erscheint), *slân* EFW und das mit neuem analogischen *â* erscheinende *fân* FW Iur.: es bestand nämlich das Gesetz, dass auslautendes *-n* nach langem Vokal nicht abfällt. Die Formen *fâ* und *slâ* sind Neubildungen; umgekehrt ist *-n* nach Analogie von *gân*, *stân* fälschlich in einigen neueren Mundarten angehängt worden, z. B. westfrs. *jân jêən* geben, *dwân dwên* tun — in solchen Fällen kann man übrigens auch an Einwirkung flektierter Infinitiv-Formen denken (s. unten). — Bisweilen findet sich *-ia* statt *-a*, z. B. *drîvia* S treiben; *to bydien* W setzt **bîdia* statt *bîda* (warten) voraus (vgl. § 53, 2).

Die flektierte Form des Inf. geht in der Regel auf *-anne*, *-an(e)* aus, welches in jüngerer Zeit zu *-en(e)* geschwächt wird; Formen auf *-ana*, *-ena* (*tô helpana* E, *tô vermîdena* W) scheinen Verschreibungen zu sein. Speziell in R und gern auch in E wird die Form des Gerundium als flektiertes Part. Präs. empfunden und *-ande*, *-ende* geschrieben, z. B. *tô skrîvande* R *te skrîvane* H *tô skrîven* W. Alle neufrs. Mundarten unterscheiden die unflektierte und flektierte Form des Inf. bis auf den heutigen Tag, z. B. *râup* rufen, aber *tôu râupn̥* Wangeroog; stl. *sêidjə* säen, aber *tôu sêidjn̥* Hollen; westfrs. *mæitjə*

machen, aber *tu mæitjn* Schiermonnikoog; nordfrs. *fin* finden, aber *tu finn* Nordmarsch; *tæŋk* denken, aber *tæ tæŋkin* Sild.

c) Das Participium Präs. lautet auf *-and-* aus, E III bietet wie das westfrs. in der Regel *-end-*, z. B. *skînand* REH *schînend* W scheinend, *lidzand* liegend E, *fiuchtand* B *fiuchtend* W fechtend. In E III und in F ist das *d* bisweilen geschwunden — eine Erscheinung, die sich auch in verschiedenen neufrs. Mundarten geltend macht, z. B. westfrs. *fluknd mylə* (fluchender Mund) Oudemirdum, nordfrs. *nîærnd brôa(d)* Sild (nährendes Brot); stl. *fliôtn, stôⁿndn wâtr* Hollen (fliessendes, stehendes Wasser), aber flektiert: *blôində blômə* (blühende Blume), *lôpndə wîuə* (laufende Frauen); *mit s'iôⁿən ôⁿʒn* (mit sehenden Augen) Wangeroog; nordfrs. *bârnn ljoxt* (brennendes Licht), *stæn'n wâdr* (stehendes Wasser), *ladn gîl* (liegendes Geld) Karrharde vgl. *stunn wêdr* Amrum. So auch; *hî hîərt ys lâkn* Moringer Mundart, *ik hîær di lâx¹in* Amrum (ich höre dich lachen); ferner *ik sêt præklin* (ich sass strickend, zu stricken) Sild.

d) Das Participium Praet. der starken Verba endigt auf *-en*, welches in R unter Einwirkung eines *i* der Stammsilbe Tonerhöhung zu *-in* erfährt, z. B. *skrîwen* E *skrîwin* R, *kemen* BEH *kemin* B *kimin* (< *kěmen*) R. In *kemin* B mag sich noch eine Spur des ältern *-in* erhalten haben; dass nämlich *-en* auf älteres *-in* zurückweist, lehrt der *i*-Umlaut der Stammsilbenvokale, insofern dieselben nicht durch folgende Konsonantgruppen geschützt waren (man vgl. die northumbrischen Partt. und diejenigen der an. Sprache). *-an* (*bresan* E) ist als ganz junge Erscheinung zu betrachten; in F fällt der Vokal der Flexionssilbe in der Regel aus (*swern* geschworen).

B. DEKLINATION.

I. NOMINALFLEXION.

§ 72. Die *o*-Stämme. 1) Nom. Sing. Mask. ist, dem Standpunkte nach Wirkung der Auslautgesetze entsprechend, flexionslos, z. B. *hals* Hals, *stef* Stab, *dî* < **deg* Tag; so auch *hiri* R < **hari* germ. **harjaz* Heer; *ênda* R Ende ist in die *n*-Deklination übergetreten.

2) Nom. Akk. Sing. Neutr., Akk. Mask. sind ebenfalls flexionslos (altes *-ă*), z. B. *bên* Bein, *wîf* Weib; so auch *wed* Bürgschaft = germ. **wadjă*, *smiri* R (*smîrî* Wangeroog) *smere* E < **smeru* = germ. *smerwă* (das *-u* der *wo*-Stämme zeigt sich noch in der Komposition, z. B. *balumond* R Balmund. — Akk. Sg. Mask. *thiaf* Dieb.

3) Gen. Sing. Mask. Neutr. *-es*, welches häufig als *-is* erscheint, in seltenen Fällen auch mit Synkope als *-s*. Vor allem in H, dann aber auch in RBE überwiegt *-es* bedeutend; auch in W ist *-es* häufiger als *-is*, jedoch in den als S bezeichneten Texten ist *-is* die Regel, z. B. *halses* RE *halsis* B, *weddes* RH *weddis* W, *biskop-es* RBEH, *-is* R, *-s* WS.

4) Dat. Sing. Mask. Neutr. endigt in der Regel auf *-e*, selten auf *-a*, in vereinzelten Fällen auf *-i*; endungslos ist er bisweilen in jüngeren ostfrs. Texten und sehr oft in W. In dem seltenen *-i* (*godi* R Dat. von *god* Gott, *hovi* R von *hof*, *skipi* R von *skip*, *spili* R von *spil*) haben wir vielleicht den Rest eines alten Lokalis zu erkennen, wenngleich das *-i* der beiden letztgenannten Formen dialektische Neuerung von R sein kann; ebenso in *betse* E < **beki* Dat. von *bek* Rücken = an. *bak* und in zahlreichen urkundlichen Eigennamen, z. B. *-bergi*, *Walli* Werdener Heberegister (Crecelius, collectae etc. I); in Formen wie *widse* E neben *widzia widzie* u. s. w. (Dat. von *wigg* Ross) erklärt sich die Assibilierung durch das *j* der *jo*-Stämme. — Die *a*-Formen sind sehr selten (*bôsma* E Dat. zu *bôsem* Busen, *bedda* E von *bed* Bett, *swerda*

S von *swerd* Schwert, *hâvda* ES zu *hâv(e)d* Haupt u. a. m.): könnten wir dieses *-a* nicht durch Einfluss der *u*-Stämme (*fêlda* RH *fielda* WS von *fêld field* Feld, *fretha* RBEH *freda ferda* W von *fretho* Friede vgl. § 75) oder der konsonantischen Stämme (Dat. *kampa kempa* Kempe vgl. § 76) erklären, so würde uns nichts hindern, das *-a* aus germ. *-ai* zu deuten und damit die Spuren eines idg. Lokalis (*ei/oi*) zu sehen. — Aus den durch Schwächung entstandenen *-e* (so auch *hûse* Ps.) lässt sich nichts ersehen, ebensowenig aus den endungslosen Formen.

5) Nom. Akk. Plur. Mask. erscheint in den ostfrs. Dialekten in der Regel mit der Endung *-ar* (so in BEH und vereinzelt in R). z. B. *fiskar* R Fische, *dîkar* BE Deiche = *dîken* W, *bûrar* REH Bauern *bûra* R *bûran* S *bûrer* W). Dies *-ar* (selten *-er*), welches den anderen germ. Sprachen — das an. *-an* kommt hier natürlich nicht in Betracht — gänzlich fehlt, ist bis auf den heutigen Tag in der Sprache der nordfrs. Inseln und auf Wangeroog bewahrt, während das stl. und das Nordfrs. des Festlandes in der Regel *-e*, das Westfrs. schwache Formen bietet, z. B. *stâinr* Wangeroog (Steine) = stl. *stêənə* = westfrs. *stjinn* (Murnerwoude) = nordfrs. *stînə* (Karrharde), *stînr* < **stînr* Sild = *stîanr* Amrum. Die Thatsache, dass im Wangeroogischen in weit überwiegender Zahl die Endung *-er(-r)* bei Neutris auftritt, kann speziell für diese Mundart auf Analogiebildung nach dem Plur. der *os/es*- Stämme hindeuten (wg. *kalwr* Kälber stl. *kôlwərə* nordfrs. *kûalwə* Hattst. *kûalwr* Amrum vgl. § 79), indess haben wir das afrs. *-ar* deswegen als alten Nom. Plur. Mask. aufzufassen, weil im Altfrs. nur Maskk. und auch im Nordfrs. der Inseln fast nur Maskk. der *o*-Stämme diese Endung zeigen. Neben diesem afrs. *-ar*, welches Möller PBB VII, 505 aus altem *-ôzez* deutet, finden wir die Endung *-a* < *-ôz* und die Endung *-an* (§ 76, 5), und zwar verteilen sich diese Erscheinungen folgendermaassen: R zeigt in der Regel *-a*, selten *-ar*; in B überwiegt *-ar* (vereinzelt *-er*) bedeutend; H bietet *-a*, *-ar* und *-an* etwa zu gleichen Teilen, in F ist *-an* die Regel, welches im Westfrs. in der geschwächten Form *-en* erscheint und keine nennenswerten Ausnahmen kennt. — Bemerkenswert ist der spät eingedrungene Plural auf *-s* im Wangeroogischen (vgl. § 81), z. B. *þæ̂ irms* Därme — eine fremde Endung, die sich Anfangs wohl nur auf Substantiva mit Suffix *-er*, *-el* erstreckt hat (*sxˈiprs* Schiffer Plur.) und dann in vereinzelten Fällen auf andere Klassen übertragen worden ist. — Der Akk. Plur. ist auch im Frs. dem Nom. Plur. gleich.

6) Nom. Akk. Plur. Neutr., welcher im Urgerm. auf *-ô* endigt, lautet, insoweit nicht der Endsilbenvokal nach langer Stammsilbe geschwunden ist (§ 33), afrs. *-u*, dann auch *-o*, *-a*, z. B. *skipu* R Schiffe (vgl. wg. *rýdû* Räder < **rĕþû*, *ȝlýzû* Gläser EFS pag. 106), *gerso* R Gräser, aber *thing* Ps. Dinge, *wed* R Bussen. Die Formen der übrigen Mundarten bieten *-a* bzw. Schwächung zu *-e* oder sind endungslos, z. B. *hâfda* R *hâvda* W Häupter, *litha* BES *lithe* HEF *lite* EW Glieder, aber *wôrd* EH Worte, *iêr* BEW Jahre. Durch vielfache Übertragungen sind die ursprünglichen Verhältnisse stark verwischt worden, z. B. *iêra* BEWS Jahre, *wirde* H *wirden* W Worte, *rîken* W Reiche, *hôrnar* E Hörner; man mag daraus ersehen, dass eine sichere Gruppierung nicht möglich ist. Über *lithi*, welches wohl in R, nicht aber in E für **lithe* stehen könnte, vgl. die *u*-Stämme § 75, 5.

7) Gen. Plur. Mask. Neutr. endigt, dem ae. entsprechend, auf *-a*, z. B. *thinga* Ps., *kininga* R *kenenga* EH, *bêna* REHWS, *bûra* BHWS; selten ist Schwächung dieses *-a* zu *-e* oder gar Apokope, häufig indess — namentlich im westfrs. — Eintritt der schwachen Endung *-ena*, *-ana* oder *-en*, z. B. *degana* R von *dî* Tag, *bênena* WS von *bên* H, *wênda* REH *wênde* EH *wêndena* R, *bûrena bûrna bûren* W, *ermana armena* S.

8) Dat. Plur. Mask. Neutr. endigt auf *-um* < urgerm. *-om*. In BEH ist *-um* in der Regel bewahrt, selten durch *-em* oder *-im*, ganz vereinzelt durch *-en* vertreten; in F erscheint ebenfalls regelmässig *-um*, selten nur durch *-un*, *-em* ersetzt; R bietet *-on*, vereinzelt noch *-um*, *un*; in W ist *-en* das regelmässige, selten erscheint *-em*, vereinzelt *-um*; S zeigt starkes Schwanken zwischen *-um*, *-am*, *-em*, *-im*, *-en*, z. B. *degon* R *degum* EHFS *degem degen* W, *êthon* R *êthum* BEH *êthim* ES *êthem* (*êdem*) BHW *êthen* (*êden*) HW, vgl. auch *weterun* Ps. »aquis«, ferner Ortsnamen der Werdener Heberegister wie *Campum*, *Damhûsum*, *Hûsun*, *Hûson* u. a. m. Heutzutage liegen Formen des Dativ Plur. nur noch im Nordfriesischen als Adverbialbildungen, vor z. B. *am ênṃ* Abends vgl. ae. *-mǣlum* zu Zeiten (§ 90); vgl. übrigens Cosijn, Tijdschr. v. nederl. Taal- en Letterk. II, 387.

Anm. Ein alter Lokalis Plur. auf *-as* ist zu erkennen in Ortsnamen wie *Muningas-i*, *Mundingas-i*, wo an die alte Form des Lokalis Plur. ein *-i* des Lok. Sing. angefügt zu sein scheint vgl. oben pag. 387 und Kögel PBB XIV, 117.

§ 73. Die *â*-Stämme. 1. Nom. Sing. endigt im Altfrs. auf *-e*, welches (etwa durch die Zwischenstufe *-u*, *-a?*) aus germ. *-ô* entwickelt ist. z. B. *klage* W Klage stl. *jû klâʒə*, *tale* F Sprache, ostfrs. *skôme* Scham vgl. westfrs. *schamme* (Japicx) nordfrs. *sômə* (Moringer Mundart). Bemerkenswert sind jedoch folgende Punkte: a) bei langsilbigen Substantiven ist die Nominativendung bereits in engl.-frs Zeit nicht mehr vorhanden, z. B. *wund* E Wunde, *sîd* (neben *sîde* schwache Dekl.) E Seite = germ. **wundô*, **sîdô*, ae. *wund sîd* vgl. *wûn sîd* Wangeroog. Für dreisilbige Wörter mangeln uns sichere Beispiele, doch haben wir in Anbetracht der altengl. und neufrs. Verhältnisse wohl (trotz afrs. *sêle* Seele) anzunehmen, dass die Flexionssilbe geschwunden war; Ausnahmen machen die Abstrakta auf *-ithe*, z. B. *lemithe* R *lemethe* BEFH vgl. Sievers, ags. Gramm. § 255, 3. b) die ursprünglichen Verhältnisse sind stark durch Eindringen der Akkusativform verwischt worden, z. B. *bôte* REHS *bôta* (alter Akk.) ES Busse. c) in Formen, wie wang. *snýdû* Säge < **snîdu* = ahd. **snita*, kann man eine Spur der alten Nominalflexion erkennen; nicht hierherzuziehen ist *sx¹ŷ'lû* Schale, welches nicht = ahd. *scala*, sondern = ahd. *sceliva* zu setzen ist. d) in seltenen Fällen ist auch nach ursprünglich kurzer Silbe das *-e* geschwunden, z. B. *klag* W Klage.

2) Akk. Sing. endigt in der Regel auf afrs. *-e* < *-a*, welches auf ältestes germ. *-ō̃* zurückweist, z. B. *bôte* REF, *klage* EW, *sêle* RBEH; öfters ist älteres *-a* erhalten, z. B. *ieva* H Gabe, *bôta* ES, *wunda* E Wunde, *sêla* E Seele. Bisweilen findet man auch Ausgleichung zu Gunsten des Nom. Sing., z. B. *âcht* B *âchte* R die Acht. In R bieten die kurzsilbigen Substantiva vereinzelt die übliche Tonerhöhung zu *-i*, z. B. *klagi*.

3) Gen. Sing. endigt auf *-e* (< *-a* < germ. *-ôz*), z. B. *klage* H *bôte* R; vereinzelt ist *-e* abgefallen, z. B. *merk* Mark (Geldes); Tonerhöhung zeigt R, z. B. *klagi*.

4) Dat. Sing. endigt auf *-e*, z. B. *bôte* RBE, *klage* HW (aber *klagi* R), *sêle* ER. Ob in diesem *-e* ein alter Lokalis (*e* < *-a* < altem *-ai*) oder ein Instrumentalis (*-e* < *-u* < *-ô*) steckt, ist nicht zu ermitteln. Vereinzelt findet man *-a*-Formen, z. B. *sôna* WS = *sône* RBE Sühne, *mûra* B Mauer (Nom. *thiu mûre* R), *bêra* R; falls man in diesen keine Analogiebildungen nach schwachen Femininis sehen will, muss man sie als Reste des Lokalis betrachten. *merk* Mark ist wie im Gen., so auch im Dat. Sing. flexionslos.

5) Nom. Plur. endigt auf *-a*, welches auf germ. *-ôz* zurückweist: *bôta* RWS, *sôna* R, *ieva* EH, *lemitha* R *lemetha* F, *mûra* B. Vereinzelt zeigt sich Schwächung zu *-e*, z. B. *bôte* S (auch mit Apokope *bôt*), *klage* W. Die Doppelformen des Nom. Plur. von *bênde* Band (*bêndar*, *bênda*, *bênde*) erklären sich wie die ent-

sprechenden ae. Formen, vgl. Sievers ags. Gramm. § 266 Anmerk. 2. — Der Nom. Plur. ersetzt den Akk., z. B. *bôta, firna* H Sünden, *merka* und *merk* EW.

6) Gen. Plur. endigt auf *-a* (< germ. *-ô*), z. B. *merka*; *nêdskîninga* Erscheinungen der (echten) Not (vgl. EFS pag. 414) ist vielleicht statt **nêdskînena* geschrieben, denn in der Regel ist auf die *â*-Stämme das *-ena* der schwachen Deklination übertragen worden, z. B. *êrana* R, *sêl(e)na* W. So auch in *triuwena* B Treue, *sinena* S Sehne (*wâ*-Stamm); dann mit weiterer Schwächung bzw. Apokope *sinene, bôten* S.

7) Dat. Plur. zeigt die gleiche Endung wie bei den *o*-Stämmen: *-um* findet sich in allen Dialekten, doch R bietet regelmässig *-on*, z. B. *wundon lemithon merkon* R, *bôtum* BEWS, *klagum* H, *merkum* BEHWS; Schwächung zu *-im* findet sich bisweilen in B, z. B. *bôtim, sibbim* (oder haben wir letztere Form direkt auf germ. *-imz* zurückzuführen?); Schwächung zu *-em, -en* ist in den übrigen Mundarten häufig.

Die *jâ-* und *wâ*-Stämme zeigen die bei den *jo-* und *wo*-Stämmen beobachteten Veränderungen. Späterer Einführung einer Nominativendung werden wohl die Formen afrs. *sibbe* EH statt **sibb* Sippe, *hille* R *helle* EHW Hölle neben **hill *hell*, *bregge* (*brigge*) Brücke neben **bregg* zu danken sein, vgl. *hil* Wangeroog, stl. *brèʒ hɛlə*, westfrs. *bræʒə hæl*, nordfrs. *bræʒə hæl* (Helgoland). — Das *w* der *wâ*-Stämme ist als *u* bewahrt in der Komposition: *sinuwêrdene* R = *sinewêrdene* EH Sehnenverletzung, vgl. stl. *jû sînə* Sehne.

§ 74. Die *i*-Stämme. A. Maskulina. 1) Nom. Sing. endigt auf *-e* (< *-i* = germ. *iz*), welches nach langer Stammsilbe geschwunden ist, z. B. *wliti* R *wlite* EHWS (Ant)litz, *biti* R *bite* BES (mit Apokope *bit* E) Biss, *kimi* R *keme* RBEF das Kommen = ae. *cyme*, vgl. neufrs. *bæri* (Amrum Sild) Gerste = germ. **bariz*: aber *dêl* R Teil, *sweng* BEH Schwung. Kontraktionserscheinungen liegen vor in *hei* BH Sinn = ae. *hyʒe*, (*lith*)*wêi* Gelenkwasser = ae. *wǣʒ*.

2) Akk. Sing. endigt auf *-e* (< *-i* = germ. *-i(n)* idg. *-im*), welches nach langer Stammsilbe abgefallen ist, z. B. *kere* Wahl RBHS (mit später Apokope *ker* W), aber *breud breid* (St. **brugdi-*) das Zucken.

3) Gen. Sing. lautet regelmässig auf *-es* aus < germ. *-is(o)*, z. B. *bites* W *kemes* REH; öfters erscheint auch afrs. *-is*, z. B. *dêlis* W, *fangis* neben *fanges* R (vgl. bei den konsonantischen Stämmen: *monnis* R *mannis* WS).

4) Dat. Sing. endigt auf *-e* < germ. *-î* (= *ij-i*), z. B. *kere* RBE, *dêle* W (mit Apokope *dêl* W); Kontraktion: *hei* H; in R erscheint vereinzelt *-i*.

5) Nom. Akk. Plur. endigt regulär auf *-e* < germ. *-îz*, z. B. *liode* R *liude* BEHF Leute, vielleicht auch *helse* E 10, 19 Hälse; apokopierte Formen sind in *lioed* W, *kerf* WS (Einschnitte), *dêl* (Teile) bewahrt. Meistens aber ist der Plural nach den *o*-Stämmen gebildet, z. B. *dêler* E *dêlen* W, *lioda*, *kera* R *keran* H *kerran kerren* W.

6) Gen. Plur. endigt auf *-a* (wie in der *o*-Deklination; *-ia* ist nicht erhalten), z. B. *winna* W von *winne* = germ. **winiz* Freund, *lioda* RW *liuda* BEH; bisweilen ist der Gen. nach Analogie der konsonantischen Stämme gebildet, z. B. *dèlena* S *dêlane* Jur., *liodena* W Jur.

7) Dat. Plur. endigt in der Regel auf *-um, -on, -em, -en* wie in den übrigen Klassen. Dass in dem *-im* von *dêlim* S statt *dêlon* R *dêlen* W und von Fem. *dêdim* BW *dêthim* S (Taten) statt *dêdum* B *dêthum* S *dêdem dêthen* W *dêthem* E (*th* ist tönende Spirans = *đ*) der *i*-Stamm sich kundgebe, ist nicht zu beweisen, weil auch andere Klassen mehrfach diesen Dativ zeigen (*êthim, thingim*).

B. Neutra. Von kurzsilbigen Neutris ist nur *spiri* R (Speer) belegt: Nom. *speer* W (apokopierte Form), Gen. *speres* E, Dat. *spiri* R. In *sperahand* (von

Speerseite) Jur. (*sperehônd* F) scheint ein nach Analogie der *o*-Stämme gebildeter Nom. oder Gen. Plur. vorzuliegen. — Wir haben bei diesem Worte wie auch bei verschiedenen Maskk. mit Übertragung aus der *es/os*-Klasse zu rechnen. Langsilbige Neutra sind ebenfalls sekundäre Erscheinungen, z. B. *flask flesk* Fleisch.

C. Feminina. Sie sind ursprünglich alle langsilbig; für den Nom. und Akk. Sing. ist keine Endung, für den Dat. lautgesetzlich *-e*, für den Gen. *-es* zu erwarten; indess ist für letzteren Kasus stets, für die übrigen vielfach Umformung nach der *â*-Klasse eingetreten, z. B. Nom. *tîd* Zeit, *hêd* Haut, *dêd* H That, aber *dède* RBEW; Gen. *dède* RBEH *dèda* W; Dat. *tîde* R, *hède* und *hèt* E, *glède* REH Glut; Akk. *benk bank* EH *bank* E, *mecht* H *macht* ES Macht, *ev-êst* EH Abgunst, aber *dède* RBHS *dèda* W. Der Gen. und Dat. Plur. ist mit den *â*-Stämmen zusammengefallen (*dèdum* B *machtem* ES; über *dèdim* vgl. unter A), Gen. *dèda* RW. Der Nom. Akk. Plur. zeigt in der Regel *-a* nach Analogie der *â*-Stämme, z. B. *tîda* RE, *ferda* (Fahrten), *dèda* RBEW; ob in den *e*-Formen (*dêde, dêthe* E) eine Schwächung dieses *-a* oder die ältere Form der *i*-Stämme zu erkennen ist, lässt sich nicht erweisen.

§ 75. Die *u*-Stämme. Auch von diesen sind nur geringe Reste erhalten, indem die meisten Formen nach Analogie der *o*- bezw. *â*-Stämme umgebildet worden sind. I. Kurzsilbige Maskk. bieten im 1) Nom. Sing. *-u* (< *-uz*), z. B. *sûnu* R vgl. *sû'nu* (Wangeroog), *widu*-(Holz) in Ortsnamen wie *Widufliatun* WI »zu den Holzbächen« *Widuwurdh* »Holzwurt«, vgl. *widubên* R; *-o* bezw. jüngeres *-a* erscheint in *fretho* R *ferda* S (Friede); Schwächung zu *-e* und auch Apokope sind häufig, z. B. *sûne* BEH *sûn* E *son* W, *frethe* BEH *ferd* W.

2) Gen. Sing. endigt im Englisch-Friesischen auf *-a* (< germ. *-auz*), z. B. *sûna* B, *fretha* R *ferda* W (*meeds* von **medu* Met, *ferdis* S sind Analogiebildungen nach der *o*-Dekl.)

3) Dat. Sing. endigt in der Regel auf *-a* < germ. *-aw(i)*, z. B. *fretha* RBEH *freda* W, vgl. *Selwida* WI; doch erscheint dieses *-a* auch unter Schwächung als *-e*, z. B. *lethe* S Glied. Neben diesen Formen scheinen auch umgelautete vorhanden gewesen zu sein, die auf altes *-iw(i)* zurückweisen: so mögen sich Formen wie nordfrs. *sæn* Sohn (Hattstedt) *sân* (Sild) westfrs. *sin* (Terschelling) aus älterem **suni(e)*, westfrs. *simr* Sommer aus **sumori* erklären, vgl. *snuh* Sohn *smuhr* Sommer im Wurster Glossar gegen meine frühere in EFS pag. 173 ausgesprochene Ansicht (siehe auch Nom. Plur.)

4) Akk. Sing. lautet germ. engl.-frs. *sunu* = *sûnu* R, statt dessen *-o*, *-a*, *-e*, z. B. *fretho* R *fretha* BEHS, *sûne* BE.

5) Nom. Akk. Plur. ist nach Analogie der *o*-Stämme gebildet, z. B. *sûna* RE *sûnar frethar* B *frethen* H *sonen* W. Älteres *-i* (vor Wirkung des *i*-Umlautes **suni* < **suniuz*) scheint sich in *lithi* RE erhalten zu haben (§ 72, 6), und auch die umgelauteten Formen (vgl. unter 3) Dat. Lok. Sing.) weisen auf *-i* zurück.

6) Gen. Plur. ist entweder nach Analogie der *o*- oder der *n*-Stämme gebildet; sichere Maskulinformen sind nicht belegt, doch vgl. Fem. *hônda* RBEH *hônde* R *hânda* WS (Hände) und Mask. *letha litha lethena lithena* zu *lith* Glied.

7) Dat. Plur. germ. engl.-frs. *-um*, z. B. *ferdum* S *frethon* R (*frethrum* B enthält das *r* nach Analogie des Nom. Pl. *frethar*).

II. Langsilbige Mask., die das *-u* der Endsilbe einbüssten, sind durchweg nach Analogie der *o*-Stämme flektiert, doch scheinen die überwiegenden *a*-Formen des Dat. Sing. (*Wâlda* WI II sehr häufig in Ortsnamen, *felda* RH

fielda W) eine Spur der *u*-Dekl. zu bewahren (vgl. § 72, 4), ebenso wohl *skèld* Schild.

III. Feminina. Kurzsilbig: *nôsa* E (<**nosu*) *nôse* BEHS *nôsi* R Nase; langsilbig: *hônd* RBEH *hând* WS. Hier ist nur zu bemerken, dass viele Formen nach der *â*-Dekl. gebildet sind; ferner dass sich in neufrs. Mundarten Spuren des *i*-Umlautes bewahrt haben, z. B. nordfrs. *nâs* neben *nǣs* (Nordstrand) vgl. Wurster Glossar *nesie(?)*.

IV. Das Neutrum ist — abgesehen von *felo* R *fele* H *fel* E viel — durch *fia* (Vieh) belegt; da die reguläre Genitivform lautlich mit den übrigen Kasus zusammenfiel, ward *-s* angehängt: *fias* BEWS.

§ 76. Die *n*-Stämme. 1) Nom. Sing. Mask. endigt auf *-a*, welches aus urgerm. *-ē*ⁿ entstanden ist, z. B. *aththa* R *attha* W *atta* S, *kampa* R *kempa* BEW Kempe; bisweilen erscheint dieses *-a* unter Schwächung als *-e*, z. B. *rèdieve* RB neben *rèdieva* (*rêdgeva*) REH. — Nom. Sing. Fem. bietet *-e*, das eine Schwächung des älteren *-a* (germ. *-ô*ⁿ) ist, z. B. *tunge* REHS *tonge* ES Zunge, *tâne* ES (St. *taihnôn-*) Zehe; wo *a*-Formen vorliegen, müssen wir mit dem Eindringen der Akk.-Flexion rechnen; auf Wangeroog finden wir verschiedene *u*-Formen, welche eine sehr frühzeitige Analogiebildung nach den *â*-Stämmen (§ 73 1c) vermuten lassen, z. B. *wŷ'kû* Woche = ae. *wicu*, *swŷ'pû* Peitsche = ae. *swipu*. — Nom. Akk. Sing. Neutr. gleicht dem Fem., z. B. *âge* RBEHWS Auge, *âre* RBEHWS Ohr; *herte* EFHWS *hirte* R Herz ist Fem. geworden. — Bisweilen schwindet *e* nach langer Stammsilbe, z. B. *hêr* WS Herr, *âch* E *aegh* W, *âr* EW. — Wie die *ôn*-Stämme sind auch *în*-Stämme zu beurteilen, die hier nicht weiter erklärt werden brauchen, z. B. *brêde* W Breite, *menie* H Menge < **menii* vgl. *meni* R.

2) Akk. Sing. Mask. endigt auf *-a* (< germ. engl.-frs. *-an*), z. B. *bôna* RBE Mörder, *kampa* R *kempa* EHW. — Fem. bietet *-a*, z. B. *tâna* S. Wo *-e* erscheint (*tonge* SW, *irthe* R *erthe* BE *erde* S *erda* W vgl. übrigens ae. *cordu* Nom. Akk.), ist wohl die Nom.-Form eingedrungen.

3) Gen. Sing. endigt auf *-a* < engl.-frs. *-an* < germ. *-an(i)z*, *-ôn(i)z*, z. B. *bôda* REH Bote, *fedria* Jur. Vaterbruder = ahd. *fatarjo*, *sunna* BH *sonna sinna* W — mit Schwächung *sonne* W, *âga* REHS *âge* ES; in der Komposition bleibt älteres *-an* erhalten, z. B. *fidiransûnu* R Sohn des Vaterbruders, *môdiransûnu* R Sohn der Mutterschwester, *fethansûnu* Sohn der Vaterschwester vgl. ae. *fadu* wg. *fæþ* (*þ* nach Analogie von *boþ* Mutterschwester). Im Neufrs. ist der Gen. in Eigennamen erhalten, z. B. auf Amrum (Johannsen, die nordfrs. Sprache etc. Kiel 1862 pag. 146).

4) Dat. Sing. endigt auf *-a* < engl.-frs. *-an* < germ. *-an(i)* u. s. w., z. B. Mask. *bôda* RW, *kampa* REH *kempa* BEHW; Neutr. *âga* RBEFH — mit Schwächung *âge* EHWS; Fem. *sunna* REH *sonna* W, *wika* Woche — mit Schwächung z. B. *tâne* E.

5) Nom. Plur. Mask. endigt auf *-a* < engl.-frs. *-an* < germ. *-an(i)z*, durch welche Form auch der Akk. ersetzt ist, z. B. *kampa* RE *kempa* H, *hêra* E *hêre* Herren. — Fem. *sonna* W *tâna* S, vgl. der Form wegen den Gen. Sing. Durch Schwächung entstandene *e*-Formen sind nicht selten, z. B. *tâne* S. — In den überwiegenden *-en*-Formen Westfrieslands, welche im Neuwestfrs. die übrigen Pluralformen fast gänzlich verdrängt haben (*hêran* HW *hêren* WS; *herten hirten* W neben *herta* Jur., Plur. von *herte hirte* Herz, Fem. wie im Ae.), ist natürlich keineswegs eine Erhaltung des engl.-frs. *-an* zu sehen, sondern eine Analogiebildung; und zwar meines Erachtens nicht nach den *n*-Formen der Neutra, sondern entweder nach Maassgabe des Gen. Dat. Plur. oder nach ndl. Pluralbildungen. Ersteres ist wahrscheinlicher.

6) Nom. Akk. Plur. Neutr. zeigt *-on* in *âgon* R Augen, vgl. *âgen* EW *ógen* E: darin sehe ich alte Dualformen, vgl. an. *-u* ahd. *-un*. Dieser Form ward aufs Neue das Charakteristikum des Plur. (*-a*) angefügt und zu *-e* geschwächt: daher *âgene* EHS *âgne* E *âchne* EH, vgl. stl. *ôȝәnә* (Scharrel), nordfrs. *ûgәnә* (Hattst. u. a.). Daher auch *ôuȝn* Sing. und Plur. Wangeroog (z. B. *mîn ain ôuȝn* mein eines Auge): der Sing. ist eine Neubildung nach dem älteren Plur. **ôuȝәnә*, welche, nach Ersatz jenes vereinzelten Plur. **ôuȝәnә* durch den Dual *ôuȝn*, erhalten blieb. Daher endlich auch Dat. Plur. *âgenum* EFS *âgnum* S *âchnon* R *âchnum* E *âchnem âgnem* H *âgenen* W (neben *âgem* E *âgen* W): das sind Neubildungen nach dem Nom. Akk. Plur. **agona *âgena âgene*, wozu wir einen neuen Gen. Plur. afrs. **âgonena* anstatt des ursprünglichen **âgena* zu erwarten hatten. Regulärer Nom. Akk. Plur. ist *-a* < engl.-frs. *-an*, z. B. *âra âre* BE vgl. stl. *ôr* Plur. *ôrә* nordfrs. *ûr* Plur. *ûrә* (Hooge) westfrs. *âir* Plur. *âirә* (Schiermonnikoog); wg. *ôurn* mag Dual sein, vgl. EFS pag. 280.

7) Gen. Plur. *-ena*, z. B. Mask. *kempena* B *hêrena* S, Fem. *tânena* ES; dann auch *-ana* (*-ona* R), z. B. *kampana* E *kempana* W *kampona* R; vereinzelt erscheint *-ene -na* und in W (durch Übertragung des Nom. oder Dat.) *-en*, z. B. *tânene* E, *hêrna hêren* W, *âgen* E (?).

8) Dat. Plur. lautet wie bei den *o*-Stämmen, z. B. *bôdon* R, *mêgon* R zu *mêg* Verwandter, *wikun* R *wikum* RBE *wiken* W, *âchnon* R statt **âgon* vgl. unter 6), *ârum* H *ârem* BEWS *âren* W.

§ 77. Die *r*-Stämme. Die ursprünglichen Verhältnisse sind durch Analogiebildung stark verwischt.

1) Nom. Akk. Sing. *brôther* Bruder, *swester* bzw. *suster* Schwester; altes *a* der Stammsilbe (*fader* W neuwestfrs. *fâr* nordfrs. *fâәr* Moringer Mundart *fâdæ* Sild, vgl. EFS pag. 70) ist wie im Ae. durch Eindringen des unter Tonerhöhung in geschlossener Silbe der obliquen Kasus entstandenen *e* verdrängt worden; Nom. *fether* E steht zu *feder* im Verhältnisse des idg. Akk. zum Nom., vgl. pag. 385.

2) Gen. Sing. ist ohne Suffix gebildet: *môder* REHW Mutter, *feder* REH, *suster* W; dann aber unter Angleichung an die starken Maskk. bzw. Feminina wohl schon in sehr früher Zeit **fedres* vgl. *federes* RBEH *feders* E *faders* W, *brôders* W und *môdere* E, ja auch *môderes môders, susters*.

3) Dat. Sing. *feider* E, *dochter* REHW, *brôther* E *brôder* EW, *môder suster* BEW ist aus germ. **fadri* etc. (Lokalis) durch Abfall des *i* entstanden, jedoch unter Angleichung des umgelauteten Stammsilbenvokals (ae. *brêder*) an die übrigen Kasus; späterhin durch Analogie nach der starken Deklination: *federe brôthere môdere dochtere*.

4) Nom. Akk. Plur. *brôther* RB statt **brôthr* < germ. **brôþriz*; umgelautete Form ist im Nordfrs. der Inseln vorhanden, z. B. *brudr* Plur. *brœdr* Boldixum-Föhr; *a*-Formen (*brôthera* R *dochtera* Jur. *sustera* BEH) sind Analogiebildung nach der starken Deklination; die nicht seltenen *e*-Formen (*brôthere* BEH *sustere* BE) können als Schwächungen dieses *-a* oder eines auf altem Akk. beruhenden *-u* (vgl. ae. *brôdru*) gedeutet werden; *-en, -s* (*brôren* W Jur. *feders* Jur.) ist Angleichung an mundartliche Pluralbildungen.

5) Gen. Plur. *brôthera* H < **brôthra* < germ. **brôþrên*; Schwächung des *-a* ergibt *brôthere sustere* E.

6) Dat. Plur. *-um, -on, -em*, z. B. *brôtherum* H statt **brôthrum, swesteron* R.

§ 78. Die *nd*-Stämme. Nom. Sing. *friond* R *friund* EH, *fiand wîgand* H sind regulär gebildet, so auch Akk. *friond* RW *friund* EH < germ. **frijônd* idg. *-m*. — Gen. Sing. *fiandes* W statt *fiands*. — Dat. Sing. *frionde* R *friunde* BE ist entweder alter Instr. oder Analogiebildung nach den *o*-Stämmen.

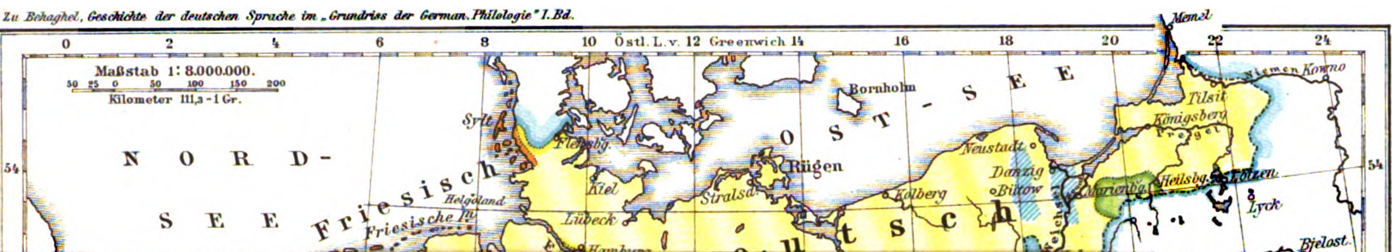
— Nom. Akk. Plur. *friond* R *friund* ist regulär < germ. **frijônd(i)z; friunda friunde* E sind Analogiebildung nach anderen Maskk., so auch *frionden* WS *fianden* S. — Gen. Plur. *frionda* RW *friunda* EFH (geschwächt *friunde* E) sind regelmässig < germ. **frijôndên; friundane friundene* E sind Analogiebildung nach den *n*-Stämmen; das auffällige *friondon* R 69, 33 (*sa skil hi undswera mith achta hôndon sînera kestfriondon an thâ withon*) kann man durch Assimilation an die beiden benachbarten Dative auf *-on* oder durch Elision des *-a* einer schwachen Form **friondona* vor folgendem *-a* erklären. — Dat. Plur. *friondon* R *friundum* vgl. *fiundum* Ps. sind regelmässig.

§ 79. Die *os-/es*-Stämme. Vereinzelte afrs. Formen des Sing. lassen auf Zugehörigkeit zu dieser Klasse schliessen, z. B. *hrîtheres* E *rîtheres* REH *hrîders* E *rêderis* W Gen. Rind, **êr* < **eher* Ähre vgl. wg. *ǣir* stl. *îrə* (Hollen). Für unsere Zwecke kommen nur folgende Formen in Betracht: *âlder* parens REH Gen. *âlders* E *êlderes* H; Plur. Nom. Akk. *âldera* R *ieldera* E (*âlder* E analog den Maskk., *âlderen* W *ielderen* S); Gen. *âldera* R *êld(e)ra* EH; Dat. *âlderon* R. Ferner die Nomm. Akk. Plur. *klâthera* R *klâthar* B *klâther* E Kleider (Gen. *klâthra* B Dat. *klâtrum* B) vgl. *klôudr̥* (Wangeroog) stl. *klôdərə* nordfrs. *klüadr̥* (Amrum Sild) *klôər* (Helgol.); *kîndera* R *kînder* E Kinder; einmaliges *hôrnar* E (?); ferner neufrs. Formen wie wg. *ôir̥* Eier stl. *âiərə* (Hollen) nordfrs. *âir̥* (Boldixum); wg. *kalwr̥* stl. *kôlwərə* Kälber; wg. *lâumr̥* stl. *lôumərə* (Hollen) Lämmer.

§ 80. Vereinzelte konsonantische Stämme. Von hierhergehörigen Singularformen des Mask. ist nichts Bemerkenswertes zu erwähnen, da umgelautete Formen durch Systemzwang beseitigt sind und höchstens das öftere Fehlen der Dativflexion auf Zugehörigkeit zu dieser Klasse schliessen lassen könnte; dasselbe gilt vom Femininum, nur lässt sich hier die Form *grêt-* (vgl. mhd. *grûz*) in *grêtkampa* H und *grêtwerdere* W (Wärter der Arena) = germ. Gen. **grûtiz* erklären (ae. *ȝrêot* kann nicht zum Vergleiche herangezogen werden). Von Pluralformen ist bloss der umgelautete Nom. (übertragen auf den Akk.) bemerkenswert, der sich in verschiedenen Mundarten bis auf den heutigen Tag erhalten hat: *fôt* Fuss Plur. *fêt* BEHW (aber *uôta* Ps. *fôta* RBEW *fôtan fôten* SW) vgl. stl. *fêitə* (*-ə* ist neuere Anfügung) Hollen, nordfrs. *fêt* Ockholm *fæit* Niebüll *fæt* Amrum Sild < germ. **fôtiz; man* REH *men* REH Männer < germ. **manniz; brêk* (aber Sing. *brôk-gerdel* BEH) Hosen < germ. **brôkiz* vgl. *bræk* Amrum; *kû* Kuh Plur. *ky* Urk. (neben *kûna*) vgl. *kiər* (*-ər* ist neue Anfügung) Wangeroog, nordfrs. *kê kî* (Festlandsdialekte) *ki* Oldsum *kiŋ* Helgoland, westfrs. *kî* (Hindelopen) *kæi kêi* u. s. w. vgl. EFS pag. 247. 252; afrs. **gês* Gänse stl. *ȝêizə* Hollen nordfrs. *gæis* (Karrharde) *gæs* (Amrum) westfrs. *gîəs* Jelsum. — Der Gen. Plur. *monnon* R 539 N. 16 erklärt sich durch Assimilation (*mith twilif monnon hôndon*) vgl. oben § 78.

§ 81. Zur neufrs. Deklination. In den neufrs. Sprachen wird die Deklination fast nur durch Umschreibung vermittelst Präpositionen gebildet, und von der alten Flexion sind ausser einigen Genitivformen und Pluralbildungen keinerlei Reste erhalten. Für gewöhnlich wird der Genitiv durch die Präposition »von« oder durch Zuhilfenahme des Possessivpronomens gebildet, z. B. *dan æək fon mîn wŷf* der Ohm (Mutterbruder) meiner Frau, *djû fâun hǣrî bâukr̥* des Mädchens Bücher (Wangeroog); stl. *dô bênə fon dô hûndə* oder *dô hûndə hîrə bênə* die Beine der Hunde; nordfrs. mit Possessiv *dê môn sîn gîl* des Mannes Geld, *dæ bêrnə jærə krôŋkhait* die Krankheit der Kinder (Karrharde), *dî brædrn jâr stâl* der Tisch der Brüder (Sild), westfrs. *jæn ȝûədə wîwn jar bôkŋ* der guten Frauen Bücher, *dot hŷ's fan jæn ȝûədə lîət* das Haus der guten Leute (Hindeloopen), *yt bæn sîn hæit* des Kindes Vater (Baard). Indess finden wir in sämtlichen neufrs. Sprachen Genitive auf *-s* erhalten, vor allem

Zu Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache im „Grundriss der German. Philologie" I. Bd.



häufig im Nordfrs.; und dieses *-s* ist manchmal auf das Fem. übertragen worden. Beispiele: *bäinsbäin* Kindeskind (Wangeroog), stl. *də bakrs bëidənə* (Hollen) des Bäckers Kinder, *Wilms hûs* Wilhelms Haus (so auch, bei Jever gelegen, *Sîbs hûs* < *Sîbets hûs* < *Sîbodas hûse*); dann auch Fem. *jû* (oder *də*) *sustrs bëidenə* der Schwester Kinder, nordfrs. *min bêrns bæôkə* meines Kindes Bücher (Karrharde) vgl. *en fîwkonshôlt* ein fünf Kannen enthaltendes Gefäss (Moringer Dialekt), *bî in's tiə* zur Abendzeit (afrs. *bî êwendes tîde*) Sild, westfrs. *Bærbrs brôər* Barbaras Bruder, *yt bæns mæm* des Kindes Mutter (Baard).

Über die Pluralbildungen ist bei den einzelnen Stämmen bereits das wichtigste bemerkt worden. Zu beachten ist, dass sich im Westfrs. noch im Gen. Plur. bisweilen *-ə* zeigt, z. B. *də minskənə* der Menschen; ferner dass die Pluralbildungen sehr leicht der Neubildung nach Maassgabe fremder Idiome ausgesetzt sind, z. B. sind die wangeroogischen Plurale auf *-s* (auch westfrs. *systəs en brûəs en ældəs* »Schwestern und Brüder und Eltern« Hindeloopen) nicht frs., vgl. plattdeutsch dialektisch »die Wagens« Plur. von Wagen, »die Jungens«; so auch nordfrs. *dæ îrinə* Plur. von *îr* Jahr (Nordstrand) vgl. dänisch *aaringer*.

II. PRONOMINALFLEXION.

§ 82. Das ungeschlechtige persönliche Pronomen.

I. Sing. 1. Pers. Nom. westgerm. *ik* ist im Afrs. bewahrt. Die neuostfrs. Mundarten zeigen Dehnung, nämlich *îk* Wangeroog, stl. *î'k* Hollen; die neunordfrs. Form *ik* muss, falls man nicht speziell für dieses Pronomen Unterbleiben des sonstigen Lautwandels von altem *i* zu *æ, a* annehmen will (EFS pag. 139), auf älteres *î* zurückgeführt werden; die neuwestfrs. Mundarten zeigen Kürze, nur in Hindeloopen gilt *î'k* statt des *ik* der übrigen Dialekte. — Gen. **mîn* ist nicht belegt. — Dat. Akk. urfrs. *mî* (und **mê?*) ist ursprüngliche Akkusativform, die auf den Dat. übertragen ist. Auf *mî* weist zurück afrs. *mî* wg. stl. *mî* nordfrs. *mî* (Hattstedt, Halligen, Wiedingharde) und vermutlich auch *mî'* (Amrum) *mi* bzw. *mə* (Föhr Sild Helgoland) *mi me* (südliche Festlandsmundarten) westfrs. *mî* (Hindeloopen Schiermonnikoog Terschelling Murnerwoude), die übrigen westfrs. Mdd. haben das *î* lautgesetzlich zu *æi* (vereinzelt *ê'*) entwickelt. Auf **mê* kann nordfrs. *mê* (Karrharde, Moringer Dialekt) zurückweisen, welches neben *mi* bzw. *me* vorliegt.

II. Sing. 2. Pers. Nom. urfrs. **thû*; so auch im Altostfrs., während im Westfrs. unter dem Nebenton anlautendes *th* als *d* erscheint. *d* gilt auch für alle neufrs. Dialekte: wg. stl. *dû* nordfrs. *dŷ* (Amrum Sild) *dæ* (Helgol.) *dy* übrige Mundarten, westfrs. *dû* Hindeloopen; die übrigen Dialekte bieten *du, dôu, dôô, dlô, dio* vgl. EFS pag. 247. — Dat. Akk., der 1. Pers. entsprechend, *dî* etc.

III. Das Reflexivum ist stets durch das geschlechtige Pronomen ersetzt: Dat. Akk. Mask. *him* Fem. *hêrî* Neutr. *ət* Plur. *jàm* (Wangeroog), nordfrs. M. *ham* F. *hær* N. *ham* Plur. *jæm* (Karrharde) M. *ham* F. *hær* N. *ham* Plur. *jar* (Boldixum-Föhr), westfrs. M. N. *him* F. *har* Plur. *har* (Oudemirdum). Stl. *sik* (Scharrel) ist plattd. Einfluss. Zur Erklärung der Formen vgl. § 83.

IV. Plur. 1. Pers. Nom. germ. **wî* ist erhalten: afrs. wg. *wî* stl. *wî* (*wî'*) nordfrs. *wî* (*wi we*) vgl. *wî* unter I, *wy* Sild; westfrs. *wî* Hindel. Schiermonnikoog Tersch. Murnerwoude, übrige Mundarten: *wæi* (*wêi wê*), lautgesetzlich entstanden aus *wî*. Auf älteres **wê* lässt sich *wê* (Karrharde Helgol., Moringer Mundart) zurückführen. — Gen. *ûser* E 81, 7. — Dat. Akk. afrs. *ûs*, dementsprechend auch wg. *ûz* stl. *ûs*; nordfrs. *uz* (Nordmarsch) *us* (Hooge) *ŷs* (Sild Boldixum), übrige nordfrs. Mundarten: *yz, ys;* westfrs. *ŷz ŷs*. In dem

stimmhaften *z* ist eine Spur des alten westgerm. **unse* bewahrt, in welchem das *s* inlautend war.

V. Plur. 2. Pers. Die ursprünglichen Verhältnisse sind stark verwischt worden sowohl durch Formausgleichung der einzelnen Kasus als auch durch Analogiebildungen nach dem (geschlechtigen) Pronomen der 3. Pers. Plur. und durch Übernahme von Formen des letzteren. Zu erwarten ist afrs. Nom. *(j)î* HFWS (< **ji* vgl. *gi ghi* S) vgl. nordfrs. *i* (Sild), stl. *(d)jî;* Gen. *iuwer*, erhalten im afrs. Possessivum sowie im stl. Possessivum *juwlk* das Eurige vgl. § 84; Dat. Akk. *iu io* EHWS vgl. nordfrs. *jû* (Sild). Aus der letztgenannten Form *iu* ist nach Analogie der 3. Pers. *(him, hiam* etc. vgl. § 83) ein neuer Dat. Plur. *jum* gebildet worden, der im Wangeroogischen auf den Nom. übertragen ist, also wg. Nom. *jum*, Dat. Akk. *jô* < *io*. — Stl. Nom. *(d)jî* Dat. Akk. *jôu* (letzteres wird als Zeichen ganz besonderer Höflichkeit statt *jî* alten Leuten gegenüber als Nom. gebraucht). — Im Nordfrs. ist, da auch hier durch Accentwechsel sämtliche Kasus als mit *j* anlautend empfunden wurden, der Dat. Plur. des geschlechtigen Pronomens (*jam jæm* vgl. afrs. *hiam* etc.) als 2. Pers. aufgefasst: so in allen nordfrs. Mundarten ausser Sild (hier *jû*); wie der Dat. so ist auch der Nom. des geschlechtigen Pronomens auf die 2. Pers. Plur. übertragen worden (z. B. Nom. *jæ* »ihr« Nordmarsch, *ja* Helgol.) in den meisten Mundarten aber ist die Dativform auch auf den Nom. übergegangen, z. B. *jam* »ihr« (Amrum-Föhr, Moringer Dial., Groede) *jæm* (Hattstedt Ockholm Hooge) *jæm* und *jæ* Bracklum. Beweisend für die Möglichkeit solcher Verschiebungen der Personen sind Possessivformen wie *jàrwə* (Moringer Dial.) »euer«, vgl. *jærwə brôudr* (Karrharde) euer Bruder, *jâr* (Sild) »euer« und »ihr« Plur., *jamns* euers (Oldsum): alles Wörter, die niemals der Form nach zum ungeschlechtigen Pronomen in Beziehung gesetzt werden können. Höchst auffällig ist die vereinzelt stehende Nominativform *ym* (Dat. *jæm*) der Wiedingharder Mundart — ich glaube sie zu *jum* (Wangeroog, vgl. oben) und zum Nom. Dat. Akk. *jumə* (Westterschelling) stellen zu müssen. — Das Westfrs. hat eine neue Form *jemma jemna (jenna?) jemman* entwickelt, deren Erklärung durch Kern (Taalk. Bijdragen IV, 195 ff.) und van Helten (PBB XIV, 284) ich nicht beipflichte. Nach Analogie von *him* (Dat. Plur. des geschlechtigen Pron. 3. Pers.) ward ein Dat. der 2. Pers. Plur. *jim* gebildet und auf alle Kasus übertragen: so heute noch auf Ostterschelling *jim woskə jim* »ihr wascht euch«; nachdem diese Übertragung stattgefunden hatte, ward durch nochmalige Anhängung der Flexion (wie in *himmen hemmen hemman* vgl. § 83) ein neuer Dat. *jimme(n) jemma(n)* gebildet, und nach Massgabe dieses Dat. wurden die Kasus ausgeglichen: so heute in den meisten westfrs. Dialekten *jimə woskə jimə*. In dem dreimal belegten *iemna* W (sowie *ienna?* S) sehe ich eine neuere Genitivbildung, so dass es also eine Zeit gab, wo man deklinierte: Nom. *jem* Gen. *jemna* Dat. *jemma(n)*. Derartige Aufschlüsse lassen sich nur aus den modernen Mundarten gewinnen, in denen jener Nom. noch bewahrt ist.

VI. Dual. Nom. 1. Pers. urfrs. **wit* ist nur im Nordfrs. bewahrt, jedoch auch hier in einigen Mundarten ausgestorben (Niebüll, Helgoland) oder im Aussterben begriffen (z. B. Groede, Hooge, Boldixum-Föhr); nordfrs. *wat (wæt* Wiedingharde). — Nom. 2. Pers. urfrs. **iit* > nordfrs. *jat* bzw. *jæt* vgl. EFS pag. 145. Auf Sild lautet die 2. Pers. Dualis *at* < **it*, welches auf eine frühzeitig neben **iit* vorhandene Nebenform mit Kontraktion des *ji* zu *î* und Kürzung zu *i* hinweist; nach Analogie der 3. Pers. Plur. *ja* hat sich sodann zu dem *at* eine 3. Pers. Dualis *jat* entwickelt: *jat tôôə jam* »sie beide waschen sich« gegenüber *at tôôə jowk* »ihr beide wascht euch«. — Gen. ist nicht erhalten; urfrs. **unker* **junker* lässt sich aus Possessivformen erschliessen,

z. B. *uŋəkn̥s joŋəkn̥s* Karrharde. — Dat. Akk. 1. Pers. urfrs. **unk* nordfrs. *uŋək oŋək;* vielleicht ist eine Spur davon im westfrs. *ink—oare* einander (Japicx) zu sehen, vgl. neuwestfrs. *maŋəkôərn* = ? *mæi—oŋək—ôərn̥* miteinander. 2. Pers. engl.-frs. **ink* urfrs. *iunk* nordfrs. *juŋək joŋək.*

§ 83. Das geschlechtige persönliche Pronomen. Dasselbe bietet im Frs. geringe Schwierigkeiten. Der Stamm *i-* ist nur durch ganz vereinzelte Formen vertreten, so durch den Nom. Sing. Neutr. *it* (Gen. *es*) E *et* HW vgl. *æt* (Wangeroog) stl. *ət* (auch auf die obliquen Kasus übertragen) nordfrs. *æt* Helgoland (aber die Kasus obll. sind hier durch das Mask. *hæm* vertreten) westfrs. *yt it* (die Kasus obll. sind selten durch *yt it,* in der Regel durch das Mask. *him* vertreten). Zweifelhaft sind Sandhiformen wie *âget* (= *âg et* oder *âg hit?*) u. a. m.

Vom Stamme *si-* erscheinen vereinzelt die Formen Nom. Akk. Sing. Fem. *sê* RBHWS (*sa* W 389, 9 ist Analogiebildung nach *hia*) Plur. *sê* RBEHW vgl. neuwestfrs. *sêi sæi* Sing. und Plur. (vereinzelt steht *sy* Baard statt *sæi* nach Analogie von *jy* »sie« ?).

Die übrigen Formen sind vom Stamme *hi-* gebildet. Im Neufrs. ist das *i* vor Vokalen zu *j* geworden, und in solchen Fällen ist anlautendes *h* geschwunden.

Sing. Nom. Mask. *hî hê* vgl. wg. stl. *hî* nordfrs. *hî (hê hə)* westfrs. *hî* Hindel. Schierm. Tersch. Murnerwoude, sonst *hêi hæi;* Fem. *hiu* RBEH *hio* EFW wg. stl. *jû* nordfrs. *jy (jæ* Helgol.) westfrs. *ju* Schierm. Hindel. Osttersch., sonst *jy* (vereinzelt *ja* nach Analogie des Plural). Neutr. *hit* RBE (*het* H) vgl. nordfrs. *hat.*

Gen. Fem. ist im Possessivum erhalten: *hiri* R ihr *hire* (*hira*) BEH *her* W, so auch Dat. Fem. vgl. wg. *hêrî* stl. *hîr* nordfrs. *hær* (Karrharde etc.) *har* (Moringer Dial.) *hêr* (Sild) *hær* (Föhr Helgol.) westfrs. *har* (vereinzelt *jar jær,* worin das *j* des alten Akk. Sing. afrs. *hia* erhalten ist).

Dat. Mask. Neutr. *him* RBEHW *hem* W. Im Neufrs. und in W ist dieser Dat. auch statt des Akk. Mask. *hini* R *hine* RBEHW *hina* E eingeführt, vgl. wg. stl. *him* (aber Spuren des sonst durch den Dat. ersetzten Akk. finden wir noch bei Kontraktion, z. B. *rdtənə* Hollen st. *rdtə him,* vgl. Minssen, Frs. Archiv I, 244); nordfrs. lautgesetzlich *ham* (*hym* Sild *hæm* Helgol.) westfrs. *him hæm.*

Plural. Nom. *hia* RBEHW (*iha* H) vgl. wg. *jâ* stl. *jô* (vgl. seltenes *hio* EF) nordfrs. *ja* (Sild u. Moringer Dial.) *jo* (Amrum-Föhr) *jæ* (südl. Festlandsmundarten) *hjæ* (noch Karrharde). Bemerkenswert ist, dass sich daneben in einigen Dialekten *do dæ* findet, und dass in der Wiedingharde (*jæm* vgl. 2. Pers. *ym* § 82, V) sowie auf Helgoland (3. Pers. Plur. *(d)jim* < *him* mit dem *j* des alten Nom. *ja*) die Dativform auf den Nom. übertragen ist. Westfrs. *jæ* Hindeloopen (Molkwerum: *hjæ*) *jo* Schierm., übrige Mundarten *ja;* vereinzelt, nach Analogie des Fem. Sing. *ju jy* oder mit Übertragung der 2. Pers., erscheint *jôu.*

Gen. *hira* Ps. B *hiara* RW, vgl. die Possessiva wg. *jàr* stl. *hîrə* nordfrs. *jarə* (Moringer Dial.) *jar* (Wiedingh.) *jærə* (Nordmarsch Oland Karrharde) *jâr* (Sild) [*jærnə* Karrh. *jarnə* Mor. Mundart ist auf die 2. Pers. übertragen]. Statt dessen erscheint, nach Analogie des Fem. Sing., *hær* (z. B. Oldsum) westfrs. *har* Terschelling (aber *jær* Hindel.).

Dat. *him* Ps. BEHW; *hiam* (vgl. ae. *heom*) BEHW nach Analogie des Nom. Plur.; nach Analogie des Gen. ist gebildet *hiaram hiarem hiaren* W, und durch Neuanfügung der Dativflexion an den alten Dativ: *himmen* EW *hemmen hemman* S vgl. § 82, V. Im Neufrs. sind die entsprechenden Dativformen auf den Akk. übertragen, der im Afrs. dem Nom. gleich war (*hia* RBEW), vgl. stl. *him* (Fem. *hîr* nach Analogie des Sing.) wg. *jam* (< *hjam*) nordfrs. *hamn̥* Hattstedt (= afrs. *himmen* E) *jam* (Nordm. Groede Sild Moringer Dial.), die meisten Mundarten: *jæm.* Bemerkenswert ist, dass in Bol-

dixum (*jar*) und in der Nordstrander Mundart (*jæra*) die Genitivform, auf Westerland-Föhr und Amrum der Nom. (*jo*) für alle Kasus gilt. Westfrs. *jar* Workum, sonst *har* nach Analogie des Fem. Sing. — *jæm* (Hindeloopen) erklärt sich als *hem-*, indem auf letztere Form das *j* des Nom. *ja* (< *hia*) übertragen ward.

§ 84. Pronomen possessivum. Die Form desselben ist bei Besprechung des Gen. der Personalpronomina behandelt worden. Die Flexion ist diejenige des starken Adjektivs (s. u. § 87).

Sing. 1. Pers. Mask. Fem. Neutr. *mîn*, so auch wg. *mîn*, stl. *mî'n*, westfrs. *mîn* (Westterschelling Oudemirdum Holwerd) *mî'n* (Osttersch. Schierm. Hindel. Grouw.). Im Akk. Sing. Mask. trat vor doppeltem *n* Verkürzung des Stammsilbenvokals ein: *sinne* RBH »seinen«. Die nordfrs. Mundarten haben dieses *i* regulär zu *æ*, *a* weiterentwickelt und die Akk.-Form auf den Nom. übertragen: daher nordfrs. Mask. Sg. *man* Fem. Neutr. und Plur. *min* (Karrharde, Moringer Dial., Amrum-Föhr); auf Sild wird *màn* und *min* für alle Geschlechter gebraucht; Mask. *mæn* Fem. Neutr. *min* (Wiedingharde); auf Helgoland ist nur *mîn* gebräuchlich. Auch im Stl. findet sich in älterer Sprache noch Mask. *min* neben *mî'n*. — 2. Pers. afrs. *thîn* Akk. *thinne* neufrs. *dîn* etc. — 3. Pers. Mask. Neutr. *sîn*, Fem. *hiri* R *hire* BEH *her* W.

Plur. 1. Pers. *ûse* (Assimilation im Gen. *ussis* W). — 2. Pers. *iuwe iowe* (daher stl. *jôu* euer). — 3. Pers. *hiara* RW *hira* BEH vgl. den Gen. des geschlechtigen Pron. § 83.

Dual. 1. Pers. **unk*. — 2. Pers. **junk*.

In den neufrs. Mundarten gibt es verschiedenartige Weiterbildungen, die dem substantivischen Gebrauche dienen: wg. *mîns, mînîg mînîgst* (nach Ehrentraut, Frs. Arch. I, 21; jetzt nicht mehr gebräuchlich), im Plur. noch üblich *ûz, jôuns, jàrņs*; stl. *mî'nņ mî'nņs* (z. B. *dat iz hîrņs* »das gehört ihr«), ferner *ûzlkə juwlkə hîrlkə* »unsere bzw. eure, ihre Hausgenossen«, auch *hîrlks* »ihres« < afrs. **hirelîk*; nordfrs. *uəkņs joəkņs* (Karrharde) *oəkņ joəkņ* (Oland) *ysņs jamņs hærņs oəkņs joəkņs* (Westerland-Föhr etc.); westfrs. *mîns jiməs* u. s. w.

§ 85. Demonstrativpronomen und Artikel vom Stamme germ. *þa- þe-*. 1) Nom. Sing. Mask. *thî* (alle hierhergehörigen Formen können bei Unbetontheit mit kurzem Vokal erscheinen, also *thi*) RB *dî* W (*î* statt *ê* analog *hî*) *thê* (*the*) REH < westgerm. *sê* mit Übertragung des anlautenden *th-* aus den anderen Formen; stl. *dî* (daneben unbetont *də*), wg. durch die Akk.-Form *dàn* ersetzt, doch unbetont auch *də* < *dî*, vgl. *d'ôər* der andere; nordfrs. *dî* (Groede Amrum-Föhr Wiedingh. Hattst. Nordmarsch) *di* (Sild) *də* (Boldixum Helgol.) *dî* und *dê* (Moringer Dial.) *di* und *dê* (Karrharde); westfrs. *dî*, unbetont (Artikel) *də*. — Fem. afrs. *thiu* (= ae. **dîo* as. *thiu*) RB *thio* FS *dio* W (unbetont *the* EH vgl. wg. *djû* (*də*) stl. *jû* (*də*); nordfrs. *jy jæ* (daneben *di* Sild), *jy* neben *dy* (letzteres bietet ein aus den anderen Formen übertragenes *d*) Nordstrand, *də* Helgol.; westfrs. *dî* bzw. *də* wie im Mask. — Nom. Akk. Sing. Neutr. *thet* (*thêt?*). Ps.RBH *that* E *dat* W (vgl. oben pag. 391): wir haben also mit Doppelformen *thet* und *that* zu rechnen, von denen sich letztere durch frühe Anlehnung an die *a*-Formen (z. B. Dat. Sing., Nom. Akk. Plur.) erklären lässt; wg. *dait* < *thêt*; stl. *dæt*; nordfrs. *dæt* Inseldiall. = afrs. *thet* (daneben der Artikel *æt* Boldixum vgl. westfrs. *yt*, aus dem geschlechtigen Pron. person. entlehnt) *dit* Sild (zeigt Anlehnung an das Mask. *di*) *dat* Festlandsdiall.; letzteres sowie westfrs. demonstr. *dat* zeigen die *a*-Form (aber westfriesischer Artikel ist: *yt ət* vgl. § 83).

2) Gen. Sing. Mask. Neutr. *thes* RHBE *des* WS (in *dis* W ist entweder Ablaut oder Analogiebildung nach dem Nom. zu sehen) — wie in der Nominaldekl. Im Neufriesischen ist der Gen. durch Umschreibung gebildet; die

alte Form ist nur in vereinzelten wg. und stl. Wendungen bewahrt, z. B. wg. *des aiwns* des Abends = stl. *'s êûnds* (in den übrigen frs. Sprachen ist entweder der Artikel weggefallen, z. B. westfrs. *jûns* Abends, oder es wird der Dat. Plur. gebraucht, z. B. nordfrs. *am ênm* Moringer Dial. vgl. ae. *-mǽlum* § 72, 8. — Fem. *thêra* R < **paiziôz*, meist mit Schwächung des *-a* zu *-e*: *thêre* RH *dêr* W vgl. Dat. Fem.

3) Dat. Sing. Mask. Neutr. *thâm* RBEHFWS — ae. *dǽm* (vgl. pag. 391 u. § 50 c) *dâm* W, in der Regel mit Abfall des Nasals *thâ* Ps. REH *dâ* WS; *thî* S *dî* W sind Instrum.-Formen. — Fem. *thêre* RBE (*thêr* E *dêr* W mit Apokope) < **paizjai*; in *thêra* EH ist wohl kein Rest des alten *-ai*, sondern eine Neubildung nach Substantivformen zu sehen, vgl. § 73, 4.

4) Akk. Sing. Mask. *thene* R (*thenne* BE) < germ. **penôn*; *then* E *den* W ist entweder durch Apokope entstanden aus *thene*, oder es ist = ahd. *dë-n*; *thin(e)* ES *din* WS erklären sich durch Modifikation des *e* nach Analagie von *hine*; stl. *dæn* = *then* E; wg. *dàn* wahrscheinlich < **than* (indem *a* vor Nasal in unbetonter Silbe nicht zu *o* geworden ist). — Fem. *thâ* RBEH *dâ* W vgl. got. *pô* (unbetont *the* BE).

5) Nom. Akk. Plur. *thâ* Ps. RBEH *dâ* W (unbetont **tha the* R) vgl. got. Mask. *pai* Neutr. *pô* ae. *dâ*. Im Neufriesischen ist die reguläre Vertretung wg. *dâ* (*do*) stl. *dô*; nordfrs. unbetont *da* (Moringer Dial.) *dæ* (Karrharde Halligen) *di* (Sild); westfrs. Demonstr. *dî* < **dê* (welches vermutlich statt *dâ* nach Analogie von *sê* sie auftrat), Artikel: *də*.

6) Gen. Plur. *thêra* Ps. RBHS *dêr(a)* W *dêr* WS = germ. **paizê*; in *thira* RH liesse sich das *i* durch gestossenen Ton aus älterem *ê* erklären, soweit R in Frage kommt; doch das Erscheinen des *i* in H weist auf Analogiebildung nach *hira* hin.

7) Dat. Plur. *thâm* REH (vgl. got. *paim* ae. *dâm*) *dâm* W; mit Abfall des Nasals: *thâ* RBH *dâ* W *tâ* Ps. Im Neufriesischen werden, wie bereits erwähnt, die Kass. obll. durch präpositionale Umschreibung gebildet.

§ 86. Die hauptsächlichsten anderen Pronomina. 1) Dieser. Zusammensetzung des germ. Stammes *pa- pe-* mit dem *sai* (sieh) des Gotischen hat seine Entsprechung im afrs. Mask. **this dis* W (in *disse* W ist vielleicht noch die ältere Form erhalten). — Fem. *thius* BH *dius* E = ae. *dêos*, daneben nach Analogie der Kass. obll. *thisse* E *disse* WS und auch *dessa* (Akk.?) W. — Neutr. *thit* RBH *dit* WS *-t* (nach Analogie von *thet*; das *i* erklärt sich nach Analogie der Kass. obll.) anstatt **thisse this* E (*dis* W). — Spuren der alten Doppelflexion sind in den *e*-Formen zu sehen, vor allem deutlich im Gen. *desses dessis* W; die meisten Formen zeigen Flexion des zweiten Elementes, z. B. Dat. Plur. *thissem* E.

Auf Wangeroog ist als Mask. *din* (Akk.-Form < **thinne* < **thisne*?) Fem. *dis* Neutr. *dit* Plur. *dizə* gebräuchlich. Stl. Mask. Fem. *dysə* Neutr. *dyt* Plur. *dysə* erklärt sich wegen des (auf *iu* zurückweisenden) *y* wohl als plattdeutsche Entlehnung. Im Stl. sowie im Nordfriesischen ist dieses Pronomen (abgesehen etwa von dem bei Johannsen pag. 62 verzeichneten *thas* das < *this*, welches ich nicht vorgefunden habe) durch andere Bildungen verdrängt worden, und zwar im Stl. durch das substantivisch und adjektivisch gebrauchte Mask. *krî* »der hier« Fem. *kîû* Neutr. *kræt* Plur. *kîô*. Die gleiche Bildungsweise findet sich bei Adverbien, z. B. *krêr* »dort«, *kiunr* (< **k(i)-jôn-der*) »da hinten hin« Hollen. Wir haben in diesen Fällen einen Vorschlag *ki* (*ke*) anzunehmen: **k(i)dî* > *krî* u. s. w. Es liegt nahe, an ein proklitisches germ. **ki* zu denken, das sich ursprünglich an ein vorhergehendes Wort enklitisch angeschlossen haben konnte und — griech. γε (ai. *ha*?) zu setzen wäre; indess ist es mir in Anbetracht plattdeutscher Bildungen (*sydê sydat* der da, das da)

wahrscheinlicher, dass wir in *ki* die Spur eines Imperativs *kîkə* »sieh» zu erkennen haben. Man findet auch stl. *krysə* »dieser hier« < **k(i)dysə*.

Im Nordfriesischen hat man die Verbindungen »der hier« und »der dort« gebildet; sodann hat man diese Adverbia als Nomina empfunden und flektiert: *dî hirə môn* der Mann hier, *jy dirə wyf* die Frau dort (auch absolut: *jy hirə* «diese«) Nordmarsch, vgl. *dî diǽa man* Sild = afrs. *thî thêr* u. s. w. — Im westfrs. gilt Mask. Fem. *disə* Neutr. *dit* (*dizə* Schierm. Hindel., *dèsə dit* Holwerd, *dâzə* Osttersch., *dysə* Westtersch.).

2) germ. Stamm *hi-* »dieser« liegt, abgesehen von den Adverbien *hîr* u. a., vor in afrs. *hiudega* H »an diesem Tage« vgl. *hiude* H *hioede* S *hyoda* W *hyoden deis* Jur. Neuwestfrs. *hjûd* Holwerd, *op hêdn̥* und *jû* Hindeloopen, *jûəd jŷəd* etc. andere Mundarten.

3) »jener« ist durch einige stark von einander abweichende Formen vertreten, die jedoch alle nur selten gebraucht werden. Ob für das Altostfriesische *iêna* (*gêna ghêne*) E oder, wie im Altwestfriesischen, *icna* (vgl. *icnna*) anzusetzen ist, lässt sich nicht entscheiden; ersteres könnte mit got. *jaina-* zusammengestellt werden. Ob nordfrs. *jinr̥* (Karrharde) *jænr̥* (Wiedingharde) westfrs. *jinəə* (vgl. afrs. *inne* F) auf *i* < *e* = germ. *e* oder = germ. *a* + *i*-Umlaut zurückweist, lässt sich nicht ersehen. — Auf engl.-frs. Stamm *jôna-* weist hin stl. *júntî* jener < **jôn-thî* (vgl. *kiunr̥* unter 1).

4) »Selbst« lautet afrs. *self* FWS, schwach *selwa* RBEFHW *selwe* WS (Determ. *thî selwa*); wir finden schon im Altfriesischen mannichfache Übertragungen von Formen der Kass. obll. auf den Nom. und umgekehrt, und so erklären sich auch die Abweichungen der neufriesischen Formen. — Gen. Sing. *selwes* REH *selwis* EWS vgl. neuwestfrs. *sæls* (alle Kasus); schwache Form afrs. *selwa selwe*. — Dat. Sing. *selwem* E *seluum* H *seln* EW *selme* ES (Fem. *selwer* S), auch auf den Akk. übertragen. — Akk. Sing. *self* W *selwa* REB *selwe* W. — Plur. Nom. *selwa* RBE. — Dat. *selwon* R (auch auf den Nom. übertragen). — Wangeroog: *sylfst* statt **sylfs*, welches als Superlativ empfunden ward; daneben *sylwn̥* (alter Dat.) und (unter Anfügung des *-st* von *sylfst*) *sylwnst; dan sylwə*, *djû sylwə*, *dait sylwə* ist determinativ, daneben *dan sýlwîʒə* u. s. w. (statt dessen *dan êʒnst* und *ŵn̥ dan*, z. B. *dâ êʒnstə* oder *ŵn̥ dâ ŝiû'lr* »eben die Männer (Kerle)«. — Stl. *sælwn̥* (alter Dat.); determ. *dî, jû, dat sælʒə* (auch *sælʒstə*) derselbige. — Nordfrs. *sælw* (Halligen) *sjælw* (Wiedingharde) *salnw* (Amrum) *sàlw* (Sild) vgl. *dî sælwə* (*jy, dat sælw*), *dî sjælwə, disalnw, di sàlw*. — Westfrs. *sæls* s. oben; determ. *dəsældə*.

5) Interrogativum ist afrs. *hwâ* wer Neutr. *hwet* REFHW was (ac. *hwæt*) *wet* BH, mit Samprasārana: *haet hot hat* W *hoth hath hadt* S. — Gen. nach Analogie des Dat.: *hwammes* B *hwammis* S *hwâms* E. — Dat. *hwâm* BW. — Akk. *hwane* REFH, *hwene* BE (nach Analogie von *thene*?). — Wg. *wô* wer < *hwâ*, *wut* was < *hwet*; stl. persönl. *wæl* (< *wælk* = welcher) sächl. *wæt*; nordfrs.: statt der Entsprechung von afrs. *hwâ* erscheint in allen Dialekten das sonst adjektivisch gebrauchte »welcher«, z. B. *wælk* (Helgol.) *hukn̥* (Karrharde) *hokn̥* (Sild) *hôk* (Nordmarsch Oland) *hokr̥* (Boldixum), sächlich: *wat*; westfrs. *wâ* = afrs. *hwâ*, *wat* (auch adjektivisch gebraucht, z. B. *wat bæn* welches Kind), vgl. *dat*. — Genitivformen sind nur belegt durch stl. *wæls*, nordfrs. *hûms* (Moringer Dial.) < *hwâms* wessen (daneben *hûmsn̥*; auch relativisch gebraucht: *hûmsn̥* Mask. *hûms* Fem. Neutr., aber das Geschlecht nach dem folgenden Substantiv modifizierend), westfrs. *waems* (Japicx). — Dativformen bewahrt das Westfriesische in *waem* (Japicx), das Nordfriesische im Dat. *hûm*, welcher auch auf den Nom. übertragen ist, z. B. *hûm* wer (Moringer Mundart); im Nordfriesischen hat es auch die Bedeutung »einer«, »man« erhalten, z. B. *hum hom* (unbetont *əm*).

hwedder R *hweder* B *hor* (mit Samprasārana) W wer von beiden, vgl. nordfrs. *wædər* Oldsum-Föhr; in den meisten Mundarten ist dieses Wort verloren, z. B. statt dessen: *hokn̥ fan dĭ bîdiə* wer von beiden (Sild).

Adjektivisches Fragepronomen ist afrs. *hwelik* REH (welcher) *hwelek* RE *hwelk* EW *hwek* RW, mit Samprasārana *hulk* W *hok* BEFHWS *huk* W; wg. *wolkr̥ wolkə wolk* (auch substantivisch), stl. *wækr̥* Fem. *wækə* Neutr. *wækr̥* Plur. *wækə*; nordfrs. *hykn̥* Fem. Neutr. und Plur. *hyk* Oldsum (*hykn̥* ist Komposition von afrs. *hwelik* und *ên*) *hukn̥* (Karrharde); westfrs. *hukr̥ hukkə hukkə* (auch *huk n̥* welch ein). — Daneben erscheinen auch vielfach Wendungen wie wg. *wut fr̥, wut fr̥ ēən* was für ein, stl. *wæt fâr*; nordfrs. *wat fœr 'n* (Nordmarsch u. a.).

6) Relativum ist afrs. *thî* (der) oder Partikel *thêr* RBEFH *der (dyr)* WS; vereinzelt findet man beim Interrogativum *hwelik* Spuren des Übergangs zum Relativum. — Im Wangeroogischen ist *dêr* das übliche Relativum, welches aber auch durch *wêr* (eig. »wo«) oder *wut* ersetzt werden kann: *dan mon, dêr* (oder *wêr) îk dait rôət hæb* »der Mann, dem ich das gegeben habe«, *dâ s'iæ'lr̥, dêr* (oder *wut) mî dait tô twîdîn hæbt* »die Männer, die das zu mir gesagt haben«. — Stl. ist Mask. *dî* Fem. *jû* Neutr. *dæt* Plur. *dô* gebräuchlich, bei praepositionaler Umschreibung findet sich *wîr* (Hollen, eig. »wo«), z. B. *dî mon dî* der Mann, welcher; *dî mon dæn sîn bôᵘk îk blô"kəd hæbə* oder *dî mon wîr îk dæt bô"k fon blô"kəd hæbə*. — Nordfrs. *dir* (Moringer Dialekt) *diæ* (Oldsum) *diêa* (Sild) und *wat*; auch *hûmsn̥ hûms* (z. B. *hûmsn̥ fæt* dessen Fuss, aber *hûms bræ'd* dessen Braut, *hûms byk* dessen Buch vgl. unter 5). — Westfrs. *dær dir*.

§ 87. Adjektivflexion. Für die starke Adjektivdeklination ist nur zu bemerken, dass der Gen. Sing. Fem., der Dat. Sing. und der Gen. Plur. aller Geschlechter sowie der Akk. Sing. und der Nom. Akk. Plur. Mask. mit der pronominalen Flexion gebildet sind, die übrigen Kasus jedoch mit der Flexion der entsprechenden Nominalstämme übereinstimmen. Beispiele der pronominalen Formen sind: Gen. Sing. *sînere* E; Dat. Sing. Mask. Neutr. *sîna (sîne, sîn* Fem. *gôdre* E *weldegere* B (mächtig); Akk. Sing. Mask. *gôdne* H *sinne* vgl. § 84; Nom. Akk. Plur. *sîne, gôde* E *wîse* W; Gen. Plur. *gôdera* R *gôder* E, *sînera sînra, âldra âldera* E vgl. die Deklination von *thî thiu thet* § 85. Die übrigen sind Nominalformen, z. B. Gen. Sing. Mask. Neutr. *longes, rîkes* E. — Nach dieser Flexion richten sich auch die Participia (§ 71 c d).

Daneben besteht die schwache Adjektivdeklination, welche sich ganz an die schwache Substantivdeklination anschliesst. Indess ist bemerkenswert, dass der Gen. Plur. durchgehends stark gebildet ist (z. B. *thêra fûndenra thinga* Ps. *thêra wîsera* der Weisen), und dass auch sonst vielfach starke Formen eingedrungen sind, z. B. Sing. Mask. Akk. *goedne*. Der Dat. Plur. der schwachen und starken Deklinationen auf *-um*, *-on* etc. (*sînon*) ist bei reinen Adjektiven früh geschwunden, z. B. *mid gôde bûrum* E, *bi dâ âlda tîden* W.

Von den neufriesischen Mundarten hat das Stl. und das festländische Nordfriesisch Formen des Gen. Sing. auf *-s* bewahrt, z. B. stl. *wæt ʒôᵘdəs, nê'əs, swê'ts* etwas Gutes, Neues, Süsses (Hollen); auch zeigt das nordfriesische Adjektiv *-s*, wenn es absolut gebraucht wird: *dè lôis frynt* »des Faulen Freund« (Moringer Dialekt). — Ferner sind in den ost- und nordfriesischen Sprachen Reste des afrs. Akk. Sing. Mask. und auf *-e* auslautende Kasus bewahrt, z. B. stl. *dæn ʒô"dn̥ hû'nd* nordfrs. *æn wurmn̥ samr̥* (Moringer Mundart) ein warmer Sommer, *æn litjən jûŋən* (Sild), stl. *(d)jû ʒôᵘdə sustr̥*. Im Westfriesischen ist — abgesehen von dem endungslosen Nom. Akk. Sing. Neutr. nach unbestimmtem Artikel — die *e*-Form für alle Fälle gebräuchlich, z. B. *də ʒûdə man,*

də ʒûdə kôô (die gute Kuh), *yt tjûədə wîf* (das böse Weib), Plur. *də ʒûdə mànljy, kæi, wîwn̥.* — Im Wangeroogischen finden sich Datt. Plur. auf *-en*, z. B. *bi ôəln̥ tîdn̥* bei alten Zeiten. Über den adverbialen Dat. Plur. im Nordfriesischen vgl. §§ 72, 8; 85, 2.

III. KOMPARATION UND ADVERBIALBILDUNG DER ADJEKTIVA.

§ 88. Der Komparativ (got. *-iza* und *ôza)* ist im Altfriesischen durch *-ra* bzw. *-era* vertreten; da in ersterem Falle *(-iza)* der *i*-Umlaut meistens unterblieben ist, so ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen, welchem von beiden Suffixen afrs. *-ra* entspricht. Ausnahmen machen die Formen, welche *i*-Umlaut zeigen, z. B. *êlder* H *êldr* E *ielder* W neben *âlder âldr* E älter. Lautgesetzlich ist das *i*, nicht aber *ô* vor dem *r* geschwunden, doch ist oft durch Analogiebildung nach den *ô*-Bildungen (got. *-ôza*) ein Vokal eingefügt worden, z. B. *lingera* statt *lingra* W länger. Isoliert steht *letore* R. — Der Komparativ flektiert wie ein schwaches Adjektiv. — Beispiele aus dem Neufriesischen sind: wg. *braid brædr*, stl. *lòŋə laŋr ʒrôt ʒratr;* nordfriesisch *ȳl* alt — *alr* (Moringer Mundart); westfriesisch *hêʒ hêʒr* höher. Unregelmässig sind *betera, lessa (lessera), mâra, werra;* auch zu Praepp. *inra* etc. Entsprechend sind die Supp.

§ 89. Der Superlativ hat entweder germanisches Suffix *-ista-* oder *-ôsta-;* ersteres giebt sich manchmal durch *i*-Umlaut kund, welcher jedoch auch oft unterblieben ist: *sterkesta* Ps. stärkste, *langest* S, *êldest* EH. In der Regel bietet R die Endung *-ost (-ust)* oder *-ast* (vgl. § 35 I), z. B. *sibbost* versipptest, *midlost midlast* mittelst, *hâgost* höchst, während die übrigen Mundarten *-est, -ist, -st* zeigen, z. B. *hâgest* BH *hâgist* EFWS vgl. *êrost* (§ 92, 1). — Eine *-mo*-Bildung des Superlativs liegt vor in *forma* der erste, vgl. § 92, 1. — Im Stl. hat der Superlativ in der Regel den Stammsilbenvokal nach Analogie des Positivs umgestaltet: *jôp* tief Komp. *japr* Superl. *jôpst, ʒrôt ʒratr ʒrôtst, ôld alr ôlst* (Strücklingen) gegenüber wg. *ʒrôət ʒratr ʒratst*, nordfrs. *alr alst* (Moringer Dialekt), westfrs. *ʒrêət ʒrætr ʒræst* (Terschelling).

§ 90. Die Adjektivadverbia lauten im Altfriesischen auf *-e* aus, sei es, dass dieses auf germ. *ô(n)* oder *-ê* zurückgeht, z. B. *like* in gleicher Weise, *longe* lange, *hâge* hoch; in den neufriesischen Sprachen ist dieses *-e* geschwunden. – Bemerkenswert ist, dass auch Kasusformen von Adjektiven als Adverbia benutzt werden, z. B. Gen. *alles* EW durchaus *ôtheres* anders; *sûdwirth* W = altostfrs. **sûthward* südwärts u. a. m., wg. *dȳlûn* nordfrs. *dælin* (Karrharde, Sild) »heute« = mhd. *tâlanc* sind Akk.; nordfrs. *grotm* laut *sîrm* heftig (Moringen) < afrs. **grâtum*, **sêrum* sind Datt. Plur. vgl. § 72, 8.

IV. ZAHLWÖRTER.

§ 91. Cardinalia. 1) Germ. **aina-z* eins, Mask. afrs. *ân* und *ên* Fem. Neutr. *ên* flektiert stark und schwach. Die neuostfriesischen und die Mehrzahl der nordfriesischen Mundarten bieten im Mask. die *â*-Form, im Fem. und Neutr. die *ê*-Form. Erstere weist auf kurzes *a*, d. h. auf den Akk. Mask. afrs. *anne* (aber wg. Mask. *ên* und *æn* Boldixum-Föhr, Amrum = afrs. *enne)* zurück, z. B. stl. *ân* Fem. *ên* Neutr. *ên*, nordfrs. *ân iæn iæn* (Hooge), westfriesisch *êən ên ên* (Hindeloopen), *îæn* alle Geschlechter (Balk), vgl. EFS pag. 273.

2) Mask. afrs. *twêne(e)* RBEH *tween* WS vgl. wg. *twain* stl. *twê'n* und dementsprechend, insoweit nicht Ausgleichung nach dem Fem. oder Neutr. eingetreten ist, nordfrs. *twêən* (Hooge) oder *twêə*, *twêər* (Groede) vgl. altfrs. *tweer* WS, welches sich besser als neue Pluralbildung denn als neue Nominativbildung nach Analogie des Gen. *twera* erklärt. Fem. Neutr. *twâ* = wg.

stl. *twô* nordfrs. *töö* etc. westfrs. *twâ twa* vgl. EFS pag. 271. — Gen. afrs. *twira* RBEHW (nach Analogie von *thrira?*) *twera* H. — Dat. *twâm* RBW *twân* H. — *bêthe* (*beithe*) »beide« flektiert wie die starken Adjektiva.

3) Mask. *thrê* RH wg. *þrǣi* stl. *trêi*; die nordfriesischen Formen *þrai* Hattstedt *trai* Halligen *træ* Karrharde *þri* Oldsum-Föhr *þrê* Helgoland gehen teils auf altes *thrê*, teils auf **thrî* < germ. **þrîz* zurück; westfrs. (für alle Geschlechter geltend) *træ* Hindeloopen *trêə* Terschelling *trêiə træiə* übrige Mundarten, sehr auffällig ist *trôi* Schiermonnikoog < afrs. **threi*. — Fem. afrs. *thria* RB (stl. *triö*; wg. *þrîû* ist Übertragung der Form des Neutr.; nordfrs. *þrîə* Hattstedt *trî* Karrharde); aber *trêə* Halligen. — Neutr. afrs. *thriu* RBEH *tria* W wg. *þrîû*. — Gen. afrs. *thria* EH = germ. **þrijêⁿ*; *thrira* RH *trira* E nach Analogie der starken Adjektiva. — Dat. *thrim* BEHFW = germ. **þrimiz*, *thrêm* S unter Anlehnung an den Vokal des Nom., *thrium* RB nach Analogie des *-um* der Datt. Plur.

4) Die übrigen Zahlwörter werden nicht dekliniert, indess vereinzelt finden sich flektierte Formen: Gen. *fiowera* S *niugena* H, Dat. *sexen* W *achtim* W *tuchven* E *twintega* RH *twintege* BEH, vgl. ferner *sexasum* selbsechst. Ähnlich ist neuere Flexion zu beurteilen, z. B. wg. *mit ûs twainn*, *fiâ'urn* westfrs. *mæi ŷs fjaurn* zu viert (eigentlich »mit uns vieren«).

fiuwer fiower (kontrahiert *fiôr*) wg. *fiâ'uər* stl. *fiôôr* nordfrs. *fjaur* (*fjûr* Sild, *ś'tjûr* Helgoland vgl. Siebs Assibilierung pag. 43) westfrs. *fjaur*.

5) *fîf* RHFW wg. *fîw* stl. *fîu* nordfrs. westfrs. *fîw*.

6) *sex* RBEH wg. *seks* stl. *sæks* westfrs. *sæks* Hindeloopen (vielfach sind im Westfriesischen plattdeutsche Formen in Gebrauch: z. B. *sais*, vgl. *sa's* Helgoland) nordfriesisch *sæks siks*; auffällig ist die gebrochene Form in *sox¹s* Sild.

7) *sigun* R (statt *siwun*) *siugun* R vgl. wg. *ś'iûgn*; über *sôven sôgon* (vgl. stl. *sôʒn* westfrs. *sân* u. s. w.) s. EFS pag. 149; nordfrs. *sâwn* Nordstrand, *sôwn* Sild, sonst plattdeutsche Lehnformen.

8) *achta* RB *achte* S *acht* WS wg. *ax¹t* stl. *åx¹tə* (Hollen), nordfrs. *åx't* Oldsum Wiedingharde *åx't* Hattst. Sild, westfrs. *ax¹t*.

9) *nigun* R (*g* statt *w*, vgl. pag. 404, 10), *niugun* etc. RBEH *niogen* EW vgl. wg. *niûgn* stl. *niûʒn*, nordfrs. *nîʒn* Sild *njygn* Hattst. u. a. Diall., westfrs. *njuʒn njyʒn* (*n(i)ô"ʒn* Hindel.)

10) *tian* RBEH *tien* W wg. *tiôən* stl. *tś'jôn* (Hollen), nordfrs. *tîn tjîn*, westfriesisch *tjîən tsîən* u. s. w.

11) *andlova* R (mit unorganischem *d* < **ânlova* bzw. **ênleva*) vgl. ae. *-leofan*, wg. *anlf*; mit Assimilation *elleva* EH *eleve* E **alleva* und (unter Anfügung neuer Endung) *allevene* E *alvene* u. s. w. vgl. stl. *âlwn* (Hollen), nordfrs. *alwn* (*ælwn* Nordstrand Boldixum *æləw æləf* Halligen Sild *ælwæn* Amrum), westfrs. *âlwə æləf ælwn*. Helgoland bietet wie bei den meisten Zahlwörtern plattdeutsche Entlehnung: *ælbn*.

12) **twelif* (= got. *twalif*) > *twilif* R (< **twê'lif*) *twelef* BEH *twelf* BE; mit Samprasārana *tolef* W. So wg. *twyləf* (< *twilif* R unter *w*-Einwirkung) stl. *twêlif* (Strücklingen). Die unumgelautete Form ist auf einigen nordfrs. Inseln erhalten: *twuâlô* < **twâlw* Helgoland (aber *twæləf* Sild Groede, mit Dativendung: *twælwn* Wiedingharde). Westfrs. *tôləf tôlwə* (Schierm. *tylwə*) < *tolef* W.

13—19) werden im Afrs. durch Komposition mit *-tîne* (unter Schwächung *-tene*, *-ten*) gebildet, z. B. *fiuwertine* R *fiuwertene* BH *fiowrten* E *fiurtene* H *fiorten*. So auch im Neufrs., z. B. wg. *niûgntîn* stl. *fiôôtîn* nordfrs. *njŷgntæn* (Nordmarsch) westfrs. *njuʒntîən* (Westterschelling). Indess ist bemerkenswert, dass hier entweder der erste oder der zweite Teil des Kompositums, vielfach auch das ganze Zahlwort durch plattdeutsche Formen ersetzt ist, z. B. nordfrs.

sæstain Helgol. *âʒitan'* Oldsum (*-tan'* < *-tain*), *sǣwntê'n* Lindholm, westfrs. *fêrtin* Hindeloopen.

20—90) werden durch Komposition mit *-tich* (*-tig*) *-tech* gebildet, und zwar sind diese Zehner flektierbar, z. B. *thrîtega* H *thrîtiga* S, vgl. unter 4. So *achtantich siuguntich* R. *-t* der Partikel *and-* (und), welche zur Verbindung von Zahlen gebraucht wird, verschmilzt wie im Plattdeutschen bisweilen mit der Zehnerzahl, z. B. *tniogentich* Urkk. neunzig (auch *tachtich*). Die neufrs. Mundarten bieten für die Zehner meistens plattd. Lehnformen, z. B. wg. *dartîʒ tax'ntîʒ næʒntîʒ*, stl. *tax'ntix*¹ (aber *fjôôtix*¹ *niûʒntix*¹), nordfrs. *næʒntæʒ* (Oldsum) *dærtî tax'ntî nægntî* Karrharde; westfrs. *sǣwntiʒ* (plattd.) und *santiʒ sontiʒ*, *njuʒntiʒ* und *nêgntiʒ* (letzteres plattd.) wechseln dialektisch.

100) *hundred* R *hunderd* RE *hunder(t)* BEFHW *hondert* HS (ebenfalls flektierbar, z. B. Dat. *hunderda*) vgl. wg. *hunət* stl. *hunrt*; nordfrs. vielfach plattd. Lehnformen, z. B. *hondrt* (Oland Amrum); westfrs. *hôᵘndət* u. s. w.

1000) *thûsend* RS *tûsnt* W vgl. westfrs. *tûzn týzn*; die meisten neufrs. Mundarten zeigen anlautendes *d* (stl. *dûznd*, Sild: *dýznt*, westfrs. *dûzn* Murnerwoude): das lässt Entlehnung aus dem Plattd. vermuten.

§ 92. Ordinalia.

1. a) afrs. *forma* RBEHW = got. *fruma*, dazu neuer Superl. *formest* BFH; b) *ferost* R *ferest* EH *ferst* W = ahd. *furisto*; c) **êrist êrost* R *êr(e)st* HWS *âr(i)st* HWS ist Superl. zum Kompar. got. *airiza*. Neufrs. wg. *ēəst* stl. *êəst* nordfrs. *îəst* (Hattst.) *îast* (Amrum) *jest* (Sild) sind aus *êrist* entstanden; westfrs. *êrstə* geht auf *ârst* zurück.

2. germ. **anþer-az* afrs. *ôther* wg. *ôᵘr* stl. (mit neu angefügter Endung *-də*) *ûrdə*, nordfrs. *ǣdr* Hattst. *ydr* Sild, westfrs. *ôrə*. — In einigen nordfrs. Mundarten wird auch *lǣzrə* der spätere (Moringer Mundart) = zweite gebraucht. — Im Wg. erscheint auch *twô'də* und (mit Superlativendung neugebildet) *twôstə* (Mask. *twainstə*); nordfrs. *twêdə* (Halligen) und *tôost* (Neubildung) Sild; neuwestfrs. *twaede* (Japicx) *twadə* (moderne Mundarten).

3. *thredda* REH *tredde* W = got. *þridja*; wg. *prêəd* (Fem. und Neutr. Neubildung: *prîû'də* und *prîû'stə*; *prêəst*, welches Ehrentraut Frs. Arch. I, 26 verzeichnet, habe ich nicht vorgefunden) stl. *trædə*, nordfrs. *trêdə* (Halligen) *træd'* (Sild), westfrs. *trædə* (*trâdə* Hindel.). — *dær* < **dært* (Helgol.) ist plattdeutsch.

4. *fiarda* = ae. *fēorda*; wg. *fiûəd* (Neubildung *fiâuəst*), stl. *fjô'də*, nordfrs. *firdə* (Halligen), *fjâr* (Helgol.) < **fjârd* (aber *fjûrd* Föhr ist Neubildung nach den Cardinalia); westfrs. *fêrdə* Hindel., sonst *fiədə*.

5. *fifta*; wg. Neubildung *fîfst* (aber *tôən fîftn* zum fünften) stl. *fîftə*, nordfrs. *fyfdə* Halligen *fift* Amrum, westfrs. *fîfdə*.

6. *sexta*; wg. *sekst* stl. *sæksdə*, nordfrs. *sêksdə* (Oland) *sækst* (Westerld.-Föhr) *sox'st* (Sild), westfrs. *sæx'də* statt *sækstə* nach Analogie der übrigen Ordinalia (*sæksdə* Terschelling).

7. *sigunda siugunda* R *sôgunda sôginda* B *sôgenda* EH *savnda* W; wg. Neubildung *śiûgnst* (aber *tôən śiûgntn*) stl. *sôʒndə*, nordfrs. *sǣwndə* Halligen (*sǣwnst* Osterland-Föhr *sôwnst* Sild sind Neubildungen), westfrs. *sândə* (*sandə*) Hindel.

8. *achtunda achtanda* R *achtenda* REHWS *achta* RS; wg. Neubildung *ax'st*, aber *tôən ax'tn* zum achten; stl. *ax'tndə*; nordfrs. *âx'tə* Oland (*âx'st* Sild ist Neubildung), westfrs. *ax'stə* mit sonst nicht bei den westfrs. Ordinalia vorliegender Superlativbildung.

9. *niugunda* R *niugenda* E *niogenda* EWS; wg. Neubildung *niûgnst*; stl. *niûʒndə*; nordfrs. *njŷgndə* (Nordmarsch) *nîʒnst* (Sild, superl. Neubildung), *nâʒns(t)* ist plattdeutsche Form (Helgoland); westfrs. *njŷʒndə* (*n(i)ôôʒndə* Hindeloopen).

10. *tianda* RES *tienda* W = got. *taihunda*; mit grammatischem Wechsel: *tegotha* R *tegatha* E *tegetha* H ae. *teoʒeda*; wg. Neubildung *tiôənst*; stl. *tjândə*;

norfrs. *tîndə* Halligen (*tînst* Sild ist superl. Neubildung); westfrs. *tsîəndə tsîndə* u. s. w. (*tændə* Hindel.)

11. *andlofta* R *alfta* EW *allifta* S *el(l)efta* EH; wg. Neubildung *anl̥fst*, stl. *âlftə;* nordfrs. *ælə̥ftə* Nordmarsch (*æləfst* Sild ist superl. Neubildung); westfrs. *æləfdə*.

12. *twilifta* R *twelefta* EH *tolefta tolifta* W; wg. Neubildung *twyləfst*, stl. *twêlftə;* nordfrs. *twælíftə* Nordmarsch (*twæl̥əfst* Sild ist superl. Neubildung); westfrs. *tôləfdə* (*tâlfdə*).

13—19. werden mit *-tinda* gebildet, z. B. *niuguntinda* R; indess fügen die meisten afrs., sowie auch die neufrs. Mundarten das Superlativsuffix an, z. B. *niugentendesta* H *niogentendesta* E *niogentiensta* W vgl. wg. *niûgn̥tînst*, stl. *trê-tînstə;* nordfrs. *fjaurtêinstə* (Moringer Dial.) *fjûrtainst* (Sild); im Westfrs. finden wir hier keine Superlativendung, z. B. *trætîəndə* Terschelling (*trotində* Hindel.).

Die Ordinalia der Zehner sowie von hundert und tausend werden stets mit Superlativsuffix gebildet, z. B. *twintigosta* R *twintegesta* H *twintigsta* W vgl. *twintîʒst hunr̥st* (Wangeroog), stl. *trîtix¹stə;* nordfrs. *hondr̥tstə* (Oland) *hwnr̥tst* (Sild); so auch westfrs. *hundəstə* Terschelling.

§ 93. Sonstige Zahlarten.

1. Distributiva: afrs. *twine* E 206, 14 »je zwei« (vgl. ae. *ʒetwinne, drinna*, nicht mit Sievers, ags. Gramm. § 329, 1 als nord. Lehnform zu betrachten) hat in neunordfrs. Dialekten seine Entsprechung, z. B. *twanə tranə* Karrharde *twænə trænə* Wiedingharde (vereinzelt auch attributivisch gebraucht).

2. Multiplikativa: *ênfâld* RE *twifâld* REHW *thrifâld* EH *fiowerfâld* Jur. *saunfâld* W, auch *ênfâldech* B *twifâldech* E vgl. wg. *præi-* und *prûûfoltîʒ*, *fiâur̥foltîʒ* u. s. w., auch *ɛ̂əkl̥t dubl̥t prîûdubl̥t tjôndubl̥t* vgl. stl. *æəkl̥t*, westfrs. *îəkl̥t*, nordfrs. *æəkælt* (Amrum).

3. Zahladverbia. Auf die Frage »wie viel Mal?» antworten entweder Genitivformen, z. B. wg. *insn̥* nordfrs. *îæns, twais* (Boldixum-Föhr), oder — und das ist die Regel — Umschreibungen mit Substantiven wie afrs. *hwarf* (z. B. *sex hwarven* H sechs Mal, vgl. *warn̥* Hindeloopen), *mêl* (vgl. *tuwzenmielle* Japicx), *sîth* (*îæn s'is, trî s'is* Amrum-Föhr), **âer* Plur. vgl. got. *aiws* (*twai duæ* Groede), vgl. nordfrs. *tux¹ tox¹* »Zug« (*în tôʒ* Brecklum), *fêr* »Fuhre» (*tôô fêr* Boldixum); ferner findet man auch plattdeutsche Lehnformen wie wg. *ain-môᵘl*, stl. *êmâl*, nordfrs. *îæn mol, tôô mol* (Sild); ndl. Lehnform ist *keer*, z. B. *twâ kêr* Terschelling, vgl. EFS pag. 154/5.

4. Bruchzahlen werden durch afrs. *dêl* gebildet, z. B. *thî sexta dêl* B *thî achtunda dêl* R, vgl. *fiaerndel* W. Auf Wangeroog ist gebräuchlich *dan fiâdə* (*fiâuədə*) *dail* (daneben *farndail;* auch findet sich, absolut gebraucht: *dan trîədn̥*); im Nordfrs. erscheint auch das Fremdwort *pârt*, z. B. *æn fjûrdn̥ dîal* (Oldsum) oder *trad pârt* (Amrum), daneben subst. *n̥ trâdn̥;* als Neubildungen sind zu beurteilen nordfrs. *fyftl̥ sækstl̥* (Föhr), stl. *ûrdl̥* (*n̥ hôliʒ* oder *n̥ ûrdl̥ mârk* »eine halbe Mark») *trîədl̥ fiârdl̥* etc. (daneben *dî trîədə pârt*, und vereinzelt stehend: *n̥ fiôdn̥dêl*); westfrs. *trædl̥* u. s. w.

V. ABSCHNITT.

SPRACHGESCHICHTE.

8. GESCHICHTE DER ENGLISCHEN SPRACHE

MIT BEITRÄGEN VON D. BEHRENS UND E. EINENKEL

VON

FRIEDRICH KLUGE.

Von **Dietrich Behrens** rührt die Behandlung der frz. Lehnbeziehungen am Schluss des I. Kapitels, von **Eugen Einenkel** die Behandlung der Syntax im letzten Kapitel. Bezüglich der hier zur Verwendung kommenden diakritischen Zeichen sei bemerkt, dass der Accent durchweg als Längezeichen gilt; *ẹ́ ọ́* sind lange geschlossene, *ę́ ǫ́* lange offene Vokale; unterpungierte *ẹ* in ags. Wörtern werden nach ten Brinks Vorgange für Fälle wie *scẹ́óh* 'Schuh', *gẹong* 'jung' im Gegensatz zu *scéoh* 'scheu', *héold* 'hielt' angewendet. Für gutturale und palatale Media wie tönende Spirans im Ae. schreibe ich, abgesehen von § 1 des 2. Kapitels, nur *g*. Als Betonungszeichen wird nach dem Vorgang der Engländer sowie Sievers' ein Punkt gebraucht.

Die Aufgaben des Sprachhistorikers sind für das Engl. grösser und komplizierter als für irgend ein anderes Gebiet. In dem auf den folgenden Bogen zu behandelnden Zeitraum von der Loslösung der Angelsachsen aus dem Westgerm. bis zum klassischen Zeitalter der Elisabeth liegen noch so viele ungelöste, ja kaum erst berührte Probleme, dass unsere Darstellung recht eigentlich durch das, was nicht geboten werden kann, zu weiterer Forschung anregen sollte. Für die isolierte, rein interne Betrachtung des Angls. als germ. Sprachzweig hat das letzte Jahrzehnt mehr geleistet als früher geschehen, nach dieser Seite hin dürfte das Engl. am besten erforscht sein und dem Geschichtschreiber der engl. Sprache schon jetzt eine Verwertung ermöglichen; doch steht die Frage nach der Urheimat und nächsten kontinentalen Verwandtschaft des Englischen noch offen, eben erst beginnt die Durcharbeitung der fries. Dialekte und vielleicht bringen schon die nächsten Jahre Licht in die Frage der sprachlich-geographischen Herkunft des Englischen. Über den Einfluss, den das Englische seitens des Keltischen erfahren, wäre eine alle Perioden behandelnde kritische Untersuchung zu wünschen, etwa wie sie Thurneysen im 'Keltoromanischen' für einen Teil des Romanischen geliefert hat. Am schlimmsten bestellt ist es um den nord. Einfluss, für den Brates

mustergültige Arbeit PBB X, 1 leider ohne Nachfolge geblieben; vor allem die Frage, wie weit ost- und wie weit westnord. Entlehnungen zu erkennen und geographisch zu sondern sind, harrt der Lösung, die freilich nur ein in nord. Sprachwissenschaft gründlich Geschulter geben könnte.

Für das Ganze der engl. Lautentwicklung ist durch Ellis' umfassendes Werk *On Early English Pronunciation* (EEP) der Grund gelegt; hier verbindet sich ein methodisches Programm mit sicheren Resultaten, hier sind alle nur denkbaren lautgeschichtlichen Kriteria zur Verwertung gelangt, und der neueste Band — die grossartige Krönung eines stolzen Baues — wird der engl. Sprachwissenschaft neue Wege weisen; Sweets *History of English Sounds* (HoES)² 1888 ist eine übersichtliche, klare Lautgeschichte, welche den Resultaten Ellis' gerecht wird, aber weiter ausholt; methodisch steht er auf dem Standpunkt der deutschen Linguisten, deren Resultate er acceptiert.

Für die me. Sprachperiode fehlt es, ausser der heute nicht mehr genügenden Darstellung von Koch *Historische Grammatik d. E. Spr.*, an einer umfassenden sprachlichen Behandlung; es liegen viele monographische Versuche vor, die aber nur zum geringsten Teil den Blick auf das Ganze richten. Die erste und einzige me. Grammatik von wissenschaftlicher Bedeutung ist ten Brinks Chaucer-Grammatik, welche das grosse Verdienst hat dem Me. nach seinen germ. wie nach seinen franz. Elementen gleichmässig gerecht zu sein; scheint uns auch der Verfasser den Einfluss des Ndl. und Ndd. auf das Me. zu überschätzen, so ist anderseits die sonst ungekannte Verbindung von germ. und roman. Sprachwissenschaft hier ungewöhnlich glücklich und erfolgreich und die Beherrschung sämtlicher engl. Sprachperioden so gleichmässig und breit, dass diese Leistung seit lange mit Recht im Vordergrunde der me. Studien steht.

Unsere geschichtliche Betrachtung schliesst mit dem Zeitalter Shakespeares ab. Die Entstehung der engl. Schriftsprache, die durch das 16. Jahrh. schon fest steht, ist noch in völliges Dunkel gehüllt, scheint auch aus nahe liegenden Gründen viel komplizierter als die der nhd. Schriftsprache. Morsbachs Versuch dem Problem zu Leibe zu gehen, enthält manche glückliche Beobachtung zur me. Grammatik, erzielt aber, weil auf unzulängliche Gesichtspunkte hinarbeitend, keine Resultate. Jetzt dürfte durch den neuesten Band von Ellis' EEP die Lösung der Frage vorbereitet sein, wie denn von demselben Bande eine allseitige Förderung der Sprachprobleme zu erwarten steht.

I. EINLEITUNG.

AUSWÄRTIGE BEZIEHUNGEN. WORTSCHATZ. SCHRIFTSPRACHE.

§ 1. Die genaue Urheimat der Germanen Englands auf dem Kontinent ist ungewiss. Beda (Hist. Eccles. Gent. Angl. I, 15) nennt die Angeln, Sachsen und Jüten als Besiedler; nur die Heimat der Angeln bestimmt er näher als das schleswigsche Angeln. Für die geographische Herkunft der englischen Sachsen und Jüten ist man auf Vermutungen angewiesen; darüber vgl. Möller, *ae. Volksepos,* Seelmann, Jahrb. d. ndd. Sprachver. 12, 39, sowie die zusammenfassende Arbeit von Weiland, *die Angeln,* Tübingen 1889). Die Jüten haben Kent, die Insel Wight und den derselben gegenüberliegenden Teil von Hampshire besiedelt. Die Sachsen besetzten die Ufer der Themse und den übrigen Süden, der Rest ist anglisch.

Ausser diesen Stämmenamen begegnen nun noch weitere, die teilweise auf dem Kontinent oder der jütischen Halbinsel noch nicht nachgewiesen sind wie die *Gyrwe,* die *Hwicce* u. s. w. Anderseits kehren ndd. Stämmenamen in engl. geographischen Bezeichnungen wieder. An die *Rugii* (Wids. *Holm-*

ryge) schliessen sich *Súþ-ryge* (ne. *Surrey)* und die *Eást-ryge* (ne. *E. 'y* in Kent); die *Bardi* (Beow. *Heado-Beardan)* begegnen in Ortsnamen wie *Beardan-ig Beardanléah.*

Auch Friesen scheinen an der Besiedelung Englands teilgenommen zu haben; so lässt sich das Zeugnis Prokops († 562) De bello Gothico IV, 20 verstehen, demzufolge Angeln und Friesen England okkupiert hätten.

Die Zeit der Okkupation ist das 5. Jahrh.; genauere Data fehlen, da die spätere Überlieferung die geschichtlichen Ereignisse sagenhaft umgestaltet hat und kein treues Bild ermöglicht.

Sprachlich haben als die nächsten Verwandten der Engländer die kontinentalen Angeln zu gelten, deren Sprache Bremer PBB 9, 579 in den Merseburger Glossen des 10. Jahrhs. entdeckt hat; dies Sprachdenkmal gehört den mitteldeutschen Angeln an, welche in Nordthüringen, im Gebiete der Bode und Unstrut — der Gau *Engilîn*, d. h. 'Klein-Angeln' ist von ihnen benannt — sesshaft gewesen sind. Dazu kommen noch die Eigennamen bei Dietmar v. Merseburg im Chron., deren Sprache nach Heyne, Kl. andd. Denkm. XIV f. mit der der Merseb. Gloss. übereinstimmt. Über diese Beziehung wird späterhin zu handeln sein.

Die Engländer bezeichnen ihre Sprache seit den ältesten Zeiten als englisch; der Stamm der Angeln hat also den Gesamtnamen abgegeben, so schon bei Beda I, 1, wo die Sprache der gesamten Germanen Englands als *anglicus* bezeichnet wird; nur wo Beda ganz speziell von der Sprache der Sachsen redet (III, 7, 22), gebraucht er die Bezeichnung *lingua Saxonum.* Der kentische König Aedelberht bezeichnet sich und sein Volk als Angeln, und sein Zeitgenosse Gregor der Grosse gebraucht Angeln für das ganze Land (cf. Weiland a. a. O.). In den alten Erfurter Glossen (Corp. Gloss. Lat. ed. Goetz II, 564, auch ZfdA 33, 250) findet sich bei den angls. Glossen der Zusatz *saxonice.* Und während Alfred der Grosse seine Landessprache mehrfach als englisch bezeichnet, gilt sie seinem Biographen — Asser — als *lingua Saxonica;* einigemale begegnet *saxonice* auch in Kembles Cod. Dipl. (Nr. 241. 833. 867 u. a.). Aber gegenüber dieser bloss in latein. Quellen begegnenden Bezeichnung kennen die Texte in der Volkssprache nur die Benennung *englisc,* für welche Zupitza Z. f. d. österr. Gymn. 1875, 119, Knothe, Angelsächsisch oder Englisch? Greifswald 1877, ferner EStud. I, 367 und Bradley im NEDict. zu vergleichen ist.

Die Benennung Angelsachsen begegnet zuerst bei Paulus Diaconus *(Angli Saxones),* dann auch im Angls.; Belege bei Grein, Anglia I, 1 und bei Murray NEDict. s. *anglosaxon.* Die Kelten haben die Gesamtbenennung von den Sachsen (altir. *Saisson)* genommen, so schon *Saxones* bei Gildas und Nennius.

§ 2. Bei der Dürftigkeit geschichtlicher Nachrichten lässt sich das sprachliche Verhalten der Engländer zu den Kelten nicht näher bestimmen; wir wissen also nicht, ob und wie schnell die kelt. Bevölkerung sich dem Idiom der german. Stämme anbequemte oder ob sie vor den Eindringlingen sich zurückzog. Am wahrscheinlichsten ist, dass die Kelten sehr schnell mit Entäusserung ihrer nationalen Eigenart in die Germanen aufgegangen sind. Der sprachliche Einfluss des Keltischen auf das Englische ist denn auch bei weitem nicht so gross, wie man erwarten dürfte; und über angls.-engl. Lehnworte im Kelt. fehlt noch eine vorsichtige Untersuchung (einzelne angls. Lehnworte im Altir. dürften unter den von Zimmer ZfdA 32, 267 behandelten altgerm. Lehnworten des Cuchullinsagenkreises stecken); mancherlei Hergehöriges wie cymr. *bad bwrdd crwc crwm gwalch fflasg gardd hebog hudd mainc parc pinc* und gael. *bót cop ganradh pairc* und Anderes bespricht R. Thurneysen in seiner Schrift 'Keltoromanisches' Halle 1884.

An kelt. Lehnworten zeigt das Angls. einige religiöse wie ae. *drý* 'Zauberer' = altir. *drui*, ae. *sácerd* = air. *sacerd*, *curstan* 'fluchen' = ai. *cúrsagaim*; auch das *i* von ae. *Crîst* deutet im Zusammenhange mit der eben vorgeführten kirchlichen Terminologie auf air. *Crîst*. An sonstigen Appellativen, die mit mehr oder weniger grosser Sicherheit auf das Kelt. zurückgeführt werden, seien folgende genannt. 1) Thiernamen: ae. *brocc* 'Dachs' altir. *brocc*; me. *hogge* 'Schwein'; für ae. *assa* (obl. *assan*) hat Thurneysen mich vor Jahren auf altir. *assan* 'Esel' hingewiesen, das seinerseits lautkorrekt auf lat. *asinus* zurückgeht (das *asal* des Durh.-B. beruht auf Mischung mit ae. *ęsol* = got. *asilus*, das *l* in neuir. *asal* beruht nach Thurneysen auf einer jüngeren Beeinflussung von aussen her). — 2) Kleidung, Waffen, Hausrat: ae. *bratt* 'Mantel' altir. *bratt*; ae. *cemes* altir. *caimse* (Grdf. *camisia*); ae. *tunucc* altir. *tonach* 'tunica'; ae. *gafeloc* 'Speer' kymr. *gaflach*; ae. *binn* gall. *benna* (unklar ist das Verhältnis von ae. *crœt* : altir. *cret*); auch ae. *dálc* 'fibula' aus altir. *delc*; ae. *mattoc* 'Hacke', *bannoc* 'Bissen'; hierher ae. *dunn* 'grau' aus kelt. *donnus*; ae. *cradol* ne. *cradle* 'Wiege'; ae. *bēcca* zu roman. *becco*? Beachtenswert ist, dass das gall. *paraveredus* im Engl. bis zum 13. Jahrh. völlig fehlt (kymr. *gorwydd*). — 3) Lokalbenennungen: ae. *dún* 'Hügel' kelt. *dúnum*; ae. *cumb* 'Thal' weist mit roman. *comba*, ae. *rocc* (*stán-rocc*) 'Fels' mit roman. *rocca* (bret. *roch*) 'Fels' auf kelt. Quelle (Meyer-Lübke Rom. Gr. I, 43); ae. *dęnu* 'Thal'; von beschränkter geographischer Verbreitung sind nordhumbr. *carr* 'Fels' (altir. *carric*), nrdhbr. *luh* 'fretum' = altir. *loch* welsch *llwch*. Vereinzelt und (zufällig) nur spät bezeugt ist ae. *léowe* 'Meile' aus *leuga*.

Für einige Worte mag — bei etymologischer Klarheit — Zweifel bestehen über die eigentl. Quelle von engl. Worten; so kann ae. *cyln* ne. *kiln* durch kelt. Vermittlung (altir. *cuile*) aus lat. *culina* stammen; ae. *ælmesse* obl. *ælmessan* dürfte sich näher an altir. *almsan* anschliessen als an die kontinentaldeutschen Entlehnungen aus roman. *almosna* = lat. *eleemosyne*; vielleicht ae. *munuc* näher an altir. *manach* als an ahd. *munih*.

Bei so geringem Einfluss des Kelt. bis etwa um 1250 — der frz. und auch der dän. Einfluss ist unendlich viel mächtiger — nimmt es uns nicht Wunder, dass auch späterhin nur sehr wenige kelt. Worte dem Engl. wirklich einverleibt werden. In der me. Zeit kommt noch in Betracht *braggot-bragget* 'ein Getränk', vielleicht noch *baban* 'Kindchen', *boidekin* 'bodkin', später (im 15. Jahrh.) noch *clan*. Im Zeitalter Shakespeares finden sich dann als jüngere Lehnworte (nach Skeat, *Principles of english Etymology* I § 406 ff.) noch *bog brogue galloglass glib kerne skein shamrock* aus dem Irischen; über gael. Worte bei schott. Schriftstellern s. Skeat § 407; an speziell cymr. Lehnworten bis 1600 nennt Skeat § 410 me. *bragget crouth* ne. *cam*.

Aber me. *bǿsten* ne. *to boast*, für das ein kelt. Etymon fehlt, kann nur aus **bǿs(e)tten* ae. **bōsettan*, einem Intensivum zu einem ae. **bōsian* sein; es ist abgelautete Nebenform zu ahd. *bôsôn* 'nugari, blasphemare'. Kelt. Etyma scheinen nach Murray NEDict. s. *basket, clock, clout* und *cockle* abzulehnen zu sein auch für me. *basket*, ae. *clugge* me. *clocke*, ae. *clút, coccel*.

§ 3. Die Erörterung der kelt. Elemente im Englischen lehrte zur Genüge, wie schwer es ist den latein. Einfluss, den das ältere Englische erfahren hat, rein heraus zu arbeiten. Denn es stellt sich vielfach die Möglichkeit ein, die in Frage kommenden Materialien zunächst aus dem Kelt. abzuleiten. Ob das Angelsächsische überhaupt einen direkten, aber spezifischen Einfluss von Seiten des Lateins erfahren hat vor der Christianisierung oder ob nicht vielleicht die älteste Schicht der engl. Entlehnungen notwendig aufs Keltische weist, diese Frage hat noch niemand ernstlich in Erwägung gezogen. Hier sei bezüglich der lat. Wortmaterialien, die ich oben S. 309 mitbehandelt

habe, zunächst hervorgehoben, dass von den weitest verbreiteten, gemeingerm. Lehnworten wie *asilus* ae. *ęsol, calcem* ae. *cealc, catinus* ae. *cetel, moneta* ae. *mynet, crispus* ae. *cyrps, excurtus* ae. *sceort* u. s. w. eine eigene Schicht sich abhebt, welche durch das Zusammengehen der fränk.-sächs. Dialekte des Kontinents, auch des Friesischen mit dem Englischen charakterisiert wird; vgl. oben S. 310 f. *Saturni dies, culter, sûtor* (ae. *sútére* fries. *súter), fullo* (ae. *fullére).*

Anderseits fällt das Fehlen der auf dem germ. Kontinent verbreiteten Entlehnung von Worten wie lat. *scrîbere, stipula-stupla* — zu ahd. *churz* aus lat. *curtus* finden sich nur die ae. Ableitungen *cyrtel* und *cyrten* — auf. Isoliert in England sind Entlehnungen wie ae. *pihten* lat. *pecten,* ae. *fibulæ fifele* lat. *fibula,* ae. *pisu* lat. *pisum,* ae. *nǽp* lat. *napus*, ae. *cipe* lat. *cepa*, ae. *ynne* lat. *unio,* ae. *popæg* lat. *papaver, miltestre* lat. *meretrix.* Andere wie ae. *céaster* lat. *castra,* ae. *lacu* lat. *lacus,* ae. *múnt* lat. *montem,* ae. *colne* lat. *colonia* haben möglicherweise seit der röm. Okkupation am engl. Boden gehaftet.

Lat. *sîgnum* hat, wie es scheint, bloss in England die Bedeutung 'Feldzeichen' behalten (ae. *ségen).* Das oben S. 310 aus lat. *meretricem* gedeutete ae. *miltestre,* das mit Suffixtausch und Dissimilierung für urengl. **miltricge* steht, ist zwar spezifisch englisch, dürfte aber doch aus der kontinentalen Zeit stammen; Hss. von Plautus Mil. Glor. (789 ed. Goetz) sowie der Lex Salica (ed. Hessels) und des Grammatikers Nonius (ed. Lucian Müller, Komm. zu 202, 13) kennen die dem engl. Wort (ebenso dem afrz. *meautrice)* zu Grunde liegende Form *meletrix.* Für *port* 'castellum, Stadt' (aus lat. *portus)* fehlt jede kontinentalgerm. Anknüpfung. Als beziehungslose Entlehnung aus dem Latein kommt noch in Betracht ae. *tesul teosol.* — Einzelne der lat. Lehnworte treten erst nach der ae. Periode auf; bei ne. *dicker* 'Zehnzahl' (von Fellen) ist es unsicher, ob nicht das Wort im 16. Jahrh. vom Kontinent gekommen; s. S. 310 unter *decuria.*

Die christliche Terminologie, welche im Angelsächsischen herrscht, ist die lateinische der röm. Kirche; aus der griech.-arianischen Kirche der älteren germ. Zeit (oben p. 320) stammt nur *cyrice* 'Kirche' und wohl auch *engel, déofol, biscop,* von denen das letzte mit der deutschen Entsprechung gegen lat.-roman. Grundformen zusammengeht. Dass teilweise ir. Missionare das Evangelium verkündeten, lässt sich an Lehnmaterialien nicht zur Gewissheit erheben; doch vgl. angls. *Crist* mit ir. *Crist* (gegen ahd. *Christ*) und *munuc* mit altir. *monach* (gegen ahd. *munih*). Meist berühren sich naturgemäss angls. und kontinentaldeutsche Lehnmaterialien der christlich-lat. Terminologie. In Betracht kommen ae. *mynster, scôl* 'Schule', *nunne* 'Nonne', *abbod* 'Abt', *cleric, lǽwed* 'Laie', *diacon; sinod, nón, stóle, albe, cápa-cappe, cugle;* beachte noch ae. *sealm, pistelbóc, tropére, antefene, capitul, vers, organe* usw. Durch eigene vom Deutschen abweichende Lautentwicklung mögen als charakteristisch für das Angelsächsisch-Englische genannt werden *mæsse* 'missa' (ahd. *messa*), *pápa* 'Pabst' (andd. *pâbos*), *préost* 'presbyter' (altd. *prêstar*); vgl. auch *bætsére* 'baptista' (Lindisf).

Dass mit der Kirche auch das Schulwesen und gelehrte lat. Bildung in England eingezogen, wird durch lat. Lehnterminologie bestätigt; vgl. *scól* 'Schule', *lǽden* 'Latein', *mægester* 'Lehrer', *reogol* 'Lineal, regula', *æstel* 'Lesezeichen, hastula', *dihtian-bréfian* 'verfassen, aufsetzen' *(dictare, brevare).* Dabei ist es charakteristisch — und aus dem längeren Fortleben der Runen in England begreiflich — dass ein dem altd. *scrîban,* lat. *scrîbere* 'schreiben' entsprechendes Verb mit gleicher Bedeutung fehlt (ags. *scrífan* 'die Beichte abnehmen'), dagegen das alte *wrîtan* auch für die neue Art des Schreibens auf Pergament gebraucht wird. An Stelle des alten *fuþorc* tritt jedoch das neue

abece oder *abecede* (Angl. 8, 332), und zwar teilweise mit fränk.-ir. Bezeichnung wie *wi* (Wanley Catal. p. 247, wo auch der roman. Name des *h* als *ache* bereits erscheint) für *y* (cf. Gregor v. Tours 5, 4) anstatt der alten Benennung *wén*.

Mit dem Klosterwesen, das zugleich der Medizin Vorschub leistete, treten zahlreiche lat. Pflanzennamen in England auf, wie ae. *slarege*, *petersilie*, *cáwel* 'Kohl', *lent* 'Linse', *perfince*, *rose*, *lilie*, *solsece*, *quinquefolie*, auch *palmtréo*, *pintréo*, *ficbéam* u. a.; auch bildet man lat. Benennungen engl. Namen nach, so *hundestunge fífléafe* nach *cynoglossa quinquefolium* (Hoops *Über die ae. Pflanzennamen* 1889, S. 75); andere lat. Benennungen wie *ligusticum* werden volksetymologisch umgestaltet (ae. *lufesticce*).

§ 4. Nordischer Einfluss. Seit dem Schluss des 8. Jahrhs. beginnen skand. Wikingszüge nach den brittischen Inseln und seit 855 fassen Nordleute auf engl. Boden Fuss, zunächst in Nordhumbrien. Sie werden bis zur Zeit Alfreds des Grossen Herren von ganz England nördlich der Themse. Der Energie und Ausdauer des grössten angls. Königs gelingt es, die dän. Eroberer zu seinen Vasallen zu machen. Der Norden, besonders die Denelage im Osten, wird von dieser neuen Bevölkerung ganz durchsetzt, und diese hat auf Grund mehrfacher Verträge völlige soziale Gleichberechtigung neben der älteren germanischen Schicht. Später musste England unter den dän. Königen 1013—1042 besonders mächtigem Einfluss von Seiten des skand. Nordens ausgesetzt sein.

Die Engländer fühlten sich anfänglich in einem schroffen Gegensatze zu den Nordleuten, die noch Heiden waren; *hǽdene* und *Dene* sind ae. Synonyma. Aber doch fanden bald dän. Sitten und Bräuche bei den Engländern Nachahmung (Chro. E 959), wie das interessante Zeugnis EStud. 8, 62 lehrt. Prediger wie *Wulfstán* (ed. Napier p. 156 ff.) bieten die ganze Kraft ihrer Beredtsamkeit auf, den echt englischen Nationalcharakter zu wecken. In solchen Zeiten — lässt sich vermuten — muss auch sprachlich für England eine grosse Gefahr bestanden haben, den fremden Einflüssen zu erliegen.

Umgekehrt scheinen die Nordleute sich in einem stammverwandten Verhältnis zu den Angelsachsen gefühlt zu haben; bekannt sind die einschlägigen Zeugnisse der Gunnlaugss. c. 7 und des ersten grammatischen Eddatractats (ed. Dahlerup) p. 20. — Dass ein Teil eddischer Lieder auf den brittischen Inseln entstanden ist (Vigfusson Prolegg. zur Sturlungasaga 185 ff.; Edzardi PBB 8, 349), mag hier als Beweis für die Bedeutung, die Britannien für die Skandinavier gehabt hat, erwähnt werden. Es kommen noch mehrere skand. Runen-Inschriften in England hinzu. Ferner engl. Lehnworte im Altnordischen. Abgesehen von den angls. Lehnworten der Edda, wie *sal svelta kringa*, welche Vigfusson annimmt, finden wir im Skand. Worte in engl. Lautform, wie an. *strǽte* (ae. *strǽt*), *bátr* 'Boot' (ae. *bát*, echt an. *beit*), *ládmadr* (=ae. **lád-mon*) 'Pilot', *tákn* ae. *tácen* (echt an. *teikn*), *sápa* (ae. *sápe*) 'Seife', *hás* 'heiser' ae. *hás*; an. *vákr* ae. *wác*; an. *pera* 'Birne' ae. *peru*; an. *klǽde* 'Kleid' ae. *cláþ* (Nebenform zu *cláþ*); auch kirchliche Terminologie wie *kirkja*, *prestr*, *klerkr*, *gudspjall*, *krisme*, *bletza*, *skóle*, *krúne*, *kápa*, *klukka*, *pína*, auch *gudsifjar* (=ae. *godsibbas*); ferner *Gang-*, *Hvítasunna-*, *Imbru-*, *Dymbel-dagr* (= ae. *gong-*, *hwitsunnan-*, *ymbren-* und **dumb-bell-dæg*); dän. *munkeliv* = ae. *munuclíf*; auch *skenkja* aus ae. *scencean*?

Wahrscheinlich ist die Zahl der englischen Lehnworte im Skandin. viel grösser, aber es fehlt noch an einer systematischen Durcharbeitung dieser Lehnbeziehungen. Klarer lassen sich die älteren nord. Entlehnungen, die das Englische aufgenommen hat, zusammenfassend behandeln, zumal durch Steenstrup's grundlegendes Werk 'Normannerne' IV (spez. 389) hier vorgearbeitet ist. Eine Liste der bis etwa 1150 durch ae. Quellen bezeugten nord.

Lehnworte dürfte zunächst am besten den skand. Spracheinfluss veranschaulichen; die Mehrzahl derselben sind den Gesetzen und der Sachsenchronik entnommen und entstammen wohl der Regierungszeit der dän. Könige 1013—1042; soweit Belege nötig sind, füge ich sie bei:

arewan pl. Chro. E 1083 (*arblaste* D 1079) zu an. *ǫrvar*.

bónda búnda (Chro. Ges.) an. *bónde* Steenstrup 98. — *borgfæstan* Chro. D 1052? — *brynie* (me.) Chro. 1137 an. *brynja*. — *butsecarl?*

callian (*ceallian*) Exod. Byrhtn. an. *kalla*. — *carlfugel?* EStud. 8, 476 an. *karlfugl?* — *carlman* Steenstrup 96 an. *karlmaðr* — *claclêas* an. *klaklauss* PBB 10, 37? — *cnearr* an. *knǫrr*. — *cnîf* an. *knîfr*. — *cor-snǽd* Ges. cf. *snǽdan*. — *cost* (Steenstrup 305); *ǽngum coste* Durh.-B. an. *engum koste* Zupitza AfdA 6, 23. — *crafian* Steenstrup 184. — *cwenefugel* EStud. 8, 476 an. *kvennfugl?*

drepan 'töten' an. *drepa*. — *dreng* Byrhtn. an. *drengr* Steenstrup 115. — *dwelian* 'wohnen' an. *dvelja*.

eorl 'Jarl' an. *jarl*. — *fagenian* (echt ae. *fægnian*) EStud. 8, 476 Evang. an. *fagna*. — *féolaga* Chro. D 1016 an. *félage* Steenstrup 296. — *fregna fregnde* (Durham-B.) an. *fregna fregnde*. — *full* 'gesetzmässig' an. *fullr* (Chro. 1013). — *fylcan* an. *fylkja?* — *formǽle*, *formál* (?) (Gesetze) an. *formǽle?* — *forword* Steenstrup 55. — *fridmál* Steenstrup 55 an. *fridmál*.

gá (Chro. D 1067) an. *já*. — *genge* 'Gefolge, Hülfe' (Chro.) an. *genge*. *gǽtan* 'bewilligen' (Chro.) an. *játa*. — *gersuma* 'Schatz' an. *gǫrseme* Steenstrup 301. — *grá-scinnen* adj. (Chro. 1067) von an. *grá-skinn*. — *grid* an. *grid*. — *gladu* in *sunne gǽd tó gladu* zu an. *sólargladan* (Hinweis Schröers).

hámsócen (Gesetze) an. *heimsókn* Steenstrup 349. — *hú* Chro. C 1040 Steenstrup 160. — *hæfen hæfene* 'Hafen' (echt ags. *hýþ*) Chro. an. *hǫfn*. — *hærlice* (St. Edmund S. 120) an. *herliga*. — *hamele* Chro. an. *hamla* Steenstrup 159. — *hamelian* an. *hamla*. — *handfæstan* (mein ags. Leseb. XIV, 41) an. *handfesta*. — *húsǽta* 'Schiffskapitän' Chro. 1052 an. *húsǽte* Steenstrup 161. — *heil* geschrieben *hael* Durham-B. an. *heil* (als *Gruss*). — *herra* an. *herra* PBB 9, 448. — *héafdesmen* (auch *héafodmen*) Chro. D 1076 an. *hǫfdesmenn*. *hittan* Chro. 1066 an. *hitta*. — *hírd* 'Hof' an. *hird*. — *hǫfding* an. *hǫfdinge*. — *hold* (Chro. Durhamb.) an. *hǫldr*. — *husbónda huscarl husþing-husting* cf. Wbb. u. Steenstrup 98. 175.

kaisere an. *keisare* in den Evang. Hatton 38 und Royal I A 14. —

lagu (*lahcóp lahmann utlah*) an. *lǫg* aus **lagu* Steenstrup 15. — *landesmen* Ges. Chro. 1007, 1046 an. *landsmenn*. — *lid* 'Flotte' Chro. an *lid*. — *lidsmen* Chro. an. *lidsmenn*. — *lýsing* Steenstrup 101. — *lesan* Chro. E 1052 an. *lesa*. — *on loft* Napier Mod.-Lang. Notes 1889 Nr. 5 an. *á lopt*.

mál 'Kontrakt' an. *mál* Steenstrup 55, 180. — *marc* an. *mǫrk* Steenstrup 171.

níding (*unníding*) an. *níþingr* Steenstrup 26 Stevenson Engl. Histor. Rev. April 1887, 332. — *norréna norna* Chro. *norrǽne*.

óra (*ór*) an. *aurar* Steenstrup 172. — *orreste* Chro. 1096 (Ges.[2] 352 *ornest*) an. *orrusta*.

rádstefn Steenstrup 183. — *rǽdesman* an. *rǽdesmaðr* Steenstrup 126.

sacléas Steenstrup 210. — *sǽte* 'Sitz' (Wint.-V. der Ben.-R. ed. Schröer) an. *sǽte*. — *saht seht* an. *sátt sǽtt* Steenstrup 182. — *sammǽle* Chro. Ges. zu an. *sammǽle* Steenstrup 215. — *scægþ scegþ sceiþ* an. *skeiþ* Steenstrup 155. — *scénan* (me. *skęnen*) Ind.-Monast. an. *skeina*. — *scéot* Ben.-R. (= me. *skęt*) an. *skjót*. — ae. *scrippe* me. *scrippe* = an. *skreppa*. — *scyftan* Gesetze *tósciftan* Chro. 1085 an. *skipta*. — **scin* (in *grá-schynnen* und *hearm-scynnen* Chro. D 1075) an. *skinn*. — *scylian* Chro. 1049 an. *skilja*. — *sláting* Chro. 1087 'Jagd'? —

snacc Chro. 1052? — *sól* 'Sonne' (Psalt.) an. *sól*. — *sólmerce* (inschriftl.) 'Sonnenuhr' an. *sólmerke*. — *sócen* (Gesetze) an. *sókn* Steenstrup 349. — *sóm sóman* Gesetze? — *snǽdan* Chro. 1048 an. *snǽda*. — **steican* geschr. *stagan* Indic.-Mon. an. *steikja*? - *stefnan* Chro. 1048, 1093 an. *stefna* Steenstrup 183. — *stefna settan* Chro. D 1052 an. *stefnu setja*. — *stihtan* Chro. 1085 an. *stétta*? — *stór* 'gewaltig' Chro. E 1085 an. *stórr*.

tacan an. *taka* Chro. (D) 1072, 1075 (E hat dafür noch *niman*) 1076 (E) 1127 ff. — *totse toste* Psalt. dän. *tudse*. — *tídung* Chro. F 995 an. *tídende*. — *þéonest* Chro. an. *þjónusta*. — *þræll þrǽl* (Wulfst. Durh.-B.) an. *þráll* Steenstrup 100. — *þri(t)hing* Steenstrup 75. — *þrinne* an. *þrinnr* Sievers PBB 9, 269.

undercyning (St. Edmund p. 120, Chro. 1056) an. *underkonungr*. — *unfére* Chro. D 1055 an. *unfǽrr*. — *unrad* Chro. an. *úrád*. - *útlah útlaga útlagian* zu an. *útlagr*.

wǽpnagetæc Gesetze an. *vápnatak* Steenstrup 85. — *wederfæst* Chro. 1046 an. *vedrfastr*. — *wedbróðor* Chro. E 656 D 1016 an. *vedbróðer*. — **wei* geschrieben *wae* Durh.-B. an. *vei*; dazu ae. (Psalt.) *wegla* für echt engl. *wála*. — *witter* Chro. 1067 an. *vitr*; *witrian* (mein ags. Leseb. 15, 44) an. *vitra*. — *widermal* Chro. D 1052 zu an. *vidrmǽle* Steenstrup 181. — *wícing* (schon Epin. Corp. Erf.-Glossen) an. *víkingr*? — *wrang* Wulfstan (ed. Napier) 298 Chro. 1124 dän. *vrang* Zupitza AfdA 2, 12; *wrongscht* (Ben.-R. Wint.-V. ed. Schröer) an. *rangsátt*.

Unsere Liste lehrt, dass es in vielen Fällen nicht möglich ist, Nord. und Echtengl. auseinander zu halten. Bei der nahen Urverwandtschaft der beiden Sprachen kann, wenn lautliche oder begriffliche Kriterien fehlen, fast nur die Chronologie und die Geographie der betreffenden Worte entscheiden. Bei *wícing* z. B. wird die Annahme von nord. Entlehnung doch wohl zweifelhaft durch die Thatsache, dass die ältesten ae. Glossen (Epin. Erf. Corp.-Chr.) das Wort schon kennen. Überall macht sich noch der Mangel guter lexikalischer Hülfsmittel für alle engl. Sprachperioden bemerkbar, auch hat die Dialektforschung der Sprachgeschichte noch nicht genug vorgearbeitet, um die geographische Verbreitung von Worten schon jetzt konstatieren zu können. So verträgt der Lautcharakter von ne. *ferry* 'Fähre' Zurückführung sowohl auf ae. **ferie* wie auf das entsprechende an. *ferja*; die Entscheidung hängt wesentlich von der Frage ab, wie weit das Wort in den engl. Volksdialekten verbreitet ist.

So viel ist auf Grund der Literaturdenkmäler des Mittelalters ohne weiteres klar, dass im Norden der Einfluss des Skandinavischen eigentlich heimisch ist. Hier befinden sich nordische Runeninschriften (Stephens ON. Run. Monum.) und die nord. Runenkalender auf Holzstäben haben sich (unter dem Namen *Staffordshire Clogs*) bis in die Neuzeit dort erhalten (Archaeol. Brit. 41, 453 ff.), gewiss seit den Tagen der Dänenherrschaft, aus der auch zahlreiche nord. Münzen in England stammen.

Über die Lebensgeschichte der skand. Dialekte in England wissen wir gar nichts. Nord. Runeninschriften auf engl. Boden beweisen für das 11.-12. Jahrh.; dann kann noch, worauf mich E. Brate hinweist, daran erinnert werden, dass in die spät angls. Handschrift Caligula A XV ein nord. Zauberspruch eingetragen ist; und noch in der Handschrift des Orrmulum findet sich ein nord. Futhork. Für das Absterben der nord. Sprache in England lässt sich aus dem 12. Jahrh. die Thatsache anführen, dass Nordländer Inschriften in angls. Sprache ausgeführt haben; cf. No. 75, 179, 180 bei Hübner Corp. Inscr. Brit. Im Übrigen bleiben nur die lautgeschichtlichen Kriteria übrig um die Aufnahme der nord. Elemente ins Englische zu bestimmen. Und dafür lässt sich etwa Folgendes in Anschlag bringen:

50*

1) an. *ă* wird wie ae. *ă* in offener Silbe gedehnt, so zwar, dass die ältere me. Zeit noch *ā* kennt; die Entlehnung der hergehörigen Worte muss also vor 1250 stattgefunden haben; hierher gehören me. *taken rapen scathe gate dasen* aus an. *tăka hrăpa skăþe găte dăsa* usw.

2) an. *iu io* wird in *mjúkr skjótr* wie ae. *ēo* zu *ē*: me. *mēk(e) skēt(e)*; aber für den Anlaut kommt me. *jól* 'Weihnachten' aus an. *jól* in Betracht.

3) an. *ȳ* ist mit dem ae. *y* gleichbehandelt und zu *i* geworden in me. *biggen trigg flitten* aus an. *byggja tryggr flytja* PBB X, 70.

4) an. *á* macht den Wandel zu *ǭ* mit durch: me. *rǭthen* 'raten' an. *ráda*. *blǭ* aus *blá-r*, *grǭ* aus *grá-r*, *prǭ* aus *prá-r*, *wrǭ* aus *vrá*, *frǭ* aus *frá*, *lǭwe* aus *lág-r*, *scǭle* 'Schale' aus *skál*, *wǭthe* 'Gefahr' aus *váde*, *brǭthe* aus *bráþ*, *wǭpen* aus *vápn*; über me. *wǭne* 'copia' aus an. *ván* vgl. Zupitza Z. f. d. österr. Gymn. 1875, 131.

5) Gutturale Spirans *ʒ* macht den me. Wandel zu *w* mit durch in Worten wie an. *lǫg vind-auga fé-lage age loge lágr* zu me. *lawe windowe felawe awe lǭwe lǭw*; beachtenswert ne. *billow* aus an. *bylgja*.

Alles weist darauf hin, dass vor 1250 die Übernahme von nord. Lehnmaterialien ins Englische abgeschlossen gewesen sein muss; vielleicht allerdings nur im Norden; denn die betreffenden Worte könnten dann nach Süden vorgedrungen sein.

Es steht uns noch ein weiterer Beweis zur Verfügung, das Alter der nord. Lehnworte zu bestimmen, nämlich der nord. Lautcharakter an sich. Die Frage, welche spezifisch nord. Lautgesetze hat ein nord. Wort durchgemacht, ehe es ins Englische gedrungen ist, lässt sich auf Grund der oben S. 423 von Noreen vorgeführten nord. Lautchronologie in einigen Fällen vielleicht beantworten.

Brate hat PBB 10, 68 an ae. *lăgu* me. *ădlen overgărt gate last* = an. *lǫg ǫdla ofrgǫrt gǫta lǫstr* gezeigt, dass die Entlehnung im Englischen vor die Periode der nord. *u*-Umlaute fällt. Anderseits ist allerdings ae. *hold* an. *hǫldr* zu beachten.

Oben S. 423 unter 19 bespricht Noreen das urnord. *ht* = gemeinnord. *tt*: das urnord *ht* zeigt sich noch in Lehnworten wie *saht seht* = an. *sátt sǽtt* (aus **sahti*); me. *draught* 'tractus' an. *drátt*; me. *haht haughte* 'Gefahr' aus an. *hǽtta* (Grdf. **hǽhta*); *amboht* aus an. *ambó(h)t*; ferner in *ehtlen*, woneben das jüngere *etlen*, aus an. *ǽtla* (Grdf. germ. **ahtilôn*). Brate PBB X, 60 erkennt in Orrms *ămmbŏhht* die Grundform von isländ. *ambótt*. Hierher auch noch me. *slaughter* = an. *sláttr*. Die ältesten Belege sind nord. Eigennamen wie *Ohtor* aus an. *Ottar* urnord. **Ohtar*. — In derselben Weise darf das gewiss dem Nordischen entlehnte me. *þoh though* auf urnord. **þoh* = gemeinnord. *þó* zurückgeführt werden, Brate PBB X, 60; aber spät ae. *prǽll* und *fēlage* zeigen wiederum Verlust von urnord. *h*.

Anderseits zeigen die nord. Lehnworte im Engl., dass bei der Übernahme gewisse Assimilationen schon vollzogen gewesen sein müssen. *l* + *R* war *ll* geworden in *prǽll* aus **prǽ(h)lR*; denn me. *thrall* zeigt eine Vokalverkürzung (schon ae. *prœll*), die nur aus dem Nominativ an. *prǽll* zu verstehen ist Sweet HoES[2] 341. Ferner setzt me. *tit(e)* 'schnell' als Vertreter von an. *titt* Neutr. (zu *tídr*) aus urnord. **tidat* junge Synkope und Assimilation voraus; ähnliches gilt von me. *þwert* aus an. *þvert* für urnord. **þver(h)at*; über *forgart* s. Brate PBB 10, 41.

Verklingen von germ. *w* vor germ. *ŏ ŭ* lässt sich konstatieren durch *Oden Odon* (Wulfstán 197, mein ags. Leseb. S. 60) = echtangls. *Wōden*; *Ulf Orm* als Eigenname für **Wulf Worm*, me. *ǭker* an. *ókr* (aus **wókr*), me. *ēpen* an. *ǽpa* aus **vǽpa* (= ae. *wēpan*) Brate PBB 10, 40.

Bezüglich des *n* sind ae. *Anlaf* aus an. *Aleifr* (für *āl- anl-*) oben p. 423 sowie ae. *Inwær* (Laud Mscr. der Chro. *Iwer*, aber Asser im Leben Alfreds zeigt die Mittelstufe *Hinguar*) aus an. *Ivar* sowie *Anwynd* als urnord. Formen wertvoll. Anderseits begegnet *þór* aus *þõrR* = nord. *þór*, Wulfst. (ed. Napier) 197 und mein ags. Leseb. p. 60, sowie in Eigennamen, z. B. *þóred* = an. *þóroddr*. In der Periode der engl. Entlehnungen war urnord. *nþ* bereits zu *nn* geworden, wie die nord. Eigennamen *Gunner* (Chro. 966), *Gunnild* (Chro. 1045), *Gunwaru* (inschriftl.), *Gunleof* (Münzen) lehren (sie entsprechen echt engl. Kompositis mit beginnendem *gúđ-*); von später bezeugten Lehnworten kommen in Betracht me. *skin* = an. *skinn* (urnord. **skinþa-*) sowie me. *sannen* = an. *sanna* (urnord. **sanþôn*).

Über die Vertretung von nord. *đ* im Inlaut durch *d* und *th* in Lehnworten muss ich Beobachtungen einer speziellen Behandlung der skand. Lehnworte im Engl. überlassen; es überwiegt *th* wie in ae. *Odon* me. *grith greithe greithen tithende hęþelt þeþen heþen lithen*; ae. *scægþ*; aber *d* inlautend in me. *adlen*, *kid* aus an. *ǫđla*, *kiđ*. Besondere Beachtung verdienen die um 900 bezeugten nord. Eigennamen ae. *Hareld*, *Godrum*; später inschriftl. *Hawarth*.

Noch in einem besonders bedeutsamen Zuge äussert sich der nord. Einfluss in England; es sind nicht bloss Stoffworte aus dem Skand. entlehnt, sondern auch Formworte, besonders Pronominalworte. Derartiges begegnet wohl nur selten auf andern Sprachgebieten. Wir sehen daran, wie intensiv die beiden Elemente sich gemischt haben müssen. Und zwar schon am Schluss der ags. Zeit. Das evidenteste Zeugnis ist das *hanum* 'sich' (an. *hǫ́num*) der Inschrift aus Aldborough, Holderness (Yorksh.) *Ulf het aræran cyrice for hanum and for Gunware saula* bei Stephens ON. Run. Monum. I, XXIII mit den nord. Namen *Ulf* und *Gunwaru*, und dieses *hanum* steht durchaus nicht so vereinzelt da. In den von Reimann, Berlin 1883 behandelten Evangelien aus dem 3. Viertel des 12. Jahrhs. begegnen, worauf mich Napier hinweist, neben dem entlehnten nord. *caisere* auch die Pronominalformen *þæge* = an. *þeir* (Reimann p. 100) sowie *þaþen* = an. *þađan* (Reimann p. 8). Und damit stimmt das Me. überein mit seinen dem Nord. entlehnten *þei þeire þeim* (*þei* ist das eben angeführte *þæge*). Dazu kommen me. (nördl.) *héþen* (südengl. *hennes* aus ae. *heonan-e*) = an. *héđan*; me. *thethen* = adän. *þæþæn* für das eben angeführte *þaþen* = aisl. *þađan*. Hierher gehören noch *sum* 'wie', *at* 'dass', auch me. *munen* 'müssen', auch *umbe* (Orrm *þätt wę̄ nú mǽlenn ümmbe*) aus an. *umb*.

Auch *þöh though* aus urnord. **þöh* (gemeinnord. *þó*) für ags. *þéah* me. *theigh* und die seit dem 12. Jahrh. auftretende Präposition *frā frǫ* für ae. me. *from* kommen in Betracht. Übernommene Flexionsformen des An. sind me. *thwert* (an. *þver-t*), me. *scant* aus *scam-t* zu an. *skammr*; me. *want* kann an. *van-t* sein, aber auch sekundär aus dem Verb *wanten* = an. *vanta* abgeleitet sein; ferner me. *tit tite* Adv. = an. *titt* zu *tiđr*. So sind auch einige Media wie an. *bađa-sk bua-sk* ins Me. übernommen: *basken busken*.

Einige Adverbia von mehr formellem Charakter zeigen sich im Me. wie *sę̄r* an. *sér*, *immes* 'wechselweise' an. *ýmess*; *allegate algate* an. *alla gǫtu*; *ei ai* 'immer' an. *ei*; beachte auch me. *oc* 'und' (= an. *ok*) in *ei oc ei* bei Orrm; *helder* (in *never the helder*) an. *heldr*; *enker* (in *enker gręne*) an. *einkar*.

Um 1200 finden wir landschaftlich das an. Abstraktsuffix *-leikr* in grosser Produktivität; Orrm verwendet Suffix *-leik* in etwa 30 Worten, worunter zahlreiche englische wie me. *clęnleik gódleik idelleik faierleik hardleik ferdleik*. — Vielleicht ist das im Me. so produktive Verbalsuffix *-nen* auf einen an. Typus zurückzuführen; wenigstens sind die ae. Belege dafür nicht zahlreich. — Vereinzelt steht das skand. Suffix in Orrms *shǽwerrne* 'showing', sowie in *bürþerne*

(H.-Meid.) 'Schwangerschaft'? Auch ganze Wendungen wie ae. *stefna settan* Chro. 1052, *mál up beran* Chro. F 1051, *eorldóm tó handa settan* Chro. 1048, *grið settan* Chro. 1052, *of mále scylian* Chro. C 1049 scheinen gänzlich dem Nord. anzugehören. Interessant ist auch zu sehen, wie einigen nord. Worten engl. Worte nachgebildet werden; cf. oben in unserer Liste ae. *heafldesmon;* instruktiv ist in dieser Beziehung Orrms *kǿme* 'Ankunft' als engl. Nachbildung zu an. *kváma.*

In grossem Umfang hat der nord. Einfluss sich sprachlich in ae. Zeit nicht äussern können, weil die Literatur wesentlich im Süden gepflegt wurde, wo derselbe am schwächsten war. Mit der me. Zeit treten in allen Denkmälern zahlreichere Lehnworte auf, und es lässt sich von der me. Zeit aus der Rückschluss machen, dass einzelne Gebiete, die von Skandinaviern besetzt waren, im 11. und 12. Jahrh. eine Mischsprache aus Nord. und Engl. angenommen haben.

Die dialektische Provenienz der nord. Lehnworte im Engl. ist noch nicht hinlänglich untersucht. Der Name *Dani*, welchen die Nordleute allgemein im Abendlande hatten, beweist nichts. Aber die Angabe der Sachsenchronik, die ersten Nordleute seien aus *Hæredaland* — dem *Harthae-Syssel*, jetzt *Harsyssel* in Nordjütland — beweist, dass wirklich Dänen bei der Okkupation beteiligt waren, und dazu stimmt auch der Nachweis E. Brates PBB 10, 67, dass die nord. Lehnwörter des Orrmulum dän. Lautcharakter zeigen. Orrms *bóþe* 'Bude', *gress* 'Gras', *bule* 'Ochse', *bulaxe* 'Axt', *usel* 'armselig', *summ* 'wie' stimmen nicht zu den entsprechenden isländ.-norweg. Worten, sondern zu dän. (-schwed.) *boþe gres bul bulөx usæl sum.* Dieser Beweis hat natürlich nur lokale Gültigkeit; norweg. Einfluss ist für andere Lehnworte wie für me. *boun* 'bereit' (dän. vielmehr *boin* = me. *bǫ́ne*) nicht ausgeschlossen; vgl. me. *wǫng* aus isl.-norweg. *vǽngr;* me. *rǫ́t* aus isl.-norweg. *rót* (auch dän. *rót*)? Ferner ist me. *bǫ́ne* 'Bitte' das norweg.-isl. *bón* (dän.-schwed. mit Umlaut *bøn*); spät ae. *þaðan* = isl. *þaðan*, aber me. *þeþen* = adän. *þæþan.* Me. *basken busken* beruhen auf den westnord. Infinitiven *baðask búask.* Unzweifelhaft liegen im Me. westnord. wie ostnord. Einfluss (ne. *clint* und *clet* im NEDict.), aber ausser Brates Nachweis PBB 10, 67 fehlt jeder Versuch, die genauere Herkunft der nord. Lehnworte näher zu bestimmen. — Es stehen auch sonst Zeugnisse zu Gebote, dass Nordländer aller Stämme und Lande in England im 10.—11. Jahrh. waren. Es sei daran erinnert, dass Erich Blutaxt — ein Norweger — vorübergehend König in York (Chro. 948. 954) war; es sei an die Egilssaga Skalagrimssonar sowie an die Gunnlaugssaga Ormstunga erinnert, woraus wir vom Aufenthalt isländischer Skalden (Orrms *skáld* 'Dichter' hat die spezifisch isländ. Dehnung vor *ld*, isl. *skáld*) in England hören. Leider fehlt noch die angekündigte Arbeit F. York Powells 'Scandinavian Britain'; sie würde, wenn sie das historische und das archaeologische Material zusammen mit den Zeugnissen der nord. Sagenliteratur vorführte, dem Sprachhistoriker vorarbeiten.

An. *vr* im Anlaut ist nach Iessen ZfdPh 3, 27 in Schweden, Dänemark und einem grossen Teil des südlichen Norwegens noch heute erhalten, während es auf Island und an der ganzen Westküste Norwegens — der Heimat der Isländer zu *r* geworden ist. Da Island mit seinem Mutterlande hierin zusammengeht, ist dieser Wandel von *vr* zu *r* im Anlaut wohl schon vor 900 vollzogen, und da in me. Lehnworten wie *wrǫng* aus an. *(v)rangr' wrǫ́* 'Winkel' aus an. *(v)rá* das *wr* besteht, ist die Heimat der Wikingen, welche dem Englischen Spuren aufgeprägt haben, nicht an der norwegischen Westküste zu suchen; allerdings scheint es eine Gruppe von Lehnworten zu geben, welche für urnord. *vr* im Anlaut doch me. *r* zeigen: me. *rǫ́te* 'Wurzel' nord. *rót* aus **vrót* (ahd. *wurz*), me. *runkel* aus urnord. *wrunkala* (an. *hrukka*).

Im allgemeinen scheint sich der Mischungsprozess so vollzogen zu haben, dass skand. Worte neben den urverwandten engl. Platz nehmen und diese dann schliesslich ganz verdrängen; so verhalten sich die originalenglischen me. *á-ǫ swǫn wǫ wǫthe wǫc blǫc wlǫtin* (ae. *wlátian*), *lǫken* zu den dem Nord. entlehnten me. *ai-ei swein wei weithe weik bleik leiten leiken;* neben ae. *bę̄n*, me. *bęne* stellt sich *bǫne* aus an. *bón*, neben ae. *néat* ein me. *nout* (an. *naut*), neben *answeren answere* me. *sware* 'Antwort', *swaren* 'antworten' aus an. *svar svara*, neben ae. *ege*, me. *eie* - me. *awe* aus an. *age*, neben ae. *byrne* me. *brünie* aus an. *brynja*, neben ae. *gėmen (gýmen)* me. *ȝėme* das me. *gǫme* aus an. *gaum*, neben *blossme* ein *blǫme* aus an. *blóme*, neben me. *rėden rėden* ein me. *rǫthen* aus an. *ráda;* vgl. noch me. *ȝest—gest, ȝiven—given, ȝiten—geten* Angl. Anz. 5, 83; so ist me. *nevenen* das an. *nefna* (aber ae. *nemnan*), me. *serk* das an. *serkr* (ae. *syrće*). Und für ae. *ǽg* 'Ei' behält der Süden lange die Form *ey* Plur. *eiren*, während nördl. das nord. *egg* herrschend wird; vgl. wegen der Geographie dieses Wortes die instruktive Notiz Caxtons in seinen Eneydos 1490 (Skeat, *Principles* § 434).

Die lautlichen Kriterien für nord. Lehnworte sind folgende:

1. der Diphthong *ei ai*, wo er mit an. *ei* zusammentrifft; der echt engl. Reflex für an. *ei* wäre *á* (me. *ǫ*) und mit Umlaut *ǽ* (me. *ę̄*). Hierher gehören ae. *sceip*, me. *pei peire peim swein greive beise bein weithe teit wei weik bleik leiten leiken reisen heilen greithen beiten;* selten nur erscheint *ę̄* als me. Vertreter von an. *ei*, vgl. *lęȝe léie* = adän. *leghæ* (= an. *leiga*) PBB 10, 48; vereinzelt *godlék*.

2. für an. *au ǫu* erscheint in me. Lehnworten *ou au:* Orrm *dounen nout south roust goulen hough lous. ǫ* vertritt an. *ou* in ae. *óra*. isl. *ourar;* ae. *rǫda* an. *roude* Sievers PBB 9, 107; in me. *gǫm gǫme*, an. *goumr goum;* me. *lǫs*, an. *louss;* me. *stǫp*, an. *stoup* Zupitza Angl. A. 7, 152; wohl auch in früh me. *scǫne* gegen echt engl. *schęne*, ferner in *windǫwe* aus *windǫge*, an. *vindauga*.

3. anlautendes me. *sk* - in genuin engl. Worten unmöglich, weil urengl. unter allen Umständen *sć* dafür eingetreten — ist in echt germ. Worten der me. Zeit durchaus ein Kriterium der nord. Herkunft; hierher gehören *skin sky skil skęte skęre skerren skirpen skemten skir screnken scǫre skáld skalle scǫle;* Doppelformen zeigen sich, wenn ein nord. Wort neben das gleiche engl. Wort tritt: me. *shathe—scathe*, me. *shiften—skiften, shęne—scǫne, shir—skir*. Im Inlaut ist *sk* ebenso ein Beweis für nord. Ursprung (abgesehen von me. *sk* = ae. *x* in me. *asken*, ae. *áxian*); vgl. me. *beisk menske* aus an. *beiskr menska*. Daher auch me. *busken basken* aus an. *búask baðask*.

4. Gutturale, wo in echt engl. Worten Palatale zu erwarten wären, sind Beweis für nord. Ursprung: me. *ketel*, an. *ketell* (me. südl. *chetel* = ae. *ćetel*); me. *kevel*, an. *kefle;* me. *serke*, an. *serkr* (ae. *syrće*); ae. *(sǫl)merce*, me. *merke* aus an. *merke;* me. *mirke* aus an. *myrkr* (ae. *myrće*). Für me. *given geten gest*, die nicht aus ae. *ȝifan ȝitan ȝest* entstanden sein können, habe ich Angl. Anz. V, 83 nord. Einfluss vermutet. Vgl. noch me. *kid* aus an. *kid*, me. *kippen* aus an. *kippa*. Anderseits sind Worte mit Palatalen der skand. Entlehnung niemals zu verdächtigen: also echt engl. sind me. *bicche* und *racche;* ne. *ledge* ist nicht an. *logg*, sondern wohl identisch mit ae. *legge* AhdGl. I, 460; *ȝeien* 'clamare' ist nicht entlehnt aus an. *geyja*, sondern diesem urverwandt. Aber me. *awne* und *faunen* entstammen eher dem an. *ogn* und *fagna* als dem ae. *æȝene* und *fæȝenian* (schon spät ae. begegnet *fagenian*). Und me. *mai* 'Jungfrau' kann ebensogut ae. *mǽg* 'Jungfrau' als an. *mǽr mey* sein. Beachtenswert ist me. *freinen geinen* aus an. *fregna gegna*, wo das innere *g* wie ae. *ȝ* behandelt ist.

Nur in geringem Umfange zeigen sich bei den Entlehnungen Lautsubsti-

tutionen. *e* ist das etymologische Aequivalent für die an. Brechung *ja*, daher me. *skerr* aus an. *skjarr*, me. *sterne* aus an. *stjarne*, me. *derf* aus an. *djarfr*, *terne* aus an. *tjǫrn*, *herne(s)* aus an. *hjarne*. An. *iu io* – dem Ae. *éo* gleichwertig — erscheint im Me. als *ę́* in *męke skęte* aus an. *mjúkr skjótr* Zupitza AfdA II, 7. An. *ǽ* wird durch *ę́* im Me. substituiert: me. *slęgh* (*sleigh*) aus *slǽgr*, *sęmelle* aus an. *sǽmelíga*. Für an. *ý* tritt wie für ae. *ý í* ein; vgl. me. *biggen* aus *byggja*, *trigg* aus an. *tryggr*, *kindlen* zu an. *kyndell*, *flitten* zu an. *flytja*; *sit* 'Schmerz' aus an. **sýt* (bezeugt nur *sút*) PBB 10, 56; ne. *billow* me. **bilwe* **bilȝe* aus an. *bylgja*; *immess* (an. *ýmess*), *stiresman* (an. *stýremadr*). Eine weitere Substitution ist me. *ei ai* für an. *ey* in *cairen lainen naiten snaipen traisten* = an. *keyra leyna neyta sneypa treysta*; hierher vielleicht me. *may* aus an. *moy*?

Von einem kontinentalgerm. Einfluss auf die engl. Sprache kann so lange nicht geredet werden, als es an einer eingehenden Spezialuntersuchung darüber fehlt. Mir scheint derselbe mindestens überschätzt zu werden. Denn manches me. Wort, das aus dem Niederländ. hergeleitet wird, kann echt englisches Material sein, das erst spät in die Literatur tritt; vollends me. Formworte wie me. *though* als Entlehnungen aus dem Ndl. zu betrachten scheint mir verfrüht, bis der ndl. Einfluss an einem umfassenden Material von Stoffworten unumstösslich bewiesen ist. Was an sicheren kontinentalen Beziehungen vorliegt, ist Folgendes:

Innerhalb der ae. Zeit zeigt sich in dem Teil der poetischen Genesis (der sog. Cædmonschen Genesis), welchen Sievers in seinem Aufsatz 'der Heliand und die ags. Genesis', Halle 1877 auf ein altsächs. Original zurückführt, mannigfache sprachliche Spuren von sächs. Einfluss; derselbe ist aber für die weitere Entwicklung des Engl. sprachlich ganz irrelevant. Gleiches gilt wohl von den PBB 9, 446 behandelten Einzelheiten in dem von Lumby herausgegebenen Gedicht *Be dómes dæge* EETS 65. Anderseits findet sich auf dem deutschen Kontinent altengl. Einfluss: ahd. *der heilago geist* aus ae. *sé hálga gást* (früh oberd. *der wîho âtum*), ahd. *gotes spell* aus ae. *godspell*, ahd. *tuomes tac* aus ae. *dómes dæg* (echt ahd. *der jungisto tac*) sind Nachbildungen engl. Originalwendungen, welche in Deutschland Wurzel gefasst haben. Dagegen ist das merkwürdige Gemisch von Englisch und Deutsch, das sich im zweiten Basler Rezept (MSD[2] 175) findet, sprachgeschichtlich völlig wertlos, weil ohne Folgen und Einfluss.

Über deutsches Eigennamenmaterial in England ist nicht viel zu sagen. Man bezeichnete die Ostsee mit dem deutschen Namen (Älfreds Oros. p. 16 *Ostsǽ*, nicht **éastsǽ*). Sonst begegnen einige deutsche Kaisernamen, sowie geographische Namen.

Innerhalb der me. Zeit ist kontinentaler Einfluss kaum in einem einzigen Worte sicher. Denn das Wort *keiser*, das schon in den mkent. Evangelien des 12. Jahrhs. vorkommt, mag zunächst durch die Dänen importiert sein. Am wahrscheinlichsten ist noch für me. *grǫte*, ne. *groat* irgend eine ndl. ndd. Quelle zu vermuten; dann auch me. *pilgrim* aus hd. *pilgrim*, me. *stout* aus ndl. *stout*; me. *gessen* = ndl. *gessen*; unsicher ist me. *oure*, ne. *hour* aus ndl. *uur*; über me. *reisen* = mhd. *reisen* Zupitza Litteraturzeitg 1885, 608 sowie Acad. 1887 Nr. 827. Zu Shakespeares Zeit treffen wir an ndd. ndl. Lehnmaterialien *crants* 'Kranz', *deck* 'Schiffsdeck', *frolick*, *geck* 'Narr', *guilder* 'Gulden', *rover* 'Seeräuber', *canakin* 'Kännchen', *leaguer* 'Lager', *uproar* 'Aufruhr', *burgomaster*. Bei Spenser begegnen die dem Hd. entlehnten *wasserman* und *younker*. Anderes bei Skeat Principles I, 485.

Die nahe Berührung mit einigen Kontinentaldialekten, zusammen mit der Möglichkeit von Lautsubstitutionen, erschweren die Aufgabe, ndd. Wortmaterialien im Englischen deutlich zu erkennen. Denn das späte Auftreten von einzelnen

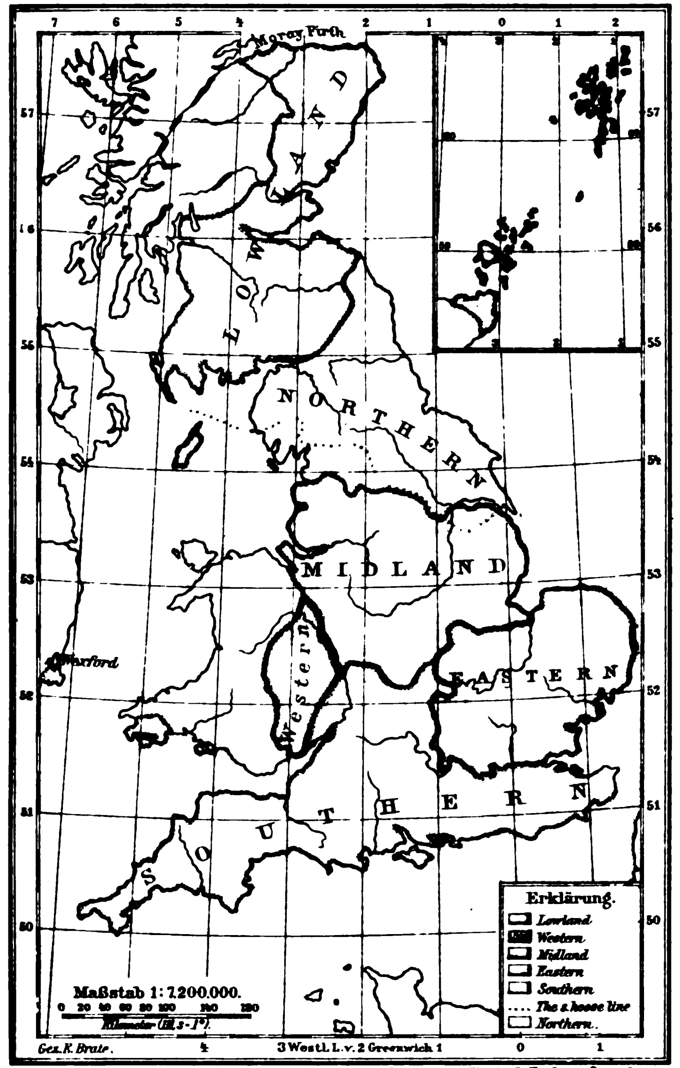
ENGLAND IM X. JAHRHUNDERT.
nach J. R. Green und J. C. H. R. Steenstrup.

Erklärung.
Wessex
Mercia
Ostangeln
Northumberland
Briten
Nordischer Einfluss
Grenze des Dänelags
Alter Sitz der Jüten.

Maßstab 1: 6.000.000.

F. A. Brockhaus' Geogr. artist. Anstalt, Leipzig.

ENGLAND, DIALEKTE DER NEUZEIT.
nach A. J. Ellis.



Verlag von Karl J. Trübner, Strassburg.

Worten wie *boie brink* ist noch kein Kriterium, Entlehnung für dieselbe anzunehmen. Möglichkeiten sind leicht aufgestellt, am ehesten liesse sich noch für die südenglische Küste ndl.-fries. Einfluss vermuten. Dialektworte wie das kent. *flinder* 'Motte, Schmetterling' oder *reinerd* 'Fuchs' möchten noch am nächsten auf das Ndl. hinweisen.

Hier dürfte nun der Ort sein, den organischen Charakter des einheimischen engl. Wortmaterials in der Kürze zu behandeln. Das urengl. Wortmaterial wird durch manche Berührungen mit dem Ndl., Fries. und Ndd. gekennzeichnet: *sinc* 'Schatz', *elde ylde* 'Menschen', *ǽdre* 'alsbald', *fǽmne* 'Jungfrau', ae. *brægen* 'Gehirn', *bǽg* 'Beere', *bysig* 'geschäftig', *cǽge* 'Schlüssel', *mist* 'Nebel', *dréahnian* 'seihen', *wógian* 'werben' haben nur im Ndl.-Fries.-Ndd. nahe Verwandte; wir zählen zu dieser Gruppe die dem Oberdeutsch der älteren Zeit fremden Wortstämme ae. *gréat* 'gross', *hæle* 'Held', *hopian* 'hoffen', *métan* 'begegnen'. Einige mythologische Worte wie ae. *púca púcel* (EStud. 11, 415) oder *Mettan* (holstein. *Metten* Simrock Myth. 342), noch deutlicher aber die Übereinstimmung von Ortsnamen wie ae. *Hripum* (= Schlesw. *Ripen*) könnten, wenn die Untersuchung sich diesen Problemen schon ernsthaft zugewandt hätte, die Frage nach der Urheimat der Angelsachsen bedeutend fördern. Anderseits fehlen einige markante asächs. Worte im Ae. gänzlich wie *wâr* 'wahr', *dôian* 'sterben', *dôpian* 'taufen', *bilidi* 'Bild', *thiorna* 'Mädchen', *hêrro* 'Herr', *trâhni* 'Tränen', *strîd* 'Streit'.

Positiv charakterisiert wird der ae. Wortschatz durch einzelne echt germ. Worte oder Wortbildungen, von denen kein anderer germ. Dialekt — auch nicht die nächstverwandten etwas wissen. Isoliert innerhalb der germ. Sprachfamilie stehen uralte Komposita wie ae. *hláford hlǽfdige geréfa weofod* oder Ableitungen wie *blétsian*; an Simplicien seien genannt ae. *cépan cidan clepian prág gyltan bréme clúd bridd atol gidd hléne*. Mehrfache Bedeutungsspezialisierungen zeigen sich; so in ae. *myrge* 'heiter', *rǽdan* 'lesen', *béam* 'Strahl', *fǽle* 'lieblich', *mǽnan* 'klagen'.

In der me. Zeit hat der literarische Wortschatz ein verändertes Aussehen. Viel des agerm. Materials, das mit der allitterierenden Dichtung verwachsen war, begegnet zuletzt bei Laȝamon, der sich hier wie sonst als letzter Ausläufer der ae. Zeit repräsentiert. Es verklingen Worte wie ae. *sige gúþ hild wíg—wiga wér wine méce þéoden fréa mægeþ swéor—swéger módrie snoru*; ferner *neorxnawong máddum úhte ticcen ýþ* u. s. w. Neues Wortmaterial tritt nach 1200 in die Literatur, in der es in ae. Zeit — vielleicht in Folge des westsächs. Charakters der ae. Literatur — verbannt war; me. *tǫr—tęre* 'schwer', *bigg* 'stark', *tall* 'gross', *bald* 'kahl', *wicke(d)* 'gemein' und *slęt* 'Schlosse', *douke* 'Ente', *ladde* 'Bursche', *lasse* 'Mädchen', *boy* 'Knabe' sowie *killen* 'töten', *smellen* 'riechen' u. a. kommen hier in Betracht. Dann treffen wir gute alte Worte der ae. Zeit im Me. in neuen Bedeutungen, welche theilweise auf nord. Einfluss zurückgeführt werden können; am auffälligsten sind ae. *dréam* 'Jubel': me. *drę̄m* 'Traum', ae. *bréad* 'Bruchstück': me. *brę̄d* 'Brot' (ae. *swěfn* 'Traum', *hláf* 'Brot'), ae. *bǽded* 'gezwungen': me. *badde* 'schlecht', ae. *sæd* 'satt': me. *sad* 'traurig', ae. *clúd* 'Fels': me. *cloud* 'Wolke', ae. *blóma* 'Metallklumpen': me. *blóme* 'Blume'. Sonst zeigen sich im Me. einige sekundäre Wortableitungen, die dem Ae. noch fehlen: me. *bilden* (ae. **býldan*) ist jung bezeugte Umlautsbildung zu ae. *bóld*; vgl. noch me. *talken walken* zu ae. *tellan weallian* oben S. 381. —

§ 5. Der wichtigste Einfluss, welchen die engl. Sprache von 1000 n. Chr. bis zur Regierung der Elisabeth erfuhr, der frz. Einfluss entzieht sich hier unserer Betrachtung, da demselben alsbald ein spezieller Anhang gewidmet wird. Wir schliessen unsere Betrachtung der Geschichte der Lehnworte im Engl. mit

einem kurzen Hinweis auf die wesentliche Erweiterung, die der engl. Wortschatz in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhs. vom Spanischen erfahren hat.

In derselben Kulturströmung, welche sich stilistisch im Euphuismus des Zeitalters der Elisabeth äussert (Landmann *Euphuismus* 1881), bemerken wir zahlreiche span. Lehnworte, welche durch auffällige Suffixe leicht erkennbar sind. Wir führen hier nur solche auf, welche sich vor dem Jahre 1650 im Engl. belegen lassen. Ein grosser Teil derselben gehört der militärischen Begriffssphäre an: *ambussado armado barricado bastinado—bastonado bezoar bravado brigado canvassado camisado cavaleiro croysado duello pallizado poinado pommado reformado strappado.* Andere Lehnworte dieser Periode beziehen sich auf das Leben der vornehmen Welt: *borachio carbonado muscata moccado pomada panado pistacho steccado;* ferner noch *alcatras alhidada basta cargo entrada figo gambado malhecho passado tornado.* Span. Vermittelung scheint zum ersten Male amerikanische Sprachelemente zu Shakespeares Zeit in England heimisch gemacht zu haben: um 1600 begegnen die der neuen Welt entstammenden *cannibal canoa maiz potato* und *tobacco.*

Im Gegensatz zum span. Einfluss scheint das italien. Element zur Zeit Shakespeares im Engl. nicht gerade mächtig gewesen zu sein; aus Murrays NEDict. entnehme ich *bandetto bonaroba bordello canto caprichio carnival ciarlitano* sowie die auffällige italianisierende Bildung *braggadocchio.*

Über span. und ital. Lehnworte bei Shakespeare s. Al. Schmidt Shak.-Wb. ² II, 1426. Das wertvollste Hülfsmittel für engl. Wortgeschichte ist das von Dr. Murray begonnene NEDict., das uns vielfache Dienste geleistet hat.

Es ist bei so massenhaftem Import fremder Sprachmaterialien nicht verwunderlich, dass das einheimische Sprachgut abnahm; die Fremdlinge verdrängten vielfach einheimische Worte. 1594 wird von einem Anonymus (P. Gr.) — in der *Grammatica Anglicana,* Cambridge — *Vocabula Chauceriana quaedam selectiora et minus vulgaria* für die Freunde Chaucerscher Muse zu einem Glossar zusammengestellt. Speghts Chaucer-Ausgabe 1602 enthält ein Glossar dunkler Worte des me. Dichters, was in den Ausgaben von 1542 und 1561 noch nicht nötig erschien. Und Edm. Spenser, der — obwohl gewiss kein eigentlicher Gegner der roman. Lehnworte — übermässig archaisiert und alte unbekannt gewordene Worte und Wortformen bes. Chaucers anwendet (darüber vgl. E. K. in der Widmung zum Schäferkalender sowie G. Wagner *Spenser's Use of Archaisms,* Halle 1879), erhält dafür 1589 einen verdienten Seitenhieb von Puttenham *Art of Poetry* 157. Später bot Cockerams Dictionary 1626 neben den Fremdworten auch die archaischen mit Interpretamenten. Ein juristisches Fremdwörterbuch erschien 1607 unter dem Titel *the Interpreter or Book containing the significations of Words,* verfasst von Dr. John Cowel.

§ 6. Puristische Strömungen. Kaum existiert eine zweite Sprache, welche in dem Zeitraum von etwa einem Jahrtausend ihre Physiognomie so geändert hat wie das Englische. Abgesehen von den Auslautsgesetzen, welche den einsilbigen Typus des Engl. bedingen, ist es vor allem durch den grossen Mischungsprozess geschehen, welcher vom Nord. und Lat.-Franz. aus den Sprachtypus verändert hat. Es handelt sich dabei nicht ausschliesslich um die Lehnworte, sondern ebenso um entlehnte Laute und — was noch tiefer einschneidet — um entlehnte Formworte und entlehnte Typen der Wortbildung; einzelnes davon kommt erst in den späteren Kapiteln zur Sprache. Hier soll in der Kürze von Reaktionen gesprochen werden, die sich im 16. Jahrh. gegen den andauernden Import neuerer Lehnmaterialien zumal aus dem Lat.-Frz. erheben. Für die Fortdauer dieser Einflüsse ist Conr. Gessner im 'Mithridates' 1555 ein wichtiger Zeuge; er konstatierte — wohl auf Grund

von mündlichen Berichten des John Bale —, dass im Beginn des 16. Jahrhs. das Engl. durch das Aufkommen neuer Lehnworte ein ganz verändertes Aussehen angenommen habe.

In der That, mit dem Beginn des 16. Jahrhs. hatte der engl. Wortschatz eine ganz andere Physiognomie als am Ende des 15., und was anfänglich nur der höheren Literatursprache angehörte, drang rapide in die lebendige Sprache des Volkes. Als Tindall 1526 das Neue Testament ins Engl. übersetzte, machte er sich schliesslich Vorwürfe, dass er so manches fremdartige Wort gebraucht hatte, und zu einigen Büchern des alten Testamentes gab er später Anmerkungen, worin er Worte wie *firmament vapour grace dedicate consecrate polute reconcile sanctify defile* u. a. glossierte. Eine etwa gleichzeitige Vigonübersetzung, auf die mich Mr. Bradley verweist, bietet ein Glossar der dunkeln Worte, worin u. A. Worte wie *accident attractive infusion inspiration insensible local repletion restauration* kommentiert werden. 1530 erklärt Sir Thomas Eliot Worte wie *maturity industry modesty magnanimity temperance sobriety* für seltsam und dunkel. Sir John Cheke, der gelehrte Cambridger Professor, war den fremdsprachlichen Elementen des Engl. abhold; um dem grossen Publikum ein verständliches reines Englisch zu bieten, begann er eine Übersetzung des Neuen Testamentes (Matthaeus-Übersetzung ed. Goodwin, London 1843), worin er an Stelle der althergebrachten *publicans centurion apostles lunatic* und *to crucify* einheimische Worte wie *tollers hundreder forsend moond* und *to cross* anwandte.

Palsgrave, der gelehrte Grammatiker, machte eine Übersetzung des Acolastus 1529 mit dem ausgesprochenen Programm, die reiche einheimische Phraseologie (pure english words and phrases) darin im Gegensatz zum neumodisch latinisierten Englisch zu verwenden. Ebenso sind Roger Ascham (Toxophilus 1545) und Thomas Wilson (Art of Rhetorik 1553) Gegner der modischen Fremdwörtersucht. Richard Willes 1577 hält für entbehrliche Entlehnungen Worte wie *despicable destructive homicide obsequious ponderous portentous prodigous solicitate antique dominator*, wofür er engl. Entsprechungen kennt und nennt.

Puttenham (Art of Poetry, 1589 ed. Arber-Repr.) macht p. 159 einen verständigen Unterschied von wissenschaftlichen term. techn., die fremdsprachlich sein dürfen, und entbehrlichen lat. Modeworten; für *audacious egregious implete compatible facundity* will er *bold great-notable replenished agreeable in nature* und *eloquence* gebrauchen; Neulinge sind nach ihm auch *function method idiom impression numerous obscure penetrate refining savage*.

Wir erwähnen noch Ben Jonsons Poetaster (1601) V, 1, worin zahlreiche neumodische Worte wie *retrograde defunct turgidous conscious strenuous fatuate furibund* u. a. verspottet werden.

§ 7. Schriftsprache. Die Entstehung derselben ist noch völlig dunkel. Während in Deutschland ein deutliches Kennzeichen für die Entstehung der neueren Schriftsprache besteht — nämlich der Bruch mit der traditionellen Orthographie — ist in England das Problem dadurch so undurchsichtig geworden, dass nie ein eigentlicher Bruch mit der herkömmlichen Orthographie eingetreten. Mit dem Lautwandel ist die Orthographie nicht vorangeschritten, sie ist vielmehr auf dem mittelalterlichen Standpunkt stehen geblieben, obwohl während des 15. Jahrhs. grosse Lautwandelungen den phonetischen Charakter des Englischen total verändert haben.

Versuchen wir durch den Lautcharakter der Dialekte den eigentlichen Herd der ne. Schriftsprache zu finden, so dürften folgende Landschaften an der Entstehung der seit Caxtons Zeit bestehenden Literatursprache keinen wesentlichen Anteil haben; Ellis' monumentales Werk über die ne. Dialekte mit seinen zwei Sprachkarten liefert hier das Beweismaterial.

Kent und Ost-Sussex kommen nicht in Betracht, weil sie *d* für die schriftsprachlichen Laute *þ d* in *dis dat dose dumb dorn* für *this that those thumb thorn* haben. Der Südwesten fällt mit seinen anlautenden *z* und *v* für *s* und *f* gleichfalls ausser Betracht: Cornwall, Somersetshire und Devonshire — *Zedland* genannt — haben *vour vive vish vox, zea zet zailor zing* für *four five fish fox, sea set sailor sing*. Me. *ę* bleibt in West-Cornwall und in Devonshire bewahrt: *dail* 'deal', *mait* 'meat', *bait* 'beat', *clain* 'clean', *aise* 'ease', *say* 'sea'; daher heisst der Buchstabe *e* dort noch heute *ai* (Earle *Philology of the Engl. Tongue* § 104). Der Westen zeichnet sich noch durch Beharren der alten *ī* (ne. *ėi*) aus: *to sheen* 'shine', *cheem* 'chime', *keenly* 'kindly', *cheeld* für *child* (*tšīld* für *tšėild*) aus West-Cornwall; auch in Kent begegnen *deek* ae. *dīc*, *meece* ae. *mýs*, *heeve* ae. *hýf*, *sheer* ae. *scīr*. So kann auch der Norden Englands für die Genesis der ne. Schriftsprache nicht in Betracht kommen wegen der nicht diphthongierten *ū* (ae. me. *ú* = ne. *ǒu*): *doon goon coo pronoonce noo roond doot* für *down gown cow pronounce now round doubt* u. s. w. bestehen in Ost-Yorkshire, Nordwest-Lincolnshire, Whitby und nördlich, und ebendaselbst herrschen *amang sangs tangs* für *among songs tongs*.

An dem wesentlichen Gesamtcharakter des Lautsystems der engl. Literatursprache haben demnach der Norden und der Süden gleichmässig keinen Anteil. Es fragt sich, ob etwa genauere Angaben über die Heimat des Schriftenglischen zu ermitteln sind.

Ten Brink, *Chaucer-Gr.* p. 1—4 legt die Anfänge der Schriftsprache in die zweite Hälfte des 14. Jahrhs. und erkennt für das 15. Jahrh. den Einfluss Chaucers als massgebend an: »Wiclif hat grosse Massen des Volkes auf die Annahme einer gemeinsamen Schriftsprache vorbereitet; Chaucer aber ist der Urheber der literarischen Bewegung, der diese Sprache während der nächsten Jahrhunderte ihre Ausbildung verdankte.« Nach ten Brink ist demnach die ostmittelländische Sprache Londons der eigentliche Herd der Schriftsprache, und dieser Ansicht schliesst sich auch Morsbach in seiner Schrift *Über den Ursprung der ne. Schriftsprache*, Heilbronn 1888 an, indem er ausser der von ten Brink behandelten Literatursprache noch die Londoner Urkundensprache von 1380—1430 untersucht und damit ten Brinks Beweis ergänzt. Morsbach findet im allgemeinen eine wesentliche Übereinstimmung von Londoner Literatur- und Urkundensprache, konstatiert aber, dass ursprünglich der Londoner Dialekt ein südsächs. war, aber nach und nach mittelländisch wurde.

Hierzu stimmt denn auch das Zeugnis Puttenhams, nach welchem London und seine nähere Umgebung als die Heimat des guten Englisch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhs. galt.

Bei der Einführung der Buchdruckerkunst in England scheint der Prozess der Entstehung der Literatursprache bereits im wesentlichen abgeschlossen. »Caxtons Sprache ist im Grossen und Ganzen nichts anderes als die schon zum Gemeingut Vieler gewordene Londoner Schriftsprache«, Morsbach 168.

Die Entwickelung der Schriftsprache seit Caxton ist noch im Argen. Es bleibt noch zu untersuchen, wann die Literatursprache zur Sprache des mündlichen Verkehrs wurde. Auch die Zusammensetzung des schriftengl. Wortschatzes ist noch dunkel.

§ 8. Die Schriftsprache in Schottland. Während durch das 14. und 15. Jahrh. die Schotten ihre Sprache als englisch (*inglis*) bezeichnen, tritt im 16. Jahrh. dafür die selbständige Benennung als schottisch (*scotis scots*) auf, die früherhin ausschliesslich für das Gaelische des Hochlands in Gebrauch war. Aber schon Gawain Douglas, der zuerst von *the langage of scottis natioun* spricht, schrieb kein reines Schottisch, sondern verrät in grossem Umfang südengl. Einfluss, speziell von Chaucer. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhs. be-

hauptet der schottische Dialekt seine frühere Stellung als Literatursprache nur mit Mühe, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhs. sehen wir seine letzten Lebenszeichen. Am meisten trug zum Absterben des Literaturdialekts das Fehlen einer autorisierten schott. Bibelübersetzung bei; die Parlamentsakte vom 19. März 1542, wonach das neue Testament *in inglis wulgare toung* dem grossen Publikum zugänglich gemacht werden sollte, wurde zu bald wieder aufgehoben, und auch sonst fehlte es — wie in einem katholischen Lande begreiflich — an religiöser Literatur (erst 1552 erschien ein schott. Katechismus, Hamiltons Catechism).

Die Schotten waren für religiöse Literatur direkt auf das Englische angewiesen; das engl. neue Testament wurde auch in Schottland gelesen. Dadurch wurde nähere Bekanntschaft mit dem Englischen in Schottland angebahnt. 1576—79 wurde die engl. Bibel in Schottland zum ersten Mal gedruckt und zwar ohne schott. Dialektspuren; und gemäss einer Parlamentsakte vom 23. Oktober 1579 mussten Bibel und Psalmbuch *in vulgar language* fortan in den Händen aller besser situierten Schotten sein. Knox' Psalmenübersetzung erschien verschiedene Male in Edinburg in engl. Lautform, nur ein paar Ausgaben mit schott. Orthographie sind bekannt (Knox' Werke VI, 286). So wurde dem alten Literaturdialekt, der seit Barbour geblüht hatte, der Todesstoss versetzt. Die schott. Schriftsteller, die sich desselben noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhs. bedienen, verraten fast durchweg starken engl. Einfluss. John Knox, der zahlreiche Werke im Literaturschottisch schrieb, wurde von einem Zeitgenossen, John Davidson, mit Rücksicht auf seine Sprache gerühmt:

for weill I wait that Scotland never bure
in scottis leid ane man mair eloquent

und doch ist die Sprache dieses selben Knox voll Anglismen (*who whose so from such should hold these* für *quha quhase sa fra sik suld hald thir*). Mit Recht durfte ihn sein katholischer Gegner Ninian Winȝet in einem Sendschreiben wegen seiner Sprache angreifen: *Gif ȝe, throw curiositie of novationis, hes forȝet our auld plane Scotis, quhilk ȝour mother lerit ȝou: in tymes cuming I sall wryte to ȝou my mynd in Latin; for I am nocht acquyntit with ȝour southeroun.* Winȝet, der für uns als letzter Repräsentant des reinen Literaturschottisch gilt, sagt von sich selbst in der Vorrede zu einer Übersetzung eines lat. Werkes: *I hope þat yow sal think me to speik propir langage conform to our auld brade Scottis* (Certane Tractates for Reformatioun etc. Maitland Club 1835, p. 118. 132).

Ein schottischer Grammatiker fehlt nicht; Alexander Hume schrieb um 1617 on the orthographie and congruitie of the Britain tongue; die Sprache, deren er sich bedient, ist voll von *sick* 'such', *quhae* 'who', *quhen* 'when', *nae* 'no', *buik* 'Buch' (EETS 5). Hume widmete seine Originalhandschrift (Brit. Mus. Cod. Reg. 17 A XI) König Jakob VI, von dem wir auch einen Traktat (Jos. Haslewood, Arte of English Poesie II) in diesem absterbenden Literaturschottisch besitzen. Maria Stuart soll ein fienes Schottish gesprochen haben. Einzelne Werke des 16. Jahrhs. druckt die Scottisch Text Society. Anderes s. bei Murray *Dialect of Scotland* p. 42 ff., Shepherd, History of the Engl. Lang. p. 14, Mätzner EGr. I³ 12.

§ 9. Orthographiereform. Mit der Ausbildung der Schriftsprache wuchs naturgemäss das Missverhältnis zwischen der traditionellen Orthographie und den neuen Lautverhältnissen. In England ist die traditionelle Orthographie im wesentlichen trotz der umfassendsten lautlichen Wandelungen nie ernstlich bedroht worden. Während in Deutschland durch das 15. Jahrh. sich die grossen Diphthongierungen *ei au* für mhd. *î û* u. s. w. graphisch allerwärts einbürgern und damit ein vollständiger Bruch mit der Vergangenheit sich vollzieht, bleibt England durchaus bei den traditionellen Lautzeichen *i* und *ou*, die im Me. *î*

und *ú* meinten, auch nachdem die *κοινή ēi* und *ōu* lautmechanisch entwickelt hatte. Dasselbe gilt von dem aus me. *ẹ̄* entstandenen Lautwert ne. *ī*, wofür *ee* die herrschende Schreibung bleibt; ähnlich bleibt *oo* (me. *ọ̄*), auch als dafür der Lautwert *ū* eintrat. Charles Buttler bemerkt 1633 in seiner *English Grammar* p. 3 mit richtiger Beurteilung der Sachlage: »*we have in our language many syllables which having gotten a nue pronunciation doo yet retain deir old ortograpie, so dat deir letters doo not now rightly express de sound.*

Die orthographischen Reformversuche des 16. Jahrhs. haben der traditionellen Orthographie nie recht zu Leibe gekonnt. Für *make* schreibt Cheke *maak*, Churchyard *mack*, Bullokar *mák*, Sir Thomas Smith *mâk màk* oder *ma-k*, Gill *mâk*, Buttler *mak'*. Für den Lautwert *ēi* (aus ae. *ī*) schreibt Gill *j* (*wjn*), Cheke *ij* (*wijn*), Churchyard *yi* (*wyin*), Baret *ɛi* (*wɛin*), Bullokar *ý* (*wýn*). Ne. *ī* (aus me. *ẹ̄*) wird zumeist *ee* geschrieben, aber Gill hat *ï* (*wïp* 'weinen'), Bullokar *e'* (*we'p*), Baret *ɩ* (*wɩp*), Sir Thomas Smith *ɩ* (*wɩp*). Für *ē* aus me. *ę̄* schreibt Bullokar *æ* (*thæz* 'diese'), Gill *ē* (*dēz*).

Im Konsonantismus zeigt sich fast durchweg Einsicht in die Doppelnatur von *th* und von *s*; daher bringen jene Phonetiker vielfach auch *þ — d*, *s — z* in Vorschlag (Gill *dēz* 'diese').

Auch das stumme *h* von lat.-frz. Lehnworten und die silbebildenden *l m n r* geben den Orthographen wie z. B. Bullokar zu Reformvorschlägen Anlass.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die zahlreichen Systeme graphischer Darstellung, in denen sich damalige Phonetiker versuchten, hier vorzuführen; darüber vgl. Ellis EEP I, 31; III, 743; North American Review 98 (1864) p. 342 ff., Sweet HoES² 204. Unsere Lautgeschichte baut sich für das 16. Jahrh. wesentlich auf jene alten Phonetiker auf. Erwähnenswert als grössere, nicht grammatische Texte in Reformorthographie sind Bullokars Übersetzung des Aesop und der Disticha Catonis sowie Buttlers *Realme of Bees* 1633, ferner eine bisher übersehene Schrift desselben Buttler *the Principles of Musik*, London 1636. Gelegentlich wurde an die berühmten Landesuniversitäten oder auch an die Regierung und die Krone appelliert, um eine Modernisierung und Regelung der durch die neuen Lautbewegungen ins Schwanken geratene Orthographie zu erzielen (Baret *an Alvearie* 1580 s. *e*); und nach dem Grammatiker Hume (EETS 5) soll James I. auch daran gedacht haben, die Universitäten zur Regelung der engl. Grammatik aufzufordern. Thatsächlich ist aber weder damals noch je später von massgebender Seite die Orthographiereform ernsthaft betrieben. So wenig praktischen Wert jene Phonetiker damals auch gehabt haben — sie liefern uns heute neben den mittelalterlichen und modernen Reimkriterien für Aussprache die ersten theoretischen Angaben.

§ 10. Geographisches. Während des 16. Jahrhs. hatte das engl. Sprachgebiet bei weitem nicht den heutigen Umfang. Kommen für jene Zeit die überseeischen Länder, wo heute Englisch herrscht, in Wegfall — so war auch das europäische Gebiet damals eingeschränkter. Vor allem lebte im 16. Jahrh. noch das Cornische in Cornwall. Hatte es unter Edward I. noch bis in den Dartmoor Forest hinein geherrscht, so war es allmählich vor dem Englischen über die Tamar zurückgewichen und während des 16. Jahrhs. wird es durch das Englische allerwärts bedroht, indem dieses Eingang in die Kirchen findet und für die Liturgie herrschend wird. Leslie in der Geschichte Schottlands (translated by Dalrymple 1596; Scot. T. Soc. p. 86) weiss, dass *the inglise toung is leirned over all;* und Carew in einem Survey of Cornwall 1602 versichert, dass das Cornische nur noch in den *uttermost skirts of the shire* lebe; *most of the inhabitants can speak no word of cornish* (Jago, *Ancient Language and Dialect of Cornwall* 1882). — Um die gleiche Zeit scheint das Gaelische noch in Galloway gelebt zu haben.

Auf den Shetland- und Orkney-Inseln herrschte das Nordische noch über das 16. Jahrh. hinaus; vgl. Noreen oben s. 418.

Erwähnenswert ist, dass im südöstlichen County of Wexford seit 1169 eine isolierte engl. Kolonie auf irischem Boden (Baronies of Forth and Bargy) bestand, deren altertümlicher Dialekt noch im vorigen Jahrh. lebte (Ellis V, 25); im übrigen war Ireland bis ins 16. Jahrh. dem Englischen gänzlich verschlossen.

ANHANG ZU I.

FRANZÖSISCHE ELEMENTE IM ENGLISCHEN.

§ 11. Als den Beginn der Eroberung Englands durch die Normannen hat man die Herrschaft Edwards des Bekenners (1042—1066) bezeichnet. Aus altheimischem Königsgeschlecht entsprossen, ein Abkömmling aus dem Stamme Älfreds, zeigt dieser Herrscher nicht nur nicht die Fähigkeit, dem nationalen Königtum in England neue Stärke zu verleihen, sondern sieht sich bald in ausgesprochenem Gegensatz zu dem nationalen Elemente der Bevölkerung. Durch einen langen Aufenthalt in Frankreich, dem Heimatlande seiner Mutter, ward Edward den Sitten und Anschauungen seines Volkes entfremdet; auf den Thron berufen, bringt er eine tief gewurzelte Neigung für französisch-normännisches Wesen mit, der er rücksichtslos nachgibt, indem er zahlreiche Normannen in seine Umgebung beruft, sie mit Gütern reich ausstattet und zu den höchsten geistlichen und weltlichen Würden befördert. Der nationalen Opposition unter Godwins und Harolds Führung im Jahre 1052 gelingt es, die Fremden aus ihren einflussreichen Stellungen zu verdrängen, ohne dass sie vermocht hätte, den Gang der Ereignisse andauernd zu beeinflussen, den Zusammenbruch der tief erschütterten altenglischen Staatsoberhoheit zu verhindern. Als im Jahre 1066 Wilhelm, der Normannenherzog, mit Heeresmacht in England landet, um sein angebliches Recht auf den englischen Königsthron geltend zu machen, schart sich bei Senlac nur ein Teil der Nation um Harold, um für die nationale Existenz einzutreten. Mit dem Untergange Harolds und seiner Getreuen ist das Schicksal Altenglands besiegelt. Mit bewundernswertem Geschick hat es Wilhelm verstanden, seinen Sieg auszunutzen, im fremden Lande seine Herrschaft auszubreiten und dauernd zu festigen. Mit Kraft und Entschlossenheit hat er im Laufe der nächsten Jahre die noch widerstehenden Teile des Reiches unterworfen und auf den Trümmern die Grundlage zu einem neuen lebens- und entwicklungsfähigen Staatswesen geschaffen. Obgleich es Wilhelm aus politischen Gründen liebte, sich als legitimer Nachfolger König Edwards auf dem englischen Königsthron zu gerieren, so trug sein Staat doch wesentlich den Charakter eines Erobererstaates, eines Erobererstaates mit militärischer Organisation auf veränderter Besitzgrundlage. Die Güter derjenigen Angelsachsen, welche gegen Wilhelm die Waffen erhoben, wurden konfisziert. Als königliches Reservat werden das Erbe Edwards des Bekenners, der Familienbesitz Harolds und die noch vorhandenen Reste des angelsächsischen Folclandes vorweggenommen, das übrige eingezogene Besitztum zumeist an die Genossen der Eroberung als Belohnung für geleistete Kriegsdienste und gegen die Verpflichtung zu weiterer Heeresfolge als Lehen vergeben. Nicht »rebellische« Angelsachsen erhalten ihren Besitz aus der Hand des Königs als dessen Lehnsmannen mit der Verpflichtung zur Heeresfolge zurück. Angelsächsische Lehnsinhaber finden wir vorwiegend nur unter den etwa 8000 Edelleuten, die als Aftervasallen (subtenents), oder grössere Freisassen die zweite Stufe der lehnskriegspflichtigen Bevölkerung bildeten, während der gesamte grosse Besitz noch während der Regie-

rung des Eroberers in normannische Hände übergeht. Die Heeresdienstpflicht des Einzelnen wird nach der Grösse des Besitzes bemessen. Sämtliche Belehnte aber, die subtenents und die grösseren Freisassen des Landes insgesamt, ebenso wie die unmittelbaren Kronvasallen haben dem König direkt den Lehnseid zu leisten, sind in Bezug auf die Kriegsdienstpflicht reichsunmittelbar. Diese letztere Bestimmung wird für die Entwicklung des normannischen Lehnstaates in England von grösster Bedeutung. Durch sie wird die Macht der Grossvasallen eingeschränkt, der niedere Adel und damit das national-angelsächsische Element gestärkt, dem Ausgleich der nationalen Gegensätze in wirksamer Weise Vorschub geleistet.

Während der Eroberer die Besitzverhältnisse in der angedeuteten Weise von Grund aus neu gestaltet, findet er keine Veranlassung in der Landesverwaltung der altenglischen Zeit wesentlich andere Änderungen vorzunehmen als solche, welche durch eben jene veränderten Besitzgrundlagen bedingt wurden. Wie aber der grosse Besitz ausschliesslich den Normannen zufällt, so werden diese auch alleinige Inhaber der sämtlichen höheren Beamtenstellen des Landes. Der normannische Graf ersetzt den rebellischen angelsächsischen Earl, der normannische Vicecomes, als eigentlicher Grafschaftsverwalter und mit den weitgehendsten Befugnissen in allen Zweigen der Verwaltung, tritt an die Stelle des angelsächsischen Scírgeréfa u. s. f. Eine bedeutende Verstärkung erfährt das normännische Element in England dadurch, dass wie die weltlichen so auch die höheren geistlichen Würden von Wilhelm an Normannen vergeben werden. Nicht nur die beiden Erzbischofssitze von York und Canterbury werden, nachdem sie durch Absetzung und Todesfall erledigt, mit Normannen besetzt, sondern auch die Bistümer und ein grosser Teil der Abteien gehen allmählich in ihre Hände über.

Wie gross die Gesamtzahl der Normannen und überhaupt Franzosen war, welche nach der Eroberung in England über die verschiedenen Teile des Landes verstreut sesshaft wurden, dürfte sich auch nicht annähernd bestimmen lassen. Gewiss ist, dass Tausende und aber Tausende von Handelsleuten, Handwerkern und Gewerbetreibenden jeder Art ihre normannische Heimat verlassen haben, um sich jenseits des Kanals in den grösseren Städten und Handelsplätzen namentlich anzusiedeln. Die Klöster Englands füllten sich mit französischen Mönchen. Mancher auch von denjenigen, welche im Erobererheer nicht unmittelbar unter dem Herzog, sondern unter den einzelnen Führern um Sold gekämpft hatten, mag auf dem neuen Besitz der normannischen Herrn in abhängiger Stellung geblieben sein.

Þus com lo engelond. in to normandies hond.
& þe normans ne couþe speke þo. bote hor owe speche.
& speke french as hii dude atom. & hor children dude also teche.
So þat heiemen of þis lond. þat of hor blod come.
Holdeþ alle þulke speche. þat hii of hom nome.
Vor bote a man conne frenss. me telþ of him lute.

schreibt Robert von Gloucester in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhs. In dem Maasse wie Macht und Einfluss der Sieger sich festigen und ausbreiten, gewinnt ihre Sprache, das Französische, in dem eroberten Lande an Boden.

R. Pauli, *Die Politik Wilhelms des Eroberers.* In: *Bilder aus Altengland.* Zweite Ausgabe. Gotha 1876. S. 48—84. — E. A. Freemann, *The history of the Norman Conquest of England.* Namentlich Bd. V: The effects of the Norman Conquest. Oxford 1876. — W. Stubbs, *The constitutional history of England in its origin and development.* I—III. Oxford 1874. — R. Gneist, *Englische Verfassungsgeschichte.* Berlin 1882. — H. Prutz, *Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter von Karl d. Grossen bis auf Maximilian.* Bd. II. Berlin 1887. S. 63 ff. *Die Entstehung des englischen Staates.* — O. Scheibner, *Über die Herrschaft der französischen Sprache in England.* Progr. Annaberg 1880.

§ 12[1]. Französisch wurde die Sprache des königlichen Hofes in England und blieb es mehrere Jahrhunderte hindurch. *Some can Frensch and no Latyne that useth has court and duellt therinn* schreibt der Verfasser des Mirrour of Life nach der Mitte des 14. Jahrhs. Noch um das Jahr 1400 hält es Graf George Dunbar in einem an König Heinrich IV. gerichteten Briefe für angebracht, eine Entschuldigung beizufügen, dass er sich nicht der französischen oder lateinischen, sondern der englischen Sprache bediene[2] Daraus, dass mit den französischen Formen des Rittertums, französischer Mode, französischer Literatur die französische Sprache an den Höfen Europas zur Zeit der Kreuzzüge weite Verbreitung und hervorragende Bedeutung gewonnen, erklärt es sich, dass die Herrscher Englands dasselbe als ihre Muttersprache zu pflegen fortfuhren, auch nachdem sie ihre normannischen Besitzungen verloren hatten und über die Zeit hinaus, in der von einem nationalen Gegensatze der normannisch-französischen und der angls. Bevölkerung des Insellandes die Rede sein kann. Dass sie andererseits frühzeitig bemüht gewesen, daneben das Idiom der Mehrzahl ihrer in England lebenden Unterthanen, das Englische, sich anzueignen, ist eine Thatsache, auf welche neuere englische Geschichtsforscher nachdrücklich hingewiesen haben. Schon von dem Eroberer (1066 – 1087) berichtet uns sein glaubwürdiger Zeitgenosse Ordericus Vitalis *Anglicam locutionem plerumque sategit edicere, ut sine interprete querelam subjectae gentis possit intelligere,*[3] freilich mit einem Zusatz, aus dem hervorgeht, dass sein Bemühen erfolglos geblieben. Die Zuverlässigkeit dieses Zeugnisses in Zweifel zu ziehen, liegt aber um so weniger Veranlassung vor, als es mit dem, was wir über die Politik Wilhelms wissen, durchaus in keinem Widerspruch steht. Dass Heinrich I. (1100—1135) englisch verstanden habe, darf wohl als erwiesen angesehen werden[4], dass er es geläufig gesprochen, wie Freemann für wahrscheinlich[5] oder gar für ausgemacht[6] hält, dafür ist ein genügender Beweis bis jetzt nicht erbracht. Für Wilhelm Rufus' (1087—1100) und Stephan's (1135 – 1154) Kenntnis des Englischen fehlt jedes direkte Zeugnis, während Mitteilungen zeitgenössischer Chronisten den Schluss nahe legen, dass Heinrich II. Plantagenet (1154—1189) das Englische bis zu einem gewissen Grade sich angeeignet hatte, desselben im mündlichen Gebrauche sich aber nicht bediente. Heinrichs Gemahlin, Eleanor, verstand Englisch nicht. Über Richards I. (1189—1199), Johanns (1199 – 1216) und Heinrichs III. (1216—1272) Kenntnis des Englischen wissen wir nichts, denn dass der im 14. Jahrh. und englisch schreibende Robert Mannyng einmal Richard I. einen englisch ausgedrückten Satz, der sich noch dazu ganz ausnimmt wie eine sprichwörtliche Wendung, in den Mund legt, kann zu keinerlei Folgerung berechtigen. Als während der Regierung Johanns und Heinrichs III. das englische Bürgertum im Verein mit dem Adel und den Prälaten den Kampf gegen den Absolutismus aufnahm und siegreich aus demselben hervorging, die Grundlagen zum englischen selfgovernment gelegt wurden, blieb dies nicht ohne Einfluss auf das nationale Idiom, und es ist gewiss kein Zufall, wenn wir seit diesen Tagen das Englische in der Literatur wieder einen grösseren Platz einnehmen sehen. Bis es hoffähig wurde, bedurfte es noch einiger Zeit. An dem Hofe Edwards I. (1272—1307) hatte das Französische noch die unbestrittene Hegemonie. Um dieses zu erhärten, bedarf es nicht des Zeugnisses der Chronisten, es genügt der Hinweis auf die Thatsache, dass dieser erste eigentlich englische König seit der Er-

[1] Vgl. zu diesem und den folgenden §§ auch die oben S. 800 verzeichnete Literatur. — [2] Royal and histor. lettres ed. by F. C. Hingeston I. London 1860 (Rer. Brit. Med. Aev. Sc.). — [3] Ed. Prevost II, 215. — [4] Cf. J. H. Round Academy 1884 Nr. 645. — [5] The Norm. Conqu. IV, 792 ff. — [6] The Reign of William Rufus Einl. p. VIII.

oberung, wie man ihn genannt hat, obwohl selbst des Englischen mächtig, dem Französischen als offizielle Staatssprache weiteste Verwendung gab. Erst unter seinen Nachfolgern gewinnt das Englische am Hofe allmählich immer mehr an Terrain, um schliesslich den vornehmen Rivalen ganz aus dem Felde zu schlagen. Der erste englische König, als dessen Muttersprache das Englische ausdrücklich bezeichnet wird[1], ist Heinrich IV. (1399—1413).

§ 13. War das Französische die Sprache der englischen Souveräne, so ist es nur natürlich, dass wir dasselbe als offizielle Staatssprache im Gerichtsverfahren, in der Verwaltung, im Parlament verwendet finden.

Erst im Jahre 1362 wird durch Parlamentsbeschluss ausdrücklich festgesetzt, dass an allen Gerichtshöfen (*in any courts whatsoever, wether in the king's or other courts, before the king's justices or others*[2]) die Verhandlungen in englischer, nicht in französischer Sprache geführt werden sollen, mit der Motivierung, dass das Französische im Lande sehr unbekannt sei, was zu grossen Unzuträglichkeiten führe. Nicht wahrscheinlich freilich ist es, dass seit der Eroberung das Englische im mündlichen Gerichtsverfahren überhaupt keine Verwendung gefunden und vom Eroberer, wie Robert Holcot, angeblich auf Grund älterer Quellen, berichtet, ausdrücklich beseitigt wurde.[3] »Wenn in den Gerichten französisch gesprochen wurde, so war dies ein Notstand, sofern die Vicecomites und die weltlichen Grossbeamten meistens normannische Ritter sind. Es entstand dadurch eine wichtige Stellung der clerks und Unterbeamten als Dolmetscher und Fürsprecher, aus welcher sich die frühzeitige Entwickelung einer Klasse von niederen Anwälten erklärt. Bei den Grafschafts- und Ortsgerichten wurde daher wahrscheinlich in einem wunderlichen Jargon verhandelt, der ungefähr dem Gemisch der Rechtsnormen entsprach. Nur bei den Centralbehörden hat die technische Ausbildung des Geschäftsganges und die Besetzung mit normannischen Herrn ein frühzeitiges Übergewicht der französischen Sprache herbeigeführt, welche dann später von der Curia Regis herab eine französische Gerichtssprache bildet« (Gneist). Im schriftlichen Gebrauche bediente man sich lange ausschliesslich des Lateins in den Justizrescripten, den reports über die Prozesse, den records der curia Regis etc. Seit dem 13. Jahrh. kommt das Französische zur Verwendung und behauptete auch dann neben dem Latein eine Stelle, als dieses in dem vorhin erwähnten Statut vom Jahre 1362 ausdrücklich für die Aufzeichnung der Verhandlungen vorgeschrieben wurde. Selbst im mündlichen Verfahren wurde durch jenes Statut das Französische nicht sofort vollständig beseitigt: »*placitare in eadem Lingua (Gallicana) soliti fuerunt, quousque mos ille vigo e cujusdam statuti quamplurimum restrictus est*« bemerkt J. Fortescue[4] da wo er auseinandersetzt, aus welchen Gründen dem englischen Juristen seiner Zeit, des 15. Jahrhs, die Kenntnis des Französischen unerlässlich ist. Mit dem Lateinischen und Französischen beginnt in den Gerichtsprotokollen das Englische erst im 15. Jahrh. zu konkurriren. — Am 4. März 1731 berät das Unterhaus über eine Petition, in der das Englische für die Aufzeichnung aller Proceedings der Gerichte gefordert wird. Der Antrag geht, nicht ohne auf erheblichen Widerspruch zu stossen, in beiden Häusern durch. Aus den Verhandlungen darüber scheint indessen hervorzugehen, dass es sich um diese Zeit nicht mehr um die Beseitigung des Französischen, sondern des Lateinischen handelte.[5]

[1] Rot. Parl. III Nr. 53 und 56 (s. Morsbach p. 2). — [2] So lautet die den Statutes of the Realm (I. 375) beigegebene Übersetzung. Das Statut selbst ist französisch abgefasst! — [3] „ordinavit quod nullus in curia regis placitaret nisi in Gallico". — [4] Liber de laud. Angl. c. 48. S. Du Cange ed. Henschel Einl. § XX. Vgl. auch Anstey, Munimenta Academica I, 302. London 1868 (in: Rer. Brit. Med. Aev. Sc.). — [5] Mir liegen nur die Mit-

§ 14. In demselben Jahre (1362), in dem das Englische für das mündliche Gerichtsverfahren vorgeschrieben wurde, wird zum ersten Male das Parlament in der Nationalsprache eröffnet, was in den beiden folgenden Jahren sich wiederholt. Man hat in dieser Abweichung von der herkömmlichen Praxis ein Sympton für die steigende Bedeutung der Commons erkennen wollen. Immerhin dauerte es noch geraume Zeit, bis das Englische im Parlament das Französische verdrängte.[1] In den Petitions begegnet es vereinzelt zuerst im Jahre 1386, während früher ausschliesslich das Französische oder (selten) das Lateinische verwendet wurde. Aus der Regierungszeit Heinrichs V. (1413—1422) sind uns nur 4 englische Petitionen in den Parlamentsrollen überliefert, unter Heinrich VI. (1422—1471) werden sie häufiger, um von 1444/5 ab die Regel zu bilden. In den Responsionen oder Answers wird das Englische nicht vor dem Jahre 1404 verwendet. Die Gesetzesurkunden wurden in England bis zum Jahre 1488/9 ausschliesslich in französischer oder lateinischer (manchmal in beiden), erst nach dieser Zeit allgemein in englischer Sprache publiziert; in Irland fand hier das Französische noch zu Beginn des 16. Jahrhs Verwendung. In den Protokollen der Parlamentsverhandlungen bediente man sich bis in das achte Regierungsjahr Richards II. (1377—1399) des Französischen fast ausnahmslos und auch nach dieser Zeit überwiegt der Gebrauch desselben noch den des von jetzt ab in zunehmender Häufigkeit verwendeten Lateins. Unter Heinrich VI. kommt das Englische vereinzelt neben dem Lateinischen und dem jetzt selten gebrauchten Französisch zur Verwendung. — Eine Anzahl frz. Redeweisen sind im englischen Parlament noch heute im Gebrauch.

§ 15. In den königlichen Kanzleien wurde in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Gebrauch der Zeit bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhs fast ausschliesslich das Lateinische verwendet. Das Französische taucht daneben zuerst auf im Jahre 1215 in einer von Stephan Langton ausgestellten Urkunde.[2] Es begegnet wieder in der bekannten Proklamation Heinrichs III. vom Jahre 1258, dann mit zunehmender Häufigkeit seit dem Ausgang des 13. Jahrhs. Als ein, vielleicht überschätztes, Moment in der Argumentation derjenigen, welche den Ausgleich der nationalen Gegensätze in England weit zurückdatieren, erscheint der Umstand, dass während der Regierung des Eroberers neben dem Lateinischen das Englische, in keinem einzigen Falle nachweislich das Französische, verwendet wurde. Auch in der Folgezeit begegnet einige Male das nationale Idiom in Urkunden. So in der Bestätigungsurkunde der Colchester Abtei aus dem Jahre 1119, wo in den im übrigen lateinisch abgefassten Text eine Reihe englischer Rechtsausdrücke eingefügt sind, und zwar mit dem ausdrücklichen Bemerken *ut ab omnibus aptius et plenius intelligatur*.[3] Stratmann veröffentlichte Anglia VII. 200 f. den eng-

---

teilungen Cobbett's in seiner Parliamentary History (VIII, 858. 860 f.) vor. Nach der Darstellung Fishel's, Die Verfassung Englands, 2. Aufl. S. 440, u. A. wäre erst jetzt das Französische aus den englischen Gerichten verbannt worden. Fishel bemerkt a. a. O. ausserdem, dass, als bereits im Jahre 1706 das Oberhaus für Abschaffung der französischen Sprache gestimmt habe, die Bill vom Unterhaus verworfen wurde. Wie beschaffen das Französische der englischen Juristen im 17. Jahrh. war, zeigt eine Stelle aus Levinz, die Horwood Year Books of the reign of King Edward the First (30 & 32) Preface p. XXV in der Anmerkung mitteilt „Quantum meruit pur un chirurgeon pur curing un wound". — [1] Was Mätzner Engl. Gramm. I, 6 und mit Berufung auf ihn Scheibner l. c. S. 26 über die Sprache der Verhandlungen in beiden Häusern des Parlaments berichten, vermag ich nicht zu verificieren. Über einige Fälle, in denen für das 14. Jahrh. das Englische im mündlichen Gebrauch bezeugt ist, vgl. Statutes of the Realm I. Einleitung p. XLI und Morsbach l. c. S. 2. Beachte auch Froissart ed. Lettenh. II, 326. — [2] Von den Constit. von Clarendon heisst es, dass sie in lat. Sprache verlesen, in französischer erläutert wurden. — [3] Round, Academy 1884 Nr. 645.

lischen Text einer in lat. und engl. Sprache überlieferten Urkunde, welche bald nach der Mitte des 12. Jahrhs unter Heinrich II. ausgestellt wurde.

Die vorhin erwähnte Proklamation Heinrichs III. wurde auch in englischer Sprache bekannt gegeben. In den Annales Monastici IV, 541 findet sich die Bemerkung, dass ein königliches Edict vom Jahre 1299 zu Worcester in englischer Sprache (materna lingua) bekannt gemacht (publice proclamatum) wurde. Im Jahre 1327 werden Privilegien, welche Edward III. der Stadt London gewährt, in englischer Spache erläutert (coram majore, aldermannis et communitate ibidem [in Gihalda] congregatis, per Andream Horn camerarium Gihaldae lectae et pupplicatae ac in Anglico expositae[1]). Liessen besondere Rücksichten von jeher eine Abweichung von der gewöhnlichen Praxis nicht ausgeschlossen erscheinen, so dürfte dies doch vor dem 3. Decennium des 15. Jahrhs nur vereinzelt der Fall gewesen sein.[2] Bemerkung verdient, dass unter dem Hause Lancaster dem königlichen Cabinetssekretär ein besonderer französischer Sekretär attachiert wird, der nach Verlust der französischen Besitzungen als »Sekretär für die französische Sprache« bestehen bleibt.[3]

§ 16. Englisch geschriebene Privaturkunden haben sich bis jetzt nicht vor der 2. Hälfte des 14. Jahrhs und auch aus dieser Periode nur ganz vereinzelt nachweisen lassen. Wie sehr man sich dagegen sträubte, altes Herkommen Zweckmässigkeitsrücksichten zu opfern, erhellt daraus, dass die Gräfin Anna von Stafford noch im Jahre 1438 es für angebracht hält zu motivieren, weshalb sie ihr Testament englisch abfasst »ordeyne and make my testament in English tonge for my most profit, redyng, and understanding in this wise«.[4]

Von den 50 von Furnivall für die E. E. T. S. herausgegebenen englischen Testamenten (The fifty Earliest English Wills in the Court of Probate) gehören nur drei dem 14. Jahrhundert an. Eins derselben, dasjenige eines Londoner Juweliers, aus dem Jahre 1392 ist französisch geschrieben, enthält aber einen längeren Passus in englischer Sprache, vielleicht, wie der Herausgeber bemerkt, in order that his charitable gifts might thus be more plain. Das m. W. älteste bis jetzt nachgewiesene Testament in englischer Sprache ist dasjenige eines Yorker Kerzenfabrikanten aus dem Jahre 1383,[5] alle älteren aus der Registratur zu York erhaltenen sind lateinisch oder französisch geschrieben und zwar diejenigen der Vornehmen französisch, diejenigen des gemeinen Mannes lateinisch. Statuten englischer Innungen sind in der Nationalsprache seit dem Jahre 1389 erhalten. Daneben begegnet das Französische noch in den Statuten der Walker zu Bristol vom Jahre 1406.

§ 17. Ueber die Stellung des Französischen und Englischen im Unterricht wissen wir wenig aus glaubwürdigen zeitgenössischen Quellen. Wenn englische Chronisten des 14. Jahrhs (Higden, Holcot, Pseudo-Ingulph) berichten, der Eroberer habe als Unterrichtssprache das Französische ausdrücklich vorgeschrieben, so dürften sie diese Angaben nicht älteren Aufzeichnungen entnommen, sondern, wie anderes, was sie aus der Zeit der normannischen Eroberung zu erzählen wissen, gefolgert haben, vornehmlich mit Rücksicht auf die Verhältnisse ihrer eigenen Zeit. Söhne vornehmer Abkunft wurden in der Regel zusammen mit ihres gleichen in dem Hause irgend eines Adeligen unterrichtet oder erhielten Privatunterricht im elterlichen Hause oder auch ausserhalb desselben bei einem hochgestellten Geistlichen, einem Abte oder Bischof. Selbstverständlich wurde dieser Unterricht französisch erteilt, so lange in diesen Kreisen am Gebrauch der französischen Sprache überhaupt allgemein festgehalten wurde. Auch kam es nicht selten vor, dass reiche Adelige ihre Kinder

[1] Chronicles (I, 325) ed. Stubbs in R. Brit. Med. Aev. Sc. — [2] Morsbach l. c. S. 13. — [3] Gneist l. c. S. 505. — [4] Halliwell, Dict. I. S. X. — [5] s. Lay Folks Mass Book p. 309.

in Frankreich erziehen liessen. Gervasius von Tilbury, der im Anfang des 13. Jahrhs schrieb, berichtet einen solchen Fall und fügt die allgemeine Bemerkung hinzu: eo quod apud nobilissimos Anglos usus teneat filios suos apud Gallos nutriri ob usum armorum et linguae nativae barbariem tollendam.[1] Schwieriger dürfte die Frage zu beantworten sein, wie der Unterricht an den eigentlichen Unterrichtsanstalten des Landes, deren Schülerkontingent überwiegend aus den breiteren Schichten des Volkes sich ergänzte[2], den Universitäten, den Cathedral- und Klosterschulen und den aus Stiftungen hervorgegangenen Lateinschulen (endowed grammar schools) sich gestaltete. Da es nicht wahrscheinlich ist, dass die Mehrzahl der Zöglinge dieser Anstalten von Haus aus des Französischen kundig waren, so ist von vornherein anzunehmen, dass hier das Englische neben dem Französischen als Unterrichtssprache eine Stelle hatte. Hierzu stimmt, wenn es in einem Statut der Universität Oxford, das leider nicht datiert ist, aber nach der Ansicht des Herausgebers[3] wahrscheinlich dem 13. Jahrh. angehört, heisst, tenentur etiam construere, necnon construendo significationes dictionum docere in Anglico et vicissim in Gallico, ne illa lingua Gallica penitus sit omissa. Dass bis um die Mitte des 14. Jahrhs in den Grammatikschulen das Französische als Unterrichtssprache eine grosse Rolle spielte, erfahren wir aus einem Zusatz Trevisa's in Higden's Polychronicon.[4]

Während bald nach der Mitte des 14. Jahrhunderts etwa das Französische aus allen Positionen allmählich zurückgedrängt wird, scheint noch im 3. Decennium dieses Jahrhs das Bestreben vorhanden gewesen zu sein die Stellung desselben möglichst zu festigen; wenigstens berichtet Froissart[5], dass im Jahre 1332 über die Sprachenfrage im englischen Parlament verhandelt und beschlossen wurde, es solle allgemein auf die Unterweisung der Kinder im Französischen gehalten werden — mit Rücksicht auf die Vorteile, die ihnen daraus in den Kriegen erwachsen. Aus den Jahren 1322/5, 1329, 1340 sind Verordnungen einzelner Colleges der Universität Oxford[6] erhalten, denen zufolge die Studenten ausschliesslich in lateinischer und französischer Sprache sich unterhalten dürfen. Um die Mitte des Jahrhs, so berichtet Trevisa, habe John Cornwaill, ein Lehrer der Grammatik in Bezug auf den Unterricht in den Grammatikschulen eine Aenderung eintreten lassen, andere hätten die neue Lehrweise übernommen und zu seiner (Trevisa's) Zeit, im Jahre 1385, construierten und lernten in allen Lateinschulen Englands die Kinder statt

[1] Man hat aus dieser Stelle geschlossen, dass das Französische in den höchsten Schichten Englands bereits eine angelernte fremde Sprache gewesen (s. Scheibner l. c. p. 19), während mit dem, was Gervasius berichtet, doch wohl nur ausgedrückt sein soll, dass zu seiner Zeit das Französische in England von dem Kontinentalfranzösischen sehr verschieden war, dass aber letzteres, speziell das Francische, für das vornehmere Idiom bereits damals galt, das man anzueignen sich bemühte, ohne dass es sich dabei um die Erlernung einer „fremden Sprache" gehandelt hätte. In demselben Sinne lässt es sich verstehen, wenn in Blonde d'Oxford 394 f. davon die Rede ist, dass Jean Dammartine die Damen im Französischen unterweist, und es dann V. 403 f. mit speziellem Hinweis auf die Geliebte Jean's heisst:

Et en milleur françois le mist
Qu'elle n'estoit quant a li vint. —

Ein Zeugnis dafür, dass im Ausgang des 15. Jahrhs vornehme Engländer ihre Söhne auf französische Universitäten schickten (filii nobilium dum sunt juniores mittuntur in Franciam fieri doctores) s. bei Furnivall in der sehr lehrreichen Einleitung zu The Babees Book etc. (E. E. T. S. XXXII) „on Education in Early England" p. XL. Vgl. A. Budinsky, Die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter, Berlin 1876, p. 67. — [2] cf. Furnivall l. c. — [3] Anstey, Monumenta Academica I, p. LXX. London 1868. — [4] ed. Ch. Babington II, 158 (Rer. Brit. Sc.). — [5] Ms. d'Amiens, ed. Kervyn de Lettenh. II, 419 que tout seigneur, baron, chevalier et honestes hommes de bonnes villes mesissent cure et dilligence de estruire et apprendre leurs enfans le langhe françoise par quoy il en fuissent plus able et plus costummier ens leurs gherres. — [6] cf. Lyte: History of the University of Oxford. London 1886.

französisch englisch. Ihr Vorteil sei, dass sie ihre Grammatik in kürzerer Zeit erlernten als früher, der Nachtheil, dass sie jetzt nicht mehr Französisch verständen als ihre linke Ferse. Auch die Vornehmen, so berichtet derselbe Gewährsmann, hätten nun sehr davon abgelassen ihre Kinder im Französischen zu unterweisen.

§ 18. Die uns überlieferten Literaturwerke, welche in der Zeit von der Eroberung bis in den Ausgang des 12. Jahrhs in England entstanden sind oder verbreitet waren, sind nahezu ausschliesslich in lateinischer oder französischer Sprache geschrieben. Während eine reiche lateinische Literatur unter der Pflege französischer und einheimischer Geistlicher erblüht, während die französische Dichtkunst mächtige Gönner unter dem normannischen Adel und namentlich an dem Hofe Heinrichs I. und Heinrichs II. eine Pflegstätte findet, tritt die Literatur in der Nationalsprache immer mehr in den Hintergrund. Sie dient, nachdem im Jahre 1154 in Peterborough die altenglischen Annalen keine Fortsetzung mehr gefunden, fast ausschliesslich noch dem religiösen Bedürfnis der unteren Volksschichten. — In der ersten Hälfte des 13. Jahrhs sehen wir zwar das heimische Idiom wieder mehr hervortreten, doch sind es auch jetzt nahezu ausnahmslos geistliche Stoffe, welche in demselben behandelt werden. Mehr noch als Überrest einer alten Zeit denn als Vorbote einer neuen steht Layamon, Priester zu Arley Regis in Worcestershire, da, der zu Beginn dieses Jahrhs die englische Geschichte, freilich vorwiegend nach französischer Quelle, in englische Verse bringt. — Ein eigentlicher Umschwung zu Gunsten der nationalen Literatur ist erst eingetreten naeh der Mitte des 13. Jahrhs, als in den Verfassungskämpfen die Versöhnung der nationalen Gegensätze vollständig geworden und gleichzeitig das Nationalbewusstsein des englischen Bürgertums eine mächtige Steigerung erfahren. Fast auf allen Gebieten sehen wir nunmehr die englische Literatur einen Aufschwung nehmen und der anglonormannischen allmählich den Rang ablaufen.

Cf. ten Brink, *Geschichte der engl. Literatur* I. passim. — G. Paris, *La littérature française au Moyen Age.* 2. Aufl. Paris 1890 passim.

§ 19. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhs, das ergeben die angeführten Daten, war der Kampf der beiden Idiome entschieden. Das Englische, die Sprache der Besiegten, war siegreich aus demselben hervorgegangen, die Sprache der Eroberer, wenn auch noch nicht völlig verdrängt, war unterlegen. Diese Entwickelung der Dinge hat, wie bereits angedeutet, seinen letzten und vornehmsten Grund in der Politik des Eroberers selbst. Durch die von Wilhelm geschaffene Lehnsordnung wurde der Machtentfaltung des hohen normännischen Adels eine feste Schranke gesetzt und das Fundament geschaffen, auf dem das national-angelsächsische Element der Bevölkerung wieder erstarken konnte. Eine Reihe anderer Faktoren, wie die Loslösung der Normandie (1203), die Kriege mit Frankreich, das Aufblühen der Städte, die dem sächsischen Volkscharakter von Haus aus innewohnende Zähigkeit begünstigten teils den Verschmelzungsprozess überhaupt, teils wirkten sie dahin, dass in dieser Verschmelzung das germanische Element das überwiegende wurde.

§ 20. Autoren aus der Zeit vom 12.—14. Jahrh. bezeichnen das in England gesprochene Französisch meist in allgemeiner Weise mit *lingua gallica, lingua gallicana, idioma gallicum*[1], *franceis, frenche, france moal, lingua Romana, lingua Romanica*[2], *romance* etc., woneben die seltenere Benennung *lingua Normannica* z. B. bei Gervasius von Canterbury[3] und, im 14. Jahrh., in Higdens Polychronicon (l. c.) begegnet. Aus zahlreichen Andeutungen der-

[1] Z. B. Matthaeus Paris Chron. Maj. II, 561 (Rer. Brit. Script.): gens nostra speciosa et ingeniosa tribus pollet idiomatibus erudita, scilicet Latino, Gallico et Anglico. — [2] Eulogium Historiarum III, 240. — [3] ed. Stubbs II, S. 416: his igitur fatigationibus et plagis factum est, ut quattuor nationibus et linguis misceatur; habet enim linguam Britannicam, Anglicam, Normannicam, quae et Gallica est, et Latinam, quae solis patet litteratis.

selben Autoren können wir entnehmen, dass das nach England verpflanzte Französisch von den französischen Dialekten des Kontinents, auch solchen, mit denen es ursprünglich identisch oder nahe verwandt war, sich merklich differenzierte. Bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhs nimmt Wilhelm von Malmesbury[1], da wo er die Vorzüge des im Jahre 1119 zum Erzbischof von Canterbury gewählten Bischofs Ralph hervorhebt, Veranlassung ausdrücklich hinzuzufügen *huic accedit genialis soli, id est Cinomanniti, accuratus et quasi depexus sermo.* Aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhs datiert eine oft zitierte Bemerkung Walter Maps, wonach zu seiner Zeit das in Marlborough gesprochene Französisch in ganz besonders schlechtem Ruf gestanden haben mag.[2] Maps Zeitgenosse Luces de Gast bittet um Nachsicht, wenn er nicht mustergültiges Französisch schreibe, da er in England geboren sei. Wenn Gervasius von Tilbury berichtet, der hohe Adel habe seine Kinder in Frankreich erziehen lassen *ob usum armorum et linguae nativae barbariem tollendam,* so glaubten wir das oben (S. 805) dahin deuten zu müssen, dass man im Anfang des 13. Jahrhs in England in den vornehmsten Kreisen bestrebt war, das in der Heimat erlernte Französisch nach kontinentalem, spez. francischem Muster zu modeln. In Blonde d'Oxford wird vom Grafen von Senefort ausdrücklich bemerkt, dass er gut französisch verstehe, er sei in Frankreich gewesen, um es zu lernen.[3] Froissart[4] erzählt, dass es zu seiner Zeit für die Engländer in ihren Kriegen schwierig gewesen, mit den Franzosen in französischer Sprache bei Verhandlungen sich zu verständigen. Chaucers Priorin in den Canterbury-Erzählungen spricht französisch »so gewandt, wie immer Stratfort-atte-Bow es lehren kann; jedoch sie wusste nicht, wie in Paris man das Französisch spricht.«[5] Ähnliche Stellen liessen sich in grosser Zahl anführen. Auch kontinentalfranzösische Autoren heben seit dem 12. Jahrh. gelegentlich die Verschiedenheit ihres heimatlichen Idioms von der nunmehr als vornehmer geltenden Ausdrucksweise der Mundart von Isle de France hervor[6], nirgends aber tritt dies so stark hervor, wie in Bezug auf das in England gesprochene Französisch. Einige auf uns gekommene Texte, in denen Engländer französisch redend eingeführt werden, um sie wegen ihrer Sprache zu verhöhnen, sind für uns von besonderem Interesse, weil sie erkennen lassen, was in der Sprechweise derselben von Beobachtern jener Zeit als besonders charakteristisch aufgefasst wurde.[7] Es gehört dahin die Unterdrückung tonloser Vokale im An-, In- und Auslaut, Verfall der Flexion, Änderungen in der Satzkonstruktion, Eindringen englischer Wörter, die Aussprache des *ñ* als *n,* des *ü* als *u* u. dgl. m.

Aus dem Gesagten ist es leicht erklärlich, wenn wir Anleitungsschriften zum korrekten Gebrauch des Französischen früher in England als in Frankreich antreffen.[8]

§ 21. In der modernen Sprachwissenschaft wird das Französische Englands als Anglonormannisch, in neuerer Zeit auch als Anglofranzösisch bezeichnet. Mit letzterem Namen verbindet man einen verschiedenen Sinn. Suchier äussert

[1] Gesta Pontificum Anglorum ed. A. Hamilton S. 126 f. (Rer. Brit. Script.). — [2] De Nugis Curialium ed. Th. Wright S. 235 f. — [3] V. 129 ff. Als mustergültig gilt dem Dichter der Blonde d'Oxford, Philippe de Remi, wie aus V. 358 f. hervorgeht, das Französisch von Pontoise. — [4] ed. Kervyn de Lettenhove XV, 114: ils disoient bien que le françois que ils avoient apris chies eulx d'enfance, n'estoit pas de telle nature et condition que celluy de France estoit et duquel les clers de droit en leurs traittiés et parlers usoient. — [5] Vgl. dazu Düring's Anmerkung in seiner Chaucer Übersetzung III. S. 325. — [6] S. Histoire litteraire de France XXIV, 402 f., Reiffenberg Chronique de Ph. Mouskes I, Einleitung p. CL, Michaud Hist. des Croisades IV. 319. — [7] Vgl. über diese Texte Romania XIV, 279 f. u. Französ. Stud. V, 2, S. 4. — [8] Vgl. über dieselben J. Stürzinger. Orthographia Gallica. In: Altfrz. Bibliothek hrsg. von W. Foerster Bd. VIII. Heilbronn 1884.

sich im dritten Bande seiner Bibliotheca Normannica und später in Gröbers Grundriss der rom. Phil. I, S. 572 dahin, dass die gewöhnlich als Normannisch bezeichnete Sprache, welche die ältest erreichbare Gestalt der französischen Schriftsprache für uns darstellt, nicht eine Volksmundart der Normandie gewesen, vielmehr wahrscheinlich nur im östlichen Neustrien, in Ile de France, mit der Volksmundart zusammengefallen sei. Mit Rücksicht hierauf könne man die Ausdrücke Normannisch und Anglonormannisch durch Altfrancisch und Anglofranzösisch ersetzen. Eine eingehende Begründung seiner Ansicht dürfen wir von S. in dem von ihm angekündigten Werke »die Lautentwickelung der französischen Sprache von der Romanisierung Galliens bis zur Gegenwart« erwarten und mag es daher heute nicht an der Zeit erscheinen, in die Diskussion derselben einzutreten.

§ 22. In einem hiervon ganz verschiedenen Sinne wird von anderen die Bezeichnung Anglofranzösisch in Vorschlag gebracht. Ohne daran Zweifel zu äussern, dass die Sprache der Mehrzahl der unter dem Eroberer in England ansässig gewordenen Franzosen ein im westlichen Neustrien heimisches, normannisches Volksidiom repräsentierte, sind sie der Ansicht, dass dieselbe infolge ihrer eigen gearteten Existenzbedingungen jenseits des Canals nicht über den Anfang des 13. Jahrhs hinaus sich organisch fortentwickelt hat. Seit dieser Zeit, so führen sie aus, haben sich die Engländer (die zu Engländern gewordenen Normannen) das Französische nur noch bewusst angeeignet, und es ist dasselbe so verschieden gewesen, »als das der Provinzen, in denen sie es im Auslande gelernt haben oder aus denen ihre Lehrer stammten«, wobei angenommen wird, »dass das Normannisch-Französische in Folge davon, dass es unter allen altfranzösischen Dialekten die grösste Rolle gespielt hat und dass auch jetzt noch die meisten der nach England kommenden Franzosen Normannen waren, wieder eine hervorragende Stellung einnahm[1]«. Die erste Periode (zweite Hälfte des 11. und des 12. Jahrhs) könne man als die normannische, die zweite als die französische bezeichnen.[2] Den Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht halte ich nicht für erbracht. Über die äussere Geschichte des Französischen in England, auf die sich die Vertreter jener Ansicht namentlich berufen, wissen wir zu wenig, als dass es bei der Beantwortung der Frage ausschlaggebend erscheinen darf. Dass es eine Reihe in England entstandener französischer Sprachdenkmäler gibt, die späteren kontinentalen Einfluss verraten, soll nicht bestritten werden, es schliesst das aber, und wären, was keineswegs der Fall ist, alle auf uns gekommenen im 13. und 14. Jahrh. in England entstandenen Texte derart, die Existenz eines organisch fortentwickelten anglonormannischen Dialektes, resp. zahlreicher anglonormannischer Unterdialekte, die sich infolge der Existenzbedingungen des Französischen in England herausgebildet hätten, keineswegs aus. Es ist hier nicht der Ort darzulegen, was sich für die Lösung des Problems aus einer Untersuchung der in England abgefassten französischen Texte (literarische Texte und Urkunden) etwa beibringen lässt. Hier sei in Kürze ausgeführt, dass die Gestalt der nachweislich vor dem Ausgang des 14. Jahrhs in das Mittelenglische eingedrungenen französischen Lehnwörter fast durchweg auf einen zu Grunde liegenden normannischen Lautstand (wie uns derselbe aus Denkmälern, welche auf dem Kontinent oder bis zur Mitte des 12. Jahrhs in England entstanden oder abgeschrieben sind, bekannt ist), in seltenen Fällen auf den Lautstand anderer französischer Mundarten weisen.

a) lat. *en*-Kons. fällt nicht mit *an*-Kons. zusammen; es reimt *e* vor gedecktem *en* in Wörtern wie *kuuent, admonestement, present, firmament, parlement,*

[1] Scheibner l. c. p. 28. — [2] Scheibner l. c. p. 5. Vgl. Sturmfels. Anglia VIII, 213 und G. Koerting. Encyklopaedie u. Methodologie der englischen Philologie p. 73.

jugement, entent, amende, gent, mend, maundement, moment, defende ganz gewöhnlich mit genuinenglischem *ę* in *sent* Gen. Exod. 2273, *went* ib. 153, *sende* Rob. Gloc. 55, *wende* ib. 143, *kent* ib. 53, *end* Cursor. 22436, *lent* ib. 650, *hent* Hamp. 2803 etc. und hat unter dem Hochton seinen ursprünglichen Laut bis heute gewahrt. *An* für *en* begegnet da, wo bereits das Altnormannische teils unter dem Einfluss der Analogie, teils aus anderen Ursachen nachweislich Vermischung hatte eintreten lassen: daher me. *servant, sergant, convenant, creaunt, recreant; penance : meschance, contenaunce, lesanse* (ne. *license); talant* (: *undurstand* Alex. 1280) *talent* (: *land* Cursor 3913); *ensample assaumple.* Auch da, wo in den Lehnwörtern *an* für *en* in französ. Vortonsilben (meist Präfixen): *ransun, samblant* (z. B. Marh. 4, vereinzelt neben gewöhnlichem *semblant, semblance, semblable), amperur* (neben häufigerem me. *emperour, emperice, emperere,* denen ne. *emperor, empress* entsprechen), *amvie, andetten, ambreven, ampayri, anioini, anvenyme* etc. und dem proklitisch gebrauchten *sanz* erscheint, lässt es sich in den meisten, wenn nicht in allen, Fällen bereits im älteren Anglonormannischen nachweisen, und somit da wo es in den Lehnwörtern begegnet ohne die Annahme kontinentalen Einflusses im 13. und. 14. Jahrh. erklären. Nicht dem normannischen Erbwortschatz gehören an wenige vermutlich spät vom Kontinent eingedrungene Wörter wie *dandelion* (Skeat belegt aus Douglas *dent de lion), pansy, tamper* (ne. neben *temper).*

b) Vglat. *ę* in offener Tonsilbe, vglat. *ę* + epenthetischem *i* und nebenton. vulgärlat. *ę* + epenthetischem *i* entspricht in den Lehnwörtern *ei* (woraus *ai* und bedingungsweise *e, i* hervorgingen), äusserst selten *oi: preie (pręda), aray, deray, conveye, affraye, displeye, werreye, costeye, resteye, alaye, palefrai, moneye, galeie, tourneye, lampreie, berfreye, curreye, eyr, Laeire, feyre, despeire, aveyr, veile, Blais, Traeis, peis, burgeis, curteis, herneis, orfreys, kurteisie, dameisele, malveisin, leyser, peitrel, streit, cuueite, conveitus, Beneit, receiue, conceiue, desceiue, aparceiue; preye, reneye, denaye* u. s. w. Einige *oi*-Formen, die mir in mittelenglischen Texten seit der Mitte des 13. Jahrhs (z. T. erst in Hss. des 15. Jahrhs) ganz sporadisch begegnet sind, und denen meist spezifisch normannische Formen zur Seite stehen, habe ich Frz. Stud. V, 2 S. 138 aufgeführt: *Troyes* Lay. II, *artoys* P. L., *renoyrye, tornoyemens, acoye, coye* (lebt im Ne. fort), *devoir, avoir, monoye, royl* (ne. *royal), roialme, uncortoyse, gregoyse, poise* (ne. *poise), esploit* (ne. *exploit),* wozu vielleicht *palfray : boy* Alex. 3208, *denor* Lange B. und *demosele* Alex. sich stellen lassen.

c) Betont. vulgärlat. *ę* + *i*-Element entspricht *i : delit, despit, respit, parfit, profit, (couer-)lit, spice, nice, pris.* In nur scheinbarem Widerspruch hierzu stehen eine Anzahl Verba, deren *ei (ai)* nicht auf die Lautung der stammbetonten, sondern der endbetonten Formen des ursprünglichen französischen Paradigmas zurückgehen: *preie, reneie, deneie, preise, dispreise, empeire.* Neben *deneie* und *reneie* begegnen me. *renye* (Langl. B. XI, 121) und me. ne. *deny(e)* entsprechend der Lautung der ursprünglich stammbetonten Formen der frz. Verba. Da wo *e* ganz vereinzelt in Nominalformen wie *profethabel* Gilds 62, *couerled* (: tapit) Hs. C des Cursor Mundi 11239 begegnet, liegt die Annahme nahe, dass es in fakultativ unbetonter Silbe auf älteres *i* (nicht auf eine Sonderentwickelung des lat. *ę + i)* zurückgehe, da auch *i* = vglat. *ị* in dieser Stellung nicht selten mit *e* wechselt.

d) Vglat. *ĕ* in offener Tonsilbe, desgl. vlat. *a* nach palatalen und mouillierten Konsonanten und lat. *a* in der Endung *-arium, -aria* entspricht *ie—e : se (sedem), gref, relef, chef, meschef, cheve, bref, embreue, feble, chere, arere, fers, mer* (merum), *pere* (petra), *nece, pece, sege, banere, butelere, bocher, carpenter* etc. Neben *e (ie)* begegnet seit dem 14. Jahrh. *i* nicht ganz selten, was Sturmfels Anglia VIII, 251 (s. ib. S. 224) zu der Bemerkung veranlasst »a priori

dürfen wir annehmen, dass dies *i* nicht auf englischem Boden entwickelt wurde, sondern wenigstens von einem Teil der Festländer, mit denen die germanischen Engländer in Berührung kamen, schon gesprochen war.« Hierzu ist zu bemerken, dass doch nur in dem Falle die Annahme pikard.-wallon.-lothr. etc. Einflusses »a priori« gerechtfertigt erscheinen könnte, wenn sich eine Einwirkung dieser Dialekte auf das Me. aus anderen Gründen in einem nennenswerten Umfange zur Evidenz darthun liesse. So lange dies nicht der Fall ist, wird man zunächst versucht sein, Entwickelung auf englischem Boden anzunehmen. Dass es sich hier um spez. me. Lautgebung recht wohl handeln kann, habe ich Frz. St. V, 2 S. 147 bemerkt mit Hinweis auf die Thatsache, dass in späteren me. Texten (des 14. Jahrhs) *i* für älteres *e* auch da nachgewiesen oder zu erschliessen ist, wo mittelengl. und anglonorm. *e* kontinentalfranzösisches *i* nicht zur Seite steht und indem ich noch daran erinnerte, dass älteres *i* im Me. z. T. einen sehr offenen, dem geschlossenen *e* so nahestehenden *i*-Laut bezeichnet habe, dass dafür häufig *e* sich geschrieben finde, woneben dann *i* für sehr geschlossenes *e* in me. Hss. als umgekehrte Schreibung sich erklären liesse.

e) Vulglt. freiem betontem *ọ* entspricht in den Lehnwörtern *u (ou, o)*, nicht die spätere einigen kontinentalfranzösischen Mundarten, im besonderen auch dem Francischen, eigene Weiterentwickelung zu *eu*. Formen wie *neveu*, das seit dem 14. Jahrh. neben *nevou* begegnet und in ne. *nephew* fortlebt, *soigneux* Ayenb., *joyeux* Chaucer-Hss. sind in me. Texten äusserst seltene Erscheinungen. In gelegentlich vorkommenden me. *honiren, saveren, faveren, coleren*, ist *i, e* wohl nicht, wie ich Frz. St. V, 2 S. 112 als möglich hinstellte, auf kontinentalfranzösische *eu*-Formen zurückzuführen.

f) Vglat. betontes *ọ* und *ǫ* vor *n* + Kons. entspricht, mit vereinzelten Ausnahmen, *u, ou*, ne. *au: amount, account, recount, remount, found, abound, count, surmount, pronounce* etc.

g) Sogenanntes parasitisches *i* begegnet (wenn ich von einer bekannten Erscheinung nordengl. Texte absehe) kaum anders als in zwei Fällen: in den Endungen *-ee* und *-age*, für die häufig *-eie (ei)* und vereinzelt *-aige (-ege)* vorkommen. *-eie* ist auch im älteren Anglonormannischen (Cambr. Ps.) nachgewiesen und dürfte in England eben so selbständig sich entwickelt haben wie in dem grössten Teil des nordfranzösischen Sprachgebietes (vgl. Görlich, Frz. Stud. V S. 334 f.). *-aige (-ege)*, das in den Lehnwörtern vor dem Ausgang des 14. Jahrhs etwa ein Dutzend mal nachgewiesen ist, mag vom Kontinent (wo es nachweislich seit dem 13. Jahrh. weite Verbreitung hatte und keineswegs, wie Görlich, Frz. St. V, 343 f. zeigt, auf die Picardie und Lothringen beschränkt war) eingedrungen sein, wenngleich auch hier eine andere Auffassung nicht ausgeschlossen ist. S. unten.

h) Lat. *c* vor *e, i* erscheint fast ausnahmslos als *c (ts, s)*, als *ch (tš)* seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhs äusserst selten.

i) Lat. *c* vor *a* begegnet, soweit es sich um französische Erbwörter handelt, in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der einschlägigen Fälle als *ch (tš)*. Dass daneben *c (k)* sich findet, habe ich Frz. St. V, 2, 205 bemerkt und könnte die Zahl der dort aufgeführten Wörter mit erhaltener palataler Tenuis jetzt noch um einige Belege vermehren. Bekanntlich ist die Erhaltung der Tenuis nicht ausschliesslich für die Pikardie, sondern auch für den nördlichen Teil der Normandie charakteristisch.

k) Vglat. *ẹ, ę* in gedeckter Stellung entspricht im Me. *e*, bedingungsweise *a*. Über ganz vereinzeltes *ie* s. Frz. Stud. V, 2 S. 190 f.

Ich habe diejenigen Erscheinungen des Lautwandels hervorgehoben, über deren geographische Verbreitung die französische Dialektologie das relativ meiste Licht verbreitet hat. Wenn nun auch bei dem augenblicklichen Stande

der Dialektforschung eine strenge Sonderung von dem was als normannisches Erbgut, was als späterer nichtnormannischer Import anzusehen ist, noch keineswegs in jedem einzelnen Falle möglich erscheint, so dürfte doch die Behauptung nicht zu gewagt erscheinen, dass wenige kontinentalfranzösische Denkmäler des 13. und 14. Jahrhs von grösserem Umfange einen einheitlicheren, namentlich auch durch die in der Isle de France sich bildende Schriftsprache weniger beeinflussten Dialekt repräsentieren wie die in englischen Texten dieser Zeit vorhandenen franz. Lehnwörter den normannischen (normannisch in dem oben angedeuteten Sinne).

Nach dem 14. Jahrh. sind sehr viele Worte nicht normannischen Ursprungs, aus der französischen Schriftsprache namentlich, in das Englische gedrungen. Eine wissenschaftlichen Anforderungen genügende Untersuchung über dieselben gibt es zur Zeit ebensowenig wie über die grosse Zahl der aus dem Lateinischen direkt entlehnten Worte.

§ 23. Ein Kriterium für die Zeit der Aufnahme eines Lehnwortes bildet die Lautform. Wir werden um so genauer den Zeitraum, innerhalb dessen ein Lehnwort eingebürgert wurde, anzugeben vermögen, je besser wir über die Chronologie der Lautgesetze in der abgebenden und in der aufnehmenden Sprache unterrichtet sind. Selbstverständlich gilt dieses Kriterium in seiner ganzen Tragweite nur in Bezug auf die vom Volke direkt herübergenommenen Worte, in sehr viel eingeschränkterem Sinne von mots savants. Da von volkstümlicher Entlehnung französischer Wörter in England u. E. etwa bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhs die Rede sein kann, so ist demnach der Forschung in erster Linie die Aufgabe gestellt, das vom 11.—14. Jahrh. aufgenommene Sprachmaterial nach Kriterien des Lautwandels auf die Zeit ihrer Aufnahme zu prüfen, nachdem zuvor eine Scheidung gelehrten und volkstümlichen Imports auch innerhalb der genannten Periode vorgenommen. Da zur Zeit noch sehr wichtige Vorarbeiten fehlen, muss auf eine zusammenhängende Erörterung der hier einschlägigen Fragen verzichtet werden. Auf Einzelnes soll in der folgenden Darstellung der Lautlehre hingewiesen werden.

Geschichte und Kulturgeschichte geben Aufschluss über die Zeit der Entlehnung in den sehr seltenen Fällen, in denen nachweislich mit dem französischen Wort der bezeichnete Begriff übermittelt worden ist und gleichzeitig auf Grund direkter Überlieferung feststeht, zu welcher Zeit dieser Begriff den Angehörigen der aufnehmenden Sprache bekannt wurde.

Das erste Auftauchen eines französischen Wortes bei einem englisch schreibenden Autor ist für die Chronologie der Entlehnung insofern von Interesse, als es einen ungefähren Schluss gestattet auf die Zeit, bis zu welcher die Aufnahme stattgefunden hat. Einen ungefähren terminus a quo für die Entlehnung kann uns die erste Erwähnung eines französischen Wortes bei einem englisch schreibenden Autor etwa dann gewähren, wenn diesem Worte eine englische Übersetzung oder Paraphrase beigefügt ist. Frz. Stud. V, 2 S. 8 f. habe ich eine Zusammenstellung solcher Worte gegeben. Ein gut Teil der eb. S. 10—55 aufgeführten annähernd 900 französischen Worte, die in englischen Texten aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhs zuerst sich haben nachweisen lassen, und vielleicht manche andere, die in Texten dieser Zeit nur zufällig nicht begegnen, mögen bereits im Laufe des 12. Jahrhs in den englischen Wortschatz gedrungen sein. Liebten es doch bereits damals, wie uns kein geringerer Gewährsmann als Johann von Salisbury berichtet, Leute sächsischer Herkunft in ihre Rede französische Wörter zu mischen, um damit vornehm zu thun.[1]

[1] Die wenig beachtete Stelle, welche sich Entheticus (ed. Petersen Hamburgi, 1843) v. 137—142 findet und von C. Schaarschmidt, Johannes Saresberiensis, Leipzig 1862, S. 9 in der Anmerkung mitgeteilt ist, lautet:

§ 24. Welches ist das Verhältnis des französischen und des germanischen Bestandteiles des englischen Wortschatzes in der Sprache der Gebildeten und in der Sprache des gemeinen Mannes? Wie verhalten sich die in den verschiedenen Teilen Englands noch heute gesprochenen Volksidiome hinsichtlich der ihrem Wortschatze beigemischten französischen Elemente unter sich und zur Schriftsprache? In welchen Fällen wurden mit einem französischen Worte gleichzeitig die bezeichnete Sache oder der bezeichnete Begriff importiert? In welchen Fällen sind germanische Wörter, welche denselben Begriff ausdrückten und dieselbe Sache bezeichneten wie das eingedrungene fremde Wort durch dieses ganz oder partiell verdrängt worden? Diese Fragen haben heute noch gar keine oder eine wenig befriedigende Antwort gefunden. Namentlich ist der Wortschatz englischer Patois, dessen Durchforschung wichtige Aufschlüsse über den Grad der Romanisierung der einzelnen Distrikte des Landes verspricht, noch nicht Gegenstand einer hier einschlägigen Untersuchung gewesen. — Eine oberflächliche Betrachtung zeigt, dass, während die Ausdrücke für gewisse Begriffskreise heute vorwiegend französisch sind, dieselben für andere ganz oder überwiegend germanisch blieben. So sind französisch — wie dies nach der äusseren Geschichte des Französischen in England zu erwarten — hauptsächlich Bezeichnungen, welche Bezug haben auf Verfassung, Verwaltung, Hof, Kunst, Wissenschaft, Titel und Würden. Vorwiegend germanisch sind Ausdrücke, welche sich auf Ackerbau, Schifffahrt, die umgebende Natur beziehen. Fast rein germanisch blieben ebenso die »elementaren Bestandteile« der englischen Rede: die Hülfszeitwörter, Artikel, Pronomina, desgleichen, mit wenigen Ausnahmen, die Praepositionen, Zahlwörter und Conjunctionen. Dadurch aber, dass in vielen Fällen ein germanisches Wort einen Teil seines begrifflichen Inhaltes an ein eingedrungenes französisches Wort abtrat ohne vollständig verdrängt zu werden, erlangte das Englische einen Reichtum an Ausdrucksmitteln für feinere Begriffsnuancen, wie ihn keine andere Kultursprache aufzuweisen hat, vgl. *blessing* — *benediction*, *meal* — *flower*, *wish* — *desire*, *luck* — *fortune*, *buy* — *purchase*, *bloom* — *flower*, *bough* — *branch* etc. etc.

Vgl. E. Fiedler, *Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache*. Erster Band. Zweite Auflage, besorgt von E. Kölbing. Leipzig 1877. S. 80—100.

LAUTLEHRE.

§ 25. Die wichtigste Veränderung, welche die französischen Lehnwörter im Englischen erleiden, besteht in der Annahme germanischer Betonungsweise, die sich von der französischen durch die grössere Intensität des Worttones und durch die Tendenz, den Wortton möglichst weit nach dem Wortanfang zu legen, wesentlich unterscheidet. Schwanken zwischen ursprünglich romanischer und englisch-germanischer Betonung der Lehnworte charakterisiert die me. Zeit. Erst im 16. Jahrh. etwa war der Kampf entschieden, der Accent in eingebürgerten Lehnwörtern im allgemeinen an diejenigen Silben gefesselt, die ihn noch heute tragen. Dies im einzelnen darzulegen ist Sache der Metrik. Über die quantitativen und qualitativen Veränderungen, welche die französischen Lehnwörter in englischem Munde unter dem Einflusse des ger-

---

Admittit soloën, sumit quod barbarus offert,
Inserit haec verbis, negligit arte loqui.
Hoc ritu linguam comit, Normannus haberi
Dum cupit urbanus Francigenamque sequi.
Aulicus hoc noster tumidus sermone rotundo
Ridet natalis rustica verba soli.

manischen Accentes durchgemacht haben, soll die folgende Darstellung der Lautlehre orientieren.[1]

§ 26. VOKALISMUS. 1. Ursprünglich betonte Vokale. In freier Stellung und vor gewissen, unten zu nennenden Konsonantenverbindungen bleiben ursprüngliche Längen erhalten, werden ursprüngliche Kürzen seit dem 13. Jahrh. gelängt. Franz. Diphthonge werden in me. Zeit überall da monophthongiert, wo eine Neigung zur Verengung im Normannischen bereits vorhanden war. Auch da wo neue Diphthonge im Me. gebildet werden, indem *ĭ ŭ* ihren *i*-Gehalt an den vorhergehenden Vokal abtreten, dürfte es sich um die Fortsetzung einer bereits im Norm. resp. Anglonorm. vorhandenen Tendenz handeln. Durch Zurückziehung des Accentes bedingte Abschwächung der Quantität ursprünglicher Tonvokale lässt sich etwa seit dem 14. Jahrh. nachweisen.

§ 27. Franz.-norm. *a* erscheint im Me. als Länge und entwickelt sich, soweit es betont bleibt, mit genuinem *ā* über *ę̄* (17. Jahrh.) zu ne. *ę̄ⁱ*:

a) vor einfacher silbeanlautender Konsonanz: Es reimt mit me. *ā* jedweder Provenienz nachweislich seit dem 13. Jahrh.: *scape*, *cave; bate*, *abate*, *mate; male*, *pale; declare; blame*, *fame*, *dame* etc. etc.

b) vor einfacher wortauslautender Konsonanz: *mat*, *estat*, *debat; lak*. Eine Ausnahme machen *l* (gleichviel ob lat. *l* oder *ll* zu Grunde liegt) und *n*, vor denen die Längung des Vokals nicht entschieden durchgeführt erscheint. Auch vor *s* vermutet ten Brink, Chaucer's Sprache S. 54, »schwebendes« *a* in den Eigennamen *Nicholas*, *Thopas*.

Unter Verlust des Worttons erfolgt Kürzung und Abschwächung zu ne. *ę̆*, *ĭ*, z. T. völlige Verstummung: *i* haben ne. *prelate*, *legate*, *senate*, *agate*, *palate* (spätme. begegnet vereinzelt *palet*), sämtlich im Ne. mit etymologisch nicht begründetem *e* nach der ursprünglich wortauslautenden Konsonanz. Als nicht eingebürgerte Entlehnungen werden durch Erhaltung der Länge charakterisiert *apostate*, *advocate* (im 14. Jahrh. auch *avoket: gett* Hamp. 6084) u. a. Ob diese Wörter aus dem Lat. direkt oder aus dem Französischen oder aus beiden Quellen in das Englische gedrungen sind, lässt die Form nicht erkennen. *Fortunate*, *litterate*, *obstinate*, *operate* und zahlreiche andere sind direkt auf das Lat. zurückzuführen, da entsprechend geformte franz. mots sav. nicht vorhanden sind. Teils *ę*, teils völlige Verstummung des Vokals ist im Ne. vor *l* eingetreten: *principal*, *special*, *general*, *urinal*, *animal*, *celestial; final*, *metal*, *crystal* etc. etc. Daraus dass französische mots sav. auf *-al* (lat. *alem*) vielfach Erbwörtern auf *-el* mit regulärem Übergang des betonten *a* in *e* zur Seite stehen, erklären sich Doppelformen wie me. *veniel* und *venial*, *naturel* und *natural*.

c) Vor Muta cum Liquida im Anlaut der Nachtonsilbe: *stable*, *table*, *fable*, *cable*, *able; sacre*. Genuinenglische Reimwörter fehlen.

Unter Verlust des Hochtons wurde *a* gekürzt, darauf zu ne. *ę* geschwächt in *convenable*, *constable*, *merciable*, *tretable*, *charitable*, *changeable*, *acceptable*, *perdurable*, *abhominable*, *coupable*, *resonable* etc., zu *i* vor *kl* in *tabernacle*, *obstacle*, *cardiacle*, *miracle* (vereinzelt me. *mercle* Cursor 9512 C.), *oracle*, *spectacle*.

d) vor *ts*, das sich, seit dem 13. Jahrh. etwa. zu *ss*, *s* entwickelte: *grace*, *place*, *mace*, *face*, *space*, *trace*, *chace* etc. Genuinengl. Reimwörter fehlen. Dialektisch begegnen mit frühzeitiger Verstummung des schwachen End-*e* me. *fas*, *plas*, *gras* etc. im Reim auf *glăs*, *nathelăs*, *wăs*,

Unter Verlust des Hochtons spätme. *ă*, ne. *ĭ*, *purchase* (beachte me. *purchest* Cursor 19606 C, *purcheced* ib. G.), *menace*, *preface*. Me. *contumace*, *efficace* leben in der ne. Schriftsprache nicht fort. In ne. *palace*, *furnace*

[1] Vergl. ten Brink, *Chaucer's Sprache und Verskunst*. Leipzig 1884. Ferner A. Sturmfels, *Der altfranzösische Vokalismus im Mittelenglischen* (Anglia VIII, 3. IX, 4) und Vf.'s *Zur Lautlehre der französischen Lehnwörter im Mittelenglischen* (Französische Studien V, 2).

repräsentiert *-ace* eine Neubildung, die an Stelle von ursprünglichem *-ais(e)* getreten ist, wohl erst nachdem beide Endungen lautlich ganz oder annähernd identisch geworden waren.

Vor wortauslautendem *s* = vglt. *ss* entwickelte sich betontes *a* in gleicher Weise wie in den ebengenannten Wörtern in *bass* (spr. ne. *bęis*), während, wie die heutige Aussprache erschliessen lässt, in me. *masse, passe a* vor der langen inlautenden Spirans nicht entschieden gelängt wurde.

e) vor *dž: age, cage, page, rage, wage, engage, stage.* Gemeinengl. Reimwörter fehlen.

Unter Verlust des Hochtons me. *ă*, ne. *ĭ: language, beverage, personage, image, visage, courage, message, lineage, passage, arrearage, savage, usage, advantage, damage, manage, village* etc. Ganz vereinzelt ist die Länge geblieben: unter dem Nebenton in *baronage* und, unter dem Einflusse von *rage*, in *outrage* (16. Jahrh. *outraadzh* Ellis). Fraglich darf es erscheinen, ob me. Reime und Schreibungen wie *visaige, hostaige, visege* Alex. 6367, *beuerege beuereche beueriche beuerygge* in den Hss. von Rob. v. Gloc.s Chronicle (s. A. Wrights Ausgabe im Glossar) daraus zu erklären sind, dass bei fakultativer Tonentziehung *a* im späteren Me. bereits nicht nur quantitative, sondern auch qualitative Veränderung erfuhr, oder aus späterer Einwirkung kontinentalfrz. Mundarten auf den Wortschatz des Mittelenglischen. Vgl. oben S. 810.

f) vor *st: chaste, haste, paste, taste, waste* (neben *vast*). Im Mittelenglischen reimt das *a* dieser Wörter mit genuinem *a* in *caste, faste, laste.* Dass es gleichwohl mit letzterem nicht überall völlig identisch war, lässt die abweichende Entwickelung zum Neuenglischen erschliessen. Wie in genuinem *caste, faste* etc., so ist in rom. *rasp, jasp* die entschiedene Längung des Tonvokals offenbar jünger als der Übergang von *ā* in *e*.

§ 28. Nicht gelängt wurde norm. *a* im Mittelenglischen:

a) vor *tš* in *cache, ache* (frz. *ache, apium*), *atache, detache.* Mit genuinem *ä* entwickelt sich *ă* in diesen Wörtern weiter zu ne. *ą̈*. Auf Formenübertragung beruhen me. *bikæchedd* (Orm), *kecche* (Ancr. R. etc.) und wohl auch vereinzeltes *atteche* (s. Murray N. E. D.).

b) vermutlich vor *r* + Kons.: *part, art, chartre, martre, large, targe, garce, arme, charme.* Heute haben diese Wörter unter dem Hochton *ā* = *ar* mit Ersatzdehnung in Übereinstimmung mit der Entwickelung von genuinem *a* (aus der Brechung *ea*) in gleicher Stellung. Gleiches Schicksal hat *a* vor langem inlautenden *r*, das auf älterer Gemination beruht, in *barre, carre.* Auf volksetymologischer Umbildung beruht *o* in ne. *force* (spicken; me. *farcen, farsen*), auf dem verdunkelnden Einfluss der vorhergehenden Konsonanz in *quart.*

Unter Verlust des Hochtons entwickelte sich ne. *ę̈* in *coward, leopard, bastard, standard.* In bereits me. Formen wie *basterd, lyberd, geserne* wird man eine Wirkung der fakultativen Tonentziehung auf die Qualität des ursprünglichen Tonvokals nicht erkennen dürfen in Erwägung des Umstandes, dass auch in solchen Wörtern, in denen *a* stets den Ton behalten hat, an Stelle desselben gelegentlich me. *e* sich findet: *ærmi, perti, cherge, merbul, gerse;* auffällig ist ne. *scarce.* Vgl. Franz. St. V, 2 S. 76.

Wie *a* vor *r* + Kons. so wurde dasjenige vor *rį* in der Endung *-arie*, glaube ich, nicht gelängt. Ten Brink setzt für die Sprache Chaucers schwebendes *a* an. In allen einschlägigen Wörtern hat dieses *a* den Ton verloren und sich zu ne. *ę* entwickelt: *contrary, electuary, anniversary, aduersary, notary, apothecary, mercenary, January* etc. Mit Suffixvertauschung begegnen im späteren Mittelenglischen *gramori, vecory, contributory*, im Neuenglischen *inven-*

tory, mandatory neben *mandatary*. Über *vikery*, das in Langl.-Hss. begegnet, vgl. Frz. Stud. V, 77.

c) vor Dreikonsonanz in *emplastre, idolastre* und z. T. vor gedecktem *n*. Vgl. ten Br. Chaucers Spr. S. 54.

§ 29. Frz. *a* vor gedecktem Nasal erscheint in der me. Orthographie als *a, au, awu, ou, u, o*. *Au* begegnet gleichzeitig in anglonorm. und in engl. Texten seit dem Anfang des 13. Jahrhs (in der älteren Layamon-Hs. *Fraunce, Flaundre* etc.) und wechselt in jüngeren Texten ganz gewöhnlich mit *a*. *O*, das auf eine stärkere Verdunkelung des Lautes schliessen lässt, begegnet gelegentlich in allen Dialekten, vornehmlich in südlichen Denkmälern (Ayenb. *lompe, bronches, auonci*, Octav. *chonge* etc.). *Awu, ou, u* finden sich sporadisch. Wieweit sich unter den verschiedenen Schreibungen des Mittelenglischen lautliche Nüanzierungen verbergen und wieweit der Lautstand der ne. Schriftsprache etwa dialektische Unterschiede einer früheren Zeit reflektiert, bleibt zu untersuchen. Im Neuenglischen entsprechen: *ą*, das auf älteres *ă* weist, in *ramp lamp, vanguard, flank frank; ei*, das älteres *ā* zur Voraussetzung hat, vor *ndž* in *change grange range arrange, estrange, mange*, vor *mbr* in *chambre; ā* vor *nt* in *chant aunt grant*, vor *nd* in *remand demand slander*, vor *ns* in *chance dance advance enchance lance trance*, vor *nš* in *stanch (staunch) haunch paunch branch blanche*, vor *mp'l* in *ensample; ǭ* in relativ wenigen Wörtern: *vaunt, haunt, avaunt, daunt, Maundy-Thursday, blanc-mange, lawn* (me. *launde*); *ā* neben *ǭ* in *taunt, lanch* (auch *launch* geschrieben).

Unter Verlust des Hochtons entwickelte sich ne. *ĭ* vor *ndž* in *orange*, sonst *ę*, das unmittelbar nach der Tonsilbe, ausser wenn *r* oder Vokal vorhergeht, stumm geworden ist: *servant, warrant, sergeant, semblant, merchant, ignorance, quittance, circumstance, countenance, penance, distance, alliance, abundance, substance, vengeance* etc.

§ 30. Norm. *e* (d. h. älteres *e*, über norm. oder anglonorm. *e*, das in secundärer Entwickelung auf *ai, ei, ie, ue* zurückgeht, s. unten) erscheint im Mittelenglischen als *ę̆ ę̄ ẹ̄*. Eine qualitative Verschiedenheit des auf vulgärlat. gedecktes *ẹ* und des auf vglat. gedecktes *ę* zurückgehenden Lautes, wie sie das ältere Normannische festgehalten hat, lassen die Lehnwörter nicht mehr erkennen. In beiden Fällen entspricht *ę*. Da wo *e* auf vulgärlat. freies *a* zurückgeht, lautet es im Mittelenglischen offen vor *l, n*, geschlossen vor *r*, im Wortauslaut und vor Vokal. Es steht me. *ę̆*:

a) in frz. *mots sav.* vor *k* + Kons. und *p* + Kons.: *collecte, secte, affecte, suspect, direct, text* (dial. *tixt, tyxt*); *accepte, excepte, sceptre* etc. Ne. *ę̆*.

b) vor *nt, nd*, im Reime mit genuinem *ę̆*: *entente, gent, tente, consente, entre, assente, amende, mende, contende, defende, descende, spende, vende*; vor *ns*: *commence, offence, defence, incense*; vor *m* + Kons.: *assemble, tremble, resemble, attempte, contempte, membre*. Ne. *ę̆*. — Mundartlich (z. B. Yorkshire) ist unter noch nicht näher erforschten Bedingungen in hier einschlägigen Wörtern *e* zu *i* erhöht worden. Ne. und me. *jingle jangle* sind etymologisch nicht durchsichtig. Häufigem me. *gimm* neben *gemme* entspricht bereits altengl. *gimm*.

Unter Verlust des Hochtons entwickelte sich ne. *ę*, das bedingungsweise verstummt ist: *admonishment, judgement, obedient, obedience, conscience, preeminence, penitence, abstinence, impatience, patience; convent, present, sentence, silence, vestment* etc.

c) Vor *r* + Kons. im Reime mit genuinem *ę̆*; *seruen, nerf, herbe; affermen, terme; certes, desert, converte; perche, serche, verge, vers, divers; merle, perle* etc. Heute haben diese Wörter *ę̄* mit Ersatzdehnung für geschwundenes *r*. Verdunkelung zu *a*, die sich bereits im Mittelenglischen nachweisen und in gleicher Weise als franz. und engl. Lautgebung erklären lässt, ist in den Patois heute sehr ver-

breitet, in der Schriftsprache in ursprünglich betonten Silben vereinzelt durchgedrungen: *farm, parch* (s. Skeat, E. D.[2] Addenda). Ne. *clerk* und *war* gehen wohl auf entsprechende ae. Wörter zurück. Die Darstellung *ea* in älteren ne. Texten, z. B. *hearbe, tearme, mistearm'd* in der ersten Folioausgabe der Shakespeare'schen Dramen, sollte vielleicht ein Schwanken in der Aussprache zwischen *e* und *a,* wie es für diese Zeit durch Reime und Grammatiker bezeugt ist, zum Ausdruck bringen (s. Sweet, H o E S[2] 218). In der modernen Orthographie ist *ea* das Zeichen für *ẹ̄* in *rehearse, hearse, search* und in genuinen Wörtern wie *earn, yearn, learn,* für *a* z. B. in genuinem *hearth, heart.* — Anzumerken ist die Erhöhung von *e* zu *i,* die auf vorhergegangene Längung schliessen lässt, in ne. *pierce* (me. *perce* Alex. 691, *peersen* Langl. C XII, 295 n etc.) in Übereinstimmung mit dem neuschottischen Lautstande in *peart, tearm, vearse, earl, earth* etc. und in Übereinstimmung mit Entwickelung von genuinem *berd* zu ne. *beard* der Schriftsprache. In ne. *tierce, fierce, cierge* ist *i* = me. *ẹ* = frz. *ie.*

Unter Verlust des Hochtons entwickelte sich ne. *ẹ: divers, covert, govern, desert, postern, lantern.* In *lanthorn* hat man eine volksetymologische Bildung erkannt. In spätme. Hss. kommen auch Formen wie *getorn* st. *guiterne, postorne* st. *posterne* vor, die auf früh eingetretene Trübung des Vokals in fakultativ unbetonten Silben deuten.

d) vor *tš, dž: crecche* (ne. *cratch*), *fletch, vetch; plegge* (ne. *pledge*). — Mit Bezug auf *e* in me. *alegen, agregen, abregen* lässt sich nicht entscheiden, ob dasselbe auf frz. *ie* der stammbetonten oder auf das *e* der endungsbetonten Formen zurückgeht. Im Neuenglischen entsprechen *alledge, abridge.*

Unter Verlust des Hochtons heute *ị* in *college, privilege, sacrilege* (me. auch *sacrilage, privilage* mit Suffixvertauschung).

e) vor *bl, tr: treble, lettre.* Ne. *ẹ.*

§ 31. Teilweise gelängt wurde *ẹ* auf Kosten der folgenden Konsonanz, und dementsprechend über *ẹ̄* im 17. Jahrh. zu ne. *i* weiterentwickelt, in den folgenden Fällen. Inwieweit die Verschiedenheit in der Entwickelung der hier zu nennenden Wörter auf eine Verschiedenheit der Art, des Ortes oder der Zeit der Entlehnung zurückzuführen ist, lässt sich zur Zeit nicht entscheiden.

a) vor vereinfachten Muten: *net* — ne. *neat, bec* — ne. *beak* — andererseits: *dette* — ne. *debt, jet* — ne. *jet, entermet* (*: dett*). Ne. *entremets* ist junges Fremdwort. Me. *deceit* (ne. *deceit*), *parceit, receit, conseit* stehen unter dem Einfluss von *deceiven, receiven.*

b) vor ursprünglich geminiertem *l:* ne. *peal, repeal, appeal* (me. *appeele* Hymns to the Virg.) — aber *sell, cell* (*cellas* Chron. 1128), *rebel, compel.*

Unter Verlust des Hochtons ist *e* heute meist verstummt: *rebel, level, dishevel, pommel, damsel, chapel, morsel, cantle, measles, castle* etc., zu *ẹ* geschwächt erscheint es in *quarrel, bushel* u. a. *Female,* das an *male* angebildet ist, begegnet neben *femel* bereits in me. Zeit. Als Analogiebildungen sind ebenso me. Formen wie *chapayle, vessayle* aufzufassen.

c) vor *st:* ne. *beast* (die Schreibung mit *ea* begegnet bereits im 13. Jahrh. nicht selten), *feast* — andererseits *vest, jest, arest, molest, detest, request, inquest, crest, rest, arrest, test.* Im Me. begegnet das *e* dieser Wörter im Reime mit genuinem *ẹ̄* und *ẹ̄.* Konsequenter als in der ne. Schriftsprache ist die Längung des Vokals im Schottischen durchgeführt.

Unter Verlust des Hochtons erscheint heute *ị: modest, forest, honest, tempest, conquest.* Anzumerken sind vereinzelte me. Formen wie *tempast, monast* Cursor 6027 (G), 27330 (F) mit Verdunkelung des *e* zu *a.*

d) vor *ss:* ne. *cease, prease* aber *press, redress, distress, excess, confess.*

Unter Verlust des Hochtons heute *i: largess, cypress, prowess, nobless, riches,*

countess. Wie vor *st*, so begegnet im Me. vor *ss* gelegentlich *a*: *cuntasse* (z. B. Meidenh. 9), *abbasse*, *richas*, *burgas* (: *was*).

c) *e* vor *n* in der Endung *-ien* (*-ianum*) hat im Mittelenglischen nicht nur quantitativ sondern auch qualitativ geschwankt. In der späteren Entwickelung wurde es in der Schriftsprache überall unter Verlust des Hochtons zu *ę* geschwächt: ne. *phisician*, *Egyptian*, *historian*, *christian* etc., *surgeon*, *parishion* -*er*. Über *a*, *o* s. Frz. Stud. V, 2 S. 85 f.

§ 32. Me. *ē* (ne. *ī*) geht zurück auf:

a) frz. *ei*, *eie* in *veel*, *seel* (ne. *veal*, *seal*); *reme*, *mene*; *prechen*, *apechen*, *impechen*, *depechen* (ne. *peach*, *impeach*); letztere begegnen im Mittelenglischen auch mit geschlossenem *e*.

b) wahrscheinlich auf frz. *e* vor silbeanlautendem *l* in den anscheinend spät vom Kontinent eingedrungenen *concele* (ne. *conceale*), *revele* (ne. *reveal*).

c) auf frz. *e* = lat. *a* vor *l* in *ele* (*ala*, ne. in nicht lautmechanischer Entwickelung *aisle*, s. Murray A. N. E. D.) und in zahlreichen Wörtern auf *-el* = lat. *-alem*. In letzteren ist *e* in allen Fällen tonlos geworden und heute zu *ę*, *į* abgeschwächt oder verstummt: *chattels*, *channel*, *vowel*, *cruel*. Nachdem *-el* mit *-al* lautlich gleichwertig geworden, ist im Neuenglischen graphisch gelegentlich *-al* auch in solchen Wörtern eingeführt, in denen nicht bereits im Französischen und im Mittelenglischen beide Suffixformen promiscue verwandt wurden.

§ 33. Me. *ē* begegnet:

a) im Wortauslaut und vor wortauslautendem *e*: *gre*, *degre*, *agree(n)*. Ne. *ī*. — In *de* ist bereits im Ausgang der me. Zeit *e* zu *i* erhöht worden, das sich mit genuinem *ī* zu ne. *ai* entwickelte. Wo für *ée* im Mittelenglischen unter noch nicht näher erforschten Bedingungen *eie* eingetreten ist, entwickelte sich *ei* mit betontem älterem *ei* (s. unten § 42. 44) in gleicher Stellung zu ne. *ę̄i*: *fee*—*feie*, *faye* Green Kn. 2446, *fay* Gower, ne. + *fay*.

In den meisten hier einschlägigen Wörtern hat *e* den Ton verloren und ist in der weiteren Entwickelung zu *į* geworden; *-ée* und daraus hervorgegangene *-eie*, *-ei* ergaben denselben ne. Laut: *poverty*, *prosperity*, *purity*, *cruelty*, *dignity*, *trinity*, *city*, *clergy*, *privy*, *charity*, *property*, *charity*, *necessity*, *humility* etc. — *country*, *destiny*, *assembly*, *entry*, *army*, *jelly* etc. — *journey* (*journeie* bereits Ancr. R. 352), *chimney*, *valley*, *volley*, *covey*, *attorney*, *alley*, *meddley*. Im Mittelenglischen begegnen auch *contreie* (: *waye*), *pryveye* und mit Formangleichung *mawgrey*, *citei* etc. Bereits im 14. Jahrh. sehen wir in fakultativ unbetonten Silben *i* (*ie*, *y*, *ye*) mit *e* (*ee*) nicht ganz selten wechseln: *charity* Cursor 27532 (C), *pyti* P. 1205 etc. Wieweit es sich hier um lautmechanische Veränderung oder um Suffixangleichung handelt, lässt sich schwer entscheiden. — In spät vom Kontinent herübergenommenen Wörtern wie *levee* besteht heute die frz. Orthographie zu Recht.

b) vor silbeanlautendem und wortauslautendem *r*: *duzepere*, *per*, *cler*, *frere*, *apere*. Diese Wörter reimen im Mittelenglischen mit genuinenglischen, die stets oder fakultativ geschlossenes *e* haben, und auf französische mit *ę* = älterem *ie*. In der me. Orthographie begegnet nachweislich seit dem 13. Jahrh. (*apierede* Kent. S.) neben *e ie*, das ebenso aus anglonorm. Texten bekannt ist und das als umgekehrte Schreibung, die eintrat, nachdem ursprüngliches *ie* monophthongisch geworden, mit Recht erklärt worden ist. Auf sehr früh eingetretene Erhöhung des *e* zu *i* weist die Entwickelung zu ne. *ai* in *friar*, *umpire*. Neben me. *per* (ne. *peer*) stehen später entlehnte me. *peir*, *fair* (ne. *pair*).

Unter Verlust des Tons heute *ę*: *supper*, unter dem Nebenton *i*: *chanticleer*.

In den unter a, b behandelten Wörtern entsprechen frz. *e* lat. *a*. Auf lat. *e* in mots sav. geht *e* zurück:

c) vor einfacher inlautender Konsonanz in me. *succede*, *procede* etc.

Unter Verlust des Tons heute *i*: *prophet, planet, quiet* u. a. Ne. *mansuete* steht unter dem Einflusse von *sweet*.

§ 34. Franz. *i* wird im Me. gelängt und entwickelt sich, nachweislich seit dem 16. Jahrh., mit genuinem *ī* zu ne. *ai*:

a) im Wortauslaut und vor Vokal: *crie, frie, spie, pie, mie, denie, defie, affie, plie, applie, supplie, allie* etc.

Unter Verlust des Hochtons steht heute *i* in *blasphemy, bigamy, litany, malady, astronomy, folly, simony, envy* u. a. Gelegentlich begegnende me. Schreibungen mit *e* (*merce* Jul. 48 R, *filosofe* Ayenb. 126, *fole* Green Kn. 1545, *mamentre* Cursor 9188 C) mögen in der facultativen Tonlosigkeit des *i* z. T. ihre Erklärung finden. Keine Kürzung trat ein in einigen Verben unter dem Nebenton: *justify, multiply, versify, sacrify, fortify, exemplify* etc.

b) vor französisch einfacher inlautender und wortauslautender Konsonanz: me. *pike; delite, despite, endite, recite, site; bribe, revive, arrive, descrive; strif; guise, assise, deguise, despise, pris, avis; lire, desire, attire, ire; guile, vile; prime, rime, incline, decline, divine, chine, spine, fin.* Auch wo *s* vor folgender Konsonanz früh verstummt ist: *dine, yle* (ne. *isle*); vor *s* aus *ts*: *nice, vice;* vor *n* aus *ñ*: *signe, assigne, digne, benigne, maligne, resigne;* wahrscheinlich vor *l* aus *l̄*: *lentil, peril, pile* (dagegen ne. *pill;* in *lentil peril* erscheint heute sekundär unbetontes *i*). — Vor wortauslautender Konsonanz begegnet französisches *i* im ME auch im Reim mit gen. *ĭ* in *fin* (: *in* : *iwyn*) und in einer Reihe anderer Wörter wie *paradis, circumcis, promys*, in denen der Accent nach dem Anfang gerückt worden ist. — Französisch *sire* entwickelte sich ausser zu ne. *sair* (*grandsire* etc.) zu *sər*, was auf den häufigen Gebrauch dieses Wortes an satzunbetonter Stelle zurückgeführt wird. — In zahlreichen spät entlehnten und in einigen früh entlehnten aber unter späterem kontinentalem Einfluss stehenden Wörtern erscheint heute *ī*: *canteen, machine, terrene, marine, chagrin, chemise, pique, critique, routine, tier, veer, genteel* etc. Ebenso erklären sich vielleicht ne. *quit, acquit* neben *requite*.

Unter Verlust des Hochtons ist *i* teils zu ne. *i* und *ę* (vor *r m*) geschwächt worden, teils verstummt: *matin, latin, discipline, libertine; motive, caitif, bailif; music, relic; habit, merit, visit, hypocrite; promise, treatise; civil, gentle* neben *gentil* und *gentaile*; *sapphire, satire* (mit *ę*, daneben begegnen andere Aussprachen dieses mot sav.); mit auslautendem *m* = frz. *n*: *venom* (bereits me. *venum* neben *venim*), *vellum* (me. *velim*). Wenn bereits in der späteren me. Zeit die genannten Wörter nicht ganz selten mit *e* statt *i* begegnen, so wird dies z. T. auf die Wirkung des fakultativ nach dem Wortanfang rückenden Accentes zurückzuführen sein.

In einigen Wörtern ist (meist unter dem Nebenton) die Länge geblieben, und dementsprechend *i* zu ne. *ai* geworden: *exercise, merchandise, realize, organize, advertise, reconcile, paradise, parasite, porcupine, concubine; contrite, hostile* u. a.

c) vor Muta cum Liquida: *disciple, mitre, tigre* (ne. *tiger*), *cidre, ciphre, title, bible*. Ausnahmen: *delivre, considre*, deren *i* nach Ausweis des Neuenglischen nicht entschieden gelängt wurde in me. Zeit.

Unter Verlust des Hochtons entwickelte sich ne. *i*: *article, canticle, manciple; possible, visible.* In der Endung *-ible* schwankt heute die Aussprache zwischen *ę* und *i*.

d) vor *dž* in *oblige*.

Nicht gelängt wurde *i* im Me. in den meisten anderen Fällen: vor *tš*: *riche, tricche, chiches;* vor Nasal + Konsonanz: *simple, prince*, doch *pȳnt;* vor *s* + Konsonanz: *resiste* doch *gīst* (ne. *jaist*) neben *gĭst* (ne. *gist*), unter Verlust des Hochtons heute *ĭ, i* in: *baptist, artist, sinistre, register* etc.

§ 35. Norm. betontes *o* erscheint im Mittelenglischen als offener Laut, da wo es vlglat. *au*, vglat. *ǫ* in ursprünglich oder sekundär geschlossener Silbe (ausser vor Nasal) oder lat. *o* in einigen mots savants entspricht. Es wird im Mittelenglischen gelängt (*ǭ*) und entwickelt sich über *ō* (17. Jahrh.) zu ne. *ōu*, ausser vor *ri*, wo es zu ne. *ǭ* wird:

a) vor einfacher inlautender und wortauslautender Konsonanz: me. *note, cote, robe; los, clos; alose, close, enclose, dispose, suppose, appose, pose; sore, store, restore, astore.* Auch vor vereinfachter Geminata *ll* entwickelt sich *ǫ* über *ǭ* zu ne. *ō, ōu* in *roll, enroll.* Aus noch unbekanntem Grunde ist in *fol* bereits in me. Zeit teilweise Erhöhung von *ǭ* zu *ō* eingetreten (daher ne. *fool*), im Verbum *robbe ǫ* im Mittelenglischen nicht gelängt worden (ne. *rob*). Nur ausnahmsweise begegnet *ǭ* vor *n* in späteren Entlehnungen aus dem Französischen, während in normannischen Erbwörtern in Übereinstimmung mit der Entwickelung dieses Dialektes me. *u* erscheint. S. ten Brink Chaucers Sprache S. 50 und unten § 38.

Unter Verlust des Hochtons entwickelte sich ne. *ę* in *dialogue, synagogue, purpose.* Ne. *treasure* zeigt Suffixvertauschung ebenso wie me. *tresour*, das häufig neben ursprünglichem *tresǭr* sich findet.

b) vor *ri*: *storie, glorie.* — Unter Verlust des Hochtons heute teils Abschwächung zu *ę*, teils Verstummung: *Gregory, purgatory, ivory, victory, oratory, memory, history* etc. Auf Suffixangleichung, die hier bereits im Mittelenglischen und Altfranzösischen begegnet, beruht *-our* in *parlour, mirrour* etc.

c) vor *tš*: *roche, aproche, reproche, abroche, encroche, broche.*

d) vor *st*: *host, tost, coste, roste.*

e) vor *bl* in *noble.*

Im Wortauslaut und vor Vokal war bereits im älteren Französisch *ǫ* zu *ǫ u* geworden: daher me. *alowe* — ne. *allow.* In zwei anderen Fällen weist der Lautstand des Englischen gleichfalls auf älteres *u*: me. *vụche* — ne. *vouch*, me. **ụste* — ne. *oust*, wo der geschlossene Laut vielleicht aus den endungsbetonten Formen des frz. Paradigmas sich erklärt.

§ 36. *ǫ* wurde im Mittelenglischen nicht gelängt:

a) vor *dž* in *loge* (*lǫgge*; ne. *lodge*).

b) vor *ss*: *bosse* (ne. *boss*).

c) vor *pr, fr*: *propre, cofre.* Altfrz. *povre* erscheint als me. *povre* und *pore* mit schwankender Qualität des Tonvokals. Ne. *poor* setzt älteres *pǭre* voraus.

d) vermutlich nicht vor *r* + Kons.: *acorde, recorde, pork, torche, forge, fórce, aforce, scorche, corps, ordre, resort, desporte, porte, divorce.* Heute haben diese Wörter *ǭ* mit Ersatzdehnung für *r*, unter Verlust des Tons *ę*: *comfort.* Me. *urne, furme, curt* s. unter *u*.

§ 37. *ō*, das in wenigen me. Wörtern frz. Ursprungs begegnet, entwickelt sich mit genuinem *ō* zu ne. *ū*. Es steht:

a) wechselnd mit *ǫ* in einigen Eigennamen und frz. mots savants wie *Rome, trone.* Den ne. Formen beider Wörter liegen die me. mit *ō* zu Grunde.

b) vor *v* in *move, remove, prove, reprove, approve, controve.* Hier entspricht *ō* dem Stammvokal der endungsbetonten Formen des romanischen Paradigmas.

c) in *pore, fol.* Vgl. oben § 35 u. § 36.

§ 38. Altnorm. *u* wird, soweit es im Mittelenglischen lang bleibt oder gelängt wurde, in der Darstellung seit Beginn des 13. Jahrhs (Lay. I *toures* etc.) allmählich durch *ou, ow* verdrängt und entwickelt sich mit genuinem *ū* über *ou* zu ne. *au*, vor *r* + Kons. zu ne. *ǭ*. Es steht die Länge:

a) im Wortauslaut und im Silbenauslaut vor Vokal: *avowe, dowe, avow, vow, prow.*

b) vor einfacher silbeanlautender und wortauslautender Konsonanz: *doute, ooute, route* (ne. *rout*), *devout* (daneben gelehrtes *devot*, ne. dementsprechend *govout* und *devote*); *spouse; flour, tour* (ne. *tower*), *houre, devoure; expoune, deun, renoun, noun.* Nicht zum normannischen Erbgut gehören ne. *amour, stne* (daneben auffälliges *tune*), *route, group, soup, tour, coup* u. a.

Unter Verlust des Tons wurde *u* zu *ę* geschwächt, das vor *n* heute z. T. verstummt ist: *leprous, jealous, dangerous, gracious, glorious, religious, curious, malicious, precious; mirrour, clamour, honour, favour, colour, debtor, senator, emperor;* mit Suffixangleichung (ich vermag nicht zu entscheiden, ob dieselbe eingetreten zur Zeit wo *-our* und *-er* noch verschieden lauteten oder nachdem beide nach Verlust des Accentes phonetisch gleichwertig geworden waren) *pleader, lecher, preacher, saver* u. a.; *commission, reason, treason, baron* u. s. w.

c) vor *nt, nd, ns* (*nce*): *mount, amounte, accounte, recounte, remounte, founde, abounde, count, encountre, surmounte, confounde, profound, frounce, pounce, renounce, pronounce, fount* (neben *font*), *mounstre* (dagegen ne. *monstre*, das nicht zum anglonormannischen Erbgut gehört).

§ 39. Schwebendes *u* ist für das Mittelenglische anzusetzen:

a) vor *r* + Kons.: *sourde, gourde, bourde, fourme, reffourme, confourme, enourne, sours, cours, recours, court.* Mit genuinem *u* in *mornen, borne,* das nach ten Brink in der Sprache Chaucers schwebende Quantität hatte, ergab dieses *u* ne. *ǫ*. Ne. *disturb, scourge, gurge, purse* entsprechen ältere Formen mit *ŭ*. Me. *turne* (ne. *turn*) wurde beeinflusst durch ein auf altengl., dem Lateinischen direkt entlehntes *turnan, tyrnan* zurückgehendes *turnen* (*tirnen, ternen*).

Unter Verlust des Hochtons heute *ę*: *succour.*

b) vor *-nge* in (**spunge*), *plunge,* woneben me. *spounge plounge* mit *ou* (d. i. *ū?*) erscheinen, während der im Neuenglischen entsprechende Laut Kürze des Vokals voraussetzt.

c) vor *st, ss:* me. *juste* und *jouste.*

Das ne. *just* (*joust*) weist auf älteres *jūste.* Stets finde ich im Mittelenglischen *trusse* (u. *trosse*) entsprechend ne. *truss,* während ne. *trowsers* vorhergegangene auf Kosten der folgenden Konsonanz eingetretene Dehnung des Vokals erschliessen lässt.

d) vor *dž, tš:* ne. *grudge* entspricht me. *grudge* (*grodge*), woneben vereinzelt *grouche* vorkommt. Neben *tuche, toche* begegnet *touche* als die gewöhnliche me. Form. Das Ne. (*touch*) hat auch hier die Kürze des Vokals zur Voraussetzung. Entschieden gelängt wurde *u* in *pouche vouche* (s. oben § 35), ne. *pouch vouch.*

e) vor Muta und Liquida weist der Laut des Tonvokals in ne. *couple, trouble, double, supple* auf älteres *ŭ*. Grammatiker des 16. Jahrhs bezeichnen jedoch die Quantität des Vokals als schwankend und in Texten des 14. Jahrhs sind Schreibungen mit *ou* nicht selten. Nur in *suffre* (*soffre*) ist *u* stets kurz geblieben.

f) auch vor *m* + Kons. und *mm* setzt die Qualität des ne. Tonvokals für me. *cumbre, encumbre, numbre, trump, sum* älteres *ŭ* voraus. In me. Texten begegneten mir mit *ou* (neben *u, o*) geschrieben *noumbre, soumme,* während, soweit ich sehe, *cumbre, acumbre, encumbre, trumpe* stets mit *u, o* vorkommen. Auffällig ist ne. *tomb* (*tūm*), das älteres *tǭmb* erschliessen lässt. Im Mittelenglischen begegnen *tumbe* (: *Wynchecumbe*) und *toumbe.*

§ 40. Norm. *ü* ist im Mittelenglischen lang und entwickelt sich über *iü* zu ne. *jū, ū* (nach *r* und zum Teil nach *l, s*):

a) im Wortauslaut und vor Vokal: *mue* (ne. *mew,* mausern), *due, rue* (Raute).

Unter Verlust des Hochtons heute *jū*: *continue*, *virtue*, *issue*, *avenue*, *statue*, *value*.

b) vor einfacher inlautender und vor wortauslautender Konsonanz: *duc*, *rude*, *refute*, *escuse*, *use*, *refuse*, *accuse*, *muse*, *confuse*, *reclus(e)*, *dure*, *endure*, *conjure*, *cure*, *pur*.

Auch in fakultativ unbetonten oder nebentonigen Silben entwickelt sich *ju*, dessen zweiter Bestandteil heute meist zu *ę* abgeschwächt erscheint: *volume*, *tribute*, *statute*; *measure*, *nature*, *censure*, *verdure*.

Auf Kürzung des fakultativ unbetonten Vokals in einer früheren Periode weisen ne. *figęr* (*figure*), *minit* (*minute*) und ältere Bildungen wie *creater*, *scripter*, *nater*, *futer*, *venter*, *lecter*, *aunter*, *mesanter*, die zum Teil seit dem 14. Jahrh. belegt sind.

Wann und auf welchem Wege der ne. Laut sich herausgebildet hat, ist ein noch ungelöstes Problem. Vgl. Frz. St. V, 2 pg. 121. Am frühesten dürfte dies vor Vokal und im Wortauslaut der Fall gewesen sein, überall aber der *ju*-Laut in eine Zeit zurückdatieren, in welcher der Accent seine spätere Stelle noch nicht definitiv behauptete. Dass dialektisch im Mittel englischen *ǖ* als *ū* begegnet, bemerkte bereits ten Brink Chaucers Sprache 52. Frz. St. V, 2, 118 habe ich diese Erscheinung als charakteristisch für den Norden und für einen Teil des mittelländischen Sprachgebietes nachzuweisen versucht.

§ 41. *ü̆* steht vor mehrfacher Konsonanz: *just*, *humble*, *purge*, *sepulchre*; vor *dž*: *jugge*, *adjugge*. Über die Qualität dieses *u* im Mittelenglischen gehen die Ansichten auseinander. In der späteren Entwickelung geht es zusammen mit genuinem und roman. *ŭ*.

Mit Verlust des Hochtons ne. *locust*, *nocturn*.

§ 42. Norm. *ai* behält im Mittelenglischen diphthongischen Laut, dem in der heutigen Schriftsprache unter dem Ton *ęi*, in den Patois zum Teil noch heute *ai* entspricht:

a) im Wortauslaut und vor Vokal: *paie*, *delai*, *(be)traie*, *assaie*, *lai*, *jai*, *assai*, *Mai*, *gai*, *rai*, *braie*, *purtraie* etc. Ne. *key* (frz. *quai*) hat ausnahmsweise *ī*, das hier entweder aus solchen Dialekten eingedrungen ist, in denen (z. B. Ost-Sussex, Leicestershire) *ai* auch in genuinen Wörtern lautgesetzlich *i* ergeben hat, oder durch die Annahme später Entlehnung aus dem Kontinentalfranzösischen sich erklärt.

Unter Verlust des Hochtons steht heute *į*: *abbey*, *verry*. *Verrely*, *veriliche* lassen sich bereits in Chaucer- und Langland-Hss. nachweisen; in me. *abbe* kann Suffixangleichung vorliegen. Ne. *virelay* und *éssay* stehen unter der Einwirkung von *lay* und *essáy*.

b) vor einfachem wortauslautendem und vor inlautendem Nasal in *claime*, *reclaime*, *disclaime*, *grain*, *engraine*, *plain*, *vain*, *remaine*. Reime und Schreibungen, die auf eine Verengung des Diphthongen in hier einschlägigen Wörtern hinweisen, begegnen in me. Zeit ganz vereinzelt.

Unter Verlust des Hochtons heute *ę*, *į*, zum Teil Verstummung: *captain*, *fountain*, *villain*, *certain*, *chaplain*, *sovereign*, *sudden*, *leaven*. Seit dem 14. Jahrh. begegnet in diesen Wörtern *e* neben *ai (ei)* nicht ganz selten, was aus der fakultativen Tonlosigkeit des *ai* in jener Zeit sich erklärt.

c) vor *n* + Konsonant: *plainte*, *saint*. In letzterem Wort ist infolge häufigen proklitischen Gebrauchs *ai* zum Teil früh monophthongisch geworden, weshalb me. *sent*, *synt* neben (viel häufigerem) *saint*, *seint* und (seltenem) *sanyt* vorkommen.

d) vor *r*: *air*, *debonair*, *affair*, *repaire*, *glaire*, *maire*. Die Angaben der Grammatiker des 16. Jahrhs und die ne. Aussprache weisen auf diphthongische Aussprache des *ai* dieser Wörter im Mittelenglischen, wozu die häufigen Reime und Schreibungen mit *e* in *(de)bonere* und *affere* in noch ungelöstem Widerspruche stehen.

Unter Verlust des Hochtons steht heute ę in *grammar* (me. *grammaire*, *gramere*, *grammeere*).

e) in den Verbindungen *ail*, *ain* aus älterem *al̃*, *añ* (s. zum Konsonantismus pg. 832): *Spaine*, *Champaine*, *gaine*; *assaile*, *faile*, *raile*, *entaile*, *retaile*, *detail*, *availe*, *quaile*, *maile*, *baile*. Ne. *rally* (neben *rail*) und *tally* (neben *entail* etc.) gehören nicht dem normannischen Erbwortschatz an.

Unter Verlust des Tons heute ę, į, bedingungsweise Verstummung: *barren*, *Britain*, *bargain*, *mountain*; *battle*, *towel*, *travel*, *trammel*, *enamel*, *entrails*, *victuals*, *rascal*, *rehearsal*; unter dem Nebenton *ei* in *aventaile*. Durch Reime und Schreibungen ist *e(a)* bereits für die spätere me. Zeit namentlich in den Wörtern auf ursprüngliches *-ail* bezeugt. Ausser der Wirkung des Accentes kann hier Formenangleichung im Spiel sein.

In den unter a—e genannten Wörtern wechselt seit dem 13. Jahrh. *ai* in der Darstellung mit *ei* und begegnet im Reim auf franz. *ei* und genuin. *ei*, die ihrerseits nicht selten durch *ai* wiedergegeben werden. Wie weit der gemeinschaftliche Laut in den verschiedenen Phasen seiner Entwicklung in den verschiedenen Dialekten im Mittelenglischen mehr nach *ai* oder nach *ei* neigt, wird sich kaum bestimmen lassen.

§ 43. Da wo im älteren Normannisch *ai* über *ęi*, seit dem 12. Jahrh. etwa, allmählich zu *ẹ̄* verengt wurde, begegnet überall bereits im Mittelenglischen der Monophthong. Wie jedes andere *ẹ̄* hat dasselbe im 17. Jahrh. ne. *i* ergeben.

a) vor *s* + Kons.: *derene* (frz. *deraisnier*); *cwesse* (Owl Night. 1388, im Ms. Arch. *queisse* geschrieben), *grese*, *relesse*. Zum Konsonantismus s. unten. In ne. *plaice*, me. *plaice* (Havel.) entspricht *ai* (ne. *ei*) nicht älterem frz. *ai*, sondern *aï*.

b) vor Palat. cum Liquida: *egle*, *egre*, *megre*. Mit Zurückziehung des Accentes heute *į*: *vinegar*.

c) vor einfachen inlautenden und vor wortauslautenden *s*, *t*, *d*, *v*: *fet*, *pled plet ple*, *plede*, *trete*, *retrete*, *atrete*; *pes*, *mesese*, *disese*, *ese*, *plese*; *gleve*. In der Darstellung wechseln me. *ai (ay)*, *ei (ey)*, *e (ee)*.

Die ältesten me. Belege für *e* sind *pes* Owl a. Night. 1730 C, Iul. 74 (R), (: *natheles*) Rob. Gloc. 371, *ese* (: *chese*) Cursor 22088 (E. C. F. T.), für *ei* *Gerveises* Chron. anno 1124 (3 mal), *eise* Hom. I, 287 (W. L.), A. R. 20, *peis* A. R. 22, 166, *afeited* A. R. 284. Eine unerklärte Ausnahme bildet *(a)waite*, das im Mittelenglischen stets mit *ai*, *ei* vorzukommen scheint (zuerst Ancr. R. 174, Lay. II, 2, 546) und in Übereinstimmung damit im Neuenglischen nicht *i* sondern *eⁱ* hat. Spät entlehnt ist ne. *trait*. Ne. *glaive* steht wohl unter späterem kontinentalfranzösischem Einfluss. Im Mittelenglischen erscheint es zuerst Havel. 266 und zwar mit *ey* : *gleyues* (*greyues*, *gerêfa*), im 14. Jahrh. auch mit *e* (Ferumbr. 4689) und *y* (Ferumbr. 3275 u. s.). In ne. *aid* entspricht *ai* frz. *ai* aus älterem *aï*, worin der neuenglische Laut seine Erklärung finden mag. Doch ist nicht zu übersehen, dass das Wort erst seit dem 15. Jahrh. im Englischen nachgewiesen ist.

Unter Verlust des Hochtons heute ę, į: *counterfeit*, *forfeit*, *surfeit*, *benefit*. Zu ne. *palace*, *furnace* s. oben § 27.

§ 44. *ei* fällt in der weiteren Entwickelung im Mittelenglischen, auch soweit dies nicht bereits im älteren Anglonormannischen der Fall war, mit *ai* zusammen. Es behielt im Mittelenglischen diphthongischen Laut (*ei*, *ai*, zur Aussprache s. oben unter *ai*) und entwickelt sich, soweit es betont bleibt, zu ne. *ẹⁱ*:

a) im Wortauslaut und vor Vokal: *lei (legem)*, *alei*, *preie*, *derei*, *conveie*, *purveie*, *trei*, *affreie*, *displeie*, *werreie*, *costeie*, *resteie*, *peie* (ne. *pay* = *picare*).

Unter Verlust des Hochtones heute *į*: *palfrey*, *galley*, *tourney*, *lamprey*, *belfry*, *curry*, *money*. Bereits im 14. Jahrh. auftauchendes *mone* (: *the*) kann wie das oben § 42 a) erwähnte *abbe* auf Suffixangleichung beruhen.

b) Vor einfachem Nasal: *plein*, *peine*, *reins*, *veine*, *refreine*, *ordeine*. Formen mit *e* begegnen im Mittelenglischen ganz sporadisch. Ne. *demean* führt auf älteres *demene*, das für das 14. Jahrh. (Pal. 1222. 3849) nachgewiesen ist, und dessen *e* aus den endungsbetonten Formen des französischen Paradigmas sich erklären lässt.

Unter Verlust des Hochtons heute *ę i: vervain; Maudlin*, *Helen*. Die me. und ne. Formen beider Eigennamen gehen z. T. auf das Lateinische direkt zurück.

c) vor *n* + Kons.: *Raeins* (Chron. anno 1119; die ne. Aussprache beruht auf späterem kontinent. Einfluss), *peinte*, *depeinte*, *teinte*, *ateinte*, *enceinte*, *feinte*, *restreinte*.

d) vor l: *veile* (zuerst Ancr. R. 420, ne. *vail*, *veil*). Ne. *conceal*, *reveal* wurden wohl spät entlehnt und gehen auf französische Formen mit *e* zurück.

e) vor *r: eir*, *Lœire* (Lay. I, 1, 60; ne. *Loire* ist später vom Kontinent eingedrungen), *feire*, *despeire*, *peire apeire ampeire*. Fast ausschliesslich mit *e* begegnen me. *aver*, *dever*, *stover*, *poer*, *bever*, die wohl auf agn. Infinitive mit angeglichener Endung zurückgehen und nicht Zeugnis ablegen für Monophthongierung in fakultativ tonlosen Silben. Neuenglisch nach Verlust des Hochtons und mit Schwächung des Vokals *stover estovers*, *power*, (*endeavor*).

f) in den Verbindungen *ein*, *eil* aus älterem *eñ*, *el̃*: *reine* (ne. *reigne*), *feine*, *ateine*, *deine*, *dedeine*, *streine*, *constreine*, *distreine*. Über vereinzelte Abweichungen s. Frz. Stud. V, 2, 145 f.; *ei* vor *l* aus *l̃* begegnet nur in me. fakultatitv unbetonten Silben: *conseil*, *bareil*, *merveile*, *apareile* und erscheint bereits im späteren Mittelenglisch zu *ę* kontrahiert, das in der weiteren Entwickelung zum Neuenglischen verstummt in *counsel*, *marvel*, als *ę* erhalten blieb nach *r* in *apparel*. Spät aufgenommenes Lehnwort ist ne. *nonpareil* mit *ę* in betonter Ultima.

§ 45. *ei* wird monophthongisch und entwickelt sich mit *ẹ̄* aus *ai* im 17. Jahrh. zu ne. *i:* a) vor *ss: encresse* (*encrese*); b) vor einfachen inlautenden oder wortauslautenden *s*, *t*, *v: pese* (ne. + *peise; poise* ist eine später eingedrungene kontinentalfrz. Form), *cuntrepese*, *ṗese* (ne. *pease*, über *pea* s. Konsonantismus), *peys* (picem, Alex. 1620). Über *deceit*, *conseit* vgl. oben § 31. Neben *receve*, *conceve*, *deceve*, *aperceve*, deren *e* doch wohl auf das *ei* der stammbetonten Formen des französischen Paradigmas zurückgeht, haben sich Formen mit diphthongischer Aussprache *receive*, *conceive*, *deceive*, *aperceive* lange behauptet. — In der Darstellung erscheinen me. *ei* (*ey*), *ai* (*ay*), *e* (*ee*), selten andere Zeichen. Frühester Beleg für *ai* ist *Blais* Chron. anno 1116, 1135. Vereinzelt stehen *æi* (als Bezeichnung für *ęi*) in *Træis* Lay. I. 2. 195 und *i* in *recive* Cursor 19544 E, *conciue : reciue* ib. 22078 G. Letztere Formen erinnern an das oben § 44 erwähnte *glyve* und harren wie dieses der Erklärung. — In *feid* kann daneben bestehendes me. *fey* die Monophthongierung verhindert haben. In *trey* (Chaucer, ne. *trey*) ist etymologisches auslautendes *s* geschwunden, (unter dem Einfluss des genuinen *tre(o)?*) und dann das Wort zu den oben § 44a behandelten geschlagen worden. Auffällig ist ne. *dais* um so mehr als in Texten des 14. Jahrhs nicht selten *des* begegnet. Auch ne. *praise* weicht ab. Das Wort begegnet zuerst Ancr. R. 64 und erscheint im Mittelenglischen regelmässig mit *ei*, *ai*. Vermutlich wurde hier der Diphthong im Mittelenglischen nicht kontrahiert, um Gleichklang mit *prese* (aus *presse*) zu vermeiden. Aus einem analogen Grunde wird *streit* (zuerst Lay. I, 2, 512) nicht über *strẹ̄t* zu ne. *strīt* fortgeschritten sein. — Gekürzt wurde *ẹ̄* vor *v'r* in *dissever* (me. *deseiurd* Kent. Serm. neben *deseuered* ib.).

Unter Verlust des Hochtons entwickelte sich ne. *ę*, *į*: *burgess*, *harness*, *couet*, *Benet*. Ne. *courteous* zeigt Suffixangleichung (me. *curteis*). In der Zusammen-

setzung *orfrays*, me. *orfrey*, *orfreys* wie im Altfranzösischen, ist der Diphthong wie hochtoniges *ai* im Wortauslaut behandelt.

§ 46. Norm. *ie* wird in England im Lauf des 12. Jahrhs allmählich zu *ę* vereinfacht. Die me. Texte des 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhs bieten, mit einer ganz vereinzelten Ausnahme (*fieble* Hom. II, 191) *e*. In jüngeren me. Texten ist *ie* etwas häufiger anzutreffen und dürfte im Wesentlichen auf eine Beeinflussung der späteren englischen Orthographie durch die traditionelle anglonormannische Schreibweise zurückzuführen sein. Wie jedes andere *ę̄*, so hat me. *e* aus frz. *ie* im 16. Jahrh. *i* ergeben. Es begegnet:

a) im Wortauslaut: *se* (ne. *see*). Anzumerken ist ne. *pie* in *pie-powder-court*, das auf älteres *pę* weist.

b) inlautend: *gref*, *greue*, *relef*, *releue*, *meschef*, *chef*, *acheve*, *cheve*, *bref*, *enbreue*; *feble*, *fevre*; *chere*, *arere*, *fer*, *mer* (ne. *mere*), *pere*; *convene*, *prevene*; — *maintene obtene detene retene contene appertene entertene abstene* wurden den oben § 44 unter f genannten Verben angeglichen, daher ne. *obtain*, *detain*, *retain*, *contain* etc. —; *congele*, *cele*, (ne. *ceil*, *ciel*); *nece* (ne. *niece*), *pece*, *Grece*; *sege* — zu *allege*, *abrege*, *agrege* s. oben § 30 d; *cerge* (ne. *cierge*). Unter noch nicht näher untersuchten Bedingungen wurde *ę̄* aus frz. *ie* z. T. schon früh zu *i* erhöht, wie aus nicht seltenen Reimen und Schreibungen wie *gryf* (: *lyf* Bfl. 591 T., *chyf* Langl. C. V, 185, *misschiue* Cursor 20050 (C), *achyved* Chaucer ed. Morris VI 33/1068, *fyble* Langl. C, XVII, 68, *chire* ib. XVIII, 30 n, *entyreliche* ib. XI, 188, *squire* Bfl. 325, *mayntyne* Patience 523 etc. sich ergibt. Ne. *entire*, *squire* (frz. *ecuier*, *esquierre* und *caier*) weisen auf Formen mit *i* zurück, die der Zeit des Übergangs von älterem *ī* in *ai* vorausliegen. Vgl. hierzu oben § 33 b u. § 47.

In fakultativ unbetonten Silben steht me. *e* = frz. *ie* in zahlreichen Wörtern auf *-er* = frz. *-ier* = lat. *-arium* : *baner*, *buteler*, *bocher*, *chamberer*, *chanceler*, *carpenter*, *celere*, *conseiler* u. s. w. Neben *e* begegnet auch hier me. *ie*, *i*. Im Übergang zum Neuenglischen entwickelte sich unter Verlust des Hochtons der *ę*-Laut, der gewöhnlich durch *e*, zuweilen durch *a* oder *o* ausgedrückt wird: *banner*, *butler*, *butcher*, *carpenter*, *cellar*, *counsellor*, *chancellor*. Ne. *farrier*, *osier*, *brasier*, *chiffonnier*, *financier*, *brigadier*, *gondolier* u. a. sind teils spät vom Kontinent herübergenommen, teils nach kontinentalem Muster umgeformt worden.

§ 47. Norm. *oe*, *ue*, wird über *oé*, *ué*, zu anglon. und me. *ę̄* (ne. *ī*): *meue*, *preue*, *repreue*, *apreue*, *pref*; *contreue*; *demere* (ne. *demur* weist auf nichtbelegtes me. *demüre*), *keuere*, *bef*, *peple*, *meble*; *fer* (forum: vgl. ne. *affeer*, *affeerment*, *afferer*), *quer*. Neben *meue*, *preue* etc. stehen me. *mǫve*, *prǫue*, *contrǫve*, *couere* (*cuuere*), die aus der Beeinflussung der stammbetonten Formen des französischen Paradigmas durch die endbetonten sich erklären lassen; dementsprechend ne. *move*, *prove reprove approve improve disprove couer* neben *prieve reprieve retrieve* (*contrive*). Vor *v'r* wurde der Tonvokal gekürzt in *couere* und *keuere*. Unter dem Einfluss des Verbums steht das Subst. *prǫf* neben *prę̄f*, die im Neuenglischen als *prief* und *proof* fortleben. Me. *moble* kann durch *mouen* beeinflusst worden sein. Auffällig ist *bouf* Pal. 1849. 1868. In *contreve* und *quer* wurde *ę̄* frühzeitig zu *ī* erhöht, daher ne. *kwair* (*choir*), *contraive* (*contrive*). Wie im Anglonormannischen, wechseln im Mittelenglischen in der Darstellung des von *óe* über *oé* zu *é* fortschreitenden Lautes die Zeichen *oe*, *ue*, *eo*, *u*, *e*, ohne dass wir im Stande wären, anzugeben, welches Stadium der Entwickelung durch jedes dieser Zeichen im einzelnen Fall zum Ausdruck kommt. Zu beachten ist, dass *eo* meist nur in solchen Texten begegnet, in denen neben genuinem *e* aus älterem *eo* *eo* (Lautwert?) fortbesteht. Auf speziell englischen Einfluss dürfte ebenso *u*

in dialektisch me. *dul*, *puple* zurückzuführen sein. Vgl. Frz. Stud. V, 2, 152. *E*, das zuerst in der 2. Hälfte des 13. Jahrhs in engl. Texten (*peple* Misc. 92 Serv. Chr.) auftaucht, begegnet im 14. Jahrh. häufig. Seltener daneben vorkommende *oe*, *ue* wird man mit Sturmfels Anglia IX, 555 für lautlich gleichwertig mit *ę* halten und auf anglonormannische Schreibtradition zurückführen dürfen. — Dem *ŏ* der lat. Endung *-olum* entspricht der Regel gemäss me. *e* in *ayel*. *Gayol* (ne. mit zurückgezogenem Accent *gail*, *gaol*) mit *o* liegt ein französisches mot savant mit nicht diphthongiertem Tonvokal zu Grunde.

§ 48. Die Geschicke des lat. *ŏ* vor *l̄* im Normannischen sind noch wenig klar gestellt. Im Mittelenglischen erscheint in der Regel *oi-l* (seltener *ui-l*) nicht nur in den Verben *spoile*, *despoile* (*despuiled* Ancr. R. 260 neben *despoiled* ib. 148), *asoile*, *coile*, in denen für nichtdiphthongierten Tonvokal des französischen Etymons der Grund in dem Einfluss der endungsbetonten Formen gefunden werden kann, sondern auch in den Substantiven *soil*, *milfoil* (ne. *milfoil*, *trefoil*, *foil*), für die eine gleiche Erklärung nicht möglich ist. Ne. *oil* entspricht me. *oil*, woneben *olie*, *eoli*, *eoile* und vereinzelt *uile* nachgewiesen sind. Bereits im Altenglischen begegnet *ele*, das Pogatscher *Zur Lautlehre der griech., lat. und rom. Lehnwörter im Altenglischen* S. 46 auf ein provenzal. *oli* zurückführen möchte.

§ 49. Norm. *oi:* 1. älteres norm. *ǫi* = lat. *au* + *i* hat sich im Englischen bis heute in seiner ursprünglichen Lautung als fallender Diphthong erhalten: me. *joie*, *noise*, *chois*, *cloistre*, *rejoice*.

2. *ǫi ųi* (= lat. *ǫ ų*, vor Nasal auch *ǫ* + *i*). Fast alle einschlägigen Wörter haben im Neuenglischen *ǫi*. Dass dies bereits im Mittelenglischen seit dem 13. Jahrh. meist der Fall gewesen, liessen vereinzelte Reime und die fast durchgängige Schreibung *oi* vermuthen, wenn nicht die Angaben der Grammatiker des 16. Jahrhs dazu vielfach im Widerspruch ständen: a) *Troye* Lay. I, 1. 15 etc., (*: joie*) Rob. Gloc. 23; *destroie* (dementsprechend ne. *destroy*. Im Mittelenglischen begegnen häufig auch auf frz. *destrüire* zurückgehende Formen und ausschliesslich *construe*, ne. *construe*); *coife*; *vois*; *bois*, *crois croicen* (auffällig sind Ancr. R. *creoiz*, *creoisen* mit *eoi*; nicht französischen Ursprungs sind me. *croce cros* ne. *cross* und ne. *cruise*); *boiste* (vereinzelt *bustes* Ancr. R. 226), *moist* (aber ne. *musty!*).. Unter Verlust des Hochtons steht heute *ųi* in *anguish* = me. *anguise*, woneben seltener *angoise* belegt ist. — b) *point*, *pointe*, *jointe*, *disjointe*, *anointe;* neben *koint kointe* begegen *queynt(e) quaint(e)*, die auf Formenübertragung beruhen und in ne. *quaint*, *acquaint* fortleben. c) *coin*, *coine*, *forloine*, *purloine*, *groine*, *groin*, *joine*, *enjoine*, *conjoine*, *disjoine*, *poine*, *loine* (ne. *loin*) etc. Neben me. *asoine* stehen *asunien* Ancr. R. 64, *asonien* ib. C, *aseinen* T. Ältere *u(i)* Formen zeigen ebenso eine Anzahl Eigennamen: me. *Turuine*, *Gascuinne*, *Cremuinne*, *Buluine Bulune*, *Burguine Burgunne* neben *Borgoyne* etc. d) *toil* (?), *boile* (selten me. *buyle*), *soile* wechselnd mit *suile*.

Über *oi* = *ei* = lat. *ę* s. oben § 22 b). Der me. und ne. Laut dieses *oi* ist *ǫi*.

§ 50. Norm. *üi*: 1. = lat. *ǒ* + *i*, ausser vor Nasal. In Verben wechseln im Normannischen *oi* und *üi*, je nachdem Stamm oder Endung den Ton tragen, welches Verhältnis durch Formenübertragung, die auch die Substantiva gleichen Stammes beeinflusste, frühzeitig gestört wurde. Hieraus lässt es sich erklären, wenn im Mittelenglischen *ui* (*u* und dialektisch *y*) und *oi* (das hier im Neuenglischen ausschliesslich fortlebt) wechseln in *anoie ennui annu nye*, *voide devoyde avoyde yvewdit* (vereinzelt Ferumbr. 3131). Hier einschlägige Nomina sind sehr wenige ins Englische gedrungen und erst aus später Zeit belegt: me. *puwes* Langl. C VII, 144 (ne. *pews*), *biscut* Prompt, Parv.; ne.

biscuit, *cuishes*, *cuirass*, *puisne* sind aus der französischen Schriftsprache in sehr später Zeit durch gelehrte Vermittlung eingeführt. Auch *oistre*, das ich aus Chaucer zuerst belegt finde, gehört wohl nicht dem normannischen Erbgut an. — 2) = lat. *ŭ* + *i*: a) *fruit*, *fuit*, *bruit*, *construie destruie* s. oben § 49; b) *expu(i)ne*, *repu(i)ne*.

üi ist im Englischen mit Unterdrückung des 2. diphthongischen Elements, nachweislich seit dem 13. Jahrh., allmählich zu *ü* geworden und hat sich mit älterem *ü* = lat. *ū* zu ne. *ju*, bedingungsweise *ū*, entwickelt. Für *üi ü* erscheinen im Mittelenglischen in dialektisch verschiedener Behandlung *oi ou i* ganz ebenso wie neben älterem *ü ou* und *i* begegnen: *fruit* Gen. Exod. 216, *froit* Cursor E 22880; *fryt* Cleanesse 1043, *brout* Arth. und Merl. 2740 (Mätzner). Nach Zurückziehung des Accentes heute *i*: *minish*, *diminish*, *conduit*.

§ 51. Wie *ü(i)* = lat. *ū*(+ *i*) werden im Englischen auch behandelt norm. *ieu (eu)* und nichtnorm. *eu* (= vulgärlat. *ǫ́* s. oben § 22 c): a) me. *Giv Jewes Jeuwes Geus Jues* wechseln mit *Jow Jowes* in gleicher Weise wie *fruit* mit *froit*, *fuit* mit *fout* etc., ne. *Jew*; me. *Griv* lebt in der ne. Schriftsprache nicht fort; nur in bestimmten französischen Wendungen erscheinen me. *Deu Dieu De*: *Deu le set*, *Deu vous save*, *Deu vous doint bonjour*, *mesondeu*, *parde*, *a Dieu*; me. *sewe siwe suwe seuwe* entspricht ne. *sue*, me. *riwle* ne. *rule*. Mit Zurückziehung des Accents ne. *Hebrew*, *Bartholomew*, *Mathew*. — b) Ne. *demure*, *rescue*, *endue*, *queue* kann ich in entsprechender Form aus dem Mittelenglischen nicht belegen. Neben *endue* steht im Neuenglischen die normannische Entwickelung fortsetzendes *endow*. Mit Zurückziehung des Accentes ne. *curfew*, *nephew* = me. *neveu* neben *nevou*.

§ 52. Über *au* = *a* + vokalis. *l* s. unten zum Konsonantismus. Frz. *au* anderer Provenienz entspricht im Mittelenglischen *au* (vereinzelt *a*), über dessen Aussprache Reime nichts erschliessen lassen, im Neuenglischen *ǫ*: *applaud*, *clause*, *pause*, *cause* etc.

§ 53. Ursprünglich unbetonte Vokale. Französische unbetonte Vokale, welche im Englischen unbetont bleiben: Unbetontes *e* im Wortauslaut verstummt im Verlauf der me. und zu Beginn der ne. Zeit allmählich, in grösserem Umfange wohl zuerst im Norden und in einem Teile des Mittellandes, später im Süden. Nachdem *e* verstummt, begegnet es in der Orthographie nicht selten bereits in me. Zeit auch da, wo es etymologisch nicht begründet ist. Zur Kennzeichnung der Aussprache des Vokals der vorhergehenden Silbe wird es in der Schriftsprache etwa seit dem 16. Jahrh. verwendet in *fine*, *paradise*, *price* (st. *pris*), *state*, *case* und zahlreichen anderen Wörtern.

Da wo französische unbetonte *e*, *a*, *o* nach Verstummung eines folgenden Konsonanten unmittelbar vor hochtonige *e*, *a*, *o*, *u* traten, sind dieselben in den ins Englische gedrungenen Lehnwörtern bereits in Texten des 12. und 13. Jahrhs verstummt und werden meist auch graphisch unbezeichnet gelassen: *prechen*, *lechurs*, *amperur*, *raunsun*, *grantede*, *age*, *rondes* etc. In wenigen Wörtern wie *recreant* (*creaunt* zuerst Ancr. R.), *procreant* ist *e* in Übereinstimmung mit der späteren kontinentalfranzösichen Entwickelung überhaupt nicht verstummt. In dem konsonantischen Anlaut *š* des ne. *sure* (*securus*, frz. *sëur*, in me. Hss. des 14. und 15. Jahrhs *seur*, *sur*) erkennt ten Brink Chauc. Spr. S. 51 einen Überrest des ursprünglichen *e* vor betontem *ü*, wobei zu beachten bleibt, dass in *sugar* der *š*-Laut sich entwickelte, auch ohne dass im frz. Etymon die Kombination *eü* vorliegt, und dass man im 18. Jahrh. auch *assume*, *pursue*, *suit* etc. mit *š* = *s* gesprochen hat.

Aus frz. *eil* und *eit* entwickelt sich *ē*, *e* in me. *den* (ne. *dean*), me. *lel* (ne. *leal*; später und nicht dem Normannischen entlehnt sind ne. *loyal*, *loyalty*),

me. *seel sel* (ne. *seal*), me. *mene* (ne. *mean*), me. *reme rewme* neben *realme* (ne. *realm*) *reaume*, in spätme. Hss. vereinzelt *roialme* (s. § 22 b); dagegen ausschliesslich me. *real rial* kein *rel* (spätme. und nicht norm. *royl*, *royal*, ne. *royal*), desgl. me. *realte* (ne. *royalty*).

In den zweisilbigen inlautenden Verbindungen *i* + Vok., *u* + Vok. haben *i*, *u*, soweit sie unbetont bleiben, ihren Silbenwert im Englischen verloren. Der Prozess hat in me. Zeit begonnen, im Lauf der ne. Periode seinen Abschluss gefunden: Heute entsprechen: *ž š* (seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhs etwa in hier einschlägigen Wörtern), dem sich unmittelbar vorhergehendes *z s* assimilieren, in *question (sti = stš)*, *exeption*, *conviction*, *connexion*, *passion*, *conscious*, *conscience*, *nation* (*š* aus *si*), *ambitious*, *precious*, *gracious*, *physician*, *sumptuous*, *virtuous*; *vision* (*z* + *i* = *ž*), *occasion*, *intrusion*, *usual*, *legion* (*dž* + *i* = *dž*), *soldier* (*dž* aus *di*) etc. — *i* nach *l*: *million*, *dalliance* (Etymon?), *n*: *opinion*, *genial*, *m*: *amiable*, auch nach anderen Konsonanten in spät eingebürgerten Fremdwörtern *partidlity (rti = ši)*, *pronunciátion (ci = si)*, *obedient* (begegnet bereits Ancr. R.), *ódious*; — *i* nach *r*: *variable*, *various*, *experience* etc. — *ia* entspricht heute *i* in *marriage carriage*, zwischen Haupt- und Nebenton in *miniature* und *parliament*, das in dieser Form nicht auf das Französische zurückführt (me. *parlement* entsprechend frz. *parlement*).

Wie *i* wird *e* behandelt in den seltenen Fällen, in denen es nicht bereits in einer früheren Zeit verstummte (s. oben). Zumeist handelt es sich um spät eingedrungene Fremdwörter: *meteor*, *ocean*; *atheisme* (*ę* zu *i*); *i* nach Kons. + *r* in *recreant* etc.

Vokale, denen in unbetonten Mittelsilben ein Konsonant vorangeht und folgt, werden bereits in me. Zeit gelegentlich syncopiert, heute lauten sie, soweit sie nicht gänzlich verstummt sind, ausnahmslos schwach. Feste Regeln haben sich bis jetzt nicht aufstellen lassen. Vgl. ne. *avarice*, *medicine*, *excellent*, *ornament*, *astronomy*, *element*, *venerable*, *different*, *prisoner*, *falconer*; in der Orthographie unterdrückt ist der unbetonte Vokal in me. *palsy*, *fancy* u. a. Diphthonge werden in dieser Stellung früh (für einzelne Worte nachweislich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhs) monophthongiert: *orison*, *comparison*, *venison*, *benison*, *covetous*; *traveler*, *counsellor*, *marvellous* etc.; in *butler damsel* u. a. ist der verstummte Laut heute auch graphisch unterdrückt. Aus *eie* vor Kons. in unbetonter Mittelsilbe entwickelte sich *e* in me. *turnement* ne. *turnament*, dagegen me. *werrayur*, *werreur*, *werriur* (selten *werrur*), ne. *warrior*; frz. *ü* entspricht me. *ü*, ne. *iu* in *tribulation*, *tributary*, *šę* vor *r* in *luxury*, *natural*.

Vortonvokale, welche unbetont bleiben, werden zu *ę*, *i* geschwächt: *a*, *o* ergeben ne. *ę*: *appear*, *accept*, *nativity adversity*; *propose*, *observe*, *protection*, *occasion*, *companion*; *i*, *e* werden *i*: *physician*, *divide*, *depart*, *recluse*, *record*, *devote*, *remission*, *presumption*, *experience* etc. etc., dagegen *ę* aus *e* vor *r* + Kons.: *persuade*, *perpetual* etc., *ę* unter dem Nebenton: *meditation*, *debonair*. Historisch lassen sich diese Übergänge im Einzelnen nicht verfolgen, da die traditionelle Orthographie in me. Hss. ebenso wie in der heutigen Schriftsprache fast immer beibehalten wird.

Aphärese begegnet häufig: me. *spitel* (ne. *spittle*), *uaumpez* (ne. *vamp*), *pert*, *mende* (ne. *mend*), *vocat*, *dropeci* (ne. *dropsy*), *chesoun*, *surance* etc., ne. *gypsy*, *ticket*, *story*, *sport*, *sample* u. a.

§ 54. Im Französischen unbetonte Vokale, welche im Englischen den Ton erhalten. Französisches *a* bleibt kurz im Mittelenglischen: 1) in frz. und me. offener Silbe, ne. entspricht *ǽ*: *satin*, *matins*, *latin*, *habit*, *chapel*,

ravish, *travel*, *gravel*, *tavern*, *maladie*, *talent*, *valour*, *apparent*, *claret*, *baron*, *planet*, *maner*, *vanish*, *banish*, *vanity*, *animal* etc.

2) in geschlossener Silbe, ne. ą̆: *baptist*, *abstinence*, *chastity*, *bastard*, *blasphemy* etc.; *abandon*, *champion*, *anguish*, unter dem Einfluss von *chamber* steht *chamberlein* (ne. ę̄ⁱ = *a*); ne. ā in *advantage*, *commandement* u. a., desgl. mit Ersatzdehnung für *r* *hardy article largess parlour guardian pardon* etc. Unter der Einwirkung vorangehender bilabialer Konsonanz entwickelt sich aus me. ă in offener und geschlossener Silbe ne. ǫ: *warrant*, *wallop*, *quarrel*, *quarry*, *qualify*, *squadron*, *quantity*; ne. ǫ in *quarter* und vor *l* + Kons. in *caldron chaldron*, *palfrey* u. a. — Gelängt wird ă im späteren Mittelenglischen und wie älteres *a* zu ne. ēⁱ entwickelt vor me. *nsi*$^{\text{Vok.}}$ ne. *nš*: *ancient*, vor *ndž*: *danger manger*, einige Male in offener Silbe unter noch nicht näher bekannten Bedingungen: *apron patron nature favour savour labour paper capable* etc.; regelmässig vor me. ^{Kons} *i*$^{\text{Vok.}}$, deren ne. Entsprechungen o. § 53 behandelt wurden: *gracious salvation cogitation temptation contemplation tribulation nation patience contagion Saviour* etc., ne. ę̄ vor *r*: *variable*; dagegen bleibt me. ă (woraus ne. ą̆) vor ursprüngl. oder sekund. *lj nj rį*: in den nicht volkstümlichen Entlehnungen *companion spaniel valiant* etc. (s. u. zur regelmässigen Entwickelung des frz. *ñ l* im Englischen), ferner in *carry marry* (hiernach gemodelt *mariage*, vgl. ten Brink Chaucers Spr. S. 56). Neuenglisches *vary* mit ę̄ wird durch *variable* beeinflusst worden sein.

62. Ursprünglich geschlossenes *e*, welches in offener Vortonsilbe im Verlauf der me. Periode den Ton erhält, wird offen, ursprünglich offenes *e* in geschlossener Vortonsilbe bleibt unter dem sekundären Hochton offen. Beide ę sind im Mittelenglischen kurz und erleiden wie älteres hochtoniges ę̆ in der Weiterentwickelung zum Neuenglischen meist keine quantitative und qualitative Veränderung: ne. *leprous*, *rebel*, *metal*, *measure*, *treasure*, *desert*, *remedy*, *jealous*, *prelate*, *senate*, *generous*, *general*, *medicine*, *present*, *relic*, *delices*, *perish*, *merit*, *venom*, *peril*; *affection*, *procession*, *lesson*, *lecher*, *semblant*, *tempest*, *lentil*, *pensile*, *gentil*, *plenty*; ne. ę̄ mit Ersatzdehnung und Trübung verursacht durch folgendes r: *perfect*, *mercy*, *vervain*, *virtue* (mit gelehrter Schreibung), *anniversary*, *person*, *sermon*, *servant*, *adversity*, *guerdon* etc.; da wo bereits im Mittelenglischen *a* für *e* vor *r* erscheint, entwickelt sich dieses wie ursprüngliches *a* in gleicher Stellung zu ne. *ā*: *sergeant* (mit historischer Schreibung), *marvel parson partridge garner garland barnacles varnish parsley*, ne. ǫ nach bilabialer Konsonanz: *quarrel*. In einigen Wörtern wechselt *e* bereits im Altfranzösischen mit *i*: *lion giant*, *hiritage*, *ivorie*, *chivalrie*, *chimenee*, in anderen scheint die Erhöhung erst im Mittelenglischen und zwar mundartlich eingetreten zu sein: *sinatur* S. Sages, *unmisur* Cursor (E), *diserd* Gen. u. Exodus (neben *desert*) etc. Die ne. Schriftsprache kennt dieses *i* nach *tš* in *chivalry chimney*, wo es als į erscheint, ferner in *ivory* und, vor Vokal, in *lion giant*, wo es mit ī zu *ai* sich entwickelt hat. Zum Wechsel von *en* Kons. mit *an* Kons. s. o. § 22a. — Gelängt wurde *e* unter dem sekundären Hochton vor Vokal und vor einfacher Konsonanz, auf welche zwei im Hiat befindliche Silben folgen. In der Sprache Chaucers war *e* nach ten Brink l. c. pg. 56 im ersten Falle lang und geschlossen, im zweiten vielleicht schwebend. Im Neuenglischen entspricht ī: *theatre creature*; *obedient obedience genial specious legion* (dagegen mit ę̆: *precious special discretion*). Auch sonst hat das Neuenglische vereinzelt ī: *secret Hebrew recent hero legal female penal demon* etc. Hier handelt es sich wohl überall um nicht volksthümliche, z. T. um sehr späte Entlehnungen. Mit ī neben ę̆ begegnet heute *legend*. *Convenable* steht unter dem Einfluss von *convene*.

Französisch ĭ erscheint im Mittelenglischen als ĭ, im Neuenglischen į

in *pity*, *privy*, *city*, *figure*, *liquor*, *prison*, *visit*, *miracle*, *finish*, *limit*, *trinity*, *minute*, *continue*, *discipline*, *promission*, *dignity*, *incest*, *distinction* etc. etc. Wie weit der offene Laut des Neuenglischen bereits dem Mittelenglischen zukommt, lässt sich im Einzelnen nicht bestimmen. Dass derselbe auch in offener Silbe dialektisch wenigstens vorhanden gewesen, lässt der nicht seltene Wechsel mit *e* in der Orthographie me. Hss. vermuten. *ĭ* entwickelt sich zu ne. *ẹ̄* mit Ersatzdehnung und Trübung unter Einfluss eines folgenden *r* in *circumcise*, *circumstance*, *firmament*. Gedehnt wird *i* unter dem sekundären Hochton und geht wie älteres me. *ī* in ne. *ai* über vor folgendem Vokal: *lion giant* (s. o.), *dialogue*, *diet*, *diamond*, *dial*, *client*, *variety*, *science*, *quiet*, *violent*, *triumph* etc.; desgl. in einigen anderen Wörtern unter noch nicht festgestellten Bedingungen: *tyrant*, *licence*, *irony*, *vital*, *miner*, *divers*, *pilot*, *climate*, *pirate*, *silence*, u. a.

Französisch *ǫ́* bleibt im Englischen *ǫ́*, frz. *ǫ́* wird unter dem sekundären Hochton *ǫ́* im Verlauf der me. Periode. Neuenglisch entspricht *ǫ́* in *hostage*, *solstice*, *office*, *possible*; *poverty*, *lozenge*; *potage*, *prophet*, *honour*, *honest*, *olive*, *authority*, *astronomy*, *admonishment*, *forest*, *promise*, *homage* etc.; *ǭ* vor *rị*: *glorious*, dergleichen vor *r* Kons.: *ornament*, *morsel*, *mortal*, *ordinary organ* etc., hier mit Ersatzdehnung für verstummtes *r*. — Längung des Vokals im späteren Mittelenglischen und dementsprechend Weiterentwickelung zu ne. *ǭ ǭᵘ* hatte statt vor Vokal in *poet poem*, vor einfacher Konsonanz mit folgendem, im Hiat befindlichen *i e*: *devotion notion motion ocean*, ausnahmsweise in anderen Wörtern wie *moment*, *notice* (beeinflusst durch *note*), *motive*, *hostess* (nach *host*), *dolour*, *odour*, *total*, die z. T. noch einer Erklärung harren.

Französisch *u* bleibt im Mittelenglischen kurz und entwickelt sich weiter zu ne. *ɑ*: *gluttony*, *cover*, *covet*, *govern*, *nourish*, *flourish*, *summon*, *colour*, *juggler* etc. etc.; vor *r* Kons. tritt im Neuenglischen Trübung und Ersatzdehnung ein: *attorney*, *journal*, *journey*, *courtesy*, *courteous*, das, soweit es heute mit *ẹ̄* gesprochen wird, unter dem Einfluss des Simplex steht. Nach labialer Konsonanz vor *l* ist *ụ* noch heute vorhanden in *pullet*, *pulpit*, *pulley*, desgl. in *butcher*. Vor Nas. Kons. ist *u* teils kurz geblieben und im Neuenglischen zu *ɑ* geworden: *company comfort country*, teils im Mittelenglischen gedehnt und mit älterem *ū* zu ne. *au* fortgeschritten: *countenance council counsel county countess* etc. Wo heute in gleicher Stellung *ǫ́* erscheint liegt me. und altfrz. *ǫ́* zu Grunde: *conquer conquest conscience conscious consequence* etc. Diese Wörter tragen kein spezifisch normannisches Gepräge, womit nicht behauptet sein soll, dass sie in dieser Gestalt nicht bereits im Altnorm. vorhanden gewesen und durch dieses dem Englischen zugeführt wurden. Ausser vor *n* + Kons. wird *ŭ* unter dem sekundären Hochton zu *ū*, ne. *au*, vor unmittelbar folgendem Vokal: *prowess coward*. *Outrage* mit *ū*, ne. *au* wird auf volksetymologischer Zurechtlegung beruhen.

Französisch *ü* wird unter dem sekundären Hochton behandelt wie an ursprünglich betonter Stelle. S. o. § 40. Im Neuenglischen entspricht *ju*: *human*, *stupid*, *future*, *union*, *furious*, *curious*, *music*, *purity*, *unicorn*, *funeral*, *ū* nach *r*: *cruel*, *cruelty*. In gedeckter Stellung ne. *ɑ*: *justice*, *judgment*, *study* (me. *studịen*), *ẹ̄* mit Ersatzdehnung für *r* in *purgatory*, *burnish*, *Turkey*. Auffällig ist *ɑ* in ne. *punish*.

Französisch *ai* und *ei* einigen sich im Mittelenglischen unter *ai* (s. o. § 42 f.), das wie unter dem ursprünglichen so unter dem sekundären Hochton im Mittelenglischen diphthongisch bleibt, im Verlauf der ne. Zeit zu *ẹi* oder *ẹ̄* (vor *r*) sich entwickelt hat: vor ne. verstummtem, z. T. auch in der Schreibung unterdrücktem) Vokal in *gaol* (me. *gaiol*; ne. auch *jail* geschrieben) *gaoler* (*jailer*) *painim payment*; *mayor prayer*; [s. dagegen die me. und ne. Ent-

sprechungen von frz. *eié*, *eiá* o. § 53]; vorNasal: *mainprise*, *maintenance*, *painture*, *dainty*; da wo in jüngerer Entwickelung ein mouilliertes *l*, *n* den *i*-Gehalt vorhergehendem *e*, *a* abtraten: *bailif*, *tailor*, *tailage*; wo *ai* frz. *aï* entspricht: vor *n* in *heinous*, vor *t* in *traitur* (im 14. Jahrh. auch *tretur*), während vor *s* frühzeitig der Monophthong auftritt in *tresun* (W. L.): ne. *treasun*. Frühzeitige Monophthongierung zu *ę* war das Schicksal des frz. *ai ei* unter allen anderen als den eben angegebenen Bedingungen. Mit älterem *ę̄* ergibt dasselbe ne. *i* in *reason season pleasance defeasence feature feasible eisel seisin pleader treatable treatise features* etc. Nicht durchsichtig ist die Entwickelung von me. ne. *ewer*. Neuenglisch *poitrel* ist nicht normannischen Ursprungs, Skeat Etym. Dict. verzeichnet daneben ohne Angabe der Aussprache veraltetes ne. *peitrel* und *petrel* (Lewins *pewtrel*, me. *peitrel*). Neuenglisches *ę* (me. *ę̄* entsprechend) begegnet in *pleasant pheasant pleasure peasant* in noch nicht erklärter Sonderentwickelung, dssgl. vor stimmlosen Spiranten in *vessel*, (*ą* in ne. *ashlar*, cf. me. *essel*). Neuenglische *ī ĭ* und *ę̄* stehen neben einander in *leisure* (s. Storm Engl. Phil. I, 110).

Französisch *ǭi* bleibt me. ne. *ǭi* in *joyous*. — Französisch *ọi* (*oi*, *ụi*) *ọi* entspricht ne. *ǭi* in *foison poison*, auf älteres *ŭ[i]* weist *ą* in ne. *puncheon* und wohl auch ne. *ŭ* in *bushel cushion*. Im Mittelenglischen begegnen diese Wörter mit *oi*, *ui*, *u*, vereinzelt *y* (*whyssynes* Green Kn.).

§ 55. Die Konsonanten. In freier Stellung bleiben die Verschlusslaute meist unverändert. Im Anlaut: *pass*, *patience*, *pay*, *potage*; *table*, *taverne*, *talent*, *tempest*, *temper*, *touch*, *tyrant*; *colour*, *confessor*, *conquer*, *court*, *cure*, *curfew*, *cage*, *caldron*, *cause*; in der Darstellung wechselt heute *qu* mit *c* in *coif*, *coin*. — *banner*, *baron*, *beast*, *burgeon*; *damage*, *dame*, *domage*, *double*; *govern*, *gonfanon*, *gout*, *gurge*. Noch unerklärt ist das auffällig me. ne. *purse* (frz. *bourse*) neben ne. *disburse*, *reimburse* etc. Statt *t* erscheint im Neuenglischen die interdentale Spirans in einer Anzahl gelehrter Wörter (griechischen Ursprungs) wie *theatre*, *theory*, *theme*, *theology*, während im ne. *thyme* (me. *time*) *th* nur eine gelehrte Schreibung für phon. *t* bedeutet. Mundartlich me. *þefende* st. *defende* begegnet Octavian 594. Ueber *ch* neben *c(k)* vor *a(e)* s. o. § 22 i.

61. Im Inlaut zwischen Vokalen bleiben frz. Verschlusslaute im Englischen ebenfalls erhalten, auch dann wenn der vorangehende oder nachfolgende Vokal in der späteren Entwickelung des Englischen in unbetonter Mittelsilbe verstummte: *sepulchre*, *capital*, *capacious*; *purgatory*, *nativity*, *pity*, *heritage*, *potage*; *senator*, *traitor*, *patent*, *nature*, *feature*, *statue*; *misericorde*, *succour*. — *obedience*, *tribute*, *ability*, *habit*, *tabernacle*, *tribulation*; *malady*, *meditation*, *medicine*, *paradise* (me. auch *parais* entsprechend frz. volksthüml. *parais*); *figure*, *legate*, *agate*. *p* erscheint als *b* in me. *lebart lybart lyberdes* ne. *libbart*, me. *Jubiter*, me. *jeobertie*, me. ne. *haberdashery(e)* (auch anglon. *haberdashery* s. Skeat E. D.), me. *haberdasher*. — *t* wird zur interdentalen Spirans in Folge künstlicher, gelehrter Lautgebung in ne. *authentic*, *author*, *cathedral*, *authority* u. a. Ganz sporadisch begegnet im Mittelenglischen *d* statt *t*; *d* in ne. *medal* entspricht die Media bereits im Romanischen. Nicht erklärt ist *d* in me. *cadel* (Layam.) neben gewöhnlichem me. *catel* und vereinzeltem *cadel*.

Im Wortauslaut nach Vokal sind die frz. Verschlusslaute, soweit sie nicht bereits im 11. Jahrh. verstummt waren, im Englischen bis heute erhalten geblieben: *habit*, *merit*, *hermit*, *estat(e)*, *forfeit*, *fruit*, *neat*, *delight*, *spright*. Auf spätere Entlehnung weisen einige wenige Wörter mit geschwundener dentaler Tenuis: ne. *petty* (me. *pety* Langl. C, woneben *petit* belegt ist), *plea* (me. *play*, *ple*, *plait* und *plaid*; altfrz. *plaid* neben *plait*) und erst in ne. Zeit aufgenommene Fremdwörter wie *trait*, *surtout*. Auslautende frz. *t*, *d* (in volkstümlichen Wörtern lat. isoliertem *t* und *d* entsprechend) waren im 11. bis

12. Jahrh. allmählich verstummt, nachdem sie vermutlich vorher spirantischen Laut angenommen. In den ins Englische gedrungenen Lehnworten begegnet in me. Zeit ganz vereinzelt *d* (*carited* Chron. anno 1135), häufiger *th þ d*; *nativited* Chron.), *cariteþ* (Orm), *plenteth* (Gen. Exod.). *feid feith* neben *fey* etc., während in den weitaus meisten Fällen die Dentalis geschwunden ist. Dass in *faith* die Spirans in das Neuenglische hinein sich erhalten hat, führt Gröber auf den Einfluss des engl. *truth* zurück. — *duc*, *beak*, *Jack*.

§ 56. Spiranten: *f* bleibt unverändert im Anlaut: *fail, faith, fame, familiarity, feeble, figure, form, fortune, forest.* Auch in südengl. Dialekten, welche in genuinen Wörtern den stimmlosen lab. Spiranten in den stimmhaften verwandeln, bleibt frz. *f* intakt. Häufiges *uals* neben *fals* geht auf bereits altengl. *fals* zurück. *Vade* bei Shakespere. Im Inlaut: *profession, defend, defame, sacrifice, elephant* (me. vereinzelt *elyuans*). — Im Auslaut: *grief, relief, chief, strif(e), beef, bailiff.* Mittelenglisch *baily* (neben *bailif*), ne. *jolly* (me. *jollif* und *jolly*) entsprechen Formen mit vertauschtem Suffix im Französischen.

v bleibt im Anlaut: *vain, valley, vanish, veal, veil, venom, very, vestiment, visage, virtue, visit, vouch, voice.* In englischen Mundarten wechselt *v* mit *w* und mit *f*, eine Erscheinung, die im Zusammenhange noch nicht untersucht ist. — Im Inlaut: *coverture, covetise, divers, devotion, govern, ivory, gravel*, auch da wo *v* im Englischen in den Auslaut gerückt ist, bleibt es: ne. *cave move prove*, desgleichen vor ne. *j* in *nephew*. Dialektisch begegnen wie im Anlaut *w*, *f* (auch *b*) statt *v*.

Im Norm. wechselt *w* (= german. *w*) mit *gu*. Dasselbe Schwanken zeigt sich bei den ins Englisehe gedrungenen Lehnwörten: *wafer*, *wage*, *wait, warison*, *warrant*, dagegen *guarantee*, *guard*, *guide*, *garnish*, *garrison* etc. Im Mittelenglischen sind Doppelformen desselben Wortes mit *w* und *gu* in denselben Hss. nicht selten. Wie im Mittelenglischen dialektisch für *v w* erscheint, so begegnet umgekehrt *v* für ursprüngliches *w*.

Stimmloses norm. *s* bleibt: a) im Anlaut: *sacrifice*, *saint*, *salvation*, *save*, *semblant*, *sentence*, *solace*, *suffer* etc. Auch in südengl. Dialekten, welche genuines *s* tönend werden lassen, bleibt frz. *s* fast durchweg stimmlos. Eine Ausnahme bildet *zaint* (Ayenb. u. sonst) (neben *saint*), das unter dem Einfluss des auf bereits in ae. Zeit aus dem Lat. entlehntes *sant* zurückgehenden *zant* sich entwickelt haben dürfte. *š* für *s*, das man auf keltischen Einfluss zurückgeführt hat, begegnet im Norden in Lehnwörtern aus dem Französischen nachweislich seit Ausgang der me. Periode. Über ne. *šu* = me. *sil* s. o. § 53. — b) Im Inlaut: *confessor*, *essay*, *message*, *messager*, *necessary*, *possible* etc.; *s* hat hier den langen stimmlosen Laut. Es bleibt kurz oder wird unter Längung des vorhergehenden Tonvokals im späteren Mittelenglischen gekürzt in *ceese*, *pace pase*, *prece*, *releese*, *encrese*, *grese*, *cipreese*; im Neuenglischen mit sekundär auslautendem kurzen stimmlosen *s*: *cease*, *prease* s. o. § 31 d, *lease*, *grease*, *increase*. Selten ist intervok. frz. *s* im Englischen tönend geworden: *possession*, *dissolve* etc. dürften nicht vor dem 14. Jahrh. aufgenommen worden sein, *dessert* fand erst in ne. Zeit als mot savant Eingang; zu *scissors* s. S. 832. — c) Im Auslaut: ne. *envious*, *dangerous*, *leprous*, *reclus*, *jealous*, *lecherous*. In *cas(e)*, *purpos(e)*, *paradis(e)*, *us(e)* (Subst.), *clos(e)* (Adj.) etc. wird im Neuenglisehen *se* in *palace*, *peace*, *price ce* für altfrz. *s* geschrieben. Diese Schreibungen datieren z. T. in die me. Zeit zurück. Nach der Zeit, in der auslautendes *s* im Französischen verstummte, drangen in das Englische *hautboy*, *vis-a-vis*, *rendez-vous* und andere offenbar gelehrte Wörter. Aus einer Verwechselung eines stammhaften mit flexivischem *s* und umgekehrt erklärt man den Schwund von auslautendem *s* in *cherry*, *pea*, das Vorhandensein eines solchen in *dice* (me. *des dis*), *greece*

(me. *grees*). Mittelenglisches *trey* (Chaucer) (ne. *trey*) mag durch engl. *pre* beeinflusst worden sein, wenn nicht bereits altfrz. *trei* für *treis* zugrunde liegt.

Stimmhaftes norman. *s* im Inlaut zwischen Vokalen bleibt: *desert*, *design*, *desire*, *presumption*, *misericorde*, *presence*, *president*, *scissors* (die ne. Schreibung mit *ss* ist gelehrt) etc., auch da wo im Neuenglischen nach Verstummung eines unbetonten Vokals ursprünglich intervokalisches *s* einem vorhergehenden oder nachfolgenden Resonanten unmittelbar benachbart wird: *season*, *reason*, *treason*, *prison*, *peasant*, *pleasant*, *present*, *palsy*. Über ne. *ž* = frz. me. *s* + Hiat *i* siehe o. § 53. Auch wenn frz. me. stimmhaftes *s* im Neuenglischen in den Auslaut gerückt ist, bleibt es stimmhaft: *seiz(e)*, *priz(e)*, *advis(e)*, *clos(e)* (Verbum), *circumsis(e)*, *eas(e)*, *nois(e)*. *Resound* (lauten), *resign* (wieder unterzeichnen) u. ä. mit stimmlosem *s* stehen unter dem Einfluss der entsprechenden nichtcomponierten Verba. In *courtesy* mag *s* stimmlos geworden sein unter der Einwirkung von *courteis* (ne. mit vertauschtem Suffix *courteous*), in *curiousity, jealousy* nach *curious*, *jealous*. Ausserdem begegnet heute der stimmlose Laut in einigen mots sav. wie *heresy poesy philosophy animosity*, die z. T. schon in me. Texten des 13. Jahrhs sich nachweisen lassen. Etymologisch nicht berechtigtes *z* hat me. ne. *citizen*.

§ 57. Nasale. Französisch *m* bleibt: im Anlaut: *malady*, *male*, *manner*, *medicine*, *mercer*, *mountain*, *move*, *music*. Im Inlaut: *contumace*, *demur*, *homage*, *familiarity*, auch da wo es in der weiteren Entwickelung des Englischen in den Auslaut tritt: *prime*, *fame*, *clame*, *rhyme*, *diadem*. — Französisches *n* behält seinen dentalen Laut: im Anlaut: *nation*, *nature*, *noble*, *noise*, *nourice*. Im Inlaut: *admonish*, *Benet*, *debonair*, *honour*. Im Auslaut: *absolulion*, *affection*, *champion*, *lion*, *fin(e)* etc. Auslautendes *m* statt *n* haben heute u. a. *random*, *ransom*, *vellum*, *venum*, in denen eine falsche Orthographie den Laut beeinflusst haben mag, wie ich jetzt, entgegen meiner Französische St. V, 2 S. 199 ausgesprochenen Ansicht, anzunehmen vorziehe. Auch im Mittelenglischen begegnet *m* gelegentlich in *velim*, *venim*, *passium*, *mayntem*, *tresum*, desgl. im Altfranzösischen. Hier vermutlich in graphischer Anbildung an etymologische oder analogische Schreibungen wie *aim (amo)*, *om (homo)*, *reclaim (reclamo)* neben regulären *ain*, *on*, *reclain*. — Moulliertes frz. *n* ist im Mittelenglischen nach Abgabe seines *i*-Gehaltes an den vorhergehenden Vokal zu dentalem *n* geworden. Die gleiche Erscheinung begegnet in mehreren continentalfrz. Mundarten, ist aber in früherer Zeit für das in England gesprochene Französich besonders charakteristisch. Neuenglisch *Spain*, *sign*, *assign*, *vine*; *mountain* etc. *Onion* (mit *nj ņ* dürfte nicht vor dem 14. Jahrh. aufgenommen worden sein. *Signify* (begegnet bereits wiederholt in den kent. Pred.), *signal* u. a. sind gelehrte Wörter.

§ 58. Liquiden. *l* bleibt: im Anlaut: *lace, lamp, large, legion, leprous, loyal.* Im Inlaut: *colour, delight, dialogue, malady, pelican.* Im me. und ne. Auslaut: *quarrel, cruel, veil.* — *l* wird, nachweislich seit dem 13. Jahrh., in englischem Munde zu *l* mit Abgabe seines *i*-Gehalts an den vorhergehenden Vokal: *quail, avail, entail, assail; travel, towel, counsel* etc. s. oben § 44 f. Das Schottische hat den mouillierten Laut in frz. Wörtern nicht aufgegeben. Die ne. Schriftsprache bietet ihn in einigen mots sav. wie *pavilion* (me. *pavylon), familiar* (me. belegt *familier* und *famuler), million* (Chaucer *millioun).*

Frz. *r* hat im Englischen in Übereinstimmung mit der Entwickelung des genuinen Lautes heute im An- und Inlaut spirantischen, im Auslaut vor konsonantisch anlautendem Wort und in Pausa einen unbestimmten vokalischen Laut angenommen: *ransom, reason, religion, round, russet; glorious, licorice, merit, avarice; honour, labour, vigour, sure, mere, clear;* mit beachtenswerter Orthographie: ne. *flower* (hiervon gebildet *flowery), friar*, denen sich genuines

briar an die Seite stellen lässt. Die Vokalisierung des auslautenden *r* vollzog sich vermutlich in der Weise, dass zunächst vor dem *r* ein vokalisches Element sich entwickelte, erst später der *r*-Laut unter den angegebenen Bedingungen verstummte. Dass die Entwickelung des *ę* vor *r* dialektisch wenigstens in die me. Zeit hineinreicht, möchte ich aus spätmittelenglischen Schreibungen wie *eyer, atier, enduer* schliessen.

§ 59. Konsonantenverbindungen. Muta + Liquida erleidet keine Veränderung: im Anlaut: *pleader*, *place*, *praise; blame*, *broach, brief; treason*, *tribulation; throne* fällt unter gleichen Gesichtspunkt mit den § 55 behandelten Wörtern; *dragon, dress*; *claim*, *clause*, *cruel*, *creant*; *grange*, *grace*. Im Inlaut: *leprous*, *nobless*, *Hebrew*; *patron*; *sacrify*, *reclus*, *negligence*, *degree*. Die lat. Verbindung *´tlu* erscheint im franz. Wortauslaut als *´tre*, woneben *_tle* im Altfranzösischen fortbesteht. Dementsprechend zeigen die Lehnwörter beide Formen: me. *chapitle* neben *chapitre* ne. *chapter*, me. *sklaundre* neben *scandle* ne. *slander*, me. *chartre* ne. *charter*, bereits vor der Eroberung entlehnt sind *apostle epistle*, die ebenso wie *title* aus englischen Texten mit *r* nicht nachgewiesen sind. Im Neuenglischen ist die auslautende Verbindung *´Kons. rę* zu *Kons. ęr*, auslautendes *´Kons. le* zu *´Kons. ęl* geworden: *leper*, *letter*, *number*, *eager*, *proper*, *enter*; *feeble*, *noble*, *fable*, *table*, *stable*, *-able*, *-ible*, *title*, *people*, *double*, *miracle*, *sample*, *simple*. Dialektisch lässt sich dieser Lautübergang bis in das 13. Jahrh. zurückverfolgen. Frz. *´r Kons. rę* erscheint als *´r Kons. re* und *´r Kons. le* in engl. *purple* (me. *purpre*), *marble* (me. *marbre* und *marble*). Englische Bildungen mit unorganischen *r*, *l* wie *manciple*, *cordiacle* (me.), *principle*, *syllable*, *onycle* (me.), *lavender* (me. *lavendre*), *provender* (me. *provendre*), *philosofer* (me. *philosofre*) etc. haben Analoga im Französischen.

s vor Liquiden und Nasalen war bereits vor der Aufnahme frz. Lehnwörter in das Englische meist geschwunden, nachdem es vor den Dentalen *n* und *l* zuvor in den stimmhaften homorganen Verschlusslaut *d* übergegangen. Der Übergangslaut ist im Englischen noch heute lebendig in den vermutlich früh entlehnten *meddle* (me. *medlen* und *mellen*), *medley* (me. *medlee*, *medle*), *medlar* (me. *medler*, *medle-tre*). In allen anderen Fällen fand die Aufnahme in das Englische nach der völligen Verstummung des Spiranten statt: *blame*, *bapteme* (me), *abyme* (me.), *dine*, *meine* (me.), *yle* (me.). Graphisch begegnet es in me. Texten noch vereinzelt; in *isle*, *mesne* auch in der Orthographie der ne. Schriftsprache. Zu *aisle* s. oben § 32. Wo es in der Aussprache heute sich zeigt, handelt es sich, wie bei *abysme*, um nicht volkstümliche Entlehnungen. — Vor Verschlusslauten ist *s* in den Lehnwörtern fast durchweg noch heute erhalten, was nicht für die Ansicht derjenigen spricht, welche annehmen, dieses *s* sei bereits im Normannischen und Anglonormannischen des 12. Jahrhs stumm gewesen: *bastard*, *feast*, *beast*, *chaste*, *accost*, *coast*, *cloister*, *costume*, *conquest*, *crest*, *forest*, *haste*, *hospital*, *host*, *honest*, *oust*, *roast*. Geblieben ist *s* auch in den wortanlautenden Verbindungen *sp st sk*, die im Englischen meist ohne *e*-Prothese vorkommen: *spice*, *spouse*, *spy*, *stable*, *stablish*, *standard*, *study*. Wenige spät entlehnte oder bei frühzeitiger Entlehnung später durch die frz. Schriftsprache beeinflusste Wörter wie *hostel, hotel* weisen in der ne. Aussprache *s* nicht auf.

§ 60. Muta + Spirans: *ts* (geschrieben *c*), gleichviel welcher Provenienz, ist in Übereinstimmung mit der späteren norm.-francischen Entwickelung in den ins Englische gedrungenen Lehnwörtern *s* geworden: Im Anlaut: *cendal*, *certain*, *circumstance*, *circumcision*, *cellar* etc. Wann die Assimilation des *t* an die folgende Spirans zuerst sich vollzogen hat, lässt sich für das Englische ebenso schwer genau angeben wie für das Französische. Soviel steht fest, dass *s* für älteres *ts* seit der 2. Hälfte des 13. Jahrhs der englischen Aussprache

französischer Lehnwörter nicht fremd war, da seit dieser Zeit (*serges* Havel.) in der Orthographie *s* neben *c* begegnet. In der ne. Schriftsprache begegnen mit der Schreibung *s search, seel.* Früher noch als der Übergang von freiem anlautendem *ts* in *s* sich vollzog, wird *ts* nach *s* zu *s* geworden sein in Wörtern wie *science,* me. *sience* neben *science*, ne. mit traditioneller Orthographie, wie im nfrz., *science.* Ob im einzelnen Falle die lautliche Veränderung hier in Frage stehender Wörter bereits im Französischen oder erst im Englischen sich vollzog, lässt sich nicht entscheiden. Graphische Vertauschung von *sc* und *s* (= lat. *s*) begegnet in engl. Hss. seit dem 12. Jahrh.: *Scessuns* (Chron. 1125), im 13. Jahrh. *sceint* (st. *saint*), *scilence* (st. *silence*) etc. Unter jüngerem, gelehrten Einfluss steht die Schreibung *sc* in ne. *scion* (me. *sion*; nfrz. *scion*, altfrz. *sion*, *cion*), *scissors* (me. *sisoures*), *scent.* — Im Inlaut: *place*, *grace*, *menace*, *space*, *mace*, *face*, *piece* (me. *pece*) etc.; bereits in ältester frz. Zeit war vor *ts* ein Konsonant geschwunden in: *noce* (me.), *nece* (me.), *chase* (neben *catch*, das pikardische Dialekteigentümlichkeit aufweist; me. *chace*, *chase*, *chasce*; *cacche*, *chacche*), *dress*, *lesson*, *benison.* Nicht auf ein norm. Erbwort geht zurück ne. *fashion* (me. *fashion*, *faciun* neben *facun fasun*). Vulgärlat. *-itia*, *-ities* entsprechen altfrz. und me. *-ece* (*-etse*), *-ice* (*-itse*), *-ise* (mit stimmhaftem *s*). *-ece*, *-ice* haben sich im Englischen ebenso wie im Französischen, seit dem 13. Jahrh. etwa, zu *-ess(e)*, *-iss(e)* weiterentwickelt. Da wo alle drei oder zwei der genannten Suffixformen an demselben Worte begegnen, lässt sich im einzelnen Falle nicht entscheiden, ob ältere Doppelentwicklung oder jüngere Suffixvertauschung vorliegt: ne. *largess* (me. *largesce*, *largesse*), ne. *riches* (me. *richesce*, *richesse* und — *richeiss*[*e*]), *solstice*, *avarice* (me. *avarice* und *avarise*), *justice* (me. *justice* und *justise : wyse*) etc.; s. oben *exercise*, *franchise.* Vereinfachung von *ts* zu *s* zeigen ferner zahlreiche ins Englische gedrungene frz. mots sav. wie *meditacium*, *absolucium*, *temtacium*, *devocium*, *cogitacium*, *speciale*, woneben im 14. Jahrh. Schreibungen mit *s* (*contrissioun*, *presiouse* etc.) vorkommen. Analog der Entwickelung des stimmhaften $z + i^{V ok.}$ zu ne. *ž* (s. oben § 53) hat das hier in Frage stehende stimmlose $s + i^{V ok.}$ im Neuenglischen *š* ergeben. Nach Konsonant entwickelte sich *ts* zu *s* in *circumstance*, *pittance*, *obedience*, *science*; *mercer*, *mercy*, *force*; *ranson*; daraus ne. *š* unter dem Einfluss eines folgenden im Hiat befindlichen *i* in *conception*, *assumption*, *presumption*, *perfection* und in zahlreichen anderen frz. mots sav. — Im Auslaut: me. *solas*, *las*, *chalis*, *vois*, *crois* begegnen seit dem 13. Jahrh. neben älteren *creoiz* (Ancr. R.), *caliz* (Hom. II), *voiz* (Havel.), *laz* (Ancr. R.), wo *z* vermutlich noch *ts ds* bezeichnet. Im Neuenglischen und teilweise bereits im Mittelenglischen wird der stimmlose *s*-Laut durch *-ce* ausgedrückt in *solace*, *lace*, *brace*, *voice* in graphischer Anlehnung an *grace*, *place* etc., nachdem in diesen Wörtern auslautendes *e* verstummt war. Vgl. oben § 56 zu *palace*, *price*, *peace.* — Frz. *t* + flexiv. *s* begegnet in me. Hss. nicht selten als *z* und *tz*, woneben seit dem 12. Jahrh. einfaches *s* vorkommt. Ne. *t-s*, *te-s*. Anzumerken ist die Schreibung *tz* in ne. *fitz* = me. *fitz*, *fiz*, *filtz* = altfrz. *filz* (lat. *filius*).

Normann. (vereinzelt pikardisches, s. § 22h) *tš* ist im englischen Munde im Wortanlaut und nach Vokal bis heute unverändert geblieben: *chamber*, *chanceller*, *change*, *chapter*, *chant*, *champion*, *chapel*, *charge*, *chartre*, *chaudron*, *chief*, *preach*, *broache*, *butcher*, *hatchet* etc. Die der Aussprache angepasste Schreibung *tch* ist neben *ch* auch in me. Hss. anzutreffen. Unerklärt ist *dž* in ne. *grudge*, spätme. *grugge.* Neuenglische *š* in *champignon*, *chemise*, *chamois*, *chaise*, *chancre*, *chandelier*, *chapeau*, *chaperon*, *chatoyant* u. a. deuten auf späte Entlehnung in Wörtern, die zumeist auch auf andere Weise als nicht dem normannischen Erbgut zugehörig sich charakterisieren. Da wo in me. Hss.

des 14. Jahrhs *sch* (d. i. *š*) in solchen Wörtern gelegentlich sich geschrieben findet, die in der Schriftsprache heute *tš* aufweisen, handelt es sich entweder um dialektisch engl. Sonderentwickelung oder um vorübergehende kontinentalfrz. Beeinflussung bereits früher entlehnter Wörter. Geblieben ist *tš* ferner nach *r* in *archer*, *archery* etc. [ne. *archet* mit *š* ist spät aufgenommen], zu *š* entwickelte es sich (wann?) nach *n* in *haunch*, *branch* und nach *s* im (me.) Inlaut vor und nach dem Ton in einer grossen Gruppe von Wörtern: *anguish*, *blandish*, *finish*, *flourish*, *nourish*, *bushel*, *brush*, *usher* etc. etc., worüber man ten Brink Chaucer's Sprache S. 75 f. und Französ. St. V, 189 ff. vergleiche.

Norm. *dž* bleibt wohl durchweg erhalten. Die ne. Darstellung schwankt zwischen *g*, *ge*, *j*, selten *dg*, wozu sich im Mittelenglischen noch gesellen die Zeichen *i y*, *gh*, *ch*, *g*, von denen nicht feststeht, ob sie sämtlich zum Ausdruck des gleichen Lautes verwendet worden sind. Ne. *joy*, *jealous*, *journey*, *judge*, *judgement*, *justice*, *ginger*, *giant*, *general*; *age*, *language*, *oblige*, *change*, *danger*, *charge*, *pigeon* u. s. w.

§ 61. Norm. *qu* (*ku̯*) ist im Englischen unverändert geblieben im Anlaut: ne. *quail*, *quantity*, *quality*, *quarrel*, *quarter*, *quash*, *question*, *quit* etc. *Coy* (*quietus*) ist, wie der Vokalismus ausweist, nicht dem Normannischen entlehnt, sondern später (etwa im 14. Jahrh.) aufgenommen. Dasselbe gilt von *cater* (*-cousin*) und dem noch heute nicht eingebürgerten Fremdwort *quadrille*. Im Zeitalter der Elisabeth sprach man in der gebildeten Umgangssprache in Anlehnung an die frz. Schriftsprache jener Zeit auch *kantity, kality*. Aus frz. *k* + *u*, *o*[l'ok.] entwickelt sich engl. *ku̯* in *quiver*, *quire* (neben *choir*); *esquire*, *quilt*, me. *quysshen* u. a. — Im Inlaut zwischen Vokalen ist frz. *ku̯* = engl. *ku̯* in *liquefy*, *liquid*, *sequence*, *sequent*, *conquest* u. a., = engl. *k* in dem nachweislich bereits zu Beginn des 13. Jahrhs entlehnten *liquor* (A. R. *licur*), *liquorice* (Lay. I *licoriz*), und in *conquerer*, *conquer* (me. auch *cuncweari*) u. a. Wieweit diese Wörter aus einer bereits im älteren Anglonormannischen divergierenden lautlichen Entwickelung oder aus dem Einfluss kontinentaler Mundarten oder der frz. Schriftsprache sich erklären, bleibt dahingestellt. Etymologisch nicht berechtigt ist die aus dem Französischen herübergenommene Schreibung *qu* vor *e* in *chequer*, *exchequer* (me. *cheker*) und in spät aufgenommenen Fremdwörtern wie *coquet*, *piquet*, *masquerade* etc., die Französische St. V, 206 falsch beurteilt wurden. In ne. *vanquish* ist die Aussprache beeinflusst durch die Schreibung.

Norm. *gu̯* (germ. *w*) hat im Englischen das labiale Element verloren: ne. *guard*, *guile*, *gage*, *garnish*, *garrison* etc. Bereits in ihrer ältesten in me. Texten nachgewiesenen Form ist *u̯* nicht graphisch ausgedrückt und es darf zweifelhaft erscheinen, ob es nicht bereits vor der Aufnahme der in Frage stehenden Wörter stumm gewesen. Über den Wechsel von *w* und *gu* s. oben § 56.

r vor Konsonant ist wie in genuinen so in frz. Wörtern heute (dialektisch wohl bereits im Ausgang der me. Zeit) durchweg zu einem unbestimmten vokalischen Laut geworden: *source*, *accord*, *arm*, *charge*, *pardon*, *desert* etc. etc.

§ 62. In der Behandlung von lat. *l* vor Kons. zeigen die ins Englische gedrungenen Lehnwörter grosses Schwanken, für das sich eine sichere Erklärung heute kaum geben lassen dürfte. Vgl. ne. *assault*, *fault*, *vault*, *chaudron*, *beauty*, *cruelty*, *calm*, *palm*, *safe*, *fitz*. Eine noch grössere Mannigfaltigkeit zeigt das Mittelenglische. Vgl. unten p. 859.

§ 63. *n* und *m* haben vor Kons. ihren ursprünglichen konsonantischen Charakter im Englischen bis heute gewahrt: *saint*, *point*, *chance*, *remount*, *pronounce* etc.; *ŋ* vor *k*: *conquest*, *conquer*, *frank*; *company*, *contemplation*, *presumption*. Vertauschung von *n* mit *m* begegnet nicht selten vor folgendem

Labial: *vamp* (me. *uampe*), *umpire* (me. *nompere*, *nounpere* etc.), *comfort* (me. *conforten*, *comforten*), *comfit*, me. *gomfaynoun* (neben *gonfanon;* ne. *gonfanon*) etc. Es lässt sich im einzelnen Falle nicht entscheiden, ob *m* bereits im Französischen oder erst im Englischen eintrat. In ursprünglichen Vortonsilben ist *n* im Mittelenglischen (desgl. im Anglonorm.) gelegentlich graphisch unterdrückt, was auf schwache Articulation in dieser Stellung deutet: *couenand*, *awaward*, *cuuenable*, *meyten* etc.; vergl. ne. *covenant*. Eingeschoben ist es in me. *languste*, *chinche*, *messenger*, *manance*, *maumentry* etc., Formen die heute z. T. in der Volkssprache fortleben, vereinzelt (*passenger*, *messenger*) auch in die Schriftsprache gedrungen sind. Es handelt sich wohl zumeist um analogische und volksetymologische Bildungen, die theilweise bereits im Französischen vorhanden waren. — Zwischen *ml*, *mr* erscheint in Übereinstimmung mit dem altnorm. Lautstande *b* als Stützkonsonant: *chamber*, *humble*, *assemble*, *semblance*, woneben dialektisch *semlant*, *assemled*, *chamer* etc. vorkommen.

§ 64. Muten als zweites Element an-, in- und auslautender Konsonantenverbindungen bleiben fast durchweg erhalten: *spouse*, *spice*, *stomach*, *scorpion*; *tempest*, *champion*, *lentil*, *justice*, *abandon*; *saint*, *recreant*, *present*, *talent*, *court*, *honest*, etc. etc.

Eine zusammenhängende Darlegung des Einflusses, den das Französische auf die Flexion, Wortbildung und Syntax des Englischen gehabt hat, hier zu versuchen, erschien bei dem fast gänzlichen Mangel an Vorarbeiten nicht ratsam.

II. ENGLISCHE LAUTGESCHICHTE.

A. KONSONANTISMUS.

§ 65. Innerhalb der engl. Lautgeschichte nimmt die Entwicklung der germ. Gutturale einen hervorragenden Platz ein. Während die übrigen germ. Konsonanten im AE. ME. NE. kaum eine durchgreifende Umgestaltung erfahren, ist das Verhältnis der germ. Gutturale zu den engl. Entsprechungen sehr charakteristisch. Die germ. Gutturale *k γ g χ* erfahren teilweise in urengl. Zeit eine Palatalisierung (*ć ǵ ȝ*), späterhin zeigen sich die Quetschlaute *tš dž*. — Die Anfänge dieser Palatalisierung fallen in die kontinentale Periode; dafür spricht die Berührung mit dem Fries. (oben S. 745) und dem Kontinentalanglischen (Bremer PBB 9, 580), vor allem aber die Thatsache, dass die Palatalisierung der Gutturale noch in die Zeit der westgerm. Dialektkontinuität fällt; denn in Worten wie ne. *bench* ae. *benć*, ne. *finch* ae. *finć*, me. *brẹch* ae. *bréć*, me. *drench* ae. *drenć* kann die Palatalisierung nur während des Bestehens der später apokopierten Endungs-*i* (Grundformen **banki* **finki* **bróki* **dranki*) eingetreten sein.

Dieser Prozess der Palatalisierung des germ. *k* ist durch den Umstand so verdunkelt, dass es im AE. nur ein *c*-Zeichen für den Guttural und für den palatalisierten Guttural gibt. Nur die ae. Runeninschriften (oben S. 247) zeigen Ansätze zu einer Unterscheidung, indem die Inschriften von Bewcastle und Ruthwell (Sweet OET 124 ff.) éin Zeichen in *kyning kyneswīþ krist uñket kwómu*, ein andres in *rīce līce Myrce ic* anwenden (Sievers Angl. I, 575). Allerdings sind nicht *alle* Fälle von *k* und *c* ohne weiteres klar, aber unzweifelhaft liegen hier Ansätze zu einer Unterscheidung vor. Innerhalb der ae. Texte fehlt eine solche; abermals sind nur Ansätze vorhanden. In den ältesten Glossen erscheinen inlautend einige *i* nach *ć*, die als Palatalzeichen zu verstehen sind (*birciae* für *birće* Dieter § 44), und in diesen selben Glossen kehrt vielfach stummes *e* vor *a* als ae. Palatalzeichen wieder, aber ohne Konsequenz: Ep.-Gl. *lǽceas* für *lǽćas*. Sonst wird *ć* durch häufige *ce*-Schreibung er-

wiesen inlautend für *séc(e)an þenc(e)an wyrc(e)an;* vor *u* begegnet ae. auch *i* (Sievers ags. Gr. § 206, 6) als Palatalzeichen. Auch zeigen sich in ae. Zeit schon Ansätze *k* (nicht *c*) vor hellen Vokalen für den nicht palatalisierten Guttural einzuführen, bes. in *kyning king* z. B. im Parker Mscr. der Chro. Vor allem im 11.—12. Jahrh. macht sich das Bestreben geltend *k* vor *e* und *i y* für den reinen Guttural zu schreiben und sonst überall *c* für Guttural und Palatal; aber in derselben Zeit gewinnt auch aus später zu behandelnden Ursachen *ch* als Zeichen der Palatalis Boden. Byrhtferð (Angl. 8, 298) schreibt gern *kyne- mearke amearkian táken ákennan kyrten rake rekene kýðan kycene kynn kyning.* Die Worcester Glossen bei Wright[2] 536 (12. Jahrh.) haben *aker anker keie kine- sticke chiken crocke* neben *cléne cræft cweorn hóc inca cuma sicol*, allerdings ohne Konsequenz. Erst in me. Zeit, wo die Palatalisierung lautlich völlig durchgeführt ist, gilt auch eine feste Schreiberregel: *ch* als Quetschlaut ist vom gutturalen Verschluss (*c, k*) durchaus verschieden. Im ME. gilt seit dem 12. Jahrh. *k* als Gutturalis vor *e* und *i* und später meist auch vor *n* sowie in der Verbindung *ck* (in jungen Worten wie *poetick politick musick* herrscht die Schreibung mit *ck* bis in die neuere Zeit). Unsere wesentliche Einsicht in die Geschichte der germ. Gutturale auf engl. Boden gründet sich mithin nicht sowohl auf die mangelhafte angls. Orthographie, als vielmehr auf die durchgreifende lautliche und graphische Spaltung in der me. Zeit. Erschliessen wir mit Herbeiziehung der eben vorgeführten graphischen Kriteria die dem AE. zu Grunde liegenden urengl. Verhältnisse, so ergeben sich folgende Regeln.

Der urgerm. Guttural hält sich innerhalb des Engl. durchaus vor allen dunkeln Vokalen und ihren Umlauten; bes. *ŏ ŭ* kommen in Betracht: ae. *cú* ne. *cow*, ae. me. *cọ́c* ne. *cook*, ae. *cocc* ne. *cock*, ae. ne. *cod*, ae. *cólian* ne. *to cool*, ae. ne. *colt*, ae. *cuman* ne. *to come*, ae. *cursian* ne. *to curse*. Umlauts-*ẹ́* aus *ó* (Mittelstufe *œ́*) mit voraufgehenden Guttural zeigen ae. *céne* me. *kẹ́ne* ne. *keen*, ae. *cépan* me. *kẹ́pen* ne. *to keep* PBB 8,538, ae. *cẹ́lan* ne. *to keel*, ae. *cẹ́el* me. (Orrm) *kẹ́chel;* (westgerm. Grdf. *kóni kópjan kóljan kókil*). *i*-Umlaut von urgerm. *ŭ* mit beharrendem Guttural zeigen folgende Worte, die wir nur als me. anführen (me. *ĭ* aus ae. *ў*): me. *kīme* 'schwächlich' aus **kúmi*, me. *kīte* 'Geier' aus **kútjo*, me. *kīpe* 'Korb' aus **kúpjo; kīþen kīthen* aus **kúþjan kunþjan*, me. *kīnde* ae. *gecýnd*, me. *king* 'König', *kichene* 'Küche', *kilne* 'Ofen' *kirnel kirtel kitelen kire killen kissen kitten* u. s. w. haben me. *ĭ* aus ae. *ȳ̆* = germ. *u* mit *i*-Umlaut. Auch urengl. *ǫ* aus *ă* vor Nasalen hat Guttural vor sich: ae. *Cǫntware* (ne. *Canterbury*), *cǫndel* (ne. *candle*), *cǫmp* erscheinen in ae. Zeit nie mit *ceo-* geschrieben; rein guttural ist der Anlaut auch vor dem zugehörigen Umlaut etwa in me. *kennen kentish kempe kenchen* u. s. w. Als dunkler Vokal gilt auch ae. *á* (= me. *ǫ́*) aus germ. *ai* (ae. *cáf* me. *cǫ́f*) sowie der zugehörige Umlaut ae. *ǽ* (me. *ę́*) (ae. *cǽge* me. *keie* 'Schlüssel' aus *kaiji-* oder *kaiyi-*); hierher stellt sich auch ae. *á*, das aus *ă* gedehnt ist, in *cáld* me. *cǫ́ld*, *cámb* me. *cǫ́mb* sowie in dem lat. Fremdwort ae. *cápa* me. *cǫ́pe*.

Reine Gutturale gelten ferner anlautend vor allen Konsonanten; seit urgerm. Zeit herrscht reiner Guttural in *clean climb crane crow knee knight* u. s. w., ferner in *queen quick qualm quoth.* Dabei ist zu beachten, dass für urgerm. *q* (got. *qêns qius qiþan*) im AE. und im älteren ME. *cw* herrscht und nur sporadisch *qu* (z. B. Epin.-Gl. *quida quicæ*) geschrieben wird; seit etwa 1250 wird unter frz. Einfluss *qu* (*qv qw*) herrschend. Der Lautwert ist unverändert geblieben; jedoch nach Norden zu tritt *wh* dafür vereinzelt auf: Prompt. Parv. *whick whaken* neben *quick quaken*, Havel. *hwath* für *quath quod*, Gaw. *whęne* für *quęne*, irrige Schreibungen, welche durch den nördl. Wandel von *hw* zu *qu* veranlasst sind.

Hervorzuheben ist, dass das alte *k* in *knee knight* u. s. w. über das 16. Jahrh. hinaus artikuliert worden ist; ebenso *g* in *gnat gnaw*. Zur Zeit Daines' 1640 beginnt das Verklingen (er sprach *dlory* für *glory* und *kn a little in the nose or upper palate*).

Die Palatalisierung von *k* zu *ć* me. *ch* (= *tš*) hat sich urengl. vor hellen Vokalen vollzogen im Anlaut: urengl. angls. Anlaut *ći* gilt, wie der me. ne. *tš*-Laut lehrt, für ne. *child chin churn church chide* (Grdf. *ćild ćinn ćirn ćiriće ćidan*). Germ. *ĕ* hat auch Palatal vor sich: ne. *churl* as. *kerl*, ae. *ćeowan* (me. *chęwen*) aus **kewan*; ebenso der germ. Diphthong *eu* (ae. *ēo* me. *ę*): ae. *ćēosan* me. *chęsen*, ae. *ćēoce* me. *chęke*, sowie sein Umlaut ae. *ý* (me. *ī*) aus *iu*: ae. *ćīcen* me. *chike* aus **kiukin*, me. *chise* 'wählerisch' aus urengl. **kiusi* ae. *ćýs?* Im Anlaut zeigt sich *ć* = me. *ch* noch vor dem zu *ǣo-ǣa-ęa* erhöhten germ. *au* (= ae. *ęa* me. *ę*) sowie seinem Umlaut (ae. me. *ę*) in ae. *ćęap* me. *chęp* sowie in ae. *ćępan* me. *chępen* 'verkaufen' (mhd. *kouf: köufen*).

Schwierigkeit machen die auf einfaches germ. *ă* zurückgehenden engl. Laute. Ist doch sogar zweifelhaft, ob sein Umlaut *e* stets palatalisiert; me. *cheves chęle* weisen auf ae. *ćefes ćele* (aus **kabis* **kali*); aber neben me. *chetel* 'Kessel' (= ae. *ćetel*) steht nicht palatalisiertes *ketel*, das allerdings vielleicht aus dem Nord. (*ketell*) erklärt werden kann; me. *cherren* ae. *ćerran* scheint **karrjan* (mhd. *kerren*) zu sein. Für die Vertretungen von germ. *ă* kommen in Betracht ne. *chalk* ae. *ćealc*, ne. *care* ae. *caru* aber ne. *chary* ae. *ćearig*, ne. *calf* ae. *cealf* aber me. (kent.) *chalf*, me. *cǫld* aber kent. *chǫld*, ne. *chaver* ae. *ćeafor*, me. *charke* ae. *ćearcian*; ne. *chaff* ae. *ćeaf*, *chester* ae. *ćeaster*.

Das Alter der Palatalisierung wird bestimmt durch Fälle wie ae. *benć* (me. *bench*) aus **bonki*, *finć* (ne. *finch*) aus **finki*, *smęć* (me. *smęche*) aus **smauki*, ferner durch ae. *stenć wrenć*, hinter deren *c* ein palatalisierendes *i* zufolge des westgerm. Auslautgesetzes (oben S. 364) — wohl noch in der kontinentalen Periode des Engl. — geschwunden ist. Demnach fällt die Entstehung der *ć* für *k* etwa ins 4. Jahrhundert.

Die Palatalisierung hat gleichmässig im Inlaut wie im Anlaut gewirkt. Im Anlaut können vielfach, etwa in Ablautsreihen, wie bei ae. *ceorfan cearf curfon corfen*, *ceowan ceaw cuwon gecowen*, *ceosan ceas curon gecoren* u. a., Störungen den gesetzlichen Wechsel von *ć-k* durchkreuzt haben; hier sehen wir zunächst von derartigen Störungen ab, da ihr Alter zweifelhaft ist. In viel höherem Masse sind im Inlaut durch Analogiewirkungen ähnliche Störungen eingetreten, aber auch hier lässt sich *ī ĕ* als Ursache der Palatalisierung erkennen.

Zunächst alle substantivischen, adjektivischen und verbalen *ja*-Stämme haben germ. *k* in *ć* gewandelt: ae. *rīće* me. *riche*, ae. *ęće* me. *ęche*, ae. *brýće* me. *briche*, ae. *bēće* me. *bęche* und ae. *birće* me. *birche* (germ. *bōkjōn birkjōn*), ae. *ynće* me. *inche* aus lat. *uncia*, ae. *Merće* me. *Merche*; vgl auch me. *spęche* zu *spęken*, ferner *tęchen* zu *tǫken*, *blęchen* zu *blǫk*, *clenchen* zu *clinken*, *quenchen* zu ae. *cwincan*; *ć* tritt auch vor allen sonstigen *i*-Ableitungen ein: me. *kichene* ae. *cyćene* aus **cycine* (lat. *cocina coquina*); me. *schelchen minechen* movierte Feminina zu *schalk monek*; ae. *tiććen* (me. *ticchen*) aus **tikkīn*, ferner me. *wenche(l) kęche(l) moche(l)* aus **wǫnkil kōkil mukil*; ne. *starch* 'Stärke' zu me. *stark* 'stark' weist auf me. *sterche* ae. *sterćo*.

Anderseits zeigen me. *spęken* ae. *sprecan*, me. *sake* ae. *sacu*, me. *waken* ae. *wac(o)ian* ihren alten Guttural vor *a o u* beibehalten; auch die Geminata — soweit sie nicht durch *j* nach westgerm. Regel (oben S. 336. 367) erzeugt ist — kann vor dunkeln Vokalen nicht palatalisiert werden: me. *sticke* ae. *sticca* (Grdf. **stikko*), me. *necke* ae. *hnecca* (Grdf. **hnëkko*), me. *specke* ae. *specca* (Grdf. **spëkko*); me. *licken* ae. *licc(o)ian* ahd. *lëckôn*; me. *plucken* ae. *plucc(o)ian*. Nur nach ae. *æ* kann *cc* palatal sein ohne *jod*- oder *i*-Einflüsse, wie me. *wacche*

smacche macche bacche pacche racche bracche — *hacchen lacchen* zeigen, die ae. *ććć* aufweisen; wenn me. *bach* neben *back*, *sach (Ayenb. *zech*) neben *sack* steht, so ist möglicherweise eine Flexion ae. *bæć sæćć* Gen. Pl. *baca sacca* Dat. Pl. *bacum saccum* vorauszusetzen.

In einsilbigen Worten geht *k* nach *ī* in *ć* über: ae. *pīć* me. *pich*, ae. *dīć* me. *dīch*, ae. *ić* me. *ich*, *-wīć* me. *-wich*, me. *līch* 'Leiche' (aber *likame*). Folgt auf *ic* im Inlaut ein dunkler Vokal, so ist keine Palatalisierung nachweisbar: me. *quik sikel niker fikel* aus ae. *cwicu sicol nicor ficol;* nur ae. Endungs-*e* haben in der urengl. Lautfolge *ice* palatal: urengl. *ćiriće* me. *chirche*, ae. *cwiće* ne. *quitch*, *-līće* me. *-liche* (aber Compar. me. südl. *luker*, kent. *-laker* aus ae. *-līcor*). Für die Chronologie beachte me. *which such ęch* aus ae. *hwilć swylć ǽlć* (mit *lć* für *-līk*), aber me. *ilke* 'derselbe' aus ae. *ileca* (Grdf. **i-līko*).

2. Ist unsere Chronologie richtig, dass die Entstehung der engl. Palatale in die kontinentale Periode fällt, so ergeben sich konsequenterweise folgende weitere Thesen. Zu ae. *ęće* ist *ęćness*, zu *rīće* Acc. Sg. *rīćne*, zu *ćýćen* (aus **kiukīn*) Plur. *ćýćnu* vorauszusetzen. In der That findet sich auf dem Ruthwellkreuz *riicnæ* mit Palatalis, und so werden wir für das ältere Ags. wirklich *ęćness ćýćnu* anzusetzen haben, ebenso *sęćan sęćþ*, *ęćan ęćþ*, *tǽćan tǽćþ*, *þynćan þynćþ*, *þenćan þenćþ cwenćean cwenćþ* u. s. w. und me. Schreibungen wie *leinten dreinte bleinte* für ae. *lencten drencte blencte* scheinen eine durch Palatalisierung veranlasste Mouillierung des *n* zu bedeuten. Daneben sind freilich vielfach — das Genauere ist nicht zu bestimmen — die durch Synkope unmittelbar vor Konsonanten getretenen *ć* zu gutturalem *k* zurückgekehrt. Im ME. finden sich daher lautgesetzliche *tekþ quenkþ þenkþ þinkþ* neben den Infinitiven *tęchen quenchen þenchen þinchen;* aus ae. *ręćels* entsteht me. *rēcles;* zu *ęche* gehört me. *ęcnesse;* ae. *ćýćen ćýcnu* = me. *chike;* andererseits erklären sich so die Doppelformen me. *sęchen: sęken*, *ęchen: ęken*.

3. Diese gleiche Rückkehr von *ć* zu *k*, der Übergang vom palatalisierten *k* zum rein gutturalen *k*, oder das Verharren bei *ć*, das im Süden zu *tš* vorschritt, kennzeichnet den Norden Englands und Schottland; vergl. aus me. Zeit nördl. *ketel sęken mikel wirken ik rīke* gegen südl. *chetel sęchen moche wirchen ich riche;* neuschott. *kirk kist kaff cauk kirn* = engl. *church chest chaff chalk churn*, neuschott. *sick* 'such', *ilka* 'each', *birk* 'birch', *breeks* 'breeches', *streek* 'stretch', *steek* 'stitch', *theek* 'thatch', *wauk waik* 'watch' u. s. w. sind durch Rückkehr des engl. *ć* zu *k* zu erklären (urengl. *ćiriće ćist ćirn swylć* u. s. w.). Mit Recht nimmt Morsbach Lit.-Bl. 10, 101 an, dass neuschott. Worte mit Palatalen wie *child teach* als mittelländ. oder südl. Eindringlinge aufzufassen sind. Wie weit der Wandel von *ć* in *k* auch im Mittellande herrscht, ist unklar; eine einheitliche Grenze zwischen *ch-k* gibt es nicht; nach Ellis EEP V muss jedes einzelne Wort für sich betrachtet werden.

4. Im Süden ist *ć* seit dem 10. Jahrh. in der Palatalisierung (*tš*) vorangeschritten. Zunächst ist gewiss *kj tj* für *ć* eingetreten. Schon im AE. begegnen Fälle von *cj* für *tj*, wodurch *tj* als spätere Aussprache für *ć* erwiesen wird. Dafür hat Sweet Cur.-Past. 487 *orcȝeard* (ne. *orchard*) statt *ort-ȝeard* (auch Tib. A 3 Fol. 67b *orcyrd*) hervorgezogen; vgl. noch ae. *Muncȝiu* (Wulfstan ed. Napier p. 152) für *Muntȝuw* 'Montem Jovis'; ae. *cræfća* für *cræftȝa cræftiȝa*, *plæće* für *platea*. Wie in diesen Fällen die Aussprache als *tj* etymologisch feststeht, kann auch Platts Deutung von ae. *feććan* aus *fetian* (Angl. 6, 177) als Beweis dafür dienen, dass *ć* schon in spät ae. Zeit zu *tj* vorgeschritten war. Wie lange diese Aussprache bestanden, ist schwer zu ermitteln. Wenn Wallis in seiner Engl. Gramm. ([4]1674) für *orchard riches chew* u. s. w. *ch* = *ty* fordert, so dürfte das auf Ziererei beruhen. Wenigstens muss die Aussprache *tš* für me. *ch* früh gegolten haben; das lehren ne. *etch*

neben *eddish* 'Grummet' aus ae. *edisć;* me. ne. *french* für ae. *frenćisć* 'französisch' Angl. 8. 313 und ten Brink § 113; ne. *dutch* für *dudesch;* me. *worchip fren(d)chip(e) lordchip(e)* für *wurþscipe frēondscipe hlāfordscipe.* Also me. *ch* kann aus *t* + *sh*, *ć* + *sh* entspringen. Gegen Wallis spricht noch, dass kein älterer Grammatiker *ty* als Aussprache für *ch tch* angibt.

§ 66. Germ. *sk* hatte anlautend im AE. durchaus palatalen Guttural, der durch den hellen *s*-Laut hervorgerufen ist; im AE. allitterieren alle *sk*-Anlaute, einerlei ob helle oder dunkle Vokale oder Konsonanten folgen, z. B. *scīnan : scūr : scada : scrūd;* hieraus allein würde noch nicht folgen, dass *sc* nur éinen Lautwert hatte; denn ae. *c* und *g* haben je zwei Lautwerte, die promiscue in der Allitteration auftreten. Aber die Gleichmässigkeit der Entwicklung aller ae. Anlauts-*sc* zu me. *sch* deutet auf einen einheitlichen palatalen Grundlaut *sć*. Dazu kommt das Auftreten eines häufigen Palatalzeichen *ę* vor *ǒ* wie vor *a;* vgl. ae. *sćęóh* (got. *skōhs*) = me. *schǫ*, *sćęóp* 'Sänger' aus **skop*, *sćęort* 'kurz' aus **skorta-* (lat. *excurtus* oben S. 310); auch *sćęáþ* (für **skǣþ* aus **skaiþi*) me. *schęþe*.

Die Entstehungszeit dieser Palatalisierung fällt vor die Übernahme von lat. *scola*, das nicht palatalisiert (ae. *scōl* me. *scǫle*) — offenbar ist seine Entlehnung jünger als die von *scrinium* me. *shrīne*, *scurtus* (*excurtus*) me. *schort* — anderseits auch vor die Übernahme der nord. Entlehnungen ins Engl.; denn wie oben S. 791 gezeigt ist, bewahren an. *ský skinn skor* (ne. *sky skin scor*) im Engl. den Anlaut *sk* uneingeschränkt. Darnach ist der Übergang von germ. *sk* in *sć* in die vorlitterarische Periode des Engl. zu verlegen und wir gehen nicht fehl, wenn wir ihn gleichzeitig mit der Entstehung von *ć* aus *k* datieren.

Um 1200, als *scārn* (me. *scǫrn*) aus afrz. *escarn* übernommen war, war der Prozess der Palatalisierung abgeschlossen; vgl. noch pikard. *sk* in me. *scarlet scars* (ten Brink § 119 εζ). Unklar ist *sk* in me. *skateren*, das vielleicht mit Orms *tǫskeȝȝred* zusammenhängt.

Im 12. Jahrh. dürfte der Lautwert *ś* (graphisch als *sch sh* dargestellt) durchgedrungen sein; fortan herrschen *ship shęld sharp*. Jungen Ursprungs ist anlautendes *ś* im ME. in *shǫ* (*ssǫ*) *shę* 'sie' aus ae. *sēo* (mit Accentverschiebung zu *sęǫ*); im Laud Msc. der Chro. *scæ*.

In ae. *Scottas* me. *Scottes* ne. *Scotland* dürfte das Unterbleiben der Palatalisierung als nordisch anzusehen sein; im Schott. selbst und im Nordengl. scheinen *sch* wie sonst überall zu herrschen.

Im Mkent. des Ayenb. herrscht *ss* graphisch für *sch*, z. B. *ssęp* für *schęp*, *ssip* für *schip*, *ssrīve* für *schrīve;* ebenso inlautend *fisses* für *fisches*. Auch Rob.-Glouc. hat *ss* für *sch*, z. B. in *viss fless* u. a., sowie in *ssęp ssip* u. a.

Im In- und Auslaut ist Palatalisierung möglich: ae. *sć* me. *sch;* aber im ME. gilt nach ten Brink Chaucer-Gr. § 112 *śś*, »da man bei der Vereinfachung des ursprüngl. zusammengesetzten Lautes die anfängliche Zeitdauer beibehielt; die Länge wird bei Chaucer durch *ssh* (*ssch*) ausgedrückt: *wasshen thresshen flessh fissh*«. Diese Dehnung wird zumal bestätigt durch die kent. Schreibung *ssss*: Ayenb. *esssse* 'Asche'. Die helle, stark palatale Natur des me. *ś*-Lautes äussert sich in einem *ś*-Umlaut, wie in nhd. rhein. *æś(e) flæś(e) tæś* für *flasche asche tasche;* daher Ayenb. Rob.-Glouc. *esse* (= *ęśe*) '*āsclan*, me. *asken aschen*' (häufig geschrieben *aischen*), Schoreh. *esche* (anderwärts *aische*) für *asche* ne. *ash*, Ayenb. *wessen* für *waschen;* auch *flesche* für *flasche*.

In- und auslautend findet sich Palatalisierung unter denselben Bedingungen wie bei *c;* früh geschwundenes *i* (Grdf. *flaiski* Angl. Anz. 5, 85) führte zu ae. *flǣsć* me. *flēsch;* ae. *ǣsće* 'Frage' aus Grdf. **aiskjōn;* ae. *hnesće* me. *nessche* aus Grdf. **hnaski*. Im Auslaut nach hellen Vokalen gilt *sć*: me. *fresch eng-*

lisch fisch disch. — Für *ś* (*sch*) ist im ME. *s* eingetreten in *wiste* 'wünschte zu *wisshen* und in *bispes bispriche* für *bissch(e)pes bisch(e)p-riche.*

Im Inlaut haben je nach dem folgenden Laut ursprünglich Schwankungen bestanden; Orrm hat *mennissh* aber *mennissc-nesse -leȝȝc* und *mennisske; fisskes* ae. *fiscas* zu **fissh; lesske* ae. *léosca.* Offenbar wurde inlautendes *sk* keineswegs immer zu *ś*; bei dunkler Umgebung bleibt *sk* — für diesen Fall gilt ae. häufig Metathese zu *x* — z. B. in *asken* aus *áscian,* aber auch in diesem Falle, wo stets dunkle Umgebung galt, zeigt sich *ś*: *aschen aischen essen* (Ayenb. *ǫxl*); ae. *asce* obl. *ascan axan* ist me. *asche esche* und *aske axe;* westgerm. *biskop* 'Bischof' ist bei Orrm regulär *bisskopp,* aber me. *bisshop* aus ae. *bisćeop* beruht auf Anlehnung an *sćeop.* Vereinzelt bleiben, wie die eben vorgeführten Fälle zeigen, die ae. *x* für *sk* bis in die me. Zeit hinein.

Im Schott. gelten *inglis(s), scotis(s)* für *-ish* ae. *-isc;* ferner *sal* für *shall* mit der enklitischen Form *'se,* z. B. *J 'se, he 's = J, he shall* (Panning S. 47).

Der neuere *ž*-Laut kommt bis zum 17. Jahrh. (Ellis EEP 606) im Engl. überhaupt nicht vor, da z. B. im 16. Jahrh. *mĕzür plĕzür trĕzür* (z. B. durch Bullokar) als Aussprache von *measure pleasure treasure* feststeht. Dem entsprechend kennt das 16. Jahrh. auch in Worten wie *assurance sure sugar* den *ś*-Laut noch nicht vor eigtl. *ü,* ebensowenig im Suffix *-tion* (*motion salvation*) Sweet § 915. 916; doch besteht *ś* in *fashion* me. *fasion.*

Die graphische Darstellung des *ś*-Lautes im ME. ist *sch*; das schon von Orrm konsequent gebrauchte *sh* wird erst um 1500 allgemein üblich (Ellis EEP 578). Schon im 16. Jahrh. gilt die Schreibung *school scholar* für me. *scǫle scoler.* In *schedule* sprach Daines 1640 den *ś*-Laut, in *schisme* aber *s.*

§ 67. Für das urgerm. *γ* (aus idg. *k kh gh* oben p. 320) erheben sich zunächst schon Schwierigkeiten, ob innerhalb der westgerm. Dialektkontinuität für die tönende gutturale Spirans *γ* nicht etwa schon in irgend welcher Stellung der gutturale tönende Verschlusslaut *g* eingetreten ist. Im allgemeinen gilt unbedingt bis etwa 1000 n. Chr. die Spirans; vor allem im Wortanlaut, wo die Allitteration von *γ* mit echtem *j* (*Jerusalem : γǫ́ld γúþ γǫnγan; ȝeoγoþ* = ahd. *jugund : γód*) als beweisend gilt. Also urengl. angls. *γód, γód, γán.*

Auch intervokalisch herrscht gleichzeitig die tönende Spirans, also urengl. angls. *daγas maγon búγan bōγa* 'Bogen', *bóγas* 'Zweige', *draγan* 'ziehen', ebenso nach Konsonanten, also *beorγan* 'bergen', *ábolγen* 'erzürnt', *folγaþ* 'er folgt'. Fraglich kann nur sein, ob in der Verbindung *ŋg* Spirans oder Verschlusslaut urengl. ist: also urengl. angls. *γǫ́nγan* oder *γǫngan? ȝeonγ* oder *ȝeong* 'jung'? Für das Angls. scheint im allgemeinen Spirans wahrscheinlich; denn in dieser Periode findet sich eine Möglichkeit Spirans und Verschlusslaut graphisch zu scheiden, und das Zeichen des Verschlusslauts *cg* (ten Brink Angl. I 517) findet sich kaum vor 1000 in *γongan geong leng.* Beachtenswert ist anderseits, dass dem ahd. *honang pfenning botaming* im AE. *huneg penig bodig* entspricht; so besteht auch ae. *pending* neben *penig, weorþig* neben *wyrþing.* Und dieser von Cosijn Aws. Gr. II, 5 erkannte Nasalverlust dürfte eher auf *-ŋγ-* als auf *ŋg* deuten. Anderseits begegnen um 1000 zahlreiche Schreibungen wie *encgel cyncg hrincg* (z. B. Wright[2] 152 ff.); und dadurch wird wahrscheinlich, dass *γ* nach *ŋ* etwa im 10. Jahrh. zum Verschlusslaut geworden ist. Speziell für den altkent. Dialekt steht Verschlusslaut fest durch Schreibungen wie *þinc anbidinc leccinc wordlunc* etc. (Zupitza ZfdA 21, 13). — Sonst ist der Verschlusslaut in der Gemination sicher, was durch die häufige Schreibung *cg* erwiesen wird (*docge* 'Hund', *flocgian* 'emicare' Germ. 23, 398, 399); in Betracht kommen etwa *frogga* 'Frosch', *clugge* 'Glocke', *earwigge* 'Ohrwurm' sowie aus me. Zeit die me. *snagge hogge twig* sowie *waggen shoggen toggen diggen* (in me. *beggen* aus ae. *bedecian* liegt Angleichung von *d + c* zu *gg* vor).

Im allgemeinen ist also von westgerm. urengl. *γ* auszugehen. Wie urengl. **k* erfährt es Palatalisierung, wodurch eine helle Spirans *ʒ* entsteht. In angls. Zeit sind die beiden Spiranten *γ* und *ʒ* durch éin und dasselbe *g*-Zeichen ausgedrückt; aber dass schon in urengl. Zeit *γ* zu *ʒ* gewandelt ist, dafür erhebt sich das Runenkreuz von Ruthwell (Sievers Angl. I, 575) als frühestes Zeugnis. Die Inschrift verwendet die alte *g*-Rune ᚷ *(gifu)* nur für die palatale Spirans (Präfix *ʒi* = got. *ga*, Suffix *iʒ* = got. *-ags -igs*, ferner in *ʒeredæ ʒædre aleʒdun)*, ein daraus differenziertes Zeichen ᛤ *(gár)* für die gutturale Spirans *(γod búγan biγoten γalγu hnáγ ʒistiγa sorγum)*. Innerhalb des AE. gilt ein und dasselbe *g*-Zeichen für gutturale und palatale Spirans *(dæg-dagas, mæg-magon* u. s. w.); nur selten finden sich Ansätze für die gutturale Spirans im Inlaut *gh* zu verwenden wie z. B. in dem von Wheloc herausgegebenen ags. Beda (Beispiele PBB 9, 224); späterhin verwendet Orrm konsequent ein *h (ʒh)* um den spirantischen Charakter der *ʒ*-Laute anzudeuten. Der Unterschied von Guttural und Palatal wird graphisch konsequent erst wieder im 12. Jahrh. durchgeführt, nachdem für die gutturale Spirans im Anlaut der Verschlusslaut *g* herrschend geworden war.

Die Veränderungen, welchen die urengl. *γ* und *ʒ* in den litterarischen Perioden ausgesetzt gewesen sind, sind die folgenden.

Die Spirans *γ* geht nach langer (natürlich dunkler) Silbe in tonloses *χ* über, z. B. *burg* < *burχ*, *ʒinóγ* < *ʒenóχ*, *bóγ* < *bóχ* (die ältesten Texte zeigen nur das alte *g*, Dieter § 46). Die graphische Darstellung dieses *χ* ist ae. *h*, also *burh genóh bóh* (Angl. Anz. 5, 84). *ʒ* wird nicht in derselben Weise tonloses palatales *χ*; ae. *mǽʒ swḗʒ wǽʒ lḗʒ* werden fast nur mit *g*, kaum mit *h* geschrieben. Dafür zeigt *ʒ* früh Vokalisierung zu *ī*, wohl schon im Zeitalter Alfreds; gegenüber dem *briʒdils þiʒnen iʒl siʒdi *ʒiliʒri liʒþ* der ältesten Glossen erscheinen später *brīdels þīnen īl sīþe ʒelīre līþ*, deren *ī* für *ii* = *iʒ* steht; daher *frīnan* (Prt. *frán)* aus *friʒnan; rīnan* (Prt. *rán* Blickl.-Gl.) aus *riʒnan* (Angl. Anz. 5, 85). Häufig erscheint das Adjektivsuffix *iʒ* als *ī*, z. B. in den von Holder Germ. 23, 385 und von Zupitza ZfdA 21, 10 herausgegebenen Glossen *dréorī-, hefī-, horī-, blódī-, wundī-;* auch *hunī-*, desgl. *twentī;* wo im 10.—11. Jahrh. *iʒ* geschrieben wird, liegt stets der Verdacht nahe, es sei *ī* damit gemeint.[1]

Dass auch mit *æʒ* im 10.—11. Jahrh. — mit Vokalisierung des *ʒ* — ein Diphthong *ai* — *ei* gemeint gewesen sein kann, wird durch das dem anord. *Svein skeid* entlehnte ae. *Swegn scægþ* wahrscheinlich; vgl. ae. *Bægware* aus ahd. *Beierâ*. Auch findet sich schon in den Epin. Gl. (Dieter § 46) *grǽi* für urengl. **γrǽʒ*, *bodei* für **bodeʒ*, *popei* für *popeʒ*. Diese frühe vokalische Funktion des *g*-Zeichens macht es auch erklärlich, dass damit auch urgerm. *j* inlautend wiedergegeben wird: *hḗg* 'Heu', *ḗg* 'Insel' sind daher phonetisch wohl schon angls. als *hḗi ḗi* aufzufassen. Für das gesamte ME. hat urengl. *ʒ* intervokalisch nur die Funktion *i: beien* aus *bęʒen*, *eie* aus *ęʒe*, *sie* aus *siʒe*. Orrm schreibt *i* im Diphthong *ʒʒ* (*eʒʒe beʒʒen siʒʒe* aber langsilbig gebraucht); sonst schwankt *i y*, das im ME. herrscht, als Vertreter für urengl. *ʒ*. ME. Belege für postvokalisches *i* aus *ʒ* (ae. geschrieben *g*) sind me. *nail brain wain fair hail maiden saide thein eislich reinen seilen leide fleil* für ae. *nægl brægen wægn fæger hægel mægden sægde þegn egeslīc regnian seglian legde *flegel* (Angl. 9, 264 *fligel)*; me. *ī* aus *ii* für urengl. *iʒ* zeigen me. *īl* 'Igel', *rīnen* 'regnen', *wīler* ae. *wīglere*, *stīrāp* für *stīgráp*, *tīle* ae. *tigele*, *sīthe* ae. *sīgþe*,

[1] *ʒ* schwindet mit Ersatzdehnung vor Konsonanten auf dem westsächs. Gebiet *(sǽde* für *sæʒde, rén wǽn mǽden* für *reʒn wæʒn mæʒden* u. s. w. Diese Formen halten sich me. *(quęne : ręne* G.-Ureis., *sęde* im Reim im Poe.-Mor., K.-Horn, Havel. u. s. w.). sind aber für die Entwicklung der Gemeinsprache irrelevant geblieben.

stîle (ahd. *stîgilla*) 'Stiege', *stîlen* 'labi' (ae. *sîgeltan zu *sîgan*). Es ist wichtig nochmals hervorzuheben, dass diese Vokalisierung, die im ME. graphisch sichtbar wird, chronologisch in die ae. Zeit gehört. [1]

Fragen wir nun nach den Gesetzen für den Übergang von γ in ȝ, so gilt ȝ vor ĕ ĭ im Wortanlaut, also in ae. *ȝîsel ȝifan ȝéldan ȝîfre ȝîtsung ȝimm* (lat. *gemma*); auch im Präfix *ȝi* = ahd. *gi* (= got. *ga-*). Aber vor ă ŏ ŭ ȳ als dunkeln Vokalen beharrt bis zum Schluss der ae. Zeit γ, so in *γǫld γýlden γát γalan ȝeγada;* auch in *γnætt γnornian γléaw γrǽȝ* u. s. w. Im Wortauslaut gilt ein allerdings frühzeitig vokalisiertes ȝ in früh ae. *weȝ dæg mæȝ*, d. h. nach ĕ ǣ ten Brink Angl. 2, 517.

Die palatale Spirans ist also durch die hellen Vokale ĕ ĭ veranlasst; vor æ erscheinen Schwankungen: *γædere : ȝeador*. Intervokalisch tritt ȝ für γ ein vor einem urengl. *i*-Suffix; also z. B. in *drýȝe* aus *drúγi- (PBB 8, 536), *hyȝe* aus *huγi-, *siȝe* aus *siγi-, *ęȝe* aus *aγi-, *heȝe* aus *haγi-, *ryȝe* aus *ruγi-. Im Auslaut einsilbiger Worte tritt postvokalisch ȝ nach æ ĕ ĭ ein, z. B. in *dæȝ* (Pl. *daγas*), *weȝ* (Pl. *weγas*), *léȝ* (aus *lauγi-), *γrǽȝ* 'grau' (aus *γrêγa-); wichtig ist *byrȝ* aus *burγi. Im Suffixauslaut herrscht ȝ in Fällen wie *háliȝ* (aber *hálγa*), *mǫniȝ synniȝ*. Palatale Spirans (statt urgerm. γ) gilt noch in urengl. ae. Worten wie *rēȝn þēȝn sēȝn mæȝden*, sowie in *breȝdan* und in den Präteritis *leȝde sæȝde;* auch in *swēȝer*. Aus dem Gesagten erhellt, dass vielfach γ und ȝ in flektierbaren Worten wechseln mussten: *dæȝ* Pl. *daγas*, Dat. Sg. *byrȝ* Dat. Pl. *burγum*, *peniȝ* Pl. *peniγas*, ebenso verhalten sich *drúγoþ : drýȝe*, desgl. *haγol* = *hæȝel*.

Wir kommen nachher noch einmal hierauf zurück, weil das Angls., das eben nur ein *g*-Zeichen für beide Lautwerte hat, keinen klaren Einblick in diese Dinge gewährt. Soviel ist auf Grund des Ruthwell-Kreuzes sicher, dass auch fürs AE. γ und ȝ neben einander gestanden haben seit urengl. Zeit. Das genauere Alter des Eintrittes von ȝ für γ dürfte durch ae. Worte oder Wortformen wie *léȝ byrȝ swéȝ* sich ergeben, wo ȝ vor einem durch das westgerm. Auslautsgesetz geschwundenen *i* eingetreten ist; Grundformen waren *lauγi(z) burγi(z) swóγi(z)*.

Für ein so hohes Alter der Palatalisierung spricht auch eine allerdings seltenere Palatalisierung des Verschlusslautes *g*, richtiger wohl des geminierten *gg*. Denn die zu behandelnden Erscheinungen zeigen sich nur da, wo im Ahd. *ck* gilt (*ggj* = ahd. *ck*); in ae. *leng* ist palataler Verschlusslaut oder der *dž*-Laut unwahrscheinlich (in *lǫnγ* gilt urengl. ja zudem Spirans, nicht Verschlusslaut). Im AE. herrscht *cg*, womit allerdings auch die Geminata des gutturalen Verschlusslautes bezeichnet wird. Palatales *ǵǵ* erscheint in ae. *brycg mycg hrycg secg licgan lecgan secgan hycgan bycgan* (die Epin.-Gloss. schreiben noch *gg* in *segg mygg*). Dieses urengl. *ǵǵ*, für das im ME. *dž* als Lautwert gilt, ist vorauszusetzen für ae. *mencgean sencgean glencgean*, für *hrincge* (Ep. 410 *hringiæ* ne. Dial. *ringe*), für ne. *swinge* aus ae. *swencgean*, *cringe* aus *crencgean, *twinge* aus *twencgean*, *hinge* aus *hencge; auch für ae. *élenge* me. *élenge* ne. (kent. *ellinge*), für ne. *springe* (= mhd. *sprinke*) aus *sprincge* (ausserdem noch für ne. *twinge* 'Ohrwurm', *to ringe* 'winseln', *to stringe* u. s. w.). Über das *dž* von roman. Lehnworten vgl. ten Brink § 114 β. Unklar ist der Ursprung des *dž* in me. *hûge* ne. *huge* 'riesig' und *badge* 'Merkzeichen'. Innerhalb des AE. beweisst die Schreibung *-cgea* für *-gga* den palatalen Verschlusslaut; die ältesten Glossen schreiben in diesen Fällen *-gia* (Epin.-Gloss.

[1] Auch ae. Schreibungen wie *byrig áwyrigan fyligde bebyrigde* zeigen *ig* für *i*, desgl. Infinitive wie *sealfigan*. Als Beweis können die von Sievers PBB 12, 484 zugezogenen skand. Namen, mit nominativischen *i* gelten: *Tofig Tokig Tostig Ranig;* ihr *ig* für *i* ist Substitution für *i*, da das jüngere Ae. kein *i* im Auslaut kannte.

mengian githingio). An Stelle von *ġġ* scheint die jüngere *dž*-Aussprache bald nach 900 eingetreten zu sein. Spätere ae. Glossen haben ein dem ahd. *mittigarni* gleiches **mid-ȝern* (Napier verweist mich auf das *midirnan* Lorica-Gloss. 26) als *micgern;* wodurch *dȝ* = *cg* erwiesen wird. Mit um so grösserer Sicherheit ist die Aussprache *dž* fürs späte AE. anzunehmen, als nach S. 839 auch die Aussprache *tš* für *ćć* schon damals geherrscht haben muss. Allerdings ist der Norden Englands sowie Schottland nicht zur Aussprache *dž* vorgedrungen; dort herrscht bis heute die *gg*-Aussprache *brig* 'Brücke', *rig* 'Rücken', *seg* 'Schilf' für *bridge ridge sedge* (die Formen mit *g* reichen südlich bis Lincolnshire).

Auch im Süden wird in me. Zeit die lautgesetzliche Entwicklung des *ġġ* < *dž* durchkreuzt, indem in Formensystemen, die Wechsel von *ġġ* und ȝ zeigten, ȝ massgebend wurde: schon in Gen.-Exod. gelten *seien leien lien bien* für ae. *secgan lecgan licgan bycgan* im Anschluss an *leȝþ liȝþ byȝþ* Murray Phil.-Soc. 1882—4 S. 249 und dies sind die massgebenden me. Formen (doch mkent. *ziġġen* = me. *seien).*

In der Entwicklung der germ. Gutturale innerhalb des Engl. liegt die Hauptschwierigkeit in dem Mangel an alter graphischer Differenzierung. Das Angls. kennt nur ein *g*-Zeichen, das die Lautwerte *g* — *γ* — *ġ* — ȝ hat. Innerhalb des ME. hat das herrschende *g*-Zeichen den Wert des Verschlusslautes *g* und des palatalen Quetschlautes *dž.* Es finden sich jedoch um 1200 Ansätze für den *dž*-Laut ein eigenes Zeichen zu entwickeln, wie wir seit Napiers instruktiver Entdeckung Acad. 1890, I, 188 wissen: Orrm hat für den *dž*-Laut ein eigenes *g*-Zeichen in *eġġe biġġen leġġen seġġen* u. a. (aus ae. *ecg bycgan lecgan secgan).* Damit ist ein wichtiges Kriterium für die Unterscheidung des Lautwertes des sonst üblichen *g* gegeben. Wie Napier a. a. O. erkannt hat, wird durch Orrms Schreibung für ae. *engel* (aus *anyil)* der *dž*-Laut ausgeschlossen; offenbar galt in synkopierten Formen wie ae. *engla englisc lengra* nur gutturaler Laut. Es scheint, dass *eng* palatale Färbung nur gehabt hat, wenn ein Dental folgte, also in ae. *lengten lengþe strengþe mengde swengde;* in solchen Fällen zeugt die im ME. durch die Schreibung *ein (leinten leinthe streinthe meinde sweinde)* bezeugte Mouillierung für ältere Palatalisierung von germ. *γ* zu ȝ.

Im ME. steht der gutturale Verschlusslaut *g* (und setzt fürs AE. gutturale, nicht palatale Spirans voraus) vor allen dunkeln Vokalen (also in *gǭd gǭd game* u. s. w.). Dazu gehört auch urengl. ags. *y̆*, sofern es Umlaut von urgerm. *ŭ* ist (me. *girden* 'gürten', *gilden* 'vergolden', *gilte* 'Sünde', *girl* 'Knabe, Mädchen', *gilte* 'Sau', *gīdi* 'besessen' aus westgerm. **yurdjan yuldin yult-i yurwil yultja yudiy* (zu 'Gott'); sowie ae. me. *ę̄* als *i*-Umlaut von *ō* aus *ǣ* (me. *gęs* 'Gänse' ags. *yǣs* aus **yonsi).* Wenn für ags. *gongan* nordengl. (ae.) *iongan* (me.) *ȝongen* erscheint, so dürfte die darin steckende palatale Spirans ȝ irgendwie sekundär entstanden sein. Schliesslich steht der Verschlusslaut *g* anlautend noch vor Konsonanten wie in me. *grę̄ne glōwen glad glīden* u. s. w.). Innerhalb der Ablautsreihen ist die gesetzliche Entwicklung mehrfach durch Ausgleichung zerstört. Orrm hat noch *ȝélden* Prtc. *gǭlden,* wie es auch urengl. angls. *ȝélden yǭlden, ȝéotan yoten, ȝelpan yolpen, ȝellan yollen* gelautet haben muss; aber me. herrschen *ȝélden iȝǭlden* einerseits und *biginnen bigunnen* anderseits (mit dem Guttural des Prt. *began begunnen).* — Wenn im ME. Verba wie *geten given* oder auch Nomina wie *gest,* die im AE. doch wohl nur palatalen Anlaut gehabt haben können, gutturalen Anlaut annehmen, so dürfte nach Angl. Anz. 5, 83 wahrscheinlich skandin. Einfluss darin zu suchen sein (oben S. 791). — Das Anlauts ȝ von me. *ȝunc* (= ae. *inc)* beruht auf Einfluss von Seiten der me. Pluralformen *ȝé ȝú ȝou.*

Während anlautendes γ früh zum Verschlusslaut wird, hält sich γ inlautend wohl bis 1250. Nur in éinem Falle tritt vielleicht seit 1000 ʒ für γ ein, nämlich wenn alte dunkle Lautumgebung gesetzlich hell wird oder ein palataler Vokal den γ-Laut affiziert. Angls. γ (nicht ʒ) hat nach dem Ruthwellkreuz in *stiya(n)* gegolten und dazu stimmt Orrms Schreibung *stiʒhen;* Orrms Schreibung *ęʒhe* 'Auge', *dręʒhen* 'dulden', *hęʒhen* 'preisen', *niʒhen* 'neun', *hiʒhen* 'eilen', *diʒhel* 'dunkel', *rĕʒhel* 'Regel' sowie *wïteʒhunge* 'Prophezeiung', *dillʒhen* 'tilgen', *sinnʒhen* 'sündigen' weisen auf γ (nicht ʒ) in ae. *éage dréogan nigon hígian dígol regol witegian dilgian syngian.*

Sonst zeigt das 13. Jahrh. noch zahlreiche auf ae. γ zurückgehende ʒ wie in *lęʒe* 'Lauge', *dęʒe* Farbe', *męʒe* 'Tante', *flęʒe* 'Fliege', *wiʒe* 'Krieger'. Im Poe.-Mor. weisen die Caesurworte *weʒes wĕʒen trĕʒe* auf ae. *wĕyas wĕyan trĕya;* ae. γ setzen die ebenda auftretenden Reimworte *tséʒe hęʒe tęʒe lęʒen dręʒen;* ae. *wréyan* mit γ folgt aus Orrms *wręʒhen* = Poe.-Mor. *wręʒe.* Wo urengl. früh angls. der Lautwert ʒ gegolten hat, zeigen Poe.-Mor. und Orrm *i* im Diphthong. Dieses neue fürs 12.—13. Jahrh. geltende ʒ geht nachher, nachdem der Wandel von dunklem γ in *w* bereits vollzogen, ebenso in *i* über wie jenes ältere ʒ; auffällig sind einige wenige *w* wie in *plewe* neben *pleie* aus *pleʒe* ae. *pleya, belwes* zu *belt* ae. *belʒ, wilwe* aus ae. *wilye, herwen* aus ae. *herʒian?* Es bleiben hier noch viele Fragen zu lösen. Auf Grund von Texten des 12.—13. Jahrhs., welche hier allein Aufschluss geben können, sind ae. *ʒewliteyod forscyldeyod* oder *byseyost weleyost* vorauszusetzen; auf ae. *peniyas* weist mkent. *panewes.* Es ergibt sich nach alledem fürs AE. die Regel, dass das germ. γ intervokalisch nach hellem Vokal aber vor dunklem Vokal γ bleibt (also *wĕʒ*, aber Pl. *wĕyas),* dass dieses γ aber zwischen 1100—1300 als palatale Spirans erscheint *(weʒes),* um erst später in den *i*-Vokal überzugehen. Es ergibt sich hiernach fürs AE. die Regel, dass germ. γ nach hellem Vokal zu ʒ wird, es sei denn, dass ein dunkler Vokal folgt; wann aus *éayan* < *éʒan,* aus *fléoyan* < *fléʒan,* aus *stíyan stíʒan* wurde, ist nicht konstatiert; jedenfalls erst nachdem das alte ʒ längst vokalisiert war.

Ebenso lange hält sich dunkles γ, das um 1250—1350 zu *w* — *u* wird: *boya* < *bǫ́we, bóyas* < *bǫ́wes, drâyan* < *drawen, áyen* < *ǫ́wen* u. s. w. Auch nach Konsonanten *folwen borwen galwe sorwe morwe* aus ae. *folyian boryian gealya sory-e moryen.* Für das frühe ME. steht der γ-Laut noch in zahlreichen Texten fest, aber seine graphische Darstellung wechselt zwischen ʒ (Laʒam. *laʒe fuʒel draʒen) h (útlahe muhen drahen sorhen marhe* Hal.-Meid. PBB 1, 236 für ae. *útlaga mugan dragan sorgian morgen)* und *ʒh* (Orrm *âʒhe lâʒhe lôʒhe âʒhen wâʒhe þrâʒhe* u. s. w.). Dabei verdient Hervorhebung, dass Orrms *ʒh* gutturale und palatale Spirans zusammenwirft (einerseits *âʒhe inóʒhe búʒhen* u. s. w., anderseits *ęʒhe léʒhen fléʒhen).* (Im 12. Jahrh. gelegentlich *ch* geschrieben, z. B. Laud Msc. der Chronik *halechen folcheden* für ae. *hályan folyedon).* — Im Norden und im Südosten hält sich γ länger als im Mittellande: Hamp. hat *gh,* Ayenb. aber ʒ dafür.

§ 68. Der nächste wichtige Schritt in der Entwicklung des urengl. γ in England ist die Verschiebung zum gutturalen Verschlusslaut *g* im Wortanlaut: urengl. ae. *yód yód ylæd yrówan* = me. *god gód glad grówen.* Es herrscht durch die me. ne. Zeit dafür das *g*-Zeichen. Die frz. Schreibung mit *gu (guess guest guilt* wie auch *tongue)* stammt aus dem 15. Jahrh., die italianisierende Schreibung mit *gh (aghast ghastly ghost)* aus dem 16. Jahrh. Der Eintritt des Verschlusslauts *g* für γ im Wortanlaut ist noch nicht genau datiert. Vielleicht gibt folgende Erwägung einen chronologischen Anhalt. Während in ae. Zeit γ und ʒ in der Alliterationspoesie (ten Brink Angl. 1, 520) beliebig mit einander gebunden werden, vermissen wir solche Bindungen fast ganz in den

letzten Ausläufern der angls. Dichtung wie im Gedicht von Byrhtnoðs Tod[1] und in der von Lumby EETS 65 herausgegebenen metrischen Übersetzung '*be dómes dæge*'. Dann wäre etwa um 1000 bereits *γ* zu *g* verschoben worden. Erst durch das 12. Jahrh. tritt dieser Lautwandel graphisch in die Erscheinung, als statt des éinen angls. *g*-Zeichens jetzt zwei üblich werden. Während für die angls. palatale Spirans ʒ (Lautwert = jod) das alte Zeichen ʒ fortgeführt wird, stellt sich für den gutturalen Verschlusslaut ein neues *g*-Zeichen, das sog. fränkische *g*: einigermassen konsequent wird *g* und ʒ in dem EStud 8, 475 abgedruckten Texte (aus Vespas. D 14) unterschieden, ebenso in den bei Wright[2] 536 gedruckten Worcester Glossen. Reichliches Handschriftenmaterial hat unter diesem Gesichtspunkt neuestens Napier Acad. 1890 Januar untersucht und dadurch die Entstehung der me. Gutturale beleuchtet. Auf Grund seiner Mitteilungen lassen sich jetzt die ae. Verhältnisse auch besser beurteilen: während einfacher (ungeminierter) Guttural und Palatal im Angls. durch éin *g*-Zeichen wiedergegeben werden, ist mit den im 12. Jahrh. auftretenden Schreiberregeln eine Unterscheidung von ae. *γ* und ʒ ermöglicht; fortan werden Guttural und Palatal graphisch meist geschieden. Dabei zeigen sich allerdings zunächst neue Wirrungen. Das fränk. *g*-Zeichen gilt (z. B. in Vespas. D 14) für den gutturalen Verschlusslaut und die gutturale Spirans: *gad gýlden grêted* aber auch *hálge fugel bóges;* anderseits *ʒenam sæʒd mæiʒ dæiʒ*. Wichtig ist nun, dass *onginnan togædere* u. a. mit dem fränk. *g*-Zeichen auftreten. Mit einem Worte: erst von me. Standpunkt aus (etwa seit dem 12. Jahrh.) lässt sich erkennen, wann im Urengl. und Angls. gutturale oder palatale Spirans anzunehmen ist; denn ausser dem Ruthwellkreuze gibt es im AE. nur éin Zeichen für beide Laute. —

Gleichzeitig mit dem Übergang von *γ* in *w* vollzieht sich der Wandel der zwischen 1100—1350 bestehenden jüngeren ʒ zu *i*: *eie* aus *ę̄ʒe* ae. *éaye*, *deien* 'färben' aus *dę̄ʒen* ae. *déayian*, *heie* 'hoch' aus *hę̄ʒe* ae. *héaye*. Me. *ī* hat dieses jüngere ʒ aufgesogen in *nīne* 'neun' (ae. *niyon neoyon*), *stīen* (ae. *stīyan*), auch in *flīen flīe drīe līen* ae. *fléoyan fléoye dréoyan léoyan*.

Doch gibt es isolierte Fälle, in denen das ME. hier *w* zeigt: *panewes* 'Pfennige' aus *peneyas;* me. *belwes* neben *belies;* me. *wilwe* (ne.) *willow* aus ae. *wilye;* am auffälligsten ist *w* für ein aus germ. *j* hervorgegangenes *γ* in me. *herwen herwing* aus ae. (for)*herʒian* (for)*herʒung*; as. *wrógian* ae. *wrégan* weisen auf urengl. ʒ, aber Orrms *wręʒhen* zeigt die Lautentwicklung von urengl. ae. *γ* ähnlich wie me. *herwen*.

In me. Zeit vollzieht sich mit germ. *γ* = ae. ʒ (palatale Spirans) noch ein jüngerer Wandel: ae. ʒ verklingt vor *i* ebenso wie ein germ. *j*: ae. *ʒitsung* me. *issinge*, ae. *ʒiferness* me. *ivernesse;* ae. *ʒifan* me. *iven*, ae. *ʒift* me. *ift;* ae. *ʒimstán* (lat. *gemma*) me. *imstǫn;* ae. *ʒipeswić* me. *Jpeswich*, ae. *ʒifelćeaster* me. *Ilchester* (Sarrazin EStud. 8, 65).

Ein letzter Prozess betrifft vortoniges und in unbetonter Silbe stehendes *tš*, das nach Art des Vernerschen Gesetzes zu *dž* erweicht wird; der Wandel tritt mit dem 15. Jahrh. auf: me. *knǫulēche* spät me. *knoulęge;* me. *pertriche* früh ne. *partridge;* me. *galǭ·che* spät me. *galaǵe;* ne. *smallage* zu *ache* 'apium' sowie *cartridge* neben *cartouche;* ne. *Burbaǵe Doveridge* aus *Burhbēć Doferić*? Vor dem Tonvokal ist *ǵ* für *ch* eingetreten in früh ne. *ajar* aus *onchar* (cf. NE. Dict. s. *ajar*); auch in spätme. *jaw* = *chaw* und *jawbone* aus me. *chaulbǫne* (ae. *ćeáfl* as. *kâflos* = ne. *jole* 'Wange') Skeat Principles I § 327. Auffällig

[1] Gutturales *g* allitteriert 19 ×, palatales 3 × auf sich selbst; wertvoll ist 32, wo *forʒyldan* — weil palatal — nicht mit allitteriert. Nur v. 100 fügt sich nicht ohne weiteres unter unsere Annahme.

sind ne. *cabage* neben *cabische* und *sausage* neben frz. *saucisse*; unerklärt ist der Übergang von me. *everich* (*everilk*) zu *every* (15. Jahrh.).

§ 69. Für das aus vorgerm. *k* (*kh*) enstandene germ. *h* galt vor der Loslösung des Engl. aus dem westgerm. Verbande fast durchweg die Lautung eines Spiritus asper. Diese behält es bis heute z. B. im Anlaut von ne. *have hold hard high* = got. *haban haldan hardus hauhs* u. s. w. Am frühesten schwindet *h* nach Konsonanten in der Kompositionsfuge; ae *þúsund* aus **þús-hund* (oben S. 406), *heardra* aus *heard-hara, lícuma* (Cur.-Past.) neben *líc-homa*. Texte des 8. Jahrh. haben intervokalisch noch einige *h*, die später verklingen: Epin.-Gloss. *swehur fihilæ tóhæ*, dafür später mit Kontraktion *swéor fíl-féol tó;* vgl. ae. *éa þwéan tá* = ahd. *aha dwahan zêha*. Im 9. Jahrh. schwindet inlautendes *h* nach *r* und *l* mit Hinterlassung von Dehnung vgl. ae. *fíras* für **firh(j)os, méaras* für **marhos, mýre* für **marhjæ;* hierher auch ae. *ífig* aus **íf-hig* = ahd. *ëba-hewi* sowie die Eigennamen auf älteres *-here -heri:* ae. *Aelfere Waldere Ohtere Gúdere Wulfere*, woneben freilich *-here*-Formen zu belegen sind; Verlust von *h* zeigen in derselben Weise Eigennamen auf *-helm* wie *Ealdelm Aelfelm Aeþelm*. Sonst beachte *néawist* für *néah-wist, léne* as. *lêhni* und Sievers PBB 9, 227. Assimilierung zeigen ae. *héanne* aus *héahne*, me. *herre* aus *héhra* 'höher', me. *nerre* aus *nęhra*. Im späteren Verlauf der engl. Sprachgeschichte finden sich weitere Fälle vom Verklingen des Spiritus asper in der Kompositionsfuge z. B. *mildernisse* für *mildhertnisse, likam(e)* ae. *líchoma;* hierher me. *mirthe* aus früh me. *mirhþe* ae. *myrhþ*.

Die enklitisch einem Verb angefügten Pronominalformen *hit* und *him* verlieren häufig ihr *h;* z. B. in Gen.-Exod. begegnen *heldim wexem madim kiddit* für *held him, wex him, made him, kidde hit*. Sweet HoES[2] § 724 erklärt auf diese Weise me. ne. *it* als Vertreter für ae. *hit* (Orrm schon *itt*).

Mit der me. Zeit und den Anfängen der Schriftsprache tritt im übrigen keine Änderung bezüglich des *h* ein. Im 16. Jahrh. ist *h* stumm im Anlaut einiger lat.-frz. Lehnworte, in denen Bullokar ein eigenes Zeichen (z. B. *ȯnor* für den Spiritus lenis einführt. Stummes frz. *h* bezeugen die phonetischen Autoritäten des 16. Jahrhs. übereinstimmend für *honor honest, habit habitation, hability, heir inherit, exhort exhortation, herb, heretic-heresy, host, hoste, hostice, exhibition, hour, horrible, hospitality, hypocrit, humble, hyssop* (gesprochen *ĕizop*). Auch im ME. sind Schreibungen wie *abit eir ǫst* ohne *h* ganz gewöhnlich, wenn auch sonst die Schreibung mit *h* überwiegt. Schwankungen sind im 16. Jahrh. unbekannt; aber Gill 1621 und Buttler 1633 bezeugen für den Anfang des 17. Jahrhs artikuliertes *h* in *habitation, horror, humanity, humbleness* oder *horrible, hospital, humility*[1]. Stumm ist im 16. Jahrh. (nach Bullokar) *h* in *vehement*. Die gleiche Zeit schreibt häufig stummes *h* in *habundant*.

Dialektisch verstummt *h* im Süden schon in der ags. Zeit vgl. Cur.-Past. und Indic.-Monast. *abban* für *habban;* in der me. Zeit erstreckt es sich nördlich. Zahlreiche Belege Angl. Anz. 7, 45 sowie Mätzner Wb. II, 383. Häufig ist me. *atǫm* für *at hǫm* ae. *æt hám*.

Die urgerm. Anlaute *hl hr hn hw* allitterieren in der ae. Poesie mit *h*, dem Vokale folgen: *hláford: hám: hræfn* können durch die ganze ae. Periode allitterieren; doch scheinen jüngere Gedichte nur *h* + Vokal mit sich zu binden, *hl* mit *hl, hr* mit *hr;* so zeigen Judith und Byrhtnođ in viel geringerem

[1] Wenn *h* später in vielen der oben angeführten Worte artikuliert wird, so kann dafür nur die etymologisierende Schreibung verantwortlich gemacht werden; ebenso dürfte die Aussprache von *author* als *ââr* (gegenüber dem § 70 erwähnten *autr* u. a. auf Einfluss der Lautsymbole auf die Aussprache beruhen — ein Gesichtspunkt, der für die Entstehung sowohl der modernen Aussprache wie der modernen Orthographie zu beachten ist. Wir nehmen oben darauf nicht weiter Rücksicht, weil unsere Lautgeschichte mit dem 16. Jahrh. abschliesst.

Umfange als z. B. Andreas Allitterationen wie *hláford: hám, hláford: hræfn*. Wahrscheinlich beginnt das in der 1. Hälfte des 14. Jahrhs. vollzogene Verklingen von anlautendem *h* vor *r l* und *n* schon um 1000. Am frühesten vor *n:* spät ags. *hnacod* für *nacod* ags. Leseb. S. 73 Angl. 3, 108 (Indic.-Mon. *léor láf rægel* für *hléor hláf*) deutet auf frühes Verklingen durch die verkehrte Schreibung. Im Norden verklingt *h* eher als im Süden. Orrm hat *láf láwe nésshe* neben sporadischen *lhúde rhóf* (ae. *hláf hláw hnesce*). Das jüngste Denkmal, das in grossem Umfange auf die ae. *hl hn* hinweist, ist das kent. Ayenb. mit seinen *lh nh* (aber für ae. *hr-* ist bereits *r-* eingetreten); vgl. Ayenb. *nhessen nhote nhicke* (ae. *hnescan hnutu hnĕcca), lhesten lheapen lheȝȝen lhórd lhévedi lhéne lhóf lhaden lheddre lheuc* (ae. *hlystan hléapan hlehhan hláford hlǽfdige hláf hladan hlǽdre *hleowoc)* — aber *reuþe reǵ* für ae. *hréowþ hryǵ*. Im Übrigen gelten gemeinme. *lórd róf note* für ae. *hláford hróf hnutu*.

hw als ae.Anlautsverbindung hat, wie die ae. Allitteration mit anlautendem *ha hl hr hn* zeigt, auch reinen Spiritus asper enthalten; die im ME. NE. dafür herrschende graphische Darstellung *wh* bedeutet keinen Lautwandel; die Theoretiker des 16. Jahrhs. versichern übereinstimmend eine Aussprache *h* + *w*, und diese gilt noch heute teilweise: got. *hweila hwêleiks hweits* = ae. *hwíl hwylć hwít* me. ne. *while which white* u. s. w. Beachte ae. *hwósta* gegen ahd. *huosto* für **hwuosto*. Für ae. *hweorfan hwearf* vermutet Rieger ZfdPh 7, 9 Nebenformen *weorfan wearf* auf Grund der angls. Allitteration. In ae. *hú* me. *hou* aus urgerm. *hwō* ist *w* vor *ú* (aus *ó*) geschwunden; die im 12.—13. Jahrh. dafür auftretende Form *hwú* (mein angls. Leseb. S. 72 f.) früh me. *hwú whou* hat das *w* von dem Interrogativum ae. *hwá* me. *whǫ whǫ*. Landschaftlich ist in me. Zeit für *whǫ whǫse* ein *hǫ hǫse* (ne. *who*) eingetreten. In me. *whicche* (spät ae. *hwećća*) aus *hwicche* ist *wi* aus frz. *ü* (afrz. *huche*) zu deuten. — Im Süden ist *h* vor *w* wohl bald nach 1000 verstummt; vgl. Indic.Monast. *wylc* für *hwylc;* Poem.-Mor. (E) *wile weder wet wanne* für *wh-*.

Im Norden Englands und in Schottland gilt dafür anlautendes *qu-* *(quh-)*; für Orrms *whá whí whanne wheþer wheþen while whíle whít* zeigen Gen.-Exod., Erkenw., Perle u. a. *quǫ qui quanne quen, queþer queden quilk quíle quít:* noch *quęle* für *whęl, quelp* für *whelp* u. s. w. Dazu stimmt das Nschott. vgl. noch oben S. 797 sowie Murray Sco. Dial. S. 31. Beachtenswert ist nördl. *hekfer* für *haifare* ae. *héahfore,* wozu vereinzelt *wrikþ likþ* für *wrihþ lihþ*.

Im 16. Jahrh. wird die Schreibung *whole* für me. *hǫl(e)* herrschend; doch bezeugen die Grammatiker fast einstimmig stummes *w* (vgl. ne. *health* me. *hělþe* ae. *hǽlþ*). Für me. *hǫre* 'Hure' tritt gleichzeitig die Schreibung *whore* auf, dessen *w* nur als stumm bezeugt ist. Spenser schreibt *whot* für *hot* 'heiss'.

Germ. *h* hatte in verschiedenen Stellungen nicht den Lautwert des Spiritus asper, sondern mehr gutturale Aussprache. Das gilt vor allem von der westgerm. Gemination *hh*, das die Aussprache *χχ* durch die ae. frühme. Zeit behält; es kommen in Betracht ae. *teohhian cohhettan geneahhe pohha crohha sohha scohhe; j*-Gemination zeigt *hlyhhan* me. (Orrm) *lahhȝhen* 'lachen'; Dehnung vor *r* in ae. *æhher tæhher* PBB 9, 157. 126; jünger ist *hh* in spätae. *nehhebúr* me. *neighebour* aus *néah-gebúr;* früh me. (Hal.-Meidh.) *betuhhen* = ae. (Epin.-Gl.) *bituichn;* ferner aus dem ME. *coughen* 'husten' (ae. *cohhettan*), *sighen* 'seufzen'; *poughe* ae. *pohha; reiȝhe roughe* 'Roche' aus ae. *reohha;* me. *choughe* aus ae. **ceohha (= céo)? neighen* 'nahen' aus **nehhian?* Beachte bei Orrm *nehhȝhen* (anrdhbr. *néhwia*) = me. *neighen;* Orrm *suhhȝhen lahhȝhen*, sowie den Komparativ *lăhhȝhre* zu *láh*, Superlativ *hehhȝhest* zu *hęh*. Es kommen mehrere Schallverba mit Intensivcharakter in Betracht: me. *laughen leighen coughen sughen sighen* ae. *ceahhettan cohhettan*. Vgl. auch Holtzmann AdGr 1, 213.

Die graphische Darstellung dieser Geminata schwankt: ae. *teohhian teochian*

teohchian; hh **überwiegt im AE.; Ayenb. hat *ȝȝ (neȝȝebour lheȝȝe),* Orrm *hhȝh*, Best. hat *gg (neggen suggen);*** Rob.-Glouc. ***cowȝe*** 'der Husten', ***powȝe*** 'bauschen' (ae. ****cohh *pohhian);*** es herrscht ***gh (laughen*** 'lachen', ***neighen*** 'nahen', ***neighebour*** 'Nachbar'); und dieses Lautzeichen deutet darauf hin, dass etwa im 13. Jahrh. tönende für tonlose Spirans eingetreten ist (ten Brink § 123. 124).

Dieser tönende Spirant — und zwar ein palataler — findet sich anlautend im ME. in einem einzigen engl. Worte, wo er jungen Datums ist; er kann nicht auf ae. *γ* beruhen, weil dafür im ME. Verschlusslaut *g* eingetreten wäre. Aus ae. *héo* entsteht mit Accentverschiebung *hęó*, was durch **hȝó* zu Orrms *ȝhǫ́* führt; Rob.-Glouc. hat *ȝó-ȝe ȝare ȝam-ȝem* für *heo heora heom;* Gen.-Ex. haben *ghę́*, Layam. *ȝę́ gę́* und *ȝam.*

b. Germ. *h* war im Wortauslaut im AE. gutturale Spirans geblieben, soweit nicht unter palatalen Einflüssen helles *ch* (geschrieben *h*) eintrat; die Lautentwicklung beider ist dieselbe, wir sondern daher die Fälle mit Palatal hier nicht (darüber s. beim Vokalismus). AE. Belege sind *héah þéah ráh fáh.* Hierzu kommen während des 9. Jahrhs. die aus *γ*, der dunkeln, rein gutturalen Spirans, entstandenen dunkeln *ch*-Laute im Auslaut langer dunkler Tonsilben wie in *burh bóh genóh beorh sorh déah* Angl. Anz. 5, 84 = ahd. *burg buog ginuog bërg sorga toug;* vgl. ae. *swealh* zu *swelgan;* früh me. *burh, inǫ́h,* sowie *dróh bę́h flę́h lę́h* zu *dragen búgen.* Späterhin zeigt sich diese Spirans noch in frühme. (Orrm) *láh sléh* (an. *lágr slǽgr);* auch *ę́hne ĕhhne* Plur. zu *ę́ȝhe* ae. *éage; druhhþe* ae. *drúyoþ; stih* Pl. *stiȝhes; hih* 'Eile'; *áhnen* ae. *ágnian; bĕrrhless* aus ae. **beoryels, lĭhhnen* ae. *lę́ȝnian;* me. *trough* aus *tróh* ae. *tróy.* Ein Wechsel von altem *h* mit *γ-g*, der nicht aus grammatischem Wechsel (oben S. 327) zu deuten, zeigt sich in *héah* Dat. Pl. *héagum, fáh* Dat. Pl. *fágum* Angl. Anz. 5, 84; auch im ME. finden sich *γ*-Formen zu Worten auf *h:* Orrm *hę́ȝhe* zu *hę́h* (auch *hę́ȝhen* 'erhöhen'), *wǫ́ȝhe* zu *wǫ́h;* sonst *tǫ́ghe* zu *tóh.*

c. Germ. *h* hat ferner die Funktion der gutturalen tonlosen Spirans in der Verbindung *ht:* got. *brāhta þāhta* = ae. *bróhte þóhte* me. *broughte þoughte;* seine graphische Darstellung ist ae. *h*, me. *gh* (auch *ȝh ȝ* im ME.).

Das Schott. hat noch heute die *χ*-Aussprache z. B. in *recht nicht.* Im Engl. des 16. Jahrhs. scheint dafür ein schwacher Hauchlaut zu gelten; Gill bezeichnet denselben mit *ħ;* auch die übrigen Phonetiker bestätigen einen Hauchlaut z. B. für *might night right (i = ei* bei Gill, aber Bullokar hat vor diesem *h* keine Diphthongierung). Für *h* ist *f* nur erst selten bezeugt im 16. Jahrh.; in Betracht kommen *enough, although, gaughe* (für den Anfang des 17. Jahrhs. gilt *f* teilweise für *laugh cough slough tough* und *trough*); schon im 15. Jahrh. begegnet *dwerf* ne. *dwarf* für me. *dwergh* ae. *dweorh* 'Zwerg'. In dem frz. Lehnwort *delight* hat Gill begreiflicherweise den *h*-Laut nicht; aber Bullokar, der freilich auch *kiht* für *kite* (ae. *cýta*) hat, schreibt den Hauchlaut in *delight.* Offenbar war dieser Hauchlaut überall sehr schwach und konnte daher leicht missverständlich geschrieben werden (schon Tindal NT 1526 schreibt meist *mought* für *mouth* = ae. *múþ.*) Beachte ne. *spright* aus *esprit.*

Aber auch durch die ganze me. Zeit hindurch muss der Spirant in der Verbindung *ght* sehr schwach gewesen sein; für Chaucer konstatiert ten Brink § 121 *plit* für *plight;* Havel. hat für *ht* gern *th (cth)* z. B. *knith- knicth* für *knight,* desgl. *mouthe thouthe nouth* für *moughte thought naught* u. s. w. In der 1. Hälfte des 13. Jahrhs. begegnen zahlreiche Schreibungen mit *tt (tht)* wie *dritte drithte* für *drighten, broutte* für *brohte, eitte* für *eighte.*

In der Laȝam.-Hs. B überwiegen die Schreibungen *cniþt wiþt* für *cniht wiht, driþte driste,* auch *broþte* für *drihten brohte* Sweet HoES² § 727; aus dieser schwankenden Schreibung ergibt sich, dass *ht* früh einen schwachen

gutturalen resp. palatalen Lautwert annahm. Doch sind im AE. keine Spuren des Verklingens nachgewiesen. Der im NE. in *laugh enough* u. s. w. schon im 16. Jahrh. bezeugte *f*-Laut muss schon im ME. gelegentlich gegolten haben, wie vereinzelte *brofte* für *broughte, thofe* für *though* beweisen.

Germ. *hs* erscheint durchweg als *x*, das wohl den Lautwert *ks* annahm: ae. *oxa* aus *ohsa*, *six* got. *saihs*, ae. *fleax weax*; vgl. ae. *wrtxl* aus **wrtkisl*, *óxn* aus **ókasna?* auch *æx* = got. *aqizi?* (Orrm *bühsümm*) me. *buxum* aus **búg-sǫm*. Erleichterung zu *s* zeigt *þīsl* 'Deichsel' neben *þīxl, wæstma* für *wahstmo*; in nrdh. *nésta* me. nördl. *nęste* (gegen ws. *nýhsta* me. *nexte*) liegt wohl alte Kontraktion aus **nęhesta* vor.

§ 70. Zwischen dem urgerm. und urwestgerm. Laut *þ* (tonloser interdentaler Reibelaut) und dem ne. einheitlichen Zeichen *th* liegen mehrfache phonetische und graphische Wandelungen; innerhalb der eigentlich englischen Sprachentwicklung treffen wir zwei Lautwerte — tönende und tonlose Spirans —, welche jedoch in den ae. me. ne. Literaturdenkmälern nirgends gesondert sind; selbst ein guter Phonetiker wie Orrm (Ellis 595) unterscheidet sie nicht; und für andere me. Texte geht der Versuch den Schreibern eine Unterscheidung derselben zuzumuten nie ohne Reste auf, wie z. B. der Versuch Ficks zum me. Gedichte v. d. Perle p. 39 lehrt. Auch im AE. fehlt jede Unterscheidung. Die Schreiber haben die beiden Zeichen *þ* und *đ*[1], wie es scheint, nie dazu benutzt, tönende und tonlose Spirans zu unterscheiden. Denn überwiegend werden diese beiden Zeichen ganz promiscue in ein und derselben Handschrift gebraucht (wie ags. Lb. Nr. 17); doch neigen einzelne Handschriften entschieden dazu, *þ* im Wortanlaut und *đ* im In- und Auslaut zu gebrauchen (z. B. mein ags. Lb. Nr. 16). In den Mscr. von Aelfreds Cura Pastoralis (auch Lb. Nr. 39) herrscht in allen Stellungen *đ*, während das Parker Mscr. der Sachsenchronik überall *þ* anwendet. Nur die Epinaler Glossen scheinen einen Unterschied zwischen tönender und tonloser Spirans zu machen; sie verwenden *th* im An- und Auslaut, wo die tonlose Spirans gilt; und für die mutmassliche tönende Spirans *đ* verwenden sie ungekreuztes *d;* wenn wir hier von einigen wenigen Ausnahmen absehen, so treffen wir in den Ep.-Gl. *ledir, lido, siuida, sceldreda* aber *thegn thrówtan thęoh* u. s. w. und *mearth háth láth herth wóth spilth;* desgl. *snluith scripith gifræmith cælith aechtath ginath;* auch *thýs thá*. Das Suffix der 3. Person ae. *eþ* hat darnach tonlose Spirans wie im NE.; aber die Pronomina, welche heute mit tönendem *th* anlauten, wären für die ae. Zeit noch mit tonlosem Laut anzunehmen, wozu später zu besprechende me. Erscheinungen stimmen. Die tonlose Natur des Spiranten ergibt sich fürs Urengl. auch bei Synkopierungen wie *gesynto* aus **gisundiþu, ofermetto* aus **obermódiþu, meteliesto* aus **matilausiþu*, *látteow* aus *lád-þeow:* offenbar konnte tonloser Verschlusslaut entstehen, weil die zugrunde liegende Spirans tonlos war. Auch jüngere Synkopierungen wie *bindeþ* zu *bint* beweisen für tonloses *þ* im Auslaut; dieselben begegnen noch im ME.

Erst mit den Phonetikern des 16. Jahrhs., mit denen die heutige Aussprache zum grössten Teil übereinstimmt, lassen sich tönender und tonloser Spirant deutlich und sicher scheiden; mehrfach (z. B. bei Butler) kommen *đ* (*đe đou đine* u. s. w.) neben *þ* (*þing þick þin*) in Vorschlag. Tönende Spirans *đ* wird von ihnen angegeben in *the thou thee thy their that though although* (gesprochen *âtđou*); neben *bath breath* mit *þ* stehen *to bathe, to breathe* mit *đ;* inlautend herrscht allgemein *đ* z. B. in *worthy northern southern other withy murther*

[1] Im ME. verschwindet das Zeichen *đ* zwischen 1250—1300 aus den Handschriften (Ellis EEP 570); im 15. Jahrh. tritt auch *þ* nach und nach fast ganz hinter *th* zurück; nur für *þe þat þem þou þen* erhält sich das alte Runenzeichen (in Abkürzungen wie *ye yt yu yn yu* zu *y* umgestaltet) über das 16 Jahrh. hinaus.

farther. Durchaus tonlos ist das *th* der 3. Sing. Präs.: also *þ* in *hath loveth liveth doth fighteth* u.s.w. — Für *with* überwiegt *d*, doch ist auch *þ* gut bezeugt. — Altes *t* (für modernes *th*) haftet teilweise noch in den Ordinalien *fift sixt eight* (aber daneben schon *fifth sixth*). — *th* wird als reines *t* gesprochen in *Arthur Thomas Thames threasure author authority orthography* (letztere häufig mit *t* geschrieben); die Aussprache von *throne* schwankt zwischen *t* und *þ*. Dazu s. oben S. 847 Anm. Im ME. wurde in diesen Fällen nur reines *t* gesprochen. — Altes *th* wechselt mit jüngerem *t* in *nosethrills-nostrils* (schon ae. *nosþyrlu* und *nosterlu* Wright[2] 117).

§ 71. Kehren wir zur älteren Zeit zurück, so ergibt sich die Frage, wann für germ. *þ* als tonlosen Spiranten *đ* als tönender eingetreten. Dabei konstatieren wir zunächst, dass zu verschiedenen Zeiten der gleiche Lautwandel unter je verschiedenen Bedingungen eingetreten.

Innerhalb des Urengl. vollzieht sich ein Übergang von *þ* über die tönende Spirans *đ* zur Media *d* in der Umgebung von *l*: ae. *féld* aus **felþu*, *wáld* aus **walþu*, *wílde* got. *wilþeis*, *góld* got. *gulþ*; vor *l* ist *þ* zu *d* geworden in *nǽdl* got. *nêþla*; dabei erscheinen Metathesen me. *nędle nęlde*, ae. *sedel sedl seld*, ae. *spádl spádl spáld*; Nebenformen mit *t* zeigen *setl* (got. *sitls*), *botl-bold* (aus **boþl*). In den ältesten ae. Texten begegnen noch die Formen mit Spiranten vor *l* wie in *miđl* später *midl*, *áđl* später *ádl*, *wǽđla* später *wǽdla* Kz. 26, 95; Angl. Anz. 5, 84; PBB 8, 535; 10, 220, sowie nach *l* in *golth holth*.

Dieser Übergang von urgerm. *lþ* in *lđ-ld* geht in sehr frühe Zeit zurück, in die Zeit vor den westgerm. Synkopierungen; denn urengl. ae. *hǽlþ gesǽlþ* oder *éþles Hréþles*, in denen *lþ* und *þl* erst durch Vokalsynkope zusammengeraten sind, machen den Wandel in *ld-dl* nicht mit. Demselben unterliegen nur *þl* und *lþ* von urgerm. Alter. Und dazu stimmt auch, dass das Altsächs. (Hel.) *ld* für urgerm. *lþ* hat (as. *feld gold meldôn mildi wildi* Holtzmann adGr. I, 154. 155; auch *nâdla gisidli*). Wahrscheinlich stammt die frühe Entstehung der tönenden Spirans (späterhin dann Media) aus der kontinentalen Zeit.

Intervokalisch gilt für die ganze historische Sprachentwicklung tönende Spirans, wenn die Beurteilung der Ep.-Gl. nach dieser Seite hin richtig ist. Dann liesse noch ein Punkt eine festere Chronologie als wahrscheinlich erscheinen; nach den urengl. Nasalvokalen *ī ō ū* (unten § 83) ist die tönende Spirans erst nach der Zeit der Ep.-Gl. eingetreten; diese verwenden nämlich *th*, das Zeichen der tonlosen Spirans; noch in *suithæ*; und dazu stimmt die auffällige Geminata in *gesiddas* für *gesíþas* in der (Caedmonschen) Genesis; vgl. später über *s*.

Über germ. *þ* in der Stellung vor oder nach Konsonanten ist schwerer zu urteilen. Nach tonlosen Konsonanten (Ep.-Gl. *lectha blectha*) ist tonlose Spirans zweifellos. Unsicher ist etwa *rþ* im Inlaut, wo vielleicht tönende Spirans galt; denn am Schluss der me. Zeit ist in ein paar Fällen (ne. *murder burden*) Media dafür eingetreten; und zwischen Media und tonloser Spirans muss die tönende Spirans vermittelt haben (ten Brink § 107). Innerhalb der me. Zeit fehlen allseitige Beweise; es wird die ne. Regel für me. *th* (auch *þ* geschrieben) gelten. Nur in einem Punkt ist für das frühe me. — wie ten Brink § 107 hervorhebt — anlautende tonlose Spirans wahrscheinlich, in den Pronominibus; Orrm zeigt tonlosen Verschlusslaut *t* nach vorhergehenden Dentalen, auch nach der Media; er hat für *and þei*, *and þat*, *and þa* vielmehr *annd teȝȝ*, *annd tatt*, *annd tá* u. s. w.; dieselbe Samdhiregel gilt für Pronomina mit anlautendem *þ* — wenn auch keineswegs konsequent — in anderen früh me. Texten wie Laud.-Msc. Chron., Ancr.-R. und Hal.-Meidenh. (Wülcker PBB I, 230). Hal.-Meid. zeigt noch einen anderen Beweis für die

tonlose Spirans in den mit *þ* anlautenden Pronominibus; sie schreibt dieselben mit *t* nach *s* wie *is tis, is tat, is te, as tat, is tenne* u. s. w. für *is þis* u. s. w. Schon im AE. erscheint *mitty* für *mid þy*. So ergibt sich, dass der Anlaut der Pronomina *þou, þin, þe, þis, þat* u. s. w. mindestens noch im 13. Jahrh. tonlos gewesen ist; für das ältere Angls. lässt sich das gleiche aus der Schreibung *thá thýs* in den Epin.-Gl. folgern. Und in der allitterierenden Poesie werden Pronomina wie *þé þǽr þú* u. s. w. mit *þing þyrs þeoden* etc. (z. B. Beow. 400. 417. 426) gebunden. Somit ist es wahrscheinlich, dass tonlose Spirans mit ten Brink § 107 für die ae. me. Zeit in *þé þín þat* u. s. w. anzunehmen ist.[1]

Durch Assimilierung geht *þ* vor *s* in *s* über in ae. *blīss* me. *blisse* aus *blīþs*, *līss* me. *lisse* aus *līþs*. Anderweitige Assimilationen erscheinen me. in *Surrie Suffolc Suddene* aus *Súþ-rige -Folc, -Dene*. Verbreitet ist *atte* für *at the*, *mitte* für *mid the*.

Anm. Mkent. gilt *darf* für *þarf*; im früh NE. ist *d* und *t* für ae. *þ* in den Dialekten nachweisbar und von den Dramatikern werden solche Dialektformen schon um 1600 für dialektsprechende Personen angewandt (vgl. Ellis EEP 1325 Panning. Dialektisches Englisch in Elisabeth. Dramen p. 34). Bullockar bezeugt für Kent und Ost-Sussex *dis dat dose dumbe dorne* anstelle von *this that those thumbe* und *thorne* (auch Ellis EEP 1325); allgemeine theoretische Erwägungen machen es wahrscheinlich, dass im Mkent. des Ayenb. nicht bloss *thanne the thervore*, sondern auch *thenchen, thing* u. s. w. tönendes *th* haben. Im Südwesten herrscht heute *d* vor *r* z. B. in *through three* Ellis EEP 1374.

Die Geminata urengl. *þþ* hat doppelten Ursprung; sie ist entweder urwestgerm. wie in me. *laththe moththe smiththe withthe riththe* PBB 9, 160, auch in ae. *siþþan* (aus *siþ þan* = got. *þanaseiþs*); oder es sind in Folge der westgerm. Synkopierungen zwei ursprüngl. getrennte *þ* zusammengeraten wie in ae. *lǽþþ-e* me. *laþþe*, ae. *wrǽþþ-e* me. *wraþþe* aus vorengl. **wraiþ(i)þu* **laiþ(i)þu*. Unzweifelhaft ist jedes ae. *þþ* durch alle Perioden hindurch tonlos. So auch in me. (Orrm) *Maþþęw* ne. *Matthew*, me. *braþþe*; vgl. Holtzmann AdGr. 1, 216.

§ 72. Über Berührungen von *þ* und *f* in me. ne. Zeit s. Varnhagen A. Anz. f. d. A. 9, 179, wo auch über *d þ* in frz. Lehnworten (vgl. noch Varnhagen in Gröbers Zsf. Rom. Phil. 10, 298 und ten Brink § 107 *β*) gehandelt wird; im Schott. haben sich *bountith* und *poortith* gehalten.

Mehrfach kommen Berührungen zwischen *þ* und *d* im AE. vor; über *mdþþum* Pl. *mddmas* Kz. 26, 99. Auffällig ist ae. *botm*, aber me. nordengl. *bothem* (Gaw. Cleann.) = ahd. *bodam* westgerm. *boþm* sowie ae. *weotuma* (Ep.-Gl. *wetma witma*) = ahd. *widamo* Kz. 26, 99, wo auch über ae. *ǽþm* gegen ahd. *âtum* nachzusehen ist. Neben ae. me. *hundred* besteht im Norden eine Nebenform ae. me. *hundreþ* (in me. Zeit z. B. R.-Mann., Hamp., Perle).

Zwischen Konsonanten verstummt *þ-d* zuweilen am Schluss der ae. Zeit z. B. in *Norþwic* < *Norwich;* aber in me. *Normandye Norweic* und spät ae. *norrena* dürfte der *th*-Schwund vor die Entlehnung der betreffenden Worte fallen. Innerhalb der me. Zeit begegnen vereinzelte *d* für *d, th;* dieser sekundäre Wandel dürfte vorliegen in mkent. *aider eider* 'jeder' ae. *ǽghwæþer*, Ayenb. *hwader* aus ae. *hwæþer;* ne. *spider* mkent. *spiþre*. Dem ae. *fædm* entspricht spät ags. (Wulfst. EStud. 8, 475) me. *fadme* neben *fadome* (ne. *fathom*)*;* me. *coude* für *couthe* ae. *cúþe* beruht auf Angleichung an die herrschenden Präterita auf *-de; quod* für *quoth quath* ae. *cwæþ* darf an den ae. Plural

[1] Darauf weist auch das Schwanken der engl. Dialekte hin; dem engl. *ð* in *though* entspricht im Schott. *þ*; und das *ð* in engl. *the* erscheint dialektisch vielfach als *þ* Ellis EEP 1324. 2265. — Übrigens ist in ae. *núða* (oben S. 345) und in me. *bǫthe* (oben S. 403) aus ae. *nú + þá, bá + þá* tönende Spirans wohl früh eingetreten, nachdem Komposition eingetreten war. So ist *ð* in *tǫ· thé, hí thé* wahrscheinlich im Reime auf *sǫthe swithe* Ellis EEP 318 (Payne Chaucer-Society II, 134).

cwǽdon angeknüpft werden. Aber in me. *birth swarth garth* (ae. *gebyrd sweard geard*) liegen skand. Lehnworte (an. *burdr svǫrd gardr*) vor.

Sporadisch sind *brǫ́der ǫ́der wheder* für *brǫ́ther ǫ́ther whether;* zu me. *fithele* (ae. *fidele*) stellt sich eine jüngere Form *fidel* ne. *fiddle* ein; vielfach *wurdlı* für *wurdli*, *lǫ́dliche* für *lǫ́þliche*, *erdli* zu *erthe*, *diadliche* zu *diaþ*.

Nach tonlosen Spiranten wird ae. *þ* im ME. zu *t* in ae. *gesihþ* früh me. *sihþe* = me. *sighte* ne. *sight;* ae. *þýfþ* me. *þefte* ne. *theft;* me. *behofte* aus *behofþe;* me. *heighte* ne. *height* aus früh me. *heȝþe* ae. *hýhþo;* ne. *drought* me. *droughte* aus früh me. *drūhþe* ae. *drúgoþ;* früh ne. *mought* me. *moughte* aus früh me. ae. *mohþe* 'Motte'; ten Brink § 105 erinnert noch an me. *sleighte-sleiȝþe* = an. *slǽgd*. Bei mkent. Autoren findet sich mehrfach in ähnlichen Fällen vielmehr *þe* z. B. *ssrifþe* neben *ssrifte, ȝefþe* neben *ȝefte, manslaȝþe* neben *manslaȝte;* aber auch anderwärts begegnen *liȝth niȝth pliȝth nougth* für *light night plight nought.* Noch Tyndall schreibt NT meist *mouth* für *mought.* Es dürfte hier lautmechanischer Eintritt von *th* anzunehmen sein. Aber auf Suffixübertragung beruht es, wenn neben me. *fifte* (ae. *fīfta*) und me. *twelfte* jüngere *fifþe twelfþe* auftreten; vgl. ne. *fifth twelfth.*

Inneres *th (d)* schwindet in me. ne. *or* (Orrm *óþþr*) 'oder' ae. *oþþe* und *wher* (Orrm *wheþþr*) 'ob' = ae. *hwæder;* beides sind unbetonte Formworte.

Im früh NE., nach dem Verstummen alter Endungs-*e*, werden mehrfache tönende *d*, wenn sie in den Auslaut treten, zu *þ* z. B. in *both* aus me. *bǫ́de* Sweet HoES[2] § 909; die Zahl der auslautenden tonlosen Spiranten (me. ne. *bath breath*) wird hierdurch gemehrt. Doch behalten mehrfach Verba wie *to bathe, to breathe, to soothe, to loathe* u. s. w. die tönende Spirans, während zugehörige Nomina tonlose Spirans aufweisen (Skeat Princ. § 342).

Die ne. Schriftsprache, wie sie im Zeitalter Shakespeares herrscht, setzt noch ein lautmechanisches Ereignis voraus; einige ae. und me. *d* werden, wenn silbisches *r* darauf folgt, postvokalisch zu *d* als tönender Spirans; solches *th* zeigen ne. *hither whither thither father mother together gather weather wither* aus me. *hider þider fader moder* u. s. w. Dieser Lautwandel von Media zu tönender Spirans vollzieht sich schriftsprachlich in den Denkmälern um 1530; noch nicht durchgeführt ist er bei Skelton 1522, Tindal NT 1526, während Wyat *th* konsequent hat; aber Caxton kennt, wie Napier ermittelt hat, wesentlich nur erst *hither* für *hider*, aber noch *fader moder* u. s. w.

§ 73. Die Geschichte des westgerm. *t* und *d* im Engl. bietet nicht so viele Schwierigkeiten wie die des germ. *þ*. Sowohl *t* wie auch *d* bleiben im Engl. treu bewahrt; vgl. ne. *to* as. *tô*, ne. *twelve* as. *twęlif*, ne. *token* as. *têkan*, ne. *ten* as. *tehan* sowie ne. *dead death deal deep* = got. *dauþs dauþus dails diups* u. s. w. Auch für den In- und Auslaut bestehen *t* und *d* im NE. bis heute nach Massgabe des Altsächs. resp. des Westgerm.

Schwankungen zwischen *t* und *d* sind selten, beruhen auch wohl kaum auf organisch englischem Lautwandel; me. *prýte prýde* und *prout-proud* = ae. *prýta-prýda, prút-prúd;* me. *clotte clodde* 'Erdkloss', *abbod-abbot* 'Abt', ae. *hætt* neben *hód*, ae. *cnotta* nhd. *knote* (*t* aus *d*) zeigen vorengl. Dentalvarianten.

Im AE. nimmt *d* an Umfang zu, indem *-lþ-* und *-þl-* in *ld (dl)* übergehen § 71.

Dialektisch wird ae. *worold* durch die Mittelstufe mkent. *wordle* zu *worl(e)* z. B. bei Rob.-Glouc.; häufig ist *efsǫ́nes* für *eftsǫ́nes*.

Sekundäres *d* stellt sich ein in me. *thonder* neben *thoner* (*-nr-* wohl *-ndr-* geworden); ae. *cynrǽden* me. *kinrēde* ist ne. *kindred*; me. *endluven* (= *elleve*) begegnet schon im AE. mit *d* (*ǽnleofan ǽndlufan*); me. ne. *elder* aus me. ae. *ellorn;* im Gen. Plur. von *all* (ae. *ealra* früh me. *ällre*) erscheint me. *alder-* (auch z. B. Ayenb. Cleann. *alther-*) als Verstärkung von Superlativen wie *alderlēvest (alther levest)*, bei Shakesp. *alderliefest.*

Im Auslaut ist *d* eine junge Anfügung in ne. *sound* me. *soun, bound* me. *boun, hind* me. *hine, to round* me. *rounen* ae. *rúnian*; vgl. Schröer Germ. 34, 519.

In derselben Weise zeigen sich jüngere *t* im Wortauslaut von me. *aʒeinest* ne. *against* aus früh me. *aʒeines* (Orrm *onnʒǽness*), *betwixt* neben *betwix*, ne. *whilst* aus me. *whiles* u. a. Skeat Princ. § 341. Dagegen kann me. *heste* für ae. *hǽs* auf Angleichung an andere Abstrakta beruhen.

In der Verbindung *stl* und *stn* (*thistle* Salesbury Gill *to whistle* Mulcaster *often hasten moisten* Gill) wurde *t* im 16. Jahrh. noch gesprochen (Sweet § 929).

Anlautende Affricata *dz* ist für das 16. Jahrh. bezeugt für *zounds* (aus *god's wounds*) neben *swounds*. Hierbei sei erwähnt, dass der Buchstabe *z* als *ezard edsard* (und *zed*) bezeichnet wurde.

In frz. Lehnworten wie *question combustion* wurde *sti* rein artikuliert; Suffix *-ion* war zweisilbig, wie denn auch nach Sidney (Defence of Poesie) *motion potion* dreisilbig waren (gespr. *mōsion pōsion*). Bullokar sprach zwar *question* mit *st*, aber *dictionary exception* vielmehr mit tonlosem *s* (unten § 74).

§ 74. Wie *th* und *f* hat auch *s* im Engl. einen doppelten Lautwert: die mittelalterliche wie die neuere Orthographie unterscheidet tönendes und tonloses *s* (ne. als *z* und *s* geschieden) nicht; vereinzelte *z* des ME. können als Zeugnisse für die Existenz des tönenden Lautes im ME. gelten. Erst mit den Phonetikern des 16. Jahrhs. erhalten wir sichere Nachricht über die Doppelnatur des *s*, während Orrm nur éin *s* (wie auch éin *þ* und éin *f*) kennt.

Stellen wir auf Grund der Theoretiker des 16. Jahrhs. den Gebrauch von *s* und *z* fest, so gilt *s* allgemein im Anlaut: *sing say*.

Tönendes *s*, also *z* steckt z. B. in *these* gespr. *đēz, thousand, ease* gespr. *ēz, reason season poison prison* gespr. *rēzn sēzn pūizn prizn*, in *misery miserable, deserve*, in *cousin dozen* gespr. *kŭzn dŭzn*, ferner in *pleasure treasure measure pleasant*, in *Caesar, physic physician; treatise* ist mit *s* und *z* bezeugt.

Als grammatischer Wechsel zwischen *s-z* ist noch der Unterschied zwischen Nomen (*s*) und Verbum (*z*) zu beachten für *use : to use, device : to devise, excuse : to excuse, grease : to grease, lease : to lease, price : to prize;* ferner *glass : to glaze, grass : to graze, house : to house*.

z ist die Endung des Genetivs und des Plurals; nur nach tonlosen Konsonanten (sowie *th gh?*) gilt *s;* also *z* in *bows seas years stems occasions* (gespr. *okkāzionz*), *bills, places, horses;* aber *s* wohl allgemein in *cakes cats laths stufs*, nach Butler 19 auch in *booths swathes thighs houghs;* aber Gill hat *lips* mit *z* (nicht *s*). Durchaus herrscht *this* mit *s*, aber *these* (gespr. *đēz*) mit *z*. Schwanken von *s* und *z* sind mehrfach bezeugt für *as* und *was;* doch scheint die *z*-Aussprache überwogen zu haben. Hart S. 60 kennt die Sandhiregel, dass *as is his thus this* vor *s* und *sh* tonloses *s* statt des tönenden *z* haben. — Tonloses *s* in *us, else, hence, goose-geese, mouse-mice, thence* (gespr. *đens*), *truce;* ferner in *chance device sentence peace treatise person lesson price sense encrease ancient* und anlautend in *cellar city cypress* etc.

Tonloses *s* gilt auch vor *i* in franz.-lat. Worten wie *generation salvation pronunciation invention discretion patient Titius*, auch in *instruction perfection satisfaction correction* (*-ksion* gesprochen); doch bleibt *t* in *question combustion mixtion* (s. § 73). —

Wir schliessen an diese Betrachtung der Verhältnisse des 16. Jahrhs. das Verhalten von *s-z* im Mkent. (Ayenb.), weil dasselbe für die gemeinengl. Entwicklung wichtigen Aufschluss gibt. Das Mkent., das *z* als Zeichen der tönenden Spirans durchgeführt hat, besitzt im Anlaut zum Unterschied gegen alle ml. und nördl. Dialekte den tönenden Spiranten; vgl. Ayenb. *zaul* 'soul', *zaken* 'streiten', *zondai* 'sunday', *zenne* 'sin', *zelver zetten ziggé ziker;* auch vor *w* z. B. in *zuich* 'such', *zuerie* 'swear', *alzuo* 'also'; aber im Anlaut vor

m und *l* gelten tonlose *s*: *besmiten smac slac sleuþe* u. s. w. Intervokalisch tritt *z* ein: *artzinge liazinge chiezinge*. Im Auslaut erscheint nur tonlose Spirans: *ous is his þis*, ferner *workes daies þogtes þinges zennes vaderes* u. s. w.; tonloses *s* noch in *wes* 'was', *ase* 'as', *hise* 'his', *þise* 'this'. Wir verzichten hier auf die Behandlung von *s-z* in den frz. Lehnworten und wir konstatieren: der kent. Dialekt, der in viel höherem Masse als die anderen Dialekte den tönenden Laut bevorzugt, kennt den tonlosen im Auslaut von Flexionen und von Formworten. Wir gehen nicht fehl, wenn wir für alle Fälle, in denen das Kent. *s* (nicht *z*) hat, den tonlosen Laut auch für das ältere Englisch überhaupt annehmen. Mit anderen Worten: in einigen Fällen, wo seit dem 16. Jahrh. Schwanken zwischen *s-z* nachweisbar, gilt früher der tonlose Laut.

Doch ist schon im ME. auch tönendes *z* nach ne. Weise zu ermitteln. Fick zum me. Gedicht v. d. Perle p. 39 (dazu Knigge, Die Spr. von Sir Gawain u. s. w. p. 59) weist nach, dass in den nördl. Allitt.-Poems ed. Morris 1869 (weit seltener auch bei Hampole) *z* und *tz* häufig als tönende Spirans im Auslaut gebraucht werden: *watz* 'was', *hatz* 'has', *dotz* 'does'; Plurale *ryches blǫmez mǫldez sȳdez*; 3. Pers. Sing. Präs. *shȳnez glȳdez fraynez*; Adverbia *nędez eftsǫnez serlepez amongez ellez*.

Auf Grund von Reimen nimmt ten Brink § 109 für me. *is was* tonloses *s* an; dazu stimmt dass Hal.-Meidenh. *is þis, as þi, is þat* in *is ti s, as ti, is tat* (oben § 71) setzt. Der tonlose *s*-Laut gilt im ME. überall da, wo sich die frz. Schreibung mit *c* findet; wenn *was* als *wace, alse* als *alce*, *horce halce* für ne. *horse* ae. *heals* erscheint, so ist das ein me. Kriterium für den tonlosen *s*-Laut. Das gleiche gilt von der häufigen Schreibung *scl-* für *sl-* im me. Anlaut (Varnhagen Angl. Anz. 7, 87), welche Verbindung sogar im mkent. Ayenb. kein tönendes *z* angenommen hat.

Es ist auf Grund allgemeiner Erwägungen sicher, dass der tonlose *s*-Laut im Auslaut und Anlaut geherrscht hat. Aber in welchem Umfange im Mittelalter inlautend tönendes *z* gegolten, ist schwer zu ermitteln. Betrachtet man die Regeln des 16. Jahrhs., so ist es wahrscheinlich, zumal aus dem Verhalten vom Nomen zum Verbum, dass jedes auslautende *s*, das in den Inlaut tritt, tönend wird: vgl. *this* aber *these*; *hous* aber *housen* u. s. w.

Die me. Schreibung *s* hält sich in beiden Funktionen auch im NE.; nur selten ist *z* für den tönenden Laut durchgeführt (*dizzy freeze hazel teazel wheeze*) u. a.; die *c*-Schreibung ist im NE. mehrfach Regel: *truce* aus me. *trẹwes, dice* Pl. zu me. *dę*, ne. *pence* Ayenb. *pans* (nicht **panz*); ne. *once hence* ne. *whence thence twice thrice* Ayenb. *hennes thannes twies thries* (nicht *-z*); ne. *mice ice*. In diesen Fällen setzt die ne. Schreibung und Aussprache für das ME. AE. den tonlosen Laut voraus: also *s* (nicht *z*) in me. *trẹwes dies penies ǫnes hennes twies thries mīs īs* ten Brink § 109. Auch hieraus ergibt sich, dass das flexivische *s*, das späterhin vielfach tönend ist, im ME. AE. tonlos gewesen; ne. *daisy* aus ae. *dæges-ēage* würde sekundären Übergang von *s* in *z* aufweisen; ne. *icickle* ist nicht ae. *īs-gicel*, sondern *īses gicel* (Wright[2] 117).

Innerhalb des AE. fehlt ein doppeltes Zeichen, wie denn auch Orrm keinen Unterschied zwischen tönendem *z* und tonlosem *s* macht. Auf Grund der neueren Entwicklungsperioden wird für den ae. An- und Auslaut tonlose Spirans sicher sein: also *singan slēan smæc swerian* — *ūs is his þis*, *dæges weorces dagas heals hors īs mȳs lȳs flȳs flēos*.

Durch me. *gossib blisse lisse issinge (icinge)* wird tonloses *s* für ae. *godsib* (doch mkent. *godzib*) *blīþs līþs ȝītsung* u. s. w. erwiesen; aber ae. *adese* ne. *adz(e)*.

Die Existenz eines tönenden *s*-Lautes (*z*) im AE. wird erwiesen durch die verschiedene Präteritalbildung von *lȩ̄san cyssan* Prt. *līsde cyste* Sievers Ags. Gr. § 203. Hieraus ergibt sich *s* in *lȩ̄sde* als tönend, und daher die Möglichkeit,

s in *húsbónda wísdóm* (beachte Bullockars *husband* mit tonlosem *s*; ebenso im mkent. Ayenb.) vor tönendem Laut als tönend aufzufassen. Dass das AE. und ME. für *s-z* keine zwei Zeichen entwickelt haben, stimmt zu der Thatsache, dass gleichzeitig auch *th* (*þ đ*) und *f* in je zwei Funktionen auftreten.

§ 75. Eine besondere Besprechung bedürfen die Assimilierungen von Dentalen. Im AE. entsteht *mětte grětte* aus *mótida grótida*, ebenso me. *hatte smatte* aus ae. *hátode smátode;* andere Beispiele für junges ae. *tt* aus *d* + *þ* s. oben S. 852; ebenso me. *atte* für *at þe*, *mitte* für *mid þe* 'mit dir'.

Im ME. erscheint *dd* für *đ* + *d*, wobei *đ* als tönende Spirans vorausgesetzt wird, in *icladd clad* aus *geclǽđod; Sudden(n)e* ae. *Súđ-Dene; kidde cüdde* ae. *cýđde*.

In junger — spät ags. und gemeinme. — Gemination erscheint *ss* für *t* + *s*, *d* + *s* oder *đ* + *s*: me. *blessen* ae. *blētsian;* me. *blisse lisse* aus ae. *bliþs liþs* (zu *blíde líđe*); me. *issinge* ae. *gítsung;* me. *missomer* ae. *midsumer;* me. *gossibb(e)* (aber mkent. Ayenb. *godzibbe*) aus ae. *godsib;* vereinzelt spät me. *gosson* für ae. *godsunu;* hierher gehört wohl auch me. *lasse* 'Mädchen' (neben *ladde* 'Bursche') aus **ladse?* Vielfach wird nach frz. Weise *c* für die tonlose Spirans geschrieben: me. *milce* aus ae. *milts*; hierher nach Zupitza auch *noucin* aus an. *naudsyn*. Vereinfachung von *ss* dürfte vorliegen in me. *beste laste* für *betste latste* (ae. *betsta latosta*); *gospel* für ae. *godspell; aske* für ae. *ápexe; answeren* für ae. *andswerian*. — Aus der Verbindung *sts* entsteht daher *ss*: me. *lossom* aus ae. *lustsum;* schon ae. *Wesseaxe* ne. *Wessex* neben ae. *WestSeaxan;* ne. *Essex* aus ae. *EastSeaxan* wie ne. *Sussex* aus ae. *SúđSeaxan*. Es zeigt sich mithin eine Abneigung gegen die Affricata *ts*.

Einer speziellen Hervorhebung bedarf noch eine Samdhierscheinung, welche um 1200 graphisch einigermassen beliebt war; am konsequentesten macht Orrm anlautendes *þ* von *þe þatt þiss þise þü þín þǽre þohh* zu *t* nach einem auf *d* oder *t* auslautenden Worte. Weniger konsequent in der Ancr.R. und Hal.-Maid. vgl. Wülcker PBB I, 230. Schon das Laudms. der ae. Chro. zeigt diese Erscheinung (bes. *and te* für *and þe*). In der späteren me. Zeit kommt sie graphisch nicht mehr zur Geltung; doch dürfte die gesprochene Sprache, wie vereinzelte Schreibungen lehren, die alte Lautregel beibehalten haben. — Hal.-Maid. zeigt in jenen unbetonten Worten *t* für *þ* auch nach *s* PBB I, 231 (auch Orrm und sonst *þess te bettre*, *þess te máre*); oben S. 851 f.

§ 76. Von den germ. Labialen behält das Engl. das alte *p* am treusten bei: got. *diups* ne. *deep;* got. *hlaupan* ne. *to leap;* got. *slēpan* ne. *to sleep;* ne. *pound* got. *pund;* ne. *apple* nndd. *appel;* ne. *to help* ndd. *helpen;* ne. *ape* nndd. *âpe*. Alle spezifisch engl. Perioden zeigen dies gemeingerm. *p;* ebenso hält sich *p* in den nord. und frz. Lehnworten (ne. *purse* spätags. *purs* Engl. Stud. 11, 65). — Die vielfach bezeugten *p* zwischen *m* und *n* resp. *t* haben keinen phonetischen Wert: me. *sampnen* neben *samnen, nempnen* neben *nemnen*, *ampte* neben *amte* 'Ameise' ten Brink § 99; ne. ist *empty* aus ae. *ǽm(e)tig;* vgl. ne. *sempster* neben *seamster*, ne. *Hampshire* für *Hamtonshire*.

Das im 15. Jahrh. auftretende *p* von ne. *gossip cheese-lip* scheint irgendwie durch Anlehnung entstanden zu sein (ae. *godsib cýs-lybb*).

Anlautendes *b* nach S. 330 tönender Verschlusslaut (jedenfalls westgerm.) gilt seit urengl. Zeit bis heute: got. *bindan* ne. *to bind;* got. *briggan* ne. *to bring;* got. *batran* ne. *to bear*. Labialer Verschlusslaut *b* gilt noch inlautend nach dem Labial *m:* ne. *lamb* = got. *lamb;* ne. *dumb* = got. *dumbs;* ne. *comb* andd. *kamb*. Ausserdem gilt durch alle engl. Perioden hindurch *b* in der Gemination (oben S. 367): ae. *ribb sibb* (aus **ribbj-u* **sibbj-u*); *libban habban; crabba; abbot* lat. *abbātem*.

Nicht ursprünglich ist *b* in ae. *timber* (got. *timrjan*); für ae. *slūmerian* tritt bei Synkope des Mittelvokals me. *slombren* ne. *to slumber* ein. So findet

sich zwischen *ml* jüngeres *b* in ne. *thimble* me. *thimbel* aus ae. *þýmel.* Me. Ursprungs ist *b* in *crumb* ae. *crúma*, *thumb* ae. *þúma*, *limb* ae. *lim;* me. *sloumbe* für ae. *slúma; thumbes* 'Daumen' Sachsenchro. Laud-Ms. a. 1137; Chaucer *thombe* (ten Brink § 100 d).

Um 1600 ist nach Grammatikerzeugnissen auslautendes *b* nach *m* verstummt in *lamb comb climb kemb dumb thumb womb tomb.* Übereinstimmend wird stummes *b* für das 16. Jahrh. bezeugt in *doubt debt subtle,* wo es nur etymologisierende Schreibung ist, die auch schon im ME. vorkommt; gewöhnlich me. *dette douten sotil.* *p* ist stumm in *psalm receipt (psalm* wird ae. me. sehr häufig ohne *p* geschrieben, z. B. Orrm *sallme).*

§ 77. Ae. *f* hat doppelten Ursprung: es entspricht dem germ. *f* und *b.* Im Anlaut steht es immer für germ. *f*, im In- und Auslaut kann *f* auch für germ. *b* stehen.

Im Anlaut ist *f* als tonlose Spirans stets tonlos geblieben: ne. *foot father* got. *fótus fadar.* Nur der Süden macht hiervon eine Ausnahme. Freilich sind heutzutage in Kent, Sussex und fast auch in Hants und Berks die anlautenden tönenden *v* (wie die anlautenden *z*) aufgegeben (Ellis EEP 1470), sie herrschen wesentlich im Südwesten (s. oben S. 796). Aber im Mkent. des Ayenb. herrscht anlautend *v (vǫ́t vader*, auch vor Konsonant *vrę́nd vless* 'friend, flesh'; *f* nur im Anlaut von frz. Lehnworten); Shoreham aber, der auch für *z* kein eigenes Zeichen hat, schreibt durchweg *f* und zwar auch dann, wenn tönende Spirans *v* gemeinengl. ist wie in *fenim fessel* für me. (auch Ayenb.) *venim* ne. *venom* und me. ne. *vessel.* So hat auch Rob.-Gl. *fil* für *vile,* H.-Editha *fouchesafe fanisshen* für *v-*. Der Eintritt des anlautenden *v* für *f* dürfte ins 11. Jahrh. fallen: während die kent. Glossen des 10. Jahrhs. keine sichere Spur davon haben, zeigen sich in den stark kent. gefärbten Glossen des 11. Jahrhs. (Mone QF I, Angl. 8, 449) häufig *f* für *w* im Anlaut: *finter fifel* für *winter wifel;* und darin scheint eine Andeutung zu liegen, dass anlautendes *f* im späten Akent. einen tönenden Laut meinte.

Der tönende Anlaut *v* für *f* ist aus südl. Dialekten in die ne. Schriftsprache gedrungen in den Worten *vane vat vixen* und *to vinnew* 'modern' (ae. *fana fæt fyxen fýnegian);* einerseits begegnet im 16. Jahrh. für *vane* die alte Aussprache mit *f*; anderseits bezeugt ten Brink § 102 — mit Annahme von kent. Einfluss — schon für Chaucer anlautendes *v* für *f* in *vane vixen* sowie in *veeze* (me. *fę́sen* ae. *fýsan*). Für lat. *v* steht *f* in ae. *fers* Orrm *ferrs,* sowie in ne. (schon me.) *fitch* 'Wicke' neben *vetch*; s. auch Frz. Stud. 5, 166.

Nach Wülcker PBB I, 228 herrscht heute tönender Anlaut in Devonsh., Dorset, Wiltshire, Somerset und Hants. Zur Charakteristik dialektredender Personen dient anlautendes *v* statt *f* mehrfach in Dramen der Elisabethanischen Zeit; Beispiele bei Panning S. 37.

Inlautend bestand tonloses *f* in der Geminata, die es bis heute bewahrt in *offer* = ae. *offrian;* ae. *pyffan* me. *puffen* ne. *to puff;* ae. *wlæffetére* Germ. 23, 403 me. *wlaffen* 'stammeln'; ae. *lyffettan* 'schmeicheln' PBB 9, 159 ff.; ae. *snoffa* me. *snuffen* ne. *snuff;* ae. *gaffettan;* me. *boffen;* ae. *woffian* Holtzmann AdGr. 1, 218. ae. *hebban* (me. *hebben)* statt **heffan* (got. *hafjan)* ist durch Beseitigung des grammatischen Wechsels zu erklären; me. *gabben* 'spotten' neben ae. *gaffetung* 'Hohn' dürfte auch grammatischen Wechsel aufweisen. Junge Geminatae im Engl. zeigen me. *soffren* ne. *to suffer,* me. ne. *office* und andere frz. Lehnworte.

Tonloses *f* gilt gemeinengl. noch in der Verbindung *ft:* ne. *after* as. *aftar;* auch das Mkent. hat *ft* (Ayenb.). — Für inlautendes *fs* der westgerm. Grundsprache sind die Zeugnisse nicht zahlreich; dem ahd. *wafsa wefsa* entspricht im ältesten Angls. (Epin.-Gl., Corp.-Chr.-Gl.) *wæfs*, dafür jünger *wæps*, mit

Metathese me. *waspe* ne. *wasp*. Lat. *crispus* ist ae. *cyrsp cyrps;* vgl. ae. *æsp æps.*

Im Angls. begegnet inlautend *f* als Vertreter der germ. tonlosen Spirans *f* und der tönenden Spirans *ƀ*. Nur in den Epinaler Glossen besteht der alte Unterschied von *f* und *ƀ* noch, jenes als *f*, dieses als *b* geschrieben: *úf cefr wulf hofr fífaldæ scofl* mit innerem germ. *f* gegen *obær nabæ ebor sceaba hebuc halbæ salb earbeth* u. a. mit germ. *ƀ* im Inlaut. Dieses Verhalten des ältesten ae. Sprachdenkmals (Sievers PBB 11, 542 Angl. 13, 15) zeigt, dass 700—750 der Zusammenfall von germ. *f* und *ƀ* im Inlaut eingetreten sein muss. Der Lautwert dieses ae. *f* ist schwer zu bestimmen. Abgesehen vom Wortauslaut gilt, soweit nicht tonlose Konsonanten folgen, wohl der tönende Laut, so dass also germ. *f* inlautend in *ƀ* übergegangen wäre.

Aus dem AE. lässt sich für die tönende Natur des inlautenden *f* anführen, dass darauf tönender Verschlusslaut *d* folgen kann: ae. *hæfde lifde hlǽfdiȝe;* dazu kommt dass *f* aus *b* entstehen kann, wenn anlautendes *b* inlautend wird wie in ae. *weofod* aus got. **weiha-biuds* PBB 8, 527; weiterhin der Übergang von *fn* zu *mn* in *emn* aus *efn*, *stemn* 'Stimme' got. *stibna.*

Lat. *b* (*febris tributum tabula*) und *v* (*breviare*) erscheinen im AE. als *f*: *fēfor trifot tæfel brēfian* u. a.

Im AE. gilt nur éin Lautzeichen für die tönende und die tonlose Spirans (*f*). Im ME. NE. gilt für tönendes *f* das Zeichen *v*, z. B. *heven over ever give knave have*, auch in *twelve silver; wolves* zu *wolf*, *wives* zu *wif.*

Ae. *f* erhält sich als tonlose Spirans im Auslaut: ae. *wulf* ne. *wolf*, ae. *stíf* ne. *stiff*, ae. *clif* ne. *cliff*, ae. *stæf* ne. *staff*, ae. *þéof* ne. *thief.*

In jungem Auslaut steht *f* für *v* nach Sweet § 910 in *sherrif* (me. *shirę̄ve* gegen ne. *shrieve* und *reeve* ae. *gerēfa*) und in *belief* (me. *bilę̄ve*), dessen tonloser Auslaut wohl durch den Gegensatz zum Verbum *believe* hervorgerufen ist.

Me. *fen* hat in der Komposition *lai-ven* tönendes *v* angenommen.

Im ME. NE. stellen sich einige neue *f* ein, die freilich graphisch sich als *gh* darstellen, wie sie denn auch aus alter gutturaler Spirans hervorgegangen sind. Für ae. *dweorh* erscheint me. schon *dwerf* (neben *dwergh*). Im 16./17. Jahrh. begegnen folgende Angaben: Butler bezeugt *f* für *laugh cough tough enough;* Ben Johnson gibt *f* an für *cough enough tough slough trough;* Gill kennt für *enough* gutturale und labiale Aussprache; die Schreibung *f* gilt im NE. nur bei *dwarf* ae. *dweorh*, *draft* neben *draught.*

Wann der tönende Auslaut in *of* eingetreten, ist schwer zu bestimmen; für das 16. Jahrh. ist er bezeugt; Mulcaster 120 unterscheidet *of* und *off*, kennt nach S. 106 auch für *if* doppelte Aussprache.

Labiale Angleichungen sind nicht häufig: me. *chaffa·re* aus *chapfare* Ayenb. *chapvare* (ae. *céap* + *faru*), selten *steffader* für *step-fader;* ne. *gaffer* für *godfader.* Für ae. *hæfde* ist me. *hadde* eingetreten; vgl. me. *lady* aus ae. *hlǽfdige*, me. *hę̄d* 'Kopf' für *hę̄v(e)d* ae. *héafod* sowie *lammasse wimman* aus ae. *hlǽfmæsse wífman* ten Brink § 101. 102. Schon in me. Zeit verstummt *f* in *halfpenny twelvemonth.*

§ 78. Germ. *l* hält sich im Engl.; vgl. got. *lamb* ne. *lamb*, got. *fallan* ne. *to fall* u. s. w. Innerhalb der urengl. Zeit verändert es inlautend seine Stellung durch Metathese: *seld* aus *sedl*, *bold* aus *bodl* Kz. 26, 96; um 700 haben die alten Formen noch bestanden PBB 9, 220 und im allgemeinen oben S. 851 (§ 71). Für Epin. (AdGl. I, 375) *gyrdisl* erscheinen ae. *gyrdels* PBB 9, 215; wie denn überhaupt Suffix *-isl* (Stammbildgsl. § 98) im AE. durch *-els* vertreten ist. Über ae. *innelfe* aus Epin. *innifli* vgl. Sievers PBB 5, 520. Am Schluss der ae. Zeit (11. Jahrh.) begegnen Übergänge von *l* in *r* und *r* in *l* bei Dissimilationen und Assimilationen: es begegnen *clypor* = *clypol*, *slápor* = *slápol*,

gyrder = *gyrdel;* älteren Datums ist ae. *turtle* aus *turtur*. In me. Zeit entstehen *marble laurel* aus *marber laurer;* ne. *purple* aus me. *purpre* ae. *purpura*.

Durch Assimilierung aus *nl* entsteht *ll*, wofür ev. *l* eintritt: ae. *ǽlpi* (Byrhtf.) früh me. *alpi* aus ae. *ǽnlêpig*, *ellefan* (me. *elleven*) aus *ǽnlifan;* K.-Horn *Allof* aus *Anláf*. Ebenso ist me. *elle mille* aus *elne milne* entstanden.

An jungen, erst — wie es scheint — me. Metathesen beachte me. *nęlde* aus ae. *nǽdl-e;* südengl. ist *wordle* (gegen nördl. *warld werld*) 'Welt' bei Shoreh. und Dan Michel, sowie in südl. Heiligenleben.

Das ae. Suffix *-els* erscheint me. als *-les* in *fętles hīdles-hüdles smirles* aus ae. *fǽtels hýdels smyrels;* Orrm hat *bĕrrhlĕss rêcless* aus **beorgels* und *rýcels* ae. *byrgels* wird me. *birgles*.

Das ME. entfernt sich vom AE. am meisten durch das Verstummen von *l* in mehreren Worten; dabei denken wir nicht sowohl an Einzelheiten wie das eigtl. wohl in unbetonter Stellung aus *alse alswǫ* entstandene *ase* oder das aus *werld* im Norden entstandene *werd* (Gen.-Ex., Havel., Metr.-Hom.) als vielmehr an den um 1200 beginnenden Verlust von *l* in *such which ęch* aus ae. *swylċ hwylċ ǽlċ* (Orrm *swillc whillc illc*); *l* ist noch verstummt in *moche* aus ae. *myċel* (aber nördl. *mekil*), *wenche* neben *wenchel*, *Stonehenġe* neben *Stonehengel* (vielleicht auch in *brīde* neben *brīdel*, *līte* neben *lītel?*). Betrachtet man die Thatsache, dass me. *ilke* aus ae. *īleca* (nicht palatalisiert) im Süden auftritt, wo ae. *hwylċ swylċ* ihr *l* eingebüsst haben, so ergibt sich, dass in palataler Nähe *l* verstummt; offenbar ist für ae. *ǽlċ* wie auch für ae. *myċel wenċel henġel* palatales oder mouilliertes *l* anzunehmen; vgl. noch me. *Winchecoumbe* aus ae. *Winċelcúmb*. Das Schott., das in *mekil whilk* keine Palatale hat, bewahrt das alte *l* (aber doch *sick* = ne. 'such'). Me. *anġel* (aus afrz. *angele*) verliert sein *l* nicht.

Das führt uns auf die Frage nach der Natur des engl. *l*-Lautes. Scherer ZGDS[1] 141 hat aus dem ae. Vokalismus mit seinen Brechungen (wie in *eall feallan healdan*) mit Recht gefolgert, dass das engl. *l* ursprünglich vielfach den Lautwert des poln. *ł* hatte (vgl. auch Koch ZfdPh 2, 147; ten Brink ZfdA 19, 218). Das tiefe Timbre des *l* (das im AE. bei *ĕll ęld* usw. fehlt und bei *i*-Umgebung) hat sich, wie es scheint, stets rein erhalten nach dem Vokal *a*. Eine eingehendere Betrachtung des *l* im 16. Jahrh. ist hier die erwünschteste Bestätigung für die Annahme eines poln. *ł* im Englischen.

Im 16. Jahrh. wurde *l* nach den meisten Vokalen rein gesprochen; Erwähnung verdient, dass es in *should would could* durchaus bis Ende des 17. Jahrhs. artikuliert wurde. Von schwacher Artikulation war *l* nach betontem *a*, wobei die Angaben und die Auffassung der Orthographen schwanken. Am instruktivsten ist Bullokar, der in Worten wie *all ball hall talk* u. s. w. das Zeichen von *l*-Vokale anwendet; offenbar hat er einen Glidevokal zwischen *a* und *l* angenommen. Mulcasters Annahme eines stummen *l* und einer Aussprache *au* (also *cawf bawm cawm chalk salves talk walk* für *calf balm calm*) ist gewiss berechtigt, da auch sonst orthographische Zeugnisse, wie die cymrische Umschrift eines engl. Gedichtes Philol. Soc. Transact. 1880—1, *35 sowie Schreibungen wie *soudier cawdron faut shawm* für *souldier cauldron fault shalm* (Theoretiker bestätigen dieselben) durch das ganze 16. Jahrh. vorkommen. Gills ausdrückliche Angabe eines langen, unzweifelhaft auch eines dunkeln Vokals *â* in *all ball talk* zusammen mit Bullokars Annahme eines Glidevokals führen zur Annahme, dass *l* nach betontem *a* als polnisches *ł* artikuliert wurde: also *châłk tâłk fâłse smâłł* u. s. w., auch *mortâł prodigâł*. Auch nach *ō* zeigt sich mehrfach *ł*, durch Schreibungen wie *could toull* für *cold toll* oder wie *ould gould* für *old gold* auch bei Grammatikern gesichert. In unbetonten Silben gilt neben *âł* auch *ăl: gėnerâłł-gėnerăl,*

contlnüâtt-continiùal, *speciâtt-speciăl*, *sèverâtt-sèverăl*, *ădmirâtt-ădmirăl*. Daher rührt auch *shăl* neben *shâtt*, eine mehrfach bezeugte Doppelheit der Aussprache. An Einzelheiten sei erwähnt, dass Gill die Aussprache *hâtberd* und *hălbera* kennt, ferner dass Mulcaster 128 reines *ăl* angibt für *thrăldom* (aber *thrâtt*), auch für *wălking* (aber *wâlk*), für *Mal* (= *Mary*). Butler 18 gibt *caul* für *call*, *cauf* für *calf* u. s. w. an (auch *Maukin* für *Malkin*). Eine frz. Grammatik (Rouen, 1595) gibt die Aussprache von engl. *old gold bolt(e) molt(e)* als *aould gaould baoulte maoulte* an.

Dass in der Verbindung *-old- -uld-* das *l* tiefes Timbre hatte, wird durch diese Angabe sicher; Gill gibt zudem *wold manifold* als *wōuld fōuld* an; Sweet § 908 weist auf Salisburys Angabe *bowd bw* für *bold bull* hin und auf Tindals Schreibung *raineboll* für *rainbow;* Ascham schreibt vielfach *boulde houlde oulde* für *bold hold old*, wie er *faull waulk* für *fall walk* schreibt; John Cheke gibt für me. *boll cǫld toll* die Aussprache *bōwl cōuld tōul*. Die Schreibung *bowl* stammt aus dem 16. Jahrh.

Diese Thatsachen machen die Existenz eines (poln.) *ł* fürs Engl. wahrscheinlich; es ist daher wohl auch anzunehmen, dass im ME. — wie nach Scherer im AE. — das *ł* vorhanden war, z. B. in *ałł wałken chałk*, auch in *ǫłd gǫłd* (aber *fęld hęlth*).

Es wären demnach fürs AE. drei *l*-Laute anzunehmen: ausser dem im Deutschen bestehenden *l* etwa in *fēld* ne. *field* wäre (poln.) *ł* etwa für ae. *eałł* ne. *âłł* oder ae. *āłd* ne. *ōłd* anzunehmen; palatales *ľ* gälte für ae. *hwylč mylčľ* u. a.

Das Schott. scheint *ł* nicht entwickelt zu haben, so wenig es die Palatalisierung entwickelt hat: es zeigt *whilk ilka* und *meekil* mit bewahrtem Guttural, infolge dessen auch mit bewahrtem *l*; auffällig ist schott. *sick* = engl. *such*. In Lehnworten wie *salviour pulder* hat das Schott. im 16. Jahrh. das *l* noch gesprochen, als es im Engl. bereits verstummt war. Heute zeigt das Schott. vielfach Verklingen von *l* wie in *fa' gowd hauf saugh* für *fall gold half *salgh* (= ne. *sallow*). Im Schott. wie im Engl. war das *l* im 16. Jahrh. stumm im *souldior*.

§ 79. Germ. *r* sowie das jüngere aus *z* (*s*) entstandene *r* bleiben im Engl.: got. *hairtô* ne. *heart*, got. *brikan* ne. *to break*, got. *bairan* ne. *to bear*.

Über den Verlust von *r* in ae. *spěcan* ne. *to speak* (ahd. *spëhhan*) neben ae. *specan* s. oben S. 333. Ebendahin gehört engl. *speckle* 'gesprenkelt' = schott. *spreckle* (ae. *spěcca* 'Flecken'). Erst mit dem 16. Jahrh. tritt das *r* in ne. *bridegroom* (gegen me. *brīdgome* ae. *brýdguma*) auf, es beruht auf Anlehnung an ne. *groom* (an. *grómr*).

Die Entstehung von *r* aus *z* (: *s*) fällt unter gemeinwestgerm.-nord. Regeln; darüber oben S. 363; ae. *hara* ne. *hare* zeigt gegen ahd. *haso* grammatischen Wechsel, ebenso ae. *ǫngnora* neben ae. *nosu nasu* oben S. 338; ebenso ae. *ēase* 'Öse' zu ae. *ēare* 'Ohr', ae. *mete-seahs* gegen ahd. *mezzi-rahs*. — Singulären Verlust von *r* zeigt proklitisches *wiþ* gegen volltoniges *wider*, oben S. 340.

Das aus *z* entstandene *r* von ahd. *wër dër mir dir ir wir* — unbetonte Pronominalworte — ist im Engl. mit Ersatzdehnung verklungen: ae. *hwā þē mē þē gē wē;* ebenso im Präfix ae. *ā-* (= ahd. *ir*) neben betontem Präfix *or-* (dass *ā-* aus *aR* entstanden, zeigt Pauls Deutung *arǽfnan rǽfnan* aus *aR* + *ǽfnan* PBB 6, 553). In ae. *durran myrran yrre* (= got. *daursan marzjan airzeis*) beruht *rr* auf urgerm. *rz;* in ae. *ærn hærn* aus **razn* **hrazn* (got. *razn* an. *hrǫn*), sowie in ae. *hyrnet* (gegen ndl. *horzel*) ist Angleichung von *rzn* zu *rn* nach PBB 8, 521 ff. anzunehmen. Ähnliche Assimilierung zeigen ae. *lǽssa* aus **laisizô* (Angl. 3, 159) und ae. *sǽlla sēlla* aus **sôlizô*

(: got. *sêliza*). Aber in ae. *léornian* aus **liznôn* (zu got. *lais*) hält sich *r*, vielleicht unter dem Einfluss von ae. *léran;* neben ae. *méd* (aus *mizd-ô*) begegnet noch altertümliches *meord*.

Jüngeren Datums ist die Entstehung der Gemination in spät ae. *hĕrra* me. *herre* 'höher' aus *hehra* zu *héh* sowie in me. *nerre* 'näher' aus *nehra*. Vereinzelt ae. *orretta* aus **orhetta* (meist mit Ersatzdehnung *óretta*).

Sehr umfänglich sind *r*-Metathesen; ihre Geschichte resp. ihre Gesetze sind unklar. Inneres *-sr-* wird umgestellt in ae. *irsen* Wright[2] 142 aus *isern* (got. *eisarn*); in me. *hǫrse* 'heiser' (aus ae. *hás*) rührt das innere *r* durch Metathese aus der Flexionsform ae. *hásre* (ähnlich nhd. *heiser* für *heis*). Spätags. und frühme. ist *gyrstandæg* me. *ȝürstendai* für ae. *gistrandæg* me. *ȝisterday*. Das *r* in allen Anlautsverbindungen wie *gr cr hr*, oder *br pr fr*, *dr tr þr*, *wr str* erleidet vielfach Metathesen in geschlossenen Silben; gemeinengl. ist *horse* ae. me. *hors* aus *hross*, *born* me. *burne bourne* ae. *búrna* aus **brunno.* Die Zahl derjenigen Fälle, in welchen die Metathese gemeinengl. ist, sodass Nebenformen mit der ursprünglichen Lautfolge (*hross brunno*) in keiner engl. Sprachperiode bezeugt sind, ist sehr gering und somit lässt sich keine gemeinengl. Regel dafür aufstellen. Im AE. gilt die Regel (Sievers § 179) allgemein. Im ME. wird die Erkenntnis der Regel vielfach erschwert, weil nord. Lehnworte sich häufig mit engl. Material berühren und nicht unmöglich ist, dass Ausnahmen von der ags. Lautregel durch nord. Einfluss zu erklären sind; so stellt sich neben ae. *byrne* me. *bürne* ein *brüny briny* aus an. *brynja;* me. *brennen* neben *bernen* repräsentiert an. *brenna* (aber ae. *bærnan*) PBB 10, 35; me. (südl.) *bersten* ist ae. *berstan*, aber me. (nördl.) *bresten* ist an. *bresta;* ähnlich Orrm *frĕsst* = an. *frest* gegen ae. *fyrst* (aus **frist*); neben ae. *gærs* mkent. (Ayenb.) *gers* 'Gras' stellen sich me. *gras* und *gres*, die wohl an an. *gras* adän. *græs* PBB 10, 44 (vielleicht auch bestand eine ae. Deklination *gærs* Pl. *grasu*); me. (südl.) *forst* 'Frost' (ebenso ae.) erhält die Nebenform *frost* = an. *frost;* me. *cart(e)* 'Wagen' (gegen ae. *cræt*) ist das skand. *kartr*.

Lässt sich durch die Annahme von an. Einfluss die ae. Lautregel fürs ME. halten, so kennt das ME. auch eigene selbständige Metathesen; seit dem 12. Jahrh. erscheint statt *-rht-* gemeinengl. *-r-ht-:* ae. *beorht* wird me. *bright*, ae. *wyrhta* wird me. *wrighte*, ae. *worhte* me. *wroughte* Inf. *wirchen* (Orrm hat Präs. *wrohhte* zu Präs. *wirrken*), ae. *fyrhtan* me. *frighten*. Auch bei eigtl. *-rsh-* zeigt sich Metathese: *fresh thresshen threshwold* für ae. *fersć þerśan þerśwold* (aber Rob.-Gl. *verss* 'frisch', Ayenb. *iþorssen* 'gedroschen').

In ae. Zeit findet sich diese Metathese im Norden: *breht* für *berht*, *frohtla* für *forhtlan*, *fryhtu* für *fyrhto* Sievers § 179; dem anrdh. *scruf* 'Schorf' entspricht schott. *scrufe* (ne. *scurf*). Für ae. *brýd* findet sich in me. Zeit nördl. *bürde;* für ae. *þyrst* 'Durst' erscheint me. (nördl.) *thrist*, für *wearte* me. (nördl.) *wrat* = schott. *wrat*. Für ae. *bridd* ist anrdhbr. *bird* (NE. Dict. s. v.) das früheste Zeugnis der Metathese (me. *brid bird*); ebenso für ne. *third* anrdhbr. *þirda* (me. *thridde thirde*). Ne. *dirt* für me. *drit* scheint nördl. Ursprungs zu sein, vgl. noch Sweet § 510. 511.

§ 80. Germ. *w* behielt im Engl. bis auf die Gegenwart seine alte labiale Aussprache: got. *winds* ae. me. ne. *wind*. Das gewöhnliche ae. Lautzeichen dafür ist *ƿ*; seit etwa 1150 erscheint *w* (*uu u*) neben dem alten *ƿ*, das um 1280 nach Skeat Princ. S. 303 ganz ausstirbt.

Aber für got. *sigkwan siggwan saíhvan leihvan* erscheinen ae. *sincan singan seo(ha)n leo(ha)n*. Geminata durch (verklungenes) *w* zeigen ae. *teohhian seohhe geneahhe* PBB 9, 157 oben S. 367. Aber ae. *naca* aus Acc. *nak(w)un* (zu an. *nǫkkve*) sowie ae. *acus nacod nicor* zeigen *w*-Verlust vor eigtl. *u* (gegen got. *aqizi naqaþs*), Ae. *mæcgas* zu *magu* wäre got. **magwôs*.

Das AE. zeigt nach langer wie kurzer Silbe mehrfach Erhaltung eines postkonsonantischen *w* in der *wa-*, *wâ*-Deklination (Sievers § 249. 260); in Fällen wie ae. *mǽdwe* zu *mǽd*, *lǽswe* zu *lǽs* u. s. w. würde das *w* im Westgerm. sonst auffallen. Nach langer Silbe kennt das AE. dann noch *w*, das im Hd. verklungen ist, in Worten wie *wyrtwalu ácweorna burgware Rómware Eadwæcer windwian þrescwold* gegen ahd. *wurz(w)ala eihh(w)orn burg(w)are Rúm(w)are Ot(w)ahhar wint(w)ôn* (aber *wintwanta*) *drisc(w)ufli* PBB 12, 378. Auffällig sind daneben die auf *-ware* gebildeten Völkernamen ohne *w* in der Caedmonschen Genesis *Ammonit-are Elamit-are*. Für ae. *hláford* begegnet einmal *hláfweard*. Ae. *innoþ* (falls für **in-wáþ*) dürfte unser *Eingeweide* sein. Unklar ist die Regel für den *w*-Verlust in got. *saiws* ae. *sǽ* ne. *sea*. Beachtenswert anrdh. *néhwia* zu got. *néhv* = ae. *néah*, aber me. *nehhen neighen* 'nahen' (Havel. noch *newhen*). Sonst sind urgerm. *w* vor *ú* (aus *ó*) verklungen in *hú* für **hwú* = **hwó* und in *tú* für **twú* = *twó*; aber dem ahd. *huosto* an. *hóste* für urgerm. *hwóston-* entspricht ae. *hwósta*. Dem ahd. Adverb *garo* für **garwo* entspricht ae. meist *geare* (selten *gearwe*).

Im ME. verklingt *w* vor *ǭ*: ae. *hwá* wird me. *hǭ*; ae. *swá* wird me. *sǭ* ne. *so*; ae. *hwǭsta* me. *host* 'Husten'; ae. *swǭte* wird me. *sǭte* 'süss'. Ae. *twá* wird *tǭ* (ne. *who two* führen die alte Orthographie gegen die Aussprache weiter). Ausserdem me. *soche* aus *swüch* ae. *swylč*; ae. *cwidu* wird me. *c(w)ude*; ae. *cucu* für *c(w)ucu cwicu*; Orrm *sustre sutell* aus ae. *swustor swutol* (aber me. ne. *sister* ist nach Zupitza AfdA 2, 15 das an. *syster*). Neben einander bestehen me. *thwong* und *thong*; *swǭwien-sǭghien* 'in Ohnmacht fallen'. Über me. *killen cüllen* ne. *to kill* aus ae. **cwyllan* Hupe EStud. 11, 494. — Me. *langage* ist im 15./16. Jahrh. *langage* und *language* (Anlehnung an frz. *langue?*).

Anlautendes *w* zeigt sich bis ins NE. vor dunklen Vokalen wie in *wood* ae. *wudu*, *woo* ae. *wógian*, ne. *word* = ae. *word* u. s. w. (aber vereinzelt *ooze* me. *wǭse* ae. *wós*). — Im 16. Jahrh. wurde *w* in *sword answer* noch artikuliert; aber *quoth* wurde nach Gill und Daines *kóth* gesprochen.

In me. Zeit verstummt *w* postkonsonantisch in *Canterbury* aus *Contwarabyrȝ*; in *ȝese* 'ja' aus **gedswá*, in *alse* aus *ealswá*, aus *hwóse* in *hwá swá*; schon Orrm hat *se* für *swá* in *allse whannse whàse whǽrse sǭnse*: vgl. ae. *sepéah* für und neben *swápéah*.

In Gemination geht *w* verloren in me. (Ancr.-R.) *vrommard* aus *fromward*, *hammard* neben *hamward*, *upard uppard* neben *upward*, *goddǭt* aus *god wát* 'weiss Gott'; hierher wohl auch *ichǭt* für *ich wǭt* und *ichülle icholle* für *ich wille*, *icholde* für *ich wolde* (ne. Dial. *chill chould* in der Elisabethanischen Zeit und in ne. Dialekten bei Panning S. 37).

Zuwachs erhält *w* im ME. duch den Übergang von *γ* in *w* (oben § 67): ae. *sorg(e)* me. *sorwe*, ae. *morgen* me. *morwe*, ae. *folγian* me. *folwen*, ae. *hálγa* me. *halwe*; diese *w*-Laute erfahren vielfach Vokalisierung im späteren ME.; darüber s. den Vokalismus.

Die Auslautsverbindung *wr* hält sich bis in die Neuzeit; für das 16. Jahrh. schliessen wir dies aus dem Schweigen der Grammatiker (doch Ellis 580); eine frz. Grammatik von 1595 (Rouen) gibt an: *wr* se prononce, comme si *r* étoit devant *w* : *written* = *rouitten*. — Die Anlautsverbindung *wl* hat schon im 15. Jahrh. ihr *w* verloren: Chaucer *lipsen* Prompt.-Parv. *lyspyn* für ae. *wlipsian* me. *wlispen* ne. *lisp* Ellis EEP 515. — Das anlautende *w* in *one* 'eins' belegt Sweet HoES 339 aus Tindals NT 1526 (*won*[1]); aber kein Grammatiker der Schriftsprache im Zeitalter der Elisabeth bestätigt dies; erst am Schluss

[1] In me. Zeit begegnet diese Schreibung im Guy of Warw. ed. Zupitza V. 7927 und in den von Horstmann edierten Vita S. Ethelredae und S. Editha (K. Fischer Anglia 11. 212). Offenbar ist ne. *ǭ* diphthongiert. So ist auch die Schreibung *whole* für me. *hǭl* entstanden.

des 17. Jahrhs. (Ellis 605) geben die Lehrbücher die Aussprache mit *w* an. Für das Litteraturenglisch des 16. Jahrh. hat gewiss reines *ōn* gegolten = me. *ǭn*.

§ 81. Germ. *j*. Im Anlaut kennt das AE. nur das Zeichen des spirantischen *g*, dessen Lautwert oben S. 841 ff. als *γ* und ȝ formuliert wurde; ob germ. *j* mit diesem Laute ȝ nun völlig im AE. zusammenfiel, ist unsicher; Allitterationen wie *ȝeong* (= as. *jung*) oder *ȝeogoþ* mit *gōd* oder *ȝilp* resp. *ȝest* 'Gast' beweisen nicht völlig; aber immerhin ist wahrscheinlich, dass germ. *j* mit echt engl. ȝ zusammengefallen; die jüngere Entwickelung ist dieselbe: me. *ȝong* oder *ȝouthe* wie *ȝiven;* vgl. ne. *year* got. *jêr*, ne. *yoke* got. *juk;* ne. *ye* 'ihr' got. *jûs*, ne. *young* got. *juggs*. So entspricht me. ȝ im Anlaut auch dem an. *j*, so in *ȝá ȝó* an. *ja*, *ȝáten* an. *játa*, *ȝǫ́l* an. *jǫ́l*.

Das Zeichen des Lautes im ME. ist ȝ; seit dem 15. Jahrh. ist *y* herrschend geworden.

Anlautendes ȝ ist im ME. vor *ī* mehrfach verklungen; dabei ist es gleichgültig, ob me. ȝ auf germ. *j* oder auf urengl. ȝ aus *γ* zurückgeht oben § 67; vgl. noch me. *isikel* aus ae. *íses gicel;* me. *icchen if* aus ae. *gýċċan gif* und Sarrazin EStud. 8, 65.

Postkonsonantisches *j* ist urengl. geschwunden: westgerm. *laggjan sattjan bruggj cunnj* (got. *lagjan satjan brugjô- kunja-*) sind urengl. *leġġan settan bryġġ cynn*. Nur nach *r* bewahrt kurze Tonsilbe alte *j* (bald als *i* bald als *g* geschrieben): ae. *hergum* = got. *harja-m;* ae. *berie* 'Beere' (ne. *berry*) aus **bazjôn;* ae. *styria;* ae. *herian* got. *hazjan; nerian styrian* (aber ae. *híran* 'hören' aus *hauzjan*). Vereinzelt ae. *Dene* Gen. Plur. *Denia, wine* Gen. Plur. *winia* Sievers § 262 Anm. 2.

In urengl. Zeit ist *j* durch Kontraktion geschwunden in ae. *éċe* im Vergleich mit got. *ajuk(duþs)* Holtzmann AdGr. I, 202 und in ae. *éodon* aus **ijadon* got. *iddjêdun* ten Brink ZfdA 23, 65; ae. *fréone* = got. *frijana*.

Intervokalisches *j* erscheint bei zahlreichen starken Verben (auch vielfach auf dem Kontinent) als *w:* ae. *sáwan wáwan gráwan bláwan* u. s. w. für **sâjan* **wâjan* **grôjan* **blôjan;* noch ae. *néowe* mit got. *niujis;* ae. *cléowen* aus **kliujan?* Sonst bewahrt das AE. intervokalisches *j*, als *g* (*ge*) dargestellt: ae. *fríga* 'Herr' got. *frauja;* in der späteren Zeit erliegen diese *j* (ȝ) der Vokalisierung: me. *hei hai* aus ae. *hēg* (got. *hauja-*) 'Heu'; ae. *ǽg* (QF 32, 130) aus *aija-;* me. *églond* (zu germ. *aujô-*) me. *eiland;* ae. *clǽg* me. *clai clei* u. s. w.

Im ME. entwickelt sich — wohl etwa schon seit 1000 — einige anlautende *j*, auch einige innere. Oben S. 849 ist me. *ȝhǫ́* aus *hjǫ́·* für *heó·* statt *hé·o* gedeutet; für ae. *éower* erscheint um 1000 *geower* Germ. 23, 388 ff.; ebenda auch *geodun* für *éodun*. ME. gilt für ae. *éow* demgemäss meist *ȝú ȝou* oder *ȝǫ́w;* ae. *éower* me. *ȝúre ȝoure* oder *ȝǫ́ure;* dieser Wandel dürfte durch den Nom. ae. *gé* me. *ȝé* beschleunigt sein. Vgl. noch ne. *York* ae. *Eoforwic* (lat.-kelt. *Eboracum*); wohl auch ne. *to choose* aus *ċjǫ́san* = ae. *ċéosan*.

Dialektisch werden auch sonst die ae. *éo* zu *jǫ́*, *éa* zu *ja*. Me. *ó* für *éo* beruht auf der Grundform *eó·* z. B. Fuchs und Wolf.

Im Kent. erscheint seit ae. Zeit für *ea ja* (Rieger ZfdPh 7, 12; Sievers PBB 10, 195): es allitterieren in ae. Zeit *gú jú* mit *eald, georne* mit *eall* u. s. w.; ae. *éald* ist mkent. (Ayenb.) *ȝáld* (Dancker Laut- und Flexionslehre der mkent. Denkm. S. 7); s. unten beim Vokalismus.

§ 82. Germ. *m* und *n* hält sich ziemlich im Umfange wie in den übrigen westgerm. Sprachen: got. *mans* Pl. = engl. *men;* got. *namô* ne. *name;* ahd. *meinen* ne. *to mean*. Germ. *m* erscheint — wie im As. — als *ƀ f* in ae. *heofon* (as. *heban*) gegen got. *himins* und in *geofon* (as. *gëban*) gegen an. *geime;* offenbar eine Dissimilierung wie diejenige im Anord., wenn an. *hedan þadan hvadan* für Grdf. *henan þanan hwanan* (= ae. *heonan þanon hwanon*) stehen; gleichzeitig

heben wir zur Charakteristik des Engl. hervor, dass es die im Anord. auftretende Dissimilierung von *-n-n* zu *-d-n* nicht kennt (ae. *heonan* = an. *hedan*).

In einigem Umfange schwinden Nasale vor tonlosen Spiranten mit Ersatzdehnung (Mittelstufe waren wohl Nasalvokale): got. *anþar* ae. *óđer*, got. *sinþ* ae. *síþ*, got. *fimf* ae. *fíf*; ahd. *amsala* ae. *ósle*; über ae. *fífel* (: an. *fimbul-*), ae. *fracoþ- unforcúþ* (= got. *fra-kunþs*), ae. *míđl míđl* (an. *mél*) = ahd. *mindil* s. Kz. 26, 72 ff. 328. In unbetonter Silbe geht die Ersatzdehnung verrloren: ae. *or-óþ* (got. **ur-anþ*) 'Atem', *geogóþ* ahd. *jugund*, *dugoþ* ahd. *tugund*, ae. *æfest* zu *ést* (got. **af-ansts*), *fracóþ* (got. *frakunþs*). Daran schliesst sich der urengl. Nasalverlust in unbetonten *-aŋʒ* (*-iŋʒ*?) in ae. *huneg* (ahd. *honang*), ae. *weorþig* neben *wyrþing* 'platea', ae. *bodeg* (ahd. *bodeming*) Cosijn AWs. Gr. S. 5. Vereinzelt steht Nasalverlust in ne. *agnail* (seit dem 15. Jahrh.) für me. *angnail*.

Am Schluss der ae. Zeit wird *nl* zu *ll* assimiliert; oben § 78.

Im 11. Jahrh. verklingt *n* in ae. *þunresdæg* zu *þúresdæg* Wright[2] 437 e me. *þúrsdai*; *míre* aus *mínre*, *þíre* aus *þínre*; ae. *sǽterndæg* wird *sæterdæg* me. *saterdai*; ae. *nemde* (zu *nemnan*) für *nemnde*. Gleichzeitig schwindet das *n* in vortonigem *on*: *abútan* aus *onbútan*, *aweg* für *onweg*, *agean* aus *ongean*, derselben Zeit gehört *ǽnetre* für *ǽnwintre* 'einjährig'.

Wandel von *n* und *m*, der durch Assimilierung bedingt ist, zeigt sich in me. *wimpel* aus ae. *winpel*, me. *hemp* ae. *hænep*, me. *ante* 'Ameise' neben *amte*. Im ME. besteht jüngeres *skenten* neben älteren *skemten skempten* (an. *skemta*).

Die Pronomina ae. *án nán mín þín* verlieren — eigtl. wohl nur vor Konsonanten — ihren Nasal und es entstehen me. *a nǫ mí þí*; westgerm. *man* (oben S. 394) als Pronomen erfährt infolge seiner Unbetontheit häufig die Verkürzung zu *me* seit dem 12. Jahrh.

Überhaupt verschwinden im ME. die auslautenden ae. *-n* in Suffixsilben: ae. *gamen* me. *game*; ae. *mægden* me. *maide* (aber *maidenhǫd*); me. *chike* Sarrazin PBB 9, 586 aus ae. *ćýćen*. Orrm hat schon *faste lende weste* für ae. *fæsten lenden wésten* me. *aboute withoute bifǫre bihinde* für ae. *onbúton widúton biforan bihindan*; aber das *n* von ne. *seven nine elleven* weist nicht auf ae. *seofon nigon ænleofan*, sondern auf die flektierten *seofone nigone endlufone*; so wird auch ae. *heonan* durch *heonane* im ME. zu *henne hennes*. Wenn dem ae. *ágen open fægen* im NE. *own open fain* mit bewahrtem *n* entspricht, so ist die ne. Form der Reflex der deklinierten Formen mit Endungs-*e*.

Metathese zeigt ae. *ǽrende* me. *ĕrnde* zu *erdne* (Gen.-Ex.).

Der Artikulation nach unterscheidet das Engl. dentalen und gutturalen Nasal, aber es gibt für beide Aussprachen nur ein *n*-Zeichen. Mit dem Schluss der ae. Zeit und durch die me. Zeit hindurch gibt es noch ein anderes *n*, ein mouilliertes; geschrieben *in* in me. Formen wie *leinthe streinthe leinten bleinte dreinte meinde* für *lengþe strengþe* u. s. w.; auch *freinsh* für ae. *frenćisc*. Die spätae. Schreibung *lengten* für *lencten*, *þengþ* für *þencþ*, *þingþ* für *þincþ* (z. B. bei Byrhtferd) deutet auf eine Veränderung in der Artikulation: *leńten þeńþe* für *lenćten þenćþ*. Wenn im AE. Schreibungen wie *reng* für *regn*, *þeng* für *þegn*, *seng* für *segn* vorkommen, so dürfte wohl schon spätags. damit eine Aussprache *reń þeń seń* angedeutet sein. Moulliertes *ń* scheint vielfach zu *in* geworden zu sein; vereinzelt (Frz. Stud. 5, 132) begegnet dafür auch die merkwürdige Schreibung *ni* z. B. *sanyt* für *saint*, *blenyte* für *bleinte* (= *blencte*). Über mouilliertes *n* in frz. Lehnworten s. ten Brink § 117.

Noch ein vierter Nasal bedarf hier der Behandlung, der im ME. durch *un* dargestellt wird; er findet sich nur in frz. Lehnworten (nur selten finden sich me. *aunswere* für *answere*).

In Betracht kommen die von Behrens Frz. Stud. 5, 79 Ellis EEP 583 (oben

S. 815) behandelten Erscheinungen. Die Schreibung hat sich bis in die Neuzeit gehalten und die Theoretiker des 16. Jahrhs haben sich mit dem Laut beschäftigt. Von besonderer Wichtigkeit ist Bullokar. Er bezeugt eine eigene Aussprache des *n*, indem er das Zeichen des silbebildenden *n (ń)* verwendet; er glaubte offenbar einen Glidevokal zu hören. Darnach muss im Zeitalter der Elisabeth der entlehnte frz. Nasalvokal bestanden haben. Es verdient hervorgehoben zu werden, dass die engl. Grammatiker wie Palsgrave (auch Bellots French Grammar 1578, 3b) den frz. Nasalvokal *ã* durch engl. *aun* transscribieren. Die frz. Nasalierung ist aber vor Gutturalen früh durch den gutturalen Nasal ersetzt, nur vor Palatalen und Dentalen hält sie sich in betonten Silben im Elisabethanischen Englisch. Ausdrücklich als kurz bezeugt sind die *ă*-Vokale der mit frz. Nasalvokalen bezeugten *dăńger chăńge străńge ăńcient dăńce chăńce advăńce brăńch grăńt commăńd (ń* ist Bullokars Zeichen für unser *ṅ)*; in solchen Worten hält sich die Schreibung *aun* (= frz. *ã)* bis ins 17. Jahrh. hinein; aber die moderne Länge der Tonvokale, die Substitut für die Nasalierung ist, lässt sich erst in der 1. Hälfte des 17. Jahrhs nachweisen, wo — nach dem Zeugnis Butlers 1633 — *change range danger stranger* andern Tonvokal haben als *chance France demand* (schon bei Gill 1611 haben *dance advance* den *â*-Vokal von *ått)*. Der frz. Nasalvokal, den wir für Tonsilben für den Ausgang des 16. Jahrhs noch annehmen müssen, ist in unbetonten Silben früher beseitigt; die Schreibung mit *aun* tritt in Worten wie *servant merchant galant ignorant valiant* und *remembrance countenance utterance variance governance* u. s. w. früher zurück und Bullokar kennt für sie jenes Nasalzeichen *ń* auch nicht.

Frühes Verklingen des frz. Nasalvokals *ũ (prononcer rond conte)* wird auch durch das Verhalten Bullokars erwiesen; offenbar ist echter Diphthong *ou* + *n* frühzeitig dafür substituiert *(pronounce round count)*. — In frz. Lehnworten wie *chamber example* bezeugt Bullokar (durch sein *ḿ)* wiederum die Existenz von Nasalvokal für das Zeitalter der Elisabeth. —

Über die im 16. Jahrh. häufig auftretenden Doppelformen *other-nother, uncle-nuncle, awl-nawl* sowie *ewet-newt* aus ae. *efete (n'ass n'ox n'aunt* bei Daines 1640, p. 80) vgl. Zupitza AfdA 2, 4 und Mätzner Gr. S. 187, wo auch der Abfall von *n* in Worten wie *auger* aus *nauger, adder* aus *nadder* behandelt wird. Stumm ist im 16. Jahrh. und wohl schon früher das *n* in *hymn solemn damn condemn*.

Me. Geminata zeigt sich in *wimman* aus ae. *wîfman, lammasse* aus ae. *hlâfmæsse, lemman* aus ae. *lêofman;* selten *ȝemme* für *ȝif me*. Ne. ist *gammer* für *godmoder*.

B. VOKALISMUS.

Unsere Vokalbezeichnung wurde dadurch bestimmt, dass der Accent als Längezeichen für diesen Grundriss vorgeschrieben war; daraus ergab sich ohne weiteres, dass der Accent auch im ME. als Quantitätszeichen zu verwenden war — ein Verfahren, welches zugleich auf Orms für die Vokalgeschichte so wichtiges Werk übertragen werden konnte ohne seine Orthographie anzutasten. Nur für das sekundäre lange *a* des ME. glaube ich — zum Unterschied vom ae. *á* — ein *a* anwenden zu sollen. Für die ne. Laute des 16. Jahrhs verwende ich bei phonetischen Angaben Längezeichen wie *a ē o*.

Das Urenglische als Zweig des Westgerm. fusst auf dem gemeinwestgerm. Vokalbestande:

a) kurze Vokale *a e i o u*
b) lange Vokale *â* (= got. *ê* S. 363) *ê* (= got. *ê* oben S. 356) *î ô û*
c) Nasalvokale vor *h* (oben S. 332, 356) *ã ĩ ũ*
d) Diphthonge: *ai au eu iu* (oben S. 356).

A. ALLGEMEINES.

α. QUANTITATIVE VERÄNDERUNGEN.

§ 83. Die wichtigste quantitativische Änderung im engl. Vokalismus besteht in einem alten Dehnungsgesetz, das vor bestimmten Konsonantengruppen auf kurze Tonvokale wirkt. Die Chronologie dieser Dehnungen ist sehr kompliziert, vielleicht fallen sie in die urengl. Zeit, jedenfalls sind sie gemeinengl., so dass im wesentlichen alle Dialekte Anteil daran haben. Kurze Tonvokale werden gedehnt vor Dauerlaut + Media (*ld rd nd mb*) und vor *rn;* nicht alle Vokale sind gleich dehnungsfähig; auch wirkt *nd ng*, wie es scheint, »nur in einigen Dialekten«. Noch sind nicht alle Erscheinungen völlig erkannt; beachtenswert ist, dass das Engl. in wesentlichen Punkten hier mit dem Urfries. (oben S. 731 ff.) übereinstimmt. Anderseits fällt freilich auf, dass wenigstens in Orrms Sprache sich das Dehnungsgesetz auch auf einige unzweifelhaft nord. Lehnworte (*bánd wánd lúnd wráng génge*) erstreckt. Es ist wohl denkbar, dass der ganze Prozess sich durch mehrere Jahrhunderte hinzog, dass er auf die verschiedenen Vokale geographisch wie chronologisch verschieden wirkte, dass überhaupt das, was wir jetzt als ein einheitliches Gesetz wirksam sehen, ein komplizierter Prozess gewesen ist. Im 10. Jahrh. spätestens dürfte derselbe seinen Abschluss gefunden haben, und jedenfalls haben wir es hier mit einem gemeinengl. Lautgesetz zu thun, mag dasselbe auf *ănd* oder *ĭng* nicht so allgemein gewirkt haben wie auf *ĭld* oder *ĭnd*. Somit dürfen wir als gemeinengl. ansetzen ae. ***bīndan bīnd fīndan grīndan wīnd gecýnd húnd gesúnd fę̄ld cīld geþýld gedwýld gǭld mīlde wīlde.*** Orrm hat noch beispielsweise ***stīrne*** aus ae. ***stýrne, hīrne*** aus ae. ***hýrne, ȝę̄rne*** aus ae. ***gę̄ornian, fę̄rne*** aus ae. ****fę̄orne.*** Schreibungen wie ***loand*** in der Proklamation Heinrichs III. (1258) sowie ***hoond loomb boond soond feeld eerne eende heenge woord*** bei Wicl. stimmen zu Orrms ***lánd hánd lámb bánd sánd ǽrn ę̄nde wórd.*** Durch zahlreiche Längezeichen sind im AE. (z. B. in den Blickl.-Hom.) gesichert ***hórd órd wórd bórd*** u. a. Orrms ***ǽrd flǽrd swērd ōrd bórd wórd bīrd hīrde fērd brērd rērd wērden hērde*** weisen auf ae. ***ę̄ard gefl ę̄ard swę̄ord órd*** u. s. w. u. s. w., wofür im AE. vielfach handschriftliche Längezeichen bekannt sind (Sievers § 124, Sweet HoES § 395). Durch Reime bei Chaucer u. a. sind me. Dehnungen gesichert in ***fę̄rn*** 'Farnkraut', ***ȝę̄rd*** 'Garten', ***bę̄rd*** 'Bart', ***hǭrd*** 'Schatz', ***tǭrd*** 'Kot', ***sę̄lde*** 'selten', ***fę̄ld*** 'Feld', ***shę̄ld*** 'Schild', ***gǭld*** 'Gold' (ae. ***fę̄arn gę̄ard bę̄ard hǭrd tǭrd sę̄ldan fę̄ld scę̄ld gǭld***) ten Brink § 48 8) und derselbe Gelehrte kennt für ae. ***múrnan*** ne. ***mourn*** im ME. Dehnung. Für ne. ***comb womb*** ist die me. ne. Dehnung Beweis für ae. ***cámb wámb.*** Theoretiker des 16. Jahrhs. bezeugen langes ***ē*** für ***to learn*** (ae. ***lę̄ornian*** Orrm ***lę̄rnen***) und für ***earnest*** (ae. ***ę̄ornost*** Orrm ***ę̄rnest***), für ***earth*** (ae. ***ę̄orþe*** Orrm ***ę̄rþe*** Wicl. ***eerth***); auch ***ō*** für ***corn thorn torn*** wie für ***old scorn gold, ū*** in ***mourn board.***

Anm. Innerhalb der me. Zeit scheint Mangel der Dehnung vor den behandelten Konsonantenverbindungen darauf hinzuweisen, dass die betreffenden Worte aus dem AN. stammen; das gilt von Orrms ***bărrn*** (an. ***barn***) neben ***bǽrn*** (ae. ***bę̄arn***), ***þŏrrn, stĕrrne*** Brate PBB 10, 33. 58. 61; so muss auch Orrms ***tŭrrnen*** entlehnt sein. Doch ist zu bedenken, dass man die Dehnungsregeln in vollem Umfange noch nicht erkannt hat (warum z. B. me. ***ȝĕrde*** ne. ***yard*** ohne Dehnung ist). Wenn im ME. neben ***lǭmb*** 'Lamm' (ten Brink § 48, 1) auch ***lāmb*** erscheint, so ist diese Form unter Berücksichtigung von § 87 erklärbar und zwar nach Holthausen Litt.-Ztg. 1888, 1714 aus dem Plural ***lāmbru*** (ähnlich Schröer Germ. 34, 519).

Die Gruppe ***ng*** kann nicht als unbedingt dehnend anerkannt werden; auch ist ja zweifelhaft ob ***g*** hier Media war (oben S. 843); Orrm hat ***síngen súngen tínge ȝúng;*** anderwärts ***foangen soong.*** Vor ***nǵ,*** dessen ***ǵ*** (oben S. 843) gewiss eigtl. Media war, zeigt sich me. ***ę̄*** in me. ***hę̄nǵe*** (ne. ***hinge***) aus ****henǵe *hanggjōn?***

Vor der Gruppe ***rþ*** ist Dehnung wahrscheinlich durch Orrms ***ę̄rþe fǭrþ*** Wicl. ***eerthe foorth;***

dazu stimmt dass auch vor urengl. *-lþ-* (= ae. *-ld* oben S. 851) sich Dehnung zeigt in ae. me. *gǫld fęld* (aus *golþa- felþu*).

Eine besondere Bemerkung bedarf noch die Behandlung der westgerm. *-ald;* es entwickelt die Doppelheit *-áld* und *-ęald:* gemeinengl. *áld cáld háldan fáldan* = westsächs. kent. *ęald ćęald hęaldan fęaldan* (me. *ǫld cǫld hǫlden fǫlden* und *ęld hęlden*). Die Dehnung ist auch hier gemeinenglisch. —

Schliesslich sei die Bemerkung gemacht, dass die Vertretung von ae. *ęo ęa* in südlichen Dialekten der me. Zeit vielfach Aufschluss über Dehnung vor *ld, rn* u. s. w. gibt.

§ 84. Die Entstehung langer Vokale aus Nasalvokalen. Der Bestand der alten langen Vokale wird gemehrt, indem für die Nasalvokale *ã ĩ ũ* neue Längen erscheinen. Das Urgerm. wie das Urwestgerm. besass in Tonsilben vor *h ã ĩ ũ,* die durch Nasalverlust zu erklären sind (oben S. 356). Hierzu kommt im Urengl. zunächst noch eine Reihe weiterer Nasalvokale *ã ĩ ũ* (auch mit ihren Umlauten) vor den tonlosen Spiranten *þ s f* (oben S. 864). Dabei tritt für *ã* urengl. *õ* ein. Ausser urengl. **fõhan *hõhan *þõhæ* = got. *fãhan hãhan þãhô,* urengl. *brõhtæ* got. *brãhta* gelten noch urengl. *ũs sĩþ fĩf* für got. *uns sinþ fimf* u. s. w. In allen solchen Fällen ist gemeinengl. *ó í ú* (resp. ihre Umlaute) an Stelle der Nasalvokale getreten: *bróhte ús fíf síþ.* Möglicherweise haben um 700 noch die Nasalvokale bestanden; Sievers § 186 Anm. 2 erinnert an ae. run. *onswini* für ae. *óswine*; vielleicht sind die Geminaten *ss þþ* in *ússer gesiþþas* in der Caedmonschen Genesis als Zeugen für die Nasalvokale anzuführen (oben S. 851. 864). Aber jedenfalls fürs 9./10. Jahrh. und für die Folgezeit finden sich keinerlei Spuren dieser alten Nasalvokale mehr, allgemein gelten dafür *ó í ú* (resp. die Umlaute *é ý*).

§ 85. Die me. Dehnung in offener Silbe. Die altgerm. kurzen Vokale bewahren mit der in § 83 vorgeführten Einschränkung ihre Quantität durch die ae. Zeit hindurch, aber im ME. erscheinen für ae. *ă ĕ ŏ* in offener Silbe vielmehr Dehnungen (*ā ę̄ ǭ*): ae. *făran ĕtan hŏpian* sind me. *fāren ę̄ten hǭpen.* Um 1200 bestanden noch die alten Kürzen. Orrm bestätigt durch Kürzezeichen für seine Mundart *lăte tăkenn hĕte hătenn lădenn* u. s. w. und er kann Wortformen wie *spĕkenn wăterr măkenn bĕrenn* nicht im Versausgange gebrauchen, wo er nur langsilbige wie *dēde lēde cwēmenn lāre brōþerr* u. s. w. duldet. Im Poe.-Mor. werden *stĕde căre fĕle grăme wĕle wăne* u. s. w. nur in der Caesur, *brǫ́þer bę́ten lǫ́me dēde lę́ve* u. s. w. nur im Versausgange geduldet. Jessen ZfdPh. 2, 138 ist der erste, der auf die dem Orrmulum, dem K--Horn und dem Poe.-Mor. eignen metrischen Kriterien für die frühme. Fortdauer der ae. Quantitätsverhältnisse hingewiesen; vgl. noch Wissmann Angl. 5, 471 ff. Den Beginn der me. Dehnungen setzt ten Brink § 35, 1 in die Mitte des 13. Jahrhs. Sobald Reime auftreten wie *ǫ́re: forlǫ́re* (ae. *áre: forloren*), *nę́de: stę́de* (ae. *nęade: stĕde*), d. h. sobald alte Längen mit alten Kürzen gebunden werden, ist die me. Dehnung als wirksam zu erachten. Nach Seite 788 haben auch die an. Lehnworte wie *tăka hrăpa* diesem Gesetz im ME. unterstanden.

§ 86. Dehnungen vor *st.* Wie S. 869 gezeigt wird, tritt vor *st (š)* und anderen *s*-Verbindungen durch die me. Zeit hindurch Neigung zur Verkürzung langer Vokale ein (die genauere Regel dafür ist noch nicht gefunden). Um so seltsamer ist, dass vor *st* (auch vor *š)* mehrfach sich sekundäre Dehnung von *ĕ* zeigt während des 16. Jahrhs. So hat Bullokar *nēst* für *nĕst;* Cheke hat *ē* in *guest* (Udall schreibt *gueast* und reimt es auf *feast*)*;* Tindal hat im NT für *west rest* die Schreibungen *weest reest; jest, jester* erscheint bei Mulcaster mit *ea.* In *yeast* geben Salesbury und Butler merkwürdigerweise Aussprache mit *ī* an; *ea* ist jedenfalls hier ein schriftsprachlicher Zeuge für die Dehnung vor *st.*

Bullokars *to mēš* 'fangen' (bestätigt durch die Schreibung *to meash* z. B. bei Surrey) weist mit seinem *ē* auf ae. *mǽsće* (got. **mêsqon-* oben S. 351).

§ 87. Vokalverkürzungen. Ebenso kompliziert wie die Chronologie der sekundären Dehnung § 83 von Tonvokalen vor bestimmten Konsonantengruppen ist auch die Chronologie der allem Anschein nach durch alle Sprach-

perioden verteilten Vokalverkürzungen vor Doppelkonsonanten. Die Litteraturdenkmäler bedienen sich niemals mit Konsequenz irgend welcher Quantitätsbezeichnungen; Orrms Schreibgepflogenheiten, aus denen wir heute die Quantität der Vokale mit Sicherheit bestimmen (ZfdA 19, 213), beruhen vielmehr auf ganz anderm Prinzip (ten Brink Chaucers Spr. § 97; Trautmann Angl. Anz. 7, 94; Brate PBB 10, 580). Das einzige graphische Hülfsmittel für Quantitätsbezeichnung bis ins 13. Jahrh. sind die handschriftlichen Accente als Längezeichen, deren Wert besonders durch H. Sweet (neuerdings HoES[2] 377 ff.) betont worden ist; es ergiebt dieses Kriterium einerseits die Bestätigung lautgeschichtlich gesicherter Längen, anderseits auch Resultate, die sonst nicht leicht zu gewinnen wären (*cwóm* Sweet Angl. 3, 153; Praefix *á*; häufig *wínd blínd hórd þórn hánd lámb* u. s. w. § 83). Negativ hat Sweet dieses Kriterium verwertet, wenn er aus dem Fehlen von Quantitätszeichen etwa in ae. *bróhte sóhte þóhte* HoES[2] § 403 kurzen Tonvokal für ursprünglich langes *ó* erschliesst. Weit seltener als Längenbezeichnung durch Accent ist ein eigenes Kürzezeichen (*gŏd ĕge hĕte stĕde hwănon*), das Napier Acad. 1889 No. 909 neben den häufig gebrauchten Accenten entdeckt hat in der ae. Hs. Cleop. B XIII. Im Anfang des 11. Jahrhs. war man in England im Stande *gŏd* 'deus' und *gód* 'bonus' mit Quantitätszeichen so zu kennzeichnen, wie es jetzt die historische Grammatik thut. Orrm ist der letzte Vertreter dieser Bewegung, wenn er einerseits *hát tácen hét* mit Längezeichen (x́ x̋ x̏) bei ae. Tonlänge, anderseits *hăten tăken hĕte* mit Kürzezeichen bei organischer ae. Kürze verwendet. — Weitere graphische Hülfsmitttel für Längenbezeichnung sind Doppelschreibungen, die sich im AE. ME. finden; schon Epin.-Gl. haben *tuun bruun cuu goos sooth liim* (Sievers § 8); im ME. wird besonders *ee oo* als Länge geschrieben (ten Brink § 26. 32); *ii* findet sich häufig z. B. im Lay le Freyne und M. Patriks Purgatorium (Angl. 3, 416 EStud. 1, 90), *yy* häufig (= *í*) im Prompt.-Parv. — Auch repräsentiert Orrms *æ* durchweg einen langen Vokal, ebenso die Schreibung *oa* (me. *ǿ*) z. B. in der Proclam. Heinrichs, und *ou ow* als *u*-Laut gilt gewöhnlich für langes *ú*.

Sind die graphischen Kriteria für Quantität im Engl. gering, so ist dementsprechend auch der Quantitätswandel wenig datierbar. Auch zieht sich Kürzung vor Doppelkonsonanz durch alle Perioden. Wenn westgerm. *sâm* (oben S. 403) im AE. statt durch *sóm-* meist durch *săm-* vertreten ist (*sam-dęad, -cucu*), so liegt hier eine ae. Kürzung *sóm* vor. Ebenso veranlasst Doppelkonsonanz sekundäre Kürzung von *síþþan* (= got. *þanaseiþs*) schon in ae. Zeit zu *sĭþþan*, dessen Tonkürze durch die Schreibungen *syþþan seoþþan* erwiesen wird. Daher ist ae. *lǽþþo wrǽþþo* vielleicht schon in ae. Zeit zu *læþþo wræþþo* verkürzt. Und wenn für ae. *líht* (= ahd. *lîhti*) schon in ae. Zeit *leoht* 'leicht' auftritt, so enthält die Brechung zu *eo* den Beweis für kurzes *ĭ*.

Dafür dass die Masse der me. Vokalverkürzungen in der letzten ae. Zeit bestanden, zeugt einerseits die Sprache Orrms, die für die ursprünglich langen Tonvokale von ae. *sóhte úhte dúnweard wísdóm sófte áttor wéste mǽgþ fíftig hlǽfdige wépte* u. s. w. (PBB 10, 11 ff.) Kürzungen durch seine graphischen Regeln für seinen Dialekt und seine Zeit erweist; anderseits kommen die Reime in frühme. Dichtungen wie im Poem.-Mor. in Betracht: *blĭsse lĭsse* (aus eigentl. *blíds líds*) reimt mit *mĭsse twĭsse, lĕsse* (ae. *lǽssa*) reimt mit *rihtwisnĕsse, brŏhte* (aus *bróhte*) mit *bŏhte*.

Dieses Verkürzungsgesetz gilt auch bei junger Synkope mittlerer *e* wie in *lŭtte þrătte lĕrnde ȝĕrnde* aus ae. *lútode þręatode lęornode gęornode*.

Es scheint, dass bes. das 11. und 12. Jahrh. die Periode ist, in welcher ein umfassendes Gesetz die Kürzung von langen Tonvokalen vor Doppelkonsonanz bewirkte; dabei fallen diejenigen Konsonantenverbindungen, deren dehnende

Kraft § 83 behandelt wurde, nämlich *rd ld rn mb* ausser Betracht. Von nord. Lehnworten scheint an. *húsbónde* ne. *hŭsband* diesen Verkürzungsprozess mit durchgemacht zu haben. Jedenfalls hat der Prozess sich vollzogen, ehe *á* sich in *ǿ* und *ǽ* sich in *ē* (*ę́ ę́*) wandelte; denn die Kürzung von ae. *á* (= me. *ǿ*) ist reines *ă*, die von *ǽ* (= me. *ē*) reines *ă*. Zu me. *hǿly* gehört *hălwe* aus *hălga* für *hálga*, zu me. *clǿth tclădd* (aus **geclǽdod*), zu me. *lǿf* (= ae. *hláf*) me. *lăfdy lammas* = ae. *hlǽfdige hláfmæsse;* aus ae. *lǽssa* entsteht me. *lasse* (auch *lesse*).

Am konsequentesten dürfte diese Regel vor *ht* gewirkt haben, so dass ae. *bróhte þóhte róhte sóhte* oder *þúhte úhte* oder *ǽhte líhte* bei Orrm nur mit verkürztem Tonvokal erscheinen können und ebenso sonst: das Alter dieser Kürzung wird durch ae. *leoht* aus *líht* erwiesen sowie durch die Beobachtung Sweets, wonach *bróhte þóhte* in ae. Zeit nicht leicht Accent als Längezeichen tragen. Gleiches Alter dürfte die Kürzung von ae. *sófte* zu *sŏfte* (so im ME.) beanspruchen; zu *blíde* gehört ae. *blíds blĭss* me. *blĭsse*, zu *líde* ae. *líds lĭss* me. *lisse*, zu *mílde* ae. *mílts* me. *mĭltse*, zu *chíld* me. *chĭltse* und der Plural *chĭldre;* Orrm hat *lámb* Plural *làmmbre*.

Diese Verkürzungsregel beherrscht die Praeteritalbildung der schwachen Verba: me. *kę́pen kèpte*, *cwę́men cwèmde*, *flę́men flèmde*, *slę́pen slèpte*, *drę́den drădde*, *lę́den ladde*, *lę́rnen lèrnde*, *ȝę́rnen ȝèrnde*. Derselbe Quantitätswechsel gilt teilweise auch in *hę́ren hèrde*, *fę́ren fèrde*, *wę́nen wĕnde*, wo *rd nd* im Praeteritum langen Vokal verträgt; doch ist auch *hę́rde* zu *hę́ren* bezeugt.

Häufig trennt die Verkürzungsregel die Lautverhältnisse von Simplicien und Kompositen: Orrm hat *dún* aber *dùnnwarrd*, *wís* aber *wĭssdom*, *hę́ren* aber *hèrrsumm*, *ȝę́rn* aber *ȝèrrnfull*, *fórþ* aber *fòrrþwarrd*, *grúnd* aber *grùnndwall*, *chappmann* zu **chę́p*.

Sonst sind gesichert *hŭsbonde hŭswif* zu ae. *hús*, *gărlek* zu ae. *gár*, *hămward hammard* zu ae. *hám*, *gŏshauk* zu ae. *gós*, *Sŭddene* zu ae. *súþ*, *prŭdly* zu me. *proud; frę́nd* aber *frĕndshipe frĕndly* ten Brink § 6.

Anm. Die verkürzten Formen halten sich nicht immer, da die Simplexform auf die Laute der Zusammensetzung einwirken kann; so tritt zu me. *hous* auch *housbonde*, das bis auf Bullokar bezeugt ist; zu ne. *wĭsdom* hat Bullokar *weizdəm* (geschr. *wýzdom*) unter dem Einfluss des Adjektivs. So hat schon Orrm zu *bríd brídgume*, zu *shę́p shę́phirde;* neben me. (Rob.-Glouc.) *hămward* begegnet *hǫ́mward*, neben *dŭnward* sonst *dounward* (Rob.-Gl. *donward* Orrm *dùnnward*). Ae. *hélpo sélp* besteht me. *hĕlpe selpe*, aber noch im 16. Jahrh. bezeugen Bullokar und Gill *hēlp* mit Länge. Orrm hat *fif : fifte : fiftę́nde* aber *fifftiȝ*. Zu *táken* bildet Orrm *tácnenn*, zu *lík líkness*, zu *hál hálsumm* ohne Kürzung. Für das AE. sind rein theoretisch *hŭsbonda wĭsdóm dŭnweard hămweard ŭtweard brȳ̆dguma scĕ̄phirde* denkbar, je nachdem man strenge Lautgesetzlichkeit oder Einfluss der Simplicia gelten lässt. Ten Brink § 6 betont die Analogiewirkung der Primitiva und Simplicia auf Ableitungen wie auf Komposita.

In die gleiche Periode fallen Verkürzungen vor *st sch*, aber die Regel dafür ist nicht erkannt; teils bleibt Länge bestehen. Orrm hat *brę́st prę́st Críst gást ǽst lǽste mást;* aber *ĕsste wĕsste* = ae. *ę́st wę́ste;* auch *þesstĕr fosster* = ae. *þeostre fóstor*. Chaucer hat nach ten Brink § 10, 16 *lĭst* = ae. *líst* (aber Prompt.-Parv. *lyyst*), *brèst* und *brę́st* = ae. *brę́ost*, aber *gǫ́st mǫ́st prę́st Críst*. Ae. *dúst rúst* erscheinen als me. *dŭst* und *doust*, *rŭst* und *roust* — welche Doppelheit durch neuere Dialekte (Schriftsprache *dŭst rŭst*) bestätigt wird. Ae. *fýst míst* sind ne. *fĭst mĭst*. Zu ndl. *vijst* = ae. *físt* gehört *fyyst* im Prompt.-Parv. — Dem ae. *wýscan* entspricht me. *wĭsshen* ne. *to wĭsh*, dem ae. *flǽsc* ne. *flesh* (Orrm *flǽsh*). — In frz. Lehnworten (me. *chăste păste bę́st fę́st rǫ́sten*) hält sich die Dehnung durchaus. — In me. *blòstme* aus ae. *blóstma* ist die Kürzung vor *stm* begreiflich.

Die Verkürzungsregel gilt auch für lange Tonsilben, auf welche silbebildende Nasale oder Liquiden folgen: me. *chĭlder* zu *child*, *èlder* zu *ǫ́ld*, *Crĭst* aber

crīstendôm. Vergl. *wünder* ohne Dehnung vor *nd;* Orrm *behinndenn* sonst *behinde*, ne. *behinde* aber *to hinder*; me. ne. *föster* aus ae. *fôstor* (Orrm *fösstren fösstcrr-faderr*); Chaucer (ten Brink § 35 *d*) hat *sęlde* aber *sëlden*. Beachte Orrm *âld* me. *ǫld* aber *ällderrmann*, ferner *wüllderr gïrrdell wïnndell shülldre förrþenn ènngell hünngerr*, während vor *ld rd nd rþ ng* Orrms Dialekt sonst Dehnung hat.

Vielfach sind im 16. Jahrh. doppelte Quantitäten bezeugt: *ĕ* in *health heaven*, *ŏ* in *lord*, *ă* in *father water have*, *ĭ* in *give friend devil*, *ŭ* in *dove love*. Andere Belege North Americ. Rev. 98 (1864) S. 342 ff. Bullokar gibt *ŭ* für *flood blood other mother brother bosom;* Smith hat *ū* in *book look flood blood*, aber *ŭ* in *bloody;* Gill *ŭ* in *good;* Mulcaster kennt *ū* in *mother;* Butler hat *ŭ* in *blood flood good*, dagegen *ū* in *food moot root*. Smith hat *ē* in *bread lead dead deaf*, Gill in *death;* Bullokar hat *ĕ* in *dead death head*, aber *ē* in *instead;* Butler unterscheidet *ĕ* in *head* 'Kopf' und *ē* in *head of milk*. Vgl. North American Review 1864, 98 S. 342 ff. und Fick EStud. 8, 502.

Mithin waren im 16. Jahrh. die modernen Quantitätsverhältnisse, die auf einem Verkürzungsgesetz für geschlossene lange Silben beruhen, noch keineswegs stabiliert. Nur in kleinem Umfange zeigen sich Kürzungen alter Längen in geschlossenen Silben, die das 16. Jahrh. wohl schon aus dem ME. übernommen hat. Schon Orrm hat *rühh nèhh dròhh cömm* für ae. *rûh nêh drôh côm;* me. ne. *tĕn* steht für ae. **tęon* (= as. *tëhan*). Im 16. Jahrh. ist *ŭ* bezeugt in *tough enough*. Ursprüngliche Längen sind noch verkürzt in ne. *stiff duck sick wet month* = ae. *stīf dûce sęoc wǽt mônþ* (*mônaþ*).

β. QUALITATIVE VERÄNDERUNGEN.

§ 88. Brechung. Unter diesem Namen versteht man die Entwicklung eines Sekundärvokals *u* aus der dunkeln Klangfarbe gewisser Konsonanten oder einer folgenden Silbe. In welchem Umfange westgerm. *ă* und *ĕ* sich durch die Mittelstufen *ău ĕu* — *æu eu* — *æo eo* — *ęa ęo* zu gemeinae. *ęa ęo* entwickelt haben, ist schwer zu ermitteln. Nur soweit diese kurzen Diphthonge durch das im § 83 zu behandelnde Dehnungsgesetz mit den sonst vorhandenen langen *ęa ęo* zusammengefallen sind, haben sie Stand gehabt; im Gegensatz zu diesen festen *ęa ęo* (*bęard ęarn fęarn cwęorn gęorn lęornian* u. s. w.) sind die Mehrzahl der ae. Brechungen unfest, sie wechseln zum Teil schon in ae. Zeit mit *a e* und werden in me. Zeit durch diese wieder abgelöst: as. *alu* = ae. *ealo* me. *āle*; as. *fallan* = ae. *feallan* me. *fällen;* as. *skarp* = ae. *scearp* me. *shärp;* as. *halt* = ae. *healt* me. *hält;* as. *naht* = ae. *neaht* frühme. *näht;* as. *warm* = ae. *wearm* me. *warm;* as. *hëban* = ae. *heofon* me. *hęven*, as. *stërro* = ae. *steorra* me. *stěrre;* as. *herta* = ae. *heorte* me. *hěrte*.

Die Konsonanten, aus denen sich diese Brechungen zumeist entwickeln, sind *r h l*. Da die zum Teil bloss westsächs. Brechungen in der Folgezeit des Engl. aufgehoben werden, bedarf es hier keiner weiteren Erörterung.

§ 89. i-Umlaute. Während der Prozess der Umlaute im Hochdeutschen um 1150 abgeschlossen ist, hat das Englische bereits vor dem Beginn der engl. Literatur alle möglichen Arten der Umlaute völlig erschöpft. Brate PBB 10, 29 stellt für die Vorstufen von Orrms Sprache chronologische Erörterungen an und datiert unzweifelhaft mit Recht die Periode der *i*-Umlaute vor die gemeinwestgerm. *i*-Synkope, anderseits nach der Palatalisierung von *k γ* zu *ć ʒ* u. s. w. (oben S. 838). In der Ausbildung der engl. Sprachart sind die *i*-Umlaute und die *i*-Synkopen die letzten grossen vorliterarischen Ereignisse. Pogatschers Versuch (QF 64, 132) eine relativ späte Zeit für den Abschluss der Umlaute anzusetzen, ist nicht gelungen. Allerdings ist die Entstehung

von engl *á* aus germ. *ai, ǒ* aus *ă(n), ă(m)* älter als der Eintritt des Umlauts; mit andern Worten, die Umlaute sind jünger als die sonstigen urengl. Vokalwandlungen; vgl. ae. *stán* aber *stǽnin stǽnen, tácn* aber *tǽcan; cwǽn* aus *cwóni* für *qâni* (got. *qêns*); ae. Plur. *gǽs gés* (zu *gós*) aus *gansi(z)* 'Gänse'. Wie ae. *benć* aus *bǫnki(z), cwǽn cwén* aus **qôni* (für **qâni*) zeigen, sind die Umlaute älter als die westgerm. Synkopierungsgesetze; vgl. ae. *sende* (gegen ahd. *santa*) aus (got.) *sandida,* ae. *hérde* 'hörte' (gegen mhd. *hôrte*) aus (got.) *hausida* u. s. w. Durch die urengl. *i*-Umlaute wächst der urengl. Vokalbestand um *ӯ* aus *ū, ǣ* (aus *ǒ*), *ē* aus *ǣ, ǽ* aus *á* (germ. *ai*), *ę* aus *ęa* (germ. *au*). Als Belege für das Alter der Umlaute sei noch daran erinnert, dass die ae. Runeninschriften von Bewc. Clerm. Ruthw. (Sweet OET 124) sämtliche Umlaute besitzen (*kyniñg ecg twœgen fǽddae wylif hǽlda wǽriȝ* u. s. w.); wenn die Epin. Glossen konsequent Umlaut, aber doch ganz vereinzelte *ū* für *y* zeigen (*hurnitu strúta ortúdri* QF 64, 132), so mag dem Schreiber dieser einen Handschrift eine frz. Lautfixierung vorgeschwebt haben.

Anm. Vielfach treten Umlaute erst in me. Zeit auf, wenn zufällig im AE. Belege mangeln. Hierher gehören me. *tǫ́r -tę́re* 'schwer'; me. *bílden* (ae. **býldan)* zu ae. *bǫld* 'Bau'; me. *cl̨ę́te-clǫ́te* 'Klette'; *fēđren* 'belasten' zu *fođer* 'Fuder'; *blę́che* 'bleich' zu *blǫ́k; wednesday* zu *Wǫ́den;* me. *enderday* (urgerm. *anderî dagî* oben S. 387) zu *ǫ́ther;* me. *hippen* 'hüpfen' zu *hoppen* ae. *hoppian.* Im ME. stehen Verbalnomina häufig unter dem Einfluss von Verben, wodurch die reguläre Lautentwicklung der ae. Formen gestört wird; für ae. *lę́c hēte wamm cyme myne* gelten me. *lǫ́k hāte wem come mone* unter dem Einfluss der Verba me. *lǫ́ken haten wemmen comen monen* (Zupitza Litt.-Ztg. 1885 Nr. 17 und Morsbach Schriftspr. 187). Ae. *ǣće* zeigt für ursprgl. *ēće* ähnlichen Einfluss des Verbs (ae. *acan)* schon um 1000; es entwickelt sich zu me. *ache* = 16. Jahrh. *atš* (die *k*-Aussprache in ne. *ache* ist jüngeren Datums). — In me. *bǫne frame* gegen ae. *bén frĕmu* liegt an. Einfluss vor (an. *bón frăme).* Eine besondere Art von Umlaut ist der *z*-Umlaut, der im AE. nur in der urengl. Verbindung *-ǽzd -æRd* wirkt: got. *razda* wird durch **ræzd *ræRd *rerd* zu ae. *ręord;* vgl. ae. *hęord* an. *haddr.* Aber *-azg-* erfährt diesen Umlaut nicht (ae. *mearg mearh* aus germ. *mazg* oben S. 329), noch weniger germ. *-ozd-* (in ae. *hord brord),* germ. *-auz-* (ae. *ęare,* aber seltsam *dręor* = as. *drôr* aus **drauz).*

§ 90. Was die deutsche Grammatik mit 'Rückumlaut' bezeichnet (mhd. *hôrte* zu *hœren, sande* zu *senden, kuste* zu *küssen* u. s. w.), ist im Engl. unbekannt; nach Sievers' Entdeckungen (oben S. 366) hat die *i*-Synkope stattgefunden, nachdem der Umlaut bereits gewirkt hatte; daher ae. *hérde* zu *héran, sende* zu *sendan, cyste* zu *cyssan;* Grdf. *hér(i)dæ, send(i)dæ cyss(i)dæ.* Das AE. kennt den Rückumlaut der mhd. Adverbialbildung: *swǫ́te* Adv. zu *swę́te, sǒfte* Adv. zu *sĕfte.* Im ME. führt dies zu einer Vermischung von Adjektiv und Adverb, so dass *s(w)ǫ́te — swę́te, sǒfte — sĕfte* als Adjektiv gebraucht werden können; so noch me. *smǫ́the smę́the* Zupitza AfdA 2, 18. Auffällig ist Umlaut und Rückumlaut in me. *tǫ́r — tę́re* 'schwer', spätae. *láh* me. *lǫ́w* mkent. (Shoreh.) *leie* aus **lǽge;* me. *blǫ́k:* mkent. (Ayenb. Gower) *bléche;* me. *stę́pe* ne. *steep* ist nicht ae. *stęap,* sondern umgelautetes **stýpe stę́pe.* Vereinzelt me. *cláne clǫ́ne* neben *cléne;* Orrm *dǽrne* (cf. ae. *dę́arnunga*) neben umgelauteten ae. *dýrne dérne;* Orrms *fęrne* ist ae. **fęorne* (zu *fýrn*). Beachte me. *ǫ́ves* ne. Dial. *oavice* neben ae. *efes* me. *ę́ves* (ae. **ofas* = ahd. *obasa:* got. *ubizwa);* so besteht neben ae. *stę́le stýle* me. *stę́le* 'Stahl' nach ten Brink Angl. I, 542 me. *stę́l,* das nach ahd. *stahal* aus ae. **stę́al* gedeutet werden musss. Erst in me. Zeit tritt das umgelautete (nördl.) *nę́se* 'Nase' gegen akent. *năsu* (sonst ae. *nósu* me. *nǫ́se*) auf; vgl. nndd. *nēse.*

Von Verben zeigen me. *talken* zu *tellen* (oben S. 381), *copnen* zu *kępen* keinen Umlaut. Über einen jungen dialektischen *ś*-Umlaut des ME. s. oben S. 840, über einen jungen Rückumlaut von ae. *y* zu me. *ŭ* s. unten § 104.

§ 91. Me. Diphthongierungen. Es ist schon oben S. 842 ff. gezeigt, dass aus der palatalen Spirans ȝ im Auslaut postvokalisch sich frühzeitig, wohl schon im AE., *i* entwickelt, wodurch neue Diphthonge *ǽi ēi* entstehen. Ten

Brink hat Angl. II, 517 sowie Chaucers Spr. § 41 Anm. konstatiert, dass hiermit die Serien neuer me. Diphthonge eröffnet werden. In der Vokalisierung von ae. ȝ im Inlaut zu *i* wurden oben S. 845 zwei Perioden unterschieden. In der ersten wurde der ae. Lautwert ȝ (tönende palatale Spirans) vokalisiert wie in *eȝe* zu *eie*, *fæȝer* zu *faier*, *mæȝden* zu *maiden*, und zwar ist *ei* in den metrisch langsilbigen ae. *bēgen twēgen* (aus **bajin *twajin*) wohl noch älter als im kurzsilbigen *ege* (aus **ayi-*).

In der zweiten Periode wurde der ae. Lautwert *γ* (gutturale tönende Spirans) über ȝ zu *i;* ae. *ẹaye* frühmę. *ęȝe* (Orrm. *ęȝhe*) me. *eie ie*. Um 1200 bestand, wie Orrm und das Poe.-Mor. lehren, in diesen Fällen noch keine Vokalisierung, sondern noch ȝ (für *γ*): also *ęȝe wręȝen wēȝen plēȝen* für ae. *ẹaye wrẹyan weyan pleyan* u. s. w. Ebenso *wei weie* aber Plur. *wēȝes* später auch lautgesetzlich *weies*.

Nach ten Brinks Chronologie (Chaucers Spr. § 41 Anm.) folgt dann die Entwicklung von *i* vor *h* nach *ē* im Auslaut, schliesslich die vor gedecktem *h*. *h* hatte schon im AE. nach hellen Vokalen entschieden palatalen Charakter, wie der Übergang von westgerm. *rëht knëht slëht* in ae. *riht cniht sliht* oder der Übergang von umgelautetem **neht* in *niht* 'Nacht' beweist (in derselben Richtung beweist *drihten* für *dryhten*).

Neben dieser Entwicklung von me. Diphthongen, die bis über das 16. Jahrh. hinaus bestehen bleiben (graphisch werden sie in der Schriftsprache noch heute beibehalten, obwohl die Lautentwicklung zur Kontraktion vorgeschritten), entwickeln sich auch *u*-Diphthonge, die dem älteren Angls. fremd gewesen sind. Teilweise wird auch dieser Prozess in die ae. Zeit reichen, wo um's Jahr 1000 das Wort *sáwle* (Obl.) gewiss den Lautwert *sáule* (kent. sogar *säule*) gehabt hat.

Dass zu Orrms Zeit das westgerm. **knëwu* 'Knie', **trëwu* 'Bäume', *pëwôs* 'Diener' lautlich *knëues trëues pëues* mit echtem Diphthong bestanden, lehrt die Orrm'sche Metrik (Orrm hat auch *clăwwes* im Versschluss, woraus sich die Aussprache *klăues* ergiebt; ae. ist *clăwu*). Vgl. me. *aunen taunen* aus ae. *ẹawnian æt-ẹawnian;* me. *straulen* ae. *sprẹawlian;* me. *straw* aus ae. *strĕaw-* (nSg. *strẹa* = me. *strẹ*); me. *raw* ae. *hrĕaw;* me. *foure* ae. *fĕower*. Hierher gehört noch die jüngere Entwicklung von *u* vor gutturalem *h* in *naught* Orrm *nahht*.

Hierher fügen sich einige *ou eu au*, deren *u* auf ae. *f* (= me. *v*) zurückgeht: me. *hauk* für frühme. *havek* = ae. *hafoc;* me. *nau-ger* (ne. *auger* S. 865) aus *nave-gǫr* ae. *nafu-gár* (*g* im Anlaut des 2. Compositionselementes ist hier behandelt wie ae. *g* im Wortanlaut und daher nicht durch *γ* zu *w* geworden); me. *drauk* = mndl. *dravick*; me. *aukward* aus ae. **afocweard;* me. *eute* aus ae. *efete;* me. *chaul* ae. *ceafl;* me. *craulen* = an. *krafla* (nach *é* und *ó* geht *v* verloren in *hę̄d* aus *hęved* 'Kopf', *lǫrd* aus *lǫverd* 'Herr', vereinzelt *nére* für *névre* und *swéne* für *swevene;* aus *uv* entsteht *ou* in me. *coule* ae. *cufle;* vgl. schott. *aboon* aus *above* ae. *onbufon*).

§ 92. Die ne. Diphthongierungen. Von hervorragendster Wichtigkeit für die engl. Lautgeschichte ist die Diphthongierung der me. *ī* und *ū* (*ou*), wodurch sich das NE. vom ME. entfernt. Die Theoretiker des 16. Jahrhs., bes. der Elisabethanischen Zeit kennen bereits die moderne Diphthongierung zu *ëi öu*, deren Eintritt freilich schwer datierbar ist, weil die alten Lautzeichen auch für die neuen Lautwerte beibehalten werden. Sarrazin Lit.-Bl. 5, 271 BB 16, 314 vertritt mit Recht den Standpunkt, dass der Beginn der Diphthongierung in südengl. Dialekten um 1400 bereits eingetreten war, da Reime und Schreibungen z. B. in der S.-Editha-Legende in dieser Richtung Zeugnis ablegen. Nach Holthaus Angl. Anz. 8, 114 setzt die Diphthongierung als nächste Vorstufe zweigipflige *í ú* voraus. Um 1500 dürfte der Prozess im wesentlichen

so beendigt sein, wie ihn die heutigen Dialekte wiederspiegeln; im Gegensatz zur gleichen Erscheinung auf deutschem Boden fällt auf, dass der engl. Süden noch heute zahlreiche Spuren des alten nicht diphthongierten *ī* aufweist (oben S. 796), während der Norden nach Ellis' Dialektkarte EEP V vielmehr den alten *ū*-Laut nicht diphthongiert hat. Dieser Divergenz der *ī* und der *ū*-Diphthongierung in geographischer Beziehung würde wahrscheinlich auch chronologisch verschiedene Behandlung entsprechen, wenn uns etwa orthographische Wandlungen einen Einblick in den Gang der Dinge ermöglichten. Im 16. Jahrh. scheinen noch Nachzügler der alten *ī* und *ū* vorzukommen. *ū* dürfte Palsgrave 1530 in *cow mow sow* noch ohne Diphthongierung besessen haben (Ellis EEP 146), während *ī* bei ihm schon diphthongiert gewesen sein muss (Weymouth S. 14); aber Salesbury und Smith hatten diphthongiertes *ū* (Weymouth 26). Nach Hart (Ellis 152) war im 16. Jahrh. auch eine Aussprache *ōū* neben *ǒū* bekannt. Für vereinzelte Fortdauer von *ī* sprechen vielleicht um 1550 noch Reime wie *priest: Christ*[1] (*while: appere?*), *eye: by, by: agree* sowie *seek: alike, he: fly, friend: mind, heed: provide, rise: eyes* bei Udall und Surrey.

Die Diphthongierung der *ī* und *ū* schritt im 16. Jahrh. nicht weit vor: während heute für ae. me. *ī* die Aussprache *ai* gilt, ist für die Elisabethanische Zeit nur *ei* oder *əi* bezeugt; für *ī* werden als Lautsymbole *ei ıı* von den Grammatikern des 16. Jahrhs. angewandt (Weymouth S. 17)[2]. Diese Diphthongierung von *ī* zu *ěi* erstreckte sich auch auf die Aussprache des Lateins nach dem Zeugniss von Salesbury (Ellis 744) und Lipsius (Weymouth S. 18).

An dieser Diphthongierung von *ī* nimmt me. *ĭ* Teil in der Verbindung me. *-ight*; die Artikulation des spirantischen Elements (*ȝ?*) war sehr schwach schon durch die ganze me. Zeit hindurch, aber es ist im 16. Jahrh. noch nicht ganz verklungen. Die Angaben der Theoretiker gehen auseinander. Bullokar sprach *thigh night might high sight right* u. s. w. mit *ĭ*, während Butler und Gill Diphthong angeben. Nach ten Brink § 10 Anm. 3 ist möglicherweise *ī* schon im ME. herrschend, soweit der Spirant verklungen war.

Anm. Auch sonst kennt das Engl. noch manche sekundäre Diphthongierung in einzelnen me. ne. Dialekten: besonders solche von *ė* zu *ie ye* und *ó* zu *uo wo*. Hier sollen nur einige Punkte zur Sprache kommen, welche für die Entstehung der älteren Literatursprache von Belang sind; sie betreffen me. *ǫ*, wofür ne. *wo* erscheinen kann. Die Entstehung des *w* in ne. *one* (oben S. 862 behandelt) fällt ins 14. Jahrh., wenn die Form auch erst nach dem 16. Jahrh. herrschend wurde. Dieselbe Diphthongierung liegt der seit Tindall NT bezeugten ne. Schreibung *whole* für me. *hǫl* zu Grunde; im 16. Jahrh. begegnen vereinzelte *whome whot* für me. *hǫm hǫt* ne. *home hot*. Bradley Acad. 1881 Nr. 490, der den rein phonetischen Ursprung der Schreibung *whole* betont, verweist auf den ostmittelländ. Dialekt, wo *wol wǒm* für *whole home* gilt. Earle Philol. § 166 erinnert ausser an Yorksh. und den Norden auch noch an den Südwesten, wo *wok wots wold* für *oak oats old* herrscht. Möglicherweise ist das *w* in ne. *woof whore whoop* für me. *ǫf hǫre* (frz. *houper*) ähnlich zu erklären; me. *hǫ* wird im 16. Jahrh. zu *who* mit gesprochenem *wh* (Ellis 909); für *root* begegnet hie und da die Schreibung *wroot*. Vgl. noch Ellis 968. — Zweifelhafter ist ob das *y* in ne. *yew yean* (ae. *éow éanian*) auf einer ähnlichen Diphthongierung von *é* zu *ie* beruht; vgl. noch *yearn* neben *earn*.

B. DIE EINZELNEN VOKALE.

§ 93. Ae. *â* = me. *ǫ*. Westgerm. *â*, sofern es durch die urengl. Tonerhöhung zu *ǽ* — *é* unter die *e*-Vokale gegangen, wird § 99 behandelt. Westgerm. *â* bleibt ae. vor *w* in *sâwon* aus westgerm. *sâwun* 'wir sahen'; ae. *getâwe*

[1] Das früheste Grammatikerzeugnis für *ěi* in *Christ* gibt die frz. Grammatik (Rouen 1595) S. 9; dazu stimmt die cymrische Translitteration eines Marienhymnus Sweet § 810 (oben S. 784); natürlich steht trotz dieser späten Zeugnisse die Länge des *ī* im AE. ME. durch Reime u. s. w. ganz fest.

[2] Ellis lässt die langen *ī* und *ū* noch durch das ganze 16. Jahrh. und später auftreten; aber seine Annahme, dass Bullokar noch vielfach *ū* nicht-diphthongisch gehabt habe, beruht auf einer irrigen Interpretation von Bullokars Orthographie (Weymouth S. 30).

zu got. *têwa;* auch vor dem *w*, das für intervokalisches Jod steht wie in *sáwan wáwan bláwan cnáwan* aus **sâjan wâjan* u. s. w. (oben S. 371. 863), erhält sich bei Umlautsmangel das westgerm. *â* (aber ae. *lǽwan* = got. *lêwjan*). *â* bleibt ferner bei *u* resp. *a* in folgender Silbe in ae. *mága(s) mágum* zu *mǽg*, *sálum* zu *sǽl; hráca* = an. *hráke;* ae. *geára* 'vormals' (= **jâra* nach me. *ȝǫ́re)* zu ae. *geár gér* 'Jahr'. Westgerm. ist *á* auch in ae. *þá hwá swá twá bá*, wohl auch in *þár þára* (neben *þǽr*) 'dort', *hwár* (neben *hwǽr*) 'wo' (Orrm hat *whǽre* aber *nówwhár*). —

Dieses der gemeinwestgerm. Zeit entstammende ae. *á* ist schon im Urenglischen völlig zusammengefallen mit dem für das AE. charakteristischen *á* aus germ. *ai:* ae. *ágan fáh hátan snáw wát* = got. *aigan faihs haitan snaiws wait* (den zugehörigen *i*-Umlaut s. § 98. 99). —

Ae. *á* beruht ferner auf urengl. Dehnung vor *ld* in *áld cáld háldan* (as. *ăld kăld hăldan*); hier haben die westsächs.-kent. Dialekte *ę́a* (*ę́ald cę́ald hę́aldan*). Ferner scheint engl. *á* (aber ws. *ę́a*) durch Kontraktion zu entstehen in anrdhbr. *slá* me. (nördl.) *slǫ́* = got. *slahan* Sievers § 374 gegen westsächs. *slę́an* (akent. Gl. 828 *ofslánne?*); hierzu me. nördl. *flǫ́* 'schinden' gegen südl. *flę́;* im Mkent. scheint *ǫ́* in *slǫ́n* zu gelten; aber germ. *-ahu-* ergibt gemeinengl. *ę́a* (ae. *tę́ar* aus **tahur*, *ę́a* aus **ahu*, *ę́ar* 'Ähre' aus **ahur*).

Allerdings ist die Möglichkeit von nord. Einfluss (an. *slá flá*) mit zu bedenken. Denn an. *á* zeigt sich mehrfach in Lehnworten wie *mál grá rád: ráth tál sláþ swár*, auch in *láh* Zupitza AfdA 2, 13; und dazu gehören wohl auch die me. Praeterita Plur. *gǫ́ven gǫ́ten wǫ́ren* aus an. *gáfu gátu váru* (gegen ae. *ǽ*). *á* zeigt sich endlich noch bei dunkelm Vokal der Endung in den aus dem Latein entlehnten ae. *pápa cápa páwa* sowie um 1200 in *scárn* me. *scǫ́rn* aus afrz. *escarn*.

Im Anfang des 13. Jahrhs. beginnt die Verdumpfung aller betonten *á* des AE. im engl. Süden, um 1250 tritt er in den Denkmälern auf (z. B. Proklamation Heinrichs III. 1258) und erfasst das Mittelland (verschont bleibt Nordhumbrien). Me. gelten daher z. B. *pǫ́pe gǫ́re lǫ́w scǫ́rn stǫ́n bǫ́n bǫ́t ǫ́k ǫ́ld cǫ́ld bǫ́ld brǫ́d gǫ́de sǫ́pe clǫ́te* (Denkmäler vor 1250 haben häufig *oa* als Darstellung dieses *ǫ́*-Lautes, also *coald loar* u. a.). Manche me. *ǫ́*-Laute beruhen nicht sowohl auf ae. *á*, als vielmehr auf an. *á;* so in *blǫ́ grǫ́ brǫ́ hǫ́r wǫ́pen lǫ́ne* = an. *blár grár brá hár vápn lán* (ae. *bláw grǽg bréaw hǽr wǽpen lǽn;* me. *fǫ́n* an. *fán* aber *fę́we* ae. *fę́awe);* vgl. oben S. 788.

Der Wechsel von me. *ǫ́* mit *e*-Vokalen ist berechtigt, soweit im AE. umgelautete und nicht-umgelautete Formen neben einander bestehen oder vorauszusetzen sind: me. *dǫ́le* — *dḗle* 'Teil' ae. *tódál* — *dǽl;* me. *clǫ́ne* neben *clḗne* ist ae. *cláne* neben *clǽne;* me. *ǫ́r ę́r* 'ehr' ae. *ár ǽr;* me. *ǫ́nes ę́nes* ae. *ánes ǽnes;* me. *mǫ́ne* zu *mḗnen* wäre ae. **mán;* ae. *cláfre clǽfre* ist me. *clǫ́ver clḗver;* ae. *gráf grǽfe* = me. *grǫ́ve grę́ve.* Zu dem Suffix ae. *-hád* (me. *-hóde*) ist eine umgelautete Nebenform *-hǽd -hḗd* nach dem me. *-hę́de -hę́de* vorauszusetzen, wobei an ahd. *-heit* als *i*-Stamm anzuknüpfen wäre.

Ein Wechsel von me. *ǫ́* mit *ai* — *ei*-Diphthong ist im ME. möglich in Worten, in denen eine skandin. Lautform mit der genuin.-engl. konkurriert; Beispiele oben S. 791; schon ae. *wá : wáe* Orrm *wá : waȝȝ* me. *wǫ́ : wai.*

ME. *ǫ́* hat vielfache Beziehungen zu *ă*, worüber sofort zu handeln sein wird. Über die jüngere Vertretung von me. *ǫ́* durch *ǫ́* s. § 103.

§ 94. Germ. *ă* im AE. Das Germ. *ă* erfährt im AE. — schon vor dem Beginn der literarischen Denkmäler — mancherlei Umgestaltungen. Mit dem Kontinentalanglischen teilt das AE. die Tonerhöhung zu *æ* in geschlossenen Silben: ae. *dæg fæt* as. *dag fat;* ae. *bæd sæt* as. *bad sat.* Diese Erhöhung gilt ae. noch bei altem *ĕ* (oben S. 354. 363) der Ableitung: ae. *fæder* aus *fadĕr;*

ae. *hæle* aus *halĕ(þ)*; ae. *dæges fætes* aus *daȝes fates*; dazu kommen die *æ* in ae. *æcer* aus **akr(az)*; *fæger* aus **fayr(az)*; *wæcer* aus **wakr(az)*. Aber ae. *wæter* ist nicht *watr-*, sondern nach S. 389 germ. *water* (an. *vatr*).

Neben dieser Tonerhöhung von *a* zu *æ* hat das AE. auch durch Brechungen zu *ea* den germ. *ǎ*-Vokal umgewandelt. Diese Brechung besteht im Einfluss einer folgenden *u*-Färbung von Konsonanten oder eines *u* in folgender unbetonter Silbe; durch diese *u*-Färbung wurde das zu *æ* erhöhte germ. *a* zu einem kurzen Diphthong *æu*, der durch *æo* zu *ęa* wurde, ähnlich wie das germ. *au* durch *æu æo* zu *ę́a* als langer Diphthong wurde. Die dunkle Färbung in *l* und *r*-Kombinationen s. bei Sievers; Beispiele ae. *hearpe wearm* oder bei *u* der folgenden Silbe ae. *fealu ealu bealu* aus *falu alu balu* u. s. w.

Eine dritte Umgestaltung des germ. *ǎ* ist der urengl. *i*-Umlaut; derselbe hat vor dem Beginn der Literatur gewirkt; das gemeinengl. Produkt ist *ę* s. § 96.

Das germ. *ǎ* hält sich im AE. besonders bei *ǎ* und *ǒ* im Suffix: *dagas daga* zu *dæg*, *fata* zu *fæt*, *hatian* aus **hatōjan*, *macian* aus **macōjan*.

§ 95. Me. ne. *ǎ*. Sowohl die Brechung *ęa* wie die einfache Tonerhöhung *æ* des AE. werden im ME. wieder zu *a* und fallen gänzlich mit dem *ǎ* zusammen, das seit der germ. Urzeit bis ins AE. bestanden hat: 1. ae. *hatian* me. *hāten*, ae. *macian* me. *māken*; 2. ae. *fæt* me. *făt*; ae. *wæs* me. *wăs*; ae. *fæder wæter* me. *făder wăter*; 3. ae. *hearpe wearm* = *harpe warm*.

Die urengl. Tonerhöhung von germ. *ǎ* zu *æ* hält sich am längsten im Kent., wo von den akent. Glossen bis auf Dan Michel *ĕ* dafür gilt: akent. mkent. *creft efter þet fet* (*vet*) u. s. w. = ae. *cræft æfter þæt fæt*. Auffällig ist daneben, dass das Mkent. vom 12.—14. Jahrh. *à* für *ē* hat in *dane* 'Thal' für me. *dę́ne* ae. *dĕne* und in *pant* für me. *pent* ae. *penig*.

Mehrfach begegnen Ablautsschwankungen *e : a* bis in die me. Zeit hinein: ae. *fela : fęala* me. *fele : fale* (got. *filu* : gr. πολύ); neben ae. *wyll-well* stellt sich me. *walle* als umlautslose Form; me. *plawe* 'Spiel' setzt zu ae. *plega* eine Nebenform *plaga* voraus; me. *hwether* neben ae. *hwæđer* verknüpft Morsbach mit ahd. *wëdar*.

Umlautsvarianten sind im ME. bezeugt, wenn neben ein echt engl. Wort das verwandte nordische tritt: me. *frame* = an. *frame* aber ae. *fremu*; me. *marke : merke* weisen auf ae. *męarc(e)* : an. *merke*; me. *arfname* 'Erbe' weist auf an. *arfe* (aber ae. *erfa yrfa*); unklar ist me. *barly* zu ae. *bere*; me. *barn* ist an. *barn*, aber me. *bęrn* ae. *bęarn*.

In me. *hāte* für ae. *hete* 'Hass' hat das Verb ae. *hatian* me. *hāten* 'hassen' eingewirkt; ebenso in me. *ache ake* statt ae. *ece* 'Schmerz' das Verb *acan*. Der Vokal von me. *am* 'ich bin' statt *ęm* ae. *ęom* beruht auf dem Einfluss von *art* 'du bist' (ae. *ęart*).

Das unfeste ae. *ea* (aus *a*) in ae. *eahta* erscheint im ME. als *ă* (*ahte aughte*) im Norden; die südl. Form me. *ěhte eighte* hat Umlaut (ae. *ehtuwe?*). Umlaut und Nichtumlaut repräsentieren noch ae. *meahte mihte, neaht: niht* = me. *măhte maughte : mighte, năht naught·night*.

Aus ae. *a* (*æ ęa*) entsteht in offener Silbe me. *ā*; die Dehnung tritt in offener Silbe und zwar — nach ten Brink Chaucer Gr. § 35 — seit etwa 1250: ae. *hăra sacu talu makian æcer cearu ealu* = me. *hāre sāke tāle māken āker cāre āle*. Me. *ā* ist Ersatzdehnung für Konsonantenverlust in me. *lādy* älter me. *lăfdi* aus ae. *hlǽfdige hāde* (Morsbach Schriftspr. 45) aus **hăfde* (meist zu *hadde* geworden); ae. *macode* musste über *makde* ten Brink § 16 *ε* resp. *magde* zu *māde* werden; Prt. *māde* mit dem Part. *imād* führen im Norden zu einem Inf. *mā* 3sg. *mās* für *māken mākes*. Die Entstehung dieses *ā* durch Ersatzdehnung ist wohl jünger als der Übergang von ae. *á* in me. *ǭ*. Me. *Mārȝe Mary* begegnet schon bei Orrm mit *ā*. — Mkent. (Ayenb.) *nāse* 'Nase' gegen gemeinme. *nǭse* ist = ae. kent. *nasu* (*nosu* PBB 8, 507); ausserdem kennt das ME. (nördl.) eine umgelautete Nebenform *nę́se* (aus ae. **nĕse* = **nasi*).

Vielfach steht me. *ă* durch Kürzung vor Doppelkonsonanz für alte eigentliche Länge ae. *á* = me. *ǭ* oder für ae. *ę́a* und *ǽ*. Me. *ă* steht für ae. *á* in *lammas* (ae. *hláfmæsse*), *halwe* (ae. *hálga*), *atter* (ae. *átor*), *mănsen* (ae.

ámánsumian), *ăsken* (ae. *ásclan*), *hätte* (ae. *hátte*), *hamward* (zu *hǫ́m*), *garl*ı (zu ae. *gár*); zu ae. *hát brád wác sár* gehören me. Komparativa *hatter bradder wakker sarre.*

Me. *ă* ist Verkürzung von *ę̄a* in *pratte* (Orrm) = ae. *prę̄atode*; *rafte* aus ae. *rę̄afedon*; *chăpman chăffare* zu ae. *cę̄ap*; me. *gratter* 'grösser' zu ae. *grę̄at.*

Verkürzung aus ae. *ǽ* ist me. *ă* in *fătt* ae. *fǽt(e)d* 'feist, fett', in *clan*ı *clanner clănnesse clănsen* zu ae. *clǽne*, in *ladder* ae. *hlǽdder*, in *lappe wrappe* ae. *lǽppo wrǽppo*, *wărlowe* ae. *wǽrloga*, *anne* ae. *ǽnne* (zu ae. *án*), *lasse* ae. *lǽssa*, *tăhte taughte* ae. *tǽhte*, *ăhte* ae. *ǽht.* Vergleiche noch besonders die me. Präterita me. *ladde rădde dradde spradde* zu ae. *lǽdan rǽdan drǽdan sprǽdan.*

Dass diese Kürzungen zu me. *ă* nicht vor 1000 eingetreten sein können, wird durch Fälle mit junger Synkope eines Mittelvokals wie ae. *geclǽdod* me. *iclăd*, me. *pratte rafte* aus ae. *rę̄afode prę̄atode* wahrscheinlich; gleiches Zeugnis geben einige an. Lehnworte wie me. (Orrm) *rădd* an. *hrǽddr*, me. *thrăll* an. *prǽll.*

Anm. 1. Die Kürzung von ae. *áscian* zu *ăsken* ist nicht gemeinengl.; mkent. *ę̄xi* (neben *axi*) weist auf *á.* Me. *flęsche* neben *flassche* weist auf ae. *flásce.*

Anm. 2. Me. *ă* ist die reguläre Kürzung von ae. *ǽ*, wie die obigen Beispiele lehren. Doch tritt unter dem Einfluss der me. *ę̄*- *ę̄*-Laute für me. *ă* in solchen Fällen der Verkürzung häufig *ę* ein; so in *clęnsen* (statt *clănsen*) zu *clēne*, *spredde ledde* zu *sprēden lēden*; *lesse* (statt *lasse*) zu *lę̄st* 'wenigst'.

Wechsel von *ă* und *ā* haben im ME. — und dazu stimmt die Angabe der Grammatiker des 16. Jahrhs. für die Elisabethanische Zeit — Worte, deren zweite Silbe ein *r n* oder *l* als Vokal enthält; Zeugnisse des 16. Jahrhs. zeugen für *făther wăter răther hăven; to hăve* als Wort, das bald betont bald unbetont auftritt, hat begreiflicher Weise auch *ă*; ausserdem noch *găve* 'gab'.

Lehnworte zeigen *a* z. B. in *abbod*, ae. *assa* me. *asse*, *sacc* me. *sack.*

Dehnung in offenen Silben zeigen z. B. me. *tāken* ne. *to tāke* aus an. *taka.*

Dazu *ă* in frz Lehnworten; im 16. Jahrh. wird *ă* bezeugt z. B. für *chăpel mătter lăbour căbin ărt pàrt act cattle năture vălue mărry măgistrate.*

ā gilt für Worte wie *āge spāce grāce rāge pāge blāme plāgue*, auch in *salvātion.*

Auf Grund der Angaben der Orthoepisten des 16. Jahrhs. bestand vor *r*-Verbindungen Schwanken in frz. Worten wie *scărcely lărge chărge gărden*, wozu sich die echt engl. *bărn* 'Scheune' und *wărn* fügen. In geschlossenen Silben findet sich der *ā*-Laut im 16. Jahrh. nur in frz. Lehnworten wie *chāste* wozu noch *bāste plāster* bezeugt sind. In *hātred āble stāble māple pāgle* folgt auf *ā* eine Silbe mit *r* oder *l* als Vokal. Auffällig ist *Cāmbridge.*

In allen Fällen, in welchen für das 16. Jahrh. *ā* bezeugt ist, muss *ā* auch fürs ME. angenommen werden und wo im 16. Jahrh. *ă* oder Schwankungen zwischen *ă* und *ā* gelten, besass das ME. dieselben Vokalverhältnisse. Durch das 16. Jahrh. hindurch muss *ā* schon sehr hell gewesen sein, wie sich aus einer Angabe bei Palsgraves Zeitgenossen Giles du Wes (Guez) um 1532 (vgl. Weymouth S. 51) ergiebt; das ergiebt sich auch aus einer frz. Grammatik (Rouen 1595), wonach dieses *ā* dem *e*-Laut in frz. *estre* gleich sei (darin werden *hair* und *hare* als gleichlautende Worte gelehrt); ein jüngeres frz. Zeugnis von 1605 s. bei Sweet § 773. Im Gegensatz zu diesen frz. Zeugnissen, die *a* für einen *e*-Laut erklären, unterscheiden die Grammatiker Englands wie Smith Hart Bullokar Gill zwei verschiedene *a*-Laute (einerseits *far half after* anderseits *name bacon table make*), empfinden also *ā* nicht als *e*-Laut. Und dazu stimmt, dass niemals im 16. Jahrh. *ā* und *ę̄* etwa zusammengefallen sind, nur dass Bullokar *bear* 'Bär' mit *bār* transcribiert. Anderseits reimen

die Dichter *càst* und *chāste*, *păst: hāste*, *păss; grāce* u. s. w. im 16. Jahrh. und daraus ergiebt sich die lautliche Verwandtschaft von *ă* — *ā*, die wir als helle *a*-Laute nehmen müssen. Die Erhöhung mag in der 2. Hälfte des 15. Jahrhs. stattgefunden haben. In Schottland mag *ā* früher als in England zu einem *e*-Laut vorgeschritten sein: Weymouth S. 49 führt als Beweis dafür aus Lancelot v. See Reime an wie *grace place: faderless makless mekness* (andere Reime bei Fick zum me. Gedicht v. d. Perle S. 10). —

Im 16. Jahrh. ist *ā* in Worten wie *danger chamber ancient* noch nicht herrschend. Sie haben *ā*; wohl erst mit dem Beginn des 17. Jahrhs. nehmen sie unter Palataleinfluss *ā* an.

Anm. Es müssen schon zwischen 1550—1650 Ansätze dazu vorhanden gewesen sein, dem *a* nach *w* eine eigne Färbung zu geben. Smith 1568 schreibt *â* in *waste wax wall* und Daines 1640 in *warm swarm warn warp quart swart wart wast war*. Im Allgemeinen muss aber hervorgehoben werden, dass das *a* im früh NE. von einem voraufgehenden *w* noch nicht beeinflusst war; reines *ă* galt allgemein in *was water what want dwarf swallow wrath wrap*.

§ 95 b. Ne. *ă* aus me. *ĕ* vor *r*. Die Entstehung des ne. Vokalismus, den wir bis auf das Zeitalter der Elisabeth verfolgen, wird durch dieses im 15. Jahrh. wirkende Lautgesetz wesentlich mit charakterisiert. Die Anfänge desselben lassen sich am Schluss des 14. Jahrhs. sehen: ten Brink § 48, V führt schon aus Chaucer an *harwen* für *herwen;* spätme. ist *dwarf* aus *dwergh*, *harbor* aus *herberwe*, *harnes* aus *hernes*, *harvest* aus *hervest* bezeugt (nach Sweet bei Brandl, Erceld. S. 57 wirkt das Gesetz am frühsten im Norden). Aber erst um 1550 wird die Schreibung mit *ă* stabil in der Orthographie, nachdem es schon früher in der Aussprache gegolten hat. Hierher gehören ne. *far war star* aus me. *ferre werre sterre;* ebenso ist *ă* vor *r* zu beurteilen in ne. *farthing darling harvest yard hards dark barm barn barrow dwarf carve starve; spar* = an. *sperra; marvel* = frz. *merveil.* In *heart hearken hearth* ist die neue Schreibung nicht durchgedrungen.

§ 96. Me. ne. *ĕ*. Das germ. *ĕ* hält sich im AE. mit den Einschränkungen, welche sich durch die Dehnungen vor bestimmten Konsonantengruppen (§ 83) und der Brechung (§ 88) ergeben: ae. *ĕtan* lat. *edere*, ae. *bĕran* lat. *fero;* in nur wenigen Fällen entspricht ae. *e* = germ. *e* nach oben S. 355 einem idg. *ĭ* wie in *wer* 'Mann' lat. *vir*, ae. *nest* lat. *nîdus*, ae. *bedecian* zu lat. *fido*. Beachtenswert ist dass das Angls. noch einige *e*-Laute bewahrt, die im Ahd. durch *u*-Umlaut zu *i* geworden sind; ahd. *scilt sibun situ swigur mitu* entsprechen me. *shęld seven sede* ae. *sweger* me. *mede*, die sämtlich altes *ĕ* voraussetzen. Hierzu kommt ae. *ĕ*, das durch *i*-Umlaut aus germ. *ă* entstanden: *lecgan* got. *lagjan;* ae. *bedd* got. *badi;* ae. *sendan* got. *sandjan.*

Die Qualität des ae. *ĕ* scheint geschlossen gewesen zu sein, einerlei ob Umlaut oder nicht. Das dürfte sich aus den mannigfachen Berührungen mit *eo* ergeben; *ĕo* als Brechung von *ĕ* fällt nie mit *ęa* zusammen, auch nicht in der jüngeren Entwicklung. Jedenfalls hat germ. *ĕ* als Tonvokal bei Kontraktion mit folgendem unbetontem Vokal *ẹ́o* = me. *ẹ́* ergeben, woraus geschlossener Laut folgt: westgerm. as. ahd. *sëhan* = ae. *sẹ́on* me. *sẹ́n;* westgerm. ahd. *swëhur* = ae. *swẹ́or* (ebenso as. *lîhan pîhan* = ae. *lẹ́on gepẹ́on*); *ẹ́o* war stets geschlossen.

Bei Dehnung vor Konsonantengruppen tritt geschlossenes *ẹ́* für westgerm. *ĕ* ein in ae. *fẹ́ld scẹ́ld gẹ́ldan;* ebenso bei Umlaut Orrm *ẹ́lde bẹ́lde wẹ́lden*. Auch wird kurzes Umlauts-*e* in einigen Fällen gebrochen zu *ĕo*: ae. *ĕosol* aus **esul* = got. *asilus;* westgerm. **awi* wird durch **ĕwu* zu ae. *ĕowu* (me. *ẹ́we* § 107); got. *mawilô* = ae. *mĕowle;* got. **aweipi* = ae. *ĕowde*. Die durch *z*-Umlaut entstandenen *rẹ́ord hẹ́ord* (got. *razda* an. *haddr* oben S. 871) haben auch *eo* für Umlauts-*e*: ae. *brẹ́ord* Orrm *brẹ́rd* = ahd. *brart* aus **brazd.*

Aus dem allen ergiebt sich auch mit Sicherheit, dass germ. *ĕ* und das durch *i*-Umlaut aus *a* entstandene sekundäre *e* im Engl. durchaus zusammenfallen; der in Deutschland heute noch bestehende Unterschied ist somit dem Engl. ganz fremd. Bisher sind weder dialektische Gründe noch Reimbeweise für einen Unterschied bekannt geworden. Das einzige Denkmal, in welchem sich ein Unterschied zeigt, sind die Epinaler Glossen, welche für das Umlauts *e* (nicht auch für *ĕ*) vielfach *ae* schreiben (*gifraemith gimaengdae* für spätere *gefremeþ gemengde*), wodurch wahrscheinlich wird, dass der Umlaut über *ę* zu *ẹ* geführt hat.

Wir konstatieren fürs AE., dass *ĕ*, einerlei ob es auf germ. *ĕ* zurückgeht oder *i*-Umlaut von *a* ist, ein geschlossener Laut gewesen sein muss. Es scheint dann vor 1250, wo nach § 85 in offenen Silben Dehnung zu *ẹ́* eintrat, offenes *ę* dafür eingetreten zu sein: me. *bẹ́ren ẹ́ten* gehen zunächst auf *bęran ętan* u. s. w. zurück und wir dürften etwa fürs 12. Jahrh. diese offenen Laute ansetzen; wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Wandel von ae. *æ* in *a* (§ 95) vollzog sich dieser Wandel des geschlossenen in das offene *ĕ*. Dazu stimmt die nur in Hss. des 12. Jahrh. häufige Schreibung *æ* für *ĕ* (Vespas. D 14 *mæn næmnan sændan ængel*, Laud-Chro. *æten bæren* für *ĕtan bĕran*). So gilt denn im ME. offenes *ĕ* auch in *bed setten* oder in *werpen herte*, wo wir fürs AE. vielmehr (geschlossene) *ẹ* anzusetzen haben; nach ten Brink ist jedes me. *ĕ* offen bei Chaucer (Chaucers Spr. § 11); doch muss für andre Landschaften und andre Texte nach Schröer vielfach *ẹ* angenommen werden, wie die von Brandl AfdA 13, 97 behandelten Berührungen mit *ĭ* lehren.

Das me. *ĕ* stimmt nun quantitativ auf der einen Seite stets zum ae. *ĕ* (resp. der sich durch die ae. Brechung § 88 ergebenden Variante *ĕo*), anderseits resultiert es aus mehrfachen ursprünglichen Längen, welche nach den § 87 behandelten Normen am Schluss der ae. Zeit verkürzt wurden.

Durch Verkürzung vor Konsonantenverbindungen steht me. *ĕ*

1. für ae. *ḗ* in *mette kepte spedde bledde grette quemde wepte* = ae. *mḗtte cḗpte spḗdde blḗdde grḗtte* zu ae. *mḗtan cḗpan spḗdan blḗdan grḗtan* u. s. w.; me. *blessen* aus ae. *blḗtsian;* me. *Wĕdnesdai* (*ĕ* für *ẹ* = *ǿ* mit *i*-Umlaut); *swĕtter* zu *swḗte* ae. *swḗtra*; me. *gretter herre nerre* aus ae. *grȳ́tra* **hȳ́hra* **nȳ́hra*; me. *hĕrsom* 'gehorsam' aus *gehȳ́rsum;* me. *hĕrknen* aus ae. *hȳ́rcnan; flĕmde* zu *flẹ́men* ae. *flȳ́man; nĕdde* ae. *nȳ́dde* zu *nȳ́dan* (ae. *ȳ́* des Westsächs. ist = *ẹ́* S. 879, 4).

2. für ae. *ḗ* = *ǣ*: *shĕphĕrde* (Orrm *shẹ́phirde*) aus *scḗphyrde* (zu **scḗp sceáp*); Orrm *sleppte* zu *slẹ́pen*, *errnde* aus ae. *ǣrende*, *sellþe* ae. *sǣlþ*, Orrm *neddre* aus ae. *nǣdre; weppmann* zu *wǣpen*.

In folgenden Fällen liegt germ. *ai* mit *i*-Umlaut vor: *ledde* zu *lḗden*, *spredde* zu *sprḗden*, *clĕnsen* zu *clḗne*, *lĕsse* zu *lẹ́st*, *hĕlþe* zu *hǫ́l*.

3. für ae. *ẹ́o*: me. *stĕpfader* ae. *stḗopfæder; lĕmman* ae. *lẹ́ofman*, *þĕster* 'düster' ae. *þẹ́ostre;* me. *dĕrre* Compar. zu ae. *dẹ́ore*, *dĕrling* ae. *dẹ́orling;* me. *tĕn* aus ae. **tẹ́on* (aus **tehun*).

§ 97. AE. *ẹ́o ẹ́* und me. *ẹ́*. Wir fassen hier zwei im AE. verschiedene Vokale zusammen, deren Entwicklung im ME. die gleiche ist.

Ae. *ẹ́o* entsteht:

1. aus germ. *eu* z. B. in *bẹ́odan* aus **beudan; dẹ́or hlẹ́or* aus **deuz hleuz; nẹ́otan frẹ́osan cẹ́osan* aus **neutan freusan ceusan*.

2. aus umlautslosem germ. *iu* (oben S. 356) in ae. *þẹ́o-s* (ahd. *diu*), ae. *hẹ́odæg* ahd. *hiu-tu*; ae. *lẹ́of dẹ́op* = ahd. *liub tiuf;* ae. *flẹ́ogan* ahd. *fliugan*. *iu* ist westgerm. in ahd. *friunt* = ae. *frẹ́ond*, ahd. *tiufal* (*tiafal*) ae. *dẹ́ofol* (unklar ist die Entstehung von *ẹ́o* in ae. *prẹ́ost* im Gegensatz zu ahd. *prêst prêstar priastar*).

3. durch Kontraktionen von betontem *ĕ ĭ ȳ* mit folgendem *a* oder *u* bei

mittlerem *h* oder *j*: as. *sehan* ae. *sę́on*; as. *swĕhur* ae. *swę́or*; as. *lîhan* ae. *lę́on*; got. *freihals* ae. *frę́ols*; ae. *hę́old* got. *haihald*; ae. *hę́ow* aus **hĕhôw* (oben S. 374); ae. *bę́on* aus **bijan*; ae. *ę́ode* aus **îjêde* ten Brink ZfdA 23, 65. ae. *fę́ond* = got. *fijands* oder ahd. *fîant*. Vereinzelt steht ae. *bitwę́onum* aus **twîhnaim* (cf. got. *tweihnai*).

4. durch Dehnung aus *ę́o* (germ. *ĕ*, auch *ĭ*) vor Konsonantengruppen: a) germ. *ĕ* in *gę́orn ę́ornost cwę́orn ę́orþe*; b) germ. *ĭ*, das vor *r* gebrochen ist, in *lę́ornian* aus Grdf. *liznôjan*; ae. *mę́ord* meist *mę́d*; c) germ. *a* vor *zd* in ae. *brę́ord* Orrm *brę́rd* (ahd. *brart*) aus **brazd*; ae. *rę́ord* (Orrm *rę́rd*).

Der Umlaut hierzu ist *ý*, das durch die westgerm. Mittelstufe *iu* hindurchgegangen ist: ae. *cýcen* aus westgerm. *kiukîn*; ae. *lýhtan* got *liuhtjan*; ae. *lýxan* zu an. *ljós*; ae. *týran* Umlaut zu *tę́orian*; ae. *dýgel digel* zu *dę́ogol*; ae. *gesýne* zu got. *gasiuni-*; ae. *dýre* as. *diuri*; ae. *hýre* ahd. *hiuri*; ae. *strýnan* zu *strę́ona*; ae. *fýnd frýnd* Plur. zu *fę́ond frę́ond*; hierher auch ae. **tę́on* (me. *tę́n tén*) 'zehn' neben **týne* (als Flexions- und Kompositionsform vgl. ae. *fíftýne* etc.). Diese feste *ý* erscheinen im ME. als *í*: ae. *cýcen* me. *chike* Sarrazin PBB 5, 585; me. *chis* = ae. *cýs cís* (aus *kiusi-*) zu *cę́osan*? me. *tiren* ae. *týran* zu *tę́orian*; me. *unride* ae. *unrýde* zu got. *gariuds*.

Nur durch Nebenformen ohne Umlaut (resp. mit Rückumlaut) finden sich mehrfach *ę́o*-Formen neben *ý*-Formen: ae. *dę́ore* neben *dýre*, *hę́ore* neben *hýre*, *gesę́one onsę́on* neben *gesýne onsýn*; diese umlautslosen Formen beharren im ME. als *dę́re isę́ne*. Nicht ganz so klar ist die Behandlung von germ. *-iuj-* im AE. vgl. ae. *nę́owe níwe* = got. *niuja-*; ae. *hę́ow híw* = got. *hiuja-*; ae. *clę́owen clýwen*.

An die Behandlung von ae. *ę́o* schliessen wir diejenige des ae. *ę́*, weil beide im ME. die gleiche Entwicklung haben; zunächst aber heben wir hervor, dass alle diese ae. *ę́o* um 1200 zu *ę́* kontrahiert worden sind: ae. *dę́op* me. *dę́p*, ae. *lę́of* me. *lę́f*, ae. *prę́ost* me. *prę́st*; ae. *sę́on flę́on bę́on* = me. *sę́n bę́n flę́n*; ae. *frę́ond fę́ond* me. *frę́nd fę́nd*; ae. *gę́orn cwę́orn ę́orþe* = me. *ȝę́rn quę́rne ę́rthe*. Mit diesem me. *ę́* ist qualitativ das ae. *ę́*, dem auch stets me. *ę́* entspricht, ganz zusammengefallen. Wir wenden uns nun zu den ae. und me. *ę́* in denjenigen Fällen, wo sie sich decken. Ae. me. *ę́* ist:

1. westgerm. *ê* (oben S. 356) in *hę́re* ae. as. *hêr*; *slę́p* 'schlief' as. ae. *slę́p*; *fę́ng hę́ng* as. ae. *fêng hêng*. Hierher noch ae. *mę́d* me. *mę́de* (as. *mêda* got. *mizdô*); auch ae. *lę́f* = as. *lę́f* 'schwächlich'? Unklar is ae. me. *wę́l* neben *wĕl* 'wohl'. — Wir stellen hierher noch das *ę́* in ae. me. *mę́ þę́ hę́ gę́* : *ȝę́*.

2. westgerm. *ĕ* vor dehnenden Konsonantengruppen: ae. *fę́ld scę́ld sę́ldan gę́ldan* = me. *fę́ld shę́ld sę́lde ȝę́lde*. Wir fügen hier gleich hinzu, dass *ę́* auch das umgelautete germ. *ă* vor dehnenden Konsonantengruppen vertritt: Orrm hat *bę́lden ę́lde wę́lden* = ae. *bę́ldan ę́ldo wę́ldan* (westsächs. *býldan ýldo gewýldan*). Hierher gehören *ę́* vor *nd* in einzelnen Dialekten: ae. me. *ę́nde* 'Ende', ferner auch ae. *sę́ngan* me. *sę́nge(n)* = ne. *to singe*; me. *hę́nge* ne. *hinge*. Als Einzelheiten seien erwähnt ae. *ę́ce* me. *ę́che* aus *ĕjyci* = **ajuki* (got. *ajukdûþs*) und wohl auch ae. *twę́ntig* kontrahiert aus **twejentiȝ*.

3. ae. *ę́* als *i*-Umlaut von *ǫ́*: ae. *fę́lan cę́pan blę́dan* (aus **fôljan* **kôpjan* **blôdjan*) = me. *fę́len kę́pen blę́den*. Der urengl. Umlaut war *ǿ*, der sich bis in die literarische Zeit — im Altnordhumbr. am längsten (Sievers § 27) — erhalten hat (frühae. *sǿcan ǿdil* = gemeinae. *sę́can ę́del*). Dieses *ę́* für *ǿ* gilt auch in ae. *cwę́n* me. *quę́ne* (germ. *qêni* westgerm. *qâni* urengl. *qôni qǿn*); ae. me. *swę́te* 'süss' = altsächs. *swôti*; ae. me. *gę́s fę́t* Plur. zu *gǫ́s fǫ́t*. Diesem Laute schliesst sich das an. *ǿ* an, das im Engl. durch *ę́* vetreten wird: an. *slǿgr* Orrm *slę́h*, an. *ǿpa* Orrm *ę́pen*.

4. ae. *ę́*, das im Westsächs. durch *ý* vertreten ist (*i*-Umlaut von ae. *ę́a* § 98): me. *hę́ren ȝę́men flę́men hę́nen* = ae. *hę́ran gę́man flę́man hę́nan* (westsächs. *hýran gýman flýman hýnan*); ae. me. *stę́pel* (ae. westsächs. *stýpel*) aus **staupil* zu ae. *stę́ap* 'steil'; me. *shę́ne* as. *skôni* (aus **skauni*).

Das me. *ę́*, sofern nicht durch irgendwelche Konkurrenzen (§ 99) *ę́* dafür

eingetreten ist, ist schon innerhalb der me. Zeit dialektisch zu *ī* geworden und diese scheint im 15. Jahrh. gemeinenglisch zu werden; die Theoretiker des 16. Jahrhs geben dem entsprechenden Laut den Wert *ī*. So ist *ī*-Aussprache, für die sich um 1550 die Darstellung *ee* festsetzt, durch Grammatikerangaben gesichert z. B. für *deep, to feel, to meet, sheep, speech, keep, queen, cheese, leek,* sowie meist auch für *me ye he she.* — Seine Darstellung ist *ie* in *field yield wield* (Schröer EStud. 14, 246); in *chiefly grievous people jeopard yeoman* (*leopard?*) ist *ī*-Aussprache sicher für das Zeitalter der Elisabeth.

In ne. *hinge* (Wicl. *heenge*) ist *ĭ* statt *ī* für me. *ẹ́* eingetreten; ebenso wohl auch in *to singe* me. *sẹ́nge, springe* me. *sprẹ́nge, to twinge* me. *twẹ́ngen;* auch ne. *wing* aus me. *wẹ́ng?*

Nur in einem Falle ist me. *ẹ́* im früh NE. zu *ę́* verschoben, das dann weiterhin mit dem § 98 behandelten me. *ę́* das Schicksal später teilte. Dieser Übergang hat stattgefunden vor *r:* me. *hẹ́re* wird über *hę́re* zu *to hear;* me. (Orrm) *lẹ́rnen* über *lę́rne* zu *to learn;* me. *ẹ́rþe* über *ę́rth* zu *earth,* me. *ẹ́rnest* über *ę́rnest* zu *earnest,* me. *ẹ́rl* über *ę́rl* zu *earl, hẹ́rde* 'hörte' zu *heard, hẹ́rde* 'Herde' zu *herd.* Diese Lautregel scheint mit dem § 95 b behandelten Gesetz in innerem Zusammenhang zu stehen; auch dürfte ihre chronologische Datierung die gleiche sein.

Schwanken zwischen *ē* und *ī* zeigen im 16. Jahrh. *weary here dreary* = me. *wẹ́ri hẹ́re drẹ́ri,* sowie *near year,* die auch im ME. schwankende Qualität (*nēr ȝēr*) gehabt haben. Für *dear* me. *dẹ́re* ae. *dẹ́ore* verwirft Butler *ī*-Aussprache gänzlich (Ellis 887), unterscheidet aber S. 29 *dear* 'lieb' und *deer* 'theuer'. Für *bier* me. *bēre* und für *cheer* besteht Schwanken zwischen *ī* und *ē* (Schreibungen wie *bear chear* begegnen dafür); *ē*-Aussprache ergiebt sich nach Levins (EETS 27, S. 209) auch für *briar friar choir* (me. *brẹ́re frẹ́re* ten Brink Angl. I, 534. 551), so dass also wieder Wandel von *ẹ́* in *ę́* vor *r* vorliegt. Überraschend ist, dass einige me. *ẹ́r* nie nach *ę́r* hinüber zu schwanken scheinen: *deer leer steer.* Beachte noch die Reime des 16. Jahrhs bei Ellis 868. 873.

Anm. *ĭ* ist mehrfach im 16. Jahrh. bezeugt für *english friend instead blister.* Wechsel von *ī* mit *ē* ist bezeugt für *seldom;* auffällig ist *ī* in *even* 'par' gegen *ē* in *even* 'etiam'.

§ 98. **Ae. *ę́a* und me. *ę́*.** Das germ. *au* ist durch die Zwischenstufen *æu* und *æo* zu dem gemeinengl. *ę́a* der ae. Zeit geworden; dieser Lautwert wird um 1200 monophthongiert zu *ę́,* mit welchem um 1250 das aus ae. *ĕ* gedehnte *ę́* zusammenfällt. Im 16. Jahrh., nachdem me. *ẹ́* zu *ī* erhöht war, wird der me. *ę́*-Laut zu einem geschlossenen *ē.*

Das ae. *ę́a* hat seine Hauptquelle in umlautslosem germ. *au* (sein Umlaut ae. *ē ȳ* s. § 97); vgl. ae. *rę́ad dę́aþ dę́ad ę́age hlę́apan* = got. *rauþs dauþus dauþs augô hlaupan.* — Andre *ę́a* beruhen nach dem Dehnungsgesetz auf der Brechung *ęa* = germ. *a*: ae. *bę́ard ę́arn* aus Grdf. *bard arn* (§ 88). — Seltener entsteht ae. *ę́a* aus *-eaho- -eaha-*, die unter Eintritt von Brechung für *-ahu- aha-* gelten: ae. *tę́ar* aus **tahur, ę́a* für *ahu, slę́an flę́an þwę́an* aus *slahan flahan þwahan;* ae. *gefę́a* aus westgerm. **ȝifaho* (: ahd. *gifëho* got. *fahêþs* oben S. 360).

Im ME. ist *ę́* der Vertreter dieses *ę́a,* das um 1200 durch Kontraktion Monophthong wurde: me. *rę́d dę́þ dę́d lę́pen bę́rd ę́rn tę́r slę́n flę́n.* Nur in wenigen Fällen ist *ẹ́* für *ę́* eingetreten wie in *lẹ́k rẹ́k ẹ́k tẹ́ken* für ae. *lę́ac hrę́ac ę́ac tó-ę́acan,* wo vor *c* der geschlossene Laut schon in ae. Zeit eintrat; vgl. noch früh me. *ẹ́ȝe* aus ae. *ẹ́ge ę́age;* frühme. *hẹ́h þẹ́h nẹ́h* = ae. *hę́ah þę́ah nę́ah* (schon spätae. *néh héh ðéhþyrel* u. s. w. Sievers PBB 9, 211).

Das me. *ę́* hat ausser in ae. *ę́a* noch andre Quellen. Es steht vor allem seit etwa 1250 nach dem § 85 behandelten Dehnungsgesetz in offenen Silben

auch für ae. ĕ, das oben § 96 quellenmässig dargestellt ist: me. *ę̄ten spę̄ken brę̄ken* aus ae. *ĕtan spĕcan brĕcan.*

Eine dritte Quelle des me. ę̄ ist ae. *ǽ* als *i*-Umlaut zu ae. *á,* wobei jedoch vielfache Beziehungen zu me. ẹ̄ bestehen (§ 99): me. *hę̄pen* ae. *hǽden;* me. *lę̄st* aus *lǽst lǽsest* Angl. 4, 105.

Sowenig die chronologische und geographische Vertretung dieses me. ę̄ aus ae. *ǽ* (als *i*-Umlaut von *á)* erkannt ist, so unklar ist auch me. ẹ̄ (im Wechsel mit ę̄) = ae. *ǽ é* (als Vertreter von nichtumgelauteten und umgelauteten westgerm. *â); vgl.* ae. *sceap scép* = me. *shép,* ae. *gear gér* = me. *ȝér;* Orrm *dǽdbóte* aber *déde.*

Schliesslich sei erwähnt, dass me. ę̄ in skand. Lehnworten dem an. *ǽ* entspricht: *mę̄len* (an. *mǽla), hę̄then* (an. *hǽða), sę̄te* (an. *sǽte)* 'Sitz', *gę̄ten* an. *gǽta* (auffällig me. *węng* aus an. *vǽngr).*

Im früh NE. (15. 16. Jahrh.) entspricht jedem me. ę̄, wozu noch die frühne. ę̄ für me. ẹ̄ vor *r* (§ 97) kommen, auch ein offenes ę̄, wie aus Grammatikerangaben erhellt, die es dem frz. *è* vergleichen (The French Alphabet, London 1631 S. 35). Dieses frühne. ę̄ (= me. ę̄), das seit etwa 1550 gern die Darstellung *ea* erhält, wird bezeugt von den Grammatikern für *clean eat great heathen mean speak* u. s. w. = me. *clę̄ne ę̄ten grę̄t hę̄then mę̄nen spę̄ken* sowie für frz. Lehnworte wie *eagle preach beast equal season reason cease zeal* = me. *ę̄gle prę̄chen bę̄st ę̄qual sę̄soun rę̄soun cę̄sen zę̄le.*

In der 2. Hälfte des 16. Jahrh. finden sich Ansätze zu Verkürzungen in geschlossenen Silben (woneben freilich die alten Längen zunächst bestehen bleiben) z. B. in *bread head dead spread death threat sweat deaf weapon;* sonst sind für das Zeitalter der Elisabeth ĕ bezeugt für *heaven heron treasure measure;* in *learn earnest fern search rehearsal pierce earth health;* über früh ne. ĕ in *nest jest mesh* s. § 86.

Anm. Der Wandel von me. ę̄ (früh ne. ē, geschrieben *ea)* in das moderne *ī* mag sich dialektisch schon um 1600 vollzogen haben Baret 1580 sprach *ī* in *read;* Gill erwähnt *brīk* als die westliche Aussprache von *to break* me. *brę̄ken;* für *tear* me. *tę̄r* 'Thräne' hat Butler *ī*-Aussprache, während sonst um 1600 nur *ē*-Aussprache bezeugt ist. In *read reading* verwirft Gill die *ī*-Aussprache, ebenso in *meat leave* (me. *mę̄te lę̄ven* u. s. w.). Im allgemeinen scheint die *ī*-Aussprache von me. ę̄ erst um 1750 durchzudringen, während von 1650—1750 geschlossenes ẹ̄ gilt. — Zu Gills Angabe von *ī* in *to break* im Westen ist zu bemerken, dass der Südwesten heute noch die *ē*-Aussprache für me. ę̄ hat (oben S. 796).

§ 99. **Schwanken zwischen ę̄ : ẹ̄ im ME., ē : ī im früh NE.** Durch ten Brinks Untersuchungen Angl. I, 526 Chaucer Spr. § 23—25 § 67. 68 hat sich vielfaches Schwanken der Qualität, ein neutrales *é* mit bald offener, bald geschlossener Aussprache ergeben. Diesem Sachverhalt entspricht die Erscheinung, dass im 16. Jahrh. einige Worte mit *ē*- und *ī*-Aussprache von den Theoretikern bezeugt sind. Wenn wir von Schwankungen vor *r* im 16. Jahrh. absehen (darüber s. § 97), so tritt nach ten Brink § 25 im ME. Schwanken der *é*-Qualität auf

1. bei ae. *ǽ* = westgerm. *â*: a) umgelautete Worte: *spéche* 'Sprache', *déde* 'That', *léche* 'Arzt', *séde* 'Samen', *wéde* 'Kleid', *wéten* 'benetzen'; b) nichtumgelautete Worte: *méde* 'Wiese', *bére* 'Bahre', *slép* 'Schlaf', *éve* 'Abend', *stréte* 'Strasse', *ȝér* 'Jahr', *hér* 'Haar', *él* 'Aal', *thére* 'dort', *whére* 'wo'. Möglicherweise zu beiden Klassen a) und b) können Verba wie *dréden réden léten slépen* resp. Präterita wie *béren wéren éten séten.*

2. bei ae. *ǽ* als *i*-Umlaut von *á* (germ. *ai)*: *cléne* 'rein', *ménen* 'meinen, klagen', *spréden* 'ausbreiten', *léden* 'führen', *léren* 'lehren', *dél* 'Teil', *lénen* 'leihen', *téchen* 'lehren', *bléchen* 'bleichen', *héte* 'Hitze', *éch* 'jeder'.

3. Vereinzelt ergiebt sich im ME. Schwanken zwischen ę̄ und ẹ̄, wenn neben ae. *ēa* eine Umlautsform bestanden hat: me. *néde* = ae. *nēad : néd nýd;*

me. *stēl(e)* = ae. **stę̄al* (= ahd. *stahal*) : ae. westsächs. *stȳle;* me. *flēs* = ae. *flę̄as : flȳs;* me. *nēr* = ae. *nę̄ar : nȳr* vgl. ten Brink Angl. 1, 542. Das neutrale *ē* in me. *chēke* 'Wange' geht auf urgerm. Differenz (*kêkôn keukôn* ae. *ceace* für **cǣce* und *cę̄oce*) zurück.

4. Manche Texte zeigen im Auslaut *ę́* für sonstiges *ę̄* in *sē* 'See', *slē* 'schlagen', ten Brink § 24. — Über Schwankungen vor *r* s. § 97.

5. Aus dem 16. Jahrh. ist durch die Grammatiker doppelte Aussprache *ē ī*, welche auf me. Schwanken zwischen *ę̄ : ẹ̄* deutet, bezeugt (von den Schwankungen vor *r* oben § 97 abgesehen) in *leech weazle instead* und *to rear, to mean*, ferner in *grecian* und in *Caesar* bezeugt.

Anm. Ob es überhaupt Fälle gibt, in denen westgerm. *ā* nur durch me. *ẹ̄* vertreten wird, ist unsicher; wahrscheinlich nur *ę̄* haben *shę̄p* 'Schaaf', *grę̄di* 'hungrig', *nę̄dle* 'Nadel', *ę̄t* 'aass', *chę̄se* 'Käse'. — Die Schwierigkeit des *ǣ*-Problems besteht darin, dass einerseits im AE. dem westsächs. *ǣ* (= got. *ē*) ausserwestsächs. *ē* entspricht, anderseits Orrm dafür bald *ǣ* bald *ē* hat, ohne dass sein Dialekt eine Regel erkennen lässt; offenbar hat, wie Carstens (Sir Ferumbras S. 20) hervorhebt, das Anglische *ē* und *ǣ* für westgerm. *ā* und für umgelautetes germ. *ai*.

§ 100. Das ae. *ĭ* entspricht im allgemeinen dem westgerm. *ĭ* (so in ae. *sittan biddan licgan* = as. *sittian biddian liggian*, in *swimman blinnan*); einem westgerm.-germ. *ë* entspricht es in *niman* (ahd. *nëman*) sowie in *cwine* (ahd. *quëna* = got. *qinô*). Auch vor *ht* steht ae. *ĭ* für *e* und zwar sowohl für westgerm. *ë* (wie in *cniht riht* für *cneht reht*) als auch für *e* als *i*-Umlaut von *a* (wie in *niht neaht, miht meaht, mihte meahte*).

Eine Einschränkung erfährt die Entsprechung westgerm. *ĭ* = ae. *ĭ* durch das Dehnungsgesetz § 83, wonach *bīndan fīndan clīmban scīldan* für as. *bĭndan fĭndan clĭmban scĭldian* eingetreten sind, sowie durch das § 84 behandelte Gesetz des Nasalschwundes mit Ersatzdehnung (ae. *fīf* = got. *fimf*, ae. *sīþ* got. *sinþs* u. s. w.). Weitere Einschränkung erfährt *ĭ*, indem vorhergehendes *w* daraus *ŭ* macht: *cwicu* und *c(w)ucu, wicu wucu* 'Woche', *widwe* und *wudwe* 'Witwe', *swyster* und *swuster, switol* und *swutol* (früh me. *suster sutel*).

Ae. *y* als *i*-Umlaut von westgerm. *ŭ* (ae. *hyge* as. *hugi, fyllan* as. *fullian;* ae. *byrg* zu *burg, tyrf* zu *turf*) wird innerhalb der ae. Zeit vor Gutturalen gern zu *i* entrundet: *drihten* für *dryhten, hige* für *hyge, micel* für *mycel.* Und diese Entrundung von *y* zu *ĭ* wird me. zur Regel: me. *fillen* aus ae. *fyllan, kissen* aus ae. *cyssan.*

Eine Einschränkung erfährt der Übergang von *y* in me. *ĭ* dadurch, dass vor *-tš-* und *-dž- u* dafür eintritt wie in *muche moche* für ae. *mycel, crucche* für ae. *cryčč* unten § 104. Dazu kommt, dass *y* nach *w* am Schluss der ae. Zeit zu *ŭ* wird vor *r*+Konsonant: ae. *wyrm wyrt wyrd wyrsa wyrdig* werden im 11. Jahrh. *wurm wurt wurd wursa wurþig* = me. *worm wort worse worthi*).

Das me. ne. *ĭ* hat seinen wesentlichen Ursprung in ae. *ĭ* (me. *sitten bidden swimmen right knight night* = ae. *sittan biddan swimman riht cniht niht*).

Aber es kann durch die § 87 behandelten Verkürzungsnormen auch aus ae. *ī* entstehen: me. *lĭsse blĭsse* aus ae. *līþs blīþs;* vgl. me. *wĭsdom* aus ae. *wīsdôm;* durch Verkürzung aus ae. *lę̄oht* entsteht me. *light* wie aus ae. *beorht* bei Metathese *bright* oder aus ae. *feohtan* me. *fighten.*

§ 101. Ae. me. *ī* ae. *ȳ*. Das altengl. *ī* = me. *ī* ist gemeingerm. *ī* (ae. *bītan* me. *bīten* = got. *beitan;* ae. *tīd* me. *tīde* = as. *tîd;* ae. *hwīt* me. *whīt* 'weiss' = got. *hweits*), erhält aber im Urengl. Zuwachs durch Entstehung aus Nasalvokal *ī* = *in* vor *h* und den Spiranten *s f þ* (ae. *sīþ līde* = ahd. *sind lindi, fīf* = got. *fimf*) und durch Dehnung aus germ. *ĭ* vor dehnenden Gruppen (ae. *bīndan fīndan mīlde wīlde*).

Dieses *ī* erfährt durch die Verkürzungsregeln (§ 87) mancherlei Einbusse

im ME., dafür aber auch manchen Zuwachs, indem das ae. *ý* (als *i*-Umlaut von *ú* und *ęo*) im späten AE. entrundet wird: ae. *brýd hýd* = me. *brīde hīde;* ae. *prýta prýda* = me. ne. *prīde;* ae. *brýce* me. *brīche* zu ae. *brúcan;* ae. *drýge drīge* me. *drīe* zu ae. *drúgoþ;* ae. *lýs mýs* me. *līs mīs* Plur. zu ae. *lús mús;* me. *kīte kīme kīpe kīve* haben, wie die fehlende Palatalisierung lehrt — germ. mit *kú-* angelautet, aber me. *chīke* = ae. *ćýcen* ist — wie der anlautende Palatal lehrt — auf Grdf. **keukîn* zurückzuführen. Auch dasjenige *ú*, das aus nasaliertem *ũ* (§ 84) hervorgegangen ist, ergiebt bei Umlaut ae. *ý* = me. *ī* z. B. in ae. *cýdan* me. *kīthen* aus **kunþjan*. Durch Dehnung vor den § 83 behandelten Gruppen entsteht *ý* für *y* in ae. **býldan* = me. *bīlden* (ne. *to build* ist im 16. Jahrh. zumeist mit *ei*-Diphthong bezeugt). Beachte noch die vereinzelten ae. *fýr* me. *fīr* aus westgerm. (ahd.) *fûir* sowie ae. *cý* me. *kī(n)* zu ae. *cú* = as. *kô*. Vereinzelt entspricht me. *ī* einem an. *ý*: me. *līthen* an. *hlýda;* me. *skīe* an. *ský;* me. *tīnen* an. *týna;* Orrms *sīt* me. *sīte* ist unbezeugtes an. **sýt* zu *sút*.

Anm. Nach ae. *ĭ* und *y* schwindet ae. ȝ und es ergibt sich me. *í:* früh me. *sie* aus *siȝe;* me. *nine* aus ae. *niȝene;* me. *tīthe* aus ae. *tiȝeđa;* me. *rie* ae. *ryge* 'Roggen'; me. *drie* ae. *drýȝe* 'trocken'. Verba wie ae. *hígian stígan* sind me. *hīen stīen.* Aus ae. *licgan byrgan* entsteht me. *līe bīe (līn bīn)* im Anschluss an Flexionsformen wie ae. *liȝeþ byȝeþ.* Auch ae. *ęo* und me. *ę* ergibt vielfach me. *í;* durchaus me. *flīe* aus ae. *flęoge;* me. *drīe flīe līe* aus ae *drę́ogan flę́ogan lę́ogan.* Wo ae. *ęa* zu Grunde liegt, zeigt sich Schwanken; me. *eie ie* aus ae. *ęage* (Orrm *ęȝhe);* Orrms *hęȝhe* (ae. *hęage)* ist me. *hie;* me. *dęȝen dien* aus ae. *dęagian;* entlehnt sind me. *dien* aus *dęȝen* = an. *deyja;* me. *slí* aus *slęh* (Orrm *sléh* = an. *slǿgr).*

Im 15. Jahrh. tritt *əi ei* als Diphthongierung von me. *ī* (oben § 92) in die Schriftsprache; diese Diphthongierung ist im 16. Jahrh. noch nicht zum modernen *ai* fortgeschritten, sondern war wohl allgemein *əi ei*, das durch Grammatiker vielfach bezeugt wird z. B. für *write white bite.* Über die Entstehung junger *ī* = früh ne. *ei* vor *gh* in *bright light fight* u. s. w. s. oben S. 849. 873; im 16. Jahrh. begegnen vielfach orthographische Unformen wie *kight wright spright whight spight* für *kite write white sprite spite.*

§ 102. Ae. me. *ó* me. *ǫ́*. Die Qualität des engl. *ó* = westgerm. *ô* (ae. me. *god lof hol ofte storm hors fox folk)* ist unsicher; für offenes *ǫ* spricht vielleicht das *ǫ* in me. *gǫ́ld hǫ́ld hǫ́rd tǫ́rd,* das nach den Dehnungsregeln § 83 aus alter Kürze hervorgegangen; für geschlossenes *ọ* (= westgerm. *ó*) spricht anderseits der Parallelismus mit ae. *ę* (= westgerm. *ĕ*) § 96.

Im NE. erhält sich dies westgerm. *ó;* zur Bestimmung seiner Klangfarbe im 16. Jahrh. sei daran erinnert, dass eine frz. Grammatik (Rouen 1595) das *ó* in *Thomas short* dem frz. *ă* vergleicht (ne. *a* steht in ne. *gammer sprat strap* für ae. me. *ó*).

Eine besondere Besprechung verlangt die Entstehung von *o* aus *a* vor *ŋg* in ae. me. ne. *long strong wrong.* Die Geschichte dieses *o* ist sehr kompliziert; der Norden hat dafür *ă: lang strang wrang.* Ursprünglich wurde jedes westgerm. *ă* im Urengl. — wie es scheint — zu *ŏ*. Und westgerm. *â* erscheint konsequent als *ǫ́* (resp. mit *i*-Umlaut als *ǽ ḗ* § 97); so in *qâni* (got. *qêns*) = ae. *cwǽn cwḗn;* got. *qêmun* ae. *cwómon;* got. *nêmun* ae. *nómon;* über ae. *gęón* (für **jôn)* aus **jên* s. oben S. 393. Auch von *ă* galt vor ungedecktem Nasal die gleiche Verdumpfung, wie sich bes. aus *ǫnettan* für **an-hettan* ergibt. Die Entstehung dieser Verdumpfung wird in Zusammenhang stehen mit der gleichen Erscheinung im Kontinentalanglischen: die Merseburger Glossen haben *ŏ* statt *ă* in *stǫ́ndan són* (PBB 9, 580) und Dietmar v. Merseburg hat *ó* für *ă* in *Tongera Sonterslevo;* vgl. noch afrs. *môna mônath* mit ae. *móna mónađ* gegen as. ahd. *mâno mânôth.*

War *ŏ* für *ă* vor Nasalen urenglisch, so muss fürs AE. massenhafte Rückkehr von *ó* zu *ă* angenommen werden.

Noch weiter geht das ME., indem es in vielen Landschaften *ǒ* vor Nasalen zu *ǎ* macht. Konsequent wird *ǒ* vor einfachem ungedeckten Nasal im ME. zu *ā* wie in *nāme* aus ae. *nŏma năma;* me. *grāme* ae. *grŏma grăma;* me. *shāme* ae. *scŏma scăma*; me. *gāme* ae. *gŏmen gamen;* me. *tāme* 'zahm', *lāme* 'lahm'; *fāne lāne māne.* Dazu kommt, dass die ae. Dehnung vor *-mb* im ME. *ǫ́* aus *á* ergiebt und nicht *ọ́*: ae. *cámb* me. *cǫ́mb*, ae. *lámb* me *lǫ́mb*. Chaucer hat vor *nd* aber *ō: hond lond strond* (ten Brink § 13 β), wo später auch *a* herrschend wurde. *ǒ* hat sich im NE. nur vor *ng* gehalten. Über die geographischen und chronologischen Einzelheiten in der Entwicklung von *a* vor Nasalen im AE. ME. s. Fischer Angl. 11, 181 und Schröer Germ. 34, 518.

Das ae. *ǒ*, das sich im ME. in geschlossenen Silben hält, wird seit etwa 1250 in offenen Silben zu *ǫ́* gedehnt; diese Dehnung fällt mit dem aus ae. *á* nach § 85 entstandenen *ǫ́* zusammen. Beispiele für ae. *ǒ* = me. *ǫ́* in offener Silbe sind ae. *þrŏtu* me. *þrǫ́te*, ae. *borian* 'bohren' me. *bǫ́ren,* ae. *fŏran* me. *fǫ́re*, ae. *tŏhŏpa* me. *hǫ́pe*, ae. *drŏpa* me. *drǫ́pe*.

§ 103. Ae. me. *ọ́*. Das germ. *ô* bleibt im Engl. ein *ô*-Laut bis ins 15. Jahrh., wo er durch den Laut *ū* abgelöst wird. Er war im ME. geschlossen und wir setzen ihn als geschlossen auch fürs AE. an: ae. me. *bọ́c fọ́t cọl dọ́m* = as. *bôk fôt kôl dôm.*

In vorliterarischer Zeit gesellen sich hierzu die für nasalisiertes *ō̃* nach § 84 eingetretenen *ọ́* in *þọ́hte brọ́hte* für **þōhte *brōhte* = got. *þāhta brāhta;* ae. *fọ́n họ́n* stehen mit Kontraktion für **fọ́han *họ́han* = got. *fāhan hāhan;* vgl. noch *ọ́der* für **anþer*, *tọ́þ* für **tanþ*. Dazu kommen noch die vor einfachem Nasal für westgerm. *â* eintretenden *ọ́* in *mọ́na* = ahd. *mâno;* me. *spọ́n* ahd. *spân;* ae. *sọ́na* ahd. *sân;* ae. *gedọ́n* ahd. *gitân;* ae. *gẹ́ómor* ahd. *jâmar.*

In allen derartigen Fällen (soweit nicht nach § 87 Kürzung zu *ŏ* eingetreten ist) herrscht me. *ọ́;* z. B. me. *gọ́d* 'gut', *mọ́ne* 'Mond', *họ́d* 'Hut'.

Einschränkungen sind durch die Kürzungen eingetreten; Zuwachs durch den Übergang von *ǫ́* in *ọ́* nach *w*. Me. *ǫ́* aus ae. *á* nimmt nach *w* innerhalb der me. Zeit den geschlossenen *ọ́*-Laut an, der sich frühne. zu *ū* entwickelt, in *whọ́* aus *whǫ́* ae. *hwá*, in *twọ́* aus *twǫ́* ae. *twá, swọ́pe* aus *swǫ́pen* ae. *swápan;* sowie in me. *wọ́mb* aus *wǫ́mb* ae. *wámb*; wohl auch in *wọ́we* (ne. gespr. *wū*) für *wǫ́wen* (ae. *wǫ́ȝian*) und in *wọ́rd* (16. Jahrh. *ū*) für me. ae. *wǫ́rd?* Vgl. ten Brink § 31. Doch ist im 16. Jahrh. noch die auf me. *ǫ́* deutende *ǫ́*-Aussprache überliefert für *whom woe womb woad* Ellis 909.

Seltsam ist die Vertretung der me. *swọ́r tọ́k awọ́k* im 16. Jahrh.; neben der regulären *ū*-Aussprache findet sich *ō*-Aussprache, welche auf me. *ǫ́* deutet, bezeugt durch die Grammatiker wie Bullokar und Gill und durch Reime (Spencer reimt *tooke strooke looke awooke* Ellis 863).

An Stelle des me. *ọ́* ist im NE. der Lautwert *ū* getreten, der seit dem 16. Jahrh. der Schriftsprache angehört z. B. in *good foot book blood.* Der Wandel von *ọ́* in *ū* hat sich am frühsten im Norden vollzogen. Hampole schreibt *gud buk* für me. *gọ́d bọ́k* und in den nördl. allitterierenden Gedichten begegnen Reime wie *dọ́me : gume : cume.*

ū, aus me. *ọ́* entstanden und daher auch *oo* geschrieben, steht im 16. Jahrh. da, wo me. *ọ́* es erwarten lässt; also z. B. in *book look moon root food fool two room;* auch in *Rome;* ferner in *dove* 'Taube', *love* 'Liebe', *above, to prove;* doch schwanken diese Worte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhs nach *ŭ* hinüber. Um dieselbe Zeit geht *ū* in *ŭ* über, so dass Doppelformen bezeugt sind, in *glove brother mother other* sowie in *bosom;* weiterhin in *blood flood good;* auch *to do two* sind mit *ŭ* bezeugt. Für *door* ist durch Gill und Bullokar die doppelte Aussprache mit *ō* und mit *ū* gesichert, Puttenham lässt bekanntlich den Reim *door : restore* nicht als korrekt gelten. Auffällig ist *ū*

neben *ŏu* in *should would could, ŭ* neben *ou* in *you yours.* Dehnungen von *ŭ* vor *r* scheinen in Worten wie *forth bord mourn court sword afford* gegolten zu haben.

§ 104. Ae. me. ne. *ŭ.* Das ae. *u* entspricht dem gemeingerm. *ŭ* (ae. *sunu burh huntian*), seltener einem germ. *ŏ* vor Nasalen (ae. *genumen* = ahd. *ginoman, þunor* ahd. *donar*) und sonst vereinzelt bei labialer Umgebung (ae. *full fugol wull wulf* = ahd. *vol vogal wolla wolf*); vereinzelt entsteht ae. *u* durch *u*-Umlaut nach *w* aus *i* wie in *wudu* aus *widu, swutol* aus *switol*, *wudwe* aus *widwe, suhtria* für *swihtria, c(w)ucu* für *cwicu.* In den letzten Fällen ist *u* nicht gemeinengl. mit Ausnahme von *wudu* me. *wode.*

Der zugehörige Umlaut ist ae. *y* § 100.

Im ME. hält sich das *u* (nur schwankt seine Darstellung vielfach nach *o* hinüber, ten Brink § 14). Vgl. me. *buck* ae. *bucca.*

Das ME. erfährt manchen Zuwachs an *ŭ;* es entsteht durch Verkürzung aus *ū* vgl. me. *lütte* aus *lútode*, *hüsbonde* aus *húsbónde.*

Um 1200 scheint sich eine besondere nicht gemeinengl. Art von Rückumlaut zu entwickeln, indem *-ŭtš- -ŭdž-* für den *y*-Laut fortan *ŭ* annehmen: ae. *mycel* (aus **mukil*) me. *muche moche;* ae. *crycc* me. *crucche* ne. *crutch;* ae. *swylc* me. ne. *such*; ne. *to clutch* ae. *clyccan;* ne. *grutch grudge* ae. **gryccan?* ne. *cudgel* ae. *cycgel* (ae. *gyccan* wird me. *icchen* unter Palataleinfluss). Vor *š* zeigt sich dasselbe *ŭ* für *y* in ne. *blush thrush rush* aus ae. *blyscan þrysce rysce.* Unsicherer ist die Beurteilung von *ŭ* in me. ne. *comely* aus ae. *cýmlíce* (oder aus ae. **cúme* als Adverbialform zu *cýme*); *bundle* aus ae. **byndel?* ne. *shut shuttle* ae. *scyttan scyttels?*

Frz. *ü* wird zu *ŭ* in unbetonten Silben: *duchess* (zu *duke*), *punish suffer publish subject* (engl. *ŭ*, aber schott. *ü* galt im 16. Jahrh. in *Venus Jesus*).

Reiner *ŭ*-Laut, der seit me. Zeit bis über die Elisabethanische Zeit fortdauert, zeigt sich im 16. Jahrh. z. B. in *büt müd füll püll lück bück püt müch hüsband lüst müst.* Häufig wird er durch *o* oder *oo* oder *ou* dargestellt, so bezeugen die Orthographen reine *ŭ*-Aussprache etwa für *word bord woman come some son wonder tongue London worse worm worth work sword love wort worst wood wool;* auch für *dozen cousin colour sponge double touch* (sowie für *jüst jüdge* § 39 ff.). Beachte *ŭ* für *month monday* sowie für *youth* und *enough* gespr. *inüh.* Neben *thou* 'du' bestand die Aussprache *du*, neben *you yours* die Aussprache *yöu yöurz.* Für *to do*, *doing* ist *ŭ*-Aussprache bezeugt, über sonstige Entstehung von *ŭ* aus *ū (oo)* vgl. S. 870. *ŭ* ist mehrfach für *ĭ* bezeugt vor *r*-Verbindungen, etwa in *church* sowie in *flirt shirt first third bird*, woneben jedoch auch reines *ĭ* angegeben wird.

§ 105. Engl. *ū.* Das engl. *ú* hält sich gleichmässig durch alle Perioden bis ins 15. Jahrh., wo es zu *ŏu* diphthongiert wurde; im 16. Jahrh. wird dieses *ŏu* von den Theoretikern als *o*-Diphthong aufgefasst. Im ME. herrschte *ou* schon als Lautzeichen der Länge, so dass trotz des später eintretenden Lautwandels das Zeichen seit dem 13. Jahrh. unverändert blieb. Dieses engl. *ú (ou)* entspricht einem

1. germ. *ū* (oben S. 350) z. B. in *hús hous house* got. *hûs; brún broun brown* ahd. *brûn; þúsend thousend thousand* got. *þûsundi*;

2. germ. *ũ* vor *h* in ae. *þúhte* got. *þũhta* sowie urengl. *ũ* vor *s f þ* in ae. *ús* aus *ũs* got. *uns;* me. ne. *mouth* ahd. *mund*; ae. *dúst* nhd. *dunst;* hierher auch ae. *úre* 'unser' für **ũsre* got. *unsara*;

3. germ. *ô* im Wortauslaut von ae. *cú tú bú hú* aus Grdf. *kô twô bô hwô* (aber das vortonige Präfix *tó* hat diesen Wandel naturgemäss nicht mit durchgemacht);

4. germ. *ŭ* vor dehnenden Konsonantengruppen: ae. *púnd* me. ne. *pound* = got. *pŭnd*, ae. *múrnan* me. *mournen* = ahd. *mŭrnan*, ae. *búrna* me. *bourne* für westgerm. **brunno*, ae. *dúmb* me. *doumb*. Entlehnt ist ae. *túr* me. *tour*.

Einschränkungen erfährt dieses gemeinae. *ú* durch *i*-Umlaut zu *ý* (§ 101) und durch Kürzung zu *ŭ* (§ 104).

Innerhalb der me. Zeit stellen sich neue *ú (ou)* ein, welche zumeist durch intervokalen Übergang von *γ* in *w* (vokalisiert zu *u*) bedingt sind: me. *foul sowe douth* aus ae. *fugol sugu dugoþ*; me. *moun* aus ae. **mugon;* me. *coule* aus ae. *cugle* und *cufle*.

Me. *ú ou* entsteht noch aus ae. me. *ǫ́* vor *χ* in *inough plough bough slough lough drough* aus ae. *genǫ́h plǫ́h bǫ́h slǫ́h hlǫ́h drǫ́h* (ten Brink § 33 Zupitza AfdA 6, 5).

Im 16. Jahrh. zeigt sich me. *coude* 'konnte' mit *òu* und analogisch eingefügtem *l* als *could* (bei Sir Thomas Smith mit *òu* bezeugt), ebenso nach Bullokar *òu* in *would should;* ferner ist *òu* herrschend in *you*. Gut bezeugt ist *òu* auch in *wound* 'Wunde'.

Nachdem ae. me. *ú* im 16. Jahrh. den Lautwandel zu *òu* erfahren, treten im NE. neue *ū* auf, die auf me. *ǫ́* zurückgehen; *ū* ist im 16. Jahrh. bezeugt für *good*. Dazu kommt *ŭ* in *love* ae. *lufu*, *dove* ae. *dúfe*, *word youth wool* ae. *word geogoþ wull*, *ū* in *door* ae. *duru*, dazu *ū* in *would should could wound room*.

Für *word* ist *ū* bezeugt; *ū* in *who womb two* beruht auf *ǫ́*, das nach *w* für eigentliches *ǫ́* eingetreten ist; vgl. auch *ū* in *woe* für eigentlich *wǫ́w*.

MITTELENGL. DIPHTHONGE UND IHRE NE. VERTRETUNG.

§ 106. Me. *ęu* und *ẹu* und ihre Vertreter im früh NE. Ihre Geschichte ist durch Weymouth Early Engl. Pronunc. S. 104 ff. zuerst klar erfasst worden.

Das ME. scheidet zwei *eu*-Diphthonge, die erst nach dem 16. Jahrh. zusammengefallen sind (moderne Aussprache beider *jū*). Beide werden durch *eu* resp. im Auslaut und vor Vokalen als *ew* dargestellt.

ęu entsteht aus ae. *ęo* + *γ* oder *w;* ae. *nęowe tręowe* = me. *nęwe tręw;* ae. *ęow* 'Eibe' me. *ęw:* ae. *bręowan* me. *bręwe*; ae. *clęowen* me. *clęwe;* ae. *blęow* 'blies' me. *blęw;* ae. *cnęow* (zu *cnáwan*) = me. *knęw;* me. *snęw* 'schneite'; me. *slęw* 'tötete'; me. *dręw* 'zog'; *gręw* 'wuchs'; *flęw* 'floss'; wohl auch me. *blęw* 'blau' aus frz. *bleu* (kaum aus ae. *bléwen*, das wohl *blęwe* ergeben hätte).

Chaucer reimt *newe trewe rewe hewe knew* u. a. fast nur auf sich.

Für dieses *ęu* wird im 16. Jahrh. im genuinengl. Sprachmaterial *ǖ* mit langer Zeitdauer eingeführt, so dass die frz. *ü*-Laute (oben § 40) vermehrt werden; es herrscht *ǖ* wie in *duke*, so auch in *new yew blue true*. Aus dieser Zeit stammt daher auch die an die frz. Entlehnungen anknüpfende Orthographie von *brue* 'brauen', *true* 'wahr', *to rue* 'beklagen', *hue* 'Farbe'.

Die Aussprache dieses frz.-engl. *ǖ*-Lautes bedarf noch einer Erörterung. Die Theoretiker stellen zumeist den Laut des frz. *u* dem schott. *u* in *gude* 'gut' gleich (The French Alphabet, London 1595; ebenso Hart bei Sweet § 869) oder statuieren (wie Erondell und Holiband bei Sweet § 869 f.) einen Unterschied zwischen dem frz. und dem engl. *ǖ*-Laut. Es scheint, dass *īu* die engl. Aussprache des 16. Jahrhs für *ęu* gewesen ist, zumal da sich das me. *ę* im 15.—16. Jahrh. ja stets zu *ī* resp. *ĭ* § 97 entwickelt hat. Vielleicht erklärt sich so auch, dass frühne. *ū* nach Palatalen den *ǖ*-Laut, d. h. *iu*-Aussprache annimmt (in *choose youth*, für welche die Theoretiker mehrfach *ǖ* angeben). Freilich widersprechen sich die Angaben der Theoretiker (Weymouth 99): Hart sprach das Pronomen *you* wie den *ǖ*-Laut in frz. *fût* oder schott. *gude;*

hingegen Smith sprach den reinen frz. *ü*-Laut für engl. *yew* 'Eibe'; andere (Vietor Phon. Stud. 3, 92) setzen das engl. *ū* = frz. *iou*, und Bullokar sprach *iu* in Worten wie *new*.

Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir für das Zeitalter der Elisabeth dem me. *ęu* Schwanken der Aussprache zwischen *ü* und *iu* vindizieren.

Ellis 871. 873 verzeichnet aus *Sidney* und *Spenser*, Weymouth ebenso aus *Chaucer* Reime dieser *iu* -*ü* mit frz. *u*.

Seltsam ist *ü* in *to choose (to chuse)*, worüber Murray im NEDict. s. v. zu vergleichen; dazu kommt der *ü*-Laut in *youth* bei Bullokar und Gill (auch in *shoot*?). Fremde Eigennamen sind hier nicht zu berücksichtigen; doch sei erwähnt, dass die Schotten *ü* in Endungen wie *Jesus* sprachen, wofür engl. vielmehr *ü* galt (*Julius Caesar* war in der Elisabethanischen Zeit *džūliüs Sēzar* oder *Sīzar)*.

§ 107. Me. *ęu* = frühne. *ēu*. Me. *ęu* erweist sich nach Chaucers Reimgebrauch (Weymouth S. 104) in *shęwe shręwe thęw fęwe* = ae. *scęawlan scręawa þęaw fęawe;* in *ręwe* 'Reihe' ae. *rǽw;* auch in *dronkelęwe*. Auch andere me. Dichter beweisen *ęu* durch ihre Reimtechnik. Demnach hat *ęu* noch zu gelten in me. *glęw* ae. *glęaw* und in me. *sęw* ae. *sęaw*. Me. *ę* ist also auch im Diphthong *ęu* gewahrt. Dazu stimmen auch die Theoretiker des 16. Jahrhs (Sweet HoES § 861); sie geben dem *e* hier den gleichen Lautwert wie in *eat* 'essen' und verzeichnen als hergehörig ausser *shew shrew few rew* noch ne. *ewe* 'Schaflamm' (me. *ęwe* ae. *ĕowu*), *to strew* 'streuen' (me. *stręwen* ae. *strĕowian*), *to sew* 'nähen' (me. *sęwen* ae. *sĕowian*), *to mew* 'miauen', *to rew* 'beklagen' (me. *ręwen* ae. *hrĕowian);* ferner *to hew* 'hauen' (me. *hęwen* ae. *hęawan)* und *dew* 'Tau' (me. *dęw* ae. *dęaw);* schliesslich *to tew* 'gerben' (dieser Diphthong frühne. *ēu* ist für das 16. Jahrh. dann noch sicher für die Fremdworte *beauty eunuch ewer rheum deuce lewd pewter sewer*, weniger sicher für *brewis feud neuter pleurisy)*.

Gegenüber der durch die Grammatiker gesicherten Existenz eines Diphthongs *ēu* für das 16. Jahrh. (= me. *ęu*) fällt Weymouths Nachweis (S. 108) auf, wonach Sidney, Heywood, Spenser Worte wie *dew* 'Tau', *hew* 'hauen', *shew* 'zeigen', *few* 'wenige' im Reime mit dem in § 106 behandelten *iu* = me. *ęu* binden (ebenso bei Spenser, Ellis 871). Sonst scheinen im Grossen und Ganzen die beiden *eu*-Diphthonge erst nach 1650 zusammenzufallen.

Anm. Ausser in den Fällen, wo ae. *ęaw* zu Grunde liegt (*scęawian fęawe* u. s. w.), zeigen sich auch Fälle mit *ĕow*, dessen *ĕ* in offener Silbe gedehnt wurde: ae. *ĕowu* me. *ęwe*, ae. *seŏwian* me. *sęwen*, ae. *strĕowian* me. *stręwen*.

§ 108. Me. *ǫu* = ne. *ǫu*. Ae. *boga* muss mit Dehnung in offener Silbe, Übergang von *ʒ* in *w* und Vokalisierung von *w* in *u* me. als *bǫue* (geschr. *bowe)* erscheinen. Ebenso muss ae. *áʒ* und *áw* im ME. durch *ǫu* vertreten werden: ae. *sáwan þáwan bláwan þráwan máwan cráwan* = me. *sǫwen thǫwen blǫwen thrǫwen mǫwen crǫwen;* ferner ae. *dág- sáwol snáw lág- ágen* = me. *dǫw sǫule snǫw lǫwe ǫwen* ten Brink § 46. Mit diesem Diphthong *ǫu* fällt im 14. Jahrh. der Diphthong *ǫu* aus ae. *ów óʒ-* zusammen: nach ten Brink § 46 Anm. wird dieses *ǫu* mit jenem *ǫu* bei Chaucer gereimt z. B. *growen : knowen* (ae. *gróẃan : cnáwan*). Auch im 16. Jahrh. erscheint nur ein *ǫu*-Diphthong in Vertretung der ae. *ów- áw- ów- óʒ- áʒ- óʒ-;* Smith 1568 bezeichnet ihn *ov* (Sweet § 884) mit ausdrücklich langem *o*. Im 16. Jahrh. findet sich dieser Diphthong *ǫu* sowol in *grow tow flow row bestow* (= ae. *ów)* als auch in *bow* 'Bogen', *sow* 'säen', *thow blow throw* u. s. w. (= ae. *óʒ- áw-)*.

Mit diesen *ǫu* sind weiterhin auch ältere *ōu* zusammengeflossen: Orrm *fōwwre* Chaucer *foure* 16. Jahrh. *fōur;* Orrm *trōwwen* Chaucer *trowen* 16. Jahrh. *trōu;* Orrm *trōwwþe* Chaucer *trouthe*.

Auch bei Sekundärentfaltung von *u* nach *ó* erscheint *ǫu* wie in Orrm *þōhh* 16. Jahrh. *thōu(gh)*, *cōu(gh)* me. *coughen* ae. *cohhettan*, ae. *þōhte* 16. Jahrh.

thōught, ae. *sohte* 16. Jahrh. *sōught*, ae. *bohte* 16. Jahrh. *bōught*, me. *wroughte* 16. Jahrh. *wrōught*. Mithin sind die beiden von ten Brink § 45. 46 geschiedenen *ou*-Diphthonge im 16. Jahrh. zusammengefallen und es ergiebt sich damit die Möglichkeit, dass es auch im späten ME. nur éinen *ou*-Diphthong, nämlich *ǫu* gegeben hat.

Anm. Im 16. Jahrh. kommt dazu *ǫu*, das sich aus *ǭl* entwickelt wie in *bowl* (Smith *βowλ*) = ae. *bolla*, *could* 'kalt', *toul* 'Zoll'; so ist *ou* bezeugt im 16./17. Jahrh. in *roll colt fold bold scold* u. a., wo *l* als *ł* nach § 78 zu fassen ist.

Daneben lehrt Salesburys vereinzelt dastehende Angabe *bow trow* als *bō trō*, was vielfach durch die Reime des 16. Jahrhs bestätigt wird; Surrey reimt *so fro mo* auf *grow know*, Sidney und Spenser *one alone : known* und *foes goes : blows grows* (Ellis 870. 874).

Im 16. Jahrh. erscheint ae. *wógian* me. *wowen* in der Aussprache *wū* (*to woo*); hier hat wohl *w* das folgende *o* verdumpft.

Durch Entlehnung dringt dieser Diphthong ins ME. (in den betreffenden Worten müssten, wenn sie genuinengl. wären, ae. *ēa* me. *ę̄* erscheinen); vgl. ae. *hlēapan* me. *lę̄pen* aber me. *loupen* aus an. *hlǫupa*, ae. *nēat* me. *nę̄t* aber me *nout* aus an. *nǫut*, ae. *gēac* me. *ȝę̄k* aber me. *gouk* an. *gǫukr*, ae. *blēat* me. *blę̄t* aber me *blout* aus an. *blǫutr*). In Betracht kommen noch beispielsweise die dem An. entlehnten me. *south* 'Schaf', *roust* 'Stimme' und die Verba *goulen dounen coupen routen*.

In einigen Fällen steht nach oben S. 790 im ME. *ǭ* für entlehntes an. *ǫu*; Wechsel von me. *ou* und *ǭ* zeigen *blǭt blout* an. *blǫutr*, *gǭk gouk* an. *gǫukr*, *cǭpen coupen* an. *kǫupa*.

§ 109. Me. *ai* ist in spätae. Zeit entstanden durch Vokalisierung von ȝ: me. *dai* ae. *dæg*; me. *lai mai* ae. *læg mæg*; me. *nail nailen* ae. *nægel næglian*; me. *maiden* ae. *mægden*; *æg* ist me. *ai* noch in me. *fain main brain tail*. Für ae. *ǽg* mit Verkürzung vor Konsonanz steht me. *ai* in *maiþe* (Orrm *maȝȝþe*) = ae. *mǽgþ*.

In derselben Weise tritt me. *ei* für ae. *eȝ* ein in *wei weie* 'Weg' ae. *weg*; *eie* ae. *ege*; *treie* ae. *trega*; *rein sein þein* ae. *regn segn þegn*; *leide* ae. *legde*; *eilen* ae. *eglian* u. s. w. Für *ę̄g* (= *ǿyi-*) tritt mit Verkürzung *ĕi* in *feide wreide* für ae. *fę̄gde wrę̄gde* zu ae. *fę̄gan wrę̄gan* ein; vgl. noch me. *eit eiþ* aus *ę̄got* (ae. *ę̄goþ*) und *leit* aus ae. *lē̆get* für *lę̄get*; neben *eie* 'Auge' steht *ie*, neben *dreie* 'trocken' *drie*. Auf ae. *ǽȝ* beruht me. *ei* in *ei* 'Ei' = ae. *ǽg*, me. *keie* ae. *cǽg*, *grei* ae. *grǽg*.

ei als Entwicklung von *ĕ* vor palatalem *χ* steckt in me. *eighte* Orrm *ehhte* ae. *ehtuwe*; *weighte* Orrm *wěhhte*; me. *seighte* ae. *gesehtian* (an. *vǽtt sǽtt* aus **væht* **sæht*?); me. *eighte* aus ae. *ǽht* 'Besitz' (Orrm *ahhte*); me. *teighte* 'lehrte' (Orrm *tahhte*) = ae. *tǽhte*; me. *reighte* (*raughte*) zu *rę̄che*; me. *sleigh* Orrm *slę̄h*; me. *neighebour* = ae. *nehhebūr nēahgebūr*; *neighen* Orrm *nehhȝhen* = ae. *nehwia*.

Hierher die Praeterita *dreigh* (Orrm *drǽh*) zu ae. *drēogan*, *leigh* (Orrm *lǽh*) zu ae. *lēogan*; *fleigh* ae. *flēah* (Orrm *flǽh*); *steigh* aus *stǽh* = ae. **stēah* 'stieg'; me. *deigh* = ae. *dēah*; dazu noch me. *neigh* Orrm *nēh nĕhh* = ae. *nēh nēah*; me. *heigh* Orrm *hēh* ae. *hēah*.

Schwankungen zwischen *ai* : *ei* zeigt *fair feir* = ae. *fǽger*; an. *ei vei* sind im ME. frühzeitig (Brate PBB 10, 586) zu *ai wai* geworden. Me. *seide* (neben *saide* = ae. *sægde*) steht unter Einfluss des Infinitivs me. *seggen*.

Im frühen NE. (16. Jahrh.) erhalten wir über *ai* durch die Phonetiker Angaben; nach ihnen fällt dieser echte Diphthong lautlich mit keinem andern Vokal zusammen; während frz. Grammatiken vom Schluss des 16. Jahrhs (z. B. Rouen 1595) die engl. *a ai ay ea ei ey* alle = frz. *è* gleichsetzen, also Monophthongierung von *ai ei* lehren, verwirft Gill *ē*-Aussprache in *say may maid play pray*, ebenso Butler in *say baily fray may nay pay play stay* u. s. w. Andere Grammatiker missbilligen *ē* für *day lay pay* (Salesbury). Diesen festen Grammatikerangaben gegenüber, die als erstes Element des Diphthongs

ai das helle *ā* von *take make name* (nicht das dunkle *â* von *tâtk fâtse* u. s. w.) angeben, fällt der gelegentliche Reimgebrauch der gleichzeitigen Dichter auf. Surrey reimt *claim aim : flame, air : care, days : please, fair : were;* Sidney *mean : vain chain, sea : way, great : wait* u. s. w., Spenser *air : spare, fair : care* u. a. (Ellis 867. 872). Es scheint mithin zwei Aussprachen von *ai* gegeben zu haben, eine und zwar die ältere als *ǣi* und eine jüngere monophthongische; als Grammatiker, der diese jüngere und wie es scheint im 16. Jahrh. noch nicht als fein anerkannte Aussprache lehrt, ist Hart (Ellis 122), der dafür jedoch von Gill (vgl. Sweet § 825) streng getadelt wird. Hart gibt *ē* z. B. für *said always plainly constrain;* Butler 1623 gilt die *ē*-Aussprache als Französieren (z. B. in *may play,* bes. in frz. Lehnworten wie *pay baili travail).*

Anm. *ēi* wurde als selbständiger Diphthong neben *ai* nach Gills Zeugniss in *they their either neither reign aye* 'ja' und in der Interjektion *hey* gesprochen; auch in *eye* 'Auge' bestand ein von *ēi* (aus me. *ī)* und *ai* unterschiedener Diphthong. Aber für *eight weigh* gibt Gill (und Daines) die Aussprache *waiht* an; Daines noch für *receive heir.*

§ 110. Me. Ne. *oi.* Zeichen und Laut begegnen fast nur in frz. Worten (oben S. 829); dazu kommen nach ten Brink § 42 noch einige Worte von zweifelhafter Herkunft. Im 16. Jahrh. herrscht in einigem Umfange die Aussprache *ūi,* bes. durch Bullokar und Gill bezeugt. Bullokar hat *oi* in *moistness voice rejoice noise ointwent avoid boy coif loiter* — aber *ūi* in *coin join point appoint, toil boil spoil, poison destroy buoy.* Gill hat *ūi* in *joint point boil foil buoy spoil foin join,* Schwanken zwischen *oi* und *ūi* in *toil broil soil,* aber *oi* in *avoid assoil joy moist loyal royal rejoice oil voice.* Mulcaster gibt *oi* für *joy anoy toy boy, ūi* in *anoint appoint foil join joint* und kennt für *choice anoint* zwei Aussprachen. Ellis' Wortliste des 16. Jahrhs (EEP 881) bezeugt *oi*-Aussprache noch in *void, ūi*-Aussprache in *froise joist,* aber Schwanken zwischen beiden in *boy broil coil foil joint point quoit soil toy.* Der Lautunterschied *oi-ūi* beharrt noch im 17. Jahrh., aber es lässt sich bei dem Mangel einer Spezialuntersuchung nicht erkennen, worauf er sich gründet (vgl. Weymouth S. 114 ff.). — Festes *ōi* ist demnach sicher für *joy moist voice noise rejoice.* Über festes und unfestes *oi* im ME. s. oben S. 829.

§ 111. Me. *au* (vor Vokalen und im Auslaut *aw* geschrieben) steht für ae. *aw eaw* oder verkürztes *ęaw* (vor Konsonanten): me. *clāwe* = ae. *clāwu;* me. *raw straw* für ae. *hrēaw strēaw* (ursprgl. ergab sich ae. *strēa* Gen. *strēawes* = me. *strē strawes);* me. *aunen taunen* aus ae. *ęawnian æt-ęawnian* (mit Verkürzung von *ęa* vor Doppelkonsonant); me. *spraulen* ae. *sprēawlian.* — In einigen Fällen steht me. *au* für *-ave-* = ae. *-afo-;* vgl. me. *hauk* ae. *hafoc;* me. *aukward* ae. **afocweard;* me. *chaul* aus *chavel* = ae. *ceafol;* me. *drauk* ae. **drafoc;* me. *craulen* ae. **craflian;* me. *nau-ger* = ae. *nafo-gār;* me. *naule* ae. *nafola.* Schliesslich entstehen *au* aus ae. *aʒ-,* indem nach § 67 *ʒ* in *w* übergeht, das vokalisiert wird: ae. *laʒu* wird über *laʒe lawe* zu *laue* (geschrieben *lawe); au* entsteht auf diese Weise in me. *sawe hawe wawe mawe* u. s. w.; me. *awe* = an. *age,* me. *felawe* = an. *félage.*

Andre *au* entwickeln sich aus der dunklen Klangfarbe von *h:* me. *naught* aus älterem *naht; maughte* älter *mahte; aughte* älter *ahte; faught* ae. *feaht; laughte straughte* zu *lacchen strecchen; laughen* ae. *hlæhhan; taughte* ae. *tæhte.* Vgl. noch Knigge, Neuphilol. Beitr. S. 50 ff.

Im 16. Jahrh. behält *au* seinen diphthongischen Charakter; doch verdient Erwähnung, dass einerseits Salesbury das *u* für stumm erklärt — er lässt diphthongisches *au* nur gelten in *bald ball fall* u. s. w. — und dass anderseits Gill das *a* des Diphthongs dem *a* von *all ball fall* gleichstellt. Im allgemeinen ist Kontraktion im Zeitalter Shakespeares unbekannt.

C. DIE BETONUNG UND DIE UNBETONTEN SILBEN.

§ 112. Der angls. Accent steht im allgemeinen auf der oben S. 337 dargelegten gemeingerm. Stufe, schliesst sich aber in einzelnen Zügen naturgemäss an die westgerm. Sprachen zunächst an. Mit diesen teilt das AE. die Neigung, den Verbalpräfixen auch in den Nominalcompositionen ihren angeerbten Ton zu entziehen. Zwar bewahrt das AE. noch isolierte Spuren von Präfixbetonung in Nominibus wie *fra·cop ga·men gea·twe* KZs. 26,68; aber gern stellen sich zunächst wurzelbetonte Nebenformen ein wie *fo·rlor* : *forlo·r*, *fo·rwyrd* : *forwy·rd*, *bi·gang* : *bega·ng*, *bi·bod* : *bebo·d*, *béo·t* : *behá·t*, *fra·cop* : *forcú·p*, *gea·twe* : *getá·we*, ahd. *ga·scaft* : ae. *gescea·ft*. Diese Doppelformen entstehen teilweise, wie oben S. 341 dargelegt ist, indem in der alten Zusammensetzung (got. **u·nfraku·nþs *gu·nþagatê·wôs*) das Präfix ganz unbetont wurde (ae. *u·nforcú·þ gú·þgetá·we*) — vgl. noch ae. *má·nforwyrht* mit ahd. *fra·tât*, ae. *u·nbiþy·rfe* mit ahd. *bi·darbi*; anderseits wirkte der Einfluss von Verben wie *forléo·san behá·tan forweo·rdan* dahin, *forlo·r behá·t forwy·rd* zu accentuieren. So entwickelt sich die Regel, die Verbalpräfixe in der Nominalcomposition nicht zu accentuieren; daher ae. *gecý·nd gedé·fe gelę́a·fa*.

Von dieser Proklise der Präfixe abgesehen, hält sich die Betonung der ersten Wortsilbe auch im späteren Engl.; sie ist wie auch in der Entwicklung des Deutschen derjenige Factor, welcher die Auslautsgesetze bedingt; vgl. me. *bli·sse mi·ltse sa·del stou·nde stré·te de·vel fa·der mo·der wa·ter*; es bedingt der westgerm. Accent manche jüngere Synkopierungen wie *bispes* aus ae. *bi·scepas*; *ernde* aus ae. *érende ǽrende* (ahd. *ârunti*); me. *fulhtnen* 'taufen' aus *fullehtnen*; me. *ma·nsen* aus ae. *ámá·nsumian*.

Eine besondere Wirkung äussert der germ. Accent auf manche Komposita, deren zweite Glieder infolge ihrer Unbetontheit sich von ihren Simplicien entfernen, weil sie an der Lautentwicklung der Tonsilben nicht teilnehmen. Hierher ae. *weofŏd* aus **wih-bęod* eigentlich 'heiliger Tisch' = 'Altar' (zu *bęod* 'Tisch'); ae. *ácŭmba* 'Werg' zu *cámb* 'Kamm'; ae. *ful-tum* aus älterem *ful-tęam* Angl. 3, 151; spätae. *hęadĕr* 'Hochwild' (aus *hęah-dęor*); me. *nauger* aus ae. *nafu-gár*; me. *ankle* aus ae. *a·ncléow*; me. *fourtęne* aber *fourtĕnight* ne. *fortnight*; frühne. *hidder shidder* 'männliches, weibliches Thier' (aus **hę-dęor sęo-dęor*).

Von der gemeinwestgerm. Accentuation entfernt sich das Engl. seit dem 10. Jahrh., wo sich in der lebendigen Volkssprache ein Wandel vollzieht, wie er auch im Deutschen nach Ausweis der Worte *lebendig forelle hornisse holunder schlaraffe* (oben S. 555) stattgefunden. Schwere Mittelsilben (*forelle* aus mhd. *forenle*, nicht wie oben S. 555 angegeben, aus *forele*) ziehen auch im Engl. den Accent auf sich; somit kann er fortan in Simplicien ein Suffix, in Compositis das zweite Element treffen, während im älteren Angls. — wie gemeingerm. — der Accent in allen Nominibus nur die erste Wortsilbe traf. Rieger ZfdPh 7, 18. 33 weist aus dem AE. Betonungen wie *unwu·rdlîce Norđhy·mbron herewǽ·pen* u. a. nach. In späterer Zeit findet sich für ae. *á·nleofan* das me. ne. *ele·ven* aus flectiertem ae. *ǽnleofene ellefne*; dieses Beispiel, für das mehrfache me. Reime zu Gebote stehen, beweist durch den ne. Accent, dass der me. Accent *elle·ven* nicht aus metrischen Regeln zu deuten ist. Dazu stimmt me. *shrę́ve* ne. *shrieve* neben me. *schiré·ve* ne. *sheriff*; die me. Betonung *shirę́·ve* ist metrisch völlig gesichert; natürlich galt ae. *scí·rgeréfa*. Die me. Betonung *fela·we* hat sich bis in die ne. Dialekte gehalten in Verkürzungen zu *fla*. Wissmann hat Angl. 5, 466 erkannt, dass die Accentverschiebung eintrat von einer langen Tonsilbe auf eine schwere Mittelsilbe; also me. *thritté·ne* aber *ni·ȝende se·vende*.

Vor allem werden im ME. Composita aller Art gern auf dem 2. Element betont. Man hat bisher vielfach rein metrische Erscheinungen angenommen, wenn Dichter *unhe·lþe unse·lþe unhǫ́·lde* resp. *misdé·de elme·sse* oder *dédbó·te*

rihtwi·se uncli·ne unmi·lde accentuieren. Dass aber diese Regel der lebendigen Volkssprache zukam, zeigen ihre Nachwirkungen im 16. Jahrh. So lässt Levins (EETS 27) das Negativpræfix *un* fast durchweg unbetont; er gibt *unri·ght unbri·ght unsto·pped untha·nkfull unpe·rfect* und ebenso *thirtee·n sixtee·n seventee·n* und diese frühere Betonung hat auch im ME. bestanden, wie die metrischen Kriterien des Reims und des Rhythmus beweisen.

Den vollen Umfang dieser Accentverschiebung und ihre genauen Regeln sind noch nicht erkannt; das einzige sichere, was darüber bisher ermittelt, ist Chaucers Accentuation bei ten Brink § 277 ff. Wir entnehmen seiner Darstellung die me. *answe·ren* aus ae. *a·nswerian, windo·we fela·we;* sonst häufig *bridā·le* (NEDict.).

Die schweren Endungen des ME. haben auf die Quantität der Tonsilben häufig Einfluss; bei schwerer Endung tritt Kürze der Tonsilbe für die zu erwartende Länge ein. Ae. *bodig* entwickelt im ME. keine Dehnung in offener Silbe (zu *bǫ́dí*), sondern es bleibt *bŏdí;* ne. *bĕrry* aus *bèrie* (ae. *berie*); ne. *penny* aus me. *pĕni;* ne. *poppy* aus ae. *pŏpig;* ne. *măny* aus ae. *manig;* ne. *heavy* ae. *hĕfig*. Doch besteht auch me. *ǫ́ni* neben *eni ani,* vgl. auch me. *hǫ́li grę́di dręri,* ebenso tritt bei ae. Länge kurze Tonsilbe ein, wenn schweres Suffix folgt, in *herring* aus ae. *hǽring; ăny* aus *ǽnig;* ne. *rĕady* aus ae. *rǽdig;* vgl. me. *scŏlé·re* ne. *scŏlar* neben me. *scǫ́le* ae. *scól;* me. *fĕla·we* aus an. *félage;* me. *ĕlle·vene* aus ae. *ǽ·nleofan*.

Diese me. Betonung ist, wie ne. *a·nswer wi·ndow fe·llow* lehren, wieder aufgehoben. Die Frage nach dem Alter dieser ne. Betonung lässt sich vielleicht von ne. *ele·ven* aus bestimmen. Dieses Wort bewahrte seinen Accent, weil eine vollere Silbe folgte; aber überall, wo ein einfaches ungedecktes Endungs-*e* auf die Tonsilbe folgte (*windo·we fela·we*), das verstummen konnte und auch thatsächlich verstummte, trat die Verschiebung (*wi·ndow fe·llow*) ein; darauf deutet auch ten Brinks Angabe (§ 279), Chaucer habe *fe·lawshipe* aber *fela·we*.

Für den ae. Satzaccent vgl. oben S. 344. Für den späteren engl. Satzaccent fehlt es noch fast ganz an Vorarbeiten. Wir können hier bloss ein paar Punkte zur Sprache bringen.

Wenn eine Praeposition ein Personalpronomen regiert, so fällt der Ton auf die Praeposition. Diese gemeingerm. Accentregel (oben S. 346) wird durch Ellis 318 für das ME. bestätigt; so finden sich durch den Reim bestätigt: *tǫ́· mĕ, untǫ́· mĕ (: Rǫ́me cynamǫ́me cǫ́me): bi· mĕ (: time); tǫ́· the (: sǫthe), mi·tte* für *mi·d þe (: sitte), fra· me (: nāme);* allerdings sind auch *tǫ́ mę́·, bí mę·, tǫ́ thę́·* mit Proklise der Praepositionen gut bezeugt.

Wir verweisen für den Satzaccent des Engl. noch auf ein paar Phrasen; ne. *goodbye* ist, wie Skeat Princ. S. 423 nachweist, eine Zusammenziehung für *god be with you (ye),* wofür um 1600 Formen wie *God b' w' y, godbwy* belegt sind. Nach Ellis 165 wurde *God give you good evening* als *godigodin* (Shakesp. Rom.-Jul. *god ye godden)* und *much good do it you* als *muchgoditio (muskiditti)* gesprochen. Sonst vgl. aus dem 16. Jahrh. *gow* 'eamus' aus *go we!*

Das 16. Jahrh. steht im allgemeinen auf der modernen Stufe; es herrscht in der lebendigen Volkssprache Betonung der ersten Wortsilbe (also *wi·ndow fe·llow bri·dal*). Ausnahmen bilden nur verschiedene Komposita, wie die erwähnten *fourtee·n* oder *unri·ght.* Freilich die Dichter haben vielfach archaische Accentuation und betonen *windo·w swallo·w merry·* oder *keepi·ng holdi·ng doi·ng* u. s. w. gegen die zeitgenössische Grammatik.

Auch bezüglich der Betonung der frz. Lehnworte herrscht im 16. Jahrh. die heutige Norm im allgemeinen; so in *ce·rtain fo·rtune plea·sure na·ture* oder in *condi·tion opi·nion dire·ction;* hervorgehoben werde noch, dass *a·ntique contra·ry aspe·ct envy·* zwar nicht ausschliesslich, aber doch überwiegend galten; Schwanken ist auch noch für *confessor executor innumerable sepulcher* bezeugt. Auffallend ist Ben Johnsons vereinzelt stehende Angabe von *to liquefy·, to constitu·te.*

Levellstress ist von Levins für *ax-tree haw-tree chick-weed* und von Gill für *church-yard outrun outrage* angegeben: die ersten theoretischen Zeugnisse, welche überhaupt levell-stress kennen.

Vielsilbige Worte haben schweren Nebenaccent; als zweigipflig sind bezeugt *a·dministra·tor da·ngerousne·ss ma·rriagea·ble i·rreconci·lable i·rreco·verable* (und *re·covera·ble*).

Der Accent äussert eine wortbildende Funktion im Verhalten von Nomen und Verbum, das von Grammatikern des 16. Jahrh. constatiert ist: neben einander bestanden *a su·bject* : *to subje·ct, a re·fuse* : *to refu·se, a re·cord* : *to reco·rd, mi·suse* : *to misu·se;* ebenso bei *overflow overthrow excuse torment accent envy present devise depute outlaw;* aber *pro·mis rega·rd rewa·rd* kennen als Nomen und Verb wohl nur eine Accentuation. — Ebenso zeigen mehrere Adjectiva Schwanken der Betonung, wie Alex. Schmidt (Shakesp.-Dict.[2] 1413) erkannt hat: in prädikativer Stellung wird *comple·te adve·rse extre·me profou·nd*, in attributiver Stellung, wenn éine hochbetonte Silbe folgt: *co·mplete a·dverse e·xtreme pro·found* betont; gleiches gilt für *fo·rlorn forlo·rn.* Die Grammatiker des 16. Jahrhs. sprechen von diesem Accentwechsel nicht.

§ 113. Die Stellung des Engl. innerhalb des Westgerm. wird charakterisiert durch die konsequenteste Durchführung des westgerm. Synkopierungsgesetzes, das oben S. 364 dargelegt ist. Dieses Gesetz verlangt für offene zweite oder dritte Silbe Synkope von *ĭ* oder *ŭ*, wenn die Tonsilbe lang ist; bei kurzer Tonsilbe werden *ĭ* und *ŭ* im gleichen Falle bewahrt. Die *ĭ*-Synkope ist früher konsequent durchgeführt als die des *ŭ*. Es ist kein *ĭ* bei einem langen Stamme — auch nicht im 8.Jahrh. — nachweisbar, weder in *gest* aus *gestĭ* noch in *hýrde* aus *hýr(i)de*; auch die ältesten Inschriften bewahren derartige Grundformen nicht mehr. Dagegen ist Bewahrung nach kurzer Tonsilbe die Regel: ae. *wini wine.*

Dem gegenüber ist es überraschend, dass das von Ettmüller Lex.-Anglosax. XXXVIII erkannte Gesetz, wonach *ŭ* nach langer Silbe apokopiert wird, auf den ae. Runeninschriften noch nicht ganz durchgeführt ist; Bugge hat in den Aarbög. 1870, S. 208 auf den Nom. Sing. *flǫ́du* 'Flut' (ae. *flód*) des Clerm.-Runenkästchens sowie auf *Alcfriþu Ecgfriþu Olwfwolþu* der Inschrift von Bewcastle (= ae. *Ealhferþ Ecgferþ *Wulfold*) hingewiesen, die noch das alte *u* bewahren; auch *Scanomódu* (= *-mód*).

Offenbar haben sich einige sonst apokopierte *u* archaistisch bis ins 7./8. Jahrh. hinein gehalten. Aber in den ältesten Glossen ist kein solches *u* mehr nachzuweisen; in allen Litteraturdenkmälern des AE. stehen sich *gifu* aber *sorh* (für **soryu*), *fatu* aber *wórd* (für älteres **wórdu*), *sunu* aber *fẹ́ld* (für **fẹ́ldu*) usw. konsequent gegenüber.

Selbständig vollzieht das Urengl. eine Synkope von *i* nach *l* und *w*, wenn ein Konsonant darauf folgt; dieselbe hat nach der Període der Palatalisierung und der Umlaute stattgefunden und zwar nach kurzer Tonsilbe; während dem got. *ainlif* das ae. *ǽnleofan* entspricht, zeigt ae. *twelf* gegen die Grdf. (got.) *twalif* diese gesetzliche Synkope; ebenso ae. *hwylć swylć* = got. *hwileiks swaleiks;* ae. *elcor* 'anderswohin' = ahd. *ęlìhhôr.* Auch *u*-Synkope nach *l* kommt vor wie in ae. *seolfor* aus (got.) *silubr* oder *heolster* aus älterem *helustr-; geolca* aus **yeluko.* Dieselbe Synkope zeigt ae. *mẹ́owle* gegen die Grdf. (got.) *mawilô,* ae. *ẹ́owþe* gegen got. **aweiþi* (überliefert *awêþi); ae. ẹowde strẹowde* aus **awida strawida.*

Im Verhältnis zum Ahd. ist zu bemerken, dass die langen Vokale in Endungen des Ahd. wie *gëbâ tagâ fridô gëbôno* oder in *guldîn* sehr früh im Urengl. gekürzt worden sind; vom Angls. aus ist ein Beweis für die Vokallänge der Endungen etwa für *dagas suna* oder für ae. *gylden* aus **gyldin* gar nicht zu erbringen. Alle ae. Flexionsvokale sind kurz; *ŭ* ist gemeinwestgerm., erscheint aber ae. häufig als *o;* das westgerm. *ŏ* ist ae. *ă* z. B. in *daga* = ahd. *tago, eahta* ahd. *ahto.*

Das AE. duldet im allgemeinen nur kurzen Vokal; auch in allen sonstigen Endungen erfahren etymologische Längen oder Diphthonge eine Kürzung. *ŏ* steht für *ŭ* aus *ũ* in *fracoþ geogoþ dugoþ* oder aus *ã* in *oroþ, ŏ*

steht für *á* in *ęorod carfod* aus **eohrád* **earfáþ*; *ĕ* für *ǽ* in *æmette* aus *amaitjôn*. Diphthonge sind in den unbetonten Silben von *weofod* 'Altar' (eigentlich 'Tempeltisch' got. **weiha-biuds*) oder von *fultum* aus *fultęam* gekürzt. Das einmal bezeugt *hláfweard* ist sonst *hláford*.

Mehrfach schwinden unbetonte Vokale durch Kontraktion mit Tonvokalen; Vokale die durch *j* und *h* im Urengl. getrennt sind. fliessen zusammen; das Produkt der Kontraktion sind stets lange Vokale oder Diphthonge. Aus germ. *fāhan* entsteht durch die Mittelstufen *fōhan fóhan* das ae. *fǫ́n*; ae. *rá* aus *ráha* (ahd. *rêho)*; ae. *swę́or* aus *sweohor*; ae. *fręóls* aus *frí-hals*; *fléon* aus *fléohan* u. s. w. ae. *þǫ́* aus Epin.-Gl. *thóhae* = got. *þāhô*; ae. *ęam ęahăm* = ahd. *ôheim*.

Älter als das Verklingen des *h*, das erst im 8. Jahrh. erfolgt, ist das Verklingen von *jod*; ae. *bę́o* 'Biene' (neben *bíe)* = ahd. *bía*.

§ 114. Der Zug der engl. Sprache geht dahin, an Stelle aller alten vollen Endungsvokale allmählich ein farbloses *e* durchzuführen. Zunächst besass schon das Urengl. seit der idg. Grundsprache einige *e* (vor *r* oben S. 354) in den Endungen; so in ae. *ofer under*, in *óđer hwæđer*, in *wæter* (*úder*?). Im Westgerm. tritt *e* noch für auslautendes *ai* ein (oben S. 366): germ. *haitadai* = ae. *hâttĕ*; germ. *nĕmai(đ)* = ae. *nimĕ*; got. *blindai* ae. *blindĕ*; got. *þizai*: ae. *þǽrĕ* (aus**þaizjai*). Hierzu treten nach PBB 6, 211 *ĕ* aus germ. *ê* (oben S. 363): ahd. *unsêr iuwêr* = ae. *úsĕr ęowĕr*; ae. *hýrde hýrdes* aus germ. *hauzidê(đ) hauzidês* (got. *hausidês)*; ae. *hæle(þ)* aus **halê(þ)*; vielleicht noch ae. *fæder* aus **fadêr* (gr. πατήρ), ae. *Ælle*; ae. *numen gifen* mit germ. Suffix -*êna*-? *fægen* aus **faγên*? *brægen* aus **bragên*?

Dann entspricht urengl. Endungs-*e* (in den ältesten Denkmälern *ae* geschrieben) dem oben S. 366 behandelten *ô* aus *ôn, ôm* im Auslaut: ae. *tunge ęage* aus *tungôn auγôn*, ae. *gife* Acc. Sing. 'Gabe' aus *γĕbôn γĕbôm*; ae. *hýrde* 1. Pers. 'ich hörte' aus *hauzidôm*.

Neue Endungs-*e* entwickeln sich urengl. aus silbischen *r̥ n̥*, die nach S. 368 durch die westgerm. Auslautsgesetze im Auslaute sich bildeten; so entstand ae. *æcer* aus *æcr̥* für westgerm. *akr* = urgerm. *akraz akra(m)*; vgl. ae. *fæger wæcer bitter* und *wǽpen tácen* aus *fagr wakr bitr wâpn taikn*; lat. *castra* ergibt bei Apokope ae. *ceaster*.

Zu diesen urengl. Endungs-*ĕ* treten um die Mitte des 8. Jahrhs. neue *e*, die auf älterem *ĭ* beruhen, welches in den ältesten Litteraturdenkmälern bewahrt blieb (Sievers PBB 8, 326 Angl. 13, 13); die Epin.-Glossen haben noch *grǽni wibil tǽnil sigdi* für die späteren *gréne wifel tǽnel sigþe*; hierher auch ae. *ge*- als unbetontes Präfix für älteres *gi* (got. *ga*).

Sonst steht bezüglich der unbetonten Endungsvokale das AE. auf dem § 113 gekennzeichneten Standpunkt. Nur fällt noch hierher die Entstehung von *e* für dunkle Vokale in unbetonten Mittelsilben: ae. *sealfode* Pl. *sealfedon*; *guman* Gen. Plur. *gumena*; *heofon* Dat. Plur. *heofenum*; *rodor* Pl. *roderas*; *stadol* Verb *stadellan* Sievers § 129.

Zwischen 1050—1150 vollzieht sich dann der Prozess, der das me. Endungs-*e* hervorruft; alle unbetonten Vokale des AE. werden zu *e*. Dabei ist für *u*, besonders für die Endung -*um* um 1100 eine Zwischenstufe *a*, *an* vielfach bezeugt: ae. *sunu sunum* wird durch *suna sunan* zu *sune sunen*. Me. *e* steht für ae. Endungs-*a* in *eighte fęle dawes* (ae. *eahta fela dagas*), für unbetontes *ŭ* in *sone wode* (ae. *sunu wudu*). Vor Konsonanten gilt das gleiche: me. *lǫ́verd hę́ved nāked mǫ́der dę́vel* aus ae. *hláford hę́afod nacod módor dę́ofol*. Speziell seien noch genannt me. *noude* aus ae. *núþă*, *bǫ́đe* aus ae. *bá* + *đă*; *alse sǫ́nse whanse whǫ́se ȝese nese* für ae. *ealswă sónaswă gea-swă* u. s. w.; in § 112 vgl. noch die *ĕ* in *tó· me*, *bí· me*, *bí· the*, die *mę́ đę́* in der Tonform lauten.

§ 114b. Im ME. nimmt das Endungs-*e* einen viel grösseren Raum ein, als man der strengen Lautregel nach erwarten sollte; es erscheinen solche *e*

durch Formenübertragungen, wo das AE. endungslose Formen besass. Das 12. Jahrh. ist die Periode dieser Übertragungen, sie finden sich sehr zahlreich in den Handschriften des 12. Jahrh. und Orrm besitzt sie fast schon im gleichen Umfang wie das spätere ME. (ten Brink ZfdA 19, 225 Zupitza AfdA 2, 11). So stehen den ae. *bliþs synn wynn sceand miht dǽd lár rád* die me. *blisse sinne winne shande mighte déde lǫre rǫde.* Wahrscheinlich liegt diesem jungen Endungs-*e* nicht sowohl die Form der obliquen Kasus der Feminina zu Grunde; eher vermittelt zwischen ae. *scǫl* und me. *scǫle* ein spätae. *scǫlu;* so lautet ae. *gyden mynecen* im späten AE. *gydenu mynecenu;* ae. *blódlǽs* spätae. *blódlǽswu* (Sievers § 258. 260). In derselben Weise nehmen im späten Angls. endungslose Plurale von Neutren wie *bán folc púnd weorc word* ein Endungs-*u* nach dem Muster der kurzsilbigen *fatu* an : Lib.-Scint. hat *bánu folcu púndu weorcu wordu.*

Gelegentlich hat Flexionswechsel die me. Form bedingt; ae. *heofon* wird durch spätae. *heofone* obl. *heofenan* zu me. *hevne.*

Die Zahlworte me. *foure five sixe sevene nine* beruhen nicht sowohl auf den ae. *feower fíf six seofon nigon* als vielmehr auf den flektierten ae. *feowere fífe sixe seofone nigene.*

Dieses me. Endungs-*e* herrscht bei den langsilbigen Femininen, wie *blisse sorwe cribbe.* Es zeigt sich durch das 12. Jahrh. und später in den Abstracten auf *-nesse -nisse* (= ae. *-ness -niss*), im 12. Jahrh. vielfach auch in den Abstrakten auf *-inge.*

Auch Neutra kommen in Betracht: me. *ȝǫke gāte dāle bǫde cǫle grāve blāde mǫte* (vereinzelt begegnen auch me. *ȝok col hol blad;* andre wie *bred lid fat* nehmen dieses *e* gar nicht an) Stratmann EStud. 4, 289. Wahrscheinlich liegt hier Einfluss der obliquen Casus und des Plurals vor.

Vereinzelt nehmen Masculina — vielleicht unter Einfluss der schwachen Deklination — Endungs-*e* an; 12. Jahrh. und später *were* 'Mann' aus ae. *wer;* Orrm und Chaucer (ten Brink § 199) *weie* 'Weg' neben me. *wei.*

Auch zahlreiche Adjektiva nehmen im ME. (schon im 12. Jahrh.) ein Endungs-*e* an, teils unter dem Einfluss der Adverbialformen (ten Brink ZfdA 19, 227), teils unter Einfluss starker oder schwacher Flexionsformen (Zupitza AfdA 6, 34); während in me. *cléne dęre milde blithe* (= ae. *clǽne dęore milde bliðe*) das Endungs-*e* bereits ae. ist, zeigt sich das junge *e* in me. *bāre lāte tāme,* auch in den nord. *męke* neben *męk* und *ille.* Aber die Mehrzahl der Adjektiva bleibt frei von diesem *e* (ten Brink § 230. 231).

Sehr häufig nehmen Adverbia durch Einfluss der Analogie ein Endungs-*e* an; allgemein sind *ofte hére þére whére* = ae. *oft hęr þǽr hwǽr.* Für ae. *heonan hwanon* treten spätae *heonane hwanone* = me. *henne(s) whanne(s)* ein. Vgl. Rich. Sachse, das unorganische *e* im Orrmulum, Halle 1881.

§ 115. Me. Synkope. Die Periode, in welcher neue Synkopierungen auftreten, ist das 12. Jahrh.; Orrm zeigt dieselben bereits in grossem Umfange. Es handelt sich um dreisilbige Worte, die zweisilbig werden.

Allerdings finden sich um 1200 auch einsilbige Worte, wo das AE. zweisilbige gehabt hat. So hat Orrm *swęt imǽn nęw still lihht bucc lęm* u. a., wo das AE. *swęte gemǽne nęowe stille* u. s. w. gehabt hatte; im Poe.-Mor. begegnet *swęt* (durch die Cäsur beglaubigt) neben *swęte,* wie auch *pin* neben *pine* und *hét* 'Hitze' neben *héte.*

Aber hier scheint nicht sowohl Synkope als Analogiewirkung vorzuliegen. Typisch für die frühme. Regel sind aus Orrm *werelld* Gen. *werrldes, fulluht* aber *fullhtnen* (*fulluht* Gen. Dat. *fulhte(s)* im 12. Jahrh. häufig).

Wir unterscheiden zwei Fälle. a) Synkope von auslautendem *e* in dritter Silbe: Orrm hat *allmess laffdiȝ apell orresst káserr* = ae. *ælmesse hlǽfdige*

adelo orresta; cásére anderwärts *adel líkam;* häufig *almighttn* aus dem Accusativ ae. *ælmihtigne*.

b) Häufiger ist Synkope von *e* in mittlerer Silbe; Orrm hat *widdwe heffne seffne* = ae. *widewe heofone seofone; druhhþe* aus ae. *drúgoþ-e*; *nipþren watt-ren birrlen gaddren* = ae. *niderian wæterian byrelian gæderian;* vgl. noch me. *ernde* aus *ęrende; chirche* aus *cirice*.

Die Bildung der schwachen Präterita im ME. wird vielfach durch dieses Gesetz geregelt: me. *rafte þratte lutte lernde* aus ae. *ręafode þręatode hlútode* etc.

Teilweise entstehen durch diese Synkopierungsgesetze neue Lauterscheinungen: me. *beggen* aus ae. *bed(e)cian;* me. *bispes* aus ae. *bisc(e)pas;* me. *máde* aus ae. *macedon macode;* vgl. noch me. *henne(s) whanne(s) thenne(s)* aus spätae. *heonane whanone danone*. Hierher gehören noch die einsilbigen *hęd* aus *hęved*, *lǫrd* aus *lǫverd*, *lark* aus *lawreke;* ferner *hauk* aus (*hafoc*) Pl. *hafecas*.

Während im ME. die Gen.-Sg. auf *-es* enden, zeigt sich in mittlerer Silbe bloss *s :* Orrm *þurrsdaȝȝ* me. *þŭrsdai* aus *þúresdæg*, me. *daisi* (neben *daieste*) aus ae. *dæges-ęage;* me. *ísikel* aus ae. *ises-gicol;* ähnlich me. *fridai* aus ae. *frigedæg*.

Vortonsilben. Die germ. Præfixe *ga fra* nehmen unbetont schon gemeinwestgerm. leichtere Lautformen an; urengl. *ȝi for* = ae. *ge for;* hierüber sowie über ae. *ot* neben *at* s. Paul PBB 6, 247; vgl. noch *ód* als vortoniges Præfix mit betontem *úþ* (got. *unþa-*).

Im ME. tritt für ae. *ge* seit dem 12. Jahrh. *i* ein als vortoniges Präfix. Apocope eines vortonigen Vokals zeigt me. *taunen* aus ae. *æt-ęawnian* (jünger ist ne. *twit* aus me. *at-witen*). Bereits ae. ist *sepęah* früh me. *sepęh* für *swá-þęah*. — Häufig sind die Synkopierungen in me. *thrinne throf thron thruppe* für *þeri·nne* etc.

Im ME. zeigen Atona wie *wolde sholde* nicht die vor *ld* gesetzliche Dehnung, die auch in *sĭnd-sĭnden* unterblieben ist; hierher Orrm *mösste* aus *mǫste;* ae. *lǽtan létan* ist als Hülfsverb bei Orm *lètenn*.

Auch Pronomina gehören hierher: ae. me. *ŭs* ne. *us* (got. *uns*); *a an* neben *ǫn* ae. *án*. Sonst noch me. ne. *bŭt* aus unbetontem ae. *bútan;* me. *ase* für *alse* ae. *ealswă*.

Vortonige zweisilbige Konjunktionen verlieren gern ein unbetontes Endungs-*e; sons* 'sobald als' aus *sona swá; whílþat* oder einfach *whil* 'während' für *while*.

Dem gegenüber fällt das im 12. Jahrh. häufige, auch durch Orrm bezeugte *ȝá* 'und, sowohl-als auch' gegenüber dem ae. *ge* auf; es liegt Beeinflussung wohl von Seiten *bá-and* 'sowohl-als auch' vor.

ae. *hit*, infolge häufiger Enklise zu *it* geworden (me. *hit* und *it*), nimmt bei Elision gern die Lautform *t* an (Orrm *wę't*, *ȝhǫ't* für *wé hit*, *ȝho hit*).

Erwähnt sei noch die Entstehung von me. *or wher* aus einsilbigen *odr whedr* für zweisilbige me. *other whether*.

Elisionen sind im AE. (*hýrd'ic far'ic* stehen vereinzelt da) selten graphisch vollzogen; wahrscheinlich waren sie in der Volkssprache häufiger. Im ME. sind sie oft belegt; Orrm hat *þ'* für *þe* z. B. in *þoþre þarrke þallderrmann* für *þe óþre, þe arrke, þe allderrmann;* ebenso *tunnderrgán tunn-derrfángenn* etc. für *to unnderrgán, so unnderrfángen* etc.; ebenso *nafter nof* für *ne after, ne of;* sonst auch *allrǽresst* für *allre-ǽresst*.

Häufig ist me. *téke* aus ae. *tó ęacan;* mkent. *téve* 'heute Abend' aus *to ève;* mkent. *toppe* 'über' aus *to uppe*. — Die ne. *doff* und *don* für *to do off, to do on* reichen auch schon in die me. Zeit zurück.

§ 116. Konsonantisches über ae. me. Endsilben. Während die Vokale

der Endsilben dem einheitlichen Zuge zu dem Endungs-*e* erliegen, halten sich die Konsonanten der Endungen ziemlich rein. In der älteren Zeit kommen einige Metathesen vor; um 700 bestehen noch *gyrdisl fêdesl* (**fædisl*), später dafür *gyrdels fêdels*. Für die um 700 bestehenden *Aethilfrith Berctfrith* gelten später *Aedelferd Beorhtferd*. Um 1200 zeigt das aus *isl* entstandene ae. Suffix *-els* eine neue Metathese zu *-les*: me. *fêtles* aus ae. *fêtels fǽtels*; me. *rękles* aus ae. *rêćels rýćels* u. s. w.

Am wesentlichsten gestaltet um 1200 der Verlust von auslautenden *n* die Endungen um: ae. *mægden gamen* = me. *maide gāme*. Dieses Gesetz ist so bedeutsam, weil es die Vorbedingung zu dem späteren Verklingen des Endungs-*e* in solchen Worten ist. Über den Verlust von mouillierten *l* im Auslaut zweisilbiger Worte wie me. *muche moche* aus ae. *myćel* s. oben S. 859.

Bezüglich des Konsonantismus kommt noch in Betracht, dass das Adjektivsuffix ae. *-lić*, wozu sich auch *barlic* und das Atonon *ic* fügt, statt *ch* vielmehr ȝ annehmen seit etwa 1200.

Das Verschwinden von *w* in unbetonter Silbe ist oben S. 862 behandelt. Seltsam ist dass ae. *pyle* aus Grdf. *pulwî(n)* und *myne* aus **munwi* später zu *pilwe minwe* werden (= ne. *pillow minnow*); vgl. ahd. *pfulwî munwa*; vielleicht bestanden neben altwestsächs. *pyle myne* dialektische Nebenformen mit bewahrtem *w*.

Ein scheinbarer *s*-Verlust im Auslaut bedarf hier noch einiger Worte. Im ME. NE. erscheinen einige Worte ohne *s* im Auslaut, welche ursprgl. auf *s* ausgingen. Wenn dem ae. *mancus* Pl. *mancys* (oben S. 310) im früh ME. (Poe.-Mor.) *manke* entspricht, so hat offenbar das *s* im Plural *mankes*, als Pluralzeichen aufgefasst, zu *manke* führen können; ae. *byrgels* ergab me. *biriel* (Pl. *biriles* gleich dem ae. Singular) = ne. *burial*; aus ae. *hýdels* me. *hidles* entsteht me. *hidel*; me. *fêtles* (ae. *fǽtels*) ergibt einen seltenen Singular *fêtel*; zu me. *rękles* gehört *ręklefat*. Vgl. noch ne. *riddle* aus ae. *rǽdels*, vereinzelt frühne. *eave* aus *eaves*; vielleicht noch frühme. *wilderne* aus *wildernes*. Nach Murray Acad. 1889 Nr. 916 gehören hierher noch ne. *cherry pea shay clow*.

§ 117. Innerhalb der me. Zeit, in der nach § 114 die Endungs-*e* charakteristisch sind, treffen wir vollere Endsilben nur in geringem Umfang. Abgesehen von relativ jungen, den Grundworten lautlich nah gebliebenen Fremdworten wie me. *latîn martîr* und den oben behandelten frz. Lehnmaterialien ist *o* ein mehrfach bezeugter Endsilbenvokal, der sich bis heute erhalten hat; so in den ae. Worten auf *-oc* wie in me. *ballok bullok buttok hassok* u. s. w. und in me. *bisshop abbot-abbod*; vielleicht galt me. *ǫ* in derartigen Endungen, wenigstens begegnen Reime wie *bisshǫpe : hǫpe*. Auch *um om am* ist häufiger: me. *ǫtham ǫthom* aus ae. *âdum* 'Eidam'; me. *bǫsom bǫsum*, *fultum fultom*. Vielfach schliesst sich hieran das verbreitete me. *whilom* (neben *whîlen* aus ae. *hwîlum*), das wieder Vorbild geworden ist für me. *seldom* (neben gesetzlichen *sęlde sêlden*) = ae. *sêldan*; vereinzelt steht Orrms *wukemdlumm* gegen sonstige *flokmêle poundmêle*. Die Regel für die lautgesetzliche Behandlung von ae. *um* (spät ae. *an* = me. *en, e*) kennt man für diese Fälle noch nicht. — Das me. Adjektiv *almightîn* mit schwerer Endung verdankt seinen Ursprung dem ae. Akkusativ *ælmihtigne*; das seit etwa 1150 für ae. *dryhten drihten* auftretende *drihtîn drightîn* entsteht unter dem Einfluss von *almihtîn* oder von ae. Formeln wie *drihten mîn, fręa mîn* (as. *drôhtîn* ahd. *truhtîn* scheinen auch sekundäres *î* zu haben).

Anm. Die ae. Infinitivendung *-ian* (*sealfian*), deren *i* durch Accente und durch die Schreibung *-igan* als lang erwiesen wird, spaltet sich im ME.; *í* hält sich im ganzen Süden (zum Teil noch heute); Ayenb *oxí vondí þonkí verrí* u. s. w. auch ae. *áxian fondian þoncian feorrian* (Schröer Angl. 4. 415).

Kompositionssuffixe wie ae. *-dóm -hád -lic* halten sich im ME. wegen ihrer Lautschwere und der damit verbundenen Nebentonigkeit in ihren lautgesetzlichen Gestaltungen (*-dǫ́m, -hǫ́de*); aber es zeigen sich Lautmodifikationen im ME., welche auf völlige Unbetontheit dieser Suffixe schliessen lassen. *-dǫ́m* wird häufig verkürzt zu *-dŏm -dam;* weit verbreitet sind *wisdam kingdam martirdam cristendam erldam*). Für *-hǫ́de -hę́de* treten mit geschlossenen Vokalen *hǫ́de -hę́de* ein.

Für Komparative auf *-lícra -lícor* zeigen sich mkent. *-laker,* Superlative *-lakest* (*óþerlaker hǫ́llaker glédlaker ssortlaker* u. s. w.).

Das Suffix *-cund* (Orrm *gŏdcŭnnd*) hat die vor *nd* gesetzliche Dehnung nicht entwickelt; vereinzelt wird auch Suffix *-cúþ* in *selcŭth* verkürzt.

Das Suffix ae. *-wīs* (*rihtwīs unrihtwīs*), das Orrm in *rihhtwīs* bezeugt, mag eine Nebenform *-wĭs* entwickelt haben; wenigstens kennt Bullokar im 16. Jahrh. *-wiz* als Aussprache des Adverbialsuffixes in *otherwise likewise* u. s. w. Das Adverbialsuffix ae. *-līce* behält sich — zu *laik* diphthongiert — noch heute dialektisch seine alte Quantität.

Die ae. Endung *ig* (die schon spätae. den Lautwert *ī* hatte) beruht z. T. mit der Tonerhöhung von *a* zu *æ* und damit verbundener Palatalisierung auf urgerm.-westgerm. Suffix *-aɣa-;* die Mittelstufe *æȝ* ist (als *aeg*) in den ältesten Glossen bezeugt; sie wird erst durch *eȝ*, weiter durch *iȝ* abgelöst; ahd. *honag* ist *hunaeg huneg hunig huni;* vgl. noch ae. *bodig* aus *bodaeg* westgerm. *bodaɣ;* ae. *popig* älter *popaeg;* ae. *moneg monig* aus älter *monaeg* westgerm. *manaɣ.*

Das ME. hat durchaus *ī* (meist *y* geschrieben); also *bodi mani honi wę̄ri hǫli sǫri sili.*

§ 118. Die me. Endungs-*e* sind im NE. graphisch zum Teil beibehalten, phonetisch aber verklungen. Am frühsten sind die auslautenden *e* im Norden geschwunden, nach ten Brink ZfdA 19, 226 schon im 14. Jahrh., während sie im Süden erst gegen Ausgang des 15. Jahrhs. verklangen. Im 16. Jahrh. sind sie nach dem Zeugnis der grammatischen Autoritäten stumm; etwa im selben Umfang wie im modernen Englisch waren damals auch die *e* der Endung *-es* stumm.

Teilweise knüpft die graphische Gestalt der ne. Endungen an landschaftliche Erscheinungen der me. Zeit an. Im Norden liebte man in me. Zeit *i* in den Endungen wie in *mekil evil clerkis tălis* (neben me. *dęvel* besteht nördl. *dę̄vil* und *dwill*) und Sarrazin knüpft im Litt.-Bl. 6, 109 hieran die ne. Schreibung von *evil devil welkin elfin.*

Ebenso bestand im Norden während der me. Zeit die Regel, das sonstige *-ende* im Suffix durch *-ande* zu ersetzen (bes. im Part. Praes. *spornande specande witand wirkand* etc.) und hieran werden wohl die ne. *thousand errand weasand* u. a. anknüpfen (Gen.-Exod. schreibt schon *þousande erande*).

Im Zeitalter der Elisabeth bestanden in den Endungen vielfach Nasale und Liquide als silbebildend. Bullokar bezeugt *n* als Vokal (für *-en*) z. B. in *heaven even often garden,* auch in *reason season capon bacon pardon heron lesson; l* in vokalischer Funktion etwa in *humble devil horrible people fable;* derselbe Bullokar gibt als zweisilbig, indem er *n* resp. *m* oder *r* als silbisch fasst, noch etwa *yarn quarn barn warn thorn* oder *warm calm harm worm* resp. *four fourth sure fair cure.* Bezüglich des silbebildenden *l* sei noch daran erinnert, dass die Schreibung *-le* vielfach von den Grammatikern missbilligt und dafür *-el* (z. B. in *horrible title*) empfohlen wird; Hart stellt dieses *l̦* einem aspirierten span. oder kymr. *l* gleich.

Dass *r* in *four fair* u. a. als Silbe gesprochen werden konnte, bestätigt Butler, der z. B. *devour deflour hour sour* als zweisilbig angibt (daher die ne. Orthographie z. B. von *bower flower*). Dementsprechend kann Shakespeare (vgl. T. Mommsen Romeo und Julie Einleitg. S. 16) *fire hire* metrisch als *fier hier* zweisilbig gebrauchen (Ellis 951; König QF 61, S. 60). Und wie

Bullokar *carl churl marl* zweisilbig sein lässt, so wird *girl* von S. Ford und Fanshaw zweisilbig angewandt.

In Zusammenhang hiermit steht, dass Bullokar Worte wie *entry angry hungry warneth* dreisilbig sein lässt; so gebraucht auch Shakespeare *Henry empress angry* u. a. (Ellis S. 951. 974 König S. 58) gern dreisilbig.

Dreisilbige Worte mit mittlerem *e (i)* erfahren im 16. Jahrh. häufig Synkope und werden damit zweisilbig; Grammatiker und Dichtergebrauch bestätigen die Möglichkeit von Zweisilbigkeit etwa für *every evening prisoner business reckoning medicin fantasy* (vgl. *fancy*) *curtesy*.

Das 16. Jahrh. zeichnet sich dann durch die Entwicklung einer neuen Endung aus. Mit dem Verklingen des Endungs-*e* in me. *morwe sorwe* tritt vokalisches *u* in den Auslaut, noch 1547 von Salesbury (für *narrow sparrow* me. *narwe sparwe*) bezeugt. In der 2. Hälfte des 16. Jahrhs. entsteht daraus *ǫu* (oben § 108 für Tonsilben behandelt); also *fellǫw swallǫw follǫw*. Im 17. Jahrh. tritt dafür *ōu* ein.

Unsicherheit und Schwanken muss vielfach bezüglich des auslautenden *y* im 16. Jahrh. bestanden haben. Webbe im Discourse of English Poetrie (Repr.) S. 71 weiss von einem Unterschied der Aussprache in den Adjektiven und Adverbien auf *-ly* (*gladly* Adj. mit *ĕi*, Adv. mit *i*). Durch Gill wissen wir von derselben Doppelheit der Aussprache für *vanity destiny misery constancy;* aber *ī* für *glory mercy beuty bounty country;* bei den *ly*-Adjektiven und Adverbien lassen Hart und Gill eine feste Regel nicht erkennen; jedenfalls kennen sie den Diphthong *ĕi* auch in den Adverbien wie *happily courteously* u. s. w. Neben *ĕi* ist für *y* auch die Aussprache *ī* (geschr. *ee*) bezeugt etwa für *honesty extremity necessity*.

Hervorgehoben sei noch die Endung *-ion*, die im 16. Jahrh. fast nur zweisilbig gebraucht wurde: *salvātion, pōtion, exhortātion, occāsion, provīsion;* gleiches gilt von *ian* in *physician* gespr. *fizision*, von *ient* in *patient ancient*. Allerdings bestand in der Volkssprache auch dreisilbiges *occasion* nach Gill.

Die lat.-frz. Endung *ous* war in der Aussprache nicht schwer, sondern leicht, sie wurde *ŭs* gesprochen z. B. in *dangerous perilous treacherous desirous covetous vertuous glorious gracious* etc.; die Endung *our* wurde *-ŏr* oder *ŭr* gesprochen in lat.-frz. Lehnworten wie *honour colour labour;* da *or* häufig als Endung in *owner seller buyer* u. s. w. auftritt, ist vielleicht *r* als Endung auch für *honour* anzunehmen. *ū* in der Ableitungssilbe von frz. Fremdworten wurde in einigen Lehnworten noch lang gesprochen wie in *fortune treasure nāture creāture vōlume fūrniture;* in andern scheint Kürzung des langen *ū* eingetreten zu sein wie in *measure pleasure figure;* desgl. in *nātural* neben *nāture, fortunate* neben *fortune*.

III. GESCHICHTE DER ENGLISCHEN FLEXIONSFORMEN.

A. NOMEN UND PRONOMEN.

§ 109. Die Flexion des Substantivs. Das Ziel, zu dem das Engl. in seiner Entwicklungsgeschichte gelangt ist, kann füglich als Einsilbigkeit bezeichnet werden, insofern die Mehrzahl der germ. Elemente durch die §§ 112 ff. behandelten Gesetze Vokale und z. T. auch Konsonanten in den Endungen eingebüsst haben. Der einzige Schutz der Form, welcher bleibt, ist das *s*, insofern es im Auslaut lautgesetzlich (S. 895) nicht schwinden kann. Dagegen die ursprünglich im AE. in der Flexion so wichtigen *n* und *m* sind geschwunden, wodurch die Vorbedingung auch für Vokalapokope gegeben war.

Im 16. Jahrh. sehen wir die Sprache auf der heutigen Stufe; *s* resp. *es* ist als einziges Flexionssuffix allgemein gültig für den Genetiv Sing. und für den Plural.

Spuren der alten Neutraldeklination zeigen sich darin, dass *sheep horse swine deer folk people cattle foul* (schott. *nout*) im Plural kein *s* nötig haben; auch *hose* bleibt häufig ohne *s* im Plural. Reste der alten *n*-Deklination zeigen im 16. Jahrh. *oxen hosen housen eyne-eyen shoon kine-keene,* woneben *oxes hoses houses* u. s. w. schon sprachrichtig sind.

Diese formellen Flexionszeichen, die das 16. Jahrh. besitzt, sind der Endpunkt der Entwicklung, in deren Beginn die oben S. 374 behandelten germ., resp. westgerm. Flexionserscheinungen stehen. Das AE. steht in vielen Punkten treu auf dem alten Stande, z. T. besser als andre westgerm. Dialekte, und zwar desshalb, weil die Auslautgesetze — und im Zusammenhange damit zahlreiche Umlaute — im AE. am konsequentesten auftreten. So sind im AE. *caru-sorg* (für **sorgu*), *wine wini-gest* (für **gasti*), *sunu-fęld* (für *fęldu*), *hnyte* **hnyti-fęt* (für **fœti*) Beweise für die konsequente Wirkung der Auslautsgesetze. Mit den übrigen westgerm. Sprachen geht das AE. teilweise zusammen, wenn der Unterschied zwischen Nom. und Acc. im Plural beseitigt wird: *dagas fēt hnyte* Nom. Acc. Plur. sind eigentl. nur Nominativ; ae. *brōþru wintru aplu* eigentlich Acc. Pluralis. Hierin liegt der erste Schritt zum Übergreifen des Flexions-*s*, das späterhin den Plural beherrschen sollte. Der zweite Schritt in derselben Richtung, gleichfalls schon in die vorlitterarische Zeit fallend, ist der Übertritt der *i*-Stämme (*wine wyrm*) in die Analogie der *a*-Stämme im Genet. Sing.; ae. *wines wyrmes* sind Formen der *a*-Deklination im *i*-Paradigma.

Innerhalb der ae. Zeit nehmen die Endungs-*s* auf verschiedene Weisen zu, 1) indem *i*- und *u*-Stämme im Nom. Acc. Plur. nach und nach in die Analogie der *a*-Stämme gezogen werden (ae. *wyrmas* spätae. *winas sunas feldas wintras;* dial. auch *ȝumas* zu *ȝuma;* noch ae. *fœderas* nrdhbr. *friondas fiondas.* 2) nimmt auch das genetivische *s* an Umfang, zunächst allerdings nur dialektisch zu; nach Sievers § 252. 269. 280. 285 begegnen nrdhbr. *rōdes saules tīdes dǣdes* und westsächs. *helpes sorges ēages ēares* in der spätae. Zeit; dazu noch *fœderes brōþres.*

Um 1200 (Maack, Die Flexion des engl. Subst. von 1100—1250 Hamburg 1888) ist *es* im Nom. Acc. Plur. geläufig, wenn auch nicht gesetzlich, bei den Neutren: *werkes wordes* (spätae. *weorcu wordu* ae. *weorc word),* bei den Femininen *dēdes bęnes shaftes handes,* bei den Masc. (*sunes*) und bei *n*-Stämmen (*kempes snakes names tīmes.* Ebenso im Gen. Sing. der Feminina (*sinnes wúndes saules werldes-worldes* bei den Masc. (*sunes*) ebenso bei *n*-Stämmen (*names hertes*) sowie bei *fadres brōdres fęndes fręndes.*

Im allgemeinen ist zu bemerken, dass der Norden, der schon in ae. Zeit zahlreiche Ansätze zur Verallgemeinerung des *s* zeigt, durch das 13. Jahrh. hindurch die Uniformierung vollzieht, während der Süden noch im 14. Jahrh. am *e* im Genet. Singul. der Feminina und an *-en* im Plur. festhält.

Der Hauptfaktor, der den älteren, noch das germ. System reflektierenden Formen der Deklination die jüngere Entwicklungsrichtung gegeben hat, ist das oben S. 893 behandelte Auslautsgesetz, das zwischen 1050—1150 unbetonten Endungsvokale in *e* wandelt: ae. *caru cara, sunu suna, duru dura* nehmen *e* an und damit schwinden viele Unterschiede der Flexionsform; und der Schwund des *n* in *heortan ēaran guman* führt zu *herte ęre gume,* womit wieder mehrere Kasus gleichlautend wurden; in diesem Zusammenfall liegt zugleich eine Vorbedingung für den Antritt des flexivischen *s* im Gen.-Sing. und im Nom.-Acc.-Plur.

Ein weiterer Faktor, der den Wandel des Formensystems bedingt, ist das

Umsichgreifen analogischer Wirkungen, wie es oben S. 894 geschildert ist. Durch den Einfluss des Obliquus und einiger Pluralformen nehmen die meisten langsilbigen Feminina der *a*- und der *i*-Deklination ein Endungs-*e* an auch im Nom.-Sing., daher me. *sinne déde lǭre wounde bęne ȝerde brigge blisse selþe róde* = ae. *synn dǽd lár wúnd bęn gyrd brycg* u. s. w. Es halten sich *hand-hǫnd world hen night* frei von solchen anorganischen *e;* einige langsilbige Feminina schwanken, so *nę̄d-nę̄de, quęn-quęne, quęrn-quęrne, bríd-bríde, tíd-tíde, wę̄n-wę̄ne, pín-píne, hę̄t-hę̄te, might(e);* doch. überwiegen die anorganischen Formen, zumal später.

Seltener nehmen Masculina das Endungs-*e* an; seit dem 12./13. Jahrh. schwankt *wer-were, wei-weie, wáh (wǫ́ugh)-wáȝhe wǫ́we.* Regelmässig ist me. *wegge* aus ae. *wecg.*

Von kurzsilbigen Neutren nehmen *ȝāte dāle* u. a. (oben S. 894) dasselbe *e* an; aber die Mehrzahl aller Neutra, die im AE. keine Endung hatten, zeigt im ME. auch kein anorganisches *e*: me. *dę̄r hors ȝę̄r;* vereinzelt sind *house bedde chílde* u. a. an Stelle ae. einsilbiger Formen.

Auf diese Weise entwickeln sich aus dem reichen Formensystem des AE., das auf altgerm. Standpunkt beharrt, zwei einfache neue Systeme, welche im 14./15. Jahrh. herrschen. Im Gen. Sing. und im Plural decken sie sich und enden auf *es;* aber im Nom. Acc. Dat. des Sing. stehen endungslose Formen einerseits und Formen mit Endungs-*e* anderseits. Zu den endungslosen Nominibus gehören alle endungslosen Nominative des AE., soweit sie nicht durch analogische Einflüsse ein *e* angenommen haben, und mehrsilbige Worte, welche im AE. auf einen Vokal im Nom. Sing. endigten wie *lādi* (ae. *hlǽfdige), almes* (ae. *ælmesse), líkam* (ae. *líchoma).*

Zur zweiten Klasse gehören diejenigen Nomina, welche im AE. den Nom. oder Acc. Sing. auf einen Vokal bildeten, sowie diejenigen ae. Worte auf *-en,* welche nach dem Verlust des auslautenden Nasals in unbetonter Silbe ein *e* zeigen (*ēve morwe gāme* aus ae. *ǽfen morgen gamen);* dazu kommen dann diejenigen Nomina, welche unter analogischer Einwirkung sei es des Obliq. des Sing. sei es der Pluralformen sei es anderer Formsysteme ein anorganisches *e* angenommen haben.

Der Dativ des Sing. endet ME. auf *e* bei den Nominibus auf *e,* ist aber endungslos bei den endungslosen Nominativen. Die letzteren können das auf Grund des AE. zu erwartende *e* nicht lautgesetzlich verloren haben; es liegt vielmehr syntaktische Mischung von Dativ und Accusativ vor; so werden auch die alten Umlautsdative ae. *men dę́ bę́c* des AE. im ME. aufgegeben und durch den Accusativ ersetzt. Doch bestehen im ME. überall vereinzelte lautgesetzliche Dative auf *-e* zu endungslosen Nominativen, zumal in alten Erbformeln wie *tǫ́ bedde, tǫ́ grounde, tǫ dę̄the, on líve* (ne. *alive), with chílde, on hande, tǫ́ hande.*

Während das Genetiv-*s* nun allgemein im ME. herrscht, finden sich wenigstens neben dem Plural-*s* noch Reste anderer Bildungsweisen. Von besonders zäher Lebensdauer war die Umlautsbildung; sie wurzelt (ae. *men fę́t tę́þ mýs gę́s)* in der idg. Nominativendung *-es* = urgerm. *iz* der konsonantischen Stämme, welche mit Hinterlassung von Umlaut in urengl. Zeit schwinden musste. Dieser Nominativ Plur. übernahm in urengl. Zeit noch die Funktion des Accusativs, um im 13./14. Jahrh. allgemeine Pluralform zu werden. So sind die engl. *men fę̄t tę̄th mís gę́s gę̄t* (jedoch *ǫ́kes bǫkes)* zu erklären, die bis heute ihre Geltung behalten haben; dazu noch me. *brethren* (nördl. *brether deȝter).* Aber der vereinzelte Plural *frę̄nd* (neben gewöhnlichem *frę̄ndes)* beruht auf Angleichung des ae. Plural *frýnd* an den me. Sing. *frę̄nd;* das nordengl. *hend* für me. *handes-hǫndes* ist vielleicht auf an. Einfluss (an. *hendr)* zurückzuführen. Erbformen sind me. *sevennight fourtę̄nenight,* auch *night* (jüngeres *es*-Plural schon bei Orrm, *nahhtess)* und in *twelfmonth* (neben *monthes,* aber auch noch *month).*

Ein anderer Typus, der sich einigermassen hält, ist das *n* der einsilbigen *n*-Stämme: hierher die Plurale me. *bę̄n* 'Bienen', *flę̄n* 'Flöhe', *tǭ-n flǭ-n fǭ-n;* dazu *shǭn* 'Schuhe' und *kīn* 'Kühe' (Gen. Plur. *scēǫna cȳnā)* sowie die jüngeren Analogiebildungen *trę̄n knę̄n* neben *trę̄s knę̄s.* Wenn sich aber auch mehrsilbige Plurale auf *-en* im ME. finden wie *asshen oxen hǭsen eien* (darnach noch *brethren sistren doughtren* sowie *eiren children lambren calveren),* so ist die auffällige Bewahrung des *n* hier wohl aus den spätae. Formen wie Gen. Plur. *ēagena,* Dat. *nefenum, oxenan* Gen. *oxena* Dat. *oxenum* (PBB 8, 533) zu erklären; es liegt mithin dem me. *eȝnen* Orrm *ę̄hne* der ae. Gen. (Dat.) Pluralis zugrunde, nicht etwa ein Nom. Acc. ae. *ēagan* zugrunde.

Ein dritter Typus, der mehrfach im ME. nach dem allgemeinen *s*-Plural schwankt, ist der endungslose Plural alter *a*-Neutra wie ae. *hors folc pūnd þing gēr scēp swīn,* die zum Teil über die me. Zeit hinaus bestehen bleiben.

§ 120. Die Flexionslosigkeit der Adjektiva, die schon das Engl. des 15./16. Jahrhs. zeigt, ist das Produkt einer langen Entwicklungsgeschichte, die mit dem gemeingerm. resp. westgerm. Formensystem (oben S. 391) anhebt. Das Angls. steht im wesentlichen auf westgerm. Stufe, wenn es starke und schwache, unbestimmte und bestimmte Adjektivdeklination unterscheidet. Aber der ganze Formreichtum schwindet. Von ganz sporadischen Kasusformen abgesehen halten sich flexivische Endungen noch in einigen alten Erbformeln wie me. *godne dai, tǫ gǫder hę̄le (gǫ́derhę̄le),* wozu wir auch den häufigen Genet. *alre aller alther* aus ae. *ealra* (Shakesp. *alderlievest)* sowie *bāthre bāther* (erweitert *bātheres)* ziehen; ferner *beire tweire* = ae. *begra twegra.*

Die durch syntaktische Regeln normierte schwache Deklination, welche seit altgerm. Zeit im AE. besteht, erscheint im ME. auf *-e,* das auf ae. *-a, -an* zurückgeht. Die ae. starke Adjektivdeklination hat im ME. als einziges Flexionszeichen auch ein *-e,* das, soweit nicht ein Adjektivstamm bereits auf *e* endet, konsequent im Plural eintritt: *gǭde* zu *gǭd, smāle* zu *smal.* Im Singular steht *e* nicht mehr als Kasuszeichen, sondern nur als allgemeines Kennzeichen der schwachen Deklination. Über analogisch angetretenes *e* im Stammauslaut einsilbiger Adjektiva wie me. *tāme ille* s. oben S. 894. Mehrsilbige Adjektiva vermeiden das Endungs-*e* durchweg, da *e* in dritter Silbe der Synkope erliegt; daher sind *lǭpli mightī wicked* u. s. w. fast nur flexionslos.

Das ME. kennt in der Adjektivdeklination keine Genusunterschiede mehr; die alten Femininformen u. s. w. sind gänzlich ausgestorben. Vereinzelte Formen halten sich adverbial.

§ 121. Die ungeschlechtigen Personalpronomina des Westgerm. büssen im Engl. einige Formen ein. Die ererbten Accusativformen *mec þec ūsic ēowic uncit incit* sterben im 10. Jahrh. in den meisten Dialekten ab und sind dem ME. ganz fremd. — Auch der altgerm. Dual verrät schon in ae. Zeit Mangel an Lebenskraft; frühzeitig hat er zu seiner Verdeutlichung das Zahlwort *begen bā bū* nötig, so dass in diesem und nicht im Pronomen der duale Begriff zu liegen schien (so erklärt sich auch dass *enk* im Baier.-Östreich. zum Plural geworden ist). Nach 1250 dürfte keine Dualform mehr begegnen. — Um die gleiche Zeit sind auch die Genetive ae. *mīn þīn ūre ēower* an den lautverwandten Possessiven zugrunde gegangen; nur bei *alre (oure aller* u. s. w.) erhält sich der Genitiv.

Das westgerm. *ik* entwickelt sich zu *ič* me. *ich* (verwachsen durch Proklise in me. *icham icholde ichǭt* für *ich-am, ich-wolde ich-wǭt);* daneben ohne Palatalisierung (nördl.) *ik* mit der Nebenform *ī* (unbetontes *ik* wird *ī* wie in me. *barlī* aus *barlīk* und in me. *-lī* als Suffix aus ae. *-līk).* Die Form *ī* ist die schriftsprachliche geworden und wird im 16. Jahrh. ausschliesslich anerkannt. Ae. me. *mę̄* ist ne. *me* (im 16. Jahrh. mit *ī* gesprochen). Im Plural repräsentiert ae. me. *wę̄* ne. *we* das westgerm. *wīR* (ahd. *wir* - got. *weis*). Dem westgerm. *uns* entspricht ae. *ūs* resp. mit der Kürzung der Atona *ŭs.* Im Me. bestehen *ous* und *us;* letzteres ist die anerkannte Form des 16. Jahrhs.

In der 2. Person zeigt das alte *þū* bis ins 16. Jahrh. Schwanken der Quantität; die Form *thou* (aus *þū)* wird die anerkannte; in der me. Zeit tritt vereinzelt der Obliquus *þę̄* auch als Nominativ auf und dies findet sich als *thee* im Nomin. noch im 16. Jahrh. — Der Obliquus *þę̄* gibt kaum zu einer

Bemerkung Anlass. — Im Plural ist ae. *gę́* me. *ʒé* mit dem ahd. *ir* für **jiR* eine westgerm. Nachbildung zur 1. Person (aber got. *weis* gegen *jûs*). Der Obliquus *ę́ow* entspricht dem ahd. *eu iu* (urgerm. **eww* oben S. 395); er hält sich im ME. als *ow*, das wohl auch Kürzung des Tonvokals deutet. Im Anfang des 11. Jahrhs. stellt sich dafür eine Nebenform ein; durch Accentverschiebung von *ę́·o* zu *ęo·*, vielleicht unter Mitwirkung des Nominativs ae. *gę*, stellt sich eine Form *ʒow* (Germ. 23, 395 *geower*) ein, deren Anlaut *ʒ* sich im frühen ME. noch auf den Dual *ʒunc* überträgt. Die Aussprache dieses *ʒow* war teilweise *ʒú*, wozu im 16. Jahrh. Diphthongierung mit *óu* bezeugt ist; die im 16. Jahrh. herrschende Aussprache *jū* ist unerklärt. Vereinzelt begegnet im ME. *ʒow* neben *ʒę́* unter Einfluss des Obliquus als Nominativform und wird im 16. Jahrh. vorherrschend; ähnlich wird auch *ʒę́* vereinzelt als Obliquus gebraucht.

§ 122b. Das geschlechtige Pronomen der 3. Person geht im AE. ausschliesslich vom westgerm. Stamme *hi-* aus. Am treusten halten sich der Gen. *his* Dat. *him* und Fem. *hire* im Singular (me. *hir* ne. *her*); doch übernimmt *him* auch die Funktion des Accusativs, indem *hine* in der me. Zeit (am längsten hält es sich im Mkent.) ausstirbt. Auch die ae. Nominativ *hę́-hit* bleiben lebendig. Eine gemeinsame Erscheinung stört aber die Lautgestalt des Pronomens vielfach; in seiner Funktion als Atonon gern enklitisch, büsst es häufig — zumal im Süden — sein anlautendes *h* ein; neben *his* steht *is*, neben *he* ein *e* und das neben me. *hit* bestehende *it* wird schriftsprachlich. Das neben *hę́* 'er' im Südosten bestehende *ha a* der me. Zeit erscheint noch in der Umgangssprache des 16. Jahrhs. als *a* (vgl. oben S. 847).

Die Geschichte des Nom. Singul. des Fem. macht Schwierigkeit. Das Kentische hält an der Lautform *hî* fest, doch stellt sich im Accus. die unerklärte Nebenform *hise (h)is(e)* im ME. ein. Der ae. Nominativ *hęo* nimmt für fallenden vielmehr steigenden Diphthong (oben S. 849) an, was im ME. zu palataler tönender Spirans (*hjo*) im Anlaut führt; Orrm *ʒhọ́* Rob.-Gl. *ʒoe;* dafür unter Einfluss von *hę́* (= ae. *hę́* und Fem. *hęo*) die Nebenform *ge ghe*. Daneben auch *ho*, zu *ha* verkürzt. Unerklärt ist die nördl. Nominativform *shọ́*, im Mittellande durch Einfluss von *hę́* zu *shę́* geworden, welche man ihrer nördl. Heimat wegen aus dem Anord. (etwa *sjá* 'diese'?) deuten möchte; meist nimmt man ae. *sęo* 'die' als ihre Grundform an. Diese Form ist im wesentlichen auf den Nom. Sing. des Femininums beschränkt geblieben und als *she* schriftsprachlich geworden.

Der Plural hat im AE. die Genusunterschiede verwischt; er flektiert nach alter Weise mit Zugrundelegung des Stammes *hi-*. In der me. Zeit halten sich dieselben im Süden in mannigfachen Lautgestalten (z. B. mkent. *hi hare ham his*), die Mätzner Wb. 447 ff. aufführt. Die massgebenden Formen sind *þei þeim* geworden, deren nördl. Heimat skand. Ursprung (an. *þeir þeim*) erweist. Chaucer hat noch *they-hem*, schriftsprachlich ist *they-them*.

Es bestehen bei der nord. Ableitung von me. *they* doch noch unleugbare Schwierigkeiten; denn die nord. Formen sind Artikel, der nirgends als Pronomen der 3. Person gebraucht wird; und die spätae. Form *þæge* verträgt sich auch in ihrer Zweisilbigkeit nicht mit dem einsilbigen *þeir*, eher mit dem femininen *þeiar* der Istabý-Inschrift. Dazu kommt, dass an. *þeir* unbetont *þir* (oben S. 501) sich im Nordengl. mit bewahrtem *r* findet als *þir* 'diese'.

§ 122. Die Flexionsformen der übrigen Pronominalstämme, die im AE. wesentlich auf der westgerm. Stufe stehen, werden im Lauf des 12./13. Jahrhs. reduziert und das 14. Jahrh. zeigt nur noch in den Dialekten vereinzelte Reste. Das 16. Jahrh. steht auf dem von ten Brink § 251—254 gekennzeichneten Standpunkt Chaucers, der keinerlei Kasusformen mit Ausnahme von *whós whóm*

als Neubildungen zu *whó* kennt; einen Genusunterschied bewahrt nur *whó-what,* einen Unterschied im Numerus *þe* Plur. *þǫ́* und *this* Plur. *thę̄s* (im 16. Jahrh. *dis-dēz* gesprochen).

Zwischen diesem Zielpunkt der Entwicklung und der gemeinwestgerm. Grundlage liegen zahllose Formen, deren Zerstörung durch syntaktische Wandelungen mit bedingt ist.

Das wichtigste Ereignis in der formellen Entwicklung des Artikels ist die Beseitigung des *sę́ sę́o,* indem das *þ* des Ergänzungsstammes *þa-* (oben S. 392) im 11. Jahrh. in den Nominativ dringt, wodurch die Genesis des modernen Artikels bedingt ist. Die Neutralform ae. *þæt* erhält sich lange in *the tǫ́n, the tǫ́ther* für *thet ǫ́n, thet other.*

Im 13. Jahrh. finden sich zahlreiche ae. Formen; am längsten hält sich der Acc. Sing. im Süden als *þane þen.*

Von dem ae. *þis* Pl. *þás* bewahrt der Süden noch im 14. Jahrh. die Form *þesne þisne* (mkent. *þerne* mit auffälligem *r,* sowie den Dativ *þisser).* Die Form *this* ist die alte Neutralform, woneben das ae. Masc. *þę́s,* Femin. *þę́os* im 14. Jahrh. aufgegeben wurde. Dem ae. Plur. *þás* kann me. *þę́s* nicht entsprechen; es scheint das nord. *þais* run. *þaisi* zu sein.

Das ae. Pronomen *geǫ́n* (gespr. *jǫ́n),* für welches *ó* oben S. 393 mit Rücksicht auf den *o*-Vokal bei Orrm *(biȝonnden ȝonnd)* angesetzt wurde, entwickelt aus dem Dat. ae. *geǫ́nre* (erweitert zu *ȝ*ondre)* ein neues Pronomen me. *ȝond* und sogar *ȝonder.*

B. VERBUM.

§ 123. Das Urengl. hat den Formenbestand der germ. Konjugation bedeutend vermindert. Gemeinsam mit dem Nord.-Westgerm. hat es den im Got. noch bewahrten Dual aufgegeben, ohne nur eine Spur davon in die literarische Zeit hineinzuretten. Von dem alten Passiv, das bruchstückweise im Got. lebt, zeigt das AE. in *hátte hǽtte* (me. *hätte hette*) = got. *haitada* (**haitida*) einen Rest, der, früh missverständlich, zu den schwachen Präteriten gezogen wurde und daher häufig präteritale Funktion übernimmt.

Von den formellen Charakterzeichen büsst das Urengl. noch den Umlaut als ursprüngliches Kennzeichen des Opt. Prät. (mhd. *wære büte* got. *wêsei-, budei-* oben S. 383) ein; einige Präteritopräsentia verraten diesen Typus (*þyrfe scyle dyrre myne*) im ae. Optativ; aber der eigentlichen Form des Optativs Präteriti ist der Umlaut fremd geworden schon im Urengl.

Weitere Einbusse des alten Formenbestandes hat die urengl. Konjugation zu verzeichnen, wenn im ganzen Plural die Personalunterschiede der Endungen geschwunden sind. Wie im got. Passiv die éine Form *bairanda* (eigtl. gr. φέρονται) alle drei Pluralformen vertritt, so zeigen auch das Altsächs. (*findad-fundun*) und das Altfries. (*findath-fundon*) nur éine Form im ganzen Plural; und an diese Dialekte schliesst sich das AE., wenn es *findaþ-fúndon* für den ganzen Plural des Präs. und des Prät. gebraucht.

§ 124. Die Präsensformen haben im grossen und ganzen mannigfaltigere Schicksale aufzuweisen als die Präteritalformen. In der 1. Person des Sing. ist das urengl. *-u* im AE. vielfach bezeugt (*bindu héru*), aber im Westsächs. herrscht früh *-e* (*binde hýre*), das an *ą* in aslov. *berą* erinnert. Das *m* der *mi*-Konjugation zeigt sich in *ę́om* und teilweise in *bę́om;* nur im Norden erscheinen *dǫ́m flę́om* (Vespas. A I) und *gesę́om cwedon* u. a. (Durh.-B.). In me. Zeit gilt *e.* — In der 2. Pers. herrscht *-es* für älteres *-is* und dieses *-es* erweitert sich — vielleicht eigtl. bei der Anfügung von *þu* — zu *-est;* doch bewahrt der Norden und das Westmittelländ. das alte *-es* in me. Zeit. — In

der 3. Pers. herrscht *-eþ* (aus älterem *-iþ*) bis in die Neuzeit; daneben zeigt das Altnordhumbr. — wohl unter Einfluss der 2. Person — ein *-es* (*bindes* und *bindeþ*); dieses *-es* tritt während der me. Zeit häufig auch in der 1. Pers. Präs. auf im Nordhumbr., aber was wichtiger ist, in der 3. Pers. dringt es nach dem Mittellande vor; Chaucer ist es fast noch fremd, aber im 15. 16. Jahrh. gewinnt es in und mit der Schriftsprache das Übergewicht.

Der Umlaut, der den urengl. Formen der 2. 3. Pers. Ind. Präs. nach got *-is -iþ* eigtl. zukommt, zeigt sich im AE., bes. im Westsächs., aber es macht sich die Neigung bemerkbar den Umlaut zu beseitigen, bes. im Norden (*stondeþ hâteþ*); der Süden hat vereinzelte Formen wie ae. *dêþ gǽþ* mit Umlaut bewahrt, während sonst me. *dǫ́þ gǫ́þ* gelten. — Die im AE. häufig erscheinenden Synkopierungen (*bint* für *bindeþ, stent* für *stendeþ*) beharren im ME., aber soweit Umlaut damit verbunden war, wird er beseitigt (*stant* ae. *stent, halt* ae. *hylt* 'hält') und zwar zeigt schon das spätere AE. die umlautslosen Formen.

Der Plur. des Präs. hat nur éine Endung *-aþ* (Nebenform *-at*) im AE.; nur das Nordhumbr. hat abweichend *-as -es*, das sich als *-es* weiter vererbt. Das aus dem ae. *-aþ* lautgesetzlich entwickelte *-eþ* bewahrt der Süden. Bei dem Zusammenfall mit der 3. Sing. ersetzt das Mittelland den Plural durch das konjunktivische *-en*, wobei Einfluss des Prät. mit im Spiel sein wird. Chaucer hat *-e(n)* und darauf beruht die schriftsprachliche Form ohne Endung (vereinzelt begegnen noch Formen auf *-en* in der Elisabethanischen Zeit).

Die Personalsuffixe der übrigen Tempora und Modi sind in urengl. Zeit reduziert. Im AE. ME. enden alle Optative auf *e* im Singular, auf *en* im Plural durch alle Personen; doch zeigt sich im ME. auch Verstummen von *n* im Plural. — Im starken Präteritum hält sich der alte Formbestand bis ins 14. Jahrh.; nur kann für das aus ae. *-un -on* im Plural entstandene *-en* auch *e* eintreten. Im Singular war die 1. und 3. Person durch die Wirkung des germ. Auslautsgesetzes suffixlos geworden. Die 2. Person, mit der entsprechenden Optativform identisch, hat *-e*, woneben im 14. Jahrh. *-est* unter dem Einfluss der schwachen Präterita sich einstellt, das dann herrschend wird.

Im schwachen Präteritum zeigt der Optativ die gleichen Endungen wie im starken Präteritum; nur tritt das *-est* des Indikativs seit dem 11. Jahrh. vielfach in den Optativ, so dass Indikativ und Optativ in der 2. Person Sing. identisch sein können. — Die 1. 3. Sing. das schw. Prät. endet auf *e* (*-de, -te*), das lautgesetzlich auf *-dô(m)* 3. Pers. *-dê(þ)* beruht; das *e* kann seit der me. Zeit verstummen. Im Plur. herrscht *-on* (*edon odon*), das im 12. Jahrh. durch *-en* abgelöst wird; später kann das *n* verklingen, event. auch dann das *-e*; frühne. mit dem Verstummen des Endungs-*e* haben diese wie so viele andere Verbalformen kein Personalsuffix mehr.

§ 125. Die Stammbildung des Præt. der starken Verba, deren Hülfsmittel im Urgerm. Ablaut und Reduplikation waren, hat mannigfaltige Schicksale. Vom reduplizierten Præteritum bewahrt der Norden und die Allitterationspoesie in ae. Zeit Reste wie *reord leort leolc ondreord;* nach dem § 113 dargelegten Gesetz dürfte ae. *leolc leort* (für **leolt*) lautgesetzlich aus **le-laik *le-lôt* hervorgegangen sein; vgl. ae. *hwylc swylc* mit got. *hwileiks swaleiks;* für ae. *reord leort* (aus **leolt*) ist oben S. 374 eine andere Erklärung vorgeschlagen. Diese ae. Reduplikationsreste sterben in ae. Zeit aus. Gemeinengl. bleiben nur *heht* (*héht?*) zu *hátan* und *dide* (vielleicht Imperfekt oben S. 375) zu *dón;* letztere halten sich als *hihte highte* und *dide* wegen ihres Anklangs an die schwachen Verba noch später (früh ne. *hight* ne. *did*). Im AE. scheiden sich die ursprünglich reduplizierten Præterita in zwei Typen; entweder steht *ę́* oder *ę́o* (oben S. 374) in der Wurzelsilbe: *hét lét* zu *hátan lǽtan* und *hę́old blę́ow* zu *háldan bláwan*, indem *ę́o* und *ę́* in me. *ę́* etwa um 1200 zusammenfallen, tritt ein einfacher Typus (*hę́t lę́t hę́ld blę́w*) im ME. auf. Die Entwicklung der præteritalen Stammsilbe in jüngerer Zeit ist wie in diesem

Falle so auch sonst durch die Lautgesetze reguliert. So wird *á* zu *ǫ́* in Præteritis wie ae. *bát* me. *bǫ́t*, ae. *rád* me. *rǫ́d* (got. *bait* **raiþ*); ae. *ęa* = me. *ę* zeigen Præt. wie ae. *sęaþ ćęas* = me. *sęth chęs* (got. *sauþ kaus*). Neben der Umgestaltung der Erbformen durch die Lautgesetze kommt noch der analogische Einfluss in Betracht. Dieser Einfluss wirkt dahin, die Stammesunterschiede zwischen dem Singul. Præt. einerseits und dem Plur. und Opt. Præt. anderseits aufzuheben, wo solche Unterschiede nach Massgabe der germ. Gesetze (oben S. 373 ff.) bestanden; vereinzelte Ansätze dazu besitzt schon das AE., wenn es *cóm cómon* (gegen got. *qam qêmum*), *nóm nómon* (got. *nam nêmum*) nach dem Paradigma *fǫ́r fǫ́ron* flektiert. Da die Mehrzahl der st. Praeterita Singular und Plural in der Stammsilbe nicht unterschied, so tritt im AE. statt *sæt sǽton, bær bǽron* Uniformierung zu *sǽt sǽton, bǽr bǽron* (me. *sēt-sēten, bēr-bēren*) auf und so erscheinen statt und neben *quath spak brak bad* im ME. die Præterita *quēth spēk brēk bēd* u. a. (Bülbring QF 63, 54) unter dem Einfluss der Pluralformen. Die Mehrzahl der jüngeren Angleichungen sind nachchaucerisch; vereinzelte Doppelformen reichen in die Elisabethanische Zeit. Da es hier nicht unsere Aufgabe sein kann, die Ablautsentwicklung aller starken Verba im einzelnen vorzuführen, verweisen wir auf ten Brink § 136 ff., sowie auf Bülbring QF 63 und auf Mätzner's Engl. Gr. I³, 387.

Im allgemeinen halten sich die Verba im Englischen in den Ablautsreihen, die ihnen durch den germ. Wurzelvokal zukommen. Nur selten sind Wechsel der Ablautsreihen eingetreten; indem ae. *ý* (= *eu* mit *i*-Umlaut § 97) in *í* übergeht, tritt Berührung der *í*-und *u*-Reihe ein; das *í*-Verb. ae. *stígan-stáh* geht in den *u*-Ablaut über (12. Jahrh. *stéon stęah gestogen*); für *bilífan biláf* tritt früh me. *bilęven bilęf* auf.

§ 126. Die schwachen Verba des Germ. waren ursprgl. im Präs. und im Prät. von den starken Verben verschieden durch charakteristische Kennzeichen. Aber während das Präteritalzeichen der schw. Conjugation noch im NE. zu Tage tritt, sind ihre Präsentia früh denjenigen der starken Verba gleich geworden. Das gilt fürs AE. von den Verben auf (got.) *-jan*, die allerdings schon urgerm. mancherlei Berührung mit Parallelformen der starken Verba hatten; ae. *tell-an tel-eþ tell-aþ* zeigt dieselben Endungen wie *beran bireþ beraþ* schon seit dem 7. Jahrh.; vgl. das schw. Präsens *dęman dęmeþ* Pl. *dęmaþ* mit dem starken *hátan hǽteþ hátaþ*. Ist somit vom Standpunkt des AE. ein Zusammenfall dieser Klasse mit den starken Verba im Präsens im grossen und ganzen konstatiert, so gilt das gleiche auch vom ME.

Nur eine in sich charakterisierte schwache Präsensform kennt das AE.; den got. ahd. Verben auf *ôn* (kontrahirt aus *ôjan*) entsprechen ae. solche auf *ian* (für *ójan* aus *ôjan* synkopiert), und mit diesen haben sich in ae. Zeit die *ai*-Verba (got. *habai-þ*) vielfach berührt: indem *ô* in unbetonter Silbe zu *ă* und *ai* über *á* zu *ă* wurde (vgl. ae. *dagas* got. *dagôs*), fielen die Endungen got. *-aiþ* und *-ôþ* im AE. als *-aþ* zusammen. Im Plural gehen die beiden Klassen auseinander. Die vorauszusetzende Grundform der *ai*-Klasse im Plur. ist *-ajaþ* oder mit Synkope *-jaþ* = historisch ae. *-aþ* (vgl. *fręogaþ* aus **frijajaþ* und *secgaþ* aus **saggjaþ*), die vorauszusetzende Grundform der *ô*-Klasse ist *ôjaþ* < *ăjaþ* = historisch *-iaþ* (**salbôjaþ* < **salbajaþ* < ae. ae. *sealfiaþ*; **twĕhôjaþ* < **twĕohajaþ* + ae. *twęogaþ*).

Das ME. nivelliert auch diese Reste einer selbständigen Präsensbildung; indem *-ast -aþ* lautgesetzlich zu *-est -eþ* werden, fallen diese Verba in wesentlichen Präsensformen mit allen übrigen zusammen; die Formen *luftan* und *lufte luftaþ* bleiben im Süden als *-ien -in* sowie *-ie -ieþ* lange erhalten (noch heute bestehen Infinitive auf *-y* in Sommerset Dorset und Devonshire). Der

Norden und das Mittelland haben das *i* wohl durch analogische Einflüsse fast ganz beseitigt seit dem Beginn der me. Periode.

Das Suffix der schw. Präterita (ae. *-de -dest -de* Plur. *-don* vgl. oben 375) wird teils unmittelbar an die Wurzel gefügt (ae. *tálde* me. *tǫlde* aus westgerm. urgerm. *talđê-*; ae. me. *hę́rde* == westgerm. *hauR(i)dê-* (= urgerm. *hauzidê-*) oder mittelst *e* (aus älterem *i*) z. B. in *fremede* aus *fremide* (= **framidê-*) oder mittelst *o — e* (aus älterem *ô ai*) z. B. in *sealfode — sealfedon* (cf. got. *salbôda*).

Die Behandlung der schw. Prät. im ME. ist den Lautgesetzen konform; die Endungen oder die Mitttelvokale können schwinden. Die Vokalkürzungen der Tonsilbe bei Synkope sind in der Lautgeschichte zur Sprache gekommen. Noch eine Erscheinung bedarf einer besonderen Besprechung. Bei langsilbigen auf tonlose Konsonanten ausgehenden Stämmen enden die schw. Präterita auf *te* (= germ. *-idê*): ae. *cyste* me. *kiste* zu ae. *cyssan* me. *kissen*. Dies *-te* wuchert im ME. weiter, indem es auch auftritt in Formen, die ae. *-de* haben: me. *sente* neben *sende* = ae. *sende* got. *sandida*; me. *girte* neben *girde* = ae. *gyrde* got. *gaúrdida*; die *t*-Formen (*sente wente* u. s. w.) werden dann schriftsprachlich (ten Brink § 105 8).

Schliesslich sei noch der Wechselbeziehungen zwischen der st. und der schw. Konjugation gedacht; vereinzelt nehmen schw. Verba starke Präterita an wie me. *quaken waken* (Prät. *quǫ́k wǫ́k* neben *quakede awakede*) oder *kę́pen* (Prät. *kę́p* neben *kepte*) oder umgekehrt schw. Verba starke Präterita wie ae. *rīnan* me. *rīnen* 'regnen' (Prät. *rán rǫ́n* neben *rīnde*) oder me. *ringen* 'tönen'.

§ 127. Die Verbalnomina. — Die Partizipia Präs. enden ae. auf *-ende* (= ahd. *anti*); diese Form hält sich in me. Zeit im Mittellande, während der Norden *-and(e)*, der Süden *-ind(e)* seit dem 12. Jahrh. dafür annimmt. Im Süden tritt dann um 1200 ein *-inge* dafür auf, von dem es fraglich ist, ob es lautgesetzlich aus *-inde* (cf. *tīdinge* aus *tīthende*, me. ne. *shingle* aus lat. *scindula*) hervorgegangen ist oder ob nicht Mischung mit den Verbalsubstantiven auf *-ing* vorliegt. — Das Suffix der starken Partizipia Prät. Pass. ist ae. me. *-en* (im ME. auch zu *e* gekürzt), das auf germ. *-êna-* zu beruhen scheint (vereinzelte ae. *-on* = got. *-ans* ahd. *-an* PBB 6, 241). Über die me. Vertretung dieses Suffixes bei Chaucer s. ten Brink § 196. Die schwachen Verba haben in ae. Zeit die Endung *-ed* (me. *-ęd*), die in der Flexion gern Syncope des Mittelvokals annehmen, wodurch einfaches *-d (t)* vielfach als Charakter der schw. Verba im Partizip sich entwickelt (Lautgesetzliches oben S. 855). In der älteren ae. Allitterationspoesie erscheinen die Part. Prät. Pass. vielfach ohne Präfix *ge-*, das in der ae. Prosa vorherrscht. In der me. Zeit beharrt das Präfix als *i (y)*. Der Norden, der demselben auch sonst abgeneigt ist, gibt dasselbe frühzeitig auf; und in der älteren ne. Schriftsprache kommen nur noch einige wenige archaisierende Partizipia mit Präfix *y-* vor. Die Ablautsstufe der starken Participia unterliegt vielfach analogischen Einwirkungen; so kann statt *wǫ́pen* ein *wę́pen* als Part. auftreten (ae. *wę́pan wę́op* = me. *wę́pen wę́p — wěpte*, statt *wrocen dropen troden* auch *wrecen drepen treden*). Am Ausgang der von uns behandelten Periode zeigen sich Participia wie *tǫ́ke* (Shakesp. *took*) unter dem Einfluss der zugehörigen Präterita.

Das germ. Infinitivsuffix *-an* hält sich bis um 1100, wo es lautgesetzlich zu *en* resp. *e* wird. Mit dem Verstummen des *e* wird der Infinitiv suffixlos im 14./15. Jahrh.; doch finden sich vereinzelte *-en* bis auf Shakesp.

Das Gerundium ae. auf *-anne* hat doppelte Entwickelung; es verliert das *e* in dreisilbigen Formen (*faranne bīndanne*) um 1200 und fällt mit dem Infinitiv auf *-en* zusammen; zweisilbige Gerundia ae. *to bę́onne, to sę́onne, to*

dónne, tó gánne halten sich durch die ganze me. Zeit, aber mit Vereinfachung von *n* (seit dem 12. Jahrh. *to bęne, to dóne, to gǫne* u. s. w.) vgl ten Brink § 190.

IV. SYNTAX.

§ 128. Die Syntax der ae. Mundarten in ihrem frühesten Stadium steht im wesentlichen auf derselben Entwicklungsstufe wie die der übrigen germ. Dialekte: d. h. auf einer Stufe des Übergangs von synthetischer zu analytischer Ausdrucksweise. Auf nominalem Gebiete herrscht noch erstere vor, auf verbalem schon letztere. Die Erhebung des Westsächsischen zur Hofsprache veranlasst die Scheidung desselben in eine Volks- und eine Schrift-Sprache, deren erstere mit den übrigen ae. Mundarten dem ihnen inne wohnenden Drange zur Analysierung weiterfolgt, während letztere sich demselben mehr und mehr entzieht, um schliesslich, unterstützt von dem schon früh einsetzenden Einflusse des Lat., fast alle innere Entwickelung aufzugeben. An diesem Zustand haben die Däneneinwanderungen und die vorübergehende Dänenherrschaft wenig geändert: letztere beliess dem Wests. seine herrschende Stellung, und erstere beeinflussten nur die (nördlichen) Mundarten und diese, wie es scheint, auch nur auf den Gebieten der Laute, Formen und des Wortschatzes. Anders die Eroberung durch die Normannen. Durch sie tritt das Norm. an Stelle der wests. Hof- und Schrift-Sprache und die Volksmundarten beginnen aus ihrer bescheidenen Zurückhaltung herauszutreten. Der Einfluss des ersteren auf die letzteren hat sich zunächst auf das Gebiet des Wortschatzes beschränkt. Eine stärkere Beeinflussung der Syntax zeigt sich erst von Mitte 13. Jahrhs ab. Dieselbe nimmt jedoch im Laufe des 14. Jahrhs in Folge der nun sich vollziehenden Aufsaugung des fremden durch das einheimische Volkselement einen solchen Umfang an, dass gegen Ende dieses Zeitraumes das Me. dem Rom. zu erliegen scheint. Die Mischung war in allen me. Mundarten ungefähr dieselbe und differierte nur je nach dem Stande und Bildungsgrade. Eine besonders innige war sie in der Hauptstadt Englands, der Wiege der neuen Schriftsprache. Der Einfluss des Afrz. auf das Me. zeigt sich mittelbar in einer Beschleunigung des Triebes zur Analyse (ein Vorgang, den der Einfluss des zu neuer Würde erhobenen Lat. nicht zu hindern im Stande ist), unmittelbar in der Nachbildung zahlreicher, oft idiomatisch-rom. Ausdrucksweisen. — Auf die nach allen Richtungen hin untersuchten Teile der Syntax uns beschränkend, würden sich die wesentlichsten Neuerungen der Sprache des 14. Jahrhunderts darstellen wie folgt:

[Der Raumersparnis wegen ist vielfach 'nach' gesetzt für 'gebildet nach' und 'aus' für 'übersetzt aus']

§ 129. Um mit dem Verb zu beginnen, so zeigen sich die grössten Veränderungen auf dem Gebiete der Participien und des Infinitivs.

(α) Der Gebrauch des P. Prät. hat noch am wenigsten gelitten, ausser einigen dem Afrz. nachgebildeten Redensarten und vielleicht einer Erweiterung der schon ae. bekannten activen Verwendung des pass. Part. liesse sich noch erwähnen ein gleichfalls schon ae., aber jetzt stark vermehrter, appos. Gebrauch desselben in Vertretung von Adj.-Sätzen temp.-condit. Gehaltes, der jedoch, wie es scheint, mehr dem Lat. nachgebildet ist als dem Afrz. Siehe Koch Gr. II. p. 72, Mätzner Gr. III p. 85, Einenkel Streifzüge p. 277. (β) Viel stärker litt das Part. Praes. Durch seine schon spät-ae. beginnende formelle Annäherung an das Verbal-Subst. auf *-ynge* wurde es dem Afrz., unterstützt vom Lat., leicht seine Gerundial-Construktionen einzuführen. (γ) Merkwürdig ist, dass sein Schwanken zwischen subst. und part. Funktion sich auch anderen Sub-

stantiven und Adjectiven mitteilt *a brynger into heaven* Chcr., *conservatyf the soun* ib. zu welch letzterem im übrigen zu vergleichen afrz. *cueurs .... substraiz d'embas par mepris les deliz de ce monde* Chartier. Siehe Streifzüge p. 266.

§ 130. Am stärksten litt wohl der Inf. (α) Einiges wohl einheimisch, wie die Elision der Verben der Bewegung, welche ae. nur bei Auxiliarien gestattet war, me. jedoch auch bei gewissen Begriffsverben eintreten darf. (β) Gleichfalls alt der Gebrauch des reinen Inf. als Subj. und Obj. gewisser Verben und Redensarten, der jedoch im Me. nicht nur in Folge innerer Weiterbildung, sondern unter Beihülfe afrz. Einflusses stark ins Schwanken gerät und erweitert wird. (γ) Lediglich rom. Einfluss bemerkbar beim präp. Inf. Schon Ende des 12. Jahrhs. begegnet *for habbe* Poema M. und Laȝ. nach afrz. *por avoir*, und kaum später *for to habbe* nach *por à avoir*. (δ) Ende des 14. Jahrhs. erscheint der präp. Inf. concessiv, causal und modal verwendet *I schal never for to go to helle bywreyen a word* Chcr. nach *Ja pur morir ne vus en faldrat uns* Rol.; *I hadde such pitee to rede hir sorwe* Chcr., nach *l'oeil se trouble pour regarder clarté trop resplendissant* Chartier; *he plesed him to yeve him of his good* Chcr. nach *qu'au soen grant pople governer deserve la haute curone*(?). (ε) Ebenso der absolute Inf. im Ausruf und Befehl *and she to laugh!* Chcr., nach *et elle de rire! forth to love a newe!* Chcr., nach *Or au cerchier par toz ces engles!* (ζ) Ferner um Mitte des 14. Jahrhs. erscheint bereits der Gebrauch bei Differenz der Subjj. des Inf. und des Verb fin. das des ersteren im Nom. beizufügen *the kyng shall kasten hem in yrons they to be there for evere* Piers Pl. nach *Et afin que nul ne peust ignorer les demandes que faisoient l'vne et l'autre partie, pour demourer les deux Rois et Royaumes en bonne pais et union ledit Chancelier de France fist là bailler lesdits articles à tous ceulx qui en vouldroient auoir* Chartier. Siehe Streifz. pp. 80 u. 240.

§ 131. Mehr dem Lat. nachgebildet ist der me. Acc. mit Inf. Im Ae. überstieg er kaum die Grenzen, in denen ihn auch das Deutsche kennt, nur gegen Ende der ae. Zeit finden sich kühnere Konstruktionen und bis zum Schluss des 14. Jahrh. nimmt er staunenswerten Umfang an; er zeigt sich nicht nur nach Verben, die weder vor- noch nachher ihn zulassen (α) als Obj. *he supposed her to be his wyf* Chcr. (β) im Pass. *sche was supposed to be his w.* u. ä., sondern auch (γ) als Subj. unpersönlicher Phrasen und Verben *it was sup. her to be his w.; it sit wel a woful wight to han a dreery feere* ib.; *goode tyme is nowe the vynes kytte to be* Pall. u. ö. Die gesamte ae. so beliebte Konstruktion: Subjekts-Inf. + Dat. com. ist in diese Acc. mit Inf.-Bewegung mit hineingezogen worden. Siehe Streifzüge p. 247, Mätzner III 23, Koch sehr mager.

§ 132. Stärkere ae. Keimansätze haben wir für die Konstruktion des Acc. mit dem vom elidierten Inf. *to ben* abhängigen Prädikate, die jedoch auch erst im Me. zu wuchern beginnt, sowohl unter dem Einfluss der entsprechenden lat. Konstruktion als unter der des Acc. mit Inf., teilweise auch unter unmittelbarem Einflusse des Afrz., der besonders klar ist in Fällen wie (α) *he had his eldren noble and vertuous* Chcr. nach *de sa femme que bele avoit* BM. Die Konstruktion berührt sich einerseits mit der, in welcher das Präd. mit *to* oder *for* eingeführt ist, anderseits mit der der Verben des Nennens. Kreuzungen sind die Folge: (β) *he called him for his servaunt* u. ä. (γ) Nicht selten fällt auch das *to ben* Pass. Verben der Elision zum Opfer *Synon feigned the hors offred unto Mynerve* u. ä. (δ) Aus einer Kreuzung mit diesem Falle entstand die heute so beliebte, im Me. erst ansetzende, Konstruktion *he had the bere overspradde* Chcr. nach *il orent nos fourries arestés* Henri de Val. (ε) Analog dem Acc. mit Inf. findet sich diese Konstruktion auch als Subj. *him thoughte hem* (i. e. *the fruytes*) *longe unripe* Pall. = ihn däuchte, dass sie lange unreif seien;

auch das impers. *semen* = scheinen ist dieser Konstruktion stark verdächtig. (ζ) Im übrigen ist die Entwickelung des Verbs eine regelmässige, aus den ae. Verhh. sich ergebende, nur etwa die stärkere Verwendung des *to ben* als Auxiliar intransitiver Verben könnte als Folge afrz. Einflusses angesehen werden.

§ 133. Durchgreifende Veränderungen zeigen sich auf dem Gebiete des Nomens namentlich dem der Casus. Beim Dativ lässt sich beobachten, dass das Gefühl für ihn sich abzustumpfen und, in Folge Flexionsschwundes und Einflusses paralleler afrz. Zustände, sich eine Art tonlosen Acc.—Dativs zu entwickeln beginnt; dieser Vorgang nun kam dem (wohl einheimischen) noch heute bestehenden Triebe entgegen unpers. Konstruktionen pers. zu machen; (α) *he was þus ileten blod* AR., *The ambassadours ben answerde* Chcr., *he was bedyn riche wyfe* Guy, *I am leef (loth) to goon* u. ä., *I am wo,* ferner *I fare deigne like* u. s. w. (β) Danebenher gehen Rückfälle und Schwankungen nach mehreren Richtungen *ham þinche* für *ham þincheþ* Wohunge, *him hath leef, if thee likest,* sogar bei Aux. *us oughte (moste, thar).* (γ) Interessant und gleichfalls einheimisch ist der aus der Konstruktion der Verben des Nehmens sich entwickelnde Fall nhd. *meinem Vater sein Buch,* ae. *Moyses and Aaron . . . . gode his naman neode cigdon* Ps., me. *the horisonte hath raft the sonne his light* Chcr., was sich mit mehreren anderen Konstruktionen § 134 η und § 150 ι (falscher Gen.!) berührt und kreuzt. Siehe Streifzüge pp. 108 und 110.

§ 134. Auch der Gen. erleidet starke Veränderungen. (α) Fremd ist die Ersetzung des Poss. durch *of* mit Pers. *thonnour of yow* Chcr. nach afrz. *l'honour de voș,* (β) fremd wohl auch die Neubildung *a frend of his* vergl. *un ami sien,* in welcher bereits Subst. für Poss. eintreten kann *a kynde thing of Fames* Chcr., vergl. § 153 ι. Siehe Streifz. p. 85 f. Mätzn. Gr. III p. 229. (γ) Sicher fremd auch *hors Synon* Chcr., *powder galle (rose)* Pall. nach *poudre rose* (nfrz. *hôtel Dieu*). (δ) Einheimisch dagegen alle aus Flexionsschwund sich ergebenden Fälle so Nichtbezeichnung des appos. Gen.: ae. *Swægnes sune cynges* Sax. Chr. (1085), me. *þurh davides mud þe prophete* OE. Hom. (um 1200), *Thoas' doughter the kynge* Chcr., erst gegen Ende des 15. Jahrhs. versucht man den Mangel zu ersetzen; (ε) ebenso Nichtbezeichnung des Partit. Gen. ae. *on fela þingan* Sax. Chr. (1083), *a morsel bred* Chcr. *a som dele ryste* Hamp., *a potful hony* Pall., hieran angeglichen Begriffe, die keine Masse enthalten *þreo manere creoices* AR, *what mester men* Chcr., *fyve yeer age* ib., *ten foote lengthe* ib., *þe on ende Cornewayle* Rob. of Gl., *a broche gold and azure* Chcr. Siehe Streifz. p. 93. (ζ) Umgekehrt werden alte Attributiv-Formeln partit. gedeutet, so fiel *sume hi, sume þa munecas* schon mit Beginn des Me., das ae. *an se betsta cniht* jedoch erhielt sich als *oon the beste knyght* Chcr., *oon the beste knyghtes, oon of the beste knyght(es)* ib. (η) Sowohl Flexionsschwund als Nachlässigkeit des Ausdruckes erzeugte den Fall ae. *þa Judeiscan fela gelyfdon on etc.* Ags. Pr., me. *he puld his white fetheres everychoon* Chcr., der leider sich nur schwer scheiden lässt von dem, in welchem das alte Regens in Wahrheit ein absol. Acc. ist *wommen a gret route, nettis gret plenté* Chcr. nach afrz. *Les Anglais vinrent grans foison de gens-d'armes* Chartier. Siehe Streifz. p. 96. (ϑ) Auch beim Demonstr. und Pers. ist in Folge Flexionsverlustes der Gen. verkannt worden, so in den Phrasen *that was litel nede* Chcr. und *it is no drede* ib. (ι) Den ellipt. partit. Gen. wendete schon das Ae. an bei pluralen Appellativen und Stoffnamen und zwar als Obj., Präd. und sogar Subj., ebenso me. *yif me of thy good* Chcr., *of the braunches schullen beon iset in paradys* AE. Legg. ed. Horstm., ae. *of his huscarlum . . . . wurdon þær ofslægene* Sax. Chr., das me. erweitert diess und wendet es auch bei Abstrakten an *do me shew of thy swetnesse* Chcr., ob gänzlich ohne fremden Einfluss ist zweifelhaft, da das Afrz. die Ellipse erst in ganz geringem Umfange kennt.

§ 135. Weniger einheitlich ist die Weiterbildung des Acc. Der Obj.-Acc. ist bereichert durch eine Anzahl transitiv gewordener Verben. Schon hierbei zeigen sich fremde Einflüsse; noch mehr bei dem sogenannten absoluten Acc., der völlig nach afrz. Muster umgestaltet scheint. Wie der afrz. scheidet er sich in zwei Hauptklassen, in die absoluten Acc., welche bestehen aus einem einfachen oder von einem Attribut begleiteten Subst. und in die, welche bestehen aus einem von einem Prädicate begleiteten Subst. (α) In ersterer Klasse treffen wir noch reiche ae. Elemente *north south* etc., *other weye* etc., daneben die aus dem Afrz. übertragenen *every parte, the same place*; neben dem alten *alday alway(s) algate(s) other while(s)*, die sicheren Nachbildungen *ofte tyme(s)* sowie die etwas zweifelhafteren *every secound day, every thre days* und *this day five wykes* Chcr., die durch ihr frühes Auftreten überraschen. (β) Unter den Acc. des Masses begegnen *a foote thicke* Chcr., *worth a bene* ib., die ae. den Gen. vorzogen; beim Alter *he was fourty* neben *(of) fourty year (of) age* oder *(of) fourty year old.* (γ) Als modale Acc. werden mehrere der lokalen und temporalen Acc. gebraucht *al wey(s) other gate* etc., sowie die quantitativen *(n)ought nothing any thing, other wise* etc., sicher fremd *a party, maugré myn (thyn etc.), poynt devys* und die Gangart-Bezeichnungen *a goode pas, a swifte cours* etc. Siehe Streifz. pag. 49.

§ 136. Die zweite Klasse bietet genau dieselben Unterteile wie das Afrz. (und Lat.). Das Ae. besass hier den dem lat. absoluten Ablativ nachgebildeten absoluten Dativ (Instrumental), siehe Callaway The abs. Part. in Anglo-S. Baltimore 1889, aber die jüngere Sprache knüpfte nicht an diesen sondern an den afrz. absoluten Acc. an (Analoges im Mndl., wo beide Nachbildungen nebeneinander bestehen, siehe Stoett, Bekn. Mndl. Spraakkunst 1889 p. 34). Auch das Ae. bietet einen absoluten Acc. *hig þa Judeas ahengon þa fet up and þæt heafod adun* Ags. Pr. III ca. 1050, aber dies ist der einzige Beleg, und hieraus hat sich der me. so reiche Gebrauch nicht entwickeln können. (α) Formeln enthaltend Bestimmungen zu einem an der Thätigkeit des Hauptsatzes als Subj. oder Obj. beteiligten Seienden, afrz. *aloit en pelerinaige à Mahomet, sa teste descouverte* Joinv. = me. *on his hors he sat . . ., his botus clapsud wel* Chcr., *li rois se leva et fist issir toute sa gent de Tournai ses arainnes sonnanz* Men. R. = *Ne schorte swerde for to stoke, the poynte bytynge, no man ne drawe* Chcr.; der Fall Subst.-Prädikat ist afrz. noch nicht einmal nachgewiesen: *A miliair of lede, the bothom brasse, anende the seetes sette* Pall. (β) Der zweite Unterteil enthält die Formeln, welche den Hauptsatz als Ganzes näher bestimmen. Hier wurde jedoch vom Me. anstatt des Acc. der Nom. gewählt, afrz. *racontant Antoine* (lat. *narrante Antonio*) = *his herte felle deth, duskyng his eighen* Chcr., *il ne ms fu demourei de remenant que douze vins livres de tournois, ma nef païe* = *stalone fatte gothe now to gentil marys, And thai replete ayein thay gothe to stable* Pall., *Tesmoin meimesmes à Londres etc.* = *Witnesse usselven at Lundene etc.* Procl. Heinr. III, eine Übersetzung, doch später auch selbständig, so *Witnes Tyburces and Cecilies shrifte* Chcr., bis jetzt erst nfrz. ist zu belegen der Fall *Nowe treen that have amongst the cornes growe, The corne awaye, adowne it is to caste* Pall. aus *arbores, quae in messe steterant, sectis messibus, obruantur.* Hierher gehören auch die Fälle mit den bereits zu Präpositionen erstarrenden Prädikaten *during notwithstanding considered outtaken save.* Siehe Streifz. p. 68 f.

§ 137. Das Ae. unterschied drei gramm. Genera. Ihr Verlust hängt eng zusammen mit dem Verluste der Flexion. Sie erhielten sich am längsten im Süden und wurden ersetzt durch das natürliche Geschlecht. (α) Bis zum Schlusse des 12. Jahrhs zeigen sich nur wenige Schwankungen, geändertes gramm. Geschlecht haben *arc rice gate tacne meide onwald eowde tide pine.* Verlust des gramm. Geschlechtes zeigt sich zuerst bei den Abstrakten: *murhde*

blisse nome leue echte flod, meist alte Fem. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhs schwanken oder ändern ihr Geschlecht *stiche blosme steorre temple riche hope maine biȝæte weolcne inne tintreohe breoste world hand burh,* bei den Abstrakten zeigt sich Neigung feminin zu werden, die sich auch einigen Fremdwörtern mitteilt: *dole bileaue prude servise,* alle auf *-scipe, wedlac richedom maidhad,* Masc. nur *care scome balu.* Bei *maiden wif wifmon child* wird das sexuelle Geschlecht massgebend. Verlust des Geschlechts zeigen wieder vorwiegend Abstrakta: *biheste lare tale rim speche nome forewarde sehnesse blisse sihde fulde murde mylce meidhad bitternesse sibbe reste harm sunne stench sorhe leome heouene ayhte weole team,* weniger Konkreta, bei denen auch einige Fremdwörter: *ȝimstan geove burden temple burh onlicnesse scheld gare boc stream flod tresor tur ymage,* lebende Wesen: *brid best ȝongling.* Mit dieser Periode fallen auch die letzten Reste der bewusst verwendeten Genusendungen der Artikel und Demonstrativen und damit fällt auch die letzte Möglichkeit das gramm. Genus zu erhalten. (*β*) In den letzten Jahrzehnten des 13. und den ersten des 14. Jahrhs sind nur drei Wörter mit Sicherheit als das alte Geschlecht bewahrend anzugeben *kinedom oþ* und *churche.* Andere verdanken die Erhaltung ihres Geschlechtes dem Einflusse der mit dem Fall des gramm. Genus auftretenden rhetorischen Personifizierung, so *box candle knif arrewe curtel mulleston brygge.* Für die Wahl des rhetorischen Geschlechts wird nun das Afrz. von Bedeutung, Masc. *harpe rod croiz court thundre wind dew mist Engelond Yrlond;* Fem. *soule sunne eorþe mone see;* doppelgeschlechtig: *churche sterre;* alle diese sind daneben ungeschlechtig verwendet, wie alle übrigen. Siehe K. Körner, Beitrag zur Geschichte des Geschlechts-Wechsels der engl. Substantiva, Greifswald 88. (*γ*) Stärker zeigt sich der Einfluss des afrz. Genus gegen Ende des 14. Jahrhs. Tiernamen Masc.: *lyoun bere hors crowe larke sharnebodde (crabro);* Fem.: *catte foul brid sparhauk;* Masc.-Fem.: *egle.* Konkr. Gegenstände Masc: *stone cultre thyng,* Fem.: *dayesye vine* (aus lat. *vinea);* Masc.-Fem.: *cappares* (aus lat. *capparis*). Himmelskörper Fem.: *moone;* Masc.-Fem. *sunne.* Abstrakta, Masc.: *love gost delyte;* Fem.: *death crafte cristianité ydelnesse pité jelosie envye sovereignté.* Siehe Streifz. p. 40 f.

§ 138. (*α*) Substantive als Adjektive zu verwenden stammt aus dem Afrz. Gebrauche, beim prädikativen Substantive den Artikel zu unterdrücken. *I am caytif* Chcr., danach *were he never so wight* ib. danach *a wiȝte man* Piers Pl., *a dainté hors* Chcr., *the wreches Thebans bretheren* etc. (*β*) Das eigentliche Adjektiv ist im Begriffe vom Afrz. Num.- und Genus-Flexion anzunehmen *places delitables* Chcr., *sterres fixes, romaunces that ben reales* etc. *so ordinee moevynge* etc. (*γ*) Auch das fremde substantivierte Adjektiv liebt den Num. zu bezeichnen *nobles comunes gentiles mendeaunts acqueyntis,* neutral *digestives* etc. (*δ*) Von den einheimischen weist nur das Pron.-Adj. noch Spuren alter Flexion auf, Gen. Plur. *aller bother,* Gen. Sg. *otheres* und *eitheres,* ein neuer Nom. Pl. ist *otheres* ae. *odre.* (*ε*) Neue Plural-Formen haben auch die einheimischen Neutr.-Adj. erhalten *goodes* = *bona, yvelys* = *mala, wronges* = *delicta, sothes* = *vera* Chcr., *worthes* = *pretium* Aȝenb., *hardes* aus *dura* Pall., *the tender myddelwardes* aus *teneram medietatem* ib. (*ζ*) Übrige Flexion abgesehen vom End-*e* verloren, weshalb die geschlechtigen von den neutr. subst. Adjektiven, vor allem im Sg., nicht geschieden sind: *a (some every* etc.) *bad* = *ein Schlechter* oder *ein (etwas) Schlechtes.* (*η*) Die Auszeichnung der geschlechtigen durch Nachsetzung von *one* ist erst im Entstehen *I was a lusty one* Chcr., was wohl entstanden ist nach dem Muster von *the beste oon* (neben *oon the beste*) und den häufigen *such (eche many) oon* und über sein Gebiet hinausgreifend auch an echte Substantiva sich anfügt *he was a maister one* Ypom. Siehe Streifz. pp. 17 und 24.

§ 139. (*α*) Die Scheidung des Adj. vom Adj.-Adv. ist noch ganz unvoll-

kommen *curteysly and softe* Chcr., *openly and pleyn; newe spoused, pore fostrid.* ib. (β) Nicht selten auch Fehlsetzungen von Sonderformen *ire is bet than play, whil yow goode list* (für *well*), *a miller better set a-werke* etc. ib. (γ) Zu erwähnen auch adv. *all,* dessen Beliebtheit im Me. sich wohl sicher herschreibt von dem reichen Gebrauch des adv. *tout* im Afrz., und dessen me. Gebrauch in vielen Fällen aus dem Ae. gar nicht erklärt werden kann, so wenn es erscheint als Verstärkung kondit. und koncess. Konjunktionen und koncess. Optative wie in *His sacrifice he dede . . . with alle circumstaunces, Al telle I nat as now his observaunces* Chcr. = *Je sai bien ton courage, tout ne le voie-je* Gaufr., nach welchem Muster auch der me. beliebte Konjunktions-Satz gebildet ist *tout soit ce que = al be it that = obgleich;* seltsam nur dass afrz. *ja* in diesem Falle viel beliebter ist als *tout*, siehe Johannsen p. 47 f. (δ) Bei den Präp.-Adverbien sind zu nennen die alten *his dore is uppe* Chcr., *sche clapte the wyndow to* ib., die heute noch im Slang, ferner das gleichfalls noch moderne *oute and oute he is the worthyeste* ib. sowie die jetzt verderbte Formel *is to be moeved up so doune* Pall. aus *permutanda, ut ei quae in summo fuerat ima succedat,* welche wohl nach dem afrz. so beliebten *de si haut en bas* Tobler Beiträge p. 217 gebildet ist, also ursprünglich wohl *of so up so doune* gelautet hat. (ε) Die Verbindung der Präposition mit dem Neutralpronomen wird namentlich in dieser Periode häufig ersetzt durch *ther (her)* + Präp.-Adv.: *ther-in (-of -over* etc.); ob mit in Anlehnung an afrz. *la sus, ci bas* etc.?? Dies *ther* fehlt nun nicht selten namentlich bei *under* so in *fuyr they under* (scil. *the bath*) *betten* Chcr u. ö. (ζ) Das pleonast. *þær (þa)* ist seit früher Zeit gewöhnlich *þa wæs þær sum godes mann* Thorpe Hom. und ist me. sehr beliebt *There as ther is no wyf* Chcr., *an yle There as ther dwelliih creature noon,* doch kann es auch fehlen *of thi wo is no curacion* ib. (η) Die Gebrauchsweisen des ae. *swa ealswa* me. *so as* werden durchkreuzt und vermehrt durch die des afrz. *si (comme).* Alt ist seine Vertretung vorausgegangener Satzteile oder Sätze *se forma dæg bið halig and se seofoda byd eal swa* Exod., me. *yet was he blent as, God wot, so ben mo* Chcr., wozu ähnliches vergleiche bei Tobler Beitr. p. 87. (ϑ) Alt auch das häufige *so* bei Beteuerungen ae. *Swa me dryhten lybbe and swa myn sawl libban mote, þæt nelle ic næfre mynes dryhtnes andwlitan aseon, ær ic etc.* Ags. Pr. III, me. *God so wisly upon my soule rewe as etc.* Chcr., *al-so mot I the* u. ö. (ι) Das *so (as)* bei Bitten und Befehlen scheint dagegen afrz. Herkunft *Se tu as office en Cour, si t'appareille à y combatre* Chartier = *For Goddes sake as beth of better chere* Chcr., *For Goddes love, so beth me nought unkynde* u. ö. (κ) Fremd auch das Satzteile von dem Folgenden trennende und dadurch hervorhebende *so* afrz. *La contesse et le noble conte Si ont demande l'espousée* Mellus., *et puis si dist à Uriens* ib. = *At Mede so bigynneth Ynde* Alis., *The wisest in that so was Katoun* Seven S. (λ) Viel häufiger ist ein denselben Zweck verfolgendes *as* das den betreffenden Satzteil jedoch einführt. In ihm kreuzt sich ae. *ealswa* mit afrz. *comme* und *que* und überdies ist es nur schwer zu scheiden von dem exemplifizierenden *as*. Namentlich adv. Bestimmungen werden durch dies *as* gern eingeführt *as now (swithe* etc.), *as for conclusion* etc. vergleiche nhd. *alsbald alsofort* etc., auch beim Inf. *Ne take no wif, quod he, for husbondrye, As for to spare in houshold thy dispense* Chcr., vergleiche afrz. *et se fortifièrent telement de fossét et de palis que pour atendre le prince et toute son hoste* Froiss. Sogar das Präd. Subst. und das Obj. können durch dies *as* eingeführt werden, was wohl sicher afrz. *Ce fu ja hui le premier homme As deffenses que Meraugis* Tobler Beiträge 12 = *if that I were as ye* Chcr. d. i. nicht 'wenn ich wie ihr' sondern 'ihr (an eurer Stelle) wäre', me. *It were ful hard to fynde now a dayes As Grisildes in al a town thre or two* ib. (μ) Dunkler Herkunft ist auch das *so* für *how* bei Ausrufen *But Lord! So*

I was glad! ib. u. ö. (ν) Wenig zu sagen vom Neg.-Adverb. Das einfache *ne* ist noch reich verwendet; selten geworden ae. *na*, das fast nur noch bei Comparativen sich zeigt. Die ae. Verbindung *ne butan* = *nicht ausser* = *nur* (*geradezu*) beginnt ihr *ne* fallen zu lassen *this cité nys but lorne* Chcr. neben *I was but lorne; That I se yonde is but a fare carte* ib. Neu hinzu gekommen eine Reihe von adv. Redensarten, alte und neue Mass-Acc., die bereits wieder zu Partikeln zu erstarren beginnen, so die ae. *nan þing na wiht*, me. *nothing nought not*, neu *no maner thing, not a poynte* (*moote bene*), *not worth a fille* (*poynte bene* etc.), die mit Vorliebe Verben begleiten und wohl sämtlich dem Afrz. nachgebildet sind *ne puet conquerre Sour l'autre vaillant un denier* Meraugis, *il ne prisoient l'empereour le montanche d'un denier* Henri de Val. = me. *þu ne miȝt mid al þi miȝte anuȝe hire worþ a fille* St. Marg. u. ö. (ξ) Einheimische Entstehung und aus dem Schwanken der Formen auf *-yng* zwischen partiz. und subst. Funktion zu erklären ist wohl die gelegentlich attrib. Verwendung des Adverbs: *by ofte synnyng* Chcr. *the selde seynge of a wight* und danach *elles where servyse; with dredeful chere and oft his hewes muwe* ib. Dagegen ist *ofte tyme(s)* gebildet nach afrz. *sovente(s) fois* und davon auch abgeleitet *selden tyme* und wohl auch *whan tyme;* die nördlicheren *thus (so, how) gate* sind Kreuzungen der einfachen Advv. mit den modalen Acc. *such (which) gate.* (ο) Die mittelländisch beliebte Verwendung des Adv. *above* als Subst. in der Phrase *comen to the (his their) above of* 'die Oberhand gewinnen über' ist eine ungeschickte Nachbildung des afrz. *au dessus de.*

§ 140. Bei den Präpp. ist zu erwähnen (α) das aus ae. *æt* und afrz. *à* hervorgehende me. *at* = *gegen nach*, ae. *gewircean awiht æt*, afrz. *traire* (*geter se moquer* etc.) *à* me. *hunten (foynen pinchen japen laughen* etc.) *at.* (β) Ferner das sicher fremde *at* der Schätzung afrz. *prisier à*, ellipt. *a (grand) cost* = *setten at, at your alther (myn owen) cost* Chcr., auch fast modern *eight bussheles seede an acre londe is atte* Pall aus *octo modiis jugerum complebitur*, ae. umgekehrt *þæt wæs æt ælcere hyde LXXII peanega* Sax. Chr. 1083. (γ) Alt ist *onfon æt* bei jemand etwas zu thun beginnen, me. *beginnen at* dann auch *wirken at* an etwas arbeiten. Afrz. und ae. Elemente kreuzen sich in *at* = auf — hin, *at his lore (prayer requeste degré wille* etc.). (δ) Dunklen Ursprungs ist das seltene *Have at the!* = Hüte dich(?). (ε) Ae. ist das temporale *by the nyght (day* etc.), freieres kaum zu beobachten als *by the brode sunne* Gower; gewöhnlich ist auch *by* = binnen. (ζ) Das kausale *by* und das des Urhebers beginnt sich me. erst zu entwickeln, es ist gebildet nach afrz. *par.* (η) Bei *for* ist zu erwähnen = *ante* (lokal): *a dogge for the bowe* Chcr., ein Rest aus dem Ae.; die noch moderne bei Vergleichen übliche Redensart *for al the world thay stinken as a goot* ib. (ϑ) Die fremden *for sothe* nach *pour vrai, for me* nach *pour moi* (= *quant à moi*) und *for* = trotz *ah for al his forbode nes hit þet te bodies neren .... feire biburiet* Kath. nach *Ja pour le roi ne remaindra* Meraugis. (ι) Bei *from* interessiert nur das prägnante alte *hwæt wolde ic fram þe wyrcean* Ps., me. *What is Criseyde worth from Troilus* Chcr. (κ) Bei *in* das aus afrz. *en* + ae. *on* entstandene *in* bei Personen *þet is i sod god monnes unmihte* Kath., *alle the hete ... He sloke in me* Chcr., ferner das instr. in *en gigue en devroit on certes conter* Bible Guiot = *to maken hire menstralcye in dyverse instrumentes* Maundev. (λ) Bei *of* das der lokalen Ruhe, afrz. *de celle part de toutes parz* etc. was erst um 1500 nachgebildet *of that one part, and of that other syde* Blanch. (μ) Gelegentlich *on* für *of* z. B. in *recovyrd on* (Cotton ms. *of*) *hys wounde* Eglam. (ν) Fast gänzlich dem Afrz. nachgebildet ist das *of* des Urhebers und das instrumentale *of.* Durch afrz. Konstruktionen stark erweitert das ae. *of* bezw. der Gen. der zeitlichen Ruhe und das kausale *of.* (ξ) Ganz afrz. ist das *of* der Gemässheit *de (sa) grace (volenté* etc.) = *of his grace (fre wille* etc.),

das der Art und Weise, und das der Rücksicht *gente de cors et de vis bele* Chev. L. = *ʒunglich of ʒeres* Kath. u. ö. wofür im Ae. nur Ansätze. (*o*) Afrz. ist auch die Verbindung der Verben des Sehens und Hörens mit *of*, vielleicht auch *a space of twenty foote of space, a child of ten yer of age* u. ä. (*π*) Bei *on* ist das kausale = *auf — hin* dunkler Herkunft (vielleicht nach afrz. *sur*): *ye doon eny execucioun Upon youre ire* Chcr. (*ρ*) Verwandt damit das sicher fremde *on peril (peyne) of* nach *sur peril (peine) de.* (*ς*) Aber einheimisch *lyen* (auch *cryen?*) *on* (= gegen) ae. *swa hwylc man swa sægd leasunga on his nehstan etc.* Ags. Pr. III. (*τ*) Bei *to* fällt auf das proportionale, ae. *he let hine swa micles wealdan hehstne to him on heofona rice* Gen., me. *þan beholde y how 2 hath hym to 12, and þou schalt fynde it sexe sithes* Chcr. (*υ*) Fremd ist das *to* der Rücksicht *à sa parole et contenance estoit hardy et sage chevalier* Com. = me. *unreprovable unto my wifhood* Chcr. (*φ*) Ebenso das Poss. *to* bei Verwandtschaftsbeziehungen *la fille à la veuve femme* Joinv. = me. *the doughter to Dyon.* (*χ*) Einheimisch die Bezeichnung des Urhebers beim Passiv durch den Dativ (*to*): *bid þæt beacen gode halig nemned* Elene, me. *swa hwylc idel swa heomon . . . . gecoren byd* Reg. Bened. aus *quicquid elegerint; thow depe were yholde To whom that savede the* Chcr. (*ψ*) Bei *with* die Bedeutung '*zu*' dunkeler Herkunft *Gye with þe duke farde* Guy. (*ω*) Ferner fällt auf *with* = *unter*, ae. *He wæs mid þæm fyrstum mannum on þæm lande* Oros., me. *Wind heo hæfden wunsum, weder mid þan bezsten* Laʒ., *Sche nas not with the leste of hire stature* Chcr. Bei den anderen Präpositionen nichts Bemerkenswertes. (*αα*) Pleonastische Setzung der Präpositionen ist alt *he hine on his nywan þruh alede, on þære þe nan oder man ær on ne læg* Evang. Nic., me. *Unto which place every thynge Thorgh his kyndely enclynynge moveth for to come to* Chcr., *of damaske clothe, wherof she made the hors of blanchardyn to be covered wyth* Blanch. Siehe Streifz. pp. 117—228. Sohrauer p. 34. Zupitza in E. Stud. XIII 361.

§ 141. Konjj. (*α*) *And* reiht Zahlbegriffe an einander, ae. *Hy his hand bærndon anne finger and anne* Oros, me. [*the hair*] *lay by culpons, oon and oon* Chcr., vergleiche afrz. *par un et un* was gleichfalls vom Me. nachgebildet: *by oone and oon;* Streifz. p. 124. (*β*) *And* reiht Verben an einander um die Gleichzeitigkeit der in ihnen enthaltenen Thätigkeiten anzudeuten; Quelle dunkel; me. [*ʒe*] *gad and segged scheome bi ure undeadliche godes* Kath., *and goth and geteth him a knedyng trough* Chcr., *stode and laugh* Yw. and Gaw. Daneben asyndetische Anreihung; Streifz. p. 239. (*γ*) Alt ist *and* = 'auch' *and þu wære mid þam Galileiscan Hælende* Math., me. *He þat hatiþ me hatiþ and my fadir* Wycl. Joh. (*δ*) Alt wohl auch das Hauptsätze einleitende *And ne forseoh þu cyrliscne man* Apoll. of T., me. *Thapothecary answerd 'And thou schalt have A thing that etc'.* Chcr., und (*ε*) ebenso das, welches Sätze advers. Gehaltes einleitet *seo sunne ymbscynd þone blindan and se blinda ne gesihd þære sunnan leoman* Job, me. *it couthe gon and was of bras* Chr., und (*ζ*) schliesslich das condit. Sätze einleitende: *and þu noldest hyne forlætan, witodlice ic ofslea þinne frumcennedan sunu* Exod., me. *Help him nou an þou miht* Laʒ. B., *And ye him knewe, as wel as do I, Ye wolde wonder* Chcr. (*η*) Vielleicht fremder Herkunft ist das *and*, welches vergessene oder des Nachdruckes bedürftige Satzteile einführt, afrz. *le comte de Charolois chassa de son costé . . . ., et à bien peu de compagnie* Com., *et y couru, et bien* ib., me. *How pitously compleyneth he . . . . his pore estate, that he ys ynne, and gilteles* Chcr., meist von *that* begleitet *hete makian an eord-hus . . . . and þæt inne swide feire stude* Laʒ., *This prest him took a mark, and that as-swithe* Chcr. (*ϑ*) Sicher fremd ist das Fragen einführende: *Avoi, seigneurs, et quoi pensez?* Meraugis = me. *And is this good Alceste?* Chcr.. *What! stynkyng losel! And is it so?* Cov. Myst. (*ι*) Von den übrigen beiordnenden Konjunktionen fallen nur noch auf das dilemmatische

or (elles), dessen Konstruktion der des afrz. *ou* oft recht ähnlich ist, so in dem Falle dass das zweite Glied der Aufforderung (Frage) die Form der Assertion annimmt *Vasax, ostez de ceste place vostre lyeon qui nos menace, Ou vos vos randez recreant* Chev. L., *Vont il le pas ou il s'en fuient?* Perc. = me. *Chese now .... oon of these thinges tweye: To have me foul and old til that I deye, Or elles ye wol have me yong and fair* Chcr.; (κ) ferner die früher ohne *as* sich behelfende Formel *be so good as to go* u. ä. wahrscheinlich nach *en telle loy estes ensi creant Que d'ardoir et d'ocire* B. Seb., Tobler Beitr. pp. 14 und 23. (λ) Und schliesslich *what — what*, schon von Mätzner Gr. III 364 auf afrz. *que — que* zurückgeführt, *Et là dedens furent que morts que prins de quatre à cinq cens Anglois* Chartier = me. *What before and what behynde A thousand and moo .... He slough* Rich. Coer de L.

§ 142. Unter den unterordnenden ae. Konjunctionen ist *þe* die wichtigste. Fast keine zusammengesetzte Konjunction kann ihrer entbehren. Für dies *þe* tritt noch in ae. Zeit auch *þæt* ein, welches im Laufe des 13. Jahrhs die Alleinherrschaft gewinnt. Dass dies unter Beihülfe des Einflusses von afrz. *que* geschehen, wird schon von Mätzner Gr. III 412 als möglich hingestellt und ist um so wahrscheinlicher, als auch sonst die Konjunctionen beider Sprachen viele Parallelen aufweisen. So ist (α) ausser den fast unverändert herübergenommenen *save that, in case that, by (the) cause of that (that)* (nach *à cause de ce que*), *by cause that* (= *à cause que*), *ascaunce that* etc. dem afrz. *cerchierent premier leur necessité que leur perfection* Chartier nachgebildet me. *Longe erst than prime rong eny belle* Chcr., ferner *Withoutt I have a vengyng I may lyf no longer* Town. Myst. nach *Et se leuerent honteusement sans ce que secours veinst* Chartier; (β) so steht neben me. *so that* aus ae. *swa þæt* = *so dass* ein gleiches aus afrz. *si (que)* = Dafern: *S'en volt ostages, e vos l'en enveiez* Rol. = *Than shold I clymbe wel y-nough ... So I my foot mighte sette upon your bak* Chcr.. (γ) Früher bis um Mitte des 15. Jahrhs finden wir dies *so* verstärkt durch *by*, auch dies ist afrz.: *Car par lui ne voel pas garir Par si que vous voie morir* Flore u. Bl. = *By so that thow be sobre ... Darstow nevere care for corn* Piers Pl. (δ) Afrz. *comme* und *comment* wechseln mit einander, daher auch me. *how* mit *as*: *Nowe ache is sowe and howe beforne take heede* Pall. (ε) Afrz. *quand* häufig condit. verwendet (Rosenbauer, Unterordnung der Sätze im Afrz. p. 25) daher me. *he doth synne .... whan he wil not visite the sike* Chcr. (ζ) Neben me. *for that (that)* aus ae. *for þam (þe)* = *weil* steht ein gleiches aus afrz. *por ce que* = damit: *For that he schold alway upon hir thinke, Sche yaf him such a maner love-drinke* Chcr. und ein zweites = *anlangend dass*, für welches ich allerdings nicht die afrz. Conjunction, sondern nur die Präp. nachweisen kann, siehe Streifz. p. 139: *But for men speke of syngyng, I wol saye ... Save ye I herde never man so synge* Chcr. (η) Vielleicht ist auch afrz. *Tuit estoient perdu, se ne fust li cuens* Joinv. = me. *He moste have be devoured Yf Adriane ne had ybe* Chcr. (ϑ) Auch *rather than* scheint sich enger zu afrz. *auantque, plus que, mieux que* zustellen als zu einer ae. Konjunction *et se laisseroient auant chacier .... que ils meissent peine de preuenir* Chartier = me. *so many han hem-selven slayn Wel rather than they wolde defouled be* Chcr. (ι) Ferner lassen sich noch gegenüberstellen *for as moche as* und *por au tant que, upon less than* (später *on less, unless*) und *à moins que*, das häufige *ther as* (= obgleich, anstatt dass) und *au lieu que* (Zeitschrift I 508) und weniger sicher *so (as) soon as* und *si tost que* sowie *but — if* und *si non que*. (κ) Dass die mit Hilfe von Verbalformen gebildeten *considering (notwithstondyng considered outtaken) this that* fremder Herkunft sind, bedarf keines Beweises. (λ) Verschiedener Herkunft sind die aus Sätzen gebildeten; alt ist *nære þæt* me. *ne were that*, zweifelhaft *be (it) so (that)* so in

he makethe him sum promys and graunt of that the straungere askethe resonably, be so it be not azenst his lawe Maundev., sicher fremd ist *al be it that* nach *tout soit ce que* und wahrscheinlich auch *I pose that* Chcr. = *gesetzt dass, wenn,* ob aber dem afrz. so gewöhnlichen *posé que* nachgebildet, ist fraglich. (μ) Dies me. *that* nach afrz. *que* setzt sich auch dort an, wo es historisch nicht hingehört, so bei den coordinierenden Konjunctionen *as (or elles but) that.* Für *that* nach Interrogaven und Relativen siehe § 147 β und § 149 γ. (ν) Auch der me. Gebrauch in beigeordneten Sätzen anstatt der ganzen Konjunctions-Verbindung nur *that* zu wiederholen, ist echt rom. vgl. Diez Gr. III 339, me.: *Whan that hir housebond hadde lost his lyf and that the Romayns had i-brent Cartage, Sche was so ful of torment* Chcr. (ξ) Auch die Auslassung sogar dieses *that* ist afrz.: *le roy d'Angleterre ne les osa combattre pour ce qu'ils estoient en place aduantageuse et estoient aduitaillez de la ville de Vendosme, et les dits Anglais mouroient de faim* Chartier = *If I it told and ye it toke a-mys* Chcr.

§ 143. Die einfache Konjunction *that* findet sich wie schon ae. *þe (þæt)* vor Subst.-, Konsec.-, Final- und Kausal-Sätzen, doch sind unter den Einzelfällen nicht wenige fremde Elemente zu beobachten. (α) Von den Substantiv-Sätzen sind zu erwähnen die elliptischen Objekt-Sätze: a) des Wunsches, ae. *And þæt nan man nenne man ne underfo* Legg. Cn., me. *For no þyng þat ze spare* Zup. in Engl. St. XIII 384; b) des Unwillens, ae. *ac walawa, þæt hi to hrade bugon* Sax. Chr., me. *Allas, that swich a cas me sholde falle* Chcr.; c) mit einem Verb des Sagens im unterdrückten Hauptsatze, ae. *and na þæt an þæt þu his freond sy, ac etc.* Th. Hom., me. *Nought oonly, lord, that I am glad . . . . but* etc. Chcr., *Nought that I may encresce youre honour* ib. Sieh Mätzn. Gr. III 431 doch auch Tobler Beitr. p. 51 und *non que* bei Hörnig Synt. Unt. z. Rab. p. 56. (β) Ae. ist auch, doch häufiger noch afrz., die Wiederholung nach längeren und kürzeren Zwischensätzen und Wörtern: *dist au roi, que, si lui plest, Qu'il s'en retourt* Meraugis = me. *men may wel ysee That thylke thynges that in erthe falle That by necessité they comen alle* Chcr., 8 Mal! (γ) Uralt und bis ins Gothische zurückgehend ist die Einführung der direkten Rede durch *þæt: And cwædon þæt 'mære witega on us aras'* Luc., doch auch afrz. *E dist que 'ce n'est pas moi etc.* S. Graal u. ö., me. *this thoughte he wel ynoughe That 'certeinliche I am aboute noughte'* Chr. (δ) Zu den Substantivsätzen rechnet man auch [*he*] *nevere yet agylte hym, that I wyste* Chcr. was sicher eine Nachbildung des afrz. *que je sache.* (ε) Der Objekt-Satz verschmolzen mit Fragesatz, ae. *Hwæt þyncð þe þæt þu sie?* Joh., me. *What worschepe and grace semyth you now here, that I do his body* Cov. M., mit Relativ-Satz ae. *þonne þu ænig þing begite þæs þe þu wene þæt me lycige, bring me* Aelfr. Gen., me. *a noble rede knyght The whiche all men, that gan hym see, Said, that he was better than hee* Ipom. (ζ) Bei den Kausalsätzen zu erwähnen, dass ae. *þæt (þe)* viel weniger entschieden kausal, d. i. viel schwerer zu trennen von dem Objekt-Sätze einleitenden, als afrz. *que: Li jours fu froids, qu'il ot negié* Meraugis, ae. *geblissiad þæt eower naman synd on heofonum awritene* Luc. (könnte auch Objekt-Satz sein!), me. *hir thoughte that sche dyde that sche so longe a counseil scholde hyde* Chcr. (η) Auch bei Komparativen im Hauptsatze ist afrz. *que* wohl von Einfluss gewesen, da Ae. *þe* gebraucht *þonne bið se mon gebeorges þe bet wyrde þe he for neode dyde þæt þæt he dyde* Legg. Cn., me. *and alle mine ureondmen þe bet beo nu to dai, þet ich habbe isungen þe desne englissce lai* OE. Hom. I, *swetnesse semeth more swete That bitternesse assayed was byforne* Chcr. (ϑ) Hierher wohl auch *that* in me. *Wrecche mon þet tu hit art!* Kath., *Fox, that ye ben!* Chcr., wofür bis jetzt nur rom Analoga, ital. *Pazzo che tu sei,* frz. jünger, Diez III 119. (ι) Ae. ist dagegen wohl das Fragen begründende *hwæt gesawe þu mid us þæt þu swa don woldest?* Gen., me. *What artow . . . That thow my name*

knowest? Piers Pl. Doch ist dies auch gut afrz. *Sire, quel chose est huem que tu tei fesis conuistre a lui?* L. Ps.

§ 144. Diese General-Konjunctionen *þe (þæt)* und *que* dienen nun auch dazu Sätze in relativer Weise mit dem Vorstehenden zu verknüpfen. (α) So beziehen sie sich auf adverbiale Bestimmungen namentlich der Zeit, ae. *him geondwyrde mid þæm witum þe he hit wræc* Cura P. *on þære ylcan tide þe he geendian sceolde* Th. Hom., afrz. *en toutes guises qu'il poroit* Froiss. *au jour que* etc. etc., me. *I þatt illke mahhte þatt Helyas shall cumenn efft* Orm, *Syn thilke day . . . . That sche hath trewely the hert in hold Of Chaunteclere . . . He loved hir so etc.* Chcr. (β) Auf absoluten Acc., ae. *þa hwile þe* gewöhnlich, afrz. *li jorz que* ebenso, me. *(the) while that,* ferner *That day that I schal drenchen* Chcr., weiterhin auch [*My schadewe was*] *the same quantité That was the body erecte* ib. (γ) Auf adverbiale Bestimmungen, deren Präpp. andere sind als die zum Relativ zu ergänzenden, ae. [*he is gecweden*] *leo for þære strengde, þe he oferswidde þone strangan deofol* Th. Hom., afrz. und me. nur bei Zeitbestimmungen *des l'ure que fu nez* Rol. = me. *uncerteyn we alle ben of that day that deth schal on us falle* Chcr. (δ) Unter fremdem Einflusse zu stehen scheint auch der Fall in dem das prägnante Relativ sich auf ein Substantiv im Nom. (oder Acc.?) bezieht, afrz. *Or est li jurz que l's estuvrat murir* Rol. = me. *the day approcheth That every schulde an hundred knyghtes brynge* Chcr., kühner *anoon espiede shee Where lay the shippe that Jason gan arrive* ib. (ε) Hierher gehörig nur mit dem gleich zu erwähnenden Falle gekreuzt ist wohl das gleichfalls fremde, afrz. *jamais ne se mena traicté . . . que le sens des François et leur habilité ne se montrast* Com. = me. *in his bed ther daweth hym no day That he nys clad and redy for to ryde* Chcr.; afrz. *des loiautés dont tu ne poroies en la fin escaper ke tu n'en fusses honnis* Henri de Val. = me. *Thou scholdest never out of this grove pace That thou ne schuldest deyen of myn hond* Chcr.

§ 145. (α) Um den prägnanten Sinn des *þe* etwas einzuschränken fügt das Ae. später dem Verbum des von ihm eingeführten Satzes ein Adverb bei *þara nytena meolc þe hy mæst bi libbad* Oros., was so gewöhnlich, dass die Annahme einer anderen Quelle für das Me. nicht nötig *And alle the batayles that hee Was at* Chcr., (bei ihm und anderen Kunstdichtern selten!). (β) Statt einfacher Adverbien können auch zusammengesetzte adv. Bestimmungen zum Verb gestellt werden, ae. *þam biscope þe seo halige stow on his bisceoprice is* Reg. Bened. aus *episcopi ad cujus diocesim pertinet locus ipse*, me. *Eva . . . . that for hir wikkidness Was al mankynde brought to wrecchednes* Chcr., *ye are the same knyghte that I lodged ones in your castel* Morte D. (γ) Weiterhin wagte man es die Konjunction durch ein vom Pers.-Pron. im Gen. begleitetes Substantiv näher zu bestimmen, ae. *Ptolomeus, þe Lisimahhus his sweostor hæfde* Oros., me. *oon That with a spere was thirled his brestboon* Chcr. *and speke we of sire Lamorak de galys, that, as he sayled, his shyp felle on a rok* Morte D. (δ) Erst dann hat man sich wohl an die übrigen Kasus gewagt, ae. *þa þre fæmnan þe him Crist ær bebead etc.* Bl. Hom. *and ic gehwam wille þærto tæcan þe hiene his lyst ma to witanne* Oros., me. (Dativ leider nur bei hybrid gebildeter Relativ-Konjunction) *Ther ben ful fewe, which that I wolde profre To schewe hem thus moche* Chcr. *þe pope Gregorie þþat þe fende him hadde wel neiȝ icauȝt* Greg. *A rywere . . . . that men hyt callen Albane* Maundev. (ε) Den Nom. so zu bezeichnen gestatten Ae. und Me. nur dort wo längere Sätze und Satzteile sich zwischen die Konjunction und ihren Satz drängen, Ausnahmen höchst selten *Chalisten þone Philosofum he ofslog, his emnscolere, de hi ætgædere gelærede wæron* Oros, me. *þise fole wyfmen, þet uor a lite wynnynge, hy yueþ ham to zenne* Aȝenb. *a welle, that in the day it is so cold that etc.* Maundev. (ζ) Häufig ist dies nur in dem Falle, in dem Haupt- und Nebensatz negiert sind

dieser Fall ist aber wohl nicht dem Ae. (das hier nur ähnliches und dies auch nur selten bietet) sondern dem Afrz. nachgebildet, wo der Fall überaus gewöhnlich *Il n'a çaiens Sarrasin ne Escler, Tant soit haut hom, se il li faisoit mel, Que il ne soit pendus et trainés* Bartsch = me. *ther nys noon of us alle That sche nath been a duchesse* Chcr. (13 Mal belegt!). (η) In einem anderen beliebten Falle schickte man zur näheren Bestimmung von afrz. *que* demselben das Adverb *si* nach, woraus die Gleichung sich ergiebt *que — si = comme qui* z. B. *Vint une des plus beles dames, C'onques veist riens terriene De si tres bele crestiene* Chev. L., ebenso bietet das Me. die Gleichung *that — so (such) = like whom,* z. B. in: *A femynyne creature That never formed by nature Nas suche another thing yseye* Chcr. u. ö. (ϑ) Auch für folgenden Fall ist Afrz. sicher die Quelle, wenn auch kein genau stimmender Beleg zu finden, me. *that — of it* = Afrz. *que — en* = ne. *of which* z. B. *Ek in that lond, ... There is som mete that is ful deynté holde That in this lond men recch of it but smal* Chcr., Ende des 15. Jahrh. bereits hybrid *his full pituouse complayntes, the whiche sadoyne had herde part of hem* Blanch. (ι) Zum Schlusse ein Fall, dessen Quelle zweifelhaft, da das einzige ae. Gegenstück weniger gut stimmt als das oft zu belegende rom., das allerdings bis jetzt gerade afrz. nicht nachgewiesen ist; ae. *under þæm twæm consulum, þe oder wæs haten Fauius* Oros., span. *dos hombres, que el uno era portugues* vgl. Diez III 364, me. *such ther dwellide thre, That oon of hem was blynd* Chcr.

§ 146. In fast allen obengenannten Fällen konnte nun *that* auch ausgelassen werden. Dass die Quelle dieser Ellipse überall dieselbe sei, möchte ich nicht behaupten: (α) bei den zusammengesetzten Konjunktionen trat zunächst Zusammenziehung von *that that* zu *that* ein und dann erst der Ausfall des letzten, wobei übrigens zu bemerken, dass die mit Präpositionen zusammengesetzten sich dies *that* für *that that* länger bewahren als die mit Adverbien gebildeten. (β) Der Ausfall des einfachen *that* vollzog sich wohl der Hauptsache nach innerhalb des Afrz. und trat zunächst wohl nur in den Fällen ein, wo eine Konstruktion ἀπὸ κοινοῦ die Zusammenziehung von Haupt- und Nebensatz ermöglichte. (γ) Hier muss allerdings vieles ausgeschieden werden, denn die mit Hilfe von Frage und Befehl gebildeten Konditional- und Koncessivsätze haben mit der Ellipse natürlich nichts zu thun und ebensowenig die asyndetisch beigeordneten Kausal- und Konsekutivsätze. (δ) Fraglich könnten jedoch sein die Finalsätze z. B. *Les bonnes armes porta en sus de lui, Par mesprison ne l'en eust feru* Am. et Amil. = me. *How bisy, if I love, ek most I be To plesen hem that jangle of love and demen, And coye hem, they seye noon harme of me* Chcr., ae. nichts nachgewiesen. (ε) Sicher ist die Ellipse von *that* = when : *jusqu'a cele hore ses peres l'ait trovee* Jourd. de Bl. = me. *er that tyme, he layd was on his bere* Chcr. (ζ) Ebenso bei *Everich in the beste wise, he can,* ferner *Ther is an other thynge, I take of hede* und *Of oon, sche knew not his condicioun,* in welchen 3 Fällen jedoch die unten § 148 behandelte Erscheinung eingewirkt haben könnte, da afrz. Analoga sich bisher nicht gefunden haben. (η) Häufig ist der Fall bei Substantivsätzen (hier finden sich auch einige ae. Parallelen) doch ist hier die Ellipse wieder fraglich, ae. *þa sona gelomp, þa hit swa sceolde, leoma leohtode* Cod. Ex., afrz. *Il avint ja fors Compiegne, Trois aveugle en un chemin aloient* B. M., me. *And so bifel, a lord of his meigné etc.* Chcr. (ϑ) Bei den Verben des Seins *Il puet bien estre en celle eve a esté* Jourd. de. Bl. = me. *Sith it is so, he meneth in goode wyse* Chcr. (ι) Fremd wohl auch bei denen des Scheinens *Bien parut la dedens maufe i conversaissent* R. de Mont. = me. *it wolde seme Thy lord were wys* Chcr. (κ) Fraglich könnte die Quelle sein bei dem beliebten condit. Konjunktionalsatz, da hier die Ellipse afrz. nicht belegt, me. *And if so be, my destiné be schape*

etc. Chcr. (λ) Sicher fremd ist sie wieder bei dem koncessiven Konjunktionalsatze *Mais nule chose ne pot estre ueue ja soit ce poist estre sentie* Dial. Gr. = me. *It is a cause of his savacioun, Al be it so, it was not oure entente* Chcr. (μ) Schwierig ist die Scheidung der Quellen für die (fragliche) Ellipse bei Objektivsätzen. Betreffs der Verben des Wissens, Sagens, Wollens, vielleicht auch für die des Befehlens, Verbietens, und Sorge-Tragens genügte wohl die ae. Quelle, obgleich sich für all dies leicht afrz. Belege beibringen liessen. (ν) Fremd scheinen nur Einzelfälle wie *Veit ce ne porra pas durer* Chr. d. ducs = me. *whan I sawgh this he ferde thus evel* Chcr. (wegen Vorausdeutung durch Demonstrativ, was echt afrz.) (ξ) Vielleicht auch *Allas I nadde itrowed on youre lore* ib. obgleich afrz. bis jetzt nicht belegt. (ο) Einheimisch entstanden kann sein die (sichere) Ellipse des *that,* welches die mit Relativ- und Fragesätzen verschmolzenen Objektsätze einleitet, wofür bis jetzt weder ae. noch afrz. Belege *The knight com, which men wend, hadde be deed* Chcr., *What trowe ye ek, the peple alle aboute. Wolde of it seye?* ib.

§ 147. Als ältestes Relativ wurde benutzt die oben behandelte Konjunktion *þe,* die ursprünglich für alle Kasus stand, der man später jedoch um Undeutlichkeit zu vermeiden das Personal-Pronomen in dem betreffenden Kasus nachschickte. Die Unbeholfenheit dieser Bezeichnungsweise veranlasste es wohl, dass neben dieser noch eine bequemere sich entwickelte, bei welcher das Demonstrativ (der Art.) in dem betreffenden Kasus der Konjunction vorangestellt wurde, also *se þe, þæs þe* etc. Da diese drei Relativarten in ae. Zeit neben einander bestanden, konnte es an Kreuzungen nicht fehlen, so steht *se* für *se þe, se þe his* für *þæs þe, se þe — on* für *on þæm þe* etc. (β) Im me. stirbt nun *se þe* aus während die beiden anderen Bezeichnungsweisen bestehen bleiben, doch so, dass neben *þe* jetzt *þæt* tritt, welches schon gegen Ende der ae. Zeit sporadisch als Relativ verwendet wird. Das indeclinable *þe* schwindet Mitte des 13. Jahrhs und um dieselbe Zeit oder etwas früher wird Ersatz geschaffen durch die relative Verwendung der Interrogativen *who* und *which,* die in Verbindung mit dem von dem Indefinitum erborgten *that* (aus afrz. *que*) und dem direkt dem afrz. *li* nachgebildeten *the* die Formen bilden *(the) which (that), (the* selten!) *who (that).* Zwischen den im 14. Jahrh. nebeneinander bestehenden Relativen *that him, that his* etc. und *which, who* mussten sich gleichfalls Kreuzungen ergeben, so finden wir *which his* für *whose* oder *that his, whom — on* für *on whom* oder *that — on* u. a. m., und diese Kreuzungen nehmen zu bis Ende des 15. Jahrhs und werden erst im 16. Jahrh. beseitigt. (γ) Die Verwendung betreffend, bezieht sich me. *that* auf dieselben Wortklassen wie ae. *þe;* nur nicht auf Sätze! *Who* wird bezogen mit Vorliebe auf Personen doch auch auf Sachen und erscheint erst im 14. Jahrh. prädikativ. Trotz Koch Gr. II § 357 und Lohmann Anglia III 115 lässt sich *hwæt* als echtes Relativ sicher erst Anfang des 13. Jahrhs finden; es bezieht sich auf Sachen und nur selten auf persönliche Pronomina oder ganze Sätze und steht gewöhnlich für *id quod. Which* bezieht sich meist auf Sachnamen häufig auch auf Personen und ganze Sätze und ist gewöhnlich als Attribut. Sieh Schrader, das ae. Relativ-Pronomen. Kiel 1880. (δ) Schon die attributive Verwendung erinnert stark an den afrz. so häufigen relativen Anschluss *les quelz deus chevaliers* Froiss. *pour lequel don* ib. etc. (ε) In dieser Weise werden auch völlig neue Sätze begonnen *De la quèle mort il desplaisoit grandement à son linage* ib. = me. *to pope Urban he wente. That thankede God* Chcr., *To whom Almachius sayde* etc. etc. (ζ) Afrz. ist wahrscheinlich auch die Formel *as who seiþ* Rob. of Gl., Chcr. u. a., vergl. nfrz. *comme qui dirait* = gleichsam. (η) Sogar der auf Laxheit des Ausdruckes beruhende aber oft belegte Fall *De la viande .... Tant en retient dont son cors en sostient* Bartsch wird getreulich nachgeahmt

And yet som clerkes seyn it is not so, Of whiche Theofrast is oon of tho Chcr. noch bei Caxton: *of whom may not wel be recounted the valyaunce of hym* Charles the Gr. u. ö. (*δ*) Sicher sind die häufigen *chose qui = thing that* = ne. *what*, afrz. *s'il avoit dit chose qui fust contre l'honneur* Com. = me. *alday fayleth thinge that fooles wenden* Chcr. (*ε*) Zu dem in Toblers Beitr. unter 'Aussage bestehend aus Nomen und Relativsatz' behandelten Falle *je vos avoie baillé mon fil a apprendre, et vos li avez la parole tolete, et ma femme qu'il voloit prendre a force* stellen sich eng me. Belege wie *As gret a pité was it or wel more, The Theban mayden that for Nichonore Hirselven slough* Chcr. u. ö.

§ 148. Lohmann in seiner die Resultate seiner zahlreichen Vorgänger zusammenfassenden Arbeit über die Auslassung des Relativs gesteht ein, dass der so reiche me. Gebrauch aus den bisher entdeckten ae. Anfängen sich nicht erklären lasse. Und in der That sind auch diese letzteren sogar als gar nicht vorhanden anzusehen, seitdem wir durch inzwischen erschienene Spezialarbeiten von Flamme, Bock, Schrader u. a. wissen, dass in jenen als Beweise angeführten Belegen nicht das Relativ fehlt, sondern das Demonstrativ oder persönliche Pronomen, oder dass *se* gesetzt ist für *se þe*, da jenes zum Ausdrucke der Relativität genügte, nachdem *þe* im Laufe der Zeit seinen relativen oder vielmehr konjunktionalen Sinn seinem so gewöhnlichen Begleiter mitgetheilt hatte. Das einzige dem späteren analoge, was übrig bleibt, ist sonach das alte *þæt* für *þæt þæt*; aber auch davon abgesehen, dass das Me. aus diesem Anfange nicht nur nichts macht, sondern ihn sogar zu beseitigen bestrebt ist (durch Begünstigung von *that that*), ist dieser Ansatz doch zu ärmlich und die späteren Verhältnisse zu erklären. Das Auftreten analoger Konstruktionen im Ahd. kann für das Englische nichts beweisen, und Lohmann blickt denn auch fragend nach dem Afrz. hinüber, aber dabei bleibt er stehen.

Sehen wir uns die me. Verhältnisse näher an. Bezeichnend zunächst für die Weiterentwickelung etwaiger ae. Keime ist es, dass Schrader in der von ihm Nags. genannten Periode 'abgesehen von einigen Fällen der Demonstrativ-Ellipse bei den Verben des Heissens u. s. w. kein einziges Beispiel der Relativ-Ellipse' hat 'finden können'; auch Lohmanns Belege gehen kaum über 1380 zurück. In den beiden folgenden Jahrzehnten jedoch steht die Relativ-Ellipse bereits reich und voll entwickelt vor uns. Hier begegnet uns weitaus am häufigsten der Fall, in dem das Subjekt des Hauptsatzes mit dem des Nebensatzes identisch ist. Derselbe ist in Chcr. allein wohl 30 Mal belegt und zerfällt in mehrere Sonderfälle, von denen (*α*) wieder am häufigsten wiederkehrt der, in welchem das von *ther* begleitete, offen oder dem Sinne nach negierte, Verbum Subst. das Prädikat bildet: *Ther is not oon kan war by other be* Chcr. IV 116, *Ther nys no man can deme etc.* ib. II 276. Dieser Sonderfall ist nun völlig identisch mit dem von Rosenbauer (p. 16) 5 Mal im Rol. belegte *N'i ad celui, ni plurt e sei dement* 1836, *Ne l'orrat hum, ne t'en tienget pur ful* 2294, ferner von Dubislav p. 6 mehrfach aus anderen Quellen *N'en i ot nus, plus i souffrist* R. de Tr. 10229. (*β*) Ob wir diesen Sonderfall von dem folgenden trennen dürfen ist Sache der frz. Grammatiker, jedenfalls ist der gleichfalls etwa 12 Mal belegte Sonderfall, in welchem das Subjekt des Nebensatzes identisch sein kann mit dem Objekte oder Teil eines adv. Ausdruckes bildenden Substantive des Hauptsatzes *a pore scoler, Hadde lerned art* Chcr. II 98, *I have herd or this of many a wight, Hath loved thynge etc.* ib. V 7, *Than is, quod he, nothing, may me displease, Save oon thing, prikketh in my conscience* ib. II 330 völlig identisch mit dem von Tobler Beitr. 115 ff. unter dem Titel 'Satzglieder ἀπὸ κοινοῦ' behandelten zahlreich belegten Falle *Mais li chevaliers a brisie Sa lance est en trois esclichie* Durm. 1678, *Sor les clers elmes se donerent Grans coz de lor espees nues Sor les escus sunt descendues* ib. 3539, bei

Dubislav *Ne li remest que engagier Fors un roncin n'est gaires chier* B. M. IV 3, 155. (γ) An diesen Fall ist nun zweifellos angeglichen der folgende *In which sche had a cok hight Chaunteclere* Chcr. III 230, *That loved a mayden heet Stimphalides* ib. III 21, der ja substantiell aus dem Ae. stammt aber gegenüber dem so viel verwendeten vorigen Falle sich seine ursprüngliche asyndetische Auffassung nicht bewahren konnte. (δ) In eben demselben Kapitel behandelt nun Tobler auch den Fall, in welchem das in irgend einer Funktion stehende Substantiv des Hauptsatzes identisch ist mit dem Objekte des Nebensatzes *Maintes fois nous a il* (i. e. *Renarz*) *tolus Mains chapons ha ceans molus* Ren. Suppl. 226, *Et Richars aquieut ces paiiens Ochist a milliers et a cens* Rich. 2900, und dies ist genau der von den engl. Grammatikern bisher 'Auslassung des Relativ-Pronomens als Objekt' benannte me. Fall *Gret was the wo the knight had in his thought* Chcr. II 239, *But for none hate he to the Grekes hadde etc.* ib. IV 127. In allen diesen Fällen liegt also nicht eigentlich eine Auslassung des Relativs vor sondern, wie im Afrz., zunächst nur die Konstruktion ἀπὸ κοινοῦ. (ε) Schliesslich erwähne ich noch einen Fall in dem *one who* ausgelassen scheint, der aber ganz gewöhnlich und in Chcr. allein 6 Mal belegt ist *Ther nas a man of gretter hardinesse Than he, ne more desired worthinesse* Chcr., *Men wiste never womman han the care Ne was so loth out of a toun to fare*, ib. und auch dies ist sogar bis auf die Negation, die in allen Hauptsätzen sich findet, dem Afrz. nachgebildet wie die acht Belege beweisen, welche Dubislav p. 7 für den Fall beibringt *Car ne sevent en nule terre Millour de lui trover ne querre, Ne miex tienge l'empire a droit* Gui de P., *Je ne cuit k'ains nus hom veist Nul si bien lit ne tant vausist* Cleom. (ζ) Für Konditionalsatz durch Relativsatz sieh § 149 η. (η) Die ae. Korrelativen *swylc—swylc* verändern sich im Me. dergestalt, dass an zweiter Stelle *alswa (alse as)* eintritt *Hiss drinnch was waterr agg occ agg swillc, allse he fand i wesste* Orm, *I have myght to shew, in som manere, Swiche peyne and wo as Loves folk endure* Chcr. Siehe Einenkel in Anglia XIII p. 348.

§ 149. (α) Die ae. Interrogativen *hwa hwæt hwylc* etc. sind im Me. in verjüngter Gestalt erhalten. Diese me. Formen unterscheiden sich von den gleichlautenden Relativen äusserlich nur dadurch, dass der jenen so häufig vortretende Art. *the* bei diesen nur überaus selten und dann auch nur bei den indirekte Fragen einleitenden erscheint. (β) Als Indefinitum bediente sich das Ae. nur selten des einfachen *hwa* etc. meist verstärkte es dasselbe entweder durch Vorsetzung des Imperativs von *locian*, also *loca hwa* etc., (ein Brauch, der noch im 16. Jahrh. nicht ausgestorben ist), oder durch Vor- und Nachsetzung von *swa*, also *swa hwa swa* etc. Aber bei Laȝamon ist bereits von diesen *swa* das erstere ausgefallen und das letztere zu *so* oder *se* geschwächt, an dessen Seite dann um 1250 in nördlichen Dialekten das aus dem Dänischen stammende *sum* sich stellt. (γ) Schon mit Anfang des 13. Jahrhs. erkennen wir nun schwache Versuche nach dem Muster von afrz. *qui que, quel que* neue Indefinita zu bilden; aber erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. nehmen diese Versuche einen ernsten Umfang an und ihre Resultate *who that, which that* erhalten allgemeine Geltung. Als dann durch seine Anfügung an jede Konjunktion, *that* zur allgemeinen Konjunktions-Partikel herabzusinken und damit seine 'indefinierende' Kraft zu verlieren begann, verstärkte man, wieder nach dem Muster des afrz. *qui qui onkes* etc., die Verbindung weiterhin durch *ever*, welches wiederum sporadisch sich recht zeitig (bei Laȝ.) nachweisen lässt, aber doch erst viel später (zweite Hälfte des 14. Jahrh.) recht eigentlich in Aufnahme kommt. Kreuzungen der verschiedenen Formen und Verbindungen mit einander können nicht auffallen. Wir haben also gegen Ende

des 14. Jahrh. 5 Indefinita, das schon seltene *who* etc., die häufigen *who so* und *who that* und die noch seltenen *who that ever* und *who so ever*. Auch *who ever* kommt vor und *who so that,* aber nur höchst selten; neben diesen die im Süden kaum sich zeigenden *who som ever, who som that.* (δ) Für den Gebrauch ist zu bemerken: *who* fragt nach einem aus unbeschränkter Zahl, *whether* wie ae. *hwæder* nach einem von zweien (weshalb dessen Neutrum auch die dilemmatischen Fragen einleitet), *which* selten desgleichen (in Anlehnung an afrz. *quel*) meist jedoch nach einem aus beschränkter Zahl. (ε) Nach alter Weise fragt *hwylc* auch nach der Art eines Gegenstandes *þonne seo sawl hie gedælcþ wiþone lichoman, hwylc bid he þonne buton swylce stan?* Bl. Hom., me. *Redeth which that he was in Machabé* Chcr. (ζ) Hiermit zusammenhängend, aber dem Afrz. nachgebildet, ist die Verwendung von *which* in Ausrufen *quiex freres, quiex compeingnons!* B. Guiot = me. *And which eyen my lady hadde!* Chcr. (η) Das später hier eintretende *what* liegt noch ganz in den Anfängen, sieh § 156 γ; denn in *A! Lord what me is tyd a sory chaunce!* (vergl. *But, Lord! what she wex sodeynliche rede!*) ist *what* ganz anderer Art und wahrscheinlich die ungeschickte Nachbildung der afrz. Konjunction *que.* (ϑ) Die gewöhnliche Funktion von *hwæt* ist die nach einem von unendlich vielen und damit nach der Art dieses einen zu fragen, ae. hing der Genetiv eines Nomens davon ab, me. ist es selbst zum Attribut dieses Nomens geworden, ob allein durch den Streifz. p. 93 f. beschriebenen Vorgang oder unter Beihülfe von afrz. *quel* scheint zweifelhaft, ae. *hwæt monna* (*þinga* etc.), me. *hwet wunder* (*oht* etc.) Kath., *Sche herde not what thing he to hir sayde* Chcr., afrz. *toz li monz s'esmervelloit quel cose il pensoit à faire* Henri de Val. (ι) Aus dem Fehlen jenes ae. attrib. Genetivs (*monna*) erklärt sich nun *hwæt* = *hwa*: *Ða cwæd Isaac 'Hwæt eart du?' He andwirde 'Ic eom Esau'* Gen., und weiterhin *Hwæt hatte Noes wif?* Salm. K., me. *Louerd heo seyde, hwat art þu?* OE Misc., *But what sche was sche wolde no man seye* Chcr., *Now have I yow declared what sche highte* ib. (κ) Auch *hwæt* für *hwi* ist alt: *ic nat hwæt we das fægniaþ* Boeth., me. *What schulde he studie* Chcr. (λ) Oft schwer zu scheiden hiervon das exclam. *Hwæt! me din hand dyder lædeþ* Ps. Th., me. *Whatt! Abraham, Whatt! Moyssæs, Whatt! tis and tatt profete, Ne sæghen þeʒʒ nohht Drihhtin God?* Orm, *What! Nicholas! What how! Man loke adoun!* Chcr. (μ) Dies könnte auch das vor *though* so oft erscheinende *what* erklären, doch lehnt sich dies wohl eher an afrz. *quoique.* (ν) Betreffs der alten Interrogativ-Adverbien ist zu bemerken, dass schon ae. *hwær* nicht selten für *hwider* eintritt und dass wahrscheinlich durch den Einfluss von afrz. *où* dieser Fehler me. stark zunimmt. (ξ) Auch *wher* für *whens* findet sich, aber nur me.: *Wher had ye that ilke rynge?* Ypom. (ο) Schwierig ist *hwi* wegen starker fremder Einflüsse; alt ist der elliptische Gebrauch in der Frage, fremd aber dies elliptische *why* an ein den Begriff 'Grund Ursache' enthaltendes Nomen anzulehnen, so ist afrz. gewöhnlich *la raisons pourquoi* weiterhin *la chose pourquoi;* für me. *the reson* (*enchesoun* etc.) *why* sieh Schleich's Yw. und Gaw. Anm. zu v. 2946. (π) Verwandt damit ist das expletive ae. *Hwi?! ne cwede we wel, þæt þu eart Samaritanisc?* Joh., me. '*Why?*' *quod this yeman* '*wherto axe ye me?*' Chcr. (ϱ) Alt ist auch das elliptische *forhwy* in der Frage. (ς) Schwer zu trennen hiervon das vollständige Sätze einleitende, bei welch letzterem wieder sich verschiedene Einflüsse kreuzen a) ae. = interr. warum: *For hwy ne magon hi?* Boeth., me. *þuhhte mikell wunnderr Forwhi þe preost swa lange wass . . . . . at Godess allterr* Orm, b) afrz. *porquoi* = weswegen, relativ auf Satz bezüglich: *Au revenir molt se blasma De l'an que trespasse avoit, Por coi sa dame le haoit* Chev. L., daher me. *ha* (i. e. *þa meidnes*) *forsoken for him* (i. e. *Jesus*) *euch eordlich mon . . . . . for hwi he* (i. e. *Jesus*) *mensked ham*

se muchel Hali M., c) afrz. *porquoi* = weil, denn: *Ja Diex a nul bien ne m'avant, Se je volontiers n'i metoie Conseil . . . . .; Por quoi je sai bien sans doutance Que vous conseilleriez moi* Meraugis, daher me. *A prest mot do thys sacrament For why hyȝt hys wel worthe* Shoreh., *But ho! na more as now of this matere, For hwi this folk wol comen up anon* Chcr. (τ) Das Interrogativ *hu* steht ae. selten, afrz. *comme (comment)* und me. *how* häufig für das Subst.-Sätze einführende *þæt*; ae. *We gehirdon hu ge ofslogon twegen cynegas* Jos. aus *audivimus quod interfecistis* etc., afrz. *pour luy remonstrer et faire scavoir, comme les dits Anglois auoient prins ses villes* Chart., me. *and sayde to the kyng, How his fader hette Felip* Alis. (υ) Das koncessive *how that* ist gebildet nach afrz. *comme que*. vergl. § 149, γ. (φ) Dass der Relativ-Satz anakoluthisch einen Konditional-Satz vertritt ist schon ae. *Se þe utlages weorc gewyrce, wealde se cyning þæs frides* Legg. Cn., was auch noch me. *For he that sloys yong or old It shalle be punyshed sevenfold* Town M. Da das Afrz. jedoch hier die Frage setzt *Et qui le voir dire an voldroit, Dex se retient de vers le droit* Chev. Lyon, so zieht auch das Me. dieselbe vor *Hwase mai wel beo widuten, ich hit mai þolien* Rel. Ant., *So dide Jhesu in hise dayes, Whoso hadde tyme to telle it* Piers Pl. (χ) Sehr häufig ist me. der durch ein Interrogativ eingeleitete einen Satz vertretende Infinitiv, was ae. bis jetzt nicht bemerkt, dagegen afrz. gewöhnlich *il n'aura que mengier* Am. et Amil., *n'eussent eu de quoy payer* Joinv. = me. *þe king nuste hwet meanen* Kath., *He nath wheron now lenger for to honge* Chcr.

§ 150. Das persönliche Pronomen als Subjekt durfte fehlen im Ae. wie Afrz. weshalb die Quelle des gleichen me. Gebrauches nicht genau zu bestimmen; (α) nach *and* ae.: *þa gelicode gode þeos ben, and cwæd to Salomone* Th. Hom., afrz. *Que mes sire est a mort bleciez, Et bien sai, que* etc. Chev. Lyon, me. *þa he iseh Martham and Mariam . . . . . wepe, and ure drihten . . . . . hore broder arerde, and weren stille of hore wope* OE Hom., *And efter that hire thought gan for to clere and sayde* etc. Chcr., *theire speres . . . . broke also all to peces And thenne toke theire swerdes* Blanch. (β) Nach *when* im Vordersatze, nur afrz. (häufig) *quant il vit le jor cler, Au moustier va* Am. et Amil. = me. *When Troilus had herd Pandare assented . . . . . Weex of his wo, as who seyth, untormented* Chcr. (γ) In Heischesätzen ae. *Gif he geedcucod sy, sprece to us* Th. Hom., me. *and ȝif he hit naued, aȝefe swa muchel swa he mai* OE Hom., *If he ne may not chast be by his lif, Take him a wif* Chcr., was auch afrz. (δ) Beim Imperativ ist ae. afrz. und me. das Fehlen des Subjekt-Pronomens gewöhnlich, die Setzung desselben jedoch gestattet, Belege nicht nötig. (ε) Auch *hit* fehlt nicht selten. Als Subj. unpers. Verben und Redensarten, ae. *gelamp da þæt* etc., *cud is þæt* etc.; afrz. *Avint que* etc., *et bien fu droiz* etc., me. *Bicom to þet* Kath., *Bifel that* Chcr., *For now is wers* ib., *But semed that* Blanch. (ζ) Das Ae. kennt die Auslassung des neutralen Acc.-Pron. nur selten *He weard diegellice cristen, for þon he eawenga ne dorste* Or., afrz. häufig, doch nur dort wo noch ein Dat.-Obj. zu finden *volés que je vos die?* Gauvain, das Me. stellt sich mehr zu letzterem *but my lord forbede yow, atte leste Burieth* etc. Chcr. denn im folgenden fehlt das *it* undeutlichen Bezuges '*I graunte*' *quod the devel* etc., *Ther is no man . . . . couthe better have sayd* u. ö. (η) Auch geschlechtige Pron.-Acc. werden unterdrückt doch nur im folgenden Falle ae. häufig *he bletsode þone hlaf and tobræc* Th. Hom., me. *He toke a mantell of ryche colowre And caste on Gye* Guy (univers.), was auch afrz. (θ) Pleonastische Setzung des Personal-Pronomens entsteht aus der epideiktisch-absoluten Voranstellung seines Nomens oder durch die starke Trennung des letzteren von dem zugehörigen Satze, ae. *Europe hio ongind* Or., *se dema, se þæt ingedonc eal wat, he* etc. Cura P., me. *Mi liif it is forlorn* Am. and Amil., *Criseyde, which . . . . ., She gan* etc. Chcr., *Therle Faffras, that was . . . . ., he*

wente etc. Aymon, auch afrz. *Vostre proesce, qu'est elle devenue?* Am. et Amil., *Li roys de France, qui ....., il* etc. Joinv. (ι) An dem absolut vorangestellten Nomen können nachträglich auch andere Kasus bezeichnet werden nach Art von *þe—him = whom*, ae. *þin wif Sarai ne hat du hig heononford Sarai* Aelfr. Gen., me. *this gret emprise Parforme it out* Chcr., afrz. seltener; Dat., ae. *Corsica him is Romeburh be eastan* Or., me. *Absolon him fel no bet* Chcr., Gen., ae. *Affrica and Asia hiera landgmircu togædre licgað* Or., me. *Licinia her oil is best* Pall., *the fyrste knyghte hys hors stumbled* Morte D., dies ist der im 16. Jahrh. so beliebte falsche Genitiv. (κ) Eine zweite Art der pleonastischen Setzung des Pron. entsteht aus der zur Verdeutlichung desselben dienenden Nachschickung des Nomens; auch hier kaum fremder Einfluss anzunehmen, ae. *heo Maria lange smeade* Bl. Hom., me. *he Ixion* Chcr. afrz. *ele est morte m'amie* Meraugis, Acc., ae. *þa he hie ascade his godas* Or., afrz. recht häufig *tu la me leras La main* Meraugis, me. *To slen him Olofernes* Chcr., Dat. nur ae. *him.... þæm eadigan were* Bl. Hom., u. s. w. (λ) In beiden Fällen der pleonastischen Setzung kann das Nomen aus einem Infinitiv bestehen oder durch einen Satz vertreten sein, doch ist dies zu gewöhnlich um des Belages zu bedürfen. (μ) Das neutrale Pronomen vertritt Gegenstände ohne Rücksicht auf deren Genus oder Numerus ae. *eom ic hit, drihten* Th. Hom., *þæt hit wære Petrus* ib., me. *hit beod deoulen* Kath., *it was sche* Chcr., *It were my wrecchid clothes* ib., ähnlich afrz. vgl. Gessner I, p. 5; ebenso bei Zeitbestimungen. (ν) *It* weist undeutlich zurück auf Gegenstände und ganze Aussagen ae. *Alexander tweolf gear þisne middangeard under him þrysmde and egsade and his æfterfolgeras feowertyne gear hit siþþan totugon and totæron* Or., me. *The fires brenden on the auter brighte That it gan al the tempul for to lighte* Chcr., (ξ) Dies *hit* wird völlig bezuglos und sein Verb erhält den Wert eines intrans., so ae. *hit macian* sich verhalten, *hit healdan* pflegen, *hit mænan* gesinnt sein, das Afrz., das hier auf das Me. mit einwirkte, kennt *le faire (tenir, asseurer, refuser) bien (miex, ainsi* etc.), me. *hit murie maken* Kath., *it wys (straunge, tough) maken* Chcr., *it hale (stable) maken* Yw. and Gaw., etwas abseits stehend *it hoote han* Chcr. = der Liebe bedürfen. (ο) Die Verwendung des personalen anstatt des indefiniten Pronomens stammt zum Teil aus dem Ae., wo *he* regelmässig sich auf das Indefinitum *man* bezieht, so noch me. *men* (übr. Hdschrr. *man*) *schulde nought take his counseil of fals folk* Chcr.; (π) zum Teil aus dem Afrz. wo *com cil qui* — *par ce qu'il* genau wie me. *as he that = because he*, afrz. *Il le fistrent comme cil qui mielz ne pooient faire* Villeh. = *his herte gan to colde, As he that on the coler fonde withinne A broche, that he Criseyde yaf that morwe* Chcr. (ρ) Mit diesem *he* ist auch afrz. *cil* in Gegenüberstellungen = *l'un — l'autre* nachgebildet worden. *Et dist chascuns et cil et cist* Chev. Lyon = *she and she spak swiche a word, thus loked he and he* Chcr. (ς) Auch das von einer adverbialen Bestimmung begleitete Personale im Sinne eines Demonstrativums ist dem Afrz. nachgebildet *Chil de la cité* Froiss., *chiaus de dedens et chiaus de dehors*, me. *Sche passed hem of Ypris* Chcr., *Hem of Athenes* etc. (τ) Kasusschwankungen entstehen (einheimisch?) aus dem Bestreben das Pronomen hervorzuheben, me. *I speke of us, we mendeaunts* Chcr., *the noble land of that lady, she of whom thou art amorouse* Blanch. Daher oft vor Relativsätzen *and made all they that were wyth hym ..... to be hanged* Aymon. (υ) So entstand auch das sogenannte absolute Pronomen, ob unter Beihülfe des afrz. ist fraglich, da es dort noch sehr selten *S'irons tornoier moi et vos* Chev. Lyon, *E qui dont joiant, si lui non?* Meraugis, und überdies me. nur vor Relativsätzen *þe is ilevet to dei ..... for a mon of lam him þat is lauerd of lif* Kath. MS C, *hem that ye wol sette a fyre They dreden shame* Chcr., erst später *and all theym of their companye*

arayed them selfe Aymon, *only we, us three* ib. (φ) Leicht zu erklären und alt ist der Fall, dass ein und dasselbe Pronomen von Verben verschiedener Rektion abhängt *him se ar hrade . . . . wiđ þingode ond be naman nemde* El., afrz. noch häufiger *qui l'amoient tant et obéissoient* Joinv., me. *who hath yow misboden or offendid* Chcr. (χ) In anderen Fällen wie *god kniȝt him bisemeþ* K. Horn, *a lyone the semys* D. Arth. liegt wohl lediglich der Dativus ethicus bei Auslassung des Subjektspronomens vor. (ψ) Der Ersatz des Personales durch das vom Possessiv begleitete Wort für Leib ist ein von mehreren Sprachen nachgebildetes afrz. Idiom *si mes corps Peüst par force aler là sus* Meraugis = me. *My joly body schal a tale telle* Chcr. Siehe Einenkel 'Das persönliche Pronomen im Me.' im Neuphilol. Centralblatt für Januar und Februar 1889.

§ 151. (α) Zur Verstärkung des Personales diente ae. die Beifügung von *seolf: Ic silf hit eom* Luk. (β) Me. ist diese einfache Verstärkung nicht mehr, sondern eine neue allein üblich, die sich bereits ae. vorbereitete und entwickelte aus dem Brauche dem Verb den sogenannten Dativus Ethicus beizugeben *Ic com me sylf to eow* Aelfr. N. T. (γ) Der § 150 α—ε behandelte Brauch das Subjektspronomen auszulassen, sowie das ebenfalls noch ae. sich vollziehende Zusammenwachsen des Dativus eth. mit *seolf* vollendeten dann die Entwickelung des modernen verstärkten Personales: *him sylf his rode abær* Th. Hom., demgemäss me. *sche hirsilf is honour* Chcr., neben (seltenerem) *As seyde himself.* (δ) Die Thatsache, dass me. die Verbindungen der 1. und 2. Personen nicht mehr den Dativ des Personales sondern das Possessiv zeigen, bereitet sich auch schon ae. vor, wie wir bemerken an der nicht seltenen Attraktion beim Genitiv *On þines seolfes dom* Sat. anstatt *On minne selfes dom* Beow. Diese Verkennung der adjektivischen Natur des *seolf* als der eines Substantivs zeigt sich jedoch häufiger erst seit Mitte 13. Jahrh., zuerst in den Personen des Sing. und ca. Ende des Jahrh. des Plur.: *i þi sellf* Orm, *bi our seluen* Robert de Br. (ε) Hieraus erklärt sich auch die weitere Verstärkung *Which that I hilp myn owen self to stele* Chcr., *I shall hange you my owne self* Aymon, vielleicht mit Einwirkung des afrz. *Comme luy mesmes propre m'a compté* Com.

§ 152. (α) Zum Ausdruck der Rückbeziehung genügte dem Ae. ursprünglich das einfache Personale, erst später wurde, zunächt da, wo Missverständnisse zu befürchten, das Adjektiv *seolf* zugefügt. Ende 14. Jh. ist das einfache Personale noch in weitem Umfange erhalten *She sette hir doun* Chcr. u. ö. (β) Dadurch, dass der Ausdruck des Accusativs an die Dativformen überging (ae. schon *me þe* etc. für *mec þec* etc. gegen Ende des Ae. auch *him hire* für *hine heo*) glich sich das Reflexiv-Pronomen äusserlich an das verstärkte Personale an und diese Angleichung wurde vollendet durch die im Laufe des 13. Jhs. sich vollziehende Annahme der Formen der 1. und 2. Person des verstärkten Personales als der entsprechenden Personen des Reflexivs, Belag unnötig. (γ) Das reflexive Verhältnis kann auch ausgedrückt werden mit Hilfe des Passivs namentlich bei den Begriffen des Setzens, Legens u. ä. *they were sette* Chcr. *I was leyde, he was clad* u. a. (δ) Wenn hier gelegentlich das reflexive Pronomen zugefügt wird *These riottours . . . . . Were set hem in a tavern* Chcr., so ist dies entweder lediglich eine Kreuzung dieser beiden Ausdrucksweisen der Reflexivität oder eine Nachbildung der fremden Konstruktion *ils se sont assis.* Siehe Penning A Hist. of the Refl. Pron. Bremen 1875 und Einenkel, Neuphilol. Centralbl. für März 1889.

§ 153. Für das Poss. ist zu bemerken: (α) liegt auf ihm kein besonderer Nachdruck, so kann es ersetzt werden durch das zum Verb gestellte entsprechende Personale im Dat. (Commodi!) ae. *gistoddun him æt licæs heafdum* Ruthw., me. *She falleth him to foote* Chcr., auch afrz. *jusq'aus piez li vienent*

Chev. Lyon. (β) Liegt auf dem Poss. ein besonderer Nachdruck, so kann es ersetzt werden durch den analytischen Gen. des entsprechenden Personales, was zweifellos afrz. *En l'onor de moi* u. ä., me. *The opinion of the* u. ä. siehe Streifz. p. 85. (γ) Nicht selten ist sogar der doppelte Ausdruck der Possessivität *I hate of the thi nice fare* Chcr. (δ) Vielsagend ist der Gebrauch des Poss. beim Subst.-Adj. Alt ist *min (þin his) gelica* neben *me (þe him) gelic,* die me. nicht selten unlogische Kreuzungen bilden *To him nis nowhare his liche* Guy (Auchinl.) siehe Zupitza in Engl. St. XIII p. 349. (ε) Erst me. ist belegt *his wronge* Pall. neben *hem wronge* ib. und die Redensart *his (her) good connen* = sich auf das ihm (ihr) Vorteilhafte verstehen. (ζ) Ähnlich beim Komp. ae. *his betera* Byrhtn., *eowrum gingrum* Ps. (nicht = *discipuli!*), me. *hure uldran* Reg. Bened. (nicht = *parentes!*), *þi stranger* Cursor. (η) Superl. ae. *þinne nehstan* Matth., *þu eart ure gingast* Ags. Pr. III, me. wechseln auch das neutr. *thy best is thus to doone* Chcr. mit *how yow was best to done.* (ϑ) Gelegentlich bezeichnet das Poss. nicht einen eigentlichen Besitz, sondern nur, dass der betreffende Gegenstand dem Interesse des Subj. besonders nahe steht, so spricht Chaucer im Astrol. zu seinem Leser von *thi moone, thi sunne,* der Verf. des Pall. von *thin aire, thi water,* hierher gehört *to rikne wel the tydes, His stremes and his daungers . . . . Ther nas non such from Hulle to Carthage* Chcr., hierher auch *youre,* oft mit geringschätzendem Beigeschmack, *Youre termes, your colours and your figures Keep hem in stoor,* die Quelle des Gebrauchs ist unerfindlich. (ι) Dunkel ist auch die Quelle des Ausdrucks *an hors of myn (thyn, his).* Sicher ist nur, dass er logisch entspricht dem älteren me. *his an finger* OE Hom. I und dem afrz. *un petit navire sien* Com., ferner dass die äusserlich gleiche ae. Konstruktion nur beim Demonstrativ (best. Art.) sich zeigt *seo hire gebyrd* Bl. Hom. u. ä., während das Afrz. die seinige auch bei den Indeff. verwendet. Bedeutungsvoll ist nun, dass die me. Konstruktion sich zuerst, bei Chaucer, bei den Indeff. (*a no eny som* etc.) zeigt, und zwar neben dem alten *this my sentence* Chcr., und erst 100 Jahre später bei dem Demonstr. *that berde of thyne* Blanch., *that olde skynne of thyne* ib. (κ) Die um dieselbe Zeit vorübergehend auftauchende Sitte, die Possessiva durch den best. Artikel zu substantivieren *the myn* = 'der meinige' ist als eine Nachbildung des afrz. *le mien* etc. anzusehen. Siehe Neuphilolog. Centralblatt für April 1889.

§ 154. Das Ae. konnte ursprünglich eines Artikels entbehren und die prosaische wie namentlich die poetische Sprache hat diese Freiheit in vielen Fällen dem Me. und Ne. gewahrt. Als Artikel wurde im Ae. das Demonstrativum *se seo þæt* (best. Art.) und das Zahlwort *an* (unbest. Art.) verwendet. Fremde Einflüsse während der me. Periode sind nur mit Schwierigkeit zu erkennen, da im Afrz. die Entwickelung des Artikels eine ganz analoge war. Ohne Artikel stehen (α) die Personennamen und zwar meist selbst dann, wenn sie von adjektivischen Attributen oder Attributivsätzen begleitet werden, me. *Ye fierse Mars apasen of his ire* Chcr, *And English Gaunfrid eke* ib., *Folwith Ecco, that holdith no silence* ib. (β) Der Artikel steht in diesem Falle nur dann, wenn die mit ihm bezeichnete Person von einer anderen gleichen Namens unterschieden werden soll, wie schon ae. *Næs þæt na se Godric, þe da gude forbeah* Byrhtn. (δ) Ohne Artikel stehen die Personifikationen, wie *deth elde fortune nature kynde* etc. mit gelegentlichen Ausnahmen; ferner die Bezeichnungen der Gottheit, bei welcher meist auch die Verwendung eines Attributs den Artikel nicht herbeiführt, ae. *ece god* Be domes d., me. *that woot heigh God that is above* Chcr. (δ) Ferner die Namen der Stadtteile und Strassen, Städte und Länder, vielfach auch die der Völker. (ε) Dagegen steht der Artikel zumeist bei denen der Himmelsgegenden und Himmelskörper. (ζ) Ausser bei dem unsichtbaren Himmel, der wie

die übrigen theologischen Begriffe *hell paradys purgatorie* den Artikel nicht liebt. (η) Für den Gebrauch des Artikels bei den Namen der Meere, Seen, Flüsse und Berge lassen sich keine bestimmte Regeln geben. (ϑ) Die der Jahreszeiten, Monate und Tageszeiten entbehren meist des Artikels, vornehmlich wenn dieselben mit Präpositionen verbunden sind. (ι) Die Namen der Wochentage nehmen eine Sonderstellung ein. Das AE. setzt hier nicht gern den Artikel, nur bei Aelfric finden sich häufigere Belege, das Me. zieht dagegen, vielleicht in Anlehnung an die gleiche Vorliebe im Afrz., den Artikel vor. (κ) Namentlich bei dem Appellativ ist die Auslassung des Artikels stark eingeschränkt. Als singuläres Subjekt bezeichnet es einen unbestimmten Gegenstand, zweitens einen Gegenstand, der die ganze Gattung repräsentiert. In beiden Fällen wird im 14. Jahrh. jedoch vielfach schon der unbestimmte Artikel gebraucht. (λ) Das artikellose Appellativ im Plural bezeichnet entweder eine unbestimmte Vielheit oder das ganze Geschlecht. Im ersteren Falle steht häufig im vierzehnten Jahrh. schon *som eny;* im letzteren der bestimmte Artikel; erwähnenswert ist bei Chaucer das artikellose *lordes* = das Oberhaus. (μ) Das prädikativ verwendete Substantiv wird nur selten noch ohne Artikel gebraucht, dagegen sind Fälle zu erwähnen wie: *To ben good lord* Chcr. *Good man to become* ib., was vielleicht sich anlehnt an das Afrz. Dies betrifft den Singular; was den Plural angeht, so steht, wenn es sich um bestimmte Gegenstände handelt, der bestimmte Artikel; handelt es sich um die Gesamtheit, so fehlt der Artikel. (ν) Auch das attributiv gebrauchte Appellativ kann ohne Artikel stehen, sogar dann, wenn es von einem Adjektiv begleitet wird. (ξ) Das objektiv gebrauchte Appellativ folgt ganz ähnlichen Regeln, wie das subjektiv gebrauchte, doch werden die Artikel hier schon frühzeitig gewöhnlich; nur in Redensarten, vielleicht in Anlehnung an das Afrz., hat sich das ursprüngliche Verhältnis bewahrt: *Ther durste nowight hand upon him legge* Chcr., afrz. *faire guerre, donner triewes* etc. Afrz. Einfluss zeigt sich vielleicht auch in dem artikellosen Gebrauche von *part* und dem pronom. *thing: But natheles yet wil I telle yow part* Chcr., afrz.: *nous savons partie de l'intention* Froiss; me. *þe twa walden kasten upward þing þet ha cahten* Kath., *Forbeed us thing and that desire we* Chcr., afrz. *il ne lor faisoit cose, ki lor enuiast* Val. Dies der Singular; beim Plural fehlt der Artikel, wenn eine unbestimmte Vielheit gemeint ist. Ist eine bestimmte Vielheit oder die Gesamtheit gemeint, so steht der bestimmte Artikel. (ο) Als sog. zweites Objekt (Prädikat) steht das Substantiv sehr häufig ohne Artikel; beim Passiv wird jedoch der Artikel vorgezogen, me.: *He was imaket hore* A. R., *I shal be hold a spye* Chcr. (π) Werden an dem Appellativ adverbiale Verhältnisse bezeichnet, so neigt dasselbe, vielleicht unterstützt durch den gleichen afrz. Gebrauch, zur Artikellosigkeit. Weniger ist dies beim Plural der Fall, ausser wo es sich um eine bestimmte Anzahl handelt, wo der Artikel durchaus erforderlich ist. (ϱ) Genau wie im Afrz., jedoch erst von Froissart an, sieh Haase pag. 42, steht im Me. beim appositiv gebrauchten Substantive, bei Titeln etc. der Artikel nur sehr selten, sogar dort, wo Attribute beigefügt werden. (ς) Das Appellativ in Ausrufen (im Vokativ) steht gleichfalls fast durchgehends ohne Artikel. Im 14. Jahrh. stellt sich dagegen hier sonderbarer Weise sporadisch der bestimmte Artikel ein: *Now rest here, þe moder of my lorde!* Herrigs Arch. LXXIX, Ende 15. Jahrh. noch häufiger: *Then syr Launcelot cryed: The knight wyth the blak shelde! make the redy to Juste wyth me!* Morte D., *Sith that we haue lost thee, farewell the joye of this world!* Aymon, wo zu sich vergleicht ae. *ea la, seo wlitige weordmynda full heah and halig heofoncund þrynes!* Crist, weniger wohl das häufige *Men þa leofestan!* Vielleicht kennt das Afrz. ähnliches. (τ) Die Kollektiven stehen

meistens ohne Artikel vor allem, wenn sie in allgemeinem Sinne verwendet werden; hier findet sich auch bereits *parlement* wie heute artikellos gebraucht; ob der gleiche Gebrauch im Afrz. älter ist als im Me., lässt sich nicht sagen; auf jeden Fall findet sich *parlement* bei Alain Chartier sehr häufig ohne Artikel. (*v*) Die Stoffnamen haben, wenn nicht auf bestimmte und näher bezeichnete Stoffe hingewiesen wird, gleichfalls keinen Artikel. Das Me. geht hier mit dem Ae., während das Afrz. den Artikel vorzieht. Bemerkenswert ist hier, dass das Me. den unbestimmten Artikel setzt, um einen Teil des Gesamtstoffes zu bezeichnen; daher heisst *an ayre* ein Teil der Luft; *an hony* etwas Honig. Hieraus erklärt sich auch der Gebrauch des unbestimmten Artikels bei Stoffadjektiven, so heisst *a certayne* ein gewisser Teil. (*φ*) Am häufigsten zu beachten ist im Me. wie im Afrz. das Fehlen des Artikels bei Abstrakten. Auch hier wird der unbestimmte Artikel verwendet, um einen Teil des abstrakten Begriffes zu bezeichnen, so heisst *an ire* ein Wutanfall, *a skorn* ein verächtliches Wort, *a merthe* ein Scherz. Und hieraus wieder erklärt sich der häufige Gebrauch des gleichen Artikels bei den Adjektivabstrakten; so entspricht me. *a good (soth fayr bitter etc.)* dem ne. *something good (true fair bitter etc.)*, eine Ausdrucksweise, welche das Me. noch nicht kennt. — Siehe Streifzüge pp. 1—14 und 29—31.

§ 155. Sonst sind noch als Einzelfälle zu erwähnen die folgenden. (*α*) Einem Substantivum, das von einem voranstehenden attributiven Genitiv begleitet ist, wird der bestimmte Artikel nicht beigegeben. Im Ae. war diese Regel noch nicht vorhanden: *Se godes man*, der Mann Gottes; im Me. nur noch selten: *the goddes ordinaunce* Chcr., andere Belege sind als Komposita aufzufassen. (*β*) Der Gebrauch von *never* verhindert die Setzung des unbestimmten Artikels; namentlich beim Subjekt und Objekt: *So muche sorwe hadde never creature* Chcr. Ob hier der gleiche Gebrauch bei afrz. *onques* mit eingewirkt hat, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. (*γ*) Ebenso wird der Gebrauch des unbestimmten Artikels verhindert durch die Setzung von *as*: *þe keiser kaste his heaued, as wod man, of wredde* Kath., *a boor, as grete as ox in stalle* Chcr. Auch hier ist der Einfluss des Afrz. denkbar, welches nach *come* und *que* den Artikel nicht setzt. (*δ*) Im Palladius on Husb. findet sich häufig die Auslassung des Artikels bei Verwendung von *the* — *the* = je — desto: *The gretter tree, the gretter quantitee Therof; the older seede, the sonner it is spronge*, u. ö. (*ε*) Der Gebrauch des unbestimmten Artikels vor attributiven Zahladjektiven ist im Ae. sehr selten und erklärt sich aus der § 134 *ε* beschriebenen Verkennung des Regens als Attribut. Da diese Verkennung im Me. immer allgemeiner wird, so wird auch der Gebrauch des Artikels häufiger und die Bestimmung desselben scheint zu sein, die einzelnen Teile zu einem kompakten Ganzen zusammenzufassen; andrerseits scheint er eine neue Bedeutung entwickeln zu wollen, die das Ne. durch *some*, das Nhd. durch die Präposition »an« wiedergibt; ae. *An fiftig sealmas* Aeđelst., me. *A twelve moneth, a fourtenyght* Chcr., *And up they risen, a ten or a twelve* ib. (*ζ*) Nach Diez III 40 steht der bestimmte Artikel vor Kardinalzahlen in den romanischen Sprachen dann, wenn diese Zahlen als ein Teil eines numerisch bestimmten Ganzen bezeichnet werden sollen, afrz.: *de ses sept rois li out ocis les dous*. Dieser Gebrauch findet sich im Mhd. in einigen Belegen wieder, im Me. ist er ziemlich gewöhnlich: *Syr, I had sex knyhtis to sons; I saw my self, þe twa slogh he, to morn þe foure als slane mun be* Yw. und Gaw. Dasselbe noch bei Caxton: *And yf perauenture one of them come allone hardyly, late come the two or thre or four of the moost valgauntest* Charles the Gr. (*η*) Das Ae. bediente sich der Formel *an se betsta, twegen (þri etc.) þa betstan*, um die Beschränkung

der im Adjektiv gegebenen Eigenschaft auf die durch das Numeral bestimmte Anzahl stärker hervorzuheben. Im Früh-Me. gerät die Wortfolge der auf die Einheit beschränkten Formel ins Schwanken, wir finden neben *an þe betste* Laz. öfter *þe an modgeste* Kath., häufig auch *þe cuddeste an* ib. Diese letztere Stellung bürgert sich gegen Ende des 14. Jahrhs. mehr und mehr ein und es scheint sich allmählich die Anschauung herauszubilden, dass dies *an* oder *one* zu dem persönlich gebrauchten substantivierten Adjektivum notwendig gehörte, denn wir finden es um diese Zeit zum erstenmal auch beim Positiv *a lusty one* Chcr. Die Entwicklung schiesst aber weit über die Grenze hinaus, welche die ne. Syntax ihr gezogen. Denn dies *one* setzt sich bald auch an echte Substantive an *ȝho wass adiȝ wimmann an* Orm, *A gode clerk was he one* Langt., *A sory woman was she one* Ypom., *Ye have a servaunt one* Chcr., vgl. Zupitza in Engl. St. XIII, p. 401. (ϑ) Der unbestimmte Artikel war hier also völlig überflüssig und es ist nicht unmöglich, dass diese Ausdrucksweise bestimmend eingewirkt hat auf die gleichfalls überflüssige Setzung desselben Artikels bei der Verwendung des negirten Zahlwortes: *in this world is noon, yf that yow liste, a wighte so wel bigone* Chcr., *A trewer eerl was þer nan* Athelston, *A gentiler child .... In world no wot y non* Am. and Amil. u. ö. (ι) In mehreren Fällen ist der Artikel aus anderen missverstandenen Wörtern und Formen entstanden, so wurde ae. *æt þam ende* früh-me. *attan ende* Pop. Treat., *at an ende* Chcr., demgemäss *to an ende* ib.; (κ) ferner wurde ae. *on fyre* zu me. *a fyre* dessen *a* als Artikel gefasst eine erneute Setzung der Präposition erforderte, *on a fyre* Chcr.; (λ) ferner verlor durch das Zusammenwachsen des bestimmten Artikels mit der Präposition *at* zu *atte* der erstere seine Geltung und machte sich daher eine erneute Zufügung desselben notwendig, *atte the state, atte the fulle* Pall.; (μ) ebenso wächst der bestimmte Artikel zusammen mit dem Pron.-Adjektiv *ba*, eine zweite Setzung des Artikels ist im Me. jedoch noch sehr selten: *At bothe the worldes endes* Chcr. — Siehe Streifzüge pp. 6 und 15—19.

§ 156. Was die Stellung des Artikels angeht, so steht derselbe vor dem einfachen Substantiv, und wenn das letztere von einem adjektivischen Attribute begleitet ist, vor diesem. (α) Als Ausnahme für den letzteren Fall wäre aus dem Ae. höchstens das oben erwähnte *an se betsta*, sowie einige wenige Fälle mit Pron.-Adjektiven anzuführen; im Früh-Me. bei Laȝamon wird diese Stellung jedoch bei allen Adjektiven beliebt *at ædelen are chirechen, sela þa þeines* etc. (β) Im späteren Me. geht diese Stellung wieder verloren, dagegen kommt sie hier in einem anderen Falle vor. In dem Falle nämlich, dass eine der den Grad bezeichnenden Partikeln vor das Attribut tritt, liebt es das spätere Me., den unbestimmten Artikel (denn nur um diesen kann es sich hier handeln) zwischen das letztere und sein Regens zu setzen. Früh-me. noch *a swa hende gome* Laȝ., *an se meoke meiden* Kath., me. *so mery a lif* Chcr., *so wel byloved a man* ib., *to long a date* ib., ebenso bei *as* und *how.;* ferner bei *over* = übermässig: *thin Almykanteras ben graven with over gret a point of compas* ib. Von hier aus sind wohl zu erklären die Seltsamkeiten, die sich bei Caxton finden: *the person of some hyghe a pryncesse* Blanch., *which is the ...... most noble and the most complete a lady* ib. (γ) Bei *mony such* und *which* ist der (unbest.) Artikel im Ae. und Früh-Me. teils überhaupt nicht gebräuchlich, teils an seiner natürlichen Stelle zu finden: *Oswy is a swulc mon, þinne scome he wulle don* Laȝ.; gegen Ende des 14. Jahrhs. stellt sich jedoch mehr und mehr, wenn überhaupt der Artikel gebraucht ist, die Inversion desselben ein. Neben das exclamative *which* stellt sich mit Beginn des 15. Jahrhs. das exclamative *what*, und auch dies bewirkt die Inversion: *and what a sorrow they made!* Dream., was vielleicht

schon älter: *an ne schal of alle ower widerwines witen hwet he warpe a word aȝein ow* Kath. (δ) Selten aber sehr alt ist der Gebrauch bei *ech*, ae. *æghwylce ane dæge* Bl. Hom., me. *iche an arm* Pall., *ech a night* Dream. (ε) Auch *all* scheut den unbestimmten Artikel, invertiert ihn aber, wo er vorhanden, *al a yer, al a schire* Chcr. *al a weke* Dream, dagegen ist es mit bestimmtem invertiertem Artikel ganz gewöhnlich, wie schon ae. *ealle þa þing* Ags. Pr. III, me. *al the boke* Chcr. etc. etc. An die Inversion bei *all* ist wohl angeglichen die bei *whole*, me. *whole the peyne* Dream, *whole thestate* ib. (ζ) Bei *half* ist die Inversion wieder sehr alt, ae. *Heo healfne forcearf done sweoran him* Jud., me. *half the schameful privé membres* Chcr., *half a day* ib., auch *other half a strike of barly melè* Pall., aus *unius et semissis modii farina* = anderthalb Mass. An *half* wohl angeglichen *halfendel*, me. *he not yit made halvendel the care* Chcr. (η) Der Artikel fehlt gern bei Gegenüberstellungen und namentlich bei Aufzählungen. Ist bei letzteren der Artikel einmal verwendet, so braucht er bei den folgenden Substantiven nicht wiederholt zu werden trotz verschiedenem Genus und Numerus, ae. ist dies nicht nachgewiesen, me. *The sonne and mone and sterres* Chcr., vielleicht nach afrz. *le main forte, aide et poissance* Froiss. (ϑ) Vor verschiedenen Substantiven, die sich auf denselben Gegenstand beziehen, sowie vor mehreren Attributen eines und desselben Substantivs steht der Artikel gewöhnlich nur das erstemal; aber ae. *þæt æreste bebod and þæt mæste* Ags. Pr. III., me. *the minister and the norice unto vices, Which that men clepe in Englisch ydelnesse* Chcr., *I ne say not ..... that if thou have license to schrive the to a discret and to an honest prest..... that thou ne mayst not schrive the to him of alle thyn synnes* ib., *a stronge and a bygge warde* Blanch. — Siehe Streifzüge pp. 19—23.

Über die übrigen Teile der Syntax wage ich mir kein Urteil, da dieselben bis jetzt nur ungenügend untersucht sind. Aus dem gegebenen jedoch lässt sich schon erkennen, dass die me. Syntax in vielen wesentlichen Dingen sich nicht nach einheimischen Mustern richtete, sondern nach fremden, und zwar nicht nur dort, wo es nur einer Weiterentwicklung ae. Verhältnisse bedurft hätte, sondern auch dort, wo der ae. Ausdruck bereits völlig fertig vorlag. Interessant ist überdies, dass das Me. gerade das nachzuahmen und in sich aufzunehmen bestrebt war, was dem Afrz. am ureigensten angehörte, für dasselbe am charakteristischesten war; so finden sich die von Tobler in seinen Beiträgen zusammengestellten afrz.-rom. Kuriosa zu drei Vierteilen in me. Nachbildungen wieder.

Das 14. Jahrh. ist der Angelpunkt in der Entwickelung der engl. Syntax. Mit ihm ist die analytische Entwickelung der einheimischen und die Aufnahme fremder Elemente im wesentlichen abgeschlossen, und die folgenden Jahrhunderte haben kaum mehr zu thun, als die in jenem ihren Höhepunkt erreichende Gährung zu beruhigen, Widerstreitendes auszusöhnen und einzelnes Veraltete oder durchaus nicht Aufsaugbare wieder auszustossen. Auf jeden Fall lässt sich für die oben besprochenen Teile behaupten, dass in der heutigen Syntax sich keine Sprachform findet, welche sich nicht schon im 14. Jahrh. als vollentwickelt oder wenigstens in stark keimendem Zustande nachweisen liesse.

V. ABSCHNITT.

SPRACHGESCHICHTE.

ANHANG: DIE BEARBEITUNG DER LEBENDEN MUNDARTEN.

1. ALLGEMEINES

VON

PHILIPP WEGENER.

Seitdem ich meinen Vortrag über Dialektforschung in Trier hielt (ZfdPh. XI S. 449 ff.), ist viel auf dialektischem Gebiete gearbeitet. Die allgemeinen Fragen der Sprachwissenschaft sind eingehend behandelt, bes. von Paul in seinen Prinzipien und von J. A. Lundell *(sur l'étude des Patois.* Techmers Zeitschrift 1884. —

Die Schriftzeichen veranlassen den Lesenden, Lautbilder und weiter Wort- und Satzbilder vorzustellen, an welche gewisse Vorstellungen als Inhalt derselben geknüpft sind. Wird das Geschriebene laut gelesen, so klingt dies in den verschiedenen Gegenden der Nation, der diese Schriftzeichen als Kommunikationsmittel dienen, sehr verschieden, anders an der Ostsee als am Rheine, und hier anders als an den Alpen. Somit würde die Aufgabe einer Untersuchung der gesprochenen Rede sein, den Klang genau festzustellen, der in den verschiedenen Teilen der germanischen Länder an die gleichen Schriftzeichen in ihrer Vereinzelung wie in ihrer Verbindung zu kleineren und grösseren Ganzen assoziiert wird.

Der Klang hat sehr verschiedene Bedingungen: zunächst die Höhe oder Tiefe der Stimme bei den verschiedenen Geschlechtern und auf den verschiedenen Altersstufen. Diese Unterschiede sind für die Sprachwissenschaft bedeutungslos, da sie gleichmässig bei allen Völkern und bei allen kleinen Sprachgruppen zu finden sind und somit nicht den landschaftlichen Charakter des Klanges bestimmen. Ebenso bedeutungslos sind rein individuelle Unterschiede, wie Lispeln, Anstossen mit der Zunge, Heiserkeit u. a., da diese Erscheinungen nur Individuen und nicht ganze Sprachgruppen von einander scheiden. Somit bleiben also für die Sprachforschung nur die Verschiedenheiten des Klanges, welche einer lokal vereinigten Volksgruppe gemeinsam sind, übrig.

Die Verschiedenheit des Klanges bedingt sich, abgesehen von den obigen Verhältnissen, 1. durch die Art der Artikulation mittels der Organe, diese artikulierten Klänge sind die Laute, 2. durch die verschiedene Intensität und Schnelligkeit der Exspiration an den verschiedenen Stellen der Rede, den exspiratorischen Accent, 3. durch die stärkere oder schwächere Anspannung der Stimmbänder. Hierdurch bestimmt sich die musikalische Höhe oder Tiefe des Lautes, der musikalische Accent und bei Satzganzen die Melodie. Diese Klangerscheinungen kommen in der Schrift nicht zum Ausdrucke, ihre Kenntniss lässt sich daher nur aus mündlichen Quellen schöpfen.

Wären diese Eigentümlichkeiten des Klanges für alle Teile Deutschlands festgestellt, so könnten wir wissen, wie das geschriebene Wort oder der geschriebene Satz in jedem Teile Deutschlands klänge. Nun reden aber die Menschen nicht wie geschrieben oder »wie Bücher«, vielmehr ist der mündliche Ausdruck wesentlich von dem geschriebenen verschieden. Diese Verschiedenheiten bestimmen sich 1. nach den Lauten der einzelnen Wörter, 2. nach den grammatischen Mitteln der Vorstellungsverbindung (Syntax), 3. nach der Auswahl und dem Gebrauche der Worte, 4. nach dem Wertgefühl, das der Sprechende dem Gegenstande seiner Mitteilung und der angeredeten Person gegenüber empfindet (Stil). Die Gestaltung der Rede nach diesen Gesichtspunkten ist nun thatsächlich auf keinem Gebiete einer Schriftsprache bei allen Personen dieselbe, vielmehr wird innerhalb einer lokalen Gruppe sehr verschieden gesprochen. In Berlin spricht der Geheimerat ganz anders als der Arbeiter oder der Pfahlbürger. Die Aufgabe der Sprachwissenschaft muss sein, das Gesamtgebiet des sprachlichen Gedankenaustausches zwischen Volksgenossen, d. h. die lebendige, wirklich gesprochene Rede, und zwar in den verschiedensten Kreisen und Schichten des Volkes zu beschreiben. Jene Kreise scheiden sich 1. nach den sozialen Bedingungen, 2. nach den Vorstellungsgebieten, über welche Mitteilungen gemacht werden. Beide Gesichtspunkte stehen in Wechselwirkung.

Von den sozialen Bedingungen der verschiedenen Volksschichten ist abhängig, 1. der Umfang, d. h. die Weite und Enge des Verkehrs, 2. die Arten der Interessen, welche die für das Sprachleben so wichtigen Apperceptionsmassen bilden, 3. die Formen des Verkehrs, die Etiquette, das Gefühl für das Schickliche und Anständige, die Forderungen an das Benehmen des Einzelnen im Umgange mit Anderen, das sittliche Gefühl. Diese drei Elemente lassen sich unter dem Namen Bildung zusammenfassen, sie machen die intellektuelle und sittliche Bildung aus. Die intellektuelle Bildung vollendet sich, je mehr das gesamte Wissensmaterial vom Einzelnen beherrscht und damit ein innerer Verkehr zwischen räumlich, zeitlich und sozial getrennten Personen geschaffen wird. Die Beschäftigung mit Geschichte, Völkerkunde und Literatur eröffnet einen Umgang mit weit getrennten, mit zeitlich und kulturell geschiedenen Personen. Der gebildete Mann tritt durch diese Studien in die Gesellschaft fremder Nationen, früherer Kulturen, er verkehrt mit Königen, Feldherrn, Staatsmännern, Gelehrten, Dichtern, Geistlichen u. s. f. Es werden damit Interessen geschaffen, die über die engen Schranken der Lebenserhaltung und der Befriedigung elementarer Triebe weit hinausgehen. Die exakten Wissenschaften erregen das Interesse für Dinge, die dem unmittelbaren Bedürfnisse des Einzelnen fern liegen, Interessen für die grossen Kräfte und Vorgänge in der Natur sowohl wie für das Leben und Weben des kleinsten Insekts. Der Mensch strebt durch die intellektuelle Bildung einer Universalität zu, die ihn den Kreis seines lokalen Daseins als einen sehr eng-begrenzten fühlen lässt. — Und die Vermittlung all dieser Bildungselemente, die Befriedigung all dieser Interessen geschieht durch die Sprache.

Die Belehrung und der Gedankenaustausch über diese Gebiete kann mündlich und schriftlich geschehen. Das Organ des schriftlichen Gedankenaustausches ist die innerhalb der Nation allgemein herrschende Schriftsprache, die abgesehen von wenigen lokalen Verschiedenheiten, wie dem östrch. *vergessen auf etwas*, im wesentlichen nur individuelle Abweichungen aufzuweisen hat, Nuancen des individuellen Stils. Die mündliche Mitteilung zum Zwecke wissenschaftlicher Belehrung sucht der Schriftsprache möglichst nahe zu kommen. Thatsächlich wird sich allerdings die Form des Ausdruckes nur in seltenen Fällen ganz mit der geschriebenen Rede decken, Leute, die wie ein Buch zu reden wissen, finden sich eben nur vereinzelt. Es werden sich vor allem sogenannte Ungenauigkeiten in der Konstruktion einstellen, die Konstruktionen nach dem Sinne, Anakoluthien werden häufig sein, die Zurückbeziehungen auf Vorhergesagtes sind lockerer nach dem übertreibenden Muster jener Warnungstafel: »dieser Weg ist kein Weg, wer es doch thut, bezahlt einen Thaler Strafe«. Kontaminationen verschiedener Ausdrucksformen schleichen sich nicht selten ein u. a. m. Aber diese Art der mündlichen Rede erkennt als Muster und Korrektiv die Schriftsprache an und sucht sich nach derselben zu regeln. Auch die lautliche Form dieser mündlichen Mitteilung ist dem Idealbilde der auf der Bühne gesprochenen Schriftsprache nicht gleich. Nicht bloss die Artikulation der einzelnen Laute und Lautgruppen zeigt ihre dialektische Besonderheit, nein es werden Dialektformen gebraucht, die in der Schriftsprache überhaupt nicht vorhanden sind, Formen wie *nit, nich, iss, isch* u. a. Wesentlich auf gleicher Stufe mit der mündlichen Belehrung steht die erbauliche, paränetische Kanzelrede, die Rede auf der Tribüne und vor Gericht. Anstössig dagegen für das feinere Gefühl ist der dialektisch gefärbte Vortrag eines poetischen Kunstwerkes, der gebildete Geschmack fordert daher vom Schauspieler und Recitator eine dialektlose Aussprache.

Also selbst die kunstvolle und überdachte Rede der gebildeten Kreise zeigt starke Abweichungen vom Idealbilde der Schriftsprache und zwar landschaftlich sehr verschiedene. Die eigentliche zwanglose Unterhaltung innerhalb dieser Kreise entfernt sich sogar noch weiter von jenem Idealbilde, nicht bloss in der Aussprache. Auf die letztere hat man verhältnismässig am meisten geachtet, ebenso auf gewisse Eigentümlichkeiten der Laut- und Formenlehre (z. B. *der errste* und *der êrste, Errde Êrde, nûn nunn, schoenste schönnste,* Abwerfung des auslautenden *e* und *n* u. a. m.). Auch fallen gewisse Termini auf, welche in den verschiedenen Gegenden üblich sind (*schrubben* Rheinl. = scheuern, *fülen* Mklb. = feucht abwischen, *Eule* Prov. Sachsen = grosser Besen, *Blaubeeren Heidelbeeren Besinge Krons- Preisselbeeren, Kammer* = Schlafzimmer, *Schapp* = Pult, *Richel* u. s. f.). Zahlreiche Eigentümlichkeiten in der Syntax dagegen sind weniger beachtet (*brauchen* mit blossem Infin., *wann* und *wenn, dann* und *denn, wie* und *als, sein* und *haben, wegen* mit Genet. und Dativ, *in* und *an, her-* und *hin-*); und noch weniger beachtet hat man die der mündlichen Rede eigentümlichen Formen des Satzbaus und der Satzarten. Gross ist ferner die Zahl der Wörter, welche im gewöhnlichen Verkehrsleben gebräuchlich sind, für die schriftliche Darstellung aber als unedel vermieden werden (z. B. *auskratzen, ausrücken, durchbrennen* u. a. m.).

Die Lexikographen scheiden zwischen diesen Wörtern des ungezwungenen Verkehrs und dem schriftgemässen Deutsch sehr wenig. Sie werden vielleicht all jene vertraulichen Wörter und Wendungen aus Schriften unserer Literatur belegen können, doch eben nur aus solchen Teilen der Schriften, welche möglichst getreu die Umgangssprache im Dialog nachzuahmen suchen. Soll aber alles, was sich im Gespräch unserer Romane, Novellen und Schauspiele findet als schriftmässiger Ausdruck passieren, so werden wir auch alle Dialekt-

formen, welche bei Steub, Schmidt u. a., jedes plattdeutsche Wort, das in Volkserzählungen aus Norddeutschland der Kutscher oder Bauer spricht, als schriftdeutsch acceptieren müssen.

Das Gefühl für edel und unedel ist schliesslich ein sittliches Wertgefühl, es führt uns daher zu jener anderen Seite der Bildung, der sittlichen. Je höher die sittliche Bildung entwickelt, je feiner das sittliche Gefühl der Gesellschaft ausgebildet ist, um so mehr wird der Sprechende alles meiden, was sittlich in irgend welcher Beziehung anstössig sein kann. Die Übertreibung dieses Strebens führt zu Prüderie, die bekanntlich in manchen Kreisen so manches harmlose Wort verpönt und besonders in England eine scharfe Censur über den Ausdruck übt; — dieses Streben kann auch durch übermässige Rücksichtnahme auf die angeredeten Personen zur Süsslichkeit oder übertriebener Höflichkeit führen.

Das sittliche Gefühl erzeugt gewisse Formen des gesellschaftlichen Verkehrs, denen sich auch die unterordnen, deren Gefühl für Schicklichkeit und Anstand nicht in dem erforderlichen Masse ausgebildet ist. Besonders ist die Frau die Hüterin dieses wahrhaft feinen Gesprächstones, das erkannte bekanntlich lange vor Göthe schon Cicero. Es ist unmittelbar deutlich, dass Bezeichnungen für gewisse natürliche Bedürfnisse und für geschlechtliche Vorgänge in guter oder feiner Gesellschaft nicht gebraucht werden dürfen. Anders ist es am Biertische unter jungen Leuten, wie jungen Offizieren, Juristen, Studenten u. s. f. Der Ton ist hier nicht immer fein. Das Kapitel des Trinkens hat seinen reichen Wortschatz *saufen, besoffen, wie 'ne Sackstrippe, kanonenvoll, voll wie 'ne Haubitze)*, das geschlechtliche Leben hat eine Unsumme von Bezeichnungen, Ausdrücke für Körperteile und gewisse Verrichtungen derselben sind oft sehr unverblümt und drastisch, Missfallen und Tadel spricht sich mit rücksichtsloser Deutlichkeit aus, in der Steigerung und Übertreibung des Grades kann sich die Rede selten genug thun (*kolossal, fürchterlich, entsetzlich* u. s. f.).

Dies alles sind sprachliche Besonderheiten der gesprochenen Rede innerhalb gebildeter Kreise, die schon seltener im Gesprächstone unserer Romane und Novellen wiedertönen, vielleicht aber den jungen Realisten unserer Tage noch eine wertvolle Quelle für Stilnüancen bieten werden. Innerhalb jener burschikosen Kreise lassen sich wieder verschiedene kleinere Gruppen nach ihrer sozialen Stellung absondern, so zeigen die studentischen, militärischen, juristischen Kreise nicht unwesentliche Differenzen. Eigentümlich ist es, dass in dieser burschikosen Sprache gewisse Dialektformen häufig gebraucht werden, so in Magdeburg *nê, kên, ôch, uff, oll* u. a. m. Der Satzbau ist vom Muster der Schriftsprache oft abweichend: *Kellner, ein Glas Bier! schrumm* (= nun ist es abgemacht), *bums* (= da liegt er), *ja Scheibe?* (= nein, es ist nicht so oder es kam anders) u. s. f. Scherzhafte oder übermütig wegwerfende Bezeichnungen sind häufig; *Gypsverband* (weisse Weste), *Gebetbuch* (Karten), *Hecht* (Tabaksrauch), *Lachs fangen, rumgehn* (beim Kartenspiel), *reingefallen, Schwein, Sau* (Glück), *Stall* (vom Beinkleid), *Bude, Spuz Spritze* (Magd), *olles Haus, Dole, Angströhre* (Hut), *Pabst, Aschenpabst* u. s. f.

Die treibenden Kräfte und die Quellen zur Bildung dieser Sprache des Übermuts verdienen eine ebenso sorgfältige Untersuchung wie andere Formen der Sprache. Es bleibt auch festzustellen, ob und in wie fern diese Ausdrucksweise lokal variiert.

Diesen sprachlichen Besonderheiten der gebildeten Kreise, welche als die Norm ihres formellen und höheren Ausdruckes die Schrift anerkennen und diese auch zu gebrauchen wissen, stehen die Besonderheiten der weniger gebildeten Kreise zur Seite. Es wird Aufgabe der Einzelforschung sein müssen, festzustellen, welche sozialen Schichten. hier gegen einander abzugrenzen sind. In

Magdeburg und Umgegend fallen sprachlich auseinander: 1. die Bürger der Städte, 2. die Bewohner des platten Landes. In der Stadt Magdeburg selbst wird nicht mehr niederdeutsch gesprochen, die niederen Schichten der Bürgerschaft reden ein unschönes und dem Gebildeten roh klingendes Mitteldeutsch. Die Lautverschiebung des Hochdeutschen herrscht bis auf unverschobenes *d* im Anlaut *(drai Doalr)*, sie unterbleibt in einzelnen Worten wie *Kopp, Droppen* u. a. Im Vokalismus ist hchd. *ei*, *au* für ndd. *î*, *û* eingetreten, wenn auch einzelne plattdeutsche Redensarten und Ausdrücke die alte Vokallänge bewahren, z. B. *visstu noa hûs* (Zuruf für den Hund) und das den platt sprechenden Neustädter kopierende *Nîstaedr*. Das *e* vor *r*-Verbindungen ist dunkles *a*, das *i u* geworden, langes *â* klingt sehr dunkel, in den niedersten Schichten geradezu als geschlossenes *o*, statt altgerm. *ai* klingt *ê*. Die Vokale *ü, ö, eu* werden ohne Lippenrundung als *î, ai, ê* gesprochen. Bezeichnend ist ferner die starke Öffnung des Nasenkanals beim Sprechen überhaupt, so dass jeder Vokal aus Nase und Mund exspiriert wird. Der Dativ und Akkusativ sind zu einer Form zusammengeschmolzen, dem Akkusativ, im Pron. pers. zu *mich, dich,* nur Versuche schriftgemässer zu sprechen sind die vereinzelten *mir, dir*. Entsprechend hat das Ndd. der Umgegend *mik, dik* für Akkusativ wie Dativ. Die Pluralbildung wird ungefähr in denselben Fällen mit *-s* gemacht, wo das Ndd. diese Bildung aufweist *(Maechens, Wagens, Jungens)*. Vieles spricht dafür, dass die ursprünglich in der Stadt Magdeburg herrschende niederdeutsche Sprache durch das nicht weit abliegende Mitteldeutsch beeinflusst, dann durch dasselbe vollständig verdrängt wurde. Aber jetzt bildet jedenfalls diese Sprache einen selbständigen Dialekt für sich, den Magdeburger Stadtdialekt.

Dieser Stadtdialekt der niederen Schichten steht der Schriftsprache unter den verschiedenen Sprachkreisen der Stadt am fernsten, zahlreich aber sind die Übergangsstufen zu der Sprache der besten und gebildetsten Gesellschaft der Stadt. Der eingeborene Magdeburger der ersten Kreise hat gewisse Eigentümlichkeiten mit der Sprache der niedersten Schicht gemeinsam, so die nasalen Vokale und, was oben nicht erwähnt wurde, die tönende Spirans *j*[1] vor *e*, *i*, *ö*, *ü*, *ai*. Doch fehlen diese und andere Charakteristika um so häufiger, je länger die Einzelnen an fremden Orten sich aufgehalten haben. – Ganz ohne Zusammenhang mit der Magdeburger Mundart sind natürlich die zahlreichen Beamten, welche von anderen Orten dorthin versetzt sind. In diesen Kreisen gerade, die ja keiner grösseren Stadt fehlen, bildet sich eine heimatlose und dialektlose Aussprache am leichtesten aus.

In den kleineren Städten aus Magdeburgs Umgebung, z. B. in Neuhaldensleben, lebt in den niederen Schichten das Niederdeutsche als Verkehrssprache fort. Gebildeten gegenüber sprechen diese Leute jedoch hochdeutsch, natürlich nicht rein. In der Grossstadt dagegen wird der mitteldeutsch redende Proletarier dem Gebildeten gegenüber seine Sprache nur selten ändern, offenbar weil sich die Unterschiede des Mitteldeutschen vom Schriftdeutschen weniger stark aufdrängen als die Differenzen des Niederdeutschen vom Schriftdeutschen. Man darf daher wohl allgemein sagen: je grösser die Kluft eines Dialekts von der gebildeten hochdeutschen Sprache ist, um so mehr werden sich die niederen Volksschichten bestreben, diese Sprache sich anzueignen und umgekehrt. Dasselbe gilt vom gebildeten Manne, der gebildete Mittel- und Oberdeutsche verleugnet seinen Dialekt viel weniger als der gebildete Niederdeutsche.

Der dritte grosse Sprachkreis innerhalb einer Landschaft wird von der ländlichen Bevölkerung gebildet. Das Studium der Sprache dieses Kreises pflegt man im allgemeinen allein unter Dialekt-Studium zu verstehen. Denn nachdem man aufgehört hatte, die Bauernsprache als verdorbene Schriftsprache anzusehen, erkannte man auch ihren Wert für das Sprachstudium nach seiner

psychologischen und nach seiner historischen Seite. Eine gleiche Erkenntnis hat sich dagegen den niederen Sprachkreisen der städtischen Bevölkerung gegenüber noch nicht Bahn gebrochen. Diese gelten noch heute sehr allgemein als verdorbenes Hochdeutsch oder als verdorbene Volkssprache. Man hat sich daher bis jetzt nur sehr wenig um die Eigentümlichkeiten des zweiten Kreises gekümmert, obwohl gerade die Kenntnis dieser Sprache für das Verständnis der Sprachentwicklung innerhalb eines nationalen Geisteslebens, das unter der Herrschaft einer Schriftsprache steht, von der grössten Bedeutung ist. Übersieht man diesen Kreis, so wird man niemals den Entwicklungsgang einer Kultursprache verstehen lernen, man wird nie im Stande sein, die Entstehung der romanischen Sprachen aus dem Vulgärlatein zu begreifen. Auch mit dem ersten Kreise hat man sich viel zu wenig beschäftigt, und doch bildet gerade dieser naturgemäss in den meisten Fällen den Ausgangspunkt für die Entstehung der Schriftsprache, ich erinnere an die attische Literatursprache, die lateinische und italienische Schriftsprache. Gerade also die Philologen, welche der Literatursprache ihr Studium zuwenden, hätten recht dringende Veranlassung den ersten und zweiten Sprachkreis in dem lebendigen Sprachleben ihrer Nation sorgfältig zu studieren.

Auch die Sprache der Landbewohner weist innerhalb einer Dorfschaft Ansätze zu verschiedenen Sprachkreisen auf, ähnlich wie in den Städten. Zunächst steht der Landdialekt unter dem Einflusse der Schriftsprache und der Sprache der Gebildeten. Der Unterricht der Volksschule führt den Lehrstoff in hochdeutscher Form den Kindern zu, die Lektüre ist einseitig auf schriftdeutsche Lesestücke beschränkt, vielleicht sind einige Hebelsche und Grotesche Gedichte eingestreut. Von dem Gelesenen wird viel auswendig gelernt, 1. aus teilweis archaistischem Deutsch, so in evangelischen Gegenden der biblische Stoff, der Katechismus, das Kirchenlied, 2. aus der modernen Schriftsprache Profan-Gedichte und Prosastücke. Die Kinder lernen Stoffe der Naturkunde, der Geschichte und Geographie, ethische Verhältnisse des Menschenlebens in hochdeutschem Gewande kennen. Die neuen Vorstellungen und Begriffe prägen sich sogleich unter hochdeutschen Namen ein, das Kind wird die zahlreichen in dieser Form aufgenommenen Vorstellungen schwerlich jemals dialektisch umbenennen. Da die Lehrgegenstände der Schule im wesentlichen die idealen Interessen des Volkes umfassen, und da das Kind über diese nur hochdeutsch zu sprechen angehalten ist, während Ausdrücke der Volkssprache als fehlerhaft gelten, so wird die Volkssprache mehr und mehr auf die Gegenstände des alltäglichen Lebens beschränkt und verkümmert im Ausdruck für höhere und edlere Vorstellungsverbindungen. In gleicher Richtung wirkt die Kirche. Somit muss das Kind von Klein auf das Gefühl einsaugen, dass sein Dorfdialekt etwas Tiefstehendes und für höhere Dinge Unzulässiges sei.

Wenn ferner die höheren Kreise auf dem Lande wie Geistliche, Gutsbesitzer, Beamte und Lehrer sich nur der hochdeutschen Sprache im Verkehr bedienen, und dies ist in den mir bekannten Gegenden Deutschlands überall der Fall, — so gesellt sich zu dem oben entwickelten Gefühle das neue Gefühl, dass die Volkssprache der höheren Gesellschaftskreise unwürdig sei. Die Kreise des Landvolkes, welche sich für etwas Besseres halten, ziehen sich daher mehr und mehr von der Volkssprache zurück und suchen den gebildeten Ständen gleich zu sprechen.

Die wohlhabenden Familien auf dem Lande, wenigstens in Nord- und Mitteldeutschland schicken mit zunehmender Häufigkeit ihre Kinder auf die höheren Schulen, Knaben wie Mädchen. Diese Elemente gehen der Volkssprache fast ganz verloren. Wenn die Söhne aus der Stadt zurückkehren und in die Landwirtschaft oder in das Geschäft des Vaters eintreten, so sprechen sie mit dem

Arbeiter vielleicht noch platt, vielleicht auch nicht, unter sich setzen sie die Sprache der Schule fort. Andere gehen ganz in die Stadt über. So bildet sich der wohlhabende Stand allmählich zu städtischen Gewohnheiten und städtischer Sprache um und wird dadurch auf die niederen Schichten seiner Dorfschaft wieder analog wirken wie die gebildeten Kreise der Stadt auf die niederen Schichten. Selbstverständlich vollzieht sich dieser Prozess in den verschiedenen Gebieten in sehr verschiedenem Tempo.

Daneben finden sich andere Einflüsse: In der Magdeburger Gegend gehen die ländlichen Arbeiter in grosser Zahl in die Städte, um hier als Maurer, Handlanger oder in den Fabriken zu arbeiten. Die gemeinsame Arbeit bringt diese in steten Verkehr mit den städtischen Arbeitern; der niederdeutsche ländliche Arbeiter lässt sich durchweg von der städtischen Vulgärsprache beeinflussen, und zwar um so mehr, je grösser der Abstand derselben von der ländlichen Mundart ist und je höher die Schätzung der städtischen Vorzüge. Fremde Arbeiter aus Thüringen und Obersachsen akkomodieren sich kaum an dieses Mitteldeutsch. Auf diesem Wege ist aus Magdeburg in die genannten Schichten der ländlichen Bevölkerung das viel verspottete uvulare *r*, *ai e i* statt oi oe ü eingedrungen. Bei den industriellen Arbeitern wirkt auf die Diskreditierung der Heimatmundart auch stark das sozialistische Arbeiterevangelium.

Nicht unbedeutend ist ferner die Einwirkung des Militärdienstes, mögen auch die meisten Soldaten während ihrer Dienstzeit unter Gaugenossen verkehren. Auch ein grosser Teil der weiblichen Bevölkerung sucht einen Dienst in der Stadt, und zwar nimmt in vielen Gegenden dieser Zustrom nach der Stadt von Jahr zu Jahr zu, aus dem östlichen Norddeutschland vielfach nach Berlin. Meist werden diese Mädchen die nächst gelegenen Städte aufsuchen und die hier herrschenden Sprachelemente später auf das Land zurückbringen. Im Treptower Deep, einem kleinen Fischerorte an der Hinterpommerschen Küste, machte ich die Beobachtung, dass die Männer, welche als Seeleute gedient hatten, dem Fremden gegenüber ein ziemlich reines Hochdeutsch sprachen, unter einander aber die niederdeutsche Schifferkoine gebrauchten, während die Frauen und Kinder ihren Heimatsdialekt redeten.

Dagegen habe ich nie wahrgenommen, dass fremde Elemente, welche sich an einem Orte niederlassen, auf die Sprache des Ortes einen merklichen Einfluss üben. Oft genug habe ich umgekehrt bemerkt, wie diese sich mehr und mehr an die Dorfmundart akkomodieren, ihre Kinder sind sprachlich von den übrigen Dorfkindern gar nicht zu unterscheiden. Wohl aber kann ein reger Fremdenverkehr z. B. an Orten, die von Sommer- oder Geschäftsreisenden häufig aufgesucht werden, dahin führen, dass die hochdeutsche Sprache, welche im Verkehr mit den höheren Ständen gebräuchlich ist, im Gebrauch bedeutende Fortschritte macht und schliesslich auch in den Verkehr der Dorfgenossen untereinander eindringt.

Auch die Zeitungen, die Volksbibliotheken und die Kolportageschriften üben auf die Volkssprache einen umbildenden Einfluss aus. Mag auch das Landvolk im ganzen nur wenig Neigung zum Lesen haben, Zeitungen lesen die Leute der jüngeren und mittleren Generation wenigstens in Nord- und Mitteldeutschland ziemlich allgemein.

Da die oben geschilderten Einflüsse allmählich aber stetig und zunehmend wirken, so ist es nicht auffällig, dass die verschiedenen Altersstufen einer Dorfschaft nicht selten sprachliche Differenzen aufweisen. Durch diese fliessenden Verhältnisse wird die Aufgabe des Spezialforschers eine verwickelte, er hat mit grösster Sorgfalt auf alle jene Kräfte zu achten, welche an der Umbildung der Sprache arbeiten, und fest zu stellen, welche Wandlungen in den verschiedenen Kreisen und Schichten thatsächlich eingetreten sind.

Also die Landbevölkerung in Deutschland ist heutzutage wohl überall mehrsprachig, zweisprachig jetzt wohl in allen Gegenden, unter Umständen auch dreisprachig, da wo sie das Hochdeutsche, das Vulgärdeutsche der Stadt und den ländlichen Volksdialekt redet; — und liegt die französische, slavische, italienische oder sonst eine fremde Sprachgrenze nahe, auch viersprachig. Das Volk sieht in seiner Volkssprache wohl durchweg ein tiefer stehendes, ungebildeteres Idiom und schämt sich desselben schon vielfach dem Gebildeten gegenüber. Man hat allerdings oft genug von dem Meklenburger Platt behauptet, dies sei ebensowohl Sprache der Gebildeten wie des Volkes, Genaueres kann ich zur Beantwortung dieser Frage nicht beibringen, die Beantwortung liegt eben der Lokalforschung ob, aber dass Reuter von seinen Landsleuten annimmt, sie hielten ihr Plattdeutsch für ungebildet, ist sicher. Ich will hier nur auf eine Stelle aus der Franzosentied S. 191 hinweisen; dort fragt der Amtshauptmann: »Nun lieber Meister, was wissen Sie von der Sache?« Dann heisst es weiter: »Meister Tröpner fäuhlte ut dese hochdütsche Frage rute, dat hei von den ollen Herrn as en gebildten Minsch traktiert würd und beslot sik ok as en gebildten Minsch tau bedragen«. Es folgt nun weiter eine Probe seines Hochdeutsch. — In der Schweiz ist der Dialekt die Umgangssprache der gebildeten Kreise. Doch bedarf es genauerer Untersuchung, ob diese Umgangssprache dem Volksdialekt vollständig gleich ist.

Somit haben wir gesehen, dass drei grosse Sprachkreise von der Literatursprache verschieden sind. Erst wenn wir diese drei Kreise für alle Teile des germanischen Gebietes kennen und in ihrer Entstehung und Wandlung verstehen, kennen wir die jetzigen germanischen Sprachen. Der wissenschaftliche Gewinn einer solchen Kenntnis würde ein bedeutender sein: 1. es würde sich uns das Verständnis erschliessen für die sprachliche Entwicklung einer nationalen Einheit, die aus den verschiedenen Dialekt-Gruppen besteht, die aber ein gemeinsames sprachliches Organ in der Schriftsprache besitzt, — 2. es würden die Quellen aufgedeckt werden, aus denen die Schriftsprache stets neue Elemente aufnimmt und sich so stetig, wenn auch langsam, weiter entwickelt, — 3. es würden weiter Quellen erschlossen werden, aus denen sich Rückschlüsse auf frühere Sprachperioden des Germanischen machen liessen, von denen wir günstigstenfalls nur die stummen Züge der Niederschrift besitzen, durch eine methodische Forschung, die zu schildern nicht die Aufgabe dieses Aufsatzes ist, — 4. es würde reiches Material geliefert werden für die allgemeinen Fragen der Sprachforschung über Entstehung und Entwicklung der Sprache überhaupt.

Wir haben nun weiter zu fragen: was ist zu thun, um diese Quellen der allgemeinen wissenschaftlichen Forschung zugänglich zu machen? — Das Material muss in möglichster Vollständigkeit und mit möglichster Genauigkeit gesammelt werden.

1. Notwendig ist eine genaue phonetische Beschreibung eines jeden in den drei Sprachkreisen auftretenden Sprachlautes. Die Methode dieser Beschreibung lehrt die Lautphysiologie oder Phonetik, ein vortreffliches Muster einer derartigen Arbeit bietet Wintelers Buch über die Kerenzer Mundart (Leipzig und Heidelberg 1876). Die Laute, deren Beschreibung gegeben ist, müssen mit einem Schriftzeichen deutlich kenntlich gemacht werden. Zu wünschen ist, dass in der Lautbezeichnung möglichst e i n phonetisches Alphabet zur Anwendung kommt, da viele verschiedene Bezeichnungsweisen verwirrend wirken müssen. Ich muss auch an dieser Stelle das von Sievers gebrauchte phonetische Alphabet aus dem praktischen Grunde empfehlen, weil voraussichtlich noch lange der Philologe seine lautphysiologische Belehrung diesem Buche zu verdanken haben wird (vgl. Dial. Forsch. 452).

Sodann bedarf es einer erschöpfenden Übersicht über die Vertretung und die Schicksale der einzelnen urgermanischen Laute innerhalb des darzustellenden Dialektes, damit die historische Grammatik im Stande ist, die Dialektdarstellung zu verwerten. Als zweckentsprechend dagegen kann ich eine Anordnung nach den modernen Lauten nicht ansehen, da hierdurch das historisch Zusammengehörige auseinandergerissen wird, und eine Gewähr für Vollständigkeit niemals gegeben werden kann. Wohin soll man denn Fälle stellen, in denen ein alter Laut ganz geschwunden ist, z. B. ndd. *d?* Und wenn der historische Grammatiker aus einzelnen zufällig angeführten Wörtern diese Thatsache erschlossen hat, so kann er nicht bestimmen, von welchen Bedingungen das Lautgesetz abhängig und in welchen Fällen es durchbrochen ist. Hat er z. B. aus ndd. *baie* (beide), *laien* (leiten) u. s. f. erschlossen, dass *d* = urgrm. *th* und *d* zwischen Vokalen ausfällt, so kennt er doch nicht die Fälle, in denen *d* gewahrt bleibt, nämlich dass es vor *l r n* nach kurzem Vokale verdoppelt wird, (*moddr, esnäddn, kaddln*), — er kennt auch nicht die Ausnahmen *wêer* (tempestas), *blêer* (folia), *waer* neben *wäddr* (rursus) vgl. Dial. Forsch. S. 457.).

Es ist nicht zu erwarten, dass der Spezialforscher die Gründe für die abweichenden Spracherscheinungen auffindet, aber wohl dass er das Sprachmaterial vollständig beibringt; die Gründe werden sich vielfach erst durch Vergleichung der verschiedenen besonders der benachbarten Dialekte aufhellen lassen. Dass die grammatische Darstellung des Dialektes allen methodischen Forderungen der wissenschaftlichen Grammatik gerecht werden muss, bedarf heute keiner besonderen Ausführung mehr. Wohl aber ist darauf hinzuweisen, dass in Folge der Mehrsprachigkeit des Volks die Arten der analogistischen Durchbrechung der Lautgesetze in den Dialekten komplizierter sind, oder doch sein können als bei Sprachen selbständiger Entwicklung. Bekannt sind die sogenannten hyperdialektischen Formen wie ndd. *tins* = hchd. *zins* aus lat. census. Diese Bildung setzt ein Sprachgefühl des Niederdeutschen voraus, wie es nur vorkommen kann bei der Bekanntschaft mit zwei lautlich vielfach verschiedenen aber doch so nah übereinstimmenden Sprachen, dass die lautliche Form der einen ohne Schwierigkeit auf die der anderen Sprache zurückgeführt werden kann. In dem angeführten Falle war das Sprachgefühl vorhanden, ndd *t* entspricht hchd. *z* und umgekehrt. Auch das Bestreben, fremde Wortformen zu meiden, ist aus einem derartigen Vorgange erkennbar. Jetzt sind dagegen die ndd. Dialekte von hchd. Wörtern stark durchsetzt. Es bestand und besteht ndd. das Sprachgefühl, dass dem ndd. *p* hchd. *f, pf*, ndd. *pp* hchd *pf* entspreche, aber unrichtig wäre es dies Verhältnis umzukehren. Trotzdem ist vom Stamm des Verbums *schaffen* auf der ndd. Konsonantenstufe im Magdeburger Niederdeutsch nur der isolierte Titel *Schöppe* erhalten, das Verbum simplex fehlt ganz, die Komposita haben alle hochdeutsche Form: *anschaffen, verschaffen, rûtschaffen* u. a. *Sûpm* und *saufen* entsprechen sich lautgerecht, ebenso *sûpr* und *Säufer*, aber hchd. Entlehnung ist *Süffel*. Die hchd. Adjektiva auf — *lich* sollten ndd. auf — *lik* ausgehen, wie ndd. *glîk* = gleich. Solche Adjektiva fehlen ndd. ganz, sie werden alle auf — *lich* gebildet. Der Grund könnte in der Analogie zu den Adjektiven auf — *ig* liegen, nicht unwahrscheinlich aber hat auch hier das Hochdeutsche eingewirkt. So zeigt sich, dass in den Dialekten auch Analogiebildungen aus der Rücksicht auf die Lautverhältnisse der Schriftsprache eintreten können; in dem zweiten Kreise werden solche Erscheinungen sogar ganz gewöhnlich sein. Nicht abzuweisen ist auch die Möglichkeit, dass Formen und Worte des Nachbardialektes aufgenommen werden.

2. Nach der Lautlehre ist die Flexionslehre darzustellen (vgl. Dial. Forsch. S. 459). Hierbei ist ein genaues Verzeichnis der starken Präterita notwendig,

welche wirklich im Gebrauch sind, da die Erzählung durch das zusammengesetzte Perfektum mehr und mehr zunimmt. Ebenso bedarf es eines genauen Verzeichnisses der Übergänge von starker Flexion der Nomina und Verba in die schwache Flexion und umgekehrt, z. B. schwach ndd. prät. *ik backe*, stark *ik mauk* (nach *drauch* feci).

3. In dem Vortrage über Dialektforschung (S. 461 ff.) habe ich auf den Wert von Untersuchungen über die Exspirationsstärke bei den verschiedenen Silben des Wortes in Pausa und der verschiedenen Wörter im Satze hingewiesen. Die Untersuchung ist allerdings schwierig und zur Zeit, wo ein mechanisches Mass für die Exspirationsstärke fehlt, mit Genauigkeit gar nicht auszuführen. Aber sicherlich sind derartige Messungen für die Sprachwissenschaft von grosser Bedeutung.

Ausführbar dagegen sind für musikalisch geschulte Beobachter Notierungen über die musikalischen Intervalle, 1. zwischen hoch und minderbetonten Silben und Worten 2. innerhalb der verschiedenen Satzformen, wie Behauptungssatz, Fragesatz, Imperativ, Bitte, Wunsch, Ausruf. Bekanntlich liegt in der Satzmelodie ein einschneidendes Charakteristikum der verschiedenen Dialekte.

Die beiden Elemente, Exspirationsstärke in ihren verschiedenen Formen und musikalische Höhe, bestimmen die verschiedenen Arten des Accents. Ich verweise über diesen auf die vortrefflichen Ausführungen von Sievers. Dass der Accent genau zu beobachten und zu beschreiben ist, wird heutzutage wohl allgemein anerkannt werden, seitdem man erkannt hat, welche Bedeutung derselbe für die Gestaltung der Laute und des Wortkörpers gehabt hat. Ich erinnere nur an die Erscheinungen der Enklisis, der Proklisis, der Verflüchtigung der Laute in den minderbetonten Silben. Von dem Accente (Circumflex) ist ohne Frage auch der Übergang langer Vokale in Diphthonge bedingt, und gerade diese Erscheinung gehört zu den wichtigsten Charakteristiken unserer Dialekte.

Somit muss das Streben der germanischen Philologie darauf gehen, Dialektgrammatiken zu schaffen, welche über die genannten Punkte, also die Lautverhältnisse, Flexion und Accentuierung in den verschiedenen Sprachkreisen der germanischen Dialekte Aufschluss geben. Dass solche Grammatiken nur von wissenschaftlich durchgebildeten Germanisten geliefert werden können, scheint mir zweifellos. Laien können zu dieser Arbeit nur aushülfsweise herbeigezogen werden, z. B. zur Sammlung der starken Präterita. Jedenfalls ist zu einer derartigen Arbeit lautphysiologische Schulung und Kenntnis der älteren germanischen Sprachen und ihrer Entwicklung erforderlich. Dass diese Eigenschaften sich dem Laien nicht durch ein allgemein verständliches Kompendium geben lassen, woran Lundell denkt, scheint mir deutlich zu sein. — Die Sprachforschung unserer Tage erschliesst sich mehr und mehr der Einsicht, dass alles Sprachverständnis von der Erkenntnis der lebendigen Muttersprache auszugehen hat. Die wissenschaftliche Pädagogik betont mit Recht, dass dem Lernenden zunächst das Bekannte zum klaren Bewusstsein zu bringen sei. Somit scheint es für die wissenschaftliche Ausbildung der jungen Germanisten doch der gewiesene Weg zu sein, dass man dieselben 1. zur Beobachtung ihrer eigenen Aussprache anleitet und daran die wissenschaftlichen Aufklärungen über Phonetik anschliesst, — 2. dass die Unterweisung über die deutsche Grammatik mit dem modernen Sprachbestande, z. B. dem Neuhochdeutschen, beginnt, dass aus den isolierten Bildungen ältere Sprachzustände erschlossen werden, dass aus Erscheinungen des Lautwechsels, wie des Umlauts, auf alte Lautverhältnisse zurückgegangen wird. Ein dankenswerter methodischer Versuch für den Unterricht über deutsche Grammatik in diesem Sinne auf den Gymnasien ist von Seemüller gemacht (*Leitfaden zum Unterr. in der deutsh,*

Gramm. Wien 1885). Wenn die Unterweisung der Studierenden auf der Universität in dieser Weise beginnt, so werden die jungen Leute von vornherein auf die methodische Beobachtung ihrer heimischen Mundart hingeführt, und es würde nur der Abschluss dieser Anleitung sein, wenn sie nach weiteren Studien in den Seminarien zu Arbeiten über ihren Heimatdialekt angehalten würden. Durch diese Arbeiten, die wenigstens betreffs der phonetischen Angaben vom leitenden Docenten kontrolliert werden können, in anderen Punkten durch Studierende derselben Gegend, könnte ein reiches Dialekt-Material beschafft werden. Ausserdem würde eine viel grössere Anzahl von germanistich gebildeten Philologen, als bisher, für die Methode der Dialektforschung vorbereitet werden. Übrigens geschieht Ähnliches erfreulicher Weise schon jetzt an einigen Hochschulen. Bei der grossen Zahl Studierender aus allen Teilen Deutschlands wäre auch zu erwarten, dass nur wenige Teile Deutschlands unberücksichtigt blieben. Von einer Beteiligung der Laien an dieser Arbeit kann ich mir dagegen nur geringen Nutzen versprechen.

Anders steht dies allerdings mit den übrigen Gebieten, die wir zu betrachten haben.

4. Der Wortschatz: Die ältere Dialektforschung ist vor allem bestrebt gewesen, Idiotiken zu liefern, d. h. lexikalische Sammlungen von Wörtern und Redensarten zusammenzustellen, welche vom Schriftdeutschen, meist nicht bloss in der lautlichen Form, sondern auch in der Bedeutung abweichen. Niemand wird bezweifeln, dass diese Wörterbücher wertvolles Material enthalten, wenn sie nicht ein zu weites Gebiet behandeln. Die Zusammenstellung des Wortschatzes erschliesst uns erst einen Einblick in die Vorstellungs- und Interessengruppen, welche einem Dialekte eigen sind. Der Mensch benennt nicht alles, was er sieht; er bedarf erst einer Veranlassung, über diese Gegenstände seines Horizonts zu sprechen. Diese Veranlassungen sind entweder egoistische oder sympathische (vgl. Vf. Untersuchungen über die Grundfrg. d. Sprachleb. S. 64 ff.), d. h. entweder Interessen des Sprechenden oder Hörenden. Selbstverständlich fehlt es den niederen Kreisen des Volkes an rein wissenschaftlichen Interessen. Zunächst wird alles das benannt, was einen Wert für die Erhaltung der Existenz besitzt oder doch dem Volke zu besitzen scheint. Ferner sind benannt alle die Dinge, welche für die Freuden und das Leid des Lebens als bedeutungsvoll angesehen werden. Die Blumen, welche man des Wohlgeruchs oder ihrer Heilkraft oder ihrer Vorbedeutung wegen z. B. für die Ehe zieht oder im Walde und auf der Flur sammelt, haben Namen, und der Landmann weiss von ihnen zu erzählen. Die Haustiere, das jagdbare Wild haben natürlich auf dem Lande Namen, aber unter den kleineren Geschöpfen nur die, welche Nutzen und Schaden, Freud und Leid bringen (z. B. der Donner-, Hirschkäfer, das Marienwürmchen, Herrgottsöneken, die Spinne u. s. f.). — Die synonymen Nüancierungen sind zunächst bedingt durch das Bedürfnis, wesentlich verschiedene Erscheinungen scharf zu sondern, z. B. Berg, Hügel, Strom, Fluss, Bach. So wird der Älpler scharf scheiden zwischen den schneebedeckten Hochgebirgsgipfeln, den grünen Halden, den Schroffen, dem Grat, dem Hügel, schwerlich aber hat er in seinem engen Gebirgsthal mit der schäumenden Ache Veranlassung, die Nüancen des Flusssystems zu präzisieren. Dem Bauern des norddeutschen Tieflandes ist jede Bodenerhebung ein Berg, der Maulwurfshügel, die Düne, der Windmühlenberg wie der Blocksberg.

Eine zweite Veranlassung zur synonymen Nüancierung liegt in den Stimmungen und Wertgefühlen, welche der Mensch mit den Gegenständen, Handlungen und Zuständen verknüpft, über die er spricht. Die ganze Reihe der Gefühle vom Schmerz bis zur Lust, von Verachtung zur Verehrung knüpft sich an so viele Dinge und Vorgänge, wie an das Trinken, den Wein, den

Tanz, die Rauferei, die Liebe, den Tod u. s. f. Die lustigen Erzählungen des Volkes von einer Prügelei z. B. und die burschikose Sprache zeigen eine unerschöpfliche Nüancierungsfähigkeit. Ähnliche Nüancen erzeugen die verschiedenen Stimmungen gegenüber der Person, mit der man spricht.

Die Fähigkeit stimmungsvoller Darstellung oder Mitteilung ist eine stilistische oder künstlerische Befähigung; ich habe daher diesen Zug im Sprachleben, der auch in der Volks- und Vulgärsprache eine tiefe Bedeutung hat, einen künstlerischen genannt und darauf hingewiesen, wie das Bestreben anschaulich zu sein zu Gleichnissen, Bildern und neuen Ausdrücken führt, die an Stelle der verbrauchten alten treten (Dial. Frsch. 471). Bekannt ist die Bilderfülle des kritisierenden Berliner Witzes und des norddeutschen Scherzes. Dagegen beschränkt sich die Zahl der abstrakten und abgegriffenen Wörter, welche in wissenschaftlicher Sprache so vortreffliche Dienste leisten, auf das mechanisierte und geschäftliche Alltagsleben.

Der künstlerische Trieb ist in der Volkssprache ebenso kräftig wie in der Sprache der Literatur, nur fehlen der ersteren die mannigfachen Gebiete der Bethätigung, welche die Literatursprache kennt. Die höheren Stimmungen werden in der Volkssprache nicht oder doch nur vereinzelt eine Rolle spielen, denn bei allen Gelegenheiten, wo sich diese im Volke regen, hat sich dasselbe gewöhnt, die Schriftsprache zu hören, so im religiösen Leben, im Fluge der patriotischen Rede und in der Gefühlserhebung der höheren Poesie.

Die Volksdichtung in der Volkssprache hat im wesentlichen aufgehört, oder sie beschränkt sich doch auf niedere oder scherzhafte Gebiete. Ich sehe natürlich von den Kunstdichtern im Volksdialekte ab, wie den Niederdeutschen Kl. Grot und Reuter, deren Dichtungen, so viel mir bekannt ist, nirgends Volkseigentum geworden sind. Selbst im Briefe braucht der Landmann nie den Dialekt, sondern stets die Schriftsprache; die Feldpostbriefe der Kriegsjahre liefern dafür ausreichende Beweise.

Bedenken wir ferner, dass die meisten technischen Gebiete von der Volkssprache nur höchstens leise gestreift werden, dass die Erinnerungen des Volkes an vergangene Zeiten, die Kenntnis fremder Kulturen eine sehr geringe ist, und dass gerade die künstlerische Darstellung ferner und fremder Kulturverhältnisse der deutschen Literatursprache eine so ausserordentlich reiche Befruchtung gebracht hat so wird man es verstehen, dass der Wortschatz der Volkssprache nur armselig sein kann.

Die ältere Dialektforschung hat im allgemeinen den Fehler begangen, die lexikalischen Sammlungen auf das Seltene, Altertümliche und Komische zu beschränken. Die obigen Andeutungen zeigen, dass das Allergewöhnlichste für die Sprach- und Kulturforschung einen ebenso hohen, ja häufig einen höheren Wert besitzt als jene Raritäten. Fruchtbare Sammlungen über den Wortschatz lassen sich in verschiedener Anordnung anlegen: zunächst nach bestimmten sachlichen Gesichtspunkten (wie Ackerbau, Haus, Beschäftigungen u. s. f.). Und sorgfältige und vollständige Zusammenstellungen dieser Art können einen guten Einblick in die sprachliche Nüancierung bieten. Doch, da es schwer sein möchte, bei dieser Anordnung Vollständigkeit zu erzielen, so empfiehlt sich mehr die lexikalisch-alphabetische Anlage solcher Sammlungen, die ja Zusammenstellungen nach sachlichen Gesichtspunkten nicht ausschliessen. So könnten z. B. bei dem Artikel *Acker* oder *Feld* alle einschlägigen Wörter genannt werden.

[1] Ich erinnere an Uhlands Verdienste um Schöpfung stilistischer Mittel für die Darstellung des späteren Mittelalters, an Simrocks, Jordans und Freitags Sprachmittel für anempfindende Darstellung der altgermanischen Zeit, an die Schriftsteller der Klassicität und Renaissance von Goethe und Schiller (Braut von Messina, Epigramm) abwärts bis auf Hettner, Gregorovius, Hehn u. a.

Selbständige lexikalische Sammlungen aus nah gelegenen Gebieten müssten jedoch zu einer ermüdenden und äusserst weitschweifigen Wiederholung führen und ausserdem bei der Drucklegung ausserordentlich hohe Kosten verursachen. Ich glaube daher, einen anderen Weg empfehlen zu sollen, der zugleich möglichste Vollständigkeit verspricht. Man lege ein vollständiges knappes Verzeichnis des hochdeutschen Wortschatzes zu Grunde, verzeichne bei den einzelnen hochdeutschen Wörtern die Dialektform oder den Ersatz durch ein anderes Dialektwort, resp. merke man an, dass die betreffende Vorstellung dialektisch überhaupt nicht benannt sei. Bei Wörtern, die im Dialekt eine formelle Entsprechung, aber eine abweichende Bedeutung haben, wäre die Dialektbedeutung anzuführen. Es würde sich empfehlen, ein ganz knappes Verzeichnis der hochdeutschen Wörter mit ihren verschiedenen Bedeutungen zu diesem Zwecke drucken zu lassen; hinter den hochd. Wörtern müsste Platz für die Dialektnotizen bleiben, reichte dieser Raum nicht aus, so wäre auf einen Nachtrag zu verweisen. An Sammlungen nach einem derartigen festen Schema könnten sehr viele Laien beteiligt werden. Man darf bei diesen Aufzeichnungen von einer phonetisch-genauen Lautnotierung ganz absehen, da über die Lautverhältnisse die betreffenden Abschnitte der Dialektgrammatiken Auskunft geben. Eine kurze Einleitung zu jener hochd. Wortzusammenstellung würde eine Anweisung für die Fragebeantwortung zu geben haben. Wenn sich auf diesem Wege aus jedem kleineren Dialektsprengel und aus den verschiedenen Sprachkreisen Aufzeichnungen gewinnen liessen, so wäre annähernd Vollständigkeit des Materials zu erwarten.

Schwierigkeit jedoch machen die Fragen: 1. woher sind die Mittel zu einem solchen Unternehmen zu gewinnen, 2. wie lassen sich die geeigneten Personen zur Fragebeantwortung beschaffen, 3. wie ist das eventuell gewonnene Material zur Verarbeitung aufzubewahren? — Dass sich die nötigen Mittel nicht auf privatem Wege gewinnen lassen, scheint mir unzweifelhaft zu sein. Wenn nicht die Regierungen der verschiedenen Staaten die Kosten übernehmen, so ist ein solcher Weg kaum zu beschreiten. Geeignet für die Fragebeantwortung sind auf dem Lande die Lehrer, vor allem wenn sie durch den Seminarunterricht mit den einschlägigen Fragen einigermassen bekannt gemacht werden, und das wäre auch im Interesse ihrer pädagogischen Ausbildung zu wünschen. Auch die jungen Seminaristen, die so vielfach aus der ländlichen Bevölkerung hervorgehen, könnten erfolgreich zu solchen Arbeiten angehalten werden und sicherlich nicht zu ihrem Schaden. Aber so lange die Beantwortung der Fragen nur von dem guten Willen der Lehrer abhängig ist, werden diese sich nur vereinzelt auf eine derartige Arbeit einlassen. Auch hier wäre die Hülfe der Behörden nachzusuchen. Und ein derartiges Gesuch möchte kaum erfolglos sein, wenn sich eine geordnete Sammlung jener Beantwortungen und eine fachmännische Verwaltung erzielen liesse. In den grösseren Städten lassen sich leichter geeignete Kräfte finden, in den kleineren Städten würde man gleichfalls auf die Lehrerschaft angewiesen sein. Dass die lexikalischen Sammlungen archivalisch oder bibliothekarisch aufzubewahren sein, kann nicht zweifelhaft erscheinen und zwar möchte dazu die nächste wissenschaftliche Centralstelle, d. h. die Landes- oder Provinzial-Universität am meisten geeignet sein. Der gewiesene Verwalter würde der Vertreter der germanischen Philologie daselbst sein. Die Verwaltung selbst liesse sich unschwer mit den wohl an allen Universitäten vorhandenen Seminarbibliotheken verbinden. Hier würde vermutlich bei entsprechender Anleitung auch die meiste Gelegenheit zur wissenschaftlichen Verarbeitung sein seitens älterer Studenten, junger Doktoren und den Vertretern des Fachs selbst.

5. Die Syntax: Das wichtige Gebiet der Syntax ist bisher in der wissen-

schaftlichen Grammatik am stiefmütterlichsten behandelt. Dass die Volkssprache zahlreiche und erhebliche Abweichungen von der Syntax der Schriftsprache aufweist, drängt sich auch dem Laien auf, doch Zusammenstellungen fehlen noch vollständig. Mancherlei Besonderheiten der Konstruktion sind allerdings in die Wörterbücher hineingearbeitet. Als Beispiele von syntaktischen Abweichungen führe ich nur an: die Volkssprache hat vielfach Einbusse in den Kasus erlitten, dem Ndd. fehlt der Genetiv, statt dessen wird das Besitzverhältnis durch das Possessivpronomen bezeichnet (*unsn Voadr sîn hûs*), die Familienzugehörigkait durch eine Art von Komposition, deren ersten Bestandteil der Plural des Familienoberhaupts bildet (*Schultns Krischoan, Pastrs Andrês*), oder durch andere, auch schriftdeutsch gebräuchliche Kompositionen (*hûsdoer*) oder durch Ersatz mittels Präpositionen (*de doere in't hûs*). Man sieht, dass hier die verschiedenen Verhältnisse, welche hochd. durch *einen* Kasus bezeichnet werden können, in der Volkssprache verschiedene Ausdrucksformen gefunden haben. Ndd. ist Akkusativ und Dativ nicht geschieden. Die Tempora bieten zu manchen Beobachtungen Anlass, so die Beschränkung des Präteritums und der Ersatz durch das zusammengesetzte Perfektum, die Erzählung im Futurum (z. B. *X. kam dorthin; da wird er sich ein Haus kaufen* u. s. f.). Der Nebensatz ist weniger entwickelt als in der Schriftsprache, für Zeitsätze hat das Magdeburger Gebiet Ndd. nur die Bildungen mit *wie*, die Objektsätze mit *dat* sind ebenso geläufig wie im Hochdeutschen, dagegen fehlen finale Nebensätze im Mgdb. Ndd. ganz, sie werden ersetzt durch Hauptsätze mit oder ohne *un* (= und) und dem Verbum *wollen* oder *sollen*. Vertretungen der Nebensätze durch das Partizip, Präs. oder Präterit. fehlen ganz. Die Bedingungssätze sind wie hchd. entwickelt (*wenn* und Frageform). Der Nachsatz wird nicht mit *so*, sondern mit *denn* oder *doa* eingeleitet.

Es wäre sehr zu wünschen, dass diese syntaktischen Verhältnisse durch zahlreiche wortgetreue Dialekterzählungen, Gespräche u. dgl. illustriert würden. Ich meine jedoch nicht Erzählungen von Gebildeten, die ihren Dialekt kennen, denn diese übertragen unbewusst das syntaktisch-stilistische Gerüst der hchd. Schriftsprache auf den Dialekt (ebenso Kl. Grot und Reuter), — nein Erzählungen von Leuten des Volkes sind wortgetreu aufzuzeichnen und zwar in möglichst grosser Zahl und von möglichst vielen verschiedenen Erzählern, damit nicht Individuelles als allgemeines Charakteristikum angesehen werde. Auch diese Aufzeichnungen bedürfen nicht einer phonetisch genauen Orthographie, da sie nicht als Quellen der Lautgestalt zu dienen haben. Praktisch und beachtenswert ist der Vorschlag Lundells, dass der Sammler sich der Stenographie bei solchen Aufzeichnungen bedienen möge. Für den Fremden ist die Schwierigkeit derartiger Aufzeichnungen nicht gering, denn der Mann aus dem Volke brgreift den Zweck derselben nicht und wird daher leicht misstrauisch. Wer dagegen die Leute persönlich kennt, wird dies Misstrauen unschwer überwinden, er wird dieselben selbst zur eigenen Niederschrift solcher Erzählungen bestimmen können, und auch solche Aufzeichnungen sind nicht unwichtig. Ich habe derartige Proben in den Magdeburger Geschichtsblättern veröffentlicht. Der Fremde wird sprachliche Dinge am besten erfahren, wenn er still im Wirtshause dem Gespräche der Leute zuhört, ohne das geringste Interesse für dasselbe zu verraten, und indem er dabei die nötigen Notizen macht. Selbstverständlich hat der Beobachter scharf darauf zu achten, ob die Teilnehmer an dem Gespräch ortsangehörig oder fremd sind. Solche ungezwungenen Gespräche und Äusserungen der Leute untereinander geben das getreuste Bild der syntaktischen und lexikalischen Eigenart des Volkes. Spricht dagegen der Mann aus dem Volke mit dem gebildeten Fremden, so wird er seiner Ausdrucksweise Zwang anthun und sie der gebildeten Sprache anzunähern bestrebt sein.

V. ABSCHNITT.

SPRACHGESCHICHTE.

ANHANG: DIE BEARBEITUNG DER LEBENDEN MUNDARTEN.

2. SKANDINAVISCHE MUNDARTEN

VON

J. A. LUNDELL.

A. ALLGEMEINER CHARAKTER.

I. ALTER. Die heutigen Volksmundarten lassen sich in wesentlichen Zügen wenigstens bis auf die erste Hälfte des 17. Jahrh. zurück verfolgen. Landschaftliche Varietäten der Sprache treten schon im Mittelalter deutlich hervor (z. B. in den Provinzialgesetzen); teils waren sie aber noch wenig entwickelt, teils wurden sie von den immer mehr zur Geltung kommenden Gemeinsprachen verdeckt. Nur für das gottländische ist uns in *Guta lag* nebst *Guta saga* (und den gottl. Runinschriften) die unzweifelhafte mittelalterliche Vorstufe zugänglich. Die ersten Keime der Dialektdifferenzierung werden in den überaus zahlreichen Runinschriften gesucht werden müssen, wenn diese in kritisch gesicherter Form werden veröffentlicht sein. Der weiteren Entwickelung wäre besonders in den Diplomen nachzuspüren, mit deren Hülfe sich hoffentlich auch Altes und Neues wird verbinden lassen. Für dialektologische Zwecke sind die Diplomdrucke bis jetzt nur in Norwegen (von J. Storm) und Dänemark (Nielsen, *Jydske tingsvidner* 1882) ausgebeutet. Für die Aufhellung der Geschichte der Mundarten ist überhaupt nur noch wenig gethan.

II. GRUPPIERUNG. Man spricht gewöhnlich, im Anschluss an die gegenwärtige politische Einteilung des skand. Nordens von schwed., norweg. und dän. Volksmundarten. Den »schwed.« werden auch die skand. Mundarten Finnlands, Estlands und Livlands beigezählt; den »dän.« natürlich auch diejenigen Schleswigs (wogegen die isl. und färöischen ausgeschlossen bleiben). Mit den natürlichen Verwandtschaftsverhältnissen hat diese Einteilung nichts zu thun. Morphologisch gliedern sich die skand. Mundarten folgendermassen:

Färöisch	Isländ.	Westnorweg.	Norrländ	Gottländ.
			(Mittel)schwed.	
			Südskand.	

Wichtige Merkmale für die Einteilung bieten die verschiedenen *r*- und *l*-Laute, indem sie nicht nur an sich eigenartig auf das Ohr wirken, sondern auch einen folgenden Dental affizieren (ev. dann von ihm absorbiert werden). Hintere (palatale, uvulare, laryngale) *r*-Laute charakterisieren die meisten südskandinavischen Mundarten. Die übrigen Gruppen haben in der Regel Zungenspitz-*r*; palatales *r* findet sich nur in Wester- und Östergötland initial (und intervokalisch lang), und in einigen Strichen des südlichen Norwegens. Kakuminales *l* — eigentlich eine Kombination von *r* und *l* — nach gewissen Regeln mit postdentalem *l* wechselnd, haben die mittelschwedischen und norrländischen Mundarten (einige finnländische ausgenommen).

Die grosse norrländ. Gruppe befasst in sich: a) (Süd)ostnorweg. (o. von den Fjelden), b) nordnorweg. (n. vom Dovre), c) nordschwed. (südlich bis auf Westmanland und Gestrikland incl.), d) die finnländ. und e) estschwed. Mundarten (in Estland und auf Runö im Rigabusen). Die südskand. Mundarten zerfallen in a) südschwed. (Småland, Halland, Bleking, Schonen mit Bornholm), b) inseldän. (auf Seeland, Fyen und den anliegenden Inseln), c) jütländ. (auch in Schleswig). Zwischen den norrländ. und den südskand. liegen morphologisch wie geographisch die mittelschwed., die der schwed. Literatursprache wohl noch am nächsten stehen.

Die äusseren Grenzen dieser Gruppen und Untergruppen fallen mit denjenigen der bezüglichen Landschaften nicht genau zusammen. Innerhalb der Gruppen (resp. Untergruppen) finden sich noch grosse Unterschiede. Eine vollständig homogene Mundart erstreckt sich kaum über das Kirchspiel. In einigen Gegenden kann jedes Dörflein seine sprachlichen Eigenheiten aufweisen, z. B. in Dalarne.

III. VERHÄLTNIS ZU DEN SCHRIFTSPRACHEN. Altertümliche Züge, kraft welcher die Volkssprache als hinter der Entwickelung der Schriftsprachen zurückgeblieben erscheinen, finden sich, wie zu erwarten steht, zumeist in den peripherischen Mundarten im Westen, Norden und Osten (fär.-gottl.). Norweg.-isl.-fär. behalten im Präs. (Sing.) der starken Verba teilweise noch immer den *i*-Umlaut; isl.-fär. haben *u*-Umlaut in demselben Umfang wie Altisl. Gottl.-norrländ.-westnorweg.-isl.-fär. Mundarten bewahren noch, in wechselnder Aussprache, die alten Diphthonge (= isl. *ei, ǫu, ey*), haben aber auch manche jüngere Diphthonge herangebildet, so dass z. B. im Gottl. und Fär. *alle* langen Vokale (sie mögen alten Längen oder Kürzen entsprechen) diphthongisch gesprochen werden. Alte und neue Diphthonge sind indessen auch im südschwed. reichlich vertreten. Gottl.-estschwed., an einigen Orten Finnländisch, teilweise auch Dalekarlisch bewahren neben Inseldänisch und Jütisch *k* und *g* vor präpalatalen Vokalen noch wesentlich unversehrt, während diese Laute sonst fast überall zu Affrikaten oder Spiranten (wie in schwedischer und norweg. Literatursprache) geworden sind, so namentlich auch in sonstigen finnl.-nordschwed.-norweg.-isl.-fär. Mundarten, und zwar auch in solcher Stellung, wo sie in südlicheren Dialekten bleiben, nämlich vor einem der Endung zugehörigen Vokale (z. B. *ryddjin*, = *ryggen*, *tače* = *taket*). Gottl. bis fär. bestehen noch *mb, ld, nd, ng*, ohne die Assimilation, die in den Schriftsprachen stattfand, und bilabiales *w* ist in vielen Mundarten desselben Gebietes noch vorhanden. Eben daselbst wird vielfach altes *h* vor *v* als *k* oder *g* bewahrt; das isl. hat noch wie in alter Zeit *h* vor *l, n, r* (eigentlich tonlose *l, n, r*). Die alte Verbindung von kurzem Vokal + kurzem Kons., die den Schriftsprachen abhanden gekommen ist, ist noch einigen norrländ. Mundarten geläufig, spiegelt sich in anderen Dialekten desselben Gebietes in der verschiedenen Form zweisilbiger Stämme mit ursprünglich kurzer und langer Wurzelsilbe ab (z. B. *tala, bera* gegenüber *kåst, bīt*).

Den Schriftsprachen gegenüber zeigen die meisten norrländ. Mundarten sowie allgemein die gottländ., mittelschwed. und westnorweg. einige durchgreifende Auslautgesetze, die vor allem in der Flexion zum Vorschein kommen. Sie lassen ein finales *t, d* (resp. *đ*), *n* fallen (*n* gewöhnlich nur nach gewissen Vokalen). Diese Regel bewirkt, dass in den genannten Mundarten, also auf einem geographisch sehr ausgedehntem Gebiete, einerseits die Verba mit älterem *a*-Suffix (isl. *kasta*, *kastađi*, Ptc. neutr. *kastat*) im Prät., Ptc. und »Supinum« ihrer Flexionsendungen verlustig gehen, wodurch diese Formen dem Inf. gleich werden (in sofern nicht besondere Lautgesetze dem Inf. eine neue Form geben), also z. B. *kasta* werfen-warf-geworfen; andernseits die bestimmte Form (mit suffig. Artikel) der Subst. vokalisch endigen, und eventuell Neutr. mit Mask.-Fem. zusammenfallen kann. Eine zweite Neuerung besteht darin, dass zweisilbige Formen auf *a* (vor allem Infin., schwache Fem. im Sing., Plur. von Mask. und Fem., Plur. und best. Form von Adj.) eben dieses *a* in vielen räumlich nicht zusammenhängenden Dialektgruppen zu *ä* oder *e* sinken liessen: so auf Gottland, in Ångermanland, Medelpad, Jämtland, Härjedalen, Dalarne, Wärmland, Bohuslän und dem südöstl. Norwegen, so in Södermanland, Östergötl. und Närike, endlich auch auf den dän. Inseln; und zweisilbige Formen auf *e*, altes oder in eben genannter Weise aus *a* hervorgegangen (mit altem *e* vor allem schwache Präterita, Konj. Prät., schwache Mask. und neutr. *ja*-Stämme), die Endsilbe ganz verloren haben, gewöhnlich mit der Accentuierung der zweisilbigen Form bewahrt, also z. B. *bit* beissen, *tung* Zunge, *häst* Pferde, *svart* schwarze, der die das schwarze, die schwarzen, und weiterhin *mött* begegnete, *bet* bisse, *grann* Nachbar, *rik* Reich: sogar Präs. *kast* werfe (für *kasta*), Prät. *kast* warf (für *kasta* < *kastade*), Sup. *kast, bet* geworfen, gebissen (für *kasta* < *kastat*, *bete* < *bitit*), best. Sing. *stall* der Stall (für *stalle* < *stallet*): so in Österbotten, Wästerbotten, Jämtland und dem nördl. Norwegen, so in Wärmland, so auf Öland und Öland gegenüber auf dem Festlande in Möre, so auch in Jütland.

Über die sonstigen Kategorien der Wortbildung und Flexion kann hier nur folgendes bemerkt werden. Der gramm. Unterschied zwischen Mask. und Fem. ist in dän. Mundarten — Vendsyssel (im nördlichsten Teil von Jütland) und z. Teil die Inseln ausgenommen – geschwunden. Einigen westjütischen Mundarten (Veile, Lönborg, Ulfborg) mangelt jeder Geschlechtsunterschied, was vereinzelt auch in einer finnländ. Mundart (Nederwetil in Österbotten) vorkommt. Fär.-isl. unterscheiden noch die altgerm. vier Kasus. Sonst sind überall (einige Pron.-Formen ausgenommen) Nom. und Akk. beide von einer Form vertreten. Einige norweg. und nordschwed. Mundarten haben noch für den Dativ der Subst. eine eigene Form. Der Gen. ist — Zusammensetzungen und Nom. propria ausgenommen — überhaupt ziemlich selten; in Norwegen, den nord- und ostschwed. Mundarten, sowie im Jüt. wird die Genitivrelation (Gen. poss.) regelmässig entweder durch eine Präposition oder (wie im Plattdeutschen und im Londoner »Cockney«) durch ein Pron. ausgedrückt, z. B. *huse o presta* (Härj.) das Haus des Priesters, *šorta at n Bängt* (nördl. Värml.) das Hemd Bengts, *arvaluten til sönerne* (Norw.) das Erbe der Söhne — *i grannen sit hus* (Norw.) im Hause des Nachbars, *e mand hans hus* (Jüt.) das Haus des Mannes. Ein vom Plur. verschiedener Dual existirt nur noch für Pron. pers. in einer fär. Mundart (Norderö). Suffigirter Art. ist im Südwestjüt. nicht vorhanden (*e mann* = der Mann = schwed. *mannen*). Im Adj. hat das jütische (südjüt. ausgenommen) keine besondere Endung für Neutr. Sing. Im Verb ist (ausser isl.-fär.) der Konj. im Schwinden — im Ostschwed. gibt es davon keine Spur mehr —, ebenso besondere Pluralform im Indik.: in finnländ., schwed. (etwa Halland ausgenommen) und dänischen Mundarten wird die Sing.-Form immer, in Norwegen gewöhnlich auch bei pluralem Subjekt verwandt. Die speziell skandi-

navische Passivbildung findet sich in allen Mundarten (westnorweg., isl., fär. *-st*, sonst *-s*), ist aber im Gebrauch nicht sehr häufig.

Im ganzen sind die Volksmundarten ihrem Baue nach jünger als die jetzigen Literatursprachen, wenn sie auch vieles alte treuer als diese bewahrt haben. Einige Mundarten entwickelten sich so eigenartig, dass sie denen, die nur der Literatursprache mächtig sind, völlig unverständlich werden; z. B. das Dalekarlische der Siljansgegend, die Mundart von Ober-Kalix im nördl. Schweden, einzelne gottl. und jüt. Mundarten. Die Bewohner dieser Gegenden sind deshalb oft zweisprachig, indem sie behufs Verständigung mit Fremden auch schwedisch, resp. dänisch sprechen. Besonders in den südlichen Teilen Schwedens und auf den dän. Inseln werden in den letzten Jahrzehnten, unter dem Einfluss der Volksschulen und des lebhafteren Verkehrs, die Eigenheiten der Volkssprache allmählich, wenn auch langsam, verwischt.

Litt.: Kock, *Till frågan om fornsv. rikssprâk i. fornsvenska dial.* (in Fsv. ljudl.). Lundell, *Om de svenska folkmålens frändskaper och etnolog. betydelse* (Antrop. Sekt. 1880). Dyrlund, *Udsigt over de danske sprogarter* 1857; Gramm. Werke von Aasen, Larsen, Lyngby, Thorsen.

B. LITERATUR.

1. KUNSTLITERATUR. Die ältesten Proben literarischer Verwendung der Volkssprache (nach der Reformation) treffen wir in ein Paar schwedischen Schulkomödien von A. Prytz, der, vielleicht an deutsche Beispiele anlehnend, die Bauern in *Olof Skötkonung* (1620) eine schwach ausgeprägte mittelschwed. Mundart, im *Gustaf I* (1621) rein älfdalisch-dalekarlisch sprechen lässt. In der dänischen Version der 1634 aufgeführten Moralität *Von den Tugenden und Lastern (Om Dyder oc Laster)* spricht Hans Bratwurst jütisch. In grösserem Umfange wurden verschiedene Mundarten in der Gelegenheitspoesie gebraucht, die bekanntlich in der zweiten Hälfte des 17. und dem grösseren Teile des 18. Jahrh. eine grosse Rolle spielte. Es gibt aus dieser Zeit Ehrgedichte und Hochzeitsgratulationen sowohl in jütischer wie in norwegischer Mundart; besonders zahlreich sind aber in Schweden Hochzeitsverse in Dialekt, deren uns noch reichlich eine Hundertzahl in Einzeldrucken bewahrt ist, grösstenteils in langweilige Hexameter und Alexandriner ausgesponnen (Proben bei Firm., Gesammtausg. v. Lundell in Vorbereitung). Diese Literatur ist wegen ihres frühen Datums historisch sehr wichtig, wenn auch natürlich nur mit Kritik zu benutzen.

Ästhetisch mehr bedeutend sind die volkstümlichen Lieder in Gudbrandsdalscher Mundart, welche der begabte Dichter E. Storm (1749—94) nachgelassen hat und die noch unter dem Volke fortleben. In unserem Jahrh. bediente sich in Norwegen ausnahmsweise Wergeland der hallingdalschen Mundart (*Langeleiken* 1842), und viele Dichter zweiten bis zehnten Ranges sind dem Beispiele gefolgt, wie Landstad († 1880), J. Telnes und John Lie (diese drei Telemark., der letzte nicht zu verwechseln mit dem berühmten Prosadichter J. Lie), der polyglotte Dr. Sauerwein (Gudbrandsdal.), C. P. Riis (das Schauspiel *Til sæters* in Hardanger Mundart), P. Sivle u. s. w. — In Schweden überragt als mundartlicher Dichter alle anderen »Fredrek på Rannsätt« (= Kanzleirat F. Dahlgren, geb. 1816), dessen *Viser på varmlanske tongmåle* (letzte Gesammtausg. 1886) grossen Beifall fanden und allgemein verbreitet wurden. Ein Vorgänger war der schonische Landrichter A. J. Kröger († 1818), der jedoch fast nur Gelegenheitsgedichte schrieb. Zu unserer Zeit veröffentlichten u. a. der Sagenerzähler Bondeson Gedichte, der Volksschullehrer K. Nilsson und der schonische Dialektverein zu Lund (*Teckningar och toner* 1889) Sittenbilder aus dem Volksleben in südschwedischen Volksdialekten.

Stofflich wie sprachlich ausgezeichnete Lebenszeichnungen aus der Mitte des Volkes, kleine Erzählungen und Sittenschilderungen sind von zwei Schwestern H. [Lundell] und E. [Zetterqvist] aus der Gegend von Kalmar geliefert (Sv. landsm. IX). — In Dänemark ist die Bauernnovelle von dem »vielbewegten« Blicher (1782—1848) eingeführt oder vielmehr erfunden worden. Die Blüte seiner Dichtung ist eine Schilderung des inneren und äusseren Lebens des jütischen Landvolkes in (hauptsächlich) westjütischer Mundart, eine Reihe Erzählungen und Lieder, die in *E Bindstouw* [Strickstube] gesammelt sind. Neben ihm treten C. Sørensen Thomeskjær mit seinen Erzählungen und Liedern (1883—1887, ostjüt.) u. a. ein wenig in den Schatten. Sprachlich wie kulturhistorisch lehrreich ist die detaillierte und gewissenhafte Schilderung des Lebens der Fischerbevölkerung auf dem nördl. Küstenlande Jütlands von Kvolsgaard (*Fiskerliv i Vesterhanherred* 1886, in Lyngby-Feilbergscher Schrift). — Färöisch haben Schröter und Hammershaimb die isl. *Færeyinga Saga* (aus dem Flatöbuche) übersetzt (Koph. 1832, Torshavn 1884). Vgl. unten über Hammershaimbs Antologie.

11. Die traditionelle VOLKSLITERATUR ist in Dänemark und Schweden nur zum Teil dialektisch. Die Hauptmasse der älteren Volkslieder ist nicht allein in dänischer und schwedischer Schriftsprache publiziert, sondern wird auch unter dem Volke in derselben Form gesungen — wie sie ja auch ihren Ursprung nicht dem Volke verdanken - nur in der Aussprache leicht volkstümlich angehaucht. Es gibt indessen auch eine nicht geringe Zahl von Liedern, die in dieser oder jener Mundart abgefasst sind (doch wird die Mundart selten ganz streng durchgeführt), öfters scherzhaften Inhalts; wohl zumeist neueren Ursprungs, wenn auch einzelnes derart schon aus älterer Zeit bekannt ist. Dialektisch sind, wenigstens zum grösseren Teil, die kleineren Erzeugnisse der Volksdichtung in gebundener Form, wie Hirtenlieder und Kinderreime; und dasselbe gilt von Wortspielen, Beschwörungen u. dgl. Sprichwörter und Redensarten wurden bisher gewöhnlich in der Gemeinsprache publiziert, haben jedoch unter dem Volke mundartliche Form, wenn nicht der Bibel oder sonst naheliegender literarischer Quelle entnommen. Die Volksliteratur Norwegens ist vollständig dialektisch. Volkslieder, »Stev« — vierzeilige Verse, die ganz den spanischen Coplas entsprechen — Hirtenlieder, Kinderreime und Rätsel aus der oberen Telemark sind von Landstad gesammelt(*Norske Folkeviser* 1853), nur leider in schlechter etymologischer Orthographie. Eine spätere Sammlung aus derselben Gegend von S. Bugge (1858) ist sprachlich wie in anderer Hinsicht zuverlässiger. Was von isländischen Volksliedern, Sagen, Märchen, Rätseln etc. ist veröffentlicht worden, ist mit der gewöhnlichen historischen Buchstabierung gedruckt, kommt also hier nicht in Betracht. Ausserordentlich reich an alten mythischen, historischen, romantischen, sowie auch jüngeren Liedern sind die entlegenen Färöer. Die Lieder von Sigurd Fafnersbane wurden zuerst von H. Ch. Lyngbye (1822) in Svaboscher lautgetreuer Orthographie — »er gibt die platte Aussprache des Volkes wieder« – dann von Hammershaimb (*Sjúrdar Kvædi* 1851, deutsche Ausg. von Vogler 1877) in etymologischer Schreibung, mit dän. Übersetzung, publiziert. Hammershaimb hat dann noch ein zweites Heft anderer Lieder (1855) und jüngstens eine umfangreiche *Færøsk anthologi* (1886 ff. — Lieder, Sprichwörter, Rätsel, Sagen, Bilder aus dem Volksleben) herausgegeben. Er hatte früher in d. Ant. tidsskr. fär. Sprichwörter und Redensarten mitgeteilt.

Prosaerzählungen gehen, wo nicht nahe liegende gedruckte Quelle Einfluss übt, unter dem Volke zumeist in mundartlicher Form, wurden aber bis auf die letzte Zeit fast immer in der Literatursprache aufgezeichnet und publiziert. Erst seit den siebziger Jahren lassen sich in Schweden, vom allgemeinen Interesse

an den Volksdialekten angeregt, Sammlungen von Sagen und Märchen in mundartlicher Form wiedererzählt sehen: von Baron Djurklou (närkisch und wärmländ.), Bondeson (halländ. 1880), Svensén (ostgot.), Frau Wigström (in Haz. Beitr., schon.) und P. Larsson (in Teckn. o. ton., schon.). Finnländisch haben wir die grossen Sammlungen in *Nyl. II* (1887) aus Nyland und die noch grössere Rancken-Vefvarsche aus Österbotten. Die Publikationen können im ganzen als nach Form und Inhalt recht volksgetreu gelten. In Dänemark ist Volksschullehrer Grønborg mit seinen verdienstlichen Aufzeichnungen von Märchen, Sagen und Erzählungen aus dem Volksleben in nordjütischer Mundart (*Optegnelser paa Vendelbomål* 1884), die teilweise schon in den dreissiger Jahren niedergeschrieben wurden, fast alleinstehend. Die drei Heftchen *Segner fraa Bygdom*, welche seit 1879 von »Det norske Samlag« herausgegeben wurden, sind sprachlich teilweise etwas verdächtig, da sie vom »Landsmaal« beeinflusst scheinen, jedenfalls die Schreibweise recht mangelhaft ist. Weit mehr zuverlässig sind Vang's *Gamla reglo aa rispo ifraa Valdris* (1850). Färöische Sagen hat Hammershaimb in d. Ant. tidsskr. und in seiner Anthologie mitgeteilt. — Umfassende Prosaproben aus verschiedenen Mundarten des ganzen Landes finden sich für Schweden in Sv. landsm. (I. 11; II. 9; III. 2), für Norwegen in Aasen's *Prøver af landsmaalet i Norge* (1853).

Nur anhangsweise kann hier der norweg. »Landsmaals«-Literatur gedacht werden. Das »Landsmaal« (wörtlich = Landessprache) ist eine in den fünfziger Jahren von Aasen auf Grund der »besten«, d. h. altertümlichsten, Mundarten im nächsten Anschluss an das altnorweg.-isl. konstruierte Sprachform, welche die Patrioten an Stelle der faktischen, aus dem dänischen entwickelten Literatur- und Gemeinsprache setzen wollen, eine »Sprache« die weder Mundart noch Gemeinsprache ist und von niemandem gesprochen wird. Diese Quasisprache hat indessen eine recht bedeutende Literatur, die auch Schulbücher und religiöse Schriften umfasst und deren beste Namen I. Aasen, O. A. Vinje, K. Janson, A. Garborg heissen. Die meisten Bücher in »Landsmaal« sind von einer im Jahre 1868 gestifteten Gesellschaft, »Det norske Samlag«, verlegt worden.

Litt.: Prytz, *Gustaf I.* (Sv. landsm. Bih. I. 1 mit einem Referat von Lundell *Om de folkliga beståndsdelarne i det sv. skoldramat*); Paludan, *Renaissancebevæg. i Danmarks lit. 1887*; Grundtvig, *Færøernes litt. og sprog* (Aarb. 1882); Olrik, *Om Sv. Grundtvigs og J. Blochs Føroyjakvæđi og færøske ordbog* (Ark. VI.); J. Storm, *Det nynorske Landsmaal* 1888; Lundell, *Norskt språk* (Nord. Tidskr. 1882). Vgl. VIII. Abschn. „Skand. Volkspoesie".

C. BEARBEITUNG.

17. JAHRH. Die frühesten Notizen über schwed. Volksmundarten (norrl.) sind, so viel jetzt bekannt ist, von dem Polyhistor J. Bureus (1568—1652, Lehrer Gustav Adolfs) niedergeschrieben (Sv. landsm. Bih. I. 2). Ungefähr gleichzeitig erschien *Den Norske Dictionarium eller Glosebog* von Ch. Jensøn (westnorw., 1646). Die Aufmerksamkeit der Grammatiker wandte sich wesentlich in patriotisch-puristischem Interesse den Volksmundarten zu: der Überschwemmung der Fremdwörter sollte dadurch gesteuert werden, dass die Schriftsprache durch Aufnahme passender Wörter aus der älteren Sprache und aus den Volksmundarten vervollständigt wurde (Stiernhielm, P. Syv, Columbus, Tjällman). In Moth's dän. Wörterbuche (1680 angefangen) sollte auch der Wortvorrat der Mundarten, wenigstens teilweise, Aufnahme finden. Wie Moth in Dänemark, so forderte in Schweden der gelehrte Bischof Benzelius d. J. (1675—1743) die Priester auf Dialektwörter zu sammeln. Eine kleine Monographie über die Mundart von Dalarne, die erste in ihrer Art, ist vom Professor J. Eenberg († 1709) handschriftlich nachgelassen worden. Sie liegt der Dissertation Näsman's über das Dalekarlische (Ups. 1733) zu Grunde.

18. Jahrh. Auch in Rostgaard's dän. Wörterbuch sollten, dem von Langebek (im Jahre 1740) entworfenen Plane gemäss, Provinzialwörter aufgenommen werden. Dem Beispiel von Moth und Rostgaard folgt das grosse Wörterbuch der Kopenhagener Gesellschaft der Wissenschaften (1793—1863). — In Norwegen erschien ein *Glossarium norvagicum* (westnorw.) von Bischof Pontoppidan (1749) und ein sorgfältiges Wörterverzeichnis der Hardangerschen Mundart von M. Schnabel (1784). Probst Wille's Wörtersammlung aus der Telemark kam nicht zum Druck, ist aber dem ersten norweg. Gesamtwörterbuche des Arztes L. Hallager (*Norsk ordsamling* 1802) einverleibt. — Die Benzelischen Sammlungen lieferten den Grundstock des von Ihre herausgegebenen *Swenskt dialect lexicon* (1766), das indessen dem grossen Namen seines Herausgebers nicht ganz würdig erscheint. Eine ausgezeichnete Leistung, alles andere aus dieser Zeit und vieles aus späterer Zeit übertreffend, ist Gymnasialoberlehrer S. Hof's *Dialectus vestrogothica* (1772), ein umfassendes Wörterbuch (die Wörter nach der Aussprache geschrieben) mit grammatischer Einleitung. Wie im Allgemeinen das Dialektstudium zur Zeit angesehen wurde, geht aus Ullgrund's drei Diss. *De dialectis lingvæ sviogoth.* (1756—1761) hervor. Der Zweck war nicht mehr ein bloss praktischer, sondern auch ein wissenschaftlich-historischer. Es kommt indessen noch immer hauptsächlich auf das Wörterbuch an: Kenntnis der mundartlichen Flexion bringt »ad illustrandam lingvam« nur wenig Nutzen, Beobachtungen über Aussprache gar keinen.

19. Jahrh. Die nationalen Bestrebungen, die in allen Ländern Europas den Anfang dieses Jahrhunderts bezeichnen, zogen in ihren Kreis auch die Dialektforschung. Sie kann in den ersten Jahrzehnten als wesentlich archäologisch-national bestimmt werden. War ja auch die Sprachwissenschaft, gewissermassen aus der romantisch-nationalen Strömung geboren, in ihrer ersten Periode hauptsächlich archäologisch. Eigentlichen Einfluss auf das Studium der Mundarten übte jedoch die hist. Sprachwissenschaft in den skand. Ländern erst seit den vierziger Jahren (C. Säve, I. Aasen). In Dänemark steht schon Lyngby nicht mehr auf dem Boden der einseitig historischen Forschung. In Schweden und Norwegen ist die neuere phonetisch-psychologische Richtung im Dialektstudium, wie überhaupt in der Sprachwissenschaft, in den siebziger Jahren zur Geltung gekommen. Das mundartliche Studium hat also in diesem Zeitraume drei verschiedene Phasen durchlebt.

a) Dänemark. *Dansk Dialekt-Lexikon* von C. Molbech (1841), dessen Plan schon von 1811 datiert, wurzelt noch in altem Boden, es ist sichtbarlich durch das oben erwähnte Wörterbuch der Gesellschaft der Wissenschaften veranlasst. Solche Wörter, welche in der Schriftsprache mit derselben Bedeutung vorkommen, sind ausgeschlossen. Die Wörter, an Zahl noch nicht 7000, werden annähernd in der Tracht der Literatursprache präsentiert: Aufklärungen über Aussprache und Flexion zu geben, gehört nach der Ansicht M.'s zur Grammatik. Einige gramm. Bemerkungen über das Westjüt. von J. V. Bloch waren früher (1837) veröffentlicht worden. Unter den dänischen Mundarten wurden fast nur diejenigen der Halbinsel Gegenstand eingehendern Studiums. Nach den Ereignissen des Jahres 1848 richteten sich die Untersuchungen vorzugsweise auf das Dänische in Schleswig: Hagerup, *Om det danske Sprog i Angel* 1854 (Gramm. u. Wbuch.; 2 Aufl. 1867 von Lyngby hrsg., mit Sprachproben); Lyngby, *Bidrag til en sønderjysk Sproglære* 1858; Kok, *Det danske Folkesprog i Sønderjylland* I—II 1863—67 (Gramm., Wbuch, Person- und Ortsnamen). Eine grammatische Darstellung der jütischen Volkssprache im ganzen wurde von Varming, als Beantwortung einer im Jahre 1854 von der Kopenhagener Gesellschaft der Wiss. gestellten Preisaufgabe, geliefert: *Det jydske Folkesprog* 1862, leider nach dem Muster von Aasens norw. Grammatik

ziemlich verwickelt. Für das Bornholmische gibt es bisher im Drucke nur ein paar wenig befriedigende Wörtersammlungen (1856 und 1873), ein grosses von Espersen nachgelassenes Wörterbuch ist noch nicht gedruckt worden; für das Fyensche gehört hierher eine kleine Abhandlung von Hahn (Saml. t. Fyens Hist. I, 1861). Eine nützliche, wenn auch ziemlich inhaltarme Übersicht sämtlicher dänischer Mundarten (in Dänemark) ist von F. Dyrlund (1857) gegeben.

Der erste, der mit wahrhaft wissenschaftlicher Methode eine dänische Mundart behandelte, war der leider früh verstorbene Docent K. J. Lyngby (1829—1871). Seine Beschreibung der schleswig-dän. Mundart aus dem Jahre 1858 macht in der dänischen Dialektforschung Epoche. Nach einer einleitenden Gruppierung der dän. und speziell der jüt. Dialekte gibt er in klaren Umrissen eine Grammatik für Braderup Kirchspiel. Später hat er die Verba der modernen jüt. Mundart und des jütischen Gesetzes vergleichend behandelt (*Udsagnsordenes böjning i jyske lov og i den jyske sprogart* 1863). Dem Beispiel von L. sind gefolgt H. F. Feilberg (geb. 1831) und P. K. Thorsen. Pfarrer Feilberg's *Bidrag til en ordbog over jyske almuesmål* (1886 ff.) übertrifft durch Reichtum an zuverlässigen Angaben, durch weise Begrenzung und verständige Anordnung die meisten derartigen Werke. Es bietet auch eine Menge von Sprichwörtern, Kinderreimen u. dgl., es ist eine wahre Encyklopädie des jütischen Volkslebens. Thorsen's *Bidrag til nörrejysk lydlære* (1886), wie das Feilbergsche Wörterbuch von »Universitets-Jubilæets danske Samfund« herausgegeben, behandelt eingehend die Mundart eines westjüt. Kirchspiels. Thorsen und J. K. Kryger verdanken wir die ersten wissenschaftlichen Darstellungen von Mundarten aus der Inselgruppe (*Sprogarten pd Sejerø* 1887 ff. in *Bidrag til nordsjællandsk Lyd- og Bøjningslære,* Univ.-Jub. Bland. I). Kurze grammatische Notizen über das Fyensche, Moensche und Bornholmische gaben Andersen und Thorsen (Phil.-hist. Samf. 1882—85).

b) Am reichsten unter den skand. Ländern an Dialektmonographien ist SCHWEDEN. Eine Menge solcher wurden als akad. Dissertationen veröffentlicht: in den 54 Jahren 1818—1871 wurden 24 Dissertationen über Provinzmundarten, darunter 19 in Upsala, 5 in Lund, ventiliert. Die früheren sind freilich relativ ziemlich unbedeutend. In den fünfziger Jahren bekommt die Dialektforschung einen mehr wissenschaftlichen Charakter, wie überhaupt das methodische Studium der Muttersprache mit Rydqvist's *Sv. språkets lagar* (1850 ff.) und der Errichtung von Lehrstühlen der skand. Sprachen an den schwed. Universitäten beginnt. Führer der mundartlichen Studien wurde C. Säve (1812—1876), der erste Prof. der skand. Sprachen in Upsala. Er beschrieb die Mundart seiner Geburtsinsel: *Bemærkn. over een Gotland, dens Indbyggere og disses Sprog* (d. Hist. tidsskr. IV, 1843), gab eine Darstellung der starken Verba im Gottl. und Dalekarlischen (ak. Abh. 1854); er und sein Bruder P. A. Säve († 1887) haben grosse Sammlungen zu einem neugottl. Wörterbuche gemacht, die nur des Herausgebers harren. Von den übrigen Diss. sind besonders wertvoll: Unander's über das Westerbottn. (1857), Sidenbladh's über das Ångermanländ. und Linder's über die Mundart von Södra Möre bei Kalmar (beide 1867), alle drei aus Gramm. u. Wbuch bestehend, sodann auch die kleinen Grammatiken Upmark's für das Södertörnsche (1869) und Belfrage's für das Westgot. (1871). Zu den verdienstlicheren Werken ausserhalb der Disputationsliteratur gehören Rittmeister v. Möller's Wörterbuch des Halländ. (1858), Oberlehrer Gadd's Wörterbuch der Mundart von Östra Härad in Småland (Progr.-Abh. 1871), beide mit grammatischen Einleitungen, die letztere in der Schreibweise weniger von der Literatursprache abhängig, und Rääf's von der schwed. Akademie belohntes Wörterverzeichnis aus Ydre in

Östergötland (1859). Sehr beachtenswert sind eine Grammatik über die Mundart von Delsbo in Helsingland (von Bischof Landgren 1862; 2. Aufl. 1870) und ein Wörterbuch der helsingschen Mundart (1873), beide vom Verein für Helsinglands Altertümer herausgegeben. Endlich gehört diesem Zeitraume das zweite Gesamtwörterbuch der schwedischen Mundarten, *Ordbok öfver svenska allmoge-språket* (1867) vom Probst J. E. Rietz (1815—68). Das Buch ist sehr reichhaltig, ein Zeugnis erstaunlichen Fleisses; nur ist das von vielen Händen zusammengebrachte Material im Einzelnen nicht ganz zuverlässig und die etymologische Anordnung mit Zugrundelegung der ältesten Wortform für den Gebrauch nicht bequem.

Vom Standpunkte der rationellen Sprachbetrachtung werden die Volksmundarten als integrierende Glieder der Sprachentwickelung studiert, und die Methode des Studiums musste demgemäss neu eingerichtet werden. Als erster Bahnbrecher der neuen Richtung kann L. F. Leffler (jetzt Prof. der schwed. Sprache zu Upsala) genannt werden. Mit seiner Abhandlung *Om konsonantljuden i de svenska allmogemålen* (1872), worin zum ersten Mal eine zusammenfassende Darstellung geboten wird, tritt die Lautlehre in den Vordergrund. Demselben Jahre gehören die ausführlichen »Notizen« des scharfsinnigen dänischen Forschers E. Jessen über härjedalische und jämtländische Mundarten (n. Hist. Tidsskr. III). Der erste der sich in einer ausführlichen Dialektmonographie den neuen Standpunkt der Wissenschaft in vollem Umfange zu eigen gemacht, war A. Noreen (geb. 1854, jetzt Prof. der skand. Sprachen zu Upsala). Seine Doktordissertation *Fryksdalsmålets ljudlära* (Wärmländ., 1877) wurde ein Muster für viele anderen Dialektbeschreibungen. Die Laute der Mundart werden phonetisch genau beschrieben, die Lautgesetze streng gehandhabt, zwischen Lautentwickelung und Analogiebildung wird durchgehends geschieden. Nur wenig später ist eine kleine, aber sehr gute Abhandlung von Blomberg († 1890) über die Cerebralen und die tonlosen *r*- und *l*-Laute des Multrådialektes (*Ångermanländska bidrag* 1877). Wörterbücher, mit phonetischer Schrift und, wenigstens der Absicht nach, den ganzen Wortvorrat umfassend, wurden von Noreen (Wärmländ. aus Fryksdalen, 1878) und Nilén (Bohuslänisch aus Sörbygden, 1879) veröffentlicht; ein ebensolches mit schwedischen Schlüsselwörtern wurde von Blomberg und Nordlander für den Multrådialekt angefertigt, ist aber leider noch ungedruckt.

Indessen hatten sich seit 1872 an den Universitäten zu Upsala, Helsingfors und Lund eine Menge »Landsmålsföreningar« gebildet, studentische Vereine mit dem Zwecke Volkssprache und Volkstraditionen der Heimat aufzuzeichnen. Die Vereine haben recht bedeutende Sammlungen von Dialektwörtern, Sagen, Märchen, Melodien, Sittenschilderungen u. dgl. zu Stande gebracht; mehr aber als durch ihre Sammlungen haben sie dadurch gewirkt, dass durch sie Interesse an der Sache und wissenschaftlich begründete Methode verbreitet wurden, und durch die Anstalten wodurch ein gemeinsames Alphabet und eine gemeinsame Zeitschrift ins Leben gerufen wurden. Die Zeitschrift, die seit 1878 unter dem Titel *Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen ock svenskt folklif* im Auftrag sämtlicher schwedischer Dialektvereine in Schweden und Finnland durch J. A. Lundell (geb. 1851, Docenten der Phonetik) und mit Subvention von der Regierung herausgegeben wird, bildet jetzt den Mittelpunkt der dialektologischen und folkloristischen Studien in Schweden. Der erste Jahrgang beginnt nach einem Vorworte von Djurklou mit einer Darstellung des schwedischen Dialektalphabetes von Lundell (*Det svenska landsmålsalfabetet* 1879), worin zugleich eine Übersicht der Sprachlaute der schwedischen Mundarten mit Angaben über ihre etymologische Stellung und äussere Verbreitung enthalten ist. In dieser Zeitschrift veröffentlichte auch

Noreen seine späteren Monographien über eine zweite wärmländische und eine gottländische Mundart: *Dalbymålets ljud- ock böjningslära* und *Fårömålets ljudlära* (beide Bd. I, 1879), und sein phonetisch wie etymologisch wichtiges Wörterverzeichnis der formreichen Mundarten der Siljansgegend (*Ordlista öfver dalmålet*, Bd. IV, 1882). Von anderen hieher gehörigen Beiträgen wären besonders zu nennen die guten Monographien der Vätömundart in Upland (Laut- und Flexionslehre, Bd. II, 1884) von Schagerström, der Degerforsmundart in Westerbotten (Lautl., Bd. VI, 1888) von Åström, der Burträskmundart in Westerbotten (Laut- und Flexionsl., Bd. XII, 1890 ff.) von Lindgren, der Åsbomundart in Schonen von Billing (Lautl., Bd. X, 1889—1890), die feinen Beobachtungen von Klintberg über die musikalischen Accentformen einer gottl. Mundart (Bd. VI, 1885), Wörterverzeichnisse von Magnusson (Suppl. zu Noreens Wörterbuch der fryksdalischen Mundart, Bd. II, 1880) und Schagerström (der Vätömundart, Bd. X, 1888), eine Sammlung Volksetymologien von Noreen (Bd. VI, 1888), ein reiches Verzeichnis von Nomina propria der Haustiere von Nordlander (Bd. I, 1880). Als Materialsammlungen beachtenswert sind Vendell's Grammatik und Wörterbuch der Runömundart in Livland (Bd. II, 1882—87 und Olsénis Lautlehre der Luggudemundart in Schonen (Bd. VI, 1887). Anderwärts (Antrop. Sekt. I) veröffentlichte Lundell in seiner Abhandlung *Om de svenska folkmålens frändskaper* (1880), den ersten Versuch die Verwandtschaftsverhältnisse der skandinavischen Mundarten auf faktischer Grundlage darzustellen.

c) Aus Finnland ist zuerst eine weitläufige aber wenig fruchtbringende Abhandlung von Hipping über das nyländische (Acta fenn. 1846) zu nennen. Der Hauptförderer der finnländisch-schwedischen Dialektforschung ist Prof. A. O. Freudenthal (geb. 1836): *Om svenska allmogemålet i Nyland* (Finl. Nat. o. Folk. 1870), *Om Rågö- och Wichterpalmålet i Estland* (Finl. Nat. o. Folk. 1875), *Über den Närpesdialect* (in Österbotten, ak. Abh. 1878), *Ordbok öfver Närpesmålet* (1878), *Vörämålet* (Gramm. und Wörterverzeichnis, 1889). Die grammatischen Abhandlungen zeichnen sich durch Fülle und Zuverlässigkeit des Materials und sorgfältige Bearbeitung aus, wenn sie auch wesentlich auf dem Standpunkte der historischen Grammatik stehen geblieben sind. Ein grosses nyländisches Wörterbuch (Nyl. I, 1884), wesentlich auf die Sammlungen der schwed. »Landsmålsförening« in Helsingfors fussend, wurde im Verlag der nyländ. Studentenabteilung durch H. Vendell herausgegeben. Der Name des Redaktörs bürgt leider nicht für nötige Kritik bei der Arbeit, nur der Fleiss ist zu rühmen. Von Fleiss und Interesse an der Sache zeugen auch V.'s Abhandlungen: *Laut- u. Formlehre der schwed. Mundarten in Ormsö u. Nukkö in Ehstland* (1881) und die früher genannte über das Runösche (in Sv. landsm.). Freudenthal's und Vendell's, von der schwedischen Literaturgesellschaft in Finnland herausgegebenes, Wörterbuch der estländisch-schwedischen Mundarten (1887) bietet jedenfalls ein sehr reiches Material (über 13,000 Wörter), das indessen grösstenteils von Vendell allein aufgezeichnet und also wohl kontrolbedürftig ist. Es umfasst den Wörterschatz sämmtlicher südostschwedischer Dialekte mit Ausschluss des runöschen und des nargöschen. Über die schwedische Kolonie Gammal-Svenskby im südl. Russland (Gouv. Cherson), deren Mundart sich an das Dagösche schliesst, berichtete kurz Vendell (Finsk. tidskr. XII). Die Gesamtdarstellung der »inselschwed.« Mundarten, die sich in Russwurm's ethnographisch sehr wichtigem Werke *Eibofolke* (1855) findet, ist jetzt veraltet.

d) In Norwegen ward die Dialektforschung bis auf unsere Zeit hauptsächlich von einem einzigen Manne, I. Aasen (geb. 1813) vertreten. Mit seltener Begabung für Sprachstudien und eisernem Fleisse hatte er das Glück sich ganz seinem Lieb-

lingsgegenstande widmen zu können. So hat er auch Werke zu Stande gebracht, die monumental genannt werden müssen. Sein allgemeiner Standpunkt ist, wie zu erwarten, der der historischen Schule. Nach fünfjährigen Wanderungen veröffentlichte er 1848 *Det norske Folkesprogs Grammatik*, eine systematische Darstellung der norweg. Mundarten nach Lauten, Flexion, Wortbildung und Syntax, wozu bis jetzt kein anderes Land ein Gegenstück aufweisen kann. Dann erschien von ihm auch ein *Ordbog over det norske Folkesprog* (1850), ebenso wie die Grammatik auf Kosten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Drontheim. Historische Verhältnisse führten im Verein mit historischer Sprachbetrachtung zur Konstruktion des unhistorischen »Landsmaals«, zum »Målstræv«. Die 2. Aufl. der Grammatik, *Norsk Grammatik* (1864), trat in den Dienst dieser Idee, die Darstellung der faktischen Vielheit tritt hinter die ideale Einheit ein wenig zurück. Die 2. Aufl. des Wörterbuches (*Norsk Ordbog med dansk Forklaring* 1873) hat als Schlüsselwörter die Formen des »Landsmaals«, was in der That sehr zweckmässig ist, da doch sowohl die dänisch-norwegische Literatursprache wie das altnorweg. etwas entfernt liegen. So mag für solche Zwecke der Gedanke aus den befindlichen Mundarten eine Art »Leitfaden« auszuziehen als ein glücklicher bezeichnet werden. Das Sammeln des Wörtervorrats setzte cand. theol. H. Ross fort. Sein im Drucke befindliches Supplement zu Aasens Wörterbuch (*Norsk Ordbog* 1890 ff.) wird einen zweiten Band von demselben Umfange wie Aasens 2. Aufl. füllen. Dem eben behandelten Zeitraume gehört nur eine einzige Monographie: Aasen, *Søndmørsk Grammatik* (Eegsæt 1851).

Die neue Zeit mit ihren Ansichten und Methoden wird in ausgezeichneter Weise von Prof. J. Storm (geb. 1845), dem bekannten Phonetiker und Anglisten, und A. B. Larsen (Schuladjunkt in Arendal) eingeleitet. Im Jahre 1881 wurde, nach dem in Schweden gegebenen Beispiel, ein »Verein für norwegische Dialekte und Volkstraditionen« gebildet. Der Verein sollte eine Zeitschrift: *Norvegia, Tidsskrift for det norske Folks Maal og Minder* unter der Redaktion von J. Storm und M. Moe herausgeben. Von dieser Zeitschrift war schon im Herbste 1884 der 1. Band fertig, dann ist aber leider das Werk in Stocken geraten (Bd. 1 noch nicht publiziert). Der Inhalt des Bandes ist wissenschaftlich von der grössten Bedeutung. Nach einem durch Klarheit und Schärfe ausgezeichneten »Grundrisse der Phonetik« von Storm folgt von ihm eine Erklärung seines für die norweg. Dialekte komponierten Alphabetes mit Beschreibung der Sprachlaute und Angaben über ihr Vorkommen. Behandelt sind indess bis jetzt nur die labialen und die dentalen Konsonanten. Larsen lieferte zuerst *Oplysninger om Dialekter i Selbu og Guldalen* südlich von Drontheim (N. Vid. Selsk. 1881), worin er die Assimilation der Vokale zweisilbiger Wörter, Apokope und Flexion behandelt; dann eine ausführliche *Oversigt over de trondhjemske dialekters slægtskabsforhold* (N. Vid. Selsk. 1885). Mit guter phonetischer Schulung interessirt sich L. speziell für die Fragen über Verwandtschaften der Dialekte. Seine gekrönte Abhandlung über die Lautlehre des solørschen Distriktes (südostl. Norwegen) ist noch ungedruckt. Wertvoll als verständig angelegte Materialsammlungen sind die Nachrichten des Arztes C. Vidsteen über westnorweg. Mundarten: die søndhordländischen (1882), die vossische (1884) und die hardangerschen (1885). Sehr zweckmässig ist die Paragraphierung so eingerichtet, dass in allen Heften derselbe Gegenstand unter derselben Nummer behandelt wird (wie in Ascolis *Saggi ladini*).

e) Die isländischen Mundarten sind, nach einzelnen zerstreuten Notizen zu urteilen, sowohl unter einander wie von der isl. Gemeinsprache nur wenig verschieden. Einer wissenschaftlichen Behandlung wurden sie bisher nicht unterzogen (über die Aussprache Sweet, Olsen in Germ. XXVII 1882,

Arpi in Språkvet. sällsk. 1882—85, mit geleg. Bemerkungen über mundartliche Differenzen).

f) Der gründlichste Kenner der FÄRÖISCHEN Mundarten ist Probst V. U. Hammershaimb (geb. 1819). Eine kurze *Færøisk sproglære* wurde von ihm früher (Ann. f. Oldk. 1854) geliefert; Grammatik und Wörterbuch findet sich in seiner fär. Anthologie (daselbst auch einige lautgetreu niedergeschriebene Sprachproben aus verschiedenen fär. Mundarten von Mag. J. Jakobsen). H. »hat aus den verschiedenen Mundarten eine feste, centrale und normale fär. Sprachform ausgezogen«. Der H.'schen Orthographie folgt das grosse handschriftliche Wörterbuch, das unter S. Grundtvig's Leitung angefertigt ist (jetzt in der Kön. Bibl. zu Kopenh.) und worin sowohl die früheren gleichartigen Arbeiten von Svabo und Mohr wie das in der Literatur befindliche Material ausgebeutet sind. Eine kleine Diss. von Ambrosius (1876) behandelt die Wortfügung.

Skandinavische Pflanzennamen sammelte Jenssen-Tusch (1867—1871), schwedische Elias Fries (1880). Mit der Volksetymologie beschäftigten sich speziell der bekannte Romanist K. Nyrop (*Sprogets vilde Skud*, 1882) und A. Noreen (Nord. tidskr. 1887, Sv. landsm. VI). Für die Kenntnis der Alltagssprache der niederen Stadtbevölkerungen ist bis jetzt wenig gethan worden. Der bekannte Palist Fausbøll hat für Kopenhagen lexikalische Aufzeichnungen publiziert (*Ordbog over Gadesproget ved V. Kristiansen* 1866). Ein kurzes Wörterverzeichnis der Stockholmer Strassensprache lieferten Strindberg u. Lundin (*Gamla Stockholm* 1882), Sprachproben in dramatischer Form (und phonetischer Umschrift) Molander (Sv. landsm. I). Über die Zigeuner- resp. Gaunersprachen von Skandinavien gibt es Aufzeichnungen von E. Sundt, Dyrlund und C. Säve. Über den jetzt fast ausgestorbenen Jargon der fahrenden Krämer aus Wästergötland, *månsing* (vb. *månsa*), gibt es nur einige Notizen. — Auch die Konversationssprache der Gebildeten ist nicht Gegenstand umfassender und systematischer Beobachtung gewesen.

Litt.: Lundell, *Folkmål o. folklif i Sverige o. andra länder* (Sv. landsm. I. 11); *De svenska landsmålsföreningarna 1872—1881* (Sv. landsm. II. 1); Lundell in Revue des patois gallo-romans I (1887); Bibliographien in Molbechs Dialekt-Lexikon, Lefflers Abh. *Om konsonantljuden* und in Sv. landsm. (bes. I. 6 und VI, s. LX ff.).

D. METHODOLOGISCHES.

I. GRAPHIK. Die Schreibweise der Historiker und der populären, mehr literarische Zwecke verfolgenden, Textespublikationen war teils phonetisch, teils etymologisch in je nach Umständen wechselnder Proportion. Die Mundart wurde wie eine Literatursprache (mit ererbter Orthographie) behandelt und die Darstellung mit Regeln über die Art der willkürlichen Korrespondenz zwischen den Lauten und der vom Verfasser angenommenen Schreibweise eingeleitet. Für die rationelle Dialektforschung war ein Zeichensystem nötig, das eine möglichst präzise schriftliche Wiedergabe der Aussprache zulässt. In Dänemark wurde lautgetreue Schrift schon von Lyngby eingeführt (*Sønderjysk Sproglære* 1858). Er fügte zu den gewöhnlichen Kursivbuchstaben diakritische Striche und Haken ober der Linie. Accent und Quantität wurden durch Punkte und Striche unter der Linie bezeichnet. Das Lyngbysche System ist von Feilberg und Thorsen weiter ausgebildet. Eine kurze Anleitung zum Gebrauch dieser Schrift gaben Andersen u. Blinkenberg (*Dansk lydskrift* 1888).

In Finnland wurde von der »Landsmålsförening« und in den meisten Publikationen ein Zeichensystem angewandt, das ursprünglich von Freudenthal (*Allmogemålet i Nyland* 1870) aufgestellt ist. Der Akut bezeichnet nach islän-

discher Art zugleich Länge und Qualität der Vokale. In letzter Zeit hat, durch Aufnahme einiger neuer Konsonantenzeichen eine Annäherung an das schwedische Dialektalphabet stattgefunden, und endlich hat Freudenthal in *Vörâmâlet* das schwedische Dialektalphabet acceptiert.

Für schwedische Mundarten wurde phonetische Schreibung ohne jedwede Rücksicht auf die Etymologie früher von Jessen, Blomberg, Noreen (in seinen ersten Arbeiten) und Nilén gebraucht; aber ein jeder hatte sein eigenes System, und das System war jedesmal nur auf den eben behandelten Dialekt berechnet; was behufs Vergleichung natürlich sehr unbequem sein musste. Nachdem ein früherer Versuch zur Einigung schon gescheitert war, arbeitete Lundell im Auftrag der Upsalavereine und im Anschluss an Sundevall's *Phonetiska bokstäfver* (1856) ein Dialektalphabet aus, wobei sämtliche schwedische Mundarten berücksichtigt wurden, soweit sie dem Urheber des Alphabetes durch die Literatur und durch eigene Untersuchungen bekannt waren (*Det svenska landsmålsalfabetet*, Sv. landsm. I, 1879). Diese Sundevall-Lundellsche Schrift hat für Konsonanten desselben »Organes« gleichförmige Modifikationen des Letterkörpers, so dass z. B. die Präpalatalen alle unten wie ein *j* endigen, die Kakuminalen mit ihrem Hauptstriche auf einem kleinen Viertelbogen ruhen, der das Gaumengewölbe symbolisieren soll, u. s. f. Die neuen Vokalzeichen erinnern durch ihre Form an die Buchstaben der akustisch zunächst verwandten Laute. Nasalierung wird in polnischer Weise durch unten angehängten Haken, Länge durch wagerechten Strich unter den Buchstaben, Accent durch Nebenzeichen über den Buchstaben vermerkt. Das Alphabet wird in der oben genannten Zeitschrift *Svenska landsmålen* für grammatische Arbeiten und Wörterbücher allein gebraucht und hat Aussicht in Schweden alleinherrschend zu werden. In Textespublikationen wird öfters, wo für Durchführung der strengeren Bezeichnung die nötigen Voraussetzungen fehlen, eine »grobe Bezeichnung« verwandt, worin ausser den gewöhnlichen Buchstaben (Antiqua) nur vier neue Zeichen vorkommen (*w*, *ŋ*, *ʃ*, *ɯ*), worin aber alle Buchstaben, ganz konsequent, jede nur für eine bestimmte Lautgruppe, gebraucht werden.

Endlich entwarf auch in Norwegen J. Storm (Norv. I) ein allgemeines Dialektalphabet, auf Grund eingehender Untersuchungen über den Lautbestand der norweg. Mundarten, technisch im Anschluss an die Bezeichnungsweise der *Engl. Philol.* desselben Verfassers. Die neuen Zeichen gewinnt Storm teils durch Modifikationen des Letterkörpers, teils durch diakritische Punkte und Haken ober und unter der Linie, teils durch Zuhülfenahme des Grossalphabetes (Kapitäle) und Einmischung von Antiqua. Übrigens werden für die drei Systeme von Lyngby, Lundell und Storm nur Kursivschrift und Kleinbuchstaben angewandt.

II. TEXTESPUBLIKATIONEN, die den Forderungen der Wissenschaft allseitig entsprächen, also nach stenographischer Aufnahme aus dem Volksmunde phonetisch genau nicht nur die Laute, sondern auch die synthetischen Erscheinungen wiedergäben, haben wir bis jetzt nicht. Man notiert sich während des Gespräches oder der Erzählung merkliche Wörter und Redensarten, füllt dann das ganze aus dem Gedächtnis und mit Hülfe seiner persönlichen Kenntnis der Mundart aus und arbeitet es schliesslich phonetisch genau durch, muss aber dann wohl noch hie und da nachhelfen, bis das ganze Billigung findet. Nur ausnahmsweise ist der Aufzeichner selber von Kindheit an so vollständig mit der Mundart vertraut, dass er eignem Gedächtnisse und Urteile allein trauen darf. Viele Sprachproben, Sagen, Märchen, Rätsel, Sittenschilderungen und anderes in genauer Lautschrift aus verschiedenen Mundarten finden sich in Sv. landsm. Besonders gewissenhaft, phonetisch wie syntaktisch, alles was früher

in dieser Richtung veröffentlicht wurde, überragend, sind die ziemlich umfangreichen Texte aus der Gegend von Kalmar (*Folkminnen* in Sv. landsm. IX). Lautgetreu geschrieben sind auch die jütländischen Publikationen von Grønborg und Kvolsgaard. Lexikologisch und syntaktisch in vollem Umfange, für Lautlehre und Flexionslehre aber nur teilweise verwendbar sind Texte mit »grober Bezeichnung« in Sv. landsm., sowie die beiden finnländ. Sagensammlungen (aus Nyland und Österbotten). Mit Reservation gilt dasselbe auch für solche Erzeugnisse in mundartlicher Form, die der gewöhnlichen etymologischen Schreibweise Konzessionen machen. Ein anderer Übelstand an diesen, für ein grösseres Publikum berechneten Werken ist, dass sie gewöhnlich keinen bestimmten Dialekt wiedergeben. Eine närkische, wärmländische, westjütische, telemarkische Mundart gibt es ja nicht, nur Gruppen von solchen. Die Publikationen, welche sprachwissenschaftlichen Zwecken dienen wollen — was ja ästhetische Verdienste gar nicht ausschliesst — pflegen die Rede eines engeren sprachlichen Verbandes (Kirchspiel, Dorf) wiederzugeben.

III. GRAMMATIK. Die Lautlehre wurde in letzter Zeit mit Vorliebe gepflegt, worüber andere Teile der Grammatik arg vernachlässigt wurden. Die Lautlehre fängt in den neueren Monographien mit Aufzählung und Beschreibung der Sprachlaute und Angabe ihrer Bezeichnung an. Im geschichtlichen (etymologischen) Teile wurde gewöhnlich vom Lautbestande der Mundart ausgegangen und die in jedem Falle entsprechenden Laute der Literatursprache oder der älteren Sprache angegeben, also ascendente Methode verwandt. Die Dänen (Hagerup, Lyngby, Thorsen) und der Schwede Åström gehen, nach descendenter Methode, von der alten Sprache aus, erläutern also im Zusammenhange z. B. die Geschichte des altnordischen *a*-Lautes in der Mundart. Ein Register führt bei Åström den entgegengesetzten Weg. Dieses Verfahren scheint in der That mehr instruktiv. Wenigstens sollte bei ascendenter Methode ein nicht zu knappes Register den Weg von der Gemeinsprache oder der alten Sprache zur Mundart führen. Die erste streng systematisch-grammatische Darstellung der Lautverhältnisse einer Mundart liefert Lindgren in seiner trefflichen Dissertation über eine wästerbottnische Mundart (*Burträskmålets grammatik*, Sv. landsm. XII; 1. Heft 1890 Akcent und Vokale). In Dialektbeschreibungen von etwas älterem Zuschnitte strotzte die Lautlehre von Vergleichungen. Bei jeder Erscheinung einer Mundart mussten aus allen anderen skandinavischen Dialekten alle ähnlichen Fälle herbeigezogen werden. Ob die Fälle auch innerlich gleich, die Erscheinungen also wirklich identisch waren, darauf wurde nicht gesehen und konnte nicht gesehen werden. Jetzt sieht man mehr auf Vollständigkeit in der Beschreibung der vorgenommenen Mundart, auf präzise Abfassung der Regeln und Angabe ihres Wirkungskreises innerhalb des Sprachmaterials. Nur war die allgemeine Anordnung (bis auf Lindgren) ein bischen mechanisch. Jede Lautequation, ob sie einem Wort oder hunderten, Lehnwörtern oder Erbwörtern galt, erhielt ihren Paragraphen, ohne Rücksicht auf ihre Bedeutung für den allgemeinen Charakter der Mundart. Das hier bemerkte gilt indessen hauptsächlich nur für »schwedische« Mundarten, wie ja überhaupt Schweden und Finnland an Monographien am reichsten sind. Für innere Begründung der Lautübergänge konnte, dem allgemeinen Stande der Wissenschaft gemäss, bis jetzt im ganzen nur wenig geschehen. Beobachtungen über die Art der Verbindung der Sprachelemente (Synthese), über Melodie und Rythmik der zusammenhängenden Rede mangeln fast vollständig. Auf Quantität (wenigstens der Vokale), exspiratorischen und musikalischen Wortaccent wurde dagegen in besseren Werken regelmässig Rücksicht genommen. Besonders zeichnen sich Storm, Kock, Noreen und Lindgren durch feine Bestimmungen des Accentes aus.

Die Flexion behandelten in Schweden unter den jüngeren Forschern nur Noreen in seiner Monographie der Dalbymundart und Schagerström in der der Vätömundart. In Finnland, Norwegen und Dänemark dagegen wurde in den Monographien fast allgemein sowohl Flexion wie Laute behandelt. Die Wortbildung behandeln Aasen, Hagerup, Varming, Kok.

Die Syntax ist in Dänemark und auf schwedischem Sprachgebiet (Arborelius, *Conspectus grammatices linguæ dalekarlicæ* 1818—1822 ausgenommen) gänzlich versäumt. Nur Aasen widmet allen Seiten des Sprachlebens gleiche Aufmerksamkeit, wenn auch die Lautlehre (wie nach der Zeit zu erwarten) etwas dürftig ausgefallen ist. — Vergleichende Studien über den Wortvorrat verschiedener Mundarten gibt es bis jetzt nicht.

IV. Im Wörterbuche fanden früher regelmässig nur solche mundartlichen Wörter Aufnahme, welche der Literatursprache fremd waren, oder, wenn sie sich auch da fanden, in der Mundart mit eigenartiger Bedeutung auftraten. Ja, man tadelte es wohl noch am Wörterverzeichnisse einer Mundart, dass es Wörter aufnahm, die sich auch in andern Mundarten vorfanden. Erst Lyngby betonte, dass die Mundarten als selbständige Sprachformen zu behandeln seien, dass also der ganze Vorrat an Wörtern und Redensarten im Wörterbuch Platz finden müsse. Sind ja doch eben die gewöhnlichsten Ausdrücke, die überall im Gebrauch sind, am meisten belehrend. So erstreben auch die neuesten Wörterbücher, von Noreen, Nilén, Feilberg, Vendell, Freudenthal, Schagerström — selbstverständlich auch die von Aasen und Ross — Vollständigkeit. Ein grosser Mangel an fast allen bisher veröffentlichten Wörterbüchern war, dass sie entweder keine oder nur wenige Redensarten gaben, während doch nur durch eine Fülle solcher Bedeutung und Gebrauchsweise möglichst klar gemacht werden können. Es waren also eher Wörterverzeichnisse als Wörterbücher (wie ja auch ein Paar wirklich den Titel »Ordlista« führen). Nur Feilberg's jütländisches Wörterbuch macht Ausnahme, es ist in dieser Hinsicht wie in vielen andern musterhaft. Jüngstens ist der Grundsatz geltend gemacht worden, man solle als Schlüsselwörter die Formen irgend einer bekannten Sprache, der alten Sprache oder der Literatursprache aufführen. So sind die Wörterbücher von Noreen (dalekarlisch), Feilberg und Schagerström eingerichtet; für norwegische Mundarten konnten von Aasen die Schlüsselwörter passend in der Form des »Landsmaals« gegeben werden. Nur bei solcher Einrichtung ist es möglich ein gesuchtes Wort ohne Zeitverschwendung zu finden, wenn man — wie ja gewöhnlich der Fall ist - dessen mundartliche Form nicht im Voraus weiss. Wo die Sprache, welche die Leitformen abgibt, das etymologisch entsprechende Wort nicht hat, muss ein solches lautgesetzmässig konstruirt werden. Nach dem Leitworte werden die mundartlichen Formen, genau nach der Aussprache geschrieben und mit Angabe der Provenienz, vorgeführt. In Freudenthal-Vendell's Wörterbuch des Estschwedischen und Freudenthals Wörterverzeichnis der Vöråmundart, die beide die Mundartformen als Leitworte haben, erleichtert ein Register in entgegengesetzter Richtung (mit den Formen der Schriftsprache als Leitwörter) das Auffinden einer gesuchten Form. Ein Dialektwörterbuch umfasst gewöhnlich mehrere nahe verwandte Mundarten. Für jedes Kirchspiel oder jedes Dorf ein solches Werk zu schaffen, hiesse Zeit und Geld schlecht anlegen.

Litt.: Lundell, *Sur l'étude des patois* (Int. Z. f. Sprachw. I).

V. ABSCHNITT.

SPRACHGESCHICHTE.

ANHANG: DIE BEHANDLUNG DER LEBENDEN MUNDARTEN.

3. DEUTSCHE UND NIEDERLÄNDISCHE MUNDARTEN

VON

FRIEDRICH KAUFFMANN.

Im Zusammenhang mit dem grammatischen Ausbau der Schriftsprache erwacht im 15. Jahrh. (von vereinzelten früheren Versuchen des Mittelalters abgesehen) das linguistische Interesse an den deutschen Volksmundarten. Für historische Behandlung derselben sind die ältesten Nachrichten von grosser Bedeutung. Sie finden sich bei Niclas von Wyle. Hueber (modus legendi 1477). Riedrer (1493); im 16. Jahrh. bei Aventin. Luther. Schryfftspiegel von Köln (1527). Fabian Frangk. Kolross. Ickelsamer. Meichssner. Jac. Schöpper von Dortmund (ed. E. Schröder, Marburg 1889). Hieron. Wolf. Wolfg. Lazius. Konrad Gessner. Albertus Ostrofrancus. Öhlinger. Nathan Chytraeus. Seb. Helber; im 17. Jahrh. sind die Hauptvertreter Caspar Scioppius (consultatio 1626) und Justus Georg Schottelius, vgl. Joh. Müller: *Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrh.* Gotha 1882. Ad. Socin: *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache.* Heilbronn 1888. Noch ins 17. Jahrh. gehört das älteste Idiotikon von J. L. Prasch (Regensburg 1689) und damit ist ein lebhafter Sammeleifer eingeleitet, der im 18. Jahrh. eine stattliche Reihe mundartlicher Wortsammlungen zu Tage gefördert hat; vgl. ausser Socin a. a. O. die reichen bibliographischen Sammlungen bei J. Chr. Adelung: *Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde.* Zweiter Theil. Berlin 1809 S. 201 ff. T. Tobler, *Appenzellischer Sprachschatz* S. IV f. Erst im 19. Jahrh. fast gleichzeitig mit dem Erscheinen der Deutschen Grammatik von Jac. Grimm (1819) findet die grammatische Analyse der Volkssprache in Schmeller (1821) den hervorragendsten Vertreter; in neuerer Zeit knüpft sich der Aufschwung an Heinrich Rückert und Karl Weinhold.

ALLGEMEINES.

[Siehe oben S. 534 ff.]. F. Gedike: *Über deutsche Dialekte.* Beiträge zur deutschen Sprachkunde. Erste Sammlung. Berlin 1794. Vgl. auch Baierische Annalen 1832 S. 85 ff. H. Hupfeld: *Über den historisch-grammatischen Wert der besseren deutschen Volksmundarten hinsichtlich der Bewahrung der wichtigsten in der Schriftsprache untergegangenen Vokalunterschiede.* Jahrbücher f. Phil. u. Pädag. 9, 353 ff. (1829). K. Weinhold: *Über deutsche Dialektforschung.* Ein Versuch. Wien 1853. H. Rückert: *Die deutsche Schriftsprache der Gegenwart und die Dialekte.* Deutsche Vierteljahrsschrift 1864. Bd. 27, III, 90 ff. H. Osthoff: *Schriftsprache und Volksmundart.* Berlin 1883. Ph. Wegener: *Über deutsche Dialektforschung.* Zeitschrift für deutsche Philologie XI, 450 ff. (1880). A. Lundell: *Sur l'étude des Patois.* Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft I, 308 (1884). F. Kauffmann: *Dialektforschung.* Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung herausgeg. von A. Kirchhoff S. 383 ff. (Stuttgart 1889). C. Franke: *Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache gefördert durch die Mundarten.* Leipzig 1890. W. Victor: *Beiträge zur Statistik der Aussprache des Schriftdeutschen.* Phonetische Studien I ff. Vgl. Herrigs Archiv 54, 367. 57, 41. 411. 58, 345.

J. Chr. Adelung: *Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynahe fünfhundert Sprachen und Mundarten.* Zweiter Theil. Berlin 1809, S. 201—282, vgl. auch F. Nicolai: *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781.* Berlin und Stettin 1783—1796. J. G. Radlof: *Die Sprachen der Germanen in ihren sämmtlichen Mundarten dargestellt und erläutert durch die Gleichnisreden vom Säemann und dem verlorenen Sohne, sammt einer kurzen Geschichte des Namens der Teutschen.* Frankfurt a. M. 1817. Ders. *Mustersaal aller deutschen Mundarten,* enthaltend Gedichte, prosaische Aufsätze und kleine Lustspiele in den verschiedenen Mundarten aufgesetzt, und mit kurzen Erläuterungen versehen. 2 Bde. Bonn 1821. 1822. J. M. Firmenich: *Germaniens Völkerstimmen.* Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern etc. 3 Bde. Berlin 1843—1854. H. Welcker: *Dialektgedichte.* Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten 2. verb. und verm. Aufl. Leipzig 1889.

Die deutschen Mundarten. Eine Monatsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik. Begründet von J. A. Pangkofer, fortgesetzt von J. K. Frommann 1.—4. Jahrgang (Monatschrift) Nürnberg 1853—1857. 5. und 6. Jahrgang (Vierteljahrschrift) Nördlingen 1858. 1859. 7. Band (Neue Folge I, Zeitschrift) Halle 1877 (im folgenden als DM. citiert); angezeigt in den Grenzboten 1857. I, 321 ff. Enthalten u. a. Nachträge zu P. Trömel: *Die Literatur der deutschen Mundarten.* Halle 1854. Für Nord- und Mitteldeutschland vgl. die besondere Beilage zum kgl. preuss. Staatsanzeiger vom 9. Okt. 1869. K. v. Bahder: *Die deutsche Philologie im Grundriss.* Paderborn 1883. Bibliographie der deutschen Mundarten S. 160—195. Weiteres in der Bibliographie der Germania herausgeg. von K. Bartsch-Behaghel Bd. 14 (1869)—30 (1885). 35 (1890), sowie in den von der Berliner Gesellschaft für deutsche Philologie herausgegebenen Jahresberichten über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie (erscheinen seit 1879). — Orthographie DM. VII, 5. 305. G. Michaelis: Thesen über die Schreibung der Dialekte. Berlin 1878.

K. Bernhardi: *Sprachkarte von Deutschland.* 2. Aufl. Kassel 1849. (Zweite Abteilung: Abgrenzung der deutschen Mundarten S. 91 ff). R. Böck: *Sprachkarte vom preussischen Staate.* Berlin 1864. Ders. *Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet.* 1869. Andree und Peschel: *Physikalisch-statistischer*

Atlas des deutschen Reichs, Karte 10. L. Neumann: *Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen.* Vorträge von Frommel und Pfaff XIII, 10. L. This: *Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen.* Strassburg 1887. *Die deutsch-französische Sprachgrenze im Elsass.* Strassburg 1888. (Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsass-Lothringen. H. 1. 5).

OBERDEUTSCHLAND.

I. BAIRISCH-ÖSTERREICHISCHE MUNDARTEN.

K. Weinhold: *Bairische Grammatik.* (Grammatik der deutschen Mundarten 2. Theil) Berlin 1867. J. A. Schmeller: *Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt.* Beigegeben ist eine Sammlung von Mundartproben d. i. kleinen Erzählungen, Gesprächen, Singstücken u. dergl. in den verschiedenen Dialekten des Königreichs (behandelt auch die md. Mundarten). München 1821. Nachträge in Herrigs Archiv XXXVII (vgl. DM. I, 19). *Bayrisches Wörterbuch.* Zweite mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe bearbeitet von G. K. Frommann. 2 Bde. München 1869—78. (Ergänzungen aus der Gegend von Passau von Keinz, München. Sitzungsberichte 1887 S. 402 ff.). Weiteres: *Bavaria*, *Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern* I, 339. II, 193. III, 191. IV, 2, 217 (Pfalz). R. v. Muth: *Die bairisch-österreichische Mundart dargestellt mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand der deutschen Dialektforschung.* X. Jahresbericht der Oberrealschule von Krems a. d. Donau, (vgl. DM. VII, 1 ff. 495 f).

M. Höfer: *Die Volkssprache in Österreich, vorzüglich ob der Enns.* Wien 1800. *Etymologisches Wörterbuch* 3 Theile, Linz 1815. J. F. Castelli: *Wörterbuch der Mundart in Österreich unter der Enns.* Wien 1847, (vgl. Herrigs Archiv 65, 53 ff). W. Nagl: *Da Roanad.* Grammatische Analyse des niederöster. Dialekts im Anschluss an den 11. Gesang des Roanad. Wien 1886. Weiteres in den Artikeln über *e* und *o* von K. Luick, Beiträge (von Paul und Braune) Bd. XI. XIV und Zeitschr. f. deutsche Philol. 5, 470 f. K. Landsteiner: *Über niederöster. Dialektliteratur.* Progr. von Wien 1880. A. Printzinger: *Die bair.-österreich. Volkssprache und die Salzburger Mundarten.* Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 22, 178 ff., (vgl. DM. III, 334 ff.). N. Huber: *Die Literatur der Salzburger Mundart.* Eine bibliographische Skizze. Salzburg 1878. M. Lexer: *Kärntisches Wörterbuch.* Leipzig 1862, (DM. II—VI, vgl. DM. V, 243). J. Krassnig: *Versuch einer Lautlehre des oberkärntischen Dialekts.* Progr. von Villach 1869—1870. B. Schöpf: *Tirolisches Idiotikon.* Innsbruck 1862 (DM. IV—VI). Nachträge von V. Hintner: *Beiträge zur tirolischen Dialektforschung* (aus dem Thal Defreggen) I. II. Wien 1873. 1874, (vgl. Zs. f. öster. Gymn. 1875 S. 692 ff. Zeitschr f. deutsche Philol. X, 381, weiteres DM. II, 332. III, 15. 89). J. Thaler: *Die deutschen Mundarten in Tirol* DM. III, 317. 449. A. Meister: *Die Vocalverhältnisse der Mundart im Burggrafenamte.* Progr. von Innsbruck 1864, (vgl. Herrigs Archiv 43, 175). A. Unterforcher: *Beitrag zur Dialekt- und Namensforschung des Pusterthales.* Progr. von Leitmeritz 1887, (vgl. Zeitschr. f. d. Phil. 19, 253). J. v. Zingerle: *Lusernisches Wörterbuch.* Innsbruck 1869 (Südtirol). H. J. Biedermann: *Die Nationalitäten in Tirol und die wechselnden Schicksale ihrer Verbreitung.* Stuttgart 1886. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde I, 7). J. Patigler: *Ethnographisches aus Tirol-Vorarlberg.* Progr. von Budweis 1887. *Die deutschen Sprachinseln in Wälschtirol einst und jetzt.* Progr. von Budweis 1886. M. Gehre: *Die deutschen Sprachinseln in*

Österreich. Progr. von Grossenhain 1886, vgl. auch Petermanns Mitteilungen 1886 S. 109 ff. J. A. Schmeller: *Cimbrisches Wörterbuch.* Wien 1855, (vgl. DM. IV, 240). Cipolla: *Nuove communicazioni sulla parlata tedesca dei XIII Comuni Veronesi* im Archivio Veneto 76. K. J. Schröer: *Die Laute der deutschen Mundarten des ungrischen Berglandes.* Wien 1864. *Versuch einer Darstellung der deutschen Mundarten des ungrischen Berglandes, mit Karte.* Wien 1864. (Aus den Wiener Sitzungsberichten, vgl. ferner Bd. 25. 27. 31. Weiteres DM. V, 501. VI, 21. 179. 248. 330. VII, 220. Zeitschr. f. deutsche Philol. 4, 238 f). *Wörterbuch der Mundart von Gottschee.* Wien 1870, (vgl. DM. II, 86. 181. IV, 394). F. v. Krones: *Die deutsche Besiedelung der östl. Alpenländer insbes. Steiermarks, Kärntens und Krains nach ihren geschichtl. und örtl. Verhältnissen.* Forschungen zur deuschen Landes- und Volkskunde III, 5. C. F. von Czoernig: *Die deutschen Sprachinseln im Süden des geschlossen deutschen Sprachgebiets.* Klagenfurt 1889.

II. ALEMANNISCHE MUNDARTEN.

a) Hochalemannisch.

L. Tobler: *Ethnographische Gesichtspunkte der schweizerdeutschen Dialektforschung.* Jahrbuch f. schweiz. Gesch. 12. Bd. 1887 S. 185—210. J. C. Mörikofer: *Die schweizerische Mundart im Verhältnis zur hochdeutschen Schriftsprache.* Bern 1864. Im Feuilleton der Berner Zeitung »Der Bund« von 1858 Nr. 153: *Übersicht und Einteilung der schweiz. Mundarten;* (vgl. Literaturblatt für germ. und rom. Philol. 1889 Sp. 87 ff).

M. Rapp: *Grundriss einer Grammatik für die deutsche Schweizersprache.* DM. II, 470. III, 62. L. Tobler: *Die Aspiraten und Tenues in schweizerischer Mundart.* Zeitschr. f. vergl. Sprachf. XXII, 112. *Die Lautverbindung tsch in schweizerischer Mundart,* ebenda S. 133, vgl. XXI, 67. PBBeitr. XIV, 455 (Winteler). *Über die sog. Verba intensiva im Deutschen.* Germ. XVI, 1. L. Staub: *Ein schweizerisch-alemannisches Lautgesetz* (Vokalisation der Nasale). DM. VII, 18. 191. 333 (ist auch für das niederalemannische zu berücksichtigen). A. Bachmann: *Beiträge zur Geschichte der schweizerischen Gutturallaute.* Zürich 1886. J. Bosshart: *Die Flexionserscheinungen des schweizerdeutschen Verbums.* Frauenfeld 1888.

F. J. Stalder: *Versuch eines schweizerichen Idiotikons mit etymologischen Bemerkungen untermischt.* 2 Bde. Aarau 1812. Ders.: *Die Landessprachen der Schweiz oder schweizerische Dialektologie mit kritischen Sprachbemerkungen beleuchtet. Nebst der Gleichnisrede vom verlorenen Sohn in allen Schweizermundarten.* Aarau 1819. Schweizerisches Idiotikon. *Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache.* Gesammelt auf Veranstaltung der antiquar. Gesellschaft in Zürich unter Beihülfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes. Bearbeitet von F. Staub, L. Tobler u. a. 1.—17. Lieferung. Frauenfeld 1881—1890, (vgl. Herrigs Archiv 83, 111. 321). F. Staub: *Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte.* Lese schweiz. Gebäcknamen. Aus den Papieren eines schweiz. Idiotikons. Leipzig 1868. O. Sütermeister: *Schwizer-Dütsch.* Dialektproben aus den Kantonen: Zürich, Graubünden, Zug, Freiburg, Wallis, Thurgau, Aargau, Bern, Schaffhausen, St. Gallen und Appenzell, Basel, Luzern, Glarus, Uri, Schwyz, Unterwalden, Solothurn. *Bilder aus dem Volksleben Vorder-Prättigaus* von M. Kuoni. *Für d' Chinderstube. Schlüssel zum Schwizer-Dütsch.* Verlag von Orell, Füssli und Comp. Zürich. L. Tobler: *Die lexikalischen Unterschiede der deutschen Dialekte mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz.* Festschrift zur Begrüssung der 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, dargeboten von

der Universität Zürich S. 91. H. Stickelberger: *Lautlehre der lebenden Mundart der Stadt Schaffhausen.* Aarau 1880, (vgl. DM. V, 397. ZfdPh III, 164). *Konsonantismus der Mundart von Schaffhausen.* PBBeitr. XIV, 381. A. Heusler: *Der alemannische Konsonantismus in der Mundart von Baselstadt.* Strassburg 1888; (dazu Germ. XXXIV, 112 ff). E. Hoffmann: *Der mundartliche Vokalismus von Basel-Stadt.* Basel 1890. G. A. Seiler: *Die Basler Mundart.* Ein grammatisch-lexikalischer Beitrag zum schweizerdeutschen Idiotikon. Basel 1879, (siehe ferner Alemannia hrsg. von A. Birlinger XV, 185 ff). G. Binz: *Zur Syntax der baselstädtischen Mundart.* Leipzig 1888. H. Blattner: *Über die Mundarten des Kantons Aargau.* Leipzig 1890. J. Hunziker: *Aargauer Wörterbuch in der Lautform der Leerauer Mundart.* Aarau 1877, (vgl. DM. V, 256). J. Winteler: *Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus* in ihren Grundzügen dargestellt. Leipzig und Heidelberg 1876. (Mit vergleichender Berücksichtigung der Mundart von Obertoggenburg). T. Tobler: *Appenzellischer Sprachschatz.* Eine Sammlung appenzell. Wörter, Redensarten, Sprichwörter, Rätsel, Anekdoten, Sagen etc. Zürich 1837. R. Brandstetter: *Die Zischlaute der Mundart von Beromünster.* Einsiedeln 1883. (Geschichtsfreund XXXVIII, 205). Ders.: *Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart.* Einsiedeln 1890. T. Tobler: *Schmidts Idiotikon Bernense* DM. II—IV, vgl. Zeitschr. f. vergl. Sprachforsch. II, 435. L. Tobler: *Probe des Saaner Dialekts im Kanton Bern* DM. VI, 394. V. Bühler: *Davos in seinem Walserdialekt. Ein Beitrag zum schweizerischen Idiotikon.* Heidelberg 1870—1879. Aarau 1886. A. Schott: *Die Deutschen am Monte-Rosa mit ihren Stammgenossen im Wallis und Uechtland.* Zürich 1840.

b) Niederalemannisch.

A. Birlinger: *Rechtsrheinisches Alamannien.* Grenzen, Sprache, Eigenart. Stuttgart 1890 (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde IV, 4). *Die alemannische Sprache rechts des Rheins seit dem XIII. Jahrhundert.* Berlin 1868, (vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie III, 164. Alemannia II, 270. XV, 79 ff). *Alemannia: Zeitschrift für Sprache, Literatur und Volkskunde des Elsasses und Oberrheins.* I—XVIII Bde. Bonn 1873—1890. J. Meyer: *Das gedehnte ĕ in nordostalemannischen Mundarten* DM. VII, 177 ff. (vgl. V, 404). *Hebels Habermus nach der Aussprache seines Geburtsortes Hausen,* ebenda VII, 448 ff. K. Heimburger: *Grammatische Darstellung der Mundart des Dorfes Ottenheim.* PBBeitr. XIII, 211 ff. Weiteres in »Das Grossherzogtum Baden« Karlsruhe 1883 Abschn. III. E. Götzinger: *Hebels alemannische Gedichte.* Aarau 1873 (enthält: »Entwurf einer Geschichte der oberalem. Mundart«). A. Birlinger: *Sprachvergleichende Studien im alemannischen und schwäbischen.* Zeitschrift f. vergl. Sprachforschung XV, 191. 257. XVI, 47 ff. Herrigs Archiv 38, 305. V. Perathoner: *Über den Vokalismus einiger Mundarten Vorarlbergs.* Progr. von Feldkirch 1883, (vgl. DM. V, 393. VI, 115. Alemannia IV, 19 ff). J. Vonbun: *Mundartliches aus Vorarlberg.* DM. III, 297. IV, 1. 319. V, 479, vgl. noch VI, 218. 253. *Über die Mundart der Walser in Vorarlberg.* DM IV, 323—30, (vgl. Zeitschrift für deutsches Altertum XI, 172). Weiteres DM. I, 41. Birlinger: *rechtsrheinisches Alamannien* S. 89 ff. E. Winder: *Die Vorarlberger Dialektdichtung.* Progr. von Innsbruck 1888.

c) Schwäbisch.

F. Kauffmann: *Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit* mit Textproben und einer Geschichte der Schriftsprache in Schwaben.

Strassburg 1890. H. Fischer: *Über den schwäbischen Dialekt und die schwäbische Dialektdichtung*. Vierteljahrshefte für württembergische Landeskunde 1884 S. 130 ff. A. v. Keller: *Die Mundart* in »Das Kgr. Württemberg« hrsg. vom topograph.-statist. Bureau II, 1, 166 - 176, (vgl. DM. I, 131. II, 467). L. Baumann: *Schwaben und Alamannen*. IV. Die Sprache. Forschungen zur deutschen Geschichte XVI, 261 ff. A. Frickhinger: *Die Grenzen des fränkischen und schwäbischen Idioms* in den Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Baierns VIII, 4. Mor. Rapp: *Grammatische Übersicht über den schwäbischen Dialekt*. Physiologie der Sprache I, 171 ff. IV, 118 ff. DM. II, 102. A. Wagner: *Der gegenwärtige Lautbestand des Schwäbischen in der Mundart von Reutlingen*. Festschrift der kgl. Realanstalt 1889. C. Bopp: *Der Vokalismus des Schwäbischen in der Mundart von Münsingen*. Ein Beitrag zur schwäbischen Grammatik. Strassburg 1890. J. Haug: *Darstellung der schwäbischen Laute und Biegungsformen nach dem Dialekt von Wurmlingen bei Rottenburg a. N.* Magazin für Pädagogik 1860, S. 202—15. 249 - 69. L. Th. Knaus: *Versuch einer schwäbischen Grammatik für Schulen*. Reutlingen 1863. (Mundart von Nellingsheim bei Rottenburg a. N.). F. Lauchert: *Lautlehre der Mundart von Rottweil und Umgegend*. Progr. von Rottweil 1855. A. Vogelmann: *Aus dem Wortschatz der Ellwanger Mundart*. Vierteljahrshefte 1886 S. 154. 247. 1887 S. 40. M. Jocham: *Die (bairisch-)schwäbische Mundart*. Bavaria, Landes- und Volkskunde des Kgrs. Baiern II, 2, 812—827. J. C. Schmid: *Schwäbisches Wörterbuch mit etymologischen und historischen Anmerkungen*. 2. Aufl. Stuttgart 1844. A. Birlinger: *Schwäbisch-augsburgisches Wörterbuch*. München 1864. (Vgl. Herrigs Archiv 38, 203). Wertvolles Material findet sich in den vom topographisch-statistischen Bureau herausgegebenen »Oberamtsbeschreibungen« namentlich Balingen, Spaichingen, Tuttlingen, Ellwangen.

d) Elsässisch.

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens I.—VI. Jahrgang 1884—1890. Mankel: *Die Mundart des Münsterthales*. Strassburger Studien II, 113 ff., (vgl. Alem. II, 169 ff). J. Spiesser: *Sprachproben aus dem Münsterthal* im Jahrbuch II, 166 ff. H. Lienhart: *Die Mundart des mittleren Zornthales* (Zabern-Brumath). Jahrbuch des Vogesenklubs II—IV (1886—1888). A. Socin: *Elsässische Idiotismen*. Strassburger Studien III, 135—46, vgl. I, 272. J. F. Kräuter: *Die schweizerisch-elsässischen ei, öy, ou für alte ī, ȳ, ū*. Zeitschrift für deutsches Altertum XXI, 258 ff. *Untersuchungen zur elsässischen Grammatik*. Birlingers Alemannia IV, 255 ff. V, 186 ff. A. Stöber: *Mundartliches aus dem Elsass* DM. II—IV. *Proben aus einem elsässischen Idiotikon* in den elsässischen Neujahrsblättern 1846 S. 300—316. *Über die Mundart des unterelsäss. Landvolkes*. Alsatia 1852—1858. *Elsässer Schatzkästel. Sammlung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen in Strassburger Mundart nebst einigen Versstücken in andern Idiomen des Elsasses*. Strassburg 1877, (vgl. DM. VI, 257). *Die letzten Zeiten der ehemaligen eidgenössischen Republik Mülhausen in Sprache und Sittenbildern geschildert von* A. M. Mæder, herausgeg. von A. Stöber. Mülhausen 1876, (vgl. DM. VII, 503). *Zillinger Sprachproben* im Jahrbuch V. A. Herrmann: *Die deutsche Sprache im Elsass*. Progr. von Mülhausen 1873. Über Arnolds *Pfingstmontag* vgl. Preuss. Jahrb. 1887 S. 484 ff. Ein Elsässisches Idiotikon (Wörterbuch der elässischen Mundarten) ist unter Leitung von Prof. E. Martin-Strassburg in Angriff genommen; vom Verleger ist eine »Anleitung zum Stoffsammeln« (Strassburg 1890) verschickt worden.

MITTELDEUTSCHLAND.

I. DIE STAMMLANDE.

G. Wenker: *Sprachatlas von Nord- und Mitteldeutschland, auf Grund von systematisch mit Hülfe der Volksschullehrer gesammeltem Material aus ca. 30000 Orten.* Strassburg 1881. (Abteilung. I, Lieferung 1).[1]

M. Follmann: *Die Mundart der Deutsch-Lothringer und Luxemburger.* Progr. von Metz 1886. 1890. Vgl. L. Zéliqzon: *Lothringische Mundarten* im Jahrbuch für Lothring. Geschichte und Altertumskunde I, Ergänzungsheft. P. Klein: *Die Sprache der Luxemburger.* Luxemburg 1855, (vgl. DM. II, 525). Weiteres bei John Meier, Bruder Hermanns Leben der Gräfin Jolande von Vianden (Germanist. Abhandlungen 7. Heft) Breslau 1889 S. VIII ff. Hardt: *Über den Vokalismus der Sauermundart.* Progr. von Echternach 1843. J. Wegeler: *Koblenz in seiner Mundart* und seinen hervorragenden Persönlichkeiten. Koblenz 1870, (vgl. auch Mone, Quellen und Forschungen I, 459 ff). Th. Büsch: *Über den Eifeldialekt.* Progr. von Malmedy 1888. J. H. Schmitz: *Sitten und Sagen, Lieder, Sprichwörter und Rätsel des Eifler Volkes nebst Idiotikon.* 2 Bde. Trier 1856. Linz 1858. Dazu DM. VI, 11 ff.

G. Wenker: *Das rheinische Platt. Mit Karte.* Düsseldorf 1877. C. Nörrenberg: *Studien zu den niederrheinischen Mundarten.* PBBeiträge IX, 371. F. W. Wahlenberg: *Die niederrheinische Mundart und ihre Lautverschiebungsstufe.* Progr. von Köln 1871. F. Hönig: *Wörterbuch der Kölner Mundart.* Köln 1877. H. Schütz: *Das Siegerländer Sprachidiom.* Zwei Progrr. von Siegen 1845. 1848. J. Heinzerling: *Über den Vokalismus und Konsonantismus der Siegerländer Mundart.* Diss. von Marburg 1871. *Die Siegerländer Mundart.* Progr. von Siegen 1874; weiteres in Progr. von 1879.

A. F. C. Vilmar: *Idiotikon von Kurhessen.* Marburg 1868, vgl. *Beiträge zu Vilmars Idiotikon* von F. Bech, Progr. von Zeitz 1868. H. v. Pfister: *Mundartliche und stammheitliche Nachträge zu A. F. C. Vilmars Idiotikon von Hessen.* Mit Karte. Marburg 1886. Erstes Ergänzungsheft Marburg 1889. *Chattische Stammeskunde.* Kassel 1880. Anhang 1888, vgl. auch die Einleitung von M. Rieger: *Das Leben der hl. Elisabeth.* Stuttgart 1868. (Bibl. d. lit. Ver. Nr. 90 S. 46). J. Kehrein: *Volkssprache und Volkssitte im Herzogtum Nassau.* (Erste Abteilung: Volkssprache). Weilburg 1860. K. L. Schmid: *Westerwäldisches Idiotikon.* Hadamar und Herborn 1800. W. Vietor: *Die rheinfränkische Umgangssprache in und um Nassau.* Wiesbaden 1875. (Vgl. auch Westricher Mundart, Alemannia II, 240 ff). Mundarten des Grossherzogtums Hessen in H. Künzels *Geschichte von Hessen, insbesondere Geschichte des Grossherzogtums Hessen und bei Rhein.* Friedberg 1856. 3. Buch 2, 415 ff. Ph. Lenz: *Der Handschuhsheimer Dialekt* (bei Heidelberg) I Wörterverzeichnis. Progr. von Konstanz 1887, (dazu Beitr. XV, 178). E. Wülcker: *Lauteigentümlichkeiten des Frankfurter Stadtdialekts im Mittelalter.* PBBeiträge IV, 1 ff. J. Salzmann: *Die Hersfelder Mundart.* Diss. von Marburg 1888.

L. Hertel: *Die Salzunger Mundart.* (Diss. von Jena). Meiningen 1888. K. Regel: *Die Ruhlaer Mundart.* Weimar 1868. G. Brückner: *Die Hennebergische Mundart.* DM. II - III, vgl. auch Brückners Landeskunde von Meiningen S. 313 ff. B. Spiess: *Die fränkisch-hennebergische Mundart. Mit Karte.* Wien 1873. *Beiträge zu einem Hennebergischen Idiotikon.* Wien 1881, (vgl. DM. VII,

[1] Das grossartige Unternehmen, neuerdings auch auf Süddeutschland ausgedehnt, schreitet rüstig voran. Veröffentlichung ist vorerst ausgeschlossen, doch sollen fertige Karten zur Benützung auf der Kgl. Bibliothek in Berlin niedergelegt werden.

129. 257 sowie die Artikel von Stertzing DM. II—VI). A. Schleicher: *Volkstümliches aus Sonneberg im Meininger Oberlande.* Weimar 1858, (vgl. Zs. f. vergl. Sprachf. VI, 224). B. Sartorius: *Die Mundart der Stadt Würzburg.* Würzburg 1862, (DM. VI, 161. 314. 462. Mone, Anz. 8, 580). H. Bauer: *Der ostfränkische Dialekt zu Künzelsau.* Zeitschrift des histor. Ver. f. d. württemb. Franken Bd. VI, Heft 3. Weiteres in den württembergischen »Oberamtsbeschreibungen« von Künzelsau, Gerabronn, Mergentheim, Öhringen, Heilbronn, Hall, Crailsheim. A. Stengel: *Beitrag zur Kenntnis der Mundart an der schwäbischen Retzat und mittleren Altmühl.* DM. VII, 389. K. Frommann: *Grübel, sämtliche Werke.* Nürnberg 1857. *Nürnberger Mundart:* DM. VI, 260. *Oberpfalz:* Korrespbl. d. deutschen Gesellsch. f. Anthropologie 21. *Fichtelgebirge:* DM. IV, 253. V, 130. 512.

B. Haushalter: *Die Mundarten des Harzgebiets.* Mit Karte. Halle 1884. (Clausthal DM. V, 420); über hd. Besiedelung des Oberharzes vgl. Zs. d. Harzvereins Bd. 17. *Die Sprachgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch von Hedemünden an der Werra bis Stassfurt an der Bode.* Mit Karte. Halle 1883. *Der Vokalismus der Rudolstädter Mundart.* Rudolstadt 1882. L. Hertel: *Die Greizer Mundart.* Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Thüringerwaldes. 2. Heft S. 1 ff. Jena 1887. O. Böhme: *Beiträge zu einem Vogtländischen Wörterbuche.* Progr. von Reichenbach i. V. 1888 (woselbst weitere Literatur). G. Schulze: *Ewerharzische Zitter.* Herrigs Archiv 60, 383. 61, 1. A. Jecht: *Wörterbuch der Mansfelder Mundart.* Eisleben 1888. F. Liesenberg: *Die Stieger Mundart,* ein Idiom des Unterharzes, besonders hinsichtlich der Lautlehre dargestellt nebst einem etymologischen Idiotikon. Göttingen 1890. (Vgl. über diese ursprüngl. nd. Striche Tümpel Beitr. VII, 21 ff). M. Schulze: *Idiotikon der nordthüringiscken Mundart.* Nordhausen 1874. Nachträge von S. Kleemann 1882.

II. DAS KOLONISATIONSGEBIET.

E. Pasch: *Das Altenburger Bauerndeutsch.* Altenburg 1879. O. Weise: *Die Altenburger Mundart.* Mitth. d. Geschichts- und Altertumsforsch.-Ver. zu Eisenberg IV. K. Albrecht: *Die Leipziger Mundart. Grammatik und Wörterbuch der Leipziger Volkssprache.* Leipzig 1881. G. Franke: *Der obersächsische Dialekt.* Progr. von Leisnig 1885, (vgl. W. Braune, PBBeiträge XIII, 581 ff). Gelbe: *Die sächsische Mundart und ihr Verhältniss zur Lautverschiebung.* Progr. von Stollberg 1875. E. Göpfert: *Die Mundart des sächsischen Erzgebirges.* Mit Karte. Leipzig 1878. Kiessling: *Blicke in die Mundart der südlichen Oberlausitz.* 4. Jahresber. des kgl. Seminars zu Löbau. (*Lausitzische Idiotismen* im Neuen Lausitzischen Magazin 1862. 1867. 1881 u. a.), vgl. auch F. Franke: *Die Umgangssprache der Nieder-Lausitz.* Vietor, Phonetische Studien II, 21 ff. R. Michel: *Die Mundart von Seifhennersdorf* (nordw. von Zittau) PBBeitr. XV, 1 ff.

H. Rückert: *Entwurf einer systematischen Darstellung der schlesischen Mundart im Mittelalter. Mit einem Anhange enthaltend Proben altschlesischer Sprache,* herausgeg. von P. Pietsch. Paderborn 1878. *Zur Charakteristik der deutschen Mundarten in Schlesien.* Zeitschrift f. deutsche Philol. I, 199. IV, 322. V, 125. K. Weinhold: *Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien.* Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde herausgeg. von A. Kirchhoff II. Bd. 3. Heft. Stuttgart 1887. *Über deutsche Dialektforschung. Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart.* Wien 1853. *Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche.* Wien 1855, (vgl. DM. IV, 163. VI, 273. 511. Schlesische Provinzialblätter 1862, S. 421 ff. 1868. 1870. 1871). A. Klesse: *Zur Grammatik des in der Grafschaft Glatz gesprochenen*

deutschen Dialekts. Vierteljahrschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glatz III, 148 ff. vgl. IV. V; über Besiedelung VII, 1 ff. E. Maetschke, Diss. Breslau 1888. G. Waniek: *Zum Vokalismus der schlesischen Mundart.* Progr. von Bielitz 1880. F. Held: *Das deutsche Sprachgebiet von Mähren und Schlesien.* Brünn 1888.

L. Schlesinger: *Die Nationalitäts-Verhältnisse Böhmens.* Stuttgart 1886. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde II, 1). A. Prochatzka: *Das deutsche Sprachgebiet in Böhmen.* Mitteilungen des Vereins f. Gesch. der Deutschen in Böhmen 1876, (vgl. Zeitschr. f. vergl. Sprachf. XIX, 321 ff). J. Petters: *Mundartliches aus Nordböhmen* DM. II, 30. 234. V, 472, (vgl. V, 408. VI, 267. 504). *Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens.* Beiträge zur Geschichte Böhmens Abth. II, Bd. I Nr. 2. Prag 1864. *Beitrag zur Dialektforschung in Nordböhmen.* Progr. von Leitmeritz 1858—64. J. Nassl: *Die Laute der Tepler Mundart.* Dieselb. Beiträge Nr. 1. Prag 1863. P. O. Mannl: *Die Sprache der ehemaligen Herrschaft Theusing als Beitrag zu einem Wörterbuche der fränkischen Mundart in Böhmen.* Progr. von Pilsen 1887. J. Neubauer: *Altdeutsche Idiotismen der Egerländer Mundart mit einer kurzen Darstellung der Lautverhältnisse dieser Mundart, ein Beitrag zu einem Egerländer Wörterbuche.* Wien 1887, (vgl. DM. V, 126. VI, 170. Ders. Mitteilungen d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 27, 2).

K. Noë: *Beiträge zur Kenntnis der Mundart der Stadt Iglau.* DM. V, 121. 201. 310, (vgl. Mitteilungen des Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen Bd. 23, 105 ff. Bd. 26 [1888] über Neuheus und Neubistritz). F. Krones: *Zur Geschichte des deutschen Volkstums im Karpatenlande mit besonderer Rücksicht auf die Zips und ihr Nachbargebiet.* Universitätsschrift von Graz 1878 (vgl. J. Genersich: *Versuch eines Idiotikons der Zipser Sprache* in der Zeitschrift von und für Ungern 1803. 1804).

K. Reissenberger: *Die Forschungen über die Herkunft des siebenbürgischen Sachsenvolkes.* Hermannstadt 1877, vgl. F. Marienburg im Archiv des Vereins für siebenbürg. Landeskunde 1845, 3. Heft. DM. III, 386. G. Keinzel: Die Herkunft der Siebenbürger Sachsen. Bistritz 1887. A. Scheiner in Egyetemes Philologiai Közlöny XII, 1. F. Zimmermann in den Mitteilungen des Instituts für österr. Gesch. 9, 47. J. K. Schuller: *Beiträge zu einem Wörterbuche der siebenbürgisch-sächsischen Mundart.* Prag 1865, (vgl. Wiener Sitzungsberichte 1849 S. 227. 236). Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde I—XIV. J. Wolf: *Der Konsonantismus des Siebenbürgisch-Sächsischen mit Rücksicht auf die Lautverhältnisse verwandter Mundarten.* Progr. von Mühlbach 1873. *Über die Natur der Vokale im siebenbürgisch-sächsischen Dialekt.* Progr. von Mühlbach 1875. A. Scheiner: *Die Mediascher Mundart.* PBBeiträge XII, 113. J. Roth: *Laut- und Formenlehre der starken Verba im Siebenbürgisch-Sächsischen.* Archiv d. Ver. f. siebenbürg. Landesk. Bd. XI. Hermannstadt 1872. Bertleff: *Beiträge zur Kenntniss der Nösner Volkssprache.* Progr. von Hermannstadt 1868, (vgl. Korrespondenzblatt XI, 45 ff). F. Kramer: *Idiotismen des Bistritzer Dialekts.* Progr. von Bistritz 1876. Weiteres DM. IV, 192. V, 361. 30. 172. 324. VI, 99, vgl. ferner Germ. 22, 241. 367 (woselbst Allgemeineres über die siebenbürgischen Mundarten).

NIEDERDEUTSCHLAND.

1. DIE STAMMLANDE.

Verein für niederdeutsche Sprachforschung: *Korrespondenzblatt.* 1.—14. Heft (seit 1876). *Jahrbuch* 1.—13. Jahrgang (seit 1875). Norden und

Leipzig. F. A. Kinderling: *Geschichte der niedersächsischen oder sogenannten plattdeutschen Sprache, vornehmlich bis auf Luthers Zeiten.* Magdeburg 1800. J. Winkler: *Algemeen nederduitsch en friesch Dialecticon.* 2 Bde. 's Gravenhage 1874, (vgl. ferner Jahrbuch 4, 181). *Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs.* 1—5. Teil 1767—71. 6. Teil. Bremen 1869. H. Berghaus: *Sprachschatz der Sassen.* 2 Bde. Brandenburg 1880. Berlin 1883, (vgl. Zeitschr. f. deutsche Philol. X,245 ff). H. Jellinghaus: *Zur Einteilung der niederdeutschen Mundarten.* Kiel 1884, (vgl. Tümpel, PBBeiträge VII, 93 ff. mit Karte). K. Nerger: *Über die tonlangen Vokale des Niederdeutschen.* Germania XI, 452 ff. W. Lübben: *Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen.* Oldenburg 1846. Ferner Herrigs Archiv 5, 302 ff.

J. Greeling: *Über die Clevische Mundart.* Progr. von Wesel 1841. H. Röttsches: *Die Krefelder Mundart.* DM. VII, 36, (vgl. DM. V, 183 Berg). Fr. Koch: *Die Laute der Werdener Mundart.* Progr. von Aachen 1879. E. Maurmann: *Die Laute der Mundart von Mühlheim a. d. Ruhr.* Marburg. Diss. 1889. Bauernfeind: *Einige sprachliche Eigentümlichkeiten aus dem Wupperthale.* Progr. von Barmen 1876. E. Holthaus: *Die Ronsdorfer Mundart.* Zeitschr. f. deutsche Philol. XIX, 339. 421. F. Holthausen: *Die Remscheider Mundart.* PBBeitr. X, 403. 546. Humpert: *Über den sauerländischen Dialekt im Hönnethal.* Progr. von Bonn 1877. 1878. Ders.: *Über den Sauerländer Dialekt der mittleren Ruhrgegend.* Mit Karte. Bonn 1876. Vgl. auch Grimme: *Schwänke und Gedichte in Sauerländer Mundart.* 7. Aufl. Paderborn 1878 (mit Vorbemerkungen über den Dialekt im oberen Ruhrthal.) G. Schöne: *Über den rheinisch-fränkischen Dialekt und die Elberfelder Mundart insbesondere.* Progr. von Elberfeld 1865. Weiteres (aus der Mark): Zeitschr. f. vergl. Sprachforsch. II, 81. 90. DM. V. VI. VII. Zeitschrift für deutsche Philologie I—III. V. VI. (Woeste). Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark II, 1—80. W. Köppen: *Verzeichnis der Idiotismen in plattdeutscher Mundart, volkstümlich in Dortmund und dessen Umgegend.* Dortmund 1877. Über diese Grenzdialekte vgl. Braune, PBBeiträge I, 11 ff. Tümpel, PBBeiträge VII, 1. ff. Crecelius, Jahrbuch 1876 S. 1 ff.

Honcamp: *Die Vokale der westfälisch-niederdeutschen Mundart.* Herrigs Archiv IV, 157. 401. *Die Konsonanten* ebenda XVII, 371, (vgl. ferner Korrespondenzblatt IV, 60 über die westfäl. Dialekte. IX, 66 ff. über Ahaus, Borken, Bochold von G. Humperdinck). H. Jellinghaus: *Westfälische Grammatik. Die Laute und Flexionen der Ravensbergischen Mundart.* 2. Aufl. Bremen 1885, (vgl. von demselben: *Grenzen westfälischer Mundarten.* Korrespondenzblatt VI, 74 f. VII, 2 f). Kaumann: *Entwurf einer Laut- und Flexionslehre der münsterischen Mundart in ihrem gegenwärtigen Stande.* Diss. von Münster 1884, (vgl. Jahrbuch 1877 S. 36 ff). F. Holthausen: *Die Soester Mundart. Laut- und Formenlehre nebst Texten* (= Forschungen, herausgeg. vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung I). Norden und Leipzig 1886. F. Woeste: *Wörterbuch der westfälischen Mundart* (= Wörterbücher, herausgegeben vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung I). Norden und Leipzig 1883, (dazu Jahrbuch 1883 S. 65 ff). F. Runge: *J. A. Klöntrup. Niederdeutsch-westfäl. Wörterb.* Buchstabe A. Festschrift. Osnabrück 1890. E. Hoffmann: *Die Vokale der lippischen Mundart.* Diss. von Zürich, Hannover 1887, (vgl. DM. VI, 49. 207. 351. 477; Bezzenbergers Beiträge II, 214 ff. Osnabrück).

H. Babucke: *Über Sprach- und Gaugrenzen zwischen Elbe und Weser.* Jahrbuch 1881 S. 71 ff. 1889 S. 9 ff. Progr. von Königsberg 1886. G. Schambach: *Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen.* Hannover 1858. Nachtrag Jahrbuch VIII, 27 ff. A. Herrmann: *Das Deutsche im Munde des Hannoveraners.* Hannover 1879. J.

Müller: *Andeutungen zu einer Lautlehre der Hildesheimischen Mundart.* DM. II, 118. 193. H. C. Bierwirth: *Die Vokale der Mundart von Meinersen.* Jena 1890. H. Hoffmann: *Mundart in und um Fallersleben.* DM. V, 41. 145. 289. E. Schmelzkopf: *Über das niederdeutsche Sprachidiom im Herzogtum Braunschweig.* Herrigs Archiv II. E. Damköhler: *Mundartliches aus Cattenstedt am Harze.* Progr. von Helmstedt 1884. *Zur Charakteristik des niederdeutschen Harzes.* Halle 1886. *Die pronominalen Formen für „uns" und „unser" auf dem nd. Harz und in dem nördlich sich anschliessenden Gebiete.* Mit einer Karte. Wolfenbüttel 1887. H. Wäschke: *Über anhaltische Volksmundarten.* Mitteilungen für anhaltische Geschichte II, 304. 388 (Vokalismus der Gegend von Köthen). Ph. Wegener: *Zur Charakteristik der niederdeutschen Dialekte besonders auf dem Boden des Nordthüringgaus.* Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 13, 1. 167. Idiotische Beiträge S. 416 ff. Fr. Hülsse: *Über das Zurücktreten des Niederdeutschen* S. 150 ff. Winter: *Die Sprachgrenze zwischen Platt- und Mitteldeutsch im Süden von Jüterbog.* N. Mitteilungen der hist. antiq. Forsch. des thüring. sächs. Vereins 9. Bd. 2. Heft. R. Loewe: *Die Dialektmischung im magdeburgischen Gebiete.* Diss. von Leipzig. Norden 1889. Jahrbuch 1889 S. 14 ff. (gibt auch weitere Literatur); vgl. Zeitschr. f. Völkerpsychologie XX. A. Brückner: *Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark und im Magdeburgischen.* Leipzig 1879. Stier: *Über die Abgrenzung der Mundarten im Kurkreise.* Progr. von Wittenberg 1862, (vgl. Zeitschr. f. vergl. Sprachf. XII, 72). J. F. Danneil: *Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart.* Salzwedel 1859. Zusätze im 19. Jahresber. des altmärk. Ver. f. vaterl. Geschichte. Salzwedel 1879 S. 37 ff. H. Ringelmann: *Über die vocalischen Lautverhältnisse der Lüneburgischen Mundart.* Reform VII. Nr. 12. E. Chemnitz und W. Mielck: *Die niederdeutsche Sprache des Tischlergewerks in Hamburg und Holstein.* Jahrbuch 1875 S. 72 ff. M. Richey: *Idiotikon Hamburgense.* Hamburg 1755. J. N. Bärmann: *De lütje Plattdütschmann or pragmatsch Lehrbook der nedderdüütschen or plattdüütschen Mundard as see in Hamborg un wyd üm Hamborg herüm spraken ward.* Hamburg 1859, vgl. *Dat sülwern book, plattdüütsche schriwden etc.* Hamburg 1846. J. F. Schütze: *Holsteinisches Idiotikon.* Hamburg 1800. Altona 1806 (4 Teile). Vgl. ferner K. Müllenhoffs Glossar zum Quickborn. H. Jellinghaus: *Mundart des Dorfes Fahrenkrug in Holstein.* Jahrbuch 1889 S. 53 ff. C. F. Allen: *Über Sprache und Volkstümlichkeiten im Herzogtum Schleswig oder Südjütland.* Nebst Sprachkarte. Kopenhagen 1848. Geschichte der dänischen Sprache im Herzogthum Schleswig. Schleswig 1857, (vgl. ferner Strickers Germania I, 249. 338. Ausland 1864 Nr. 41 S. 978 ff. (Macmillans Magazine 1864 Art. 1) Augsburg. Allg. Zeitung ausserord. Beil. Nr. 77 Jahrg. 1857. Köln. Zeitung 6. Sept. 1889. Grenzboten 1889 Nr. 33. 34. Berichte d. freien deutschen Hochstifts 2). Ch. Johansen: *Über das Verhältnis des nordschleswigschen Dialekts zum Ostdänischen, Nordfriesischen und Plattdeutschen.* Jahrb. für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, Bd. VII, 346. L. R. Tuxen: *Det plattyske Folkesprog i Angel tilligemed nogle sprogpröver.* Kjöbenhavn 1857, (vgl. Korrrespondenzblatt X, 174). K. J. Lyngby: *Plattysk in Slesvig.* Nord. Tidskr. f. Filol. N. R. IV, 135 ff. Nyare bidrag till kännedom om de svenska landsmålen. Heft 38 (Sprachkarte von Südjütland), (vgl. Petermann Mittheil. 36, 247).

II. DER KOLONISIERTE OSTEN.

G. Wendt: *Die Germanisierung der Länder östlich der Elbe.* Liegnitz 1884. 1889. O. Kaemmel: *Die Germanisierung des deutschen Nordostens.* Zeitschr. f. allgem. Gesch. Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte 1887 S. 721 ff. H. Ernst: *Die*

Kolonisation von Ostdeutschland. Progr. von Langenberg 1888. B. Haushalter: *Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe.* Halle 1886.

B. Graupe: *De dialecto Marchica.* Diss. von Berlin 1879, vgl. Jahrbuch IV, 28 ff. *Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten.* 3. Aufl. Berlin 1880. O. Jänicke: *Neue Beiträge zu einem Idiotikon des Oderbruches.* Mitteilungen des Ver. f. Heimatskunde in Frankfurt a. d. Oder 15.—17. Heft.

K. Nerger: *Grammatik des meklenburgischen Dialekts.* Leipzig 1869 (woselbst weitere Literatur). Mi: *Wörterbuch der meklenburgisch-vorpommerschen Mundart.* Leipzig 1876. R. Wossidlo: *Einige beachtenswerte Wortbedeutungen im Meklenburger Platt.* Festschrift von Wismar 1886 S. 167 ff.; (vgl. Rostocker Zeitung 1888. 1889. DM. V, 283. Korrespondenzblatt XIV, 1. 2). Ders.: *Imperativische Wortbildungen im Niederdeutschen.* Progr. von Waren 1890. J. C. Dähnert: *Plattdeutsches Wörterbuch nach der alten und neuen pommerschen Mundart.* Stralsund 1781. *Sammlung der niederdeutschen Mundarten in Pommern.* Baltische Studien II, 1 ff. vgl. III, 172 ff. (über das in Pommern gesprochene Niederdeutsch). XXXVI, 55.158 (Proben aus Crazig und Degelsdorf), vgl. DM. V, 133. 135 (Rügen). Korrespondenzblatt X, 52 ff. XIV, 22 (Sprichwörter aus Hinterpommern und ähnl.). O. Knoop: *Plattdeutsches aus Hinterpommern* I Posen 1890. II Progr. von Rogasen 1890. Ch. Götow: *Leitfaden zur plattdeutschen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der südwestl. vorpommerschen Mundart.* Anklam 1868. A. Höfer: *Das Verbum der Mundart Neuvorpommerns.* Zeitschr. f. d. Wissensch. d. Sprache I, 379 ff. *Die neuniederdeutschen Lautverhältnisse besonders Neuvorpommerns* ebenda III, 375. E. Förstemann: *Die niederdeutsche Mundart von Danzig.* v. d. Hagens Germania IX, 150 ff. (Vgl. Preuss. Prov.-Bll. 1852 S. 27 ff. 1853 S. 294 ff. Zeitschr. f. vergl. Sprachforsch. I, 412 ff. II, 48 ff). A. Schemionek: *Ausdrücke und Redensarten der elbingschen Mundart.* Danzig 1881. J. A. Lehmann: *Die Volksmundarten in der Provinz Preussen.* Preuss. Prov.-Bll. 1842 S. 5 ff. 1855 S. 435 ff. (Vgl. ferner Herrigs Archiv 13, 1 ff. 14, 134 ff). G. Th. Hoffheinz: *Über den ostpreussischen hochdeutschen Dialekt.* Altpreuss. Monatsschrift 1872, (vgl. A. Bezzenberger: *Kässlausch, Kössligs.* Ein Beitrag zur Geschichte der Königsberger Mundart. Altpreuss. Monatsschr. 1886 S. 646 ff. Fr. Pfeiffer, Jeroschin S. XXXIII. Adelung, Lehrgebäude S. 79). Ders.: *Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner.* Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde III, 4. H. Frischbier: *Preussisches Wörterbuch. Ost- und westpreussische Provinzialismen in alphabet. Folge.* 2 Bde. Berlin 1883. 1885. Ch. Bernd: *Die deutsche Sprache im Grossherzogtume Posen und einem Teil des angrenzenden Königreichs Polen.* Bonn 1820.

A. Hupel: *Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Ehstland.* Riga 1795. K. Sallmann: *Neue Beiträge zur deutschen Mundart in Estland.* Reval 1880. Nachlese in der Baltischen Monatsschrift 1887 Heft 6. W. von Gutzeit: *Wörterschatz der deutschen Sprache Livlands.* Riga 1859 ff. J. Malm: *Die oberpahlsche Freundschaft. Ein Gedicht in deutsch-esthnischer Mundart* (mit linguist. Einleitung) hrsg. von F. Th. Falck. 5. Aufl. Reval 1885.

III. FRIESLAND.

[Siehe oben S. 724 f.]. Th. Siebs: *Zur Geschichte der englisch-friesischen Sprache I.* Halle 1889. Literaturverzeichnis S. 348 ff. Friesisches Archiv. *Eine Zeitschrift für friesische Geschichte und Sprache.* Herausgegeben von H. G. Ehrentraut. 2 Bde. Oldenburg 1847. 1854, (vgl. ferner v. d. Hagens Germania III, 210). F. Buitenrust Hettema: *Bloemlezing uit Oud-Middel- en*

Nieuwfriesche Geschriften met glossarium. Derde Deel. *Nieuwfriesch.* Leiden 1888. O. Bremer: *Einleitung zu einer amringisch-föhringischen Sprachlehre.* Jahrbuch des Ver. f. nd. Sprachforschung XIII, 1 ff. XIV, 155, (vgl. Föhringer Plattdeutsch. Jahrbuch XII, 123). Ch. Johansen: *Die nordfriesische Sprache nach der Föhringer und Amrumer Mundart.* Kiel 1862. B. Bendsen: *Die nordfriesische Sprache nach der Moringer Mundart.* Herausgegeben von M. de Vries. Leiden 1860. F. H. Strass: *Flüchtige Andeutungen über die friesiche Sprache auf den Inseln Föhr und Helgoland* von der Hagens Germania VIII, 355 ff. (vgl. Herrigs Archiv II, 48. IX, 179. X, 136. 269. XII, 71. DM. III, 25 ff. Zeitschr. f. d. Altertum VIII, 350 ff. Anz. IV, 143). *Sylterfriesisch:* Korrespondenzblatt III, 41 f. C. P. Hansen: *Altfriesischer Katechismus* 1862. *Uald Söldringtialen* 1858. M. Nissen: *De freske Sjemstin me en hugtiisk auerseting.* Altona 1868. *Friesisches in Ditmarschen* vgl. Jahrbuch 1876 II, 134 ff. X, 163. Wangeroog: Herrigs Archiv II, 48 ff. Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache I, 93 ff. H. Jellinghaus: *Ein friesisches Vocabular aus dem Lande Wursten.* Korrespondenzblatt XI, 34 ff. Vgl. O. Bremer PBBeiträge XIII, 530 ff. (woselbst weitere Literatur). Ferner DM. IV, 347 ff. V, 141. 272. Korrespondenzblatt III, 54 ff. C. H. Stürenburg: *Ostfriesisches Wörterbuch.* Aurich 1857. J. ten Doornkaat-Koolmann: *Wörterbuch der ostfriesischen Sprache.* 3 Bde. Norden 1879—84. J. Hobbing: *Über die Mundart von Greetsiel in Ostfriesland.* Diss. von Jena. Nienburg 1879. L. Ruprecht: *Die deutschen Patronymika nachgewiesen an der ostfriesischen Mundart.* Progr. von Hildesheim 1864.[1] J. Winkler: *Over de taal en de tongvallen der Friezen.* Leeuwarden 1868. J. Halbertsma: *Over de uitspraak van het Landfriesch.* Taalgids IX, 1 ff. J. Winkler: *Sporen der Friesche taal in de Volkspraak van Noord Holland.* Navorscher XXVII, 568. *De Leeuwarder tongval* Taalgids IV, 210. N. Beets: *Noordhollandsch taaleigen.* Taalkundig Magazyn III. IV. D. van Kalken: *Bydrage tot de kennis der noordhollandsche volkstaal.* Taalgids I, 102. 282. II, 101. J. Bouman: *De Volkstaal in Noordholland.* Purmerende 1871. *Woorden op het platte Land in Noordholland nog gebruikelyk.* Navorscher IV, 193. VI, 196. 361. VII, 39. 106. 161. 208. 258. 279. 289. 321. VIII, 88. 183. 453. IX, 26. 327. F. Allan: *Eenige opmerkingen over 'et Markensche Dialekt.* Taal-en Letterbode II, 62. A. Tinholt: *Taalbyzonderheden van het eiland Marken.* Taalgids IV. H. Suurbach: *Terschellinger Dialekt.* Noord en Zuid III, 170. K. Koffeman: *Het Urker taaleigen.* Taal- en Letterbode VI, 24. 220. *Noordhollandsche spreekwyzen aan den Zaankant gebruikelyk* Kronyk v. h. Utr. histor. Genootschap. 1846, 281. 1847, 188. C. Eykman: *Lyst van Zaansche woorden.* Noord en Zuid III, 299. IV, 177. Volkstaal III, 40, vgl. Nieuw Archief voor nederlandsche Taalkunde 1. P. Fransen: *Lyst van woorden en uitdrukkingen in West Vriesland gebruikelyk.* Volkstaal II, 175. *Woorden en spreekwyzen gebruikelyk in't Stadtfriesch* ebenda 177—182. Dialekt van Westfriesland: Navorscher XI, 337 XII, 45.

IV. Niederlande.

[Siehe oben S. 637 f.][2]. L. Petit: *Proeve einer Bibliographie der nederl. Dialekten.* Culemborg. *Onze Volkstaal.* Tijdschrift gewijd aan de studie der nederl. tongvallen. Red. T. H. de Beer onder toezicht v. H. Kern, P. J. Cosijn,

---

[1] Von hier an beruht die Sammlung vorwiegend auf Mitteilungen von Prof. Dr. J. H. Gallée in Utrecht, wofür ich auch an dieser Stelle meinem Dank Ausdruck gebe. — [2] Eine von H. Jellinghaus bearbeitete Darstellung der niederländischen Volksmundarten ist in Aussicht gestellt.

J. H. Gallée, B. Symons, J. Beckering Vinckers 1884—1890. J. Beckering Vinckers und J. H. Gallée: *Holland Language Phonology*. Encyclop. Britannica 1881. K. Brämer: *Nationalität und Sprache im Kgr. Belgien*. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde Bd. II, Heft 1. Stuttgart 1887. Joh. Winkler: *Oud Nederland*. Haag 1888.

J. S. Swaagman: *Commentatio de dialecto Groningana*. Groningae 1827. M. T. Laurman: *Proeve van kleine taalk. bydragen tot beter kennis van den tongval in de provincie Groningen*. Groningen 1822. J. Bolland: *Het dialect der stad Groningen*. Taalk. Bydr. II, 278. L. van Ankum: *Dialect der Groninger Veenkolonien*. Noord en Zuid III, 369. *Hunsingo-Groningsch*: Bydrage tot de geschied. en oudheidk. van Groningen V, 52. J. Onnekes: *Groningsch dialect*. Volkstaal II, 49. Vgl. Taal- en Letterbode III, 93. H. Molema: *Wörterbuch der Groningischen Mundart im 19. Jahrhundert*. Norden und Leipzig 1888. A. L. Lesturgeon en Bennink Janssonius: *Proeve van een woordenboekjen van den Drenthschen tongval*. Drentsche Volks- almanak, Assen 1844. 45. 46. 47. 48. 49. J. H. Gallée: *Woordenlyst van de taal van de graafschap Zutphen en Twenthe*. Culemborg, vgl. Volkstaal I, 112. 150. P. J. Cosyn: *Nieuw Saksisch* (Dialect von Dalfsen) Taalk. Bydr. I, 280. H. Buser: *Overysselsch Taaleigen* Nieuw nederl. Magazyn III, 113. 217. IV, 232. Taalgids III, 134. J. H. Behrens: *Twenthsche vokalen en klankwyzigingen* Taalk. Magaz. III, 329. *Twenthsche woorden*. Noord en Zuid I, 67. 137. 215. 218. III, 181. C. van Wyngaarden: *Overysselsch dialect*. Volkstaal I, 174. Noord en Zuid I, 137. 215. *Uit Twenthe*. Noord en Zuid III, 181. H. Halbertsma: *Woordenboekje van het Overysselsch* (Deventer) Overysselsche Almanak, Deventer 1836, S. 184. H. Kern: *Eigennamen uit oude Geldersche oorkonden, bydragen tot de kennis der Geldersche Tongvallen*. Taal- en Letterbode III, 275. *Proeve van eene taalkundige behandeling van het oostgeldersch taaleigen*. Taalgids VII, 231. 294. VIII, 125. *Opmerking omtrent den gelderschen tongval*. Taalk. Magazyn II, 395, III, 37. *Geldersche woorden*. Noord en Zuid II, 60. A. Aarsen: *Veluwsch (Uddelsch) taaleigen* Taalgids VI, 138. Taal- en Letterbode V, 68. 229. Noord en Zuid IV, 166. Onze Volkstaal III, 250. H. Suurbach: *Dialect van Twello* (by Deventer) Noord en Zuid III, 173.

W. Bisschop: *Het Dortsche taaleigen*. Taalgids IV, 27. 117. P. J. Cosijn: *Eene vraag naar aanleiding van het Katwyksch taaleigen*. Taal- en Letterbode III, 48. K. van der Zyde: *Het Sliedrechtsch taaleigen* ebenda V, 186. A. F. Stolk: *Dialect te Vlaardingen*. Noord en Zuid III, 111. 182. *Lyst van eigenaardige woorden die in Goedereede, Overflakkee, Schouwen en Kadzand in gebruik zyn*. Magazyn v. nederl. Taalk. V, 38.

J. Kousemaker: *Zeeuwsche uitspraak*. Noord en Zuid I, 135. A. F. Sifflé: *Over het Zeeuwsch taaleigen*. Taalk. Magazyn I, 169. 245. F. Willems: *Overeenkomst van Zeeuwsch en Vlaamsch*. Belg. Museum. II, 48. F. Callenfels: *Opmerkingen nopens het taaleigen in Zuid-Beveland*. Nieuw nederl. Taalmagazyn II, 209. J. Kousemaker: *Zuidbevelandsch taaleigen*. Noord en Zuid III, 176. IV, 341. *Het dialect van het westelyk gedeelte van Zuid-Beveland* ebenda III, 106. *Opmerkingen over het Zuidbevelandsche taaleigen* Taal- en Letterbode IV, 223.

G. A. Vorstermann van Oyen: *Het dialect te Aardenburg*. Noord en Zuid II, 310. Volkstaal II, 137 ff. H. J. van Eck: *Over het taaleigen der boeren van het Kanton Axel*. Archief v. nederl. Taalk. II, 53. 360. *Vlaamsche Zeeuwsch-Vlaamsche woorden*. Navorscher XI, 177. 211. 276. XII, 26. XV, 125. 303. XVII, 118. XVIII, 427. XIX, 158. F. Callenfels: *Eenige byzonderheden van het Zeeuwsche taaleigen, voornamelyk in het District Sluis* Magazyn v. nederl. Taalk. V. H. Q. Janssen: *Verschil in taaleigen tusschen*

Zeeuwsch-Vlaanderen en West-Vlaanderen, nevens overeenkomst van het suidbevelandsche met het westvlaamsche Zeeland. Jaarboekje voor 1852.

L. W. Schuermans: *Algemeen Vlaamsch Idiotikon.* Leuven 1856—1870. L. S. de Bo: *Westvlaamsch Idioticon.* Brügge 1870—1873, (vgl. auch Volkstaal II, 1. Korrespondenzblatt d. Ver. f. niedd. Sprachf. VI, 73 f). F. A. Snellaert: *Bydragen tot de kennis van den tongval en het taaleigen van Kortryk.* Gent 1844. (Belg. Museum VIII). E. de Cousemaker: *Délimitation du Flamand et du Français dans le nord de la France.* Dunkerque 1857, (vgl. DM. IV, 416 ff). *Quelques recherches sur le dialecte flamand de France.* Dunkerque 1859. K. Deflou: *Woorden en Vaktermen uit Westvlaanderen* Volkstaal II, 1. Mone: *Teutsche Mundarten* Anzeiger f. Kunde der teutschen Vorzeit V. VI. VII.

J. F. Tuerlinckx: *Bijdrage tot een Hagelandsch Idioticon.* Gent 1886. V. Delecourt en K. Stallaert: *Proeve van een Zuidbrabantsch Idioticon* Archief v. nederl. Taalk. III, 12. J. H. Hoeufft: *Proeve van Bredaasch taaleigen.* Breda 1836. Aanhangsel 1838. W. C. Ackerdyk: *Aanmerkingen op Hoeuffts Proeve.* Taalk. Magazyn III, 69. *Woorden in de Meyëry van 's Hertogenbosch in gebruik.* Navorscher IX, 328. X, 347. XI, 20. XXIV, 468. XXV, 563. De Vlam: *Bydrage tot het taaleigen der Meyery* Taal- en Letterbode VI, 72. R. C. Hermans: *Dialect der Meyery* Belg. Museum III, 387. W. van Cuuk: *Dialect in het land van Cuyk* Noord en Zuid III, 178, (vgl. Navorscher IX, 61. 293. X, 89. 145. XI, 13). H. van der Brand: *De Quantiteit in de Noordbrabantsche volkstaal.* Volkstaal I, 18. *Noordbrabantsche woorden met volkomen doch korten klinker* ebenda I, 83. *Proeve eener grammatica van de taal van oostelyk Noordbrabant* ebenda I, 162. *Woordenlyst der Noordbrabantsche volkstaal* ebenda I, 193, vgl. *Nog eene bydrage tot de klankleer van het Noordbrabantsch* ebenda II, 153.

J. Habets: *Limburgsche woorden in den Luikschen tongval.* Taalk. Bydr. I, 315. H. Bouman: *Lyst van woorden en spreekwyzen uit het Limburgsch (Truiersch) Dialect* Archief v. nederl. Taalk II, 360. P. J. Cosyn: *De grammatische vormen der Limburgsche Sermoenen* (14. sec.) Taal- en Letterbode V, 169. VI, 225. *Proeve van het Dialect van Kessel by Venloo.* Belg. Museum II, 172. *Proeve van het Dialect van Maastricht* ebenda III, 251. 343, vgl. Archief v. nederl. Taalk. III, 257. 343 (Franquinet). H. Halbertsma: *Roermonder tongval.* Overysselsche Almanak 1846, S. 101. M. Mertens: *Het Limburgsch Dialekt.* Volkstaal II, 201. 242. *Spraakleer van het Limburgsch Dialekt* ebenda 242. J. Jongeneel: *Een zuidlimburgsch taaleigen. Proeve van vormenleer en woordenboek der dorpspraak van Heerle, met taal- en geschiedkundige inleiding en bylagen.* Heerlen 1884.

Ein Sprachatlas der niederländischen Dialekte ist bei der geographischen Gesellschaft zu Amsterdam in Vorbereitung. Viel dialektisch interessantes aus älterer Zeit ist auch zu finden in den von derselben Gesellschaft herausgegebenen Nomina Geographica. Leiden. E. J. Brill, redigiert von H. Kern, J. H. Gallée u. a.

V. ABSCHNITT.

SPRACHGESCHICHTE.

ANHANG: DIE BEHANDLUNG DER LEBENDEN MUNDARTEN.

4. ENGLISCHE MUNDARTEN

VON

J. WRIGHT.

Bibliographie: *A Bibliographical List of the works that have been published towards illustrating the Provincial Dialects of English*, von J. R. Smith, London 1839. *A Bibliographical List of the works that have been published, or are known to exist in Manuscript, illustrative of the various dialects of English*, zusammengestellt von den Mitgliedern der Engl. Dial. Soc., und hrsg. von W. W. Skeat und J. H. Nodal, London 1873—7. *Catalogue of the English Dialect Library* (gestiftet von den Mitgliedern der Gesellschaft für die Erforschung der englischen Mundarten) zu Manchester, 1. Teil Manchester 1880, 2. Teil London 1888.

§ 1. Wörterbücher und Glossare. Die ungeheuere Masse von Dialektwörtern, welche im Verlaufe dieses Jahrhunderts in fast allen Teilen Englands gesammelt und aufgezeichnet worden sind, wird stets eine Quelle unschätzbarer Belehrung für den Etymologen der englischen Sprache bleiben. Unter den zahlreichen Dialektglossaren jedoch, die zusammengestellt und veröffentlicht worden sind, gibt es verhältnismässig wenige, welche auch für den Forscher auf dem Gebiete der Lautlehre und der Geschichte der englischen Sprache von wirklich bedeutendem Werte sind. Der Grund dieses Mangels ist natürlich in dem Umstande zu suchen, dass die meisten der Kompilatoren gar keine oder doch nur eine ungenügende phonetische Schulung besassen, und darum nicht im Stande waren, die Aussprache auch nur einigermassen genau zu bezeichnen. Viele Glossare, welche sonst den besten Beiträgen zur englischen Dialektforschung zugezählt werden müssten, sind geradezu entstellt, dadurch dass die Dialektwörter nach derselben Orthographie geschrieben sind, nach der sie gegeben werden müssten, wenn sie in der Schriftsprache vorkämen. Jene Glossare, in welchen die mundartliche Aussprache genau angegeben ist, sind in dem unten folgenden Verzeichnis mit dem Zeichen † versehen. Bei den übrigen Glossaren, in welchen entweder gar kein Versuch gemacht ist, die mundartliche Aussprache genau wiederzugeben, oder wo dieselbe ungenügend bezeichnet ist, wird es sehr oft möglich sein, diesem Mangel

abzuhelfen, indem man unter dem betreffenden Dialekt in A. J. Ellis' grossartigem Werk *On the Existing Phonology of English Dialects* [s. unten] nachschlägt. Was in manchen Glossaren auf den ersten Blick als eine Ungenauigkeit in der Bezeichnung der Aussprache erscheinen mag, rührt häufig einfach daher, dass diese Glossare ein weites Gebiet (z. B. eine ganze Grafschaft) einschliessen, zu welchem nicht ein, sondern mehrere Dialekte gehören. So wird z. B. in dem Glossar von Hampshire das Wort für Pflug *sull* [sprich *svl*] und *zarl* [sprich *zāl*] geschrieben; letzteres gehört bloss dem Westen der Grafschaft an, wo *s* und *f* im Anlaute von Wörtern germanischen Ursprungs regelmässig tönend geworden sind. Nicht eindringlich genug kann davor gewarnt werden, sich allzu vertrauensvoll auf Halliwells *Dictionary of Archaic and Provincial Words*, oder auf Th. Wrights *Dictionary of Obsolete and Provincial English* zu verlassen, wenn es sich darum handelt, darüber klar zu werden, ob irgend ein gegebenes altenglisches Wort noch in den neuenglischen Mundarten fortlebt. So wertvoll auch diese beiden Wörterbücher in vielen Beziehungen sind, so sind sie doch gänzlich irreführend, dadurch dass keine Unterscheidung gemacht ist zwischen Wörtern, die wirklich in den lebenden Mundarten vorkommen, und solchen, die bloss in mittel- oder früh-neuenglischen Autoren nachgewiesen sind. Diesem Mangel wird aber wohl bald abgeholfen werden, wenn die English Dialect Society, die schon so viel dafür gethan hat, eine Fülle von unschätzbarem Dialektmaterial der Vergessenheit zu entreissen, ihren beabsichtigten Plan ein zusammenfassendes Wörterbuch aller neuenglischen Dialekte herauszugeben ausführen sollte. Das nachstehende Verzeichnis enthält eine ziemlich vollständige Aufzählung der nützlichsten und verlässlichsten Dialektwörterbücher und Glossare:

a) Wörterbücher und Glossare, welche entweder alle englischen Dialekte oder die Dialekte von mehr als einer Grafschaft umfassen:

A collection of English words not generally used with their Significations and Original, in two alphabetical Catalogues, the one of such as are proper to the Northern, the other to the Southern Counties, von John Ray, London 1674; 2. Aufl. sehr vermehrt, 1691 [Von neuem angeordnet und herausgegeben von W. W. Skeat, London 1874]. *An Universal Etymological English Dictionary .... also the Dialects of our different Counties*, von N. Bailey, London 1721, 24. Aufl. 1782 [Dieses Wörterbuch enthält eine grosse Anzahl von Dialektwörtern mit genauer Angabe der bezüglichen Grafschaften, denen sie angehören]. Die Dialektwörter sind von W. E. A. Axon ausgezogen und unter dem Titel *English Dialect Words of the Eighteenth Century*, London 1883 herausgegeben worden. *Etymological Dictionary of the Scottish Language*, von John Jamieson, 4 Bände, Edinburgh 1808—25; neue Auflage besorgt von J. Longmuir und J. Donaldson 1880—82. [In jeder Beziehung ein höchst wichtiges Werk. Eine verkürzte Ausgabe desselben von J. Johnston, revidiert von J. Longmuir, Edinburgh 1867, ist ein sehr brauchbares Nachschlagebuch]. *A General Dictionary of Provincialisms*, von W. Holloway, Lewes 1839 [Besonders nützlich für Dialektwörter, die in Kent, Sussex und Hampshire gebräuchlich sind]. *A Glossary of Provincial and Local Words used in England*, von F. Grose mit einem Supplement von S. Pegge, London 1839. *A Dictionary of Archaic and Provincial Words, obsolete Phrases* etc. von J. O. Halliwell, London 1847, 2. Aufl. 1850 [Alle nachfolgenden Ausgaben sind Wiederabdrücke der 2. Aufl. Dies ist das vollständigste Wörterbuch das wir bis jetzt besitzen. Es enthält über 50,000 Wörter]. *A Dictionary of Obsolete and Provincial English*, London 1857 [Wiederabgedruckt 1869 und 1880. Dieses Wörterbuch kommt, was Vollständigkeit anbelangt, Halliwell am nächsten]. *A Glossary of North Country words*, J. T. Brockett, Newcastle 1825;

3. Aufl. verbessert und sehr vermehrt 1846. *The Vocabulary of East Anglia* (Norfolk und Suffolk), von R. Forby, London 1830 [Ergänzungsband, von W. T. Spurdens, London and Norwich 1840]. *A Glossary of Provincial Words in Herefordshire and some of the adjoining Counties*, von G. C. Lewis, London 1839. *The Dialect of the West of England, particularly Somersetshire*, von J. Jennings, London 1869. *A Glossary of Words in use in the Counties of Antrim and Down*, von W. H. Patterson, London 1880.

b) Wörterbücher und Glossare, welche bloss eine Grafschaft oder einen Teil einer Grafschaft umfassen:

Durham. *The charters of Endowment, Inventories, Account Rolls of the Priory of Finchale*, herausgegeben von J. Raine, und veröffentlicht durch die Surtées Soc., 1837. [Dieses Werk enthält ein wertvolles Glossar alter Durham-Wörter]. *A Glossary of Provincial words used in Teesdale in the Country of Durham*, von F. T. Dinsdale, London 1849.

Cumberland. *A Glossary of the Words and Phrases of Cumberland*, von W. Dickinson, London 1859; 2. sehr vermehrte Aufl. unter dem Titel *A Glossary of Words and Phrases pertaining to the dialect of Cumberland*, London 1878. *The Dialect of Cumberland*, von R. Ferguson, London 1873.

Yorkshire. *The Dialect of Craven, in tbe West Riding of York, with a copious Glossary*, von W. Carr, London 1828. *The Hallamshire Glossary* von J. Hunter, London 1889. *A Glossary of the Cleveland Dialect*, von J. C. Atkinson, London 1868; Ergänzungsband 1876. [Dies ist eine reichhaltige und schätzbare Sammlung von Dialektmaterial]. *A List of Provincial Words in use at Wakefield*, von W. S. Banks, Wakefield 1865. *A Glossary of Words used in Swaledale*, von J. Harland, London 1873. *A Glossary of Yorkshire words and phrases, collected in Whitby and the Neighbourhood*, von F. H. Robinson, London 1855; 2. verbesserte und sehr vermehrte Aufl. unter dem Titel *A Glossary of words used in the Neighbourhood of Whitby*, 1876. † *A Glossary of words pertaining to the Dialect of Mid-Yorkshire with others peculiar to Lower Nidderdale* von C. C. Robinson, London 1876. † *A Glossary of words used in Holderness in the East Riding of Yorkshire*, von F. Ross, R. Stead und T. Holderness, London 1877. *A Glossary of the Dialect of Almondbury and Huddersfield*, von A. Easther, London 1883. *Sheffield Glossary*, von S. O. Addy, London 1888.

Lancashire. *A Glossary of the Lancashire Dialect*, von J. H. Nodal und G. Milner, London und Manchester 1875—82. *A Glossary of Rochdale with Rossendale Words and Phrases*, von H. Cunliffe, Manchester 1886.

Cheshire. *An Attempt at a Glossary of some words used in Cheshire*, von R. Wilbraham, 2. Aufl., London 1826. *A Glossary of words used in the dialect of Cheshire*, von *L. Egerton Lee*, London 1877. *A Glossary of Words used in the County of Chester*, von R. Holland, London 1884—85 [Wertvoller Beitrag zur englischen Dialektforschung]. † *The Folk-Speech of South Cheshire*, von T. Darlington, London 1887 [Sehr brauchbares und zuverlässiges Werk].

Lincolnshire. *Provincial Words and Expressions current in Lincolnshire*, von J. E. Brogden, Derby 1866. *A Glossary of words used in the Wapentakes of Manley and Corringham*, von E. Peacock, London 1877; 2. verbesserte und sehr vermehrte Aufl., 1889. *A Glossary of South-West Lincolnshire*, von R. E. Cole, London 1886.

Leicestershire. *Leicestershire Words, Phrases and Proverbs*, von A. B. Evans, Leicester 1848; 2. Aufl. sehr vermehrt, und mit einer Einleitung über die Sprache versehen, von S. Evans, London 1881.

Suffolk. *Suffolk Words and Phrases*, von E. Moor, Woodbridge 1823, [s. oben unter *a*. (East-Anglia)].

Northamptonshire. *A Glossary of Northamptonshire Words and Phrases,* von A. E. Baker, London 1854 [Sehr wichtiges Werk].

Worcestershire. *A Glossary of West Worcestershire words*, von Mrs. Chamberlain, London 1882.

Shropshire. *Salopia Antiqua, with a glossary of Words used in the county of Salop,* von C. H. Hartshorne, London 1841. † *A Shropshire Word-Book, a Glossary of Archaic and Provincial Words* etc., *used in the County,* von G. F. Jackson, London 1879—81 [Sehr vollständig, genau, und unschätzbar für englische Dialektforschung].

Herefordshire. *Herefordshire Words and Phrases,* von F. T. Havergal, Walsall 1887.

Essex. *A Glossary of the Essex dialect,* von R. S. Charnock, London 1880.

Gloucestershire. *A Glossary of the Cotswold dialect,* von R. W. Huntley, London 1868.

Berkshire. *Berkshire Words,* von Major Lowsley, London 1888.

Kent. *A Dictionary of the Kentish Dialect,* von W. D. Parish and W. F. Shaw, London 1887 [Dieses Glossar enthält eine grosse Anzahl von Wörtern, welche nicht mehr im lebenden Dialekt existieren, ist daher denselben Vorwürfen ausgesetzt, die oben gegen Halliwell und Wright erhoben wurden].

Hampshire. *A Glossary of Hampshire Words and Phrases,* von W. H. Cope, London 1873. *A Dictionary of the Isle of Wight Dialect,* von W. H. Long, Newport Isle of Wight 1886.

Wiltshire. *A Glossary of Provincial Words and Phrases in use in Wiltshire,* von J. Younge Akermann, London 1842.

Somersetshire. † *The West Somerset Word-Book, a Glossary of dialectical and archaic words and phrases used in West of Somerset and East Devon,* von F. T. Elworthy, London 1888 [Sehr vollständig, genau, und unschätzbar für englische Dialektforschung].

Dorsetshire. *Poems of rural life in the Dorset dialect,* von W. Barnes, London 1848 [Glossar dazu p. 313—411].

Sussex. *A Dictionary of the Sussex dialect,* von W. D. Parish, Lewes 1875.

Cornwall. *A Glossary of words in use in Cornwall,* von M. A. Courtney und T. Q. Couch, London 1880.

Anhang. Es folgt hier eine Anzahl kleinerer wichtiger Glossare, die von der Engl. Dial. Soc. in fünf Bänden herausgegeben worden sind: — 1. (*North of England words; Provincialisms of East Yorkshire; Provincialisms of East Norfolk; Provincialisms of the Vale of Gloster; Provincialisms of the Midland counties; Provincialisms of West Devonshire; Glossary of words used in the West Riding of Yorkshire*) ediert von W. W. Skeat, London 1873. 2. (*Derbyshire lead-mining terms; words used in the Isle of Thanet; Words used in Herefordshire; Early Scottish Glossary; Various Provincialisms*) ediert von W. W. Skeat, London 1874. 3. (*Cleveland Words; An alphabet of Kenticisms; Surrey Provincialisms; Oxfordshire Words; South Warwickshire words*) ediert von W. W. Skeat, London 1876. 4. (*Dialect words from Kennett's Parochial Antiquities* (1695); *Wiltshire Words; East-Anglia words; Suffolk words; East Yorkshire words*) ediert von W. W. Skeat, London 1879. 5. *Isle of Wight words* (Smith), *Oxfordshire Words* (Parker); *Cumberland words* (Dickinson); *North Lincolnshire words* (Sutton); *Radnorshire words* (Morgan)), London 1881.

§ 2. Grammatiken, nebst Werken über Lautlehre. In vielen Glossaren und Wörterbüchern findet sich ein einleitendes Kapitel über die Lautlehre und gelegentlich über die Grammatik des betreffenden Dialekts. Doch sind diese Einleitungen in den weitaus meisten Fällen ganz wertlos. Die Transskription,

deren sich die Verfasser bedienen, ist höchst zweideutig und unverständlich. Von dem Verhältnis zwischen den Lauten und den Zeichen oder Buchstaben, welche die Laute repräsentieren sollen, scheinen sie nicht die geringste Idee gehabt zu haben. Die Flexionslehre ist auch meistenteils so mangelhaft dargestellt, dass sie für grammatische Zwecke gänzlich unbrauchbar ist.

Die einzig brauchbaren Arbeiten auf diesem Gebiete sind: *The existing Phonology of English dialects compared with that of West Saxon speech, forming part V of »Early English Pronunciation«*, von A. J. Ellis, London 1889 [Unschätzbar für alle Fragen in Bezug auf die Lautlehre der lebenden Dialekte]. *The Dialect of the Southern counties of Scotland, its pronunciation and historical relations*, von J. A. H. Murray, London 1873. [Ein wertvoller Beitrag zur englischen Dialektforschung; die einzige Grammatik, welche von historischen Gesichtspunkten aus geschrieben ist]. *An Outline Grammar of the Mid-Yorkshire dialect*, von C. C. Robinson [Bildet die Einleitung zu des Verfassers *Glossary of Mid-Yorkshire*. Die Aussprache ist genau bezeichnet, die Flexionslehre brauchbar und verlässlich]. Eine gute grammatische Einleitung findet sich auch in Darlingtons *Folk-Speech of South Cheshire* [siehe oben unter Glossare]. *An Orthoëpical analysis of the English Language ...... to which is added a minute and copious analysis of the dialect of Bedfordshire;* von T. Batchelor, London 1809 [Ein schätzbares Werk, enthält auch einige wichtige Beiträge zur neuenglischen Lautlehre. Vgl. auch Ellis pp. 204—206. *A Grammar and Glossary of the Dorset dialect*, von W. Barnes, Berlin 1863 [Bloss für die Flexionslehre von Nutzen]. *The Dialect of West-Somerset*, von F. T. Elworthy, London 1875 [Enthält umfassende Wortverzeichnisse mit genauer phonetischer Transskription]. *An Outline grammar of the dialect of West Somerset*, von demselben Verfasser, London 1877 [Beschränkt sich hauptsächlich auf Flexionslehre, enthält aber auch manche nützliche Bemerkungen über Syntax].

§ 3. Einteilung der englischen Dialekte. Die neuenglischen Dialekte werden in sechs grosse Gruppen eingeteilt. Näheres über Unterabteilungen, Grenzen und Details der Lautlehre findet man in dem genannten Werke von Ellis, welches die Grenzen einer jeden Abteilung und Unterabteilung genau angibt und Wortverzeichnisse enthält, um die Lautlehre jedes einzelnen Dialektes zu veranschaulichen.

I. Die Dialekte der schottischen Niederlande. Sie zerfallen in drei Gruppen: — A. Nordöstliche Gruppe, umfassend die Dialekte nördlich vom Tay: Caithness, Moray und Aberdeen (das Land zwischen den Grampians und Moray Firth), Angus (das Gebiet zwischen den Grampians und dem Tay). B. Die centrale Gruppe, umfassend die Dialekte von Lothian und Fife, Clydesdale, Galloway und Carrik, ferner die des Grenzlandes, die sich von Stirling und dem Forth, zwischen den Ochil-, Lomond- und Sidaw-Hills auf der einen und der gälischen Grenze auf der andern Seite quer über den Tay gegen die Braes von Angus hin erstreckt. C. Die südliche Gruppe, umfassend die Dialekte der Grenz-Grafschaften, die sich vom Tweed zu dem Solway Firth und von den Cheviots zum Locher Moss erstrecken (Murray S. 78), mit einem schmalen Streifen des nördlichen Northumberland und des nördlichen Cumberland.

Anm. In allen diesen Dialekten ist altes *u* zu *v* geworden wie im Schrift-Englisch. Altes *ū* hat sich im allgemeinen rein erhalten. Sogenannte kurze Vokale sind gewöhnlich mittellang, und die langen Vokale sind viel länger als im Englischen. Das *r* ist ein stark gerolltes Zungenspitzen-*r*, selbst wo es nicht vor einem Vokal steht. Der Spiritus asper wird weder unterdrückt noch falsch gesetzt. Der gutturale Spirant *ch* in Wörtern wie *laugh, high* u. s. w. ist noch in einer Reihe von Dialekten erhalten (Ellis S. 710—11).

II. Die nördliche Abteilung, umfassend Northumberland und Cumberland (mit Ausnahme eines schmalen Streifens im Norden dieser Grafschaften),

Durham, Westmoreland, die ganzen Nord und Ost Ridings von Yorkshire mit einem Teile des West Riding, und Nord-Lancashire.

Anm. In dem grösseren Teile des Nordens hat sich altes *ū* erhalten, aber in Teilen von Cumberland und Westmoreland ist es zu *uw* (= *oo* in Schrift-English *food)*, und in Nord Lancashire und Craven Yorkshire zu *ou*, *au* diphthongisiert worden. Altes *u* hat sich in Cumberland, Westmoreland und Yorkshire erhalten. In dem nördlichen Teile von Northumberland ist *r* uvular wie in Nord-Deutschland. Im übrigen bietet die genaue Analyse des *r* in dieser Abteilung beträchtliche Schwierigkeiten. (vgl. Ellis S. 495 und 831). Der Spiritus asper ist grösstenteils geschwunden.

III. Die mittelländische Abteilung, umfassend Süd-Yorkshire, Süd- und Mittel-Lancashire, Cheshire, Derbyshire, Leicestershire, Lincolnshire, Nottinghamshire, Staffordshire, Warwickshire (mit Ausnahme des Südens, welcher zur südlichen Abteilung gehört), Nord-Worcestershire, Nordost-Shropshire, und Teile von Flintshire und Denbighshire in Wales.

Anm. Altes *u* hat sich erhalten in Lincolnshire (vgl. Anm. zu Abt. II). In Süd-Yorkshire und Derbyshire ist altes *ū* zu *ā* geworden. In Süd-Yorkshire und Süd-Lancashire werden altes *ā*, und *o* in ursprünglich offenen Silben noch geschieden, sowie auch die Unterscheidung zwischen germanischem *ǣ* (ahd. *ā*, Goth. *ē*) und altem *ë* in ursprünglich offenen Silben noch bewahrt ist. Über die Analyse des *r* siehe Ellis S. 293—295. Der Spiritus asper ist gänzlich geschwunden. In Cheshire, Derbyshire und dem Teile von Lancashire, der zu dieser Gruppe gehört, geht der Indicativ Praes. Plur. regelmässig auf *-en* aus.

IV. Die östliche Abteilung, umfassend Bedfordshire, Buckinghamshire, Cambridgeshire, Essex, Hertfordshire, Huntingdonshire, Middlessex, Norfolk, Suffolk, Rutland, Northamptonshire (mit Ausnahme des Süd-Westens, der zur südlichen Abteilung gehört).

Anm. Diese Abteilung zeigt mehr Übereinstimmung mit der Schriftsprache als irgend eine der andern Abteilungen. Der Spiritus asper wird gewöhnlich unterdrückt, aber zuweilen eingefügt, wo er nicht hingehört. Wenn *r* nicht vor einem Vokal steht, wird es vokalisiert, und nach *a* verschwindet es gänzlich. In Essex, Norfolk und einem Teile von Suffolk ist *v* zu *w* geworden.

V. Die westliche Abteilung, umfassend Shropshire (ausser einem kleinen Teile des Nord-Ostens, der zur mittleren Abteilung gehört), Herefordshire (mit Ausnahme des Ostens, der zur südlichen Abteilung gehört), Ost-Monmouth, Ost-Brecknock, den grösseren Teil von Radnor, und einem kleinen Teil von Montgomery. Vgl. Ellis pp. 175 187.

VI. Die südliche Abteilung, umfassend Süd-Warwickshire, S.-W. Northamptonshire, Ost-Herefordshire, Worcestershire (mit Ausnahme des Nordens, der zur mittleren Abteilung gehört), Oxfordshire, Gloucestershire, Berkshire, Wiltshire, Surrey, Sussex, Kent, Hampshire und Isle of Wight, Dorsetshire, Somersetshire, Devonshire, Cornwall.

Anm. Der Spiritus asper wird gewöhnlich unterdrückt, aber zuweilen eingefügt, wo er nicht hingehört. Das *r* ist cerebral. In Wiltshire, Somersetshire, Gloucestershire, S.-O. und N.-O.-Devonshire, W.-Berkshire, und W.-Hampshire sind *s* und *f* im Anlaut von Wörtern germanischen Ursprungs tönend, und anlautendes *thr* ist zu *dr* geworden. In Somersetshire ist anlautendes *th* regelmässig tönend (siehe Elworthy's West Somerset Word-Book S 744), und es ist kaum zu bezweifeln, dass es auch in jenen andern Dialekten tönend ist, wo *s* und *f* tönend sind. Anlautendes *s* und *f* scheinen in Kent in der mittelenglischen Periode tönend gewesen zu sein, aber in den modernen Dialekten ist von diesem Gesetze keine Spur mehr vorhanden. In Kent ist anlautendes tönendes *th-* (in Wörtern wie *this, then)* zu *d* geworden; und *v* zu *w*. In Yeovil (Somersetshire) und Umgebung wird das Pronomen *I* wie *utch* ausgesprochen.

§ 4 Allgemeine Bemerkungen über Lautlehre. In den neuenglischen Mundarten wird kein Unterschied gemacht zwischen altem *e* und dem Umlaut *e*, noch zwischen altem *i* und *y* (*i*-Umlaut von *u*). Altes *ī* ist in allen Mundarten diphthongisiert worden. *ȳ* wurde früh zu *ī* und hatte dann dieselbe weitere Entwickelung wie altes *ī*. In einigen wenigen Dialekten aber scheint dieses *ī* erhalten zu sein. (Siehe Ellis p. 825). Germanisches *a* in ursprünglich geschlossener Silbe, wenn unbeeinflusst von benachbarten Konsonanten, erscheint als *æ* (= *a* in schriftenglisch *man*) in den südlichen und östlichen Dialekten;

in den mittelländischen, nördlichen und schottischen Dialekten erscheint es aber als *a* (= *a* in *Mann*). Altes *u* ist erhalten in Cumberland, Westmoreland, Lincolnshire und Yorkshire; in allen anderen Mundarten ist es zu *ʌ* (= *u* in Schriftenglisch *cut*) geworden. Altes *ū* ist diphthongisiert worden ausser in den Dialekten, die oben in den Anmerkungen zu § 3 erwähnt sind. Altes *o* in ursprünglich offener Silbe und altes *ā*, die in der Schriftsprache zusammen gefallen sind, werden in vielen Mundarten noch geschieden; so wie auch germanisches *ǣ* (= ahd. *ā* goth. *ē*), *ǣ* (*i*-Umlaut von *ā*) und *ĕ* in ursprünglich offener Silbe [*slīp* 'sleep' *liəd* 'to lead', *eit* 'to eat']. Vgl. Ellis pp. 290—493.

ŋ (= *ng*) ist in unbetonten Silben in allen Dialekten zu *n* geworden.

VI. ABSCHNITT.

MYTHOLOGIE

VON

E. MOGK.

KAPITEL I.

BEGRIFF UND AUFGABE DER MYTHOLOGIE.

§ 1. Die germanische Mythologie umfasst die Lehre von dem Dämonen- und Götterglauben und dem eng damit verbundenen Kulte unserer Vorfahren. Jener ist, wie bei allen Naturvölkern, in seiner Wurzel das Erzeugnis der Phantasie des denkenden Geistes, geweckt und gross gezogen von dem, was diesen bedrückt und erfreut, namentlich durch die täglich und periodisch wiederkehrenden Erscheinungen in der Natur, die menschlich aufgefasst und in menschliches Gewand gehüllt wurden. Allein man blieb bei diesen ältesten Auffassungen nicht stehen; man löste sie mit der Zeit von ihrer natürlichen Wurzel los und zog die zunächst durch die objektive Phantasie geschaffenen Gestalten in den Kreis der subjektiven: man bildete dieselben immer menschlicher aus und legte ihnen Handlungsweise und Eigenschaften bei, die sich aus dem natürlichen Hintergrunde nicht erklären lassen. Solche Erzeugnisse sind demnach nichts anderes als die älteste Poesie unseres Volkes, und die Überlieferung ihrer Niederschläge muss wie die Dichtung behandelt werden: die Quellen sind kritisch zu sichten, das Junge ist vom Alten zu trennen und das letztere auf seinen Kern hin zu prüfen.

§ 2. Daneben ist jedoch festzuhalten, dass die mythenzeugende Kraft der Natur und der Vorgänge im menschlichen Leben durchaus eine fortdauernde ist; diese Kraft ist nicht einmal gebrochen worden, als das Christentum dem Heidentum ein Ende machte: sie dauerte fort und erzeugte noch in christlicher Zeit neue Mythen nach Analogie der alten, wie auch diese selbst teilweise in unveränderter Frische fortbestanden. Im Hinblick hierauf müssen wir zwei Hauptgattungen von Mythen unterscheiden, die wir nach W. Schwartz Vorgange (Der heutige Volksglaube S. 7, Prähist. anthrop. Studien S. 7) niedere und höhere Mythen zu nennen pflegen. Jene haben ihre Wurzel in dem, was von aussen auf das menschliche Gemüt einwirkt, diese in dem menschlichen Geiste und seinem Triebe, sich Ideale zu schaffen. Dort gilt es dem Forscher in erster Linie die Natur und die Bodenbeschaffenheit des Landes ins Auge zu fassen, wo sich der Mythus findet, überhaupt dasjenige,

unter dessen Einfluss alle Menschen, insbesondere die natürlichen Menschen stehen; hier ist vor allem auf den Bildungsgrad des Stammes zu achten, bei dem der Mythus sich findet; seine Geschichte, seine Kulturgeschichte, die fremden Einflüsse, denen er ausgesetzt gewesen ist, müssen dem Forschenden jederzeit gegenwärtig sein. Oft entspringt der höhere Mythus aus dem niederen oder ist in Anlehnung an diesen entstanden, aber nicht immer ist das der Fall. Es ist ebenso verwerflich, alle Mythen als Naturmythen zu erklären, wie die Berechtigung der natürlichen Deutung eines grossen Teiles strikte in Abrede zu stellen und alle Mythen als literaturhistorische — sei es gestattet von diesem Anachronismus Gebrauch zu machen — oder historische Erzeugnisse aufzufassen. Es ist die Aufgabe der Forschung, die Thatsache des doppelten Ursprungs der Mythen jederzeit im Auge zu haben, den Zusammenhang der beiden Gattungen untereinander klar zu legen, und, wo es nötig ist, sie scharf von einander zu scheiden. Dabei ist aber in dem einen wie anderen Falle, mögen wir die elementaren oder die künstlerisch ausgebildeten Mythen der Kritik unterwerfen, an dem von Müllenhoff (Mannhardt, Mythol. Forschungen, Vorrede S. X f.) klar ausgesprochenen Grundsatze festzuhalten, dass der Mythus nicht von der Stelle zu verrücken ist, an die die Überlieferung ihn setzt. Von hier aus müssen wir jeden Mythus prüfen; von hier aus müssen wir ihn Schritt für Schritt zeitlich zurück verfolgen, bis wir auf seine Quelle stossen. Es ist namentlich hierin so viel gesündigt worden: von den Anhängern J. Grimms, namentlich J. F. Wolf und Simrock, dass sie das gesamte mythologische Material in einen Topf warfen und durch kühne Phantasien einen altgermanischen Götterhimmel aufbauten, den es nie gegeben hat, von W. Schwartz aber und seinen Anhängern, dass sie die Volksüberlieferung namentlich der Gegenwart zu allgemein als die älteste Quelle unserer Mythologie hinstellten. Gewiss kann dieselbe unter Umständen alt, sehr alt sein, allein es ist zunächst die Frage aufzuwerfen, ob sie nicht jung sein muss.

§ 3. Ist nun durch kritische Sichtung des Materials die mythische Verwandtschaft verschiedener Überlieferungen festgestellt, so hat als weitere Aufgabe der Mythologen die Gruppierung der Quellen unter allgemeineren Gesichtspunkten zu erfolgen: erst dann kann der mythentreibenden Wurzel nachgegangen werden. Nur wenn diese auf solchem Wege, den man als einen analytischen bezeichnen kann, gefunden ist, darf die Darstellung der mythischen Vorstellungen unseres Volkes beginnen. Dabei wird sich dann herausstellen, dass die Einheit derselben bei den germanischen Stämmen zum grossen Teil auf anderem Felde zu suchen ist, als man sie nach J. Grimms Vorgange gewohnt ist, und dass dieselbe überhaupt nicht so bedeutend ist, wie die Kombinationsschwärmer als Anhänger des von Snorri und Wolf gebildeten Götterstaates immer noch nachschwätzen. Vielmehr hat sich ein grosser Teil Mythen ausschliesslich bei einzelnen germanischen Stämmen entwickelt, und hier sind sie ausgebildeter, je später der Stamm zum Christentum übergegangen ist, je mehr bei ihm die Dichtung geblüht, je enger er mit anderen Völkern in Verkehr getreten und eine je grössere weltgeschichtliche Rolle er selbst gespielt hat.

Kuhn, *Über die Entwicklungsstufen der Mythenbildung*. Berl. Akad. der Wissensch. 1873. 123 ff. M. Müller, *Vergleichende Mythologie. Essays*. II. 1 ff. Schwartz, *Der Ursprung der Mythologie* 1 ff. Mannhardt, *Antike Wald- und Feldkulte*, Vorwort. Wilh. Grimm, HS. S. 388 ff. Müllenhoff im Vorwort zu Mannhardts *Mythologischen Forschungen*. Gruppe, *Die griechischen Kulte*. Einleitung. Beer, *Germ*. XXXIII. 1 ff. W. Müller, *Zur Mythologie der griech. und deutschen Heldensage*. Heilbr. 1889.

Kapitel II.

Die Quellen der germanischen Mythologie.

§ 4. Nach den im vorigen Kapitel dargelegten Grundsätzen hat der Mythologe seine erste Hauptaufgabe in der Kritik der mythologischen Quellen zu suchen. Von dem Resultate dieser allein hängt es ab, ob sich und wie weit sich eine germanische Götterlehre aufbauen lässt. Deshalb muss man mit der Geschichte und dem Werte der Quellen vertraut sein und dies umsomehr, je näher die Überlieferung dem Heidentume liegt, vor allem aber mit den Werken, die während des Heidentums selbst entstanden sind.

Leider sind die Quellen unserer Mythologie in älterer Zeit ziemlich dürftig. Einen Homer oder Hesiod besitzt der Germane, selbst der Nordgermane nicht, denn die undurchdringliche Wolke, die noch immer vor der eddischen Mythologie lagert, hat noch kein Wolkenschieber zu bewegen vermocht. Im Hinblick auf die Zeit ihres Ursprungs zerfallen unsere mythologischen Quellen in solche, die aus der heidnischen Zeit, in solche, die aus der ältesten christlichen Zeit, wo Christentum und Heidentum miteinander rangen, und endlich in solche, die aus dem Mittelalter und der Neuzeit stammen.[1]

§ 5. Die Quellen aus der germanisch-heidnischen Zeit. Diese sind teils unmittelbare teils mittelbare: jenes sind Äusserungen der Germanen selbst über ihre religiösen Anschauungen, dieses Berichte fremder Männer, namentlich römischer über dieselben. Zu den unmittelbaren Quellen gehören zunächst wenige literarische Denkmäler, so vor allem die Merseburger Sprüche[2], ferner Inschriften, die von germanischen Soldaten herrühren, die in römischem Sold standen,[3] darunter die am Hadrianswall gefundenen,[4] weiter Funde, die auf den Kult unserer Vorfahren schliessen lassen, von denen der eine, die grössere Nordendorfer Spange, uns sogar Götternamen erhalten hat,[5] endlich die Personen- und Ortsnamen,[6] die zum Teil im lebendigen Mythus und Kultus ihre Wurzel haben. Etwas reichhaltiger sind die mythologischen Quellen aus der Heidenzeit im skandinavischen Norden. Hier sind dieselben zwar etwas jünger, aber ergiebiger. Die Funde und Inschriften, die auf Götterglauben und Götterkult Bezug haben, sind von H. Petersen trefflich zusammengestellt und verarbeitet.[7] Neben diesen bieten reiches Material die nordischen Dichter, die Skalden. Ihre Gedichte sind uns bald ohne, bald mit Verfassernamen überliefert. Jene pflegen wir Eddalieder zu nennen; über die Zeit und den Ort ihrer Entstehung herrscht noch Dunkel (vgl. Abschnitt VIII. 2. A. § 3 ff.). Festeren Grund geben uns die Gedichte, deren Verfasser wir zeitlich und örtlich bestimmen können. Von ihnen kommt zweierlei in Betracht: die Lieder mythologischen Inhalts und die dichterischen Umschreibungen in den Liedern, die *kenningar*. Letztere setzen die Bekanntschaft des Mythus bei den Zuhörern des Gedichtes voraus. Durch sie lernen wir nordische Mythen vom Anfang des 9. Jahrhs., zu welcher Zeit der erste geschichtlich nachweisbare Skalde gelebt hat, bis zur Einführung des Christentums. Mythische Stoffe in Gedichten behandelten Bragi, Þjóđólf aus Hvín, Eilif Gúđrunarson, Ulf Uggason.[8] Ausser den poetischen Quellen haben aber auch die prosaischen, die isländischen Sǫgur, für unsere Mythologie grosse Bedeutung. Und zwar kommen hier fast alle Sagas in Betracht, die im Norden spielen, sowohl die historischen als auch die mythischen. Wohl sind dieselben erst vom 13. Jahrh. an aufgezeichnet, allein sie spielen zum grössten Teil noch in der heidnischen Zeit und schildern den alten Götterglauben noch in mannigfaltigen Farben. Von ihnen hat eigentlich eine nordische Mythologie auszugehen. (Über die Sǫgur vergl. Abschnitt VIII. 2. A. § 19 ff.). Neben diesen unmittelbaren

Quellen kommen für die älteste Zeit die mittelbaren in Betracht, das sind römische Schriftsteller, denen wir Berichte über die Götterverehrung unserer Vorfahren verdanken. Bei ihnen ist stets ins Auge zu fassen, wann und wo, zu welchem Zwecke und nach welchen Quellen der Schriftsteller geschrieben hat: von der Beantwortung dieser Fragen ist dann auch der Wert des Schriftstellers als mythologische Quelle abhängig. Hierher gehören besonders Caesar (*bell. Gall.* VI. c. 21), Tacitus (*Germ.* c. 9. 39. 40. 43. Ann. I. 51. II. 12. XIII. 55. 57. *Hist.* IV. 14. 22. 61. 65. 73. V. 22 ff.), Plutarch (*vita Marii* und die *vita Caesaris*), Strabo (namentlich das 7. Buch), Sueton, Ammianus Marcellinus, Agathias, Procopius. Über die skandinavischen Völker aus der heidnischen Zeit berichtet Adam von Bremen (Mon. Germ. Script. VII. 267 ff.).

§ 6. Die Quellen aus der frühesten Zeit des Christentums. Fast auf gleicher Stufe wie diese Schriftsteller und die nordischen Sagas stehen diejenigen, die als Christen die Vorgeschichte ihres Volkes oder eines anderen germanischen Stammes aus früher Zeit schrieben. Auch in ihren Werken findet sich manches aus dem Heidentum, was der Volksmund Jahrhunderte hindurch fortgepflanzt hat. Hierher gehören: Jordanes (*Romana et Getica* hrsg. von Th. Mommsen Mon. Germ. Auct. V. 1 1882), *Gregor von Tours (Historia Francorum* Mon. Germ. SS. Meroving. I. 1. 1884.) und die Fortsetzung des Werkes, die dem Scholasticus *Fredegar* zugeschrieben wird (lib. 1—4 in der ed. Basn. II. 154 ff. 5 – 6 in Ruinarts Ausgabe des Gregor von Tours), Paulus Diaconus (hrsg. von Waitz, Script. rer. Langobardorum 1877), Widukind (Mon. Germ. SS. III. 408 ff.), Beda (*Historia ecclesiastica gentis Anglorum* hrsg. von Alfr. Holder, Freiburg 1882 und seine *Opuscula Scientifica* hrsg. von J. A. Giles, London 1843). Von besonderer Wichtigkeit für die angelsächsische Mythologie sind ferner die ags. Stammtafeln, die sich bei den ags. Chronisten von Beda bis hinab ins 13. Jahrh. finden. (Vergl. J. Grimm, Myth. [4]. III. 377 ff.) Diese berühren sich oft mit den isländischen Quellen. Eine Fülle mythologischen Stoffes der nordischen Völker bieten die ersten 9 Bücher des Saxo grammaticus. (Historia Danica. ed. v. Müller et Velschow, Havniae 1838. 58. von A. Holder, Strassb. 1885.)

§ 7. Ein lebhaftes, bisher zu wenig beachtetes Bild der heidnischen Zustände kurz vor Einführung des Christentums gewähren weiter die Lebensbeschreibungen der alten Heidenbekehrer. Sie schildern, mit welchen Schwierigkeiten diese Leute zu kämpfen hatten und bieten dadurch den Verfassern oft Gelegenheit, der heidnischen Gewohnheiten zu gedenken. Es kommen besonders in Betracht: für die Alemannen die *vita Columbani* des Jonas von Bobio (Mabillon Act. Sanct. s. II. 5) und die *vita St. Galli* eines unbekannten Alemannen (Mon. Germ. Script. II. 1 ff.). Unzuverlässig sind die Nachrichten über die Heidenbekehrer unter den Bayern, da sie durchweg aus späterer Zeit stammen. Für Mitteldeutschland (Hessen, Ostfranken, auch einen Teil Frieslands) von Bedeutung sind die *vita Bonifatii* des Priesters Willibald (Mon. Germ. Script. III. 331 ff.), die zum Teil auf den authentischen Bericht des Lullus, Bonifatius' Schüler, zurückgeht, und die *Briefe des Bonifatius* (Jaffé, Bibl. rerum Germ. III. 8 ff.). Das Heidentum unter den alten Friesen erörtern am eingehendsten die *vita Liudgeri* des Altfrid und die fälschlicherweise dem Anskar zugeschriebene *vita Willehadi* (Mon. Germ. II. 378 ff.).[9] Die heidnischen Zustände der nordischen Völker, der Dänen und Schweden, berührt mehrfach die *vita Anskarii* des Rimbert (Mon. Germ. II. 683 ff.). — Zu diesen Lebensbeschreibungen gesellen sich die Verordnungen der Fürsten und Geistlichen, Gesetze gegen altheidnische Gebräuche, die Abschwörungsformeln, die Bussordnungen, die Homilia de sacrilegiis, der

Indiculus superstitionum et paganiarum, d. s. 30 Überschriften von Kapiteln, die über das noch fortlebende Heidentum in sächsischen Landen gehandelt haben; dieselben sind aller Wahrscheinlichkeit nach z. Z. Karls des Grossen entstanden und gehörten der Sachsenmission an.[10]

Als mythologische Quellen aus jener Zeit kommen endlich noch in Betracht die altgermanischen Segen- und Zaubersprüche, wenn diese auch schon christliches Gewand angenommen haben, und Gedichte aus der frühchristlichen Zeit, aus denen noch die Anschauungsweise des alten Heidentums, spricht. Hierher gehören namentlich der *Heliand* und *Beowulf.*[11] Nicht als Quelle germanischer Mythologie, soweit es Göttersage und Kult betrifft, vermag ich die Gedichte der Heldensage anzuerkennen. Nur in Nebenzügen gewähren sie hin und wieder einen mythischen Zug; dass aber die Haupthelden in menschliche Sphäre gezogene Götter wären, lässt sich weder beweisen noch wahrscheinlich machen. Vielmehr sind die Gestalten der Heldensage selbständige dichterische Erzeugnisse, auf die wohl hier und da die objektive Phantasie eingewirkt hat, die aber meist eben so alt sind wie die Göttergestalten, aus denen sie hervorgegangen sein sollen.

§ 8. Die dritte Quelle unserer Mythologie ist endlich die Volksüberlieferung des Mittelalters und der Gegenwart. Auf sie baut namentlich die niedere Mythologie auf. Allein die Forschung begeht dabei nicht selten den Fehler, dass sie diese nicht nur für die Mythologie in weitestem Sinne, sondern auch für die altgermanische Religion zu sehr ausbeutet. Ist doch ein Teil dieser Quellen nachweisbar weiter nichts als Übertragung aus anderen nicht germanischen Gegenden. Man hilft sich dabei mit dem Grundsatze, dass die jüngste Quelle im Hinblick auf den mythischen Inhalt alt sein kann, meidet dagegen die Beantwortung der Frage, ob sie nicht jung sein muss. Der grösste Fehler ist auf diesem Gebiete dadurch gemacht worden, dass man fast nur die Volksüberlieferung der Gegenwart berücksichtigt hat. Allein wir besitzen aus den verschiedenen Jahrhunderten bis ins Mittelalter hinauf Schriftsteller, aus denen wir Volksglaube und Volksbrauch kennen lernen. Erst wenn dies Material durchforscht ist, wird von einer historischen Volkskunde die Rede sein können, erst dann wird unsere Volksüberlieferung auch für germanisches Heidentum besseren Gewinn bringen. Bei der Volksüberlieferung ist aber wieder scharf zu scheiden zwischen Volkssitte und -brauch und Volkspoesie. Jenes ist das festere, das was mit dem ganzen Volkscharakter gewissermassen verwachsen ist, dies das flüchtigere Element der Volksüberlieferung, das ungleich leichter vergessen und verändert wird. Daher steckt im Volksbrauch ungleich mehr Altertümliches, ja Heidentum; die Volkspoesie dagegen, das Märchen, die Sage, das Volkslied ist nur zu oft erst spät in diesen oder jenen Gau eingewandert. Die Literatur über Volkspoesie und Volkssitte der Gegenwart findet sich in besonderen Abschnitten; auf Schriftsteller der früheren Zeit, die hierin noch der Untersuchung bedürfen, verweist schon J. Grimm (Myth. [4] II. Vorrede IX); es sei weiter hingewiesen auf Gervasius von Tilburys *Otia Imperialia* (Anfang des 12. Jahrhs.), auf Caesar von Heisterbachs *Dialogus Miraculorum* (13. Jahrh.), auf die *Zimmersche Chronik* (16. Jahrh.), auf die Werke des Praetorius (17. Jahrh.) und die *gestriegelte Rockenphilosophie* (18. Jahrh.).[12] Manches enthalten die Predigten, manches die Werke Luthers. Erst wenn hierin historisch aufgearbeitet ist, wird die Volksüberlieferung der Gegenwart in ihrer Bedeutung für das germanische Heidentum in das wahre Licht treten.

[1] *Myth.* [4] II. S. X ff. W. Müller, *Geschichte und System der altdeutschen Religion* 2 ff. Thorpe, *Northern Mythology* I. 223 ff. — [2] *MSD* [2] S. 9. J. Grimm Kl. Schr. II. 1 ff. Kauffmann PBB XV. 207 ff. — [3] Brambach, *Corpus Inscriptionum Rhen.*, 1867. Vieles findet sich zerstreut in der *Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst*

und dem Korrespondenzblatte dazu. — [4] Westd. Zsch. für Gesch. u. K. III. 120 ff. 292 f. Dazu Scherer, Sitzungsber. der Akad. der Wissensch. zu Berlin 1884. 571 ff. Weinhold, ZfdPh XXI. 1 ff.; Jäkel, Ebd. XXII. 257 ff.; Pleyte, Verslagen en Mededeelingen der Kgl. Academie der Wetenschapen. IV. 2. 109 ff., u. Hoffory, *Eddastudien* 148 ff. — [5] Henning, *Die deutschen Runendenkmäler.* Strassburg 1889. — [6] Förstemann, *Altdeutsches Namenbuch.* 1. B. *Personennamen.* Nordhausen 1854. 2. B. *Ortsnamen.* N. Aufl. 1872. F. Stark, *Die Kosenamen der Germanen.* Wien 1868. Eine weitere Quelle sind die Verbrüderungsbücher. Vgl. Ebner, *Die klösterlichen Gebetsverbrüderungen bis zum Ausgange des Karolingischen Zeitalters.* Regensburg 1890. — [7] Henry Petersen, *Om Nordboernes Gudedyrkelse og Gudetro i Hedenold.* Kjøbh. 1876. — [8] All diese Dichter finden sich im *Corpus poeticum boreale,* 2 Bde. hrsg. von G. Vigfússon und York Powell. Oxford 1883. — [9] Das gesamte Material, welches jene Zeit schildert, ist vortrefflich verarbeitet von Rettberg, *Kirchengeschichte Deutschlands* (bis zum Tode Karls des Grossen). 2 Bde. Göttingen 1846/8. Friedrich, *Kirchengeschichte Deutschlands,* (bis zu den Merovingern). 2 Bde. 1867. 69. Hauck, *Kirchengeschichte Deutschlands.* 1. B. (bis zum Tode des Bonifazius). Leipzig 1887. 2. B. (Die fränk. Kirche als Reichskirche.) Lpz. 1889/90. Die Nachrichten über das Heidentum unter den Friesen sind vorzüglich zusammengestellt und verarbeitet von v. Richthofen, *Untersuchungen über friesische Rechtsgeschichte.* II. 348 ff., über die Angelsachsen von Kemble, *Die Sachsen in England* (übersetzt von Brandes) I. 268 ff. — [10] Vgl. Hefele, *Konziliengeschichte.* Die Kapitularien der fränk. Könige, namentlich Karls d. Gr. Mon. Germ. Leg. I. Die nordischen Bestimmungen gegen heidnische Gebräuche finden sich in den Gesetzsammlungen. (Absch. VIII. 2. A. § 23. B.) — Massmann, *Die altd. Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln.* Leipzig u. Quedlinburg 1839; MSD No. 51. 52. — Wasserschleben, *Die Bussordnungen der abendländischen Kirche.* Halle 1851. — Regino, *De synodalibus causis et disciplinis ecclesiasticis* hrsg. von Wasserschleben. Leipzig 1840. Burchard von Worms in seinen *Dekreten.* Myth. III. 404 ff. vgl. Friedberg, *Aus deutschen Bussbüchern.* Halle 1868. Caspari, *Kirchenhistorische Anecdota.* Christiania 1883; ders. Martin von Bracaras Schrift *De correctione rusticorum.* Ebd. 1883. Caspari, *Eine Augustin fälschlich beigelegte Homilia de sacrilegiis.* Christiania 1886 (mit Kommentar); das 1. mal hrsg. in der ZfdA XXIII. 313 ff. *Indiculus superst.* Myth. III. 403 f. Mon. Germ. III. 19 ff. Rettberg I. 328 f. (Übersetzung), Hauck II. 357 ff. u. öft. — [11] MSD No. IV, 3 ff. Diese Segen- und Zaubersprüche haben sich bis zur Gegenwart erhalten, sie finden sich in jüngerer Form fast in allen Sagensammlungen. — Vilmar, *Deutsche Altertümer im Heliand.* 2. Aufl. Marburg 1862. Leo, *Über Beowulf* S. 18 ff. Köhler, *Altertümer im Beowulf* Germ. XIII. 129 ff. K. Müllenhoff, ZfdA VII. 410 ff. *Beowulf,* Untersuchungen. Berlin 1889. 1 ff. — [12] Gervasius von Tilbury, *Otia Imperialia* hrsg. von Liebrecht, Hannover 1856. — Caesar von Heisterbach, *Dialogus Miraculorum* hrsg. von Strange, Koblenz 1851. Vgl. Kaufmann, *Caesar v. H. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte.* 2. Ausg. Köln 1862. Vgl. Meyer, *Der Aberglaube im Mittelalter und der nächstfolgenden Jahrhunderte.* Basel 1884. Soldan, *Geschichte der Hexenprozesse.* 2. Aufl. Stuttg. 1880. — *Zimmersche Chronik.* 4 Bde. 2. Aufl. Freiburg i/Br. 1881/82. — Praetorius, *Saturnalia d. i. Weihnachtsfratzen.* Leipzig 1663; *Anthropodemus plutonicus d. i. eine neue Weltbeschreibung von allerley wunderbahren Menschen,* Magdeburg 1666; *Blockesberges Verrichtung.* Lpz. 1668; *Daemonologia Rubenzalii* Lpz. 1662; *Der abenteuerliche Glückstopf* 1669; *Ein Ausbund von Wündschel-Ruthen* 1667. – *Die gestriegelte Rockenphilosophia* oder *Auffrichtige Untersuchung derer von vielen super-klugen Weibern hochgehaltenen Aberglauben.* 4 Hunderte. Chemnitz 1706.

KAPITEL III.

GESCHICHTE DER GERMANISCHEN MYTHOLOGIE.

Mannhardt, *Die Götter der deutschen und nordischen Völker.* 1. Teil. Berlin 1860 S. 82 ff. Ebenders. *Antike Wald- und Feldkulte.* Berlin 1877. S. VII ff. — E. H. Meyer, AfdA XI. 141 ff. — Müllenhoff und Scherer, *Vorrede* zu Mannhardts mythologischen Forschungen. Strassb. 1884. — J. Scherer, *Jacob Grimm.* 2. Aufl. Berl. 1884. — Otto Gruppe, *Die griechischen Culte und Mythen in ihren Beziehungen zu den orientalischen Religionen.* I. B. Lpz. 1887. S. 59 ff. — Köppen, *Literarische Einleitung in die nord. Mythologie.* Berl. 1837. S. 157 ff.

§ 9. Bei wenigen Wissenschaften ist es so nötig wie bei der Mythologie, die Geschichte ihrer Entwicklung zu kennen: durch ihre Kenntnis allein werden die Fehler der Vorgänger gemieden. Von den germanischen Stämmen gebührt den Deutschen der Löwenanteil an der Entwickelung dieser Wissenschaft; der Nordgermane hat sich fast ausschliesslich auf dem Boden der nordischen Mythologie bewegt, der Engländer dagegen hat seine Hauptstärke darin gesucht, in das Wesen der Mythen und der Religionen aller Völker, namentlich der Naturvölker, einzudringen.

Der Gründer der deutschen Mythologie als Wissenschaft ist Jacob Grimm. Was vor ihm auf diesem Gebiete gearbeitet worden ist, hat wissenschaftlich keinen Wert (vergl. Abschnitt II. § 24). Grimm gebührt unstreitig des Verdienst, aus den zerstreuten Quellen zuerst den altgermanischen Götterglauben und Kult aufgebaut zu haben. Zwei umfangreichere Werke, die wenige Jahre vor J. Grimm dasselbe Gebiet behandelten, Mones *Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa* (5. und 6. Teil von Creuzers Symbolik und Mythologie, Leipzig und Darmstadt 1822/23) und Finnur Magnússons *Lexicon mythologicum* (Kopenhagen 1828) scheiterten an den verfehlten Deutungsversuchen der Mythen; gleichwohl sind es noch heute treffliche Materialsammlungen, die jedoch mit Kritik und Vorsicht zu benutzen sind. J. Grimm war der erste, der in den Sprachgesetzen die einzig sichere Grundlage für das Verständnis der Mythen erkannte. Seine *deutsche Mythologie* erschien zuerst 1835.[1] Es sollte eine deutsche Mythologie sein, die zunächst die umfangreichere nordische ausschliesse. Gleichwohl wurde auch diese nur zu oft herangezogen, soweit sie die deutsche zu bestätigen schien oder fühlbare Lücken ergänzte. Die wichtigsten Quellen waren Grimm die Schriftsteller des Altertums, die nordischen Edden, die alt- und mittelhochdeutsche Dichtung, die Volksüberlieferung (Märchen, Sagen, Gebräuche), vor allem aber die Sprache nicht nur der Germanen, sondern auch der Nachbarstämme, wie er überhaupt gern Kultur und Mythologie aller Völker gelegentlich heranzog. Aus der Heldensage mythische Wurzeln zu ziehen hat er nicht versucht. Auf die Deutung der Mythen legte Grimm keinen besonderen Wert; er hat in grossen Umrissen das Gebiet des mythischen Begriffes gezeigt, er hat Andeutungen gegeben, wie dieser oder jener Mythus weiter zu verfolgen sei. Vor allem hat er durch das ihm eigene feine Gefühl für Poesie und Sprache der Kombination Thor und Riegel geöffnet. Aus der Schule der Romantik hervorgegangen verband er diese mit der von ihm gegründeten exakten Forschung. Allein Grimm schiesst nicht selten über das Ziel hinaus; er sucht namentlich in der Poesie der Sprache nur zu oft mythischen Hintergrund, wo er nicht zu finden ist; er verbindet oft, wo zu trennen ist; er geht von einem angenommenen fertigen Mythus aus und verfolgt ihn zu wenig in seiner historischen Entwicklung. Grimms Werk ist nicht für den Laien; nur mit Hilfe der Kritik wird es die reichste Fundstätte mythischen Stoffes, der Belehrung und vielseitiger Anregung.

Auf J. Grimms Schultern stehen mehr oder weniger die meisten Forscher, die sich seitdem mit mythologischen Dingen beschäftigten. Ein Teil derselben fand neue Mittel und Wege zum Verständnis des Glaubens unserer Vorfahren, ein Teil dagegen eignete sich namentlich die Fehler des Meisters an und hielt es für seine Pflicht, dieselben unter die grosse Menge zu bringen, die sie zur Zeit noch beherrschen. In der Vorrede zur 2. Auflage (S. IX) schliesst J. Grimm seine Betrachtung der nordischen und deutschen Quellen mit der Mahnung, dass man daran festhalten müsse, »dass die nordische Mythologie echt sei, folglich auch die deutsche, und dass die deutsche alt sei, folglich auch die nordische«. Infolge dieses Trugschlusses hat man das

nordische Göttersystem aus christlicher Zeit, wie es namentlich in der überarbeiteten Fassung der Snorra Edda systematisch geordnet vorliegt, für ein gemeingermanisches gehalten und hat an der Hand dieser Grundlage überall in Deutschland nach entsprechenden Mythen gefahndet. Da aber ältere Quellen fehlten, so mussten Märchen und Volkssagen herhalten, ein dem nordischen ähnliches System auch für Altdeutschland zu erweisen; oft genügte ein ganz nebensächlicher Zug, die Übereinstimmung als feste Thatsache hinzustellen. So entstanden in allen Gauen Deutschlands und ausserdeutscher Länder Sammlungen von Märchen, Sagen, Sitten und Gebräuchen, in denen J. Grimm Entartung des alten Götterglaubens und die letzten Ausläufer des Heidentums gefunden hatte. Als Sammlungen der Erzeugnisse des Volksgeistes haben diese zweifelsohne dauernden Wert, als Beiträge zur deutschen Mythologie (d. h. Mythologie in der Grimmschen Auffassung), wie sie sich oft nennen, sind sie mit grösster Vorsicht zu benutzen.

Der gläubigste Anhänger Grimmscher Methode, der ihre Resultate zum äussersten ausbeutete und unter die grosse Menge brachte, ist Joh. Wilh. Wolf (1817—1855). Er war ein idealer Schwärmer, der namentlich in Mitteldeutschland und den Niederlanden das Volk besuchte und die Bibliotheken durchstöberte. Die von ihm gegründete *Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde* (4 Bde. 1853—1859) ist der Mittelpunkt jener Bestrebungen.[2] In demselben Fahrwasser segelt auch Simrocks *Handbuch der deutschen Mythologie* (6. Aufl. Bonn 1887).

Eine rühmliche Ausnahme und zweifelsohne noch das beste, was wir aus jener Zeit neben J. Grimms Mythologie Zusammenhängendes über altdeutsche Religion besitzen, ist W. Müllers, *Geschichte und System der altdeutschen Religion* (Göttingen 1844), ein Werk, das durch J. Grimms ungerechte Verurteilung (Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1844, no. 91—92) nicht die Anerkennung gefunden hat, die ihm gebührt.

§ 10. Zu den eifrigsten Sagensammlern gehört A. Kuhn, der auf diesem Gebiete geradezu bahnbrechend genannt werden muss. Ihm stand auf seinen Forschungsreisen sein Schwager W. Schwartz treu zur Seite. Beide sind für die Geschichte unserer Mythologie von Bedeutung. Aus der Beschäftigung mit volkstümlichen Sitten und Sagen der Gegenwart hatte Schwartz erkannt, dass hier ein mythischer Grundstock vorliege, der unstreitig älter ist als die Mythen, von denen die nordischen Lieder singen, da er sich in gleicher Form bei fast allen Völkern wiederfindet. Er legte diesen wichtigen und im Kerne unanfechtbaren Satz in dem Programme '*Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum*' (Berlin 1849) nieder. In einer Menge grösserer und kleinerer Abhandlungen verfolgte Schwartz später diesen Gedanken weiter, indem er sich hauptsächlich an die griechische und deutsche Überlieferung hielt[3]. So wurde Schwartz der Bahnbrecher der 'niederen' Mythologie, wie er den Kern der Volksdichtung im Gegensatze zu den eddischen Dichtungen ('höhere Mythologie') nannte. Diese aber führte ihn weiter zur prähistorischen Mythologie, ja zu dem Ursprung aller mythologischen Auffassung. Den letzteren fand er in den Erscheinungen in der Luft, namentlich im Gewitter und Sturm. Diese Urmythen suchte er dann auf rein deduktivem Wege durch die Quellen zu erhärten, wobei er diese freilich ohne historische Kritik ganz nach Gutdünken ausbeutete und zustutzte. Die jüngste Volkssage konnte für ihn nicht nur uralten mythischen Gehalt haben, sondern hatte ihn auch. Auf diese Weise brachte Schwartz eine vollständige Verschiebung der mythologischen Quellen zu Stande; die Volksüberlieferung sollte den Kern derselben bilden, zu dem nur frühere künstliche Erzeugnisse wie die Eddalieder hinzutreten. Die Methode, mit welcher er dabei arbeitete, war die alte Grimm'sche Combinationsmethode;

der Fortschritt, den durch ihn die Mythologie gemacht hat, besteht darin, dass das Suchen nach nordischen Göttern in der Volksdichtung endlich aufhörte. Allein Schwartz' Ansichten sollten noch nach anderer Richtung hin fruchtbringend wirken. Indem er dem Urquell des mythischen Denkens nachging, wurde er mit Waitz der Gründer der Anthropologie. Durch diese aber hat unsere Mythologie eine bisher noch lange nicht genügend gewürdigte Hilfswissenschaft erlangt, die mehr als jede andere geeignet ist, der Kuhn'schen vergleichenden Mythologie den Boden zu entziehen.[4]

Ungleich kritischer als Schwartz ging A. Kuhn in seinen mythologischen Forschungen zu Werke. Das Studium der vergleichenden Sprachwissenschaft hatte ihn zu den Liedern des Veda geführt. Hier glaubte er eine so rein natürliche Phantasie zu finden, dass diese geradezu oft den von Schwartz entzifferten Urmythus zeigte. So ging er bei seinen Forschungen vom Veda aus. Er griff hier einen Mythus oder Kult heraus, untersuchte ihn sachlich und sprachlich in seinem ganzen Umfange und verfolgte ihn dann mit Scharfsinn und feinem Gefühle für mythische Dinge und Naturpoesie bei den übrigen indogermanischen Völkern. An der Spitze seiner Arbeiten auf diesem Felde steht die '*Herabkunft des Feuers und des Göttertranks*' (1859, 2. Aufl. Gütersloh 1886); das Buch wurde der Kanon der vergleichenden Mythologie. Dabei wurde vergleichend im Sinne der vergleichenden Sprachwissenschaft aufgefasst: man hoffte durch Vergleichung der Mythen aller indogermanischen Völker die indogermanischen Mythen, die Urreligion der ungeteilten Indogermanen zu finden. In der Deutung der Mythen ging Kuhn mit Schwartz Hand in Hand. Beide standen hierin im Gegensatz zu dem anderen Begründer der vergleichenden Mythologie, zu Max Müller, der Sonne und Himmel in den Mittelpunkt aller mythischen Anschauung der Indogermanen stellt und seine Theorie selbst als die 'solare' gegenüber der 'meteorischen' Kuhns und seiner Anhänger bezeichnet (Wissenschaft der Sprache, II. 476). Auf der anderen Seite nähert sich dagegen Kuhn mehr Max Müller. Er findet nämlich wie dieser auf sprachlichem Gebiete die Grundlage der Mythen und bezeichnet mit ihm Polyonymie und Homonymie als die wesentlichsten Factoren derselben (Entwicklungsstufen der Mythenbildung S. 123 ff.): das einer Naturerscheinung, einem Elemente, einem verehrten Gegenstande beigelegte Attribut hat sich von diesem losgetrennt und ist als neues Substantivum ein mythisches Wesen geworden, das je nach der Eigenschaft, die in dem Attribute lag, bald als böses, bald als gutes Wesen erscheint. Während aber Müller die Entstehung der Mythen in Anlehnung an die solaren Erscheinungen in der Natur durch die sprachliche Metapher in eine proethnische Zeit verlegt, lässt Kuhn die Mythenbildung erst eintreten, als eine spätere Periode das Verständnis für die Sprache der früheren verloren hatte. Obgleich Kuhn und M. Müller unseren Blick für mythische Dinge offenbar erweitert haben, so legen sie doch zu viel Gewicht auf die vedischen Mythen, die im Mittelpunkte ihrer Forschungen stehen. Sie betrachten diese gewissermassen als Wurzeln der Mythen anderer indogermanischer Völker und spähen von hier aus nach den sprachlichen Früchten, wobei freilich der Inhalt der Mythe nicht selten die etymologische Deutung des Wortes stark beeinflusst hat. Fast alle mythischen Parallelen, die von den vergleichenden Mythologen Kuhn-Müller'scher Richtung aufgestellt wurden, sind mehr oder weniger haltlos und setzen eine proethnische Kulturstufe der Indogermanen voraus, die höchst unwahrscheinlich ist. Inhaltlich ähnliche Mythen aber finden sich auch bei nicht indogermanischen Völkern.

§ 11. Diese Thatsache nachdrücklichst in unserer Mythologie hervorgehoben zu haben ist das Verdienst W. Mannhardt's, der hierin offenbar

unter dem Einflusse Tylors stand. Mannhardt war von Haus aus Märchenmytholog, ein Schüler J. Grimms und Nachfolger und Nacheifrer Wolfs, nach dessen Tode er auch die Redaktion der Zeitschrift für deutsche Mythologie übernahm. Bald finden wir ihn als Anhänger von Kuhn und Schwartz. In seinem ersten grösseren Werke, den *Germanischen Mythen* (Berlin 1858), verficht er ihre Gedanken, indem er die Parallele zwischen dem vedischen Indra und dem nordischen Thor zieht und die Holda und die Nornen überall im Volkslied und der Sage wiederzufinden glaubt. Er selbst geisselt im Vorwort zu seinen Antiken Wald- und Feldkulten diese Verirrungen. Bald geht Mannhardt seine eigenen Wege. Benfeys Pantschatantra mag ihm die Augen geöffnet haben, wie wenig auf Sage und Märchen zu geben sei. In Sitte und Brauch erkennt er bald das ältere, das festere Element der Volksüberlieferung. Fragebogen über agrarische Sitten und Gebräuche werden nach allen Gegenden gesandt; es soll ein nach den 'Monumentis Germaniae' angelegter *Quellenschatz der germanischen Volkssage und Volkssitte* geschaffen werden. Das ungeheure Quellenmaterial, das er gesammelt und das auf der königl. Bibliothek zu Berlin liegt, zeigt uns die Grossartigkeit des Planes. Wie der Geolog unterscheidet Mannhardt jetzt verschiedene Schichten der Volksüberlieferung, die sich bald ineinander geschoben haben, bald nebeneinander hergehen. Die mythologische Denkform hat für ihn eine fortzeugende Kraft, daher fasst er unter der Mythologie eines Volkes »alle in seinem Geiste unter dem Einflusse mythischer Denkform zu stande gekommenen Verbildlichungen höherer Ideen.« So spricht er von Mythen, die in christlicher Zeit und zwar durch Anregung des Christentums selbst entstanden sind und giebt dadurch der Volksüberlieferung eine neue, von der Grimm'schen und Schwartz'schen Auffassung durchaus verschiedene Bedeutung. Mit der vergleichenden Mythologie der Kuhn-Müller'schen Richtung bricht er; er hält ihre bisherigen Ergebnisse für »verfehlt, verfrüht oder mangelhaft« (1876); die fehlenden sprachlichen Übereinstimmungen bestimmen ihn dazu. Dagegen bahnt er einer neuen vergleichenden Mythologie den Weg, und hierzu hat ihn die Anthropologie gebracht. Auch er zieht die Parallelmythen heran, aber nicht, um einen indogermanischen Götterstaat zu erweisen, sondern nur, um die Übereinstimmung festzustellen und zu zeigen, wie sich bei verschiedenen Völkern aus gleicher Wurzel die Mythen auf ganz ähnliche Weise entwickelt haben. Als Grundlage der späteren Kunstmythen nimmt Mannhardt einen ausgebreiteten Dämonencult an und zwar schon für eine proethnische Periode. Nur aus dieser Annahme erklären sich ihm die Übereinstimmungen. Im *Roggenwolf* hält er die Elementargeister noch für Winddämonen; in seinen *Korndämonen* treten daneben die seelischen Geister in den Vordergrund; erst in seinen spätesten Werken ist er zu den Vegetationsdämonen und den Pflanzenseelen geführt. Aus der Beobachtung des Wachstums der Pflanzen habe der natürliche Mensch in einer proethnischen Zeit die Wesensgleichheit zwischen sich und den Pflanzen erschlossen und letzteren eine Seele zugeschrieben. Diese Pflanzenseele ist Mannhardt der Anfang aller Mythenbildung; aus ihr ist dann der Vegetationsdämon hervorgegangen, der mit der Zeit auch mit meteorischen und solaren Erscheinungen in Verbindung gebracht wurde. Aus dem Dämonenglauben sollen sich später die einzelnen Stammesmythologien entwickelt haben. — Mannhardt ist zweifelsohne einer der bedeutendsten unserer Mythologen; ihm war die deutsche Mythologie eine nationale Sache. Er hat zugleich in seinen späteren Arbeiten strenge philologische Kritik an den Quellen geübt. Er kämpfte ununterbrochen mit sich und an sich, um zur Wahrheit und Klarheit zu gelangen. Vor allem war er streng gegen sich selbst; er verurteilte seine Ansichten, sobald er sie als falsch erkannte. Gleichwohl

hat sich sein System keine Anerkennung verschaffen können. Die Kulturzustände, die dasselbe voraussetzen, stimmen nicht zu den Resultaten, die wir der ungleich sichereren proethnischen Altertumskunde und der Sprachforschung verdanken. Seine Korndämonen z. B., an denen er noch in seinen mythologischen Forschungen festhält, setzen bei den Indogermanen eine Pflege des Ackerbaues voraus, die sich durch nichts stützen lässt (Vict. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere[5], 14 ff. 54 ff., v. Bradke, Über Methode und Ergebnisse der arischen Altertumswissenschaft, 185 ff.). Weiter erheischt aber auch das Mannhardt'sche System ein viel zu abstractes Denken, von dessen Existenz in der Zeit eines niederen Dämonenkultes man sich nicht zu überzeugen vermag.[5]

Eine Verbindung zwischen dem Mannhardt'schen und Kuhn-Schwartz'schen System hat neuerdings E. H. Meyer angestrebt, sicher der bedeutendste von Mannhardts Schülern auf dem Gebiete der germanischen Mythologie. Meyer geht von dem Kuhn'schen Periodensystem aus, bringt dieses aber in ungleich festere Form. Nach diesem sieht er den Seelenglauben und Kult, d. i. einen Glauben an und eine Verehrung der in der Natur fortlebenden Seelen als den Anfang alles mythischen Denkens an. Aus diesem Seelenglauben hat sich in einer späteren Periode der Dämonenglaube entwickelt. Unter den so entstandenen Dämonen räumt er den Winddämonen den wichtigsten Platz ein. Der Hauptschauplatz für die mythischen Gebilde ist also die Luft. Mit der Zeit entstanden Wolkenwinddämonen, Wasserwinddämonen und Baumwinddämonen. Auch die Gestirne, namentlich Sonne und Mond, wirkten schon zu jener Zeit mythenbildend auf die Phantasie, ihre Hauptbedeutung haben diese aber erst in der 3. Periode erlangt, bei den Völkern des Ackerbaues und der staatlichen Kultur, wo besondere Götter und Göttersysteme entstanden (Indogerm. Myth. I, 211 ff.). Einen Götterhimmel leugnet also Meyer für die indogermanische Urzeit, um an dessen Stelle einen um so ausgeprägteren Dämonenglauben zu setzen. Als erwiesen hält er vier indogermanische Dämonenmythen: den Mythus vom Donner- und Blitzwesen, vom Sturmdämon, den Regenbogenmythus und den Dioskurenmythus (Ind. Myth. II. 673). Allein keiner von diesen Mythen steht fest, ja Meyer hat sie nicht einmal wahrscheinlich zu machen vermocht (vgl. ZfdPh XXI. 336 ff. W. Müller, Zur Mythologie der griech. und deutschen Heldensage). Dazu giebt Meyer dem Dämonenglauben eine Bedeutung, die er wohl schwerlich gehabt hat; fast alle germanischen Göttergestalten sollen aus ihm hervorgegangen sein. Das ist auch nicht in einem Falle weder erwiesen noch wahrscheinlich. Endlich räumt Meyer der subjektiven Phantasie der einzelnen Stämme viel zu wenig Recht ein, so dass sein mythologisches System wohl ebensowenig bestehen wird wie das Mannhardt'sche.[6]

Mehr auf die subjektive Phantasie der einzelnen Völker geht L. Laistner ein. Er beschäftigt sich besonders mit der Volkssage. Dieser Elemente lässt auch er in einer Periode gemeinsamen Zusammenlebens entstanden sein, namentlich nimmt er dies von den mythischen Namen an. Allein er sucht jede Sage in ihrer Heimat auf und erklärt sie mit Hülfe der Naturerscheinungen, die sich hier zeigen. Der Kern ist nach ihm alt, — hierher gehört z. B. die Vorstellung des Nebels als Wolf, des Rosses als Sturm, — die Form aber ist der Gegend angepasst. So verhilft Laistner mehr der Poesie der einzelnen Stämme zu ihrem Rechte und zeigt sich hierin als Anhänger Uhlands, der in seinem *Mythus von Thór* die mythische Dichtung der Nordgermanen in Anlehnung an die Natur ihres Landes bereits 1836 im Grossen und Ganzen treffend entwarf.[7] Hierdurch erweitert zugleich Laistner unsern Blick: er lässt die Mythen nicht so einseitig wie die Schwartz'sche Schule aus eng begrenzter

Zahl Naturerscheinungen hervorgehen. Dabei sieht er streng auf die Etymologie mythischer Namen, die er freilich nicht immer glücklich behandelt, und sucht dadurch Wort und Sache miteinander in Einklang zu bringen. In seinem neuesten Werke, dem Rätsel der Sphinx, räumt Laistner auch dem Traum als mythenerzeugende Kraft sein Recht ein; er steht hierin unwillkürlich, wenn er es auch nicht offen bekennt, unter dem Einflusse des Seelenglaubens.[8] Dass Laistner bei der Verfechtung seiner Ideen zuweilen über das Ziel hinausschiesst, ist nur zu natürlich. — In Deutschland den Seelenglauben und Seelenkult nachdrücklich als mythenerzeugendes Element verteidigt zu haben, ist das Verdienst Jul. Lipperts, mag dieser unter Tylors Einfluss gestanden haben oder nicht. Dagegen geht Lippert entschieden darin viel zu weit: alle Mythen, alle Gottheiten sollen aus dem Seelenglauben hervorgegangen sein. Um dies zu beweisen, bedient sich der Urheber dieser Auffassung philologischer Mittel, die heutzutage kein Philologe mehr anerkennt.[9]

§ 12. So ist seit J. Grimm bis heute Hypothese auf Hypothese aufgestellt worden, aber noch keine hat sich genügende Anerkennung zu verschaffen vermocht. Weder über den Ursprung der Mythen noch über ihre Deutung und ihr historisches Verhältnis untereinander herrscht Einigkeit. Der Hauptfehler bei der Forschung liegt offenbar darin, dass man viel zu wenig Kritik bei Benutzung der Quellen übte, ja eine gewisse philologische Kritiklosigkeit gewissermassen sanktionierte.

Für die philologische Kritik der mythologischen Quellen aufs energischste eingetreten zu sein ist das Verdienst Lachmanns und Müllenhoffs: Lachmann behandelte die Mythologie als Nebenstudium der Heldensage, denn in den Gestalten dieser erkannte er — und hierin stand er im Gegensatz zu Uhland und Wilh. Grimm — erblasste Götter. Müllenhoff hielt an diesem Gedanken fest und vertiefte ihn. Ihm waren die Mythen die uralte Poesie unserer Vorfahren. Deshalb verlangte er strengste Kritik der mythischen Quellen, die nicht anders wie andere litterarische Denkmäler zu behandeln und nicht von ihrem Fundorte zu trennen seien. So ist vor allem durch ihn die Bedeutung des **Tiwaz* als germanischen Gottes und die Revolution, die mit seiner Entthronung endigte, erwiesen. Aber Müllenhoff behandelt nur die höheren Mythen: mit Volksglauben und Volkssitte beschäftigt er sich nicht; auch sind seine Schlüsse, wenn auch durchweg geistreich und anregend, doch nicht selten allzukühn.[10]

§ 13. Nicht ohne Bedeutung auch für die deutsche Mythologie ist das Werk eines klassischen Philologen, O. Gruppes: '*Die griechischen Culte und Mythen in ihren Beziehungen zu den orientalischen Religionen*' (1. B. Leipzig 1887). Mit ihm scheint für die mythologische Forschung eine neue Ära anzubrechen. Man könnte seine Theorie die Wanderungstheorie nennen; er selbst bezeichnet sie als *Adaptionismus.*

Gruppe scheidet zunächst scharf zwischen den volkstümlichen Elementen der Mythologie (Märchen, Sage) und den hierarchischen, den Kunstmythen, die er nicht als die Quelle des Kultes auffasst, sondern die er aus dem Kulte hervorgegangen sein lässt. Der Kult ist ihm also das ältere in der Religion der Völker. Nur die hierarchischen Mythen hängen mit dem Kulte zusammen; beides macht die Religion der Völker aus, die hauptsächlich unter dem Einflusse der Priester steht. Die Übereinstimmung der hierarchischen Mythen der indogermanischen Völker hebt Gruppe ausdrücklich hervor; allein keines der bisher angewandten Systeme erklärt dieselbe genügend. So kritisiert er denn alle Systeme und kommt endlich zu dem Resultate, dass Kult

und hierarchische Mythen von Vorderasien aus sich über fast alle Kulturvölker verbreitet haben.

In der Würdigung des Kultes berührt sich O. Gruppe mit K. Weinhold. Dieser knüpft von Haus aus, abseits vom Wege der Weiterentwicklung germanischer Mythologie, unmittelbar an J. Grimm an. Allein er hat jederzeit die Bahnen der phantastischen Anhänger der Grimm'schen Richtung gemieden und ist für das Recht historischer Forschung eingetreten, ja seine jüngsten Abhandlungen verfechten im Kerne dieselben Grundsätze und Resultate, zu denen Müllenhoff gelangt war, nur dass er mehr als dieser den Kultus als die Wurzel des Mythus zu seinem Rechte verhilft.[11]

Auf dem Gebiete des Kultes verdient schliesslich noch ein Mann rühmlichster Erwähnung: Heino Pfannenschmid; seine *Germanischen Erntefeste* enthalten das beste, was wir über altgermanischen Kult besitzen.[12]

§ 14. Ungleich älter als in Deutschland ist das Studium des Glaubens der Vorfahren im skandinavischen Norden. Dafür ist es aber auch hier ungleich einseitiger, da es sich in der Hauptsache auf die Darstellung des mythischen Gehaltes der Edden beschränkt. Die vergleichende Mythologie hat hier wenig Anhang gefunden, weder die Kuhn-Müller'sche Richtung, noch die Tylor-Mannhardt'sche. Dagegen hat die historische Richtung einige nennenswerte Vertreter gehabt.

Der älteste nordische Mythologe ist Snorri Sturluson. Seine *Edda* ist im 1. Teile nichts anderes als eine Mythologie, ausgearbeitet für Skalden, damit diese über den Inhalt mythischer Umschreibungen, der Kenningar, Bescheid wissen (vgl. Abschn. VIII. 2. § 12). Snorris mythologische Bestrebungen lebten in seiner Schule fort und haben möglicherweise auch die Sammlungen von Liedern mythischen Inhalts veranlasst. Von c. 1400 an achtete man wenig auf die alten Lieder; erst im 17. Jahrh. kam man auf sie und die Edda zurück, allein die Beschäftigung damit war weiter nichts als ein unausgesetzter Streit über den Wert oder Unwert dieser mythischen Quellen. Das älteste nordische Handbuch der Mythologie, Grundtvigs *Nordens Mythologi* (1808), war ein von vaterländischer Begeisterung getragenes und zugestutztes Werk ohne wissenschaftlichen Wert. Erst unter dem Einflusse von J. Grimm's Mythologie erschienen auch im Norden systematische Darstellungen des alten Götterglaubens, so von Munch, Keyser, vor allem aber von N. M. Petersen.[13] Die historische Richtung haben namentlich drei Gelehrte vertreten: M. Hammerich, der den Nachweis führt, dass die Ragnaröksmythen nur bei den Nordländern und zwar in der Wikingerzeit entstanden seien, Henry Petersen, der Thor als den alten nationalen Gott, der Nordgermanen erweist und Oðin aus Süden eingewandert sein lässt, und endlich Sophus Bugge, der den grössten Teil der Eddamythen als nordische Darstellung mittelalterlich-christlicher Legendenzüge und Umwandlung griechisch-heidnischer Mythen auffasst.[14] Während die Arbeiten von Hammerich und Petersen sich allgemeiner Anerkennung erfreuen, hat Bugge durch die seinen einen Widerspruch hervorgerufen, an dem er zum grossen Teil mit schuld ist. Die Ideen, die Bugge verficht, sind nicht neu, sondern schon Jahrhunderte alt, allein Bugge verteidigt sie mit den Waffen der neuern Wissenschaft, der historischen Grammatik. Nur missbraucht er diese Waffen, indem er das mythische Wort seciert und in den einzelnen Teilen dieses oder jenes griechische oder lateinische oder keltische oder angelsächsische Wort herausfindet, was der alte Wikinger bald falsch verstanden, bald falsch gedeutet, bald durch ein lautlich ähnlich klingendes norwegisches wiedergegeben haben soll. Wenn demnach weder Bugges Methode noch ein grosser Teil seiner Behauptungen Anerkennung finden sollten, so hat er durch seine mythologischen

Studien doch zu einer neuen historischen Durchforschung der nordischen Mythen angeregt und sicher wird es sich zeigen, dass wir einen sehr grossen Teil von dem, was wir nach Grimm als urgermanische Mythen auffassten, fallen lassen müssen. Denn das Hauptwerk, welches in neuster Zeit aus der Reaktion gegen Bugges Studien hervorgegangen ist, V. Rydbergs *Undersökningar i Germanisk Mythologi* (2 del. Stockh. 1886. 89) ist nicht geeignet, diese Thatsachen zu erschüttern, da sein Verfasser die Überlieferung ohne jegliche Kritik verarbeitet, Combination auf Combination häuft und die Sprache nach seinen Wünschen, aber nicht nach den Sprachgesetzen ins Auge fasst. Rydbergs Mythologie ist das erste und vielleicht das letzte nordische Werk, das auf dem Boden der vergleichenden Mythologie in Kuhn-Müller'schem Sinne steht; es ist in einer Zeit entstanden, wo diese in Deutschland schon ziemlich allgemein als überwunden galt.

[1] Jac. Grimm, *Deutsche Mythologie.* 4. Ausg. mit Nachträgen und Anhang hrsg. von E. H. Meyer. Berl. 1878. Kl. Schrift. II. B. — [2] Von Joh. Wilh. Wolf erschienen: *Niederländische Sagen.* Lpz. 1843; *Deutsche Sagen und Märchen* 1845; *Deutsche Hausmärchen.* Lpz. 1851; Die deutsche Götterlehre. 1852. (Ein Auszug aus Grimms Mythologie); Beiträge zur deutschen Mythologie. 1. B. 1852; 2. B (besorgt von Mannhardt) 1857. (Dies Werk enthält die ganze deutsche Mythologie nach Wolfscher Methode); *Hessische Sagen.* 1853. — [3] W. Schwartz Werke sind: *Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum.* 2. Aufl. 1862. Die Abhandlung steht auch in den *Prähistorisch-anthropologischen Studien* (Berlin 1884), die die kleineren mythologischen Arbeiten Schwartz' enthalten; *Der Ursprung der Mythologie.* Berl. 1860; *Die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie.* 1. B. *Sonne, Mond und Sterne.* Berlin 1864; 2. B. *Wolken und Wind, Blitz und Donner.* 1879; *Indogermanischer Volksglaube.* Berl. 1885. — [4] Waitz, *Anthropologie der Naturvölker.* 1859–65. Bastian, *Der Mensch in der Geschichte.* 3 Bde. Leipzig 1860. Tylor, *Urgeschichte der Menschheit* (Leipzig 1867); ders. *Anfänge der Kultur* (Lpz. 1873). — [5] Mannhardt, *Germanische Mythen.* Berlin 1858; *Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker.* 1. T. Die Götter. Berlin 1860; *Roggenwolf und Roggenhund,* 2. Aufl. 1866; *Die Korndämonen,* Berl. 1868; *Der Baumkult der Germanen und ihrer Nachbarstämme.* Berl. 1875; *Antike Wald- und Feldkulte aus nordeuropäischer Überlieferung erläutert,* Berl. 1877; *Mythologische Forschungen.* Mit Vorreden von K. Müllenhoff und Scherer hrsg. von H. Patzig. Strassburg 1884. (Dazu Meyer, AfdA XI. 141 ff.). — [6] E. H. Meyer, *Indogermanische Mythen.* I. *Gandharven-Kentauren.* Berlin 1883. II. *Achilleis.* Berlin 1887. AfdA XI. 141 ff. XIII. 19 ff. — [7] Uhland, *Der Mythus von Thôr,* Stuttg. 1836. (Schrift. VI. 1 ff.); Schrift. zur Gesch. der Dichtung und Sage B. 1. 6. 7. — [8] Laistner, *Nebelsagen.* Stuttg. 1879; ebd. *Das Rätsel der Sphinx,* Grundzüge einer Mythengeschichte. 2 Bde. Berlin 1889; *Über den Butzenmann.* ZfdA XXXII. 145 ff. — [9] Jul. Lippert, *Die Religionen der europäischen Kulturvölker.* Berlin 1881; ebd. *Christentum, Volksglaube und Volksbrauch.* Berl. 1882; *Allgem. Geschichte des Priestertums,* 2 Bde. Berl. 1883/84. — [10] K. Müllenhoff, *Tuisco und seine Nachkommen* in Schmidts Allgemeiner Zsch. f. Gesch. VIII. 209 ff.; *Die austrasische Dietrichssage* ZfdA VI. 435 ff.; *Sceaf und seine Nachkommen* ebd. VII. 410 ff.; *Der Mythos von Beowulf* ebd. VII. 419 ff.; *Über den Schwerttanz.* In den 'Festgaben für G. Homeyer zum 28. Juli 1871.' 109 ff.; *Zeugnisse und Excurse* ZfdA XII. 413 ff.; *Von Sigfrids Ahnen* ebd. XXIII. 113 ff.; *Irmin und seine Brüder* ebd. XXIII. 1 ff.; *Deutsche Altertumskunde* V. B. 1. T. Berlin 1883. Vgl. W. Scherer, *Vorträge und Aufsätze* S. 101 ff. — [11] Weinhold, *Die Sagen von Loki* ZfdA VII. 1 ff.; *Die Riesen des germanischen Mythos* in den Sitzungsberichten der philol. histor. Klasse der kaiserl. Akad. der Wissenschaften zu Wien. XXVI. 225 ff.; *Tius Things* ZfdPh XXI. 1 ff.; *Über den Mythus vom Wanenkrieg* Sitzungsber. der kgl. preuss. Akad. der Wissenschaften zu Berlin. XXIX. 611 ff. — [12] Heino Pfannenschmid, *Das Weihwasser im heidnischen und christlichen Kultus unter besonderer Berücksichtigung des germ. Altertums.* Hannov. 1869; *Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Kultus, mit besonderer Beziehung auf Niedersachsen.* Hannov. 1878. — [13] P. A. Munch, *Nordmændenes Gudelære i Hedenold.* Christiania 1847. — R. Keyser, *Nordmændenes Religionsforfatning i Hedendommen* Christ. 1847 (besonders wichtig für den Kultus). — N. M. Petersen, *Nordisk Mythologi.* Kph. 1842. 2. Ausg. 1863. — Vgl. auch Erik Gustav Gejer, *Samlade Skrifter,* II. 170 ff. (besonders wichtig für die Geschichte des Asenglaubens). — Konrad Maurer, *Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christentum.* 2 Bde. München 1855/6. (Ent-

hält das reichhaltigste Material aus der Sagaliteratur.) — [14] M. Hammerich, *Om Ragnaroksmythen og dens Betydning i den oldnordiske Religion.* Kbh. 1836. — Henry Petersen, *Om Nordboernes Gudedyrkelse og Gudetro i Hedenold.* Kbh. 1876. — S. Bugge, *Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen.* (Deutsch von O. Brenner). München 1889, ders. *Über den Freyjamythos* im Christian. Morgenbladet vom 16. Aug. 1881, ders. *Iduns Æbler* Ark.f.n.Fil. V. 1 ff. (vgl. K. Müllenhoff, Deutsche Litteraturzeitung 1881. II. No. 31. Edzardi, Litteraturbl. für germ. und rom. Phil. 1882 Sp. 1 ff. 125 ff.)

KAPITEL IV.

DAS VERHÄLTNIS DER NORDISCHEN ZUR DEUTSCHEN MYTHOLOGIE.

§ 15. Obgleich bereits L. Uhland 1836 die Mythen von Þór als Erzeugnisse der nordischen Dichtung behandelt hatte, ist man doch seit J. Grimm in Deutschland gewohnt, diese Mythen schlechthin für die gesamten germanischen Völker anzunehmen. Die historische Betrachtung der Mythen zwingt uns, mit dieser Auffassung zu brechen. Schon eine Durchforschung der mythischen Quellen der Nordgermanen lehrt die stetige, z. T. einseitige Weiterentwicklung mythischer Begriffe und Gestalten. Dazu kommt, dass man die nordischen Quellen wieder zu einseitig ins Auge gefasst hat: die Eddalieder und Snorris Handbuch der Mythologie, das zum grössten Teil auf jenen aufgebaut war, galten als Kanon der nordisch-germanischen Mythologie. Allein beide Quellen sind späteren isländischen Ursprungs, viele Mythen und Mythenzüge finden sich nur in ihnen, manche widersprechen sogar dem germanischen, dem nordischen Volkscharakter. Ein z. T. anderes Bild gewähren die nordischen Sǫgur, Funde und Inschriften. Was wir aus diesen lernen, hat auch meist seine Wurzel im Kulte und gibt sich schon dadurch als nationales Eigentum zu erkennen. Von diesen Quellen hat demnach die wissenschaftliche nordische Mythologie auszugehen. Aus ihnen erfahren wir zugleich, dass hier ein grosser Teil niederen Volksglaubens in ganz ähnlichen Formen blühte, wie er heutzutage noch bei den südgermanischen Völkern sich nachweisen lässt. Es ist ferner bei den nordischen Quellen daran festzuhalten, dass die Isländer ein dichterisch begabtes Volk waren, dessen Skalden zweifelsohne durch die subjektive Phantasie Gestalten und Züge geschaffen haben, die nie im Volke tief gewurzelt haben. Seit Harald harfagri in der 2. Hälfte des 9. Jahrhs. die unzufriedenen Grossen des norwegischen Staates zwang, ihre Heimat zu verlassen, finden wir sie auf dem Westmeere, auf den brittischen Inseln, bald im Kampfe, bald im Bunde mit Kelten oder Angelsachsen, bald als Gegner, bald als Schirmer der christlichen Kirche, bis endlich ein Teil von ihnen sich auf den Færöern und dem fernen Island niederlässt, wo sie rein oder gemischt mit keltischem Blute, ja neben Kelten, ihren neuen Freistaat gründen. Aber auch von hier aus unternehmen viele von ihnen alljährlich Reisen ins Ausland: nach Irland, Schottland, England, nach den skandinavischen Höfen.[1] In jener Zeit blühte ihre Poesie und mit ihr das mythische Lied. Dass bei diesen historischen Betrachtungen die Wahrscheinlichkeit fremden Einflusses nahe liegt, muss jedem einleuchten. Und schon diese nötigt, die isländische Dichtung mit Reserve zu benutzen und ihr im Vergleich zur Volksüberlieferung erst den zweiten Rang einzuräumen. Auf alle Fälle ist daran festzuhalten, dass die zusammenhängenden Mythen isländischer Skalden speziell nordische Mythen sind, die wohl diesen oder jenen volkstümlichen Zug aufgenommen haben mögen, die aber im ganzen mehr oder weniger Eigentum der subjektiven Phantasie ihrer Sänger sind. Wie weit sich nun in diesen entlehntes oder nationales Eigentum erweisen lässt, ist eine der schwierigsten Fragen, die die Gegenwart beschäftigt.

Ich glaube, wir müssen an dem Grundsatze festhalten, dasjenige als echt nationale Poesie hinzustellen, was nicht dem Volkscharakter widerspricht und was sich als dichterische Fortentwicklung volkstümlicher Mythenzüge erklären lässt.

§ 16. In ihren Grundzügen hat aber die nordische Mythologie einen urgermanischen Charakter, wenn sich diese in Übereinstimmung mit den mythischen Anschauungen der Südgermanen und der Angelsachsen bringen lassen, falls nicht eine Wanderung des Mythus von diesen Stämmen zu unseren nordgermanischen Stammesbrüdern sich wahrscheinlich machen lässt. Bei jenen sind unsere mythologischen Quellen zwar spärlicher, aber älter und wertvoller. Demnach hat von diesen aus die Analyse der nordischen Quellen zu beginnen. Nun lehren aber die südgermanischen Quellen aus ältester Zeit, dass die Einheit des Götterglaubens bei diesen durchaus nicht so bedeutend gewesen ist, als dass man imstande wäre, einen einheitlichen Götterglauben auch nur dieser Stämme konstruieren zu können. Vielmehr hat es unter den einzelnen Völkern eine Reihe Amphiktyonenbünde gegeben, von denen jedes Mitglieder in gemeinsamem Kulte eine besondere Gottheit verehrten, gerade solche Bünde, wie wir sie noch kurz vor Einführung des Christentums bei den skandinavischen Stämmen finden. Demnach müsste eine deutsche Mythologie eine Mythologie der einzelnen germanischen Stämme sein. Von den Urgermanen lässt sich nur mit Wahrscheinlichkeit behaupten, dass sie den Himmelsgott verehrten, wohl ähnlich, wie Herodot von den Persern schildert (I, 131): *οἱ δὲ νομίζουσι Διὶ μὲν ἐπὶ τὰ ὑψηλότα τὰ τῶν οὐρέων ἀναβαίνοντες θυσίας ἔρδειν, τὸν κύκλον πάντα τοῦ οὐρανοῦ Δία καλέοντες*, und dass sie diesem eine Reihe Attribute beigelegt hatten, die sich bei den einzelnen germanischen Stämmen vom Namen des Gottes (**Tīwaz*) loslösten und als besondere göttliche Gestalten erschienen. Aus dem Namen besonders lässt sich die Thätigkeit des Himmelsgottes erkennen, die zum Attribut die Veranlassung gab; sonst entwickelte sich die abgetrennte Gottheit lokal, d. i. im Kultverbande zum höchsten göttlichen Wesen, bei dem namentlich die Seiten der Wirksamkeit ausgebildet wurden, deren der Amphiktyonenverband zu seiner materiellen Existenz besonders bedurfte: die Entwicklung des Mythus ging jederzeit mit den menschlichen Interessen Hand in Hand. Wenn ich im vorliegenden gleichwohl nicht eine Mythologie der einzelnen Stämme zu geben gedenke, so bestimmt mich dazu die Erwägung, dass durch eine Mythologie der Stämme einzelne Gottheiten, die sich bei mehreren Stämmen entwickelt haben oder von einem zum andern gewandert sind, zerrissen würden, und dass vor allem die sogenannte niedere Mythologie, die sich namentlich in Sagen und im Aberglauben offenbart, in ihren Grundzügen sicher einer proethnischen Periode angehört und demnach allen Germanen gemeinsam ist. Es scheint auch hierin der Kult und Glaube der ungetrennten Germanen dem ähnlich gewesen zu sein, der nach Herodot aus uralter Zeit (*ἀρχῆθεν*) den Persern eigen war (a. a. O.): *θύουσι δὲ ἡλίῳ τε καὶ σελήνῃ καὶ γῇ καὶ πυρὶ καὶ ὕδατι καὶ ἀνέμοισι.* Hier hausen die Seelen der Verstorbenen und die Dämonen, denen man Verehrung und Spenden bringt.

[1] Über den Verkehr der alten Nordländer mit dem Westen vergl. Worsaae. *Die Dänen und Nordmänner in England, Schottland und Irland.* Deutsch von Meissner. Leipz. 1852. — K. Maurer, *Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthume.* 2 Bde. München 1855. 56. Ders. *Island von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergange des Freistaats.* S. 24 ff. — Sars, *Udsigt over den norske Historie.* Deel I. (2. udg.) Christ. 1877. — Steenstrup, *Normannerne.* 4. Bd. Kbh. 1876—82. (Hauptwerk).

KAPITEL V.

DER SEELENGLAUBE DER ALTEN GERMANEN.

§ 17. **Die verschiedenen Schichten mythischer Vorstellung.** »Die erste und hervorragendste unter den Ursachen, welche die Thatsachen der alltäglichen Erfahrung zu Mythen umbilden, ist der Glaube an das Belebtsein der ganzen Natur, der in seiner höchsten Form zur Personifikation gelangt.« (Tylor, Anfänge der Kultur I, 281). Überall erkennt der natürliche Mensch in der Natur ein höheres Wesen, dem gegenüber er selbst machtlos dasteht oder das wenigstens Gewalt über ihn hat oder Eigenschaften an den Tag legt, die er selbst nicht besitzt. Er kann sich dies Wesen nicht anders vorstellen als ein Wesen mit Gestalt, die er selbst kennt, als Tier oder als Mensch. So entstanden die mythischen Gebilde der *Dämonen*. Ob der Ohnmacht, die er diesem Geschöpfe der Phantasie gegenüber einsieht, fühlt er sich gezwungen, durch Spende, Speise und Trank, wie er es selbst liebt, den Dämon sich geneigt zu machen oder ihn zu versöhnen, ihn um seinen Beistand, sein Wohlwollen zu bitten. So entstehen Opfer und Gebet, der erste Kult, der ebenso alt ist wie das älteste mythische Gebilde. Neben der Natur wirken aber auch die Erfahrungen im Leben auf den natürlichen Menschen und veranlassen ihn zu mythischem Denken. Es ist eine anerkannte Thatsache, dass alle Völker in der Kindheit ihrer Entwicklung an ein Fortleben der Seele in der Natur glauben. Der Tod mag es in erster Linie gewesen sein, der zu solch mythischem Denken anregte. Der Überlebende fühlte, dass etwas aus dem toten Körper gewichen war, was in ihm noch fortlebte, was er aber auch in der Natur, die ihn umgab, in den Elementen wiederzufinden glaubte. Schon frühzeitig muss er die Seele, das Leben namentlich mit der bewegten Luft, dem Wind in Zusammenhang gebracht haben: beides erkannte er und doch konnte er es nicht sehen. Die Seele konnte wieder menschliche Gestalt annehmen, eine Gestalt, die dem Lebenden bald sichtbar bald unsichtbar war. So brachte er Seele und Leben in der Natur in engsten Zusammenhang: erstere schien ihm in den Elementen fortzuleben; sie hauste in der Erde und der Luft, in den Bergen, in Gewässern und Wäldern. Allein nicht nur im Tode verliess die Seele den Körper, sondern auch im Schlafe, und ging dann wandelnd bald in dieser, bald in jener Gestalt umher. Der Traum, in dem der Mitmensch bald als Feind, bald als Freund erschien, musste den Menschen in seiner Auffassung bestärken. So entstand denn der *Seelenglaube*, so entstand der natürliche Drang, den Abgeschiedenen am Essen und Trinken teilnehmen zu lassen, der *Totenkult*. Das grosse Kapitel des Aberglaubens hat zum grössten Teile in diesem Vorstellungskreise seine Wurzel.

Man hat Seelenglaube und Dämonenglaube in gewisses zeitliches Verhältnis zu einander gebracht, indem man jenen für das ältere, diesen für das spätere ansah (E. H. Meyer). Allein das lässt sich nicht beweisen; wir haben nur mit der Thatsache zu rechnen, dass beide Schichten der mythischen Vorstellungen bei den Germanen vorhanden waren. Dazu kann man oft gar nicht entscheiden, ob das mythische Gebilde aus dem Seelenglauben oder dem Dämonenglauben hervorgegangen ist; beide gehen nur zu oft ineinander über. Nur aus praktischen Gründen wird hier der Seelenglaube zuerst behandelt d. h. die mythischen Vorstellungen unserer Vorfahren, bei denen sich noch ein innerer Zusammenhang zwischen der Seele des Menschen und dem mythischen Gebilde erweisen lässt. Personifikationen der Naturgewalten und Naturerscheinungen gehören zu den Dämonen.

Neben dem Glauben an Seelen und Dämonen hat es aber auch in der germanischen Mythologie die Verehrung eines mächtigen Himmelsgottes gegeben. Es mögen in einzelnen Gegenden Dämonen durch Verehrung und Kult zu höheren persönlichen Gottheiten gewachsen sein, die dann über ein grösseres Gebiet herrschten, als der Kreis in sich schliesst, aus dem sie hervorgegangen sind, nirgends aber finden sich Dämonen des Himmels, der Sonne, der Erde als Ganzes. Die Erhabenheit des Himmels und der Sonne hat den denkenden Menschen schon früh an ein mächtiges Wesen glauben lassen, das auf seine Geschicke einwirkt, das über den Gewalten der Natur steht und das deshalb besondere Verehrung verdient. Es kann nicht geleugnet werden, dass diese Vorstellung schon einen höheren Grad menschlicher Einsicht verlangt und deshalb in der Geschichte des Glaubens jünger als Seelen- und Dämonenglaube ist, allein dies kommt für die deutsche Mythologie weniger in Betracht: hier gilt die Thatsache, dass die Germanen aus ihrer Heimat die Verehrung eines persönlich gedachten Gottes des Himmels mitbrachten. Als Herr über die verschiedenen Erscheinungen in der Natur führte er verschiedene Beinamen, aus denen sich besondere Gottheiten entwickelten, die sich wieder teilweise mit den Dämonen berührten. An diese Gottheiten hat sich dann hauptsächlich der gemeinsame Kult im Gauverbande geknüpft, sie sind besonders die Wurzeln der Mythologie im engeren Sinne, der Religion und der religiösen Dichtung.

§ 18. Nach den Forschungen Tylors, Spencers u. a. darf als erwiesen angesehen werden, dass fast alle Völker den Glauben an ein Fortleben der Seele haben. Auch die alten Germanen haben ihn gehabt und zwar wurzelt er bei ihnen so fest, dass er sich trotz aller Kulturanstürme bis heute erhalten hat; in Sitte, Brauch und Aberglauben finden wir noch bei allen germanischen Stämmen die Spuren dieses uralten Glaubens.

In jedem Menschen lebte neben dem Körper noch ein zweites Ich, das den Körper verlassen konnte, das sich im Tode von ihm trennte, das persönlich gedacht wurde und infolge dessen auch wieder eine dem Menschen bekannte Gestalt annehmen konnte. Am klarsten drückt dies Verhältnis zwischen Körper und Seele der Norweger durch seine *fylgja* d. h. Folgerin aus. Die Seele ist die Begleiterin des Menschen auf seinem Lebenswege.

Nach dem Tode kehrt sie in die ewig belebte Natur zurück. Hier setzt sie ihr irdisches Leben fort oder kommt in die grossen Scharen der Geister, ja kann sogar wieder geboren werden. Im Winde merkt man ihr Fortleben: dieser besteht aus Seelenheeren, die meist aus Bergen kommen und in die Berge zurückkehren. Allein nicht jede Seele wird unmittelbar nach ihrem Tode in die grosse Schar der Geister aufgenommen; manche irrt unstet umher und sucht sich immer wieder mit ihrem Körper in Verbindung zu setzen. Sie erscheint in ihrer vollen Persönlichkeit den Lebenden als Wiedergänger, Gespenst, namentlich in der Nähe, wo ihr Körper beerdigt liegt, und sucht ihnen zu schaden. Daher ist es heilige Pflicht, alles zu thun, was der Seele ihre Ruhe geben kann. Oft nimmt sie Tiergestalt an. Als persönliches Wesen hat aber auch die Seele nach dem Tode menschliche Bedürfnisse: sie verlangt Speise und Trank und erhält es von den Überlebenden; sie nimmt Teil an dem Leichenschmause, der ihr zu Ehren gehalten wird, sie erhält Opfer auf Bergen, in Flüssen, an Quellen, im Walde, kurz überall, wo die Geisterscharen zu weilen scheinen. Das ist uralte Auffassung unserer Vorfahren, die wir in den mythologischen Quellen auf Schritt und Tritt verfolgen können.

Eine der ältesten Sitten aller germanischen Stämme ist es, dem Toten in seinen Hügel dasjenige mitzugeben, was ihm im Leben teuer und wert gewesen ist, was er hier zu seinem Leben gebraucht hat. Jahrtausende über

die schriftlichen Quellen germanischer Sitte hinaus gehen die Funde, die aus der Erde ausgegraben, die stummen, aber treusten Zeugen der Sitte und des mit ihr verknüpften Glaubens. Schon aus der Steinzeit findet man Waffen, Handswerkzeuge, Schmucksachen in den Gräbern (Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit S. 34); die folgenden Zeitalter setzen die alte Sitte fort; Trinkhörner, Würfel, Glasbecher u. s. w. treten zu den früheren Gegenständen, und als der nordische Wikinger als Seekönig den Ozean auf seinen Barken durchfurchte, da bedurfte er des Schiffes auch noch nach dem Tode. Die Funde von Tune und Gokstad in Norwegen, wo sich in mächtigen, über zwanzig Meter langen Schiffen neben dem mit fürstlicher Pracht umgebenen Häuptlinge Sklavengebeine, Pferde-, Hunde-, Falkenskelette erhalten haben (Montelius a. a. O. 173 ff.), sprechen für die Echtheit der späteren Quellen, die gleiches berichten (Vgl. Kålund, Aarbøger for nord. Oldkynd. 1870 S. 369 ff.). Und solch alte Sitte hat sich bis zur Gegenwart erhalten. Noch in diesem Jahrhundert legt man in Schweden den Toten Tabakspfeifen, Handmesser, ja selbst die gefüllte Branntweinflasche in den Sarg (Weinhold, Altnord. Leben S. 493). Wie im skandinavischen Norden, so ist es auch in Deutschland. Die Gräberfunde bestätigen hier die Thatsache, dass man dem Toten in das Grab gab, was er während des Lebens gebraucht hatte (Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde, an vielen Stellen). Auch hier hat sich bis heute allüberall noch die Sitte erhalten; sie lässt sich durch die Jahrhunderte verfolgen, sie ist gewandelt mit der Kultur unseres Volkes und hat deren Gewand angezogen, bis man endlich so weit gekommen ist, dem Toten Regenschirm und Gummischuhe mit ins Grab zu geben (Köhler, Volksbrauch u. s. w. im Voigtland, S. 441). In nichts anderem kann diese festgewurzelte Sitte ihren Ursprung haben als im Glauben, dass nach dem Tode das zweite Ich des Menschen noch fortlebe und zwar ein Leben, das ähnlich dem Leben im Körper ist: die Seele wird als persönliches Wesen gedacht. Hieraus erklärt sich weiter die weitverbreitete Sitte, dass man sofort nach eingetretenem Tode Fenster und Thüren öffnen muss, damit die Seele hinausfliegen könne. Man stürzt Töpfe, Bänke und Stühle um, dass sie ja nicht hängen oder sitzen bleibe (Wuttke, Aberglaube § 725). Sie kann auch mitnehmen, was ihr beliebt. Deshalb pflegt man in ganz Mittel- und Norddeutschland den Tieren, Bäumen des Gartens, dem Getreide in Scheune und auf Böden den Tod des Hausherrn oft unter feierlichen Ceremonien anzuzeigen und die Gegenstände zu bitten, dass sie zu dem neuen Herrn halten möchten (Wuttke § 727). Da die Seele Persönlichkeit hat, so kann sie natürlich auch wieder gerufen werden, sie kann erscheinen. Totenbeschwörung ist über ganz Deutschland verbreitet, Geisterbanner finden sich überall (Wuttke § 773 ff.). In Deutschland können wir den Brauch aus alter Zeit nicht belegen, in den altnordischen Quellen dagegen findet er sich oft: Oðin beschwört die Vǫlva, ihm die Träume Baldrs zu deuten (Baldrs Draumar 3), Freyja weckt die Vǫlva Hyndla, mit ihr nach Valhǫl zu reiten (Hyndlulj. 1) u. ö. Der Mangel an älteren deutschen Quellen berechtigt nicht, gleiche Auffassung für eine frühere Zeit auch in Deutschland in Abrede zu stellen. Der Tote kann natürlich auch dann sprechen und handeln. Speise verlangt er, wie jeder lebende Mensch. Die noch heute üblichen Leichenschmäusse, an denen unsichtbar auch der Tode Teil nimmt (Wuttke § 740. 747), wären uns unverständlich, führten uns nicht alte Quellen zu dem, was heute vergessen ist. Wiederum haben die Gräberfunde, in Deutschland wie in Skandinavien, gezeigt, dass man dem Toten Speise und Trank mit ins Grab gab, dass man auf seinem Hügel Steine mit Vertiefungen anbrachte, in die man aller Wahrscheinlichkeit nach Spenden goss,

die für den Toten bestimmt waren; es sind dies die sogenannten Opfersteine (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I, 303 ff. Montelius a. a. O. S. 35). Nordische Quellen leiten von diesem Brauch zum Verständnis der neueren Sitte hinüber: sie erzählen uns, wie noch in christlicher Zeit die Toten bei ihrem Leichenschmause (erfiǫl d. i. erbbier) erschienen seien und an diesem Teil genommen hätten. (Guðrúnarhv. 8, vergl. dazu Ed. AM. II, 957***, Eyrbyggja S. 100). Auch bei den Sachsen wurde das Totenopfer, '*das sacrilegium ad sepulchra mortuorum*' (Indic. superst. Nr. 1) verboten und Burchard von Worms eifert noch um das Jahr 1000 gegen die '*oblationes, quae in quibusdam locis ad sepulchra mortuorum fiunt*' (Myth. III, 407). Das Mahl wurde von Haus aus der Seele des Verstorbenen gebracht. Je zahlreicher aber nach altgermanischer Sitte ein Mahl besucht war, umsomehr Ehre brachte es dem, dem es galt. Isländische Quellen erzählen uns von Leichenschmäussen, an denen 900, ja 1200 Mann Teil nahmen (Laxd. 104—6), und in der Oberpfalz heisst es noch heute: «je mehr beim Leichenschmauss getrunken wird, desto besser, denn es kommt dem Toten zu Gute» (Bavaria II, 324). Bringt der Überlebende die Spende dem Toten nicht, so rächt sich dieser. Nur von dieser Annahme aus erklärt sich die Bestimmung der agls. Bussordnungen über die Körnerspende '*pro salute viventium et domus*' (Wasserschleben S. 173).

Während der Leib noch im Hause liegt, weilt auch die Seele in der Nähe desselben. Man sieht sie nicht, aber man fühlt ihre Nähe; sie offenbart sich auch dem Menschen und lässt in allerlei Anzeigen die Zukunft erkennen (Wuttke, § 298 ff.). Auch hiergegen streitet schon Burchard von Worms (Myth. III, 408). Überhaupt besitzt die vom Körper getrennte Seele weissagende Kraft; auch im Traume ist dies der Fall (Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus Oldenburg II, 119. Henzen, Über die Träume im Altnordischen 59 f.). Dies ist eine Erfahrung, die sich bei allen Naturvölkern beobachten lässt (Tylor, Anfänge der Kultur I, 436. II, 23 u. öft.). Nicht alle jedoch scheinen die Stimme des Toten zu vernehmen; Sonntagskinder sind es besonders in der Volkssage. Durch Lieder scheint man die geflohene Seele haben zwingen können, die Zukunft zu offenbaren. Wenigstens vermag ich das *dadsisas* des Ind. superst. («de sacrilegio super defunctos id est *dadsisas* Nr. 2) nicht anders zu erklären. Offenbar decken sich diese Lieder mit den *carminibus diabolicis qui supra mortuum nocturnis horis cantantur* (Burchard von Worms, Myth. III, 405). Das Wort *dadsisa* oder *sisva* (Graff, Alth. Spr. VI, 281) ist noch nicht genügend aufgeklärt; wären es einfache Totenklagelieder, Leichengesänge (Schade, Altd. Wörtb. II, 768. Gramm. II, 183), vielleicht ähnlich dem altnord. *erfikvæði* oder *erfidrápa,* so wäre es unverständlich, weshalb die christliche Kirche so gegen diese Lieder geeifert hätte, weshalb sie *carmina diabolica* genannt, weshalb sie zu nächtlicher Weile gesungen worden wären. Vielmehr scheinen es Lieder gewesen zu sein, durch die man die Seele nötigte, dem Freunde Glück und dem Feinde Schaden zu bringen, oder Lieder, durch die man die Seele zwang, die Zukunft zu offenbaren. In letzterem Falle hätten wir in den *vardlokkur* der Nordländer, den Geisterlockliedern, mit deren Hülfe die Völven die seelischen Geister zur Offenbarung der Zukunft riefen, ein ganz analoges Beispiel. (Maurer, Bekehrung I, 445 ff.).

§ 19. Hat die Seele den Körper verlassen, so wird sie bald körperlos gedacht, bald aber — und zwar in den meisten Fällen — nimmt sie einen neuen Körper an oder kehrt zeitweise in den verlassenen Körper zurück. In jenem Falle gelangt sie zu den Scharen der Geister, die unsichtbar die Luft durchziehen oder die als Flammen auf den Gräbern weilen und die Menschen in die Irre führen, in diesem erscheint sie als Gespenst, als Wiedergänger, als Mahre, Trude, Alp, Hexe, Bilwis, Walkyre und in mancherlei anderen Gestalten,

oder auch als Zwerg, Wicht, Elfe und bildete in diesem Wesen den Übergang zu den Dämonen.

Die Seele verlässt den Körper als Hauch, als Atemzug. Atem ist sprachlich 'Seele, Geist'. Dann schwebt sie nach dem Tode in der Luftregion umher, behält jedoch ihre individuelle Existenz noch bei. Anfänglich hält sie sich in der Nähe des toten Körpers auf, sie begleitet ihn selbst zu Grabe (Knopp, Sagen aus Hinterpommern 165), man verschliesst deshalb die Thüren und Fenster, dass sie nicht in das Zimmer zurückkehre, in dem der Tote liegt. Daher muss man den toten Körper so schnell als möglich unter die Erde bringen. Nur selten blieb bei unseren Vorfahren derselbe während der Nacht im Hause. (Weinhold, Altnord. Leben 476). Weit verbreitet ist auch die Sitte, sowohl im Norden als in Deutschland — und dort schon aus alter Zeit belegt —, dass man im Hause an der der Hausthüre entgegengesetzten Seite ein Stück Mauer niederlegt, wo man die Leiche hindurchzieht, damit die Seele, falls sie zurückkehre, keinen Eingang ins Haus finde. Wird so die Seele als ein den Körper überlebendes Wesen gedacht, so ist sie doch durchaus nicht ewig. Die alten Nordländer haben eine reiche Anzahl Erzählungen von Spukgeistern Verstorbener, die den Nachbarn ihrer irdischen Heimstätte Unglück zufügten. Dem Geiste wird in fast allen Fällen das Handwerk nur dadurch gelegt, dass man den Leichnam des Verstorbenen, der sich in der Regel noch unversehrt erhalten hat, ausgräbt und ihm das Haupt abschlägt und verbrennt (Maurer, Bekehrung II, 85 ff.). Wie tief dieser Glaube wurzelt, zeigen die altschwedischen Satzungen, nach denen die Selbstmörder verbrannt werden mussten, damit sie nicht nach dem Tode anderes, ehrliches Volk plagten. (Hyltén-Cavallius, Wärend och Wirdarne I, 459 f. 472). Und gleiches hat man auch mit den Körpern der Spukgeister in Deutschland gethan. (Praetorius, Weltbeschreibung S. 277 ff.).

Wie bei fast allen Völkern findet sich auch bei den germanischen der engste Zusammenhang zwischen Seele und Wind. Was liegt auch näher, als die als Atem den Körper verlassenden Seelen sich als Wind vorzustellen? Über das gesamte germanische Gebiet sind die Sagen vom wütenden Heere oder der wilden Jagd verbreitet (Myth. II, 765 ff.; F. Liebrecht, La Chasse sauvage, in Gervasius v. Tilbury 173 ff.; Schwartz, Der heutige Volksglaube.) Wenn hier und da ein Führer oder eine Führerin der Scharen auftritt, so hat sich der alte Seelenglaube schon mit dem Dämonen- oder Götterglauben verbunden. Von Haus aus ist dies Heer nichts anderes als die Schar der Geister. Wohl hat der alte Mythus mit der Zeit andere Gestalt angenommen, namentlich hat das Christentum die Seelen zu Seelen ungetaufter Kinder gemacht, aber aus allem blickt noch der alte Kern durch. Bis ins 12. Jahrh. hinauf lässt sich das wütende Heer zurück verfolgen (Mythol. II, 766) und wie klar noch damals die Vorstellung war, dass das wütende Heer eben ein Geisterheer sei, zeigt die Stelle aus dem Gedichte von Heinrich dem Löwen: *da qvam er under daz wöden her, da die bösen geister ir wonung han* (Massmann, Denkm. S. 132). Weiter berichtet Agricola in seinen Sprichwörtern (667), wie das wütende Heer durch das Mansfelder Land gefahren sei und wie man in ihm erst jüngst verstorbene Menschen wahrgenommen hätte. Praetorius erzählt uns, wie sich um das Grab eines Toten tagelang ein Wirbelwind erhoben habe (Weltbeschr. 277). Bekannt ist ja die schöne Sage von dem Kind mit dem Thränenkrüglein, das sich nach seinem Tode ebenfalls in der Schar der durch die Luft sausenden Geister befand (Witzel, Sagen aus Thüringen I, 220). Überall auf Schritt und Tritt lässt sich dieser engste Zusammenhang zwischen Wind und Seele verfolgen. Und wie im Süden, so auch im germanischen Norden. Beim Sturme z. B. fährt nach norwegischem Volksglauben noch heute die *Aasgaardsreia* durch die Luft, eine

Schar von Geistern, die während des Lebens Trunkenbolde, Raufbolde, Betrüger, Verleumder u. dergl. gewesen sind. (Faye, Norske Folkesagn 62). Schon zeitig müssen in dem Vorstellungskreise diese Scharen mit dem Totengotte oder der Totengöttin, mit einem Winddämon in Verbindung gebracht sein, der dann die Führung über diese unsteten Seelen übernahm, und unter solcher Führung finden sie sich in der Volkssage ungleich öfterer. Von Haus aus kann dies nicht der Fall gewesen sein, denn die Führerschaft setzt schon einen höheren Grad der Kulturentwicklung voraus. Findet sich doch neben dem geführten Heere in allen germanischen Ländern noch bis heute das führerlose Heer. Da ist nicht der alte Führer vergessen, da ist auch nicht in das Wort dieses Geistesheeres ein Führer hineinzutragen: wir haben in diesen Mythen vielmehr Überreste einer uralten Schicht des Seelenglaubens, die im Volke stets neben der Auffassung von dem angeführten Seelenheere einhergegangen ist. In diesen Kreis von Mythen gehören auch die Sagen von den Schlachten, die in der Luft, namentlich über Schlachtfeldern, stattfinden (Praetorius, Weltbeschreibung 196 ff.; Schönwert, Sagen aus der Oberpfalz II, 143 ff.; Meier, Sagen aus Schwaben I, 123 u. ö.). Die Sagen mögen jung sein, sie mögen an eine historische Thatsache anknüpfen, allein der Vorstellungskreis, aus dem sie hervorgegangen sind, ist ein uralter: es ist die Vorstellung von dem Fortleben und Forthandeln der dem Körper entwichenen Seele. Aber auch in der Form sind diese Sagen schon alt. In der Wikingerzeit fand einst ein Kampf zwischen einem in Irland sesshaften Normanenkönige Hǫgni (Hagen) und einem anderen Normanenhäupling, Heđin (Hetel) statt, weil dieser jenes Tochter Hilde entführt hatte. Auf einer der Orkneyen, Háey (vergl. Munch, Annal. 1852, S. 61) soll er nach der Snorra Edda (AM. I, 434), deren Verfasser der Ragnarsdrápa des Skalden Bragi (SnE. I, 436 ff.) folgte, und nach einem shetländischen Volksliede (K. Hoffmann, Sitzungsbericht der kgl. bayr. Akad. der Wiss. 1867, II, 208), auf Hithinö an der pommerschen Küste nach Saxo grammaticus (ed. Müller I, 240 ff.), auf einer Insel der Nordsee nach der Gudrun (Avent. VIII resp. XVII) stattgefunden haben. Die norwegische Quelle, die ins 9. Jahrh. hinaufreicht, hat zweifelsohne den richtigen Ort erhalten. Der Kampf muss einer der bedeutendsten der Wikingerkämpfe gewesen sein. An diesen knüpfte sich der Mythus, dass Hilde jede Nacht die Toten geweckt habe und dass sie hier bis zum Göttergeschick gekämpft haben. Das ist nichts anderes, als der alte Mythus vom Kampfe der Seelen Gefallener, wie wir ihn in Deutschland finden, im nordischen Gewande an eine besondere Stätte lokalisiert und auf historische Personen übertragen (vergl. Müller, Mythologie der Heldensage 216 ff.); nicht weniger und mehr vermag ich an diesem Stoffe als Mythus anzuerkennen. Auch die *einherjar* der nordischen Dichtung, die vorzüglichsten aller Kämpfer, wie auch Thor als *einheri* bezeichnet wird (Lokas. 60), die nach dem Tode nach Valhǫll kommen und dort täglich zum Kampfe ausziehen und abends zu frohem Gelage zurückkehren (Vafþr. 40 ff. Grimn. 18. 23. 36. 51, SnE. I, 84), sind die fortlebenden Seelen Gefallener, ebenfalls dichterische Gestalten der nordischen Poesie, wozu der Volksglaube die Veranlassung gegeben hat: sie sind in Verbindung mit Óđin gebracht als dem Wind-, Toten- und Schlachtengotte; die Zeit der Wikingerzüge hat der schlichten Volksphantasie die höhere Form gegeben.

§ 20. Lebten so die Seelen nach dem Tode im Wind und Sturme fort, ihre Beschäftigung während des Lebens fortsetzend, so musste auch für sie ein Ort der Ruhe da sein, an dem sie ausruhten, wie jeder Lebende, an dem sie sich den Freuden ruhiger Geselligkeit hingaben, an dem sie waren, wenn in der Natur Windstille herrschte. Wir finden sie auch hier wieder überall in der Natur. Die in allen germanischen Ländern bis ins Heidentum hinauf überlieferten

Berichte über den Quellen-, Fluss-, Baum-, Bergkult wären uns unverständlich, wenn wir nicht die mythische Belebung dieser Dinge annehmen. Dass aber diese mythischen Geschöpfe die Seelen Verstorbener sind, können wir wiederum auf Schritt und Tritt verfolgen. Aus den Bergen scheint uns der Wind zu kommen, unter dem Wasser scheint er die Wellen in Bewegung zu setzen, im Walde scheint er durch das Rauschen der Blätter sein Dasein kund zu geben. Hier weilen daher überall die Seelen, hier ruhen sie aus, hier bringt man ihnen Opfer und Spenden. Ganz besonders verbreitet ist das Verweilen des Windes, also auch der Seelen, in Bergen, und zwar findet sich diese Auffassung überall, wo wir Berge finden. In Deutschland müssen wir freilich, wenn wir von dem Kult absehen, den Berichten der Volkssage vertrauen, die sich aber bis ins Mittelalter hinein verfolgen lassen (Mannhardt, Germ. Mythen. 264 f.). Die Venus- und Hollenberge sind es besonders, in denen sie unter dem Regimente der Todesgöttin hausen. Hierher werden die Menschen gelockt und kehren nicht wieder. So gehört hierher der mythische Hintergrund der Sagen vom Rattenfänger zu Hameln, vom Plutonischen Pfeiffer (Praetorius, Weltbeschreibung 71), der die Kinder zu den 'Unterirdischen' in den Köppelberg geführt haben soll. Grosses Sterben unter den Kindern mag dazu die Veranlassung gewesen sein. Ungleich klarer erzählen nordische Quellen Mythen von Geistern, die sich in Bergen aufhalten und hierher Lebende zu sich rufen und holen. Von Flosi erzählt die Njála (S. 698 ff.), er habe geträumt, wie ein Mann aus einem Berge herausgekommen wäre und all seine Leute gerufen hätte; dann sei er wieder in den Berg verschwunden. Bald darauf starben Flosis Leute. Nach der Eyrbyggjasaga (S. 7) glaubt Þórólf, dass er und all seine Nachkommen in den Berg Helgafell nach dem Tode fahren werden. Auch sonst erfahren wir, dass ganze Geschlechter in einen Berg eingehen oder dass sich einzelne schon zu Lebzeiten den Hügel wählen, wo sie einst weiter hausen wollen. (Maurer, Bekehrung II, 89. I, 94). Von besonderer Bedeutung ist die Erzählung von der steinreichen Auđr, (Lándnáma Isl. S. I, 111), da sie einen Schluss für altdeutschen Kult gestattet. Hier heisst es, dass die christliche Auđr auf dem Kreuzesberg (Krossholar) Christum angebetet hätte und dass sie hier begraben liege. Ihre Nachkommen aber verharrten im Heidentum. Gleichwohl haben sie den Berg, in dem die Auđr ruhte, für heilig gehalten, haben hier eine Opferstätte errichtet und seien in dem Glauben gewesen, dass alle Angehörigen der Auđr einst nach dem Tode in diesen Berg gelangen würden. Der ganze Zusammenhang zeigt, dass hier nur eine Opferstätte gemeint sein kann, die für die Dahingeschiedene errichtet war. Mit Hülfe dieser und mancher anderen ähnlichen Stelle (Keyser, Nordm. Rel. 108) verstehen wir die Bestimmung des Indiculus superstitionum '*de his, quae faciunt supra petras*', d. s. Totenopfer, die Verstorbenen auf Felsen gebracht wurden.

Von dieser Auffassung unserer Vorfahren aus erklären sich auch am einfachsten die überall gepflegten Sagen von bergentrückten Kaisern und anderen Lieblingen des Volkes. Am bekanntesten ist ja die Kyffhäusersage von Friedrich II., den spätere Berichte zu Friedrich Barbarossa gemacht haben, (vgl. G. Voigt, in Sybels Hist. Zsch. XXVI, 131 ff.), eine Sage, die sich bereits 1426 in der Chronik des Stadtpfarrers Engelhusius von Einbeck findet. Wie hier der Kaiser Friedrich schlafend mit seinen Helden im Berge weilt, so hausen in anderen Gegenden andere: derselbe *Friedrich* ruht in einer Felsenhöhle bei Kaiserslautern, in Westfalen beim Dorfe Mehnen im Hügel Bablionie *Wedekind*, im Bergschlosse Geroldseck *Siegfried*, im Sudemerberge bei Gosslar *Heinrich der Vogelsteller*, im Unterberg bei Salzburg *Karl V.* oder *Karl der Grosse*, in England König *Artus*, in Nordschleswig bei Mögeltönder und bei Kopenhagen unter dem Fels von Kronborg *Holger Danske* (vgl.

Myth. II, 794 ff.), in Schweden Olaf (Landsmålen Bih. I. 178). In anderen Sagen sind es Frauen, die im Berge sich befinden, noch in anderen wird schlechthin erzählt, dass es nur bewaffnete Scharen wären, die im Berge weilten, allein es wird ausdrücklich hinzugefügt, dass es *animae militum interfectorum* (Chron. Ursberg. a. 1223. Mon. Germ. VIII, 261) seien. Man pflegt diese Sagen von dem bergentrückten Kaiser, namentlich von Friedrich, als verblassten Volksglauben alter Wodansmythen aufzufassen, und da alles doch nicht so recht zu dem nordischen Ođin passen will, so giebt man ihm noch Frau Holle und Donar zur Gesellschaft mit in den Berg. Nichts hat unsere Mythologie mehr in Misskredit gebracht, als solche Kombination. Der schlichte Volksglaube an ein Fortleben der Seele in dem Berge ist auch hier der mythische Kern gewesen, und dieser Volksglaube ward an diese oder jene historische oder sagenhafte Gestalt, die der Liebling des Volkes gewesen war, geknüpft. Sie konnte nach Überlieferung der Väter nicht für immer aus der Welt geschwunden sein, und so lokalisierte man denn das Fortleben der Seele in einem Berge, der sich in der Nähe befand, und den der Volksglaube als Aufenthaltsstätte der Verstorbenen kannte. Denn alle diese Sagen stammen aus den Gegenden, wo sie lokalisiert sind, obgleich die historische Gestalt meist gar keine nähere Beziehung zu dem Orte gehabt hat. Und wie konnte sich die Volksphantasie einen Kaiser, zumal einen kriegerischen, anders denken, als umgeben auch nach dem Tode von den Scharen, die er im Leben zum Siege geführt hatte und die für ihn gefallen waren? Aus demselben, echt germanischen Volksglauben ist aber auch die nordische Vorstellung von Valhǫll hervorgegangen, dem Aufenthaltsort der Einherjer. Das ganze Kapitel darüber ist nichts anderes als ein Stück Dichtung aus der Wikingerzeit, entstanden in Anlehnung an diesen alten Volksglauben und geformt durch das Leben in der Wikingerzeit. Da aber damals Ođin Gott der Toten und der Schlacht war, so wurde mit ihm Valhǫll und ihre Bewohner in engsten Zusammenhang gebracht. Valhǫll selbst war aber nichts anderes, worauf bei Óđin zurückzukommen ist, als der Totenberg, wie noch bis heute in Schweden sich Berge mit Namen Valhall finden (Rietz, Svenskt Dialektlex. 789).

§ 21. Aber nicht nur in Bergen, sondern auch in Gewässern, Teichen, Brunnen, Wolken hausen die Seelen. (Mannhardt, Germ. Myth. 95. 271 f.). Auch hier bald allein, bald in Verbindung mit einem Führer, namentlich mit Frau Holle. Von letzterem müssen wir sie zunächst wieder lostrennen, da er in das Kapitel der chthonischen Gottheiten gehört. Die Gewässer als Aufenthaltsort der Seelen spielen namentlich in den Volkssagen und dem Volksglauben, der sich an die Geburt des Menschen knüpft, eine bedeutende Rolle. Wie die Seele als zweites Ich nicht nach dem Tode aus der Welt schwindet, sondern in der Natur fortlebt, so muss sie natürlich auch da sein, bevor sie zum Menschen kommt. Interessant ist im Hinblick hierauf die Vorstellung, die der Schwede im Mittelalter von der menschlichen Seele hatte: er stellte dieselbe dar als kleines Kind, das der Sterbende aus dem Mund hauchte (Hyltén-Cavallius, Wärend I, 354). Die Seelen können also als Kinder wiedergeboren werden. Wir müssen uns in Deutschland auch hier wiederum ausschliesslich auf die Volkssage verlassen; beim Tode gewährten uns die Ausgrabungen Aufschluss, über Sitte bei der Geburt sind sie stumm und die Bestimmungen der Heidenbekehrer eifern nicht gegen irgend welche heidnische Sitte. Auch hierin lüften die nordischen Quellen wenigstens etwas den Schleier. Der Aufzeichner der Helgilieder berichtet uns, dass Helgi und Svava wiedergeboren seien (Eddalieder Bugge S. 178), und am Schlusse des zweiten Liedes von Helgi dem Hundingstöter erzählt er dasselbe von Helgi und Sigrún (a. a. O.

S. 201) und fügt ausdrücklich hinzu, dass das Glaube des Menschen im Altertum gewesen sei, dass es aber jetzt nur noch alter Weiber Wahn wäre. Auch im kurzen Sigurðslied ist es Hǫgnis einziger Wunsch, dass Brynhild nicht wiedergeboren werde (V. 45). Die Sagas stützen diesen Glauben: in der Gautrekssaga erscheint Starkaðr als *endrborinn jǫtunn* ('wiedergeborener Riese', Fas. III, 36), und noch in christlicher Zeit (1256) glaubte die Nachbar des Þorgils von Ás, dass er der wiedergeborene Kolbein sei (Sturl. II, 234). Näheres über die Wiedergeburt selbst freilich erfahren wir aus den Quellen nicht. Ob nun die über das ganze germanische Gebiet verbreitete Ammenrede, dass die kleinen Kinder aus dem Brunnen oder Teichen geholt werden (Mannhardt, Germ. Myth. 255 ff.), auf altem Glauben beruht oder erst späteren Ursprungs ist, bleibe dahin gestellt. Auf keinen Fall glaube ich, dass der Verjüngungsbrunnen des Mittelalters, der sogenannte 'Jungbrunnen' (Mythol. I, 488), mit dem Seelenglauben etwas zu thun habe, wie Wolf (Beiträge I, 167) annimmt. Dagegen erhalten andere Volkssagen und Aussprüche unter der Voraussetzung der Wiedergeburt der Seele ihre Erklärung. Es wird sich später zeigen, wie die geschiedene Seele alle möglichen Gestalten anzunehmen vermag, wie sie der Volksglaube aber besonders gern, zumal die des Kindes, in der Gestalt eines Vogels oder Insektes durch die Luft fliegend denkt. Nun sagt man in dem Salzburgischen zu Kindern, wenn man ihnen etwas erzählt, das vor ihrer Geburt geschehen ist: 'Du hast damals noch nicht gelebt, du bist noch mit den Mücken herumgeflogen'. Und in ganz West- und Niederdeutschland ist der Glaube verbreitet, dass Schmetterlinge die Kinder brächten (vgl. Mannhardt, Germ. Myth. 242 ff.).

§ 22. Wie die Seelen ihren bestimmten Ruheort haben, so schlagen sie auch, wenn sie durch die Luft fahren, einen bestimmten Weg ein. Auch in Bezug auf Zeit sind die Geister an menschliche Satzungen gebunden. Sie erscheinen besonders nur während der Nacht, und wenn es in der Natur am trübsten und rauhsten ist, im Winter, besonders in den zwölf Nächten, da ist ihre Festzeit, die Zeit ihrer grössten Macht. Wiederum wurzelt in diesen uralten und sicher urgermanischen Vorstellungen ein grosser Teil unseres Volks- und Aberglaubens.

Zu den Orten, wo man die Scharen der Seelen am sichersten treffen kann, gehören die Kreuzwege. Sie spielen im heutigen Volksglauben eine nicht unbedeutende Rolle; an ihnen haben die Geister ihr Spiel, über sie vor allem muss man zu kommen suchen, wenn das wütende Heer herannaht, da man sonst mitgenommen wird, über Kreuzwege lassen sich Geister tragen und werfen dann klingendes Gold als Lohn zu, hier zündet man ihnen zu Ehren Lichter an. An ihnen kann man auch mit den Geistern verkehren, da waltet der Zauber, da offenbart der Verstorbene die Zukunft (Wuttke, Abergl. § 108 u. ö.). Schon der heilige Eligius (Myth. III, 401) und Burchard von Worms (ebd. 407) eifern gegen die Verehrung an den 'bivia' und 'trivia', allein man kann sich hier eines gewissen Zweifels nicht entschlagen, ob wirklicher Volksglaube zu dieser Mahnung Veranlassung gegeben hat. Dasselbe gilt von der agls. Homilie des Älfric 'de falsis diis', wo geradezu erwähnt wird, dass dem Mercurius die Opfer an den Kreuzwegen gebracht worden wären (Caspari, Mart. von Bracaras, De correct. rustic. S. CXIX), wenn auch sonst offenbar Älfric mit dem Aberglauben seines Volkes rechnet. Auffallend ist, dass die Gesetze und nordischen Quellen meines Wissens nichts von der Verehrung übernatürlicher Mächte an Kreuzwegen erwähnen. Andererseits haben Musterpredigten den Eiferern gegen das Heidentum zugrunde gelegen, die im alten römischen Reiche ihren Ursprung haben, und im römischen Glauben ist die göttliche Verehrung an Kreuzwegen anerkannte Thatsache. Auch die nordische Volks-

überlieferung weiss nichts von der Heiligkeit der Kreuzwege. Es ist daher die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass sich dieser Aberglauben und die Verehrung der Toten an Kreuzwegen in Deutschland, so tief er jetzt auch im Volksglauben wurzelt, unter römischem Einfluss entwickelt habe, wie ja auch Diana, Venus und andere römische Gestalten in den Volksglauben eingedrungen sind.

Die Zeit, wann die seelischen Geister ihr Wesen treiben, ist die Nacht. Aus Erzählungen, Spuk- und Gespenstergeschichten erfahren wir, dass ihre Macht zu Ende ist, sobald der Tag graut oder sobald die Kirchenglocke ein Uhr schlägt. Daher heissen sie an. *myrkridur, kveldridur.* Nur während der Nacht treiben sich die mythischen Gestalten des Seelenglaubens wie Mahre, Alp, Hexe u. dgl. umher und geben sich schon dadurch als seelische Wesen zu erkennen. Von den vielen nächtlichen Erscheinungen, die die nordische Literatur und Volkssage kennt, sei nur hingewiesen auf das Erscheinen von Helgi dem Hundingstöter (Eddal. Bugge 198 ff.), der bei nächtlicher Weile der Sigrún auf seinem Grabhügel erscheint und sie bittet, nicht mehr um ihn zu klagen, und auf die Erzählung der Hervararsaga, nach der Hervǫr während der Nacht zum Grabhügel ihrer Verwandten nach Samsey geht. Der Hügel öffnete sich und in Flammengestalt ruhten die Seelen der Verstorbenen auf ihm; Angantýr spricht mit ihr und spendet ihr das treffliche Schwert Týrfing, das man ihm mit ins Grab gegeben hatte. (Hervarars. ed. Bugge 211 ff.).

Die Jahreszeit, zu der das grosse Fest der seelischen Geister ist, war bei unseren Vorfahren die Zeit, wo die Tage am kürzesten, die Nächte am längsten und die Stürme am häufigsten sind. Noch heute pflegen wir jene Zeit die Zwölfnächte zu nennen, und schon hierin scheint eine Erinnerung zu liegen, dass das nächtliche Treiben im Mittelpunkte jener Zeit steht. In anderen Gegenden heissen die Tage die Unternächte (so im Voigtland), die Rauhnächte, die Losstage (Weinhold, Weihnachtsspiele S. 11). Sie fallen später, je weiter wir nach Norden kommen: in Bayern vom St. Thomastag bis Neujahr, in Strichen Norddeutschlands erst nach Neujahr, sonst in Deutschland fast durchweg von Weihnachten bis zum Dreikönigstage (Wuttke, Abergl. § 74), in Skandinavien fielen diese heiligen Tage, das Julfest, erst Mitte Januar, in den Beginn des Monats Þorri (Maurer, Bekehr. II. 234). Wir sehen schon aus den verschiedenen Zeiten, zu denen in den einzelnen germanischen Ländern das Fest gefeiert wurde, dass die Natur der Gegend die Zeit der Feier beeinflusst haben muss. Das ist die Zeit, wo die seelischen Geister ihr grosses Fest feiern. Da fährt die wilde Jagd, das wütende Heer besonders durch die Lüfte, bald allein, bald geführt von chthonischen Gottheiten. Wo letztere sich entwickelt hatten, treten die Scharen mehr zurück: die Feste werden zu Ehren der Götter gefeiert. Aber gleichwohl können wir noch aus unzähligen Spuren erkennen, dass sie ursprünglich den Geistern galten, und man hat auch diese nicht vergessen, als Götterkult an Stelle des Seelenkultes getreten war. Nordische Quellen erzählen uns, wie Unholde das grosse Julfest feiern (Maurer, Bek. II, 235). Andere berichten von *dísa- alfablót,* Disen- und Elfenopfern, die um dieselbe Zeit stattfanden (vgl. namentl. Heimskr. S. 308): zwischen Elfen und Disen einerseits und den Seelen andererseits besteht aber das engste Verhältnis, jene sind eben Seelen Verstorbener. Noch heute hält in Norwegen die Aasgaardsreia zur Julzeit ihr grosses Trinkgelage (Faye, Norske Folkes. 63) wie auf Island die álfar (Jón Arnason, Isl. Þjs. I. 106—25). Opfer geben nur unter der Voraussetzung Sinn, dass derjenige der Speisen teilhaft werde, dem das Opfer gilt. In unserem Volksglauben sind im allgemeinen die Opfer vergessen; gewisse Gerichte, die man in jenen Tagen isst, scheinen nur noch schwach daran zu erinnern. Auch für die Verstorbenen

denen man zuweilen besondere Tische deckte, sollten die Speisen sein. Ob unsere Christgaben damit in irgendwelchem Zusammenhange stehen, ist zum mindesten fraglich. Gleichwohl müssen einmal auch in Deutschland Opfer bestanden haben. Und ich sehe im Hinblick auf die nordische Sitte keinen Grund ein, die Bestimmungen gegen Brot- und Speisenspende, die Anfang Januar stattgefunden haben soll, ausschliesslich auf römisches Gebiet zu verweisen, wenn auch der Tag selbst in der römischen Feier festwurzeln mag (vgl. die Pseudoaug. homilia de sacrileg. § 17: *Quicumque in calendas januarias mensas panibus et aliis cybis ornat* etc. und dazu die Anmerk. von Caspari S. 33). Noch heute ist überall diese Zeit eine heilige. Die wilde Jagd, das wütende Heer allein ist es, das zu jener Zeit die Herrschaft hat. Oft tritt der Führer in den Hintergrund, wo er aber im Volksglauben auftritt, da erscheint er nirgends als ein göttliches Wesen, das ein neues Jahr heraufführt, sondern als chthonische und Windgottheit. Durch nichts lässt es sich weder aus alten Quellen noch aus dem Volksglauben erweisen, dass diese festliche Zeit der Umkehr der Sonne sei, dem verjüngten Himmels- und Sonnengotte gelte. Von jener Auffassung der zwölf Nächte aus wird uns auch der Zauber und die Weissagung, die in dieser Zeit mehr denn sonst in Blüte steht, verständlich. Träume, in diesen Tagen geträumt, gehen in Erfüllung; aus allerlei Dingen glaubt man zukünftige Dinge ablesen zu können: je gewaltiger der Sturm saust, desto fruchtbarer wird das Jahr, gedeiht in dieser Zeit das Vieh, so gedeiht es auch ferner, was in diesen Tagen geboren wird, erhält die Gabe, die Geister zu sehen und mit ihnen zu verkehren (Wuttke, Abergl. § 74 ff.). Schon bei dem Tode kann man die Beobachtung machen, dass die geschiedene Seele in die Zukunft zu schauen vermag und dass sie unter Umständen diese den Menschen mitteilt. Hier, zur Zeit des grossen Seelenfestes, sehen wir den Gedanken verallgemeinert und aus ihm heraus erklärt sich die Heiligkeit jener Tage. Aber die seelischen Geister können nicht nur Gutes bringen, sie können auch Böses zufügen, denn es gibt sowohl gute als auch böse Geister, deshalb sucht man vor allem den Garten und Stall vor ihnen zu schirmen. An die Stallthüren macht man Kreuze, um dadurch die Geister von den Tieren fern zu halten. Hiermit mag auch die über ganz Deutschland verbreitete Sitte in Verbindung stehen, die Stämme in jener Zeit mit Strohseilen zu umbinden, damit sie reiche Frucht tragen (Jahn, Die deutschen Opfergebräuche 214 ff.), und manches andere.

§ 23. Bestand bei unseren Vorfahren der Glaube, dass die Seele ein zweites Ich sei, das den Körper mit dem Tode verlässt und als selbständiges Wesen fortlebt, so war nur ein geringer Schritt zwischen dieser Vorstellung und der Auffassung, dass die Seele auch im Schlafe den Menschen verlassen könne. Schlaf und Tod sind untereinander so ähnlich, dass sich ein natürliches Volk den Zustand des einen nicht anders als den des andern denken kann. Und im Schlafe erfährt der Mensch mehr denn sonst die Existenz der persönlichen Seele: er sieht im Traume, wie längst Verschiedene zu ihm kommen, wie Personen, die weit von seinem Aufenthaltsorte weilen, mit ihm verkehren, er hört von ihnen Dinge, die erst eintreten sollen. Es kommt ihm so natürlich vor — scheint es uns doch zuweilen noch unklar zu sein, ob wir einen Traum wirklich erlebt oder nur geträumt haben —, er kann es nicht anders fassen, als dass sich etwas Wirkliches zugetragen habe, und da der Körper der Traumgestalt nicht zugegen ist und war, so muss es ihre Seele gewesen sein, die mit dem Träumenden verkehrte. Ist aber dies Überzeugung und Glaube, so ist der nächste notwendige Schritt, dass auch der Körper während der Nacht, überhaupt im Schlafe, zuweilen wie tot daliegt: dann hat ihn seine Seele verlassen, sie geht wandelnd umher, geht zu Tanz

und Freuden, quält ihre Mitmenschen, stiftet Schaden an, vermag auch zuweilen die Zukunft zu offenbaren. Das ist ein Glaube, den fast alle Naturvölker haben (Tylor, Anf. d. Cult. I, 433 ff.). Auch unseren Vorfahren ist er durchaus eigen gewesen; er haftet uns bis zur Gegenwart an, und wie tief er im Volksglauben wurzelt, das lehrt das grosse Kapitel der Hexenverfolgungen, die uns nur unter der Voraussetzung dieses alten Glaubens verständlich werden.

Unser '*Traum*' und ahd. *gitroc,* as. *gidrôg,* altn. *draugr* 'das Gespenst' hängen sprachlich auf das engste zusammen (vgl. Osthoff PBB VIII, 276; Henzen, Über die Träume 1 ff.): der Traum scheint die Thätigkeit des *draugr* oder die Fähigkeit, mit anderen Seelen im Schlafe zu verkehren, auszudrücken. Wer diese Fähigkeit nicht besass, hiess nach an. Quellen *draumstoli* ('beraubt der Fähigkeit zu träumen'), und solches galt als Krankheit (Fms. VI, 199). Eine wie bedeutende Rolle die Traumerscheinung im nordischen Volksglauben, aus dem sie die literarischen Quellen geschöpft haben, gespielt hat, ist von Henzen gezeigt worden (a. a. O.). Und wie hier, so lässt sich auch im deutschen Volksglauben das Wandeln der Seele überall verfolgen. Bei den einzelnen seelischen Erscheinungen wird davon zu sprechen sein. Besonders häufig wird erzählt, dass es der Geliebte oder die Liebste ist, die zu nächtlicher Stunde den Körper verlässt und den Geliebten aufsucht (Praetorius, Weltbesch. 10; Nordd. S. 420 u. öft.). Im Zusammenhang damit steht der weit verbreitete Aberglaube, dass in gewissen Nächten und bei gewissen Handlungen die Mädchen ihren künftigen Liebsten sehen können (Wuttke, Abergl. § 352 ff.). Wie sinnlich aber im Volksglauben die Auffassung von der Seelenwanderung während des Schlafes war, zeigt die Erzählung, die uns Praetorius in der Weltbeschreibung (S. 40) aus der Saalfelder Gegend in Thüringen berichtet. Darnach soll sich einst beim Obstschälen eine Magd schlafen gelegt haben. Da sahen die anderen Mägde ein rotes Mäuslein aus ihrem Mund kriechen, das zum Fenster hinaus eilte. Eine andere vorwitzige Magd habe dann die Schlafende genommen und verkehrt gelegt. Nach kurzer Zeit kommt das Mäuslein zurück und will wieder in den Mund der Magd fahren. Allein es findet die Öffnung nicht, irrt eine Zeit lang umher und verschwindet dann wieder. Die Magd aber ist von dieser Zeit an »mausetot« gewesen und nie wieder lebendig geworden.

§ 24. Die verschiedenen Gestalten alten Seelenglaubens. Während die vorhergehenden Abschnitte den Glauben an ein Fortleben der Seele im allgemeinen begründen sollten, wird das folgende zeigen, wie die fortlebende Seele ausser in den Elementen den Lebenden erscheinen konnte. Eigentümlich ist vor allem der aus dem Körper gewichenen Seele die Proteusnatur: sie vermag alle möglichen Gestalten, besonders Tiergestalten anzunehmen. Treten dabei einzelne Personen hervor, so hat der Volksglaube den wesentlichen Charakterzug der betreffenden Person auf die Gattung des Tieres einwirken lassen, in dessen Gestalt die Seele erscheint. Die Eigenschaften des Menschen und des Tieres waren das tertium comparationis: Kinderseelen erscheinen besonders häufig in Gestalten von Vögeln, Jungfrauen von Schwänen, listige Männer von Füchsen, grausame von Wölfen u. dgl. Es kann aus dem Volksglauben eine vollständige Seelenfauna zusammengestellt werden, aus dem deutschen sowohl wie aus dem skandinavischen: sie erscheinen als Fliegen, Bienen, als Schmetterlinge, als Vögel jeder Art (Myth. II, 690 ff.). Geizhälse und Missethäter erhalten die Gestalt schwarzer oder feuriger Hunde, schnaubender Pferde, Stiere, Kröten u. dgl. Untreue Weiber zeigen sich als Eulen (Vgl. Wuttke § 755). Auch in Gestalt von Kälbern, Kühen, Schafen, Lämmern, Hirschen, Hasen, Kaninchen zeigt sich die fort-

lebende Seele (Mannhardt, Germ. Myth. 490 f.)[1] Auf dem Gebiete der altnordischen Prosaliteratur hat Henzen die reiche Fauna seelischer Tiergestalten zusammengestellt (Die Träume u. s. w. S. 38). Auch hier kann die Seele Gestalten annehmen vom Vogel bis zum Löwen, Wolf und Eisbären. Charakteristisch ist die schöne Stelle aus dem christlichen Sólarljóð, wo die Seelen in der Hölle mit versengten Vögeln verglichen werden (V. 53: *svidnir fuglar — er sálir váru flugu — svá margir sem mý*). Der heutige Volksglaube des Nordens gleicht wiederum dem deutschen bis ins kleinste: auch hier haben wir die ganze nordische Fauna (Hylten-Cavallius, Wärend I, 461 ff. Thiele, Danmarks Folkes. II, 294 ff. Faye, Norske Folke-Sagn 72 ff.). Eine besondere Rolle spielt hier der Nachtrabe (schwed. *nattramn,* Hylten-Cav. I. 467, dän. *natravn,* Thiele II. 297 f.), nach schwedischer Sage die Seele ausgesetzter Kinder.

Wir sehen hieraus wieder einmal, wie lange sich alter Volksglaube erhalten hat. Vielleicht gelingt es noch, diesen Vorstellungskreis auch auf deutschem Gebiete bis ins Altertum hinüberzuführen. Gervasius von Tilbury (lib. III. § 73) überliefert von den Störchen einen Volksglauben, nach dem sie Menschen sind, die sich nur bei uns als Vögel zeigen. Dass damit unser altes Ammenmärchen, der Storch bringe die Kinder, zusammenhänge, ist schwerlich anzunehmen, wenn auch dieses sicher im Seelenglauben seine Wurzel hat. Der Storch am Reiher, wie auf Rügen der Schwan am See (Arndt, Schriften III, 547), dem Aufenthaltsorte der Seelen, holt die junge Seele nach dem Volksglauben aus dem Wasser, wenn er sich seine Nahrung holt, und fliegt dann mit ihr weit über die Lande.

Ein weiterer Kreis Aberglauben hat im Glauben an das Fortleben der Seele in Tiergestalt seine Wurzel. Schon der heilige Eligius (Myth. III. 403), das Triersche Konzil im Anfang des 14. Jahrhs. (Friedberg, Aus deutschen Bussbüchern 104) und manche andere Beschlüsse eifern gegen den heidnischen Unfug, auf den Vogelgesang oder auf die Tiere zu achten, die einem beim Verlassen des Hauses oder bei Beginn eines Werkes zuerst zu Gesicht oder Ohren kommen. Alles Eifern hat diesen Glauben nicht auszurotten vermocht. Wenn ein Hase, eine Katze, ein Schwein beim Ausgehen über den Weg läuft, so bedeutet das Unglück; eine weisse Gemse bedeutet sogar den Tod. Ein Wolf, Fuchs, Adler dagegen bringt Glück. Was das oft unscheinbare Tier auf das Geschick des Menschen für Einfluss haben soll, ist nicht recht ersichtlich, dagegen wird es uns verständlich, wenn wir wissen, dass es nicht das Tier ist, was dem Menschen begegnet, sondern die Seele eines Verstorbenen, die in Tiergestalt einherwandelt, und die Glück und Unglück bringen kann. Natürlich ist im heutigen Aberglauben der Zusammenhang zwischen Tier und Seele vergessen, nur das Resultat desselben hat sich erhalten und von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Noch klarer tritt der alte Seelenglaube in dem Aberglauben zu Tage, dass man aus den Tönen der Tiere die Zukunft erkennen könne. Eine ältere Stufe dieses Aberglaubens lässt die Tiere, namentlich die Vögel, sprechen und die Zukunft offenbaren. Im Märchen hat sich der Zug noch erhalten. In den nordischen Eddaliedern ist er trefflich poetisch verwertet worden: den Atli macht ein Vogel aufmerksam auf die schöne Sigrlinn (Helg. Hj. 1 ff.), Helgis des Hundingtöters Leben haben

[1] Soweit genügende Zusammenstellungen dieser mythischen Vorstellungskreise vorhanden sind, begnüge ich mich, auf diese zu verweisen. Die neueren Sammlungen haben die Erfahrungen nur durch neue Beispiele gestützt. Dieser Abriss der Mythologie würde zu sehr anschwellen, wollte ich stets die zahlreichen Belege aus den Sammlungen selbst bringen. Doch habe ich die Belege geprüft und keinen aufgenommen, der nicht aus germanischem Munde stammt, so schwer es auch zuweilen ist, dies festzustellen.

Adler geweissagt (Helg. Hu. I 1), Vögel warnen Sigurd vor den Nachstellungen Regins (Fáfn. 32 ff.). Die Seele, die den Körper verlassen hat, vermag in die Zukunft zu schauen. Weissagung und Zauber an der Leiche, Weissagung und Zauber während der Fest- und Freudentage der Seelen entsprangen hieraus. Der nächste Schritt des Volksglaubens ist dann, dass die Seele auch die Zukunft offenbaren kann, wenn sie andere Gestalt angenommen hat. Die Sprache ist heute im Volksglauben vergessen, aber das Bellen des Hundes, das Wiehern des Rosses, der Schrei der Katze, das Krächzen der Eule, das Krähen des Hahnes, das Zirpen der Grille und manches andere (Wuttke § 268 ff.), das ist die Sprache der Tiere, durch sie prophezeit die dem Menschen entwichene Seele die Zukunft noch heute. Diese Tiere zu Tieren dieser oder jener Gottheit zu machen, damit kommen wir nicht mehr aus, da jene Prophetie, wie die vergleichende Mythologie lehrt, älter und ursprünglicher ist, als die Gottheit, unter deren Namen sie in unseren Mythologien aufzutauchen pflegt.

§ 25. Aus dem alten Seelenglauben unserer Vorfahren ist ferner eine Reihe mythischer Gebilde hervorgegangen, die im Volksmunde mannigfachen Wandel durchgemacht haben, im Kerne aber eins sind. Der Verstorbene konnte nicht nur Tiergestalt annehmen, er konnte auch in Menschengestalt wieder erscheinen, konnte andere Menschen verlocken, ihnen Glück oder Unglück bringen. Wir pflegen solche Wiedererscheinungen Verstorbener als Gespenst zu bezeichnen, ein Wort, das schon ahd. *(gispenst)* in der Bedeutung 'Verlockung, Trugbild' bekannt ist. Es ist gebildet von altgerm. *spanan* 'locken'. Das Wort mit seinem abstrakten Inhalt lässt vermuten, dass sein Ursprung ein relativ junger ist. Ungleich älter, ja urgerm. scheint das altnord. *draugr*, as. *gidrôg*, ahd. *gitroc*. Althochdeutsche Glossen übersetzen damit *monstrum* und *portentum* (Graf I. 510), das Wort hat also eine Bedeutung, die dem altnord. *draugr* nahe kommt. Auch im Sanskrit ist das verwandte Femininum *drúh* in der Bedeutung 'weibliches Gespenst, Unholdin' belegt. Das Wort ist verwandt mit unserem Traum und geht auf eine idg. Wurzel *dreugh-* = 'schädigen' zurück (Osthoff, PBB. VIII. 276). Der Draug ist also das Unheil anstiftende Wesen. Bis ins Mittelalter hat sich die Bezeichnung in Deutschland erhalten, dann wird sie durch 'Gespenst, Geist' verdrängt. Auch im skandinavischen Norden sind meist andere Bezeichnungen dafür aufgetreten: in Dänemark besonders *Gienganger* (Thiele III. 178), in Schweden *Gasten, Gengångare, Återgångare* (Hylten-Cavallius II. 464 ff.), in Norwegen erscheint neben *draug*: *Gjenganger, Gasten* (Faye 72 ff.), auf Island die *Draugar, Apturgaungur, Uppvakningar* (Jón Arnason I. 222 ff.). Auch diese jüngeren Bezeichnungen lassen sich zurück bis ins 13. Jahrhundert verfolgen. In den nordischen Worten liegt die Auffassung der Seele als wiederkehrendes Wesen noch ganz klar. Die Sagen aller germanischen Stämme enthalten eine Fülle von Geister-, Gespenster- und Spuksagen, wie man in der jüngsten Sprachperiode die Erzählungen herumirrender Toten zu nennen pflegt (vgl. Pabst, Über Gespenster in Sage u. Dichtung, Bern 1867. Wuttke § 771 ff.). Die altisländischen Lieder und Sagas kennen sie in gleicher Fülle, und auch die ältere deutsche Dichtung ist reich an ihnen. In der Regel sind es Tote, die im Grabe keine Ruhe finden können, weil sie entweder selbst während des Lebens gefrevelt, oder weil die Überlebenden ihnen gegenüber nicht die dem Toten zukommende Ehre erwiesen haben. Die irrenden Geister können deshalb durch Sühne erlöst werden und finden dann Ruhe. So lange sie umherirren, stiften sie meist Schaden an. Zunächst sind die nordischen Berichte voll von solchen Spukgeistergeschichten: man findet die Opfer ihres Raubes; wo sie hausen zeigt sich grosses Sterben; zuweilen haben sie die Gestalt der

Verstorbenen, zuweilen die eines Tieres, auch hin und wieder die eines Riesen, eines troll (Maurer, Bekehr. II. 85 ff., vgl. auch Fas II. 370. III. 378. Laxd. 100). Auf ähnliche Weise erzählt Praetorius von Geistern, die während der Nacht herumgegangen wären und Menschen getötet hätten (Weltbeschr. 276). Unsere Volkssage ist ja ebenfalls voll von solchen Geistergeschichten: Grenzsteinverrücker, Geizhälse, Mörder, kurz Übelthäter sind es meist, die umherwandeln müssen (Wuttke § 753 ff., Maurer, Isl. S. 70, Faye, Norw. Sag. 74 u. öft.). Allein auch Verunglückte, wie überhaupt Jeder, der eines unnatürlichen Todes gestorben ist, finden im Grabe nach allgemeinem Glauben keine Ruhe (Wuttke § 754). Ermordete erscheinen und klagen, ja deuten sogar auf ihren Mörder hin, wenn dieser noch nicht gefunden ist. Es ist nicht unmöglich, dass die altgermanische Blutrache in diesem mythischen Vorstellungskreise ihre Wurzel hat. Verlangt doch überhaupt der Tote Verehrung in jeder Weise, wenn er Ruhe haben soll. Selbst allzuviel Klagen und Weinen lässt den Toten nicht ruhen: die Thränen des Sigrún fallen eiskalt dem todten Helgi auf die Brust, dass er nicht Ruhe gewinnt (Helg. Hu. II. 45), in der Sage vom Thränenkrüglein bittet das Kind die Mutter, das Weinen zu lassen (Witzschel I. 220).

Mit den Geister- oder Gespenstersagen aufs engste zusammen hängen meist die Schatzsagen. Geister Verstorbener sind es, die zu den Schätzen hinführen, die selbst Gold oder Silber den Lebenden spenden (Wuttke § 757). Aus dem Schosse der Erde und aus Bergen wird das Silber, das Gold gewonnen. Hier hausen, wie sich zeigte, die Geister der Verstorbenen. Natürlich müssen sie dann auch wissen, wo sich das Gold in der Erde, wo sich der Schatz befindet. Besonders Geizhälse finden Ruhe, wenn sie Lebende hierher führen, zumal wenn sie ihr Geld versteckt oder vergraben haben. Wenn man einen Schatz graben will, steckt man deshalb den Geistern Brot zu (Chemn. Rockenphil. 3. Hundert S. 89). Viele von diesen Sagen entpuppen sich ja bald als jung, und ich bin weit davon entfernt, jede aus dem lebendigen Seelenglauben entsprungen sein zu lassen. Die Sagen anderer Gegenden sind nur zu oft die einfache Quelle jüngerer Sagen: im Grunde aber hat der ganze Kreis seinen Urquell in der alten Auffassung, dass die Seele fortlebte, dass sie sich in der Natur, in Bergen u. s. w. aufhielt.

Eine weitere Vorstellung unserer Vorfahren war, dass sich die Geister als Flammen auf den Grabhügeln oder in der Nähe derselben aufhielten, dass sie als Flammen durch die Lüfte zogen. In der altnord. Hervararsaga wird erzählt, dass die Seelen Angantýrs und seiner Brüder allnächtlich als Flammen auf ihren Gräbern erschienen seien (Ausg. von Bugge 211). Flammen umgeben die Grabhügel (Egilss. 228. Gulþs. 47). Noch heute zeigen sich auf Island die Gespenster hin und wieder von Flammen umgeben; diese führen den Namen *hrævareldr* (Totenfeuer) oder *eldglæringar* (Feuerblitzen. Maurer, Isl. Volkss. 57). Auch der deutsche Volksglaube kennt die Seelen in Flammengestalt (R. Köhler, ZfdMyth. IV. 185, Müllenhoff, Sagen aus Schleswig 370), gerade so wie der skandin., wofür Bezeichnungen wie schwed. vättlys (Geisterlicht) sprechen. Meist haben jedoch auch die Geister in dieser Form neben dem Lichtschein die menschliche Gestalt, wie diese ja immer und immer wieder diesen seelischen Wesen aufgedrückt wird. Hierin wurzeln die vielen Erscheinungen, die die deutsche Volkssage als Feuermänner, Lichtträger, Lüchtemännekens, Irrlichter, Irrwische, Heerwische, Dickepoten, Tückbolde, Brünnlige (Schweiz), Hexenfackeln, feurige Mannen, Wiesenhüpfer, Zeisler, Zündler (Wuttke § 761 f.), die dänische als Lygtemand (Leuchtemann), Blaasmand (Feuermann, Molbech, Dansk. Dial. 39), die schwedische als Eldgast (Feuergeist), Lyktegubben (Leuchtmann, Hylt.-Cav. I. 468 ff.) kennt. Auch von ihnen weiss bis heute

der Volksmund zu erzählen, dass es Seelen Verstorbener sind, die den Grenzstein versetzt, die Geld vergraben haben, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind. Nach christlicher Umbildung sind es besonders die Seelen ungetaufter Kinder (Praetorius, Weltbeschr. 269). Sie erscheinen ganz feurig oder feuerspeiend, hausen besonders in Sümpfen und auf feuchten Wiesen, führen den Wanderer irre, springen ihm auf den Rücken wie die Mare oder der Alp, sind aber auch, zumal wenn man ihnen Geld giebt, sehr gefällig. (Wuttke a. a. O.). Bis ins 17. Jahrh. hinauf lassen sich diese Geistererscheinungen nachweisen, sind aber sicher älteren Ursprungs (Myth. II. 692). Lichterscheinungen über Sümpfen und Wiesen mögen diese mythischen Gebilde der natürlichen Phantasie wachgerufen haben.

§ 26. Die Druckgeister. Im Seelenglauben hat ferner eine Reihe mythischer Erscheinungen ihre Wurzel, die zwar immer geschieden auftreten, in ein- und derselben Gegend nebeneinander, die aber im Kerne auf eine gemeinsame Wurzel zurückgehen. Gemeinsam ist ihnen, dass sie dem Menschen meist als etwas Lästiges erscheinen, dass sie ihn während des Schlafes aufsuchen und quälen und drücken. Daher mag als gemeinsamer Name für sie Druckgeister gerechtfertigt erscheinen. Einige ihrer Namen tauchen bei allen germanischen Stämmen auf und zeigen sich schon dadurch als uralt, als gemeingermanisch. Schon Praetorius zählt eine ganze Reihe, teils deutscher, teils auswärtiger Namen dieser Druckgeister auf (Weltbeschr. 3 f.); Alp, Mare oder Mahrt, Trut oder Trude, Schrattele, Schrätzl, Rätzl, Doggele, Wålríderske, Lork sind die gebräuchlichsten.

Am meisten verbreitet und am ursprünglichsten tritt uns die *Mare* entgegen. Im Volksmunde heisst sie bald *Mar*, bald *Mart, Mahrte, Nachtmare.* (Vgl. Wolf, Niederd. Sagen 688 ff.). Die Isländer nennen sie *mara,* ebenso die Norweger (Nicolaissen, Fra Nordlands fortid 5), Schweden (Rietz, Dialekt-Lex. 430). Im dänischen heisst sie *mare* oder *nattemare* (Molbech, Dialekt-Lex. 354), im holländischen *nagtmerrie*, im englischen *nightmare.* So zeigt sich Wort und Begriff bei allen germanischen Stämmen. Allein auch zurück lässt sich das Wort bis in die Zeit der ältesten Denkmäler verfolgen: schon im Althochd. ist das Wort belegt (Graff II, 819), und im Altn. findet es sich bei den ältesten Skalden (Heimskr. 14^6 Kormakss. 42^{20}). In Nordfrankreich ist es durch die Franken eingewandert und als cauche-mar (von calcare = treten, pressen) bis heute erhalten. Von den mancherlei Erklärungen des Wortes ist die von A. Kuhn (Zfda. V, 488 f.) die ansprechendste: er bringt das Wort mit lat. mori und mit den ind. maruts zusammen. Die Mare ist demnach von Haus aus eine Totenerscheinung, die einen Lebenden quält oder ihn selbst mit sich führt, wie es ja andere Totenerscheinungen ebenfalls oft thun. Den Tod führt sie aber dadurch herbei, dass sie sich auf den Menschen, während dieser schläft, setzt und ihn zu Tode tritt. Die nordische Ynglingasaga (Heimskr. 13) erzählt uns nach einer Quelle, die aus dem 9. Jahrh. stammt, dass König Vanlandi von Schweden während des Schlafes von der Mara tot getreten worden sei; sie drückt ihn, nachdem sie ihm fast die Beine zerbrochen, den Schädel ein. Selten jedoch erscheint noch die Mare im Volksglauben als wirkliche Totenerscheinung. Dass sie aber doch noch als solche fortlebt, zeigt ihr Aufenthaltsort, ihre Heimat in der Volkssage: diese ist England (Strackerjan, Sagen aus Oldenburg I, 375 ff.), das im Volksmunde in späterer Zeit allgemein als der Aufenthaltsort der seelischen Geister aufgefasst wurde (Mannhardt, Germ. Myth. 344 ff.). Sonst erscheint sie mehr als Seele einer noch lebenden Person, die während des Schlafes den Körper verlässt und sich auf den Körper des Mitmenschen setzt und ihn quält. In der Regel erscheint sie in weiblicher Gestalt. Oft ist es die Seele der Geliebten,

die ihren Liebsten im Schlafe drückt. Sie verlässt in Gestalt eines Tieres den Körper und wandelt als Katze, Hund, Maus, sehr oft auch als Strohhalm oder Flaumfeder während der Nacht umher. Durch Ast- und Schlüssellöcher kommt sie in die Stuben. Sie setzt sich auf des Schlafenden Brust und Kehle, dass er weder atmen noch schreien kann. Verstopft man Schlüssel- und Astloch, so kann man die Mare fangen. Dann hat man während der Nacht in der Regel einen Strohhalm in der Hand. Mit Morgengrauen muss aber die Mare ihre richtige Gestalt annehmen und dann ist sie meist ein nacktes Frauenzimmer. Auch Tiere drückt die Mare; diese schwitzen und schnauben dann und sind arg zerrauft. (Wuttke, § 402 ff.; Thiele, Danm. Folkes. III, 190 ff. Faye 76 f.; F. Magnusen, Eddalære IV, 280—87). — Die natürliche Ursache dieses und der folgenden mythischen Gebilde ist einleuchtend. Schon das Mittelalter erklärte das Auftreten der Mare aus den schweren Träumen, die den Menschen oft infolge der Blutstockung befallen (Gervasius von Tilbury. 39. 45). Welchen mächtigen Eindruck das Alpdrücken auf den Menschen zurücklässt, weiss jeder aus Erfahrung. Um wie viel mächtiger musste dieser bei dem natürlichen Menschen sein. Zweifelsohne hat dieser Zustand der menschlichen Seele Mythen veranlasst, allein alle Mythen hieraus zu erklären, wie es neuerdings Laistner im Rätsel der Sphinx gethan hat, ist sicher zu weit gegangen. Die Gemeinsamkeit des mythischen Namens und Begriffes bei allen germanischen Völkern zeigt uns, in wie hohes Alter der Ursprung der Mare gehört: sie ist eines der wenigen mythischen Gebilde, die in einer urgermanischen Periode schon vorhanden gewesen sein müssen.

§ 27. Die Valkyrjen. In einzelnen Gegenden Norddeutschlands, namentlich in Oldenburg und Friesland, heisst die Mare 'wålriderske'. (Nordd. S. 419. Strackerjan 1, 375 ff., Westf. Sag. II, 20 f.). Der erste Teil dieses Wortes deckt sich mit dem an. *valr* = die Leichen, Toten. Wir haben also in der Wålriderske die Totenreiterin, die Marte, die den Menschen zu Tode quält, wie wir sie in der nordischen Dichtung und in vielen Volkssagen kennen lernen (Laistner, Rätsel der Sphinx.). Sie berührt sich hierin mit der altnord. *valkyrja,* der ags. *wælcyrie,* 'der Totenwählerin'.

Das ganze altgermanische Leben fand im Leben der Abgeschiedenen seinen Widerhall. Was hier auf Erden vor sich ging, führten die Seelen der abgeschiedenen nach dem Tode fort. Auch die Vorstellung von den Valkyrjen ist eine Vermischung des altgermanischen Lebens mit dem Seelenglauben. Weibliche Gestalten lebten nach dem Tode als weibliche Wesen fort: so die Mare, die Trude, die Hexen; jenes sind die Seelen der Mädchen und Frauen, dieses die der alten Frauen. Junge Truden werden im Alter Hexen. (Wuttke § 405). Nun ist es unumstössliche Thatsache, dass bei den Germanen nicht selten die Frauen am Kampfe teilnahmen. Nach Flavius Vopiscus (vit. Aurel. c. 34) führte Aurelian zehn gothische Amazones im Triumphe auf, 'quas virili habitu pugnantes inter Gothos ceperunt'; Dio Cassius (71, 3) erzählt, wie man auf dem Schlachtfelde Leichen bewaffneter Frauen gefunden hätte, Paulus Diaconus (I, 15) spricht von Amazonen 'in intimis Germaniae finibus' (Weinhold, Die deutschen Frauen[2] I. 54 ff.). In den altnordischen Liedern und Sǫgur, namentlich in den Erzählungen aus der nordischen Heldensage, begegnen wir den *skjaldmeyjar,* den Schildmädchen, auf Schritt und Tritt (Fas. III, 762); selbst Schiffe benennt man nach ihnen (Fms. VIII, 209). Auch diese mussten im Volksglauben, in der Volksdichtung unserer Vorfahren fortleben, geradeso wie die anderen Menschen. Ihre Beschäftigung war natürlich auch nach dem Tode noch der Krieg: sie halfen ihren Freunden, entfesselten die Gebundenen, schadeten den Feinden. Natürlich erscheinen auch diese Gestalten von Haus aus allein; erst spätere Dichtung hat sie in Abhängig-

keitsverhältnis zu dem jüngeren Schlachten- und Siegesgotte gebracht, wenn sie daneben auch die Dichtung noch unabhängig von diesem kennt. Die Erinnerung an den natürlichen Hintergrund zeigt sich noch in den späten Atlamál, wo Glaumvǫr dem Gunnar zuruft (V. 28): *Konor hugþak dauþar-koma i nótt hingat-være vart búnar-vilde þik kjósa.* Infolge dieses seelischen Ursprungs berühren sich die fortlebenden Schlachtenjungfrauen oft mit den Nornen, Hexen und anderen mythischen Wesen, die im Seelenglauben ihre Wurzel haben. Sie erscheinen in Schwanengestalt, wie gewöhnliche Mädchenseelen (Vkv.). Agls. Glossen übersetzen mit *vælcyrge, vælcyrre* lat. *bellona, erinnys, parca, venefica.* Ihr marenhaftes geht noch aus der altisländischen Volkssage klar hervor. In der Harðarsaga (Isl. S. II, 103 ff.) wird erzählt, wie über Hǫrðr die Herfjǫtr d. i. Heerfessel, ein bekannter Valkyrjenname, gekommen sei; ebenso kennt die Sturlunga mehrere Beispiele von Heerfesseln, die den Tod des davon befallenen zur Folge hatten. Stets geschieht dies im Kampfe oder auf der Flucht. (Maurer, ZfdMyth. II, 341 ff.). Diese Berichte zeigen auffallende Ähnlichkeit mit dem Tode Vanlandis durch die Mara. Ihren seelischen Ursprung zeigen diese Schlachtenjungfrauen auch darin, dass sie als Wolkenwesen erscheinen, denn die Wolke ist nach altgerm. Auffassung ebenfalls ein bekannter Aufenthaltsort der Seelen (Mannhardt, Germ. Myth. 255 ff. 726. Pfannenschmid, Weihwasser 99 u. öft.). Hieraus erklärt sich der Valkyrjenname *Mist* d. i. Nebel. In der ursprünglichen Auffassung des Volksglaubens sind diese fortlebenden Schlachtenjungfrauen sehr alt: wir finden sie in voller Thätigkeit in dem Merseburger Spruche als *idisi,* wie auch das an. *dísir* oft die Valkyrjen bezeichnet (Lex. poet. 100). Sie erscheinen in einem ags. Bienensegen als *sigewif* (Wülcker, Kl. ags. Dicht. 34 vgl. an. *sigrmeyjar* Fms. V, 246; *sigrfljóð* Eyrb. S. 114), eine Bezeichnung für die Bienen, die uns unverständlich wäre, wenn uns nicht gerade in sächsischen Landen die Heiligkeit der Biene als eines höheren seelischen Wesens mit weissagender Kraft bezeugt wäre (Kuhn, Westf. S. II, 64 ff.). Ein besonderer Liebling der subjektiven Phantasie sind die Valkyrjur bei den Norwegern und Isländern geworden. Sie erscheinen hier als schön gerüstete Schlachtenjungfrauen, die durch Luft und Meer reiten. Aus dem Walde scheinen sie zu steigen; daher nennt sie Saxo gramm. *nymphae silvestres.* Nach anderen Quellen steigen sie aus dem Meere (Helg. Hj. 26), bringen Fruchtbarkeit über die Gefilde (ebd. 28); Unwetter und Blitz begleiten oft ihre Erscheinungen (Helg. Hu. I, 15; Prosa zu H. Hu. II, 17). Bald kommen sie in weissen, bald in schwarzen Gewändern (Flb. I, 420). Wenn sie durch die Luft reiten, schütteln sich ihre Rosse: da fällt der Tau von deren Mähnen herab und der Hagel auf hohe Wälder (Helg. Hj. 28).

Wie hier die Valkyrjen ganz für sich erscheinen, so fast durchweg in der nordischen Prosaliteratur. Nach dem herrlichen Valkyrjenliede der Njála (Isl. S. III. 898 ff. vgl. K. Maurer, Bekehr. I. 555 ff.) weben sie das Gewebe der Schlacht, die *geviofu vígspéda* (Beow. 698); Blutregen träufelt aus der Luft herab, wie in der Sturlunga (II, 220), wie in der Vígaglumssaga (Isl. Fs. I. 62), wo Glumr im Traume eine Schar Frauen sieht, die einen Trog Blut über das Land giessen. Auch Saxo (I. 112) weiss nur von den '*virgines silvestres*' zu erzählen, die über das Kriegsglück walten und ihren Freunden unsichtbar die gewünschte Hülfe leisten. Nur hier und da finden wir die Valkyrjen im Dienste Óðins, in welcher Thätigkeit bei Óðin auf sie zurückzukommen ist. Wo die nordische Dichtung den Valkyrjen Namen beilegt, sind diese fast durchweg dichterische Personifikationen des Kampfes und seiner Umschreibungen (Golther, Studien 22).

Frauer, *Die Walkyrien der skandinavisch-germanischen Götter- und Helden-*

sage. Weimar 1846. — Golther, *Studien zur germanischen Sagengeschichte.* I. Der Valkyrienmythus. Abh. der k. bayr Akad. der Wiss. I. Kl. XVIII. Bd. II Abt. 401*ff.

§ 28. Alp, Trude, Schrat. In Mittel- und einem grossen Teile Oberdeutschlands, weniger in Niederdeutshland erscheint der Druckgeist unter dem Namen Alp. 'Mich drückt der Alp' ist ja allgemein bekannt; der Ausdruck deckt sich mit dem norddeutschen: 'Mich reitet die Mare'. Althd. ist das Wort als Simplex nicht belegt; mhd. der Alp m. bedeutet sowohl 'Gespenst' schlechthin, als auch den Quälgeist insbesondere (Mhd. Wtb. I. 24). Sprachlich ist das Wort das ags. *ælf, ylf,* engl. *elf,* altn. *alfr;* mythologisch jedoch ist das hd. *Alp* von diesem verschieden. Die Alfar, Elfen sind seelische Wesen schlechthin, besonders in Zwerggestalt; dies ist der allgemeine Begriff, wie er sich auch bei dem mhd. *alp* nachweisen lässt, und welchen ahd. Namen wie Alphart, Alperich u. dgl. auch für das Ahd. wahrscheinlich machen. Dieser hat sich in einigen Gegenden Deutschlands — und zwar spätestens im Mittelalter — spezialisiert und den Begriff des Quälgeistes angenommen. Über die Etymologie des Wortes herrscht noch Unklarheit; am ansprechendsten ist die Etymologie von Kuhn (Kuhns Zsch. IV. 109) und Curtius (Griech. Etym.[4] 293; vgl. auch Laistner, Rätsel des Sphinx. I. 452 ff.), die das Wort zur skr. wurzel *rabh* stellen und es mit *ṛbhus* verwandt sein lassen. Der *alp* — *alfr* wäre demnach von Haus aus der 'Truggeist'.

Besonders auf alemannischem Gebiete herrscht für das drückende gespensterhafte Wesen der Name 'Trut', 'Trude'. 'Es hat mi die Trud druckt' sagt man in Österreich (Vernaleken, 268). In Tirol schritt die 'grosse Trud' im Matscher Thale, wo sich noch jetzt am Felsenabhang der 'Drudenfuss', — d. i. das Pentagramma, das sonst Alpfuss heisst und die Trude oder den Alp nicht ans Bett lässt (Praetorius, Weltbeschr. 5), — befindet, durch die Dörfer und drückte des Nachts in den Häusern die Leute und quälte das Vieh im Stalle (Zingerle, Sagen 426 f.). Ebenso erscheint die Trud in Bayern (Panzer, Sagen und Gebr. I. 88, v. Leoprechting, Vom Lechrain 8 ff.). Daneben erscheint die Trude noch mit Eigenschaften, die sonst den Hexen beigelegt werden. Höchst wahrscheinlich ist dies die ursprüngliche Bedeutung, aus der sich dann ähnlich wie der Alp in Oberdeutschland der Quälgeist entwickelt hat. Über die Bedeutung des Wortes herrscht noch Dunkel; J. Grimm (Myth. I. 350 f. Wtb. II. 1453) bringt es mit ahd. *trût* = dilectus zusammen, das sich in ahd. Eigennamen auf *-drûd,* altn. *Þrúdr* = die Jungfrau erhalten habe. Die Kürze des *u* in Trude spricht gegen diese Ableitung (Weinhold, Deutsche Frauen I. 79). Verwandt mit dem Worte ist wohl gotländ. *druda* = liederliches Frauenzimmer (Rietz 99).

Auf alemannischem Gebiete erscheint weiter der drückende Nachtgeist als Schrettele (Meyer, Deutsche Sagen aus Schwab. I. 171 ff.). Daneben kommen vor: Schrat, Schretzlein, Schrähelein, Rettele, Rätzel, Ratzen, Ratz. Schrat ist sicher die ursprüngliche Form, zu der Schrettele das Deminutivum ist. Wir haben hier wieder ein altgermanisches Wort. In Mitteldeutschland ist es in den letzten Jahrhunderten immer mehr zurückgedrängt. Es findet sich sowohl in Deutschland, wie in den anderen germanischen Ländern. Altn. '*skrati*' und '*skratti*', was für *ă* spricht, bedeutet 'Geist, Gespenst'. Noch heute heisst auf Island der Wassergeist *vatnsskratti* (Maurer, Isl. Volkss. 34). Auch in den anderen nordischen Sprachen erscheint '*skratte*', namentlich als Zaubergeist, bis heute. Wie im Nordischen lässt sich auch in Deutschland das Wort bis in die älteste Zeit zurückverfolgen. Althd. Glossen geben mit *scrato* 'pilosus' wieder, den behaarten Waldgeist der Vulgata (Jes. 13, 21), was Luther mit 'Feldgeist' übersetzt. Daneben erscheint ahd. *scraz,* die Komposita: *waltschratz,*

waltscraze (Graff VI. 577). Im Mhd. ist das Wort ziemlich verbreitet (Mhd. Wtb. II. 205). Die Ableitung des Wortes ist dunkel; Laistners (Nebels. 337) und Weinholds (Riesen, S. 268) Etymologien scheinen mir unmöglich. Vielleicht gehört das Wort zu norw. *skratta* = lärmen, *skratla* = rasseln. Wir hätten dann Lärmgeister, Geister überhaupt. Sicher ist die Bedeutung 'Geist, Gespenst' auch hier die ursprüngliche, aus der sich 'Quälgeist' lokal entwickelt hat.

Im Elsass und einem Teile der Schweiz heisst der Druckgeist '*Doggele*', ein Deminutivum zu *dogo*, 'das zum Verbum *diuhan* = drücken gehört. (Laistner, Nebels. 341). Andere Namen sind '*Druckerle, Nachtmännle, Letzeküppel*'.

§ 29. Die nordischen Fylgjur. Besonders stark ausgebildet ist der Seelenglaube in dem norwegisch-isländischen Fylgjenglauben. Auch die *Mar* erscheint als Fylgja. '*mar er manns fylgja*' äussert der Verfasser der Vatnsdœlasaga in etymologischer Spielerei (Forns. 68 [3]). Etymologisch bietet das Wort keine Schwierigkeit; es gehört zu fylgja = folgen, heisst also 'die Folgerin', 'der Folgegeist'. Das Wort ist nur auf den norw.-isländischen Stamm beschränkt, wurzelt aber hier tief in der Volksanschauung: die ältesten Berichte wissen von den Fylgjur zu erzählen (Maurer, Bekehr. II. 67 ff., Henzen, Die Träume 34 ff.), und noch heute kennt sie der Isländer (K. Maurer, Isl. Volkss. 82 ff. Jón Arnason I. 354 ff.) und Norweger (Faye 68 ff.) in unzähligen Gestalten. Wie ihr Name, so ist auch ihr seelischer Ursprung klar. Gleich wie nach nordischem Glauben Óđins Seele den Körper verlässt und als Rabe *Huginn* über alle Welten fliegt, so verlässt auch der menschliche *hugr* den Leib und erscheint bald in dieser, bald in jener Gestalt. Ein Isländer träumte, wie eine Schar Wölfe über ihn und sein Gefolge herfielen. 'Das sind *mannahugir* (Männergeister)' antwortet ihm der, dem er den Traum erzählt, (Þorđ. s. hređ. 37 f.). Ein anderer träumt von 18 Wölfen, die ihn überfallen; auch dieser deutet sie als *mannahugir* (Háv. s. 46). Die Seele, der *hugr*, verlässt den Menschen und nimmt verschiedene Gestalten an: er erscheint als Bär, Adler, Wolf, Fuchs u. dgl. Indem die Seele aber die Hülle (an. *hamr*) dieses oder jenes Tieres annimmt, wird sie zur *hamingja*, und so ist *hamingja* identisch mit *fylgja*. Die seelische Gestalt tritt natürlich erst dann klar zu Tage, wenn sie sich ausserhalb des menschlichen Körpers befindet: sie begleitet den Menschen und wird so sein Folgegeist, seine Reisegesellschaft (*føruneyti* Fms. X. 262 [6]); sie beängstigt ihn und andere im Schlafe und wird so sein Plagegeist; sie beschirmt ihn und wird so sein Schutzgeist. Im Traume offenbart sie ihm die Zukunft, freilich gibt sie ihm zugleich zu erkennen, dass das Bevorstehende unabwendbar sei. Die Vorstellung von der Fylgja ist die einer Frau, daher die Bezeichnung *fylgjukona*. Die Fylgja erscheint bald allein, bald mit anderen. Sie verlässt den Menschen bei seinem Tode, wird von anderen Fylgjur abgeholt, geht aber auch zuweilen auf die Überlebenden, besonders auf die Söhne über. In diesem Falle erscheint sie als Geschlechtsfylgja (*ættarfylgja, kynfylgja;* vgl. Maurer, Bekehr. II. 67—72). Wie persönlich man sich überhaupt die Fylgja dachte, zeigt die Erzählung, wo einer über seine eigene Fylgja stolpert (Fms. III. 113 f.)

§ 30. Der Werwolf. Verwandtschaft mit der Fylgja als Hamingja, d. h. Gestaltenwechslerin, hat der Werwolf. Die Bedeutung des Namens ist klar: *wer* = Mann, Werwolf also der Mann in Wolfsgestalt.[1] Somit deckt sich das Wort sprachlich und inhaltlich mit λυκάνθρωπος. Diese Etymologie kennt bereits Gervasius von Tilbury (S. 4: *Vidimus enim frequenter in Anglia per*

[1] Kögel macht mich darauf aufmerksam, dass diese Ableitung falsch sei: ahd. '*weriwolf*, älter '*wariwulf* gehöre zu got. *wasjan* 'kleiden'; W. bedeute also 'Wolfskleid' (s. auch 'Berserkr').

lunationes homines in lupos mutari, quod hominum genus 'gerulfos' Galli nominant, Anglici vero 'werewolf' dicunt: 'were' enim Anglice virum sonat, ulf lupum). Die Werwolfmythen wurzeln nicht allein auf germanischem Boden, sondern auch bei anderen arischen Völkern, namentlich bei den Slaven, wo die Gestalt unter dem Namen *Vampyr* auftritt, tief im Volksglauben. Allein von den indogerm. Stämmen kennen ihn nur die westarischen Völker (Griechen, Römer, Kelten, Germanen, Slaven), den ostarischen (Indern und Iraniern) ist er unbekannt. Der Ursprung scheint uns in eine Zeit zu versetzen, wo jene Völker noch als Hirtenvölker ein gemeinsames Ganze bildeten, denen der Wolf als Räuber der Herden ein gefürchtetes Geschöpf war. Auf germanischem Boden lässt sich der Werwolf überall auffinden. Das älteste Zeugnis auf deutschem Gebiete gibt Burchard von Worms (Myth. III. 409). Im späteren Mittelalter behandelte man die Leute, denen man die Kraft zuschrieb, sich in Werwölfe verwandeln zu können, wie die Hexen, man verbrannte sie (Hertz, Der Werwolf. S. 70 f.). Heutzutage herrscht der Werwolfglaube hauptsächlich noch im Norden und Osten Deutschlands (Wuttke, Abergl. 259 ff.). Man glaubt hier noch unerschütterlich, dass sich einige Menschen auf Zeiten in Wölfe verwandeln können; sie vermögen dies, indem sie einen Gürtel aus Wolfsfell um den nackten Leib binden, in welchen nach jungem Aberglauben die zwölf Himmelszeichen eingewirkt sind und deren Schnalle sieben Zungen hat. Wird ein Werwolf getötet, so tötet man einen Menschen. In vielen Gegenden kennt man die Sage, man erkenne den Menschen, der Werwolfsgestalt annehmen kann, an Fasern zwischen den Zähnen (Firmenrich, Germ. Völkerst. 332). Zuweilen ist das Ungetüm 'gefroren' d. h. unverwundbar (Müllenhoff, Sagen aus Schlesw. Holst. 231). Eine Abart des Werwolfs ist der *Böxenwolf,* den man namentlich in Westfalen und Hessen oft antrifft. Von ihm wird besonders erzählt, wie sonst von Mare und Alp, dass er 'aufhocke', d. h. den Leuten auf den Rücken springe und sich von ihnen ein Stück tragen lasse. — Bei den Angelsachsen lässt sich der Werwolf ebenfalls bereits im 11. Jahrh. nachweisen: in den Gesetzen Knuts wird den Priestern zur Aufgabe gemacht, ihre Herden vor dem '*werewulf*' zu schirmen, (Schmidt, Gesetze der Angels.[2] 271). Bis heute hat sich in England der Glaube an ihn in Blüte erhalten (Brand-Hazlitt, Populare Antiquities of Great Brit. III. 331 ff.). Besonders reich an Werwolfssagen aus alter Zeit ist wieder der skandinavische Norden. Das Wort *verulfr* freilich ist nur als Schwertkenning belegt (SnE. I. 565): er heisst schlechthin *vargr* d. i. Wolf oder in tautologischer Bindung: *vargulfr.* Schön erzählt die Vǫlsungasaga, wie Sigmund und Sinfjǫtli Wolfsfelle *(ulfahamir)* verwunschener Menschen angelegt und im Walde gehaust hätten (Ausg. Bugge 95 ff.). Eine norweg. Glosse zu dem nordfranzösischen Bisclaretsljóð berichtet uns, wie in früherer Zeit manche Menschen Wolfsgestalt annehmen konnten und dann im Hain und Wald wohnten; hier zerrissen sie Menschen und stifteten allerlei Übel an, so lange sie die Wolfhülle hätten; '*vargulfr var eitt kvikvendi, medan hann býr í vargs ham*' wird wie erklärend hinzugefügt (Strengl. 30). Noch heute lebt er in gleicher Weise als Varulf, Varulve, Værulv in Schweden (Hylten-Cavallius I. 348 f.), Norwegen (Faye 78 f.) und Dänemark (Thiele II. 192 f.). Nicht immer sind es Männer, die in Werwolfsgestalt erscheinen, zuweilen sind es auch Frauen oder Mädchen, und ein alter Aberglaube sagt, dass von vielen aufeinanderfolgenden Mädchen eins ein Werwolf sei (Myth. III. 477).

W. Hertz, *Der Werwolf.* Beitrag zur Sagengeschichte. Stuttg. 1862. — Leubuscher, *Über die Wehrwölfe und Tierverwandlungen im Mittelalter.* Berl. 1850.

§ 31. Als Abart der Werwolfsmythen erscheinen die nordischen Berserkrsagen. Die *berserkir* treten ungemein oft in den altnord. Sagas auf: es sind

Menschen, stärker und wilder als andere, die in Berserkrwut (*berserksgangr*) geraten und dann über die Menschen wie wütende Tiere herfallen. Dann sind sie unwiderstehlich; sie scheuen weder Eisen noch Feuer. In manchen dieser Erzählungen tritt das Übernatürliche nicht auf den ersten Blick zu Tage: das Wunderbare ist erblasst, die Gestalten sind in menschliche Sphäre gezogen. Gleichwohl lässt sich noch der alte mythische Gehalt erkennen: der Berserkr erscheint als *eigi einhamr* 'nicht eingestaltig', also als einer, der andere Gestalt annehmen kann. Sein Name bedeutet 'der in Bärengewand Gehüllte' (Sv. Egilsson, Lex. poet. s. v.); *serkr* = Hemd, Gewand, *ber* — ist ahd. *bero*, ags. *bera*, unser *bär*, das neben der gebräuchlichen Form mit Brechung (*bjǫrn*) in *bera* = '*ursa*' auch im Nordischen noch mit ungebrochenem *e* nachweisbar ist. (Vgl. Vatnsd. Fs. 17: *þeir berserkir, er ulfheđnar vâru kallađir, þeir hǫfdu vargstakka fyrir brynjur*). Noch heute lebt im Norden der Glaube fort, dass man sich in Bären verwandeln könne: in Norwegen scheint diese Verwandlung das Annehmen der Wolfsgestalt zu überwiegen (Faye 78); auch dänische Volkslieder erzählen, wie man sich durch ein Eisenhalsband in einen Bären verwandeln könne (Gundtvig, DgF. I. 184). Die Berserkrsagen sind demnach von Haus aus nichts anders als Werwolfsmythen. Von Norwegen aus nahm man die Mythen mit nach Island. Hier, wo der Bär nur selten sich zeigt, verlor der Name seinen mythischen Inhalt; der Berserkr wurde durch die Dichtung zu einer übermenschlichen Sagengestalt, der nur noch die gewaltige Kraft seines mythischen Vorläufers innewohnte.

§ 32. Bilwis. Zu den seelischen Geistern gehört weiter der Bilwis. Er erscheint fast als das männliche Gegenstück der Hexe und steht daher auch in den Beichtbüchern des 14. und 15. Jahrhs. neben der Hexe (ZfdPh XVI. 190). Noch heute zeigen sich beide oft nebeneinander, und in Süd- und Mitteldeutschland kennt man seinen Namen als Hexenname. Elbische Züge (Myth I. 391) weisen auf seinen seelischen Ursprung hin. Das Gebiet seiner Ausdehnung ist namentlich Mittel- und Süddeutschland: Bayern, Franken, Sachsen, Schlesien. Zeitlich lässt sich der Name bis ins 12. Jahrh. zurückverfolgen. Bei den mhd. Dichtern erscheint er als *pilwiz pilwiht, pelewys, bihlweis, bulwechs*, auf ndd. Gebiete als *belwit*, *bellewitte;* die Gegenwart nennt ihn *Bilmiz, Bilmer, Bilwis, Bilmiss-, Bilms-, Binsen-*, *Getreideschneider*, auch *Pilmiz-* oder *Pilmasschnitter* (Wuttke § 394 ff.). Diese grosse Verschiedenheit des Namens zeigt, dass man im Volke den Namen nie recht verstanden hat. Der Name scheint slavischen Ursprungs, zumal sich sein Vordringen von Ost nach West verfolgen lässt (Feifalik, Z. f. östr. Gymn. 1858. S. 406). Doch scheint der Name mit einem seelischen Wesen germanischen Ursprungs verschmolzen zu sein. Der Bilwis ist der Geist eines bösen Menschen (— und dann dieser selbst —), der seinem Nachbar schaden will. Er geht Mitternachts ganz nackt, am Fusse eine Sichel und Zaubersprüche hersagend, durch die reifenden Getreidefelder und vernichtet dem Nachbar teilweise die Ernte. In der Regel geschieht dies in der Nacht vor Walpurgis, in anderen Gegenden aber am Johannisabend, also zu derselben Zeit, wo auch die Hexen ihr Wesen treiben. Dabei reitet er nicht selten auf schwarzem Bocke: fussbreite niedergelegte und verwüstete Streifen in den Feldern, der sogenannte Bilwisschnitt, Durchschnitt, Bockschnitt, zeigen seine Spuren. Zuweilen erscheint er auch dem Menschen; dann verwirrt er ihm das Haar und macht es struppicht. Ruft man dann den Bilwis, so muss der in seiner Gestalt wandelnde Mensch sterben. Gegen den Bilwis gibt es auch Mittel: der Bäuerin hilft ihr Brautring; ein Tannenzweig vor der Scheune verwehrt ihm den Eingang; durch Getreidespende kann er wie andere seelische Wesen günstig gestimmt werden.

Schönwert, *Aus der Oberpfalz* I. 428—48.

§ 33. Die Hexen. Es ist bisher noch nicht gelungen, in den mythischen Gehalt dieser Wesen, die in der germanischen Kultur- und Sittengeschichte eine ebenso wichtige Rolle wie in der Mythologie gespielt haben, genügend einzudringen. Es steht zunächst fest, dass diese dämonischen Wesen ihren Ursprung im Heidentum haben, wie sie sich auch bis in die älteste Zeit zurück verfolgen lassen. Sie scheinen aus dem allgemeinen Begriffe der *unholde* herausgewachsen zu sein. Mhd. *unholde* (f.) bedeutet Hexe (Mhd. Wtb. I, 704). Daneben erscheint *der unholde* als Dämon. Beide Formen sind schon got. (*unhulpa, unhulpô*) belegt und geben δαίμων, διάβολος wieder. Auch ahd. haben wir *unholdo* (m.) und *unholdâ* (f.); Glossen übersetzen damit eumenides, manes (Graff, IV, 915). In den Abschwörungsformeln (MSD. 51. 52.) hat es die Bedeutung 'heidnische Geister', das feindselige scheint hier mehr in den Hintergrund zu treten. Das Wort ist also uralt und gehört zweifelsohne dem Heidentume an. Die älteste Bedeutung von 'Unhold' ist aber 'inimicus'. Diese zeigt, dass schon in heidnischer Zeit unter Unholden böse Geister verstanden wurden. Auf der anderen Seite lehrt die Wiedergabe des lat. *manes,* dass unter den Unholden Geister verstanden worden sind, die im Seelenglauben ihre Wurzel haben. Im nordischen, wo dieser Name zu fehlen scheint, entspricht ihm der allgemeine Begriff *troll.* Zu diesen Unholden gehören die Hexen. Das Wort ist offenbar ein Kompositum. Die älteste Form gewährt die Pariser Hs. der Vergilglossen, wo *furiarum* mit *hagazussun* glossiert wird (Zfda. XV, 40). Zu dieser Form stellt sich ags. *hægtesse, hægtisse,* mndd. *hagetisse.* Kontrahiert erscheint ahd. *hâzus, hâzis, hâzes, hâzusa = erynnis, furia, strio.* (Graff IV, 1091 f.). Über die Etymologie des Wortes bestehen die verschiedensten Ansichten (Myth. II, 869. Weigand. DWtb I, 804. Heyne, im DWtb. IV, 2. 1299; Laistner, Nebels. 280 ff.; Rätsel der Sph. II, 187 u. öft.). Der erste Teil ist aller Wahrscheinlichkeit nach ahd. *hac* = Wald, Hain, und Weigands Deutung als 'Waldweib', 'Waldgeist' mag das richtige treffen. Hierzu passen auch sachlich mehrere Stellen. In der Kaiserchronik (12199 ff.) wird die Crescentia als Hexe angeredet und ihr zugerufen: *du soldes billecher da ze holze varn, dan die megede hie bewarn.* Nach altnordischem Volksglauben hausen die Vǫlven, die nordischen Hexen, draussen im Walde in Gesellschaft der Wölfe, auf denen sie reiten (Helg. Hj. Bugge S. 176. Vsp. 40), und der schwedische Volksglaube lässt alte Weiber oft einsam im Walde wohnen, wo sie die Wölfe in ihren Schutz nehmen.

Ebenso schwierig wie in die Bedeutung des Wortes lässt sich auch der Ursprung der Hexen als mythische Wesen klar legen. Zauber lag bekanntlich bei den alten Germanen in erster Linie in den Händen der Frauen. Auch diese lebten nach dem Tode fort und trieben ihr Handwerk nach irdischer Weise. Die Zeugnisse, dass dieselben im Geisterzuge der Frau Holle, Diana, Herodias oder wie die Führerin der Seelenschar heissen mag, sich befanden, lassen sich bis auf Buchard von Worms und Regino von Prüm († 915) zurückverfolgen (Weinhold, Deutsche Frauen I, 74). Auch die Hexen haben ihr Fest im Mittwinter, wann es die seelischen Geister haben. In den altnord. Hávamál erzählt der Runenmeister, wie er sein Verslein habe, mit dem er die Hexen (*túnridur* d. i. Zaunreiterinnen) verwirre und heimtreibe, wenn er sie in der Luft reiten sehe (V. 155). Allein diese mythischen Scharen, die aus dem Leben hervorgegangen sind, wirken auch auf das Leben zurück, wie alle seelischen Wesen. Wie die Seelen der Zauberinnen nach dem Tode in jene Scharen kommen, so besitzen gewisse Frauen auch die Macht, dass sich ihre Seele vom Körper trennt und dass jene an dem Treiben der Geister mit teil nimmt. Von diesen haben sie ihre Künste, durch die sie dem Menschen Schaden zufügen, wie aus zahlreichen Beispielen aus der altnord. Literatur

hervorgeht. (Maurer, Bekehr. II, 132 ff.) Sie verstehen die Geister zu rufen und mit ihnen zu verkehren. (Vsp. 22). Vor allen verstehen sie sich aufs Wettermachen (Laxd. S. 142. Friđþj. S. Fas. II, 72. 78 ff. Lex Visigot. VI, 2). Noch heute erlernen im Volksglauben die Hexen ihre bösen Künste von alten Hexen, die sich auf Wettermachen u. dgl. verstehen: sie müssen dreimal 7 Jahre in die Lehre gehen und mit dem Teufel gebuhlt haben, dann erst erhalten sie als Siegel den schwarzen Bocksfuss aufs Kreuz (von Alpenburg, Mythen Tirols 256 f.). So entstand der Glaube an die Zusammenkünfte irdischer Frauen mit den Geistern, denn fast in allen Hexensagen wird hervorgehoben, dass die irdische Hexe an gewissen Tagen, an denen sich besonders die Geister zeigen, die Macht habe, durch die Luft zu reiten und an den Geisterversammlungen Teil zu nehmen. So ist der Glaube an die menschlichen Hexen entstanden, der durch die unzähligen Hexenprozesse und Hexenverfolgungen seit dem 16. und 17. Jahrh. eine kulturhistorische Bedeutung erlangt hat, wodurch auch das Wort Hexe verbreiteter und bekannter wurde.

Selten hat sich altes Heidentum so lange und rein im Volke erhalten, wie gerade im Hexenglauben. Gemäss ihres mythischen Charakters zieht die Hexe mit dem Seelenheer durch die Lüfte, bisweilen ihren Kopf und ihre Gedärme nach sich schleppend. In schwarzen Wolken — und hierin zeigen sie sich ebenfalls als seelische Wesen — ziehen sie in den Lüften und man kann sie durch Zauber zum Herabfallen zwingen (Wuttke § 23). In der Oberpfalz sagt man, wenn es wittert: 'Die. Hexen schiessen Purzelbäume'. Allgemein verbreitet ist, dass sie in Hagelwolken einherreiten und dass man sie daraus herunterschiessen kann (Wuttke § 209). In diesen Kreis der Wettermacher gehört auch der treffliche nordische Mythus von Þorgerđ Hǫlgabruđ und Yrpa (Fms. XI, 134 ff. Ftb. I, 191 ff. u. öft. vgl. Ark.f.n.fil. II, 124 ff.): Jarl Hákon von Norwegen befindet sich im Kampfe mit den Jómsvíkingern. Durch das Opfer seines siebenjährigen Sohnes vermag er allein jene beiden Schwestern, in denen die dämonischen Gewalten unserer Hexen als Wettermacherinnen stecken, für sich zu gewinnen. In der festen Überzeugung, nun werde er siegen, spornt er die Seinen zum Kampfe an. Der Kampf beginnt. Da zieht ein Wetter heran; im Norden türmen sich dunkle Wolken und ziehen dem Meere entlang. Bald folgt ein Hagelwetter, begleitet von furchtbarem Winde, zugleich Blitz und gewaltiger Donner. Gegen diesen Hagel hatten die Jómsvíkinger zu kämpfen. Dazu hatte sich die Hitze des Tages in eisige Kälte verwandelt. Da gewahrt Hávarđ zuerst die Þorgerđ in Hákons Gefolge; bald sehen sie auch andere. Man sieht, wie von jedem ihrer Finger Pfeile ausgehen und wie jeder von ihnen seinen Mann trifft. Dies wird dem Führer Sigvald gemeldet, und er ruft aus: ich glaube, dass wir heute nicht nur gegen Menschen zu kämpfen haben, sondern auch gegen die allerböseste Hexe *(vid in verstu troll)*, und Hexen Stand zu halten, das scheint mir allzu schwierig; doch kämpfen wir so gut es geht. Der Hagel lässt etwas nach; abermals fleht Hákon die Þorgerđ um ihren Beistand an. Sie erscheint wieder und diesmal mit ihrer Schwester Yrpa. Jetzt beginnt das Wetter heftiger als zuvor zu werden. Als die Jómsvíkinger diese beiden sehen, da beschliesst Sigvald den Rückzug anzutreten: gegen zwei Unholdinnen *(flǫgđ)*, meint er, sei seine Macht zu gering. — Solche Erzählungen hat die nordische Dichtung in Menge. Bekannt sind die beiden Trolle, die in der Friđþjófssaga (Fas. II, 72 ff.) die beiden Königssöhne gegen Friđþjóf dingen, damit das Unwetter diesen nicht ans Land segeln lasse.

Ihren seelischen Ursprung bekunden die Hexen ferner in ihrer Proteusnatur. *Hamhleypa*, 'die in anderer Gestalt laufende', nennt sie der Isländer. Nach deutschem Aberglauben erscheinen die Hexen namentlich als Katzen

und Kröten (Wuttke § 155. 173), aber auch als Eidechsen, Eulen, Hunde u. dgl. (Wuttke § 217). Immer stiften sie in Tiergestalt Schaden an; daher nehmen sie auch die Gestalt frommer Tiere nie an. Gross ist die Macht der Hexen, und deshalb fürchtet man sie noch heute: sie können aus allen möglichen Gegenständen Milch melken, aus Nägeln, Besen, Brettern u. s. w. Gern entwenden sie den Kühen der Mitmenschen während der Nacht die Milch. Sie können ferner den Menschen auf eine Stelle bannen, dass er sich nicht rühren kann. Hieraus erklärt sich unser *Hexenschuss*. Weiter bewirken die Hexen Viehseuchen, behexen die Kinder, dass diese nicht gedeihen, fügen auch den Menschen Krankheiten zu, bringen Wechselbälge wie die elbischen Geister, wie die Marte, bewirken, dass Mäuse, Flöhe, Raupen und anderes Ungeziefer über die Länder kommt, vor allem aber erzeugen sie auch heute noch Unwetter, Sturm, Hagel, Nebel. Dann fliegen sie während des Unwetters als Krähen oder Raben in der Luft umher. Ja in Oldenburg behexen sie sogar den Regen, wenn die Wäsche gebleicht wird, so dass diese schwarz wird. So zeigt sich die Hexe überall als die böse, die schädigende, nirgends helfend und gutmütig, eine echte Unholdin vom Kopf bis zur Zehe.

Ihre Thätigkeit und ihren Ursprung zeigen auch die Namen, die die Hexe im Volksmunde hat. In Süddeutschland heissen die Hexen *Druden*, in Friesland *de lichte Lu* 'die leichten, schwebenden Leute', *dat rote Volk* auch *Wickersche* 'Zauberin', in Oldenburg *quade* oder *lepe Lü* (schlechte Leute), in der Oberpfalz *Taustreicherinnen*, weil sie oft den Tau von den Wiesen nehmen. Im An. heissen sie *troll, flagd, skass, skessa*, Bezeichnungen, die sonst auch für Riesinnen vorkommen, daneben besonders *vǫlvur* d. h. Stabträgerin, wodurch wie in *seidkona* mehr die menschliche Natur jener mythischen Gestalten ausgedrückt werden soll. Gegenwärtig ist der allgemeine Name *Troll* im Norden der herrschende.

Frauen, die sich in Hexen verwandeln können, sind äusserlich erkennbar: man erkennt sie an zusammengewachsenen Augenbrauen, an roten, triefenden Augen, an einem wackeligen, entenartigen Gange, an den Plattfüssen. Sie vermögen ihrem Mitmenschen nicht ins Gesicht zu schauen, können über keinen Besen gehen. Ihre Gesichtsfarbe ist fahl, ihr Haar verwirrt und struppicht, ihr Leib mager; nach christlichem Mythus hat ihnen an verschiedenen Teilen des Körpers, namentlich am Kreuz, der Teufel sein Siegel aufgedrückt. Auch manches Geheimmittel lässt die Hexe erkennen: ein am Weihnachtsabend gepflücktes vierblätteriges Kleeblatt, das Ei einer schwarzen Henne u. dgl. (Wuttke § 373 ff.).

Die Hauptbelustigung der Hexen ist der Tanz, ihre Hauptspeise das Pferdefleisch. Zu fröhlichem Tanze und Schmausse kommen sie an bestimmten Tagen im Jahre an gewissen Orten zusammen, in der Regel auf Bergen, wo dann der aufgerichtete Pferdeschädel ihre Malstätte kennzeichnet. Die Berge, auf denen sie sich treffen, waren einst alte Opferstätten unserer Vorfahren, Opferstätten, an denen entweder den seelischen Geistern schlechthin, oder den chthonischen Gottheiten, die diese führten, geopfert wurde. Nach altgermanischem Brauche ist hier auf einer Wiese, unter einer Linde oder einer Eiche ihr Versammlungsort gedacht. *Blocksberg* heissen in Norddeutschland jene Anhöhen, wo diese Versammlungen stattfinden. Am berühmtesten unter ihnen ist der Brocken im Harze mit seinem Hexentanzplatze (vgl. Jacobs, Der Brocken und sein Gebiet, Wernigr. 1871; der Brocken in Geschichte und Sage. Halle 1879). Schon im 15. Jahrh. erscheint er als Hexensammelplatz. Andere Blocksberge sind in Mecklenburg, in Preussen, Holstein; in der Schweiz kommen die Hexen zusammen auf dem Pilatus, in Tirol auf dem Schlernkofel, in Elsass auf dem Büchelberg, in Schwaben auf dem Kandel und Heuberg,

in Franken auf dem Petersberg, dem Kreidenberg, dem Staffelstein, in Westfalen auf dem Köterberg oder dem Weckingsstein bei Corvey, in Hessen auf dem Bechelberg, in Thüringen auf dem Hörselberg, dem Inselsberg; dänische Volkssage versetzt ihn auf den Hekla in Island, den Hekkelfjeld, oder nach Troms d. i. Trommenfjeld in Norwegen, schwedische nennt den Blåkulla in Småland, Jungfrukullen, Nasafjäll, norwegische den Blaakolle, Dovrefjeld, Lyderhorn u. a. als Sammelplatz dieser Geister (Myth. II, 879. III, 308). Dorthin reiten die Hexen, nachdem sie sich mit Hexensalbe bestrichen, nach moderner Auffassung durch den Schornstein der Häuser auf Stecken, Heugabeln oder anderen Werkzeugen, meist nackt, oft auch auf Tieren, Böcken, Katzen, Ebern u. dgl. So beschreibt schon der Greifswalder Arzt Joel (*'De ludis lamiarum in monte Bructerorum, quem Blocksberg vocant'* Rostock 1599) den Hexenritt. In der Dämmerung geht der Weg dahin; daher heissen sie *Nachtfrauen, Nachtreiterinnen,* altn. *kveldridur,* unter welchem Namen die Hexen sich schon im 11. Jahrh. nachweisen lassen. Die Hauptnacht ist die Walpurgisnacht, die Nacht auf den 1. Mai. Auch Johannis- und Bartholomäinacht finden sich als Versammlungsnächte. Ausserdem finden ihre Fahrten durch die Lüfte während der zwölf Nächte statt.

Während altdeutsche Quellen über die Versammlungen der Hexen nicht erhalten sind, fliessen auch hier wieder die reicheren altnordischen. Eine Hexensage aus dem 14. Jahrh. enthält die Thorsteinssaga (Fms. III, 175 ff.): Thorstein lag versteckt im Ried. Da hörte er einen Knaben in den nahen Hügel rufen: Mutter, reiche mir meinen Stecken und meine Handschuh, ich will zum Geisterritt *(gandreid)*, denn es ist Festzeit unten in der Welt. Da ward ein Feuerhaken und ein Handschuh aus dem Hügel geworfen; jenen besteigt der Knabe, diesen zieht er an und fährt dann, wie Kinder zu reiten pflegen, durch die Lüfte. Thorstein ruft ebenfalls in den Hügel und erhält dieselben Gegenstände. Er reitet dem Knaben nach. Es geht durch die Wolken nach einer Felsenburg, wo eine Menge Leute an der Tafel sitzt und aus silbernen Bechern zecht. Ein König sitzt oben an der Tafel. Thorstein wird bald erkannt und muss schleunigst fliehen. — Wir haben hier eine Hexenversammlung mit einem König, wie in der deutschen Volkssage der Teufel die Versammlung leitet. Andere Sagen berichten gleiches. 'Wo willst du hin', ruft Ketil hæng seiner Pflegemutter, einer Trollkona, zu, als diese sich einst während der Nacht erhebt und mit lang über die Schultern herabhängenden Haaren hinaus in die Lüfte fährt. 'Zum Trollenthing', gibt diese zur Antwort; dorthin kommt Skelkingr aus Dumbhaf, der König der Trolle, und Ófoti und Þorgerđ Hǫrgatroll (d. i. Hǫlgabrúđ) und andere berühmte Geister aus Norden (Fas. II, 131).

Die Hexensagen sind bisher fast durchweg vom kulturhistorischen Standpunkt aus behandelt worden. Das bedeutendste Werk darüber ist Soldan, *Geschichte der Hexenprozesse.* 2. Aufl. von Heppe. 2 Bde. Stuttg. 1880.

§ 34. Die Nornen. Vielfach mit seelischen Wesen, namentlich mit Valkyrjen und Schwanenjungfrauen, berühren sich die altnordischen Schicksalsgöttinnen, die Nornen, wenn sie auch durch ihre bedeutendste Vertreterin eine Stelle einnehmen, die sie den Göttern zur Seite, ja über diese stellt. — In der altisländischen Dichtung erscheint Urđr als die älteste von drei Schwestern, deren jüngsten etymologische Spielerei des 12. Jahrhs. die Namen Verđandi und Skuld gegeben hat (Interpol. von Vsp. 20). Man hat infolge dessen eine Norne der Vergangenheit, eine der Gegenwart und eine der Zukunft geschaffen. Urđr allein bleibt von den drei Schwestern bestehen. Der Name kann nichts mit der Vergangenheit zu thun haben. *urdr* heisst sonst im altn. 'das Geschick'. In dieser Bedeutung findet es sich bei allen germanischen

Stämmen; die Personifikation tritt daneben bald mehr bald weniger hervor, geradeso wie im altn. Althd. *wurt* = 'fatum, eventus, fortuna' (Graff I. 992), im Heliand ist *wurd* = der Tod, die Schicksalsmacht, die den Tod bringt; im agls. ist *wyrd* meist 'Geschick, Verhängnis'. Dies personifizierte Geschick finden wir im Beowulf webend, wie im Nordischen die Nornen, oder Schaden anrichtend, wofür die skandinavische Dichtung ebenfalls Beispiele gibt. '*Norn erumk grimm*', klagt Egils Vater Kveđulf (Eg. S. 46), oder '*illr er dómr norna*', Angantýr in der Hervararsaga. Öfter ist von *urdir grimmar* ('zürnenden Nornen') die Rede und die SnE. (I. 74) macht einen Unterschied zwischen *gódar* und *illar nornir*. — Aus allen Stellen des germanischen Altertums, wo Urđr auftritt, geht hervor, dass es einst in der Vorstellung unserer Vorfahren eine Macht gegeben haben muss, in deren Gewalt sich der Germane das Geschick der Menschen dachte. Andere Bezeichnung für diese Schicksalsmacht ist das alts. *metod* (Vilmar, Altertümer im Heliand 8 f.), agls. *meotod*, altn. *mjǫtudr*, das sich schon seinem Namen nach als das messende, ordnende Wesen zu erkennen gibt. Neben der Einheit treten die Bezeichnungen für die Schicksalsmacht auch im Plural auf. Nun ist es ein fast bei allen Völkern beobachtetes mythisches Gesetz, dass sich in solchem Falle die eine Persönlichkeit aus der Menge emporgehoben hat. Dies zeigt sich besonders bei den seelischen Wesen. So scheint auch hier die Menge der Schicksalsgeister das ältere zu sein, von denen sich der kollektivische Singular als Führerin der Scharen oder als einzige Lenkerin der menschlichen Geschicke herausgebildet hat. Dies muss bereits in urgermanischer Zeit geschehen sein. Gleichwohl gehen noch in historischer Zeit die Vorstellung von mehreren Schicksalslenkerinnen und die von einer neben einander her. Jene mögen im Seelenglauben ihre Wurzel haben. Hierher zu ziehen sind wahrscheinlich auch die altn. *regin* 'die Beratenden', eine Bezeichnung, die in der isländischen Dichtung auf die Asen übertragen worden ist, die aber früher gemeingermanisch den das Schicksal bestimmenden Wesen gegolten hat (vgl. Schade, Altd. Wtb. II. 698).

Für diese Schicksalswesen hat die nordische Poesie die Bezeichnung *nornir*. Sie findet sich nur im Isländisch-Norwegischen und Færöischen. Das Wort ist noch nicht genügend aufgeklärt; am ansprechendsten ist die Deutung Schades (Altd. Wtb. I. 657), der *norn* aus **norhni* = Verschlingung, Verknüpfung (**norh* zu **snerhan* = binden, knüpfen) entstanden sein lässt.

In der Hand dieser Schicksalsmächte lag das Geschick der Menschen: sie gaben ihnen das Leben, von ihnen gingen böse und gute Tage aus, sie schnitten endlich den Lebensfaden ab. Aus dieser dreifachen Thätigkeit der Nornen mag sich das Dreigestirn der Schicksalsmächte gebildet haben, das sich schon frühzeitig auf germanischem Boden findet. Da ferner die Nornen in ihrer Thätigkeit als Unheilsenderinnen und Todbringerinnen für den Menschen etwas Grauenerweckendes haben, so erklärt es sich, das öfters in den Quellen die eine Norne als die böse Schwester erscheint, die den anderen entgegentritt und ihre Bestimmungen zu nichte zu machen sucht. Das mag der allgemeine Volksglaube gewesen sein, dem die Dichtung, namentlich die nordische, so mannigfaltige Formen gegeben hat.

Junges, isländisches Machwerk aus dem 12. Jahrh. ist die Namengebung der drei Nornen. Fällt aber die Norne der Gegenwart und Zukunft, so kann auch die Urđr nichts mit der Vergangenheit zu thun haben. Vielleicht gehört das Wort zu dem idg. Stamme *wert* = drehen, wenden, zu dem auch ahd. *wirt*, mhd. *wirtel* = Spindel gehört. Wir hätten dann in dem Worte dasselbe altgermanische Bild von den Schicksalsmächten, das auch in Nornir liegt: sie sind höhere Wesen, die dem Menschen das Schicksal ordnen, wie die altgermanische Frau die Faden für das Gewebe. »Die Nornen walten über das

Schicksal der Menschen«, sagt die SnE. (I, 72), »und spenden dem einen schönes und glänzendes Leben, dem anderen nur wenig Gut und Habe; dem einen viele Tage, dem andern wenige«. Ihre Thätigkeit ist zu schaffen. Das Schicksal heisst daher ags. *wyrda gesceaft*, alts. *wurdigiscapu*, wofür auch *regano giskapu* oder *metodogicapu* auftritt. Daher heisst das von ihnen bestimmte, das Schicksal alts. *giskap*, ags. *gescap*, ahd. *gascaft;* die Norne selbst ist 'die schaffende' (*parca* = *scephanta*). Noch im 15. Jahrh. sagt Vindeler in seiner Blume der Tugend (7863 ff.): *So haben etleich leut den wan, das si mainen unser leben, das uns das die gachschepfen geben, und das si uns hie regieren.* Geradeso auch im Nordischen: *nornir heita þærs naud skapa* (SnE. I. 557); den *skǫp norna* kann niemand entgehen. Aber auch das alte Bild des Webens hat sich erhalten; wie es im Ags. heisst: *me þæt Wyrd gewæf*, so erzählt der nordische Dichter, dass die Nornen, als sie dem Helgi das Leben schufen, den Schicksalsfaden mit aller Kraft gewunden hätten (Helg. Hu. I. 3).

Als irdisches Zeichen, dass die Schicksalswesen über das Geschick der Menschen walten, gelten die weissen Flecken auf den Fingernägeln, die noch heute auf den Færöern *nornaspor* ('Nornenspur' Ant. Tidskr. 1849/50. 305) heissen. Wir haben hier den Schlüssel zu einem alten Aberglauben, der über das ganze germanische Gebiet verbreitet ist: hat man weisse Flecken auf den Nägeln, so bekommt man nach norwegischem Aberglauben etwas Neues (Liebrecht, Zur Volksk. 329), nach deutschem bedeutet es Glück und ebenfalls zu erhoffende Geschenke (Wuttke § 205).

Als Lebensspenderin steht die Norne den Müttern bei der Geburt bei (Fáfn. 12. Sgrdr. 9). Nach der Geburt pflegte man den Nornen Opfer zu bringen, um dadurch für das Kind Glück zu erflehen oder wenigstens Unglück fern zu halten. Es sind Speiseopfer, wie man sie sonst den seelischen Wesen bringt. Burchard von Worms eifert noch dagegen (Myth. III. 409). Auch im Norden sind sie mehrfach belegt. Nach Saxo Gr. (I. 272) bringt König Fridlevus nach der Geburt seines Sohnes Olavus diese Spende, um Glück für ihn zu erflehen und seine Zukunft zu erfahren: zwei der Parcae verheissen dem Königssohn treffliche Eigenschaften, Reichtum und Glück, die dritte dagegen giebt ihm Geiz als Angebinde für das Leben mit. Auf den Færöern, wo sich in der Sprache der Bewohner noch viel mythische Anklänge finden, pflegt noch heute die Mutter nach Geburt des Kindes als erstes Gericht Nornengrütze (*nornagreytur* Ant. Tidskr. 1849. S. 308) zu essen. Was die Nornen bestimmt haben, steht unwiderruflich fest: *Urdar ordi kvedr engi madr* ('Der Urð Spruch kann niemand entgegentreten' Fjǫlsvm. 77), ruft Svipdag der Menglǫð zu. Es ist die alte Prädestinationslehre unserer Vorfahren.

Wie das ganze Leben des Menschen, so liegt auch das Lebensende, der Tod, in den Händen der Nornen. Sie haben ihn vorhergesagt, sie besitzen in erster Linie wie alle seelischen Wesen die Gabe der Weissagung. Nach einer der romantischen isländischen Sagas, die in ihrer Fabelei viel aus Volksglauben und Volkssitte geschöpft haben, treffen einst Isländer zwei Geschwister, Bruder und Schwester, in einer Höhle. Auf die Frage, wie sie heissen und weshalb sie so einsam lebten, antwortet der Bruder, dass seine Schwester ihn schirme und pflege, denn die Nornen hätten geweissagt, dass sie zugleich mit ihm sterben werde (Isl. S. II. 472). Bei Nornagest, wo nach später Weise ob ihrer weissagenden Kraft Vǫlven und Nornen vermischt werden, sucht die jüngste der drei Schwestern das glückliche Leben des neugeborenen Kindes, das ihm eben die älteren Schwestern prophezeit haben, dadurch zu nichte zu machen, dass sie bestimmt, das Kind solle nicht länger leben als die Kerze, die an seinem Lager brenne. Da nimmt die ältere Schwester die Kerze, löscht sie aus und giebt sie der Mutter des Kindes:

in seine Gewalt kommt hierdurch sein eigener Tod (Nornagestsþ. ed. Bugge 77). Hieraus erklärt sich die Auffassung der *Urdr* oder *Norn* als Todesgöttin, wie ja ahd. *wurt*, ags. *wyrd*, alts. *wurt* oft 'Tod' bedeutet. Eine eigentümliche Monderscheinung, der bald grosses Sterben folgte, nannten die Isländer *urdarmáni* (Eyrb. 98); ein Ungetüm, bei dessen Anblick man stirbt, nennen sie noch heute *urdarköttur* ('Todeskatze Isl. Þj. I. 613). In Folge dessen fällt die Norne oft mit der eigentlichen Todesgöttin, der Hel, zusammen, und wird als die dunkle geschildert, die wie ein schwarzer Vogel durch die Lüfte dahin fliegt (Sturl. I. 370). Auf der anderen Seite berührt sie sich aber auch als Lebenspenderin und -erhalterin mit der allwaltenden Erdmutter.

Wie die Menschen, so standen nach jungem nordischen Mythus auch die anderen, die mythischen Wesen unter dem Schicksalsspruche der Nornen, so die Asen, Alfen, Zwerge. Daher hat die isländische Phantasie in einer spät interpolierten Vísa der Fáfnismál (13) Nornen aus dem Geschlechte der Asen, Alfen und Zwerge geschaffen. In denselben nordischen Quellen, wo diese mehrfache Abstammung der Nornen gelehrt wird, lesen wir auch von der welterhaltenden Thätigkeit der Nornen. In den Luftgefilden, wie andere seelische Wesen, hat auch die Norne ihren Sitz: nach ihr hat Dichterphantasie den grossen himmlischen Bronnen, die Wolken, den *Urdarbrunnr* genannt (Vsp. 19): hier wohnen die Nornen, von hier aus begiessen sie die Erde mit dem erhaltenden Regen. Hier pflegen sie auch die Schwäne, in deren Gestalt sie den Menschen erscheinen (SnE. I. 76).

Diese Schicksalsgöttinnen erscheinen bald in grösserer Anzahl, bald erscheint eine als Vertreterin der ganzen Klasse, besonders häufig treten sie zu dreien auf. Worin diese Dreiteilung ihren Grund hat, war schon angedeutet. Griechisch-römischen Einfluss dabei anzunehmen, ist nicht geboten, da sich die Dreizahl bei verschiedenen germanischen Stämmen schon in alter Zeit findet. Obgleich Burchard von Worms die drei Schwestern *parcas* nennt (Myth. III. 409), so hat ihm doch wohl nur, wie in anderen Stücken, deutscher Aberglaube vorgeschwebt, gegen den er eifert, denn wo er lehrte spielen bis auf den heutigen Tag die drei Schwestern, die in fast allem den nordischen Nornen oder urdir gleichen, eine grosse Rolle (Panzer, Beiträge z. deutsch. Myth. I. 1 — 209; Mannhardt, Germ. Myth. 650 ff.) Drei Schwestern bestimmen nach Saxo das Geschick des jungen Olaf, *thre weirdsystirs* kennt der englische Volksglaube (Myth. I. 337), drei Schwestern aus Riesenheim, ebenfalls Nornen, machen dem goldenen Zeitalter der Götter nach der Vǫluspá ein Ende (Vsp. 8), drei erscheinen an der Wiege des Nornagest, drei in der interpolierten Strophe Vǫluspá 20. Aus dieser Dreiheit sind wohl auch die drei Arten (Fáfn. 13) hervorgegangen. Mögen sie aber in Menge, mögen sie zu dreien, mag eine allein erscheinen: immer finden wir sie als spinnende und webende (Myth. I. 344. Helg. Hu. I. 2), also in einer Thätigkeit, aus der uns schon ihr Name verständlich wurde.

§ 35. Die Schwanenjungfrauen. Vielfach berühren sich die Valkyrjen und Schicksalsmädchen mit den Schwanenjungfrauen, den Lieblingen germanischer Sagen und Märchen. Gemeinsam ist diesen mit jenen Gebilden, dass es Frauen sind, die ihre Gestalt wechseln können. Auch besitzen sie wie Valkyrjen und Nornen die Gabe der Weissagung. In diesen Punkten geben sie sich als Gestalten zu erkennen, die ebenfalls im Seelenglauben ihre Wurzel haben. Ob nun prophetische Gestalten wie Veleda aus dem Bructererstamme (Tac. Germ. 8. Hist. IV. 61. 65), die weisen Frauen (Myth. I. 328ff), den ersten Anstoss zu diesen mythischen Gebilden gegeben habe, bleibe dahingestellt. Vielleicht haben auch hier Natur und Leben gemeinsam auf die Phantasie eingewirkt: die weissagende Kraft angesehener Jungfrauen und die Überzeugung, dass deren Seele nach dem Tode in der Natur fortlebe,

und die Wolke, die sich in der Phantasie so vieler Naturvölker als Schwan findet.[1] Infolge des gleichen mythischen Ursprungs werden aber Valkyrjen und Nornen in der nordischen Dichtung mit den Schwanenjungfrauen oft vermischt. Jede Valkyrje, jede Norne kann eine Schwanenjungfrau sein, allein eine Schwanenjungfrau in der engeren Bedeutung des mythischen Begriffes kann nie eine Valkyrje oder Norne sein; in ihrer menschlich aufgefassten Thätigkeit lag ihr Unterschied: die Valkyrje ist Kämpferin, die Norne leitet das Geschick, die Schwanenjungfrau prophezeit die Zukunft. Wie schon der Name lehrt, erscheint die Schwanenjungfrau in Schwanengestalt. Sie legt zuweilen, zumal beim Baden, ihr Schwanenhemd ab und ist dann eine schöne Jungfrau. Namentlich in der deutschen Dichtung des Mittelalters, im Märchen der Neuzeit spielt die Schwanenjungfrau eine Hauptrolle. Bei dem Baden wird ihr das Gewand genommen; sie muss dann eine menschliche Ehe eingehen oder die Zukunft künden. Eine solche Schwanenjungfrau, die christliche Mythe später zu einem Engel gemacht hat, erscheint den waschenden Mädchen Kudrun und Hildeburg (Kudr. 1666 ff); Schwanenjungfrauen sind es, die an der Donau Hagen das Geschick der Burgunden im Hunenlande künden (Nibl. Zarncke 234, 5 ff). In allen möglichen Gestalten hat die Dichtung diesen einfachen und schlichten Gedanken verarbeitet.

KAPITEL VI.

DIE ELFISCHEN GEISTER.

§ 36. Neben den seelischen Geistern, bei denen die irdische Thätigkeit sich immer und immer wieder in der Volksdichtung hervordrängt, haben aber unsere Vorfahren noch eine grosse Klasse Wesen, die ebenfalls im Glauben an das Fortleben der Seele ihren Ursprung haben, bei denen aber die Thätigkeit, das Eingreifen in das Geschick des Menschen mehr in den Hintergrund tritt. Oft ist der Zusammenhang zwischen dem mythischen Gebilde und der Seele ganz vergessen, die schaffende Phantasie hat nicht einzelne Individuen, wie bei Gespenster-, Alp-, Werwolfglauben, auch nicht ganze Gattungen von Menschen, wie bei den Hexen-, Valkyrjen-, Nornenglauben, vor Augen gehabt, sondern die Seelen im allgemeinen. Viele Menschen haben ihr Leben vollbracht, ohne dass sie irgend welchen Einfluss auf ihre Mitmenschen ausgeübt haben. Auch diese grosse Menge lebt fort. Die ewig belebte und bewegte Natur bezeugt es. Sie haust in Luft und Wasser, in Berg und Thal, in Haus und Hof, in Wald und Feld. In Scharen lässt sie in der Regel die Volksphantasie zusammenwohnen, in Scharen, die untereinander verbunden waren nach der Auffassung des altgermanischen Staatsbegriffes. Daher haben sie zuweilen ihren König. Wir pflegen die Gesammtheit dieser Wesen *elfische Geister* zu nennen. Einzelne von ihnen erheben sich aus der Menge, erhalten Namen und werden Lieblinge der Dichtung. Diese Wesen sind die Vertreter der in der Stille wirkenden elementaren Kräfte in der Natur. Hier berühren sie, stellen sich aber zugleich im Gegensatz zu den Riesen, die die gewaltigen Naturerscheinungen verkörpern sollen. Deshalb hat ihnen die Volksphantasie kleine Gestalt gegeben, oft sind sie nicht höher als drei Finger. Zuweilen sind sie schön, zuweilen hässlich gestaltet, je nachdem ihr Wohnort in oder über der Erde ist. Je kleiner aber ihr Körper, desto schärfer ist ihr Geist: sie sind verschmitzt, klug, schnell, kunstfertig. Den Menschen gegenüber sind die el-

[1] So fragt der Esthe, wenn eine weisse Wolke aufsteigt: 'Welcher weisse Schwan fliegt in die Höh?' (Castrén, Finn. Myth. 71). Vgl. auch Schwartz, Ursprung der Myth. 194 f.

fischen Geister im allgemeinen hilfreich, sie unterstützen sie bei der Arbeit, stehen ihnen oft mit Rat und That zur Seite, bringen ihnen wertvolle Geschenke. Der mythische Ursprung dieser Wesen, der bis in die urgermanische Zeit hinaufreicht, ist natürlich mit der Zeit vergessen, um so mehr hat sich die subjektive Phantasie dieser Gestalten bemächtigt und hat bei allen germanischen Stämmen eine Blüte elfischer Dichtung gezeitigt, die noch heute im Volke nicht erloschen ist, die dem Kinde die erste Freude an der Dichtung unseres Volkes bringt, den Mann an die alte Einfachheit und Tiefe des germanischen Stammes mahnt.

§ 37. Elf und Wicht. Zwei Wörter sind es, die schon in urgermanischer Zeit die elfischen Geister in ihrer Gesammtheit bezeichnet haben mögen, da sie sich bei allen germanischen Stämmen an unzähligen Beispielen aus allen Zeiten nachweisen lassen. Und zwar decken sich die Worte nicht nur sprachlich, sondern auch inhaltlich: es ist *Elf* und *Wicht.*

Das nhd. *Elf* m. ist in dieser Form im 18. Jahrh. aus England nach Deutschland gekommen und hat die eigentliche hd. Form *Elb* verdrängt (D. Wtb. III. 400)[1] Mhd. erscheint das Wort als *alp,* in welcher Form der allgemeine Begriff im Laufe der Zeit auf den besonderen eines drückenden Nachtgeistes eingeschränkt worden ist. Im got. ist das Wort ebensowenig wie im ahd. als Simplex belegt, allein seine Existenz steht durch die Komposita von *Alp-* (Graff. I. 244) fest. Erst in der mittelhochdeutschen Literatur findet es sich ziemlich oft (*alp* m. pl. *elbe* und *elber*). Der Alp erscheint in den meisten Fällen hier als listiges, kluges Wesen, das den Menschen gern an der Nase herumführt, zeigt also Eigenschaften, die besonders den Zwergen, einer Unterabteilung der Elbe, eigen sind (Mhd. Wtb. I. 24). Klarer noch tritt der allgemeinere Charakter des Wortes im ags. hervor, wo es bald als Maskulinum (*älf,* pl. *ylfe*), bald als Femininum (*ælfen;* Comp. *winterælfen, landælfen, wæterælfen, sæælfen* Leo, Ags. Gloss. 471) erscheint und die Bedeutung Geist, Genius hat. Eigentümlich ist den Ælfen im ags. Gebiete die glänzende Farbe: *ælfscîne,* 'glänzend wie ein Elf' ist ein oft gebrauchtes Beiwort. Eine besonders reichhaltige Elfendichtung aus früherer Zeit hat uns wieder der skandinavische Norden erhalten, wo die männlichen Alfen *alfar* (pl. von *alfr*), die weiblichen meist *alfkonur* genannt werden. Etymologisch ist das Wort verwandt mit skr. *ṛbhu* (Vgl. §. 28).

Wie in so vielen Stücken altgermanischen Volksglaubens in Folge der Reichhaltigkeit und Volkstümlichkeit der Quellen hat auch auf dem Gebiete der Elfenmythen das altisländische mit dem alten Worte noch am reinsten den ursprünglichen Inhalt desselben bewahrt. Wir können hier noch deutlich den Zusammenhang zwischen seelischen Geistern und Elfen erkennen. So erzählt der Verfasser der Eyrbyggjasaga (c. 4): »Thórolf nannte das Vorgebirge, wo er auf Island landete, Thorsnés. Hier steht ein Berg. An diesen hatte Thórolf grossen Glauben, so dass niemand ungewaschen dahinschauen sollte und nichts sollte man auf dem Berge töten, weder Vieh noch Menschen. Diesen Berg nannte er Helgafell (Heiligenberg) und meinte, dass er dahin fahren werde, wenn er sterbe, und ebenso alle seine Verwandten. Hier war eine grosse Friedstätte, und niemand sollte dahin gehen *alfrek ganga* (d. i. das thun, was die *alfar* vertreibt, seine Notdurft verrichten).« Die Stelle ist uns unverständlich, wenn wir nicht von der Voraussetzung ausgehen, dass unter dem *alfar* in *alfrek* die Seelen der Verstorbenen gemeint sind. In dem Berge mussten diese *alfar* hausen. Hier finden wir sie auch in mancher anderen

[1] Doch findet sich bereits im 17. Jahrh. das Wort mit *f* (Alfen, die weisen Frauen. Nymphae Diabolicae. Vilmar, Idiot. von Kurhessen [2] 89).

Überlieferung. Nach der Kormakssaga z. B. ist Thorvarđ schwer verwundet. Auf den Rat der zauberkundigen Thordis geht er zu einem nahen Hügel, worin die Alfar wohnen, und verlangt hier von diesen Besseruug, nachdem er das Blut eines Stieres um den Hügel gestrichen und aus dem Fleische den Alfen ein Opfermahl bereitet hat (Korm. s. c. 22). Opfer werden also den Elfen gebracht, ganz so wie überhaupt den Seelen der Abgeschiedenen. Bis in den Anfang des 11. Jhrs. hinauf können wir dies *alfablót* verfolgen (1018. Fms. IV. 187).

Neben den Alfar, die in der Erde wohnen und im späteren isländischen Volksglauben ganz ähnlich wie unsere Zwerge auftreten, kennt der alte Volksglaube noch eine zweite Art, die in der Luft wohnen, in naher Verbindung zu den Göttern stehen und mit diesen gemeinsam in der eddischen Dichtung oft genannt werden. Sie zeichnen sich besonders durch ihre Schönheit aus. *Fríđ sem alfkona* 'schön wie eine Elfin' ist im altn. der Ausdruck höchster weiblicher Schönheit. In einem Bruchstücke mythischer Königssagas heisst es, dass die Alfar alle Menschen an Schönheit übertroffen hätten (Fas. I. 387). Das können unmöglich die im Berge hausenden Zwerge gewesen sein. Auf solche Erwägungen hin hat sich nun der Verfasser des Snorra Edda sein Hauptkapitel über die alfar zusammengebaut (SnE. Kap. 17. I. 78 ff. II. 264). Hier heisst es: 'Am Urđarbrunnen ist eine Stätte, *Alfheimar* genannt; dort wohnen die *ljósalfar* (Lichtelfen), aber die *dökkalfar* (Dunkelelfen) wohnen unter der Erde, und sie sind einander ungleich an Aussehen und noch ungleicher in ihrer Wirksamkeit Die Lichtelfen sind weisser als Sonnenschein, aber die Dunkelelfen schwärzer als Pech.' Das ist subjektive Auffassung Snorris, aber durchaus nicht im germanischen Volksglauben begründet. Es kann höchstens auf den isländischen Volksglauben gehen, wo die dvergar schon früh von dem allgemeineren Worte alfar verdrängt wurden, wie auf der anderen Seite unter den dvergar der Vsp. (v. 11 ff.) nicht Zwerge in der Bedeutung unseres Wortes, sondern in der allgemeinen Bedeutung 'seelische, alfische Wesen', wie aus den Namen hervorgeht, zu verstehen sind. Eine Vergleichung der germanischen Elfenmythen lehrt uns vielmehr, dass fast alle Elfen sich durch Schönheit auszeichnen, dass sie nicht nur in der Luft und in der Erde, dass sie auch in Wäldern, Gewässern, namentlich aber auf Wiesen hausen. Ja nicht einmal von den dvergar, die hier Snorri als dökkalfar sicher vorgeschwebt haben, lässt es sich behaupten, dass sie besonders schwarz ausgesehen und in ihrer Wirksamkeit den anderen Elfen widersprochen hätten. Elfen in der umfassendsten Bedeutung des Wortes sind seelische Geister, die in der Natur in der Regel zum Nutzen der Menschheit wirken. Dieser allgemeine Begriff hat sich dann verzweigt nach den verschiedenen Orten, wo sie wirken: in Luft und Sonnenschein wirken sie als Elfen in der speziellen Bedeutung des Wortes, unter der Erde als Zwerge, Unterirdische, im Hause als Kobolde, im Walde als Wald- und Holzfräulein, im Wasser als Nixe u. s. w. Es giebt demnach eine ganze Reihe verschiedener Elfenarten, als da sind: Lichtelfen, Luftelfen, Erdelfen, Hauselfen, Flurelfen, Waldelfen, Wasserelfen. Die Natur der Gegend, wo dann die einzelnen germanischen Stämme wohnten, hat bei dem einen diese, bei dem anderen jene Art besonders ausbilden lassen: Die Elfenmythen hat die Dichtung des Volkes vom religiös-mythischen Zweige losgerissen und sie in den Boden der Märchendichtung verpflanzt.

Die eddische Dichtung versteht unter den alfar mit besonderer Vorliebe die Lichtalfen. Diese erscheinen im Bunde mit den Asen versammelt beim Gelage des Meerriesen Ægir (Lokas.); weder Asen noch Alfen billigen Freys Liebe zur Gerđ (Skirn. 7); 'was ist bei den Asen? was ist bei den Alfen?' ruft die Vǫlva, als sie den Anbruch des Göttergeschicks schildert (Vsp. 48).

Mit der Sonne stehen diese Alfen im engsten Zusammenhang: *Alfrǫđull* 'Elfenstrahl' heisst diese wiederholt in der nordischen Dichtung; Freyr, der junge Sonnengott, erhielt im Anfang der Tage *Alfheimr* als Zahngeschenk (Grimn. 5). Besonders anmutig sind die Elfensagen im heutigen skandinavischen Volksglauben, vor allem im schwedischen, während sie im norwegischen ziemlich zurückgedrängt sind.

Die Elfen (*elfvar* m. und *elfvor* f.) sind ungemein zart, schlank wie eine Lilie, weiss wie Schnee. Ihre Stimme ist lockend und lieblich. Sie baden sich gern in den Strahlen der Sonne. Will sich ein Elfenmädchen mit einem Menschen verbinden, so fliegt es mit dem Sonnenstrahl durch irgend eine Öffnung, durch das Schlüsselloch oder eine Ritze des Zimmers. Oft erscheint die ganze Schar der Elfen fliegend: sie haben dann kleine Flügel an ihren schneeweissen Schultern. Wenn sie durch den Wald im schnellen Winde daher fahren, rascheln und bewegen sich die Bäume. Noch heute leben die Elfen besonders in Hügeln: in *elverhöj*. Sie bilden in Dänemark das *elve-* oder *ellefolk*. In Schweden giebt es an mehreren Orten Elfenaltäre, wo für die Kranken geopfert wird. Ihrem Hügel zu nahen ist gefährlich; schon mancher Jüngling hat sich schlafend an einen Elfenhügel gelegt und ist nie wieder zu seinen Mitmenschen gekommen: die Elfen haben ihn in den Hügel gelockt. Besonders lieben sie den Tanz, den sie während der Mondscheinnacht auf Wiesen ausführen. Der aufsteigende Nebel mag diese Gebilde der Phantasie hervorgerufen haben. Allein sie können auch gefährlich werden und berühren sich dann auffallend mit unseren mythischen Hexen. Ein Schlag von ihnen lähmt oder bringt Krankheit. Aus der Luft herab schiessen sie ihre Pfeile: hiervon kommt der *elve-* oder *elleskud* (Elfenschuss), der den Tod bringt. (Vgl. das Volkslied Elveskud, hrg. von S. Grundtvig. Kbh. 1881).

Aber man findet die Elfen nicht nur in Bergen und auf Wiesen, auch in Wäldern, Gewässern, Quellen und Flüssen wohnen sie. Nach schwedischer Sage sieht man sie z. B. in Schwanengestalt durch die Luft fliegen: sie stürzen sich ins Meer und in Teiche, und alsbald sind sie die schönsten Mädchen (vgl. Hyltén-Cavallius, Wärend I, 249 ff. Thiele, Danm. Folkes. II, 175 ff. Faye, Norske Fs. 46 f.) Eine etwas andere Schattierung haben die Elfen in der neuisländischen Volkssage. Der Begriff des Wortes hat sich hier verengert: sie erscheinen fast ausschliesslich unseren Zwergen, den Underjordiske der skandinavischen Volkssage, ähnlich. Wie diese wohnen sie fast nur in Hügeln, sind menschenähnlich, aber ohne Seele. Ihre Lebensweise ist ganz der des isländischen Volkes angepasst: sie werden geboren, haben langes Leben und sterben, lieben Musik und Tanz, feiern in den festlich beleuchteten Wohnungen der Berge ihre Feste, namentlich zur Weihnachtszeit, ja sie haben sogar ihre Kirchen. Nur haben sie übernatürliche Kräfte, wodurch sie dem Menschen nützen oder schaden. Sie verlangen auch menschliche Hülfe, besonders ihre gebärenden Frauen, und spenden dafür reichlichen Lohn. Gern vertauschen sie ihre hässlichen Kinder; diese *umskiptingar* entsprechen ganz den Wechselbälgen unserer Zwerge. Auch Liebschaften gehen sie mit Menschen ein und strafen treulose Mädchen oder Mütter, die ihre Kinder vernachlässigen (K. Maurer, Isl. Volks. 2 ff. Jón Arnason, Isl. Þj. I, 1 ff.) — In Deutschland ist der Name 'Elfen' mehr in den Hintergrund getreten; nur vereinzelt tritt er im heutigen Volksglauben noch auf und zwar bald in seiner allgemeinen Bedeutung als Geist, bald in einer besonderen und zwar hauptsächlich als Flurgeist. An Stelle der Elfen sind unter christlichem Einfluss besonders häufig die Engel getreten. (Laistner Nebs. 327 ff. Wuttke § 50. Gebr. Grimm, Irische Elfenmärchen. Lpz. 1826.)

Ein zweites Wort, welches in uralter Zeit den ganzen Kreis seelischer, in der Natur fortwirkender Wesen umfasst haben muss, ist unser Wicht (got. *waihts*, ahd. *wiht* und *wihti*, alts. ags. *wiht*, altn. *vættr*. Die Grundbedeutung des Wortes scheint 'kleines, seelisches Wesen' zu sein, aus welcher Bedeutung sich dann die allgemeine 'Wesen, Ding' entwickelt hat. In Bezug auf Geschlecht erscheint das Wort bald als Ntr., bald als Msc., bald als Fem. Vielleicht hängt das Wort sprachlich mit 'bewegen' zusammen, so dass in den Wichten von Haus aus die belebenden Naturgeister stecken. Sicher ist, dass sich der mythische Begriff des Wortes bei allen germanischen Stämmen findet und deshalb urgermanisch sein muss: in ahd. sind *diu wiht* oder *wihtir* dämonische Wesen (Graff I, 730), ebenso im mhd., wo schon daneben *daȥ wihtel, wihtelîn*, unser Wichtelmännchen, belegt ist (Mhd. Wtb. III, 650 ff.). Den ganzen dämonischen und seelischen Charakter zeigt besonders die Stelle aus gl. Flor. (25): '*wihtelen* vel *elbe* lemures, lares cum corporibus morantes vel nocturni daemones'. Ebenso sind im Heliand die *dernea wihti* trügerische, dämonische Wesen, ist im ags. *wiht* ein dämonisches Wesen, ein Teufelchen. Vollständig klar liegt der Begriff seelischer Wesen im allgemeinen noch im altn. *vættr* (pl. *vættir*), dän. *vætte*, schwed. *vætte;* die altnord. Dichtung kennt *hollar vættir* (gütige Geister), *meinvættir* (schadende Geister), *landvættir* (Landgeister). Von Haus aus haben also die Wichte eine besondere Färbung nicht; sie sind im allgemeinen kleine seelische Wesen, ähnlich wie die Elfen, die erst später in einzelnen Gegenden durch die Volksdichtung eine bestimmte Gestalt, die ähnlich der unserer Zwerge ist, angenommen haben.

§ 38. Die Zwerge. Unter den elfischen Geistern haben eine besonders weite Verbreitung die Zwerge. Das Wort findet sich wieder bei allen germanischen Stämmen: ahd. *twerg*, mhd. *getwerc* (daneben *querch, zwerch*), ags. *dweorh*, engl. *dwarf*, altn. *dvergr*, nnrd. *dverg*. Dass die Zwerge zur Sippe der Elfen gehören, geht daraus hervor, dass in der mhd. Dichtung Alberich als ihr König erscheint, dass Wieland, einer der hauptsächlichsten Vertreter zwergischer Kunst, *alfa ljóði, alfa visi* (Vkv. 10^3, 13^4) genannt wird, dass im neuisländ. die Zwerge alfar genannt werden. Die Etymologie des Wortes ist noch nicht genügend aufgeklärt. Laistner (Afda. XIII, 44) bringt es mit mhd. *zwergen* 'comprimere' zusammen und deutet demnach die Zwerge als mahrische Wesen, als Druckgeister, so dass das Wort dem Druckerli oder Doggeli der Alemanen entsprechen würde. Unhaltbar ist die oft verteidigte Verbindung des Wortes mit *θεουργός* 'übernatürliche Dinge verrichtend'.

Fast kein mythisches Gebilde wurzelt so fest in der Volksphantasie wie der Zwerg. Andere mythische Namen haben ihren Begriff bald erweitert, bald verengert, der Zwerg, wo er sich auch findet, lebt wie der Riese noch heute im Volksglauben in derselben Gestalt fort, in der wir ihn in der ersten schriftlichen Quelle finden. Klein an Gestalt, oft kaum einen Daumen gross, erscheint er meist als bejahrter Mann, als Greis mit langem, weissem Barte, zuweilen schmutzig grau, mit übel gebautem Leibe, zuweilen ausgewachsen, angethan mit grauer Sackleinewand, woher er auch den Namen 'graues Männchen' führt. Sein Kopf, den eine Zipfelmütze bedeckt, ist besonders gross und dick; daher heisst er im Brandenburgischen oft 'Dickkopf'. Zuweilen haben die Zwerge Gänse- und Ziegenfüsse, in der Oberpfalz Kinderfüsse. Stets sind sie sehr schnell; sie sind plötzlich da und ebenso schnell wieder verschwunden. Durch eine Tarn- oder Nebelkappe, den altn. *hulids-, hjálmr*, können sie sich unsichtbar machen: der Nebel, der an Bergen und auf Fluren lagert und ebenso schnell verschwindet, wie er erscheint, mag zu

diesem mythischen Bilde die Veranlassung gegeben haben. Immer wohnen die Zwerge in den Bergen und in der Erde. Daher heissen sie auch *Bergmännlein* (Thür.), *Bjergfolk*, *Bjergmand* (Dänem.), *Erdmännchen* (Thüring.), *Erdleute* (Oldenb.), *Erdschmiedlein* (Sdeutschl.). Besonders häufig sind in Norddeutschland und ganz Skandinavien die Bezeichnungen *Unterirdische*, *Underjordiske*. Oft verlassen sie diese Berge und werden dann von Menschen gesehen. In den Alvíssmál sagt Alvís selbst, dass seine Heimstätte im Stein sei (Alv. 3). Als Svegđir auszog, um Godheimar zu suchen, kam er an eine Stätte, die hiess *á Steini;* hier wohnte ein Zwerg und lud ihn zu sich in das Gestein ein. Aus deutschen Sagen ist der Aufenthalt der Zwerge in Bergen hinlänglich bekannt (Grimm DS. I, 192 ff.). Hiermit hängt es zusammen, dass im altnord. das Echo die 'Sprache der Zwerge' (*dverga mál*) heisst: aus den Bergen erklingt in der Regel das Echo; die hier wohnenden Geister geben die hineingerufenen Worte zurück. Hier im Berge haben sie ein Reich, das die Volksphantasie ähnlich weltlichen Reichen ausgestattet hat: Könige regieren sie, wie Alberich, Goldemar oder Laurin in der mhd. Dichtung, wie noch heute in der Volkssage Hans Heiling in Böhmen, Gibich im Harze. In der Regel übertreffen diese Könige die anderen Zwerge an Weisheit. Die Auffassung dieser Zwergkönige ist ganz die germanische Auffassung vom Königtum zur Zeit der Völkerwanderung. In dieser mögen daher diese dichterischen Gebilde ihre Wurzel haben, zumal sie sich besonders bei den südgermanischen Stämmen finden.[1] In den Bergen hört man oft Musik: da sind die Zwerge bei Tanz und frohem Gelage. Verlassen wird der Berg nur in der Nacht — und hierdurch giebt sich der Zwerg als seelisches Wesen klar zu erkennen —; das Tageslicht scheut der Zwerg; wird er von diesem überrascht, so wird er in Stein verwandelt. So geschieht es mit Alvís, den Thor durch sein Fragen solange an die Oberwelt gefesselt hält, bis im Osten die Sonne erscheint (Alvíssm.). Eigen ist den Zwergen grosse Weisheit und Geschicklichkeit. Sogar der Dichtermet befindet sich nach jungem Mythus ursprünglich im Besitz der Zwerge Fjalar und Galar (SnE. I, 216; II, 295). Sie sind die besten Schmiede und fertigen die trefflichsten Waffen und Kleinode. Das sind sie aber durch ihren Aufenthalt im Berge geworden, wo sie sich nur mit Schmiedearbeit beschäftigt haben. Im Gestein ruht Eisen und Metall; als Herren und Bewohner des Gesteins haben die Zwerge dies in ihrer Gewalt. Daher besitzen sie unsägliche Schätze, wie die Dichtung vom Nibelungenhort lehrt und der nordische Mythus von Andvari, der in Hechtgestalt unsäglichen Reichtums waltet (Reg. Pros. und V. 1 ff.). Daher sind sie die ältesten Schmiede, die die Menschen erst die Schmiedekunst gelehrt haben. Aus diesem Grunde sind die Zwergsagen besonders heimisch und ausgeprägt in Gegenden, wo der Bergbau zu Hause ist. Wenn im Norden ein treffliches Schwert erwähnt wird, so wird in der Regel hinzugefügt, dass es ein Werk der Zwerge sei (Weinhold, Altnord. Leb: 197 ff.); solch *dvergasmiđi* beisst Eisen und Stein und kann nicht bezaubert werden. Selbst die trefflichsten Gegenstände, die nach eddischem Mythus im Besitz der Götter sind, stammen von Zwergen. Eine dichterisch schön ausgeschmückte Mythe der SnE. (I, 340; II, 356 f.) erzählt uns, wie einst Thor den Loki, der seiner Frau Sif die Haare abgeschnitten hatte, gezwungen habe, dass dieser der Sif neue goldene Haare von den Schwarzelfen d. i. den Zwergen verschaffe. Da ging Loki zu Ivaldis Söhnen, und diese schmiedeten das goldene Haar der Sif für Thor, das

[1] Elfenkönige erscheinen in der späteren nord. Volksdichtung öfter. So weiss Finnur Jónsson in der Hist. eccles. (II. 368 f.) von zwei Elfenkönigen auf Island zu erzählen, von denen jedes Jahr einer nach Norwegen fahren musste, um hier dem Oberkönige über den Zustand seines Reiches Bericht zu erstatten.

Schiff Skiđbladnir für Freyr und den Speer Gungnir für Odin. Da brüstet sich Loki mit solchen herrlichen Dingen und wettet in seinem Übermute mit einem anderen Zwerge, dass dieses Bruder nicht so vorzügliche Dinge zu schmieden verstände. Es kommt zur Wette: der Kopf steht auf dem Spiele. Der Bruder des Zwerges schmiedet darauf trotz aller Hinderungsversuche Lokis den goldborstigen Eber für den Sonnengott Freyr, den goldenen Ring Draupnir für Odin und den Blitzhammer Mjǫlnir für Thor. Die Götter sollen die Wette entscheiden: sie halten den Hammer für das schönste Kleinod, und der Zwerg hat gewonnen. Nur durch List rettet der schlaue Loki sein Haupt. – Der trefflichste dieser Zwergschmiede ist *Wieland*, der altnord. *Vǫlundr*, den die Dichtung schon in seiner Heimat, in Niederdeutschland, vom mythischen Boden losgerissen und wie einen Sagenhelden besungen hat, so dass man nur noch aus seiner Kunstfertigkeit und den Beiwörtern, die ihm die Dichtung gegeben, seinen elfischen Ursprung schliessen kann (vgl. Absch. VII, § 50. Zu der dort angeführten Litteratur sei vom mythologischen Standpunkte aus noch hinzugefügt H. E. Meyer, Afda. XIII, 28 ff.). Mit dieser Schmiedekunst stehen überall die Zwerge den Menschen zur Seite. Von der Zeit an aber, so erzählt die Sage, wo der Mensch selbst den Bergbau betreibt, ziehen sich die Zwerge zurück: das Hämmern und Pochen in den Bergen können sie nicht vertragen. Dazu kommt noch, dass die Menschen ihnen gegenüber immer treuloser werden. Das dritte endlich, was sie vertreibt, ist das Glockengeläute, und dadurch zeigen sich die Zwergmythen so recht als Sprösslinge aus der Heidenzeit.

Für ihre Hülfe verlangen die Zwerge aber auch von den Menschen Beistand. Namentlich müssen oft Frauen den Zwerginnen Hebammendienste leisten, wofür ihnen dann reichlicher Lohn zu teil wird. Der Zug ist alt, und in Deutschland ebenso aus alter und junger Zeit belegt wie im Norden.

Allein der Zwerg ist nicht immer liebreich; er legt dem Menschen gegenüber auch Eigenschaften an den Tag, die diesem nicht immer lieb sind. Bis ins Altertum lassen sich diese Eigenschaften zurück verfolgen (Myth. I. 385 ff. Grimm, Irische Elfenmärchen XCII f.). In dem dvergatal der Edden (PBB VII. 249 ff. Symons, Eddalieder I. 20 ff.) erscheint ein *Alþjófr* (Erzdieb), *Hlêþjófr* (Hügeldieb); in der Þiđrs. heisst Alfríkr (Albrich) '*hinn mikli stelari*' ('der grosse Stehler' 21 [10]). Auch Menschen entführen sie, wie Laurin die schöne Similt, Goldemâr die Königstochter (W. Grimm, HS. 274. 176). Besonders gefürchtet sind sie, weil sie den Menschen oft ihre Kinder wegnehmen und dafür die hässlich gestalteten Zwergkinder in die Wiege legen. Das ist ebenfalls ein Zug, der sich bei allen germanischen Stämmen aus junger und alter Zeit nachweisen lässt. In Deutschland heissen solche Zwergkinder *Wechselbälge*, die schon Notker (Ps. 17, 46) als *wihselinga* kennt. In Niederdeutschland und in Mitteldeutschland nennt man sie besonders *Kielkröpfe* (Prätorius, Weltbeschr. 357 ff.), ein Wort, das wohl mit md. *quil* = Quelle zusammenhängt (R. Hildebrand, DWtb. V. 681), da solche Kinder aus Gewässern hervorgebracht sind und infolge dessen auch wieder ins Wasser geworfen werden, wie uns sowohl deutsche (Prätorius S. 362) als nordische Sagen berichten (Rietz, Sv. Dial. 69 unter *Bytting*). In Skandinavien heissen derartige Wesen *Bytting* (von *bytta* = tauschen), *Skifting*, bei den Isländern *umskiptingar* (von *skipta* = wechseln, vertauschen).

Über den Ursprung der Zwerge berichtet uns ein junger nordischer Mythus, den in seiner ausführlichen Gestalt nur die Snorra Edda kennt (SnE. I. 62 f. II. 260). Nach ihr sind die Zwerge von Haus aus Maden im Fleisch des Riesen Ymir gewesen. Dieser war der Urriese, aus dessen Fleisch die Götter die Erde schufen. Die Quellen dieser Schöpfungsgeschichte (Grimn. 40 1. Vafþr.

21) wissen nichts von der Schöpfung der Zwerge. Die zweite Quelle (Vsp. 19) berichtet nur, dass die Götter die Zwerge geschaffen haben; aus beiden hat sich Snorri zusammengebaut, dass dieselben, wenn sie aus Ymir hervorgegangen sind, in dessen Fleisch Maden gewesen sein müssen. Mythologischen Hintergrund hat die Stelle nicht.

§ 39. Die Hausgeister. Viel Verwandtes mit den Zwergen haben die Hausgeister, unter denen der *Kobold* den ersten Platz einnimmt. Schon im Ags. sind *cofgodas* 'penates' belegt. Der Kobold ist seiner sprachlichen Ableitung nach der der Kobe d. i. des Stalles, des Hauses Waltende, der Kobvalt (DWtb. V. 1548 ff.). Neben diesem Namen kennt der Volksmund den Hausgeist als *Heinzelmännchen, Wichtelmännchen, Poltergeist, Rumpelgeist, Hütchen, Popanz, Bullerkater* u. dgl. (Wuttke § 547). Bosonders verbreitet ist ferner der *Butzemann*, fries. *boesman, bûseman*, schwed. *buse*, dän. *busemand*. Er bedeutet wohl von Haus aus den Daherfahrenden und Schreckenerregenden (Laistner ZfdA XXXII. 145 ff.). Über einen grossen Teil Niederdeutschlands, Frieslands und Englands verbreitet ist der *poock*, engl. *puck*, den man ebenfalls in Dänemark als *huspuke*, in Schleswig-Holstein (Müllenhoff 318) als *nispuk* kennt. In Dänemark und Schweden heisst der Hausgeist *nisse* (Pl. *nisser*), das nichts mit Nikolaus zu thun haben kann, sondern das zum dänischen Verb *at nisse* 'im Hause herumpusseln, sich bald hier, bald dort etwas zu thun machen' (Molbech, Dansk Ordb. [2] II. 203) gehört. Diese Hausgeister erscheinen ganz wie die Zwerge: klein, grau, mit feurig glänzenden Augen. Der Kobold ist ans Haus gebunden; er verlässt es nicht, und nur dann kann man sich seiner entledigen, wenn das Haus verbrannt wird. Hier haust er überall, bald hier, bald dort, mit besonderer Vorliebe im Gebälk des Hauses (Kuhn, Nordd. S. 17. 18. Müllenhoff, Schlesw.-Holst. 433. Rochholz, Aarg. I. 73 ff. Zingerle, Sagen aus Tirol 349 ff.). Er steht dem Bauer heimlich bei seinen Arbeiten bei, füttert ihm das Vieh, hilft beim Dreschen, bringt Geld und Getreide. Vom Lande ist er mit nach der Stadt gezogen: hier hilft er dem Handwerker ebenfalls bei seinen Arbeiten und schirmt sein Haus vor Feuersbrand. – Den mythischen Hintergrund des Koboldes kennt noch der voigtländische Aberglaube, wonach dieser der Geist eines ungetauften Kindes ist (Köhler 476).

Wie das Haus seinen Geist hat, so hat es auch das Schiff. In ganz Norddeutschland heisst dieser Schiffsgeist *Klabautermann, Klabatermännchen, Kalfatermann*. Er hilft hier den Matrosen die Segel hissen, das Schiff reinigen u. s. w. Dafür setzt man ihm Milch und Speise vor. Eine Rügener Sage erzählt, wie der Geist in das Schiff gekommen ist, und lehrt zugleich, wie immer noch im Volke der seelische Ursprung dieser geisterhaften Gestalten fortlebt. Darnach ist der Klabautermann die Seele eines Kindes, die in einen Baum fährt. Wird dieser Baum zum Schiffbau verwendet, so entsteht aus dem im Holze weilenden Geiste der Klabautermann. Er besteigt das Schiff, sobald das letzte Stück Holz an diesem angebracht ist (ZfdMyth. II. 141). Ebenso wissen pommersche Sagen zu berichten, dass die Seele eines totgebornen Kindes, das unter einem Baume begraben liege, mit dessen Holze als Klabautermann aufs Schiff komme (Temme, Volkss. aus Pommern 302).

Als geldspendende und geldvermehrende Hausgeister oder Hausfreunde erscheinen in Westdeutschland von der Schweiz bis nach Friesland hinab die *Alraunen* oder *Alrunen*, östlich davon von Tirol bis nach Ostpreussen die *feurigen Drachen*, mythische Gebilde, die nicht vor dem Mittelalter entstanden sein können, die aber in ihrer Grundanschauung ebenfalls im Seelenglauben wurzeln. Diese Geister, für die im christlichen Mythus zuweilen der Teufel erscheint, sind nicht ans Haus gebunden, sondern erscheinen nur von Zeit zu Zeit und bringen dann, in der Regel durch den Schornstein, das Geld (Wuttke § 49. 50).

§ 40. **Wald- und Feldgeister.** Es ist Mannhardts Verdienst, den Kultus und die Mythen, die mit der wachsenden und grünenden Vegetation im engsten Zusammenhange stehen, gesammelt und systematisch geordnet zu haben (Baumkultus der Germanen u. s. w.). Auch auf diesem Gebiete zeigt sich überall das mythenschaffende Talent unseres Volkes. Ein Vergleich mit den anderen seelischen Wesen belehrt uns, dass auch diese Geister im Kerne in dem Glauben an ein Fortleben der menschlichen Seele in Wald und Feldern wurzeln. Sie hängen aufs engste zusammen mit den Windgeistern und -dämonen, werden von diesen oft verfolgt, ja decken sich zuweilen mit ihnen. Den Schluss, den Mannhardt aus diesen zahlreichen Mythen gezogen hat, dass aus der Beobachtung des Wachstumes der Urmensch auf Wesensgleichheit zwischen sich und der Pflanze geschlossen und dieser eine seiner eigenen ähnliche Seele zugeschrieben habe, trifft daher nicht das Rechte. Vielmehr schloss der Mensch aus dem Winde, der in den Ästen rauscht und der selbst uns noch bei einsamem Gange durch den Wald eigentümlich berührt, aus dem Winde, der die Saaten wogen lässt, dass hier in der Natur die Geister ebenfalls ihr Wesen treiben. Natürlich mussten sie auch hier ihren Wohnort haben gerade wie die Scharen der Windgeister, die aus den Bergen kommen, in diesen wohnen. Diesen fand man in den einzelnen Bäumen oder in den Gefilden der Saaten, und so sind die Feldgeister und Baumseelen entstanden, die so tief in unserem Volksglauben wurzeln. (Vgl. Koberstein, Über die Vorstellung von dem Fortleben menschlicher Seelen in der Pflanzenwelt. Weim. Jahrb. I. 72 ff.). Als seelische Wesen genossen sie Verehrung und Spende, wie unzählige Sitten und Gebräuche bei allen germanischen Stämmen aus alter und neuer Zeit lehren. Aber auch sie hat die Poesie im Laufe der Zeit vom Boden der Religion und des religiösen Mythus auf ihr Gebiet verpflanzt und hat neue Mythen entstehen lassen, aus denen der alte Glaube an das Fortleben der Seele nicht mehr zu erkennen ist.

So sind die theriomorphischen und anthropomorphischen Gestalten entstanden, an die noch heute unser Volk unbewusst glaubt. Auch bei diesen Geistern hat sich die Menge gewissermassen zu einem einzigen höheren Wesen verdichtet, der kollektivische Singular erscheint als höheres persönliches Wesen, das über die anderen gesetzt ist, das dann über die ganze Vegetation im Walde herrscht. Und hier wird das seelische Wesen in der Volksvorstellung zum Dämon.

Unter mancherlei Namen erscheinen die Waldgeister des germanischen Volksglaubens. Überwiegend haben sie weibliche Gestalt, doch erscheinen sie daneben auch in männlicher. Überall auf germanischem Boden, wo Waldungen die Anhöhen bedecken, sind sie zu Hause. Nur in der norddeutschen und dänischen Tiefebene treten sie in den Hintergrund oder haben vielmehr ihr Mythengebiet den Zwergen und Windgeistern überlassen. Ganz besonders sind ihre Mythen in Oberdeutschland, in den Alpen ausgebildet. Hier erscheinen sie als *Wilde Leute*, als *Selige* oder *Salige Fräulein*, als *Fanggen*, als *Waldfänken* u. dgl. In Mitteldeutschland leben sie in der Volksphantasie als *Holz-* oder *Moosfräulein*, *Holz-*, *Moosweibel*, als *Buschfrauen*, als *Lohjungfer* (d. i. Gebüschjungfer, bei Halle), als *Rüttelweiber* (Riesengebirge) u. dgl. Aus Schleswig weiss Trogill Arnkiel (1703) von der *Frau Elhorn* (der Hollunderfrau) zu berichten, wie man in Schonen die *Hyllefroa* (Hollunderfrau) oder *Askafroa* (Eschefrau) kennt (Mannhardt, Baumkult S. 10 f.). Sonst nennt man sie in Schweden *Skogsfru* (Waldfrau), *Skogssnua*, *Skogssnyva* (Rietz, Dial. lexic. 594). Daneben erscheinen als männliche Gestalten die *Waldmännlein*, *Wildmännel*, *Nörgen*, *Schrat*, *Schrättlein*, in Schweden der *Skogsman*. Je höher wir nach den Gebirgen steigen, desto übermenschlicher werden diese Gestalten

in der Volksdichtung. Während sie in Mitteldeutschland fast durchweg rein menschliche Grösse haben, kennt sie der gebirgige Süden als Riesinnen, die die Einwirkung der gewaltigen Naturerscheinungen gross gezogen hat. Eigentümlich hat sie die Volksphantasie ausgestattet: Sie haben einen behaarten, meist mit Moos bewachsenen Leib, ihr Rücken ist oft hohl wie ein morscher Baumstamm, weithin flattern ihre Haare, besonders eigen sind ihnen die grossen, herabhängenden Brüste (Mannhardt, S. 147). Zuweilen kommen sie herein in die menschliche Wohnstätte; dann helfen sie den Menschen bei der Arbeit und berühren sich hierin mit den Hausgeistern, wie sie auch auf den Bergen dem Sennen die Herden weiden. Milch und Käse erhalten sie dafür zum Lohn. Eine weitere Ausbildung des Mythus ist die enge Verknüpfung des seelischen Wesens mit seinem Aufenthaltsorte, dem Baum: daher bluten die Bäume, daher stirbt nach Tiroler Volksglauben die Fangge, sobald der Baum gefällt ist. Hiermit zusammen hängen die über das ganze germanische Gebiet und darüber hinaus verbreiteten Schutzbäume, die schwedischen Vårdträd, d. s. Bäume, in der Nähe des häuslichen Herdes gepflanzt, in denen der Schutz- und Schirmgeist einer Person, einer Familie, eines ganzen Dorfes wohnt (Mannhardt S. 44).

Überall verbreitet ist ferner der Mythus, dass der Sturm, der Windmann, der wilde Jäger das Waldfräulein verfolge. Dieses berührt sich hier mit der Windsbraut und scheint demnach eher zu den Dämonen zu gehören. Allein andere Vorstellungen, die wir bei den Waldgeistern finden, sprechen für unbewusste Überreste alten Seelenglaubens: der Volksglaube, dass sich die Seelen namentlich unschuldig Getöteter in Bäume flüchten, ist von Oberdeutschland bis nach Island verbreitet (Mannhardt 39 ff.). Die Geister besitzen die Gabe der Weissagung, der Heilkraft (Panzer, Beiträge II. 161. 258. Pröhle, Deutsche Sagen 37 f. Vernaleken, Alpensagen 214); schon der alte Wate hat von einem '*wilden wîbe*' seine Heilkunst gelernt (Kudr. 529). Deshalb verwünscht das Volk durch sympathetische Kuren unter allerlei Zauberformeln die Krankheiten in den Wald, in die Bäume, und die Sitte, Kranke durch einen hohlen Baum kriechen zu lassen oder durchzuziehen, damit die Krankheit gehoben werde und auf den Baum übergehe, lässt sich bis ins Heidentum hinauf verfolgen (Mannhardt 10. 32 f.). Wie andere seelische Wesen bringen auch die Waldgeister Glück und Unglück, stehen den Menschen bei ihren Arbeiten bei, weiden namentlich gern die Herden auf den Bergen. Dafür erhalten sie von den Menschen Opfer und Spende (Mannhardt 76. 96) und werden von ihnen verehrt. Endlich besitzen sie auch die Proteusnatur: Die Fangge erscheint als Wildkatze, die Holzweiber als Eulen, die seligen Fräulein in Tirol als Geier, die die Gemsen schirmen u. dgl. — Ähnlich den Waldgeistern sind die Feldgeister. Allein wie schon bei jenen die Volksphantasie zu Gunsten neuer Gebilde auf den alten Glauben an einen Zusammenhang zwischen dem geisterhaften Wesen und der menschlichen Seele verzichtet hat, so ist es noch mehr bei diesen der Fall. Der lebendige Glaube ist zum Aberglauben geworden, der nur noch in der Sitte und einzelnen Vorstellungen jenen zeigt. Dazu kommt noch, dass wie bei den meisten mythischen Gebilden niederer Art auch bei jenen beiden Klassen zwei mythenerzeugende Elemente gewirkt haben, die nicht selten mit einander vermischt sind. Die menschliche Seele lebte fort; ihr Fortbestehen zeigte vor allem die bewegte Luft, der Wind. Wo dieser verweilte, wo dieser sich zeigte, da hausten auch Geister Verstorbener. Allein das Element war auch an und für sich, ohne inneren Zusammenhang mit dem Seelenheere, mythenerzeugend: die Volksphantasie schuf Gebilde, bei denen sie nie an einen seelischen Hintergrund gedacht hat. Sie gab diesen Wesen alle möglichen Gestalten, ganz ähnlich

wie den seelischen Wesen: bald Mensch-, bald Tiergestalt. Und diese Gebilde sind es, denen der Name Dämonen zukommt. In der weiter schaffenden Volksdichtung, die die mythischen Gestalten von ihrer ursprünglichen Quelle losgetrennt hat, treffen beide Arten, seelische Wesen und Dämonen zusammen; es lässt sich daher oft gar nicht bestimmen, ob wir ein Gebilde des Seelenglauben oder des Dämonenglauben vor uns haben. Das gilt schon von all den Wesen, die in den vorangehenden Paragraphen besprochen sind, das gilt besonders auch von den Waldgeistern. Wenn das Waldfräulein gejagt wird, so erinnert dies unwillkürlich an die Windsbraut, die der wilde Jäger nach norddeutschem Volksglauben vor sich hertreibt. Das aber sind dämonische Wesen. Noch ausgeprägter zeigt sich dämonischer Ursprung bei den Feldgeistern, weshalb ich diese in das Kapitel der Dämonen verweise.

§ 41. Die Wassergeister. Plutarch erzählt uns in der Lebensbeschreibung Cäsars (cap. 19), dass unsere Vorfahren aus den Wirbeln der Flüsse geweissagt hätten. Als die Franken 539 unter Theudobert in Oberitalien vordrangen, nahmen sie die zurückgebliebenen Gotenweiber und Kinder und warfen, obgleich sie bereits Christen waren, ihre Körper als Opfer in den Po, und das thaten sie, um die Zukunft zu erfahren (Procop. de bello Goth. II. 25). Ebenso berichtet uns Agathias von den Alemannen, dass sie die ῥεῖθρα ποταμῶν verehrt hätten. Der heilige Eligius, der Jndiculus superstitionum, Burchard von Worms und andere christliche Eiferer gegen heidnische Sitte verbieten immer und immer wider Quellen- und Gewässerkult. Gleiche Verehrung der Gewässer finden wir in den nordischen Quellen. Der Scholast Adams von Bremen berichtet uns von Menschenopfern, die in das heilige Wasser von Upsala getaucht wurden (lib. IV. c. 26 schol. 134), die Kjalnesingasaga erzählt, wie Menschen in heilige Sümpfe als Opfer geworfen worden seien (Isl. s. II. 404).

Eine besondere Verehrung genossen die Wasserfälle als Sitz geisterhafter Wesen in Norwegen und auf Island. Aufklärend wirft Licht auf den natürlichen Hintergrund der Verehrung dieser Gewässer die Erzählung von Thorstein rauđnefr, der auf Island sein Heim in der Nähe eines Wasserfalles hatte. Diesem opferte er alle Speiseüberreste, an diesem erfuhr er sein Schicksal. In derselben Nacht, wo seine Seele sich vom Körper getrennt hatte, stürzen seine sämtlichen Schafe, 20 Grosshundert an Zahl, in den Wasserfall (Isl. S. I. 291f.): dieser hatte seine Seele aufgenommen, hier sollten auch seine Herden bei ihm nach dem Tode weilen. — Jahrhunderte sind seit dem Erlöschen des Heidentums vergangen, aber noch heute fordern überall, wo Germanen wohnen, Flüsse, Teiche, Seen ihre Opfer. An Flüssen entfacht man Lichter, Quellen werden mit Kränzen geschmückt, Mädchen gehen dahin, um die Zukunft zu erfahren, man holt aus ihnen an gewissen Tagen geweihtes Wasser, das gegen Übel hilft, stillschweigend trägt man vor Sonnenaufgang Gegenstände, namentlich die abgeschnittenen Nägel, nach dem Flusse: der Strom nimmt sie mit und man bleibt auf Jahresfrist von Schmerzen verschont (vgl. Lyncker, Brunnen und Seen und Brunnenkult in Hessen, Zschr. d. Ver. f. hess. Gesch. 1858; Runge, Quellenkultus in der Schweiz, Monatschr. des wiss. Vereins in Zürich 1859; Pfannenschmid, Das Weihwasser 79 ff.) In Brunnen und Teichen wohnen Frau Holle, Wodan und andere chthonische Gottheiten. Aus ihnen kommen die Kinder, hierher kehren ihre Seelen nach dem Tode (Wuttke §. 24). Wo wir auch hinblicken mögen, überall treffen wir an den Gewässern Opfer und Weissagung. Man hat auch hier wiederum in der Verehrung der persönlich gedachten Gottheit den ursprünglichen Kern des Kultus und Glaubens finden wollen. Allein die Übereinstimmung mit der Verehrung von Berg und Wald ist eine so grosse, dass wir auch den Gewässerkult mit in das grosse Kapitel

des Seelenkultus ziehen müssen. Und viele, ja alle Beispiele werden uns wohl von dieser Voraussetzung, nicht aber von jener aus erklärlich. Erst als die chthonische Gottheit zur Herrschaft gelangt war, erst dann wurde sie auch als Herrin der Geister im Wasser verehrt. Der Schlüssel aber, wie man dazu kam, dass die Seelen der Verschiedenen gerade im Wasser lebten, liegt m. E. im Quellenkult: die Quelle dringt als lebendes Wesen aus Berg und Erde; sie ist das Thor, aus dem die Geister wieder an das Tageslicht kommen. Hierin mag es auch liegen, dass gerade der Quellenkult ganz besonders ausgebildet ist.

Schon frühzeitig hat die Phantasie unserer Vorfahren bestimmte Wesen, denen sie Namen und Gestalt gegeben hat, in Anlehnung an jene ältere allgemeine Vorstellung und neben dieser in den Gewässern wohnen lassen. Allen germanischen Stämmen bekannt ist der *Nix* oder die *Nixe*. Ahd. Glossen geben mit *nihhus* 'crocodillus' wieder (Graff II. 1018); im Beowulf ist der *nicor*, der hier immer in der Mehrzahl *niceras* erscheint, der Repräsentant der ungeheueren Meergeister, die auch *hron-* oder *merefixas* heissen. Altnord. *nykr* giebt in der Alexandersaga 'Hippopotamus' wieder; auch noch im heutigen Volksglauben erscheint der *Nykur* in Rossgestalt und hat daher den Namen *vatnahestr* (Wasserpferd, Maurer, Isl. Volks. 32 f.). Der norwegische Volksglaube kennt den *nøkk*, (Faye 48 ff.), ebenso der dänische (F. Magnusson, Eddalære IV. 250), der schwedische *nekken* (Hyltén-Cavallius I. 258 f.), der englische den *nik*. Neben dem Maskulinum erscheint schon ahd. das Fem. *nicchessa* = lympha, das ganz dem mhd. *merwîp, mermeit* entspricht. Ob das Wort, wie man allgemein annimmt, zur idgerm. Wurzel *nig* (skr. *nij*, griech. *νίπτω*) = 'sich waschen, baden' gehört, scheint fraglich. Auf keinen Fall wäre dann gestattet, *Hnikarr* oder *Hnikudr*, einen Beinamen Óđins, mit dem Worte zusammenzubringen.

Neben dem Nix finden sich noch andere Namen für den Wassergeist. Von gleichem Wortstamme sind gebildet *Nicker, Nickel, Nickelmann;* weit verbreitet ist der Name *Wassermann*; in Niedersachsen besonders, aber auch in Mittel- und Oberdeutschland heisst er *Hakemann*, weil er an Flüssen, Teichen oder Brunnen die Kinder mit einem Haken ins Wasser zieht (Schambach-Müller, Nieders. Sagen 342); der Oldenburger nennt ihn *Seemensch*. In weiblicher Gestalt erscheint der Geist als *Nixe, Wasserjungfrau, Wasserfräulein, Seejungfer, Seeweibel, Wasserlisse* (Wuttke § 54).

An dem Meere wird er zum Meermann oder Seeweib. Zugleich wächst mit der Raumgrösse des Elementes der Geist selbst: er wird zum übermächtigen Dämon, zum Riesen. Nur in seinen Grundzügen deckt er sich mit dem unscheinbaren Brunnen- und Quellengeiste. Dann erscheint er auch öfter in Tiergestalt. Die dänische Volkssage weiss von *Havfolk*, von den *Havmænd* und *Havfruer* zu erzählen (Thiele II. 255 ff). In Schweden kennt man neben dem *Necken* die *Vattenelfvor* (Wasserelfen), *Haffruar*, den *Strömkal*, die *Källebäcksjungfrur* (Hyltén-Cav. I. 244 ff.) Schön kennt hier noch die mittelalterliche Legende ihren Ursprung: es sind Geister von Lucifers Anhang, die in das Wasser stürzten, als sie von Gott aus dem Himmel gebannt wurden. In Norwegen taucht dann, ganz der Natur des Landes angepasst, neben dem Nøkken, den Havmænd und Havfruer der *Grim* oder *Fossegrim* auf, der in den Wasserfällen oder Mühlen (wonach er auch *Quernknurrer* heisst) wohnt (Faye 48 ff.). In Nordland und dem nördlichen Bergener Bezirke heisst der Wassergeist auch *Marmæle*. Auf Island ist die Geisterwelt der Wasserwesen nicht weniger ausgebildet: vom *marmennill*, dem Meermännchen, das der heutige Isländer *marbendill* nennt, wissen schon die alten Sagas zu berichten (Isl. S. I. 76. Halfssaga ed. Bugge 11 ff.), ebenso von der *Hafgýgr*, der Meerriesin, oder

Haffrú (Spec. reg. Christ. Ausg. 39), die auch *Meyfiskur* (Mädchenfisch) heisst. Daneben erscheinen als Wassergeister, und zwar meist in Tiergestalt, der *nykur* oder *vatnahestur*, der *vatnskratti*, der *nennir* (Maurer, Isl. Volks. 30 ff). Wir finden hier schon überall den Übergang des seelischen Wesens zum dämonischen, ja offenbar liegen hier schon ausgeprägte Dämonengestalten mit vor, die nichts mit der menschlichen Seele zu thun haben, die die Phantasie des Volkes unter dem Einflusse des gewaltigen Elementes geschaffen hat. Gleichwohl finden sich bei dem Nix und einigen Geistern mit anderen Namen entschieden elfische Züge. Vor allem hat der Geist die Proteusnatur; er vermag verschiedene Gestalten anzunehmen und erscheint in verschiedenen Gestalten (Wuttke § 54 ff). Von den nordischen Wassergeistern sei nur auf den Zwerg Andvari hingewiesen, der sich in Hechtsgestalt in einem Wasserfalle aufhielt, und auf Otr, den Sohn Hreiđmars, der in Ottergestalt im Wasser lebte. (Eddal. Bugge S. 212 ff). Dann besitzt der Wassergeist die Gabe der Prophetie. König Hjǫrleif hat nach der Halfssaga (a. a o.) einen Marmennill gefangen. Er gab keinen Laut von sich, bis der König einmal seinen Hund schlug. Da lachte das Meermännchen. Der König fragte, weshalb er lache. 'Weil du den schlugst, der dir einmal das Leben retten soll', antwortete der Nix. Jetzt verlangte Hjǫrleif weitere Auskunft, er erhält sie erst dann, als er verspricht, das Meermännlein wieder ins Wasser zu lassen. Da erzählt es denn auf dem Wege über das Kriegsunwetter, das dem Dänenlande drohe, und wie bei diesem der König nur durch seinen Hund gerettet werde. Auch spendend, wie andere seelische Wesen, erscheint der Wassergeist, da er auch Schätze liegen weiss. So versprach ein Wassermann einem armen Fischer einen Schatz zu zeigen, wenn er redlich mit ihm teile. Aufs redlichste kommt der Fischer dem Verlangen nach; den letzten Heller zerschlägt er mit seiner Axt. Da verschwindet der Nix und lässt dem armen Manne den ganzen Schatz (Vernaleken, Sagen aus Oestr. 185). Überhaupt berührt sich der Nix vielfach mit dem Zwerge. In menschlicher Gestalt wird er meist klein gedacht, alt, mit Barte, grünem Hute, grünen Zähnen. Öfter taucht er aus dem Wasser, oft hört man seine Stimme. Die weiblichen Nixen bezaubern durch ihren Gesang, wie die Elfen. Die Lorlei und andere ähnliche Sagen mögen hierin ihre Wurzel haben. Oft gehen auch Nixe Verbindungen mit Menschen ein (Prätorius, Weltbeschr. 498f.) und verlangen bei der Entbindung ihrer Frauen menschliche Hülfe (Wuttke a. a. O.) Allein diese Züge treten nur noch vereinzelt im Volksglauben auf: im grossen und ganzen ist der Wassergeist der Wasserdämon, der in den Gewässern herrscht, der sein Opfer verlangt und es sich holt, wenn man es ihm nicht giebt.

KARITEL VII.

DIE DÄMONEN.

§ 42. Während bei den elfischen Wesen sich immer und immer wieder der seelische Untergrund zeigt, treffen wir eine weitere Klasse mythischer Gestalten unseres Volksglaubens aus alter und neuer Zeit, an denen sich keine Spur alten Seelenglaubens wahrnehmen lässt. Sie haben ihre Wurzel in der den Menschen umgebenden Natur, in den Elementen, denen gegenüber sich der Mensch ja meist so ohnmächtig fühlt, in denen er ein Wesen, ähnlich seinem, nur ungleich grösser und mächtiger zu spüren meint. So entstand in der Phantasie unserer Vorfahren die Schar der Dämonen. Auch sie sind nicht selten von dem Elemente, dem sie ihren Ursprung verdanken, losgerissen und durch den immer schaffenden Volksgeist Gestalten der freien Dichtung geworden.

Eine in der isländischen Literatur erhaltene Volkssage, die in der Nähe des Kattegats ihre Heimat haben mag, erzählt aus der Vorzeit Norwegens, dass hier ein Mann Namens *Fornjótr* gelebt habe, aus dessen Geschlechte Norr, der Noregr den Namen gegeben habe, hervorgegangen sei (Fas. II. 3 ff). Jenes Söhne waren *Hlér, Logi, Kári,* von denen der erste über das Meer, der zweite über das Feuer, der dritte über den Wind herrschte. Kári war der Vater des *Jǫkul,* der den König *Snær* zeugte, den Vater des *Þorri,* der *Fǫnn,* der *Drífa,* der *Mjǫll.* Wenn irgend eine, so gewährt uns diese kurze euhemeristische Erzählung einen Einblick in die Werkstatt mythischen Schaffens, sie giebt uns einen Mythus, der unmittelbar an die Natur und Sprache des Landes anknüpft, wo er aller Wahrscheinlichkeit nach zuerst erzählt worden ist. Fornjótr deutet man als den alten Joten oder den Ahnherrn, je nachdem man Forn-jótr (Rask, Saml. Abhandl. I. 78 ff.) oder For-njótr (Uhland, Thor, S. 33; PBB. XIV. 9) teilt. Die mehr konkrete Deutung Rasks mag im Hinblick auf die Heimat des Mythus, die jütisches Gebiet ist, das richtige treffen. Unter Fornjóts Söhnen und Nachkommen verstehen die nordischen Skalden die Riesen. Seine Kinder tauchen auch anderen Orts in der nordischen Dichtung auf: *Hlér,* den Snorri in richtiger Kombination mit Ægir und Gymir identifiziert (SnE. II. 316), bezeichnet wie diese das Meer, besonders das brausende Meer. Die Insel Læsö (altnord. Hlésey) im Kattegat ist nach ihm genannt. Noch heute sagt man im nördlichen Jütland, wenn das Wasser des Meeres brausend ans Ufer schlägt: *fiorden læer* (Molbech, Dansk. Dial. u. *læ*). *Logi* ist verwandt mit unserem 'Lohe', er ist das personifizierte Feuer. *Kári* endlich ist die durch den Wind bewegte Luft, die der Schwede und Norweger noch heute dialektisch unter gleichem Namen kennt (Rietz 379. Aasen 348). Káris Kinder und Kindeskinder sind ebenfalls Erscheinungen in der Natur, als Appellativa in alter und neuer Zeit unzählig oft belegt. Sein Sohn ist *Jǫkul,* das Eisfeld der norwegischen Berge, nach anderem Berichte *Frosti,* die Kälte (Fas. II. 17), dessen Kind *Snær,* im späteren Fortgang der Erzählung '*hinn gamli*' (der Alte) genannt, der greise, ewige Gebirgsschnee (Uhland, Thor 27). Dieser Snær oder Snjór war später zur Sagengestalt geworden, die als König nach der Ynglingasaga in Finnland (Heimskr. 13), nach Saxo über Dänemark (I. 415 ff.) herrschte, nach altdänischen Chroniken aber Hirte des Riesen Læ auf Læsø war (Gammeldanske Krøniker I. 10 f.). Snærs Kinder sind *Fǫnn,* der Schneehaufe, *Drífa,* der Schneewirbel, die als Sagengestalt ihren Verlobten Vanlandi durch eine Mare töten lässt (Heimskr. 13), *Mjǫll,* der Schneestaub. Von Haus aus mögen alle diese Gebilde Káris Kinder sein; der ganze genealogische Entwurf ist sicher erst späteres Machwerk. Alle sind sie in Jǫtunheim, in Riesenheim, zu Hause, im Nordosten der skandinavischen Halbinsel, woher noch heute ein scharfer Wind die unliebsamen Kinder des winterlichen Sturmes bringt. So geht unser Bericht noch ein Stück weiter. — Niemand wird diese Mythen in ein vornordisches Zeitalter verlegen. Sie lassen sich nicht von dem Boden trennen, wo sie sich finden; nur in Skandinavien können sie ihre Heimat haben, nur aus den nordischen Sprachen können wir sie verstehen: es sind durch die Phantasie der Nordländer vermenschlichte Naturerscheinungen ihrer Heimat, die in menschliches Gewand gehüllt und durch die Dichtung zu Sagengestalten weiter gebildet wurden. Und wie es hier im Norden gegangen, so ist es überall der Fall gewesen. Die Sagen vom Riesenkönig Watzmann (Panzer I. 245 ff.) oder von Rübezahl (Prätorius, Satyrus etymologicus) oder von den oldenburger und schleswiger Riesen, die ans Land steigen (Müllenhoff 277) u. dgl. erklären sich nur aus der Natur des Landes, wo sich die Dämonenmythen finden. Fast durchweg sind demnach diese Mythen lokaler Natur; sie sind überall zu Hause, besonders aber aus-

geprägt in Berggegenden und in Ländern, wo das weithin sichtbare Meer die Küste bespült. Alle Naturerscheinungen und Elemente haben sie in der Phantasie unserer Vorfahren wachgerufen; mit der Zunahme der Heftigkeit der Elemente wachsen auch sie. Aus urgermanischer Zeit mögen unsere Vorfahren nur den Typus mitgebracht haben: das höhere Wesen, das in den Elementen herrscht, das dem Menschen bald in übermenschlicher, bald in tierischer Gestalt sich zu erkennen giebt, das höhere Wesen, in dem sich namentlich die verderbliche Seite des Elementes zeigt, die Ausbildung der einzelnen Formen und Gestalten gehört einer späteren, z. T. der christlichen Zeit an. Ganz besonders zahlreich sind die Mythen von Winddämonen. Indem aber zugleich die Seelen im Winde fortleben, berühren sich diese Mythen sehr oft mit den mythischen Gebilden des Seelenglaubens. Auf der anderen Seite erhielten die jüngeren Gebilde der persönlichen Gottheiten auch Gewalt über die Elemente, und daher treffen sie oft mit den Dämonen zusammen, wenn sie auch in diesem Falle fast durchweg die dem Menschen Nutzen bringende Seite des Elementes vertreten. Daraus aber hat sich im Mythus der Kampf zwischen Göttern und Dämonen herausgebildet, in dem die Götter als Schützer der Menschen auftreten. Die Dämonen, die noch heute in reicher Anzahl in der Volksdichtung fortleben, zu verblassten, durch das Christentum abgesetzten Gottheiten gemacht zu haben, ist einer der ärgsten Fehler, den die wissenschaftliche Mythologie begangen hat.

§ 43. Bezeichnungen und Auftreten der Dämonen. Der über germanische Länder am weitesten verbreitete Name für die dämonischen Gestalten, die wir in ihrer menschlichen Form meist Riesen nennen, ist ahd. *turs*, mhd. *türse*, ndd. *dros*, ags. *dyrs*, altn. *þurs* (namentlich im Kompositum *hrímþurs*), von wo aus er ins Finnische als *tursas* (Meerungeheuer, Thomsen, Den got. Sprogkl. indflyd. 74) überging, neunord. *tosse*. Verwandt ist das Wort wahrscheinlich mit altind. *tṛšús* 'lechzend, gierig'. In ähnlicher Bedeutung steht daneben ags. *eoton*, as. *etan*, altnord. *jǫtunn*, (lapp. *jetanas*), schw. *jätte*, ein Wort,das zu *etan* 'essen, fressen' gehört. Dem Worte Dämon am nächsten steht der mhd. *trolle*, der uns namentlich im altnord. *troll*, neunorw.-dän. *trold*, in unzähligen Gestalten entgegentritt. In Oberdeutschland und einem grossen Teile Niederdeutschlands verbreitet ist der Name *Riese* (ahd. *risi*, as. *wrisil*). Das Wort ist sprachlich verwandt mit skr. *vṛšan* = 'stark, kräftig, gewaltig'. Im altnord. tritt es besonders im Kompos. *bergrisi* auf; als Simplex ist es jung und selten. Ferner erscheint im ags. die Bezeichnung *ent*, zu welchem Worte sich das bairische *enterisch*, *enzerisch* 'ungeheuer gross' gesellt (Myth. I. 434). Namentlich in Westfalen und längst dem Strande der nordischen Meere findet sich der Name *hüne* (mhd. *hiune*), der wohl im Anschluss an das verheerende Auftreten der Hunnen entstanden ist, die nach ags. Gedichten in der Riesenburg an der Donau sich sammeln, wohin sie aus Thessaliens zerklüfteten Bergen gekommen sind (Elene V. 30 ff.). Unter klassischem Einflusse findet sich *gigant* schon in Beówulf und Otfrid. Unter den vielen Namen, die sich in der nordischen Mythologie für weibliche Dämonen finden, ist der verbreitetste *gýgr*, das zum trans. *gýggja* 'erschrecken' und dem intrans. *gugna* 'den Mut verlieren' gehört.

Allen diesen Wesen eigen ist ihre übernatürliche Grösse und übermenschliche Kraft, die nur selten von einem erwägenden Geiste gezügelt wird. Bald haben sie tierische, bald menschliche Gestalt. Aber auch in letzterer gleichen sie – abgesehen von ihrer Grösse — nicht immer dem gewöhnlichen Menschen: oft erscheinen sie mehrhäuptig: Skirnir erwähnt in Skirn. (31) einen dreihäuptigen Thursen, geradeso wie im Wahtelmære von einem 'drìhouptigen Tursen' (Massmann, Denkm. 109) die Rede ist. Einen sechshäuptigen Sohn

erzeugte nach nordischem Mythus der Urriese Aurgelmir (Vafþr. 33). Daneben erscheinen sie mit mehreren Armen. Heime hat nach dem Anhang zum Heldenbuch und der altschwed. Didrikssaga vier Ellenbogen (W. Grimm, DHS. 257), Asprian nach dem Rosengarten B vier Hände (ebd. 248), der nordische Starkađr acht Arme, die ihm Ođin verliehen hatte, nachdem ihm Thor vier von seinen ursprünglichen sechs abgeschlagen. Oft erscheint der Riese als Tölpel, als grober, ungeschlachter Kerl, zuweilen aber auch, namentlich im nordischen Mythus, klug und verständig. Nordische Skalden nennen ihn *fróđr, hundvíss* (weise, sehr weise); Ođin geht zum Riesen Vafþrúđnir, um sich mit ihm über mythische Dinge in einen Wettstreit einzulassen. Geradeso wie bei den elfischen Wesen hat die Volksphantasie den Riesen ein Reich angedichtet: Jǫtunheimar, im äussersten Nordosten seiner Halbinsel gelegen, nennt es der Skandinavier, geradeso wie in den mhd. Gedichten von einem Riesenlande die Rede ist. Hier hausen sie im allgemeinen frei; nur vereinzelt tritt ein Riesenherrscher wie Þrymr, der '*dróttinn þursa*' (Þrkv. 11) auf. Sonst hausen sie in den Elementen, in und auf Bergen, im Meere, in der Luft. — Fast ebenso häufig wie in menschlicher Gestalt kennt sie der Volksglaube in tierischer Gestalt. Der Miđgarđsormr ist eine gewaltige Schlange, die um die Erde herumliegt; der nordische Schöpfungsmythus weiss von einer Kuh Auđumla zu erzählen; in Adlersgestalt sitzt Hræsvelgr (Leichenschwelg) im äussersten Norden: von seinen Schwingen gehen die Winde aus. Besonders häufig erscheint der Riese in Hunds- oder Wolfsgestalt, zwei Wesen, die sich in der mythischen Vorstellung aller germanischen Stämme vollständig decken. Die nordische Dichtung nennt den Wind den Wolf oder den Hund des Waldes; als Hund oder Wolf fährt auch nach unzähligen deutschen Mythen der Wind durch die Luft. Wölfe jagen im Korne umher und je grösser sie sind, desto reichere Ernte erhofft der Bauer. Dem Kornwolfe werden Spenden gebracht (Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund). Auch der Nebel erscheint in der Volkssage oft als riesischer Wolf (Laistner, Nebelsagen). Ganz ähnlich erscheint im Norden der *Fenrir* in Wolfsgestalt, ferner der *Mánagarmr*, der den Mond verfolgt, *Hati* und *Skǫll* die beiden Verfolger der Sonne. Weitere Blicke in die Vorstellung der alten Nordländer von theriomorphischen Riesen gewähren Riesennamen wie *Kǫtt* 'der Kater', *Hyndla, Mella* 'die Hündin', *Trana* 'der Kranich', *Kráka* 'die Krähe' udgl. Hin und wieder besitzt auch der Riese die Eigenschaft, vorübergehend tierische Gestalt annehmen zu können. Allein dieser Zug scheint nicht ursprünglich zu sein, vielmehr scheint er aus dem Seelenglauben entlehnt zu sein.

Das beste Werk über die Riesen ist Weinholds „*Die Riesen des germanischen Mythus*" in den Sitzber. der k. Acad. der Wissensch. zu Wien XXVI. 233–306. — Vieles giebt Uhland im *Mythus von Thor.*

§ 44. Die dämonischen Gestalten der einzelnen Elemente. Die Wasserdämonen. Schon bei den elfischen Wassergeistern zeigte sich, dass dasselbe Wesen in verschiedenen Gegenden verschiedene Gestalt erhielt: während der Nix in den deutschen Gewässern als ein zwergartiges Wesen erscheint, kennt ihn der skandinavische Norden als mächtiges Ross, das den Fluten des angrenzenden Meeres entsteigt, oder als Riesen. Die umgebende Natur zeigt sich auch hier wiederum von unmittelbarem Einflusse auf die Volksphantasie. Riesische Wasserdämonen finden wir demnach fast nur in meerumspülten Gegenden. Nur aus den Alpenseen entsteigt hin und wieder der Dämon in Rossgestalt dem Gewässer (Panzer, II 90 f.). In Mittel- und Norddeutschland weicht er der schönen Wasserfrau oder dem habgierigen Nixe, bis er wieder da, wo sich unsere Hauptströme busenartig erweitern, in Stiergestallt auftritt und sein Wesen treibt (Müllenhoff, Sagen aus Schlesw. Holst.

127 f.). So ist der Norden besonders reich an riesischen Wasserdämonen. Das älteste Epos, das uns in germanischer Sprache erhalten ist, der Béowulf, ist angefüllt mit solchen Mythen von Wasserriesen; der Kampf gegen sie ist der Mittelpunkt der grossartigen Dichtung. Ob der schatzhütende Drache (Béow. V. 2242 ff.), der dem Helden die Todeswunde beibringt, ein Wasserdämon oder nicht vielmehr ein Gebilde der subjectiven Phantasie ist, bleibe dahingestellt; *Grendel* mit seiner Mutter und seiner Umgebung waren Wasserungeheuer. Er herrscht im Sumpfe am Meere, dort, wo an windigem Vorgebirge sich der Bergstrom ergiesst (1359 ff.). Hier haust er mit seiner Mutter in mächtiger Halle (1515), die die Dichtung nach altgermanischer Weise ausgeschmückt hat: Waffen hängen an der Wand (1558), ein düsteres Feuer brennt auf dem Langheerde (1518). Er selbst ist ein '*eoten*' (762), seine Mutter nennt der Dichter einen *brimwylf* (1507. 1600), die Seeungeheuer, die *mere-* oder *sǽdéor* sind *niceras* (Nixe), der *eotena cyn* (421 f.). In der Dämmerstunde bringen sie am Vorgebirge dem Schiffer oft Unheil (1428 ff.). Wie Grendel selbst haben sie Nägel wie Stahl (986) und Krallen statt der Hände (988. 1508). Über Grendels Wohnung steigen die Wellen hoch empor, bis zu den Wolken geht ihr Gisch, der Wind treibt hier heftige Gewitter daher, die Luft erdröhnt, die Himmel weinen: so giebt sich das Wirken des Ungeheuers zu erkennen (1375 ff.). Bei nächtlicher Weile verlässt der Herr der Dämonen seine Halle, um am benachbarten Gestade Menschen zu rauben und zu heeren. In Nebel gehüllt (711), von Wolken umgeben schleicht er dann umher. Sein Ziel ist Heorot, des Dänenkönigs Hróđgár treffliche Halle, aus der er allnächtlich Helden raubt. Hier wird ihm von Béowulf der Arm ausgezogen; im Meeresgrund stirbt er an der Wunde; von hier aus macht sich Beówulf auf, um die Mutter des Ungetüms in ihrer Halle aufzusuchen und zu töten. Ein gewaltiges Naturereignis, das Eindringen des Meeres, das in vorhistorischer Zeit ganze Stücke Landes abriss, sich über die Länder ergoss und so Inseln schuf und menschliche Ansiedlungen vernichtete, mag im Volke fortgelebt und den Anstoss zu dieser grossartigen Volksdichtung gegeben haben, die die Angeln aus ihrer Heimat mit nach Britannien nahmen, die in den isländischen Sagas und Liedern von Grettir Ásmundarson (Grettiss. 148 ff.) Bǫđvar Bjarki (Fas. I. 69 f.), Orm Stórólfsson (Fms. III, 204 ff.; Hammershaimb, Fær. Kvæder II. Nr. 11. 12, Arwidsson, Svenska Fornsånger Nr. 8) widerhallen (Bugge, PBB. XII. 55 ff.). Von solchen Wasserdämonen, die alle in der verheerenden Gewalt des Wassers ihre Wurzeln haben, und von Kämpfen gegen sie weiss noch heute die norddeutsche und dänische Volkssage zu erzählen (Zfda. VII. 425 ff.). Dass wir es wirklich mit einem Wasserdämon hier zu thun haben und nicht mit einem Nebelwesen, wie Laistner (Nebels. 88 ff. 264 ff.) annimmt, zeigen Wörter wie *meredéor*, *brimwylf*, vor allem aber auch die nordischen Schilderungen, die noch klar das Meerungetüm erkennen lassen.

Auch das Wort scheint Grendel als Wasserdämon zu erweisen. Dasselbe ist verwandt mit nord. *grenja*, das sowohl vom Heulen des Sturmes, weshalb dieser auch Grindill heisst (SnE. II. 486), als auch vom Tosen der Gewässer gebraucht wird (Lex. poet. 269). Der gewaltige Gegner aber, der dem Grendel und seiner Mutter das Handwerk legte, war ein Spross der Sage, den die Dichtung mit dem alten Himmelsgotte unserer Vorfahren zusammengebracht hat, unter dessen Schutze er zum Heile der Menschheit seine Thaten vollbrachte; er gehört der Dichtung der Heldensage, nicht der des Mythus an.[1]

Besonders reich an Wasserdämonenmythen ist die nordische Dichtung. Zum teil verknüpft mit Göttermythen sind sie der Ausdruck des nordischen Volksgeistes, der unter dem Einflusse des gewaltigen Elementes in seiner furchtbaren

Gewalt steht. Obenan steht *Ægir*, von Uhland (Thor S. 160) trefflich als die Personification des ruhigen, für die Schiffahrt geeigneten Meeres gedeutet. Etymologisch ist der Name verwandt mit got. *ahva* (Gislason, Aarbøger 1876, 313 ff.) und giebt sich schon dadurch als Wasserdämon zu erkennen. In der skaldischen Sprache bezeichnet *ægir* häufig 'das Meer'. Dass er die für den Menschen vorteilhafte Seite des Meeres vertritt, zeigt schon sein enges Verhältnis zu den Göttern. Er ladet die Asen zum Mahle (Grimn. 45. Hym. 1. Lok.), wie er selbst bei ihnen erscheint (SnE. I. 206). In mächtigem Kessel bereitet er dann den Göttern den Trank (Hym.). Festlich beleuchtet ist die Halle. *Eldir* ('Feuer') und *Funafeng* ('Funkenfang' Weinhold, Riesen 239) helfen aufwarten. In ihren Namen personifiziert der nordische Dichter das über dem Meere lagernde Nordlicht. Gleichwohl bleibt er Riese: *bergbúi* nennt ihn die Hymiskviđa (2), *barnteitr* ('froh wie ein Kind'), wie andere riesische Dämonen. An Jütlands Nordspitze und dem westlichen Norwegen war er als *Hlér* bekannt, nach dem die Insel Hlésey, das heutige Læsø, den Namen führt. Seine Gemahlin ist *Rán*, »der Raub«, die alles verschlingende Herrin des Meeres, das Weib ohne Herz im Leibe (*sidlaus kona*), wie sie Friđþjóf nach junger Dichtung einmal nennt (Fas. II. 493). Wen sie erwischen kann, fängt sie mit ihrem Netze, dessen Maschen Niemand entschlüpft. Loki leiht es deshalb von ihr, als es gilt, den Andvari zu fangen (Eddalied. S. 212). Wer ertrinkt, fährt zur Rán, und wen man ins Meer wirft, weiht man ihr. So berührt sich die Rán mit der Totengöttin, ja sie kann als Totengöttin des Meeres angesehen werden. Und so haben sich denn die Nordländer auch bei ihr den Aufenthalt schön nach ihrer Weise ausgemalt: da gibt es Hummer und Dorsch (FMS. VI. 376), da gibt es ein treffliches Gelage (Eyrb. S. 100).

Der Ehe Ægirs mit der Rán entsprossen neun Töchter, junge, dichterische Verkörperungen der Wogen und einiger Eigenschaften des Meeres (Weinhold S. 242), die nach der Mutter geartet und bei heftigen Seestürmen den Schiffern ihre Umarmung anbieten (Fóstbrœđras. 13). Als Mütter Heindalls sind sie in den Bereich der Göttermythen gezogen. — Als dritter Name für Ægir erscheint in der SnE. *Gymir* (I. 326), der ebenfalls unter den jǫtnaheiti (SnE. I. 549) aufgezählt ist, dessen Namen die Dichter für das Meer gebrauchen (Lex. poet. 282), wie sie dieses auch *Gymis flet* (Gymis Wohnung Fas. I. 475) nennen. Die Gleichheit mit Ægir zeigt auch die Kenning Refs, der die Rán *Gymis vǫlva* (SnE. I. 326) nennt. Daneben erscheint noch in den Skirnismál der Riese Gymir als Vater der Gerđ und des Beli, die beide im Freysmythus eine Rolle spielen. Es ist der Gemahl der *Aurboda*. Ob dieser der Meerriese, wie man meist annimmt, oder ein anderer Riese, wie Bugge will, ist, bleibe dahingestellt; jedenfalls findet sich in dieser schönen Dichtung keine Spur, aus der wir den natürlichen Hintergrund eines Wasserriesen begründen könnten.

Wie dies Lied von der schönen Riesenjungfrau Gerđ zu erzählen weiss, so finden wir auch in der Hymiskviđa beim Riesen *Hymir* ein goldenes, weissbrauiges Mädchen. Dieser Hymir ist offenbar wieder Meeresdämon, allein er vertritt die winterliche Seite des Meeres. Der Name findet sich bald *Ymir*, bald *Eymir* geschrieben, und die Gestalt wird in beiden Fällen oft mit dem Urriesen Ymir zusammengeworfen (Gíslason, 'Om navnet Ýmir' in Vidensk. Selsk. Skr. 5. R. 4. Bd. 435 ff.). Hymir ist der Riese des winterlichen Meeres, auf dem seine aschgraue Gestalt (*három spjalla Hrungnis* Hymk. 16.) zu lagern scheint, denn *humr* m. und *hum* n. bezeichnet die Dämmerung und die fahlgraue Luft, die im Winter das Meer umgiebt. Die Hymiskviđa hat ihn trefflich geschildert: er wohnt im Osten an des Himmels Ende, zu-

sammen mit seiner neunhunderthäuptigen Mutter in krystallenem Saale am Meeresgestade. Jagd ist seine Beschäftigung. Die Gletscher dröhnen, wenn er heimkehrt; zu Eis gefroren hängt ihm der Backenbart herab (v. 10). In der Nähe weiden seine Herden, das Meer gibt ihm Wale zur Nahrung. Wohl wider ihren Willen befindet sich bei ihm als Frilla das allgoldene weissbrauige Weib, das es mehr mit dem Gegner, der sie befreien soll, als mit dem Buhlen hält. In Hymirs Gewalt befindet sich der mächtige Kessel, den Thor und Týr zu Ægirs Gelage holen. Hier hat ein späterer Überarbeiter des alten Liedes Reste eines anderen eingeschoben, in dem eine weitere mythische Vorstellung der Nordländer vom Weltmeere erscheint: die Vorstellung des Weltmeeres als einer mächtigen, die Erde umgebenden Schlange, des *Miđgarđsorms*. Schon im Namen liegt das mythische Bild: *Miđgarđr* ist die von den Menschen bewohnte Erde. Daneben nennt sie die Vǫluspá (50) *Jǫrmungandr* d. i. gewaltiges Ungetüm. Wenn das Meer tost, dann schwillt sie in Riesenzorn. Thor ist am norwegischen Gestade der Gegner dieses riesischen Dämons. Es war ein Lieblingsthema nordischer Dichter, der Kampf Thors mit der Miđgardsschlange. Junge Fabelei, die sich namentlich in der Mythologie der Snorra Edda findet und wohl auf falscher Kombination beruht, hat sie in die Sippe Lokis gebracht (SnE. II 271. 312) und lässt sie ein Kind Lokis und der Angrboda, der Angstbieterin, sein. In Lokis Gefolge zieht sie nach der Vsp. einst im grossen Kampfe der bösen Mächte mit heran und kämpft gegen Thor, der sie wol tötet, aber selbst von ihrem giftigen Hauche zu Boden fällt. Die Miđgarđsschlange ist nichts anders, als die alte Fabelei von der Seeschlange, die heute noch hin und wieder in der Phantasie der Nordländer aus dem Meere emportaucht. Durch alle Zeiten hindurch lässt sich das Phantasiegebilde auf Island, in Norwegen verfolgen (Faye 58 ff.).

Als Bruder der Miđgarđsschlange erscheint in derselben Quelle, nach der diese Lokis Kind ist, der Wasserdämon *Fenrir* oder der *Fenrisulfr*, wie ihn skaldische Tautologie nennt. Der Name hängt zusammen mit *fen* in der Bedeutung 'Meer' (Bugge, Studien 214). Das Ungeheuer wird gedacht als Dämon in Wolfsgestalt, findet sich daher sowohl unter den Heiti der Riesen (SnE. I. 549) als auch unter den der Wölfe (ebd. I. 591). Dämonen in Wolfsgestalt, die den Mond, die die Sonne verschlingen, sind aus seinem Geschlechte (Vsp. 40). Wenn er selbst als Verschlinger der Sonne bezeichnet (Vafþr. 47) und infolgedessen mit Mánagarm identifiziert wird, so kann nur die im Meere versinkende Sonne das dichterische Bild wachgerufen haben, wozu die Vorstellung als Wolf trefflich passt (Weinhold S. 249). So ist er als Meerdämon die vernichtende Seite des Meeres, die männliche Rán. In diesem Vorstellungskreise mag auch Fenris Kampf mit Týr seine Wurzel haben. Schon bei den Asen, die ihn gross zogen, so erzählt die SnE. (II. 271 ff.), vermochte Niemand ausser dem Týr ihn zu speisen. Als er aber immer stärker wurde, da beschloss man ihn zu fesseln. Nur durch List gelang es den Göttern mit der von Zwergen aus unsichtbaren Dingen geflochtenen Fessel fest zu halten und in eine unterirdische Höhle zu bannen. Bei dieser Fesselung verlor Týr seinen Arm, den er dem Ungetüm ins Maul gehalten, als dieser der Sache nicht traute. Hier liegt es nun bis das grosse Göttergeschick hereinbricht. Dann kommt es mit den anderen Dämonen, kämpft mit Ođin, fällt diesen (Vsp. 53), wird aber gleich darauf selbst von Viđar getötet (ebd. 55), indem dieser den einen Fuss auf den Unterkiefer setzt und dann mit der Hand den Oberkiefer in die Höhe zieht (SnE. II. 291). Auch Fenrir ist später in Lokis Sippe gekommen. Seine Geschwisterschaft mit Hel kennen wir schon aus der frühesten Zeit der Wikingerzüge (Corp. poet. bor. II. 7).

Neben diesen Gebilden treten noch andere vereinzelt hervor, meist in den

mythischen Sagas, nicht mit der Göttersage in irgend welchen Zusammenhang gebracht und daher von den Mythologen meist ausser Acht gelassen. Es sind mehr Riesen, wie wir sie aus unseren Märchen und Sagen kennen, die Menschen Ungewähr bereiten und von Menschen bekämpft werden, Gebilde der schlichten Volksdichtung, denen meist die höhere Weihe der religiösen Poesie fehlt, aber deshalb nicht weniger mythische Gebilde wie jene. Im mythischen Hatafjǫrðr, wo der Riese Hati mit Frau und Tochter sein Wesen treibt, zankt sich einst Helgis Gefährte Atli mit der Riesentochter *Hrímgerd*, nachdem Helgi ihren Vater getötet, sie aber mit ihrer Mutter den Helden die Einfahrt in den Busen fast unmöglich gemacht hat. (Helgikv. Hjǫrv. 12 ff.). Allgewaltige Meerjungfrauen sind ferner *Fenja* und *Menja* (SnE. I. 374 ff.), die dem Könige Fróði auf der Handmühle Grotti Gold mahlen, bis sie infolge der allzugrossen Habsucht des Königs den Seekönig Mýsingr mit seinem Heere heranmahlen, der Fróðis Herrschaft stürzt und sich der Mühle und der Mädchen bemächtigt, die ihm nun das Salz, das dem Meere seinen Geschmack gibt, mahlen (Uhland, Schrift. VII. 99 ff.). -- Hierher gehört weiter der mythische oder norwegische *Starkadr*, den späte Kombination mit dem sagenhaften Helden gleichen Namens zusammengeworfen hat (Müllenhoff, DAK. V. 353). Er ist der riesische Dämon der Aluwasserfälle in Norwegen. Stórverkr war sein Vater. Acht Hände hat ihm der Mythus gegeben (Fas. I. 412). In der Gautrekssaga (Fas. III. 15) wird er *Aludrengr*, Spross des Ala, genannt, der *hundvíss jǫtunn*. Thor fällt ihn, wie die anderen Riesen (ebd. Vgl. Uhland, Schriften VI. 101 ff.). In seinem Pflegesohn *Grímr*, der ihn nach seinem Tode beerbt, scheint sich das mythische Wesen bis heute im Volksmunde erhalten zu haben (Faye S. 53 ff.). — Ein Isländer sieht einst am Gestade einen Riesen sitzen, der mit den Beinen bammelt und dadurch die Brandung hervorruft. Sobald er aber mit den Beinen zusammenschlägt, dann ist hoher Seegang (Isl. S. I. 84). Solcher Mythen kennt schon die alte Literatur in Menge. Daneben erscheinen die *margýgjar*, der *marmennill* und andere mythische Seewesen. Und wie im Altertum, so kennt noch heute die nordische Volkssage überall die Ungetüme des Meeres und der grossen Gewässer, nur dass gegenwärtig mehr die theriomorphische Gestalt hervortritt. So erzählt der Isländer vom *vatnahestur* (Wasserpferd), vom *skrímsl* (Ungeheuer), *vatnsskratti* (Wasserschratz), von der *sélamóðir* (Seehundmutter), der *skötumóðir* (Rochenmutter) oder vom *nennir* (Jón Arnason I. 135 ff.), der Bewohner der Færœr vom *sjodreygil*, der in Menschen- oder Hundegestalt den Fischer am Abend auflauert, oder von der *haffrú* oder der *sæneyt* (der 'Seekuh' Ant. Tidskr. 1849/51. 198 ff.), der Norweger von *havmænd* und *havfruer* oder vom *sæorm* (Seeschlange; Faye 55 ff.), der Schwede von der *Haffrun*, den *Hafoxar*, *Hafkór* (Hylten-Cavall. I. 245 ff.); gleiche mythische Gebilde kennt auch der Däne (Thiele II. 255 ff.). Wie die altnordischen Wasserdämonen verfügen auch diese Geschöpfe meist über ganze Herden. Norddeutsche Sagen und Alpensagen wissen von ähnlichen mythischen Gebilden zu erzählen, die in Menschen- oder Tiergestalt den Fluten entsteigen (Müllenhoff 257. 264. 127. Kuhn, Sagen aus Westfalen I. 287 ff. Laistner, Nebels. 77 ff.). Ob der Nebel, der über den Gewässern lagert, das mythische Gebilde hervorgerufen hat, wie Laistner will, oder nicht, bleibe dahingestellt; jedenfalls hat man dasselbe schon frühzeitig mit diesem in Zusammenhang gebracht.

Während bei all diesen Wesen nur der Typus alt, die Ausbildung aber rein lokaler Natur ist, scheint ein mythischer Wassergeist in uralte Zeit zu gehören; es ist dies der nord. *Mímir*. Der etymologische Ursprung des Wortes scheint mir noch nicht genügend aufgeklärt; in der Regel bringt man es zusammen mit *μερμήρίζω*, *memini* und deutet es als das sinnende, denkende

Wesen (Uhland, Schriften VI. 199). Wo es erscheint, steht es im engsten Zusammenhange mit dem nassen Elemente, dem Wasser. In Deutschland lebt dies mythische Wesen fort in dem Flüsschen Mimling im Odenwald, in Memborn bei Anhausen, in Memleben, dem alten Mimilêba, an der Unstrut u. a. O. (Uhland a. a. O. 203). Im Biterolf erscheint der kunstreiche Mime der Alte neben Wielant (V. 137 ff.); in der nordischen Þiđrekssaga ist derselbe Mime Sigfreds Lehrmeister in der Schmiedekunst (Grimm, DHS 73. 148). Nach ihm hat das berühmte Schwert Miming seinen Namen. Er erscheint hier mehr als elfisches Wesen als als Riese. Smaaländische Lieder kennen einen Mimessjö und eine Mimeså, die sich aus jenem ergiesst, wo ein gefährlicher Wassergeist sein Wesen treibt (Arwidsson, Sv. Forns. II. 311 ff.). In den altisländischen Quellen ist Mimir ein Riese (SnE. I. 549), die Wogen des Meeres nennt der Dichter der Vǫluspá seine Söhne (*Mims synir* 46). So erscheint im Norden Mimir als Gegenstück zu Ægir; er scheint wie andere Wassergeister mit der Bedeutung und der Macht des Elementes gewachsen zu sein. Der innerste Kern seines Wesens ist die Weisheit. Wie unsere Vorfahren aus den Wirbeln der Flüsse, aus Quellen, aus Brunnen zu weissagen pflegten, ist schon mehrfach hervorgehoben worden. Diese Seite des nassen Elementes hat Mimir besonders vertreten. Mythen von ihm kennen wir nur aus isländischen Quellen: sie wurzeln in der nordischen Auffassung des Mimir als weisen Gottes des Meeres und der himmlischen Gewässer. Als solcher ist er Liebling der nordischen Dichtung: Die Vǫlva ruft dem Ođin zu: 'Ich weiss, Ođin, wo du dein Auge verbargst. In jenem trefflichen Mimirsbrunnen; jeden morgen trinkt Mimir Met aus dem Pfande Valvaters' (Vsp. 28). Diese Worte aus dem Gedichte losgelöst und für sich betrachtet geben sofort den natürlichen Hintergrund: wir haben das Abbild eines alltäglich sich wiederholenden Vorganges, dass nämlich die Sonne im Meere widerscheint. Da kommt der Himmelsgott Ođin zum Meerdämon Mimir und setzt sein Auge, die Sonne, zum Pfande ein. Allein er erhält dafür Gegengabe: »Die Sonne zieht Wasser«, sagt man noch heute allgemein, wenn ihre Strahlen bis tief hinab an den Horizont sichtbar sind: dann holt der Himmelsgott seine Gegengabe von Mimir, die dem Wasser innewohnende Weisheit (Müllenhoff, DAK V. 99 ff.). So herrscht zwischen Ođin und Mimir fortwährender Wechselverkehr und infolge dessen innige Freundschaft. Daher nennen die Skalden jenen wiederholt Mimirs Freund (*Mims vinr*). Einen zweiten Mythus, der freilich etwas euhemeristisch angehaucht ist, weiss die Heimskringla (S. 5) von Mimir zu berichten. Nachdem Asen und Wanen mit einander Frieden geschlossen, sandten jene den Hœnir als Geisel. Da dieser eine stumpfsinnige Person war, gaben sie ihm den weisen Mimir mit, der ihm in allem Rat erteilte. Dadurch wurde Hœnir bald in Vanaheim oberster Ratgeber. Nun kam es aber vor, dass Mimir zuweilen beim Dinge nicht zugegen war; dann pflegte Hœnir zu sagen: 'es mögen Andere raten'. Da merkten die Vanen, dass sie betrogen worden waren; sie nahmen deshalb Mimir, schlugen ihm das Haupt ab und sandten es den Asen zurück. Ođin aber salbte dasselbe, sprach den Zauber darüber, dass es nicht verwese und seine alte Kraft behalte: oft sprach er mit ihm und es sagte ihm viele geheime Dinge. So jung dieser Mythus an und für sich klingt, so setzen ihn doch mehrere Stellen der Eddalieder voraus: Mimirs Haupt lehrt Runenweisheit (Sigrdrífum. 14), zu Mimirs Haupte geht Ođin vor dem grossen Göttergeschick (Vsp. 46). Bei Zauber und Wahrsagung tritt oft an Stelle des ganzen Leibes der Kopf als Sitz der Seele (Liebrecht, Zur Volkskunde 289 f.), ja wir besitzen noch heute eine isländische Sage, die sich auffallend mit jenem Mythus deckt: nach dieser besass ein Isländer Namens Þorleifur den Kopf eines ertrunkenen

Mannes (nach anderen den eines Kindes), den er in einer Kiste aufbewahrte. Dieser offenbarte ihm alles, was er zu wissen wünschte (*hefđi þad til spásagnar og fjölkynngi.* Jón Arnason I. 523).

Verwandt mit den Wasserdämonen sind die Dämonen, die der Nebel in der Volksphantasie erzeugt hat. Laistner hat ihnen in den Nebelsagen eingehende Untersuchungen gewidmet. Die Gestalten erscheinen bald als Wolf (S. 9), bald als Fuchs (S. 18), bald als Kater (S. 82) udrgl. Nur selten jedoch erzeugt der Nebel in der Volksphantasie ein selbständiges dämonisches Gebilde; meist zeigt sich in ihm nur das Lebenszeichen eines Dämons, der im Berge haust, um den der Nebel lagert, oder im Gewässer, über dem er ruht[2].

[1] Über den Beowulfmythus vgl. Leo, *Über Beówulf* (Halle 1839); — Müllenhoff, ZfdA VII. 410 ff. 419 ff. — Ders. *Beowulf* (Berlin 1889). Dazu Heinzel, AfdA XVI. 264 ff. — [2] über Mimir vgl. Uhland, Schrift. VI. 197 ff.; Müllenhoff, DAK V[1]. 99 ff.

§ 45. Die Winddämonen. Ungleich verbreiteter als die Dämonen des Wassers, sind die des Windes. Wind weht überall, bald mehr bald weniger. Kein Element ist mehr geeignet, die Phantasie eines Naturvolkes zu dichterischer Schöpfung anzuspornen, als gerade er. Man hört sein Heulen, man sieht die Gipfel der Bäume durch ihn bewegt, man sieht die Felder wogen, man sieht ihn das Nass der Erde trocknen, die Wolken jagen, ja man sieht ihn selbst Bäume entwurzeln und in der Natur Schaden anstiften. Hier muss ein höheres Wesen walten, das sich natürlich der Mensch ganz nach seinem Bilde schuf. Uralt und über allen germanischen Ländern verbreitet ist die Vorstellung, dass in der bewegten Luft die Seelen der Verstorbenen fortleben. Allein schon zeitig hat sich daneben die Vorstellung entwickelt, dass ein gewaltiges Wesen in dem Winde sich offenbare, ein Riese, ein Dämon. Der Sturm, das heftigste Wehen, mag dazu besonders veranlasst haben. Gestalt hatte der Dämon eine ähnliche wie die der Wassergeister ist, bald menschliche, bald tierische. In jenem Falle wurde später die mythische Gestalt nicht selten Sagengestalt. Hier berührt sie sich aber zugleich auch mit der Gottheit des Windes. Aus der wohlthätigen Seite des Windes entwickelt sich nämlich schon frühzeitig bei unseren Vorfahren ein göttliches Wesen, das wohl von dem alten Himmelsgotte abgezweigt wurde und dann als selbständige Windgottheit erschien. Dieses brachte der Volksgeist bald mit dem Seelenheere in Verbindung und liess es dasselbe führen. All diese Vorstellungen spielen nicht selten in einander über und es ist oft unmöglich, sie von einander scharf zu trennen. Falsch zweifelsohne ist, wenn man in den vielen Sagengestalten des wilden Jägers immer und immer wieder durchweg einen verblassten Wodan erblicken will. Der Glaube an die heidnische Gottheit hat nach Einführung des Christentums aufgehört, die Dämonen zeugende Kraft des Volkes nicht. Nur aus dem natürlichen Boden, dem auf der einen Seite Wodan, auf der andern der Dämon entsprossen ist, erklärt sich die Übereinstimmung zwischen beiden.

In allen germanischen Ländern ist die Sage verbreitet, dass bei heftigem Winde ein mythisches Wesen durch die Lüfte reite, bald allein, bald begleitet von einer grossen Schaar, bald von Getieren aller Art. Namentlich norddeutsche und nordische Sagen wissen von ihm zu erzählen, dass er ein leidenschaftlicher Jäger gewesen sei, der nach dem Tode sein Handwerk fortsetze. Hierher gehören die oberdeutschen Sagen vom Schimmelreiter, vom Rodensteiner, die norddeutschen von Hackelberg, von Herodes, von dem mythischen Dietrich von Bern, vom Herzog Abel, Rübezahl, vom wilden Jäger, von dem flyvende Jæger, Kong Volmer, Palnejæger, Grønjette Dänemarks u. a. Einige dieser sind offenbar unbewusste Erinnerung alter Wodansmythen, andere da-

gegen sind es nicht. Da sich die Grenze schwer ziehen lässt, ist bei Wodan nochmals auf sie zurückzukommen.

Als dichterische Bezeichnungen des Windes finden sich in der SnE. (I. 330) *brjótr* (Brecher) —, *skaði* (Schaden) —, *bani* (Fäller) - , *hundr*, — *vargr* (Wolf) *viðar* (des Waldes). All diese Ausdrücke haben in der persönlichen Auffassung des Windes, der als Mensch oder Tier durch den Wald streicht, ihre Wurzel. Sie sind der Anschauung des Volkes entnommen, das sie in gleicher Lebendigkeit noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. In welche Waldgegend germanischer Länder wir auch kommen mögen, überall treibt in derselben nach dem Volksglauben ein dämonischer Geist sein Wesen, der bald allein, bald mit seinen Jagdgefährten und seinem Getier, bald als Verfolger des Waldfräuleins, des Holzweibes, der Windsbraut, die nach ihm ihren Namen hat, erscheint (Mannhardt, Ant. Wald- und Feldkulte; Schwartz, Der heutige Volksglaube). Ganz ähnlich zeigt sich dieser riesische Dämon dann weiter in Feldern und Fluren. Die geringe Höhe des Getreides mag hier mit besonderer Vorliebe theriomorphische Dämonengestalten erzeugt haben. Besonders häufig sind es wieder Hund und Wolf, die hier erscheinen; der *Roggenwolf*, der *Getreidewolf*, der *Kornwolf*, der *Roggenhund*. Ganz ähnlich kennt der Volksglaube *Graswölfe, Pflaumenwölfe, Heupudel* und dgl. Daneben erscheinen noch alle möglichen Tiergestalten: die *Roggensau*, der *Haferbock*, der *Kornstier*, die *Kornkatze*, der *Bullkater* u. s. w. In Schweden sitzt die *Gloso* im Getreide. In menschlicher Gestalt kennt die Volksphantasie den Winddämon im Getreide als *Kornmutter, Weizenmutter, Gerstenmutter*, *Kornfrau*, *Kornmuhme*, *Erbsenmuhme*, in Dänemark als *bykjælling* (Gerstenalte), *rukjælling* (Roggenalte), überall mit langen, herabhängenden Brüsten dargestellt, oder auch als *Getreidemann, Hafermann*, als *der Alte, den gamle mand* und dergl. All diese Wesen zeigen sich, wenn der Wind das Getreide bewegt; dann geht nach dem Volksglauben der Wolf durchs Korn, dann jagen sich die Hunde; er heult, er bellt, frisst das Getreide und wird nimmer satt. Nebel und Regen zeigen sich oft in seiner Begleitung. Wenn das Getreide geschnitten wird, flieht er von einer Garbe zur anderen, bis er in der, die zuletzt noch steht, gefangen wird. Dann wird er feierlichst zum Herrn gebracht, der ihm zu Ehren das Erntebier geben muss. Die letzten Getreidebüschel, in die er sich zurückgezogen hat, werden ein Talismann für Haus und Scheune oder bleiben als solcher auf dem Felde stehen (Mannhardt, Roggenwolf und Roggenhund; ders. Die Korndämonen). Es ist bemerkenswert, mit welcher Beharrlichkeit nicht nur die germanischen, sondern auch die anderen indogermanischen Völker diesen mythischen Grundgedanken erhalten und teils bewusst, teils unbewusst in alle möglichen Formen gegossen haben.

Besondere Namen für einzelne Winddämonen sind uns aus alter Zeit wenige erhalten. Ob die Riesen, mit denen Thor zu kämpfen hatte, in Wirklichkeit fast alle Winddämonen gewesen sind, wie man nach Uhlands Vorgange sehr oft annimmt, ist fraglich; sicher gehören sie alle zu dem Mythenkreis, der sich um Thor gebildet hat und sind demnach bei diesem zu besprechen. Eine besondere Rolle spielt der Windriese *Kári*, der Vater der winterlichen Erscheinungen, des Frostes (Fas. II. 17) und Schnees in seinem mannichfaltigen Auftreten (vgl. § 42). In Adlersgestalt sitzt nach anderem Mythus der Riese *Hræsvelgr* (Leichenschwelg) am Ende des Himmels, von seinen Fittigen gehen die Winde aus, die über die Erde wehen (Vafþrm. 37). *Vingnir*, der Schüttelnde, und *Hlóra*, die Tosende (Weinhold S. 268 f.) erscheinen als Thors Pflegeeltern; jenen kennt auch die nafnaþula der Riesen (SnE. I. 550).

Auch anderen gewaltigen Naturerscheinungen hat die Volksphantasie riesenhafte Menschengestalten beigelegt. So erscheint im jungen nordischen Mythus die alles verzehrende Flamme als *Logi*. Auch *Eldr*, das personifizierte Feuer, erscheint unter den Riesen (SnE. I. 550, vgl. dazu Weinhold 275 ff.).

§ 46. Die Bergriesen. Wiederum kennt die nordische Dichtung eine reiche Anzahl von Bezeichnungen der Riesen, in denen sie als verkörperte Berge oder als Herren dieser erscheinen. Sie nennt sie *bergdanir*, *bergbúar*, *bergjarlar*, *fjallgautr*, *fjallgyldir*, *hraunbúi*, *hraundrengr* u. dgl. (Clavis poet. 119). Wo irgend ein gewaltiger Berg in die Lüfte starrt, da wohnt ein mächtiger Riese. So wohnt im norwegischen Dovrefjeld schon nach alter mythischer Sage der Riese *Dofri*, der dem Gebirge den Namen gegeben hat (Isl. S. II. 431 ff.). In ähnlicher Weise haust im Pilatusberge der Riese *Pilatus* (Henne am Rhyn, Deutsche Volkss. 379), im Watzmann der alte König *Watzmann*, ein gewaltiger Steinriese, der nach später Sage hier sein Grab gefunden hat (Vernaleken, Alpens. 101). Berge sind in Stein verwandelte Riesen. Im Scheltgespräch zwischen Atli und der Riesin Hrímgerđ hat jener die Hrímgerđ aufgehalten, bis der Tag anbricht. »Nun ist es Tag, ruft er ihr da zu, nun stehst du da, ein toter Stein« (Helg. Hjǫrv. 12 ff.). Wo zwei Berge einander gegenüberliegen, da wohnen zwei Riesengenossen, die sich öfters mit Steinen oder Äxten werfen (Myth. I. 450 f.). Wo kleine Hügel oder Feldsteine sich befinden, da hat ein Riese seinen Schuh ausgeschüttet, in dem ihn ein kleines Steinchen drückte. Die hübsche Sage vom Riesenspielzeug, die durch Chamissos Gedicht allgemein bekannt ist, findet sich in ähnlicher Fassung in fast allen Gebirgsgegenden (Myth. I. 446 f. III. 157). Wo mächtige Bauwerke die Zeiten überlebt haben, da sind jene Machwerke der Riesen, denn in den ewigen Bergen haben sie sich die dauerhaftesten Wohnstätten errichtet. Schon eddische Mythen wissen von einem riesischen Baumeister zu erzählen, der einst mit den Göttern einen Pakt geschlossen hatte, in einem Winter ohne jemandes Hülfe eine mächtige Burg zu bauen, die kein Riese einnehmen könnte. Allein wie meist in den späteren Volkssagen von solchem Baumeister (Myth. I. 442. 453. III. 156. 158), so ist auch hier nur die Kunst des Riesen zurückgeblieben und dichterisch bearbeitet worden; von dem natürlichen Ursprung des Riesen ist nichts zu spüren.

§ 47. Die übrigen Riesengestalten und -mythen. Während sich bei den eben besprochenen Mythen mehr oder weniger das Element ihres Ursprungs wahrscheinlich machen lässt, hat der germanische Volksglaube noch andere Gestalten geschaffen, die sich weder ihrem Namen, noch ihrem Wesen nach aus einer Naturerscheinung oder der Macht eines Elementes erklären lassen. Es sind dies Gestalten der subjektiven Phantasie, der volkstümlichen Dichtung, die mit der Existenz riesischer Dämonen rechnet und bald diese jene übermenschliche Handlung vollbringen lässt. Sie sind unseren Vorfahren zugleich ein Geschlecht gewesen, das vor dem menschlichen auf der Erde hauste, das die Menschen mit Hülfe der Götter erst vertreiben mussten, das in stetem Kampf mit den Göttern lag. So haben sie auch thätig bei der Weltschöpfung und beim Ausbau der Welt mit eingegriffen. Hierher gehört vor allem eine Reihe eddischer Mythen, die in der erhaltenen Form sicher rein nordisch und jung sind und von denen die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, dass fremde Elemente sie beeinflusst haben. Einzelne solcher Gebilde sind offenbar allegorische Gestalten, an die niemand im Volke ausser dem Dichter geglaubt hat. Daneben erscheinen echt volkstümliche Wesen, Wesen, wie sie namentlich im Märchen bis heute fortleben. Die Mythen vom Urriesen *Ymir*, aus dem die Welt geschaffen wurde, gehört in erster Linie hierher; allein sie lässt sich nicht gut von dem Berichte über

Einrichtung der Welt trennen. Zu solch allegorischen Mythen junger Dichtung gehören ferner die Mythen von der Nacht und ihrem Geschlechte, aus denen die Forschung noch nichts vernünftiges hat herausschälen können. Wir besitzen sie im Zusammenhang nur in der SnE., deren Verfasser sie aus den Kenningar der Skalden zusammengestellt hat (PBB VII. 239). Der Riese *Nori* ist der Vater der *Nótt* (der Nacht; vgl. Vafþr. 25[3] Alvm. 29[5]). Nótt war zuerst verheiratet mit *Naglfari* (vgl. dazu Detter, ZfdA XXXI. 208), beider Sohn war *Audr*. Ihr zweiter Gemahl war *Ónarr*, mit dem *Nótt* die *Jǫrd* (die Erde) erzeugte. Aus der dritten Ehe endlich mit *Dǫglingr* oder *Dellingr* ist der schöne *Dagr* (der Tag) hervorgegangen. Von diesen Gestalten wissen die Eddalieder nur von Nótt und Dagr etwas zu berichten: Nótt reitet auf *Hrímfaxi* (Reifmähne) allnächtlich um die Erde; von der Mähne ihres Rosses träufelt der Tau auf die Fluren. Dagr reitet auf *Skinfaxi* (Leuchtmähne) am Tage um die Erde und erleuchtet durch sein Ross die Welt (Vafþr. 12. 14).

Zu dem Riesengeschlechte gehören ferner die Ungetüme, die Sonne und Mond verfolgen. Wie alle Naturvölker, so trennt auch der Nordgermane Sonne und Tag und Mond und Nacht scharf von einander; beide sind vollständig verschiedene Begriffe. Zweifelsohne stammten *Sól* und *Máni* nach dem jungen Mythus, der sie als Personen auffasst, auch aus dem Riesengeschlechte, denn die einzige Quelle, in der sich der Mythus findet, Vafþrm., handelt in dem ganzen Abschnitte (V. 20—37) nur von riesischen Dämonen. Nach ihr ist der Vater von Sól und Máni der *Mundilfari* oder *-færi* d. h. der Beschützer (Wislicenus, Symb. von Tag und Nacht, S. 70). Ob des Übermutes setzen die Götter sie an den Himmel und bestimmen die Sól den Sonnenwagen, den Máni den Mondwagen zu ziehen. Sie müssen ungemein eilen, denn zwei Wölfe, *Skǫll* und *Hati*, verfolgen die Sonne, einer, der *Mánagarmr*, den Mond (SnE. II. 259). Manches in diesem Mythus ist jung, die Wölfe dagegen sind zweifelsohne sehr alt. Nach der Vsp. (37) sind es die Kinder Fenrirs, die eine Riesin im fernen Osten aufzieht. Die Sonnenwölfe kennt auch die Rätseldichtung der Hervararsaga (Ausg. von Petersen, S. 65). Noch heute sagt der Isländer, wenn sich auf beiden Seiten der Sonne Nebensonnen zeigen, die Sonne ist in Wolfsnöten (*í úlfakreppu*, Jón Arnason, Isl. Þjóđs. I. 658). In Deutschland war es nicht anders. Die Geistlichen der ältesten christlichen Zeit eifern unausgesetzt gegen den Lärm, den man im Volke erhob, wenn sich Sonne oder Mond verfinsterte, um durch diesen die Ungetüme zu vertreiben (vgl. Caspari, Homil. de sacril., S. 30 ff.). Noch heute glaubt man in verschiedenen Gegenden, dass sich bei der Sonnenfinsternis ein Wolf oder Drache mit der Sonne raufe (ZfdMyth. IV. 411). *Hróđvitnir*, den alles vernichtenden Wolf, nennen die Eddalieder den Vater dieser Ungetüme.

Spätskaldischen Ursprungs sind auch der Vater des Sommers, *Svásudr* (der Milde), und des Winters, *Vindsvalr* (Windkalt Vafþr. 27, SnE. I. 332); auch sie erscheinen unter den Riesennamen (SnE. I. 550). Ferner gehören hierher *Fárbauti*, »der gefährlich schlägt« und seine Frau *Nál* »Nadel am Nadelbaum« oder *Laufey* »Laubinsel« (Bugge, Studien I. 80), die Eltern Lokis, der wiederum mit der *Angrboda* »der Angstbieterin« vermählt war und als Brüder den *Býleistr (Býleiptr)* und *Helblindi* hatte.

Mit dem Götter- und Heroenmythus verwachsen sind die Riesensagen von *Þjazi*, »dem Fresser«. Er ist der Sohn des *Audvaldi*, des Reichtumwalters, der in den Hárbarđsljóđ zum Allvaldi geworden ist, der Bruder des *Gang* und *Idi*. Die SnE. (II. 214) weiss von dem Reichtume des Vaters zu erzählen. Als der Vater starb, teilten die Brüder, indem jeder der Reihe nach einen

Mund voll von dem Golde nahm. Þjazi entführte später mit Lokis Hülfe die Iđun, wurde aber bald darauf von den Asen getötet. Seine Tochter *Skađi* will den Vater rächen, erhält von den Asen Busse und wird die Gemahlin des Njǫrđr. Die Augen ihres Vaters versetzen die Götter als Sterne an den Himmel. Der grössere Teil des Mythus von Þjazi gehört der Dichtung von Iđun an. — Mit den Odinsmythen verknüpft sind die Mythen von *Suttungr*, von *Hreidmarr* und seinen Söhnen; mit den Thorsmythen die von *Þrymr*, *Geirrödr*, *Hrungnir* u. a. Noch andere spielen beim Weltuntergange eine Rolle. — Reich wie der Norden ist auch der germanische Süden an Riesengestalten: In der deutschen Heldensage erscheinen sie oft (W. Grimm, DHS[2] 397 f.). Allein in dem Umgang mit den Menschen haben sie auch mehr menschliche Natur erhalten, vor allem fehlt ihnen die Verwandlungsgabe. Es sind Menschen von übernatürlicher Grösse und Stärke, denen nur hin und wider mehr Glieder zugeschrieben werden als sie der Mensch besitzt. Und in gleicher Gestalt zeigen sie sich dann auch im Märchen, in dem sie besonders oft als Menschenfresser geschildert sind.

Nordische Dichtung hat ihnen sogar ein Reich gegeben, *Jǫtunheimar*, das sich der Volksglaube hoch im Norden dachte. Hier herrschen Könige über sie, hier weiden sie ihre grossen Heerden, die in der Regel Rinderheerden sind, hier stellen sie ihre Wächter aus, die dem Fremden den Eintritt wehren.

Neben den Gestalten der nordischen Mythologie, die vom Kopf bis zur Zehe ihre Riesennatur zeigen, gibt es noch andere, die bald als Riese, bald als Gottheit erscheinen. Offenbar haben dann Vermischungen und Übertragungen stattgefunden, die nur durch eine Verfolgung der Geschichte der mythischen Gestalt aufgeklärt werden können. Hierher gehören Wesen wie *Loki*, *Gefjon* u. a. Da sie die nordische Dichtung, aus der wir sie ausschliesslich kennen, unter die Götter rechnet, sollen sie unter diesen behandelt werden.

KAPITEL VIII.

DIE ALTGERMANISCHEN GÖTTER.

§ 48. Ob die Riesen, wie wir sie namentlich aus der nordischen Dichtung kennen, in ihrer Wurzel die Vertreter einer früheren Religion unserer Vorfahren gewesen sind, lässt sich nicht beweisen. Jedenfalls sind sie in der erhaltenen Gestalt rein nordische Erzeugnisse der schaffenden Phantasie, die an die heimatliche Scholle anknüpft. So allgemein der Typus des Riesen auch bei allen germanischen Völkern ist, so verschieden sind sie doch in den einzelnen Gegenden ausgebildet. Sicher ist, dass schon in den ältesten Quellen, aus denen wir germanische Mythen schöpfen, Wesen neben ihnen bestehen, vor denen der Mensch mit Ehrfurcht aufblickt, in deren Gewalt er sich gibt, die er sich besonders durch Gebet und Opfer geneigt zu machen bemüht. Die Majestät des gewaltigen Himmels mit seinem leuchtenden Tagesgestirn mag dazu in grauester Vorzeit den ersten Anstoss zur Bildung solches göttlichen Wesens gegeben haben. Aus ihrer Urheimat nahmen es die indogermanischen Stämme mit in die neue Heimat; hier finden wir es bei fast allen Stämmen wieder, bei den Indiern als Dyâus, bei den Griechen als *Ζεύς*, bei den Römern als Jupiter, bei den Germanen als Ziu-Týr. Mit dem Vorrücken der Stämme hat sich der alte Gehalt seines Wesens zuweilen geändert. Thätigkeiten, in denen es besonders seine Machtfülle an den Tag legte, haben sich von ihm abgezweigt und sind als neue Gottheiten aufgetreten. Von Haus aus Naturgottheiten, nahmen sie mit wachsender Kultur einen ethischen Ge-

halt an und wurden die Bringer und Träger dieser. In ihrer Anwesenheit wurde das Recht gesprochen, mit ihrer Hülfe wurden alle Unternehmen begonnen, ihnen zu Ehren vereinte sich der Gauverband zu gemeinsamem Opfer unter der Führung eines Priesters oder einer Priesterin.

Als einzigen gemeinsamen Namen für die so entstandenen höheren Wesen haben alle germanischen Sprachen das Wort 'Gott' (got. *guþ*, ahd. *got*, alts. *god*, altn. *god*, *gud*). Über die Bedeutung des Wortes ist viel gestritten worden (vgl. Schade Altd. Wtb. I. 342); sie ist noch nicht genügend aufgeklärt. Kluge (Wtb. 112) bringt es zusammen mit der sk. Wurzel *hû* = 'Götter anrufen' und deutet es 'das anzurufende Wesen'. — Unter den göttlichen Wesen, die bei allen germanischen Stämmen erscheinen, lassen sich drei männliche, ein weibliches mit Bestimmtheit nachweisen. Auch jene drei sind sicher von Haus aus ein einziges Wesen, das sich nur in urgermanischer Zeit gespalten hat. Unter der Führung ihres Himmelsgottes **Tiwaz* mögen die germanischen Stämme nach Westen vorgerückt sein. Als an die Stelle des heiteren Himmels der Urheimat rauheres Klima trat, da bekamen der *Tiwaz Wôdanaz* und *Tiwaz Thonaraz*, aus dem *Wôdan* und *Thonar* als selbständige Gottheiten hervorgingen, höhere Macht und Ansehen, Tiwaz aber als alter Himmelsgott verblasste meist zum Kriegsgotte; nur in seiner Bezeichnung als Herr, *Frauja* oder *Baldr*, bewahrte er besonders sein altes Wesen. Seine Gattin war *Frija*, die Geliebte, das Weib schlechthin, die mütterliche Erde, die der Himmelsgott in seinen Armen hielt. Auch sie nimmt nach ihren verschiedenen Eigenschaften und Thätigkeiten verschiedene Namen an. Schon frühzeitig wurde sie zur Frau des Tiwaz Wôdanaz und machte als solche dessen Erhebung zum mächtigen Himmelsgotte mit. Andere Epitheta des Himmelsgottes treten in den einzelnen Kultverbänden hervor. Besonders zahlreich wurden die Götter, als sich im Norden im Anfange der Wikingerzeit eine religiöse Dichtung entwickelte. Ganz neue Gottheiten erwachsen aus den alten. Natürlich können jene nie einen Kult gehabt haben. Zuweilen haben sich fremde, namentlich christliche Elemente, mit den heimischen vermischt. Und als sich dann Snorri daran machte, die Gottheiten der Dichtung in ein System zu bringen, da sprach er, beeinflusst von der klassischen Mythologie, von einer Zwölfzahl der Götter (SnE. I. 82), die aber weder er noch ein anderer Zeitgenosse herauszubringen vermochten. Auch neue gemeinsame Namen für die Gottheiten traten in jener Zeit religiöser Dichtung hervor. Ausser der alten neutralen Bezeichnung *god*, neben der die weiblichen *gydjur* erscheinen, finden wir sie besonders als *æsir*, Asen. Das Wort ist seiner Ableitung nach dunkel, denn mit *ans*, dem Balken, kann es unmöglich etwas zu thun haben.[1] Es lässt sich ebenfalls bei den Goten nachweisen, deren Könige ihr Geschlecht auf *semideos*, *id est ansis* zurückführten (Jord. 76[13]). Im Agls. werden die *ése* neben die *ylfe* gestellt; hier ist von einem *ésa gescot* (Asengeschoss) die Rede wie sonst von dem Elfenschuss (Myth. I. 21). Die vielen hd. Namen auf *Ans-*, die ndd. auf *Os-*, denen sich die nordischen auf *Ás-* zur Seite stellen, sprechen dafür, dass diese Bezeichnung für höhere, göttliche Wesen gemeingermanisch ist. Dem männlichen *æsir* gesellen sich im Norden die weiblichen *ásynjur* zu. Als ein zweites Göttergeschlecht bezeichnen isländisch-norwegische Quellen die *vanir*. Das Wort ist aller Wahrscheinlichkeit nach verwandt mit alts. *wânam*, das die Tageshelle, den Sonnenglanz bezeichnet (Vilmar, Altert. im Hel. S. 17 f.). Daneben kennt die Dichtung die *díar*, *tívar* (die glänzenden), *regin*, *rǫgn* (die Berater), *bǫnd*, *hapt* (die Fesseln).

[1] Sehr ansprechend ist die Deutung Kauffmanns, der das Wort zum altpers. *anhu* (Herr) stellt. (Deutsche Myth. S. 12).

KAPITEL IX.

DER ALTGERMANISCHE HIMMELSGOTT.

§ 49. Die sicherste Parallele, die wir der vergleichenden Sprachwissenschaft und Mythologie verdanken, eröffnet uns zugleich einen weiten Blick über die mythischen Vorstellungen der alten Germanen: skr. *Dyâus* entspricht sprachgeschichtlich gr. *Ζεύς*, lat. *Ju*-piter, ahd. *Ziu*, an. *Týr*. Wir finden hier bei den verschiedenen indogermanischen Stämmen ein göttlich verehrtes Wesen, dessen Name, auf eine Wurzel *div* 'strahlen' zurückgeht und das sich durch einen Vergleich mit stammverwandten Wörtern als eine glänzende Himmels- und Tagesgottheit zu erkennen gibt. Der helle Tageshimmel hat also zu diesen Mythengebilden Veranlassung gegeben, und da wir dasselbe Wort bei den verschiedenen indogermanischen Stämmen als eine persönlich aufgefasste höhere Gottheit finden, so ist der Schluss berechtigt, dass es eine solche bereits vor der Völkertrennung war. Wenn er sich aber in den ältesten Veden und vor allem bei den Griechen als oberste Gottheit erhalten hatte und wenn er dasselbe auch bei den Germanen noch bis in die historische Zeit gewesen sein muss, so folgt daraus, dass er diese Stelle aller Wahrscheinlichkeit nach in der indogermanischen Periode einnahm. Zu ähnlichen festen Schlüssen sind wir bei keiner anderen Gottheit berechtigt, und deshalb hat eine historische Stammesmythologie germanischer Völker von dieser Gottheit auszugehen: jene Parallele ist in derselben der erste historische Anhaltspunkt. Diese Gottheit finden wir nun bei fast allen germanischen Stämmen, bei dem einen unter dem alten Namen, bei anderen unter dem Epitheton. Wohl war bei den meisten Stämmen die alte Herrschaft des Gottes über den Himmel verdunkelt; infolge ihrer Beschäftigung mit Krieg war er zum Kriegsgotte geworden, die anderen Beziehungen treten im Hinblick auf diese mehr zurück. So erklärt es sich, dass ihn die lateinisch schreibenden Schriftsteller mit *Mars*, griechisch schreibende mit *Ἄρης* wiedergeben. Dass dies in Wirklichkeit der alte **Tîwaz* ist, lehrt vor allem der Name des dritten Wochentages: alle Völker am Rheine, in Oberdeutschland, in Norddeutschland, Sachsen, dem skandinavischen Norden geben nur nach ihm den römischen dies Martis wieder (Myth. I. 102 f., III. 45 ff.). Noch im späten Mittelalter übersetzt ein Isländer *'in templo Martis'* mit *'í Týs hofi'* (Ann. f. n. oldk. 1848. 22). Aber auch als Kriegsgott behält er noch lange die oberste Rolle. Im batavischen Aufstande nennt der Abgesandte der Tencterer den obersten Gott der Germanen *praecipuus deorum Mars* (Tac. hist. IV. 64). Die Goten bringen ihm, als dem höchsten Gotte, dem *praesuli bellorum*, Menschenopfer (Jord. Get. c. 5). Dasselbe thun die Hermunduren im Kriege mit den Chatten (Ann. XIII. 57). Friesen in den britischen Legionen errichten ihm als dem *Mars Thingsus* Altäre (Hübner, Westd. Z. f. Gesch. III. 120 ff.). Die Schwaben heissen nach ihm *Cyuuari*, Ziuverehrer. Von den Skandinaviern weiss Procopius, der in allem gut unterrichtet war, zu erzählen, dass sie dem *Ἄρης*, der ihr *θεὸς μέγιστος* gewesen sei, Menschenopfer gebracht hätten (bell. Got. II. 15).

Diese Gottheit stand in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung noch bei fast allen germanischen Stämmen im Mittelpunkte des Kultes. Sie wurde aus diesem erst verdrängt, als Wodan-Mercurius im unteren Rheingebiete durch die Berührung der Germanen mit Galliern und Römern der Träger einer höheren Kultur wurde, mit der er rheinaufwärts und dem Seegestade entlang seinen Siegeslauf über viele germanische Stämme nahm.

Im 2. Kapitel der Germania berichtet Tacitus, wohl in Anlehnung an Plinius (hist. nat. IV. § 99 f.), dass die Germanen nach den Söhnen des

Mannus sich in drei grosse Stammverbände teilten: in die Ingvæones am Meere, die Herminones im mittleren Deutschland, die Istvæones wohl in dem übrigen Teile Germaniens. Nach Müllenhoff's Vorgange (Schmidts Zsch. VIII) ist man gewohnt, in diesen Völkerbündnissen alte Kultverbände, Amphiktyonien, zu finden. Aus dem ganzen Zusammenhange, in dem sich die Stelle bei Tacitus findet, scheint dies unstreitig hervorzugehen, denn wenn sich mehrere Stämme als Nachkommen ein und desselben Gottes bezeichneten, so müssen sie diesen gemeinsam verehrt haben. Allein die bei Tacitus folgenden Worte *(quidam, ut in licentia vetustatis, pluris deo ortos plurisque gentis appellationes, Marsos, Gambrivos, Suebos, Vandilios affirmant)* scheinen zugleich zu zeigen, dass die alten Kultverbände damals bereits gelöst und neue an ihre Stelle getreten waren. Welche Ausdehnung die einzelnen Verbände gehabt und welche Stämme ihnen angehört haben, wird sich ebenso schwer feststellen lassen, wie der Name oder Beiname des Gottes, der im Mittelpunkt ihres Kultes stand. Mit grosser Wahrscheinlichkeit nennt Müllenhoff (ZfdA. XXIII. 12 ff.) die Ahnherrn der drei Stämme **Ingvaz, *Erm(e)naz, *Istvaz,* und deutet Ingvaz als den 'Gekommenen', Ermenaz als den 'Erhabenen', Istvaz als den 'Verehrungswürdigen'. Nun wissen wir, dass die Erminones Ziuverehrer waren, wir wissen, dass Ingvaz sich mit dem nordischen Freyr deckt, dieser aber weiter nichts als eine andere Bezeichnung des alten Tiwaz war, wir können endlich durch nichts beweisen, dass die Istvæones besonders den Wodan verehrt hätten; auch wüsste man seinen Namen Istvaz nicht mit seinem Wesen zu vereinen. Vielmehr scheinen alle Namen Epitheta des alten Himmels- und Sonnengottes gewesen zu sein, und Ingvaz ist daher wohl besser zur Wurzel *igh* 'begehren, erflehen' (ZfdA. a. a. O. 10), Istvaz aber mit Scherer zu *idh* 'brennen, leuchten' (Sybels Ztsch. N. F. I. 160) zu stellen.

Ein anschauliches Bild von der Verehrung dieses alten Himmels- und Sonnengottes gibt uns Tacitus (Germ. 39), wo er von den Semnonen, dem vornehmsten Stamme der Sueben, der geadelt war vor den germanischen Stämmen durch das Alter seiner Religion, berichtet. In heiligem Walde, dessen Hüter die Semnonen sind, vereinen sich zu festgesetzter Zeit die Amphiktyonen und beginnen die hohe Festlichkeit mit Menschenopfer. Gefesselt nur betreten sie den Hain, und wer in ihm strauchelt, muss sich hinauswälzen und darf nicht in ihm aufstehen. Noch in christlicher Zeit werden die Schwaben Cyuuari (Myth. I. 165) genannt, und die Civitas Augustensis erhielt nach diesem Gotte den Namen Ciesburc (ZfdA VIII. 587). Nordwestlich von den Semnonen sassen die Sachsen als Ziuverehrer. Die Irminsäulen mögen ihm geweiht gewesen sein (Vilmar, Altert. im Hel. 62 ff.). Eine solche errichteten die Sachsen bei Scheidingen nach ihrem Siege über die Thüringer (550): nach Osten gerichtet, dem Mars geweiht, wie Widukind (I. 12) berichtet, in jenem ein Nachklang an den alten Himmelsgott, in diesem seine Verehrung als Kriegsgott. Im Gebiete der Sachsen zerstörte Karl der Grosse unweit der Eresburg eine Irminsäule, an geweihter Stätte ein altes Heiligtum. *Er, Ear* nannten ihn die sächsischen Stämme, ein Beiwort, das wir auch bei den Bayern finden. Es ist wahrscheinlich verwandt mit ved. *aryá* = zugethan, freundlich, einem beliebten Beiworte der Götter. Dass in diesem Er das alte Tiwaz steckt, lehrt die bairische Bezeichnung des Dienstag als Erestag. Die angelsächsische Rune ᛘ wird ferner sowohl mit *ear* als auch mit *tir* glossiert (W. Grimm, Über deutsche Runen. T. III. I.). Vielleicht noch alte Volkserinnerung hat den Überarbeiter der Corveier Annalen veranlasst, in der Eresburg in erster Linie ein dem Ares d. i. dem 'dominator dominantium' geweihtes Heiligtum zu erblicken, wie solche noch zu Leibnitz' Zeiten unbewusst in der Bezeichnung *Irmineswagen* für den grossen

Bären fortgelebt haben mag (Myth. I. 295). Später wurde der Gott bei den Sachsen durch Wodan verdrängt; in dem sächsischen Taufgelöbnis nimmt er als Saxnôt erst die dritte Stelle ein (MSD 51).

Wir finden aber auch weiter nordwärts Überreste von der einstigen Bedeutung des Tiwaz. Wie der lichte Himmelsgott *Ζεὺς* zugleich ein Gott der Volksversammlung war, so war es auch bei Tiwaz der Fall. Als solchen verehrten ihn besonders die durch ihren Rechtssinn bekannten Friesen. Twianten im römischen Heere erweisen ihm die heimatliche Verehrung, wie die beiden Inschriften bezeugen, die am alten Hadrianswalle gefunden sind und laut deren jene als römische Soldaten ihrem heimischen '*Deo Marti Thingso*' Gelübde darbrachten (Scherer in den SB. der Berl. Akad. 1884 S. 571 ff., J. Hoffory, Eddastudien 145—73). — Reicher als in Deutschland wissen nordische Quellen von seiner ursprünglichen Bedeutung. Nur vollständige Verkennung des Týrmythus' kann den treuen Genossen Thors bei der Kesselholung vom späteren Kriegsgotte trennen und in ihm einen Riesen erblicken wollen. Hier erscheint er, ein Sohn des Meerriesen Hymir, der im fernen Osten wohnt, jenseits der Élivágar: ein Nachhall der aus dem Meere emporsteigenden Tageshelle (Hym.). Ferner schildern ihn die nordischen Quellen einhändig, wie Óđin, sein Nachfolger als Himmelsgott, einäugig ist. Den andern Arm verlor er bei der Fesselung des Fenriswolfes, des riesischen Ungetüms des Meeres, dem er allein seine Rechte in den Rachen zu legen wagte, als ihn die Götter banden. Auch mit seiner Frau rühmt sich Loki der Buhlschaft, wie gleiches Odins Gattin nachgesagt wird. Daneben aber erscheint auch im Norden *Týr* als Kriegsgott. Der dritte Tag der Woche ist überall hier nach ihm benannt, auf das '*í Týs hófi*' wies ich schon hin. Er heisst weiter der *vígagod* 'der Gott der Kämpfe', herrscht über den Sieg und Skalden schon der ältesten Zeit nennen angesehene Fürsten seine Sprösslinge. Er ist es ja aller Wahrscheinlichkeit nach auch gewesen, den Procopius als den *ϑεὸν μέγιστον* bezeichnete (bell. Got. II. 15). Als später Odin zur Herrschaft gelangt ist und die Götter mehr oder weniger mit ihm in Zusammenhang gebracht wurden, erscheint Týr als sein Sohn; sein alter Glanz ist vergessen und auch als Kriegsgott spielt er nur eine ganz untergeordnete Rolle. Nur als Freyr lebt er noch im alten Glanze besonders im Upsalaer und Throndheimer Kultverbande fort.

Der Übergang des alten Himmelsgottes zum Kriegsgotte muss aber erfolgt sein, als der Krieg für unsere Vorfahren das eigentliche Lebenselement geworden war. Damals wurde auch das Schwert seine Waffe, mit der er seinen steten Gegner, die Finsternis, besiegte. Finden wir doch fast bei allen germanischen Völkern dieses in engster Verbindung mit dem *Tiwaz-Mars. Die Sage von dem Hirten, der das Schwert des Mars fand und dem Attila überbrachte (Jord. ed. Mommsen S. 105 f.), womit dieser dann die Welt eroberte, kann nur eine gotische sein; die Quaden brachten dem Schwerte göttliche Verehrung (Amm. Marc. XVII. 12); mit dem Schwerte bahnte sich der Thüringer Himmelsheroe Iring den Weg durch die Feinde und schuf dadurch die Milchstrasse (Widuk. I. 13), nach dem *sahs* ihres Sahsnôt (d. i. Tiu-Mars MSD LI) nannte sich das Volk der Sachsen; das Schwert, das von selbst kämpft und ihm einst den Untergang bringt, besitzt Freyr (Skirn. 8), dasselbe muss Hotherus gewinnen, um den lichten Balderus zu bekämpfen (Sax. Gr. I. S. 114 f.). Und wenn Heimdalls Schwert sein Haupt heisst, das ihm den Tod bringt (SnE. I. 264), so liegt derselbe alte Mythus zugrunde: das Schwert kann nichts anderes als die leuchtende Sonne sein, mit dem der Himmelsgott die Mächte der Finsternis besiegt, das ihm aber selbst den Tod bringt, sobald es in die Gewalt jener Mächte gelangt ist. Wir haben also in all diesen Mythen Über-

reste eines alten Tagesmythus, zu dem wir bei Óđin weitere Parallelen finden werden.

K. Müllenhoff, *Über Tuisco und seine Nachkommen* in Schmidts, Allgem. Zschr. für Geschichte VIII. 209—69; Ders., *Irmin und seine Brüder* ZfdA XXIII. 23 ff. — J. Hoffory, *Eddastudien* 141—173. — K. Weinhold, *Über den Mythus vom Wanenkrieg*. Sitzungsbericht der kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften 1890. 611—25.

§ 50. Der nordische Heimdallr. Schon durch seinen Namen gibt sich der nordische Heimdallr als ein lichter Himmelsgott zu erkennen, denn dieser bedeutet »der über die Welt glänzende« (Bugge, Eddal. S. 68), wie in gleichen Quellen die Freyja, die nur zu oft mit Frigg vermischt wird, Mardǫll d. i. »die über das Meer glänzende« genannt wird (z. B. SnE. I. 114 u. ö.). Wir kennen diesen Namen nur aus isländisch-norwegischen Berichten; nirgends findet sich sonst eine Spur desselben. Er ist ein Gebilde der norwegisch-isländischen Skalden, eine dichterische Hypostase des alten Himmelsgottes; er stellt denselben nur von einer Seite dar. Er ist das am Horizonte sich zeigende Tageslicht, 'der Gott, dem überall die Frühe, der Anfang angehört', wie ihn schon Uhland (Schr. VI. 14) trefflich gedeutet hat. Am Horizonte steigt er aus dem Meere und über Felsen empor: ihn zeugten neun Schwestern (SnE. I. 102), riesische Jungfrauen des Meeres und der Berge (Hyndl. 35. 37), im Anfang der Zeiten am Saume der Erde; er ward gross gezogen durch die geheimen Mächte der drei Weltbrunnen (Hyndl. 38. Rydberg, M. Unds. I. 104). Auf den Gipfeln der Berge, die den Himmel zu berühren scheinen, zeigt er seinen goldenen Schimmer, daher sind die *Himinbjǫrg*, die in Norwegen steil über dem Meeresufer sich erhebenden Berge, sein Aufenthaltsort (Grimn. 13). Hier hält er Wacht, der 'weiseste der Götter' (Þrkv. 14), ursprünglich ein Vane und kundig wie diese (ebd.) und auch dadurch als alter Lichtgott gekennzeichnet. Seine Zähne sind von Gold, daher heisst er *Gollintanni*; golden sind die Stirnhaare seines Rosses *Golltoppr* (SnE. I. 100). Alltäglich bezieht er diese Wacht (Hrafng. 26), die Wacht zum Schutze der Götter vor einem Einfall der Riesen (Lok. 48. Grimn. 13. SnE. I. 100). Dieselbe ist so recht nordischem, ja altgermanischem Vorstellungskreise entsprossen: er wacht wie Hagen im Hunnenlande (NL. Z. 279, 6), wie der Wart in Hróđgárs Halle (Beow. 668 ff.), wie der Hallvarđr in der Friđþjófssaga (Fas. II. 81). Ja wie letzterem wird ihm sogar das Horn gereicht (Grimn. 13). Als solcher ist nun Heimdall der vorzüglichste aller Wächter: er bedarf weniger Schlaf als ein Vogel, er sieht Tag und Nacht gleich gut und gleich weit, er hört das Gras wachsen und die Wolle auf den Schafen (SnE. I. 100). Als solcher besitzt er auch das laut schallende *Gjallarhorn*, durch das er einst die Götter zum grossen Weltkampfe ruft (Vsp. 46), sonst geborgen unter dem heiligen Weltenbaume (Vsp. 27). Sein natürlicher Gegner ist Loki 'der Beschliesser', der alles endigende Gott (Uhland Schr. VI. 14, Müllenhoff ZfdA XXX. 229). Mit ihm hat einst Heimdall den letzten Kampf zu bestehen (SnE. I. 192), wie er mit ihm allabendlich am Singastein in Robengestalt um das köstliche Brísingamen der Himmelsgöttin ringt (SnE. I. 266. 268), das er am Morgen derselben zurückbringt. Wir haben in diesem alten Tagesmythus, der im Norden ziemlich verbreitet war und noch im 9. Jahrh. Stoff zu künstlerischer Darstellung bot (PBB VII. 319 ff.), ein Gegenstück vom Baldr-Valimythus.

In seiner Thätigkeit als der alles erweckende und infolgedessen schaffende Gott ist aber auch Heimdall der Gründer der menschlichen Ordnung und Stände geworden: 'höhere und niedere Söhne Heimdalls' spricht die Vǫlva die Menschen an (Vsp. 1), nach der Rígsþula zeugte Heimdall unter dem Namen Rígr die Stände der Knechte, freien Männer, Jarle. Hierin haben

wir einen der jüngsten Mythen vor uns, der in der Wikingerzeit und wohl erst im späteren Teile derselben entstanden ist. Denn schon der Name Rígr ist nichts anderes, als das irische Wort rí 'der König' (cas. obliq. ríg). — Unter den mannigfachen Deutungen Heimdalls in neuerer Zeit ist eine der beliebtesten, ihn als Gott des Regenbogens aufzufassen, weil die SnE. die Himinbjǫrg am Kopfe diese Brücke liegen lässt. Dieser ganz junge, wohl nur durch spätere Kombination entstandene Zug lässt sich weder aus den alten Quellen erhärten noch durch diese begründen.

§ 51. Freyr-Njǫrðr. Von Haus aus als eine Lichtgottheit erscheint ferner der nordische Freyr. Dieser ist nach den Quellen nicht von Njǫrðr zu trennen, wie er auch fast durchweg als dessen Sohn aufgefasst wird, obgleich im Grunde genommen beide Gottheiten verschiedene Wesen sein müssen. Tacitus Germ. 40 berichtet, dass sieben Völkerschaften am Gestade der Nordsee an heiliger Stätte die Nerthus verehrten, die er infolge der Ähnlichkeit des äusseren Kultus mit der römischen Terra mater wiedergibt. Zu bestimmter Zeit des Jahres erscheint die Gottheit in ihrem Heiligtume, einem geweihten Haine; der Priester empfängt sie und fährt sie dann in einem umhüllten Wagen, der von Kühen gezogen wird, umher, bis sie an dem Umzuge genug hat, worauf er sie ihrem Heiligtume zurückbringt, nachdem zuvor noch Göttin, Gewand und Wagen in geheimem See gebadet und ihr daselbst die bei der Feierlichkeit beteiligten Sklaven zum Opfer gebracht sind. Während jener Tage ruhen die Waffen, überall herrscht tiefer Friede, und alles feiert in froher Festlichkeit. Fast ganz derselbe Vorgang wird uns noch aus dem 10. Jahrh. in der grossen Ólafssaga Tryggvasonar erzählt (Ftb. I. 337 ff.). Nach dieser führt eine junge Priesterin das Bild des Freyr von Altuppsala aus, dem gemeinsamen Heiligtume der Schweden, zur Spätwinterzeit durch die Gaue der Amphiktyonen; überall wohin das Götterbild kommt, wird es freudig empfangen und Opferschmäuse geschehen ihm zu Ehren. Menschenopfer sind in diesem wie in jenem Falle mit der Feierlichkeit verbunden. Hier findet sich also für die Taciteische Nerthus der nordische Freyr. Eine Nerthus kennt der Norden nicht, wohl aber einen Njǫrðr, der sich sprachlich mit dieser deckt. Derselbe steht aber nach den isländischen Quellen im engsten Zusammenhange mit Freyr: dieser ist sein Sohn, beide sind Vanen, beide spenden Reichtum und Glück (SnE. I. 92. 96), Friede und Fruchtbarkeit (Yngl. S. 10. 11). Aus diesen Vergleichen geht ein enger Zusammenhang zwischen Nerthus-Njǫrðr-Freyr hervor. Nun erscheint aber von gleichem Sprachstamme neben Frey seine Schwester Freyja. Beide sind Kinder des Njǫrðr und seiner Schwester (Loks. 36/37). Obgleich letztere nirgends genannt wird, kann es doch nach dem eben ausgeführten keine andere gewesen sein als die Nerthus, die Tacitus erwähnt. Es ist schwierig, die einzelnen Göttergestalten aus diesen Götterpaaren klar herauszuschälen und sie in ihrer Grundidee und ihrer historischen Entwicklung zu begreifen. Am reinsten tritt uns noch der Freyr entgegen, der offenbar von Haus aus ein leuchtender Himmelsgott war, aus welcher Stellung ihn jüngere Forschung ohne Grund zu verdrängen sucht.

In allen germanischen Sprachen findet sich das Appellativum, mit dem sich Freyr deckt, in der Bedeutung 'Herr' (got. *frauja,* ahd. *frô,* ags. *freá*). Die ältesten christlichen Dichter gebrauchen dies Wort als ständige Anrede an Gott (Myth. I. 173). Ob dies Wort mit unserem *froh* (ahd. *frô,* gnädig, hold) zusammenhängt, lässt sich sprachlich nicht unumstösslich beweisen. Auf alle Fälle muss diese Anrede, wenn wir sie auf heidnische Zeiten übertragen, dem höchsten Gotte gegolten haben. Und dieser war kein anderer als der Tiwaz. Ob nun der Tiwaz unter dem Beinamen Frô oder Freá auch von anderen germanischen Stämmen verehrt worden ist, lässt sich schwer ent-

scheiden. Der ahd. Name *Frôwin*, ags. *Freáwin*, dän. *Frovinus* (Saxo), der dem nordischen Freys vinr Sigurđ (Sigk. III. 24) entspricht, scheint dafür zu sprechen.

Sicher nur wissen wir, dass er als Freyr in den letzten Jahrhunderten des Heidentums in den fruchtbaren Gefilden von Altuppsala den Mittelpunkt des Kultus bildete (Ftb. I. 337 ff., Adam von Brem. IV. 26). Ebenso gab es eine Amphiktyonie Throndheimer Gaue (Ftb. I. 400 ff.), die ihn verehrte. Hier wurden ihm heilige Rosse gehalten (S. 401), von hier aus nahmen Norweger, wie der junge Hrafnkel, ihre Vorliebe für diesen Gott mit hinüber nach Island.

Allein wir gewinnen für den Freyr leicht weiteren Boden. Er steht offenbar im engsten Zusammenhange mit dem Ing, von dem sich die Ingvæonen ableiteten, und führt sonach auch durch diesen wieder auf den Tiwaz. In den norwegisch-isländischen Quellen treffen wir ihn widerholt als Yngvifreyr (Yngls. c. 12, Heimskr. S. 157 u. ö.), und die schwedischen Könige leiten ihre Herkunft von Freyr ab und nennen sich nach ihm Ynglingar (Yngls. a. a. O.). Spätere Unkenntnis des Namens hat daraus einen Ingunarfreyr gemacht (Lok. 43. OH. 1853 S. 2). Wir sehen also hier den engsten Zusammenhang zwischen Yngvi und Freyr. Jener Yngvi ist aber dieselbe Gottheit, nach der sich die Ingvæonen nannten, nach der die vielen Komposita auf Ingi- (ZfdA IX. 250) gebildet sind, die als Ing nach dem ags. Runenliede zuerst bei den Ostdänen verehrt wurde (W. Grimm, Runen S. 223), nach der die Dänen *Ingwine* genannt wurden (Beów. 1045. 1322). Freyr ist nur eine lokale Bezeichnung für den Yngvi, dies aber ein ebenso altes Beiwort des Tiwaz. Hieraus erklärt sich auch die Vermischung von Óđin und Freyr, wie sie in nordischen Quellen öfters vorliegt. Óđin trat zur Wikingerzeit an Stelle des alten Yngvi, und diesen Umschwung drückte man dadurch aus, dass Yngvi geradeso wie Freyr (SnE. I. 554. Fljótsd. h. meiri 120) als Óđins Sohn erscheint (SnE. I. 28). Für das Verdrängen des alten Yngvifreyr spricht auch, dass Yngvifreyr und Óđin für ein- und dasselbe Ereignis in den Quellen auftreten. In der Haustlǫng Þjóđólfs sind die Götter noch vom Geschlechte Yngifreys (SnE. I. 312), sonst erscheinen sie fast immer als *kind* oder *ått* oder *mægir Óđins;* neben Óđin findet sich Freyr als 'Herr der Asen' (*jađarr åsa* Lok. 35); Eyvind lässt Hákon den Guten von Yngvis Geschlechte sein (Hmskr. 108), sonst pflegen die norwegischen Könige ihre Ahnenreihe auf Óđin zurückzuführen. Noch der Bearbeiter der späten Trójumannasaga giebt den Saturnus mit Freyr wieder (Ann. 1848, S. 4), während der der Bretasǫgur ihn mit Óđin übersetzt (ebd. 130/2).

Neben diesem späten Verhältnisse zwischen Óđin und Freyr kennen die isländisch-norwegischen Quellen Freyr als Sohn des Njǫrđr. In vielen Stücken decken sich Vater und Sohn, im allgemeinen spielt aber Njǫrđr eine ungleich geringere Rolle. Sie sind die Hauptvertreter der Vanir, und sind schon dadurch als Gottheiten des Lichtes gekennzeichnet. Gleichwohl lässt sich bei Njǫrđr wenig finden, das ihn als Lichtgott charakterisiere. Es ist noch nicht gelungen, das dunkle Verhältnis zwischen der taciteischen Nerthus, dem nordischen Njǫrdr und Freyr aufzuhellen, nur dass es das engste ist, ist anerkannte Thatsache. Auch das Folgende will nicht Anspruch auf geschichtliche Notwendigkeit machen. — Es ist zunächst klar, dass der Kult der Nerthus, wie ihn uns Tacitus (Germ. 40) von den sieben deutschen Stämmen am Gestade der Nordsee schildert, sich ganz mit dem grossen Freysfeste in der Uppsalaer Amphiktyonie deckt. Nerthus, von Tacitus als 'terra mater' bezeichnet, ist die Göttin der mütterlichen Erde und als solche die Gemahlin des Himmelsgottes. Wo dieser verehrt wurde, wurde auch jene verehrt. Tacitus scheint also nur éin Fest jener sieben Stämme geschildert zu haben, das Fest der

Nerthus, während er über das Fest ihres Gemahls keine Nachrichten hatte. Möglich ist es auch, dass man hier am Meeresgestade, wo man die Furchtbarkeit des Elementes mehr denn anderenorts empfand, der Erdgöttin besondere Ehrfurcht zollte. Denn als Erdgöttin ist die Nerthus zugleich chthonische Gottheit und ist an dem Meeresufer als solche die Göttin des Meeres; und als solche mag sie die Mutter des Sonnengottes geworden sein, der sich am Horizonte aus ihrem Schosse erhebt. Das zwiefache Geschlecht, das in der Taciteischen Form liegt, liess ferner neben ihr am norwegischen Gestade einen männlichen Njǫrđr entstehen, und dieser wurde dann zum Vater des Freyr, von dem sich wiederum eine weibliche Freyja abzweigte. In Wirklichkeit stand aber dieses Kult in Skandinavien weit über dem Njǫrđrkult, weil Freyr der alte Himmelsgott und somit der Vane κατ'ἐξοχήν ist.

Als Himmels- und Sonnengott ist nun Freyr zunächst ein lichtes Wesen, das wohlwollend auf Menschen und die Natur einwirkt und Fruchtbarkeit der Felder und menschliches Glück bringt.

Das Schwert, das wir beim Himmelsgott in all seinen Erscheinungen fanden, besitzt auch er; auch er gibt es in die Hände der finsteren riesischen Mächte und verliert dadurch seine Waffe gegen diese (Lok. 42. Skirn. 9). Wie er selbst der Leuchtende genannt wird (Grim. 43), so ist auch der Eber, auf dem er reitet, goldborstig (SnE. II. 311), und in seiner Nähe dunkelt es nie (SnE. I. 344). Skirnir 'der Hellmacher' ist sein Diener; mit ihm war er seit ältesten Zeiten vereint (Skirn. 5). In seiner Gestalt stecken die ersten erwärmenden Sonnenstrahlen des Frühlings, mit denen Frey die Natur aus der Gewalt der winterlichen Reifriesen befreit. Ein altes Lied (die Skirnismál) erzählt, wie der junge Gott einst auf Hliđskjálf, dem Sitze Óđins, von wo aus er die ganze Welt überschaut, gesessen und die schöne Gerđ in Riesenheim gesehen und sich in sie verliebt habe. Auf des Gottes Rosse sei Skirnir zu ihr geritten und habe sie, die gefesselte Natur, endlich durch Runenzauber seinem Herrn gefreit. Was ihr der Diener als Brautpreis bietet, sind wiederum Gegenstände, die nur einem Himmelsgott eigen sein können: Die goldenen Äpfel und der Ring Draupnir, der in Ođins Besitz von diesem dem toten Baldr mit zur Hel gegeben, aber durch Hermóđ wieder in Besitz seines alten Eigentümers gekommen war, sind längst als Symbole der Sonne erkannt (Wislicenus, Symb. von Sonne und Tag, S. 32). Mit Gerđs Bruder *Beli* d. i. 'dem Brüller' hat er zu kämpfen.

Auch der alte Mythos vom Schiffe Skíđblađnir zeigt Freyr als einen Himmels- und Sonnengott. Dieses, von Zwergen gemacht, besitzt die Eigenschaft, dass es sich wie ein Tuch zusammenlegen und einstecken lässt (SnE. I. 342 f.): es ist die Wolke (Mannhardt, G. M. 37, Anm. 6), die vor den Strahlen der Sonne schwindet. Mit seinem Wesen als Lichtgott hängt es auch zusammen, dass Freyr Herr von Alfheim ist, wo die lichten Alfen wohnen, stete Begleiter des heiteren Himmelsgottes (Grim. 5); als Zahngeschenk gaben es ihm die Götter im Anfange der Zeiten. Seine Heimstätte ist Uppsalir, das Heim, das über allen anderen sich befindet (Heimskr. 7). Sigurđ, der Sonnenheros, erscheint als sein Freund (Sigkv. III. 24); auf dem Grabe anderer seiner Verehrer bleibt weder Schnee noch Eis (Gislas. 32). So erscheint Freyr überall als eine lichte Gottheit; er ist infolge dessen der Hauptvertreter des Geschlechts der Vanen, der alten Lichtgottheiten (Vilmar, Alt. im Hel. 17 f.), denen später von den eindringenden Asen der Rang streitig gemacht wurde. Diese hohe Bedeutung des Gottes zeigt sich noch klar, wenn er als Gott der Welt (*veraldar god* Heimskr. 12), oder als 'Fürst der Götter' (*folkvaldi goda* Skirn. 3) erscheint, oder wenn ihm die Schweden Menschenopfer darbringen (Saxo I. 121), die man sonst nur dem höchsten Gott weiht. Wie Zeus und

der Mars-Thingsus erscheint er auch als Schirmer des Rechts; daher schwur man bei ihm (Isl. s. I. 336. Ftb. I. 249) und rief ihn zum Rächer erlittener Unbill an (Egilss. S. 130. Brandkrþ. 59. Glúms. 29). Hiermit hängt es vielleicht auch zusammen, dass sich Goden nach ihm als *Freysgođi* bezeichnen (Hrafnks. 4. Isl. s. I. 321. Bisk. s. I. 18. Nj. 491). Wohl tritt er uns auch als Kriegsgott entgegen (Loks. 37. Heimskr. 60[16]. Fas. II. 288/9), allein als solcher tritt er in Hintergrund gegenüber seiner Bedeutung als Friedensgott. Freys Friede ist in Schweden sprüchwörtlich geworden, wie Fróđis Friede in Dänemark. Diesen Frieden vom Gotte zu erbitten, wird ihm der Becher geweiht (Heimskr. 93[14]). Durch diesen Frieden aber bringt er den Menschen Glück (SnE. I. 96). Als Himmelsgott ist er auch Herr über Regen und Sonnenschein (SnE. I. 96), und selbst Schiffer erbitten von ihm günstigen Wind (Ftb. I. 307). Er erweckt die Erde aus ihrem Winterschlafe und ist infolgedessen Gott der Fruchtbarkeit (SnE. I. 96. 262. Heimskr. 11. 93. Ftb. I. 402 ff. 337 ff.) und des Reichtums sowohl an den Früchten des Bodens wie des Viehs (Egilss. 204. SnE. I. 262). Damit hängt es zusammen, dass er schlechthin als phallische Gottheit erscheint, sodass man ihn 'cum ingenti priapo' (Adam v. Bremen IV. c. 26) darstellte und ihm bei Hochzeiten Libationen brachte (ebd. c. 27).

Die grösste Verehrung genoss Freyr in Schweden. Hier, in der grossen fruchtbaren Ebene von Altuppsala, stand sein Tempel, in ihm aus Golde sein Idol neben dem des Þór und Óđin, wohl als des höchsten von ihnen, wie Adam von Bremen, der ihn *Fricco* nennt (a. a. O.), nach den anderen Berichten zu verbessern ist (Saxo I. 50. Ftb. I. 403 f. Heimskr. 11. u. ö.). Von ihm leiteten schwedische Könige ihre Herkunft ab (Saxo I. 278. Heimskr. 18[24], 28[14]). Von hier aus fuhr die ihm zugedachte Priesterin sein Bild in den Landen umher, nachdem zuvor das grosse Winteropfer stattgefunden hatte (Ftb. I. 337 ff.). So wird er schlechthin der Schwedengott genannt (*Svía god* Ftb. III. 246). Nach alter Sage kam er von hier in die norwegische Provinz Þrandheim, wo ihm ebenfalls ein Tempel errichtet war, auf dessen Gefilden ihm geweihte Rosse weideten (Ftb. I. 403 ff.). Auch auf Island finden wir ihn verehrt: im Osten der Insel errichtete ihm Hrafnkel einen Tempel (Hrafnks. 4); im Nordosten brachte ihm Þorkel einen Ochsen, damit er Glúm ebenso besitzlos von dem Lande scheiden lasse wie ihn (Glúma 29).

Neben Rossen und Stieren, die man ihm weihte, galt besonders der Eber als ein ihm heiliges Tier. Wenn im Spätwinter sein Opferschmauss stattfand (Ftb. I. 337. Gíslas. 27), da brachte man den schönsten Eber ihm zum Opfer, den *sónargǫltr*, d. i. Sühneeber, um den Gott für das neue Jahr günstig zu stimmen, und legte zugleich vor ihm als wie vor dem Gott selbst Gelübde für zukünftige Thaten ab (Herv. s. B. 233. Eddal. B. S. 176). — Welche Bedeutung Freyr einst in Skandinavien gehabt haben muss, zeigt auch die grosse Menge der Ortsnamen, die aus seiner Verehrung hervorgegangen sind (Lundgren, Hedn. Gudatro i Sverge S. 63 ff. Munch, Nordm. Gudel. 15).

Im engsten Zusammenhange mit Freyr steht der ebenfalls nur aus nordischen Quellen bekannte Njǫrdr. Wo er in älterer Volksüberlieferung auftritt, erscheint er fast immer neben Freyr: Freyr ok Njǫrdr sollen Reichtum spenden (Egils. 204), Freyr ok Njǫrdr, durch praedikativen Singular gewissermassen als Einheit aufgefasst, sollen Eirik aus seinem Lande vertreiben (ebd. 130), bei Freyr ok Njǫrdr schwur man (Ftb. I. 249. Isl. s. I. 336), Njarđarfull ok Freysfull trank man des lieben Friedens und der Fruchtbarkeit der Äcker wegen (Heimskr. 93). So ist auch Njǫrdr Spender des Reichtums (SnE. I. 92) und 'reich wie Njǫrdr' (*auđigr sem N.* Vatnsd. 80) spricht dafür, dass er selbst als ein reicher Gott gedacht wurde wie Freyr. Er ist Vane,

ist der Vater des Freyr und einst mit seinen Kindern den Asen als Geisel gestellt worden (Lok. 34. Vafþr. 39). Aus diesem engen Verhältnis ging es ferner hervor, dass die Asen sich nicht nur als Freys Geschlecht, sondern auch als Njǫrds Geschlecht finden (Hallfredars. Fs. S. 95). 'Spender des Reichtums' war aber Njǫrdr als Gott der Schiffahrt geworden, in welcher Eigenschaft ihn die isländisch-norwegischen Quellen besonders kennen. Er herrscht als solcher über den Wind und beruhigt ihn und das Meer. Deshalb rufen Seefahrer und Fischer ihn besonders an (SnE. II. 267). Nóatún, d. i. Schiffsstätte, ist sein Aufenthalt (Grim. 16). In Norwegen entstand auch der Mythus von seiner Verheiratung mit Skadi, der Tochter des Riesen Þjazi, die sich zur Sühne für den Tod ihres Vaters einen der Asen zum Gemahl wählte (SnE. I. 214), denn Skadi ist die mächtige Riesin der winterlichen Eisfelder Norwegens, die durch ihre Herrschaft den grössten Teil des Jahres auch die Schiffahrt lahm legt. Neun Nächte, d. s. die neun winterlichen Monate, wie auch Frey erst nach neun Nächten mit Gerd vereinigt werden soll (Skirn. 39), will Njǫrdr mit Skadi in Þrúdheim hausen, wo sie auf Schneeschuhen läuft und jagt, während sie selbst nur drei Nächte sich mit am Gestade der See zu Nóatún aufhält (SnE. II. 268. Saxo I. 53 ff.)

Njǫrdr wurde nun überall da verehrt, wo auch Freyr verehrt wurde. Haine und Ortschaften, die nach ihm den Namen führen, finden sich hauptsächlich in Upland und den angrenzenden Gauen (Lundgren, Hednisk Gudatro i Sverge S. 74) und einem grossen Teile Norwegens, namentlich im Throndheimer Gebiete (Munch, Gudelære S. 14). Ihre Verehrung ist der älteste Kult, der sich im mittleren Skandinavien nachweisen lässt. Als dann vom südlichen und westlichen Skandinavien der Odinskult hierher drang, der sich höchst wahrscheinlich damals schon teilweise mit dem westnorwegischen Thorskult vereint hatte, kam es zu dem Streite, der im Mythus vom Wanenkrieg seine dichterische Verherrlichung gefunden hat, zu einem Kultkriege, der mit der Aussöhnung beider Parteien endete.

§ 52. Baldr-Forseti. Es ist schon mehrfach angedeutet worden, dass sich das allgemein verbreitete, zuerst von M. Müller klar bewiesene mythische Gesetz, dass sich das Beiwort oder die Anrede der Gottheit von seinem Namen lostrennt und als besonderer Gott ausbildet, oft bei den Germanen, besonders häufig bei den Nordgermanen bestätigt findet. So war aus dem *Tiwaz Fraujaz auf schwedischem Boden ein Freyr erstanden. Auf ganz ähnliche Weise hatte sich meines Erachtens vielleicht auf dänischem oder gautischem Boden aus dem *Tiwaz Balþraz, der sich im Grunde mit dem Tiwaz Fraujaz deckt, ein nordischer Baldr entwickelt. Hieraus erklärt sich die grosse Übereinstimmung, die sich in einigen Punkten zwischen dem nordischen Freyr und Baldr findet. War aber jener eine Abzweigung des altgermanischen Himmels- und Sonnengottes, so muss es auch dieser gewesen sein. Und wie ags. *frêa* ahd. *frô* den Herrn bezeichnet, so heisst auch ags. *bealdor* 'Herr, Fürst', altn. *baldr* 'Herr', welches Wort geradeso wie fréa als Anrede Gottes dient (Bugge, Studien 68).

Bugge hat den Nachweis zu führen gesucht, dass die nordischen Mythen von Baldr unter dem Einflusse irischer Legenden von Christus und antiker Mythen von Achilles entstanden seien, und dass Baldr geradezu eine Bezeichnung für Christus sei. Mag im Einzelnen die jüngere isländische Dichtung durch irische Legenden von Christus beeinflusst sein, im ganzen stösst Bugges Auffassung auf zu grosse Schwierigkeiten, die sich offenbar bei der Erklärung der Baldrmythen als nordisch-germanische nicht finden.

Die Mythen von Baldr sind offenbar Erzeugnisse der nordischen Dichtung. Wir kennen sie namentlich aus zwei Berichten: den älteren hat uns in seiner

euhemeristischen Weise Saxo grammaticus (lib. III) überliefert, den anderen finden wir in isländischen Quellen und in zusammenfassender Darstellung in Snorris Gylfaginning. Letzterer hat neben vielen alten offenbar junge Züge. Ob Baldr als besondere Gottheit auch Kultstätten gehabt habe, ist nicht erweislich. Allein Mythen von ihm müssen in Skandinavien weiter verbreitet gewesen sein als nur auf Island und in Dänemark. In Schweden ist die Erinnerung an ihn nur gering (Lundgren, Hednisk Gudatro i Sverge 77); grösser ist sie auf Island und in Norwegen (Bugge 265 f.), ganz besonders gross ist sie aber in Dänemark (ebd. 188 ff.). Allen nordischen Völkern bekannt ist die *Baldrsbraue* (Baldrsbrá), die Hundschamille, die nach der weissen Farbe des Gottes ihren Namen haben soll (SnE. I. 90), wohl nichts anders als ein irdisches Bild der leuchtenden Sonne. Dagegen entbehrt jeglicher historischen Unterlage, was die Friðþjófssaga (Fas. II. 85 ff.) von Baldrshag und Baldrs Verehrung an dieser Stätte erzählt. Ausserhalb des Nordens lässt sich ein Gott Baldr nicht nachweisen, denn die ähnlichen Sagen von Baltram und Syntram (ZfdA VI. 158 ff. XII. 353) oder von den Hartungen (ebd. X. 344 ff.) oder Ortnit und Wolfdietrich zeigen wohl gewisse sachliche Übereinstimmung mit dem Baldrmythus, nicht aber, dass sie aus ihm hervorgegangen sind. Gemeinsam den beiden Hauptquellen des Baldrmythus ist, dass nach ihnen Baldr der Sohn Óðins und der Frigg ist, dass er von Hǫðr (Saxo Hotherus) getötet und darauf von seinem Bruder gerächt wird. Dieser heisst bei Saxo Bous, in altdän. Chroniken Both (Gamd. Kr. 14), in den isländischen Quellen Váli (Áli). Die Ausschmückung ist verschieden und mag den verschiedenen Stämmen angehören. Indem der Baldrmythus an den Odinsmythus anknüpft, setzt er diesen als ausgebildet voraus. Da Óðin aber erst zur Wikinger Zeit für den Norden der Mittelpunkt der Mythen wurde, so kann der uns erhaltene Baldrmythus nicht vor dieser Zeit entstanden sein. An der Grenzscheide des 1. Jahrtausend war er dagegen vollständig ausgebildet: die Skalden Kormakr (c. 960) und Vetrliði (c. 990) gebrauchen Umschreibungen, die in dem ausgebildeten Mythus wurzeln. Baldr ist zunächst seinem ganzen Wesen nach ein Lichtgott, ein Sonnengott, der sich ungefähr ähnlich aus dem *Tiwaz entwickelt hat, wie bei den Griechen Apollo aus Zeus. Daher heisst er der weisseste (*hvítastr* SnE. II. 267) der Asen, daher ist nach ihm die glänzendweisse Baldrsbraue genannt (*Baldrsbrá* ebd.), daher geht von ihm nur Glanz aus. Seine Burg ist *Breidablik* 'Weitglanz' (Grim. 13), von der aus er die Welt überschaut, wie Óðin oder Freyr als Himmelsgötter von Hliðskjálf. Er ist kriegerisch (Lok. 27. Fas. I. 372) und milde (SnE. II. 267) zugleich als spendender Gott wie Freyr. Als Richter steht er oben an; auch hierin berührt er sich mit Freyr, den man beim Eide anrief, und dem Mars Thingsus, der den Westfriesen, dem Forseti, der den Nordfriesen das Recht lehrte. Sein Gegner ist Hǫðr oder Hotherus, wie ihn Saxo nennt, d. i. der Kampf oder der Kämpfer. Er ist des Sonnengottes Gegner, der ihn allein erlegt, ein skaldisches Gegenstück zu Loki und wie dieser eine dichterische Gestalt aus der Wikingerzeit. Während Hotherus aber bei Saxo ein streitbarer Held ist, ist er nach der isländischen Überlieferung ein blinder Ase, der nur durch Loki den todbringenden Mistelzweig wirft. Die Liebe zur schönen Nanna ist nach Saxo der Grund des Kampfes zwischen Hotherus und Baldr; auch die isländischen Quellen kennen die Nanna als Baldrs Gemahlin. Was die Nanną bedeutet, ist nicht recht klar, allein es ist gewiss eher an das schwed. '*nanna*' Mutter (Rietz 460) zu denken als an das griechische Oenone. In diesem Zuge scheint sich der Mythus gespalten zu haben: Während Baldr nach Saxo beim Werben um die Nanna zugrunde geht und seine Geliebte in den Besitz des Gegners kommt, ähnlich wie sich die schöne Gerð, die Freys Liebe er-

worben hat, in den Händen seiner Gegner findet, ist er in den isländischen Quellen der Gemahl der Nanna, der Tochter Nefs, die mit ihm zugleich stirbt. Die Vorgänge vor Baldrs Tode sind dann in den isländischen Quellen weiter in echt nordischer Weise ausgeschmückt. Schwere Träume Baldrs lassen ein grosses Unglück ahnen, ein echt nordischer Zug, denn wo der Nordländer von grossen Ereignissen berichtet, haben Träume diese verkündet. Auch Saxo erzählt, wie die Hel (Proserpina) dem Balderus vor seinem Tode im Traume erscheint (I. 124). Ein ziemlich junges Lied, die Vegtamskviđa, deren Verfasser überall seinen Stoff zusammengelesen hat, lässt nach sicher nicht viel älterem Mythus Óđin darob zu einer Vǫlva gehen und von ihr die Träume deuten. Die Frigg vereidigt infolge dieser Ahnungen die ganze Natur, Baldr kein Leid zuzufügen. Nur der unscheinbare Mistelzweig scheint zu gering, als dass man auch von ihm den Eid verlange: er wird des Gottes Tod, denn ihn giebt Loki, der eigentliche Urheber des Mordes, dem blinden Hǫđr in die Hand, dass er beim frohen Spiele der Götter damit nach Baldr werfe. Diese ganze Ausschmückung ist offenbar jünger und hat die ältere Dichtung verschoben und neue Elemente in sie aufgenommen. Zunächst hat Loki, der Gegner des norwegisch-isländischen Himmelsgottes, den Hǫđr mehr in den Hintergrund gedrängt. Dann ist aber auch an Stelle des alten Schwertes, durch das der Gott offenbar gefallen ist, der *mistilteinn* getreten und zwar aus einem Grunde, der nicht mehr ersichtlich ist, da der Mistelzweig doch sonst nur im Volksglauben als Schutzmittel gegen Verhexung auftritt (Kuhn, Herabk. d. Feuers[2] 204 ff., Wuttke, Abergl. § 128). Nun wissen wir aus anderen germanischen Mythen von Himmelsgöttern, dass diese sich in Besitz eines vorzüglichen Schwertes befinden, durch welches sie umkommen, sobald es in die Hände ihrer Gegner kommt: es ist dies Schwert das Symbol der Sonne; die Macht des lichten Tages- und Himmelsgottes hört auf, wenn diese am Horizonte verschwunden ist, wenn sie in der Gewalt der finsteren Mächte sich befindet. Durch ein solches Schwert fällt auch Baldr nach Saxo (I. 114); es befindet sich im Besitze des Waldgeistes Mimmingus und vermag allein dem Sohne des Othinus den Tod zu bringen. Dieses gewinnt Hotherus und mit ihm zugleich den ewig Gold zeugenden Ring, den isländischen Draupnir, ebenfalls ein Symbol der Sonne. Misteltein erscheint aber in den nordischen Quellen mehrfach als Schwertname (SnE. I. 564. Hervarars. Bugge 206). Vor allem spielt dies Schwert eine Rolle in der Hrómundarsaga Greipssonar (Fas. II. 371 ff.), in der ganz verblasste Erinnerungen an den Baldrmythus vorzuliegen scheinen. Hier treten zwei Brüder auf, die nach der Ausgabe Bildr und Voli lauten, unter denen aber wohl Baldr und Váli gemeint sind. Sie sind offenbar Gegner des Hrómund, in dessen Besitz sich das Schwert Misteltein befindet. Bildr fällt einst im Kampfe gegen die Haddingen; das Schwert spielt dabei keine Rolle, aber bald darauf entwindet Voli dem Hromund die Waffe und fällt diesen mit ihr. So unklar auch die ganze Erzählung ist, so treten doch in ihr die Hauptgestalten des Baldrmythus, die den Tod bringende Waffe und mehrere Züge der Handlung auf, die eine Erinnerung an jenen wahrscheinlich machen.

Baldr ist tot. Nach nordischer Seemannsweise wird er bestattet; auf dem Schiffe wird ihm der Leichenbrand errichtet. Thor entfacht ihn mit seinem Hammer, nachdem die Riesin Hyrrokin das Schiff flott gemacht. Wiederum in echt nordischer Weise kommt das Weib auf einem Wolfe geritten; Nattern sind die Zügel ihres Gespannes. In feierlichem Zuge sind die Asen um den Leichenbrand vereint: Óđin mit den Walkyren, Freyr auf goldenem Eber, Heimdall auf seinem Rosse. Diesen Zug sah der Skalde Ulfr Uggason unter den Gemälden der neuen Halle Ólafs pá (PBB VII. 328 ff.). Auch Saxo er-

zählt von solch ähnlicher Totenfeier, nur hat er den Schiffsbrand auf den Sachsenkönig Gelderus übertragen, der am Kampfe teilnahm (I. 119). — Über das fernere Schicksal des Nanna gehen wiederum beide Quellen auseinander: nach Saxo kommt sie in Besitz des Hotherus, den sie selbst liebt, schon vor Baldrs Tode (Saxo I. 119. 124), nach der SnE. dagegen (II. 288) ging sie mit ihrem Gemahl zu Grund: sie barst vor Schmerz und kam mit ihm zur Hel. Nun folgt in der isländischen Überlieferung ein Mythus, der sonst nirgends nachweisbar ist: Hermóđr reitet auf Veranlassung der Frigg auf Óđins Ross Sleipnir zur Hel, um Baldr wieder aus ihrer Gewalt zu lösen. Neun Nächte dauert sein Ritt bis er zum Gjallarstrom kommt, an dessen goldener Brücke die Móđguđr sitzt, die ihm vom Totenzug Baldrs erzählt. Hermóđr, den die eddische Mythologie zu den Asen rechnet und zu einem Sohne Óđins macht, ist sonst als Gott unbekannt; er scheint aus der Heldensage (Hyndl. 2) in den jungen Mythus gekommen zu sein. Hel verspricht auch, den Gott wieder aus ihrer Gewalt zu lassen, wenn alles, lebendige und leblose Dinge, ihn beweinen würde. Da klagt und trauert die ganze Natur, nur die Riesin Þǫkt d. i. die Schweigerin, hinter der verkappt Loki steckt, weint nicht, und so bleibt Baldr in Hels Behausung. Bevor sich aber Hermóđr von Baldr trennt, giebt dieser ihm den Goldring Draupnir für Óđin, und Nanna ihren herrlichen Kopfputz für Frigg, einen Goldring für die Fulla mit (SnE. II. 289).

Wiederum stimmen die Quellen betreffs der Rache an den Mörder Baldrs überein. Sowohl nach dänischem wie nach isländischem Berichte ist es ein Sohn Óđins und der Rindr (Rinda bei Saxo), der als Kind seinen Bruder rächt. Nur die Namen sind verschieden: nach dem isländischen Bericht heisst er Váli oder Áli; er wäscht sich nicht früher noch kämmt er sein Haar, bevor er den Bruder gerächt hat. (Vegt. 11. Hyndl. 29.) Es ist derselbe isländische Ase, der nach anderer Quelle im Vereine mit Viđar, Óđins Rächer, und Thors Söhnen Móđi und Magni die verjüngte Welt regiert (Vafþrm. 51), während nach der Vǫluspa Baldr selbst zurückkehrt und friedlich neben Hǫđr herrscht (Vsp. 62). Saxo nennt dagegen den Rächer des Baldr Bous, d. h. Bebauer oder Nachbar (Bugge 132), und lässt ihn selbst bald darauf, nachdem er den Hotherus getötet hat, sterben (Saxo I. 131).

Soweit die Quellen des Baldrmythus. Wenn wir von aller lokalen Weiterbildung des Mythus absehen, stellt sich heraus, dass die Tötung Baldrs durch eine geweihte Waffe, die sich sein Gegner Hǫđr zu verschaffen gewusst hat, und die Rache seines Bruders an dem Mörder der eigentliche Kern des Mythus ist. Und in diesem vermag ich nichts anders als einen alten Jahresmythus zu erkennen. Er hat in der Vorstellung vom Tode des lichten Himmelsgottes seine Wurzel. War aber der Gott durch einen anderen getötet, so bedurfte er nach altgermanischem Rechstbegriffe des Rächers und aus diesem Auffassungskreise ist der Bruder in der Dichtung entsprossen. Ihre Wurzel hat diese Dichtung höchst wahrscheinlich bei dem gautischen oder dänischen Stamme. Auf dänischem Boden wurzelt sie daher in der Volksüberlieferung am festeten. Bei Hadersleben (früher Hotherslev) und dem nahen Bollersleben (früher Balderslev) war der Mythus lokalisiert (Thiele, Danm. Folkes. I. 5), und auch sonst weisen hier manche Orte auf Baldr (Müller, Saxo II. 117 f.). Von hier kam der Mythus wohl zu den Norwegern und Isländern, die ihn nach ihrer Weise ausbildeten und vielleicht auch manchen fremden Zug mit aufnahmen. Sie mögen es auch gewesen sein, die den Forseti wegen seiner Übereinstimmung mit Baldr zu dessen Sohne machten (SnE. II. 270).

Forseti d. i. 'der Vorsitzer' war nach der SnE. der beste aller Richter. Seine Wohnung war *Glitnir* d. i. 'der glänzende Palast' (Grim. 15), von wo aus er allen Streit schlichtete. Letztere deckt sich mit dem Breiđablik Baldrs,

wie sich ihr Herr selbst mit dem in Rechtssachen nie irrenden Gotte deckt. Aus den kurzen Bemerkungen isländischer Quellen ersehen wir, dass Forseti weiter nichts ist wie Baldr als Rechtsgott oder wie der Mars Thingsus der Twianten, eine Seite des alten Tiwaz, des Ζεὺς ἀγοραῖος der Griechen. Käme nun *forseti* im altnordischen Volks- und Rechtsleben vor, so wäre die nordische Verbindung mit Baldr leicht erklärt. Allein dies ist nicht der Fall. Auch sonst findet sich in nordischen Quellen nicht die geringste Anspielung auf einen Forseti. Dagegen finden wir einen Fosite in den friesischen Landen westlich der jütischen Halbinsel, nach dem die Insel Helgoland den Namen Fositeland erhalten hat. Er deckt sich in jeder Weise mit dem Mars Thingsus der westlicher wohnenden Stammesbrüder und kann daher nichts anderes wie der Tiwaz als Forseti der grossen Volksversammlung sein.

Hier, auf diesem Eiland, war das alte Gauheiligtum der Nordfriesen. An heiliger Quelle war dem Fosite oder Fosete der Tempel errichtet; hier wurden ihm Menschenopfer gebracht (Vita Willibr. c. 10), die nach den anderen Quellen nur dem höchsten Gotte galten; hier war alles dem Gotte geweiht, niemand durfte weder Tier noch sonst etwas auf der Insel berühren und schweigend nur durfte man aus der Quelle schöpfen. Es ist derselbe Foseti, der die friesischen Asegen nach alter Sage das Recht lehrte, ein Gott, der vor ihnen erschien und nach seiner Belehrung wieder verschwand, nachdem er zuvor noch den alles stillenden Quell hatte hervorsprudeln lassen (v. Richthofen, Fries. Rq. 439). Das war kein untergeordneter Gott, sondern eine Gottheit, die bei den Amphiktyonen ihres Heiligtums die höchste Bedeutung hatte: wir verstehen sie allein von friesischem Boden aus mit einem Hinblick auf den Mars Thingsus, nimmermehr vom nordischen, auf den sie zweifelsohne erst in ganz später Zeit verpflanzt ist.

KAPITEL X.

WÔDAN — ÓÐINN.

§ 53. Keine germanische Gottheit hat in der Geschichte unserer Mythologie eine ähnliche Rolle gespielt wie Wôdan. Sie gilt noch heute vielen als die altgermanische Hauptgottheit, als der Mittelpunkt, mit dem die anderen mehr oder weniger im Zusammenhange stehen. Hiermit hängt die grosse Reihe der Deutungsversuche zusammen; dem einen ist er in seiner ursprünglichen Erscheinung das allumfassende und alles durchdringende Wesen, (Grimm Myth. I. 110) dem andern nichts als ein Gesangesgott (Corp. poet. bor. I. CIII f. v. Bradke, Djâus Asura X). Und doch ist er beides erst im Norden geworden: jenes vom christlichen Vorstellungskreise aus, dieses durch norwegische Dichter. Hier kann wie überall nur eine Geschichte des Mythus zur rechten Etymologie des göttlichen Namens führen, die sich selten bei einer Gottheit klarer verfolgen lässt als bei dieser.

§ 54. Die Entwicklungsgeschichte der Wôdansverehrung. Es ist schon längst anerkannt, dass wir keinen festen Stützpunkt haben, einen Wuotanskult bei den oberdeutschen Stämmen als Thatsache hinzustellen (Leo, Über Odins Verehrung in Deutschland); selbst Ortsnamen, die doch in erster Linie für einen lebendigen Kult sprechen, fehlen hier (Myth. I. 131). Auch die Nordendorfer Spange vermag an dieser Thatsache nichts zu ändern, da es sich nicht beweisen lässt, welchem Stamme der Ritzer jener Runeninschrift angehörte (Henning, Die deutschen Runendenkm. 102 ff.). In Ermanglung triftiger Beweise haben der Eigenname Wuotan (Myth. I. 109. ZfdA XII. 401 f.) und die Glosse *wôtan* 'tyrannus' (Myth. I. 110) Beziehungen auf die Ver-

ehrung des alten Gottes bieten sollen. Nur lässt sich weder erweisen, dass Götternamen schlechthin als Eigennamen auftreten, noch dass ein altes allgemein verehrtes Wesen gerade als Tyrannus bezeichnet wurde. Dem widerspricht nicht, dass Jonas von Bobbio in der vita Columbani erzählt, dass die Alemannen ihrem Gotte *Vodano* Opfer gebracht hätten. Es finden sich bei den Alemannen ebensowenig wie bei den Baiern (was Quitzmann, Rel. d. Baiwaren S. 21 f. vorbringt, ist nicht beweisend) irgend welche Spuren eines Wuotankultes; kein Ort lässt sich mit Sicherheit auf die Gottheit zurückführen, keine Pflanzen, Sterne u. dgl., wie vielfach in Mitteldeutschland und dem Norden. Noch entscheidender ist der Name des vierten Tages der Woche. Grimm (Myth. I 102 ff. III. 46 ff.) zeigt, wie man in allen germanischen Landen deutsche Gottheiten für die römischen einsetzte, als die römische Kultur die Namen der Wochentage nach Germanien brachte. Nur der '*Dies Mercurii*' fand bei den Oberdeutschen keine entsprechende Wiedergabe; während er sie doch bei allen niederdeutschen und nordischen Stämmen hat und hier *Wôdenesdæg, Werndei, Óđinsdagr* u. s. w. lautet, ersetzt ihn bis weit nach Mitteldeutschland hinein in Oberdeutschland das schon bei Notker belegte *mittawecha*. Da nun bair. *Eretag*, alem. *Cies dac* zur Genüge zeigen, dass diese Stämme mit vollem Bewusstsein die heimischen Gottheiten für die römischen setzten, so kann sich das Fehlen eines **Wuotanestac*, den wir der untergelegten grossen Bedeutung des Gottes um so mehr vermissen dürften, nur daraus erklären, dass die oberdeutschen Stämme keine Gottheit verehrten, die sie für den röm. Mercurius einsetzen konnten, wie auch bei allen germanischen Stämmen keine den Saturnus wiederzugeben vermochte. Diesen negativen Zeugnissen gegenüber fällt das einzige des Jonas von Bobbio, der, ein Langobarde von Geburt, seine vita Columbani kurz nach 620 schrieb, nicht in die Wagschale: noch im 6. Jahrh. berichtet der gut unterrichtete Agathias (Hist. I. 7), wie die damals schon christlichen Franken auch auf religiösem Gebiete auf die Alemannen von Einfluss seien, der nach Unterwerfung der letzteren sich überall gezeigt haben muss. Die Franken aber waren zweifelsohne Wôdansverehrer und so liegt nichts näher als die Annahme, dass einzelne Teile Alemanniens von ihnen den Kult dieses Gottes angenommen haben. Somit bleibt Niederdeutschland bis tief nach Mitteldeutschland hinein, Dänemark und der skandinavische Norden als die eigentliche Stätte der Wôdansverehrung. In letzterem fliessen nun die Quellen ziemlich reichlich, namentlich in der norweg.-isländischen Skaldendichtung, wie sie die nordischen Könige liebten und pflegten. Und doch feiert nur hauptsächlich die Dichtung diesen Gott und die Kreise, mit denen die Dichter in engstem Verkehre stehen; die grosse Masse des Volkes ist ihm gegenüber kalt. An Königshöfen bringt man ihm wohl Opfer und weiht ihm Tempel, aber der norwegische Bauer verehrt nach wie vor seinen Þór oder seinen Freyr und Njǫrđr. Es ist Henry Petersens unbestrittenes Verdienst, die Thatsache bewiesen zu haben, dass sich der ganze nordische Götterglaube nur unter der Voraussetzung verstehen lasse, wenn wir den Ursprung der Ođinsverehrung ausserhalb des Nordens, in Deutschland oder in England suchen, wo diese viel älter sei als im Norden (Om Nordboernes Gudedyrkelse og Gudetro i Hedenold Kbh. 1876.) Wohl durchweht die Eddalieder wie die Skaldendichtung durchweg Ođinsverehrung, aber die volkstümliche Saga steht dazu in auffallendem Gegensatze: Þór ist der '*mest dignađr*' 'der am meisten Geehrte', er ist der allmächtige Ase (*áss hinn almáttki*), der *potentissimus deorum*, wie ihn Adam von Bremen nennt, nirgends Óđin. Þórs und Freys Bild werden oft erwähnt, nur einmal Óđins; abgesehen von den Königsopfern gelten die Opfer nur Þór und Freyr; Personen- und Städtenamen finden sich erst in späterer Zeit häufiger mit Óđin in Verbindung ge-

bracht und zwar hauptsächlich in Südschweden, in alter Zeit herrschen Þor- und Freykomposita; Þór allein weihte die Runen, nirgends Óđin; alle Thingtage fielen auf den Þórsdag, nie auf Óđinsdag; Þórs Hammer findet sich aut Ringen, Bracteaten, Schmucksachen, Óđins Speer oder Raben lassen sich nirgends nachweisen. Und selbst in der Eidesformel tritt nie Óđin auf, sondern neben Frey und Njǫrđr der Þór.

Diesen negativen Zeugnissen treten aber auch positive zur Seite: Die Heimskringla (S. 6 f.) kennt eine Sage, nach der Óđin aus Saxland, worüber er König gewesen sei, über Dänemark nach dem Norden gekommen ist. Dieselbe weiss auch die Snorra Edda zu berichten (AM. II. 252) und die Einkleidung der Gylfaginning setzt sie voraus. Nach anderer, wenn auch junger Aufzeichnung wird Óđin geradezu als *Saxa god* bezeichnet (Ftb. III. 246). Hierin mag auch der Kampf zwischen den Asen, von denen Óđin allein mit Namen genannt wird, und den Vanen seine Erklärung finden: es ist der Kampf des einziehenden Gottes mit den alten Göttern, der mit einer Verschmelzung beider endet, wobei jedoch Óđin die Oberhand behält. Auch der alte Mythus von der Findung der Runen mag darauf hindeuten. Es steht fest, dass diese aus dem lateinischen Alphabete entstanden und über Deutschland nach dem Norden gekommen sind. Óđin brachte sie mit, der Gott aller höheren Kultur. Ferner unterliegt es keinem Zweifel, dass der Kern der Sigurđslieder aus Franken nach dem Norden gekommen ist; in diesem ist aber der Óđinsmythus ein unlösbarer Bestandteil, denn nur durch das Eingreifen Óđins in ihr Geschlecht erhalten die Vǫlsungen ihre Bedeutung: wo sie zu Hause sind, da muss man den Óđin verehrt haben und zwar als den höchsten Gott. Und wenn diese Sagen mit Bestimmtheit nach dem Norden wanderten, warum kann es dann nicht auch mit den Mythen von Óđin geschehen sein? Was uns daher die Edden und Skalden von Óđin erzählen, kam nicht zum geringen Teil aus der norddeutschen Tiefebene, wo wir allein mit Bestimmtheit Wôdansverehrung zur Zeit der Völkerwanderung finden, während sie der nordischen Volksüberlieferung in der eddischen und skaldischen Auffassung von Haus aus durchaus fremd war: hier spielte Óđin keine andere Rolle als der Wode in der deutschen Volkssage d. i. als Windwesen. Wo wir also Wôdansverehrung finden, überall führt sie uns nach Niederdeutschland. Hier war es, wo die Sachsen noch im 8. Jahrh. diesen Gott abschwören mussten (MSD. LI), denselben Gott, den bereits ihre Vorfahren als den höchsten Gott im 5. Jahrh. mit hinüber nach England nahmen, von dem schon die sagenhaften Führer (Beda, Hist. eccl. I. 15) und später die angelsächsischen Könige ihre Abkunft herleiteten (Myth. III. 379), den sie für den Erbauer der Tempel, den Finder der Buchstaben und nach christlicher Auffassung für den Gott des Truges und der Diebereien hielten (Kemble, die Sachsen I. 276 f.). Hier war es, wo die den Sachsen benachbarten Langobarden schon vor ihrem Zug nach dem Süden, also ebenfalls im 5. Jahrh., ihn als Himmelsgott und Siegesherrn kannten (Paulus Diac., De gest. Lang. I. 8), und von hier, wo sie selbst Wôdansverehrer neben lauter Wôdansverehrern wohnten und mit solchen gemeinsam wanderten, mag die Auffassung stammen, dass er ein von allen Germanen verehrter Gott gewesen sei. Von hier nahmen ihn auch die Thüringer mit hinauf nach südlicheren Gegenden, wo wir ihn vor Einführung des Christentums als den höchsten und zugleich heilenden Gott finden (MSD. IV. 2). Hier war es, wo sich die Sage von den Welsungen und dem auserlesenen Siegfried bei den ripuarischen Franken mit dem Wôdansmythus verband (ZfdA. XXIII. 123 ff.). Ungewiss ist es, welch deutscher Stamm es war, von dessen Einfall in Gallien der Verfasser der Miracula St. Apollinaris berichtet, den er »Hungri« nennt, die er als Wodansverehrer schildert (ZfdMyth. III. 393).

Diese Beispiele mehren sich noch durch die Fälle, wo Mercurius für Wôdan steht. Dass aber Mercurius stets Wôdan ist, lernen wir aus dem Namen des 4. Wochentages, von Paulus Diaconus (I. 9 *Wodan sane, quem adjecta litera Gwodan dixerunt, ipse est, qui apud Romanos Mercurius dicitur*), von Jonas von Bobbio (*alii ajunt, deo suo Vodano quem Mercurium vocant alii*), aus einem alten Bücherverzeichnis von Verlamacestre aus dem 10. Jahrh. (Myth. I. 100: *Mercurium, Voden anglice appellatum*), aus Geoffroy v. Monmauths Hist. Brit. (*Colimus maxime Mercurium, quem Wodan lingua nostra appellamus*) und seinem isländischen Übersetzer (Ann. 1849 S. 6), aus Saxo Gram. (I. 275) und anderen späteren altenglischen Quellen (Kemble I. 278). Deckte sich doch auch Hermes-Mercurius zum grossen Teil mit der ursprünglichen Gestalt des Wôdan (Roscher, Hermes als Windgott. Lpz. 1878). Setzen wir nun Wôdan für den Mercurius lateinisch schreibender Schriftsteller ein, so finden wir, dass bereits zu Tacitus Zeiten dieser bei den Völkern der unteren Rheingegend am meisten verehrt wurde, denn nur auf diese Völker kann das *maxime colunt* (Germ. 9) gehen, wie uns nicht nur die Germania (c. 40. 43), sondern auch die andern Werke des Tacitus (Hist. IV. 64. Ann. XIII. 57) und anderer Schriftsteller belehren. Für die Verehrung des Gottes durch die Franken geben uns dann auch Gregor von Tours (Hist. Franc. II. 29), die Capitulare und Bussordnungen (Wasserschleben 353 ff.) neue Beweise, während uns auch unter dieser Voraussetzung oberdeutsche Belege durchaus fehlen. Nun ist aber der rege Verkehr der Römer mit den Germanen am unteren Rheine und von da landeinwärts seit Cäsar bekannt, wir wissen, dass dadurch eine Menge römischer Kultur auf die Germanen überging (Mommsen, Röm. Gesch. V. 107 ff.), wir wissen u. a., dass wir den Römern die Namen der Wochentage, die Monate, das Alphabet verdanken (vgl. u. a. Strabo IV, 4: *παραπεισθέντες δὲ εὐμαρῶς ἐνδιδόασι πρὸς τὸ χρήσιμον, ὥστε καὶ παιδείας ἅπτεσθαι καὶ λόγων*; dsgl. Florus IV, 12). Wenn nun als Finder letzteres nach einem schönen nordischen Mythus Óđin genannt wird, was hindert, diesen als Gott aufzufassen, der in seiner Gestalt die neue Kultur vereinte und weitertrug, nachdem er sich bereits ehe er sie aufnahm lokal d. i. in Nordwestdeutschland aus einem untergeordneten Gotte zum Hauptgotte entwickelt hatte? Aber auch diese Entwickelung lässt sich verfolgen.

Fast in allen Gauen, wo Germanen wohnen oder einst gewohnt haben, finden wir die Vorstellung vom Wutes- oder Mutes- oder wütenden Heere, vom Woejäger und ähnlichen Gestalten. Es ist längst erkannt, dass diese sprachlich mit Wôdan aufs engste zusammenhängen, nur können sie nicht Reste einer alten Wôdansverehrung sein, d. h. eines Wôdans, wie ihn die nordischen Dichter kennen. Es ist ausgemachte Thatsache, dass all jene Erscheinungen nichts weiter als die Personifikation der bewegten Luft, des Windes sind und als solche oft mit Dämonen des Windes zusammenfliessen. Sie würden demnach den Wôdan nur von einer Seite darstellen, die in den Hauptquellen der Wôdansmythen ganz in den Hintergrund tritt. Hätte Wôdan in ganz Deutschland wirklich jene Macht und jenes Ansehen besessen, das er nach den nordischen Quellen, nach Paulus Diaconus, nach Tacitus in der unteren Rheingegend hatte, so wäre diese Einschränkung ganz unerklärlich. Sie muss demnach die ältere Vorstellung im Volksglauben sein, wie schon richtig von W. Schwartz erkannt ist (Der Volksglauben und das alte Heidentum.[2] Berl. 1862).

Es tritt nun die Frage heran: ist das so entstandene Wesen, das noch überall im Volksglauben fortlebt, von Haus aus ein Dämon, der sich lokal zur höheren Gottheit entwickelt hat, oder ist es nur die eine Seite der Thätigkeit des alten Himmelsgottes, die in gewissen Gegenden der Mittelpunkt des Kultverbandes und hier zur höheren ethischen Gottheit emporgehoben wurde.

Man hat im Hinblick auf den vedischen *Vâta* 'den Wehenden', der in seiner sprachlichen Wurzel mit Wôde zusammenfällt, das erstere für das wahrscheinlichere gehalten und mit dem Aufsteigen zur Gottheit zugleich die Weiterbildung zu Wôdan zusammengebracht (ZfdMyth. II. 326. ZfdA. XIX. 170 ff.). Allein mir will das letztere das wahrscheinlichere scheinen. Verehrte man den Himmelsgott als höchstes Wesen, so muss man ihn auch mit den verschiedenen Himmels- und Lufterscheinungen in Verbindung gebracht haben. Indem man ihn aber als Gott des Windes auffasste, nannte man ihn Tiwaz Wôdanaz (Grimm, Gr. II. 157) oder nur *·Wôdanaz, Wôdan.* In dieser Eigenschaft kannten ihn sämtliche germanische Stämme, doch trat er durchaus nicht bei allen in den Mittelpunkt des Kultus, vielmehr scheint er bei den meisten ziemlich bei Seite geschoben und mehr als Dämon als als Gott aufgefasst worden zu sein. Dagegen genoss er besondere Verehrung bei den westdeutschen Stämmen, wo er der Mittelpunkt des istvæonischen Kultverbandes gewesen zu sein scheint.

Als Gott des Windes war er aber zugleich der Führer des Totenheeres und so kam es, dass ihn die römischen Schriftsteller mit ihrem Mercurius wiedergeben, der in echt römischen Inschriften der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung fast immer als Totengott erscheint (Brambach, Corp. Inscr. Rhenan. a. v. O.). Als dann die römische Kultur sich bei den Germanen immer mehr geltend machte, wurde Wôdan ihr Träger, wie überhaupt der Gott jeder höheren geistigen Entwickelung. Dieser Entwickelungsprozess mag in der Zeit zwischen Cäsar und Tacitus vor sich gegangen sein. Man vergegenwärtige sich das Zeitalter der ersten römischen Kaiser, die Feld- und Streifzüge des Drusus, Tiberius, Varus, Britannicus, ihre Gewaltherrschaft in den germanischen Gauen, und man wird den gewaltigen Einfluss römischer Sitten und römischen Geistes erklärlich finden. Und als dann die Franken als neuer Völkerbund am unteren Rheine auftraten, deren Hauptkern aus den Nachkommen der alten Sugamber bestand, da waren sie besonders Wôdansverehrer und wurden Träger des Wôdanskultus und mit ihm höherer geistiger Kultur. Von hier aus drang dann die neue Gestalt des Gottes in Norddeutschland immer weiter nach Osten vor, während im Süden der Verkehr der Franken mit den Alemannen auch diese teilweise zu Wôdansverehrern machte. So kam er zu den Sachsen, zu den Langobarden. Bei ihrer Wanderung nach Britannien nahmen ihn die Sachsen mit auf dieses Inselreich, und wenig später mag er über Dänemark nach dem Norden gekommen sein, wo er in gewissen Kreisen und Gegenden die alte Freys- und Þorsverehrung verdrängte und unter den nordischen Skalden seine höchste Blüte erreichte.

§ 55. Wôdan Gott des Windes. Aus der indog. Wz. *vâ* 'wehen', auf die auch unser 'Wind' zurückgeht, ist auf gleiche Weise, wie das arische *vâta* 'die bewegte Luft, der Wind' (Spiegel, die arische Periode S. 157 f.) ein germanisches **vôtha* hervorgegangen, das schon in gemeingerm. Zeit nicht nur die heftige Bewegung der Luft, sondern auch des menschlichen Geistes bezeichnete. Durch die Weiterbildung durch das Adjectivsuffix *-ano* entstand daraus ein Beiwort des alten Himmelsgottes, das als losgetrenntes Nomen zur selbständigen Gottheit des Windes wurde. Dieser alte Windgott, der als solcher zugleich Führer der Totenschar, die in der bewegten Luft daherfuhr, war, war allen germanischen Stämmen gemeinsam und hat sich fast überall noch bis heute im Volksglauben erhalten. Allein wir haben weder bei den ingvæonischen noch bei den herminonischen Stämmen irgend welchen Anhaltspunkt, dass er besondere Verehrung genossen hätte, ja er scheint in manchen Gegenden schon in alter Zeit mit den Dämonen des Windes zusammengefallen zu sein. Bald erscheint er allein, bald mit seinem Gefolge, seinem Heere,

dem Seelenheere der Toten. Fast in ganz Schwaben sind die Mythen vom *Wutes-* oder *Mutesheer* oder schlechthin *'s Wuotas* verbreitet. Es saust in der Luft, macht oft wunderbare Musik und wird begleitet von heftigem Sturme. Ein Mann reitet voraus und ruft den Leuten zu 'aussem Weg! aussem Weg!' Dieser Vorreiter ist derselbe, der anderenorts '*Schimmelreiter*' oder '*Breithut*' heisst, der auf weissem oder schwarzem Rosse durch die Luft reitet, oft selbst ohne Kopf oder mit kopflosem Pferde. Wo er hinkommt ist Windstoss; die Bäume krachen und es saust durch die Luft (E. Meyer, Sagen aus Schwaben I. 103 ff. Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben 1. S. I. 26 ff. 2. S. 89 ff.). Ganz ähnlich tritt er in Östreich auf. Als *Wotn* jagt er mit Frau *Holke* durch die Luft, auf weissem Rosse, in weiten Mantel gehüllt, einen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe, ganz wie wir in nordischen Quellen von Óđin erzählen hören (Vernaleken, Mythen und Bräuche in Östreich S. 23 ff.). Ebenso erscheint er als *Wuetes* in Baiern (Panzer, Bayrische Sagen, I. 67), daneben das 'wütende Heer' (ebenda II. 199). *Wudesheer* heisst in der Eifel ein fürchterlicher Sturmwind, der die Bäume entgipfelt (ZfdMyth. I. 315 ff.), '*Wütenheer*' nennt man ihn im Voigtlande (Eifel, Sagenbuch des V. 114 ff.). Neben diesen Namen tritt dieselbe Erscheinung nur wenig abweichend auch in diesen Gegenden als '*wilde Jagd*' oder '*wildes Heer*' oder '*wilde Gjaig* oder '*wilde Gjåd*' (in Kärnten, ZfdMyth. IV. 409) auf, ihr Führer als der '*wilde Jäger*'. Gleich verbreitet ist sie unter derselben Bezeichnung auch in Norddeutschland. Sie begegnet hier als *Woejäger, Woejenjäger, Joejäger, Nachtjäger, Helljäger,* in Westfalen namentlich und weiter östlich davon als *Hackelberg* oder ursprünglicher *Hackelberend* (Mantelträger) oder auch als *Herodes* udgl. (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen; Kuhn, Westfälische Sagen; — Niedersächs. Sagen von Schambach und Müller), in der Lausitz als *Dietrich von Bern,* in Schleswig als *Herzog Abel,* im Riesengebirge als *Rübezahl.* Sagengestalten sind hier an seine Stelle getreten oder lokal entwickelte Dämonen. In Mecklenburg sagt man, wenn man das wütende Heer zu hören glaubt '*der Woode thüt*' (Adelung unter wüten), der Dämon, der namentlich in den Zwölfnächten als *Wode, Waud, Wor* udgl. durch die Lüfte fährt (Bartsch, Mekl.S. I. 3 ff.), und in Schleswig-Holstein reitet der *Wode* auf grossem weissen Rosse in den zwölf Nächten durch bewaldete Gegenden (Müllenhoff, Sagen der Herzogtümer Schleswig-Holstein 372 f.). Aber auch über die Grenze Deutschlands hinaus finden sich dieselben Vorstellungen unter ganz gleichem Namen. *Det er den flyvende* oder *vilde Jæger,* sagt der dänische Bauer, wenn es bei nächtlicher Weile durch die Lüfte saust, und nennt ihn bald *Kong Volmer,* bald *Grøn Jette,* bald *Palne Jæger* udgl. (Thiele, Danmarks Folkesagn II. 113 ff.). Auch in Schweden ist die Sage weit verbreitet. In Småland kennt man *Odens Jagt*; wenn es stürmt, sagt man *Oden far förbi* oder *Oden jáger*; er erscheint hier ebenfalls meist reitend und mit breitrandigem Hute, begleitet von zwei oder einer Schar Hunde (Lundgren, Hedn. Gudatro i Sverge 57 ff. Rietz, Svensk dial. s. Oden). Wir sehen also, dass diese persönliche Auffassung des Windes über die ganze germanische Welt verbreitet ist und deshalb uralt sein muss. In vielen Gegenden hat sich dann der Mythus weiter entwickelt: man glaubte, der Wode jage einem weiblichen Wesen nach, und so entstand der weitverbreitete Mythus von der *Windsbraut,* an deren Stelle anderenorts das *Moos-* oder *Holzfräulein* getreten ist. Zuweilen bringt man ihm und seinem Gefolge, namentlich seinen Hunden und seinem Pferde Futter, Überbleibsel alter Opfer, die man dem Gotte brachte. So füttert man in Niederöstreich noch heute den Wind, damit er in der Heuernte nicht wehe (ZfdMth. IV. 148), oder giebt ihm sein Teil (in Kärnten, ebd. IV. 300) oder spendet es seinen Hunden (Nordd.S. S. 67) oder seinem Kinde (Myth.

III, 443) u. dgl. Finden wir so die Vorstellung von *Wodes* oder dem *wütenden Heere* über die ganze germanische Welt verbreitet, steht dann ihr enger Zusammenhang mit Wôdan fest, lässt sich dieser aber als Mittelpunkt des Kultes nur in einzelnen Gegenden Germaniens erweisen, während andere von Haus aus davon nichts wissen, so liegt hierin der Schlüssel zum Verständnis des Gottes. — Wie jene Vorstellungen vom wütenden Heere sich schon im Mittelalter nachweisen lassen (Myth. II. 766), so finden wir auch in altnordischen Quellen Überreste der Verehrung Wôdans als alten Windgottes. Wir haben uns hier in erster Linie an die volkstümlichen Sagas zu halten, und hier zeigt sich Óđin z. T. anders als in der Dichtung, wenn auch diese noch sehr oft seinen natürlichen Ursprung zeigt. Zunächst ist seine ganze Erscheinung dieselbe wie in den deutschen Sagen. Er eilt daher auf seinem weissen, achtbeinigen Rosse *Sleipnir*, das nach jungem Mythus vom Hengst Svađilfari mit Loki als Stute gezeugt ist (SnE. II. 179; *album flectat equum* Sax. I. 107), eine hohe Gestalt mit langem, weissem Barte, umhüllt von einem weiten dunkeln oder gefleckten Mantel, unter dem er seine Schützlinge durch die Lüfte trägt (Saxo I. 40), auf dem Haupte einen breitkrämpigen Hut, den er oft tief ins Gesicht hereindrückt, sodass man von diesem nichts sehen kann. Bald erscheint er blind, bald aber auch einäugig, eine Vorstellung, die die durch die Wolken durchbrechende Sonne erzeugt haben mag, denn auf den Wolken fährt der Sturmgott daher. So erscheint er überall in der alten Volkssage als derselbe; eine Reihe seiner Namen hat in dieser äusseren Erscheinung ihre Wurzel: er heisst *Hárbarđr* d. i. Graubart, *Síđskeggr* und *Síđgrani* der Langbart, *Grani* der Bärtige, *Hǫttr* der Hut, *Síđhǫttr* der Schlapphut, *Grímr* und *Grímnir* der Verlarvte. Natürlich findet sich diese Auffassung auch im Liede: auf Sleipnir reitet er nach Niflhel (Vegtkv. 2); als der blinde Gast fragt er in seinem Rätselstreite König Hreiđrek, wer das Paar wäre, das zum Thing reite, mit drei Augen und zehn Füssen und einem Schwanze und über die Lande streiche, worauf Heiđrek antwortet, dass es Óđin auf Sleipnir sei (Hervarars. Bugge 262), dem trefflichsten aller Rosse. Einst lässt er bei einem Schmiede sein Ross beschlagen und schwingt sich, nachdem er sich als Óđin zu erkennen gegeben hat, mit ihm über einen sieben Ellen hohen Zaun und verschwindet in der Luft (FMS. IX. 175 f.) Das ist dasselbe Pferd, um welches Starkader im Lübecker Schwerttanzspiele den Gott bittet (*Hellige Wode, nû lên mi dîn pêrd* ZfdA. XX. 13). Als Windgott ist natürlich Wôdan-Óđin weit gewandert, er ist der unermüdliche Wanderer, der *viator indefessus* (Saxo I. 128); er heisst daher *Gangleri* 'der Wanderer', *Gangráđr* 'der Wegwalter', *Vegtamr* 'der ‚Weggewohnte' u. dgl. Zu Frigg sagt er selbst, dass er viel umher gefahren sei (Vafþr. 3), wie er auch dem Vafþrúđnir entgegnet, dass er lange unterwegs gewesen sei. Daher nennt ihn noch Snorri in der Heimskr. 'weitgereist' (*víđfǫrull* 5[6]), ja schreibt ihm sogar wie in der Edda dem Freyr das Schiff *Skíđblađnir* zu, die Wolke, die dem Sleipnir entspricht (Heimskr. 8[16]). Wôdan-Óđin gleicht hierin dem indischen *Vâta*, dem Immergeher, Immerwanderer (Schwartz, Poet. Nat. II. 70 f.). Als Windgott besitzt Wôdan-Óđin auch die Proteusnatur wie kaum ein anderer Gott: alle möglichen Menschen- und Tiergestalten nimmt er an. Bald erscheint er als Knecht, der sich als Erntearbeiter verdingt, bald als Fährmann, der den toten Sinfjǫtli über den Sund schafft; in Schlangengestalt gelangt er zur Gunnlǫđ, als Adler entführt er ihrem Vater den Dichtermet. — Neben dieser altgermanischen Gottheit, die sich im Winde offenbart und im Grunde nur die Personifikation des Windes ist, erscheint aber der nordische Óđin auch als Herr des Windes und des mit diesem im engsten Zusammenhange stehenden Wetters. So rufen ihn die Isländer um günstigen Fahrwind an (FMS. II. 16), denn er giebt solchen

den Männern (Hyndl. 3); nach der Heimskringla beruhigt er die Wellen und lenkt die Winde, wohin er will (8 [16]). Ein Beispiel dazu findet sich schon in den alten Liedern von Sigurđ. Als dieser mit seinem Heer sich auf der See befindet, um Vaterrache zu nehmen, hat sich heftiger Sturm erhoben. Da erscheint auf einem Bergvorsprunge Óđin, und sobald dieser auf einem der Schiffe Aufnahme gefunden hat, legt sich das Wetter (Regm. 16 ff.). Weil er über das Wetter herrscht, heisst er *Vidrir* (FMS. X. 171), und der Runenkenner des Ljódatal hat ihm abgelauscht, wie man Wind und Wellen beruhigen kann (Háv. 152). Und wenn der Sturm dahersaust, da zürnt Óđin (Fas. I. 501), da wird er zum *Yggr*, zum Schrecken der Menschen.

In seiner Erscheinung als Windgottheit müssen dann auch die Tiere, die ihn begleiten, die Gegenstände, die ihm eigen sind, ihren Ursprung haben. Wie dem wilden Jäger oder dem Wode eine Schar Hunde folgt, wie in der schwedischen Odensjagd den König ebenfalls zwei Hunde begleiten, so finden sich in der Umgebung des altschwedischen Gottes die beiden Wölfe *Geri* d. i. der Gierige und *Freki* der Gefrässige (Grimn. 19). Ein Sinnbild der bewegten Luft sind auch die Raben *Hugin* d. i. Gedanke und *Munin* 'Gedächtnis', deren Namen schon ganz in die Zeit später dichterischer Reflektion fallen. Tagtäglich fliegen sie über die Erde und bringen Óđin Nachricht aus allen Gegenden (Grimn. 20): ein ganz junger nordischer Zug, als schon aus dem beweglichen Luftgotte ein allgebietender Herrscher nach Weise der norwegischen Könige geworden war, dem aber dasselbe Naturbild zugrunde liegt, wie in dem neuisländischen Volksliede, wo es heisst:

Und die Raben jagte der Sturmwind,
Und der Sturmwind rauschte dahin auf den Wolken. (Z. f. vergl. Litt. 1878.)

In seiner Hand trägt Óđin den Speer *Gungnir*, einst von Zwergen, den Ívaldissöhnen, gemacht und von Loki dem Gotte gegeben (SnE. I. 342). Es ist der Blitz, den der Gott aus dunkler Wolke hervorschleudert. In der Volkssage tritt diese Waffe zurück, da man hier Óđin weniger als einen Gewittergott kennt. Überhaupt war dieser Speer schon ziemlich zeitig in seiner ursprünglichen Bedeutung vergessen: er war zum Symbol des Schlachtengottes geworden, der an der Schlacht selbst Teil nahm und seinen Speer nach den Gegnern seines Schützlings schleuderte. So lehrte er selbst König Eirik den Speer über seine Feinde schwingen und ihnen die Worte zurufen: 'Óđin hole euch alle' (FMS. V. 250). — Der Aufenthaltsort des Wôdan-Óđin als Windgott sind die Berge oder die als Berge gedachten Wolken, die ja mit jenen überall zusammenfliessen (Roscher, Hermes 20 f.). Aus den Bergen scheint der Wind zu kommen, nach den Bergen scheint er zu gehen. Er nennt sich selbst den 'Alten vom Berge' (Regm. 18); Skalden nennen ihn *fjallgautr* oder *fjallgeigudr* 'Felsengott'. Über ganz Deutschland, England, Skandinavien sind Wodansberge weit verbreitet (Myth. I. 126 f.. Kemble, die Sachsen I. 280). Óđin gleicht hierin dem im Berge geborenen Hermes. Kommt doch auch der wilde Jäger der deutschen Volkssage meist aus den Bergen, zumal aus dem Venusberge.

Aus dieser alten Vorstellung des Windgottes haben sich all die anderen göttlichen Seiten des Wôdan-Óđin entwickelt. Diese Weiterentwicklung ist zum Teil lokaler Art; sie muss im Hinblick auf das Zeugnis des Tacitus schon in der vortaciteischen Zeit liegen. Nur seine Auffassung als Totengott scheint schon der gemeingermanischen Periode anzugehören: sie ist entstanden aus der Vermischung alten Seelenglaubens mit jüngerem Götterglauben: da das Heer der Seelen im Winde daherfuhr, wurde der Windgott der Herr dieses Heeres.

§ 56. Wôdan-Óđin als Totengott. Nach der Vorstellung unserer Vorfahren lebten die Seelen der Verstorbenen, die dem Lufthauche glichen und sich im Winde offenbarten, bald in Bergen, bald in Sümpfen und Teichen. Da man aber auch von Wôdan annahm, dass er im Berge weile, wenn Luftstille war, da man auch seine Existenz aus dem Heulen des Sturmes wahrnahm, so brachte man die Toten auch mit ihm in engen Zusammenhang: in der stürmischen Luft, namentlich während der Zwölfnächte, glaubte man ihn mit der Schar der Gestorbenen daherfahren zu sehen. Diese Vorstellung von Wodan war namentlich in Norddeutschland zu Hause, wie schon der Name *Helljäger* für den Führer der wilden Jagd lehrt (Nordd. S. 275, Westph. S. 300 u. öft.). Aus dem Mythus vom Verweilen des Gottes im Berge entwickelte sich die Vorstellung von Valhǫll und seinen Bewohnern, die nichts anderes als ein nordisches Gegenstück der vielen Sagen vom bergentrückten Kaiser ist. So wird in der Yngl. s. erzählt, dass König Svegđir sich aufgemacht habe, Óđin in Godheim zu besuchen. Da sei er an ein Gehöft gekommen, 'at Steini' genannt, weil es ein grosser Stein war. Hier stand ein Zwerg in der Thüre und forderte den König auf einzutreten, wenn er Óđin besuchen wolle. Svegđir thut es, aber alsbald schliesst sich der Stein und der König wird nimmer gesehen (Heimsk. 12/13). Hier zeigt sich noch klar der natürliche Hintergrund der poetisch ausgeschmückten Valhǫll. Diese ist ursprünglich nichts anderes als das Totenreich, und im Zusammenhange hiermit steht auch Óđins Name als *Valfađir* oder *Valgautr* d. i. Totenvater, Totengott. Noch heute leben Spuren dieser alten Vorstellung vom Totengotte Óđin im Norden fort: Der Halleberg in Vestergötland in Schweden heisst auch Valehall, in seiner Nähe hat sich früher eine Odinsquelle befunden. (Rietz, Sv. dial. 789). Daher entstand der Glaube, dass man bei Óđin gasten werde, und *til Óđins fara* 'zu Óđin fahren' ist eine geläufige Wendung für 'sterben'. Vor allem gehören ihm die Gehängten, woher er die Namen *Hangagođ* oder *Hangatýr* oder *dróttinn hanga* führt; so ist er auch *valdr galga* d. i. Herr der Galgen, wie er auch unter diesen besonders gern verweilt (Heimskr. 8), was ganz der deutschen Volkssage entspricht, dass sich einer erhängt habe, wenn starker Wind weht. Seine vollste Entwicklung erhielt dann dieser Valhǫllglaube in der Winkingerzeit, wo das ältere Totenreich zu einem Kriegerparadiese wurde (PBB XII. 221 ff.). Als Totengott erscheint Óđin auch als Ferge: so nimmt er Sigmund seinen toten Sohn Sinfjötli ab und fährt ihn hinaus ins Meer (Frá dauđa Sinfj.). Erscheint er aber als Totengott, so war es nur noch ein Schritt, dass er auch zum Gott des Todes und Herr über das Leben der Menschen wurde. Als Schlachtengott erwählt er sich seine Opfer, und seine Begleiterinnen, die Valkyren, haben die Aufgabe dieselben zu fällen. Gegen Opfer verlängert er König Aun von Schweden das Leben und verspricht ihm, dass er immer leben solle, solange er ihm den Zehnten gäbe (Heimskr. 22). Starkađr verdankt ihm sein langes Leben, den Haddingus entreisst er dem Untergange und stärkt ihn mit erfrischendem Nasse; ja selbst Tote vermag er wieder zum Leben zu bringen (Heimskr. 8[22]). Die letztere Auffassung Óđins als Herr über Leben und Tod lässt sich nur bei den Nordländern erweisen, während er bei den anderen germanischen Stämmen nur als Führer oder Herr der Toten nachweisbar ist.

§ 57. Wôdan-Óđin als Gott der Fruchtbarkeit. Der Wind gilt als Bringer der Fruchtbarkeit. 'Viel Wind viel Obst' sagt eine alte Bauernregel, und 'ohne Wind verscheinet das Korn'. Mit dieser alten Auffassung hängt es zusammen, dass der Windgott Fruchtbarkeit bringe. Das Volk im Aargau freut sich, wenn das Guetisheer schön singt, denn dann giebts ein fruchtbares Jahr (Rochholz I. 91). Ist aber das Getreide gehauen, dann will man

sich auch dem Gotte dankbar erweisen. Fast überall in germanischen Gauen lässt man auf dem Felde noch ein Ährenbüschel stehen; das gehört dem *Waudlgaul* oder *Waudlhunde*, wie der Baier zu sagen pflegt (Myth. III. 59), oder auch dem heiligen *Oswald*, der in Süddeutschland oft an Stelle des Windgottes trat. Der Norddeutsche lässt die letzten Halme 'dem *Woden* für sein Pferd'; ebenso lässt der Schwede für Odens Pferde die letzten Halme; in Mecklenburg rief man daher: '*Wode, Wode, hale dinem rosse nu voder*'. Diese letzte Garbe, die dann oft selbst den Namen *erntewôd* führt, wird hier und da auch umtanzt und das Gelage, das sich an den letzten Schnitt anschliesst, heisst das *Wodelbier* (Myth. I. 128 f.). In der Mark lässt man ein Büschel stehen und nennt dies *Vergodendeelsstruuss* d. i. der Strauss des Anteiles, den Frô Wodan hat, wie dann auch das Erntefest selbst den Namen *Vergodendel* führt (Kuhn, Märk S. 337 8).[1] Oft wird dieses Halmbüschel mit Blumen geschmückt. Ganz ähnliche Gebräuche finden wir in Deutschland überall. Im Schaumburgischen schlägt man beim Erntebier mit den Sensen zusammen und ruft dazu *Wôld, Wôld!* Und wo dies nicht geschieht, gedeiht im folgenden Jahre weder Obst noch Korn (Müller, Altd. R. 119). Nach dem färöischen Lokkatáttur besitzt ferner Óðin die Kraft, ein Getreidefeld in einer Nacht wachsen zu lassen (Hammersh. 10). Daher baten die Nordländer den Óðin im Mittwinteropfer um guten Jahresertrag und um Gedeihen der Saat (Heimskr. 9). So zeigt sich diese Entwicklungsstufe des Wodanmythus bei vielen Germanenstämmen als eine im Volke wohlbekannte, die wohl so alt ist, als der Ackerbau bei den Germanen überhaupt.

§ 57. Wôdan-Óðin als Kriegsgott. Schon bei den ältesten nordischen Skalden finden wir das weit verbreitete und in allen Gegenden bekannte Bild, die Schlacht als das Wetter, den Hagel, den Regen, den Sturm, das Thing Óðins zu bezeichnen, wie auch als Schwertregen, Speerwetter, Lanzensturm udgl. In diesen dichterischen Bezeichnungen zeigt es sich noch klar, wie die Auffassung von Óðin als Schlachtengott aufs engste mit seiner ursprünglichen Windnatur zusammenhängt: der Sturm in der Luft war den nordischen Dichtern ein Bild des Kampfes auf der Erde, und wie der Windgott jenen leitete, so nahm er natürlich auch an diesem teil. *Wodan id est furor* sagt Adam von Bremen (Lib. IV. Kap. 26), *bella gerit hominique ministrat virtutem contra inimicos.* Auch hier scheint der ganze Mythus in seiner vollen Entwicklung klar vor Augen zu liegen. Der im Sturme daherbrausende Gott muss natürlich in erster Linie selbst Krieger sein. Im Waffenschmucke schmückte er daher den Tempel zu Upsala. *Sculpunt armatum sicut nostri Martem* sagt derselbe Adam von Bremen; *armipotens* nennt ihn Saxo und sagt von ihm, dass er '*usu bellorum callere*'. Auch die nordischen Lieder wissen ihn mit trefflichen Waffen ausgerüstet (*vapngǫfugr* Grím. 19), und Snorri nennt ihn einen mächtigen Heermann, der in jedem Kampfe den Sieg davon trage (Heimskr. 5). Im Zankgespräch mit Thor (den Hárbl.) rühmt er sich seiner Kriegsthaten, nennt 'Kampfheld' seinen Gesellen, wie er auch dem Sigurd gegenüber seiner Kämpfe gedenkt. Als Führer der Scharen im Kriege heisst er Heervater oder der Heerfrohe (*Herfaðir, Herjan, Herteitr* udgl.). Nach späterem Mythus geht überhaupt auf ihn der erste Krieg zurück: als die Vanen die durch das Gold unheilstiftende Gollveig zu den Asen geschickt hatten, da schleuderte Óðin den Speer nach ihr, und hierdurch war der Anfang aller Kämpfe gemacht (Vsp. 21 f.). Und wie er den Krieg in die Welt gebracht hat, so regt er ihn immer und immer wieder an: er erregt

[[1] Vergodendel hat nichts mit Wodan zu thun, sondern heisst 'för goden Deel' = Vergütung für schwere Erntearbeit. Knopp, Z f. Volkskunde III. 41 ff.]

Streit unter Verwandten (Helg. Hu. II. 33) und verbietet diesen (Fas. I, 145); er spornt Harald Hildetǫnn an zur Schlacht, in der dieser fällt (Saxo I. 363); er nimmt im Kampfe selbst Partei wie die homerischen Götter (Herv. B. 283[9]. 284[1]). So ist er der oberste Leiter aller kriegerischen Unternehmungen: als der gewaltigste aller Krieger muss er natürlich auch den Sieg in seinen Händen haben, wie er auch die Seinen mit siegbringenden Waffen aussteuert (Hyndl. 23). So heisst er *Sigfadir* oder *Siggautr* u. ähnl. Er herrscht über den Sieg der Männer (Ftb. I, 388), leiht dem Dag seinen Speer (Helg. Hu. II. 27 f.), bestraft Brunhild, weil sie gegen seinen Willen den Sieg verliehen hat (Helr. 8 f.). Von Loki wird dem Gotte u. a. vorgeworfen, dass er ungerecht den Sieg gespendet habe (Loks. 22). Sigtún heisst im Hinblick auf diese Thätigkeit Óđins Burg (SnE. II. 253). Daher opfern ihm die Fürsten und bitten ihn um Sieg: Haralds Vater Hálfdan opferte ihm, während der Sohn dem Thor opferte (FMS. X. 178); Eirikr weiht sich ihm selbst (FMS. V. 250); Harald Hilditǫnn verspricht ihm alle Gefallenen, wenn er den Sieg über König Hring davontrage (Fas. I. 380). Hierdurch wird Óđin aber namentlich der Gott der Krieger, vor allem der Fürsten, die von ihm ihre Herkunft ableiten, wie er sich im Harbarđslied nennt, wie es in der Gautrekssaga von ihm heisst, dass er nichts mit Knechten zu thun haben wolle (Fas. III. 8). Es liegt nahe, gerade diese im Norden so ausgeprägte Thätigkeit Óđins dem Dichterwirken in der Umgebung Haralds und seiner Nachfolger zuzuschreiben. Ihre volle Entfaltung mag sie hier wohl auch erreicht haben, allein die Wurzel dazu gehört entschieden dem südgermanischen Norden an. Schon Paulus Diaconus kennt Wôdan als Siegesgott, indem er erzählt, dass die Wandalen Wôdan um Sieg über die Winiler gebeten hätten, und dass derselbe den Sieg demjenigen Volke versprochen hätte, welches er nach Sonnenaufgang am folgenden Morgen zuerst sähe (Hist. Lang. I. 8). Ebenso setzen die Stammtafeln der angelsächsischen Könige, die fast alle ihre Herkunft von Wôdan ableiten, eine Verehrung dieses Gottes als Kriegs- und Siegesgottes voraus, wie auch in Æđelveards Chronik geradezu gesagt wird, dass man Wôdan '*victoriae causa sive virtutis*' geopfert habe (Kemble, Die Sachsen I, 276). Diese Wodansverehrung müssen Sachsen und Langobarden mit aus ihrer niederdeutschen Heimat gebracht haben, da bei beiden die Mythen hier einsetzen. Dadurch steht für die Zeit der Völkerwanderung eine Wodansverehrung fest, die ganz der Verehrung des Óđin an den nordischen Königshöfen entspricht. Allein diese Verehrung lässt sich bis zur Taciteischen Zeit hinauf verfolgen: wenn nach der Römer Bericht in Nordwestdeutschland dem Mercurius als dem höchsten Gotte Menschenopfer gebracht worden sind (Germ. 9), so setzt dies eine Verehrung dieses als Kriegsgottes voraus. Seit wann aber dieser Gott in jenem Teile Germaniens diese Rolle gespielt hat, lässt sich nicht entscheiden, doch mögen die letzten Jahrhunderte vor oder die ersten nach dem Beginn unserer Zeitrechnung dem rechten Zeitpunkt nicht fern liegen.

§ 59. Valhǫll. Valhǫll ist von Haus aus nichts anderes als das Totenreich; es deckt sich mit dem Reiche der Hel oder dem Nobishaus altdeutscher Quellen. Dieses Totenreich trat in engste Beziehung zu dem zum Totengotte gewordenen Windgotte, dieser wurde Herr von Valhǫll. Als dann in der Wikinger Zeit der Krieger sein Leben nach dem Tode in ähnlicher Weise wie auf Erden fortsetzen wollte, da wurde Valhǫll zu einem herrlichen Kriegerparadiese, in dem gekämpft und gezecht wurde, in dem Kampfjungfrauen den Becher und das Horn reichten, in dem Óđin das Regiment führte, zu dem allein der in der Schlacht gefallene Kämpe gelangen konnte. Ob wir ausserhalb des skandinavischen Nordens ähnliche Vorstellungen von einem Wôdansreiche nach dem Tode gehabt haben, lässt sich nicht erweisen, doch machen es die vielen Sagen von den

bergentrückten Kaisern, die im Grunde auf denselben Vorstellungskreis zurückgehen, wahrscheinlich. Auch im Norden ist diese Vorstellung nur einseitig ausgebildet; wir finden sie nur bei den Skalden, nicht aber im eigentlichen Volksglauben. Hier scheint Valhǫll nichts anderes als das Totenreich geblieben zu sein, in das alle gelangen, ganz ähnlich der Behausung der Hel. Neben diesem treffen wir die herrlich ausgestattete Valhǫll, wie sie uns die Grimnismál vor allem entwerfen. Als herrliche Burg schildert sie der Dichter, in der Óðin mit den im Kampf gefallenen Recken lebt, die am Tage kämpfen, des Abends aber zechen. Daher hat sie irrige Auffassung zum Víngolf d. i. Weinhalle (PBB. XIV. 369 ff.) gemacht. Sie liegt in *Gladheimr*, 'der Welt der Freude' (Grim. 8). Ihr Dach ist mit Gold bedeckt, daher heisst sie die Goldglänzende. Ein Wolf hängt am westlichen Thore, darüber schwebt ein Adler, das Wappenschild des Herrn, der ja selbst den Namen Ǫrn d. i. 'der Adler' führt. Das Innere ist nach echter Kriegerweise ausgeschmückt: Speere und Schilde hängen an den Wänden, Brünnen bedecken die Bänke (Grim. 9. 10). Sie besteht aus vielen Hallen, und durch mehrere hundert Thüren gehen die Einherjer aus und ein. Nach aussen ist sie durch das Thor *Valgrind* und den Fluss *Valglaumr* abgeschlossen. Auf dem Dache der Burg weidet die Ziege *Heidrún*, aus deren Eutern den Einherjern der Met zuströmt. Sie frisst vom Baum *Læráðr*, der sich vor der hohen Halle erhebt. Misverständnis hat ihr den Wolkenhirsch *Eikþyrnir* zugesellt, dessen Geweihe der Regen entströmt (Grim. 25 ff.). Hier thront Óðin wie ein König, zu Füssen seine beiden Wölfe *Geri* und *Freki*, auf den Schultern seine Raben *Huginn* und *Muninn*, die ihm alltäglich schon vor Frühstück Kunde von dem bringen, was sich auf der Welt zugetragen hat. Wir sehen hierin schon die volle Vermischung des Toten- und Himmelsgottes. Natürlich ist er in erster Linie von den andern Göttern und Göttinnen umgeben. Daneben aber weilen bei ihm die *Einherjer* d. i. ausgezeichnete Kämpfer, denn mit der Ausbildung der Valhǫll als Kriegerparadies war zugleich die Ansicht entstanden, dass nur Schlachtentod den Eintritt in Valhǫll erwerben könne. Unzählig sind die Scharen der Einherjer, die tagtäglich aus den 540 Thoren ausziehen, um sich am Kampfe zu erfreuen. Zurückgekehrt harrt ihrer treffliche Kost und guter Trank: *Andhrimnir*, der Koch, führt der Dichter der Grimnismál aus, hat im Kessel *Eldhrimnir* den allabendlich sich verjüngenden Eber *Sæhrimnir* gebraten, dessen Fleisch die Kämpfer geniessen wie Óðins Wölfe, während Óðin nur vom Weine lebt. Valkyren kredenzen den Helden das Horn wie beim königlichen Julfeste. Sie sendet auch Óðin aus, die Helden, namentlich Könige, in seine Genossenschaft zu entbieten (Hákonarm. 1), während alte Sagenhelden wie Sigmund. und Sinfjǫtli (Eiríksm.) oder Hermóðr sie in Empfang nehmen. Ihr Weg geht durch die *Valgrind*, das Totenthor, das in Anlehnung an die *Hel-* oder *Nágrind*, das Helthor, entstand; es schliesst sich, sobald der Tote im Bereich der Burg ist.

Es ist früher darauf hingewiesen worden, wie die Valkyren, von Haus aus selbständige mythische Wesen, durch die Erhebung Wôdan-Óðins zum Toten- und Schlachtengott mit diesem in engsten Zusammhang gekommen sind. Sie erscheinen als *drós*, *meyjar*, *nǫnnur Óðins* oder *Herjans*. Als solche führen sie des Gottes Befehle aus. An seiner Stelle stehen sie seinen Schützlingen bei und verhelfen ihnen zum Siege. So entsandte Óðin einst die Sigrdrífa, dass sie dem alten Hjalmgunnar den Sieg bringe. Allein diese stand seinem Gegner, dem jungen Agnar bei und fällte jenen. Zur Strafe stach sie Óðin mit dem Schlafdorn und verstiess sie aus dem geweihten Verbande der Valkyren, indem er bestimmte, dass sie sich verheiraten solle (Sigrdr. 2). Sind so die Valkyren als Schlachtenjungfrauen in engstes Verhältnis zu Óðin ge-

treten, so werden sie auch dessen stete Begleiterinnen. Als Óđin zum Leichenbrande seines Sohnes Baldr ritt, wurde er von seinen Raben und den Valkyren begleitet, wie Ulfr Uggason in Óláfs neuer Halle sah (SnE. I. 238). Vor allem aber sollen sie die gefallenen Helden nach Valhǫll führen. »Gǫndul und Skǫgul sandte Gautatýr (d. i. Óđin) die Königin zu kiesen, wer von Yngvis Geschlecht zu Óđin kommen und in Valhǫll sein solle« beginnt das Loblied Eyvinds auf den gefallenen Hákon aus dem 10. Jahrh. (Carm. norr. 16). In dieser Thätigkeit finden wir sie bei den späteren Skalden ziemlich oft. Und haben sie die gefallenen Helden nach Valhǫll gebracht, dann reichen sie ihnen hier am Abend bei frohem Zechgelage das Methorn.

So war das nordische Kriegerparadies durch Dichterphantasie prächtig ausgeschmückt und wohl geeignet, die Lust zum Kampfe, aus der es selbst hervorgegangen war, zu mehren und zu wecken. Und deshalb finden wir diese Dichtung namentlich am Königshofe, bei den Jarlen und unter den Kriegern. Hier war es ja auch vor allem, wo man Óđin als Kriegs- und Siegesgott verehrte, wo ihm zum Preise die Skalden sangen, wo man sich nach seinen Behausungen sehnte. 'Óđin hat die Jarle (d. i. die Fürsten), Thor die Bauern' lässt der Dichter der Hárbarđsljóđ Óđin selbst als verkappten Fergen ausrufen, und Saxo hebt hervor, dass die nordischen Könige ihn vor allem verehrt hätten (I. 42). Als Schützling der Fürsten erscheint er dann auch in den nordischen Sagas ziemlich oft. An den Königshöfen werden ihm Opfer gebracht und Feste gefeiert; hier gilt ihm der erste Trunk aus dem Horne als dem, der Sieg und Macht gewährt. Durch seine Raben verkündet dann der Gott, dass er das Opfer gnädig aufgenommen habe (Heimskr. 145).

Mag nun die Ođinsverehrung nach dieser Seite hin an den nordischen Königshöfen auch ihre höchste Entfaltung erlangt haben, so ist es doch nicht wahrscheinlich, dass sie hier ihre Wurzel hat. Wenn nach ags. Sage Hengist und Horsa unter seiner Leitung nach der neuen Heimat geführt werden, wenn angelsächsische wie nordische Fürsten ihre Abkunft von ihm ableiten, wenn er als Schirmherr der fränkischen Welsungen erscheint, so spricht alles dafür, dass auch die Wurzeln dieses Vorstellungkreises aus Norddeutschland nach dem skandinavischen Norden gekommen sind. Und wenn er in der dänischen Sagengeschichte gerade so ausgebildet ist wie im norweg-isländischen Lied, so ist hierdurch wieder der Weg gezeigt, den der Ođinskult gegangen ist.

§ 60. Óđin als Gott der Weisheit und Dichtkunst. In den nordischen Quellen erscheint Óđin ferner als Vertreter alles höheren geistigen Lebens. Eine Fülle Wissen stand ihm zu Gebote, das er zum Nutzen der Asen verwandte oder seinen Verehrern spendete oder vielkundigen Riesen und Fürsten gegenüber an den Tag legte, wie dem Riesen Vafþrúđnir (Vafþr.) oder dem König Heiđrek (Herv. S. 235 ff.) oder dem jungen Königssohne Agnar, den er alle möglichen mythologischen Dinge lehrt (Grim.). Namentlich zeigt er sich als Herr der übernatürlichen Kräfte; er lehrte Zauber und Bannkraft und war Finder der Runen, die dieses bergen. Zum Zauber aber gebrauchte der Germane den epischen Vers, und so finden wir denn Óđin als Herrn der Dichtkunst, und die Dichter verehrten ihn als den Hüter des Dichtermetes und als ihren Schutzpatron, von dem sie die Kraft der Dichtung erhielten.

Mehrere nordische Mythen berichten uns, wie der Gott in den Besitz der Fülle solcher Weisheit gelangt ist. Elbischen Wesen verdankt er nach einem dieselbe, dem Zwerge *Þjóđrerir* (Háv. 160), dem bejahrten Männlein im Hügel der Erde (Hárb. 44), nach anderem aber dem vielkundigen Mimir, dem alten Elben germanischen Volksgeistes, der im Steinhügel wohnt wie im Wolkenberge oder Meere, der die Kunst des Schmiedens lehrt und selbst vortreffliche

Schwerter schmiedet, der am Weltenbaume den Weltengeist bewacht, und von diesem dem zum Himmelsgott gewordenen Óðin spendet.

Wie Óðin der Welt das Leben giebt, so gewährt Mimir durch ihn Geist und Verstand. Beide sind einen unzertrennlichen Bund eingegangen. Schon die ältesten Skalden nennen Óðin Mimirs Freund. Der Urquell aller Weisheit und alles Wissens sind aber dem alten Germanen die Gewässer, namentlich die himmlischen. Ihrer aller ist Mimir Herr, und so erklärt sich der schöne Mythus, dass Óðin tagtäglich zu diesem Wesen geht, um neue Weisheit von ihm zu erlangen, wie er aber dafür sein Auge, d. i. die Sonne, zum Pfande einsetzt: die im Meer oder hinter den Wolken verschwindende Sonne mag den Mythus haben entstehen lassen. vgl. § 44 (Uhland Schr. VI. 197 ff. DAK. V. 99 ff.). Ganz ähnlich ist der Mythus, wie einst die Asen zu den Vanen den Hœnir als Geisel geschickt, diesem aber den Mimir beigesellt hatten, damit er ihm in allem mit Rat und That zur Seite stehe (Heimskr. 5 f.); hier wie dort haben wir das schöne Bild, dass alles höhere Leben erst dann entsteht, wenn sich mit der Sonne als dem Auge des Himmelsgottes das Weisheit und Zukunft bergende Nass verbindet.

In den gleichen Vorstellungskreis gehört auch der Mythus von Óðin und Saga, der jungen Personifikation historischer Kunde. In *Søkkvabekk* d. i. 'Sinkebach', wo kühle Wogen rauschen, trinken beide Götter tagtäglich froh aus goldenen Schalen (Grim. 7). Hier erhielt der Gott Kunde von vergangener Zeit, die er im Rätselstreit zwischen ihm und dem Riesen Vafþrúdnir oder dem König Heidrek an den Tag legt. —

Einst kommt der Skalde Egil zu einem Bonden, dessen Tochter schwer darniederliegt. Er erfährt, dass man Runenzauber angewendet habe, dass das Mädchen aber kränker geworden sei. Sofort untersucht er das Lager und findet, dass die in einen Fischkiemen eingegrabenen Runen falsch seien; er schabt sie ab, gräbt neue ein und nach kurzer Zeit ist das Mädchen wieder hergestellt. Dieser Runenzauber zur Beseitigung von Krankheit war im heidnischen Norden allgemein; auch ihn schrieb man wie alle Runenweisheit dem Óðin zu. In den Hávamál lässt der Dichter den Gott selbst erzählen, wie er in den Besitz dieser gelangt ist:

Ich weiss, dass ich hing an windigem Baume,
Neun ganze Nächte,
Mit dem Speere verwundet, dem Óðin geweiht,
Ich selbst mir selbst.

Nicht reichte man mir Speise noch Trank,
Forschend spähte ich nieder.
Ich nahm herauf die Runen, laut schreiend,
Dann fiel ich herab vom Baume.

Da begann ich zu gedeihen und weise zu sein,
Und zu wachsen und mich wohl zu befinden;
Wort mir vom Worte das Wort suchte
Werk mir vom Werke das Werk.

So kam Óðin in früher Jugend zu den Runen. Durch diese aber wurde er zum Herrn aller geheimen Kräfte, vor allem zum Arzte, der durch die Beschwörungsformel die Krankheit beseitigt. So erscheint er im Merseburger Spruche, wo er das gelähmte Ross heilt. Nach Saxo erscheint er dem kranken Sivard und verspricht ihn zu heilen, wenn er ihm alle, die er fällen werde, weihe (I. 446). Daher verdanken die Menschen Óðin die Heilkunst (Fas. III. 237). *Rún* heisst 'Geheimnis, geheimes Zeichen', und dieser geheimen Zeichen bediente man sich, um Unangenehmes zu bannen, Erwünschtes herbei-

zurufen oder um durch sie die Zukunft zu erfahren. Hier bedurfte es des Verständnisses der Zeichen, dort der Kenntnis, die glück- oder unglückwirkenden anzuwenden und zu ordnen, damit durch sie Geister oder eine Gottheit wirkte. Dieser Runenzauber muss bei den Germanen uralt sein, denn die ältesten Schriftsteller, die über germanische Dinge schreiben, erwähnen ihn. Die Zeichen selbst können mit denen nicht übereinstimmen, die wir heute unter dem Namen Runen kennen und in denen wir eine grosse Reihe von Inschriften besitzen. Diese Schriftrunen sind erst in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung dem spätlateinischen Alphabete nachgebildet, während der Losrunen schon Cäsar (Bell. Gall. I. c. 50) Erwähnung thut. Doch scheinen diese mit der Zeit von jenen abgelöst worden oder wenigstens mit ihnen verschmolzen zu sein. Jenes lehren auch die mit *rún* gebildeten Feminina und andere Runennamen die wir in dem Runenfuthark nicht besitzen. Unsere hauptsächlichsten Quellen der Kenntnis des Runengebrauchs sind ein Teil der Hávamál (V. 144 ff.), wo ein Þulr auskramt, was er alles infolge seiner Runenweisheit vermag, und die Sigrdrífumál, wo die von Sigurd erweckte Valkyre Sigdrífa ihren Liebling die rechte Benutzung dieser geheimen Zeichen lehrt. (Vgl. Uhland Schr. VI. 225 ff. v. Liliencron und Müllenhoff, Zur Runenlehre. Halle 1852). So sehen wir Óđin nicht nur als Finder der Runen, sondern auch als Lehrer derselben. Natürlich hat er sie auch selbst gebraucht wie die Menschen. Er sprach über Mimirs Haupt den Zauber, dass es nicht in Fäulnis übergehe (Heimskr. 6), er sang den Totenzauber, um die Vǫlva aus dem Grabe hervorzubringen (Vegt. 4), er singt den Liebeszauber, um Frauen ihren Männern abspenstig zu machen (Hárb. 20), er schlägt die Rinda mit der mit Runen versehenen Zauberrute, als sie ihm nicht nach Willen sein will, sodass sie wahnsinnig wird (Saxo I. 126). Daher führt Óđin den Namen *galdrsfađir* 'Vater des Zaubers'; er wird 'vielkundig' genannt (FMS. II. 138. Heimskr. 6 [21]). Daneben erscheint er auch als *forspár* 'einer der die Zukunft voraussieht' (Heimskr. 6). Saxo nennt ihn *Uggerus vates* (I. 238), und nach demselben Schriftsteller besass sein Günstling Harald Hyldetand Othins Prophetengabe (I. 361). Noch heute heisst er nach der schwedischen Volkssage der '*landskuninge runokarlen och afguden rike Oden*' (Lundgr. 29). Ganz ähnlich wie die Nordländer haben auch die Angelsachsen ihren Wôdan nach dieser Seite hin gekannt: er galt ihnen als Finder der Buchstaben und als Gott aller List, oder wie der christliche Schriftsteller sich ausdrückt, aller Diebereien und Betrügereien (Kemble I. 278). Hier wie dort galt Wôdan-Óđin als Gott höherer Kultur, diese aber verdankten die Germanen in erster Linie den Römern, und wo zuerst das Runenalphabet den Germanen bekannt wurde, mag ihnen auch Wôdan zum Träger dieser damals noch geheiligten Zeichen geworden sein.

Die Runen enthalten zugleich die Stäbe, die den allitterierenden Vers binden. Jede Beschwörungs- und Zauberformel war Dichtung, hierin lag die Form, in dem geweihten Zeichen der Inhalt. Daher hängen Runenweisheit und Dichtkunst aufs engste zusammen; wer jene beherrscht, beherrscht auch diese, wer jene spendet, spendet auch diese, wer jene fand ist auch der Urquell dieser. Und so finden wir Óđin als Vater der Dichtkunst, diese als seine Gabe, den Dichter als Spender seines Trankes. Der Verfasser des Heimskringla (S. 8) geht sogar soweit, dass er von ihm sagt, er habe alles in *hendingar* d. i. in Reimen gesprochen. Mag er von Haus auch nur der Gott der poetischen Zauberformel, der *ljóđ* oder der *þula* gewesen sein, so wurde er doch auch mit der Zeit der Herr der *kvida*, des erzählenden Liedes, wie er als Nornagest und in anderen Gestalten seine Weisheit aus alten Zeiten und von früheren Geschlechtern an den Tag legt. — Ein eigentümlicher, zweifelsohne junger

und rein nordischer Mythus lässt Óđin zum Herrn des Dichtermetes werden, der in seiner jüngsten Gestalt nichts besonders Anziehendes hat. Von Haus ist der Dichtermet im Besitze der Riesen. In der Weisheit des Vafþrúđnir zeigt sich seine Wirkung. In Suttungs Sälen befindet er sich. Hierher kommt einst Óđin als *Bǫlverkr* 'Übelthäter', als des Riesen Tochter *Gunnlǫđ* den Trank bewacht. Durch Worte weiss er ihre Zuneigung zu gewinnen, erhält von ihr auf goldnem Sessel von dem herrlichen Tranke und bringt dann diesen, den *Óđrœrir* 'den zur Dichtung treibenden', nach den Wohnungen der Götter, zu denen die Riesen am andern Tag kommen und fragen, ob zu ihnen ein Bǫlverk gekommen sei (Háv. 103 ff.). Spätere Dichtung hat diesen Mythus teilweise umgestaltet und erweitert. Darnach wird die Entstehung des Metes in die Zeit des Friedensschlusses zwischen Asen und Vanen gesetzt. Beide Teile spuckten in ein Gefäss; aus dem Speichel aber schuf man das weiseste aller Geschöpfe, den *Kvásir,* den die Asen von den Vanen als Geisel erhielten. Dieser wird von den Zwergen *Fjalar* und *Galar* getötet, sein Blut mit Honig gemischt und dieser Met in den Kessel Óđrœrir und die Krüge *Son* und *Bođn* gebracht. Hiernach verdankt also der Dichtermet den Zwergen seine Entstehung, elbischen Wesen, die von Haus aus die höheren geistigen Güter besitzen. Von diesen Zwergen kommt der Met als Sühne in die Hände Suttungs, dessen Vater Gilling von jenen auf dem Meere ertränkt worden ist. Suttung übergiebt ihn der Hut seiner Tochter Gunnlǫđ, die ihn in festem Berge bewacht. — Einst kommt Óđin unter dem Namen Bǫlverk zum Riesen Baugi, dessen Knechte sich gegenseitig erschlagen haben. Er bietet ihm seinen Dienst an, der der Arbeit von neun Männern gleich kommen solle; als Lohn verlangt er einen Trunk vom Suttungsmete. Baugi geht darauf ein. Nach vollbrachter Arbeit wird der Berg, in dem Gunnlǫđ den Met hütet, durchbohrt, Óđin schlüpft in Schlangengestalt durch das Loch und wird von Gunnlǫđ gastlich aufgenommen. Drei Nächte schläft er in ihren Armen; in jeder Nacht schlürft er eins der Gefässe aus. Dann fliegt er in Adlergestalt nach Ásgarđ zurück, aber Suttung, ebenfalls in Adlergestalt, ist dicht hinter ihm. Als ihn die Asen kommen sehen, setzen sie ein Gefäss unter, in das Óđin den Met speit: das ist der Trank, den er den guten Dichtern spendet. Etwas aber fährt ihm hinten heraus, und das erhalten die schlechten Dichter (SnE. II. 295 f.).

Es darf wohl als sicher angenommen werden, dass diese Mythen, sowie die ganze Entwicklung Óđins als Gott der Dichtkunst in der Gestalt, wie ihn die Skalden schildern, ausschliesslich dem Norden angehört. Es ist die natürliche Weiterbildung der Mythen vom Gotte der Runenweisheit. Óđin war das Ideal der nordischen Dichter geworden, und diese bildeten und schmückten ihr Ideal aus, die einen mehr als ein höheres Wesen, das Abenteuer erlebt und Liebeshändel anknüpft, wie der Dichter, der ihn besingt, bei den andern aber wurde er zum gebietenden Herren, zum Götterfürsten, der erhaben über den Menschen steht und die Gabe der Dichtkunst nach Gutdünken spendet, wem er will. Weder das eine noch das andere lässt sich bei einem andern germanischen Volke nachweisen. Dagegen kannten ihn die norddeutschen Stämme bereits als Runenmeister und Gott des Zaubers, und in dieser Gestalt mag er nach dem Norden gekommen sein. [Auch im Mythus von Óđin am Galgen hat vor kurzem Bugge Christi Kreuzestod finden wollen. (Studien S. 317—420). Mich hat seine Beweisführung ebensowenig überzeugt, wie seine Darlegung des Baldrmythus. Vgl. dazu Kauffmann, PBB XV. 195—207].

§ 61. Wôdan-Óđin als Himmels- und Sonnengott. Zur Zeit, wo der Germane im Kriege das Ideal seines Lebens erblickte, war der alte Himmelsgott besonders zum Kriegsgotte geworden. In dieser Gestalt verehrten ihn besonders die suebischen Stämme zur Zeit der Völkerwanderung. In Nord-

westdeutschland dagegen hatte mit der Erhebung des alten Windgottes dieser das Gebiet des alten Himmelsgottes übernommen. Schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung muss er dies Machtgebiet eingenommen haben. Die alte Sage vom Ursprunge des Namens der Langobarden (Paulus Diaconus lib. I. c. 9) stellt dies über allen Zweifel, denn hier erscheint *Wôdan* oder *Gwodan* als Gemahl der *Frea*, die als die Geliebte schlechthin von Haus aus wohl des Himmelsgottes Frau war. Hier wird ferner von ihm erzählt, dass er alle Morgen im Osten durch ein Fenster die Erde überschaue, ein Bild des im Osten aufsteigenden Tageshimmels. Das Fenster, durch das er blickt, gleicht der nordischen *Hlidskjálf* (Skirn. 1. Grim. S. 76), von wo aus Óđin — auch einmal Freyr (Skirn. 1) — die ganze Welt überschaut. In der langobardischen Sage erwacht er noch alltäglich mit dem Tagesgrauen, das er selbst bringt, in dem nordischen Mythus ist es ein fester Sitz, von wo aus er sein gewaltiges Reich überblickt und beherrscht. Als Himmelsgott ist die Sonne sein Auge oder sein Goldhelm, den er aufsetzt, wenn er zum grossen Kampfe gegen die feindlichen Mächte reitet, die die Welt vernichten werden. Dieselbe ist auch der Ring *Draupnir* 'der Tropfer', das Werk kunstreicher Zwerge wie die anderen Symbole der Götter, von dem in jeder neunten Nacht acht gleichschwere Ringe heruntertropfen (Skirn. 21. Wislicenus, Symbolik von Sonne und Tag 40). Wir finden ihn bald im Besitze Óđins, bald in dem Freys, bald in Baldrs, und hierin zeigt sich wiederum, wo alle drei Gottheiten zusammentreffen. In Niederdeutschland führt ferner der Himmelswagen den Namen *Woenswaghen*, auf dem nach christlicher Umwandlung und zugleich mit Anspielung auf den alten Seelenglauben die Toten in das Geisterreich geführt werden.

Als Himmels- und Sonnengott stieg alsdann Óđin im Norden zum allgewaltigen, mächtigen Gott empor, zu dem die anderen Götter mehr oder weniger in enges Verhältnis treten. Einzelne Züge mögen dabei durch den Verkehr mit Christen Aufnahme gefunden haben. Er wurde bei den Skalden zum *Alfađir* (Allvater), zum *Aldafađir*, zum Vater der Menschen oder Zeiten, zum *Veratýr*, zum Gotte der Männer. Die Asen wurden sein Geschlecht. Was das menschliche Herz verlangt, darum wird er gebeten; dem einen giebt er Sieg, dem anderen guten Fahrwind oder Reichtum, dem dritten Verstand oder Redegabe (Hyndl. 3). So weiss er auch allen Reichtum verborgen (Heimskr. 8). Aus dieser Gestalt heraus hat Snorri in seiner Edda seine ganze Herrschaft in ein System gebracht. In dieser Machtfülle greift er auch in die Geschicke der Menschen ein. Offenbar ist hier alter, nationaler Óđinsglaube in seiner spätesten Entwicklung mit jungem Christenglauben zusammengeflossen, und es hält oft schwer, beide Elemente von einander zu trennen.

Auf dieser höchsten Stufe der Entwicklung wurde Óđin auch zum Schöpfer der Welt und der Menschheit. Von dieser Thätigkeit erhält er den Namen *Gautr* d. i. der Schöpfer. Jene schuf er als Bors Sohn mit seinen Brüdern Vili und Vé aus dem Urriesen Ymir. Die Spaltung des Schöpfers in die drei Brüder ist offenbar jung, vielleicht skaldisches Machwerk. Gleichwohl ist sie bereits Þjóđólf im 9. Jahrh. bekannt gewesen, da dieser im Ynglingatal Óđin *Vilja bróđir* nennt (Heimskr. 14). Vielleicht älter ist der Mythus von der Erschaffung der Menschen, die er mit Hœnir und Lođur aus Bäumen erschuf. Es ist im Mythus von der Weltschöpfung auf diesen zurückzukommen. War nun auf diese Weise Óđin zum mächtigen Himmelsgott geworden, so musste er sich natürlich auch auf doppelte Weise zeigen. Die Natur ist nicht immer die gleiche, aber der Gott war in jener späten Zeit des Heidentums immer da. Der Himmelsgott herrschte, allein er zeigte sich in der Nacht anders als am Tage, im Winter anders als im Sommer. Und so mag denn

neben dem nordischen Óðin eine zweite Gestalt entstanden sein, der Mitothinus des Saxo, Ullr und Loki der nordischen Quellen. Aber dieser Götter Ursprung war bald vergessen; namentlich wurde Loki ein Liebling der Dichtung, die bald mit ihm frei schaltete und waltete. Sie reisst ihn ob seiner winterlichen Seite aus dem Asengeschlechte los und macht ihn zum Riesen, sie verbindet ihn mit Thor und lässt ihn dessen Gefährte sein, sie schreibt ihm alles Schlechte zu und macht ihn so zu einer Gottheit, die alles Böse über Götter und Menschen bringt.

Die reichhaltigste und trefflichste Monographie über Óðin verdanken wir Uhland im 6. Bande seiner Schriften (129—426). — Wenig Wert hat Menzel, Odin. (Stuttg. 1855). — Einen hübschen Überblick giebt Wisén, Oden och Loke (Stockh. 1873).

KAPITEL XI.

LOKI. — ULLR. — HŒNIR.

§ 62. Lokis Name und Verwandtschaft. Sowohl nach Namen als auch nach seiner Erscheinung ausschliesslich Bürgerrecht in der nordischen Mythologie hat der Loki, eines der schwierigsten mythologischen Probleme, der einem entschlüpft, wenn man ihn schon fest zu haben meint, wie er selbst einst den Göttern entschlüpfte, als sie dem in einen Lachs verwandelten nach Baldrs Tode nach Leben und Freiheit trachteten. Wie bei allen Göttern hat man auch bei ihm einen physischen Hintergrund gesucht und hat ihn aufs engste mit dem ähnlich klingenden *Logi* d. i. unserem Lohe, Feuer zusammengebracht, weil ihm wiederholt eine dem Feuer ähnliche vernichtende Gewalt innewohnt, und weil Logi in junger Überlieferung als Dämon des Feuers erscheint. Dazu glaubt man auch die Doppelnatur des Loki aus der Doppelnatur des Feuers am besten erklären zu können. — Gehen wir von der unbestrittenen Thatsache seiner nordischen Heimat aus, so lehrt uns die Sprache, dass Loki nichts anders als der 'Schliesser' bedeuten kann; das Wort gehört zum Verb. *lúka* oder *ljúka* = 'schliessen, beendigen' ebenso wie *lok* 'der Schluss'. Aus der Zeit der Besiedlung Islands finden wir diesen Namen als männlichen Beinamen (*Þorbjǫrn loki* Is. S. I. 132).

Diese einzig mögliche Etymologie des Wortes lehrt, dass Loki einer ganz jungen Periode der Mythenbildung angehört, als bereits die Abstraktion als mythenbildendes Element auftrat; seinem Wesen nach mag er älter sein, den Namen gab ihm erst die späte Zeit des nordischen Heidentums. Der Bedeutung des Wortes nach ist er der Gott, der alles endet, wie ihn schon Uhland deutet (Thor S. 19), und hierin liegt seine Doppelnatur: er ist der Endiger des Angenehmen wie Unangenehmen und dadurch der Freund und Feind der Götter, und erscheint in Begleitung letzterer als das vernichtende Element. So ist er im Anfang der Zeiten mit Óðin Blutsbrüderschaft eingegangen, so ist er Thors Begleiter auf seinen Fahrten. Er führt das Ende der angenehmen Jahreszeit herbei, indem er mit den winterlichen Dämonen zum Vernichtungskampfe gegen die Götter heranzieht; er verhilft aber auch Thor wieder zu seinem Hammer und macht dadurch dem rauhen Winter ein Ende, Loki ist verwandt und verbündet mit den Riesen, er ist aber auch ein Freund der Götter und Wächter ihrer Beute. Als Endiger des Tages lagert er in finsterer oder sternenheller Nacht über den Gefilden und zeugt hier mit der Angrboða d. i. der Angstbotin die Dämone der finstern Gewalten, vor allem die Hel, mit der er sich selbst als *Utgarðaloki* deckt.

Wie Loki selbst, so ist auch seine Verwandtschaft zum grossen Teile aus dem Reiche der Abstraktion genommen. Sein Vater ist Fárbauti, 'der ge-

fährlich schlagende' (d. i. der Sturmwind, Bugge Studien S. 80), seine Mutter Laufey 'die Laubinsel' oder Nál, 'die Nadel' d. i. der Nadelbaum. Es mag dies Vermischung eines alten Naturmythus mit dem jüngeren Lokimythus sein, denn hier scheint schon Loki als das vernichtende Feuer aufgefasst zu sein, das der Sturm auf bewaldeter Insel vom Himmel herabbrachte, ein Parallelmythus zu dem der Entstehung des Lichtes und der Wärme auf Gotland (Sæve, Gutniska Urkunder S. 31). Sein Weib ist die Angstbotin Angrboða, jung im Mythus wie ihr Gemahl. Beider Kinder sind der Miðgarðsormr, das riesische Meerungetüm, das die Götter um die Erde legten, der Fenrisulfr, das finstere Meerungeheuer, das die Asen anfangs gross zogen, und vor allem die dunkle Hel, die Herrscherin des unterirdischen Reiches; alle sind Mächte der Finsternis, wie ihre Eltern. Auch diese sind älter als der Vater und sind erst mit der Zeit an diesen geknüpft, doch muss diese Verknüpfung bereits vor dem 9. Jahrh. erfolgt sein, da sie in den Kenningar von Þjóðólfs Gedichten als bekannt vorausgesetzt werden (vgl. Corp. poet. bor. II. 471). In seinen beiden Brüdern Helblindi und Býleiptr erscheint Loki nur in anderer Gestalt; sie haben sich von ihm abgezweigt, als er noch eine umfassendere Bedeutung hatte. In Helblindi berührt er sich offenbar mit seiner Tochter Hel, wie er ja andererseits selbst als Herrscher über das Totenreich erscheint. Was *Býleiptr* oder *Býleistr* sein soll ist dunkel; sicher steckt im zweiten Teile des Wortes der Blitz.

Als zweite Gemahlin erwähnt die Edda die Sigyn, deren Name für den Mythus ebenso dunkel ist wie ihr Wesen. Wir wissen nur, dass sie auch unter die Asinnen gezählt wird und dass sie ihrem gefesselten Gatten das Gift nicht ins Gesicht träufeln lässt (Vsp. 35). Ihr und Lokis Sohn soll Narvi (Yngt. Heimskr. Kap. 20. SnE. I. 104) sein, der mit Vali aufs engste in Verbindung gebracht wird; nach einem sonst unbekannten Mythus verwandeln die Asen den Vali in einen Wolf und als solcher zerreisst er seinen Bruder Narvi (Vsp. 34. SnE. I. 184). — Schon dieses ganze Verwandtschaftsverhältnis des Loki zeigt das bunteste Gemisch von Gestalten physischen Hintergrundes und subjektiven poetischen Gebilden.

Halten wir daran fest, dass Loki seiner Etymologie nach eine dichterische Abstraktion ist, so muss diese im Verhältnis zu jenen älteren Naturgestalten das jüngere Erzeugnis des mythenschaffenden Geistes der nordischen Dichter sein, der sich dann im Laufe der Zeit die älteren Naturgebilde anschlossen, als Loki in den Mittelpunkt eines ganzen Mythenkreises getreten war. Dieser Anschluss erklärt sich aber nur daraus, dass sich Loki von einem anderen höheren Wesen abgezweigt hat, dass er von Haus aus nur die eine Seite desselben vertrat.

Schon Weinhold (ZfdA. VII. 27), Wislicenus (Loki 24) u. a. haben richtig die grosse Bedeutung des Gottes erkannt und ihn mit guten Gründen in engste Verbindung mit dem mächtigen Himmelsgotte gebracht. Nur kann er nicht mit diesem identisch sein, sondern muss sich als eine Seite desselben von diesem abgezweigt haben. Aus der Kraft jener Gottheit heraus, die nicht nur alles ausführen, sondern auch alles abschliessen konnte, die sich nicht nur von der angenehmen, sondern auch von der unangenehmen Seite dem Menschen zeigte, ist er zur Zeit, wo sich der Dichtergeist bereits mit der poetischen Abstraktion beschäftigte, entstanden. Von hier aus erklärt sich vor allem sein Namen *Loptr*, der persönlich aufgefasste Luftkreis, und *Lodurr* mag demselben Vorstellungskreise entsprossen sein.

Hieraus erklärt sich das enge Verhältnis einerseits zwischen Óðin und Loki anderseits zwischen Thor und Loki. Obgleich nach den späteren Berichten als Spross des Riesengeschlechts aufgefasst, erscheint er doch stets als Ase und nimmt an den Beratungen und den Gelagen der Götter teil. Bald aber

haben ihn die Dichter weiter ausgebildet, ohne Rücksicht auf den Boden, dem er erwachsen ist. Er wurde zu dem Schlauen und Listigen unter den Göttern, der diese immer in Verlegenheit setzte, wie er sie auch aus derselben zu befreien verstand, das echte Bild eines þulir, der seiner Umgebung gern ein Schnippchen schlägt, der sich aber stets aus der Schlinge zu ziehen weiss, wenn es ihm an den Kragen gehen soll.

§ 63. Lokis Verhältnis zu Óđin und Þór, seine Thaten. Als das alte Heidentum seinem Verfalle entgegeneilte, liess ein Dichter beim Gelage Ægirs den schmähsüchtigen Loki den Göttern, die hier versammelt waren, nicht immer angenehme Stückchen aus ihrem Leben vorhalten. Man kannte den Zank suchenden Gott und hatte ihm deshalb von Haus aus den Zutritt zur Halle Ægirs verwehrt. Da erinnert Loki Óđin darin, wie sie einst unter grünem Rasen nach altgermanischer Weise das Blut gemischt und sich geschworen hätten, nicht zu zechen, wenn nicht auch dem anderen das Bier munde (Loks. 9). So erzwingt er den Eintritt, und bald ist der Streit entsponnen. Diesen engen Bund zwischen Loki und Óđin kennen eine Reihe anderer Quellen, wie auch noch in demselben Liede Frigg die beiden im Anfang der Zeiten gemeinsam handeln lässt (25). Um dies Verhältnis zu verstehen, müssen wir uns zu Saxo wenden, dessen Mitothinus sich offenbar mit Loki deckt. Jener ist *celeber praestigiis* (I. 43), wie Loki *frumkveda flærdanna* (SnE. I. 104), jener regiert für Óđin während seiner Abwesenheit, lässt sich mit der Frigga in Buhlerei ein und raubt ihr das Halsband, wie Loki nach isländischen Quellen gethan hat.

Mitothinus-Loki tritt hier als winterlicher Gegensatz des sommerlichen Himmelsgottes auf. In dieser Thätigkeit berührt sich nun Loki mit Ollerus, der ebenfalls als Stellvertreter Óđins, ja selbst unter dessen Namen auftritt, dem gleiche Buhlschaften wie Loki nachgesagt werden, der sich ebenfalls durch allerlei List und Kunst hervorgethan hatte, bis Óđin seiner Herrschaft ein Ende machte (Saxo I. 130 f.). Diesen kennen als Ullr auch die norwegisch-isländischen Quellen und wissen von ihm zu erzählen, dass er ein trefflicher Jäger und Schlittschuhläufer sei (SnE. I. 102), also Beschäftigungen trieb, die noch heute der Nordländer im Winter liebt und pflegt. Wie Loki ist auch Ullr schön von Gestalt. Beide stehen auch zu Thor im engsten Verhältnis: von Ullr nahm man an, dass er sein Stiefsohn sei und machte ihn infolgedessen zum Sohne der Sif. Sein Name ist ebenso schwer zu deuten, wie der Mythus dunkel ist, nach dem Ullr seinen Schild als Fahrzeug gebraucht habe. Fast möchte man annehmen, dass die winterliche Eisdecke der Gewässer diesen Mythus hervorgerufen hätte.

Ferner finden wir Loki als treuen Genossen Óđins in einer Reihe von Unternehmungen. Es ist wiederholt darauf hingewiesen worden, wie die germanische so auch die nordische Mythologie das Streben zeigt, die ursprüngliche Einheit dreifach zu spalten: die Wurzel der Weltesche erscheint später zu dreien, der einfache Brunnen ebenso, an Stelle der einen Norne treten drei auf, selbst noch in der Gylfaginning erscheint Óđin als Hár, Jafnhár und Þridi, wie sein Name neben dem von Vili und Vé schon in alten Liedern auftritt. Ähnlich ist das Verhältnis bei der Schöpfung der Menschen aufzufassen, wo an Stelle von Óđin, Vili und Vé nach der Vsp. (18) Óđinn, Hœnir und Lóđur treten. Dass sich hier Lóđur mit Loki deckt, der sonst stets neben Óđin und Hœnir auftritt, ist zweifellos. Vor allem legt es ein Vergleich mit Saxo nahe. Hier (I. 23) ist Skioldus der Sohn des *Lotherus,* des isländischen Lóđur; dieser ist der norwegisch-isländische Skjǫldr, der hier immer als Sohn Óđins erscheint. Die Quelle Saxos scheint demnach noch das enge Verhältnis zwischen Othinus und Lotherus gekannt zu haben, wie die isländischen das zwischen Óđin und Loki kennen. — Nach jenem Mythus von der Schöpfung

der Menschen verdanken diese dem Loki Beweglichkeit, Gebärde und frisches, gesundes Aussehen, Eigenschaften, die die Dichter an dem Loki hervorheben. Zwischen Óđin und Lóđur steht als dritter Hœnir, überall die stumme dritte Person, dunkel ihrem Wesen nach wie ihrem Namen. Am ansprechendsten ist noch die Deutung Weinholds (ZfdA. VII. 24 f.), der in dem Gotte ein Sonnenwesen finden will, das zu dem nächtlichen Loki recht gut passte und sich auch neben Óđin gut stellen würde, da die Nordländer zwischen Tag und Sonne immer scheiden. Die jüngste Deutung Hofforys (Hœnir = 'der Schwanengleiche' Eddastudien 108 ff.) ist auf das Resultat zugeschnitten und unhaltbar. Oder steht der Gott vielleicht sprachlich dem slavischen *Hennil, Hainal* (Myth. II. 625), dem Gotte der Morgenröte nahe, der früh auf der Wacht ist und gewissermassen die Mittelsperson zwischen Nacht und Tag bildet? Wie dem auch sei, jedenfalls lernen wir aus der Edda Hœnir nur als Freund und Gefährten Óđins und Lokis, gegen die er aber ganz in den Hintergrund tritt. Eine ähnliche, nichtssagende Rolle spielte er auch als Asengeisel nach der Heimskringla (S. 5 f.). Nach diesem Berichte ist er wohl ein grosser und schöner Mann, allein beschränkt im höchsten Grade, sodass er ohne Mimir selbst das Einfachste nicht zu entscheiden vermag. Eine auffallende Rolle spielt daneben Hœnir in der verjüngten Welt, in der er neben Óđins Söhnen als Hüter des Loszweiges erscheint (Vsp. 63). Die Stelle ist leider unvollständig erhalten, sodass es schwer hält den rechten Sinn derselben zu finden.

Die Dreiheit Óđin-Hœnir-Loki erwähnt nun die nordische Dichtung öfter. Sie waren es, die einst Otr, Hreiđmars Sohn, den Bruder Fáfnirs und Regins, töteten und dafür die schwere Otterbusse zahlen mussten, die sie allein aus Hreiđmars Gewalt befreien konnte. Wie Loki es gewesen war, der Otr getötet hatte, so schaffte er auch Rat: er holte das geforderte Gold vom Zwerge Andvari und erlangte von diesem auch den verderblichen Goldring, der stets von neuem so viel Gold hervorbrachte, als sein Besitzer haben wollte. Über diesen Ring sprach Andvari einen Fluch, dass er stets seinem Besitzer den Tod bringen sollte. Und so kam durch jenes Gold das in die Völsungensage so tief eingreifende, verderbenbringende Element (Eddal. 212 ff. SnE. I. 352 ff.). — Ein andermal waren es dieselben Asen, die auf Abenteuer ausgingen. Als sie Hunger bekamen, nahmen sie von einer Wiese einen Ochsen, um ihn zu verzehren, allein das Fleisch wollte nicht gar werden. Ein Adler verspricht ihnen seinen Beistand, wenn er die besten Teile des Tieres erhalte. Die Götter willigen ein, und der Adler lässt sich herab und nimmt sich die besten Stücken vom Ochsen weg. Erzürnt darüber stösst Loki mit einer Stange nach dem Vogel, durchbohrt ihn, wird aber von dem davonfliegenden Adler mitgenommen und nur unter der Bedingung frei gelassen, dass er ihm Iđun mit ihren Äpfeln verschaffe. Der Adler aber ist der Riese Thiazi. Im Folgenden zeigt sich dann klar — wie überhaupt in den folgenden Mythen — Lokis Doppelnatur: er veranlasst die Iđun mit ihren verjüngenden Äpfeln hinaus in den Wald zu gehen, wo sie der Sturmriese in Adlersgestalt entführt. Bald werden die Götter alt; Loki muss wieder Rat schaffen. In Freyjas Falkengewande fliegt er zu Thiazis Wohnung, verwandelt Iđun in eine Nuss und trägt sie wieder nach Asgard. Als Thiazi den Raub merkt, fliegt er nach, allein er kommt dem Feuer zu nahe, das die Götter an der Umzäunung ihrer Feste angezündet hatten, versengt sich die Flügel und wird von den Göttern erschlagen. Mit seiner Tochter Skađi schliessen die Asen Vertrag: Loki bringt die finstere Wintergöttin zum Lachen, und ihr Trotz hat ein Ende. So hatte im Frühjahr Loki wieder gut gemacht, was er im Herbste verbrochen (Haustlǫng SnE. I. 306—14. vgl. S. Bugge, Ark. f. nord. Fil. V. 1 ff.).

Ganz ähnlich zeigt sich Lokis Doppelnatur im Mythus vom riesischen Bau-

meister, der ebenfalls ein winterlicher Sturmdämon wie Thiazi war. Dieser hat den Asen versprochen, in drei Halbjahren eine Burg zum Schutze gegen die Riesen zu errichten, wenn man ihm Freyja, Sonne und Mond zum Lohn gebe. Auf Lokis Rat hin nehmen die Götter das Anerbieten an. Mit Hilfe seines Rosses *Svadilfari*, des Eisschleppers (Uhland Schr. VI, 63), ist Aussicht da, dass der Riese den Preis erhalten. Abermals muss Loki helfen. In eine Stute verwandelt, in der Uhland und Weinhold wohl mit gutem Rechte den Thauwind des Frühjahrs vermuten, lockt er Svađilfari mit Erfolg von seiner Arbeit. Er wird aber von ihm schwanger und bringt den *Sleipnir* zur Welt, Óđins achtbeiniges Ross, die Wolke. Nun kann der Baumeister sein Ziel nicht erreichen; Thor wird gerufen und erschlägt ihn mit seinem Hammer (SnE. II. 279. Vsp. 25. 26).

Ein andermal hatte Loki in seinem Übermute der Sif die Haare abgeschnitten. Da zwingt ihn Thor, seiner Frau goldene zu verschaffen, die so fest am Haupte bleiben, wie die früheren. Loki geht zu den Ivaldissöhnen, den Schwarzelfen, und diese schmieden nicht nur das goldene Haar, sondern auch das Schiff *Skídbladnir* und den Speer *Gungnir*. Stolz auf diese Dinge wettet der Gott mit zwei anderen Zwergen, unter denen wohl Lichtalfe gemeint sind, ob sie gleich treffliche Dinge zu schmieden verständen. Trotz Lokis Heimtücke schmieden sie den Ring *Draupnir*, Freys goldenen Eber und den Hammer *Mjǫlnir*. Die Asen sollen die Wette entscheiden; sie sind dafür, dass Mjǫlnir der trefflichste Gegenstand sei. Loki hat die Wette verloren und entkommt nur durch List dem sicheren Tode (SnE. I. 340 ff.).

Während in diesen Mythen Loki den Schaden, den er den Göttern zugefügt hat, wieder gut macht, vermag und will er es bei Baldrs Tode nicht und erhält infolgedessen die verdiente Strafe. Überall tritt er hier als das vernichtende Element auf, das durch List seinen Zweck erreicht: in der Gestalt eines alten Weibes erfährt er von Frigg, dass allein der Mistelzweig nicht vereidigt sei, dem Baldr nicht zu schaden. Er holt ihn und giebt ihn dem blinden Hǫđr in die Hand; er lenkt ihn nach Baldr und führt dadurch dessen Tod herbei. Als Hel den Gott zurückgeben will, wenn ihn alles beweint, ist Loki allein in Gestalt des Riesenweibes Þǫkt nicht zu bewegen. Da beschliessen endlich die Asen, dem Treiben des Bösen ein Ende zu machen. Auf steilem Felsen hat er sich ein Haus mit vier Thüren errichtet; von hier aus späht er während der Nacht überall hin. Am Tage aber birgt er sich in Lachsgestalt in Fránangrsfors, wo die Asen ihn mit vieler Mühe fangen; dann binden sie ihn in einer Höhle fest. Auf Skađis Veranlassung speit daselbst eine giftige Schlange auf ihn ihr Gift; seine Gattin Sigyn hält dasselbe fern, indem sie es in einer Schale auffängt. Nur wenn sie diese aussgiesst, kommt ein Tropfen auf Lokis Gesicht; dann zuckt er zusammen und die Erde bebt: das nennen die Menschen Erdbeben (SnE. II. 287 ff.).

Auch beim Weltuntergange, der mit Baldrs Tod in Zusammenhang gebracht worden ist, finden wir Loki als Gegner der Asen. Er ist der Steuermann, der das Schiff der finstern Mächte dem grossen Kampfplatze zusteuert und wird dadurch der Urheber des Endes alles Bestehenden (Vsp. 51). Diesen letzten Kampf soll er einst mit Heimdall auszufechten haben, mit dem er auch sonst allnächtlich auf dem feuchten Singasteine um das Brísingamen der Freyja-Frigg streitet. (SnE. I. 268).

Der einzige unter den Asen, der Lokis List mit Gewalt ein Ende macht, ist Thor. Er zwingt ihn, der Sif neue Haare zu versorgen, die Iđun mit ihren Äpfeln wieder zu schaffen, die Verhöhnung der Götter zu beenden (Loks.), er fängt ihn, als er sich in Fránangrsfors verborgen hält. Gleichwohl erscheint Loki auch als Thors Begleiter.

Als Thrymr des Gottes Hammer gestohlen und verborgen hatte, bringt Loki

Kunde davon, begleitet selbst den Thor nach Riesenheim und hilft ihm seinen Hammer wieder erwerben (Þrkv.) Auch auf der Fahrt zu Utgarđaloki begleitet Loki den Thor; ein junger Mythus lässt ihn sogar hier mit dem Diener Utgarđalokis, dem personifizierten Wildfeuer *Logi* um die Wette essen: Loki verzehrt alles Fleisch in kürzester Zeit, Logi verzehrt aber nicht nur das Fleisch, sondern auch die Knochen und die Schüssel. Auch auf der Fahrt zu Geirrødr begleitet Loki Thor. In diesem Mythus zeigt sich wieder trefflich Lokis Doppelnatur. Er war einst in Freyjas Falkengewande nach Riesenheim geflogen und hier von Geirrødr gefangen und drei Monate lang eingesperrt worden. Nur unter der Bedingung lässt ihn der Riese frei, dass er ihm verspricht, Thor ohne seinen Hammer nach Geirrøds Wohnung zu bringen. Thor geht darauf ein. Nun wird er aber bei seinen Unternehmungen von Loki unterstützt (Eilifr Guđrúnarson in der Þorsdrápa SnE. I. 290 ff.). So zeigt sich Loki auch im Verhältnis zu Thor in seiner ethischen Gestalt als der alles Beendende: wie er auf der einen Seite Thors Macht ein Ende macht, indem er seinen Hammer in die Gewalt der Reifriesen bringt, — denn in der Þrymskviđa scheint Loki den Diebstahl des Hammers veranlasst zu haben —, so endigt er auf der andern die Macht der winterlichen Mächte, indem er dem Gotte wieder zu seinem Mjölner verhilft.

Aus diesem Wesen Lokis musste sich aber auch eine Beziehung zur Herrscherin des Totenreiches, zur Hel, entwickeln, und diese zeigt sich darin, dass er als ihr Vater aufgefasst wird. Daneben tritt er aber auch selbst als Herrscher wenn auch nicht des Totenreiches, so doch der abgestorbenen Natur während des Winters auf. Als solcher heisst er *Utgarđaloki* oder *Ugarthilocus*, wie ihn Saxo nennt. Älter als dieser mag der Mythus sein, dass er sich acht Winter d. i. acht Monate unter der Erde als milchende Kuh und als Weib befunden habe, was ihm Óđin in der Lokasenna (23) zum Vorwurfe macht. Ausserhalb der Welt, wo die winterlichen Riesen wohnen, das ist in Útgarđr, wurde Loki nach Baldrs Tode gefesselt; hier lag er in einer Gegend, wo weder Sonne noch Mond schien, an Händen und Füssen gefesselt (Saxo I. 429 ff.). Abgeschlossen ist sein Besitz und schwer ist es, in sein Reich zu gelangen. Erst ganz junger Mythus machte ihn daselbst zu einem gewaltigen Herrscher, in dessen Gefolge sich *Hugi* 'der Gedanke', *Eli* 'das Alter' als Amme befindet, zu dessen Haustieren die Midgarđsschlange gehört, dessen Horn das tiefe Weltenmeer ist. Etwas älter als dieser Mythus ist die Erzählung von Thors Besuche bei diesem winterlichen Todesgotte, bei dem seine Kraft und Macht vorüber ist (SnE. II. 281 ff.).

Von dieser zwiefachen Natur Lokis ist der bessere Teil mit der Zeit geschwunden, nur als Gott der Vernichtung ist Lokis Gestalt übrig geblieben und hat sich bis heute im Volksmunde im Norden erhalten. Es erinnert an Lokis Verweilen als Kuh während des Winters unter der Erde, wenn in Jütland im Frühjahr von dem Dunst, der über den Feldern lagert, gesagt wird: 'Loki treibt heute seine Geissen aus'. Die böse Seite des Gottes zeigt sich auch, wenn ebenfalls der Jütländer sagt: 'Loki sät Hafer', denn *Lokkes havre* ist ein Unkraut, das dem Tiere schadet (Molbech, Dial. lex. 330 f.). Beim Knistern des Feuers prügelt Loki in Norwegen seine Kinder (Aasen S. 458). Wenn die Vögel sich mausern, gehen sie unter Lokis Egge (ebenfalls in Jütland). Auf Island heisst der Syrius *Loka brenna* 'Lokis Brand', der Syrius, von dem man annahm, dass er das Ende der Welt herbeiführe (Lex. Myth. 504) u. dgl.

Es mag sein, dass sich mit dem nordischen Loki ein alter Blitz- oder Feuerdämon vereinigt hat; der Hauptkern des Gottes ist und bleibt aber die eine Seite des alten Himmelsgottes, und hierin bestärkt uns auch ein Blick in die finnische Mythologie, die bekanntlich einen grossen Teil der nordischen auf-

genommen hat: Die mächtige Pohjolawirtin Louhi deckt sich in jeder Weise mit dem nordischen Loki; sie ist die Gegnerin des lichten Wäinämöinen, die ihren Feinden Bären in die Heerde sendet, ihnen Sonne und Mond raubt, das Feuer vom Herde stiehlt (Castren, Finn. Mythol. 281 ff. u. öft.). Nirgends lässt sich dieselbe als Dämon des Feuers oder Blitzes erweisen: auch sie vertritt im Gegensatze zum lichten Himmelsgotte den finstern und ist dadurch die Beendigerin, der finnische Loki, der von Norwegen hierher gekommen ist.

Ob bei den Südgermanen ähnliche Mythen bestanden, wie bei den Nordländern die von Loki, lässt sich nicht erweisen. Die Macht des nordischen Winters mag diese Gottheit zum Teil gross gezogen haben. Man hat Loki im Reineke Fuchs oder dem Teufel wiederfinden wollen, allein weder diese noch so manche Märchengestalt, die man als Loki auf deutschem Boden ins Feld geführt hat, lassen sich mit Loki identisch erweisen. Loki ist und bleibt ein speziell nordisches mythisches Gebilde. Die einzige Gestalt aus alter Zeit, die an diesen nordischen Loki erinnert, ist der *Deus Requalivahanus* 'dem die Finsternis überlassen ist', wie ihn Holthausen richtig gedeutet hat, dem nach einer römischen Inschrift aus der Rheingegend ein Q. Aprianus Opfer und Gelübde darbrachte (Jahrb. des Ver. von Altertumsfr. im Rheinl. H. LXXXI. 81 f.)

Über Loki vergl. Weinhold, Die Sagen von Loki, ZfdA VII. 1—194. — Wislicenus, Loki. (Zürich 1867). — Wisén, Oden och Loke. (Stockh. 1873).

KAPITEL XII.

DONAR-ÞÓRR.

§ 64. In einem norwegischen Liede aus der Zeit des Beginnes des sozialen Streites zwischen dem freien Bauerntum und den Königsleuten, den Hárbarđsljóđ, lässt der Dichter die beiden norwegischen Hauptgötter des jüngsten Heidentums sich in ein Streitgespräch verwickeln: von seinen Ostfahrten kommt Þór, barbeinig, in Landstreicheranzug, etwas Bauernkost in der Tasche an einen Sund und verlangt vom Fergen Hárbarđ d. i. Graubart, dem verkappten Óđin, über das Wasser gesetzt zu werden. Letzterer thut es nicht; es entspinnt sich ein Wechselgespräch, in dem beide ihre Taten hervorheben und den Gegner zu verkleinern suchen; jener rühmt sich seiner Kämpfe gegen das Riesengeschlecht, dieser seiner Kriegsthaten und galanten Liebesabenteuer. Trotz seines ungestümen Forderns, trotz seines Hammers vermag Þór den Hárbarđ nicht zu bewegen, ihn überzusetzen; unverrichteter Sache muss Ása-Þór abziehen. — Es ist längst erkannt, dass dies Gedicht einen sozialen Hintergrund hat. Ein Vertreter des Jarltums will die geistige Überlegenheit seines Standes über das urwüchsige, aber etwas ungehobelte Urbauerntum triumphieren lassen und führt die in beiden Ständen hauptsächlich verehrten Götter streitend vor (von Liliencron ZfdA X. 180—96). Aber auch für die Geschichte nordischer Götterverehrung ist das Lied von Bedeutung. Im Volke erhält sich der Kern alter Religion ungleich länger als in den höheren Kreisen, die schon durch ihren Verkehr mit anderen Völkern und Gegenden mehr Gelegenheit haben, auch fremden Kult und Glauben kennen zu lernen. Daher belehrt uns dieses Gedicht, was andere Thatsachen stützen, dass in Norwegen Þór der eigentliche Gott des Volkes war, an dessen Verehrung der Bauer hing wie an seiner Scholle. Und diese Verehrung muss uralt sein.

Wie die griechische Mythologie lehrt, muss sich einst bei den Indogermanen die Thätigkeit, in den Lüften den Donner zu erregen, bei dem höchsten

Gotte, dem alten Himmelsgotte befunden haben. Von diesem hatte sich aber bereits in einer gemeingermanischen Zeit eine besondere Gottheit abgezweigt, die man nach dem lauten Tönen des Gewitters **Þunaraʒ* nannte, welches Wort, zur skr. Wz. *tan* gehört und mit lat. *tonare, tonitrus,* gr. *τόνος* eng verwandt ist. Von der Verehrung dieses Gottes haben wir Spuren bei allen germanischen Stämmen. Direkt genannt als Gott mit germanischem Namen erscheint er nur bei den Nordgermanen, die ihn *Þórr* (aus **Þonraʒ*) nennen, auf der grösseren Nordendorfer Spange (*wigi Þonar,* Henning Runendenkm. 102) und in dem sächsischen Taufgelöbnisse, nach dem ihn die Sachsen *Thuner* nannten (MSD. LI). Daneben ist in allen germanischen Gauen von den Alpen bis nach Island der fünfte Tag der Woche nach ihm benannt: den römischen 'dies Jovis' kennt man in Oberdeutschland als *Donarestag,* in Norddeutschland als *Donresdach,* bei den Friesen findet er sich im 13. Jahrh. als *Thunresdey,* bei den Angelsachsen als *Thunoresdäg,* bei den Nordländern als *Þórsdagr.* Lateinisch schreibende Schriftsteller setzten für ihn entweder den römischen Juppiter ein, der als Gewittergott ihm allein gleichen konnte, oder den Herkules, wozu Donars gewaltige Stärke und der Donnerkeil Veranlassung gaben. Noch Saxo Grammaticus (I. 275) sagt: '*Ea enim, quae apud nostros Thori vel Othini dies dicitur, apud illos* (Romanos) *Jovis vel Mercurii feria nuncupatur*', und in der Trójumannasaga ersetzt regelmässig Þór den Juppiter der lateinischen Vorlage (Ann. 1848, 14. 20. 82. 96). Ebenso sagt Adam von Bremen: *Thor autem cum sceptro Jovem simulare videtur* (lib. IV. c. 26). So kann auch die *robur Jovis,* die Bonifazius bei Geismar in Hessen um das Jahr 730 fällte, nichts anderes als eine dem Donar geweihte Eiche gewesen sein, und die Feste an dem 'dies Jovis', namentlich im Mai, die der heilige Eligius von Noyon um 650 oder der Indiculus superstitionum um 780 oder Burchard von Worms im 1. Viertel des 12. Jahrhs. verbietet, können keine andern als dem Donar bestimmte Festlichkeiten sein (Myth. III. 403), wie auch in Schwaben die Leute wohl von diesem Gotte abliessen (*Jovem liquunt ardentem* MSD. No. XII, 3), als der heilige St. Gallus hier auftrat und das Christentum lehrte. Nach diesen Aussagen steht also fest, dass Donar mehr oder weniger von fast allen Germanen als Gott verehrt wurde; nur für den bairischen Stamm lassen sich so gut wie keine Zeugnisse erbringen, denn die oft jungen Donnersberge können seine Verehrung ebensowenig erweisen wie die oft ins Feld geführten Donnerkeile, von denen der Glaube, dass sie mit dem Blitze niedergefallen seien und infolge dessen als Mittel gegen den Blitz gelten, und die gleiche Benennung über die ganze Erde verbreitet ist, bei uns ebensosehr wie bei den Schweden, bei den Südamerikanern wie bei den Japanesen (Montelius, Kultur Schwedens S. 39). Wir erfahren weiter von Burchard von Worms, aus dem Ind. sup., aus einer alemannischen oder fränkischen homilia de sacrilegiis aus dem Anfange des 8. Jahrhs. (ZfdA XXV. 315) und aus der Vita des heil. Elig., dass ihm der fünfte Tag geheiligt war, dass an diesem Tage nichts gethan werden durfte, dass man ihm Opfer brachte und dass die dazu geeignete Zeit in den Mai fiel. War demnach der Donarestac der Ruhetag der alten Germanen, so spricht schon diese Thatsache für die grosse Bedeutung des Gottes. Daher vermochten die Geistlichen trotz aller Ermahnungen altgewohnte Sitten, die aus der Verehrung des Gottes hervorgegangen sind, nicht auszurotten. In vielen Gegenden Deutschlands darf noch heutzutage Donnerstags nichts geschehen, kein Holz darf gehauen, kein Mist gefahren, kein Spinnrocken gedreht werden (Wuttke, Abergl. § 70). An die sacra ferner, die zu Ehren Donars dargebracht wurden, mögen die über ganz Deutschland aus allen Zeiten bezeugten Maifeste und Maiopfer, vielleicht auch die etwas später fallende Hagelfeier erinnern, worüber Mannhardt in seinem Baumkultus und O. Jahn in seinem

Werke 'Die deutschen Opfergebräuche' umfangreiches Material gesammelt haben, nur müssen wir dasselbe hier wie dort mit grosser Vorsicht benutzen, denn der Kultus war zweifelsohne älter als die Verehrung des persönlichen Gottes, und wenn irgendwo so hat gerade bei derartigen Sitten die Analogie eine unberechenbare Rolle gespielt.

Ausser Juppiter wird in den älteren lateinischen Quellen namentlich Herkules für Donar gesetzt. Tacitus (Germ. c. 9) nennt ihn neben Mars und Mercurius und lässt ihm Menschenopfer bringen. Jenseits der Weser, d. i. an ihrem östlichen Ufer, befand sich ein dem Herkules geweihter Wald, in dem Arminius seine Bundesgenossen gegen Germanicus zusammenscharte (Ann. II. c. 12). Längst des ganzen Rheingebietes finden wir den Herkules in Inschriften, die zweifelsohne auf eine germanische Gottheit schliessen lassen: als *Hercules Saxanus* (Brambach, Corp. inscr. Rhen. No. 651 ff.) in der Gegend von Aachen und Koblenz, oder auch als *Hercules barbatus* (ebd. 653), als Herkules mit langem Barte, wie nordische Quellen den Thor schildern, als *Hercules magusanus* im batavischen Gebiete (ebd. No. 130 ff.), also den kraftvollen, starken Herkules, den nordische Quellen in Thors Sohne *Magni* erhalten haben, ein Vorbild der Germanen auf ihren Kriegszügen, daher *invictus* (Brambach a. a. O. No. 654) und *primus omnium virorum fortium.*

Wie die Sachsen in Deutschland, so verehrten auch die nach Britannien gewanderten Angelsachsen den *Thunor,* doch tritt er bei diesen im Vergleich zu Wôdan wesentlich zurück (Kemble, Die Sachsen I. 284 ff.). Für Dänemark bezeugt ihn Saxo Grammatikus und die Volkssage. Im Tempel von Altupsala befand sich auch Thors Bild; Adam von Bremen sagt von ihm: *Thor praesidet in aere, qui tonitrus et fulmina, ventos imbresque, serena et fruges gubernat,* nachdem er ihn kurz zuvor als den *potentissimus deorum* bezeichnet hat (IV. 26), und im folgenden Kapitel lässt er die Schweden ihm opfern '*si pestis et fames imminet*'. Wie tief aber die Thorsverehrung in Schweden in Wirklichkeit wurzelte, lehrt nicht nur die Fülle Redensarten, die an seinen Namen anknüpft, sondern auch die Menge von Personen- und Städtenamen, die seine Verehrung voraussetzen (Lundgren, Hednisk Gudatro S. 41—62). Thor war hier zweifelsohne neben Frey der höchste Gott. Mindestens eben so gross war aber seine Verehrung auch in Norwegen; er war hier von altersher der Hauptgott und blieb es auch bei dem Volke, als durch Fürsten- und Dichtergunst sich Óðin in höheren Kreisen fast alleiniger Verehrung zu erfreuen hatte. Überall waren ihm hier Tempel errichtet, fast überall ward er als der *mest tignaðr* 'der am meisten Verehrte' bezeichnet. Eine seiner heiligsten Stätten war zu Mœrir im Throndheimschen, dort, wo sich die Norweger zum Frostuþing versammelten. Hier stand in geweihtem Tempel sein Bild aus Gold und Silber kunstvoll bereitet; nach anderem Berichte befand sich dasselbe auf prächtigem Wagen, den zwei Böcke zogen, an deren Hörnern sich kostbares Silber befand; alles wurde getragen von Rädern, die, wie das ganze Werk, mit grosser Kunst gearbeitet waren (Ftb. I. 320). — Von Norwegen aus kam die Verehrung Thors nach Island. Auf den Pfeiler des Hochsitzes hatte man sein Bild eingegraben; bevor man die Heimat verliess, hatte man ihn erst um Rat gefragt, und sobald die neue in Sicht kam, wurde der Hochsitzpfeiler ausgeworfen, um sich dort auzubauen, wo Thor hinweise. Ein charakteristisches Bild giebt uns hier die Eyrbyggjasaga. Schon in der Heimat ein treuer Verehrer Thors, dem er auch äusserlich glich, segelte der norwegische Hötding Þórolf Mostrarskegg dem fernen Eiland zu; wo die Hochsitzsäulen anschwimmen, wird die neue Heimstätte gegründet. Þorsnés heisst von nun an die Landspitze, wo man landete, Þórsá der Fluss, der in ihrer Nähe mündete. Hier entsteht bald ein grosser Tempel, Þórolf richtet ihn

ein und pflegt seiner und wird Gode der Gegend. Die Stätte ist so heilig, dass sie niemand ungewaschen anschauen darf; kein Blut darf hier fliessen, niemandem ist es gestattet, seine Notdurft hier zu verrichten. — Wo nun in jenen volkstümlichen Erzählungen Thor auftritt, fast überall tritt er als der höchste Gott auf: man bittet ihn um guten Wind, erfleht von ihm Reichtum und Glück, fragt ihn in wichtigen Lagen des Lebens, ja bittet ihn selbst um Sieg im Kampfe. Seiner Gestalt nach erscheint er von grossem Wuchse, schönem Antlitz, jung, hier und da barsch, überall aber mit rotem Barte; er ist derselbe in seinem Auftreten, wie er uns in den Eddaliedern und Skalden entgegentritt, und so können wir aus Volksüberlieferung und Dichtung von ihm ein klares und grosses Bild gewinnen, wie es zuerst Uhland in seinem schönen Buche, dem Mythus von Thor, entworfen hat.

§ 65. Donar-Þór ist, wie schon der Name lehrt, das im Gewitter daherbrausende göttliche Wesen. Den Donner verglich man mit dem heftigen Rollen eines Wagens; daher fährt Þór in einem Wagen, wenn er sich im Kampfe gegen die Riesen befindet. Die Berge scheinen zu brechen, die Erde scheint zu flammen, wenn es nach Jǫtunheim geht. Diese fahrende Thätigkeit des Donnergottes hat sich noch heutzutage bei den Nordgermanen erhalten; im Anfang des vorigen Jahrhs. schreibt Rhyzelius, dass der gemeine Mann sage, wenn es donnere *Thorgubben* oder *Gogubben åker* d. i. alte Thor oder Gott fährt (Lundgren S. 43), und auf dieselbe Vorstellung geht das heutige schwed. *åska* = donnern (dial. *aseka*) zurück, d. i. *åsaka* = Asenfahrt, der gebräuchliche Ausdruck, neben dem auch *toraka* vorkommt. Dieselbe Vorstellung von dem fahrenden Gotte haben aber auch die Angelsachsen gehabt (Kemble I. 285), und bei den Ditmarschen scheint sie fortzuleben, wenn es hier bei starkem Gewitter heisst: *Nu faert de Olde all wedder da bawen unn haut mit syn Ex anne Räd* (Schlesw. Holst. Sagen Nr. 480). Als Besitzer dieses Wagens nennen nordische Dichter den Þór *Reidartýr* (Gott des Wagens) oder *valdi kjǫla* (Walter der Wagen) oder *vagna verr* (Wagenmann) vor allem aber *Qkuþór* (Fahrthor). Gezogen wird dieser Wagen von zwei Böcken, die die Dichtersprache *Tanngnjóstr* (Zahnknistrer) und *Tanngrisnir* (Zahnknirscher) genannt hat, wozu der zackige Sprung des Blitzes Veranlassung gegeben haben mag. Er selbst, noch ein Jüngling, steht in seinem Wagen; seine Augen funkeln wie Feuer; seinen Bart schüttelt er, wenn er aufgeregt ist, wenn er in ihn spricht, wirft er alles zurück, was ihm entgegenkommt (FMS. I. 303); daher heisst er *Atli* d. i. der Ungestüme, Zornige. Mit diesem Bartrufe hängt wohl der *barditus* zusammen, von dem Tacitus (Germ. 3.) berichtet: *carmina, quorum relatu, quem barditum vocant, accendunt animos:* die alten Deutschen suchten durch das Vorhalten der Schilde den Bartruf des Donnergottes nachzuahmen oder im Bartgesange sein Lob zu singen. — In seiner Hand hatte Thor den Hammer *Mjǫllnir*, den Zermalmer, einst von Zwergen geschmiedet und von den Göttern als das beste Werkzeug anerkannt. Er hat die Eigenschaft, dass er in dessen Hand zurückgeht, der ihn geworfen hat. Das ist Thors Waffe gegen Riesen und Trolle. Diesen Hammer hält er fest an einem Eisengriff (*járngreipr*). Um seinen Lenden hat er den Kraftgürtel, die *megingjardar;* durch ihn wächst seine Kraft. Zu jenem Hammer mögen die Donnerkeile Veranlassung gegeben haben. Diese clava, wie ihn Saxo nennt, mag den Römern Ursache gewesen sein, den alten Donnergott mit Herkules zu interpretieren und ihn in unmittelbaren Zusammenhang mit dem barditus zu bringen (Germ. c. 3). Schildert ihn doch Saxo als den mit der Keule (*clava*) bewaffneten (I. 118), mit einer Waffe, die auch in Deutschland an Stelle des nordischen Hammers gestanden haben mag.

Im Norden lebt der Hammer noch fort: 'Thor mit dem schweren Hammer' kennt noch heute der Norweger (Faye, Norske Sagn 3).

Charakteristisch für Thor ist ferner seine Ess- und Trinklust. Einen Ochsen und acht Lachse ass er, als er sich in bräutlichem Schmucke bei Þrym befand, und drei Tonnen Met trank der Gott bei derselben Gelegenheit (Þrymskv.). Die Ebbe ist die Spur seiner Trinklust (SnE. II. 286). — Auf seinen Fahrten erscheint er nicht immer allein. Loki begleitet ihn oft; er ist dabei, wenn es gilt, der Macht der Riesen ein Ende zu machen. Daneben begleitet den Gott Þjálfi d. h. der Gräber, wahrscheinlich der in die Erde fahrende Blitz. Er ist der Bruder der Rǫskva d. i. der Raschen und musste Thor folgen, weil er gegen sein Verbot einen Knochen seines Bockes zerbrochen hatte. In seiner Schwester tritt auch die wichtigste von Þjálfis Eigenschaften zu tage: er ist das schnellste aller Wesen, der *fóthvatastr*, der allein den Wettlauf mit *Hugi* d. i. dem Gedanken unternimmt, der dem Thor vorausläuft, als es galt, den dämonischen Gegner Hrungnir zu besiegen. Das ist derselbe Þjálfi, der als Thielvar zuerst Feuer nach Gotland brachte und dadurch bewirkte, dass die bisher lichtlose Insel Licht und Festigkeit erhielt (Gutasaga ed. Sæve. Stockh. 1859): eine bei fast allen Germanen verbreitete Mythe, dass das Feuer durch den Blitz auf die Erde gekommen sei (Kuhn, Hbk. d. F.[2] 224). — Überall erscheint Thor als der Starke (*þrúdugr*) schlechthin: er ist der *þrúdvaldr*, der starke Schirmer der Götter, sein Hammer heisst der *þrúdhamarr;* so heisst auch seine Wohnung *Þrúdheimr* oder *Þrúdvangr* 'Welt oder Land der Stärke'. Hier findet sich der nur Augenblicke heitere Palast des Gottes *Bilskirnir*, dem späte Dichtung in Anlehnung an die 540 Thore Valhals 540 Gemächer gegeben hat (Grim. 24).

§ 66. Þórs Verwandtschaften. In den Edden sowohl wie in der ältesten Skaldendichtung, also bereits um 800, erscheint der nordische Thor als Sohn Óđins. Es muss demnach schon damals in der nordischen Dichtung die innere Umwälzung vollzogen sein, die den Windgott an Stelle des alten Himmelsgottes gesetzt, denn nur dieses Sohn kann Thor sein, nicht jenes. In diesem Verhältnis liegt, dass Óđin über dem Thor steht. Dies widerspricht jedoch der Volksüberlieferung, wo Thor als der höchste, ja als der allein verehrte Gott in Norwegen dasteht. In Deutschland lässt sich ein Verwandtschaftsverhältnis des Donar zu anderen Göttern überhaupt nicht erweisen. Die Taciteische Interpretatio 'Hercules' zeugt ebenso dafür, dass er hier nicht eine dem Norden ähnliche Rolle gespielt habe, wie der Umstand, dass nirgends Juppiter als der höchste Gott eines germanischen Stammes verehrt wird: die Wiedergabe ist nur nach der Seite des Juppiter als Gewittergott. Als Thors Mutter erscheint vor allem die Jǫrđ, die Göttin Erde. Neben ihr wird die Fjǫrgyn genannt, die die Skalden schlechthin für *Jǫrd* setzen. Zu diesem Wort gesellt sich ein Fjǫrgynn, welchen die nord. Quellen den Vater der Himmelsgöttin Frigg nennen (Lok. 26). Letzterer gehört zum lit. *Perkúnas*, zum ind. *Parjánya* und ist demnach ebenfalls ein Gewittergott. Als die Phantasie unserer Vorfahren den himmlischen Göttern auch Gattinnen schuf, entstand die Fjǫrgyn, das 'Gebirge', denn mit den Bergen scheint der Donner vermählt, wie noch heute die schwedische Volkssage Thor in einem Berge wohnen lässt, wie der *Hercules saxanus* und die zahlreichen heiligen Donnersberge in Süd- wie Nordgermanien bezeugen. So war Thor wohl von Haus aus Sohn des Fjǫrgynn und wurde durch diesen erst Sohn der Fjǫrgyn, die dann die göttlich aufgefasste Erde verdrängte (ZfdA XIX. 164 ff. E. H. Meyer Idg. Myth. II. 621 ff.) — Daneben erscheint Thor auch noch als Sohn der Hlóđyn. Dieselbe Göttin ist auch in Nordwestdeutschland auf Steininschriften als *Hludana* gefunden (Corp. insc. Rhen. No. 150. 188. Korresp. f. Westd. Gesch. VIII. No. 1), und wenn in

einer altengl. Aufzeichnung Latona Jovis mater mit *þunres módur* (Bugge Stud. 24) glossiert wird, so zeugt dies auch für ihre Bekanntschaft unter den Angelsachsen. Im nordischen Sprachgebrauch deckt sich *hlóđyn* mit *jǫrd*, beides bedeutet 'Erde'. Der seeländische Bauer nennt noch seinen Grund und Boden '*mîn lodd*' (Molbech, Dial. 329). Es scheint die gütige spendende Erdgöttin gewesen zu sein, wie in schwedischen und norweg. Dialekten noch heute die *lôd* der dem Erdreich entsprossene Jahresertrag ist (Aasen 456. Rietz 408); Thor ist also aufs engste mit dem fruchtbaren Erdboden zusammengebracht.

Hierfür spricht auch der Name seiner Gemahlin Sif. Unter den Nafnaþulur befindet sich derselbe ebenfalls als Bezeichnung für 'Erde' wie hlóđyn und fjǫrgyn (SnE. I. 585). Dieselbe ist die dichterische Personification des Erdbodens, ihr Haar ist das reifende Ährenfeld mit seinen goldenen Halmen. Ein Mythus erzählt von ihr, dass Loki sie ihres Haares beraubt und, wie aus einer Andeutung der Lokasenna (V. 54) zu schliessen ist, mit ihr gebuhlt habe. Thor zwingt darob den Loki, seiner Gemahlin von den Elfen neues Haar fertigen zu lassen, das wie Gold glänze. Ivaldis Söhne schmieden es, und alsbald wächst es fest auf der Göttin Haupte (SnE. II. 358). Durch Sif tritt Thor in Verwandtschaft mit Ullr, dem schönen Sohn der winterlichen Erde, der oben neben Loki gestellt war. Dieser heisst 'Thors Stiefsohn'; seinen Vater meldet keine Quelle. Mit der Sif erzeugt Thor die Þrúđr. Wir fanden den Stamm dieses Wortes schon als Ausdruck der Kraft des Donnergottes und seines Besitzes. Þrúđr ist die Kraft schlechthin; als Tochter der Sif ist sie die treibende Kraft des Erdbodens, die der Donnergott durch seine Umarmung mit der neuerwachten Erde ins Leben rief. Der Steinriese hat sie gestohlen, denn auf steinichtem Boden kann sich dieselbe nicht entwickeln; daher heisst dieser 'Dieb der Þrúđr' (SnE. I. 426). Nach anderem Mythus ist sie ohne Wissen und in Abwesenheit des Vaters dem Zwerge Alvís verlobt, dem weisen Hüter der unterirdischen Schätze. Als Thor zurückkehrt, verweigert er dem Zwerge die Hand der Tochter und weiss ihn durch allerhand Fragen auf der Erdoberfläche zu halten bis die aufgehende Sonne ihn in Gestein verwandelt (Alv.) In denselben Kreis skaldischer Reflektionen wie Þrúđr gehören auch die Namen von Thors Söhnen Magni und Móđi ('Kraft' und 'heftiger Sinn'). Jener, erzeugt mit einem Riesenweibe Jarnsaxa, besitzt schon als dreitägiges Kind solche Kraft, dass er allein von allen Göttern seinen Vater von dem Fusse des Riesen Hrungnir befreien kann (SnE. II. 299). Beide Söhne sind die personifizierten Eigenschaften des Vaters, die einst nach dem Weltuntergange dessen Erbe, den Besitz des Hammers Mjǫllnir antreten (Vafþr. 51). Von Meili, dessen Bruder Thor genannt wird (Hárb. 9), wissen wir nur, dass er Ódins Sohn war. Und wie aus seinen Eigenschaften seine Söhne, so entsprossen aus seiner Thätigkeit seine Pflegesöhne, aus dem Schwingen des Hammer Vingnir, aus der zuckenden Flamme des Blitzes Hlóra (SnE. I. 252). — Von all diesen Verwandtschaften lässt sich auf südgermanischem Boden nichts finden, sie sind nordisches Eigentum, und nur in Thors Mutter mag ältere Anschauung zu Grunde liegen, wenn auch dieselbe in der überlieferten Gestalt nicht vor dem allgemeinen Betrieb des Feldbaues entstanden sein kann.

§ 67. Þórs Riesenkämpfe. Thor ist der Gott des Gewitters, allein nicht der verheerenden Seite desselben, sondern der wohlthätigen, die Luft reinigenden und die Erde befruchtenden. Daher erscheint er überall als eine gern gesehene Gottheit, als ein Freund der Menschen (*vinr verlida* Hym. 11) und Götter, als der Schirmer von Miđgarđ und Ásgarđ, dem Heime der Menschen und Asen, vor allem aber als unerschrockener und unerschütterlicher Kämpfer gegen die Riesen und Trolle. In dieser Thätigkeit ist er besonders ein Liebling der norwegischen und isländischen Dichter, die alle möglichen Kämpfe

mit Riesen und Unholden an seine Person geknüpft haben. Daher heisst er die 'Furcht der Riesen' oder der 'Mörder, der Fäller der Riesen oder Riesenweiber'. In diesen Kämpfen ist er so recht das Vorbild des norwegischen Bauern geworden, der mit Mühe dem Boden den Ertrag der Erde abgewinnen muss. Bei dieser sauren Arbeit steht ihm der Gott zur Seite und hilft ihm, die widerwärtigen Mächte der Natur besiegen. In der grossen Ólafssaga Tryggvasonar (FMS. I. 183) erscheint Thor dem König Ólaf und erzählt ihm, wie einst Riesen Norwegen bewohnt und wie das dort einwandernde Menschengeschlecht seinen Beistand gegen diese angerufen hätte; mit seinem Hammer hätte er den noch übrigen Trollen ein Ende gemacht. — Gegen das Eis des langen Winters, gegen die Stürme des Frühlings, gegen das andringende Meer, gegen den steinichten Erdboden ist hier dem Bewohner der Gott Beistand, daher haben sich an ihn die mannigfaltigsten und schönsten Mythen geknüpft. Wenn Thor gegen diese Riesen auszieht, geht es nach Osten, denn in hohem Nordosten lag nach der Phantasie der Nordländer Jǫtunheim d. i. 'Riesenheim'. Auf seinem Wege von dort bringt er nach langem Winter den Ǫrvandil mit, den er über die eisigen Élivágar trägt und dessen erfrorene Zehe er an den Himmel wirft; das ist der leuchtende Morgenstern, der nach jenem *Orvandils tá* (Ǫ.'s Zehe) heisst (SnE. I. 278). Ǫrvandil (zu *usrâ*, die Morgenröte) ist ein glänzender Frühlingsgott, der bei Saxo als Horvendil, in der mhd. Spielmannsdichtung als Orendel fortlebt. Nach Saxo (I. 135 ff.) hat jener Horvendillus in frühlingsgrünem Haine gegen einen norwegischen König Collerus, die personifizierte Kälte, zu kämpfen und vernichtet diesen. Später fällt er durch die Hand des eignen Bruders, wird aber von seinem Sohne gerächt. Seine Gemahlin ist nach der Edda Gróa, die treibende Erde, die sehnsüchtig des Gatten harrt und aus Freude über die Nachricht seiner Wiederkunft das Zauberlied vergisst, mit dem sie Thors Steinsplitter aus dem Kopfe befreien soll. — Während Thors winterlicher Abwesenheit hat sich in Ásgarđ mancherlei zugetragen. Ein Baumeister aus Riesenheim hatte den Asen versprochen, bis Sommersbeginn eine Burg zu erbauen, wofür er Freyja, Sonne und Mond erhalten sollte. Schon ist er mit Hülfe seines Rosses Svađilfari ziemlich zu Ende, da muss Loki Rat schaffen. In eine Stute verwandelt lockt er das Ross. So wird der Baumeister nicht fertig. Da erscheint Thor und tötet ihn mit seinem Hammer (SnE. I. 134 ff.). In späterer Zeit hat sich dieser Mythus an den heiligen Ólaf geknüpft, dem ein Unhold für Sonne, Mond und Ólafs Seele den Dom von Throndheim erbauen wollte (Daae, Norg. Helg. 106 f.). — Während Thors Abwesenheit ist auch seine Tochter Þrúđr mit dem Zwerge Alvís verlobt. Da er diesem nichts mit dem Hammer anhaben kann, hält er ihn solange auf der Oberfläche der Erde, bis die Sonne den Nichtsahnenden in Stein verwandelt. Einen weiteren Mythus vom wiederkehrenden Donnergotte enthält das über den ganzen Norden verbreitete Lied von Thors Fahrt zu Þrymr (Þrymskviđa; DgF. I). Mag Þrymr, worauf das Wort hinweist (*þruma* = donnern), ein dämonisches Gegenbild des Donnergottes sein, der Mythus versetzt uns in das Frühjahr, wo Thor seinen Hammer aus der Gewalt des Reifriesen wiederholt. Thor erwacht und vermisst seinen Hammer. Loki muss in Freyjas Falkengewande auf Kundschaft ausgehen. Der Riese Þrymr, in dessen Gehege goldhörnige Kühe und rabenschwarze Ochsen weiden, birgt ihn acht Rasten unter der Erde und will ihn nur hergeben, wenn er Freyja zum Weibe bekomme. In Freyjas Gewande fährt Thor mit Loki nach Jǫtunheim; die Berge bersten und Erde brennt, wo er fährt. Beim Brautmahle isst der Gott einen Ochsen, acht Lachse und trinkt drei Tonnen Bier; seine Augen scheinen Feuer zu sprühen; aus der Sehnsucht nach Riesenheim erklärt Loki alles dem staunenden Riesen. Der Hammer wird gebracht, damit mit ihm die Ehe

geweiht werde. Aber sobald er sich auf Thors Knie befindet, erfasst er ihn, schwingt ihn und vernichtet Þrym und sein ganzes Geschlecht.

In ähnlicher Weise wie im Kampfe gegen Þrym erscheint Þór im Kampfe gegen Hrungnir. Hrungnir, d. i. der Lärmer, wie man noch heute im Hallingdaler Dialekte für lärmen *rungla* gebraucht (Aasen 618), war auf Óðins Veranlassung, gegen den er mit seinem Rosse Gullfaxi d. i. Goldmähne prahlte, nach Ásgarð gekommen und wollte in trunkenem Übermute von hier Valhǫll nach Jǫtunheim überführen und alle Götter ausser Freyja und Sif töten. Da rufen die Asen Thor, der sofort seinen Hammer schwingt. Als sich Hrungnir auf das Gastrecht beruft, wird auf neutralem Steingebiet zu *Grjótunagarð* ein Zweikampf beschlossen. Die Riesen bekommen Angst und stellen daher einen Lehmriesen, *Mǫkkrkalfi* d. i. die dicke Wolke, auf, hinter dem sich Hrungnir birgt, der selbst steinernes Herz und Haupt besitzt. Thor ist von Þjálfi begleitet; dieser eilt voraus und sagt dem Riesen, Thor habe ihn gesehen und komme von unten. Da stellt sich Hrungnir auf seinen Schild und fasst seine Waffe, einen Schleifstein, fest in die Hand. Bald künden Blitz und Donner des Gottes Erscheinen; der Riese wirft seinen Stein; dieser stösst auf Thors Hammer, der alsbald dem Riesen in den Kopf dringt und ihm den Tod bringt. Beim Falle fällt ein Bein Hrungnirs auf Thor, der dadurch selbst zu Falle kommt. Thors drei Tage alter Sohn Magni vermag dies allein zu beseitigen. Aber auch Thor ist verletzt, ein Stück von des Riesen Schleifstein ist ihm ins Haupt gefahren. Die vǫlva Gróa soll es ihm herauszaubern, vergisst aber den Spruch, als ihr der Gott die baldige Ankunft ihres Gatten Ǫrvandil erzählt (SnE. I. 278 ff.). — Zu den dämonischen Riesen des verheerenden Gewitters gehört auch Geirrøðr, der Speerröter, der, ein Schmied in Jǫtunheim, seinen Speer mit goldener Spitze versah, um ihn dann vernichtend nach der Erde zu schleudern. In alten Liedern, von denen wir noch eins vom Skalden Eilifr Guðrúnarson aus dem 10. Jahrh. besitzen, ist gesungen worden, wie einst Loki von Geirrøðr gefangen und nur unter der Bedingung frei gelassen worden sei, dass er Thor veranlasse, unbewaffnet nach Jǫtunheim zu gehen. Loki überredet den Gott und nimmt an der Fahrt Teil. Unterwegs kehrt Thor bei Gríð, der Mutter des Asen Viðar ein, die ihm von Geirrøð erzählt und ihm aus weiser Vorsicht ihren Kraftgürtel, Eisenhandschuh und Zauberstab leiht. Mit Hülfe dieser Gegenstände durchwatet Thor den mächtigen Strom Vimur, den Geirrøðs Tochter schwellen macht. Schon scheint seine Kraft, über den Fluss zu gelangen, nicht mehr zu reichen, da erfasst er einen Vogelbeerstrauch und rettet sich durch diesen aus dem Flusse. In Geirrøðs Gehöft soll er von dessen beiden Töchtern Gjálp und Greip an die Decke gedrückt werden, allein seine Kraft zerbricht diesen das Genick, als er sich auf den Stuhl setzt, unter dem sie waren. Als in seiner Halle Geirrøðr dem Thor gegenübersitzt, schleudert jener einen glühenden Eisenkeil nach dem Gotte; dieser fängt ihn aber mit Gríðs Handschuh auf, wirft ihn nach dem Riesen zurück und tötet diesen damit trotz der Eisensäule, hinter welche sich derselbe aus Furcht vor der drohenden Gefahr geflüchtet hatte (SnE. I. 284 ff.). Denselben Mythus kennt Saxo, da er von König Gorms und Thorkils Fahrt in die entlegenen *sedes Geruthi* erzählt. Hier treffen sie den Geruth mit zerfleischtem Körper und Riesenweiber mit zerbrochnem Rücken. Auf ihre Frage hin erfahren sie, dass einst Thor den Stahl nach dem übermütigen Riesen geworfen habe, infolgedessen sei er so hergerichtet (Saxo I. 425 f.). Auch in der späteren und romantischen Saga von Thorstein Bæjarmagni (FMS III. 182 ff. ZfdMyth. I 410 ff.) findet sich romantisch ausgeschmückt derselbe Stoff, und die Aufforderung König Háralds Harðráði, sein Skalde Thjóðólf solle den Streit eines Gerbers mit einem Eisenschmiede besingen nach dem Vorbilde von

Thors Kampf mit Geirrøđ setzt eine weitere Verbreitung des Mythus voraus (FMS VI. 361). — Aber nicht nur gegen die schädigenden Elemente der Luft zieht Thor zu Felde, sondern auch gegen die der Gewässer, namentlich die des Meeres. Hárb. 37 ff. erzählt Thor, wie er mit Riesenweibern gekämpft habe, die aller Welt geschadet, sein Schiff zerschellt, den Þjálfi verjagt hätten. Unter diesen Riesenweibern, mehr Unholde als Frauen, sind die Wellen des Meeres zu verstehen, die ans Land schlagen und dem Schiffer auf der See Unglück und Verderben bringen. Die stürmische See hatte dem Nordländer schon manchen Schaden gebracht, daher waren Thors Kämpfe gegen diese ein beliebtes Thema nordischer Dichter. Vor allem schien ihnen das tobende Element des Meeres von der die ganze Erde umgebenden Miđgarđsschlange auszugehen. Man glaubte, eine Schlange läge um den äussersten Rand der Erde, die sich in ihren eignen Schwanz beisse, ein Kind des Loki und der Angrbođa. Wenn sie in Riesenzorn gerät, tobt das Meer. Gegen sie zieht Thor auf dem Nachen des Riesen Hymir und von diesem begleitet. Mit dem Haupt des Ochsen *Himinrjóðr* d. i. Himmelsröter, des nordischen Polarlichtes, das sich in Hymirs Gewalt befindet, angelt er nach ihr und zieht sie an den Bord des Kahnes. Da zerschneidet der Riese die Angelschnur, das Ungetüm fällt ins Meer zurück. Dagegen trifft den Riesen Thors Hammer und schleudert ihn über Bord (SnE. I. 166 ff. Über die Verbreitung des Stoffes im Norden PBB VII. 281 ff.). — Diesen Vorgang, der die Veranlassung gegeben haben mag, dass Thor beim grossen Weltenkampfe mit der Miđgarđsschlange zu kämpfen hatte, hat spätere Dichtung, die Hymiskviđa, in Zusammenhang mit Thors Besuch bei Hymir gebracht. Beides sind jedoch von Haus aus verschiedene Mythen, da der Schluss jenes Liedes den Tod des Riesen beim Angeln nach der Miđgarđsschlange unmöglich macht. Die Asen sind bei Ægir, dem Gott des gastlichen Meeres, zum Mahle. Da fehlt der Metkessel. Auf Týrs Veranlassung soll Thor einen solchen von jenes Vater Hymir holen. Hymir ist die personifizierte Dunkelheit in der Luft, die über dem winterlichen Meere lagert, die noch heute der Norweger unter gleicher Bezeichnung kennt. Auf der einen Seite steht dieser Dämon in engster Verbindung mit dem Winter, auf der andern mit dem Meere: sein Bart ist gefroren, als er von der Jagd heimkehrt, Eisschollen umgeben seinen Palast, der sich an dem Himmelsende befindet. In seiner Gewalt befindet sich die schöne Jungfrau, deren Haar wie Gold glänzt, ein Ebenbild der Gerđr. Sie unterstützt den eingekehrten Gott bei seinem Beginnen. Auf ihren Rat zerbricht dieser den Becher an des Riesen Schädel, durch welche That der Gott allein in die Gewalt des Kessels kommen soll. Dieser selbst ist das Meer, das der Gott im Frühjahre aus der Gewalt der winterlichen Mächte befreit, indem er seine Eisrinde durchbricht und dann dem Meeresgott der schöneren Jahreszeit zuführt.

Mit Thors winterlicher Abwesenheit mag auch seine Reise zu Útgarđaloki zusammenhängen, wie sie uns die Edda (I. 142 ff.) und in seiner euhemeristischen Weise Saxo erzählen (I. 429 ff.). Útgarđr steht im Gegensatz zu Ásgarđr und namentlich Miđgarđr: es ist die Welt ausserhalb der bewohnten Erde, das Heim der dämonischen Mächte. Hier herrscht ein Loki, der winterliche, mehr dämonische Loki. Auf seiner Fahrt nach Útgarđ begleiten Thor Loki und Thjálfi. Nach der Edda erwirbt er den letzteren erst auf der Reise dahin. Es geht zu Fusse bis an das tiefe Meer; über dies wird geschwommen. Alsbald kommen sie in einen dichten Wald; der Riese Skrýmir gesellt sich zu ihnen, gegen den Thor vergeblich wiederholt seinen Hammer mit aller Macht schwingt: der Gott ist in Útgarđ, ausserhalb des Bereiches seiner Macht. Skrýmir weist Thor zu Útgarđalokis Burg, die mit einem Gitter umgeben ist,

durch das sich der Ase und seine Begleiter mit knapper Not durchdrängen. Vor Útgarđaloki sollen sie ihre Künste zeigen. Loki rühmt sich, das ihm niemand im Essen gleich komme; er wird vom *Logi* d. i. dem Feuer besiegt. Þjálfi rühmt sich der Schnelligkeit im Laufen; ihn besiegt *Hugi*, der Gedanke. Thor verspricht im Trinken etwas zu leisten; so sehr er auch ansetzt, das Horn liegt im Meere und kaum bemerkbar ist der dreifache Schluck, den er gethan. Alsdann soll er eine Katze heben, dies ist die Miđgarđsschlange; nur einen Fuss hebt er sie von dem Boden. Endlich soll er mit Útgarđalokis Amme *Eli* kämpfen; auch hier vermag Thor nicht zu widerstehen, denn diese ist das Alter, dem niemand widersteht. — Die ganze Erzählung trägt unverkennbar den Stempel jüngster Mythenbildung, wenn auch bei den Asen die physische Natur noch durchblickt.

In all diesen Mythen erscheint Thor als ein Freund der Menschen und ihr Beschirmer und Helfer gegen die dämonischen Mächte. Mit seiner Hülfe werden diese in ihre Schranken gewiesen. Der Gott ist zu einer ethischen Gestalt geworden, die nur selten den physischen Hintergrund des Donnergottes durchscheinen lässt. Dies ist um so weniger zu verwundern, als das Gewitter in den nordischen Reichen fast gar keine Rolle spielt. Die Mythen sind, wie schon die Namen der in ihnen auftretenden Personen lehren, nordisches Eigentum und lassen sich bei keinem südgermanischen Stamme nachweisen. Es mag hier ähnliche Mythen gegeben haben, wofür man z. B. die Kämpfe Dietrichs mit Riesen und Drachen (Heldenbuch V. Einl. S. 44) hält, allein diese können ebensogut späte dichterische Erfindungen sein; ihre Helden werden sich nie und nimmer als Nachkömmlinge des alten Gottes Donar erweisen lassen.

§ 68. Þórr als höchste norwegische Gottheit. Überall in den Riesenkämpfen tritt Thor als Freund der Menschen, als Beistand und Förderer ihrer Arbeit auf. Schon hier ist der natürliche Hintergrund des Gottes zurückgedrängt und ihm eine ethische Gestalt von Volk und Dichtern gegeben worden. Der Gott des Donners ist zu dem Gott geworden, womit sich der Nordländer in erster Linie beschäftigte, zum Gott des Ackerbaues. Schon in seinen Beziehungen zur Erde tritt dieses Verhältnis klar hervor. Er herrscht infolgedessen über Wind und Regen, bringt heiteres Wetter und bewirkt dadurch die Fruchtbarkeit der Felder (Adam v. Bremen a. a. O.); er hilft den Boden urbar machen und wird der Menschen Beistand gegen Felsen und Klippen (Ftb. I. 388). An Ackerbau und Grundbesitz knüpfte sich aber Wohlstand und das Wohlbefinden der Norweger in der Zeit, wo sie uns in der Geschichte entgegentreten, und so wurde der Träger und Förderer dieses der Gott der Familie, der Gott des Gaues, der Gott des öffentlichen und privaten Lebens, der höchste Gott schlechthin, der überall angerufen wurde, wo man sich in seiner menschlichen Macht zu schwach fühlte. In dieser Gestalt zeigen uns die norwegisch-isländischen Quellen Thor in den letzten Jahrhunderten des Heidentums, und ein grosser Teil Schwedens muss ihn auf ähnliche Weise verehrt haben. So erscheint er als der erste der Asen (*ásabragr*); Egil nannte ihn schlechthin den *landáss*; er war nach altnorwegischer Auffassung der *hǫfdingi allra goda* (Ftb. I. 389). So wurde er, wie er sich einst selbst vor König Ólaf rühmte, als Beistand bei allem angerufen, des man bedurfte (Ftb. I. 397). Sein Bild wurde auf dem Hochsitzpfeiler eingeschnitzt (Eyrb. 5 f. Land. 192. 206.) oder auf der Stuhllehne (Ftb. II. 217.) oder auf dem Steven des Schiffes (Ftb. I. 488). Als Amulet führte man es aus Knochen bei sich (Fs. 97). Rauđr umging oft mit demselben seine Insel, um alle Widerwärtigkeiten von derselben zu bannen (Ftb. I. 291 f.). Bei allen grösseren Unternehmen wurde der Gott um Rat gefragt (Eyrb. 2. Ftb. I. 296); hier und da versagt er die Antwort (FMS. I. 302).

Helgi magri war schon Christ; gleichwohl glaubt er nach wie vor bei Seefahrten und schwierigen Unternehmungen Thor anrufen zu müssen (FMS I. 256). Als Gott des Windes und Wetters (Ftb. II. 190. Bsk. S. I. 15) war er zum Gott der Schiffahrt geworden (FMS II. 15 f.). Auch als Beistand im Kampfe wurde Thor angerufen (FMS. II. 246). Beim Gelage weihte man ihm den ersten Becher, indem man das Hammerzeichen über demselben machte und des Gottes Minne trank (Ftb. I. 283). Bei allen heiligen Handlungen glaubte man an seine Gegenwart; mit seinem Hammer weihte er alle rechtsgültigen Handlungen. Daher hiess er schlechthin *Vėor* d. i. der Weiher. Durch seinen Hammer glaubte man, weihe er die Ehe. Ihm brannte auf dem Herde geweihtes Feuer, das nie verlöschen sollte (Isl. S. II. 403), das er wohl selbst nach alter Anschauung vom Himmel herabgebracht hatte, wie er durch seinen Hammerwurf Baldrs Leichenhügel in Brand setzte (SnE. II. 288). Mit seinem Hammer weihte er auch alle Rechtsverträge; daher fallen fast alle nordischen Gerichtstage auf den Thorsdag, wie auch die Thingstätte sich an einer dem Thore geweihten Stätte befand. Wenn in Hárb. Hárbarðr dem Thor zuruft:

Óðenn á jarla þá's í val fella, en Þórr á þræla kyn,

so kann unter dem *þræla kyn* niemand anders zu verstehen sein, als das Geschlecht der norwegischen Bauern, und wir sehen hieraus, dass man Thor auch als Totengott auffasste. Hiermit mag es zusammenhängen, dass man den Thor Runensteine und Gräber weihen liess, dass man auf ersteren sein Hammerzeichen eingrub (H. Petersen, Gudedyrk. 50 ff.). — Die Opfer, die man ihm darbrachte, waren an keine Zeit gebunden; Harald hárfagri opferte ihm am Julfest (Ftb. I. 507), im Throndheimischen brachte man ihm im Herbste Hornvieh und Rosse und besprengte mit ihrem Blute die Säulen seines Tempels (Ftb. II. 184 f.). — Das war seine Herrschaft zur Zeit Haralds; sie ist es im Volke, bei der grossen Menge, geblieben bis zum Ausgange des Heidentums, und selbst der Hofmann und Skalde stand unter dem Banne dieses Glaubens, wenn auch hier sein Glanz von dem neu aufgestiegenen Óðin verdunkelt war.

KAPITEL XIII.

JUNGE JSLÄNDISCH-NORWEGISCHE GÖTTER.

§ 69. Neben den nordischen Hauptgöttern treffen wir einige Gestalten, die meist nur hier und da einmal in der Dichtung auftreten, in der Regel zu einem bestimmten Zwecke, die aber nie irgend ein Ansehen bei der grossen Menge gehabt haben, die selbst der Skalde bei der Bildung seiner dichterischen Umschreibungen meist bei Seite lässt. Hierher gehört Víðarr, den wir fast nur aus den Eddaliedern kennen. Er ist der Sohn Óðins (Vsp. 55) und der Riesin Gríð, die zu den Asen in freundschaftlichem Verhältnisse steht (SnE. II. 300). Auf der weiten Ebene Viði, die mit Buschwerk und hohem Grase bewachsen ist, tummelt er sein Ross, um von hier aus zur Vaterrache zu ziehen (Grim. 17. Aarb. 1869. S. 259.). Nur auf diese sinnt er; daher heisst er der Schweigsame (SnE. II. 270.). Er ist der stärkste der Asen nach Thor (ebd.). In seinem Besitz befindet sich der mächtige Eisenschuh (SnE. I. 206), mit dem er einst beim Weltuntergange dem Fenriswolf in den Rachen treten wird, nachdem dieser Óðin getötet hat (Vsp. 55.). Überhaupt scheint Viðar nur erdichtet, um Rächer Óðins beim Weltuntergange zu sein. Bei diesem stösst er dem Ungetüm das Schwert ins Herz (Vsp. 55) und reisst ihm Ober- und Unterkiefer auseinander. So ist er auch bestimmt, in der verjüngten Welt mit das Regiment zu führen (Vafþr. 53). Hier erscheint neben ihm Váli, wie

jener auch eine junge dichterische Gestalt, erfunden, um den Baldr zu rächen, indem er Hǫdr tötet (Hyndl. 29). Er ist der Sohn Óđins und der Rind (Vegt. 11) und wird, wie Viđar, in der verjüngten Welt die Heiligtümer der Götter bewohnen (Vafþr. 53).

§ 70. Bragi. In den Eiriksmál, die ein begabter Skalde auf Veranlassung der Gunnhild nach 935 auf Köng Eirik blóđøx dichtete, treffen wir Bragi in Valhǫll bei Óđin als dessen Ratgeber neben Sigmund und Sinfjǫtli, jenen Gestalten aus der Heldensage (Cpb. I. 260 f.). Ebenso finden wir ihn in den jenen Eiriksmál nachgedichteten Hákonarmál (ged. 951. Cpb. I. 262 ff.) neben dem später zum Asen erhobenen Hermóđr. Bragi erscheint hier als der Hauptskalde Óđins, der die Fremden bewillkommnet und sicher in Valhǫll ihre Thaten verherrlicht hat. Dieser Bragi ist von Haus aus eine geschichtliche Gestalt, die um 800 gelebt hat, der erste nachweisbare Skalde, der von Hof zu Hof gezogen ist, um Lieder zum Preise der Fürsten zu dichten (vergl. Finnur Jónsson Ark. f. nord. fil. VI. 141 ff.). Um diese hat sich später der Mythus gerankt. Bragi wurde das Vorbild aller höfischen Skalden; man vergass sein menschliches Leben und Schaffen, man machte ihn, da er sich in Valhǫll aufhielt, selbst zum Asen, liess ihn einen Sohn Óđins sein und verehrte ihn bald als Gott der Dichtkunst. Als solchen kennt ihn die späte eddische Dichtung, vor allem aber Snorri in seiner Edda. Dieser lässt in den Bragarœđur bei festlichem Gelage den Bragi dem Meerriesen Ægir erzählen, wie durch alte Mythen und Sagen die dichterischen Umschreibungen, die kenningar, in die Dichtung gekommen seien. Dabei erscheint der Ase alt *(enn gamli)*, mit langem, weissem Barte *(enn síđskeggja áss* SnE. I. 266), wie sein Vorbild und Vater Óđin den Beinamen *Síđskeggr* (Grim. 48) führt. Hier und da taucht er als Gemahl des Iđun auf, der Göttin mit den verjüngenden Äpfeln (Grettiss. 154. Lok. 16): die ewig junge Dichtung mag diese Ehe des Greises hervorgerufen haben. Feigheit wirft ihm Loki vor, nachdem jener den Schmäher der Asen durch Gaben hat versöhnen wollen, ‚Bänkelungerer' nennt er ihn (Lok. 12—15). Nur bei den Skalden steht Bragi in hohem Ansehen, denn er ist der trefflichste der Skalden (Grim. 44) und von seiner Zunge kommt die ganze Runenweisheit, deren sie zu ihrer Dichtung bedürfen (Sgrdr. 16). Aber auch hier ist das Gebiet seiner Verehrung nur beschränkt gewesen: erst des Christen Snorri mythologischen Auffassungen verdanken wir das ausgeführte Bild dieses jungen Gottes[1].

[1] Uhland Schr. VII. 277 ff. — PBB XII. 383 ff. XIII. 187 ff. XIV. 81 ff.

KAPITEL XIV.

DIE GÖTTINNEN.

§ 71. Ganz ähnlich wie sich der germanische Himmelsgott infolge seines mannigfaltigen Auftretens in verschiedene Gottheiten spaltete, scheint es auch mit seiner Frau der Fall gewesen zu sein. Dies war die mütterliche Erde, die Geliebte, die Frau schlechthin. Als solche war sie aber besonders chthonische Gottheit, die die Toten in ihrem Schosse aufnahm, die mit der Schar der Toten durch die Lüfte fuhr, der die Totenopfer gebracht wurden. Daneben erscheint sie als die Göttin, die im Frühjahre wieder in die Lande zieht und Flur und Hain in neuen Schmuck kleidet. Als Frau ist sie besonders die Göttin der Frauen, die Schirmerin der häuslichen Arbeit, die Göttin der Familie, des Ehestandes und des Kindersegens. Unter mancherlei Namen tritt sie in den einzelnen Gegenden auf, immer dem Leben der Bewohner angepasst. In altdeutschen Quellen tritt sie uns selten entgegen, häufig

finden wir sie in der nordischen Dichtung, vieles hat von ihr auch der Volksmund und Volksglaube bewahrt.

§ 72. Nerthus. Von allen altgermanischen Gottheiten, deren die Römer gedenken, wird uns keine klarer geschildert als die Nerthus im 40. Kap. der Germania. Sieben Völker im heutigen Schleswig-Holstein hatten ein gemeinsames Heiligtum, das aller Wahrscheinlichkeit nach auf einer Insel am Westgestade jener Länder, also in der Nordsee, lag. Hier verehrten sie die Nerthus *id est Terram matrem, eamque intervenire rebus hominum, invehi populis arbitrantur. est in insula Oceani castum nemus, dicatumque in eo vehiculum, veste contectum; attingere uni sacerdoti concessum. is adesse penetrali deam intellegit vectamque bubus feminis multa cum veneratione prosequitur. laeti tunc dies, festa loca quaecumque adventu hospitioque dignatur. non bella ineunt, non arma sumunt; clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata, donec idem sacerdos satiatam conversatione mortalium deam templo reddat. mox vehiculum et vestis et, si credere velis, numen ipsum secreto lacu abluitur. servi ministrant, quos statim idem lacus haurit.* Über die Ableitung des Namens sind die mannigfachsten Ansichten aufgestellt worden (Schade, Ahd. Wtb. 2, 645); die meisten Anhänger hat Leos (ZfdA. III. 226), der es mit kelt. *nerth* = die Kraft, Macht zusammenbringt. Vielleicht gehört das Wort zu skr. *nar, naras* 'der Mann' und ist eine germ. Weiterbildung durch das suffix þ, das ja hauptsächlich zu Femininbenennungen verwendet wird (Kluge, Nom. Stammb. § 43). Nerthus wäre dann die Männin, das Weib und wäre ein treffliches Gegenstück zu Frigg. Hierzu stimmt die Taciteische Bezeichnung als *Terra mater,* denn als solche erscheint sie als Gemahlin des altgermanischen Himmelsgottes, wie auch die Menschenopfer, die ihr gebracht wurden, ein Zeugnis dafür ablegen, dass sie zu den höchsten Gottheiten gerechnet wurde. — Die Prozession bei dem grossen Feste war nun ganz ähnlich wie die beim Freysfeste in Uppsala, die wir aus einem Berichte kennen lernten, der aus der Zeit kurz vor 1000 stammt (FMS. II. 73 ff.). Der heilige Hain war auf einer abgelegenen Insel; dort steht der heilige Wagen der Göttin, mit Tüchern behangen, ihn anzurühren ist nur dem Priester gestattet. Sobald dieser an gewissen Zeichen die Nähe der Gottheit gemerkt hat, wird der Wagen in der Amphyktionie von Ort zu Ort gefahren; überall sind frohe Feste, bis der Priester den Wagen dem Heiligtum zurückgiebt, nachdem er denselben vorher noch an geweihter Stätte gewaschen und die Knechte, die ihm bei der Prozession beigestanden, im Wasser ertränkt hat. — Es darf als ausgemacht gelten, dass wir es in dieser Umfahrt mit einer Prozession zu thun haben, die der neuerwachten Mutter Erde im Frühjahre galt. Gleichwie aber unsere Vorfahren dieses Erwachen der Natur feierten, so feiert es noch heute das Volk in allerlei Formen, die Mannhardt in seinem Baumkultus so schön geschildert hat (S. 156 ff.). Die Aufzüge des Volkes decken sich Zug für Zug mit dem alten Nerthusfeste. Man vergleiche z. B. das Sechseläuten in Zürich (Reimann, Deutsche Volksfeste im 19. Jahrh. 322 ff.), wo bei Beginn des Frühjahrs die Kinder hinaus ins Freie ziehen, den Bögen, eine Puppe, auf einem Wagen herumfahren und dann mit den Eltern und den übrigen Einwohnern der Stadt den Tag unter allerleil Lust und Freude verleben. In den Kreis dieser Frühjahrsfeste gehört auch das Herbeiholen und Aufpflanzen des Maibaumes oder der Pfingstmaie, das allüberall in Deutschland sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat; bald ist der erste Mai, bald der Pfingsttag, bald der 23. Juni der Tag der Freude (Mannhardt BK. 160 ff.). Auch das Einholen des Maigrafen oder Maikönigs oder Pfingstkönigs (auch Gras-, Lattichkönigs) gehört hierher. Wie die Sitte des Maibaumes lässt sich auch diese bis ins 13. Jahrh. zurück verfolgen. Oft steht dem Maigrafen oder Maikönig eine Maikönigin zur Seite, die öfter, namentlich in den alten Quellen, auch allein erscheint. Ja, ihr Ein-

und Umzug mag möglicher Weise das ältere sein, der sich dem Umzug der Nerthus zur Seite stellen lässt. Den Schlüssel zum Verständnis der historischen Entwickelung dieser Frühlingsfeste giebt eine im 13. Jahrh. verfasste Schrift des Aegidius, die uns den niederländischen Brauch vom Einzug der Pfingstkönigin aus dem 12. Jahrh. schildert (Myth. II. 657), hier heisst es: *sacerdotes ceteraeque ecclesiasticae personae cum universo populo in solemnitatibus paschae et pentecostes aliquam ex sacerdotum concubinis purpuratam ac diademate renitentem in eminentiori solio constitutam et cortinis velatam reginam creabant, et coram ea assistentes in choreis tympanis et aliis musicalibus instrumentis tota die psallebånt, et quasi idolatrae effecti ipsam tamquam idolum colebant.* Damals also verehrte man noch die herumziehende Königin wie ein Götterbild. Der natürliche Hintergrund dieser Feste zeigt sich namentlich im germanischen Norden. Terpager, der Chronist der jütländischen Stadt Ripen aus dem Anfange des 18. Jahrh., nennt den Maygrefve *comes aestivus*; er erzählt, dass man diesen schön geziert und in feierlicher Prozession durch die Stadt geführt habe, und das habe man genannt *at føre Sommer i By* («den Sommer in die Stadt führen» Ripae Cimbricae 723 ff.). Der Ausdruck *at ride* oder *føre Sommer i By* war in Dänemark allgemein verbreitet, wenn der Maigraf seinen Einzug hielt (Molbech Dansk Dialektlexic. S. 533 f.). Selbst bis Finnland hinauf ist das Fest gedrungen. Hier schmückt man bei Beginn des Sommers ein Mädchen mit Blumen, das man *Majdronning* (Maikönigin) nennt (Rietz, Svensk Dialekt lexic. 425). Hierher gehört auch der *Blumengraf*, der Vertreter des Sommers in den schwedischen und schonischen Städten, dessen Olaus Magnus in seiner Kulturgeschichte des Nordens aus der Mitte des 16. Jahrhs. gedenkt (Pabst, Der Maigraf und seine Feste S. 76 ff.).

Ganz ähnlich zieht man in Mittel- und Süddeutschland im Mai hinaus, um den Mai zu suchen (Mannhardt BK. 161), schmückt Knaben oder Mädchen mit Blumen und führt sie dann umher, indem man an den Thüren Gaben sammelt. Diese Gestalten haben alle möglichen Namen; so heissen sie in Thüringen *der grüne Mann*, *der Graskönig*, *das Laubmännchen* (Witzel, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen II. 203 ff.), im Elsass *der Pfingstklötzel* oder *das Maienröslein* (Mannhardt BK. 312), in Schwaben der *Latzmann* (Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 1. S. I. 120 f.). Unter den siebenbürgischen Sachsen werden sogar drei Mädchen feierlich umhergeführt (Halterich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen² 286). Das Fest hat sich überall der Bevölkerung angeschmiegt: es ist ein ländliches unter der Landbevölkerung geblieben, in den Städten dagegen haben sich besonders die Gilden desselben bemächtigt. Unter letzteren ist es zum Schützenfeste geworden, dem fast unkenntlichen Ausläufer des alten Maifestes, das sich historisch bis ins 12. Jahrh. verfolgen lässt (Pfannenschmid, Germ. Erntefeste S. 585 f.). So mannigfach auch diese Frühlingsfeste auftreten, gemeinsam ist ihnen allen der Kern: Schmückung eines Auserwählten, Umzug und frohes Gelage.[1] (Vgl. Mannhardt BK. 311 ff. — Pabst, Der Maigraf und seine Feste. Reval 1864.)

Zu diesen Volksfesten nun verhält sich das von Tacitus beschriebene Fest der Nerthus nicht etwa so, dass wir in jenen Überreste altgermanischer Nerthusfeste hätten, sondern sie sind mit diesem aus gleicher Wurzel hervor-

[1] Den germanischen Ursprung dieser Feste besiegelt das Gelage. Wie sehr hierauf gesehen wurde, zeigt u. a. die Skråordning für die St. Knutsgilde in Lund vom Jahre 1586, wo es heisst: 126 *Huo som Majgrefue vorder hand skall med sine medbrodre vdlegge fem tönder tyst öll* (Wer Maigraf wird, der soll mit seinen Brüdern auslegen fünf Tonnen deutsches Bier) und 127: *Huilken Majgrefue vorder, hand ma bekomme thett Maigreffue öll Cise Fritt paa laffsens vegne, om hand det er begierendis* (Wer Maigraf wird, der soll das Maigrafenbier accisefrei bekommen von Rechtswegen, wenn er es begehrt.) Pabst a. a. O. S. 62.

gegangen. Zu gemeinsamer Lust und Freude über die wieder erwachte Mutter Erde verbanden sich mehrere ingväonische Stämme, um die vom Himmel herabsteigende Göttin feierlichst zu empfangen (Müllenhoff, Allgem. Ztsch. für Geschichte VIII. 226 ff.).

§ 73. Frija-Frigg. Die bei weitem grösste Bedeutung unter den Göttinnen hat in unserer Mythologie die Frija-Frigg. Lautgesetzlich entspricht ahd. *Frija*, ags. *Frîg*, as. Frî dem altn. Frigg (PBB. IX. 544). Dieser Name entspricht skr. *prijâ* = Gattin (ZfdA. XXX. 217). Diese altgermanische Gottheit finden wir bei einem grossen Teile germanischer Stämme, namentlich in Norddeutschland und dem skandinavischen Norden. Bei den oberdeutschen Stämmen lässt sie sich nirgends, bei den mitteldeutschen nur im zweiten Merseburger Spruche (MSD. No. 4, 2) nachweisen. Es ist nicht ohne Bedeutung, dass sich diese Göttin gerade bei den germanischen Völkern nachweisen lässt, bei denen man eine höhere Wôdansverehrung findet, und zwar findet sie sich überall mit Wôdan-Óðin in engster Verbindung. Mag sie daher auch von Haus aus die Gemahlin des altgermanischen Himmelsgottes gewesen sein (ZfdA. XXX. 217), so muss sie doch schon frühzeitig mit dem Tiwaz-Wôdanaz verknüpft worden sein, mit dem sie sich dann weiter entwickelte, bis sie mit ihm zur allmächtigen Himmelsgöttin emporstieg. Dieser Entwickelungsprozess kann natürlich nur da erfolgt sein, wo Wôdan zum höchsten Gotte wurde, d. i. in Niederdeutschland. Hier finden wir auch die ältesten Zeugnisse ihrer Verehrung. Es liegt kein Grund vor, die alte Sage vom Ursprung des Namens der Langobarden, die wir Paulus Diaconus verdanken (I. c. 8) und die auf ähnliche Weise Fredegar schon ungefähr hundert Jahre früher erzählt hatte, einer Zeit abzusprechen, wo die Langobarden noch an der unteren Elbe ihre Sitze hatten, wenn sie auch bedeutend später entstanden sein mag, als man die Kämpfe der Winiler mit den Wandalen anzusetzen pflegt (DAK. II. 97 f.). Nach dieser Sage erscheint *Frea* als die Gemahlin Wôdans, dieser aber ist schon zum Gott des Sieges und Himmels emporgestiegen, der seine Gemahlin an der Herrschaft teilnehmen lässt. Weniger klar geht das Verhältniss Frijas zu Uuodan aus dem 2. Merseburger Spruche hervor, in dem jene die Schwester der Voll und eine wundenheilende Göttin ist. Neben diesen alten Zeugnissen auf deutschem Boden kennt die Göttin noch die lebendige Volkssage. Sie findet sich hier örtlich unweit des alten Gebietes der Langobarden, namentlich in der Ukermark (Kuhn in ZfdA. V. 375 f.; Norddeutsche Sagen 414) als *Fricke, de Füük, de Füi, frû Frêen, Frêke,* scheint jedoch auch in der Harzgegend bekannt zu sein (Pröhle, Harzsagen[2] S. 267). Hier erscheint sie zunächst als die Gemahlin des Windgottes, als die *Windsbraut,* die verwünscht ist, mit dem Windgott durch die Lüfte zu fahren (Märkische Sagen S. 174), die er auf sein Pferd legt, sodass Haupt und Beine an demselben herunterhängen (Niederländische Sagen S. 350), ein Gegenstück des Holz- und Moosweibchens, das anderen Orts der wilde Jäger verfolgt.

Wie ihr Gemahl kommt sie selbst mit ihren Hunden im Sturme daher und verlangt, dass der Bauer sein Mehl für die Tiere ausschütte (Nordd. S. 67). Die Zeit der zwölf Nächte ist besonders die Zeit ihres Auftretens (Nordd. S. 414). Daneben erscheint sie als Schirmerin des häuslichen Fleisses in der Spinnstube. Wenn am heiligen Weihnachtsabende noch etwas auf der Diesse bleibt, dann kommt frû Frêen und verunreinigt es oder schadet dem Vieh im Haushalt. Als Göttin des Spinnens und häuslichen Fleisses finden wir sie aber auch im skandinavischen Norden, namentlich im Volksmunde im südlichen Schweden. Hier heisst es in Bleckingen, am Thorstage dürfe deshalb nicht gesponnen werden, weil an ihm *Frigg* oder *Frigge* spinne, und das Sternbild des Orion ist weit verbreitet unter dem Namen *Friggerocken* oder *Friggetenen*

(Rocken oder Spindel der Frigg, Hyltén-Cavallius, Wärend och Wirdarne I. 236 f. Rietz, Svensk Dial. 165). Auffallend ist, dass sich der natürliche Hintergrund der Frigg als Windsbraut nirgends im Norden findet, ja in Bleckingen ist sie sogar von Óđin losgetrennt und erscheint in Begleitung Thors. Eine Einwanderung der Frigg aus niederdeutschem Gebiete ist deshalb nicht ausgeschlossen, wenn auch zahlreiche Ortsnamen und die Lautverhältnisse dafür sprechen würden, dass diese sehr alt sein müsste (Lundgren, Hednisk Gudatro i Sverge S. 83 f.).

In den altnorwegisch-isländischen Quellen erscheint Frigg durchweg als Gemahlin Óđins, aber als Gemahlin des Óđin, der dem langobardischen Gwodan gleicht: als Göttermutter, als Herrin des Himmels. Sie wird sein Weib genannt (Lok. Einl., V. 26; bei Þjóđólf SnE. I. 236; bei Saxo Gramm. I. 107 u. öft.), die mit ihrem Gemahl ratschlagt, ob er dieses oder jenes unternehmen solle (Vafþr. 1), die mit ihm von Hliđskjálf aus die ganze Welt überschaut (Grim. Einl.). In dieser Stellung wird sie die trefflichste der Göttinnen (SnE. I. 114), die Göttin der Liebe und des Kindersegens (Vǫls. s. Bugge S. 85), die das Schicksal des Menschen voraus weiss (Lok. 29.), weshalb noch späte Übersetzer sie mit Minerva identifizieren (Ann. 1848 S. 84. 1849. S. 6.), wird zur Himmelsgöttin, die mit dem Bruder oder den Brüdern ihres Gemahls während seiner winterlichen Abwesenheit buhlt (Lok., Heimskr. 5, Saxo I. 42 ff.). In dieser Stellung, die ihr die Skalden verschafft haben, berührt sie sich einerseits mit der nordischen Freyja, sodass Snorri sie sogar deren Falkengewand besitzen lässt, andererseits mit der ingväonischen Nerthus. Eine dieser ähnliche Stellung gab Veranlassung, dass sie bei dem Tode Baldrs, als dessen Mutter sie erscheint, allen Gegenständen auf der Erde den Eid abnimmt, dass sie dem jugendlichen Himmelsgotte kein Leid zufügen wollen (SnE. I. 172), dass gerade ihr Nanna, die mit Baldr hinab in die Unterwelt gegangen war, ihr Gewand sandte (SnE. I. 180). Daher glaube ich, können wir auch in Jǫrđ und Fjǫrgyn, deren Sohn Thor ist, nichts anderes finden als dichterische Benennungen der Frigg. Hieraus erklärt sich auch ihre Bezeichnung als *Fjǫrgyns mær* (Lok. 26.): wir haben in Fjǫrgynn-Fjǫrgyn ein ganz ähnliches Götterpaar, wie in Njǫrđr-Nerthus oder Freyr-Freyja. Fjǫrgyns mær ist daher nicht als Fjǫrgyns Tochter, sondern als Fjǫrgyns Gattin aufzufassen, was ja *mær* recht gut in der dichterischen Sprache heissen kann (vgl. *Óđs mey* Vsp. 25. Lex. poet. 563). In dieser Machtfülle verzweigt sich nun die Frigg namentlich in der Poesie der Nordländer in eine ganze Reihe Göttinnen, die weiter nichts sind als poetische Personifikationen dieser oder jener Seite der Frigg und im Volke nie irgendwelche grössere Bekanntschaft gehabt haben. Alt allein ist das Verhältnis zwischen Frigg und Fulla, die auch von all jenen Hypostasen in der nordischen Dichtung öfter auftritt. Schon im 2. Merseburger Spruche erscheint Voll als Schwester der Frigg. Auch der Norden kennt sie öfter: der Norweger Eyvindr aus dem 10. Jahrh. bezeichnet das Gold als das Kopfband der Fulla (SnE. I. 346); mit flatterndem Haar stellt sie der Verfasser der Gylfaginning dar, die die Wünsche der Herrin den Menschen übermittelt (Grim. Einl.), die ihre Kleider und Schuhe bewacht, die selbst zu den Geheimnissen der Herrin herangezogen wird (SnE. I. 114.). Vielleicht hat die am Horizonte versinkende Sonne die mythische Gestalt im Norden erweitert. Hierzu stimmte auch, dass ihr Nanna den Goldring aus der Unterwelt sandte, der offenbar in engstem Zusammenhange mit dem Ringe Draupnir steht (SnE. I. 180). In engem Zusammenhange mit der Fulla scheint die Gná zu stehen, die auf ihrem Rosse *Hófvarpnir* durch Luft und Meere reitet, ebenfalls um Friggs Befehle auszurichten. Ferner erscheint Frigg als Eir, die heilende Göttin, als Sjǫfn, die die Liebenden zusammen-

bringt, als Lofn, die Vermittlerin zwischen Alfađir und Frigg und den Menschen, wie der Christ Snorri offenbar ganz christlich erklärend bemerkt, als Vǫr, die Schirmerin der Verträge, als Syn (ahd. Sun), die Wächterin des Haus- und Þingfriedens, als Hlín, die Schutzgöttin vor Gefahren, als Snotra, die Spenderin von Weisheit (SnE. I. 114 ff.). Ich habe die Hypostasen der Frigg aufgezählt, da sie sich durchweg bei Skalden finden. Allein hier ersetzen sie weiter nichts als das Appellativum *dea*, sodass ihr Inhalt als altheidnisches Eigentum zum mindesten sehr fraglich ist.

Als Sonnengöttin erscheint die Frigg durch ihre Wohnung, die Fensalir, die wohl nichts anders als die Meersäle bedeuten können (Bugge, Studien S. 214). Schon dadurch zeigt sich die mythische Dichtung als eine rein nordgermanische: im Meere scheint die Sonne zu versinken, im Meere beweint die Mutter den Tod ihres geliebten Baldrs (Vsp. 34). In dieser Auffassung ist Sága eine Hypostase von ihr, Sága, mit der Óđin alltäglich aus goldenen Gefässen in Sǫkkvabekk d. i. Sinkebach trinkt (Grim. 7. SnE. I. 114. — Müllenhoff, ZfdA XXX. 218).

Ein Beiname der Frija-Frigg ist höchst wahrscheinlich auch Hlóđyn, die die Edden als Thors Mutter kennen (Vsp. 56. SnE. I. 476. 585). Sie findet sich als Hludana oder Hludena auch in Inschriften am Niederrhein (Brambach, Corp. inscr. Rhen. Nr. 150. Bonner Jahrb. I. 184) und in Friesland (Korresp. f. westd. Gesch. VIII. 2 ff.). Nach letzterer Inschrift sind es Fischer *(conductores piscatus)*, die der Göttin Gelübde bringen. Die Bedeutung des Namens ist noch nicht genügend aufgeklärt, denn auch die jüngste Deutung Jäkels 'als die über einer Gesellschaft Waltende d. i. Bundesgöttin' löst nicht alle Schwierigkeiten (ZfdPh XXIII. 129 ff.).

§ 74. Die germanische Totengöttin. Indem die Frija mit dem Windgotte durch die Lüfte saust, ist sie wie dieser selbst Führerin des Totenheeres und wird dadurch Göttin über Leben und Tod. Dieses ist eine der ausgeprägtesten Seiten der Gemahlin der alten Himmelsgöttin, und in dieser Thätigkeit ist sie besonders an Wôdan geknüpft. In der Volksüberlieferung ist Frû Freke durchaus chthonische Gottheit. Allein dieselbe Gestalt können wir unter anderem Namen auch weiter verfolgen. Südlich vom Gebiet der Frû Freke erscheint in der Mittel- und Altmark Frû Harke oder Herke (Kuhn, ZfdA IV. 377 f. V. 386 f. Schwartz, Volksglaube 71 ff.). Nach Westen dehnt sich ihre Verehrung bis in das Gebiet der Lippe aus, wo sie als Spenderin des Erntesegens auftritt. Mit Frû Freke und den noch folgenden chthonischen Gottheiten hat sie gemein, dass sie in den zwölf Nächten durch die Lüfte saust und dass sie die faulen Spinnerinnen bestraft (Nord. S. 415). Daneben erscheint sie besonders als Dämonin des Windes, in welcher Gestalt sie den Gollenberg zwischen Elbe und Havel aus ihrer Schürze geschüttelt und den Bau christlicher Kirchen gehindert hat (Nord. S. 109 ff.). Offenbar ist Harke hier gepaart mit Hackelberg. Zeitlich lässt sich diese mythische Gestalt ziemlich weit zurückverfolgen: aus dem Anfange des 15. Jahrhs. erwähnt Gobelinus Persona die Sage unter den Sachsen, dass im Volksmunde zur Weihnachtszeit *domina Hera volat per aera* (Myth. I. 210). Grimm hält diese Form des Namens für die ältere, wohl mit Unrecht, da dem Berichterstatter gewiss die griech. *Ἥρα* vorschwebte, die ihn zur Veränderung des Namens veranlasste. Die Etymologie des Namens ist dunkel und wird sich schwerlich genügend erklären lassen.

Ähnliche weibliche Gestalten, die dem männlichen Heljäger zugesellt werden, erscheinen im Volksglauben lokal noch in grosser Menge. Östlich der unteren Elbe, in der Priegnitz und Mecklenburg, finden wir Frô Gôde, Frû Gauden, Frû Gaue, die in den Zwölften durch die Lüfte fährt, Gold spendet und

Speise für ihre Tiere verlangt (Bartsch, Sagen aus Mecklenburg I. 19 ff. Nordd. S. 2 ff.). Auch besudelt sie die Rocken, die nicht abgesponnen sind (Bartsch a. a. O. II. 243 f.). Ähnlich zeigt sich in Westfalen Herodinas Tochter (Kuhn, Sagen aus Westf. I. 5), im Voigtland die Werre (Eisel S. 103. 231 u. öft.) u. a. Ein umfassenderes Gebiet haben allein Holda und Perchta. Die beiden Gestalten des Volksglauben decken sich vollständig: sie sind nicht inhaltlich, sondern nur lokal von einander getrennt. Ja auch sprachlich gehören sie wohl zusammen. Wie Holda zu ahd. *helan* 'verbergen' gehört, so Perchta (oberd.) zu ahd. *bergan* in derselben Bedeutung. Beide Namen decken sich demnach sprachlich mit der nordischen Hel. Den Schlüssel zum näheren Verständnis des Namens gewährt aber die Madrider Handschrift von Burchard von Worms Dekreten, die an der Stelle, wo Burchard vor dem Glauben an sie warnt, liest: *credidisti, ut aliqua femina sit, quam vulgaris stultitia Friga holdam vocat* (J. Grimm, Kl. Schr. V. 416 f.). Hier ist noch *holda* Beiwort der Frija: die in der Unterwelt wohnende, die verborgene Gattin des Himmels-, vielleicht schon des Windgottes. Sie ist eine chthonische Gottheit, die die Seelen der Toten in ihrem Reiche aufnimmt, die mit ihnen durch die Lüfte fährt, das weibliche Gegenbild zum Windgotte. Und in dieser Stellung hat sie sich bis heute noch im ganzen rein im Volksmunde erhalten, wenn auch in einzelnen Gegenden volkstümliche Deutung aus dem unverständlichen Namen zuweilen eine holde Göttin gemacht hat. Das Gebiet, wo die Frija-Holda besonders verehrt wurde, ist Mitteldeutschland, besonders die Gegend der alten Chatten und Thüringer. Im Norden reicht es bis zum Harze, im Osten zieht es sich bis in die Gegend von Halle und Leipzig; von hier aus zieht sich die Grenze ihrer Verehrung nach Südwest bis in das Maingebiet in Unterfranken, die Westgrenze endlich zieht sich nach Norden längst der Fulda und Weser, bis sich nördlich von Minden die Sagen von ihr verlieren. Hier hörte im 8. Jahrh. Walahfrid Strabo als Schüler des Klosters Fulda von ihr und ihrer Stimme in der Luft (Myth. III. 87), hier, in seiner Heimat, hatte Burchard von Worms im Ausgange des 10. Jahrhs. von ihr erzählen und glauben hören, wie sie in den Zwölften durch die Lüfte fährt (Myth. a. a. O.), hier spukt sie in Hexenprozessen des 16. Jahrhs., hier lebt sie noch heute im Volksglauben fort. Als chthonische Gottheit ist die Stätte, wo sie verehrt wird, ein Berg, in der Regel ein solcher, in dessen Nähe sich ein Teich oder eine Quelle befindet. So haust sie im Hörselberg bei Eisenach (Witzel, Sagen aus Thüringen I. 129 ff. II. 76), am Kyffhäuser, wo sie als Kaiser Friedrichs Schaffnerin erscheint (Nordd. S. 216), im Unternberge bei Hasloch am Main (ZfdMyth. I. 23), vor allem aber am Meissner, südöstlich von Cassel, wo noch heute an bestimmtem Tage die Bauern zusammenkommen, um sich nach alter Sitte an Tanz und Musik zu ergötzen (Lyncker, Sagen und Sitten aus hess. Gauen 16). Hier liegt der Frauhollenteich, in dem Frau Holle wohnen soll, hier liegt das Höllenthal und in seiner Nähe ein alter Opfergraben.

Die Holda, im Volksmund allgemein Frau Holle, um Eisleben auch Frau Wolle, in Wettin Frau Rolle genannt (Sommer, Sagen aus Sachsen und Thüringen 10), zeigt sich im Grunde ihres Wesens durchaus als Göttin der Toten, als chthonische Gottheit. In ihrer Umgebung, ihrer Schar befinden sich die Holden, die Seelen der Verstorbenen. Mit ihnen wohnt sie in Teichen und Brunnen (Lyncker S. 17; ZfdMyth. I. 24. KHM. Nr. 24), mit ihnen fährt sie durch die Lüfte (Witzel I. 129; Nordd. S. 222). Zuweilen reitet sie wie ihr Gemahl auf prächtigem Schimmel (ZfdMyth. I. 28) oder fährt im Wagen durch die Luft (Witzel I. 114. Pröhle, Harzs. 187). Als Herrin des Seelenheeres kommen von ihr die neugebornen Kinder (Lyncker 17). Auch auf und in Bergen ist zuweilen ihr Wohnsitz; hier sitzt sie und singt (ZfdMyth. I. 28); Steine und Felsen rühren

zuweilen von ihr (Lyncker 18). Die Zeit ihrer Umzüge ist besonders die Zeit der zwölf Nächte, die Zeit, wo die Natur tot darniederliegt, die Zeit, wo alle seelischen Geister ihr Wesen treiben; da fährt sie an der Spitze dieser Scharen einher, da bringt man ihr auch besonders Opfer und Spende. Auch im Wetter zeigt sich ihre Thätigkeit: schneit es, so macht sie nach weit verbreitetem Glauben ihr Bett, zeigt sich Nebel um den Berg, so macht sie inwendig Feuer (Lyncker 18). Ruht sie in ihrer Behausung, so kann sie natürlich nur das thun, was am heimischen Herde die germanische Hausfrau zu thun pflegte, sie spinnt. Noch heute weiss der Volksmund zu erzählen, wie sie im Berge spinnend sitzt (Nordd. S. 216). So wird sie die Schirmerin häuslichen Fleisses und des häuslichen Herdes. Fleissige Spinnerinnen belohnt sie, faule bestraft sie (KHM. Nr. 24; Witzel I. 135; Pröhle 187; Lyncker 17 u. öft.). Ist der Flachs vor Beginn der ihr heiligen Zeit, am Freitag vor den Zwölften, nicht abgesponnen, so besudelt sie diesen (Nordd. S. 370. 417; Sommer 10. 162; ZfdMyth. I. 24). Auch schadet sie in solchem Haushalte dem Vieh (Nordd. S. 371). Auch Eheglück verleiht sie und macht Frauen gesund und fruchtbar (Lyncker 17), steht Wöchnerinnen bei und trocknet ihnen die Windeln (Sagen aus Westfalen II. 4).

Daneben zeigt aber auch die Holda Züge, die sie von der freundlichen Seite der Erdmutter entlehnt zu haben scheint; man sieht sie als schöne, weisse Frau mit weissem Gewande oder Schleier über die Wiesen fliegen (Lyncker 17; ZfdMyth. I. 23; Pröhle 239); sie befruchtet die Obstbäume (Sagen aus Westf. I. 162. 182), die Saaten (Lyncker 18), spendet wie Wodan Gold (Nordd. S. 215. Witzel I. 114. KHM. Nr. 24), unterstützt alte und hilfsbedürftige Leute (ZfdMyth. I. 24). Möglich, dass auch hier manch später Zug an die Göttin angewachsen ist, der Stamm ist zweifelsohne germanisch-heidnisch, und aus heidnisch-mythischen Grundanschauungen heraus sind auch die neuen Zweige entsprossen. [1]

An der Ost- und Südostgrenze reicht in verschiedenen Gegenden, namentlich vom Voigtland und Baiern her, in das Gebiet der Holda die oberdeutsche Form dieser Toten-, Wind- und Erdgöttin: die Perchta oder Bertha, wie sie der Volksmund zuweilen nennt. Ihr Name erstreckt sich über ganz Oberdeutschland: fast in allen östreichischen Landen ist er zu finden, in Baiern, der Schweiz, Schwaben, dem Elsass, dazu im Voigtland, von wo aus sie ins südliche Thüringen gedrungen zu sein scheint. Wie sich der Name sprachlich mit Holda deckt, so auch ihr ganzes Wesen. Auch sie erscheint meist nicht allein, sondern wie die Holden die Holda umgeben, begleiten die Perchta die Perchten, seelische Geister wie jene (Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes ²128 f.). Im Orlagau erscheint sie als Heimchenkönigin (Börner, Sagen aus dem Orlagau 114). Mit den Seelen verstorbener Kinder fährt sie durch die Lüfte (Börner 128. 134; von Alpenburg, Sagen aus Tyrol 63). Spätere Dichtung lässt sie Ackerzeug und Wirtschaftsgegenstände tragen (Börner 134). Bekannt ist die Sage vom Mädchen mit dem Thränenkrug, das sich in der Schar der Berchta befand (Börner 142. Köhler, Volksbrauch im Voigtland 490). Nicht selten fährt sie ungestüm durch die Luft; daher heisst sie die wilde Bertha (Witzel, Sagen aus Thüringen II. 134). Auch sie fährt wie Holda in einem Wagen, den sie zuweilen von Menschen ausbessern lässt, die sie dann gut belohnt (Börner 173, 183. Köhler 492). Wie Holda fährt auch sie besonders in den zwölf Nächten durch die Luft. Vor allem ist ihr der Perchthenabend, an dem die zwölf Nächte ihren Abschluss haben, geweiht. Da treibt sie ihr Wesen, da muss man aller Orten auf sie gefasst sein. In dieser Zeit besucht auch sie die Spinnstuben, und wehe den Faulen, die nicht abgesponnen haben (Börner 153; Köhler 488; Zingerle 128). Wo

man sich aber fröhlichem Geplauder mit den Burschen und dem Nichtsthun hingiebt, da wirft sie die Spindeln in die Stube und verlangt, dass sie in einer Stunde abgesponnen seien (Börner 167; Köhler 489). Ihr zu Ehren fand in Tyrol und der Schweiz das Perchtenlaufen statt: im Maskenanzug sprang und lärmte man durch die Gassen und in den Häusern; je toller man das Perchtenspringen ausführte, desto besser wurde die Ernte. Es ist wiederum eine Festlichkeit, die sich bei allen Totenfesten wiederfindet. Ursprünglich fiel sie auf den Perchtentag (Zingerle S. 128 f.), später verlegte man sie auf den letzten Faschingsabend (Mannhardt, BK. 542 f.). In Bayern scheint diese Sitte schon im 17. Jahrh. ausgestorben zu sein; 1616 verbietet der Nürnberger Magistrat, 'dass die jungen Leute in der Bergnacht lärmend durch die Stadt ziehen und an die Thüren klopfen' (Panzer, Bayr. Sagen II. 119). Auch ihr Opfer verlangt die Göttin. In Tyrol lässt man noch heute für sie Essen stehen (Zingerle 127. 186). Im Voigtlande und Thüringen muss man an ihrem Tage Zemmede, d. i. eine Fastenspeise aus Mehl, Wasser und Milch, essen (Börner 153 f.). Aber auch von anderer Seite zeigt sich die Perchta, auch hierin der Holda gleich. Sie spendet dem Acker Fruchtbarkeit und lässt das Vieh gedeihen (Börner 115; v. Alpenburg 64). Wenn über die Gefilde befruchtender Nebel dahinzieht, dann erblickt die Volksphantasie ihre hehre Gestalt in langem, weissem Schleier (v. Alpenburg 65; Laistner, Nebelsagen 98 f.). Aber auch sonst zeigt sie sich gnädig; sie beschenkt alte und hilfsbedürftige Leute (Börner 173), wie sie auch Menschen bestraft, wenn eitler Vorwitz sie oder ihren Zug hemmen. In der Regel lässt sie sie erblinden, macht sie aber dann nach Jahresfrist wieder sehend (v. Alpenburg 63 f.; Börner 133 f.)[2]

Es muss auffallen, dass eine im Volksglauben so tief wurzelnde Göttin nicht aus der Zeit des germanischen Heidentums belegt ist. Gleichwohl haben wir keinen Grund, die Gestalt aus der Reihe der germanischen Göttinnen zu streichen, da wir sie bereits in den ersten christlichen Jahrhunderten finden. Die Beispiele ihrer Verehrung mehren sich aber durch die Diana und Herodias, die zweifelsohne, worauf schon J. Grimm hingewiesen hat (Myth. I. 237), weiter nichts als lateinische Wiedergaben der Holda-Perchta sind. Es lässt sich leider keiner von den vielen römischen Steinen, die der Diana gewidmet sind, auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit als Votivstein germanischer Soldaten im römischen Heere erweisen. Dagegen eifern schon der heilige Eligius und nach ihm Burchard von Worms gegen den Glauben an die Diana oder Herodias, die mit ihrer Schar durch die Lüfte ziehe (Myth. III. 405. 412), und noch im 15. Jahrh. weiss der Dominikaner Herolt von dem Volksglauben an die *dea, quam quidam Dianam vocant, in vulgari 'die frawen unhold', dicunt cum suo exercitu ambulare* (Myth. I. 778); auch sie zieht in den zwölf Nächten daher. Und noch heute kennt der Volksmund beide Namen: die Gestalten gleichen der Holda-Perchta in jeder Weise. — Auch die Nehalennia, die sich so oft auf niederdeutschen Steinen findet (Brambach Nr. 24. 27—30. 32—44. 48. 50), scheint ihrem Namen nach eine Totengöttin gewesen zu sein (ZfdA. XXXI. 207 f.). — In den nordischen Mythen erscheint besonders die Hel als Totengöttin, allein sie tritt in der männlichen Zeit der Wikingerzüge und ihrer Dichtung in den Hintergrund. Zuweilen treten Frigg oder Freyja an ihre Stelle, meist aber Óđin als Totengott und Herr von Valhǫll. Schon im 9. Jahrh. erscheint sie als *mær Lokis* (Heimskr. 15), vielleicht hier noch als Lokis Frau, dessen weibliches Gegenbild sie ist, später als seine und der Angrbođa Tochter (Grim. 31). Sie wohnt im unterirdischen Reiche, und dies hat von ihr den Namen erhalten. Spätere Volkssage, die den christlichen Einfluss auf der Stirn trägt, hat ihr schreckenerweckende Gestalt

gegeben: sie ist halb schwarzblau, halb fleischfarben, von schrecklichem Aussehen. Mühe und Plage heisst ihr Saal, Hunger ihr Tisch, Mangel ihr Messer, Faullenzer ihr Knecht, Verderben ihr Thor, Geduldermüder ihre Schwelle (SnE. II. 271).

[1] Über Frau Holle vgl. namentlich Mannhardt, *Germanische Mythen* 255 ff. — [2] Über die Perchta, namentlich in Tyrol, Zingerle, *ZfdMyth.* III. 203 ff.

§ 75. Freyja. Ein Liebling der isländischen Dichtung ist die Freyja. Eine Spur ihrer Existenz findet sich bei keinem anderen germanischen Stamme (Mannhardt, Germ. Myth. 708.). Auch Schweden und Dänen kennen die Göttin nicht, ja selbst den Norwegern ist sie nur wenig bekannt. Wir finden sie fast nur in der isländischen Dichtung. Hier aber, auf dem fernen Eiland, ist sie sicher in weiteren Kreisen bekannt gewesen: Thorgerđ, Egils Tochter, sagte einst ihrem Vater, sie werde nicht früher als bei Freyja ihre Abendmahlzeit einnehmen (Egilss. Kbh. 1888. S. 285), und Hjalti Skeggjason wurde auf dem Althing 999 wegen Gotteslästerung verurteilt, weil er Freyja eine Betze, Óđin einen Hund genannt hatte (Njála S. 538, Ftb. I. 426. IS. I. 11). Nun liegt es auf der Hand, dass Frigg und Freyja sich in den nordischen Quellen nur zu oft decken. Man hat dies daraus zu erklären versucht, dass die Gemahlin des urgerm. Himmelsgottes sich in Frigg und Freyja gespalten habe (Ltb. f. germ. Ph. 1882 Sp. 5). Dies Freyja = ahd. *frouwa* sei dann die Herrin. So erklären sich wohl die Ähnlichkeiten, aber nicht die Verschiedenheiten der Gottheiten. Bei der Frigg zeigte es sich, dass sie bei fast allen germanischen Stämmen vorkommt. Deshalb hat man sie mit gutem Rechte als die ältere der beiden Gottheiten angesehen (Müllenhoff ZfdA. XXX. 217 ff.). Da sich nun Freyja weder in Dänemark noch Schweden, ganz selten nur in Norwegen, sondern fast nur in isländischen Quellen nachweisen lässt, so ist der Schluss nahe gelegt, dass die ganze Gestalt hauptsächlich ein dichterisches Erzeugnis der Wikingerzeit ist. Dann kann aber unmöglich der Name Freyja auf ein urgerm. Wort zurückgehen, aus dem auch unser ahd. frouwa hervorgegangen ist, sondern wir haben in Freyja weiter nichts als eine Feminbildung zu Freyr, gerade so wie zu *god : gyđja*, zu *Finnr : Finna* gebildet ist. Hieraus erklärt sich nun auch die oft geradezu auffallende Übereinstimmung mit Freyr. Diesem dichtete man eine Schwester an, die sich bald mit ihrem Bruder deckte, die aber auch eine Reihe der Züge der nordgermanischen Frigg in sich aufnahm. So erklärt sich auf der einen Seite ihre Übereinstimmung mit Freyr, auf der andern mit Frigg, die sie auf Island ganz aus dem Sattel gehoben zu haben scheint. Wie Freyr Njǫrđs Sohn, ist sie Njǫrđs Tochter (SnE. I. 348. Heimskr. 6), wie er, gehört sie zu den Vanen, daher heisst sie *vanabrúđr* (SnE. I. 350), *vanadís* (ebd. I. 114), *vanagod* (ebd. 304). Wie jener als Hypostase des alten Himmelsgottes über Regen und Sonnenschein und die Fruchtbarkeit der Äcker herrscht, so auch Freyja (Uhland, Schr. VI. 57 f. 154 f.). Ob solcher Herrschaft streben wiederholt die Riesen darnach, sie in ihre Gewalt zu bringen: so begehrt sie der winterliche Sturmriese Þrymr (Þrkv. 8), der Baumeister aus Riesenheim (SnE. I. 134 ff.), der jǫtun Hrungnir (ebd. 270), alles dämonische Mächte des Winters. Wie Freyr in späterer Zeit ist auch Freyja hauptsächlich die Göttin der im Frühjahre wiedergeborenen Sonne und der Natur. Ganz wie ihrem Bruder wird ihr auch der goldene Eber zugeschrieben, das Symbol der Sonne, den Zwerge wie alles, was aus Gold ist, geschmiedet haben sollen (Hyndl. 7). Wie Freyr auf dem Schiffe Skíđbladnir, der Wolke, daherfährt, so wird der Freyja ein Falkengewand (*fjađrhamr, valhamr*) zugeschrieben (Þrkv. 3. Hyndl. 6), das andere Asen von ihr leihen (Þrkv.); auch dies kann nur das Symbol der Wolke sein. Dieselbe Vorstellung hat auch den Mythus erzeugt, dass Freyja auf

einem Wagen durch die Luft fahre, den Katzen zögen (SnE. I. 176. 96). Als Gott der Fruchtbarkeit wurde Freyr zur phalischen Gottheit und zum Gotte der sinnlichen Liebe, weshalb sein Bildnis in Upsala *cum ingenti priapo* (Adam v. Brem. III. 26) dargestellt war; auch der Freyja wirft in der Lok. Loki ihre sinnlichen Begierden vor: sie habe mit aller Welt gebuhlt (Lok. 30. 32). Daher gefallen ihr Liebeslieder, daher ruft man sie an, wenn man jemandes Liebe gewinnen will (SnE. I. 96). Den Throndheimern hatte ihr Freyr die Zukunft offenbart (Ftb. I. 402), auch Freyja lehrte den Zauber, wie ihn die die Zukunft weissagenden Völven übten (Heimskr. 6). Beide waren bei den Asen Opfergötter (Heimskr. 6); wie man dem Freyr den Erinnerungstrank weihte, so auch der Freyja (Fas. III. 223). Die Anmut ihres Bruders geht natürlich auch auf sie über; so ist sie trefflichste und schönste der Asinnen (SnE. I. 96. Heimskr. 11), die bei den Göttergelagen die anmutige Schenkin spielt (SnE. I. 272). Infolge dieser Schönheit hat ihr die Dichtkunst zwei Töchter beigelegte, die Hnoss und Gersimi, personifizierten Schmuck und Kleinod (SnE. I. 537. I. 114. Heimskr. 11). Wenn aber die untergehende oder aufgehende Sonne auf dem Meere ruht (Wislicenus, Symb. von Tag und Nacht 25 ff.), dann glänzt ihr Brísingamen, der treffliche Halsschmuck, an ihrer Brust, ein Schmuck, der fast von jedem Mythendeuter anders ausgelegt ist, in dem man bald den Mond (F. Magnússon, W. Müller), bald den Morgen- und Abendstern (Uhland, Thor 99) oder das Morgenrot (Mannhardt, Götterwelt 309), bald den Regenbogen hat finden wollen (E. H. Meyer, Idg. Myth. II. 485). Nach spätem Mythus sollen vier Zwerge, denen sich Freyja hingab, das glänzende Kleinod geschaffen haben (Sǫrlaþáttr Fas. I. 39 ff.). Allabendlich wurde es der Göttin von Loki geraubt und von Heimdall am Morgen wieder erworben, wie noch Ulfr Uggason im Ausgang des 10. Jhs. zu erzählen weiss (SnE. I. 268). Und wenn dann die schöne Himmelsgöttin auf dem Meere zu ruhen schien, dann mag ein Dichter sie als *Mardǫll*, als 'die über das Meer Glänzende' (SnE. I. 402), verherrlicht haben, dann mag der goldene Schimmer auf dem Wasser das Bild erzeugt haben, dass die Himmlische goldene Zähren weine, die in der Skaldensprache das Gold umschreiben (SnE. I. 346 f.). So eignete sich ihre ganze Erscheinung allein unter allen Göttinnen dazu, dass sie in christlicher Zeit die Venus glossierte (Postula Sög. S. 146. Trójums. Ann. 1848. 20). — War so bei den isländischen Skalden die Freyja der Liebling unter den Göttinnen geworden, so wäre es geradezu auffallend, wenn sie nicht die ältere Frigg zurückgedrängt und Züge von dieser angenommen hätte. Wie weit noch in spätchristlicher Zeit diese Vermischung ging, zeigt die Skíđaríma recht deutlich, wo Freyja als *Fjǫlnis víf* d. h. Óđins Weib (175) und als sparsame Hausfrau (105) erscheint. Aber auch in älteren Quellen ist sie zu Óđins Gemahlin geworden. Offenbar ist dies Verhältnis Grim. 14 angedeutet, wo es von Freyja heisst, dass sie die eine Hälfte der Gefallenen, die andere Óđin erhalte, und in dem Kviđling des Hjalti (Njála 538) das Verhältnis zwischen Óđin und Freyja anders als das engste, als ein eheliches aufzufassen, vermag ich auch nicht. Durch diese Annäherung an die Frigg ist aber Freyja auch zur chthonischen Gottheit geworden, wenigstens vermag ich ihre Wohnsitze *Folkvangr* (Grim. 14) und *Sessrumnir* (SnE. I. 304) nicht anders als Bezeichnungen für die Erde zu deuten. Unerklärt bleibt bei dieser Auffassung der Freyja das Verhältnis zu Óđr, als dessen Gemahlin sie bei den Dichtern wiederholt erscheint (Vsp. 25. SnE. I. 348. 114. 314). Sie soll diesen in der Welt suchen und goldene Thränen um ihn weinen. Das klingt nicht nordisch, und ähnliche deutsche Sagen, die man zur Stütze dieses Mythus hat heranziehen wollen (Mannhardt, Germ. Myth. 288[1]. 295[5]), sind durchaus nicht der Art, dass sie diesen Zug als

gemeingermanisch retten könnten. Es liegt daher die Wahrscheinlichkeit nahe, dass in diesem Mythus fremder Einfluss vorliegt, wie ihn Bugge zu erweisen gesucht hat, wenn ich auch nicht in Óđr den griech. Adonis, sondern eine verkürzte Form für Óđinn erkennen möchte (Christ. Morgenbladet vom 16. Aug. 1881). Ein Gleiches mag der Fall sein mit Beinamen der Freyja wie Gefn, Hǫrn, Sýr, Þrungva, Skjálf (SnE. I. 557), deren Erklärung aus dem Nordischen noch nicht befriedigend gefunden ist.

§ 76. Einzelne süd- und nordgermanische Göttinnen. Ausser den Göttinnen, die sich mehr oder weniger als Hypostasen der altgermanischen Erdmutter, der Gemahlin des Himmelsgottes, zeigen, giebt es noch einige Göttinen, die wir teils durch Tacitus in der interpretatio latina, teils nur aus isländischen Quellen kennen, bei denen uns aber die Quellen kein genügendes Bild über die Gottheit geben. Hierher gehört die Tanfana, deren Heiligtum sich im Gebiet der Marsen befand und das Germanicus 14 n. Chr. vernichtete (Annal. I. 51). Müllenhoff findet in der Göttin eine spendende Erdgöttin, deren Fest die Marsen im Spätherbste feierten (ZfdA. XXIII. 23 ff.), eine Opfergöttin, und bringt das Wort mit altn. *tafn*, ahd. *zebar* 'Opfer' zusammen. — Ebenso dunkel ist die Isis, die nach Tacitus (Germ. 9) ein Teil der Sueben verehrte und deren Symbol ein leichtes Schiff war. — Im 2. Merseburger Spruche finden wir ferner die Sinthgunt als Schwester der Sonne, eine zauberkundige Göttin (MSD IV. 2). Ihrem Namen nach ist sie die Genossin und mag daher wohl mit gutem Rechte als Mondgöttin aufgefasst werden. — Eine altgermanische Frühlingsgöttin, deren Existenz vielfach bezweifelt wird (Weinhold, die deutschen Monatsnamen 52; Mannhardt, BK. 505), ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Austrô gewesen, die wir nur dialektisch als *Eostre* aus dem Angelsächsischen kennen (Beda, De temporum ratione c. XV) und nach der der Ostermonat (ahd. *Ôstarmânoth*, ags. *Éosturmónath*) genannt sein soll. Ihr Name deckte sich mit dem ind. *usrâ* 'Morgenröte', dem lat. *aurora* (Kluge, Etym. Wtb. unter Ostern). Sie müsste also von Haus aus eine Göttin der Morgenröte gewesen sein, die auf germanischem Boden zur Göttin des im Frühlinge wiederkehrenden Tagesgestirns wurde.

Unter den isländisch-norwegischen Göttinnen, die wir aus späterer Zeit kennen, ist besonders die Iđunn hervorzuheben, die ewig junge Göttin, die Hüterin der goldenen Äpfel, die den Göttern die Jugend bewahren. Wir verdanken den Mythus von ihr Þjóđólf, der ihn in seiner Haustlǫng (SnE. I. 306—14) besungen hat, woraus ihn vor allem Snorri schöpfte (SnE. II. 293). Ihrem Namen nach ist Iđunn die Göttin, die sich immer wieder selbst verjüngen kann. Loki entführte sie einst den Göttern, indem er sie in eine Nuss verwandelte, und brachte sie dem Riesen Þjazi. Als darauf die Götter zu altern anfingen, musste er sie wieder nach Ásgarđ zurückbringen. Spätere Mythe hat Iđunn zur Gemahlin Bragis gemacht. Wir haben in diesem Mythus von der Iđunn zweifelsohne eine abgeschlossene, rein nordische Dichtung. Dass dieselbe eine einfache Wiedergabe des Mythus von den Äpfeln der Hesperiden ist, wie Bugge (Ark.f.n.Fil. V. 1 ff.) zu beweisen sucht, ist wenig wahrscheinlich, da die verjüngenden Äpfel im deutschen und nordischen Märchen durchaus zu Hause sind, da sie auch sonst im nordischen Mythus ohne die Iđunn eine Rolle spielen, da der historische Übergang des griechischen Mythus nicht erklärt wird, wenn wir die Haustlǫng, wie man bisher allgemein annahm, dem Zeugnis der Quellen gemäss Þjóđólf lässt und sie ins 9. Jahrh. versetzt (vgl. F. Jónsson, Ark.f.n.Fil. VI. 146 ff.).

Eine eigentümliche nordische Göttin ist die Gefjon. Der Beiname der Freyja, Gefn, lässt fast vermuten, dass sie mit dieser in engstem Zusammenhang steht. Wie der Freyja wirft auch ihr Loki Buhlerei mit einem blond-

haarigen Jünglinge vor, der ihr dafür herrlichen Schmuck gegeben habe (Lok. 20). Die Andeutung erinnert an Freyjas Verhältnis zu Heimdall und wie dieser der Göttin den Brísingenschmuck zuführt. So sagt auch Óđin (ebd. 21) von ihr, dass sie das Schicksal der Menschen wisse. Snorri weiss dann weiter von ihr zu erzählen, dass sie Jungfrau sei und dass zu ihr alle kommen, die als Jungfrauen sterben (SnE. II. 274). Daneben kennen die Heimskringla (Yngls. c. 5) und die erweiterte Gestalt der Gylfaginning (c. 1) von ihr noch einen weiteren Mythus, der aller Wahrscheinlichkeit nach schwedischen Ursprungs ist (Müllenhoff, DAK. II. 361 f.). Er geht in beiden Stellen zurück auf ein Gedicht Bragis, von dem (a. a. O.) eine Vísa erhalten ist. Nach diesem Mythus kam einst die Gefjon als fahrendes Weib zu König Gylfi von Schweden und erhielt von diesem soviel Land, als sie mit vier Ochsen während eines Tages und einer Nacht auspflügen könnte. Darauf ging Gefjon nach Jǫtunheim und erzeugte hier mit einem Riesen vier Söhne in Stiergestalt. Dort, wo sie das Land ausgepflügt hat, entstand der Mälarsee, das Land aber schaffte sie selbst nach Upplands heiligen Gefilden.

KAPITEL XV.

DIE EDDISCHE KOSMOGONIE UND ESCHATOLOGIE.

§ 77. Die Schöpfung der Welt. Einen zusammenhängenden Bericht über die ersten Dinge haben wir wiederum nur in isländischen Quellen und zwar namentlich in der Snorra Edda, die zum grössten Teil auch hier aus den Eddaliedern schöpft.

Im Anfang der Zeit, so berichtet die Vsp. (3), gab es weder Erde noch Himmel, nicht Strand noch See noch schäumende Wogen, überall war gähnender Abgrund. Dieser gähnende Abgrund hiess Ginnungagap. Er befand sich nach Anschauung der alten Norweger nördlich von Norwegen, während die Isländer ihn in die Gegend zwischen Vinland und Seeland versetzten. Dort kennt ihn Harald Harđráđi († 1066), der bis an das *immane abyssi baratrum* (Adam v. Bremen IV. c. 38) vorgedrungen war, hier erwähnt ihn die Gripla noch im 14. Jahrh. (Grönl. hist. Mind. III. 224). Dort hört die Erde, die man sich als Scheibe dachte, auf (G. Storm, Ark. f. n. Fil. VI. 340 ff.; Svensén, Svensk Hist. Tidskr. 1889. 123 ff.). Im Norden dieses Abgrunds war es eisig kalt, im Süden heiss. Dort befand sich die kalte Nebelwelt, Niflheimr, in dessen Mitte der Brunnen Hvergelmir, der Rauschekessel, stand. Diesem entströmten zwölf Ströme, die Élivágar, Ströme mit kalten, feuchten Luftschichten, die noch heute der Norweger als *el* kennt (Aasen 131), die oft als Hagelschauer zur Erde niedergehen. Im Süden dagegen war der warme Múspellzheimr, die Quelle des Feuers und der Wärme. Als nun jene weiter von ihrem Ursprunge entfernt waren und dann in Ginnungagap niederfielen wie Sinter, ein Bild der herabfallenden Hagelkörner, da entstanden hier Eisschichten. Diese wurden von den heissen Funken und der warmen Luft aus Muspellzheim berührt, und durch das Zusammenwirken von Wärme und Kälte entstand das erste Geschöpf, der mächtige Meerriese Ymir 'der Rauscher' oder Aurgelmir 'das rauschende Nass' (Vafþr. 29). Er ist der Stammvater der Reifriesen, der dämonischen Gestalten des mit Eis bedeckten Meeres. Aus der Vermischung von Kälte und Wärme, von Feuer und Wasser entsteht also das erste Geschöpf, aus denselben Elementen, aus denen nach Ansicht der Chatten und Hermunduren das heilige Salz entstand (Tacitus, Ann. XIII. 57), das auch nach nordischer Auffassung der Urquell alles geistigen Lebens war. — Der

Bericht in der SnE. fährt dann fort (II. 256), dass von dem Reife, der über Ginnungagap lag, infolge derselben Wärme die Kuh Auđumla entstanden sei, aus deren Eutern dem Riesen Ymir Nahrung zugeflossen wäre. Zweifelsohne liegt dieser Kuh, wie so oft im indogermanischen Mythus, die Vorstellung von der Nass und Fruchtbarkeit spendenden Wolke zu Grunde, die den gewaltigen Meerriesen speist. Sie selbst nährte sich von den salzigen Eisblöcken, und durch die Wärme, welche sie dadurch diesen mitteilte, entstand ein neues Geschöpf, Buri, der Vater des Borr, jener der Erzeuger, dieser der Erzeugte. Letzterer hatte die Riesentochter Bestla zur Frau und zeugte mit ihr Óđin, Vili und Vé, denn neben diesen Geschöpfen hatte Ymir, der gleich dem Tuisto des Tacitus von zwiefachem Geschlecht war, aus sich selbst eine Nachkommenschaft, die Riesen, gezeugt (Vafþr. 33). — Bors Söhne nun waren die eigentlichen Schöpfer und Ordner der Welt. Sie töten den Riesen Ymir und ertränken in seinem Blute sein ganzes Geschlecht. Nur Bergelmir entkommt auf seinem Nachen und wird der Vater eines zweiten Riesengeschlechts. Ymirs Leib wird nun in die Mitte von Ginnungagap geworfen: sein Blut giebt Seen und Gewässer, sein Fleisch das Land, seine Knochen die Berge, seine Haare die Wälder, sein Schädel den Himmel, sein Gehirn die Wolken (Vafþr. 21. Grim. 40/1). — Diese Darstellung der Weltschöpfung ist offenbar unter dem Einflusse antiker Berichte entstanden, die den Menschen, den Mikrokosmos, aus denselben Dingen entstanden sein lassen, die hier dem Riesenleibe zur Weltschöpfung entnommen werden. Die ganze Auffassung geht auf eine alte stoische Lehre zurück, die namentlich durch Plutarch Verbreitung gefunden hat: wir finden sie in Deutschland bei den Friesen, bei den Angelsachsen (Myth. I. 469. ZfdA. XXIII. 356 f.), vor allem aber auch bei den Iren (Gaidoz, Rev. celt. VI. 9 ff.), und können sie hier bis ins 11. Jahrh. hinauf verfolgen. Snorri erweitert sodann den Bericht und lässt noch Miđgarđ aus den Augenbrauen des Riesen, die Zwerge aus Maden in seinem Fleische entstanden sein.

Nordisch germanisch dagegen scheint der Schöpfungsbericht des Vsp. (4 ff.). Darnach hoben Bors Söhne die Erdscheibe aus dem Meere und schufen dadurch den herrlichen Miđgarđ, die von den Menschen bewohnte Welt, die alle germanischen Stämme kennen (ahd. *Mittilgart*, ags. *Middangeard*, alts. *Middilgard*). Noch irrten Sonne, Mond und Sterne, Funken aus Múspellzheim, planlos umher, ein echt nordisches Bild, dem die Mitternachtssonne Leben und Farben gegeben hat (Hoffory, Eddastudien 73 ff.). Da schaffen die Götter den Gestirnen ihre Bahn und nun scheint die Sonne auf den den Wogen enthobenen Miđgarđ und lässt das erste Grün auf ihm wachsen. Dann versammeln sich die Asen auf Iđavǫllr, dem Felde der Arbeit, und errichten hier Tempel und Opfersteine, legen Schmiedeherde an und lehren so die Menschen Werkzeuge und Verehrungsstätten herzustellen. In unschuldiger Freude verbringen sie selbst ihre Tage (Vsp. 7. 8), bis ihre Verbindung mit den Riesen diese stört und durch Óđin der erste Kampf in die Welt kommt (Vsp. 8. 21; Castrén, Finn. Mythol. 245 ff.). Im Anfang ihrer weltordnenden Thätigkeit schufen auch die Götter die Zwerge; nach feierlichem Thinge beschliesst man sie aus Blut und dunklem Gestein zu schaffen.

§ 78. Die Schöpfung der Menschen. In jene Uranfänge der Welt fällt auch die Schöpfung der Menschen. Drei jener Götter, Óđin, Hœnir und Lóđur, kamen einst nach Midgard und fanden hier ohne Bestimmung und unvermögend Askr und Embla, zweifelsohne Bäume, wie die Namen lehren und die *trémenn* (Háv. 49³) bezeugen. Diesen gab Óđin die Seele, das Leben *(ǫnd)*, Hœnir den denkenden Geist *(óðr)*, Lóđur Lebenswärme und blühendes Aussehen (*lǫ́ ok litu góða* Vsp. 17—18).

§ 79. Die Einrichtung der Welt. Von der Einrichtung der Welt können wir nur mit Bestimmtheit in urgermanische Zeit die Vorstellung der bewohnten Erde als Mittelpunkt des Weltalls setzen. Bei allen germanischen Stämmen findet sich der gleiche Namen für die Erde: got. *Midjungards*, ahd. *Mittil-* oder *Mittingart*, alts. *Middilgard*, ags. *Middangeard*, altn. *Midgardr*. Um diesen Mittelpunkt des Weltalls herum zog sich dann nach Anschauung der am Meere wohnenden germanischen Stämme, namentlich der Nordländer, das Meer in Gestalt einer mächtigen Schlange, des Midgardsormr oder Jǫrmungandr. Andere Welten haben sich dann in der nordischen Dichtung diesem Menschenheim zugesellt. Während in Deutschland die Götter in heiligen Hainen, seelische Geister und Dämonen in Gewässern, Bergen, Bäumen wohnten, gab ihnen der Nordgermane ein Reich, schuf einen Ásgardr für die Ásen, einen Alfheimr für die Alfen (Grim. 5), Jǫtunheimar für die Riesen, Niflheimr oder Niflhel (Vegt. 6. Vafþr. 43) für die Seelen der Verstorbenen. Wohl mag die Vorstellung, dass unter der Erde sich noch eine Welt befinde, dass der gewölbte Himmel eine dritte sei, uralt sein, denn nur von dieser Auffassung aus erklärt sich der Mittingart, allein es lässt sich weder beweisen noch wahrscheinlich machen, dass diese Welten bei anderen germ. Stämmen den nordischen Bezeichnungen ähnliche Namen gehabt haben müssen. War der Nordgermane doch nicht einmal klar über die Lage seiner Welten. Wohl dachte man sich Jǫtunheimar im äussersten Norden, jenseits der bewohnten Erde und nannte das Reich deshalb auch *Útgardr* (Aussenwelt), wohl dachte man sich das Reich der Hel unter der Erde (Vafþr. 43), allein wohin man Ásgardr versetzte, darüber geben uns die Quellen keinen Aufschluss. — Ferner sprechen die Eddalieder mehrmals von neun Welten (Vsp. 2. Vafþr. 43). Skaldische Gelehrsamkeit des 12. Jahrhs. hat diese neun Heime zusammenzusetzen verstanden (SnE. I. 592. II. 485), allein sie hat hier ebensowenig aus der Volksdichtung geschöpft wie neuere Mythologen, die durch gelehrte Kombination die neuen Welten entdeckt zu haben glauben (Simrock, Myth. 39 ff.). Die neun Welten sind zweifelsohne erst spät in die nordische Dichtung gekommen und Namen dafür haben nie bestanden. — Junge Dichtung, die wir nur aus den Grimnismál kennen, ist es auch, wenn den einzelnen Göttern einzelne Welten und Sitze zugeschrieben werden (Grim. 4—16). Darnach sollen Thor in Þrúdheim, Ullr in Ýdalir, Freyr in Alfheim, Baldr in Breidablik, Heimdall in Himinbjǫrg, Forseti in Glitnir, Njǫrdr in Nóatún, Freyja in Folkvang, Skadi in Þrymheim wohnen; Valaskjálf und Gladsheimr gehört Ódin, in Søkkvabekk schenkt ihm die Sága aus goldener Schale den Wein.

Alt scheint ferner die Vorstellung des Weltalls als eines mächtigen Baumes, der sein Gezweig über den Himmel erstreckt (Schwartz, Indogerm. Volksglaube, Berl. 1885), allein die Ausschmückung dieses Baumes ist jung, speciell isländisch und steht sicher in manchen Stücken unter dem Einflusse der aus dem Süden eingeströmten christlich-abendländischen Kultur (Bugge, Stud. 421 ff.). Wir schöpfen den Bericht über diesen Weltbaum ausschliesslich aus der Vsp., den Grim. und den späten Fjǫlsvm. Von diesen Gedichten giebt die Vsp. den relativ ursprünglichsten Bericht. Dieser Weltbaum führt nach skaldischer Weise den Namen Askr Yggdrasils ('Esche des Rosses Ódins' Vsp. 47. Grim. 31. 35. 44); es ist das alte, volkstümliche Bild, dass Ódin als Windgott sein Ross in dem luftigen Gezweig des Baumes weidet, das Veranlassung zu dieser Kenning gab. Daneben erscheint der dunkle Name Lærádr (Grim. 25. 26). Seine Wurzel befindet sich am Brunnen der Urd (Vsp. 19), denn nach altgermanischer Vorstellung erhob sich ein heiliger Baum neben der geweihten Quelle. So trat er in engste Verbindung mit der Schicksalsmacht und wurde selbst zum Schicksalsbaume, zum *mjǫtvidr* (Vsp. 2.

Fjǫlsvm. 22), dem Baume, der dem Menschen das Los zumisst. In naher Beziehung steht er dadurch auch zu Mímir, der nach anderer Auffassung desselben Brunnens waltet, und so heisst der Weltbaum auch *Mímameidr* (Fjǫlsvm. 20). Unsichtbar sind seine Wurzeln (Fjǫlsvm. 20), denn auf die unklare Vorstellung der Grim. (31), wonach sich die eine bei der Hel, die andere bei den Reifriesen, die dritte bei den Menschen (nach SnE. II. 261 bei den Asen) befunden haben soll, ist nichts zu geben. Hier an dieser geheimen Wurzel liegt Heimdalls Horn verborgen bis zum Göttergeschick (Vsp. 27), hier wird der Baum begossen mit dem weissen Nass (Vsp. 19), hier leben in Schwanengestalt die Jungfrauen, die die Volksdichtung kennt (SnE. II. 264). Aus der Erde erhob sich dann der Stamm hinauf in den blauen Äther, daher heisst er der äthergewohnte (*undir heidvǫnum badmi* Vsp. 27). An ihm ist die Richtstätte der Götter (Grim. 29), wiederum ein Zug, der aus dem altgermanischen Rechtsleben geschöpft ist, denn unter heiligen Bäumen pflegten unsere Vorfahren zu Gericht zu sitzen (Grimm, RA. 794 ff.). In dem Gezweig der Esche weidet die Ziege Heiđrún, aus deren Euter der für die Einherjer bestimmte Met kommt (Grim. 25). Ebenso befindet sich hier der Hirsch Eikþyrnir (Eichdorn ebd. 26), aus dessen Geweih die Erdgewässer kommen: hier wohl wie dort haben wir ein dichterisches Bild von der wasserspendenden Wolke. Eine später interpolierte Strophe (33) weiss gar von vier Hirschen zu erzählen, die an den frischen Sprossen der Esche beissen. In einer verloren gegangenen Vísa hat ferner der Dichter der Grim. von dem vielkundigen Adler erzählt, der in den Zweigen der Esche sitzt, und von dem Habicht Veđrfǫlnir, der zwischen seinen Augen weilt (SnE. II. 263). Wie schon in der Strophe von den vier Hirschen sich das Streben zeigt, ein Element einzuführen, das die den Baum zerstörende Gewalt ausdrücken soll, so ist es noch mehr der Fall bei Níđhǫggr 'dem schadengierig Hauenden' (Bugge, Stud. 484), dem Drachen, der an den Wurzeln des Baumes nagt (Grim. 35), woraus wiederum jüngere Fassung eine Menge von Schlangen gemacht hat (Grim. 34). Endlich tritt noch unter den mythischen Tieren des Weltbaums das Eichhörnchen Ratatoskr auf, das wohl Bugge richtig mit 'Rattenzahn' wiedergiebt (a. a. O. 497); es läuft am Stamme auf und ab und trägt gehässige Worte zwischen Níđhǫggr und dem Adler (Grim. 32). — Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese ganze Ausschmückung des Weltbaumes unter christlich-abendländischem Kultureinflusse entstanden ist; ausser dem, was bereits Bugge dafür angeführt hat, sei nur noch auf die Gemälde des Composanto zu Pisa verwiesen (Goethejahrb. VII), von denen das erste fast wie eine bildliche Darstellung jener Strophen der Grim. erscheint.

§ 80. Die germanischen und speciell nordischen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode. Nach altgermanischer Vorstellung lebte die Seele nach dem Tode als zweites Ich des Menschen in der Welt fort. Sie konnte dann mannigfache Gestalten, namentlich Tiergestalten, annehmen und in diesen dem lebenden Menschen Glück oder Unglück bringen. Das grosse Heer der Seelen aber lebte in der bewegten Luft fort, zeigte sich besonders zu gewissen Zeiten, hatte aber sonst seinen Wohnort in Bergen oder in dem Inneren der Erde. Über dieses erlangten mit der Zeit die chthonischen Gottheiten die Herrschaft. So entstand der Glaube an ein Reich der Toten in der Unterwelt, über das die Gottheit der Unterwelt herrschte. Das Leben in diesem Reich gestaltete sich ganz nach dem Leben auf dieser Welt, daher nahm die Vorstellung vom Leben nach dem Tode bei den einzelnen Ständen, in den einzelnen Gegenden und Zeiten verschiedene Gestalt an. Auf deutschem Boden müssen wir uns besonders auf die Volksüberlieferung des Mittelalters und der Gegenwart stützen; die Vorstellungen unseres Volkes

nach dieser Richtung hin sind in dem Kapitel von Seelenglauben vielfach besprochen. In der nordischen Dichtung hat dieser Glaube konkretere Formen angenommen, ja wir finden hier sogar Stellen, wo von einer Belohnung der Guten und Bestrafung der Bösen die Rede ist. Für das erstere haben wir in der germanischen Lebensauffassung keinen Hintergrund: wer sein Leben ohne Schuld und Fehl führt, lebt in den Scharen des seelischen Heeres fort, mag man sich diese bei Wôdan im Berge oder bei der Rán im Meer oder bei Óðin in Valhǫll denken. Belohnung der Tugend nach dem Tode in christlicher Auffassung kannte der Germane nicht. Anders dagegen steht es mit der Bestrafung der Bösen. Der ausgeprägte Rechtssinn unserer Vorfahren konnte recht gut zu der Auffassung kommen, dass Übertreter des Rechts, die dem weltlichen Gericht entgangen waren, nach dem Tode bestraft würden. Wenn demnach die Vsp. von einer Belohnung der Guten spricht, so steht sie höchst wahrscheinlich unter dem Einflusse der christlichen Sittenlehre; wo sie dagegen von der Bestrafung der Bösen handelt, scheint sich Christliches mit Germanisch-Heidnischem vermischt zu haben. — Ein reissender Fluss umströmt das Reich der Totengöttin Hel, den Niflheim oder Niflhel; Sliðr 'die Fürchterliche' nennt ihn die Vsp. (36); er kommt von Osten her und strömt über Schneiden und Schwerter. In ihm erkennt man unschwer die Geirhvimul der Grím. (28) 'die voller Speere Wimmelnde', die Gjǫll 'die Lärmende', über die Hermóðr ritt, den *fluvius*, der mit *telis* aller Art angefüllt ist, zu dem nach Saxo Haddingus bei seinem Ritt in die Unterwelt kommt (I. 51), wieder. Vor dem Flusse zieht sich eine Wiese hin, mit grünen Kräutern bewachsen, wie die Unterweltswiese der deutschen Märchen (Mannhardt, Germ. Myth. 444 ff.) oder der Rosengarten, der Vron- oder Freudenhof in der mittelalterlichen Dichtung (Laistner, Germ. XXVI. 65 ff.). Schuhe hängen auf ihr nach der Vision des holsteinischen Bauern Godeskalk (Müllenhoff, DAK. V. 113 f.), deren man sich bedient, wenn man den Fluss durchschreitet. Hierin hat die verbreitete Sitte ihren Ursprung, dass man Toten besonders feste Schuhe anzuziehen pflegte, die der Nordländer *helskór* nennt (Gíslas. 24. Müllenhoff a. a. O.) Eine Brücke führt nach einem Parallelmythus über den Fluss. Über sie musste Hermóðr, als er Baldr aus der Gewalt der Hel befreien wollte. Er begegnete dabei am Brückenkopfe der Jungfrau Móðguðr, die die Brücke bewachte. Jenseits derselben erhebt sich Val- oder Helgrindr, die Mauer Saxos, die das eigentliche Totenreich umgiebt. Innerhalb dieser leben nun die Toten fort, hier kämpfen sie, wie Saxo erzählt, hierher versetzt der Dichter der Grimnismál seine Valhǫll mit den Einherjern; hier liegt der Óðáinsakr, der in den romantischen Sagas Islands öfter erwähnt wird (Fas. I. 411. III. 661 ff.). Hier ist es aber auch, wo Meineidige und Mörder ihre Strafe verbüssen, wo der Drache Niðhǫggr an ihren Körpern saugt und sie zerreisst (Vsp. 39).[1]

§ 81. Untergang und Erneuerung der Welt. Eine zusammenhängende Darstellung über den Untergang und die Erneuerung der Welt schöpfen wir wiederum fast ausschliesslich aus der Vǫluspá. Ergänzend treten hier in einigen Punkten die Vafþrúðnismál hinzu. Die Schilderung in der Vsp. ist grossartig, und wenn auch in einzelnen Punkten, wie namentlich bei der Darstellung des sittlichen Verfalls der Menschen, sich christlicher Einfluss zeigen mag, so ist das ganze doch nordischen Anschauungen entsprossen und atmet nordisches Leben. Von den riesischen Ungetümen, den Sonnenwölfen, dem Mondwolfe wird den Gestirnen arg mitgespielt. Mit Blute röten sie den Sitz der Götter. Der Sonnenschein schwindet, die Wetter toben. Auf dem Hügel, auf der Warte von Jǫtunheim, sitzt Eggþér, der Wächter des Riesen und schlägt die Harfe, ein nordisches Bild, ähnlich der schönen Schilderung des Nibelungen-

liedes, nach der Volker mit seiner Fidel am Hunnenhofe Wacht hält. Über ihm singt der rote Hahn Fjalar und ruft zum Kampfe. Auf ähnliche Weise weckt Gollinkambi (Goldkamm) die Asen zum Kampfe, ein anderer, ein schmutzigroter, die Bewohner von Hels Reich. Laut bellt jetzt der Höllenhund Garmr (der Brüller), der gefesselte Fenrir reisst sich los. Auch unter den Menschen sind alle Bande gelöst: Brüder und Verwandte stellen sich gegenseitig nach dem Leben, kein Mensch schont den andern, überall ist Ehebruch. Die ganze Natur bebt, die Esche Yggdrasil zittert, auch die Zwerge stöhnen vor ihrer Felswand und wissen nicht, wo aus und ein. Da machen sich denn auch die Götter zum Kampfe auf: Óđin spricht mit Mímirs Haupte und holt bei ihm Rat, Heimdall bläst in sein Horn, die Götter reiten zum grossen Kampfplatz, zur Ebene Vigríđr (Vafþr. 18). Hierher sind auch die den Göttern feindlichen Mächte gekommen. Von Osten her kommt Hrymr, die Miđgardsschlange fährt in Riesenzorn und peitscht die Wogen, das Leichenschiff Naglfar, das gemacht ist aus den Nägeln der Verstorbenen, wird flott. Von Süden kommt Surtr, der Herr der Feuerwelt Múspellzheim, mit den Múspellzsöhnen; auf der Spitze seines Schwertes trägt er das Feuer, das die Welt vernichtet. Von Norden her kommt Loki mit einer anderen Riesenschar, den Genossen der Hel; sein Bruder Býleiptr ist in seinem Gefolge. So sind denn die Ragnarǫk, das Göttergeschick, woraus späteres Missverständnis Ragnarøkkr (Götterverfinsterung) gemacht hat (ZfdA. XVI. 146 ff.), hereingebrochen. Óđin kämpft mit dem Fenriswolfe; der Ase fällt, wird aber alsbald von seinem Sohne Vidar gerächt. Thor kämpft gegen die Midgardsschlange; er tötet sie, fällt aber selbst durch sie. Die Götter sind tot. Jetzt erlischt der Sonne Licht, die Sterne fallen vom Himmel, die Erde versinkt ins Meer und die züngelnde Flamme spielt bis zum Himmel hinauf. Die ist der Múspell, das alts. Mûspilli, die Erdvernichtung (Kögel Abschn. VIII. 3 § 60).

Die Hauptgötter sind dahin, die Menschen sind vernichtet. Allein nicht alle sind im grossen Kampfe und Weltbrande zu Grunde gegangen. Im Holze Hoddmímir, an dem Teile der Weltesche, wo Mímir seine Wohnstätte hat, haben sich Lif und Lifþrasir verborgen und genährt vom Morgentau ihr Dasein gefristet (Vafþr. 45). Sie sind die Stammeltern des neuen Menschengeschlechtes, nachdem die Erde von neuem aus den Fluten emporgetaucht ist und in schönerem Grün als früher prangt und nachdem der alten Sonne schönere Tochter in herrlicherem Lichte aufgegangen ist (Vafþr. 47). Da kommen auch die Götter des Friedens wieder und versammeln sich auf dem Iđavǫllr. Hierher kommt Baldr und sein Gegner Hǫđr, Hœnir mit dem Loszweige, Thors wackre Söhne Magni und Móđi und Óđins Kinder Váli und Vidar. Hier plaudern sie von den Ereignissen früherer Zeiten, hier finden sie das Spiel aus der goldenen Zeit wieder, hier wachsen ungesät die Äcker. Auch die Menschen geniessen mit ihnen der Freude: in goldbedachtem Saale, auf Gimlé, der Edelsteinhalde, hausen die Scharen der Treuen mit den Göttern des Friedens. Jetzt herrscht überall feste Ordnung. Noch einmal fliegt der düstere Drache Nidhǫggr daher, allein seine Zeit ist vorüber: nun wird er für immer versinken (Vsp. 40—66).

[1] Vgl. J. Aasrs, Tidskr. for Philol. I. 326 ff.; K. Müllenhoff, DAK. V. 113 ff.; V. Rydberg, Undersökningar I. 235 ff.

KAPITEL XVI.

KULTUS DER ALTEN GERMANEN.

§ 82. Jedes Volk, auch das, welches auf der untersten Kulturstufe steht, hat das Bedürfnis, mit den persönlich gedachten Geistern in der Natur, mit

den hier fortlebenden Seelen, mit den Dämonen der Elemente, mit den Göttern in Verbindung zu treten. Man hielt diese Wesen für Wesen, wie sie der Mensch aus seiner Umgebung kannte, in der Unsichtbarkeit lag besonders ihre höhere Macht. Deshalb suchte man sich mit ihnen in Verbindung zu setzen, man fühlte den Drang, ihnen für erhaltene Gaben zu danken, sie um Beistand bei einem Vorhaben zu bitten, ihnen Speise darzubieten, wie sie der Mensch selbst liebte, ihnen Geschenke zu bringen, wie man sie Hohen und Gebietern zu bringen pflegte. So entstanden Gebet und Opfer. Von Haus aus versorgte dies jeder einzelne für sich oder der Familienvater für sich und seine Angehörigen. Erst mit dem Heranwachsen einer Gleiches erstrebenden Genossenschaft machte sich das Bedürfnis geltend, einen Mittler zwischen dieser und dem höheren Wesen der Gottheit zu erwählen oder gewissen Personen die gottesdienstlichen Handlungen anzuvertrauen. So entstand das Priestertum. Auch der Ort der Verehrung war ursprünglich überall da, wo man das Walten des höheren Wesens wahrzunehmen glaubte, wo das Element war, wo man die Naturerscheinung wahrnahm. Man betete und opferte an Quellen, an Flüssen, in Wäldern, auf Bergen, gab dem Winde seinen Tribut, spendete der Erde und dem Feuer Gaben. Erst nachdem sich das übernatürliche Wesen zu einer höheren ethischen Gottheit, die nach mehreren Seiten hin von Einfluss auf die Geschicke der Menschen war, herausgebildet hatte, schuf man das anzubetende Götterbild, in das die Seele der Gottheit zu Zeiten ihren Einzug nahm, nach menschlicher Gestalt und errichtete für dieses ein besonderes Gebäude, in dem es wohnen sollte. Der Gottheit zu Ehren fand das grosse Opfermahl statt, an dem sie selbst unsichtbar teilnahm. Durch den Quell alles Lebens, das Blut, mit dem man das geweihte Idol besprengte, glaubte man das Herabkommen des Geistes in den toten Körper bewirken zu können: so entstand das blutige Opfer, das seine höchste Form im Menschenopfer erhielt. Hier ist aber das Opfer überhaupt auf seinem Gipfelpunkt angelangt; es ist der äusserste Ausläufer des Huldigungsopfers, das Tylor so trefflich als Entsagungsopfer bezeichnet hat (Anf. der Kultur II. 398). Hat das Opfer bei einem Volke diesen Gipfelpunkt erreicht, so geht es alsbald zurück. An Stelle des ganzen Geschöpfes tritt ein Teil, an Stelle des Wertvollen das Minderwertige, bis sich endlich das Opfer in die bildliche Nachahmung des geopferten Gegenstandes, in das Symbol rettet. Diese Entwicklung der Götterverehrung, die wir aus der vergleichenden Mythologie kennen lernen (vergl. namentlich Tylor, a. a. O. II. 365 ff.), lässt sich auch bei unseren Vorfahren verfolgen. Es gehen hier die verschiedenen Arten der Opfer noch in der historischen Zeit nebeneinander her: das schlichte Geschenkopfer, die Spende, die man dem Verstorbenen oder dem beseelten Elemente brachte, neben dem blutigen Huldigungs- und Entsagungsopfer, das die Amphiktyonie zu gemeinsamem Feste zusammenrief. Jenes hauptsächlich von einzelnen, dieses von der Gemeinde durch den Priester versorgt, jenes überall, im Hause, in der Natur, im Walde, auf dem Felde, dem Berge, dies an geweihter Stätte im oder in der Nähe des Gauheiligtums, jenes bei mannigfachster Veranlassung, bei Todesfällen, bei Misswachs, Krankheit, dies vor allem zu besondern, festlichen Zeiten. Gegen letztere Opfer, die man wohl als Staatsopfer bezeichnen kann, wandte sich in erster Linie das eindringende Christentum; die einfacheren und viel tiefer wurzelnden persönlichen Opfer hat es nicht auszurotten vermocht, ja hat sogar einen Teil derselben, wie Bilder- und Heiligenverehrung, in sich aufgenommen. Noch verbreiteter lebt aber das alte Opfer fort in einer fast unzähligen Menge von Sitten und Gebräuchen, die wir in allen germanischen Ländern in ähnlicher Form und gleichem Inhalte wiederfinden.

§ 83. Das altgermanische Gebet und Opfer. Gebet und Opfer sind fast stets aufs engste miteinander verbunden, wo sich dies findet, findet sich auch jenes. Nur wenige Naturvölker kennen das Opfer ohne Gebet (Tylor a. a. O. II. 365; Myth. III. 19). Das Gebet ist gewissermassen die Begründung des Opfers, es sind die Worte, durch die man dem höheren Wesen mitteilt, weshalb man die Spende bringt und was man dafür zu seinem eigenen Vorteil erbittet. Einen technischen Ausdruck für das Gebet, der sich auf gemeingermanische Zeit zurückführen liesse, haben wir nicht. Auch haben wir auf deutschem Boden kein Beispiel über den Hergang bei einem heidnischen Gebete. Dagegen erfahren wir aus den nordischen Quellen wiederholt, wie man die Götter angerufen habe bei ungünstigem Winde, vor Schlachten, bei Misswachs, wie man bei dem Schwur ihren Namen gerufen, wie man sich oft mit ihnen unterhalten, wie sie selbst Antwort erteilt haben (FMS. I. 302 ff.). Ja, wir haben hier sogar Berichte über den Hergang beim Gebete selbst: man warf sich vor dem Götterbilde zur Erde oder man hielt die Hände vor die Augen. Die Richtung des Betenden war dann nach Norden (Maurer, Bekehr. II. 203 f.). Selten finden wir das Gebet allein, fast immer war es geknüpft an das Opfer. Dieses tritt uns auch in viel klareren Zügen in den Quellen entgegen.

Das uns gebräuchliche Wort *Opfer* ist dem lat. *offerre* entnommen und ist erst durch die Kirchenschriftsteller im Mittelalter zu uns gekommen. Den Verkehr der Menschen mit den übernatürlichen Mächten im allgemeinen bezeichnet got. ags. *blôtan*, altn. *blóta*, ahd. *pluozan*, und hieraus ist das altn. *blót* 'Opfer' hervorgegangen. Unserem Begriff Opfer am nächsten kommt ahd. *kelt*, as. *geld*, ags. *gield*, das noch in unserem 'Geld' fortlebt. Gewisse Arten der Opfer bezeichnet got. *hunsl*, ags. *hûsel*, altn. *húsl*, ferner got. *saups*; im Hinblick auf die tanzende Thätigkeit bei denselben heisst im Ags. das Opfer *lâc*.

Von Haus aus brachte jedes selbst der übernatürlichen Macht, den Seelen der Verstorbenen, den Dämonen, die über die Elemente herrschten, auch der Gottheit die Spende. Jenen brachte man sie besonders an Gräbern und da, wo man nach dem Volksglauben die Seelen nach dem Tode sich aufhalten liess. Päpste und Concilien eifern gegen diese *sacrificia mortuorum* (Jaffé, Bibl. rer. Germ. III. 36. 37; ZfdA. XII. 436) oder gegen das *sacrilegium ad sepulchra mortuorum* (Ind. sup. No. 1). Es waren Opfer, die dem Verstorbenen gebracht wurden und an die sich in der Regel eine Opfermahlzeit anschloss, die der Tote verlangte und an der er selbst teilnahm. Im Kapitel über den Seelenglauben habe ich gezeigt, wie dieses Opfer in Sitte und Brauch sich bis zur Gegenwart erhalten hat (vgl. auch Pfannenschmid, Weihwasser 50 f. 62 ff.; Laistner, Germ. XXVI. 66 ff.). Bis in die früheste historische Zeit reichen die Votivsteine, die man im westlichen Deutschland den Matres oder Matronae setzte und von denen zweifelsohne ein grosser Teil von Germanen herrührte (Corp. inscr. Rhen. a. v. O.). Wie man der Gottheit den Gedenkstein beim Opfer errichtete, so opferte man sicher auch jenen höheren weiblichen Wesen. Zu diesen Opfern gehören die Dísablót, die die nordischen Sagas so oft erwähnen (Heimskr. 28; Egilss. 84; Vígagl. 6; Fas. II. 85 ff. u. öft.). Sie sind im Grunde nichts anders als jene *sacrificia matronarum* der rheinländischen Germanen und fanden besonders in der Winterzeit statt, zu welcher Zeit die grossen allgemeinen Seelenopfer überhaupt gehalten wurden. Mit ihnen berührt sich das Alfablót (Ólafss. h. 53. S. 80. Korm. S. 48), das den elfischen Geistern gebrachte Opfer, das zu derselben Zeit stattfand. Ja wir haben in den nordischen Quellen sogar einige Berichte, wo es ganz offen ausgesprochen ist, dass man Verstorbene wie Götter verehrt und ihnen geopfert habe (Vita Ansgarii. c. 23. Isl. S. I. 47. 291), und geradeso

wie nach anderen Berichten Frey am Julfeste, so opferte man auch ihnen *til árs*, der Fruchtbarkeit wegen (FMS. X. 212). Selbst Trollen wurden Getötete gebracht (Heimskr. 699).

In der Verehrung Verstorbener hat zweifelsohne auch ein grosser Teil des über alle germanische Länder verbreiteten Wald-, Berg- und Quellenkultes seine Wurzel. Allein es lässt sich hier unmöglich die Grenze zwischen Seelen-, Dämonen- und Götterverehrung ziehen. Wir haben nur mit der Thatsache zu rechnen, dass die Elemente, Bäume, Haine, Quellen ihr Opfer erhielten, das den in ihnen wohnenden höheren Wesen galt. Doch will es mir als das wahrscheinlichere erscheinen, dass auch in diesen Opfern überwiegend Totenopfer vorliegen, und ich stütze mich dabei nicht allein auf die Beobachtung, dass nach gemeingermanischer Vorstellung die Geister der Verstorbenen gerade hier ihren Sitz haben, sondern vor allem auf die unanfechtbare Stelle des jüngeren Christenrechts des Gulathinges, nach der es verboten ist *at trúa á landvættir, at sé í lundum eða haugum eða forsum* (NgL. II. 308), also an Landgeister zu glauben, die in Hainen, Hügeln und Wasserfällen wohnen. Und dem entspricht ganz das *numen*, das nach Burchard von Worms an diesen Orten verweilt (*veluti ibi quoddam numen sit* I. 94). Auf alle Fälle ist es vollständig haltlos und unerweisbar, ja im Hinblick auf die älteren Quellen ganz unwahrscheinlich, in diesen Opfern, die noch heute so tief im Volke wurzeln, ausschliesslich alte Götteropfer finden zu wollen.

Das Wasser hat in seinen mannigfaltigen Erscheinungen bei fast allen Völkern läuternde und prophezeiende Kraft (Tylor, Anfänge d. Kultur II. 430 ff.; Pfannenschmid, Weihwasser 14 ff.). Hiermit hängt es zusammen, dass dasselbe und das in ihm gedachte höhere Wesen ganz besonders Gegenstand göttlicher Verehrung gewesen ist. Bei sämtlichen germanischen Stämmen finden wir zahlreiche Beispiele von Quell-, Brunnen-, Fluss-, Teich-, Seeopfern, ja im skandinavischen Norden wurden selbst den Wasserfällen Spenden gebracht (Myth. I 484 f. III. 165. Pfannenschmid, Weihw. 80 ff.). Concilienbeschlüsse, die ältesten christlichen Gesetze, die Bussordnungen predigten immer und immer wieder bis tief ins Mittelalter hinein gegen solche Opfer. Gleichwohl hat sich bis heute das alte Quell- und Flussopfer überall erhalten, wo Germanen wohnen (Pfannenschmid, Weihw. 85 ff.; Runge, Quellkultus in der Schweiz; Jahn, Opfergebr. 140 ff.). Kein Opfer wird schon in den ältesten Quellen so häufig erwähnt, als gerade das alte Wasseropfer. Bei den Alamanen erwähnt es Agathias (28, 4), bei den Franken Gregor von Tours (II. 10), Procopius (Bell. Got. II. 25), bei den Hessen Rudolf von Fulda (Mon. Germ. II. 676), bei den Langobarden wird es durch Gesetze verboten (Leg. Liutpr. VI. 30), bei den Skandinaviern kennt es Procopius (Bell. Got. II. 15), kennen es die isländischen Quellen (Isl. S. I. 291). Besonders die Quelle hielt man für heilig. Hieraus erklärt es sich, dass diese eine der ersten Bedingungen war, wenn der Germane seinen neuen Wohnsitz aufsuchte (Germ. 16). Von der einfachsten Spende bis zum blutigen Opfer, ja selbst dem Menschenopfer lassen sich Beispiele finden. Heute haben sich diese Opfer zum grössten Teil ins Symbol geflüchtet. Zu Ostern, Pfingsten, am 1. Mai, an dem man das Maibrunnenfest feiert, am Johannistage pflegen die Mädchen an Quellen oder Flüsse zu gehen und diese mit Blumen (Montanus, Volksfeste 22 ff., Lyncker, Sagen aus Hessen u. öft.) oder farbigen Bändern (Birlinger, Aus Schwaben II. 90) zu zieren, wie man auch Eier oder Brot daselbst niederlegt (Montanus 31). Ja das erzgebirgische Mädchen weihte sogar die ersten Spitzen den Wassergeistern und erflehte dadurch Gedeihen für ihre fernere Arbeit (Chemnitzer Rockenphil. V. 81). Mit diesen Opfern war auch die Prophetie verbunden. Wie die Sveben zur Zeit Cäsars, die Franken im 6. Jahrh. aus dem Wasser weis-

sagten, so fragt noch heute in Baiern das Mädchen den Spiegel des Wassers, wer ihr Bräutigam werden, und in Norddeutschland giebt der Stand des Wassers an, ob das Korn gut oder schlecht geraten wird (Jahn, Opfergebr. 118 ff.; 141 ff.). — Besondere Bedeutung erlangte die Quelle, sobald sie das gemeinsame Heiligtum mehrerer Gauverbände, ein Amphiktyonenheiligtum wurde. Dann trat sie in engste Verknüpfung mit der Gottheit, die hier verehrt wurde. Ihre Heiligkeit bestimmte den Ort, wo die Friesen ihren Gott Fosete verehrten (v. Richhofen, Untersuch. über fries. Rechtsgesch. II. 424 ff.), durch sie wurde Altuppsala die heiligste Stätte der Schweden, an der der Landesgottheit die Opfer gebracht wurden (Adam v. Brem. IV. Schol. 134).

Neben den Quellen- und Flussopfern spielen namentlich die Windopfer in unserem Volke eine bedeutende Rolle. Wohl lassen sich keine Beispiele aus alter Zeit nachweisen, nach denen man dem Winde seine Spende brachte, wie heute noch der östreichische Bauer (ZfdMyth. IV. 148. 300) oder im 17. Jahrh. das fränkische Mütterchen (Praetorius, Weltbeschr. 429). Allein im Walde, in den Bergen wohnen die höheren Mächte, die im Winde verehrt werden, Wald- und Hügelkult erwähnen aber die ältesten Quellen, die auch der Heiligkeit des Wassers gedenken (Agathias a. a. O.; Monum. Germ. II. 676; Ind. sup. No. IV; Myth. I. 83). In den heiligen Hainen wurden ebenso wie an Quellen mit besonderer Vorliebe den Göttern Altäre errichtet (Ann. I. 61). Hier trieben allerlei Dämone ihr Wesen, die sich die Phantasie des Menschen unter vielerlei Gestalten dachte (Mannhardt, AWF. I. 15). Wenn der Wind die Äste beugte, durchzog die Brust ein eigentümliches Schauern, das diese Scharen der Geister ahnen liess. In den Bäumen, glaubte man, wohnten diese Geister. Hieraus erklärt sich die Verehrung, die man Bäumen zu zollen pflegte und noch zollt. Wie der Baum schon im Heidentum für etwas Heiliges und Verehrungswertes galt (Mannhardt a. a. O. 70 f.), so bittet man ihn noch heute um Verzeihung, so bestraft man ihre Schädigung aufs härteste, so hielten viele Menschen, ja ganze Gemeinden ihr Leben und Geschick an das des Schicksalsbaumes geknüpft (AWF. I. 10 f. 26 ff.). Die Heiligkeit des Baumes gab dann bei fortschreitender Kultur Veranlassung, dass man den Baum aus dem Walde herein in die ländlichen und städtischen Bezirke holte; man glaubte mit ihm zugleich den im Baume wohnenden Geist oder Gott herbeizuführen, dem das Fest galt. So entstanden der Mai- und Pfingstbaum, den man aller Orten kennt (AWF. I. 159 ff.), der Erntemai, der geschmückt auf dem Erntewagen aufgepflanzt wurde (ebd. I. 190 ff.), wohl auch der Christbaum (ebd. I. 224 ff.). Der Maibaum mag das Ursprünglichste, Erntemai und Christbaum mögen ihm analoge Gebräuche aus späterer Zeit gewesen sein, die vielleicht erst auftauchten, als der lebendige Kult und Glaube zur toten Sitte geworden war.

Ganz ähnlich wie die Haine genossen seit der ältesten Zeit die Berge und Felsen oder vielmehr die Geister, die in ihnen wohnten, göttliche Verehrung. Wie der heilige Eligius verbietet *ad petras luminaria facere* oder der Ind. superst. *de his, quae faciunt super petras* handelt oder Burchardt von Worms gegen die *vota ad lapides* eifert, so wird in den nordischen, sowohl den schwedischen als den norwegisch-isländischen Rechtsquellen wiederholt die Verehrung von Hügeln *(haugar)* untersagt (NgL I. 18). Auch die Sagas berichten mehrfach von Berg- und Hügelkult. Den Berg, den Þórólf dem Thor weihte und in den er selbst einst zu fahren hoffte, durfte niemand ungewaschen anschauen, an ihm brachte er seine Opfer (Eyrb. 6). Die mythische Ketilssaga weiss von einem *Árhaugr* ('Fruchtbarkeitshügel') zu erzählen, dem Schweden namentlich am Julabende opferten, um dadurch Fruchtbarkeit der Äcker zu erlangen (Fas. II. 132 f.). Über den religiösen Hintergrund solcher Berichte

nehmen wieder die nordischen Quellen allen Zweifel. In durchaus zuverlässiger Erzählung wird von dem Isländer Koðran Eilífsson, der wenige Jahrzehnte vor Einführung des Christentums lebte, berichtet, dass dieser und seine Verwandten zu Giljá einem Felsblock Opfer gebracht hätten, weil sie glaubten, dass in ihm ihr *ármaðr* d. h. der Mann, der Fruchtbarkeit bringt, wohne, also ein Geist, der nach den Worten des Koðran selbst zugleich sein Eigentum an Vieh schirme und ihm die Zukunft künde (FMS. I. 261. Bisk. S. I. 5). Von hier aus verstehen wir auch die in allen germanischen Ländern noch heute weit verbreitete Verehrung der Hügel und Berge (Myth. I. 536. Wolf, Beitr. II. 69 ff.), an deren Abhängen und auf deren Höhen besonders heilige Feuer loderten und Feste gefeiert wurden.

Es ist fraglich, ob auch das Feuer als Sitz von Geistern oder Dämonen höhere Verehrung genoss, oder ob man sie diesem Elemente nicht nur deshalb brachte, weil man in ihm das himmlische Feuer, die Sonne, wiederzufinden meinte (Kuhn, Herabkunft des Feuers und Göttertrankes[2] 16 ff.), und dass man in ihm gewissermassen ein Symbol des Himmelsgottes verehrte. Letzteres scheint das Wahrscheinlichere. Eine Sage von der Insel Gotland berichtet, dass Thielwar, der in norwegisch-isländischen Quellen als Þjalfi der stete Begleiter Thors ist, das Feuer den Menschen zur Erde gebracht habe (Gutn. Urk. 31). Auch die Räder als Sinnbild der Sonne bei fast allen Festfeuern zeugen dafür, dass man in diesen Feuern eine Nachbildung der Sonne angestrebt hat (Schwartz, Poet. Naturansch. I. 98 f.; Mannhardt AWF. I. 186. 516 f.). Demnach mögen solche Feuer vor allem dem Himmels- und Sonnengotte gegolten haben. Allein mit der Zeit hatte offenbar das Feuer eine allgemeinere Bedeutung bekommen; es hatte reinigende Kraft und wurde entzündet, um böse Geister und Dämone fern zu halten und dadurch Glück und Wohlstand in die Familie zu bringen. Entzündet wurden dann die Feuer in der Regel, wenn die Krankheit und Unwetter bringenden Dämone die meiste Gewalt hatten d. i. im Hochsommer und im Winter. Natürlich veränderte sich die Verwendung des Feuers mit der Veränderung der Lebensbedingungen unserer Vorfahren. Man entzündete das Feuer, um Schutz und Vorteil für das Vieh zu erflehen, so lange in diesem der Reichtum der Germanen bestand; man sah dagegen das Feuer auf den Feldern lodern, wo von der Fruchtbarkeit der Äcker und günstiger Witterung sein Wohlstand abhängig war. In diesen Formen hat sich bis heute das Opferfeuer erhalten; als toter Kult, als Brauch erbt es sich von Geschlecht zu Geschlecht in der alten Form, mit den alten Förmlichkeiten fort (vgl. namentlich Pfannenschmid, Germ. Erntefeste 490 ff. Jahn, Opfergebräuche 25 ff. u. öft.).

All diese Opfer werden von Haus aus von den einzelnen Personen oder für die Familie vom Haupte derselben, dem Familienvater, vorgenommen. Man will dabei das höhere oder seelische Wesen entweder teilnehmen lassen an den Freuden, die man selbst geniesst, oder bringt sie ihm als Dank für die geleistete Hülfe, oder auch um erst dadurch persönlichen Gewinn zu erlangen. So sind alle alten Opfer entweder einfache Spenden oder Dank- und Bittopfer. Erst später scheint das Sühnopfer, die grosse Spende um dadurch einen begangenen Frevel oder eine Unterlassung bei der Gottheit wieder gut zu machen, entstanden zu sein. Eine höhere Kulturstufe setzt auch das gemeinsame Opfer einer grösseren Anzahl nahe bei einander wohnender Menschen voraus. Dies kann erst dann entstehen, wenn die ersten Anfänge eines Staates vorhanden sind. Die gemeinsamen Interessen erstrecken sich dann auch auf die Religion, und so entsteht das gemeinsame Opfer, aus dem erst wieder das gemeinsame Opferfest, der Opferschmaus hervorgehen kann. Wie der einzelne für sich die Spende bringt, um persönlichen Vorteil dadurch zu erlangen, so thut es

hier eine grössere Anzahl Menschen, die in vielem gleiches Interesse haben und durch gemeinsame Sprache und Sitte sich als Ganzes fühlen. Erst wenn dies der Fall ist, kann auch von einem Leiter der Opferfeierlichkeiten, einem Priester, kann von bestimmten Opferzeiten, an denen man zu gemeinsamem Opfer zusammen kam, die Rede sein. Auf dieser Stufe der Kultur finden wir die Germanen bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte: sie haben allüberall Opferverbände, bestimmte Opferzeiten, Opferfeste, Opferleiter oder Priester. Der Mittelpunkt des Kultes war fast durchweg eine durchaus persönlich gedachte Gottheit, die auf die Geschicke der Menschen einwirkte und sich dem Menschen in den vielen Erscheinungen der Natur und in seinem Geschicke zu erkennen gab. Da man sie nicht mit den Augen sehen konnte, so schuf man ihr Abbild, das Götterbild, errichtete diesem ein Gebäude und verehrte es hier, als ob es die Gottheit selbst sei. Neben diesen Opfern, die ich Staatsopfer genannt habe, gehen jederzeit die persönlichen Opfer bis in das jüngste Heidentum nebenher, geradeso wie sich neben den eigentlichen Festzeiten, die sich besonders zum Opfer eignen und dafür bestimmt sind, auch Opfer zu allen Jahreszeiten nachweisen lassen, mögen es staatliche, mögen es persönliche sein. Die zahlreichen Verbote der ältesten christlichen Kirche gegen heidnischen Opferdienst (Wasserschleben, Die Bussordnungen der abendländ. Kirche a. v. O.; Maurer, Bekehr. II. 417 ff.) müssen vor allem gegen die persönlichen Opfer gehen, wie diese sich auch bis heute noch im Volksbrauch erhalten haben (Wuttke § 423 ff.).

Schon Tacitus berichtet, dass unsere Vorfahren ihren Göttern nach dem Siege namentlich Menschenopfer gebracht hätten (Ann. I. 61. XIII. 57), ähnlich Orosius (VII. 37) und Florus von den Sueben (IV. 12), Sidonius Apollinaris von den Sachsen (VIII. 6). Auf ähnliche Weise weihte der Nordländer seinen Feind den Göttern oder versprach ihn dem Óđin, falls dieser ihm den Sieg verleihe (Fas. I. 454. III. 31. 34). Auch an der Beute hatte der Kriegsgott seinen Anteil (Livl. Reimchron. 2670 ff. 3398 ff.). Die Franken opferten bei dem Poübergang (Prokop, Bell. goth. II. 25), die Norweger, wenn sie neues Land in Besitz nahmen (Hrafnk. S. 4), oder wenn sie sich längeres Leben erbaten (Heimskr. 22 ff.), oder wenn sie günstigen Wind für die Schifffahrt erflehten (Fs. 91). Besonders häufig erwähnt werden Opfer, wenn ein Übel über das Land herein gebrochen, vor allem wenn Hungersnot infolge der Missernte eingetreten war. So versprachen die Dänen alle möglichen Geschenke, wenn sie von Grendel befreit würden (Beov. 174 ff.), so wurde König Ólaf trételgja von den Seinen verbrannt und dem Óđin geweiht, als grosse Missernte eingetreten war (Heimskr. 37[18], vergl. auch Herv. S. 227), so wollten die Reykdœlir auf Island den Göttern alles Mögliche weihen, um das schlechte Wetter abzuwenden (Reykd. S. 32). Auf nichts anderes als auf ein Sühnopfer läuft es auch hinaus, wenn die Burgunden bei einem Unglück im Kriege oder Misswachs ihren König zwingen, sein Amt niederzulegen (Amm. Marc. XXVIII. 5. § 14). In einer ganzen Reihe von Gebräuchen der Gegenwart lebt dies sühnende Opfer noch fort (Jahn, Opfergebr. 9 ff). Bei Feuersbrunst wirft man Brot oder Eier oder Tiere in die Flamme, bei Viehseuchen vergräbt man ein Tier oder verbrennt einen Teil desselben oder schneidet ihm das Haupt ab, das man der erzürnten Gottheit oder dem Dämon weiht. Um gutes Wetter zu erlangen bringt der Landmann seine Wettergarben, bringt dem Winde seine Spende, will durch Brot und andere Speisen Hagel und Gewitter fern halten.

In diesem sühnenden Opfer hat auch das Notfeuer seine Wurzel (Myth. I. 502 ff.; Kuhn, Herabk. d. Feuers 42 ff.; Wolf, Beitr. I, 116 ff., 378 ff.; Manhardt, AWF. I. 518 ff.; Jahn 26 ff). Es findet sich bei allen germanischen

Stämmen: In Deutschland heisst solch Opfer Notfeuer, wird also mit einem Worte bezeichnet, dessen erster Teil mit *niuwan*, *nûan* 'reiben' (Schade, Ahd. Wtb. I. 659; 654) verwandt ist. Schon der Ind. superst. eifert gegen das *ignis fricatus de ligno i. e. nôdfyr* (XV), und in Norddeutschland hat es unter gleichem Namen bis vor kurzem fortgelebt (Bartsch, Gebr. aus Mecklenburg II. 149 f). In England erscheint es noch in diesem Jahrhunderte als *willfire* d. i. durch Reibung hervorgebrachtes Feuer (Kemble, Die Sachsen I. 295 ff), in Schweden und Dänemark als *gnideld* (Hyltén-Cavallius Wärend I. 189 f. 193), was dasselbe bedeutet. Den ausführlichsten Bericht darüber giebt uns Reiske aus dem Anfange des vorigen Jahrhs. in seiner 'Untersuchung des Notfeuers' (Myth. I. 502 f.). Darnach wurde dasselbe bei bösen Seuchen entzündet, mochten dieselben über Vieh oder Menschen gekommen sein. An ihm beteiligte sich die ganze Gemeinde. Alle Feuer wurden zuvor in den Gehöften gelöscht, und alsdann wurde auf einem freien Platze ein neues Feuer mittelst Reibung erzeugt. Man steckte ein Holz in die Öffnung eines anderen oder in ein Wagenrad und drehte dasselbe solange, bis das Holz Feuer fing. Die Nahrung für das neue Feuer, Holz und Stroh, mussten alle Mitglieder der Gemeinde mitbringen. Brannte dann der Holzstoss, so mussten das kranke Vieh oder bei Epidemien die Menschen dreimal durch die Flamme laufen. Alsdann nahm jeder Teilnehmer einen Feuerbrand und ein verkohltes Stück Holz mit nach Hause, jener entfachte das neue Herdfeuer, dieses war ein Schutzmittel gegen die Seuche. Aus diesen Notfeuern sind nun in manchen Gegenden periodisch wiederkehrende Feuer hervorgegangen, an die sich ein Opferfest anzulehnen pflegte. So erklärt es sich, dass die Johannisfeuer mehrfach als Notfeuer erscheinen. In Mittsommer traten ganz besonders die Seuchen auf, man hielt infolgedessen die Luft für vergiftet (Jahn 34) und glaubte, dass Drachen und andere böse Geister durch dieselbe flögen (Kemble, Die Sachsen I. 297). Um nun dem Unheil vorzubeugen, zündete man in der Zeit um Johannis ein Notfeuer an, das sich in seiner abwehrenden Form zugleich eng mit dem Hagelfeuer berührte.

All diese Opfer sind ungebotene, sie sind an keine bestimmte Zeit im Jahre geknüpft und werden angewendet, wenn man von dem überirdischen Wesen etwas verlangen oder ihm danken oder es versöhnen will. Der Gegenstand, den man dabei opferte, war geradeso wie bei den Opferfesten ganz verschiedener Art und richtete sich z. T. nach der Lebensweise des Stammes. Die einfachsten Opfer waren Spenden von den Erzeugnissen des Bodens, Speisen, die man selbst zu geniessen pflegte, die Früchte des Feldes, später von dem Ertrag der Wein- und Obsternte u. dgl. Daneben findet man die mannigfaltigsten Tiere, die den höheren Wesen, Geistern oder Göttern, dargebracht werden, vor allem Pferde, Rinder, Eber, Widder, aber auch Geflügel, Hühner, dann Hunde, Katzen und andere Tiere (Myth. I. 37 ff.). Das höchste Opfer war das Menschenopfer, und dies war in der Regel ein Staatsopfer. Nicht den niederen Geistern, sondern nur der Gottheit und zwar der höchsten Gottheit scheint es gebracht worden zu sein. Wohl sind die Menschenopfer bei den Germanen geleugnet worden (von Löher, Sitzungsber. der Münch. Akad. der Wissensch. Hist. Kl. 1882. 373 ff.), allein die Fülle der Zeugnisse stellt die Thatsache über allen Zweifel. Namentlich wurden Kriegsgefangene, Sklaven geopfert. Schon Tacitus gedenkt wiederholt der Menschenopfer (Germ. 9. 30. Ann. I. 61. XIII. 57 u. öft.); die Sueben, Cherusker, Sugamber opferten 20 römische Centurionen (Florus IV. 12), das Opfer der Franken beim Poübergang ist schon mehrfach angeführt, bei den Sachsen und Friesen werden sie mehrfach erwähnt, und noch Karl der Grosse eifert in den Capitulis de partibus Saxoniae (c. 9) gegen die Menschenopfer (v. Richthofen, Zur lex. Sax. 200. 204 ff.). Ungemein

zahlreich sind auch die Beispiele im skandinavischen Norden (Müller, Zu Saxo Gramm. III. 114 ff.): von dem ältesten Zeugnisse über skandinavische Zustände, das uns Prokopius gewährt (Bell. goth. II. 15), bis zur Einführung des Christentumes (Bisk. S. I. 23) können wir sie auf Schritt und Tritt verfolgen. Zweifelsohne ist das Menschenopfer das höchste und feierlichste aller Opfer. In den nordischen Quellen können wir die Steigerung des Opfers noch verfolgen. So opfern einst die Schweden bei Missernte und Hungersnot im ersten Herbste Ochsen, im zweiten Menschen, im dritten, da das Übel immer noch nicht gehoben ist, den König (Heimskr. 14 f.). Auf ähnliche Weise wird in der Gutasaga erzählt, wie bei den kleineren Thingen nur Vieh, bei dem grossen Landthinge aber Vieh und Menschen geopfert worden seien (Gutn. Urk. 32).

§ 84. Opferzeiten. Die grossen Staatsopfer fanden, wenn es nicht galt, ein plötzliches Unheil abzuwehren oder zu sühnen, zu bestimmten Zeiten statt. Nach J. Grimms Vorgange, der sich dabei hauptsächlich auf das Zeugnis Snorris in der Heimskr. (S. 9^{26}: *þá skyldi blóta í móti vetri til árs, en at miðjum vetri blóta til gróðrar, hit þriðja at sumri, þat var sigablót* und 351^{30}: *Sigurðr var vanr, at hafa þrenn blót hvern vetr, eitt at vetrnóttum, en annat at miðjum vetri, þriðja at sumri*) stützt, ist man gewöhnt, von drei Hauptopferzeiten zu sprechen. Allein abgesehen davon, dass dies späte Zeugnis eines Christen nur auf nordische Verhältnisse gehen kann, lässt sich diese Thatsache des dreifachen Opfers zu Winters Anfang, im Mittwinter und im Sommer weder durch nordische (K. Maurer, Bekehr. II. 236) noch durch deutsche Verhältnisse erhärten, da die alten Opferfeste meist mit den altgermanischen ungebotenen Volksversammlungen zusammenfielen (RA. 821 ff. 245. 745), diese aber besonders im Frühjahre und Herbste stattfanden, nicht aber im Mittwinter und Hochsommer (RA. a. a. O.). Es ist daher mit gutem Rechte diese Dreiteilung des Jahres von Weinhold (Über die deutsche Jahrteilung) und Pfannenschmid (Erntefeste 326 ff.) angefochten und dafür die alte Vierteilung des Jahres, die sich auf die Solstitien und Aequinoctien des Jahres gründen soll, verfochten worden. Zweifelsohne trifft dies im Vergleich zu der Grimm'schen Auffassung das Richtigere, allein ich glaube, dass sich bestimmte urgermanische heilige Tage überhaupt nicht feststellen, sondern dass sich nur bestimmte Zeiten im allgemeinen aufstellen lassen, die nicht von dem Stande der Sonne, sondern von den Wirkungen der Sonne auf die Erde bedingt sind. Sonne und Tag waren bei unseren Vorfahren an und für sich durchaus verschiedene Dinge. Die Zunahme des Tages kümmerte sie weniger; erst wenn sie merkten, dass die Tage durch das leuchtende Himmelsgestirn wärmer wurden, empfanden sie, dass die Sonne sich ihnen wieder nähere. Es scheint daher vor allem in nichts begründet, das unstreitig höchste Fest unserer Vorfahren, das grosse Winterfest, das die Nordländer Julfest nennen, als Fest der wiederkehrenden Sonne aufzufassen. Zu dem Ergebnis ist man gelangt, indem man das altn. *jól* mit ags. *hveól*, altn. *hvel* 'das Rad' zusammenbrachte und dies Wort auf die Sonne deutete. Allein das ist unmöglich. Altn. *jól*, urnord. *jul* hängt vielmehr sprachlich zusammen mit ags. *gehhol*, *geohhol* (Kluge, Engl. Stud. IX. 311 f.), das auf urg. **jehwela* zurückgeht und dasselbe wie lat. *joculus* 'Scherz, Spass' ist (Bugge, Ark. f. n. Fil. IV. 135). Das Julfest ist also das fröhliche, lustige Fest, eine Bezeichnung, die in der Vermummung ihre Wurzel hat. Ferner soll das Fest als Fest der winterlichen Sonnenwende zu Ehren des neuerwachten Himmels- (oder Sonnen)gottes gefeiert worden sein. Allein Wôdan, Holda, Perchta, die noch heute an diesen Tagen im Volksmunde ihr Wesen treiben, sind chthonische und Windgottheiten und erscheinen im Volksglauben nur als solche.

Mit dem Feste der wiedererwachten Sonne kommen wir nicht aus. Vielmehr scheint dieses grosse Winterfest, das zu einer Zeit gefeiert wurde, wo die ganze Natur abgestorben zu sein schien, wo die Winde ärger heulten als je, wo alle Geister nach dem Volksglauben los waren und allüberall ihr Wesen trieben, ein allgemein germanisches Totenfest gewesen zu sein. Hierfür spricht vor allem der Name. Schon dass dem neuerwachten Himmelsgotte gerade die Nächte geweiht sein sollten ist auffallend, eine so bedeutende Rolle auch die Nacht im altgermanischen Rechtsleben spielt. Im Voigtland nennt man noch heute die Nächte die Unternächte d. s. die den Unterirdischen, Toten geweihten Nächte; im kollektivischen Singular bezeichnet Beda das altheidnische Fest als *modraniht* (i. e. matrum noctem, De temp. rat. c. 15), ein Wort, das auf die Verehrung der *matronae* römisch-germanischer Inschriften, der altn. *dísar* hinweist: es sind die Nächte, die den weiblichen Schutzgeistern, den Seelen Verstorbener geweiht sind. Auch die nordischen Namen *jól* und *miðvetrarnótt* sprechen für diese Auffassung. Ferner spricht dafür, dass in ganz Deutschland und im Norden Glaube und Brauch sich erhalten hat, der sich fast ausschliesslich bei dem Seelenglauben und -kult nachweisen lässt. Die Zeit ist die heiligste des ganzen Jahres, es ist die Hauptzeit für Weissagung und Zauber, jeder Tag ist vorbedeutungsvoll für Wetter und Schicksal, jeder Traum geht in Erfüllung. Alle Geister sind los, Hexen, Werwölfe, Alfen, Zwerge, die seelischen Scharen ungetaufter Kinder treiben ihr Wesen, an der Spitze Frau Holle oder Perchta, das ist die Zeit des wütenden Heeres oder wilden Jägers, des Wode, Heljägers, Hackelbergs, Schimmelreiters oder wie er im Volksmunde heisst. Daneben finden Schmaus und Gelage statt, woran auch die Geister teilnahmen. An diesen Tagen wird namentlich die Minne zu Ehren Verstorbener getrunken. Und in den vermummten Gestalten, die noch heute in unserem Nikolaus, Ruprecht und ähnlichen Namen fortleben, werden die Geister leibhaftig vorgeführt, die unter allerlei Scherz und Spiel ihr Wesen treiben. Ganz entschieden treten endlich auch die nordischen Quellen für die Auffassung des Julfestes als eines Totenfestes ein. Die ursprüngliche Form des nordischen Julfestes haben wir noch in dem *alfablót* und *dísablót*. Dass unter den *alfar* und *dísar* wirklich seelische Wesen zu verstehen sind, geht aus unzähligen Beispielen hervor. Dass das Opfer aber, das ihnen gebracht wurde, zur Julzeit stattfand, lehrt vor allem die grosse Ólafssaga, nach der der Skalde Sighvatr spät im Winter zu einem Gehöft kommt, in dem das Alfablót gefeiert wird (Ólafs. h. 80). Auch wird wiederholt erzählt, dass an dem Julfeste Riesen und Unholde teilnahmen (Maurer, Bekehr. II. 235).

Dies Fest war also das Hauptfest der Germanen. Geopfert wurde den Geistern besonders der Fruchtbarkeit wegen (*til árs*, Bisk. S. I. 5, FMS. I. 261; Fas. II. 132 f.). War dann aber im Gauverbande eine höhere Gottheit da, der man Fruchtbarkeit der Äcker zuschrieb, wie dem schwedischen Frey, dem norwegischen Thor, so wurde die Feierlichkeit im Gauverbande auf diese und die anderen Gottheiten übertragen. Gefeiert wurde das alte Fest der Seelen in den einzelnen Gegenden an verschiedenen Tagen. Während in Süddeutschland die Tage im allgemeinen von Weihnachten bis zum hohen Neujahr gefeiert wurden, fielen sie in Franken, Norddeutschland und Skandinavien erst auf Anfang Januar.

Neben diesem Hauptfeste wurde ungefähr einen Monat später, im Februar, im Norden das Góiblót gefeiert (Maurer, Bekehr. II. 236). In diese Zeit fiel auch das Hauptopfer zu Uppsala, wo namentlich der Himmelsgott Freyr verehrt wurde. An diesen Tagen beginnen die Skandinavier eine Rückkehr der Sonne zu merken. Ich glaube daher, dass vielmehr dieses Fest das Fest der wiederkehrenden Sonne gewesen ist. An diesen Tagen ist

es auch, wo noch das Volk in Deutschland Feste feiert; an ihnen, zu Fastnachten, werden draussen im Freien Feuer entzündet, an diesen Tagen spielt das Wagenrad als Symbol der Sonne eine Rolle, nicht zur Zeit der zwölf Nächte. Aus den vielen Beispielen aus den letzten Jahrhunderten, die sich bei Pfannenschmid und Jahn zusammengestellt finden, sei nur das aus Sebast. Francks Wahrhaftiger Beschreibunge aller Teile der Welt (1567) angeführt: »Zu Mitterfasten (d. i. Fastnacht) flechten sie ein alt Wagenrad voller Stroh, tragens auf einen hohen, jähen Berg, haben darauf den ganzen Tag ein guten Mut, mit vielerley Kurtzweil, singen, springen, dantzen, Geradigkeit und anderer Abentheuer, vmb die Vesperzeit zünden sie das Rad an, und lassens mit vollem Lauff ins Thal lauffen, das gleich anzusehen ist, als ob die Sonne vom Himmel liefe.« Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dies Fest mit dem Frühlingsfeste identisch: man feierte die Rückkehr der Sonne in den einzelnen Gegenden zu verschiedenen Zeiten.

Neben diesen Festzeiten erwähnen die nordischen Quellen noch die Opfer *at sumri* 'zu Sommersanfang' und das *haustblót* 'das Herbstopfer' oder das Opfer *at vetrnóttum* 'zu Wintersanfang'. Ersteres fand wohl im Juni statt, wo die grossen Thingversammlungen stattzufinden pflegten, letzteres im Oktober. Diese beiden Opfer treten im Nordischen offenbar im Vergleich zu dem grossen Winteropfer zurück, obgleich sie mehrfach erwähnt werden (Maurer, Bekehr. II. 233. 237). Und wenn dazu Snorri in der Heimskr. (9^{27}) bemerkt, dass man beim Sommeropfer des Sieges wegen geopfert habe, so kann das nur besonders auf nordische Verhältnisse gehen, die wohl in der Wickingerzeit erst ihre Wurzel haben. Auch auf deutschem Boden scheinen wir noch Überreste dieser alten Sommer- und Herbstopfer zu haben: jener in der Hagelfeier, dem Johannisopfer, an dem es besonders galt, Menschen, Vieh- und Erzeugnisse des Bodens vor bösen Geistern zu schützen, dieser in den Erntefesten oder den Martinsschmäusen, doch sind diese Nachrichten auf diesem Gebiete mit Vorsicht für altgermanischen Kult zu verwerten, da sie in Kulturverhältnissen ihre Wurzel haben, die wir hauptsächlich den Römern verdanken.[1]

§ 85. Hergang beim Opfer. Während bei dem einmaligen und persönlichen Opfer ein jeder dem göttlichen Wesen seine Spende an irgend einem Orte, an dem er die Gegenwart der Gottheit oder der Geister wähnte, brachte, vereinte man sich zu den grossen öffentlichen Opfern. Dass bei denselben an bestimmtem Orte, d. i. im Heiligtume der Gottheit, sämtliche Mitglieder der Amphiktyonie teilnahmen, ist nicht erweislich und höchst unwahrscheinlich, wenn man auf die räumliche Ausdehnung des Tempels und die Mitgliederzahl des Kultverbandes blickt. Vielmehr nahm nur ein Teil derselben an dem Mahl im Tempel teil, der andere feierte das Fest in engerem Kreise, wie aus dem Berichte des Tacitus (Ann. I. 51) und vielen nordischen Quellen mit Wahrscheinlichkeit hervorgeht. Doch wurde es hier wie dort auf dieselbe Weise gefeiert. Eingehende Berichte über den Hergang beim Opfer verdanken wir ausschliesslich nordischen Quellen aus den letzten Jahrhunderten des Heidentums. — Geleitet wurde das Opfer vom Priester oder dem Vorsteher des Bezirks. Zunächst wurde das Opfertier *(hlaut)* geschlachtet und das Blut in ein geweihtes Gefäss gelassen (Heimskr. 92. Hervar. S. 297). Letzteres war der *hlautbolli*, der Opferkessel, der auch in deutschen Quellen öfters erwähnt wird (Myth. I. 47). In diesem lag der Opferwedel, die *hlautteinar*. Diesen tauchte der Priester in das Opferblut und besprengte damit die Götterbilder (Heimskr. 14. 92. 338. Isl. S. I. 258. Fas. I. 454. Hervar. S. 228 u. öft.) und ebenso die Wände des Tempels innen und aussen (Heimskr. 92). Alsdann wurde das Fleisch über dem Feuer, das in der Mitte des Golfes brannte, in grossen Kesseln gekocht und dann gemeinsam verspeist. Nun fand der

Opferschmaus, die *blótveizla*, statt. Auf dem Hochsitzpfeiler sass der Leiter des Opfers, in Norwegen und Schweden meist der König oder an seiner statt der Jarl, auf Island der Gode. Das Mahl fand in einem besonderen Hause statt, das geschmückt und dessen Golf bestreut war (Gísl. S. 27). Genossen wurde das Fleisch der Opfertiere und die Brühe, in dem es gekocht war, sowie das Fett, das darauf schwamm (Heimskr. 95). Dabei wurde aus Hörnern Bier getrunken. Der Hǫfding eröffnete das Mahl, indem er dabei das Horn zum Preise der Götter leerte (*full signa* Heimskr. 92 f. 338). Ausserdem trank man zum Gedächtnis Verstorbener (*minni signa* Heimskr. 93). Hieraus spricht noch ganz klar der alte Seelenkult. Zuweilen wurde auch der bragarfull getrunken (Heimskr. 32. Hervar. S. 207 Ftb. I. 345). Dies war stets mit feierlichen Gelübden verbunden, wie man überhaupt beim Opferschmaus öfters Gelübde brachte (Hervar. S. a. a. O. Heimskr. 93). Bragarfull ist aller Wahrscheinlichkeit nach das Fürstengelübde, das der junge Fürst nach dem Tode seines Vaters bei dem ersten feierlichen Opfer ablegte, denn er wurde besonders nach dem Tode des Königs bei dessen Leichenopfer gebracht (Heimskr. 32). Bei dem Mahle wurden dann zu Ehren Toter oder der Götter Lieder gesungen (Fas. III. 222 f.). Auch Mimenspiel war mit dem Opfer verbunden (Saxo I. 258) und Schwerttänze scheinen dabei stattgefunden zu haben (ZfdPhil. XIV. 447 ff.; Friedberg, Aus deutschen Bussbüchern 26).

§ 86. Der Ort der Götterverehrung; Tempel. Zwiefach ist der Ort, an dem unsere Vorfahren schon nach den ältesten Berichten der Römer die höheren Wesen verehrt haben, bald werden Haine, Berge, Quellen, Flüsse, bald Tempel erwähnt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass jenes das ältere und verbreitetere gewesen ist. Diese Orte sind es auch, die sich im Volksglauben als heilige Orte ins Christentum geflüchtet und sich hier bis heute erhalten haben, nachdem die Tempel schon über ein Jahrtausend gebrochen sind. Wenn der einzelne betete und opferte, so ging er hinaus in die Natur, in der er das Walten eines höheren Wesens zu verspüren glaubte. Noch in der historischen Zeit finden wir zahlreiche Belege, dass unsere Vorfahren selbst im Kultverbande noch gemeinsam in der freien Natur opferten und ihre Götter verehrten (Mythol. I. 53 ff.). Mit der Zeit erst entstand neben ihnen das gebaute Haus, der Tempel, zweifelsohne ursprünglich das Stammesheiligtum. Erst in den späten nordischen Berichten finden wir auch Privattempel, namentlich auf Island (das *blóthús*), in Deutschland lassen sie sich nicht nachweisen. Entstanden ist wohl der Tempel aus dem gemeinsamen Dinggebäude, das sich bei längeren und grösseren Versammlungen nötig machte. Aus den nordischen Quellen wenigstens erkennen wir noch klar, dass jeder Thingverband sein gemeinsames Heiligtum hatte, dass die grossen Festzeiten zugleich Thingversammlungen waren, dass der Leiter des Thinges auch zugleich Leiter des gemeinsamen Opfers war (H. Petersen, Om Gudedyrkelse 1 ff.). Tempel d. h. Gebäude, in denen die Gottheit in ihrem Bilde verehrt wurde, gab es demnach von Haus aus nur an Dingstätten; in ihnen wurde nur geopfert, wenn die Dinggenossen zu gemeinsamer Beratung vereint waren. Dabei leitete das weltliche Oberhaupt oder sein Vertreter, der Gode oder Ewart, das Opfer, d. h. er erbat für die bevorstehenden Verhandlungen den Beistand und den Schutz der Gottheit, fragte diese, wenn es galt ihren Willen zu erforschen, und brachte die gebührenden Dank-, Bitt- und Sühnspenden. Vielleicht waren infolgedessen auch die ältesten Tempel dem Gotte des Dinges, dem Mars Thingsus, wie ihn die friesischen Legionssoldaten in Britannien nannten, geweiht. So erklärt sich am einfachsten der Ursprung des germanischen Priestertums. Allein schon frühzeitig entstanden daneben Tempel, die auch anderen Gottheiten geweiht waren, sobald diese der religiöse Mittelpunkt eines oder

mehrerer Gaue geworden waren. Trat dann auch die Verehrung der Gottheit an und für sich in den Vordergrund, war auch das ihr zu Ehren gefeierte Fest die Hauptsache, so knüpfte man doch auch bei diesem oft die Beratung über gemeinsame Angelegenheiten an die gottesdienstliche Feier. Dieselben hörten nur dort ganz auf, wo der Tempel ein einfaches blóthús für die Familie war. — Errichtet wurde der Tempel in der Regel an Stätten, die schon an und für sich nach altem Glauben für heilig galten, besonders in Hainen, aber auch an Quellen, an Bergen. Daher stecken in den ältesten Worten, die wir für den Ort göttlicher Verehrung haben, sowohl diese Orte als auch das der Gottheit errichtete Gebäude. Ahd. *haruc* glossiert bald 'nemus, lucus', bald 'fanum, delubrum', dasselbe thut ags. *hearh* (Graff IV. 1015; Wright-Wülcker I. 433. 510. 517. 519). Dagegen ist das entsprechende altn. *hǫrgr* bald 'Berg, Felsen' (Fritzner[2] II. 191, auch noch in den neunordischen Dialekten Aasen 299; Rietz 244), bald ebenfalls 'Tempel' und dann meist mit '*hof*' gestabt. Auch ahd., ags., alts. *wîh*, altn. *vé*, das Heiligtum, das Geweihte schlechthin bezeichnet bald den heiligen Ort im allgemeinen, bald das Gebäude, in dem die Gottheit verehrt wird (Myth. I. 54). Ein solcher Ort war die altgermanische Friedensstätte, wo jeder den Schutz der Götter genoss, weshalb der Dichter des Heliand ihn *friduwîh* (513) nennt, welches Wort ganz dem altn. *helgi-* oder *gridastadr* entspricht. Es galt daher nach nordischem, ja sicher gemeingermanischem Rechte als eine der höchsten Strafen, aus dem Tempelfrieden ausgeschlossen zu sein. Wer dies war, hiess *vargr í véum* 'ein Wolf im Heiligtume' (Wilda, Strafrecht d. Germ. 280 f.). Neben diesen Worten wird das errichtete Gebäude noch bezeichnet mit got. *alhs*, ats. *alah*, ags. *ealh*; ferner im Nordischen mit *hof*, das von Haus aus den eingehegten Tempelbezirk bezeichnet, wie ihn auch das gutländische *stafgardr* 'mit Ruten umzäunter Platz' (Gutn. Urk. 4. 32) klar erkennen lässt. Das ags. *ealhstede* bezeichnet die heilige Stätte ganz allgemein, ahd. *plôstarhûs*, *plôzhûs* charakterisiert den Tempel als Opfergebäude, während das altn. *blóthús* vor allem von Tempeln, die sich Privatpersonen errichtet haben, gebraucht wird.

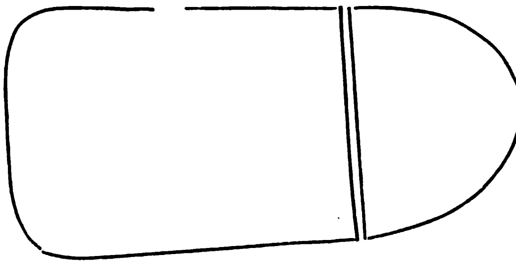
Nachweisen lässt sich die Götterverehrung sowohl in der freien Natur als auch in besonders dazu errichteten Gebäuden bei allen germanischen Stämmen. Unter den Bäumen im Walde, auf Auen und Wiesen, an Quellen und Flüssen, an Bergen und Felsen, unter freiem Himmel, auf Feld und Flur, selbst am heimischen Herde fand sie statt (Grimm, RA. 793 ff.; Jahn, Opfergebräuche a. v. O.). Gefesselt gehen die Semnonen in ihren heiligen Wald, wodurch sie sich gewissermassen selbst der Gottheit weihen, in den Hainen hingen sie den Göttern als Tribut die heiligen Waffen auf (Germ. 7; Ann. I. 61. II. 25). In waldreicher Gegend opferten die Hessen dem 'robur Jovis' (Mon. Germ. II. 343). Wie tief dieser Baum- und Waldkult im Volksglauben sich durch die Jahrhunderte erhalten hat, zeigt Mannhardt in seinem Werke über den Baumkultus der Germanen an Beispielen aus allen Zeiten. Und als man später nicht mehr hinausging, um im Freien zu opfern, da holte man den Baum aus dem Walde herein und pflanzte ihn am häuslichen Herde, vor der Thür, vor der Scheune, auf dem Hofe auf. So lebt der alte Kult fort in unseren Mai-, Pfingst-, Ernte-, vielleicht auch in den Weihnachtsbäumen (Mannhardt a. a. O.). Niedere und höhere Wesen waren es gewesen, die man dort verehrt hatte; die letzteren sind im Volksglauben geschwunden und selbst der Glaube an die ersteren ist meist ein toter geworden. Auch der Kult an anderen Orten, namentlich Bergen und Quellen, lässt sich von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart bei allen germanischen Völkern verfolgen (s. o.). Während wir aber hier vorzugsweise Verehrung seelischer Wesen zu suchen haben, haben wir in den Tempeln die Verehrung einer höheren Gottheit, die

man sich in dem von Menschen erbauten Hause zu Zeiten gegenwärtig dachte, der der Gauverband durch den Priester seine Opfer brachte, zu deren Fest sich der Amphiktyonenbund zu gemeinsamem Mahle vereinte. In ihm stand das geweihte Götterbild, auf geweihtem Sockel eine kunstlose Figur.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob sich bereits zur Zeit des Tacitus Tempel bei den Germanen nachweisen lassen. Man hat sie verneint auf Grund von Germ. 9 (*ceterum nec cohibere parietibus deos neque in ullam humani oris speciem assimulare ex magnitudine caelestium arbitrantur*). Allein das Gotteshaus der Marsen (*quod Tanfanae vocant*), das Germanicus vernichten lässt (Ann. I. 51), und das Gebäude bei den Nerthusvölkern, das zu festloser Zeit das Bild der Nerthus birgt, lassen sich nicht anders deuten als wirkliche gebaute Gotteshäuser. Überwiegend nur scheint daher die Verehrung der Götter in freier Natur zur Zeit des Tacitus gewesen zu sein, während die Verehrung im Tempel im Vergleich zu dieser nur selten vorkam. Vom 6. Jahrh. an mehren sich die Beispiele, in denen von Göttertempeln die Rede ist. Zahlreich sind sie besonders in der Zeit kurz vor Einführung des Christentums, wie ja auch oft Kirchen an Stelle der alten Tempel treten (Beda, Hist. eccl. I. c. 30. Bisk. S. I. 20). Wir finden Tempel, worunter nichts anderes als Gebäude zu verstehen sind, bei den Franken und Alemannen, bei den Burgunden und Langobarden (Myth. I. 65. 67), bei den Sachsen (v. Richthofen, Zur lex Saxonum 175 ff.) und Friesen (v. Richthofen, Untersuch. zur fries. Rechtsgesch. II. 439 ff.), bei den Angelsachsen (Kemble, Die Sachsen I. 272 ff.), Dänen, Skandinaviern (Maurer, Bekehr. II. 190 ff.; H. Petersen, Om Gudedyrk. 21 ff.). Eine besondere Bedeutung hatten die Tempel an den Königshöfen, wo ihnen oft der König selbst vorstand. Wohl war ganz Friesland reich an Tempeln, aber keiner hatte die Bedeutung wie der des Fosete auf Helgoland (Mon. Germ. II. 410). In Dänemark galt als besonders heilige Stätte der Tempel zu Lethra, dem alten Königssitze (Mon. Germ. III. 739), in Schweden der von Uppsala, wo die Könige in erster Linie opferten (Adam von Bremen IV. c. 26. 27). In Norwegen sowohl wie auf Island hatte jeder Thingverband seinen Tempel. Der König, oder in seiner Vertretung der Jarl, auf Island der Gode mussten für den Tempel sorgen. Die Tempelgemeinde zahlte zur Erhaltung und für das Opfer eine Abgabe, den *hoftollr* (Eyrb. S. 6. Isl. S. I. 402).

Ausführliche Beschreibungen von Tempeln haben wir nur in nordischen Quellen. Ich bin weit davon entfernt, das Bild, das wir daraus gewinnen, als das echte Abbild eines gemeingermanischen Tempels hinzustellen. Wie in dem Bau ihrer Häuser, so haben zweifelsohne auch die germanischen Stämme im Bau ihrer Tempel verschiedenen Geschmack gehabt. Allein da wir aus deutschen Quellen über die Tempel nichts Bestimmtes schöpfen können, müssen wir zu den nordischen Quellen unsere Zuflucht nehmen.

Die Ausgrabungen, die man in den letzten Jahrzehnten auf Island vorgenommen hat, geben uns einen ziemlich klaren Einblick in die äussere Einrichtigung des Gebäudes (Árbók hins isl. fornleifafjel. 1880/81, 79 ff.; 1882, 3 ff.). Der Tempel war ein länglicher, an dem einen Ende in der Regel abgerundeter Bau. Er bestand aus zwei vollständig von einander getrennten Gebäuden, in die je eine Thüre führte. Das längere Hauptgebäude war für den Opferschmaus bestimmt, das kleinere, das *afhús* (Eyrb. 6), war für den Goden. Die räumliche Ausdehnung war verschieden. Der Tempel des Goden Þorgrim war nach der Kjalnesingasaga 120 Fuss lang und 60 breit, der zu Ljárskogar 88 Fuss lang und 51 breit, der zu Hrútsstadir 60 Fuss lang und 20 breit.



Grundriss des Tempels von Ljárskogar, nach den Ausgrabungen von Sigurður Vigfússon.

Während in den andern Ländern die Tempel wohl überwiegend aus Holz, selten aus Stein waren, war der isländische Tempel aller Wahrscheinlichkeit nach aus Torf. Um das Gebäude herum befand sich ein Zaun, der *garðr* (Isl. S. II. 409) oder *skíðgarðr* (Fas. II. 490), der verschlossen werden konnte und ungefähr die Höhe eines Mannes hatte.

Das wichtigere von den beiden Gebäuden ist das Afhús. In ihm befanden sich vor allen die Götterbilder, die früher durchweg aus Holz geschnitzt waren, weshalb sie *trégoð* (Fas. II. 288) oder *skurðgoð* (Bisk. S. I. 10[8]) hiessen. Doch erwähnen die nordischen Quellen auch Götterbilder von Silber und Gold. Dieselben befanden sich auf einer Erhöhung, dem *stallr* oder *stalli*. In der Regel waren es mehrere. Vor allem häufig werden die Bilder des Frey und Thor erwähnt, Óðins Bild treffen wir selten. Im Tempel zu Uppsala befanden sich die Bilder von Thor mit dem Blitzhammer in der Hand, von Óðin, der im Waffenschmuck prangte, und von Frey, den als Spender der Fruchtbarkeit ein grosser Priapus zierte (Adam von Bremen IV. 26). Hier stand trotz Adams Zeugnis, das Thor für den obersten Gott erklärt, sicher Freyr obenan (FMS. II. 73 ff.).

Zu Mœrir, im inneren Throndheimer Bezirke, befand sich aus Gold und Silber das Bild Thors (Heimskr. 184). Ein anderes Thorsbild, ebenfalls aus Gold und Silber, dem täglich vier Brote und Fleisch gebracht wurden, stand in einem Tempel zu Gudbrandsdal (Heimskr. 343[5]). In demselben Gudbrandsdal stand ein anderer Tempel, worin sich Thor auf einem Wagen befand; daneben standen die göttlich verehrten Völven Þorgerðr hǫlgabrúð und Irpa, alle drei hatten mächtige Goldringe an ihren Armen (Njála 426). Freys Bild treffen wir in einem Tempel in Throndheim (FMS. X. 312), auf Island (Dropl. S. 109) u. öft. In Anlehnung an das Bild des Tempels schnitzte man dasselbe in die Hochsitzpfeiler des häuslichen Herdes, auf die Steven des Schiffes, oder trug es, wie Hallfreðr gethan haben soll, in Miniaturgestalt in der Tasche.

Der Stallr, auf dem das Bild im Tempel stand, war eine Art Altar, auf dem zugleich der *stallahringr* lag, bei dem alle Eide geschworen wurden und den der Priester bei Opferhandlungen am Arm trug. Auf dem Stallr brannte zugleich das geweihte Feuer (Isl. S. I. 258 II. 403). Hier stand ferner der Opferkessel (*hlautbolli*), in den das Blut des geopferten Tieres gegossen wurde, von Haus aus nur eine Vertiefung in einem Steine, später ein metallenes Gefäss. In diesem lag der Opferzweig (*hlautteinn*), mit dem der Priester die Götterbilder und zuweilen die Wände des Tempels besprengte. Letztere waren häufig mit Tüchern behangen (Isl. S. II. 404. Dropl. S. 109 f.).

Das Langhaus war eingerichtet nach Art der nordischen Wohnhäuser. Es wurde vor allem zum Opferschmause benutzt. In der Mitte des Golfes brannte das Langfeuer. Zu beiden Seiten befanden sich die Sitze der Teil-

nehmer, in der Mitte für den Leiter des Opfers der Hochsitz (*ǫndvegi*) mit den Hochsitzsäulen (*ǫndvegissúlur*). In diese war ebenfalls das Götterbild eingeschnitzt. Eine lange Reihe Nägel, die *reginnaglar* (d. h. Nägelreihe, Björn Olsen, Om runerne 10 Anm.), zierte sie.

Der Tempel galt allen germanischen Stämmen als das grösste Heiligtum. Er gab Schutz, aber er galt auch für unverletzlich. Waffenlos betrat man ihn (Fs. 29. Egils. S. 99). Wer das Heiligtum verletzte, den traf die härteste Strafe: nach friesischem Rechte wurde er entmannt und den Göttern geopfert, nach nordischem wurde er für friedlos erklärt und aus dem Tempelbezirke verbannt (v. Richthofen, Zur lex Sax. 186).

§ 87. Die Priester. Einen Priesterstand, der eine abgeschlossene Kaste bildete, kannten die Germanen nicht. Wie das Opfer des gemeinsamen Gauverbandes aus dem praktischen Leben hervorgegangen und von Haus aus mit der Dingversammlung verknüpft war, so hat auch das germanische Priestertum im praktischen Leben und der Rechtspflege seine Wurzel. Der altgermanische Priester ist von Haus aus der göttliche Walter des Dinges und hat als solcher bei Eröffnung des Dinges die Opferhandlung vorzunehmen und die Dingverhandlung zu leiten (Germ. c. 10. 21. 7). Er steht neben dem Häuptling (dux) oder König und scheint gewissermassen dessen göttlicher und geistiger Beistand, ja dessen Stellvertreter, weshalb er auch wie der König selbst *obnoxius discriminibus nullis* (Ammian. Marcell. XXVIII. 5, § 14) ist. Von der sacrificalen Seite seiner Thätigkeit führt er im got. den Namen *gudja*, bei den Skandinaviern *kuþi* (auf Runensteinen), *gudi* oder *godi* oder *hofgodi*, einen Namen, der mit *god* 'die Gottheit' verwandt ist und der sich in ahd. Glossen als *coting* 'tribunus' ebenfalls findet. Seiner Stellung nach ist er aber aller Wahrscheinlichkeit nach schon hier nicht nur der Leiter des Opfers, sondern auch der Hüter des Gesetzes gewesen, was der isländische godi unstreitig von Haus aus war, der mit der geistlichen Gewalt und geistigen Herrschaft bald auch noch die weltliche Macht vereinte (K. Maurer, ZfdPhil. IV. 125 ff.).

In den westgermanischen Bezeichnungen für den Priester tritt dagegen in erster Linie seine gesetzgebende und gesetzschirmende Thätigkeit hervor. Hier heisst er entweder Gesetzschirmer (ahd. *êwart, êwarto*) oder Gesetzsprecher (ahd. *êsago*, ats. *êosago*, altfries. *âsega*). Die Thätigkeit des altgermanischen Priesters war also eine doppelte: er musste auf der einen Seite opfern und das Orakel befragen, er musste aber auch des Gesetzes walten und die Strafen erteilen. Wir können schon bei Tacitus diese zwiefache Thätigkeit klar erkennen. Sobald die Volksversammlung zusammengetreten ist (*si publice consultetur* Germ. 10), vollbringt der Priester das Opfer und fragt das Los, ob es den Göttern gefalle, dass über dies oder jenes beratschlagt werde (a. a. O.) Ist dasselbe bejahend ausgefallen, so erheischt er Schweigen (*silentium imperatur*, ein Ausdruck, der ganz dem nordischen *hljóð biðja* entspricht), und die Rechtsverhandlung beginnt. Bei derselben steht der Priester mit seiner Rechtskenntnis dem Häuptling zur Seite. Er ist es endlich auch, der die Strafen erteilt, und zwar straft er nicht auf des Häuptlings, sondern auf der Gottheit Befehl (Germ. 7). Neben ihm führte, wenigstens nach norwegischen-isländischen Quellen, der König oder dessen weltlicher Stellvertreter, der Herse oder Jarl, den Vorsitz beim Opferschmause, er musste zugleich das erste Horn zum Preise der Gottheit leeren (FMS. I. 35. I. 131), ja öfter ist hier der weltliche Fürst zugleich Opferpriester (H. Petersen, Om Gudedyrk. 1 ff., Maurer, Bekehr. II, 214). Als auf Island aber die Norweger einen freien republikanischen Staat schufen, da wuchs der Priester auch zum weltlichen Oberhaupte, dem seine Thingleute gewissermassen untergeben waren,

der gode erscheint als ihr *hǫfdingi* (Häuptling), *fyrirmadr, yfirmadr.* Diese Gewalt wurde rechtlich sanktioniert, als Þordr gellir den Antrag auf die Thingeinteilung der Insel stellte. Nach diesem zerfiel die ganze Insel in 39 Thingbezirke, deren jeder einen Tempel, ein *hǫfudhof*, haben musste. An der Spitze des Bezirks stand der Gode, sein Amt hiess *godord* oder *forrád* (Maurer, Island 54). Wie schon früher erwähnt, lag ihm die Pflicht ob, für den Tempel zu sorgen; unterstützt wurde er dabei von seinen Thingleuten, die den Tempelzoll, den *hoftollr*, zu entrichten hatten. Überhaupt war das Godenamt erblich, wie jeder andere Besitz, da es in der Grösse des Besitzes seine Wurzel hat, denn nur vermögende Leute konnten auf ihre Kosten einen Tempel errichten und dadurch Thingleute gewinnen. In der Regel ging es vom Vater auf den ältesten Sohn über (Dropl. S. 6[9] 7[1] Sturl. I. 4[5]), allein es konnten auch zwei Brüder zusammen haben (Hrafnk. S. 7[4]. 31[4]), ja er war sogar verkäuflich (Dropl. S. 6[2]). So war aus dem alten Priestertum eine rein weltliche Macht, ein weltlicher Besitz geworden.

Neben Priestern finden wir in den ältesten Quellen und in den späteren nordischen Sagas öfters Priesterinnen erwähnt. Sie heissen in letzteren *gydjur* oder *hofgydjur*, in welchem Worte wir ein regelrechtes Femininum zu *godi* haben (Maurer, Island 44 Anm. 1.). Die Frauen haben stets in germanischer Volksauffassung etwas Heiliges gehabt, ihnen war besonders die Gabe der Weissagung eigen. Dagegen haben sie sich nie in Rechtsangelegenheiten mischen dürfen. Wo sie auftreten, können sie daher nur Opfer- und Weissagepriesterinnen gewesen sein, nie aber gesetzsprechende. Wenn sie dennoch auch auf die weltlichen Angelegenheiten von Einfluss gewesen sind, wie die Veleda aus dem Bruktererstamme, so sind sie es nur in jener Thätigkeit gewesen, indem die Gottheit durch sie vorschrieb, was zu thun und zu lassen sei. — Die bekannteste altgermanische Priesterin war Veleda, deren sich der Bataver Civilis bei seinem Aufstande bediente, eine angesehene Jungfrau, weil sie den Germanen Glück verheissen hatte (Histor. IV. 61), die auf hohem Turme den Willen der Gottheit offenbarte (ebd. IV. 65), später aber gefangen und unter Kaiser Vespasian in feierlichem Triumphe nach Rom gebracht wurde (Germ. 8). Von weissagenden Frauen, die aus dem Blut im Opferkessel die Zukunft prophezeiten, weiss ferner Strabo (VII. 2) zu berichten, wo er von den Cimbern erzählt. In Uppsala war Freys Priester eine Jungfrau, die ihm zu Diensten stand und sein Bild durch die Lande führte (FMS. II. 73 ff.), und der sich in den Sagas oft wiederholende Beiname gydja zeigt, wie verbreitet im Norden die weiblichen Priesterinnen waren.

§ 88. Weissagung. In dem Hauptkapitel über altgermanische Offenbarung des Götterwillens unterscheidet Tacitus (Germ. c. 10) zwei Hauptarten der Divinatio: *sortes* und *auspicia*, Los und Weissagung; beide standen bei unseren Vorfahren in hohem Ansehen. Gemeinsam ist ihnen, dass man durch sie das Vorhaben und den Willen der Gottheit erfährt, der Unterschied liegt darin, dass man beim Lose die Gottheit nach ihrem Willen fragt, während sie ihn durch das Auspicium selbst offenbart, man erfährt ihn durch genaue Beobachtung gewisser Dinge oder Handlungen. Beides, Los und Weissagung, befand sich in den Händen des Priesters, wenn es galt über Angelegenheiten, die den ganzen Gau oder Staat angingen, den Rat der Gottheit zu erforschen. Verbunden waren in diesem Falle wohl immer Los und Weissagung mit dem Opfer, wofür schon das altn. Wort *hlautr* 'das Opfer' spricht, das aus gleicher Wurzel hervorgegangen ist, wie unser Los. Auch der Ausdruck *blótspán fella* für 'opfern' dürfte diese Annahme stützen.

Das Losen ging auf folgende Weise vor sich: Man nahm die Rute eines fruchttragenden Baumes (*arboris frugiferae* Germ. 10.) und schnitt diese in eine

Anzahl kleiner Stücke. Ein solches hiess got. *tains*, ags. *tán*, altn. *teinn*, ahd. *zein*. Daneben erscheint dafür im altn. der Ausdruck *blótspán* 'Opferspan' (Fritzner, Ordb.[2] I. 160). In diese Stäbchen wurden bestimmte Zeichen eingeschnitzt, die gewisse Bedeutung hatten und die der Priester zu deuten verstand (Germ. c. 10). Man nimmt allgemein an, dass dies die Runen gewesen seien, die bei dem Zauber eine so grosse Rolle spielen. Es scheint mir fraglich. Zweifelsohne haben diese Zeichen nichts mit den Runen der uns erhaltenen Runenalphabete zu thun, da sie viel älter sind, als die der lateinischen Schrift nachgebildeten Buchstaben (Wimmer, Die Runenschrift 176). Diese Stäbchen wurden dann auf ein weisses Tuch geworfen und zudeckt. Nun hob der Priester, nachdem er die Gottheit zuvor angerufen und seinen Blick zum Himmel gerichtet hatte, dreimal je ein Stäbchen auf (Germ. 10; Bell. gall. I. c. 53) und offenbarte den Willen der Gottheit. Wenn Ammianus Marcellinus (XXXI. 2. § 24) dabei feierliche Zauberlieder erwähnt, so scheint er Weissagung und Zauber vermischt zu haben. Die Antwort der Gottheit durch das Los war wohl nur 'ja' oder 'nein' (Germ. 10. Bell. gall. I. c. 53), wofür schon der Umstand spricht, dass jeder Familienvater das Losen vornehmen konnte, und dass selbst dem Römer die Art des Losens einfach (*simplex*) erschien. Hatte die Gottheit mit 'nein' geantwortet, so sah man von einem Unternehmen für diesen Tag ab (Bell. gall. I. 50. 53. Ann. Xant. Mon. Germ. Script. II. 228). Auf ganz ähnliche Weise kennen auch die nordischen Quellen den Vorgang, wenn es gilt, den Willen der Gottheit zu erfahren. Hier ist der Ausdruck dafür *frétt* 'das Erfragen', und sich zu dieser Handlung aufmachen heisst *ganga til fréttar*.

Ausser im religiösen Kulte spielt das Los im altgermanischen Rechtsleben eine Hauptrolle, allein beides greift unmittelbar in einander ein. Hier wurde das Los gewissermassen als Gottesurteil benutzt, es sollte über die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten oder über den rechtlichen Besitz entscheiden. Ein klares Bild von solcher Art des Losens, wenn auch aus christlicher Zeit, giebt uns die lex Frisionum (Tit. 14). Hier heisst es: Soll unter sieben Personen, die des Mordes beschuldigt sind, die schuldige gefunden werden, so werden zunächst zwei Lose geworfen, das eine mit einem Kreuze, das andere ohne Zeichen. Der Priester nimmt alsdann eines der Lose weg. Ist es das ohne Kreuz, so ist der Schuldige unter den sieben. Alsdann werden 7 neue Lose (*tenos*) geschnitten, und jeder Beschuldigte ritzt in ein solches sein Zeichen (*suum signum*). Darauf werden alle verdeckt. Ein unschuldiger Knabe nimmt nun 6 Lose nacheinander weg; dasjenige, das dann noch zurückbleibt, bezeichnet den Schuldigen. —

Allein nicht nur über Schuld und Unschuld, auch über Mein und Dein entschied das Los. Es wurden die Lose der beiden beteiligten Personen oder Parteien, versehen mit dem Zeichen dieser, verhüllt, und dann wurde ein Los gezogen. Wessen Los herausgenommen war, dem wurde das Besitztum zuerkannt.[2]

Während das Losen hauptsächlich im Rechts- und Staatsleben seine Wurzel hat und deshalb vor allem Sache des Priesters oder des Priesters der Familie, des Hausvaters, ist, greifen die 'auspicia' in alle Verhältnisse des Lebens ein und werden mehr oder weniger von allen Personen geübt. Nur in öffentlichen Angelegenheiten erheben auch hier Priester (Germ. 10) oder Priesterinnen (Bell. gall. I. 50. Strabo. VII. 2.) ihre Stimme. Geweissagt wurde aus mannigfachen Erscheinungen: aus der Stimme oder aus dem Fluge der Vögel (Germ. 10. Ind. superst. Nr. 13. Fagrsk. 40. ZfdPhil. XVI. 186. 191.), aus dem Schnauben und Wiehern der Rosse (Germ. a. a. O.), weshalb die Throndheimer dem Frey heilige Rosse züchteten (Ftb. I. 401), aus den Winden, den Gestirnen, besonders aber aus den Träumen (Maurer, Bekehr. II. 409; Henzen, Über die Träume im Altnord.) und anderen Dingen.[3]

Die Beobachtung eines Wesens oder einer Erscheinung wurde in erster Linie vorgenommen, wenn es galt, den Willen der Gottheit zu erfahren, ob ein Unternehmen einen glücklichen Ausgang haben würde, ob man etwas thun oder lassen sollte. Allein wir finden diese Beobachtung auch, wenn es galt, allgemein die Zukunft oder das Schicksal eines einzelnen Menschen vorauszubestimmen. In beiden Fällen kann die Offenbarung entweder eine erbetene oder eine zufällige sein, d. h. entweder man beobachtete, nachdem man das höhere Wesen angerufen oder gerufen hatte, gewisse Gegenstände oder Erscheinungen und las aus ihnen den Willen der Gottheit ab, oder man achtete auf gewisse Wesen oder Erscheinungen und deutete diese als glück- oder unglückbringend. Zu jener Beobachtung eigneten sich nicht alle, sondern nur hauptsächlich Priester und gewisse Frauen; diese Dinge verstand jeder Mensch auszulegen, und deshalb ist gerade diese Art der Prophetie so verbreitet und hat sich bis heute im Volksglauben erhalten. Dort nähert sich der Mensch dem höheren Wesen und sucht von diesem durch symbolische Handlungen, den Zauber, die Offenbarung der Zukunft zu erlangen, hier nähert sich das höhere Wesen freiwillig dem Menschen, warnt ihn, muntert ihn auf, weist ihn auf das Bevorstehende hin. Wie bei fast allen Naturvölkern, so scheint auch bei den Germanen die Wurzel der Weissagung im Seelenglauben zu liegen. Wie die Seele frei im Luftraume oder in Bergen, Gewässern, der Erde als persönliches Wesen fortlebt, das den Menschen so oft, besonders im Traume erscheint, das alle möglichen Gestalten anzunehmen vermag, das bald Glück, bald Unglück bringt, so schaut sie auch in die Zukunft. Hieraus erklärt sich die alte Prophetie an den Gräbern Verstorbener (Ind. superst. Nr. 2), die sich bis heute erhalten hat (Wuttke § 741. 771 ff.), die sich in Deutschland ebenso findet wie im skandinavischen Norden (vgl. Vegt. 4. Hyndl. 1. Gróg. 1). Hieraus erklärt es sich, dass namentlich dort geweissagt wird, wo die Geister ihren Sitz haben: an Bergen, Quellen, Flüssen, Kreuzwegen, Begräbnissorten, am häuslichen Herde und an der Schwelle (Wuttke § 107 f.). Hieraus erklärt sich der weitverbreitete und schon in ältester Zeit ganz bekannte Glaube, dass gewisse Menschen die Sprache der Vögel oder anderer Tiere verstehen. Hieraus erklärt es sich, dass die Weissagung zu bestimmten Zeiten mehr denn zu anderen geübt wurde, und das waren die Zeiten, wo die grossen Seelenfeste stattzufinden pflegten, vor allem die Zeit des grossen winterlichen Totenfestes. Keine Zeit ist für die Offenbarung der Zukunft geeigneter als die zwölf Nächte. Erst im Laufe der Zeit, wenn auch schon lange vor unseren ältesten Quellen, war vom Seelenkult aus den Gottheiten die Eigenschaft beigelegt worden, dass sie dem Menschen die Zukunft offenbarten.

Auf welche Weise die Erforschung der Zukunft auf Befragen hin vor sich gegangen ist, darüber erfahren wir aus deutschen Quellen, die im Heidentume wurzeln, nichts. Dagegen belehren uns wieder nordische Berichte aus den letzten Jahrhunderten des Heidentums eingehend darüber, wenn auch nachdrücklichst betont werden muss, dass wir es auch hier zunächst nur mit norwegisch-isländischem Brauche zu thun haben. Darnach besassen — und das ist gemeingermanisch — sowohl Männer als Frauen die Gabe der Weissagung, wonach jene *spámenn,* diese *spákonur* hiessen. Besonders häufig waren letztere, die mit der Gabe der Weissagung zugleich den Zauber verbanden oder vielmehr diesen benutzten, um die Gabe der Prophetie zu erlangen. Durch allerlei symbolische Handlungen verstanden sie sich den Schein von der Gottheit besonders begnadeter Wesen zu geben. Zu ihren Zauberwerkzeugen gehört vor allem der Stab, wonach sie Vǫlvur d. h. Stabträgerinnen hiessen (DAK. V. 42). Diese Völven zogen zur Zeit der grossen Opferschmäuse, zur Julzeit, von Gehöft zu Gehöft und wurden überall feierlichst

aufgenommen. In ihrem Gefolge befand sich eine Anzahl Knaben und Mädchen — je 15 werden einmal erwähnt —, die die Aufgabe hatten, die Geister (*gandir*), die die Zukunft übermittelten, durch Lieder herbeizulocken. Die Völven waren bekleidet mit einem dunkelblauen, durch Riemen zusammengebundenen Mantel, der von oben her bis zum Schosse mit Steinen besetzt war. Um den Hals trugen sie eine Kette aus Glasperlen. In der Hand hatten sie einen Stab, auf dem sich ein Messingknopf befand. Am Gürtel trugen sie einen Lederbeutel mit dem Zauberzeug (*tǫfr*). — Nach ehrfurchtsvoller Begrüssung von Seiten aller Anwesenden erhielt die Vǫlva ihr Mahl; es bestand aus den Herzen der geschlachteten Tiere und aus Grütze, die mit Geismilch zubereitet war. Nach Tische begann die Weissagung. Die Vǫlva sętzt sich zunächst auf den Zaubersessel, den *seið hjallr*. Alsdann musste ihr Gefolge durch Lieder (*frœði* oder *varðlokkur*) die Geister herbeilocken. Nur wenn diese erschienen, konnte die Weissagung vor sich gehen. Waren sie da, so begann die Prophezeiung. Die Geister waren es, die die Zukunft offenbarten, das war die *spá ganda* (Vsp. 29). Die Kunst der Vǫlva bestand darin, dass sie die Worte der Geister verstand, die sie dann den Menschen mitteilte (Antiq. Americ. I. 104 f. Ǫrv. Odds. 10 ff. Fs. 19. Fas. I. 10).

Wie sich diese Art der Weissagung bis heute in allen möglichen verblassten Formen erhalten hat (Wuttke § 260 ff.), so ist dies noch mehr der Fall bei der Beachtung eines höheren Willens in dem zufälligen Erscheinen gewisser Dinge oder Personen oder in dem Eintreten bestimmter Ereignisse. Seit ältester Zeit achtete man darauf, was einem beim Beginne eines Unternehmens zuerst begegnete, wie das Feuer des Herdes brannte, was man an bestimmten Tagen geträumt hatte, an welchem Tage man ein Werk begann, wie der Mond stand u. dergl. Diese Art der Beobachtung eines höheren Willens, die allen Völkern eigen ist, lässt sich auch bei uns von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart verfolgen. Die ältesten Dekrete und Homilien eifern dagegen (Homil. de sacril. § 11 ff.; Ind. sup. Nr. XVII. u. öft.). In der späteren Zeit spielt der *anegang, widergang* d. h. die Beobachtung des Dinges, das beim Beginne eines Unternehmens dem Menschen zuerst begegnet, eine bedeutende Rolle (Mhd. Wtb. I. 475. Myth. II. 937), und noch heute weiss in gleicher Form der Volksglaube, dass das eine Tier dem Menschen Glück, das andere Unglück, der eine Mensch Heil, der andere Unheil bringt, wenn er ihm zuerst bei seinem Ausgange begegnet (Wuttke § 268 ff.), dass ein Komet Krieg oder Krankheit, eine Sternschnuppe Reichtum verheisst (ebd. 290 ff.). Unzählig sind fast die Omina, sie alle wurzeln tief im Heidentum und sind älter als manches Andere, das wir aus den ältesten Quellen erfahren.

§ 89. Zauber. Aufs engste mit der Weissagung ist der Zauber verknüpft. Er ist der formale Weg, auf dem man scheinbar die Geister zwingt, die Zukunft zu offenbaren. Daher sind vor allem die Personen, die die Macht der Prophetie besitzen, zugleich Zauberer. Zauber und Weissagung sind auch gemeinsam im Besitze fast aller Völker und stammen aus den ältesten Zeiten der Kulturanfänge der Menschheit. Sie sind entstanden in einer Zeit, wo der Name eines Gegenstandes, eines höheren Wesens mit diesem selbst gleich gestellt wurde. Durch das Aussprechen des Namens, glaubte man, trete man mit dem höheren Wesen in persönlichen Verkehr und erhalte von ihm die Macht, die dieses selbst besass. Im Besitze dieser höheren Macht vermochte man aber der Natur, den Dingen, den Tieren, seinen Mitmenschen, sich selbst entweder Vorteil oder Nachteil zu bringen (Tylor, Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit 136 ff.).

Ganz dieselben Grundformen des Zaubers, die Tylor an der Hand der Religionen wilder Völker aufgestellt hat, lassen sich auch als die Wurzel des

Zaubers bei unseren Vorfahren wiederfinden. Geknüpft war der Zauber bei diesen Dingen an das geheime, wunderkräftige Zeichen und an das Zauberlied. Jenes magische Zeichen war die Rûna (ags. altn. *rûn*), die bald Glück, bald Unglück brachte, gegen alle Widerwärtigkeiten des Lebens schirmte und feite. Seine Kraft erhielt aber das an und für sich tote Zeichen durch das Zauberlied (altn. *galdr*, ags. *geáldor*, ahd. *galstar*), auf welches bald der Name *rûn* übertragen wurde. Durchaus das Richtige trifft daher Snorri, wenn er in der Ynglingasaga nach jungem Mythus berichtet, dass Óđin die Zauberkünste gelehrt hätte '*međ rúnum ok ljóđum þeim er galdrar heita*' (Heimskr. 8[25]). Trefflich weiss der Runenmeister der Hávamál (V. 146 ff.), wie die geheimen Zeichen geritzt werden und wie die Lieder heissen, die Heilung bringen, Feinde fesseln, Waffen unschädlich machen, Feuer unterdrücken, Wind und Wogen stillen, Tote beschwören, Mädchen geneigt machen u. dergl. Leider sagt er uns nur, dass er das alles kann, aber nicht, wie er es bewerkstelligt. Ganz ähnlich lehrt die Sigrdrífa den Sigurđ, der sie erweckt hat, die Runen, die ihm Sieg bringen, die ihn gegen Gift feien, die ihn gegen Sturm schirmen, die Wunden heilen, die ihm Rechtskunde und Klugheit bringen und andere (Sgrdr. 6 ff.). Trefflich ist die Schilderung von der Heilkraft der Runen in der Egilssaga (S. 182 f.). Egil kommt einst in Norwegen zu einem Bonden, dessen Tochter schwer krank ist. Er erfährt, dass man zu ihrer Heilung Runen geritzt habe und lässt sich diese zeigen. Sofort erkennt er, dass sie falsch sind, vernichtet den Fischkiemen, in den sie eingeritzt worden sind, und schneidet neue, die sofort helfen. — Auch Zauberlieder sind uns erhalten. Sie leben fort in den vielen Segen und Zauberformeln, von denen auf deutschem Boden die ältesten die Merseburger Zaubersprüche sind, wie auch die magischen Zeichen sich bis heute in allerlei Gestalten erhalten haben (Wuttke § 243 ff.). Ein treffliches Beispiel eines nordischen Zauberliedes, durch das ein König gezwungen wird, seinen gefangenen Sohn und dessen Freund aus den Fesseln zu lassen, giebt uns die Herrauđssaga in der Busluboen (Fas. III. 202 ff.). Ist die Saga auch christlichen Ursprungs und jung, so ist die ganze Episode und das Lied mit seiner wirkenden Kraft doch zweifelsohne dem Volksglauben entnommen.

Geübt wurde der Zauber in erster Linie von Frauen, allein daneben auch von Männern, wie schon das Beispiel von Egil lehrt. Von Harald hárfagri erzählt die Heimskringla, dass er seinen eignen Sohn wegen Zauberei und nicht weniger als 80 Zauberer habe verbrennen lassen (S. 75). Besonders galten die Finnen bei den Nordländern als ein des Zaubers kundiges Volk. Nachweisen lassen sich dann ferner bei dem Zauber gewisse Förmlichkeiten, nach denen er *seidr* hiess. Diese Förmlichkeiten vornehmen hiess *síđa* oder *efla, fremja seid*. Nach ihm hiess der Zauberer *seidmadr*, die Zauberin *seidkona*. Auf welche Weise diese Förmlichkeiten vor sich gingen, lassen die Quellen nicht klar erkennen. Sicher wissen wir nur, dass der Zauber von einem Zaubersessel aus, auf dem der Zauberer sass, dem *seidhjallr*, getrieben wurde.

Aller Zauber kann entweder zum Nutzen oder zum Schaden der Menschheit getrieben werden, und hieraus erklärt es sich, dass auf der einen Seite — und zwar schon in heidnischer Zeit — die Zauberer in Ansehen standen, auf der anderen Seite aber verachtet wurden, sodass man ihnen sogar nachstellte. In Ansehen standen namentlich die Zauberer, die den Zauber zur Weissagung und beim Opfer übten. Angewendet wurde der Zauber bei den mannigfaltigsten Dingen; man fühlte sich durch ihn als Herr über Elemente und Naturerscheinungen und machte diese seinem Willen unterthan. Vor allem wurde der Zauber zum Wohle der Mitmenschen angewendet bei der Weissagung. Hier wurden durch ihn die Geister gelockt, um dem Seher oder der Seherin die

Zukunft zu künden. Daneben bediente man sich des Zaubers bei Heilung von Krankheiten, von Wunden, feite den Körper gegen Eisen und Gift, stand mit ihm den gebärenden Weibern zur Seite, erlangte gut Wetter auf der See, besprach durch ihn das Feuer, stillte den Wind, brachte das Wasser zum Stauen, die See ruhig, gewann mit seiner Hülfe die Liebe der Frauen, beschwor Tote und bannte Geister, die dem Zauberer Rede stehen, die ihm dienstbar sein mussten (Maurer, Bekehr. II. 138 ff.). Auf der anderen Seite beschworen aber auch die Zauberer Unheil über die Mitmenschen: sie erregten Sturm, um das Schiff nicht an den Strand zu lassen, brachten Krankheit, Wahnsinn und Tod (Heimskr. 8), schadeten dem Vieh, dem Acker, dem Haus und Hof, erschienen als Hexen, Mahrten, Werwölfe, Berserker. In beiden Arten hat sich bis heute neben dem toten Glauben an den Zauber das alte Symbol bei der Handlung erhalten und zum Teil christliche Formen angenommen. Die Widerstandsfähigkeit unseres Volkes zeigt sich auch hierin. In derselben Art und Weise, wie die nordischen Quellen, die im Heidentume wurzeln, uns den altgermanischen Zauber vorführen, finden wir ihn auch in Deutschland kurz nach Einführung des Christentums (Caspari, Homilia de sacril. S. 29. 39; derselbe, Kirchengeschichtliche Anect. 173 f.; Friedberg, Aus deutschen Bussbüchern 26 f.). Er hat sich durch die Jahrhunderte hindurch erhalten und steht noch heute in üppigster Blüte (Wuttke § 63 ff.). Nur die alten Blüten dieses germanischen Kultes sind zerstört, die Wurzeln hat das Christentum wie so vieles Andere nicht auszuziehen vermocht.

[1] Vgl. Pfannenschmid, Germanische Erntefeste; Jahn, Opfergebräuche; Mannhardt, Der Baumkult der Germanen. — [2] Homeyer, Über das germanische Loosen. Monatsber. der kgl. Akad. der Wissensch. zu Berlin 1833; K. Müllenhoff, Zur Runenlehre, Halle 1852; Grágás III. 624 unter *hlutfall.* — [3] Wackernagel, *Ἔπεα πτερόεντα* Basel 1860.

Bind in

GRUNDRISS

DER

GERMANISCHEN PHILOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG VON

K. VON AMIRA, W. ARNDT, O. BEHAGHEL, A. BRANDL, B. TEN BRINK, H. JELLINGHAUS, K. TH. VON INAMA-STERNEGG, KR. KÅLUND, FR. KAUFFMANN, F. KLUGE, R. KÖGEL, R. VON LILIENCRON, K. LUICK, A. LUNDELL, J. MEIER, E. MOGK, A. NOREEN, J. SCHIPPER, H. SCHÜCK, A. SCHULTZ, TH. SIEBS, E. SIEVERS, B. SYMONS, F. VOGT, PH. WEGENER, J. TE WINKEL, J. WRIGHT

HERAUSGEGEBEN

VON

HERMANN PAUL

ORD. PROFESSOR DER DEUTSCHEN SPRACHE U. LITERATUR AN DER UNIVERSITÄT FREIBURG I. B.

I. BAND, 6. (SCHLUSS-)LIEFERUNG.
(BOGEN 65—72).

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.
1891.

Inhalt: I. Band, 6. Lieferung.

ANKÜNDIGUNG.

Dieses Werk schliesst sich in äusserer Form und innerer Einrichtung dem Grundriss der romanischen Philologie an, welcher im gleichen Verlage erscheint, und wovon vor kurzem der I. Band vollständig geworden ist. Das gleiche Bedürfnis, welches das letztere Werk hervorrief und ihm eine ungewöhnlich günstige Aufnahme bereitete, darf ohne Zweifel auch für das germanistische Gebiet vorausgesetzt werden: nämlich, dem Studierenden einen Gesamtüberblick über die einzelnen Zweige der germanischen Philologie in knapper systematischer Darstellung zu bieten. Der auf Seite 3 des Umschlags befindliche Plan giebt Aufschluss über die Einteilung des Werkes und die Verteilung der Gebiete unter die einzelnen Mitarbeiter.

Für den baldigen Abschluss des Werkes, voraussichtlich noch Ende dieses Jahres sind Vorkehrungen getroffen.

STRASSBURG, August 1891.

Die Verlagshandlung

KARL J. TRÜBNER.

PLAN DES WERKES:

I. Band

I. ABSCHN.: BEGRIFF UND UMFANG DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE. Von *H. Paul.*

II. ABSCHN.: GESCHICHTE DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE. Von *H. Paul.*

III. ABSCHN.: METHODENLEHRE. Von *H. Paul.*

IV. ABSCHN.: SCHRIFTKUNDE:

1. Runen. Von *E. Sievers.* (Mit einer Tafel.)
2. Die lateinische Schrift. Von *W. Arndt.*

V. ABSCHN.: SPRACHGESCHICHTE:

1. Phonetik. Von *E. Sievers.*
2. Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte. Von *F. Kluge.*
3. Geschichte der gotischen Sprache. Von *E. Sievers.*
4. Geschichte der nordischen Sprachen. Von *A. Noreen.*
5. Geschichte der deutschen Sprache. Von *O. Behaghel.* (Mit einer Karte.)
6. Geschichte der niederländischen Sprache. Von *J. te Winkel.*
7. Geschichte der friesischen Sprache. Von *Th. Siebs.*
8. Geschichte der englischen Sprache. Von *F. Kluge.* (Mit einer Karte.)

ANHANG: DIE BEHANDLUNG DER LEBENDEN MUNDARTEN:

1. Allgemeines. Von *Ph. Wegener.*
2. Skandinavische Mundarten. Von *A. Lundell.*
3. Deutsche und niederländische Mundarten. Von *F. Kauffmann.*
4. Englische Mundarten. Von J. *Wright.*

VI. ABSCHN.: MYTHOLOGIE. *Von E. Mogk.*

II. Band 1. Abt.

VII. ABSCHN.: HELDENSAGE. Von *B. Symons.*

VIII. ABSCHN.: LITERATURGESCHICHTE:

1. Gotische Literatur. Von *E. Sievers.*
2. Nordische Literaturen:
   a) norwegisch-isländische. Von *E. Mogk.*
   b) schwedisch-dänische. Von *H. Schück.*
3. Deutsche Literatur:
   a) althoch- und niederdeutsche. Von *R. Kögel.*
   b) mittelhochdeutsche. Von *F. Vogt.*
   c) mittelniederdeutsche. Von *H. Jellinghaus.*
4. Niederländische Literatur. Von *J. te Winkel.*
5. Friesische Literatur. Von *Th. Siebs.*
6. Englische Literatur:
   a) altenglische (angelsächsische). Von *B. ten Brink.*
   b) mittelenglische. Von *A. Brandl.*

ANHANG: ÜBERSICHT ÜBER DIE AUS MÜNDLICHER ÜBERLIEFERUNG GESCHÖPFTEN SAMMLUNGEN DER VOLKSPOESIE:

a) skandinavische Volkspoesie. Von *A. Lundell.*
b) deutsche u. niederländische Volkspoesie. Von *J. Meier.*
c) englische Volkspoesie. Von *A. Brandl.*

IX. ABSCHN.: METRIK:

1. Metrik der altgerman. Alliterationsdichtung. Von *E. Sievers.*
2. Nordische Metrik. Von *E. Sievers.*
3. Deutsche Metrik. Von *H. Paul.*
4. Englische Metrik. Von *J. Schipper.*
   Metrik der alliterierenden Dichtung. Von *K. Luick.*

II. Band 2. Abt.

X. ABSCHN.: WIRTSCHAFT. Von *K. Th. von Inama-Sternegg.*

XI. „ RECHT. Von *K. von Amira.*

XII. „ KRIEGSWESEN. Von *A. Schultz.*

XIII. „ SITTE:

1. Skandinavische Verhältnisse. Von *F. Kålund.*
2. Deutsch-englische Verhältnisse. Von *A. Schultz.*

ANHANG: DIE BEHANDLUNG DER VOLKSTÜMLICHEN SITTE DER GEGENWART. Von *E. Mogk.*

XIV. ABSCHN.: KUNST:

1. Bildende Kunst. Von *A. Schultz.*
2. Musik. Von *R. von Liliencron.*

GESAMTREGISTER.

Geoffrey Chaucers Werke übersetzt von A. von Düring.

I. Band: Das Haus der Fama. Die Legende von guten Weibern. Das Parlament der Vögel. brosch. M. 3. — geb. M. 5. —

II. Band: Die Canterbury-Erzählungen I. Thl. (ungekürzt.) brosch. M. 3. — geb. M. 5. —

III. Band: „ „ „ II. „ „ brosch. M. 5. — geb. M. 7. —

IV. Band: Troilus und Chryseide.

V. Band: Die übrigen Gedichte unzweifelhaft echten Ursprungs.

(Band IV. u. V. befinden sich in Vorbereitung).

Schon seit geraumer Zeit hat man in Deutschland begonnen, dem „Vater der englischen Dichtung“, Geoffrey Chaucer, diejenige Aufmerksamkeit zuzuwenden, die er vermöge seiner massgebenden literargeschichtlichen Stelle an der Schwelle der Renaissance und des eigenthümlichen Reizes seiner Werke mit Fug und Recht beanspruchen darf. In hohem Grade mannigfaltig waren die Fragen, deren Erörterung und Beantwortung sich tiefer Eindringenden als nothwendig erwies. Es galt, nachdem englischer Patriotismus für ausgiebigere Heranziehung des handschriftlichen Materials gesorgt, methodische Untersuchungen über die Sprache und Verskunst des Dichters anzustellen, es gelang auf Grund alter Urkunden über die mehrfach dunklen Lebens-Schicksale desselben Licht zu verbreiten, es bedurfte zum Verständniss seiner dichterischen Entwicklung wie zur Klarlegung der vielfach verschlungenen literarischen Zusammenhänge jener Zeit weitgreifender Forschungen über die zeitliche Aufeinanderfolge seiner Werke und das Verhältniss zu ihren lateinischen oder französischen und italienischen Quellen, die ihrem Abschlusse noch nicht zugeführt sind. Dem grossen Publicum musste diese stille Arbeit verdienter Gelehrten verborgen bleiben und doch ist sie die Vorbedingung dafür, dass uns nunmehr die erste Gesammtausgabe von Chaucer's Werken in deutscher Uebertragung geboten werden kann..... Offenbar als προσωπον τηλαυγες, ohne Rücksicht auf die Chronologie, stellt v. Düring „Das Haus der Fama“ (The House of Fame) an die Spitze seiner Sammlung. In der That scheint uns keine Dichtung geeigneter in das Studium Chaucers einzuführen, als gerade diese phantastische Schilderung seiner wunderbaren Luftreise in den Weltraum, wo er sich nach Ovids Vorgang den seltsamen Palast der Fama denkt ...... Es folgt im zweiten Bande die erste Hälfte von Chaucer's unvollendetem Meisterwerke, den Canterbury-Erzählungen. v. Düring wagt es zuerst, uns die Geschichten ganz ungekürzt in deutscher Sprache vorzulegen ..... Dass Boccaccio auf die Composition des Ganzen anregend gewirkt hat, unterliegt keinem Zweifel, dass aber durch die feine Charakteristik der Erzähler und die künstlerische Berechnung, mit der die verschiedenen Geschichten unter die einzelnen vertheilt sind, die Dichtung dem Decamerone überlegen ist, wird ebenfalls allgemein zugegeben. Mit scharfem Realismus, der nicht selten an Shakespeare'sche Art denken lässt, malt der ausgedehnte Prolog die zahlreichen Personen aller Stände, welche Chaucer einst im „Heroldsrock“ zu Southwark rastend vorfand. Alle sind im Begriff, nach Canterbury zum Grabe des heiligen Märtyrers Thomas Becket zu wallfahrten und beschliessen, dass ein Jeder durch Erzählen von Geschichten das Seinige zur Kurzweil beitragen solle. Gemischt, wie die mit überlegener Ironie und köstlichem Humor beschriebene Gesellschaft, deren Mitglieder bis auf die Einzelheiten der äusseren Erscheinungen uns historisch treu vor Augen geführt werden, ist auch der Ton der Vorträge, die man zum Besten gibt. Wir finden z. B. mehr oder weniger freie Umarbeitungen von französischen Fabliaux und erbaulichen Legenden, eine Nachbildung des romanischen Epos Tesaide von Boccaccio, die einem Ritter in den Mund gelegt wird, eine gelungene Parodie der zur Caricatur herabgesunkenen Ritter-Romanze, die Chaucer selbst auf sich nimmt, als in bunter Folge abwechselnd.

Auch ihm gebührt ein Platz in der von ihm selbst geschilderten Ruhmeshalle unter den Dichter-Heroen aller Zeiten. „Dort steht der kräftige, stattliche Mann“, sagt v. Düring mit treffendem Hinweis auf jene Schilderung, „mit den schelmisch-ernsten Gesichtszügen, und den sinnend zur Erde gesenkten, freundlichen, wohlwollenden Augen auf massiver Säule aus derbem Britannia-Metall, verziert mit dem Silberschmelz der lauteren Wahrheit und dem in allen Regenbogenfarben schimmernden Bergkrystall unverwüstlichen Humors.“ Zweifellos wird das neue Werk, ... an seinem Teile dazu beitragen, Chaucer's Ruhm zu verbreiten, es gleicht einem frischen vollduftigen Kranze, der nach nunmehr fünf Jahrhunderten am Fusse seines Standbildes im Palaste der Fama niedergelegt wird.

Allgemeine Zeitung 1886, Nr. 3.

G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 00416 9440